

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.



Jahrgang 1835.

Erster Band.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1835.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

№ 1.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

I.

Des Herrn Geheimen Kirchenraths und Professors Dr. C. Daub Darstellung und Beurtheilung der Hypothesen in Betreff der Willensfreiheit. — Mit Zustimmung des Verfassers aus dessen Vorlesungen herausgegeben und mit einigen Zusätzen über die Lehre vom Gewissen, von der Todesstrafe u. s. f. begleitet von Dr. J. C. Kröger, Katecheten am Waisenhause in Hamburg. Altona 1834. *XII und* 282 *S.*

Es giebt Schriftsteller, welche in der Jugend mit einer raschen Folge von Werken hervortreten, die eine ausgedehnte Productivität verheifst. Aber plötzlich bricht dieselbe ab: entweder das Talent hat sich ausgeschöpft oder die äufsere Veranlassung, die zum Schreiben nöthigte, ist vorübergegangen. Es giebt Schriftsteller, welche ihre Werke in Pausen hervorbringen, je nachdem dieselben innerlich ausgereift sind. Hier, wo ein wahrhafter Trieb vorhanden ist, scheint die Fruchtbarkeit oft mit den Jahren zu wachsen. Aber es giebt auch Schriftsteller, welche im Reichthum ihres schöpferischen Geistes so selig sind, dafs die Darstellung ihres tiefen Lebens für die Welt ihnen zur Nebensache wird. Zugleich sind sie, der Wahrheit oder Schönheit als ihrem Ziel gegenüber, so demüthig, dafs sie jahrelang mit dem Durchdenken und Durarbeiten ihrer Werke auf das Ernsteste sich herumtragen, bevor sie zu einer Mittheilung an das Publicum sich entschliefsen können. Das sind die rechten Grofshändler der Litteratur, die oft erst nach ihrem Tode noch unendliche Schätze heben lassen. In Goethe's, Hegel's, Fichte's, Schleiermacher's nachgelassenen Werken hat unsere Litteratur Beispiele einer so still gepflegten übergewaltigen Productivität eben gegenwärtig. Zu diesen machtvollen Geistern gehört auch Daub. Was durch den Druck von ihm bis jetzt bekannt ward, ist vielleicht kaum ein Drittel seiner vielfältigen genialen Schöpfungen, die er, als akademischer Lehrer, im Theologischen und Philosophischen ausgestreut hat. Möge die göttliche Vorsehung dem edlen Greise vergönnen, noch selbst seine Dogmatik, Moral, Anthropologie u. s. f. der Litteratur zu unsterblichen Denkmalen zu übergeben! — Vorliegende Schrift ist ein Abschnitt aus Daub's Ethik, für dessen Mittheilung wir zunächst Hrn. Kröger unsern Dank zu sagen haben, da er es war, der Daub dazu auf zufällige Veranlassung aufforderte. Wir sind überzeugt, dafs der Wunsch nach umfassenderen Gaben allgemein dadurch angeregt werden wird, weil man aus diesen Vorlesungen die tiefe und doch populare Weise Daub's recht kennen lernen kann, während bis daher das Vorurtheil der Unverständlichkeit Viele vom Studium seiner Schriften zurückschreckte. Freilich, wer gar nicht denken — und doch philosophiren, wenigstens für philosophisch gebildet gelten will, was heut zu Tage nicht wenige wollen, der findet auch hier seine Rechnung nicht, denn die Spekulation kann sich der Popularität wegen nicht zur unmethodischen Sprache des Salonlebens bequemen, wie es neuerlich sogar ein grofser Philosoph wünschenswerth, ja nothwendig zu finden schien, um recht *à la portée des hommes* zu sein.

Sollte das Conversationslexikon unserm Publicum als Norm der Berühmtheit gelten, so wäre Daub nur ein obscurer Theologe, denn man findet darin keine Notiz über Ihn, den wir unbedenklich für den gröfsten der neueren Theologen erklären müssen. Er ist ein ächter Kirchenvater der protestantischen Theologie. Die liebenswürdige Persönlichkeit des Mannes hat Marheineke, wenn wir nicht irren, in seinem Ottomar trefflich geschildert. Daub ist theologisch von gediegener Gelehrsamkeit, aber das reiche Material wird von ihm mit so gründlicher Vernunft beherrscht, dafs es nie als eine

Ostentation hervortritt, durch welche so Viele zu imponiren lieben; in den Wellen seines krystallreinen Gedankenstroms spielt es vielmehr nur so beiher. Er hat, was Gelehrte oft nicht haben, eine eben so weite als tiefe Welt- und Menschenkenntnifs. Die Natur, die Erde, ihre Völker, deren Sitten, Geschicke und hervorragende Individuen, liegen seinem Blick offen. Diese ganze Breite ist bei ihm von dem Sonnenlicht einer glänzenden Phantasie beschienen, welche, im Verein mit solcher Gelehrsamkeit und gigantischen Denkkraft, wohl zu den seltensten Phänomenen gehören dürfte. Auch bei Hegel war diese Verschwisterung, wie es scheint, mit dem Unterschiede, dafs bei ihm das Bild sich innerlich aufdrängt, um in ihm einen Gedankenverlauf für die Vorstellung schlagend zu concentriren; bei D. ist die Phantasie mehr in tausend kleinen Wendungen verstreut und tritt in gröfserem Mafs mehr wie durch einen willkürlichen Act hervor. Noch eigenthümlicher möchte die schöne Jugendlichkeit Daub's sein, die Alles, was er thut, spricht und schreibt, mit ihrem Feuer durchdringt. Diese frische, dieser lebendige Hauch entspringt bei D. aus dem spiegelhellen Adel seiner Seele. Eine für sich rigorose, gegen Andere freundlicherhebende, in der Erscheinung huldvolle Moralität giebt seiner Persönlichkeit eine nur Wenigen eigene unmittelbare Macht und Würde. Wie Viele mögen es in Deutschland nicht schon sein, die seiner Berührung eine herbe aber kraftvolle sittliche Wiedergeburt zu danken haben! Bei der höchsten priesterlichen Dignität ist Daub's salbungvolles Wesen von geselliger Anmuth durchzogen. Was auch Schleiermachern als Menschen so werth machte, finden wir auch bei ihm, eine Feindschaft gegen alles Pfäffische, d. h. gegen alle besonderen Ansprüche, welche Theologen als Knechte Gottes so gern zu machen pflegen.

Was Daub der Wissenschaft eigentlich ist, wird sich erst später recht bestimmen lassen. Darin aber glauben wir nicht zu irren, wenn wir ihn als die wahrhafte Mitte des kirchlichen Glaubens und der Wissenschaft, der Theologie und Philosophie charakterisiren. Unerschütterlich hat er an der Wahrheit des christlichen Glaubens festgehalten. Er ist der, welcher das von der Aufklärung verketzerte Dogma der Trinität mit kindlichem Gemüth in sich aufgenommen und trotz alles Hohns des gegen seine kahle Verständigkeit selbstgefälligen Rationalismus als den absoluten Inhalt der absoluten Religion stätig in lebendiger Seele bewahrt hat. Allein er hat den Glauben nicht als starre Voraussetzung belassen. Unablässig hat er auch die Vernünftigkeit desselben zu erkennen sich bemüht. Keinem Zweifel, auch dem kühnsten und frivolsten nicht, hat er den Rücken gekehrt, sondern jeden mit männlicher Resignation auf den Ausfall des Resultats durchdacht und durchlebt. Wie kein Theologe orthodoxer als er, so dürfte auch keiner im ächten Sinn des Wortes rationalistischer sein. Diese Seite der scharfsinnigkritischen, der tiefsinnig-penetrirenden Forschung ist bei ihm gleich stark mit jener der vertrauensvollen Hingebung. Nie hat er die Eigenthümlichkeit des protestantisch-theologischen Wissens, die durch Exegese des Neuen Testamentes vermittelte Erkenntnifs aus den Augen verloren, aber zugleich hat er die Gestaltung der Philosophie in allen ihren Stadien verfolgt: *er hat die Theologie mit der Philosophie wirklich versöhnt.* Diejenigen, welche nur Ein philosophisches System mit dem theologischen Stoff in Contact gesetzt haben, wie z. B. Wegscheider das Kantische, sind dem ferneren Fortschritt der Speculation fremd geblieben und haben deshalb gegen Schelling und Hegel sich nur polemisch oder mitleidsvoll verächtlich verhalten können. Andere, wie Schleiermacher, haben zwar keinen einseitig philosophischen Standpunkt eingenommen, allein ihr Verhältnifs zwischen Theologie und Philosophie ist ein undeutliches geworden, eine Mischung, in deren zweideutigem Grau die klaren Farben verwischt sind. Es ist unstreitig leichter, bei einem einmal erfafsten System starrsinnig zu verharren, oder eklektisch aus verschiedenen Systemen ein ansprechendes Aggregat „zeitgemäfs" zusammenzustellen, als jede neue Entwicklung mit offenem Bewufstsein zu ergreifen und sich wirklich anzueignen. Die Arbeit, von Kant bis Hegel den Procefs der philosophischen Erkenntnifs durchzumachen und für die theologische Bildung auszubeuten, war nur einem herkulischen Geist möglich, der jeden Kelch bis auf den Boden zu leeren entschlossen war. Diese concrete Vermittelung der Systeme, die jeden laxen Waffenstillstand eines oberflächlichen *juste milieu* weigerte, mufste von Andern, die nicht auf das Princip dieser Metamorphosen achteten, einseitig bald nach diesem bald nach jenem der im Procefs hervortretenden Momente beurtheilt werden und so hat Daub das leicht erklärliche Schicksal gehabt, dafs man ihn immer nur als einen *Parteimann*

behandelte und ihm mit Ausnahme Weniger, wohin besonders Hegel, Franz v. Baader und Marheineke gehören, seine Verdienste zum Verbrechen machte. Doch ist nicht unerwähnt zu lassen, dafs er vom preufs. Staat nicht unbeachtet blieb und durch zwei Vocationen (nach Bonn und Breslau) geehrt wurde. Von Unverständigen hingegen wurde sein kirchlich-gläubiger Sinn als Kryptokatholicismus verdächtigt; seine Theologie als mystisch verschrieen; sein Verhältnifs zur Philosophie als eine sclavische Abhängigkeit dargestellt. Sein Fortschritt von einer Philosophie zur andern galt als eine Ueberläuferei, als Zeichen geistiger Unselbstständigkeit, während gerade hierin Daub's siegerisches Fortstreben zu wahrhafter Freiheit enthalten ist, welche den Widerspruch nicht aus Bequemlichkeit ignorirt, ihn nicht in der Ahnung seiner Berechtigung mit Scheu abweist, sondern mit ihm den Kampf zu seiner Ueberwindung auf sich nimmt. Die so gepriesene Consequenz ist oft weiter nichts als Faulheit, welche den Widerspruch bei Seite schiebt. Jetzt gilt Daub wiederum für einen Schüler Hegel's, für einen parteiisch in dessen Philosophie Befangenen, für einen „Zeloten", und man glaubt genug gegen ihn gethan zu haben (denn für ihn sich zu erklären, wäre ein Verrath an der guten Sache), wenn man auf den Wechsel seiner Bildung hinweist. Die bewegungslose Starrheit gilt der Seichtigkeit mehr als die lebendige Fortbildung.

Von keinem Theologen dürfte daher das Bild, welches im Allgemeinen von ihm vorhanden ist, theils unrichtiger, theils dürftiger sein. Fast überall, wo seiner erwähnt wird, finden wir nur die flache Bemerkung, er habe einen der gelungensten Versuche gemacht, die Identitätslehre auf die Dogmatik anzuwenden. Aber wie diese sogenannte Anwendung von ihm gemacht ist, davon wird nichts verrathen, weil man sie nicht begriffen hat. Daub fing allerdings mit dem Kantischen System in seiner *Katechetik* an, allein schon in den Beilagen zu diesem Buch zeigte sich das Streben, über dasselbe hinauszugehen. In den Studien, die er mit Creuzer als eine Sammlung der Geistesblüthen herausgab, welche das Zusammenleben vieler herrlicher Männer zu Anfang dieses Jahrhunderts ähnlich in Heidelberg herbeiführte, wie am Ende des vorigen in Jena, hatte er schon ganz den Schelling'schen Standpunkt inne. In dem Aufsatz über die *symbolischen Bücher* stellte er das Verhältnifs von Staat und Kirche, von Kirche und Kirche, von Confession und Confession meisterhaft dar; man kann diese an geschichtlichem Tiefblick unendlich reichhaltige Abhandlung als Beginn der Studien ansehen, durch welche es Marheineke gelang, die Symbolik überhaupt zu einer neuen Wissenschaft zu gestalten. Ein anderer Aufsatz beschäftigte sich mit dem Verhältnifs der *theologischen Encyklopädie zum akademischen Studium;* diese goldenen Worte sollten ein Katechismus für alle junge Theologie Studirenden sein, denn die Requisite, welche die Theologie theoretisch an die Intelligenz und praktisch an den Charakter derer macht, welche sich ihr widmen wollen, sind darin mit eben so grofser Umsicht als Inbrunst dargelegt. Den Mittelpunkt dieser Zeit machen die *Theologumena* aus, mit welchen D. die Schelling'sche Philosophie, wenn auch unbewufst, bereits überschritt. Wenn Kant's Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft das vollendetste und in religiöser Hinsicht innigste Werk desjenigen Rationalismus ist, der von der Vernunft als einem nur menschlichen Vermögen ausgeht, so ist Daub's Werk der entschiedene Anfang jener Richtung, welche die menschliche Vernunft in ihrer Einheit mit der göttlichen und die Tradition der Schrift unter diesem Gesichtspunkt erfafst. Die organische Gliederung der Dogmatik erschien hier zum erstenmal als aus Einem Trieb alle Schöfslinge treibend. Die Idee selbst setzte sich in ihre Unterschiede auseinander; der Theologe als Bearbeiter der Wissenschaft trat mit rückhaltloser Selbstentäufserung zurück; die Autorität ward hier die der Wahrheit und ihrer Gewifsheit von sich selbst. Kirchliches Dogma, biblische Lehre, Gewifsheit der Vernunft begrüfsten sich hier zum erstenmal im engsten Verein. Die vernachlässigte durch Kant's Kritik um allen Credit gebrachte Lehre von der Existenz Gottes wurde von Daub zuerst vollständig durchgeführt und bis auf Hegel's Abhandlung über diesen Gegenstand ist noch nichts Besseres darüber gesagt worden, wenn auch einzelne Seiten der Beweise seither schärfer entwickelt sind. Wahrhaft bewunderungswürdig ist uns immer die Weise erschienen, mit welcher D. die Schriftstellen in den Text als zusammenhängende Entwicklung einzuweben gewufst hat. So sind sie nicht blofs eine Notiz für die identische Bewährung des Begriffs, vielmehr, nähme man alle diese Stellen für sich heraus, so hätte man eine speculative Dogmatik mit den Worten des Neuen Testamentes. Die *Einleitung* zu diesem Werk gab er später ausführlich nach Vorlesungs-

heften heraus; der Anfang derselben ist ausgezeichnet schön; er entwickelte darin den Begriff der Eitelkeit der Welt und der göttlichen Seligkeit mit der lächelnden Ruhe eines Spinoza und der freudig aufjauchzenden Fülle eines Paulus. Wie sehr D. während dieser Zeit in der Theorie der Erkenntnifs fortschritt, zeigte seine Eröffnung der theologischen Partie der *Heidelberger Jahrbücher*, worin er, in Bezug auf die Theologie, mit vielen interessanten historischen Bemerkungen, den Unterschied des mystischen, reflectirenden und contemplativen Erkennens auseinandersetzte. Noch manche kleinere Abhandlung wäre hier zu nennen z. B. das Programm *de homine mortis sibi conscio*, eine geistreiche Anzeige von Göschel's Schrift über *Faust* und den *ewigen Juden* in den Schwarzischen Annalen, im Juniheft von 1824 u. s. f. Der Kampf, in welchen Daub durch die Hegel'sche Philosophie mit der Schelling'schen, so wie selbst mit der Orthodoxie gerieth, ist in seinem *Judas* enthalten. So wie der Sieg erfochten war, mufste es D. unmöglich werden, die schon ausgearbeitete Fortsetzung folgen zu lassen. Man mufs dies Werk als einen eben so wichtigen Wendepunkt der *theologischen Moral*, wie die Theologumena der *Dogmatik* ansehen. Ein streng systematischer Verband fehlt. Mit synoptischer Exegese fängt es an, mit metaphysischen, gegen die Phänomenologie und Logik von Hegel gerichteten Speculationen über den Raum, über das Widernatürliche, über die universelle Realität der Vernunft und ähnlichen hört es auf. Aber jeder einzelne Abschnitt ist ein in sich geschlossenes Ganze. Wir wüfsten kein Buch zu nennen, in welchem die grundlos-willkürliche Negation der Nothwendigkeit und Freiheit als das Wesen des Bösen mit so viel Gründlichkeit und Unschuld, worin die mannigfachen Erscheinungen desselben in allen Gebieten des Lebens, im Gesetz, in der Macht, in der Lüge, im diabolischen Wunder u. s. w. so scharf und vielseitig ergriffen wären. Die Complication und Conspiration aller Mächte des Bösen im Verurtheilungsprocefs Christi ist hier bis jetzt unübertroffen dargestellt. Die Erkenntnifs erweitert sich und reinigt zugleich das Herz, das vor den Abgründen schaudert, in welche ihm der Blick eröffnet wird. Man weifs nicht, soll man mehr den weltrichterlich theologischen Ernst und den kaltblütigen Muth der Speculation oder aber die psychologische Spürkraft und Wärme der Gesinnung bewundern. Wie viele nebenbei reichlichst verstreute Untersuchungen hier vorkommen, versteht sich von selbst; namentlich ist die über Lessing's *Nathan* so vortrefflich, dafs die theologische Bedeutung dieses epochemachenden Drama's hier wohl ein für allemal begründet ist.

Seit der Herausgabe dieses Werkes schwieg Daub. Er mufste so viel Mifsverständnifs, Verkennung und üblen Willen erfahren, dafs ihm nicht zu verargen war, wenn er die Stellung einer gewissen Selbstgenügsamkeit annahm. Seit einiger Zeit jedoch scheint die Neigung zu litterarischen Mittheilungen in ihm wieder erwacht zu sein. Es erschien unlängst in den theologischen Studien von Ullmann und Umbreit eine Abhandlung über den *Logos* von ihm, worin er den Begriff des göttlichen Geistes, der Vernunft, des ob- und subjectiven Denkens, des Sprechens und des Namens in so strictem Zusammenhang entfaltete, dafs erklärlich wird, wie den durch das historische Element der Idealität des Denkens entwöhnten Theologen hier nur ein Scholasticismus des luxurirenden Verstandes da zu sein scheinen mochte. Die folgende Schrift von der *Selbstsucht in der dogmatischen Theologie jetziger Zeit* hat Aufsehen zu machen angefangen, weil sie über so Vieles und *implicite* über so Viele den Stab bricht und nun die Frage nach Daub's eigentlicher Confession hervorgelockt hat. Einer Zeit, welche, wie im Politischen, so auch im Religiösen und Philosophischen, die Entscheidung gern durch Stimmengeben und Abzählen der Stimmen herbeiführen will, ist es natürlich, dafs sie auf individuelle Glaubensbekenntnisse dringt, um aus der Majorität sich eine „unanstöfsige" Wahrscheinlichkeit zu erbetteln. Aus der Beurtheilung das Princip der Kritik zu diviniren, erfordert freilich mehr Mühe, als Recensenten sich nehmen dürfen, denen es bekanntlich immer entweder am Raum oder an der Zeit gebricht. Dafs damit so viel wie nichts gesagt wäre, wenn man auch hier das abgedroschene Lied wieder anstimmte, der Verf. habe Hegel's Ansichten auf die Theologie angewendet, scheint man denn doch gemerkt zu haben.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 2.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Des Herrn Geheimen Kirchenraths und Professors Dr. C. Daub Darstellung und Beurtheilung der Hypothesen in Betreff der Willensfreiheit.

(Schlufs.)

Man könnte das Werk vielleicht als eine *Phänomenologie aller Dogmatik* darstellen, denn die Dogmatik jetziger Zeit ist eben Resultat der Dogmatik früherer Zeit; die Standpunkte, die in jener auftreten, sind durch die Bewegung der früheren vermittelt. Die Dialektik dieser verschiedenen Positionen ist von Daub mit unendlicher Herrschaft über den complicirten Stoff entwickelt. Das Komische der Selbstvernichtung des Gefühls, des gelehrten, des praktischen, skeptischen, kritischen und gemüthlichen Verstandes ist mit einem Humor geschildert, der nur aus vieljähriger Vertrautheit mit diesen Materien in solche Blitze ausschlagen konnte. Von sich als sich selbst Belügenden und Betrügenden zu vernehmen, mufste freilich die Theologen aufbringen und so haben sie denn, ohne Sinnesänderung, geeilt, dem Prediger in der Wüste den Vorwurf der eigenen Selbstsucht — für die Hegelsche Philosophie zurückzugeben. Nichtsdestoweniger steht das alte Gebäude der gelehrtsupranaturalistischen, wie der kritischrationalistischen Theologie einmal in Flammen und die Bewohner werden theils Sardanapalisch mit ihren Schätzen, den Büchern und Meinungen, verbrennen oder durch Flucht auf einen andern Standpunkt sich retten müssen. Auch über diese Nothwendigkeit werden Viele noch eine Zeitlang sich selbst belügen und betrügen können, bis die Nothwendigkeit sie als Noth ereilen wird.

Sollte man an Daub etwas tadeln, so wäre es die *Form*. Er hat in der Sprache Vorzüge, wie sie mit einem so gründlichen Denken nothwendig verbunden sein müssen: Bestimmtheit des Einzelnen und strenglogischen Zusammenhang des Ganzen. Er hat Vorzüge, wie sie aus einer so umfassenden Belesenheit, vielfältigen Lebenserfahrung und kräftigen Phantasie entspringen müssen. Endlich Vorzüge, wie sie allein durch lauterste Sittlichkeit gegeben werden können; dafs jedes dogmatische Element auch eine ethische Beziehung hat, wird man bei keinem Theologen so, wie bei ihm, durchempfinden, wenn gleich andere Dogmatiker von der Moral zu reden nicht müde werden. Allein er hat eine Eigenschaft, welche ihm den Leserkreis verdirbt, das *Periodische seiner Structur*. Die Denkkraft ist jetzt, wo die ganze Litteratur in Heften und Bildern für das kurzathmige Leben zugerichtet wird, bei Vielen so ungeübt, dafs die logische Bündigkeit ihnen zu einem Zwange wird, den sie sich von der Willkür angethan glauben. „Madensprünge", wie Jean Paul es nennen würde, sind jetzt die Perioden der Eilfertigkeit, welche auch die Philosophie und Theologie zu einem Zeitvertreib degradirt wünscht. Kurze, überschauliche Sätze, keine kunstreich verschlungene Perioden; kurze Anzeigen, keine gründlich auf die Sache eingehenden Kritiken; leichtdurchgelesene Compendien, keine weitläufigere Behandlung eines Gegenstandes. Daub greift in der Energie seines Denkens viele Gedanken auf Einmal in ihrer Verkettung zusammen. Seine Perioden gleichen grofsen Mänteln, deren Weite sich faltig um die knapper anliegende Kleidung umschlägt. Ihm ist wegen seiner Virtuosität im Periodenbau vom Journalstyl der Vorwurf eines verworrenen, schleppenden Geschreibes gemacht. Auch ist nicht zu leugnen, dafs der Styl nicht selten breit wird, dafs die Masse sich oft schwer wie in Flufs gebrachtes Metall fortwälzt. Zur Entschuldigung mufs nun bemerkt werden, dafs auf Daub's schriftliche Darstellung die *mündliche* unstreitig grofsen Einflufs gehabt hat. Dem vieljährigen, überaus eifrigen Lehrer haben sich gar manche Eigenheiten der mündlichen Rede, namentlich auch treffende Wortspiele, in die schriftliche hinübergezogen. Für das *Vorlesen* sind daher seine

Schriften vollkommen geeignet. Aus jenem Verhältnifs zur Jugend sind auch sowohl die vielen Wiederholungen zu erklären, um die Consequenz des Ganges in Erinnerung zu bringen, als die zwischeneingeflochtenen Erläuterungen, um nichts unverstanden zu lassen. Daub für sich ist natürlich über dies pädagogische Gerüst hinweg; für die Lernenden ist es zweckmäfsig und erst dem Reiferen wird es dadurch beschwerlich, dafs es die Einfachheit der zu Grunde liegenden organischen Gestalt oft verdeckt, etwa, wie an grofse Kathedralen Häuser und kleine Buden angelehnt sind und den Anblick der architektonischen Schönheit verbauen. Daub verfährt *dialektisch*; durch jene Manier gewinnt es aber den Anschein, als sei seine Methode nur *dogmatisch.* Wo er in der letzten Zeit als Schriftsteller aufgetreten ist, hat er jedoch den dialektischen Procefs mit sicherem Tact durchgeführt.

Hier, in diesen Vorlesungen, sind nicht dieselben Anforderungen zu machen; aber nirgends wird man die Strenge der Anordnung und die glückliche Angemessenheit des Ausdrucks vermissen. Schleiermacher regte in seinen Vorlesungen auf, weckte den wissenschaftlichen Sinn, stellte eine Menge von Aufgaben — gewifs ein unendliches Verdienst; Daub fügt zur Erregung in seinen Vorträgen die Befriedigung hinzu. Wir freuen uns jedesmal, wenn wir wieder ein Werk erhalten haben, in welchem der redliche Ernst des Erkennens überall sichtbar ist, weil nicht zu leugnen steht, dafs unsere Zeit mehr das prahlerische Ankündigen zukünftiger Metamorphosen der Wissenschaft, als den wirklich mit der Sache beschäftigten Sinn begünstigt. Den *Inhalt* der vorliegenden recht aus dem Vollen geschöpften Schrift kennen zu lernen, müssen wir den Leser an ihr eigenes Studium verweisen. Nur im Allgemeinen wollen wir denselben angeben.

Die Elemente der Persönlichkeit sind, was die Intelligenz anbetrifft, das Gewissen, was den Willen angeht, die Freiheit des Willens. Freiheit also und Gewissen sind aus Einem Princip die beiden alle menschliche Persönlichkeit constituirenden Elemente. Wird das Ich zum wirklich persönlichen Subject, so werden sie Bestimmtheiten desselben; der Mensch *ist* Person und *hat* Gewissen. Wenn nun unbegriffen bleibt, wie Freiheit mit der Nothwendigkeit besteht, oder wenn gar das Zusammenbestehen beider für unbegreiflich erklärt wird, so ist ein *Zweifel* möglich, theils, ob nicht das *Gewissen* ein nur Gemeintes; theils, ob nicht auch die *Freiheit* des Willens nur ein leerer Gedanke sei, oder aber ob der Gedanke des Gewissens und der Freiheit einen wahrhaften Gegenstand haben? Schlägt die Dubitation in *Negation* aus, so kann 1) die Erfahrung von der Wirklichkeit des *Wissens* überhaupt zugegeben werden. Aber, dafs wir ein vom Wissen durch Wahrnehmung u. s. w. erworbenes absolut verschiedenes *unerworbenes* Wissen haben, kann nicht erfahren werden und ist darum zu leugnen; 2) das Wollen giebt sich durch eigenes und fremdes Beschliefsen Jedem kund und kann also erfahren werden; aber, ob das *Wollen an sich frei* sei, kann bezweifelt und geleugnet werden. So entspringt auf der einen Seite der *Indifferentismus*, auf der andern der *Fatalismus.* Der Gedanke des Gewissens hat ursprünglich eine Beziehung auf Gott; in dieser Beziehung ist daher der Indifferentismus *a*) der *dogmatische.* Er leugnet das Sein Gottes nicht; wohl aber, dafs irgend eine der vielen Religionen, welche die Geschichte wie die eigene Erfahrung kennen lehrt, an und für sich Nothwendigkeit habe; eine jede habe Mängel im Inhalt wie in der Form, weshalb es eben indifferent sei, welcher Religion Jemand angehöre; hier könne man wählen. Wird die Wirklichkeit des Gewissens einfach abgeleugnet, so entsteht *b*) der *praktische* Indifferentismus, der die absolute Nothwendigkeit des Gesetzes leugnet, weil *die Gesetze* eben so wohl constituirt als abrogirt werden könnten. Durch die Macht wird er zum *Despotismus*, durch den Reichthum zum *Libertinismus.* — Der Fatalismus ist als praktischer zunächst vom *ästhetischen* zu unterscheiden, der jedoch die Freiheit des Willens nicht als solche leugnet. Als *praktischer* ist er *a*) der *empirische*, wenn die Gründe für die Abnegation der Freiheit aus der Erfahrung genommen werden. Dies können sein *α*) historische, *β*) natürliche, wodurch der historische und naturalistische Fatalismus entsteht. *γ*) Werden die Gründe *αα*) aus der inneren Erfahrung der menschlichen Seele hergenommen, so entsteht der psychische Fatalismus oder Determinismus; wenn *ββ*) aus dem Verhältnifs Gottes zur Welt, so entsteht א) die Prädestination des Augustinischen, ב) die Verhängnifslehre des Mohamedanischen Supranaturalismus. 2) Der *intelligible* Fatalismus ist der von E. Schmid aus der Kantischen Philosophie herausgebildete, dafs der Mensch im Wollen des Guten frei, im Wollen des Vernunftlosen unfrei, einem Fatum,

dem Radicalbösen unterworfen ist. Dafs das Böse möglich ist, mufs seinen Grund in einem Substrat der Erscheinung, einem unbekannten Ding an sich, einer Intelligenz haben, weil sonst das Wollen vom Gegentheil dessen, was zufolge der praktischen Vernunft sein soll, unbegreiflich wäre.

Jede dieser Hypothesen ist aus sich selbst entwickelt und widerlegt. Eine Menge der interessantesten Bemerkungen über Gesetzgebung, Verfassung, über den Orient, über Napoleon, Cäsar u. s. f. hat sich dabei angesammelt. Für die Krone des Ganzen halten wir die Darstellung und Widerlegung der supranaturalistischen Theorie. Auch thut sie unserer Zeit besonders Noth, weil sich hinter den Formeln vom Willen Gottes, von der Vorsehung u. s. f. oft nichts anders als der purste Fatalismus verbirgt. Die verzagte Schwäche tröstet sich mit dem Fatalismus eben sowohl als der Trotz der Stärke. Was aber den Indifferentismus betrifft, so ist ein ganzes Geschlecht desselben erwachsen. Die *roués*, von denen jetzt unsere grofsen Städte wimmeln, mögen sie nun mit demagogischer Frechheit, wie in Deutschland, auftreten, oder mit witziger Abgeschliffenheit, wie in Frankreich, oder mit der melancholischen Coquetterie eines „verbrannten" Herzens, wie in England, sind nichts anders, als Indifferentisten und gelegentlich — Fatalisten, immer aber Gegner der wahrhaften Willensfreiheit.

Karl Rosenkranz.

II.

De Leibnitii philosophia, dissertatio. Auctore Julio Schaller, phil. Dre. Halae 1833. — 74 S.

Das Schicksal, citirt und gelobt, aber nicht gelesen zu werden, möchte von allen neuern Philosophen Keinen so sehr getroffen haben, als Leibnitz. Es ist nicht zu leugnen, dafs seine Schriften durch ihre Beschaffenheit einen Theil der Schuld tragen. Es ist nämlich mifslich, ein philosophisches System in lauter kleinen Schriften, welche die Gestalt ephemerer Erscheinungen an sich tragen, in Briefen oder im leichten Ton des Gesprächs darzustellen. In den Theilen, welche ihrer ganzen Natur nach mehr der populären Behandlung fähig sind, ist dies noch eher zu dulden, ja kann sogar als zweckmäfsig erscheinen, je mehr aber die speculative Tiefe des Gegenstandes sich geltend macht, um so unbequemer wird es, die Wahrheit in dieser Form verhüllt zu finden, um so eher wird diese Form, anstatt sie zugänglich zu machen, von der Wahrheit entfernen. Denn die Popularität der Form läfst natürlicher Weise einen leichten, vulgären Inhalt vermuthen, zeigt sich nun der Inhalt, trotz der leichten Form, nicht so, wie alle übrigen Gegenstände der Conversation, so wendet man sich von ihm als einem dunkeln, mystischen, ab. So möchte mit in der Form der Leibnitzischen Werke der Grund liegen, warum seit Wolf's Vorgange die Theile seiner Philosophie, in welchen die gebildete Reflexion fort kann, in Ehren blieben, z. B. die logischen Bestimmungen, die Lehre von den Erkenntnifsprincipien, die popular gehaltne Theodicee u. s. f., dagegen die Monadologie, und was mit der zunächst zusammenhängt, vergessen ward.

Als nun in neuerer Zeit auf dieses Vernachlässigte als auf das Wesentliche aufmerksam gemacht ward, als Fichte auf Leibnitz hinwies, Schelling die Hoffnung aussprach, dafs jetzt endlich Leibnitz möchte verstanden werden können, als Erscheinungen, wie z. B. Herbart, von selbst auf Leibnitz zurückdeuteten, — da fanden sich denn allerdings Viele verpflichtet, der Vergessenheit zu entreifsen, was ihr nicht gehört, aber freilich schreckte sie der mühsame Weg, und trotz aller Lobeserhebungen, mit welchen Leibnitz jetzt wieder überschüttet wird, haben wir noch keine einzige ausführliche Darstellung seines Systems erhalten, welche genügte. Es sind nämlich zwei Klippen, an welchen bisher alle mehr detaillirten Darstellungen scheiterten. *Entweder* ward die oben erwähnte Parthie nur wie ein unvermeidliches Uebel mit behandelt, und man war froh, wenn man erst bei den bekannten Vorstellungen von den angebornen Ideen, oder beim Optimismus u. s. f. angelangt war, — *oder*, wenn dies nicht der Fall war, wurde das Schwierige und das Populare, wie zwei ganz disparate, von einander unabhängige, Bestandtheile behandelt und gar kein organischer Zusammenhang nachgewiesen etwa zwischen der prästabilirten Harmonie und den Erkenntnifsprincipien u. s. f. Beide Mängel hat eine Darstellung der Leibnitzischen Philosophie zu vermeiden, und dabei aus der grofsen Masse den wissenschaftlichen Gehalt rein auszuscheiden und in ihm angemessener Form darzulegen.

Die vorliegende Dissertation zerfällt in drei Capitel, von denen das *erste* als Einleitung an Cartesius und Spinoza anknüpft, das *zweite* die Philosophie des Leibnitz enthält, das *dritte* kurz den Uebergang zu Wolf andeutet. Was nun *Cap. I.* betrifft, so erlaubt sich der Referent nur die Bemerkung, dafs es wenigstens ungenau ist, zu sagen, dafs bei Cartesius Denken und Ausdehnung Substanzen seien, — ferner dafs, wenn gleich das Ende des Cartesianism der Dualism ist, dennoch dieses dem Anfang desselben gar nicht widerspricht, da, wie Feuerbach und der Referent gezeigt haben, im *Cogito ergo sum* der Dualism liegt. *Cap. II. behandelt* in fünf Abschnitten die Leibnitzische Philosophie. Im *ersten* wird als (materiales) Princip das der Individuation oder Reflexion in sich bestimmt, p. 4, nach welchem bei jeder Substanz, fern von jeder Passivität, alle Bestimmungen nur Manifestationen ihrer selbst seien. Der *zweite* Abschnitt enthält die Monadologie, und zwar wird 1) von der *Monade* p. 6 gezeigt, dafs sie, als

vorstellend, ihr Anderes an ihr selbst habe, Entelechie sei p. 8; — 2) wird die *Vielheit der Monaden* p. 8 betreffend, richtig getadelt, dafs die Vielheit, die sich aus dem Begriff der Monas ergiebt, empirisch aufgenommen sei, dann wird der Unterschied zwischen Vorstellung, Apperception und Selbstbewufstsein dargestellt, — p. 10. endlich nachgewiesen wie, eben weil keine Passivität in der Monade ist, ihre Beziehung aufser ihnen, die Determination, Prädestination, unbegreifliche prästabilirte Harmonie, sei p. 14; — 3) wird, wo die *monas monadum* als Inbegriff aller Realitäten bestimmt wird, gerügt, dafs nicht auch in ihr die negative Beziehung auf sich, wodurch Gott Schöpfer sei, anerkannt werde. — *Der dritte Abschnitt,* p. 16, der von der Natur der Dinge handelt, enthält 1) den schwierigen Punkt von der *Materie* in einer sehr lobenswerthen Deutlichkeit, nach den Briefen an des Bosses; — nachdem aufmerksam gemacht ist, dafs man bei dem „Haufen von Substanzen" Kategorien, wie Nähe, Berührung, vergessen müsse p. 18 — zeigt er, dafs die Masse nur *Phänomen* ist, das heifst nicht für sich existirt, sondern nur in dem Percipirenden, das alle diese Perceptionen umfafst, dafs sie also existirt durch Aggregat schlafender Monaden *und* eine, verworren vorstellende, Monade — 21. — Hieran knüpft sich, nachdem 2) von Raum und Zeit gehandelt ist, 3) die Beschränkung an (nach dem letzten Brief an des Bosses), dafs bei den organischen Geschöpfen zu der Masse als Phänomen, noch etwas hinzutrete, welches als reelles, substantielles Band, *die* Einheit der Substanzen zu Wege bringt, welche im Organismus sich findet, und durch die prästabilirte Harmonie allein nicht zu erklären ist. — 26 — 28. — Nachdem dann von der Präformation und Unsterblichkeit die Rede gewesen, wird die Verbindung von Leib und Seele näher bestimmt — 31, — die darin liegt, dafs die herrschende Monas (Seele) und das Aggregat von Monaden, (Körper) *eine* Welt vorstellen. — Der *vierte Abschnitt* handelt von der menschlichen Erkenntnifs — 35 — bestimmt das Wesen des Geistes als Denken, giebt die Lehre von den angebornen Ideen und Wahrheiten, von der Zurückführung aller Wahrheiten auf solche primitive — geht dann zu den Principien der Erkenntnifs über, zeigt — 41 den Zusammenhang des *princ. contradictionis* mit dem Begriff der logischen Möglichkeit, und deren Verhältnifs zur realen, behandelt das *princ. indiscernibilium*, zeigt endlich vom *princ. rationis sufficientis*, dafs, da es den Zweckbegriff in sich schliefse, es im innigsten Zusammenhange stehe mit der prästabilirten Harmonie, als dem allgemeinen Zweck. 46. 47. — Der *fünfte Abschnitt*, von Gott und der Welt, ist eine Darlegung der Leibn. Theologie namentlich nach *causa Dei.*, — 56 wird die Theodicee sehr treffend eine Auslegung des *princ. rationis sufficientis* genannt. —

Cap. III. wird nachgewiesen, dafs es die Anwendung der von Leibnitz gelobten mathematischen Methode und die ausschliefsliche Behandlung der Lehre von den Erkenntnifsprincipien sei, welche Wolf zu seinem Geschäft gemacht habe, wodurch allmählig Leibnitz in Vergessenheit gerathen sei.

Dieser Auszug wird es rechtfertigen, wenn Referent jetzt seine Freude ausspricht, dafs der Verfasser vorliegender Dissertation alle die Gesichtspunkte, die oben als nicht aufser Acht zu lassende bestimmt wurden, fest im Auge behalten, und in allen dreien recht Dankenswerthes geliefert hat. Es ist *erstlich* die ganze Darstellung aus einem fleifsigen Studium der Leibnitzischen Schriften hervorgegangen, und ist klar und bestimmt; wo es möglich, sind Leibnitz's eigene Worte beibehalten. Die eingestreuten Bemerkungen sind meist treffend, wenn gleich im Einzelnen Manches etwas künstlich hineingetragen scheint, so z. B. dafs mit dem Princip der *Einheit* die *vereinigenden* Versuche Leibnitzens hinsichtlich der Religion zusammenhängen, — eben so ist p. 58 Manches, was allerdings wahr ist, so hinzugebracht, dafs es den Faden unterbricht, und statt Leibnitzens Lehre Consequenzen derselben erzählt werden. *Zweitens* ist gerade der schwierigere Theil der Leibnitzschen Lehre einem sehr ernsten Nachdenken unterworfen und mit vieler Liebe behandelt, — *endlich* ist der Zusammenhang zwischen den einzelnen Theilen vom Verfasser stets im Auge behalten. Sehr treffend ist dieser Zusammenhang nachgewiesen zwischen dem *princ. rationis sufficientis* und der prästabilirten Harmonie, eben so zwischen dieser und der Theodicee, eben so zwischen der Monadenlehre und dem Zweck der Schöpfung. — Wo der nähere Zusammenhang dem Verfasser nicht sichtbar war, hat er doch nach ihm geforscht, wo er fehlte, den Mangel gerügt. Hier möchte es freilich zu viel gesagt sein, dafs das *princ. contradictionis* im Widerspruch stehe mit der Monadologie. —

Indem der Referent dem Verfasser für seine Arbeit dankt und den Wunsch ausspricht, derselbe möge seine historischen Forschungen, zu denen ein speculatives Interesse ihn so wohl befähigt, fortsetzen, mufs er hinsichtlich *dieser* Arbeit doch noch eines Punktes Erwähnung thun. Sie ist, nach den angehängten Thesen zu urtheilen, eine Inauguraldissertation, und darin mag wohl die Wahl der lateinischen Sprache ihren Grund haben. Man ist nun allerdings, wegen des innern Widerspruchs, der darin liegt, philosophische Untersuchungen unserer Tage in einer todten Sprache darzustellen, — gewohnt, es darin nicht genau zu nehmen, indefs hat doch Alles sein Maafs, und der Verfasser möge es Keinem verübeln, der bei der vorliegenden Arbeit (z. B. p. 14) manchmal das Gefühl hat, als würden gute Gedanken in der Mundart vorgetragen, die man Rothwälsch zu nennen pflegt. —

Dr. Erdmann.

№ 3.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

III.

Matériaux pour l'histoire du christianisme en Égypte, en Nubie, et en Abyssinie, contenus dans trois mémoires académiques sur des inscriptions grecques des V. et VI. siècles; par Mr. Letronne. Paris, 1832.

Der Eifer, welcher in den neuesten Zeiten auf die Aufsuchung der alten Inschriften Aegyptens verwendet worden ist, hat sich nicht nur auf die mit ägyptischer Schrift aufgezeichneten, sondern auch auf die in griechischer Sprache abgefafsten, so wie auf die griechischen Papyrusrollen erstreckt. Die Erklärung dieser ägyptisch-griechischen Denkmäler, obgleich manche Probleme darbietend, ist doch bei weitem nicht mit solchen Schwierigkeiten umgeben, wie die Erklärung der in ägyptischer Sprache und Schrift aufgezeichneten. Daher hat sich denn der Inhalt jener griechischen Inschriften und Papyrusrollen auch schon viel vollständiger ermitteln lassen, und er hat nicht nur über die politischen, religiösen und häuslichen Verhältnisse des ptolemäischen, römischen und byzantinischen Aegyptens, sondern auch über den Inhalt der ägyptischen Texte selbst manches dankenswerthe Licht verbreitet. Niebuhr, Boeckh, Buttmann, Letronne, Peyron, Reuvens, Young, haben sich um die Erläuterung der ägyptisch-griechischen und der nubisch-griechischen Denkmäler die gröfsten Verdienste erworben. Letronne's vieljährige Beschäftigungen mit diesem Gegenstande haben ihn auch zur Ausarbeitung der vorliegenden drei Abhandlungen geführt, welche eigentlich zum neunten, und dem noch nicht erschienenen zehnten Bande der *Mémoires de l'Académie des inscriptions et belles lettres* gehören, hier aber zusammen abgedruckt worden sind in einer besonderen Ausgabe, von welcher man nur hundert Exemplare gedruckt hat, und die nicht in den Buchhandel gekommen ist. Der Hauptpunkt, welchen diese drei Abhandlungen aus Inschriften erläutern, ist die nähere Ermittelung der Zeit, in welcher der heidnische Cultus in Aegypten wirklich aufhörte, und der Zeit, in welcher das Christenthum in Abyssinien und Nubien gegründet ward. Die Abhandlungen sind daher für die Kirchengeschichte wichtig, und stützen sich auf unbestreitbare und klare Denkmäler.

Die *erste Abhandlung* beschäftigt sich mit der Inschrift des Silko, Königes der Nubier und aller Aethiopier, *σιλκὼ βασιλίσκος νουβάδων καὶ ὅλων τῶν αἰθιόπων*, welche in dem Tempel zu Kalapsche, dem alten Talmis, gefunden worden ist. Silko verewiget darin die Siege, welche ihm Gott über die Blemmyer, die Nachbaren der Nubier, verliehen hat. Niebuhr hat diese Inschrift, nach der Abschrift von Gau, in seinen *Inscriptiones Nubienses* erläutert. Er hielt dafür, dafs Silko ein Heide gewesen, und gelebt habe zur Zeit der Kaiser Diocletianus und Maximianus, also gegen no. 300. Die Gausche Abschrift enthielt jedoch einige Lücken, welche Niebuhr dergestalt ergänzte, dafs nun zweimal der Gott Ares in der Inschrift erschien; woraus er denn natürlich die Abfassung der Inschrift durch einen Heiden folgerte. Die Gräcität der Inschrift hätte ihn aber in der That bedenklich machen müssen; sie führt in eine viel spätere Zeit, in die der byzantinischen Gräcität. Letronne hat nun durch Cailliaud eine andre Abschrift der Inschrift erhalten, welche jene Lücken auf eine andre Weise ergänzt, und zwar so, dafs der Gott Ares, und mit ihm die Spur des Heidenthumes, aus der Inschrift verschwindet.

Die erste lückenhafte Stelle lautete nämlich: „ich lasse den Feinden keine Ruhe:"

εἰ μὴ κατηξίωσάν με κ....... ρ .... λ.....

Niebuhr ergänzte: *καὶ ἄρην καλοῦσιν*, und übersetzte: „wofern sie mich nicht anflehen und Ares nennen". Statt dessen giebt nun Cailliaud's Abschrift deutlich:

εἰ μὴ κατηξίωσάν με καὶ παρακαλοῦσιν

„wofern sie mich nicht anflehen und um Vergebung bitten".

Diese Bedeutung des *παρακαλεῖν* erläutert der Verf. aus den Kirchenschriftstellern. Hiernach wäre der eine Ares beseitiget.

Die zweite lückenhafte Stelle schliefst sich unmittelbar an die vorhergehende; der König fügt hinzu:

ἐγὼ γὰρ εἰς κάτω μέρη λέων εἰμὶ καὶ εἰς ἄνω μέρη αρξ εἰμὶ

Statt des unverständlichen *αρξ* restituirte Niebuhr wieder *ἄρης*, und übersetzte: „denn ich bin ein Löwe für die niederen Landschaften, und ein Ares für die hohen Landschaften". Dafs in diesem Sinne dem Löwen eher ein andres Thier entgegengesetzt sein würde, und nicht grade der Gott Ares, fühlte er wohl, und schlug daher auch diese Uebersetzung vor: „denn ich bin ein Löwe in Ansehung des Unterleibes, und ein Ares in Ansehung des Oberleibes". Inzwischen fragte es sich noch immer, was aus dem *αρξ* zu machen sei. Die Abschrift Cailliaud's giebt auch *αρξ*, jedoch mit einem Punkte über dem *P*, um anzudeuten, dafs die Lesung des Buchstabens zweifelhaft sei. Letronne bemerkt nun, dafs unstreitig statt des *P* ein *I* zu lesen sei, woraus sich das grade passende Wort *αἶξ* Ziege ergiebt. Der Sinn ist also:

„für das flache Land bin ich ein Löwe, für die Gebirge eine Ziege"

d. h. ich kann überallhin kommen; keine Gegend wird meine Feinde sichern. Der zweite Ares wäre hiernach auch verschwunden.

Der Vf. geht darauf zu denjenigen Ausdrücken der Inschrift über, welche seines Erachtens den christlichen Abfasser verrathen. Dahin gehört zuvörderst, dafs Silko sagt: „ich bekriegte die Blemmyer"

καὶ ὁ θεὸς ἔδωκέν μοι τὸ νίκημα.

Der Ausdruck *ὁ θεὸς*, in diesem absoluten Sinne gebraucht, konnte nach Letronnes Meinung nur aus einem christlichen Munde kommen. Er giebt zu, dafs der philosophische Styl der Heiden die Wörter *ὁ θεὸς, τὸ θεῖον*, zur Bezeichnung der Gottheit im Allgemeinen gebrauche; aber in öffentlichen Inschriften der Heiden könne ein solches *ὁ θεὸς* nicht vorkommen, es wäre denn, dafs ein specieller Gott, wie Ammon, Hermes, vorher genannt worden, und dann ein nachfolgendes *ὁ θεὸς* sich auf jenen bezöge, mit dem Sinne: „der oben gedachte Gott". Die übrigen heidnischen Inschriften Aegyptens fügen dem *ὁ θεὸς* immer den speciellen Namen bei, und sagen *ὁ θεὸς ἄμμων, ὁ θεὸς σάραπις*. Man könnte nun Hrn. L. einwenden, es sei auffallend, dafs ein Christ dem *ὁ θεὸς* nicht noch irgend ein *Epitheton ornans* beigefügt habe. Indefs müssen wir diesen Einwand sofort fallen lassen, da es in der S. 89 erwähnten, unzweifelhaft christlichen Inschrift zu Philae, welche unter Aufsicht des Bischofes Theodorus gemacht ward, gleichfalls heifst:

ὁ θεὸς αὐτὸν διαφυλάξῃ ἐπὶ μήκιστον χρόνον.

Man könnte ferner einwenden, es sei auffallend, dafs ein Christ gegen Ende des sechsten Jahrhunderts, wohin Hr. L. die Inschrift setzt, bei einer solchen Gelegenheit nicht auch der Namen Christi, der Mutter Gottes und der Heiligen, gedacht habe, da letztere damals in der morgenländischen Kirche schon eine so grofse Verehrung genossen. Inzwischen müssen wir zugeben, dafs diese Erwähnungen nicht durchaus nothwendig gewesen, mit Rücksicht auf die weiteren, von Hrn. L. aufgestellten Anzeichen des Christenthumes in der Inschrift.

Der zweite hieher gehörende Ausdruck ist nämlich dieser, dafs Silko sagt: „ich schlofs Friede mit den Blemmyern"

καὶ ὤμοσάν μοι τὰ εἴδωλα αὐτῶν

„und sie schwuren mir auf ihre Bilder".

Nur die jüdischen Verfasser der Alexandrinischen Version des A. T. und die christlichen Kirchenschriftsteller gebrauchen den Ausdruck *εἴδωλα* zur Bezeichnung der Götterbilder der Heiden. Den Silko aber für einen jüdischen Fürsten zu halten, dazu möchte wenig Grund sein.

Endlich geht Hr. L. die Sprache der Inschrift durch, und weiset darin überall die Worte und Wendungen der byzantinischen Gräcität nach; z. B. *καὶ ὅλων τῶν αἰθιόπων* statt *καὶ τῶν συμπάντων*; ferner das bekannte *νηρὸν* statt *ὕδωρ*. Auch Anklänge an die Phrasen der Kirchenväter und der Alexandrinischen Version des A. T. scheinen sich in der Inschrift zu finden.

Ergiebt sich nun Silko als Christ, so ist, um sein Zeitalter zu bestimmen, die zweite Frage: *wann ward Nubien christlich?* Obgleich als sicher angenommen werden darf, dafs unter Constantin durch Frumentius das Christenthum im nordöstlichen Aethiopien verbreitet ward, so folgt daraus doch nicht, dafs damals auch schon das zwischen dem christlichen Aegypten und dem christlichen Aethiopien liegende Nubien die neue Religion empfangen habe. Im Gegentheil scheint dieses Zwischenland erst beträchtlich später christliche Kirchen erhalten zu haben, und bemerkenswerth ist es, dafs, während in Aegypten und in Aethiopien die christlichen Gemeinden bis auf unsre Zeit fortgedauert haben, sie

dagegen aus Nubien völlig wieder verschwunden sind. Die Blemmyer erscheinen noch in Silko's Inschrift als Heiden, während die Sprache der Inschrift uns in das Zeitalter Justinians führt. Die Blemmyer wohnten, der Inschrift zufolge, damals zwischen Primis und Talmis, also im unteren Thale Nubiens bis an die ägyptische Grenze. Eben so bezeichnet Olympiodor ao. 407—425. ihren Wohnsitz, und beschreibt sie zugleich als Heiden. Auch im Jahre 452. werden sie ausdrücklich als Heiden genannt durch den Geschichtschreiber Priscus, welcher den zwischen ihnen und dem römischen Befehlshaber Maximinus in jenem Jahre abgeschlossenen Vertrag berichtet. Ein Artikel dieses Vertrages bestimmt nämlich, es solle fernerhin den Blemmyern und Nubiern verstattet bleiben, das Bild der Göttin Isis aus dem Tempel zu Philae abzuholen, und es nach einiger Zeit wieder dorthin zurückzubringen. Schon hieraus ergiebt sich, dafs auch zu Philae der heidnische Cultus damals noch bestand. Daher finden wir denn auch bei Marinus im Leben des Proclus etwas nach ao. 486. die Nachricht, dafs zu Philae die Isis noch verehrt würde. Die in der zweiten Abhandlung dieses Werkes erläuterten Inschriften und die Aussage des Procopius zeigen, dafs jener Cultus zu Philae fortdauerte bis zur Regierung Justinians. Procopius nennt denn auch die Blemmyer noch Verehrer der Isis und des Osiris. Südlich von den Blemmyern bis an die äthiopische Grenze wohnten die Nubier, als deren Fürsten sich Silko in der Inschrift bezeichnet: *βασιλίσκος νουβάδων*. Die Zeugnisse von dem heidnischen Cultus dieses Volkes erstrecken sich gleichfalls bis in die Zeit Justinians, und Abulfaragius liefert *Assemani bibl. orient. tom.* 2. *p.* 330. einen Bericht über die Bekehrung der Nubier durch den Presbyter Julianus, welche unter Justinian's Regierung erfolgte. Assemani will diesen Bericht für eine Fabel halten, weil die Aethiopier ja schon viel früher Christen geworden seien, und der Name Aethiopier auch bisweilen zur Bezeichnung der Nubier gebraucht wird. Allein grade nur aus diesem ungenauen Gebrauche des Ausdruckes Aethiopier entsteht Assemani's Zweifel. Der eben angeführte Bericht des Abulfaragius steht in völliger Uebereinstimmung mit den Nachrichten des Priscus und Procopius.

Da nun der nubische König Silko schon als Christ erscheint, so kann er nur nach Justinian gelebt haben. Man kann daher die Abfassung seiner Inschrift ungefähr in die Jahre 580—600. setzen. Vielleicht trugen seine Siege über die Blemmyer selbst dazu bei, bei diesen das Christenthum einzuführen. In den häufigen Kriegen, welche die Völkerstämme der Blemmyer, Nubier und Aethiopier unter einander führten, läfst sich vielleicht eine Ursache für das späte Eindringen des Christenthumes in diese Gegenden suchen. Der römische Einflufs erstreckte sich nicht mehr bis in diese Länder. Schon Diocletian zog die römischen Besatzungen aus Nubien zurück, und beschränkte das römische Gebiet auf Aegypten, daher die Völker südlich von den Wasserfällen des Nils seitdem freien Spielraum erhielten. Die drei Inschriften von Adulis, Axum und Talmis, bezeugen die unter diesen Völkern geführten Kriege. Nachdem nun seit Justinian's Zeit dort das Christenthum Ausbreitung gewonnen hatte, blieb es daselbst nicht lange ungestört; denn schon ao. 641. drangen die moslemischen Araber in Nubien ein. Nach dieser Zeit kann Silko's Inschrift wohl nicht füglich mehr abgefafst worden sein.

Was den Gebrauch der griechischen Sprache in Silko's Inschrift betrifft, so bemerkt der Verf., dafs an den äthiopischen Küsten die griechische Sprache durch die dortigen Handelsniederlassungen sich frühe verbreitete, daher wir sie denn auch in den Inschriften von Adulis und Axum antreffen; dafs hingegen in Nubien die griechische Sprache erst durch Einführung des Christenthumes Eingang fand. Denn fast alle griechische Inschriften, welche südlich von Meharraka gefunden worden, sind aus christlicher Zeit. Die griechische Sprache erhielt sich darauf bei den Nubiern als Kirchensprache, auch nach dem Eindringen der Araber, noch geraume Zeit. Im Tempel von Essabua findet sich eine Inschrift vom Jahre 470., welches nach der *Aera martyrum* gerechnet unser Jahr 753. ist; und der noch spätere arabische Schriftsteller Abu selâch, welchen Quatremère in den *Mémoires géographiques tom.* 2. *p.* 37. anführt, sagt, dafs zu seiner Zeit die Nubier ihren Gottesdienst noch in griechischer Sprache hielten. Den Verkehr der Nubier mit dem Constantinopolitanischen und Alexandrinischen Clerus verräth auch die in den nubischen Inschriften vorkommende Rechnung nach Indictionen, wovon der Vf. mehrere Beispiele anführt.

Die *zweite Abhandlung* beschäftigt sich mit dem Zeitpunkte, bis zu welchem der heidnische Cultus auf der berühmten Insel Philae an der südlichen Grenze

Aegyptens fortdauerte, mit der Rolle, welche diese Insel in der Zeit zwischen den Regierungen Diocletian's und Justinian's spielte, und mit dem Ursprunge und dem Gebrauche der *Aera Diocletiani* oder *Aera Martyrum*. Der Vf. erläutert diese Punkte aus dem Inhalte von vier interessanten, bisher noch nicht bekannt gewesenen, griechischen Inschriften. Drei derselben wurden im Jahr 1829. von Lenormant zu Philae abgeschrieben. Dafs noch über anderthalb Jahrhunderte nach den strengen Edicten des Kaisers Theodosius zu Philae der heidnische Cultus sich behauptete, berichten Marinus, Priscus, Procopius, und dieses Factum wird nun durch jene Inschriften vollkommen bestätiget.

Die eine Inschrift lautet also:

„Anbetung des Smetchem, des Protostolisten, vom Vater Pachumios, dem Propheten, und der Mutter Tsensnet. Ich ward Protostolist im Jahre 165. *Diocletians. Ich kam hieher und verrichtete mein Werk, zugleich mit meinem Bruder Smet, dem Nachfolger des Propheten Smetchis, Sohnes des Propheten Pachumios. Gnädig mögen wir sein unsre Herrin Isis und unser Herr Osiris. Zum Heil! Heute am* 23. *Choiak des Jahres* 165. *Diocletians."*

Wir finden hier eine ganze Priesterfamilie erwähnt: zuvörderst den Vater Pachumios, welcher Prophet war; sodann zwei Söhne desselben, Smet und Smetchis, die gleichfalls Propheten wurden; endlich einen dritten Sohn, Smetchem, welcher Protostolist ward. Die Propheten bildeten einen der vornehmeren Priesterklassen bei den Aegyptern; ihre eigentliche Function ist uns aber nicht bekannt. Der Protostolist oder *Oberbekleider* hatte ohne Zweifel die Function, an Festtagen die Götterbilder mit den Festgewändern zu bekleiden; Maternus bezeichnet diese Priester mit dem Ausdrucke *vestitores simulacrorum divinorum.* An den Bildern der Isis bemerkt man gewöhnlich Löcher, welche zur Befestigung der Gewänder gedient zu haben scheinen. In der zweiten Inschrift finden wir auf ähnliche Weise erwähnt den: „Smetchis, den Protostolisten, Sohn des Pachumios, des Propheten, am 15. Choiak im Jahr 169. Diocletians". Diese Priester scheinen sich also damals bei dem Feste der Isis kurz vor dem Wintersolstitium in den Tempel begeben zu haben, um die Bekleidung der Isis für das Fest zu vollziehen. Die Feste der Isis wurden, wie mehrere alte Schriftsteller berichten, zur Zeit des Wintersolstitiums gefeiert.

Der Monat Choiak des Jahres 169. Diocletians fällt in den December unsres Jahres 453. Obgleich nun nach den vielen früheren Edicten der christlichen Kaiser wider den heidnischen Cultus, unter welchen schon das Edict des Constantius von ao. 353. die Todesstrafe auf heidnischen Cultus setzte: *quodsi quis aliquid forte hujusmodi perpetraverit, gladio ultore sternatur; cod. Theod. XVI.* 10. 4. abermals Theodosius ao. 392. jene Edicte eingeschärft, und die Provincialbeamten für die strengste Ausführung verantwortlich gemacht hatte: *si quid autem ii tegendum gratia, aut incuria praetermittendum esse crediderint, commonitioni iudiciariae subiacebunt:* so sehen wir also dennoch sechszig Jahre später den Isisdienst zu Philae ganz ungestört ausüben, und die damit beschäftigten Priester furchtlos ihre Inschriften öffentlich im Tempel anbringen. Es ist dies grade die Zeit, in welche die schon vorhin erwähnte Verhandlung des römischen Feldherrn Maximinus mit den Blemmyern und Nubiern fällt. Obgleich Maximinus natürlich Christ war, so bewilligte er doch den Blemmyern die regelmäfsige Abholung des Isisbildes von Philae, und auch dafs die hiezu gebrauchten Boote von Aegyptern geführt würden. Er machte zur Bedingung, dafs der Friedensvertrag im Isistempel *ratificirt* würde, *ἐμπεδωθῆναι,* welcher Ausdruck von den bisherigen Uebersetztern des Priscus seltsam übersetzt worden ist durch: *clavis ferreis revinciri.* Ohne Zweifel hielt er dafür, dafs die grofse Autorität des Tempels die Feinde zur gewissenhafteren Erfüllung der Bedingungen bewegen werde. Tillemont ist erstaunt darüber, dafs ein christlicher Befehlshaber solche heidnische Bedingungen habe bewilligen können. Allein er hat die damalige Lage der römischen Grenze im südlichen Aegypten nicht bedacht. Schon Diocletian wich den Blemmyern, indem er ihnen alles Land bis Elephantine überliefs, und durch Befestigungen bei Philae und Geldzahlungen ihre ferneren Angriffe zu verhüthen suchte. Da nun der Tempel zu Philae in grofser Verehrung bei den Blemmyern stand, so konnte schon dies ein Grund sein, jenen Tempel zu schonen. Nach Ablauf des mit den Blemmyern ao. 452. geschlossenen hundertjährigen Friedens, gegen ao. 560. beauftragte dann Kaiser Justinian den Befehlshaber Narses mit der Zerstörung des heidnischen Cultus zu Philae, wie Procopius erzählt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 4.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Matériaux pour l'histoire du christianisme en Egypte, en Nubie, et en Abyssinie, contenus dans trois mémoires académiques sur des inscriptions grecques des V. et VI. siècles; par Mr. Letronne.

(Schlufs.)

Es ist zu erwarten, dafs hierauf im Tempel zu Philae eine christliche Kirche eingerichtet worden, von den Blemmyern dagegen neue Angriffe zu besorgen gewesen. Beide Umstände erhellen denn auch aus einigen christlichen Inschriften, welche zu Philae gefunden worden, und mit denen der Verf. sich hierauf beschäftigt. Der Pronaos des Tempels ward, wie noch deutlich zu sehen ist, in eine Kirche verwandelt, und an einem der Thore des Pronaos findet man die Inschrift:

„*Dieses Werk ward ausgeführt unter unsrem Vater, dem Abt Theodoros, dem Bischofe*".

Eine andre, gegenüberstehende Inschrift lautet:

„*Auch dieses gute Werk ward ausgeführt unter unsrem heiligsten Vater, dem Bischofe Abt Theodoros. Gott erhalte ihn auf längste Zeit*".

Noch eine dritte Inschrift sagt ausdrücklich, Theodoros habe τὸ ἱερὸν τοῦτο gegründet. Das gedachte Werk des Theodoros bestand also ohne Zweifel darin, dafs er die heidnischen Sculpturen im Tempel mit Kalk überziehen liefs, welcher nun zum Theil wieder abgefallen ist, an die Säulen hin und wieder etwas anmauern liefs, und eine Stele von rosafarbenem Granit zum Altar einrichtete. Wann nun aber dieser Theodoros gelebt habe, erfahren wir aus einer vierten Inschrift, welche sich an der Mauer befindet, die als Befestigungswerk die Insel umgiebt. In dieser Inschrift heifst es: „auf Befehl unsrer Herren, Flavius Justinus und Aelia Sophia ward diese Mauer wiederhergestellt unter dem Abt Theodoros, dem Bischofe; am 18. Choiak, der eilften Indiction".

Dies ist die Regierung des Kaisers Justinus II. und das Datum entspricht also dem 14. December unsres Jahres 577. Nachdem nun zu Philae das Christenthum gegründet worden, und von der andren Seite her auch der christliche nubische König Silko das Gebiet der Blemmyer unterworfen hatte, wird wahrscheinlich bald darauf das Christenthum auch bei den Blemmyern eingeführt worden sein. Was den Gebrauch der *Aera Diocletiani* betrifft, so zeigt der Vf., dafs diese Zeitrechnung zuerst von den Heiden in Aegypten gebraucht ward, vielleicht aus Dankbarkeit für die Sorgfalt, mit welcher Diocletian sich der Angelegenheiten Aegyptens annahm, und für den heidnischen Cultus thätig war. Von den Heiden ging der Gebrauch jener *Aera* zu den Christen über, aber anfangs nur für die astronomische Rechnung und die Osterberechnung; in bürgerlichen Angelegenheiten datirten die Christen nach den Indictionen und den Regierungen der christlichen Kaiser. Die Heiden fuhren fort, auch in bürgerlichen Angelegenheiten nach alter Weise jene *Aera* zu gebrauchen, wie es z. B. die Inschriften der Priester zu Philae zeigen. Als aber das Heidenthum gänzlich aufgehört hatte, und Aegypten unter die Herrschaft der Chalifen gefallen war, konnten die Christen dort nicht füglich mehr nach den Regierungen der griechischen Kaiser datiren. Jetzt nahmen sie also auch für bürgerliche Angelegenheiten die *Aera Diocletiani* an, nannten sie aber, um das Andenken an ihren heidnischen Ursprung zu verwischen, nunmehr *Aera martyrum*, obgleich dieser Name nicht genau für sie pafste. Denn die *Aera* beginnt bekanntlich mit der Regierung Diocletian's, und die durch Diocletian verhängte Christenverfolgung trat erst im neunzehnten Jahre seiner Regierung ein. Daher entstanden nachher auch in der That einige Irrungen in Betreff des Anfangspunktes, von welchem jene *Aera* zu rechnen sei. Der Vf. beweiset diesen Gang in dem Gebrauche der *Aera* aus den verschiedenen Inschriften, in welchen sie vorkommt, ziemlich überzeugend, und hieraus erklärt es sich denn, wie überhaupt die späteren Christen

zu dem Gebrauche jener, an eine heidnische Regierung geknüpften, Zeitrechnung kamen.

Die *dritte Abhandlung* beantwortet die Frage: ward der Arianer Theophilus Indus vom Kaiser Constantius wirklich nach Indien gesendet, um dort die arianische Lehre zu verbreiten? Diese Sendung hat bekanntlich sehr verschiedene Urtheile der Kirchenhistoriker veranlafst, da historische und geographische Schwierigkeiten einer solchen Sendung entgegen zu treten schienen. Der Verf. erörtert nun genau den bekannten Umstand, dafs die alten Schriftsteller bald die homeritischen und äthiopischen Küsten, bald das eigentliche Indien mit dem Ausdruck *India* bezeichnen. Selbst der genauer specificirende Ausdruck: ἡ ἐνδοτέρω Ἰνδία *das innere Indien*, welcher eigentlich die homeritischen und äthiopischen Küsten bezeichnete, weil sie dem Innern des römischen Reiches näher lagen, wird von manchen alten Schriftstellern falsch angewendet auf das eigentliche Indien, welches im Gegensatze *India exterior*, *India extrema*, sein sollte. Aus den blofsen Ausdrücken: *Indus fuit*, *in Indiam missus est*, folgt also nichts Bestimmtes. Der Vf. entwickelt nun, dafs Theophilus von der äthiopischen Küste stammte, daher er auch von Gregorius Nyssenus ὁ βλέμμυς Θεόφιλος *der Blemmyer Theophilus* genannt wird; dafs Theophilus als Geissel nach Constantinopel gesendet worden, weil die römischen Besatzungen an der äthiopischen Küste häufige Conflicte mit den Eingebornen hatten; dafs Constantius deshalb den Theophilus dazu ausersah, in seiner Heimath Aethiopien, wo Frumentius bereits das orthodoxe Christenthum gegründet hatte, nunmehr die arianische Lehre zu verbreiten. Auf diese Weise ist es denn sehr erklärlich, dafs, nach dem Berichte des Philostorgius, Theophilus von seiner heimathlichen Insel sogleich zu den Axumiten gelangt, und alle Schwierigkeiten, welche einer Sendung in das eigentliche Indien entgegen stehen, verschwinden. Dieser bisher dunkle Punkt der Kirchengeschichte scheint in der That durch die vorliegende Abhandlung vollständig aufgeklärt zu sein.

J. G. L. Kosegarten.

IV.

Dobrowsky's Entwurf zu einem allgemeinen Etymologikon der slawischen Sprachen. Zweite verm. u. verb. Ausg. von W. Hanka. Prag, 1833. *Kronb. u. Weber.* 82 S. *in* 8. *Mit zwei Tabellen.*

Diese kleine Schrift, welche wir seit dem J. 1813 besitzen, wo sie zuerst in den Abhandlungen der k. böhm. Ges. d. Wissenschaften erschien, dürfte als eine der gehaltvollsten des verewigten Meisters mit um so gröfserem Rechte eine neue Ausgabe verdient haben, als der erste Abdruck derselben von den meisten Sprachforschern nicht hinlänglich scheint gekannt oder beachtet worden zu sein. D. hat darin den Plan niedergelegt zur Ausarbeitung von etymologisch, d. i. nach Wurzeln und Stämmen geordneten Wörterbüchern für die sämmtlichen slawischen Dialekte; und so ist auch der etwas doppelsinnige Titel zu verstehen, der offenbar auf ein vergleichendes Etymologikon aller Sprachen slawischen Stammes hinweis't und bei dieser neuen Ausgabe hätte abgeändert werden sollen. Lange gehörte ein solches Etymologikon zu den Lieblingsideen D's.; schon im J. 1806 (s. Slawin, S. 388 d. ersten Aufl.) that er ausdrücklich Erwähnung davon, nachdem bereits die kais. russ. Akademie in ihrem Wörterbuche (1789 ff. N. A. 1806—22, VI Bde. 4to) die Bahn dazu gebrochen hatte.

In der vorliegenden Schrift liefert nun D. die *Grundzüge der gesammten slawischen Wortbildung*; er steht hier zugleich als Schöpfer und alleiniger Meister da, so dafs seine Theorie noch heute von allen slawischen Grammatikern beibehalten wird. D. hatte sich, gleich *Ihre*, schon frühzeitig jenen glücklichen Takt erworben, der das Etymologisiren zu einem wahrhaft fruchtbringenden Studium macht. Ganz auf dem Wege eigener Forschung, ohne Einblick in die Lehren der indischen Grammatiker, schlofs sich ihm die Tiefe der slaw. Wortbildung auf; so dafs er schon im J. 1796 (vgl. s. Reise nach Schweden, p. 113 mit p. 9 des gegenw. Buches) eben so richtig etymologisirt, als zwanzig Jahre später, wo er auf diesem Gebiete öffentlich als Gesetzgeber auftrat. Der gegenwärtige Entwurf jedoch ist im Grunde nichts weiter als ein *Ideal;* denn wir zweifeln daran, ob D. selbst im Stande gewesen wäre, all' den strengen Anforderungen zu genügen, die er an den Vf. eines slaw. Etymologikons gemacht und in dieser Schrift ausgesprochen hat. Auch ist seither erst ein einziger Versuch der Art, u. zwar für den windischen Dialekt, bekannt geworden, nämlich des Pfarrers U. Jarnik, Versuch eines Etym. d. slowen. Mundart in Inner-Oestreich (Klagenf. 1832,

XXII u. 243 S. in gr. 8.); welches Buch natürlich gar weit hinter jenem Ideale zurückbleiben mufste.

D. schickt seinem Entwurfe acht allgemeine Postulate voraus. Er will vorerst, dafs man in einem slaw. Etymologikon die Laute nicht nach dem Alphabet, sondern nach ihrer natürlichen Verwandtschaft auf einander folgen lassen solle, und stellt demnächst ein Thema der slaw. Laute in 6 Ordnungen folgendermafsen auf:

α. Vokale. 1) *i, e, a, o, u*
(*ji, je, ja, jo, ju* — böhm. *gi, ge etc.*)

β. Konsonanten.
2) *w* (*v, f*), *b, p, m*
3) *n, l, r,*
4) *d, t,*
5) *z, ẑ, s, sch* (*schtsch*),
c, tsch *)
6) *g* (böhm. *h*), *ch, k* (*ks*).

Nach den unter den slaw. Sprachen geltenden Gesetzen der Lautverschiebung, möchte diese Lautentafel bei einem jeden Dialekte anders ausfallen, und es würde z. B. im Windischen das *z* die Stelle des *c*, *zh* die Stelle des *tsch*, *s* jene des *ẑ* etc. einnehmen. D. verlangt ferner, dafs alle fremden Wörter weggelassen oder am Ende geliefert, die zweifelhaften jedoch (wie etwa bei Campe) durch Zeichen kenntlich gemacht werden sollten. Dies ist nun freilich eine ganz ungeheuere Forderung, die selbst den ehrwürdigen D. in unzählige Verlegenheiten gebracht haben würde; wefshalb denn auch weder Linde in seinem polnischen Slowar (Warschau 1807—14, VI Bde. 4to), noch auch die russ. Lexikographen darauf Rücksicht genommen, sondern auch ursprünglich fremde — griech., lat., franz. — Wörter mit aufgeführt haben. Wenn daher D. p. 80 das russ. *wetscher* auf *vesper*, *mjesjac* auf *mensis*, *gospod* auf *hospes*, *golubа* a. *columba*, *lga* auf Lüge, *len* a. Lein etc. zurückführt, so ist das ein ganz konsequentes Verfahren; blofser Purismus aber ist es, z. B. das russ. *glac* (Auge), *otschag* (Heerd), *kniga* (Buch), *knjaz* (Fürst, Priester) aus dem Verzeichnisse der slaw. Stammwörter auszustreichen, wie D. p. 7, 79 thut, obgleich er das Bedenkliche der Sache selbst zu fühlen scheint. Ferner sollen alle Sprofsformen unter ihre Stämme und diese unter ihre Wurzeln, also z. B. d. russ. *prewoshoditelstwo* (Excellenz) unter *hod*, d. altslaw. *zaswjedetelstwowati* (bezeugen) unter *wjed* etc. eingereiht werden. Wer käme aber, ohne selbst D's. Scharfsinn und Wurzelkenntnifs zu besitzen, so leicht darauf, um z. B. das Wort *tschlowjek* (Mensch) unter der Wurzel *tschel*, das böhm. *chtjti* unter *chot* etc. aufzusuchen? Doch liefse sich diesem Uebel vielleicht durch Indices steuern. Bei den Zeitwörtern wähle man, nach p. 10, stets die reinere Form; also bald das Präsens (z. B. russ. *mogu*, ich vermag, st. Inf. *moschtschi*), bald den Infinitiv (z. B. *pisati*, schreiben, st. Präs. *pischu*). Auch weise man bei jeder Stammsylbe die sämmtlichen Variationen des Wurzelkonsonanten nach; z. B. bei *chod* auch die Formen *choz, choẑ*, bei *lgati* auch die Formen *lẑu, leẑ* etc. Endlich gebe man jedesmal die primäre Form; z. B. *choditi* unter *idu*, letzteres selbst unter *iti* etc. und unterscheide, nach p. 11, *drei Klassen von Wurzeln:* I. Wurzeln, die nur aus Einem Konsonanten — nach D. aus einem „Grundlaute" — bestehen; z. B. *bi, pi, by, bu, my, la, li, ka* etc. II. Wurzeln, welche aus zwei Kons. bestehen, sie mögen den Vokal im In- oder Auslaute haben; z. B. *bra* od. *ber, pes, mre* od. *mor, nre* od. *nor, lam, lun* etc. III. Wurzeln, die aus drei und mehreren Kons. bestehen; z. B. *glas, chmel, chlap, prst, wolchw, chwrast* etc. Ein jedes slaw. Etymologikon müfste also aus drei Abtheilungen bestehen. Man sieht, dafs auch im Slawischen, wie im Deutschen (nach Grimm d. Gr. II, 2.), fünf Kons. das höchste sind, was eine Wurzel enthalten kann. Auch kommen hier wie dort keine zweisylbigen Wurzeln vor. Es ist zu vermuthen, dafs das slaw. Etymologikon D's. eine zum Theil sehr veränderte Gestalt angenommen haben würde, wenn er, gleich den indischen Grammatikern, zugleich die Wichtigkeit des *Vokalismus*, d. i. die Verhältnisse des Inlautes (sanscr. *guna*) erkannt hätte, welche Grimm (d. Gr. II, 68.) zwar gewürdigt, aber erst Schmitthenner (deutsche Etymologie, Darmst. 1833; I, 55.) auf die deutsche Sprache wirklich angewendet hat.

Wurzelsylben zählt D. im Altslawischen allein 1605. Der Bildungsformen giebt es hier eine fast unübersehbare Anzahl; sie von den Flexionslauten zu scheiden, ist sehr schwierig, indem sie bei manchen Wörtern oft in *sechsfacher* Zusammensetzung oder Mischung erschei-

*) Wir wählen für die slaw. Sibilanten aus Mangel an Typen diese einfachen Bezeichnungen, von denen *z* dem franz. *z*, *ẑ* dem franz *j*, *c* dem deutschen ʒ entspricht. Becker's Zeichenwahl (s. Das Wort etc. 1833, S. VII, 25) dürfte wenig Nachahmung verdienen. Erträglicher sind die latein. Schriftzeichen in Schlözer's Nestor (II, 321 ff.).

nen. Auch hierin steht D. unerreicht da, wie Grimm und Bopp. Der Umlaut findet sowohl bei Vokalen (z. B. p. 61 *wedu — wod, reku — rok, zriu — zor*), als auch bei Kons. Statt, von welchen letzteren auch die ungleichnamigen nach bestimmten Regeln in einander übergehen, aus welchem Uebergange D. p. 19 auf eine „natürliche Verwandtschaft" schliefst zwischen den Lauten g und z, ž; *h* und *s*, *sch*, *kund c*, *tsch*. Nach derselben Analogie sucht D. (s. Gesch. d. böhm. Sprache, Prag, 1818, S. 16) sogar fremde Wörter mit slawischen zu vergleichen; z. B. *zima* mit *hiems*, *wezu* m. *veho*, *tschist* m. *castus*, *žrati* m. γράω, *ležeti* mit liegen, *zlato* m. Gold, *serdce* m. Herz etc., welche interessante Zusammenstellung sich wohl mit allen Sprachen des iranischen Stammes vornehmen liefse. Wie die Wortformen in den verschiedenen Dialecten sich abschwächen, davon bietet p. 53 das böhm. Wurzelwort der III. Kl. *slza* [russ. *sleza*, serb. *suza*], Thräne, ein Beispiel, welches poln. *łza*, wend. *za* lautet. An solchen Belegen für die vergleichende Sprachkunde ist das vorliegende Büchlein überhaupt sehr reich; nur dafs die veraltete grammat. Nomenklatur die Auffindung derselben erschwert.

Fragen wir nun, was der neue Herausgeber, Hanka, daran geleistet, so zeigt sich bei näherer Vergleichung mit der 1. Aufl. fast kein Unterschied; wir können uns daher gar nicht erklären, wie dieser Wiederabdruck eine „vermehrte und verbesserte Ausgabe" genannt werden konnte. *Vermehrt* ist diese Schrift höchstens mit einigen ganz unbeträchtlichen Noten, die mit *H.* bezeichnet sind und insgesammt etwa sechs Zeilen betragen. *Verbessert* finden wir nur einige frühere Druckfehler; denn dafs Hanka den vorletzten Paragraph umgestellt, dafs er ferner statt der von D. gewählten böhmischen Schriftzeichen fremde, wiewohl höchst dürftige Typen gewählt — dies wird wohl Niemand für Verbesserungen ansehen. Da man übrigens dem vorliegenden „Entwurf" eine oftmalige fleifsige Ueberarbeitung ansieht, so ist klar, dafs auch für Hanka nicht viel daran zu thun übrig bleiben mochte. Allerdings aber hätte Hanka einige Artikel als Probe ausarbeiten und hinzufügen können, da D. p. 68 von dem vorgezeichneten synthetischen Verfahren nur zwei, zumal sehr unvollständige Beispiele aufstellt. Wir wollen eines davon herausheben und zu verdeutlichen suchen.

Unter der Wurzel *slu* nämlich stehen (im Böhmischen):

slu-ti, lauten, heifsen, genannt werden; und dessen Präs. *slu-ju*, oder (*u* organisch in *ow* aufgelöst) *slow-u*;

slow-o Wort, Sprache, Ruf;

Slowan, *Slowian* (Plur. *Slowene*) als Volksname, Sprachgenossenschaft bezeichnend;

slowensky slowenisch; — nach der windischen Mundart *slovinsky* von *Slovinec*, *Slovin* (*Slovak*);

slowiti nennen, heifsen, sagen — und durch die organ. Verwechselung des *a* und *o* nach *l* (vgl. *plavati*, *plovati* schwimmen, von *plovu*, *pluju*):

slawiti feiern, rühmen; endlich erst

slawa, Ruhm, *gloria*.

Mit mehr Vorsicht, dünkt uns, entwickelt J. Kollar (in s. gelehrten Werke: *Rozprawy o gmenách slaw. etc.* Ofen 1830, S. 28) die Volksnamen *Slawen*, *Slowenen* aus der Wurzel *slu* folgendermafsen:

slu-ti ist das Primitivum; daraus entwickelt sich einerseits das Iterativ

slow-iti, mit den Derivaten:

slowo (Wort), *slowutny*, *Slowan* (ein Slowene); anderseits das Iterativ

slaw-iti, mit den Ableitungen:

slawa (Ruhm), *slawny*, *Slawian* (ein Slawe).

Bei dieser Gelegenheit wiederholen wir den lebhaften Wunsch, dafs man doch endlich jetzt, wo die Streitfrage, ob die Slawen Genossen gleicher *Sprache* oder gleichen *Ruhmes* seien, beantwortet und auch in Deutschland der ganz ähnliche Kampf zwischen *Deisten* und *Teisten* ausgekämpft scheint, über die Schreibung dieses slawischen Gesammtnamens sich vereinigen und ein für allemal feststellen möge, wie zwischen Slawen, Slowenen, Slowenzen, Slowaken und zwischen slawischer, slawenischer, slowenischer und slawonischer Sprache unterschieden werden müsse. Was Dobrowsky in dieser Hinsicht nicht zu Ende führte, hat seither auch der vortreffliche Kopitar nicht ernstlich genug auszumachen gestrebt; wefshalb sehr zu wünschen wäre, dafs gegenwärtig Prof. Schaffarik diesen Gegenstand mit der ihm allgemein zuerkannten Kompetenz erledigen möchte. Eben so dringend ist endlich noch die Angelegenheit, die zum Druck des Slawischen durchaus unzureichenden lateinischen Typen mit einigen eigenthümlich slawischen, d. i. *cyrillischen* Typen zu vermehren; da bisher alle in Deutschland mit lateinischer Schrift gedruckten slawischen Sprachproben so gut wie gar keine Orthographie haben und durch diese Unkenntlichkeit der Form immer neue Irrthümer erzeugen. Grotefend und Klaproth haben sich auch in Hinsicht der orientalischen Drucke für die Anwendbarkeit mehrerer cyrillischer Buchstaben entschieden.

Glückselig, in Prag.

№ 5.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

V.

Handbuch der Entomologie von Dr. H. Burmeister, Privatdoc. an der Königl. Universität u. s. w. Erster Band. Allgemeine Entomologie. 696 S. mit 16 Steindrücken und erklärendem Text in Quart. Berlin, 1832. bei G. Reimer.

Dieses Werk nimmt einen der ehrenvollsten Plätze in der ganzen entomologischen Litteratur ein, und selbst im Auslande hat der Werth desselben bereits Anerkennung gefunden. Es sammlet, ordnet und beleuchtet kritisch alle vorhandenen, auch die neuesten, Materialien über Anatomie und Physiologie, wie über Systematik der Kerfe, und bemüht sich, noch vorhandene Lücken auszufüllen. Es tritt an die Stelle des, in vieler Hinsicht veralteten Kirby-Spence'schen Werkes und des unvollendet gebliebenen Latreille'schen *Cours d'entomologie*, und übertrifft diese Werke an Brauchbarkeit sehr.

Der Hr. Verf., welcher die tüchtige Schule, in der er erwuchs, und den anregenden Umgang, dessen er sich erfreute, in der Vorrede dankbar anführt, vereinigt in der That alle Talente, welche zu einem solchen Unternehmen gehören: er ist Systematiker, Anatom, Physiolog, Philolog und — Zeichner. Seine Uebung im leichten Auffassen der Gegenstände leuchtet selbst noch aus den unvollkommenen Steindrücken, mit welchen der Verleger das schöne Buch nicht allzu würdig ausgestattet hat, hervor. Besonders anerkennungswerth ist auch die seltene Bekanntschaft des Hrn. Verfs. mit der organischen Natur überhaupt, die es ihm möglich machte, mehr als seine Vorgänger sich mit der Lösung der schwierigen Aufgaben: Welchen Standpunkt nehmen die Insecten in der ganzen Thierreihe ein? und welche tiefere Bildungen wiederholen sich in den verschiedenen Lebensperioden des Insects? zu beschäftigen.

Das Buch zerfällt in 4 Abschnitte: *Terminologie, Anatomie, Physiologie und Systemkunde.* Der Physiologie ist fast die Hälfte des ganzen Buches, nächstdem der Anatomie der meiste Platz gewidmet.

In der Terminologie schickt der Hr. Verf. der gewöhnlich allein berücksichtigten *speciellen* Terminologie eine *allgemeine* voran. Dies ist um so mehr zu loben, da hierdurch viel Platz, beim Studium viel Zeit erspart und eine bessere Uebersicht gewonnen wird. In der speciellen Terminologie nimmt unter den verschiedenen Lebensperioden des Insects die Fliege (*imago*) natürlich am Meisten in Anspruch, da bei dieser die gröfste Mannigfaltigkeit von Formverschiedenheiten vorkommt. Wir dürfen uns hier nur auf einige allgemeine Bemerkungen einlassen. Der Hr. Verf. scheint uns zu sehr gegen unschädliche Fehler in Benennungen zu eifern, die, wenn auch von Hause aus etwas unphysiologisch gebildet, jetzt wenigstens allgemein recipirt sind und jede Zweideutigkeit ausschliefsen, in welche wir dagegen zu verfallen fürchten müssen, wenn noch nicht allgemein angenommene Gebräuche eingeführt werden. So z. B. wird der Ausdruck *collum* für einen Theil, der Füfse trägt, *truncus* als ein dem *abdomen gegenüberstehender* Theil, getadelt. — Bei der Bestimmung (Prägung) der einzelnen Termini hat der Verf. sehr mit Recht die bereits vollkommener ausgebildete botanische Terminologie in der Präcision, wie sie z. B. Hayne vorträgt, sich zum Muster genommen und, zur grofsen Bequemlichkeit der zugleich Entom. und Bot. Treibenden, Vieles aus ihr in die entomologische übertragen. Nur bei einigen Terminis vermifsten wir diese so wünschenswerthe Uebereinstimmung. So ist z. B. *scharf* durch *asper* (statt durch *scaber*), *wollig* durch *lanuginosus* (statt durch *lanatus*), *eiförmig* durch *ovale* (statt durch *ovatum*), *glatt* einmal richtig durch *laevis*, ein zweites Mal durch *glaber* (was *kahl* bedeutet) übersetzt, zwischen *hirsutus* (*langborstig*) und *hirtus* (*kurzborstig*) nicht unterschieden u. s. w. Auch fiel es uns auf, dafs

der Verf. selbst nicht überall seine Terminologie streng genug gehandhabt: so liest man z. B. S. 645. No. 2. c, den Ausdruck „*kolbige* Fühler", welcher bei der Termin. d. Antennen nicht vorkommt. Bei den Farben hätte neben der Abhandlung von Latreille wohl auch Hayne's treffliche *commentatio de coloribus corp. nat.* eine Erwähnung und Benutzung verdient. — Uebrigens hat der Verf. dem term. Abschnitte das ihm sonst eigenthümliche Trockene genommen, dadurch dafs er mit der Benennung der Theile zugleich den Zusammenhang derselben schildert, so dafs hier schon die Anatomie der äufseren Theile grofsentheils mit abgehandelt wird. Durch Vollständigkeit zeichnet sich besonders die Behandlung der Kopf-Organe und der Mittelleib-Theile aus. Für die letzteren hat der Verf. ihre verschiedenen Benennungen auf einer eigenen Tabelle vergleichend zusammengestellt, gewifs eine sehr mühsame Arbeit, welche dazu beitragen wird, endlich eine in dieser Sprachverwirrung wünschenswerthe Verständigung herbeizuführen.

In dem 2ten Abschnitte, *Anatomie*, werden die vegetativen (Ernährungs- und Zeugungs-) Organe und die animalen (Bewegungs- und Empfindungs-) Organe in besonderen Hauptstücken betrachtet. — Der Verf. hat eben so geschickt das Messer zu führen, als die Angaben der andern Autoren zusammenzustellen und versteckte Bedeutungen der Theile herauszufinden verstanden. Er sagt zwar, dafs er in diesem Abschnitte nur die Beschreibung der inneren Formen geben, die *Bedeutung* derselben aber auf den folgenden (3ten) verweisen wolle; aber er ist zu unserer Freude hierbei nicht ganz consequent geblieben und wir lesen gleich im ersten Hauptstücke manche hübsche Analogien. Ob aber das pflanzliche und thierische Zellgewebe, die Spiralfaser und Trachee, wohl mehr als blofs eine *äufserliche* Aehnlichkeit zeigen? — Ueber den Darmcanal hat der Verf. viele eigene Untersuchungen angestellt und besonders die Gallen- und Speichel-Gefäfse fleifsig verfolgt und durch Originalzeichnungen erläutert. Die Athmungsorgane sind durch passende Zusammenstellung, und besonders durch eigene Untersuchungen zu einem der umfassendsten Abschnitte geworden. Eigenthümlich ist, unseres Wissens, dem Verf. auch die Darlegung von Harngefäfsen (S. 157), den Organen, welche z. B. bei vielen Laufkäfern so eigenthümlich riechende Absonderungen beherbergen. — Die Zeugungstheile, für welche der Verf. die besten Vorarbeiten gefunden hat, werden von ihm nach der unsterblichen Meckel'schen Parallele zwischen ♂lichen und ♀lichen dargestellt, und bei Gelegenheit der ♀lichen äufseren auch der Apparat des Lege- und Wehrstachels geschildert. So interessant der Legestachel abgehandelt ist, so kurz ist des (auch noch S. 558 bei den Vertheidigungsmitteln erwähnten) Wehrstachels gedacht, indem der Verf. nur im Vorbeigehen von dem Bienenstachel redet, dessen eigenthümliche Bedeutung doch bestimmt genug durch die damit zusammenhängende Giftblase (über die wir gern etwas mehr gelesen hätten) bezeichnet wird. Das Capitel von den Empfindungsorganen enthält zwar nur eine gedrängte Darlegung der Nerven- und der Sinnesorgane der Kerfe, jedoch dürfte diese Kürze in Verbindung mit den sehr instructiven, früher noch nie so vollständig zusammengestellten Abbildungen, der Sache eher nützen als schaden. Es fehlt dem Verf. auch hier nicht an neuen, eigenen Untersuchungen, so z. B. bei der Schilderung der Färbung der Medullar- und Corticalsubstanz, so wie der Lagerung der beiden Gehirnknoten, der Angabe des verschiedenen Baues derselben, ihrer Bedeutung u. s. f. Ob auch die interessanten Beobachtungen am Schlundnervensystem des *Gryllus migratorius* eigen, oder nach Brandt aufgeführte sind, geht aus des Verfs. Darstellung nicht hervor. Es findet sich zwar eine Abweichung in der Abbildung (*Tab.* 16. *Fig.* 6.); indessen ist diese nur gering und vielleicht nur zufällig, indem der Erklärung (§. 184) „beide Halbkugeln sind *fast vollkommen* getrennt" die Zeichnung widerspricht. Auch scheint uns ein kleiner Untersuchungsfehler (den *nervus impar* sahe Brandt nämlich später weiter gehen, als es in der Isis-Zeichnung angegeben ist), welcher sich beim Verf. ebenfalls findet, auf die Identität der Abbildungen zu deuten. Brandt hat daher wohl nicht blofs (wie es §. 189. heifst) frühere Beobachtungen *ergänzt*, sondern eben so wichtige neue hinzugefügt. Er hat zuerst auf die Wichtigkeit aufmerksam gemacht, dafs die Eingeweidenerven der Insecten in ein unpaares und paares System zerfallen (Typus der wahren Insecten), und dafs diese beiden Systeme nicht immer in gleichem Grade entwickelt seien, indem bei Käfern, Schmetterlingen und Libellen das unpaare, bei den Orthopteren dagegen das paare vorwaltend entwickelt wäre.

In dem 3ten, besonders scharfsinnig und angenehm belehrend durchgeführten, Abschnitte, der *Physiologie*,

werden die Insecten in somatischer und psychischer Hinsicht, auch in ihren Verhältnissen zur Aufsenwelt betrachtet. In den einzelnen Capiteln der somat. Phys. wird erörtert: wie das Kerf entsteht und sich fortpflanzt, wie es sich erhält, und wie es sich ferner in seinen so merkwürdigen Entwickelungsperioden verhält, woran sich dann die Betrachtung der Bewegung, der Stimme, der Empfindung der Kerfe und der bei ihnen vorkommenden Lichterscheinungen knüpft. Der Verf. spricht zuerst von der Zeugung, und bekennt sich für die Existenz der wieder in neuesten Zeiten sehr angefochtenen *generatio aequivoca*, ja er will diese sogar bis auf die Insectenwelt ausdehnen. Es ist nicht zu leugnen, dafs er sehr für seine Ansicht zu gewinnen weifs. — Eine zweite, gewöhnlich nicht genug gewürdigte, Art der Zeugung, die aus Keimen oder Eiern, welche das unbefruchtete ♀ legte, ist ebenfalls sehr hübsch und umsichtig vorgetragen. Eben so originell ist der bei den Insecten vorkommende *Hermaphroditismus* geschildert und mit einer vollständigen Aufzählung der seltensten Fälle desselben begleitet (§. 205.). — Nachdem die bis jetzt genannten Fortpflanzungsarten als *ungewöhnliche* zurückgewiesen worden sind, geht der Verf. zu der gewöhnlichen, durch *wirkliche Vermischung zweier, getrennter Geschlechter* bedingten. Es wird zuerst der Verschiedenheit beider Geschlechter gedacht, welche sich beim ♂ durch das Uebergewicht der *Evolution* (wie sich Verf. ausdrückt), beim ♀ dagegen durch vorwaltende *Involution* ausspricht. Die Menge der angeführten Beispiele zeigt von seltener Bekanntschaft mit der speciellen Entomologie. Die Beispiele sind systematisch aneinandergereiht. Ganz eigenthümlich ist auch die Schilderung der Situationen der Kerfe bei der Begattung selbst (§. 207). Der ♀ Floh dürfte aber nicht das einzige Kerf sein, von welchem das ♂ bei der Begattung bestiegen wird, denn auch bei den Bienen macht es der Bau der Geschlechtstheile und die Richtung des ♀ Stachels mehr als wahrscheinlich, dafs auch hier die träge Drone von der Königin bestiegen wird. — Das ♀ wird in Folge der Begattung *befruchtet*. Wie man sich dies vorzustellen habe, ob in Folge einer einwirkenden *aura seminalis*, oder ob durch unmittelbare Einwirkung des Samens auf die Eier, das ist immer noch der alte, unentschiedene Streit und wird es wohl auch bleiben. Die Secrete der Anhänge der ♀ Geschlechtstheile haben allerdings einen bestimmter erwiesenen Nutzen als die der ♂. — Mit der jetzt beginnenden Entwickelung der Eikeime (wobei F. Müller's bekannte Untersuchungen: über ein wirkliches Ineinandermünden der Eierröhrenfortsätze mit dem Rückengefäfse kritisch beleuchtet werden), dem Legen der Eier, und der Entwickelung des Embryo wird der Schlufs dieses Capitels gemacht. —

Das andere Capitel handelt von der *Ernährung* und geht die Verdauung (§. 217—225.), das Athmen (§. 226—236.) und die Functionen des Rückengefäfses (§. 237—243.) durch. Die Verdauung giebt dem Verf. Anlafs, das Verhältnifs der Kau-Organe zum Darmcanal, und später (§. 219.) die Natur der verschiedenen Insectennahrung (ob thierische, ob pflanzliche) zu betrachten und danach Eintheilungen unserer Thier-Classe aufzustellen. Die Thätigkeit des Darmcanals und die daraus herzuleitende Deutung seiner verschiedenen Gegenden, so wie auch die Natur der Gallengefäfse; die Betrachtung einiger, eigenthümlichen Absonderungs-Organe wie der Spinngefäfse, der Giftblasen (Bienen, Ameisen); ferner der absondernden Gelenkhäute (Cantharidien, Crocinellen u. s. w.); so wie die hier angereihte Wachserzeugung bei den Bienen sind die interessantesten Momente dieser §§., und ihre geschickte Behandlung sichert dem Vf. für immer einen ehrenvollen Platz in der hierher gehörenden Litteratur, obwohl gerade in diesen Dingen noch viel zu thun bleibt. — Das Athmen und die Functionen des Rückengefäfses stehen so nahe mit einander und mit dem Vorigen in Verbindung, dafs sie noch ganz gut in dasselbe Kapitel passen. Auch bei der Behandlung dieses schwierigen Gegenstandes hat Vf. Erfahrung und Umsicht gezeigt. Die Beweise für die Verrichtung der Tracheen in verschiedenen Medien, der Mechanismus des Athmens bei Land- und Wasser-Insecten und mehrere damit zusammenhängende Erscheinungen [wie die Laute bei den Kerfen (s. unten)], die chemischen Resultate des Athmens durch Tracheen und Kiemen, die Vergleichung des Kerfblutes mit arteriellem Blute, die in Folge jener Prozesse erfolgende Wärmeerzeugung und dann ganz besonders die Erklärung der Aufnahme der Nahrungsflüssigkeit durch das Herz, bilden den lesenswerthen Schlufs dieses Capitels.

(Der Beschlufs folgt.)

VI.

Novellen und Erzählungen von C. F. Hock. Mit einer Titel-Vignette. Wien, 1834.

Dies sind *katholische* Novellen, wie sie der Vf. auch hätte

betiteln können, wenn er es nicht für überflüssig hielte, einen Standpunkt, den er in seiner Heimath voraussetzen darf, noch besonders zu bezeichnen. Aber ihr Charakter ist ein so eigenthümlicher, von einer fest durchgebildeten Gesinnung getragener, dafs wir es am Orte halten, auch hier auf diese Erscheinung, die, wenngleich nicht unsere Sympathie, doch das Interesse unserer Beobachtung in Anspruch nimmt, aufmerksam zu machen. Der Verf., einer der besten Köpfe seines Vaterlandes, bekannt durch seine im Jahre 1832 unter dem Titel: „Cholerodea" herausgegebenen Zeitgemälde, gehört jener philosophirenden katholischen Schule an, als deren geistvoller Gründer und Repräsentant Anton Günther anzusehen. Sie legt dem den Zusammensturz drohenden Bau ihrer Kirche als letzten Pfeiler und Stützpunkt die *Speculation* unter, und hat neulich in Günther's höchst bedeutender Schrift: „der letzte Symboliker" (Wien, bei Wallishausser, 1834) bereits vermittelnde Tendenzen einzuschlagen begonnen, deren Wirkung auf die Glaubensspaltungen der Zeit zu erwarten ist. Mehrere dieser Erzählungen des Hrn. Hock scheinen uns indefs einer früheren Zeit seiner Ansicht und Bildung anzugehören, wo er in einer noch keineswegs durchgängig mit spekulativer Tiefe gefüllten und vergeistigten Form an der kirchlichen Tradition festhielt. Dahin gehören namentlich die beiden Novellen: „der Frohnleichnamstag" und „die Charwoche", welche aus dem Zweck componirt sind, den Ritus der Kirche an jenen beiden Festtagen, bis in die kleinsten Einzelnheiten hinein, als etwas Wesentliches, gegen die Zweifler und Gleichgültigen, zu rechtfertigen, wie es vielleicht bisher noch nie in einer Novelle unternommen worden ist. Es ist die Poesie der überlieferten Formel, welche der Vf., ein reines und reiches Gemüth daran erschliefsend, mit vieler Eindringlichkeit und eigenen Begeisterung zu entwickeln und zu behaupten sucht. Aber die weltfreie Poesie, die Poesie des Gedankens, fehlt hier noch. Dennoch möchten wir uns mit der erstgenannten Darstellung, welche die Frohnleichnamsfeier und die dagegen eingerissene Gleichgültigkeit in der Gemeinde eines schlesischen Gebirgsdorfes behandelt, wohl am meisten befreunden, da sich hier ein ironisches Motiv eingeschlichen hat, das eine anmuthige und hier und dort tiefer greifende Wirkung ausübt. Der Gedanke war sehr glücklich, in dies Frohnleichnamsfest der schlesischen Dorfgemeinde einen Rübezahlschwank hineinzuverlegen. Der junge Priester, ganz in der Seele betrübt, dafs das Fest des Herrn, zu dem er seine Gemeinde eingeladen, keinen Anklang mehr bei derselben findet, indem Jeder lieber seinen Werkeltagsgeschäften nachzieht, als dafs er sich zu der Prozession einzufinden verspräche, schleicht darob mifsmuthig im Gebirge umher, wo ihm endlich, in Gestalt eines alten Waidmannes, der vielberühmte Rübezahl begegnet. Dieser scheint längst die Lust in sich verspürt zu haben, auch einmal einer Prozession beizuwohnen, und verspricht dem Priester, dafür zu sorgen, dafs der Zug und die Kirche sich füllen sollen, obwohl diesem bange wird bei der Beschreibung, welche der fremde Jäger von sich und seiner Natur entwirft. Wir lassen, um zugleich zu zeigen, wie der Verf. in einer Novelle sprechen läfst, Einiges daraus folgen: „Wahrhaftig, ich habe mich seit Anbeginn mehr um meine Existenz beschäftigt, als um die Begrifflichkeit meiner Existenz, aber seitdem zehn Meilen in der Runde alles widertönt von Weltweisheit und Philosophie, mufste ich auch zur Sache schauen, um nicht hinter der Zeit zurückzubleiben, und, zwar weifs ich nicht, ob ich auch werde deutlich werden können, aber deduciren thue ich mich etwa so: Da tief auf dem untersten Grunde ist Etwas, das strebt und ringt in immer gewaltigeren Wehen zum Geiste auf, der von Gott weifs und von sich und von noch manchem andern. Es gebärt endlich nach tausend vergeblichen Versuchen den Menschenleib mit Sinn und Phantasie, und rund herum Wald und Berg, Thal und Feld, voll von Bildern, Tönen und Gerüchen und Gefühlen, und sagt zum Geiste: Fahr ein, mein Liebster! steig ein, Holdseeligster! Glück auf! fasse Muth! ich will Dich so weich betten, als ich nur kann! — Allein früher, ehe das Etwas so demüthig und so gescheut geworden, etwa um die Zeit, als es den Elephanten schuf und den Affen, wollte es auf eigene Faust etwas Geistiges selber machen, und da kam ein gar possirlich, neckisch Volk zu Stande, das läuft und rennt und grübt und schwatzt und plaudert den ganzen Tag, bald grämlich, bald wetterwendig, mit tausend Launen, tausend Grimacen, ohne Ziel und ohne Zweck, ohne Rast und ohne Halt und ohne Ich, um das es bei Euch Menschenkindern, wie ich vernehme, eine ganz eigene Bewandnifs haben soll. — Und seht! dieses Volk soll Euer Fest verherrlichen, ich will es, und ich vermag etwas unter ihnen, und so etwas thun sie gern, es liegt in ihrer Natur. Stehen sie doch um vieles tiefer nicht, als die Kinder und die Blöden und die Narren und so viele Andere, die ihr denn auch mitziehen läfst auf euren Wegen" u. s. w. — Rübezahl erscheint endlich am Frohnleichnamstage in der glänzenden Karosse eines Staatsministers, lockt dadurch die ganze Dorfgemeinde heraus auf die Gasse, und zieht sie, indem er sich selbst mit einer frommen Miene der Prozession anschliefst, alle hinter sich her, worauf er mit einer Strafrede nach seiner bekannten Weise wieder scheidet. — In einem ernsten Tone gehalten ist „die Charwoche", eine genaue Schilderung der Feierlichkeiten, welche die katholische Kirche zur Zeit dieses Festes veranstaltet, worin der Vf. selbst die absichtlichen Einwirkungen auf das blofs sinnliche Gefühl, die Dämmerungsschauer des Kirchengebäudes, den Umtausch der Mefsgewänder und dergleichen, als bedeutsame Momente herauszuheben weifs. Hier vermögen wir ihm nicht zu folgen, wenn nicht die Toleranz zur Selbstverläugnung werden soll. — Am meisten sympathisiren können wir mit der manche treffliche Schilderung enthaltenden Novelle: „des Mordes Fluch". Hier greift das Friedensgesetz der Kirche auf eine erhabene Weise in den fast zu einem Pflichtgefühl gewordenen Drang der menschlichen Rache ein, das christliche Bewufstsein ringt sich zu einer Versöhnung hindurch, während der Vollzieher der materiellen Rache, als ein dennoch bewundernswürdiges Bild heidnisch antiker Gröfse und Kraft der Gesinnung, in einem sehr wirksamen Contrast dagegen aufgestellt ist. — Das Familiengemälde: „Vettern und Basen" beweist des Verfs. bewegliches Darstellungstalent auch für leichte und bunte Scenen des äufseren Lebens. Auch durch diese heitere Gestaltenwelt, die er hier entwirft, und nicht selten mit einem liebenswürdigen Muthwillen ausmalt, geht im Hintergrunde die ernste Gestalt eines katholischen Priesters mit mannigfach belehrendem Wort und Verheifsungen des Segens und Friedens der Kirche hindurch. — Das Erzählungsspiel: „Lord und Dichter", sehr geschickt auseinandergelegt, erscheint zugleich als eine Probe geselligen Unterhaltungstones aus der Heimath des Verfs., wie denn derselbe überhaupt nie und in keiner Beziehung den lebensvollen und gemüthlichen Wiener verläugnet. Weniger klug sind wir aus der Humoreske: „der Kopf und die Welt der Sage" geworden, soll es nicht etwa eine Ironie auf das Mährchen selbst sein, das in unserer Zeit nie wieder jung werden kann, soviel auch noch manche Dichter Kraft und Phantasie daran verschwenden, um in diesen verklungenen Tönen zu componiren.

Th. Mundt.

№ 6.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Handbuch der Entomologie von Dr. H. Burmeister. Erster Band.

(Schlufs.)

Das folgende Capitel „*von der Verwandelung*" hat sich der Vf. zu einem der schwierigsten und verfänglichsten gemacht, dadurch: dafs er nicht allein die Entwickelungsstufen des Kerfes auf, gewöhnlich genügendem, physiologischem Wege betrachtet, sondern dafs er auch untersucht: *warum* die Kerfe grade diese Gestalt und keine andere zeigen. Wenn die Meinungen über die Grenzen naturphilosophischer Betrachtungen auch noch sehr verschieden sind, so wird doch Niemand leugnen können: dafs Verf. hier mit möglichster Vorsicht Extreme vermied; dafs er die Entwickelungsstufen, welche das Thierreich überhaupt in den verschiedenen Wesen durchläuft, tüchtig studirte, und auch die Organe gehörig würdigte, welche diese Stufen charakterisiren; dafs er endlich das Wesen der Kerfmetamorphose, geschöpft aus einem fleifsigen Studium der verschiedensten Gestalten, scharfsinnig erfafste. Dafs er in einzelnen Punkten, wie in der Nachweisung des analogen Verhaltens *einzelner* Thiere (dafs z. B. die Sphinx-Puppen unter der Erde liegen, weil die Myriapoden unter Steinen hausen, dafs die Papilionen-Puppen dagegen am Tage hängen, weil die Spinnen dies thun u. s. f.), in der Vergleichung der Lage des Nervenstranges bei niederen und höheren Thieren, in der Parallelisirung der Insectenflügel mit Kiemen u. dergl., vielleicht zu weit geht, übersieht man gern, wenn man bedenkt: wie viele Wege auf diesem, nach fast ganz uncultivirten Felde, sich kreuzen! Sehr beachtenswerth ist der Weg der Untersuchung, welchen er bei der unvollkommnen Metamorphose eingeschlagen hat. So behauptet er von den ungeflügelten Wanzen (S. 458), dafs sie gar nicht ihre letzte Verwandlungsstufe erreichen, und dafs hier der Mangel der Flügel eine Folge von zu früher Reife der Geschlechtstheile sei!

In dem Capitel „*von der Muskelbewegung*" ist vorzüglich die Rede von dem Gange, dem Sprunge, dem Schwimmen und dem Fluge der Kerfe. Obgleich für diesen Gegenstand verhältnifsmäfsig das Meiste durch frühere, treffliche Arbeiten von Straus Durkheim, Chabrier, Audouin, Kirby u. A. geleistet worden ist, so hat doch der Verf. Gelegenheit gefunden durch erläuternde Beispiele aus dem Insectenleben, besonders der Schwimmkäfer, noch Interessantes und Belehrendes genug hinzuzuthun. — Er reiht diesem unmittelbar die Hervorbringung der Laute und der Stimme der Kerfe in einem Kapitel an, weil auch hier Muskelthätigkeit meist die sichtbare Veranlassung sein dürfte (§. 265—271.). Reibung der verschiedenen Skelettheile an einander; Ausströmen der Luft aus den, am Rande mit erzitternden Blättchen versehenen, Stigmen und eigne Sing-Apparate an der Grenze des Mittel- und Hinterleibes (bei den Cicaden) werden als die verschiedenen Ursachen der Tonbildung bei den Insecten angegeben. Die Ansichten über die Bildung des zuweilen beim Todtenkopf gehörten, klagenden Tones lassen sich immer noch nicht recht vereinen. — Nun geht der Vf. zu den Functionen des Nervensystems über (§. 272—278.), welche ihm Gelegenheit zur Mittheilung eigener Experimente geben, die er anstellte, um über die G. R. Treviranus'schen und Rengger'schen Versuche zu entscheiden. Mit letzterem im Einklange beweisen sie: dafs nach Durchschneidung des Nervenstranges an irgend einer Stelle die willkürliche Beweglichkeit der hinter der Durchschnittsstelle befindlichen Organe verlohren gehe, dafs dagegen die Irritabilität der Muskeln bis auf den letzten Lebensfunken bleibe. Für Sinnesorgane versucht Verf., aufser dem bisher nur allein mit Sicherheit gekannten — dem Auge —, die Palpen (für den Tastsinn), die Zunge (für den Geschmack), die Schleimhaut der Luftröhren (für den Geruch) und die Fühler (für das Gehör) zu erklären; ob mit Recht, ist schwer zu entscheiden. — Die räthselhaften *Lichter-*

scheinungen bei einigen Kerfen konnte Vf. nicht passender unterbringen als im Gefolge der Nerventhätigkeiten, denn sie stehen wahrscheinlich in demselben Verhältnifs zu ihnen, wie die Laute zur Muskelthätigkeit. Vf. erwägt die verschiedenen Meinungen früherer Schriftsteller, und erklärt sich am meisten für die Annahme eines Phosphors im Fettkörper, welchen letztern Treviranus und Macaire für den Sitz des Leuchtens halten.

Das zweite Hauptstück, *die psychische Physiologie*, welches selbst dem Laien als angenehme Lecture willkommen sein wird, indem es die Lebensweise der Insecten schildert, beschäftigt sich zuerst damit: den Instinct der Thiere, wenn wir so sagen dürfen, etwas höher zu heben, als es die angesehensten Naturforscher zu thun bisher wagten. Der Instinct wird als ein Analogon der Seele des Menschen dargestellt, d. h. als eine Seele, welche sich von der menschlichen nur dadurch unterscheidet, dafs sie Alles *mit Nothwendigkeit* thut. Es giebt hier gefährliche Klippen, und man bemerkt, dafs der Vf. sich nicht ohne Besorgnifs zwischen denselben bewegt, und den Thieren nach der Menge von Geistesthätigkeiten, die sie bei ihrer Vertheidigung, Ernährung, Begattung und Jungenpflege (§. 287—299.) zeigen und die der Vf. äufserst hübsch darstellt, gern gröfsere Zugeständnisse gemacht hätte, wenn nicht ein gewisser Bann darauf läge.

Das dritte, die Physiologie beschliefsende Hauptstück betrachtet die Verhältnisse der Kerfe zur Aufsenwelt, und zwar in besonderen Kapiteln: von dem Verhältnifs zu anderen Organismen, von dem Verhältnifs zu den Elementen und Jahreszeiten und von den Verhältnissen zur untergegangenen Schöpfung. Auch hier finden wir also, wie in dem vorigen, sehr allgemein interessante Gegenstände. Es sind die Beziehungen der Insecten, welche hauptsächlich in die angewandte Entomologie gehören und deren Erweiterung sich besonders Mediziner, Forstleute, Oeconomen und Gärtner angelegen sein lassen sollten. Der Schaden (durch Beschädigung von Pflanzen) und Nutzen (durch Beförderung der Fruchtbarkeit der Pflanzen), welchen die Kerfe den Gewächsen bringen, der Nachtheil, welchen sie ihres Gleichen zufügen und der ihnen wiederum von anderen (räuberischen) Thieren zugefügt wird, ferner der Einflufs, den sie auf den Menschen direct ausüben, als Plagen (*Pediculus*, *Pulex*, *Cimex*), als Arzneistoffe u. s. f., dann ihr verschiedener Aufenthaltsort zu verschiedenen Jahreszeiten und in verschiedenen Zuständen, das sind die wichtigen Punkte, welchen sich hier ein reiches, von dem Verf. aufmerksam durchforschtes, Feld der Betrachtung darbietet. Zu sehr in's Einzelne konnte der Verf. nicht überall gehen, um nicht die Grenzen einer *allgemeinen* Entomologie zu überschreiten. Daher übergehen wir hier auch die Kerfe der Urwelt, welche hier ganz, nach Art der speciellen Entomologie, systematisch geordnet sind. Leider sind die Materialien zum Studium derselben so sehr zerstreut!

Der vierte und letzte Abschnitt, die Systemkunde oder Taxonomie, beginnt mit der Schilderung der, aus der überaus grofsen Zahl von Kerfen (die nach verschiedenen Schätzungen angegeben wird und als eine mäfsige uns möglichst sichere Anhaltungspunkte zu gewähren scheint) hergeleiteten, Nothwendigkeit einer Eintheilung. Der Vf. erörtert die Unterschiede zwischen System (natürlichem) und Eintheilung (künstlicher) und die Methode, nach welcher beide Wege zum Ziele gelangen: eine leichtere Uebersicht des Ganzen zu erlangen (§. 319.). Das natürliche System, dem hier die meiste Aufmerksamkeit gewidmet ist, hat zum Zweck: Verwandtschaften aufzudecken, die besonders sich in vier Verhältnissen (Entwickelungsgeschichte, Bildung der inneren und dann auch der äufseren Organe, und endlich Functionen der beiden letzteren) zeigen. Die Arten der Verwandtschaft sind nach C. H. Schultz (*natürl. Syst. des Pflanzenreiches nach seiner inneren Organisation* S. 133 *u. f.*) Stufen-, Reihen- und Typenverwandtschaften. Diese trennen und verbinden die verschiedenen Gruppen, welche die Namen führen: Art, Gattung und höhere Gruppen (Familien, Ordnungen, Classen). Bemerkenswerth sind die interessanten, physiologischen Bemerkungen über Entstehen von Unterarten durch Einflufs der Ernährung u. s. w. (S. 650.). — Dann wird im zweiten Kapitel die Geschichte der vornehmsten entomologischen Klassificationen und Systeme von Aristoteles an gegeben und dieselbe mit dem schon früher vom Vf. entworfenen Systeme geschlossen, dessen weitere Eintheilung wir im zweiten Bande zu erwarten haben. Wir enthalten uns aller Urtheile über einen so schwierigen und den verschiedensten Ansichten unterliegenden Gegenstand und bemerken nur: dafs sich auch hier der Vf. als einen denkenden Naturforscher zeigte. Alle Versuche, welche gemacht werden, die verschiedenen, neueren Resultate der sogenannten natürlichen Klas-

sificationen nach den Gesetzen des philosophischen Denkens, mit Berücksichtigung der *ganzen* Natur der Wesen, zu prüfen, sind sehr dankenswerth.

Das dritte und letzte Kapitel (S. 687—696) endlich behandelt einen Gegenstand, der allerdings eine gröfsere Sorgfalt verdient als bisher auf ihn verwandt worden ist. Der Vf. tadelt nämlich nicht mit Unrecht das Verfahren derjenigen Naturforscher, welche die *Benennung* der Naturkörper mehr von der Willkür als von feststehenden Sprachgesetzen abhängen liefsen. Wenn wir nun auch die Richtigkeit der vom Verf. aufgestellten Grundsätze, wonach man bei neuen Wortbildungen verfahren soll, anerkennen, so dürften jene doch nicht hinreichend sein: als Prüfstein für oder gegen die Richtigkeit der vorhandenen Ausdrücke zu gelten und bei neu zu bildenden zu leiten. Die Fügsamkeit, namentlich der griechischen Sprache, ist so grofs; die bei Zusammensetzung der Wörter zu beachtende Veränderung der Consonanten und Vokale so mannigfaltig, dafs der hierbei zu verarbeitende Stoff zu weitschichtig ist, als dafs er auf wenigen Seiten erschöpft werden könnte. Weit entfernt, dem Vf. dies zur Last legen zu wollen, sehen wir das angeregte Kapitel als eine dankenswerthe Zugabe an, und mehr als aufmunternde Hinweisung: wie wünschenswerth es sei, dafs dieser Gegenstand bald eine noch tiefere Begründung erfahren möchte. — Eine vollständige Nachweisung, ob der Vf. überall den Anforderungen, die er selbst macht, genügt, würde zu weit führen. Die Ueberschrift dieses Kapitels „Nomenklatur" ist uns um so mehr aufgefallen, als vom Vf. eine fast gerechte Kritik der *voces hybridae* gehandhabt wird, denn dieses Wort widerstreitet eben so sehr dem §. 355. No. 1. aufgestellten Gesetze, wie das hier verbannte Wort *Terminologie*. Warum wurde nicht auch das barbarisch klingende Wort *Nomenklatur*, wenngleich sich Plinius desselben bedient, mit dem richtiger gebildeten, auch älteren „*Onomatoclesie* (*Onomaclesie*) oder *Onomatologie* vertauscht." — Im §. 360. tadelt Vf. den Namen *Myrmeleonides* und setzt dafür das mehr als *sesquipedale nomen et enunciatu difficillimum Myrmecoleontoides*. Da es μύρμηξ und μύρμος heifst, so würden wir bei Zusammensetzungen die kürzere Form wählen. So könnte z. B. auch, da ja, wie Vf. (p. 689 No. 3.) selbst sagt, Analogien auch etwas gelten und *Onomatoclesie* sowohl wie *Onomaclesie* vorkommt, *Melasomata* für *Melanosomata* immerhin bleiben. Auch hätten wir für *Dictyotoptera* lieber *Dictyoptera* gesagt.

Die mit einer besonderen (sehr vollständigen) Erklärung versehenen Abbildungen können besonders gebunden oder auch am Ende des Werkes eingeschlagen angehängt werden. Es zeigen: Tab. 1. die Metamorphose; 2. die Fortsetzung und dann die Zergliederung der äufseren Kopforgane; 3. die Fortsetzung der vorigen, besonders der Mundtheile der *Hemipt. Lepid. Dipt.* und *Hymenopt.*; 4. ebenfalls Fortsetzung (Fühler); 5, 6, 7. die Brustkasten-Zusammensetzung; 8. die Flügel und Füfse; 9, 10, 11. die Zergliederung innerer Organe (Speisecanal, Rückengefäfs, Tracheen u. dergl.); 12. Stigmata und Stachel; 13. äufsere Geschlechtstheile mit ihren Muskeln u. dergl. 14. innere, weibliche Geschlechtstheile, Giftapparate; 15. innere männliche Geschlechtstheile und 16. das Nervensystem.

Ratzeburg.

VII.

Geschichte der Deutschen von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart, aus den Quellen bearbeitet von Dr. Karl Halling. Berlin 1833. 8. *Thl.* 1. *(Geschichte der Skythen in Asien) Heft* 1—2. — *De flava gente Budinorum dissertatio, auct. Carolo Halling. Berolini,* 1834. 8.

Eine ganz eigenthümliche Erscheinung der neuern historischen Litteratur bildet das erstere der beiden genannten Werke, über dessen Werth für die deutsche Geschichte sich freilich noch nicht urtheilen läfst, in so fern nur erst zwei Hefte von ungefähr 200 Seiten vorliegen. Indessen wird es doch schon jetzt von Interesse sein, auf den Standpunkt aufmerksam zu machen, von welchem aus der Verf. die Urgeschichte des deutschen Volkes zu behandeln gedenkt, und die Vorrede nebst der Einleitung machen uns damit zur Genüge bekannt. Dafs die Völker West-Asiens, vom Alpenlande Turkestan und vom indischen Caucasus an, den Völkern Europas verwandt sind, dafs beide eine gemeinschaftliche Abstammung haben, wie dies ihr Bau und ihre Gesichtsbildung, vornehmlich aber ihre Sprachen beurkunden, und dafs der grofse sogenannte indogermanische Volks- und Sprachstamm sich von den westlichen Theilen Europas bis nach dem Herzen von Asien zurück verfolgen

läfst, ist allgemein bekannt, und mit Recht haben die neuern deutschen Geschichtsforscher auf jene Gegenden des abendländischen Orients als auf die Urheimath des germanischen Volksstammes zurückgewiesen, so wie ja der mächtige Rheinstrom auf die unnahbaren Gletscher und Felsklüfte der Hochthäler von Hohenrhaetien zurückweiset. Aber Deutsche als Deutsche sind doch nur erst auf westeuropäischem Grund und Boden in der eigenthümlichen Weise ihres politischen und intellektuellen Lebens, wie sie die Grundlage des mittelaltrigen und modernen deutschen Lebens bildet, so dafs, wenn man von Deutschen als solchen vor der Zeit ihres Auftretens auf jenem Boden sprechen wollte, als von der nothwendigen Grundlage des spätern historischen Lebens dieses Volkes, man eben so handeln würde, als wenn man die zahllosen nach allen Seiten hinabrieselnden Gewässer der Gletscher und Felsklüfte Hohenrhaetiens als mit dem mächtigen Strome identisch nehmen wollte, welcher nachmals die Hauptpulsader des westeuropäischen Bodens und das anregende Princip der Entwickelung aller ihm anwohnenden Völker gewesen ist. Unleugbar müssen die Stammväter des jetzigen deutschen Volkes einstmals in Westasien gewohnt haben, aber jene Volksmassen, die in den ältesten Zeiten dort genannt werden, sind sie alle die unmittelbaren Ahnen der Deutschen, stammen von ihnen nicht auch viele andere Völkerschaften, die ihnen an Sitte und leiblicher Bildung ähnlich oder verwandt, jetzt doch zu ganz andern Stämmen gezählt werden müssen, indem sich dieselben erst im Laufe der Zeit allmälig von einander getrennt haben, so wie, um auf unsere Vergleichung zurückzukommen, jene Gletschermassen nicht blofs die Quellen des Rhein, sondern zugleich des Inn und der Alpenzuströme des Po enthalten, welche Gewässer derselbigen Alpenhöhen doch zu den allerverschiedensten Himmelsrichtungen und zu den verschiedensten Meeren hinabführen? Selbst auf europäischem Boden, wo lassen sich da Germanen und Slawen in den ältesten Zeiten immer vollkommen sondern, und noch mehr Germanen und Kelten, indem letztere anfangs noch so in einander verwachsen erscheinen, dafs man bisjetzt noch nicht im Reinen ist, welche Bewandnifs es mit den Urbewohnern eines grofsen Theiles des Alpengebirges habe. Demnach möchte es scheinen, als wenn alle solche Untersuchungen für die Deutschen als solche — und deren Geschichte soll in dem Werke dargestellt werden — nur einen sehr bedingten, vielleicht gar keinen Werth haben, wenn gleich dieselben für die Alterthumskunde und die dazu gehörigen Disciplinen einen entschiedenen Werth und Bedeutung haben können, wie es auch hier der Fall zu sein scheint, gesetzt auch, dafs vieles als unhaltbar aufgegeben werden müfste. Von den Scythen aus, deren Namen von den Alten in einem eben nicht viel genauern Sinne gebraucht wurde, als der Name der Kafern bei den Arabern, will der Vf. die Urgeschichte des deutschen Volksstammes darstellen, und sollten die Resultate dieses Unternehmens der darauf verwandten Gelehrsamkeit, so wie dem nicht zu verkennenden Scharfsinn entsprechen, so würde man allerdings Ursache haben, sich zu dieser Erscheinung in der historischen Litteratur Glück zu wünschen. Für die Erreichung seines Zieles hofft sich der Verf. auch schon vorgearbeitet zu haben durch zwei Recensionen über Völkers mythische Geographie und über Schaffariks Werk über die Slawen, so wie durch die Abhandlung über das blonde Geschlecht der scythischen Budinen (die zweite der oben genannten beiden Schriften), worin das Verhältnifs der Völker Odins am Pontus zu den Germanen und der Scythen zu beiden dargestellt ist. Die Scythen sind der blonde blauäugige Völkerstamm, von dem die Urgeschichte der Völker Europas und der Deutschen ausgeht, so wie die Urgeschichte Asiens; der Römer Pompejus Trogus ist der grofse Mann, welcher dies bisher allein erkannt hat, und die bisherige mangelhafte Erforschung der Scythica ist daher nach dem Verf. auch der Hauptgrund für die ungenügende Erkenntnifs der Urgeschichte aller Völker des Orients und Occidents. Diese Scythica führen aber zurück zu dem baktrischen Sonnenlande, einer durch religiösen Fanatismus begründeten ägyptischen Kolonie (!), und da gelangen wir erst auf den Boden, wo die Urheimath der alten Deutschen war und wo sich der Schlüssel findet für die gesammte alte Geschichte Asiens und Europas. Von dem auf 6 Bände berechneten Werke über die deutsche Geschichte werden demnach zur gehörigen Grundlage des Baues die beiden ersten Bände die Entdeckungen in der Scythen-Welt füllen und zwar so, dafs der erste Theil die Scythen-Geschichte im baktrischen Sonnenlande darstellt, der zweite dagegen deren Geschichte in Europa bis zu der Einwanderung der Massageten und deren Verschwinden unter Geten und Ostgothen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 7.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Geschichte der Deutschen von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart, aus den Quellen bearbeitet von Dr. Karl Halling.

(Schlufs.)

Eine Hauptschwierigkeit scheint sich nun dem Vf. darin entgegenzustellen, dafs, um die älteste Spaltung der sogenannten europäischen Völker auf asiatischem Boden in der Urzeit zu erforschen, bei dem Mangel an historischen Werken darüber, nur auf die Mythologie der Völker des Orients zurückzugehen ist, wobei der Vf. die Ueberzeugung hegt, dafs, wenn die orientalischen Völker auch keine eigentliche Geschichtschreibung hatten, sie doch noch immer Geschichte hatten. Dem läfst sich wohl beipflichten, wie allen Sagen von den Kämpfen zwischen Iran und Turan immer etwas Historisches zum Grunde liegt, aber doch hat es mit dieser orientalischen Geschichte immer eine eigene Bewandnifs, und man würde wahrlich irren, wenn man sie für eben das nehmen und sie so behandeln wollte als die eigentlich europäische Geschichte, so wie der modernen Völker überhaupt. Geschichte ist die selbstbewufste Entwickelung des freien Geistes, so dafs von ihr in dem traumhaften noch ganz in die Natur versenkten Leben der alt-orientalischen Völker, was eben den Mythos und die Mythologie bildet, nicht die Rede sein kann, weshalb es auch immer ein mifsliches Unternehmen sein mufs, aus dem religiösen Sagengewirr des alten Orients und aus der phantastischen Anschauungsweise seiner Völker, welchen das verständige reflektirende Bewufstsein fehlt, so viel bestimmt ausscheiden zu wollen als dazu dient, die Grundfäden einer wirklichen Geschichte abzugeben. Von den sechs, aufser der Einleitung, in beiden vorliegenden Heften behandelten Abschnitten beginnt das erste Kapitel, das sich wie das folgende mit den geographischen Verhältnissen beschäftigt, mit der Darstellung des asiatischen Europa, d. h. mit der asiatischen Urheimath der Scythen oder der blonden Völker, und hier wird zunächst nach Angabe des persischen Historikers Mirkhond die Landschaft Chowaresm am untern Oxus oder Gihon, die vor Alters Dschermania geheifsen habe, als das älteste Vaterland der Deutschen nachgewiesen. Alle diejenigen also, welche bisher den Namen *Deutsche* (Deut, Diet) als den eigentlichen und einheimischen Namen unserer Vorfahren betrachtet und den Namen Germanen nur als ein Appellativ genommen haben, um eine gegen die Römer am Rhein gebildete Wehrverbindung zu bezeichnen, werden sich nun wohl zurückziehen müssen, da wir den alten Namen der römischen Germanen schon so früh mitten in Asien wiederfinden, und wir werden weiter sehen, an welche andere Namen dieser bei Mirkhond erwähnte sich wieder anschliefst, und so ein höchst merkwürdiges Namenssystem veranlafst. Dafs diese Dschermanen im Lande Chowaresm nicht identisch sind mit dem vom Herodot genannten Parsen-Stamm der Germanen, oder mit den Karmanen in der Landschaft Kerman in Beziehung stehen, da die meisten der von Herodot genannten echten Parsen-Stämme doch später in ihren Namen sich nur in den südlichen und südöstlichen Gegenden des kaspischen Meeres wieder auffinden lassen, dies hätte wohl noch näher auseinander gesetzt zu werden verdient, wenn gleich es nach des Vfs. Ansicht nicht zu gehen scheint, in so fern es grade die blonden blauäugigen Völker sein sollen, die als die Völker von Turan mit den iranischen dunkelhaarigen Parsen in ewiger Fehde lebten. Dieses Dschermania bildet nun dem Verf. den Mittelpunkt des sogenannten asiatischen Europa, das sich in der grofsen Senke Asiens in der Nordwest-Ecke zwischen den beiden Hochländern dieses Erdtheils rings um das kaspische Meer und den Aral-See ausbreitet. In den Namen der dort wohnenden Völkerstämme vom pontischen bis zum indischen Caucasus, der Iberier, Gelen, Meder, Parther, Saken, sollen sich die auf vollkommen gleichartige

Weise rings um die Germanen in Deutschland herumwohnenden Völkerschaften wieder erkennen lassen, wie die Hispanier, Gallier, Sachsen u. s. w., und hier soll der Hauptsitz der blonden Völker sein, obschon man fragen kann, ob denn auch alle andern in dem eigentlichen Europa wohnenden Völkerschaften sich durch eben dieselben leiblichen Eigenschaften auszeichneten, mit welchen uns immer die alten Deutschen bezeichnet werden. Der Vf. zieht aber aus der bemerkten ethnographischen Uebereinstimmung jenes Landes mit Europa folgende Schlüsse, daſs die Geschichte dieser asiatischen Europäer der eigentliche Schlüssel der Urgeschichte Asiens und Europas sei, und da diese von den Alten im Allgemeinen mit dem Namen der Scythen bezeichnet worden seien, so geben auch diese asiatischen Scythen den Schlüssel zur Urgeschichte von Asien und Europa, in so fern sich dieselben von hier aus auf den groſsen Völkerstraſsen im Norden und Süden des kaspischen Meeres und des Pontus nach Westen verbreitet haben — Schlüsse, welche natürlich davon abhängig sind, daſs man die sehr problematische Einheit dieser asiatischen Völkerstämme mit den spätern europäischen annimmt, und daſs, wenn man auch eine Beziehung beider aufeinander zugiebt, man alle wesentliche Veränderung in ihrem ganzen geistigen und leiblichen Dasein in dem Laufe der Jahrhunderte von der Urzeit bis zu ihrem spätern Auftreten in Europa leugnet. Schwerlich wird man auch mit dem Vf. übereinstimmen können, wenn derselbe dieses europäische Asien als ein von der Natur rings ummauertes Paradiesland darstellt, da man diese Ummauerung wohl im Süden und Osten annehmen muſs durch die Gebirgsumsäumungen des persischen und mongolischen Hochlandes, welche beide durch den indischen Caucasus (Hindukhu, nicht Hindukusch, weil letzteres nur einen Gebirgspaſs daselbst bezeichnet) verknüpft sind, dieselbe aber durchaus nicht im Norden und Westen stattfindet, wo sich nur flache Hügelrücken finden, die weder eine Natur noch Völkergrenze bilden, und dann besteht dieses Gebiet gröſstentheils aus Wüsteneien, die jetzt von den räuberischen Stämmen der Usbecken, Kirgisen und einigen Kalmucken-Horden durchzogen werden, zwischen welchen nur sporadisch an den Stellen paradiesische Oasen sich finden, welche eine genügende Bewässerung haben. Als nähere Grundlage des Ganzen folgt dann im vierten Kapitel eine Darstellung der Scythen und die geographische Entwicklung dieses Namens mit Ableitung desselben aus dem deutschen Sprachstamm als Bezeichnung von *Schützen*. Ein dreifaches Scythenvolk wird hier unterschieden, welche drei als eben so viele Ablagerungen aus Asien in drei groſsen vorchristlichen Völkerwanderungen bis auf die Massageten-Wanderung Herodots, sich gegen Westen bis zur untern Donau ausgebreitet haben, wo dieser Volksname zuerst vorkomme und auch zuletzt verhalle. Nach Osten führen diese scythischen Völkerstämme zurück bis zu den Saken am Jaxartes im europäischen Asien, und somit ergiebt sich dann der Schluſs, daſs die Scythen zu dem Völkerstamm mit blondem Haar und blauen Augen, also zu dem germanischen Stamme gehören. Aber hier im Mittelpunkte von Asien, wo sich sowohl der Westen vom Osten scheidet, als der Norden vom Süden, wie viele andere Völker haben hier nicht ihre Urheimath gehabt, wie die Urstämme der zahlreichen türkischen Völkerschaften und der weit verbreiteten finnischen oder ugrischen Völkerschaften nach Klaproth, welche sich Jahrhunderte lang hier herumtummelten, bis sie unter verschiedenen Namen der Hunnen, Avaren, Bulgaren, Ugoren u. s. w. auf derselben groſsen Völkerstraſse, auf welcher auch die Stammväter der Deutschen gezogen waren, sich nach Westen ausbreiteten, — alles Völker, welche von den chinesischen und altgriechischen und römischen Berichterstattern im Gegensatz gegen ihre eigene leibliche Beschaffenheit auf jene charakteristische Weise bezeichnet werden konnten, wie die spätern Deutschen in Deutschland, so daſs man schwerlich überall da germanische Völker anerkennen kann, wo jene mehr nordischen Stämme als leiblich verschieden von den ostasiatischen und den mehr südlich wohnenden westasiatischen Völkern genannt werden. Der Vf. weiſs aber auf eine bewunderungswürdige, zum Theil sehr scharfsinnige Weise aus den heterogensten Namen, die gewöhnlich nur als bloſse Anklänge einer gänzlich verschollenen Urzeit betrachtet werden, ihre historische Bedeutung hervorzulocken und in dem dunkeln Sagengewirr des westasiatischen Orientes sich Licht zu verschaffen, wobei es freilich immer darauf ankommt, ob man die Prämissen zugeben kann oder nicht. Die Aramäer, welche sonst für einen Hauptzweig des semitischen Völkerstammes in dem groſsen vom Euphrat getheilten Lande Vorder-Asiens gelten, werden gleichfalls mit den Scythen in Verbindung gebracht. Vermittelst des Zendavesta erfahren wir, daſs Aram, Arum oder das

Land Sur am Südostufer des kaspischen Meeres gelegen habe; dies ist dann identisch mit Irman, Erman und weiset so wieder hin auf das Stammland der alten Deutschen, auf Dschermania. Eine Hauptrolle spielt bei diesen Untersuchungen das Wurzelwort *ar*, *ari*, *arm*, *ern*, *irm*, wovon der Name der Aramäer und Germanen (Ermanen) herkommt, und damit steht in Verbindung die Darstellung der ethnographischen Verhältnisse der scythischen Stämme der Ariaspen oder Arimaspen und Seren im Lande Aria. Das mit Seide handelnde Volk der Seren fällt zusammen mit den Syrern, wie die Aramäer mit den scythischen Arimaspen, und diese sind wiederum dieselben mit den Germanen, deren wichtigsten Stamm unter dem Namen der Arimaspen auch schon Herodot in Osteuropa kannte. Von allen Seiten werden wir in den Zauberkreis des Landes Chowaresm am Oxus immer zurückgeführt, dies ist das alte Aria, das reine, ehrwürdige, das alte Stammland der Germanen, wie es bei den Indern immer genannt wird. Es weiset dies jedoch wieder zurück auf ein noch älteres Ari am Himalaya auf Kaschmir, das gemeinsame Stammland aller indogermanischen Völker, von wo auch die Inder und Perser nebst den Medern diesen Namen mit hinwegnahmen, ehe noch die grofse Spaltung der Völker vor sich ging, nach welcher er sich in der Form Arm, Arim bei den germanischen Völkern, dagegen in der Form von Ariana (Eriene) bei den persischen Völkern fixirte. Den Beweis nun für die Identität der Arimer oder Aramäer mit den Scythen und somit auch der Scythen mit den Germanen führt der Verf. im siebenten Kapitel. Denn hier sehen wir, dafs das biblische Aram keineswegs auf den semitischen Volksstamm der Aramäer an den Ufern des Euphrat gehe, sondern auch das Arman oder Erman am kaspischen Meere, auf die Heimath der blonden Völker, von wo aus Syrien auf seine älteste Bevölkerung erhalten haben soll. Die bisher so schwierig zu erklärenden mit Aram in Verbindung stehenden Namen von Uz, Chul, Gether und Masch (die Söhne Arams nach der Bibel), sind nun nichts mehr und weniger als die uns schon von den Chinesen mit denselben Namen bezeichneten blonden Völker jener Gegenden. Der Name Uz z. B. geht nach dem Vf. nicht auf die syrische Land- und Völkerschaft, die bei den Alten Ausitae genannt wird, sondern auf das von den Chinesen genannte blonde Volk Usun oder Usiun, welche in ihren Annalen nach den Untersuchungen eines Remusat und Klaproth in dem centralen Asien eine grofse Rolle spielen, sie sind zugleich identisch mit den bei den Alten genannten Asiern, Ariern, Ariaspen, Arimaspen, Ermanen und Germanen. Die Namen Gether und Masch oder Masch-Gether bezeichnen sodann die Massa-geten als identisch mit den Moeso-Geten und Gothen, wonach auch wieder die thrakischen Völkerschaften mit diesen scythisch aramäisch germanischen Völkern zusammenfallen. Als bekannt darf man dabei voraussetzen, dafs auch schon von andern ausgezeichneten Geschichtsforschern die Stämme der Geten, Daken und Saken mit den Gothen, Dänen und Sachsen in Verbindung gebracht worden sind, obschon man dieselben bis dahin immer als ganz verschiedenen Stammes betrachtet hat, die keine Gemeinschaft mit einander haben konnten, selbst wenn auch das Lokale ihrer Geschichte zum Theil zusammenfallen mochte. Durch alle diese ethnographischen Untersuchungen zieht sich zugleich der Grundgedanke hindurch, dafs aus der Feindschaft zwischen den Bewohnern von Iran und dem blonden Stamm von Aram am Oxus und kaspischen Meere der letztere Name zur Bezeichnung des bösen Princips in dem göttlichen Wesen bei den erstern gebraucht wurde und so in der parsischen Religion sich fixirt habe als Ariman (von Arman und Aram), dessen Diener die rothhaarigen Menschen bei den Parsen verhafst waren. Mit diesem Ariman fällt auch der ägyptische Typhon (Dew, woraus Teufel nach dem Vf.) zusammen, und ohne Zweifel werden später auch die Verhältnisse der Aegypter zu diesen typhonischen Scythen oder verteufelten Germanen noch dargestellt werden. Man kann allerdings wünschen, dafs der Vf. seine mühsamen Untersuchungen über diese Gegenstände, welche für jeden, der sich für die Urgeschichte der Völker interessirt, anziehend sein müssen, fortsetzen möge, indem die Wissenschaft auf jeden Fall dabei gewinnt, selbst wenn auch, wie schon bemerkt ist, diese Untersuchungen für die eigentliche Geschichte der Deutschen von keiner Bedeutung sein sollten, und Vieles von dem hier Aufgestellten als unbegründet verworfen werden müfste. Genügend wird sich natürlich erst darüber entscheiden lassen, wenn diese Untersuchungen vollständig bis zum Abschlufs des zweiten Bandes vorliegen.

Ferdinand Müller.

VIII.

Beobachtungen ursprünglicher Bildungsfehler und gänzlichen Mangels der Augen bei Menschen und Thieren. Von Dr. Burkhard Wilhelm Seiler. Dresden, Walther. 1833.

Eine vom Verf., im Namen der medicinisch-chirurgischen Academie zu Dresden, seinem Collegen Hedenus am Tage des vollendeten funfzigsten Jahres treuer und ehrenvoller Amtsführung überreichte Gratulationsschrift. Das Werk beginnt mit der ausführlichen Beschreibung vier sehr merkwürdiger Mifsgeburten, deren Abbildung wir auf der dem Werke beigegebenen Kupfertafel finden. Die erste Mifsgeburt ist interessant durch das Vorhandensein einer grofsen Wasserblase statt des Gehirns, und durch die Anwesenheit zweier kleinen, mangelhaft gebildeten Augäpfel bei gänzlichem Mangel jeder Spur des Sehnerven. An der linken Seite ist der Stamm des fünften Nerven durch eine dünne Nervenscheide angedeutet, die bald ganz verschwindet, und doch sind bei mangelndem Ganglion Gasseri Aeste des Oberrollnerven, des Stirnnerven und des Unteraugenhohlennerven auf die gewöhnliche Weise im Gesichte verbreitet. In Betreff der Anordnung der Augenmuskeln und Augennerven sind die Angaben des Vfs. äufserst genau. — Bei der zweiten Mifsgeburt, die eine Menge von Mifsbildungen darbietet, und wieder hydrocephalisch ist, finden sich Augenlieder und Augäpfel normal gebildet. Thränendrüsen und Thränenpunkte mangeln. An der rechten Seite findet man nur die leere verdünnte Scheide des Sehnerven, welche auch links von Nervenmark leer ist, indefs mit der zur Wasserblase ausgedehnten harten Stirnhaut communicirt. Das dritte Nervenpaar geht wie gewöhnlich zu dem äufsern geraden Augenmuskel. Die übrigen Nerven bis zum Vagus sind so dünn zellstoffig und verweben sich mit dem Zellstoffe der harten Hirnhaut so innig, dafs man sie nur bis in diesen verfolgen kann. Den *N. glossopharyngeus, vagus, accessorius* und *hypoglossus* kann man bis zu ihrem Austritte aus der Hirnhöhle verfolgen. Die etwas vergröfserten Augäpfel zeigen normal gebildete Conjunctiva, Sclerotica, Cornea, Iris und Crystalllinse. Die Nervenhaut und Glaskorperhaut fehlen ganz und die Stelle des Glaskörpers ersetzt eine ganz wasserhelle Flüssigkeit. — Nieren, Nebennieren, Harnleiter, Harnblase, Harnröhre und Eichel des männlichen Gliedes fehlen, während Hoden, Nebenhoden und schwammige Korper des männlichen Gliedes vorhanden sind. — Die dritte Mifsgeburt ist ein Microcephalus mit sehr mangelhaft gebildeten Kopfknochen, dem sämmtliche Hirnnerven bis auf den Sehnerven fehlen. Auch hier wird dem Zustande der Augen besondere Aufmerksamkeit geschenkt. — Viertens endlich erhalten wir die genaue Beschreibung eines ausgetragenen lebend geborenen Kindes mit gänzlichem Mangel der Augen, aller zu denselben gehörigen Gebilde und mehreren andern Mifsbildungen. Merkwürdigerweise war der Sehnerve vorhanden.

Nun erst gelangt der Vf. zu dem eigentlichen Vorwurf der Schrift: den ursprünglichen Bildungsfehlern und dem gänzlichen Mangel der Augen. Zunächst wird von der Zahl der Augen gehandelt, wo der Vf. zu sorgfältiger Unterscheidung der *Cyclopia s. Monophthalmia imperfecta*, von der *Monophthalmia perfecta*, wo in dem einen vorhandenen Auge irgend eine Tendenz zur Duplicität wahrzunehmen ist, spricht. Die Cyclopie betrachtet der Vf. mit Huschke als eine Folge der in ihrem normalen Wirken gehemmten organischen Thätigkeit. — Nun gelangt der Vf. zur „Gröfse des Augapfels", und geht dann zur Betrachtung des gänzlichen Mangels der Augen über. Gestützt auf den Befund in der letzten oben erwähnten Mifsgeburt, erklärt er den Satz: dafs die Nerven solcher Organe, die nicht gebildet sind, immer fehlen, für nicht allgemein gültig. Eben so wenig richtig ist aber, wie die oben angeführten Fälle zeigen, die Annahme: dafs Augen ohne Sehnerven und Netzhaut nicht vorkommen können. Ist es ferner gleich richtig, dafs die zu einem Systeme gehörigen Theile oft gleichzeitig fehlen, so darf man daraus doch nicht folgern, dafs ein Theil durch den andern gebildet werde, oder dafs die verschiedenen Organe aus einem Centrum nach der Peripherie gleichsam herauswachsen müssen. Dagegen spricht Vieles für das von Rudolphi aufgestellte Bildungsgesetz: dafs jeder Theil des Centrums und der Peripherie, nach Mafsgabe des Zeitpunktes seiner Entwickelung, an seiner Stelle als primitiv, oder durch Zeit und Ort nothwendig bedingt, nach bestimmtem Typus geformt werde, wofern kein Hindernifs in diesem Punkte stattfindet. Die Tendenz der Bildung geht vom Centrum aus; allein es können Zwischenglieder in ihrer Entwickelung gehemmt werden, während die sie umgebenden Theile immer im Wachsthum fortschreiten.

Die Darstellung der ursprünglichen Bildungsfehler der einzelnen Theile des Auges beginnt mit den Augenhöhlen; es folgen Augenbrauen, Augenwimpern, Augenlieder und Thränenorgane, dann Augenmuskeln, Augennerven und die Bindehaut. Hierauf wendet sich der Vf. zu Sclerotica und Cornea. Die Hyperkeratosis betrachtet er als Folge früher vorhanden gewesener, aber zum Stillstand gekommener krankhafter Absonderung zu reichlichen Wassers in dem vorderen Theile des Augapfels, welches zur Wucherung und Verdickung der Cornea Veranlassung gegeben hat. Sehr wichtig erscheint dem Verf. Ammon's Beobachtung von öfterem gleichzeitigen Bestehen eigenthümlich abweichender Schadelformen und der Amaurose bei der angeborenen Hyperkeratosis. — Es ist nun ferner vom Mangel der Gefäfshaut, vom theilweisen Mangel des Strahlenkörpers, vom *Coloboma choroideae*, von der Weifssucht und von den Mifsbildungen der Iris die Rede. J. Müller's Behauptung: „die Spalte der Iris an der untern Seite sei bei allen Thieren und an der untern innern Seite auch bei dem menschlichen Embryo eine unleugbare Thatsache, scheint nach Seiler durchaus nich begründet. Vielmehr erscheint die Iris sowohl bei Embryonen von Vögeln und Säugethieren, als bei denen des Menschen in Form eines geschlossenen schmalen Ringes, wie dies neuerlich wieder Arnold angegeben. So darf das *Coloboma iridis* also auch nicht zu den Hemmungsbildungen in dem von Wather aufgefafsten Sinne gerechnet werden. Vielmehr meint Seiler, man könne annehmen, dafs irgend ein zur Bildung eines oder einiger neben einander liegender Gefafskreise bestimmtes Blutgefäfs obliterire, wodurch die Iris an dieser Stelle in ihrer Entwickelung gehemmt werde, während die übrigen Gefäfskreise gegen den Pupillarrand hin sich entwickeln. Auf diese Weise wird da, wo die Bildung der Iris zurückgeblieben ist, eine Spalte entstehen. — Es folgt die Betrachtung der Bildungsfehler der Nervenhaut, der wässerigen Feuchtigkeit, der Krystalllinse und ihrer Kapsel, des Glaskorpers und des Strahlenplättchens. — Reichthum an eigenen Beobachtungen und Schlüssen, verbunden mit grofser Gelehrsamkeit, charakterisirt diese schätzbare Schrift, die für pathologische Anatomie, wie für Physiologie des Auges gleich bedeutend und wichtig ist.

№ 8.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

IX.

Friderici Ritschelii professoris Vratislariensis de Oro et Orione commentatio. Specimen historiae criticae grammaticorum graecorum. Accedit de Eudemo epimetrum. Vratislariae 1834. 84 *S.* 8.

Vorliegende Arbeit gehört einem Felde der Philologie an, welches gröſstentheils unangebaut liegt. Das Chaos der griechischen Grammatiker zu entwirren, ihre Namen und Werke von dem sie bisher bedeckenden Staube zu reinigen, ihre Behandlung der Wissenschaft an das Licht zu ziehen, und nachdem dies mit Gründlichkeit vollendet worden, darauf eine Geschichte der Grammatik aufzubauen, dies ist die Aufgabe, welche Hr. Prof. Ritschl sich gesteckt hat. Daſs die Vollendung dieser Arbeit einen wahren Fortschritt der Philologie begründen werde, ist unverkennbar. Um so freudiger heiſsen wir ihren Anfang willkommen: zumal da Hr. Ritschl's gründliche Gelehrsamkeit, sein Scharfsinn und sein sorgfältiges Forschen ihn ganz vorzüglich geeignet erscheinen lassen, diese Seite der Alterthumswissenschaft zu ergänzen.

Einen Haupttheil der Sprachforschung der griechischen Grammatiker bilden ihre etymologischen Studien, deren Resultate uns jetzt in groſsen Massen in alphabetischer Ordnung zusammengehäuft vorliegen; Gutes und Schlechtes unter einander gemischt; ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Grundansicht und von unbekannten Männern vereinigt. Als vornehmstes Hilfsmittel zur Sichtung bot sich hier das älteste etymologische Werk dar, welches wir unter dem Namen des Orion besitzen. Daher ist es mit Recht Mittelpunkt einer Abhandlung geworden, welche zunächst ein Beitrag zur Geschichte der alten Etymologen ist. Aber dem Orion allein seine Aufmerksamkeit zu widmen, und nur sein Leben und seine Schriften zu untersuchen, wurde der Verf. durch eine ungemein häufige Verwechselung seines Namens mit dem des Oros verhindert: eine Verwechselung, welche durch die gewöhnlichen Abkürzungen der Schrift herbeigeführt, und dadurch vermehrt worden ist, daſs beide Namen wirklich nur Doppelformen desselben Namens sein könnten. Er dehnte daher sogleich beim Anfang seine Studien auf Oros und Orion aus und erlangte schon hierdurch allein, daſs er seine Vorgänger leicht übertreffen konnte, welche dem ungleich bedeutendern Oros die mindere Sorgfalt geschenkt hatten. Denn wenn Orion, welcher dem fünften Jahrhundert nach Christo angehört, in seinen Werken als Sammler auftritt, erscheint Oros dagegen als selbstständiger und die Ansichten der Meister der Wissenschaft prüfender Forscher, mit denen er sich nicht selten in Streit über die Principien befindet. Er wird von Hrn. Ritschl in das *zweite* Jahrhundert gesetzt. Die Hervorhebung dieses Mannes, die Untersuchung über sein Leben, seine Schriften und seine zerstreuten Fragmente, verbunden mit kritischer Behandlung derselben: kurz die Ermittelung seiner Bedeutsamkeit ist das Hauptresultat vorliegender Abhandlung. Doch ist auch auf Orion, namentlich auf seine Lebensverhältnisse und Schriften ein neues Licht gefallen: wenn gleich schon die früheren Forscher über ihn sorgfältiger gehandelt hatten. Die Frage, ob das vorhandene etymologische Werk im Auszug oder vollständig auf uns gekommen sei, und wie es sich zu den zuweilen sich findenden sogenannten Excerpten daraus verhalte, ist mit Gründlichkeit untersucht worden. In Betreff des Verhältnisses endlich der beiden Grammatiker zu einander ist die Behauptung aufgestellt und mit Scharfsinn vertheidigt worden, daſs Oros eine *Hauptquelle* des Orion gewesen sei: wodurch eine groſse Reihe von Stellen in den vorhandenen etymologischen Werken vor dem Verdachte des Verderbnisses geschützt wird, indem beide Namen, der des Oros und des Orion, als richtig erscheinen. Der Umstand, daſs Orion die übri-

gen Quellen nennt, nirgend aber des Oros gedenkt, wird durch den Irrthum eines Abschreibers zu erklären versucht, der Oros und Orion verwechselte, und die einmalige Nennung des Verfs. auf dem Titel für genügend ansah.

Man erkennt schon aus dieser Uebersicht, mit welcher Gründlichkeit der Gegenstand behandelt ist. Die Klarheit und Gediegenheit der Untersuchung, das alle Umschweife vermeidende, gerade Ergreifen und Festhalten des Stoffs, die angemessene Sprache, Alles dies fesselt den Leser; was um so wichtiger ist, je weniger sonst dieses Gebiet der Alterthumsforschung reizende Genüsse darbietet. Viele beiläufige Bemerkungen und Verbesserungen sind aufserdem schätzbar; worüber sich nach einem interessanten Schlufsworte über Eudemos, eine Hauptquelle des Suidas, ein sehr sorgfältiges Verzeichnifs findet, welches die behandelten Gegenstände und die vorgeschlagenen Verbesserungen anzeigt.

Dennoch halten wir die Untersuchungen über Oros und Orion noch nicht für geschlossen, und weisen namentlich auf Einiges hin, was Hr. Ritschl unbeachtet gelassen hat.

Das Buch des Orion ist in alphabetisch lexikalischer Form abgefafst, ohne jedoch bei der Anordnung auf mehr als den ersten Buchstaben Rücksicht zu nehmen. Bei der ersten Betrachtung desselben bieten sich aber zwei Bemerkungen dar, die eine, dafs über ein und dasselbe Wort an mehreren Stellen, auf verschiedene Weise geredet ist; die andere, dafs die Citate desselben Grammatikers unter jedem Buchstaben, wo einer zwei- oder mehreremal angeführt wird, sich dicht neben einander wiederholen und sonst nicht weiter vorkommen. Für einzelne Ausnahmen von dem Letztern läfst sich immer ein guter Grund angeben. Man kommt daher sehr leicht auf den Gedanken, auf den schon die äufsere Form des Buches bringen konnte, dafs hier verschiedene frühere Schriftsteller ausgebeutet, aber wenn mehrere der Bemerkungen zu einem Buchstaben gehörten, das jedem Entlehnte unter jedem Buchstaben sich an einer Stelle zusammengeordnet findet. Nähere Untersuchung bestätigt diese Vermuthung. Ein Arzt Soranos hatte ein etymologisches Buch über alle Theile des menschlichen Körpers geschrieben, welches eine reiche Quelle für Orion geworden ist. Nach den eigenen Citaten des Grammatikers und dem Inhalte jenes Buches findet man leicht, dafs seine Bemerkungen unter jedem Buchstaben neben einander vorkommen, z. B. unter α, von αἰδοῖα bis ἀγκών, p. 15, 22 — p. 17, 10 unter β von βουβών bis βραχίονες p. 33, 22—34, 18 und so fort durch das ganze Alphabet. Ein zweites Beispiel sei Helladios, aus dessen Chrestomathie sich z. B. unter μ nacheinander die Worte μακκοᾶν, μακάριον, μάκτρα, μέλισσα, μῆλον finden; letzteres, wie schon Larcher bemerkt, fälschlich von μέλισσα getrennt, s. *Phot. p.* 867, 871 und 875 b. Hoesch. Dasselbe gilt von den anderen Quellen. Unter χ findet man, dafs χυλός bis χέδροψ aus Soranos, χαίρω bis χίμεθλα aus Philoxenos, der letzte Theil aus Herodianos entlehnt ist. Der Anfang jedes Buchstaben ist Homerischen Wörtern und Wortformen gewidmet.

Diese Bemerkung, welche für Hrn. Ritschl's Hauptzweck von hoher Wichtigkeit ist, indem sie uns einige verloren gegangene Werke älterer Grammatiker genau wiedererkennen, andere aber, wie die vorhandenen Epimerismen des Herodianos sogleich als unächt erscheinen läfst, ist aufserdem wegen der Behauptung, dafs Orion die Werke des Oros benutzt habe, nicht ohne Bedeutung. Denn es mufs jetzt nachgewiesen werden, in welchem Theile des Werks die Bemerkungen des Oros enthalten sind, wenn überhaupt die vorgetragene Ansicht die richtige ist. Dies bleibt also dem Vf. zu thun übrig.

Aber auch in Betreff der *Lebensverhältnisse* des Oros und Orion haben wir uns nicht aller Zweifel entschlagen können, und möchten uns näher an Suidas anschliefsen, als der Vf. gethan hat. Suidas enthält nämlich erstens einen Artikel über Oros, welchen Hr. Ritschl durch die Vermuthung einer Vermischung in zwei Artikel spalten zu müssen glaubt. Dabei aber nimmt er die Worte „Ἀλεξανδρεὺς γραμματικός" für Angabe des Geburtsortes, da es vielmehr die Schule und den Ort der Wirksamkeit bezeichnen möchte. Letzteres zu lehren, erschien gewifs dem Verf. der Nachrichten des Suidas als das Wichtigere. Die etymologischen Wörterbücher dagegen wählten zur Bezeichnung des Mannes die Angabe seines Geburtsortes Milet. Allein noch mehr wurde Hr. Ritschl in seiner Ansicht durch den Zusatz des Suidas bestärkt, Oros habe in Constantinopel gelehrt, was ihm der Zeit und des Ortes wegen für unmöglich gilt. Jedoch der Ort, Constantinopel, möchte wegen der geistigen Dürftigkeit seiner Grammatiker noch so verrufen sein, es ist ja ein Alexandrinischer Gelehrter, von dem die Rede ist, und seit der Erhebung von Byzanz zur Hauptstadt der Monarchie wurden die Ale-

xandrinischen Grammatiker durch mannigfaltige Unruhen in alle Gegenden Griechenlands und Asiens zerstreut. Die Zeit aber ist sehr ungewiſs. Denn wenn Hr. Ritschl dafür, daſs er im zweiten Jahrhunderte gelebt habe, den innigen Zusammenhang seiner Studien mit denen des Herodianos und Phrynichos anführt, und überhaupt zur Erforschung der Lebenszeit der Grammatiker es empfiehlt, die jüngsten Schriftsteller, die sie citirt haben, zu berücksichtigen: so ist dies bei Oros namentlich darum höchst bedenklich, weil wir von ihm nur Fragmente besitzen. Mit so vielem Verlornen können ja auch Citate uns entzogen sein, die auf ein jüngeres Zeitalter hinweisen. Man bedenke nur, daſs bei Orion unter allen Citaten das einzige des Helladios auf das fünfte Jahrhundert führt, während alle übrigen sich recht gut damit vertrügen, wenn auch er in das zweite Jahrhundert gesetzt würde. Oros und Orion citiren fast ganz dieselben Schriftsteller. Herodianos aber und Phrynichos sind in den Augen der Grammatiker berühmte Männer, deren Bekämpfung auch ein Paar Jahrhunderte später recht wohl denkbar ist. Kurz vielleicht ist Suidas Angabe über Constantinopel vielmehr mit Dank anzunehmen, als zu verwerfen, und Oros, wie Orion, an das Ende des *vierten* oder in den Anfang des *fünften* Jahrhunderts zu setzen.

In Betreff des Orion aber würde die vorige Annahme, Alexandrien nenne Suidas als den Ort seiner Wirksamkeit und seiner Schule, auf die Idee zurückführen, daſs die sich bei ihm findenden beiden Artikel über Orion auf einen und denselben Mann zu beziehen wären. Der erste Artikel bringt den Geburtsort desselben, und eine seiner Schriften zu unserer Kunde, der zweite die Schule und alle oder doch die meisten seiner Schriften, und unter ihnen gleich zuerst das schon im ersten Artikel genannte Werk. Wenn Hr. Ritschl nach Passow's Vorgange dagegen die Erwähnung einer Lobrede auf Kaiser Hadrian zum Beweise anführt, daſs der Alexandriner ein Zeitgenosse des Kaisers gewesen sein oder bald nach ihm gelebt haben müsse: so lieſse sich vielleicht dagegen die Vermuthung aufstellen, daſs hier am Ende des Artikels, wie so oft bei Suidas, sich ein Irrthum eingeschlichen habe. Doch brauchen wir zu einem solchen Mittel nicht einmal unsre Zuflucht zu nehmen, da eine Lobrede auf Hadrian einige Jahrhunderte nach seinem Tode bei einem Alexandrinischen Gelehrten um so weniger etwas Unmögliches ist, als der Kaiser die Alexandrinischen Angelegenheiten geordnet, und den Gelehrten dieser Stadt ihre alten Rechte erhalten hatte, und daher in der Zeit, in welcher das Christenthum diesen Gelehrten vielen Abbruch that, um so mehr des Lobes werth zu sein scheinen muſste.

So sind auch diese Zweifel dem Verf. noch zu lösen. Auſserdem fällt es in der Beweisführung des Vfs. nicht selten auf, daſs er einen groſsen Werth auf die Zeugnisse der Grammatiker legt, in welchen zugleich neben dem Namen des Oros oder Orion die Angabe des Vaterlandes gefunden wird. Ob dies mit Recht geschehen sei, ob darauf, daſs dabeisteht „der Milesier" „der Thebaner" wirklich viel gebaut werden könne, ist ebenfalls zu bezweifeln, da ja auch so Irrthümer der Citirenden leicht möglich waren. Ist doch nach des Verfs. eigener Annahme in dem Coislinianischen Verzeichniſs in der That an die Stelle des Thebaners Orion der Milesier Oros, und bei Zonaras einmal das Umgekehrte zu setzen. In solchen Dingen sind Irrthümer von Sammlern gar leicht begangen worden.

Diese Punkte möchte daher Hr. Ritschl bei seinen weitern Forschungen zu beachten haben. Der Grund für die Einsicht in die groſsen Etymologika ist gelegt: es wird nicht mehr allzuschwer sein, die Theile der verschiedenen Schriftsteller, aus welchen sie entstanden, immer mehr zu scheiden und in diese ungeordneten Massen Licht zu bringen: eine Geschichte der etymologischen Forschungen der Griechen möchte zunächst von des Hrn. Verfs. Hand hervortreten dürfen, und bei dem neuen Leben, in welches in der neuesten Zeit diese Studien getreten sind, höchst zeitgemäſs und belohnend sein. Vor Allem aber möchte man ihm die Benutzung der vorhandenen handschriftlichen Quellen, namentlich der höchst wichtigen Pariser Handschriften wünschen. Dann erst würde er ungehemmt auf seiner Bahn fortschreiten, und seine Absicht erreichen können, endlich eine gediegene und gründliche Geschichte der Grammatik zu verfassen.

F. Ranke.

X.

Vorlesungen über Psychologie, gehalten im Winter 18$\frac{29}{30}$ zu Dresden von Dr. C. G. Carus. Leipzig, 1831. bei Gerh. Fleischer.

Zwar befindet sich vorliegendes Werk bereits seit einigen Jahren in den Händen des wissenschaftlichen

Publicums; auch erinnert sich Ref., dafs das Publicum schon von mehreren Seiten her auf den Werth und Gehalt desselben aufmerksam gemacht worden ist, und er hat also, da überdiefs der Name des Verfs. ein allgemein bekannter und geschätzter, ja in den näheren Kreisen ein gefeierter ist, keinen Grund zu zweifeln, dafs das Buch eine diesem seinem Werthe entsprechende Verbreitung erhalten haben wird. Indefs scheint es ihm zur Zeit noch an einer solchen Beurtheilung desselben zu fehlen, die zugleich mit dem Allgemeinen, was diesem Werke mit manchen anderen gemeinschaftlich ist, auch seinen besonderen und eigenthümlichen Charakter, sowohl den schriftstellerischen, als auch den wissenschaftlichen, genügend darlegte. Je individueller, sowohl nach der Seite der Form und Darstellung, als nach der Seite der philosophischen Grundansicht und des Inhalts, dieser Charakter ausgeprägt ist: um so mehr ist nothwendig auch der Werth des Buches einerseits freilich ein genau begränzter und umschränkter, anderseits aber, innerhalb dieser Begränzung, ein ihm bleibend und eigenthümlich angehörender und durch keine anderen ähnliche oder verwandte Leistungen zu ersetzender. Ref. glaubt daher auch jetzt noch nichts Ueberflüssiges zu unternehmen, wenn er es versucht, diesen individuellen Charakter in so scharfen und vollständigen Zügen, als er es vermag, zu umreissen.

Der nächste Eindruck, welchen der Vortrag und die Sprache dieser Vorlesungen gemacht hat, ist der, dafs man es dem Werke ansieht, wie es in einem reichen, umfassenden, gediegenen, die verschiedenartigsten Aufgaben der Wissenschaft und des Lebens mit Leichtigkeit und Gewandtheit, mit Sicherheit und Ueberlegenheit lösenden Geiste beiläufig und gelegentlich entstanden ist. Weder ein Lob noch ein Tadel ist hiermit ausgesprochen, sondern nur ein Factum: es mufs Schriften geben, die sich zu dem Geiste und der Lebensthätigkeit ihrer Verfasser in einem untergeordneten Verhältnisse der eben angegebenen Art befinden, und es mufs andere geben, in die als letzte und höchste Zwecke ihres Lebens die Verf. das ganze Gewicht ihres Geistes und ihres Talentes hineinlegen, — Werke, die als Blätter oder als Seitenschöfslinge, und Werke, die als Blüthen und als Früchte in dem organischen Lebensgewächse ihrer Verfasser dastehen. In dem vorliegenden Fall kann ein bedenklicher Umstand darin zu liegen scheinen, dafs das Werk ausdrücklich einem didaktischen Zwecke gewidmet ist, dafs es nicht die Wissenschaft durch einzelne Untersuchungen oder Beobachtungen zu bereichern, sondern in ein tiefes und umfassendes Erkenntnifsgebiet Lesern, die nicht schon in diesem Gebiete heimisch sind, einen zugleich schnellen und doch gründlichen Einblick zu geben unternimmt. Gerade hier ist eigentliche Beredsamkeit und eine kunstvollere Darstellung solcher Art, wie sie nur aus vollkommenster Concentration der Geisteskräfte auf den Einen Gegenstand hervorgehen kann, recht eigentlich an ihrem Platze; und Ref. bekennt, beim ersten, flüchtigen Ueberlesen des Buches diese Eigenschaften allerdings vermifst zu haben. Aber bei näherer Bekanntschaft mit demselben fand er sich reichlich entschädigt durch das Gewahrwerden der anderen, nicht minder vorzüglichen und vielleicht noch seltneren Eigenschaften, die bei dem Verf. jene fehlenden ersetzen; Eigenschaften, die es wohl sein müssen, welche diesen Vorlesungen den Beifall des zahlreichen und hoch gebildeten Kreises, vor dem sie zuerst gehalten wurden, gesichert haben. Wir meinen die wirklich bewundernswürdige Klarheit, Reinheit und Nettigkeit des Ausdrucks, welcher sich dem mit gleicher Deutlichkeit und Präcision gefafsten Gedanken mit einer Unmittelbarkeit anschliefst, welche die Kluft, die sonst meist bei einem Inhalte dieser Art zwischen beiden zu liegen pflegt, gar nicht bemerken läfst. Es ist nicht eine Leichtigkeit solcher Art, wie man sie oft an den Werken der gröfsten Redekünstler bemerkt hat, welche vielmehr nur der, aus tiefer und gewaltiger Arbeit und aus vollendeter Bezwingung der Schwierigkeiten hervorgegangene Schein der Leichtigkeit ist; sondern es ist die wirkliche, kunstlose Leichtigkeit und Sicherheit eines Gedankenganges, zu dem der Ausdruck eben darum so unmittelbar und ungesucht sich hinzugesellt, weil der Gedanke selbst kein mühvoll erzwungener oder aus dem Chaos der inneren Seelentiefe schmerzlich herausgearbeiteter, sondern ein aus treuer Naturbeobachtung und aus der Gewohnheit einer wachen und selbstbewufsten Lebensthätigkeit und Lebenserfahrung von selbst hervorspriefsender ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 9.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Vorlesungen über Psychologie, gehalten im Winter 18$\frac{29}{30}$ zu Dresden von Dr. C. G. Carus.

(Fortsetzung.)

Wir glauben den Styl solcher Werke, wie das vorliegende ist, nicht unangemessen zu bezeichnen, wenn wir ihn einen *praktischen* nennen; worunter wir freilich denn nicht zunächst, was man sonst wohl auch mit diesem Worte zu bezeichnen pflegt, die Angemessenheit für den jedesmal vorliegenden Zweck, sondern den Charakter des Styls als Ausdruck für eine im ächten und edelsten Sinne praktische, auch im Theoretischen auf praktische Weise sich benehmende und zurechtfindende Natur- und Geistesanlage zu verstehen haben.

Wenn nun ein Werk von solchem Charakter, wie der hier bezeichnete, einer philosophischen Betrachtung, dergleichen die Seelenkunde, gewidmet ist: so wird man schon im Voraus davon erwarten, dafs sein Verdienst weniger in einer neuen, tieferen oder erweiterten Gestaltung der eigentlich spekulativen Probleme, als vielmehr in der Art und Weise bestehen wird, wie es die Ergebnisse der spekulativen Forschung, theils die äufserlich überlieferten geistreich aufnehmend und sich aneignend, theils selbstthätig auf mehr empirischem Wege sie gewinnend und reproducirend, in die Form und Gestalt einer klaren und tüchtigen, jedem Gebildeten und nicht blofs dem Philosophen von Profession zugänglichen Lebensanschauung umsetzt. — Möge Niemand diesen unsern Ausspruch, dafs Ergebnisse der Spekulation auch empirisch gefunden werden können, eines innern Widerspruchs zeihen. Vielmehr, wie man ehemals bemerkt hat, dafs eine oberflächliche und halbe Philosophie von dem Glauben an Gott ab-, eine gründliche und vollendete zu ihm zurückführe: so beginnt man jetzt immer deutlicher einzusehen, dafs nur eine halbe, d. h. eine theils äufserlich eng umgränzte und einseitige, theils innerlich von unzureichender Reflexion durchzogene Empirie von einer philosophischen Weltansicht und Weltdurchschauung entfernt, dafs hingegen eine gründliche, allseitige und vorurtheilsfreie Erfahrung unfehlbar in ihren Resultaten mit den Resultaten des philosophischen Denkens zusammentrifft. Unsere Zeit zeigt bereits mehrere Beispiele von Forschern, die ausdrücklich durch die Klarheit und Gründlichkeit ihres empirischen Wissens auf einen Punkt geführt wurden, wo die philosophische Idee ungesucht, in frischer Integrität und reifer Jugendlichkeit, wie Minerva, aus ihrem Haupt hervorsprang; und der Verf. des gegenwärtigen Werkes ist unter diesen Forschern einer der ausgezeichnetsten. Wenn irgend andere, so sind Männer solcher Art geeignet, den Wahrheiten des philosophischen Denkens auch bei Solchen, die den spekulativen Denkern mifstrauen, Ansehen und sogar Eingang zu erwerben; und schon aus diesem Grunde müfste ihr Thun von philosophischer Seite her für Gewinn geachtet werden, selbst wenn man den noch ungleich höher zu schätzenden Vortheil, der sich daraus unfehlbar für die Wissenschaft selbst ergeben mufs, nicht in Anschlag bringen wollte. — Unser Verf. steht in Bezug auf seine Grundansicht von dem Natur- und dem Geistesleben auf der Höhe der Philosophie unserer Zeit; er ist in nichts Wesentlichem hinter der Entwickelung dieser Philosophie zurückgeblieben, eben so wenig aber auch, was von einem empirischen Forscher verlangen zu wollen ganz und gar ungerecht wäre, derselben vorangeeilt. Dennoch ist es nicht ein bestimmt abgegränztes System, dessen Lehren und Worte er nur wiederholte; sondern seine wesentlich empirische Forschung kommt dem Geiste der philosophischen Spekulation in der Gestalt und Reife, die dieser Geist gegenwärtig erlangt hat, auf durchaus freie Weise entgegen, und schafft sich selbstständig ein ihren Bedürfnissen und den Bedürfnissen des Kreises, zu dem zu sprechen sie sich berufen findet, angemessenes Gewand der Darstellung und des Ge-

dankenausdrucks. Da es lebendige Anschauung ist, was diese Darstellung beseelt, und nicht eine abstrakte Theorie; da überdiefs der Verf. von den sittlichen und religiösen Interessen, welche sich an seine Betrachtung knüpfen, so innig als lebendig durchdrungen ist: so wird diese gesammte Darstellung von einem leisen Hauche der Begeisterung durchweht, der jedoch der ruhig besonnenen und klar verständigen Haltung des Ganzen nicht den mindesten Eintrag thut.

Der Plan dieser Vorlesungen ist einfach und leicht zu übersehen; weniger streng wissenschaftlich als anschaulich und sinnreich. Zuerst wird der *Allgemeinbegriff* der Seele aufgestellt, in klarer und scharfer Umrissenheit, in deutlich bestimmten und leicht verständlichem Gegensatze zu allen von der Ansicht des Verfs. abweichenden Ansichten. Hierauf folgt in einem *Allgemeinen Theile* zunächst eine *Entwickelungsgeschichte* der menschlichen Seele, in welcher, unter Anwendung der Methode, welche der Verf. die genetische nennt, und ausdrücklich der descriptiven, der analytischen und der teleologischen Methode gegenüberstellt, die allmälige Entfaltung des Seelenlebens und der Seelenkräfte aus ihrem einfachen Keime Stufe für Stufe verfolgt wird. Es scheint bei der Behandlung dieses Theils dem Verf. vornehmlich Goethe's Metamorphose der Pflanzen vor Augen geschwebt zu haben. Wie dieses Werk die Theile und Glieder des vegetabilischen Organismus, so betrachtet er die Vermögen und Thätigkeiten der Seele als die allmälig in einander übergehenden und aus einander sich erzeugenden Gestaltungsmomente des Einen, untheilbaren und nur in dieser seiner Entwickelung wirklichen und existirenden Grundwesens. Welch eine neue, eben so sinnreiche als fruchtbare Wendung hiermit die in den meisten Psychologien so geistlos und mechanisch abgehandelte Lehre von den sogenannten Seelenkräften und Seelenvermögen erhält, wird jeder sinnige Leser ohne unsere Erinnerung bemerken. — Wenn hierauf der Verfasser als Ergänzung dieses Allgemeinen Theiles noch zwei Abschnitte von der *Gesundheit* und von der *Krankheit* des Seelenlebens folgen läfst: so werden Manche hierin die ärztliche Betrachtungsweise durchscheinen zu sehen glauben. Allein der Vf. benutzt diese Abschnitte gewandt und geistreich dazu, hier, in der äufsern Mitte seines Werkes, alle Radien seiner Darstellung auch innerlich in Einen Centralpunkt, welcher ihm eben der Begriff der Seelengesundheit ist, zu vereinigen. — Der zweite, *besondere Theil* zerfällt ihm wiederum in zwei Hauptabschnitte, in die Lehre von dem *Schlafe* und von dem *Wachen* der Seele, oder, wie man es auch auszudrücken liebt, von der Nachtseite und von der Tagseite des Seelenlebens. Auch diese Gliederung können wir, so wenig wir sie für die einzig mögliche ausgeben möchten, nicht anders, als sinnvoll finden. Die Kategorie der Besonderheit bezeichnet hier die Totalität derjenigen Momente des Seelenlebens, durch welche sich die Seele des Einzelnen ausdrücklich als im Verhältnisse stehend zu einer Welt aufser ihr, oder richtiger noch, als ausmachend ein Glied in dem grofsen Weltorganismus, beurkundet. Nun ist aber dieses Verhältnifs, in welchem die Seele zu dem Ganzen steht, wesentlich ein doppeltes, erstens ein physisches oder körperliches, und zweitens ein geistiges und sittliches. Von der physischen Seite bethätigt die Seele ihr Wurzeln in der Allgemeinheit des Naturlebens, ihren nie abzubrechenden Wechselverkehr mit dieser Allgemeinheit, auf die Phänomene des Schlafes und des Traumes, der somnambulen und magnetischen Zustände. Im Wachen dagegen gehört der Mensch weder der Natur, noch unmittelbar sich selber, sondern wesentlich dem sittlichen Organismus der Geisterwelt an. Es ist daher nicht ohne Bedeutung, wenn wir die Erscheinungen, in denen sich die Seele als Glied dieses Organismus bethätigt, in ausdrücklichem Gegensatze nicht blofs gegen die Erscheinungen jener Nachtseite, sondern auch gegen die allgemeineren Momente, auf denen der Begriff des Ich und der Selbstheit des Individuums beruht, hier unter der Kategorie des Wachens zusammengestellt finden.

Spricht sich sonach schon in dem Plane und der Anordnung des Werkes eine eben so originelle, als andrerseits das Objective des Gegenstandes in kräftiger und gediegener Anschauung erfassende Eigenthümlichkeit aus: so ist ein Gleiches auch in Bezug auf die Grundansichten der Fall, durch welche die Darstellung des Einzelnen beseelt und geleitet wird. Uns möge es vergönnt sein, hier statt alles Anderen die Definition auszuheben, welche der Verfasser von dem Begriffe der Seele giebt, welche, wie sich schon nach dem Gesammtcharakter seiner Darstellung erwarten läfst, nicht etwa blos an einer einzelnen Stelle, am Anfange des Buches, ausgesprochen wird, sondern als Grundgedanke des Ganzen sich durch die gesammte Betrachtung einem

Faden gleich hindurchzieht und an verschiedenen Stellen auch ausdrücklich wieder zum Vorschein kommt. Die Seele ist unserm Verf. eine *Idee*; als solche unabhängig von ihrer räumlichen und zeitlichen Erscheinung, von ihrer „Darbildung" oder ihrem „Darleben" in Zeit und Raum (— diese etwas ungewöhnlichen Ausdrücke scheint der Verf. von dem verewigten K. C. F. Krause entlehnt zu haben, dessen Philosophie sowohl überhaupt, als insbesondere in Bezug auf die hier berührte Lehre wohl nicht ohne Einflufs auf die Gestaltung der Ideen unsers Verfs. geblieben sein mag). Er läfst es sich angelegen sein, in einer Reihe wahrhaft schöner und trefflich von ihm ausgeführter Bilder das Verhältnifs dieser Idee zu ihrer körperlichen Darstellung zu veranschaulichen. Die Elemente des Körpers, diese nach ihren mechanischen, physikalischen und chemischen Eigenschaften betrachtet, verhalten sich zu der Seele nicht anders, als wie die Wassertropfen in dem Regenbogen zu dem Farbenbilde, oder wie die Leinewand und die Farben in einem Gemälde zu der Conception des Künstlers. Vornehmlich aber ist es das Verhältnifs der in dem Geiste des Künstlers lebendig entspringenden Idee des Kunstwerks zu dessen Ausführung, durch welche der Hr. Verf. das Vorhandensein der Seele als Idee in dem Geiste der Gottheit jenseit der Zeit und des Raumes, und dann ihr „sich Darleben" in der Zeit und durch Vermittelung ihres Körpers, zu verdeutlichen sucht. Er führt zu diesem Behufe Aussprüche von Künstlern über die Art und Weise und die Zustände ihrer Schöpferthätigkeit an; wie er es denn überhaupt liebt, seine Beispiele aus der Dichterwelt zu entlehnen und seinen Darstellungen durch Herbeiziehung von Momenten aus dem Kunstleben eine gröfsere Anschaulichkeit zu ertheilen. Wie ihm aber einerseits diese Auffassungsweise dient, die Selbstständigkeit der Seele und ihre Unabhängigkeit von dem Körper darzulegen, so weifs er sie andrerseits nicht minder geschickt zu benutzen, um an sie die Lehre von der substantiellen Einheit der organischen körperlichen Natur mit der Seele, und durch Vermittelung dieser Lehre die Erklärung von der Möglichkeit, dafs auch die Seele von dem Körper afficirt und nach falschen Richtungen hin abgelenkt werden könne, zu knüpfen. Dafs, wie man ehemals zu sagen liebte, die Seele selbst ihren Körper baue, ist ein schiefer und schielender Satz, den der Verf. von diesem seinem Standpunkte aus mit Erfolg zu bekämpfen weifs. Vielmehr ist die Idee des körperlichen Organismus in der Idee, welche die Seele ist, an und für sich schon enthalten, und die Entfaltung dieser letztern ist wesentlich durch sich selbst die Erzeugung und die Durchbildung jenes Organismus.

(Der Beschlufs folgt.)

XI.

Goethe's Faust. Andeutungen über Sinn und Zusammenhang des ersten und zweiten Theils der Tragödie. Von Dr. F. Deycks. Koblenz, 1834. *Bei K. Bädeker.* 148 S. 8.

Gleich nach dem Erscheinen des zweiten Theils von Goethe's Faust gab Rosenkranz in diesen Jahrbüchern einen kritischen Ueberblick des neuen Werkes. Den ersten Worten, welche über diese Fortsetzung und diesen Abschlufs des wunderbaren Gedichtes gesprochen wurden, das neben einer vielbekannten und vertrauten Seite plötzlich eine befremdende und überraschende zeigte, geziemte eine gewisse Zurückhaltung in dem Allgemeinen, welche jedoch nicht hinderte, dafs der Inhalt scharfsinnig erfafst, glücklich gedeutet und die reichen Gestaltungen und Bezüge des Ganzen zu eindringlichem Verständnifs eröffnet wurden. Seit zwei Jahren, dafs wir den vollendeten Faust besitzen, ist keine andre Stimme laut geworden, welche mit gleicher Tiefe und Gründlichkeit darüber gesprochen hätte, und wir glauben, dafs der erwähnte Aufsatz, den doch der Verfasser selbst nur als einen vorläufigen ansehen will, auf weithinaus die Grundlage und Richtung für alle gesunde Kritik des Faust wird bleiben müssen.

Jedoch läfst Rosenkranz, der es selber ausspricht, dafs Jahre verschwinden werden, bevor der Sinn des weltumfassenden Gedichtes sich völlig entschleiert, dem kritischen Erforschen noch ein weites Feld, dessen Anbau nur durch Zusammenwirken der mannigfachsten Kräfte und der reifenden Zeit erfolgen kann. Wir freuen uns, dieses Feld von einem so trefflichen Führer, wie Hr. Deycks uns in dieser Schrift erscheint, mit so hellem Sinn und rüstiger Kraft, betreten zu sehen! Durchdrungen von Goethe'schem Geiste, mit wissenschaftlicher Kenntnifs ausgestattet, und auf dem Standpunkte der Bildung fufsend, wo sich Wahrheit und Schönheit in der höchsten Lebensbetrachtung vereinigen, schreitet unser Verfasser, obwohl von ganz andrer Seite herantretend, mit der von Rosenkranz eröffneten Bahn in gröfster Uebereinstimmung, und wo die Ansichten und Urtheile über das Einzelne von einander abweichen, liegt selbst in dieser Verschiedenheit mehr gemeinsames Bemühen, als trennende Streitigkeit. In der Anerkennung des Gegenstandes, in der Würdigung seines Werthes und seiner Bedeutung, in dem Urtheil über die hohe Vortrefflichkeit auch des zweiten Theils der Tragödie und über den tiefen und nothwendigen Zusammenhang desselben mit dem ersten, sind beide Kritiker durchaus einig.

Das Verhältnifs der beiden Theile des Faust, und deren

Gliederung in Akte und Scenen, so wie den Inhalt und die Form jedes dieser Glieder insbesondere, legt Hr. Deycks durch die scharfsinnigsten Aufschlüsse uns klar vor Augen, und der Zusammenhang des ganzen Gedichts, die Einheit und Festigkeit seines Ganges, die Tiefe der Absicht des Dichters und die künstlerische Meisterschaft der späteren wie der früheren Ausführung, treten in ein ganz neues Licht. Er behauptet, mit vollem Rechte, das ganze Werk sei das Erzeugnifs derselben schöpferischen Kraft, desselben Dichtergeistes, und in diesem Betreff gleichartiger und zusammenstimmender, als man bisher noch habe gelten lassen. Man wufste ja, dafs Goethe zu hohen Jahren gekommen; man fand sich mit dem früheren Fragment eingelebt; die spätere Ergänzung befremdet und beunruhigt; es war die bequemste und scheinbar gültigste Ablehnung, dafs man sagte, man spüre Kälte und Trockenheit des Alters, der zweite Theil habe nicht das Leben des ersten, ja kaum einen rechten Zusammenhang mit ihm, man halte sich an das Werk der Jugend. Selbst Rosenkranz läfst dieser, man kann sagen faulen und heuchlerischen Meinung, indem er solche zwar bestreitet, noch zu viel Gewicht; sie wird mit den Jahren immer mehr schwinden, bei jedem wiederholten Lesen nimmt sie ab. Hier aber wird dies Verhältnifs durch gründliche Nachweisungen glücklich in's Klare gebracht; zuvörderst durch den Inhalt und die Beziehungen der besondern Scenen oder Gruppen; dann aber auch durch die Aufmerksamkeit, welche der Verfasser der gesammten Geistesentwicklung Goethe's zugewendet hat, und als deren Ertrag ihm alles sogleich zur Hand ist, was in den verschiedenen Schriften Goethe's, oft weit zerstreut, über die Absicht und Richtung, so wie über den Inhalt und Fortgang seines Faust gesagt worden. Wir sehen daraus, dafs der Dichter in dem Plane des Ganzen niemals irr geworden, dafs dabei die tiefsten Erschaue seines Geistes und die mächtigsten Lebenseindrücke ihn geleitet, dafs jede Willkür und zwecklose Laune ihm fern geblieben, und dafs er zwar im höchsten Alter noch das Werk dichtend ausgeführt, und die neuesten Vorfälle und Anregungen mit darin aufgenommen, allein dafs zum Theil grade diejenigen Scenen, die am spätesten bekannt geworden, und die man für das Erzeugnifs seiner letzten Jahre, wohl gar als eine nothbehelfliche Auskunft für den doch endlich zu erzielenden Abschlufs, gehalten hatte, dafs grade diese in der Zeit seines mittleren Lebens und seiner höchsten dichterischen Kraft entstanden sind!

Hr. Deycks folgt dem Goethe'schen Gedichte Schritt für Schritt; indem er immerfort den Zusammenhang im Auge behält, beleuchtet er die einzelnen Gestalten. Sein deutlicher und angenehmer Vortrag, der niemals müfsig abschweift oder unnütz verweilt, macht dem Leser diese Wanderung leicht, und gewährt ihm als Ertrag das reinere Verständnifs, den unendlich gesteigerten Genufs des unabweislichen Gedichtes. Denn so steht Goethe's Faust in der Litteratur und dem Leben einmal fest, dafs kein gebildeter Deutscher ihn lassen und aufgeben kann; ungern, mühsam, mit Widerwillen sogar mag er daran gehen, immer wird er gezwungen sein, ihn durch und durch zu kennen, die Sprüche desselben als nächste Lebensbezeichnungen anzunehmen, und in diesen wohlgelegten Geleisen die Lasten des Tages und der Zukunft fortzubewegen!

Wir können hier in das Einzelne uns nicht verbreiten. Andre, und an andern Orten, werden das Geleistete dankbar aufnehmen, und ausführlicher besprechen. Nur zwei Punkte seien uns noch zu berühren erlaubt. Der eine ist das seltsame und schauerliche Räthsel, welches der Dichter als „die Mütter" bezeichnet hat. Der Scharfsinn und die Gelehrsamkeit unsers Verfassers sind darüber sehr ergiebig, und wir können seine Erklärungen vollkommen gelten lassen; allein aus jeder möglichen Erklärung, und wäre sie uns von Goethe selbst noch übrig, müssen wir zuletzt zu der von Rosenkranz gegebenen aufsteigen, als bei welcher allein wir uns wahrhaft beruhigt finden; es ist dies ein glücklicher Strahl kritischer Divination, dem der Dichter, falls auch ihm dadurch ein erhöhter Ausdruck seines Gebildes erst geworden wäre, nur um so freudiger gedankt haben würde. Der zweite Punkt betrifft den aristophanisch kecken Streich, wo der Teufel durch sein auf die Engel gerichtetes Gelüst um seine Beute kommt. Unser Verfasser, der die Meisterhand des Künstlers auch hier anerkennt, gesteht den Wunsch, Goethe möchte diese den zartern Sinn verletzende Scene unterdrückt und die himmlische Reinheit völlig aufserhalb des teuflischen Bereichs gelassen haben. Wir pflichten dieser Meinung nicht bei. Diese Teufelei, worin die kühne Erfindungskraft Goethe's durch die noch bewahrte Anmuth und Heiterkeit sich auf dem höchsten Gipfel der Meisterschaft zeigt, ist der nothwendige Gegensatz des erhabenen, innigen und heiligen Elements, in dessen Meer das Ganze verschwimmen soll. Die Schilderung des Himmels ohne solchen Gegensatz würde nur fade sein können, wie auch Dante's Paradies, ohne seine Hölle und sein Fegefeuer, nur eine schwächliche Dichtung sein würde, ja poetisch gar nicht zu ertragen wäre.

Hr Deycks stellt einige der gangbaren Anklagen und Vorwürfe gegen Faust und gegen Goethe — besonders die alberne Behauptung, Faust hätte ein Fragment bleiben müssen, und habe als solches sein grofsartigstes Ende in Gretchens Verzweiflung gehabt, alles später Hinzugekommene aber sei vom Uebel, — in ihrer ganzen Blöfse dar. Er widerlegt jedoch nicht eigentlich polemisch, sondern sucht mehr durch freundliche Erweckung des Verständnisses den Unverstand zu entfernen. Ueberhaupt drückt er sich stets mit Mafs und Billigkeit aus, und läfst sogar allzu nachsichtig die von M. Enk in Wien erschienenen Briefe über Goethe's Faust, in welchen doch nur sehr geringe Ansichten zu Tage kommen, für ein achtbares Buch gelten. — Wir wünschen unserm Verfasser, dessen Beruf, in höherer Geistessphäre zu forschen und zu bilden, durch seine gegenwärtige Schrift aufser allem Zweifel steht, zu den trefflichen Eigenschaften, welche er schon besitzt, nur noch strengere Abfertigung derjenigen Widersacher, die nicht als würdige anzuerkennen sind. Freilich bemerkt er am Schlusse des Vorwortes, „dafs er denjenigen, welche von vorn herein überzeugt sind, es könne nicht das Werk eines Greises *Dichtergluth*, und der Ergufs eines Naturverehrers *Frömmigkeit* enthalten, *nichts zu sagen habe*". Und damit sind wir denn auch zufrieden. — V. v. E.

№ 10.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Vorlesungen über Psychologie, gehalten im Winter 18$\frac{29}{30}$ zu Dresden von Dr. C. G. Carus.

(Schlufs.)

So freudig nun Ref. im Allgemeinen sich mit dieser Auffassung einstimmig erklären, und den Werth und das Verdienst ihrer — theilweise freilich, insbesondere gegen das Ende hin, nur skizzirten — Ausführung anerkennen darf: so ist doch Ein Punkt, in Bezug auf welchen er, da er in der That von durchgreifendem Einflufs auf die Gestaltung des Inhalts der gesammten Schrift sich erweist, sein Bedenken nicht zurückhalten mag. Man wird bemerkt haben, welch eine wichtige Rolle in der Darstellung des Hrn. Verfs. das Wort und der Begriff der *Idee* spielt. Da überdiefs der Verf. mehrmals ausdrücklichen Bezug auf Platon nimmt, so wird vielen Lesern hier sich die Platonische Ideenlehre in Erinnerung bringen, und sie zu dem Versuche, die hier vorgetragene Theorie von der Seele an dieselbe anzuknüpfen oder in dieselbe einzureihen, veranlassen. Nun aber ist es nicht etwa nur ein historischer Einwand, der sich uns hier aufdrängt, dafs Platon nirgends die Seele des Individuums selbst eine Idee nennt, sondern sie nur der Ideen theilhaftig, aus dem Verkehr mit der Ideenwelt ihre geistige Substanz entnehmend zeigt. Vielmehr scheint der Gegensatz der Ideenwelt als aufserzeitlicher und aufserräumlicher, zu der Welt der zeitlichen und räumlichen Existenz, wie er sich auch in der neuern Philosophie entsprechend, wie in der alten, gestaltet hat, wesentlich diefs zu fordern, dafs das, was für sich selbst *Idee* genannt werden soll, ausdrücklich in Gestalt jener Allgemeinheit gesetzt sei, die sich innerhalb des Räumlichen und Zeitlichen nur als Gleichheit des Unterschiedenen, als Art- und Gattungsbegriff, zu bethätigen vermag; dafs es, mit andern Worten, nicht ein *Dieses*, durch *Hier* und *Jetzt* von andern *Diesem* oder *Jenem*, welches *Dort* oder *Dann* ist, Unterschiedenes sei. Ein solches Dieses ist denn aber doch die Seele des Individuums, wiefern sie von den Seelen anderer Individuen unterschieden wird und *neben* diesen existirt. — Mit Recht hat unter den Denkern der neuern Zeit zuerst Hegel (Encyklopädie §. 378.) auf die Bücher des Aristoteles von der Seele hingewiesen, um dort die ächt wissenschaftliche, speculative Grundlage der Seelenlehre zu finden. Dort aber wird die Seele als die Entelechie des lebendigen, organischen Körpers bezeichnet; was sich mit jener Definition, welche die Seele (nicht die Seele überhaupt, oder den *Begriff* der Seele, sondern die einzelne lebendige, individuelle Seele — so nämlich sind wir genöthigt, unsern Verf. zu verstehen) eine aufserzeitliche Idee nennt, schwerlich vereinigen lassen möchte. Von dem Körper nämlich wird auch unser Hr. Verf., so wenig gewifs weder er selbst, noch irgend ein anderer philosophischer Naturbetrachter gemeint sein kann, den Körper von der Theilhaftigkeit der Ideen auszuschliefsen, (— vielmehr bedient er sich der Art, wie die Idee, d. h. der *Begriff*, nachweislich in dem körperlichen Organismus wirkt, ausdrücklich als eines Bildes, um dadurch die ideale Natur der Seele zu erläutern: S. 28 f.) doch unstreitig nicht behaupten wollen, dafs auch der besondere und einzelne Körper, — das *Exemplar*, — eine Idee ausmache. Die Idee ist hier offenbar nur der Allgemeinbegriff, und die Seele, wiefern ihr unmittelbares Dasein Eins mit dem Dasein ihres besondern Körpers ist, kann nicht Idee genannt werden. — Wenn freilich der Verfasser von der Idee eines Kunstwerks spricht und diese mit der Idee, welche nach ihm die Seele des Individuums ist, zusammenstellt, so läfst sich nicht leugnen, dafs auch jene wesentlich eine individuelle und zu dem Allgemeinbegriffe in einem Verhältnisse der Differenz stehende

ist. Aber die Idee des bestimmten Kunstwerks als solchen wird Jeder Bedenken tragen, eine aufserzeitliche und ewige, eine Idee im Sinne Platons zu nennen. Sie ist im Geiste des Künstlers zu bestimmter Zeit schöpferisch entstanden, und sogleich ihrem ersten Begriffe nach in die zeitlichen und räumlichen Verhältnisse, denen ihre Erscheinung angehört, kurz in diese Erscheinung selbst, hineingeboren. So kann man recht wohl zugeben, dafs auch die Seele des creatürlichen Individuums zuerst als göttlicher Gedanke in der Einen und allumfassenden Seele des Schöpfers aufsteigt, und dafs solchergestalt ihr Begriff als einzelner allerdings schon vor ihrer concreten Existenz inmitten der räumlichen und zeitlichen Aeufserlichkeit vorhanden ist. Aber hierdurch wird die Seele noch nicht zur ewigen oder aufserzeitlichen, zur Platonischen Idee. In dem Geiste des Schöpfers selbst ist das frei von ihm entworfene Bild der bestimmten, individuellen und concreten Wirklichkeit in Zeit und Raum zu unterscheiden von der ewigen Gesetzmäfsigkeit und Nothwendigkeit, in welche, als in ihren Begriff und ihre *Wahrheit*, diese Wirklichkeit eingeschlossen ist; von dem *Urbilde*, nach welchem, um mit Platon zu reden, jenes Bild entworfen ist. Nur dieses Urbild, aber nicht das Abbild, nennt Platon die Idee; und auch von der neuern Philosophie glauben wir, um Unklarheiten und Mifsverständnisse zu vermeiden, eine ähnliche ausdrückliche Unterscheidung fordern zu dürfen.

Es würde zu weit führen, wenn wir die Modifikationen, die sich aus dieser veränderten Wendung der Grundansicht für die Darstellung des vorliegenden Werkes ergeben müfsten, alle einzeln durchgehen wollten. Wir halten es keineswegs für unmöglich, ja wir glauben, dafs es dem Herrn Verfasser ein Leichtes gewesen sein würde, auch für diejenige Bestimmung des Begriffs der Seele, die uns der seinigen gegenüber als die richtigere erscheint, ohne allen Nachtheil der Klarheit und Präcision seiner Darstellung, den angemessenen Ausdruck zu finden, und für manche Parthien der Ausführung würde dieselbe gewifs sich als die bei weitem fruchtbarere erwiesen haben. Es läfst sich nicht verkennen, dafs die Definition, die unser Verfasser von der Seele giebt, an das Mystische anstreift; und wenn derselbe auch durch die Klarheit und Schärfe seines Verstandes, eben so, wie durch die Festigkeit des empirischen Bodens, auf welchem er fufst, vor einem sich Verlieren in dem mystischen Gebiete gesichert ist, so hat er dagegen die Befreiung von dieser Gefahr durch die Ablehnung oder Umgehung mancher tieferen Probleme erkauft; Probleme, vor welchen eine von klarer durchgebildeten Grundbegriffen ausgehende Untersuchung nicht hätte zurückschrecken dürfen. So vor allen das Problem von der *Freiheit des Willens*, welches er (S. 211 ff.) zwar mit grofser Klarheit, und auch, den gewöhnlich gäng und geben rohen Ansichten gegenüber, mit höchlich anzuerkennender Gründlichkeit, aber lange nicht in der Tiefe und Bedeutung fafst, in der es von jeher den Gipfelpunkt aller spekulativ philosophischen Untersuchungen bezeichnet hat. Welche Ansicht der Verfasser hier verfolgt, wird man sogleich sehen, wenn wir bemerken, dafs ihm *Freiheit* des Willens mit *Reinheit* des Willens für gleichbedeutend gilt. Ein *Böses* kennt er nicht, als nur das aus den Lockungen der sinnlichen Natur entstehende, aber durch die jeder Seele eingeborene göttliche Anlage zu bezwingende. Er vergleicht die freie Richtung der Seele nach dem Göttlichen mit dem Streben der Magnetnadel nach dem Nordpol, die leidenschaftliche und sündliche Getrübtheit mit den Abweichungen dieser Nadel. — Alles dies, wie jeder einsichtige Leser mit uns bemerken wird, eben so sinnig und geistreich, als consequent in Bezug auf seine Grundansicht, nach welcher jede Seele von Ewigkeit her als Idee in dem Schoofse der Gottheit ruht. Nach dieser Ansicht kann es eigentlich kein Böses geben, wenigstens kein solches Böse, für dessen Bezeichnung unsere Voraltern die mythischen Gestalten des Teufels und der Hölle ersannen, und welches sie der ewigen Verdammnifs bestimmten. Nichtsdestoweniger sehen sich die Denker unserer Zeit immer dringender veranlafst, zu diesem positiveren Begriffe des Bösen zurückzukehren, nachdem man lange Zeit hindurch gemeint hatte, mit dem Begriffe der einfachen Verneinung oder Beraubung auskommen zu können. Hiermit aber ist nothwendig verbunden, dafs man denjenigen Begriff der creatürlichen Freiheit, den wir auch bei unserm Verfasser aufgestellt sehen, nicht minder unzureichend finden mufs, wie der Verfasser selbst mit vollem Recht die kahle Vorstellung, welche die Freiheit in die Mög-

lichkeit der Wahl zwischem allem Entgegengesetzten setzt, unzureichend findet, und ihre innern Widersprüche trefflich nachweist. Auf welche Weise man, ohne in diese Widersprüche, und überhaupt, ohne in die Gemeinheit jener Vorstellung zurückzufallen, einen wahrhaften Begriff der Freiheit, einen solchen, in welchem neben dem tieferen und vollständigern Begriffe des Guten auch der Begriff des Bösen in jenem positivern Sinne enthalten ist, — eben mittelst jener veränderten Fassung des Wesens der individuellen Seele, zu bilden in Stand gesetzt werde, ist hier nicht der Ort, weiter auszuführen. — Wohl aber dürfte die Bemerkung hier noch an ihrem Platze sein, dafs eben diese Differenz, in der wir uns hier gegen den Verfasser befinden, von entscheidender Wichtigkeit ist für die, neuerdings auch in diesen Blättern so lebhaft verhandelte Frage nach der persönlichen Unsterblichkeit des Seelenwesens. Nach dem Gedankenzusammenhange unsers Verfassers würde der Seele eigentlich nur die zeitlose Ewigkeit der reinen Idee zuzuschreiben sein; die Ewigkeit der Zukunft wäre für sie durchaus dieselbe und in keiner Hinsicht eine andere, wie die Ewigkeit der Vergangenheit; es gäbe ein nachirdisches Leben nur in demselben Sinne, in welchem es auch ein vorirdisches giebt, aber in keinem lebendigern. Freilich ist dies nicht die Ueberzeugung unsers Verfassers: derselbe spricht vielmehr mit ausdrücklichem, selbstbewufstem Gegensatze gegen diese zeitlose Ewigkeit, (S. 422 ff.) die Ueberzeugung von der unendlichen, zeitlichen Fortdauer auch des Selbstbewufstseins aus, nachdem dieses einmal „mittelst des *Schema's* der Organisation" erwacht ist. Aber dieses Bekenntnifs, so achtungswerth es uns in Bezug auf die Subjectivität des Verfassers erscheinen mag, hat denn doch nur den Werth eines persönlichen, und, was statt des Beweises gegeben wird, ist eine blofse Versicherung. Keinem aufmerksamen Leser wird der Widerspruch entgehen, in welchen sich der Verfasser durch dieses Bekenntnifs gegen jene seine Grundlehre stellt, wenn er der Seele einerseits eine anfangslose, andrerseits eine mit einem bestimmten Zeitmomente beginnende Ewigkeit zuschreibt. Erst dann, wenn man sich frei und unumwunden eingestanden hat, dafs die Seele des Individuums in der Zeit beginnt und geschaffen wird, ist es möglich, das Problem richtig zu stellen, wie dieses in der Zeit Entstandene, dennoch in der Zeit unvergänglich fortdauern könne; und nur die richtige Stellung des Problems vermag zu einer richtigen, d. h. zu einer ächt wissenschaftlichen Lösung desselben hinzuführen.

C. H. Weifse.

XII.

An Encyclopaedia of Geography etc. By Hugh Murray. London 1834. 8.

Das vorliegende Werk gehört zu den bemerkenswertheren Repräsentanten der encyklopädischen Richtung, die sich in der heutigen Literatur geltend macht. Dasselbe kündigt sich an als *a complete description of the earth, physical, statistical, civil and political*, und umfafst so auf 1567 mit kleinen Lettern und eng gedruckten Seiten die Geographie im ausgedehntesten Sinne des Worts. Den astronomischen und mathematischen Theil hat Prof. Wallace zu Edinburg, den geologischen und geognostischen Professor Jameson ebendaselbst, den botanischen Professor Hooker zu Glasgow und den zoologischen Professor Swainson bearbeitet. Das Werk gehört nicht in die Kategorie der gewöhnlichen Encyklopädieen, mit welchen jetzt unsre Literatur überschwemmt wird; es setzt schon einen Leser von einiger Bildung voraus. Wenn dasselbe in klarer Darstellung und gleichmäfsiger Vertheilung des Stoffs für ein gröfseres Publikum eine nicht alles innerlichen Zusammenhangs entbehrende Uebersicht des Gesammtgebietes der Erdkunde geben will, so kann man im Allgemeinen wohl sagen, dafs es hält, was es verspricht. Hinsichtlich des Umfangs und der Art der Bearbeitung ist Referenten für die Geographie eine ähnliche Erscheinung nicht bekannt; zunächst mag an dieselbe Balbi's *Abrégé de Géographie* erinnern, welches Buch, wiewohl nicht so umfangsreich, in einzelnen Beziehungen manches vor ihr voraus hat. Zur besseren Veranschaulichung der Beschreibung ist das Werk mit 84 Kärtchen und viel über 1000 Holzschnitten versehen. Die ersteren, in klein Quartformat, sind meist von geringem Belang; Küstensäumung und Flufsnetz sind nicht selten verzeichnet, und die wenigen Gebirgszüge, die sich auf ihnen finden, schlecht dargestellt. Ueberdies ist bei der Menge von Zahlen und Buchstaben, welche, die Stelle der Namen vertretend, auf so kleinem Raume angebracht sind (auf dem Kärtchen von Deutschland finden sich deren an 830), und zu denen ein jedesmal beigefügtes Verzeichnifs den nähern Nachweis giebt, die Uebersicht sehr erschwert. Ungleich ansprechender sind die Holzschnitte, die bei ihrer Kleinheit durch ihre Sauberkeit wahrhaft überraschen. Sie liefern eine bildliche Veranschaulichung zu allen den Theilen der Geographie, die das Werk umfafst, zur Geschichte der Erdkunde, zum astronomisch-mathematischen Abschnitte, zum Völkerleben, zu Sitten und Gebräuchen, stellen ferner *in nuce* Landschaften und

Städte nach allgemeinem Ueberblick wie nach einzelnen Theilen, selbst die wichtigsten Gebäude derselben und wohl auch deren Inneres dar, und führen endlich vor das Auge die charakteristischsten Thier- und Pflanzengattungen einzelner Länder. Sehr erwünscht würde ein Verzeichnifs gewesen sein, welches einen Ueberblick über die vorhandenen Abbildungen gäbe.

Zu den schwächsten Partieen des Buchs gehören einige topographische Abschnitte, unter denen besonders die des mittleren und östlichen Europa hervorzuheben sind; befriedigender bearbeitet sind die allgemeinen Uebersichten, die naturhistorischen Abschnitte und die Topographie der aufsereuropäischen Länder. Dem *Vorworte* nach sind überall die besten und neusten Hülfsmittel benutzt worden. Dem ist aber, wie ein näherer Blick in das Werk zeigt, nicht so. Zu den Abschnitten, welche diesen Vorwurf nicht verdienen, scheint vor Allem der naturgeschichtliche zu gehören, wo man meist die allerneusten Hülfsmittel, selbst die kleineren Umfangs, aufgeführt findet. Unter den deutschen Gewährsmännern, die genannt werden, vermifst man ungern den wohlbekannten Begründer der wissenschaftlichen Geographie. Die vorangeschickte *Inhaltsübersicht* ist sehr willkommen bei dem reichhaltigen Stoffe, über dessen Vertheilung eine *kurze Einleitung* sich näher ausspricht. Der *erste Hauptabschnitt* giebt eine *Geschichte der Erdkunde*, bei welcher man sich für manche Theile nach einigen um sie besonders verdienten Männern, wie z. B. für die alte Geographie nach Ukert, vergebens umsieht. Unter den hier in grofser Anzahl beigegebenen Kärtchen ist auch die Peutingersche Tafel nicht vergessen. Der *zweite Hauptabschnitt*, *principles of Geography* überschrieben, giebt Umrisse der Meteorologie, Hydrologie, Geognosie und der Geographie der organischen Welt (Vertheilung der Pflanzen und Thiere und der Mensch in Bezug auf Staat und Gesellschaft); der *dritte* endlich, der Haupttheil des Buchs, handelt von den *Erdtheilen im Einzeln*. Jeder derselben wird mit einem allgemeinen Ueberblick (*general survey*) eingeleitet, der die Physiognomie desselben, (*natural features*), die Bevölkerung, die Pflanzen- und Thierwelt wie die Sprachen betrachtet, jedes einzelne Land wieder in sieben Unterabtheilungen (*geographical outline*, *natural*, *historical*, *political geography*, *productive industry*, *civil and social state*, *local geography*) behandelt. Die aufsereuropäischen Länder sind zum Theil sehr sorgfältig und nach den besten und neusten Reiseberichten und Angaben bearbeitet. Dies läfst sich jedoch von einzelnen Theilen Europas, namentlich von Deutschland, nicht sagen, welches die Engländer, merkwürdig genug, bei allen den Reisen, die sie durch dasselbe machen, nicht selten weniger kennen, als die entferntesten Länder, die sie nicht besucht haben. So führt das Buch, um nur einiges beispielsweise hervorzuheben, Sachsen-Gotha noch als selbstständige Herrschaft unter den deutschen Bundesgliedern auf, während an einer andern Stelle doch die kleinern sächsischen Staaten richtig nach der neusten Veränderung angegeben werden. So begegnet uns noch Landshut in der Reihe der deutschen Universitäten; die Festungswerke von Frankfurt am Main sind von keiner Bedeutung mehr (sehr natürlich!); die Hauptstädte der Mark Brandenburg sind Berlin, Frankfurt und Stettin; die Spree hat das Ansehn eines breiten Grabens (*broad ditch*). Von Berlin sind drei Abbildungen gegeben, für welche dem Verfertiger Blätter vorgelegen haben müssen, die dasselbe darstellen, wie es sich zur Zeit des letzten Kriegs präsentirte; denn die Hauptansicht, vom Kreuzberge aus, zeigt uns Schanzen und Wälle, und das Brandenburger Thor, an welches übrigens die Beschreibung aus einer leicht erklärlichen Verwechslung die Lindenstrafse stofsen läfst, keinen Siegeswagen, während doch im Buche selbst davon die Rede ist, dafs die Siege der Preufsen denselben wieder dorthin gebracht hätten. Das königliche Palais ist der Beschreibung nach auf dem Gensdarmmarkt, und es wird die eine der dortigen Kirchen dafür angesehen. Aehnliche wunderliche Nachrichten sind über Potsdam gegeben, das nach Einigen eine niedlich gebaute Stadt, nach Andern *a barrack* sein soll. Namensverunstaltungen, in welchen bekanntlich Engländer und Franzosen stark sind, liefsen sich in Menge aufführen, und Anhalt-Bamburg, Wasterhausen gehören noch nicht zu den auffallendsten. Von deutschen Orten sind Wien (in 4 Holzschnitten), Salzburg, Prag, Düsseldorf, Ehrenbreitstein, Augsburg, Dresden und Mainz in Hauptansichten dargestellt, von einzelnen Gebäuden der Regensburger und Ulmer Dom. Die statistischen Angaben über Deutschland sind nicht immer die neusten; die über Preufsen gegebenen sind nach Hoffmann, der auch genannt wird. Ueber deutsche Sitte, deutschen Charakter, Wissenschaft und Kunst u. s. w. ergeht sich das Buch ziemlich ausführlich. In allen diesen Beziehungen läfst dasselbe unserm Vaterland meist alle Gerechtigkeit widerfahren, nur bezeichnet es unter Andern den Nationaltanz, den Walzer, als fremden Moralisten sehr anstöfsig, will die neuere deutsche Baukunst nicht rühmen, und andres mehr. Mit grofser Lobeserhebung wird des preufsischen Heers (*its high discipline and fine condition*) gedacht und das preufsische Conscriptionswesen gegen Angriffe vertheidigt, die auf dasselbe gemacht worden sind. Der Abschnitt über deutsche Industrie hebt sonderbar genug Würste, neue Heringe, Sauerkraut und herben Wein als Hauptproductionen hervor, welche man so trefflich zu bereiten verstände, dafs sie auch für fremde Gaumen Leckerbissen würden.

Das Werk beschliefsen eine Breite- und Längentafel, eine Zusammenstellung der vornehmsten Höhen, eine vergleichende Uebersicht der Flufslängen und ein der Reichhaltigkeit des Stoffs nicht ganz entsprechendes Register.

Reinganum.

№ 11.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

XIII.

Regii Seminarii philologici instaurationem indicit Director Godofr. Hermannus. Inest dissertatio de officio interpretis. Lpz. 1834. 28 *S.* 4.

Der berühmte Verf. dieser Abhandlung verkündet, wie die Aufschrift selbst anzeigt, die Wiederherstellung des philologischen Seminars der Universität zu Leipzig, dessen ehemals von Chr. Dan. Beck geführte Leitung nunmehr ihm und Hrn. Prof. Klotz übertragen worden; die Verhältnisse dieser Anstalt und nahmentlich ihre Beziehungen zu der griechischen Gesellschaft werden kurz auseinandergesetzt. Die letztere soll vorzüglich der Ausübung der Kritik, das Seminar aber der Erklärung der Schriftsteller gewidmet sein (S. 5). Höchst passend hat daher der Verf. zum Gegenstande seiner Abhandlung dieses gemacht: „Quid sit interpretari, et qua id ratione agendum censeamus." Bekanntlich legt der Verf. mit Recht ein grofses Gewicht auf die Methode, hat seit einer Reihe von Jahren eine fortlaufende Polemik gegen alle diejenigen geführt, deren Methode ihm tadelnswerth erscheint, worunter sich auch Ref. mit seiner ganzen angeblichen Schule befindet; Hr. H. tritt hierbei gewöhnlich mit einem solchen Gefühle des Uebergewichtes und einer so grofsen Zuversicht auf die Wahrheit seiner Behauptungen und Forschungen auf, dafs man beinahe verschüchtert werden könnte. Nichts kann daher denjenigen, welche Belehrung suchen, erwünschter sein, als dafs derselbe seine Methode der Auslegung hier theoretisch und praktisch, und wieder recht im Gegensatze gegen die von ihm für unrichtig gehaltenen Methoden darstellt: Ref. nahmentlich hielt sich überzeugt, dafs er mittelst genauer Durchforschung dieser Schrift in den Stand kommen würde zu finden und vielleicht auch Andern darzulegen, wie sich Hrn. H's. und seine Methode, welche beide allerdings sehr verschieden sind, zu einander verhalten, oder wenigstens wie begründet die erstere sei, und wie sie in Beispielen sich bewähre. Nachdem ihn diese Durchforschung in seiner Ueberzeugung bestärkt hatte, blieb noch das Bedenken, ob er, weil er in dieser Schrift ziemlich betheiligt ist, lieber Andern das Urtheil überlassen wolle, so wie er über ähnliche Bekämpfungen geschwiegen hat. Der letzte Band der kleinen Schriften des berühmten Verfs. brachte Manches, wogegen Ref. sich zu vertheidigen Anlafs hatte; er hat es nicht gethan, weil er gerne Polemik vermeidet, und das Erforderliche anderer Orten gesagt werden kann, wo er dieselben Gegenstände wieder zur Sprache bringen mufs; einige Plänkler, die sich offenherzig zur Schule bekennen, hat er gleichfalls gewähren lassen. Dennoch hat sich Ref. bei dieser Gelegenheit über jenes Bedenken aus zwei Gründen hinweggesetzt: einmahl, weil es ein Verrath an der Wissenschaft ist, aus Bequemlichkeit, Schlaffheit, Friedfertigkeit oder wie man es nennen mag, dem allezeit fertigen und rüstigen, im Kampfe ergrauten Krieger nicht engegentreten zu wollen, wenn man seiner guten Sache sich bewufst ist; sodann, weil der Gegner den Ton gegen uns etwas verändert hat, während er gegen Dissen den alten, gewifs nicht guten beibehält. Denn die Ausdrücke, in welchen der Vf. vom Ref. spricht, sind so anerkennend, dafs deshalb der Schein verschwindet, als ob wir irgendwie gereizt die folgende ausführliche Analyse und Kritik der kleinen Schrift unternommen hätten. Auch die in letzterer etliche Mahle erscheinende Wendung, der Vf. verwundere sich, wie Böckh das Wahre nicht gefunden habe, ist wahrhaftig ein verbindlicher Ausdruck; der Hr. Vf. wird es also eben auch nur als eine seinen grofsen Verdiensten dargebrachte Huldigung ansehen, wenn Ref. bisweilen ebenfalls sich verwundern sollte. Aufserdem werden wir dem Vf. überall, wo sich Gelegenheit findet, die gebührende Anerkennung zollen.

Hr. H. geht, um seinen Gegenstand zu erörtern, schulgerecht von einer Definition aus: „Interpretari di-

cimus efficere, ut is, qui audiat legatve, verba mentemque scriptoris sic, uti eum oportet, intelligat; das *sic uti eum oportet* habe er absichtlich zugesetzt, weil es verschiedene Arten auszulegen gebe." Es war gesagt: *sic, uti eum oportet, intelligat:* man erwartete also, das „sic uti eum oportet" sei zugesetzt, weil es verschiedene Arten *zu verstehen* gebe. Allein vom Verstehen ist im Wesentlichen weiter nicht die Rede. Und doch ist das *Verstehen* der einzige Begriff, von welchem aus hermeneutisch-methodische Vorschriften entworfen werden können, sie mögen nun zur Bildung einer Theorie oder um jüngern Auslegern den Weg zu zeigen, aufgestellt werden; in keinem von beiden Fällen darf man das Verständnifs als fertig voraussetzen, sondern um die Aufgabe bei der Wurzel zu fassen, mufs der Methodiker zeigen, wie man es anzufangen habe, *dafs man zum Verstehen gelange:* ein ganz untergeordneter Gesichtspunkt ist die Darlegung des gewonnenen Verständnisses, welche nichts anderes ist als die Darlegung der Weise, wie man zum Verständnifs gelangt ist, und der in dieser Weise selbst liegenden Momente, durch welche das Verständnifs vermittelt wird. Den wahren Gehalt der Aufgabe (also des officii) des Auslegers läfst der Vf. folglich von vorn herein gänzlich bei Seite liegen, und kann deshalb, wie sich finden wird, zu keinem Ergebnifs gelangen, welches einen wissenschaftlichen Inhalt hätte, und worin das innere Wesen und der Zusammenhang der hermeneutischen Thätigkeiten ausgesprochen wäre. Zwar könnte man glauben, da im Anfange nicht nachgewiesen ist, worin das *Sic uti oportet intelligere* besteht, so werde dies S. 6 nachgeliefert werden, wo gezeigt wird, was zum Auslegen gehört; man findet aber auch dort davon nichts, und da jenes *Sic uti oportet* der Definition erst ihre Fülle und Bedeutung giebt, so hat man eigentlich gar nichts erfahren. Was gehört nun aber zum Auslegen? „Quoniam variae sunt et multiplices rationes interpretandi", sagt der Vf. „breviter explicemus, quibus rebus interpretis contineatur officium"; alle Auslegung sei nehmlich beschäftigt 1) vel in verbis et sententia cuiusque loci explicandis, 2) vel in enarrandis iis quae ab historia sunt petenda, 3) vel in aperiendo consilio scriptoris operisve compositione, 4) vel in declarandis scripti virtutibus et vitiis. Wie sehr Ref. hiermit im Ganzen genommen übereinstimmt, beweiset seine im J. 1823. erschienene Abhandlung über die Kritik der Pindarischen Gedichte und die Vorrede zum Corp. Inscr. Gr. §. VIII., worin bereits ungefähr derselbe Entwurf gegeben ist; jedoch enthalten die Ausdrücke des Hrn. Vfs. Einiges, was Ref. nicht gehörig einsieht. Denn die unter (1) enthaltene Aufgabe, den Gedanken jeder Stelle zu erklären, hängt von dem unter (2) und (3) enthaltenen wesentlich ab, weil der Gedanke sehr oft nicht ohne das Geschichtliche, was dabei zum Grunde liegt, und selten ohne Zweck und Plan des Werkes erklärt werden kann, woraus ja der einzelne Gedanke oft erst seine nähere Bedeutung erhält. Die erste Nummer dürfte daher anders zu stellen sein. Das Vierte aber ist zum Theil nicht Gegenstand der Auslegung, sondern der Kritik; Nachweisung der Fehler ist doch gewifs nicht Auslegung: wenn es dennoch eine vierte Art des Verständnisses und also auch der Auslegung giebt, nehmlich die gewöhnlich sogenannte ästhetische, so mufs diese etwas anderes sein als was der Vf. sagt. In allen diesen vier Dingen, wird ferner gelehrt, sei dreierlei erforderlich: 1) ut eorum, *quibus opus sit*, nihil desit, 2) ut nihil afferatur, *quo non sit opus*, 3) ut, quae promuntur, *recte* exponantur. Dies sind offenbar sehr dürftige Kategorien, wenn ihnen nicht durch eine inhaltvolle Bestimmung des *Quibus opus est* und des *Recte* eine tüchtige Fülle gegeben wird. Für das Erstere erhalten wir nun diesen Aufschlufs: Nöthig sei, was der, für welchen man auslege, nach der Kenntnifs des Auslegers von ihm nicht wisse, oder wovon der Ausleger glaube, dafs jener es nicht von selber, oder dafs er es falsch verstehe. In dieser ganz äufserlichen Ansicht liegt kein bestimmter, geschweige denn bedeutender Inhalt, sondern es wird dabei lediglich von der subjectiven Kunde oder Unkunde dieser oder jener ausgegangen; es läfst sich also daraus auch nichts Allgemeingültiges, überhaupt nichts Wissenschaftliches entwickeln: etwas Wissenschaftliches erwarteten wir aber doch von Hrn. H. Das *Quibus opus est* wird also der Methodiker anders abzuleiten haben. Schwerlich jedoch dürfte er, wenn er das hermeneutische Geschäft tiefer auffafst, erst bei Aufstellung jener drei Kategorien, die den vier Hauptarten der Erklärung untergeordnet werden, auf die Bestimmung des Quibus opus est kommen; sondern noch ehe er festgestellt hat, „Quibus rebus interpretis contineatur officium", wird er untersuchen, was für das Verständnifs *wesentlich* ist, und darin das Quibus opus est finden. Wesentlich aber für das Verständnifs und dessen Ausdruck, die Auslegung, ist das *Bewufstsein* dessen, wo-

durch der *Sinn und die Bedeutung* jedes Gesagten *bedingt* und *bestimmt* ist: dies ist etwas von subjectiver Kunde oder Unkunde ganz unabhängiges, hat einen in der Sache selbst gegründeten Inhalt und ist einer wissenschaftlichen Analyse fähig; und indem es analysirt wird, gelangt man zu einer Theorie des Verstehens und Auslegens, aus welcher jene vier Arten der Auslegung, die von Hrn. H. vor den drei besagten Kategorien vorausgesetzt wurden, erst hervorgehen, wie dies leicht gezeigt werden könnte. Freilich mufs in der Ausübung der hermeneutischen Kunst auch das ermessen werden, wie viel dessen, wodurch Sinn und Bedeutung des vorliegenden Gegenstandes der Erklärung bedingt und bestimmt ist, der mündliche oder schriftliche Ausleger in seines Zuhörers oder Lesers Bewufstsein voraussetzen, oder, was einerlei ist, wie viel von der hermeneutischen Aufgabe in dem gegebenen Falle als von denjenigen, für welche man auslegt, bereits gelöst angenommen werden könne; dies ist aber etwas rein zufälliges, und darum ist jene von dem Vf. aufgestellte Bestimmung des Quibus opus est für das Wesen der Auslegung ohne alle Bedeutung. Ueber das andere, das *Recte* in dem „Ut, quae promuntur, recte exponantur", erhalten wir den Aufschlufs, recte sei „distincte, ordinate, simpliciter, apte:" unter dreien dieser Kategorien, deren Vollständigkeit zweifelhaft ist, giebt der Vf. sehr subjectiv gehaltene, in ihrer Anwendung auf die ihm widerwärtigen Bestrebungen Anderer keineswegs erwiesene Gemeinplätze; wie das, was er gegen die Archäologen sagt (S. 8.). Die vierte Kategorie, das Apte, bedurfte der meisten Erläuterung, da es scheinen kann, das Apte enthalte schon allein das ganze Recte. Wir erfahren hier nun, das Apte sei, „Ut ille (interpres) eo genere expositionis utatur, quod *rei cuique accommodatum* est." Dazu müssen wir aber erst wieder erfahren, was rei cuique accommodatum ist; lernen wir dieses nicht, so wissen wir so wenig über das Apte als über das Sic ut oportet und über das Quibus opus est. Hierüber wird aber im Allgemeinen nichts weiter gesagt, sondern wir sind am Ende der methodischen Vorschriften, auf welche praktische Uebungen an Beispielen folgen. Enthalten also die Beispiele nicht den Aufschlufs, so werden wir gestehen müssen, auch hier wie im Vorigen nichts von einiger Erheblichkeit gelernt zu haben. Der Verf. erklärt S. 8 zu Ende, er habe die Forderung an den Ausleger, „ut ille eo genere expositionis utatur, quod rei cuique accommodatum est", vorzüglich wegen derjenigen Erklärungen erwähnt, „quibus genera ac formae dicendi, virtutesve scriptorum ita sunt declarandae, ut *recte* ac penitus percipiantur". Warum gerade vorzüglich deswegen, da doch die Forderung dem Ausdrucke nach, selbst wenn wir diesen nicht in seiner Bestimmtheit und Abgrenzung von den übrigen Kategorien verstehen, immer als eine solche wird zugegeben werden müssen, die wir an alle Auslegung gleichmäfsig zu machen haben, warum also vorzüglich deswegen, ist nicht deutlich; der Verf. sagt es aber so, und fügt noch hinzu: „Est enim haec res eiusmodi, ut magna eius pars argumentis demonstrari nequeat, sed aut digitum modo intendere ad ea, in quibus positae sunt illae virtutes, possimus, aut ipsi quasi imitari eas debeamus ad eandemque animi affectionem auditorem abripere. Verum id non poterit *recte* facere nisi is, qui bene versatus in antiquis litteris probeque iis nutritus, ita quasi ipse factus sit antiquus, ut eodem quo veteres illi sensu ductus, eundem etiam reddat et aliis inspiret. Placet ex hoc genere aliquid exemplorum afferre". Nun bemerkt der Vf. S. 9, die gewöhnliche und die dichterische Rede seien sehr von einander verschieden; es sei folglich nicht sehr schwer diese Geschlechter der Rede zu unterscheiden: dennoch habe man in einer Stelle des Rhetors Aristides etliche Worte für Pindarisch gehalten, die es nicht seien, weil sie nicht dichterisch sind; in Platons Phaedros aber habe man aus Dichtern entlehnte Stellen nicht als solche erkannt. „Similis ratio est", heifst es ferner S. 12 „quum quaeritur, quid *recte apteque* vel minus dictum sit"; und dann wird gezeigt, dafs und warum das Epigramm des Simonides auf die gefallenen Helden von Thermopylae schön sei. Gesetzt alles Gesagte sei wahr, weifs man jetzo, was ein *genus expositionis rei cuique accommodatum* ist, was also die Forderung sei, ut, quae promuntur, *apte* (und folglich von dieser Seite *recte*) exponantur? Ref. kann es nicht ergründen; denn die ganze Forderung des Recte exponere, mit allen ihr untergeordneten Kategorien (distincte, ordinate, simpliciter, apte) ist ja nur eine Anforderung an die Form der Darstellung des Auslegers, für welche man aus diesen Beispielen nichts lernen kann. Sie sind wol nur Proben von jenem „aut digitum modo intendere etc." welches der Vf. *in solchen Fällen* für das genus expositionis accommodatum halten mufs: letztern undeutlichen Begriff selbst aufzuklären scheint nicht die Absicht gewesen zu sein.

Wir wenden uns jetzt zu diesen Beispielen an sich, ohne Beziehung auf die methodischen Vorschriften, an welche dieselben angeknüpft sind, und können sie auch an sich grofsentheils, und nahmentlich die aus Aristides und Platon entlehnten, nicht richtig finden. Es ist zuzugeben, was nach gemeinhin gangbaren Ansichten und nach ziemlich allgemeinem Gefühl gewöhnliche oder dichterische Rede sei, lasse sich leicht unterscheiden; welches durch ein ästhetisches Urtheil geschieht, und zwar zunächst durch ein allgemeines, wobei es jedoch in gewissen Fällen vorbehalten bleiben wird, ob dieses allgemeine Urtheil in Beziehung auf einen bestimmten Fall nicht doch wieder Lügen gestraft werden müsse, wenn sich nehmlich finden sollte, dafs ein gewöhnlicher Ausdruck doch in einem bestimmten Falle dem Gedicht, und ein dichterischer, ebenfalls in einem bestimmten Falle, der prosaischen Darstellung nicht unangemessen sei. Diese Ausnahmen richtig zu beurtheilen, dazu gehört schon ein feineres Urtheil. Nicht ganz einerlei mit dieser Beurtheilung, aber doch damit verwandt und zusammenhängend ist eine dritte, ob ein Gegebenes *historisch* Poesie oder nicht sei: denn gesetzt nach unserer allgemeinen Beurtheilung sei ein Ausdruck oder Gedanke nicht dichterisch, es sei sogar in dem bestimmten Fall ein gewöhnlicher Ausdruck der Dichtung unangemessen, so kann ein Dichter, weil sein Gefühl von dem Gemeingefühl in dieser Beziehung abwich, jenen Ausdruck oder Gedanken dennoch gebraucht haben; und ähnlich stellt sich die Sache für die Prosa: dort hätte man in dem vorausgesetzten Falle prosaische Poesie, hier poetische Prosa, welche gewifs zu allen Zeiten häufig gewesen sind. Beide letztere Arten der Beurtheilung des Dichterischen und Prosaischen hängen von der Beschaffenheit der gegebenen Stelle und von der Kenntnifs des künstlerischen Charakters des Schriftstellers sowohl im Allgemeinen als in Beziehung auf Zweck und Art des bestimmten Werkes ab; welchen letztern Gesichtspunkt eine wissenschaftliche Hermeneutik und Kritik mit der Zeit mehr, als bisher geschehen ist, verfolgen wird: für die dritte Art der Beurtheilung wird es aber häufig noch einer aus geschichtlicher Ueberlieferung herzunehmenden Unterstützung bedürfen. Der Hr. Verf. hat in der Behandlung jener Beispiele diese verschiedenen Arten der Beurtheilung nicht auseinandergehalten, und ist daher in sehr gewagte Behauptungen verfallen, welche mit viel zu grofser Zuversicht hingestellt sind. Aristides führt aus einem Pindarischen Dithyramben (Fragm. 49.) Folgendes an: *Σὲ δ' ἐγὼ παρ' ἀμίν, φησίν, αἰνέω μέν, Γηρυόνη· τὸ δὲ μὴ Διῒ φίλτερον σιγῷμι πάμπαν. οὐ γὰρ εἰκός, φησίν, ἁρπαζομένων τῶν ὄντων καθῆσθαι παρ' ἑστίᾳ καὶ κακὸν εἶναι.* Sehr richtig verbessert Hr. H. aus dem Schol. *παρά μιν*; wenn er nur nicht den neuern Auslegern zum Vorwurf machte, nicht gesehen zu haben, was er nach längerem Leben und häufiger Beschäftigung mit Pindar und nahmentlich auch mit dessen Bruchstücken doch auch jetzo erst gesehen hat. Ref. hielt die Worte *ἁρπαζομένων τῶν ὄντων καθῆσθαι παρ' ἑστίᾳ καὶ κακὸν εἶναι*, mit Veränderung des Dialektes für Pindarisch; Hr. H. behauptet, mit Ausnahme des *καθῆσθαι παρ' ἑστίᾳ* vielleicht, dürfte alles von Aristides sein. „Nam haec *ἁρπαζομένων τῶν ὄντων* prorsus a poesi aliena sunt"; auch würde Pindar wenigstens *κακὸν ἐόντα* geschrieben haben; Aristides habe *καὶ κακὸν εἶναι* zugesetzt, um zu zeigen, was *καθῆσθαι παρ' ἑστίᾳ* ist, welches in der Stelle das einzige sei, was ein Bild gebe. Dies ist die Hauptsache dessen, was Hr. H. sagt, um das Undichterische der Stelle zu erweisen. Er befindet sich aber hier im Irrthum. Im Allgemeinen genommen ist *τὰ ὄντα* für *κτήματα* oder *κτέατα* nicht dichterisch; wie selbst *χρήματα* für Vermögen oder Geld im Pindar nur zweimahl, und zwar in besonders beschaffenen Stellen vorkommt. Aber in Gedanken, welche aus dem Kreise des gemeinen Lebens hergenommen, aus der Seele und nach der Denkweise des gewöhnlichen Menschen gesprochen sind, ist es auch der Dichtung angemessen, den gewöhnlichen Ausdruck, wenn er nichts Gemeines hat, zu gebrauchen, weil nur dieser die Empfindung, die erregt werden soll, hervorzubringen im Stande ist. Wenn Pindar daher sonst *χρήματα* als *Vermögen* nicht gebraucht, so kommt es dennoch in einigen Stellen vor, worin der Ton des gemeinen Lebens herrscht: *Χρήματα, χρήματ' ἀνήρ, Geld, Geld ist der Mann; Ὦ τάλας ἐφάμερε, νήπια βάζεις, χρήματά μοι διακομπέων, O armseeliger Erdensohn, Kindisches schwatzest du, dafs du mir das Geld anpreisest! Τὰ ὄντα* ist *was man hat*, wie Nem. I, 32. *ἐόντων wenn man hat, ὁ ἐὼν νόος der Sinn den Einer hat* (Theogn.). *Τὰ ὄντα* ist aber als Substantiv gefafst prosaisch, und dennoch in jener Pindarischen Stelle ganz gut, weil der Ton des gemeinen Lebens erforderlich ist: „Denn das kann man Einem nicht anmuthen, wenn *was er hat* geraubt wird, am Heerde zu sitzen und ein Feigling zu sein." Auch

καθῆσθαι παρ' ἑστίᾳ ist ein aus dem gemeinen Leben entnommener Ausdruck, wie ad focum sedere; und ein freilich gemeinerer in unserer Sprache hat sogar ganz den sittlichen Nebenbegriff des Hellenischen Ausdrucks gewonnen. Dafs τὰ ὄντα kein Bild gebe, thut nichts zur Sache; nicht jedes einzelne Wort giebt in der Dichtung ein Bild. Hier würde das von Hrn. H. verlangte κτεάνων gerade den Eindruck schwächen, und eben so καλὸν ἐόντα; in καὶ καλὸν εἶναι (ἔμμεναι) als in dem Hauptbegriff endet die Rede mit Kraft, und ganz unpassend würde dieser Hauptbegriff im Particip als Nebensache dargestellt worden sein. Gesetzt aber auch, dies wäre Alles nicht so, bliebe ja noch immer die Frage, ob in dieser Stelle Pindars Gefühl mit dem Gemeingefühle, welches Hr. H. vor Augen hat; in Uebereinstimmung oder Widerspruch gewesen sei: Hr. H. selbst nimmt ja S. 17 dieses bei Pyth. I, 35 ff. an, welche Stelle er ausdrücklich wegen der undichterischen Sprache tadelt; und allerdings erlaubt sich Pindar Ausdrücke, die das gemeine Gefühl für undichterisch hält. Hrn. H's. Beweisführung ist also in mehr als einer Hinsicht unrichtig, und beruht auf falschen Voraussetzungen. Jedoch sucht er von Seiten der geschichtlichen Ueberlieferung, das heifst daraus, wie Aristides die Stelle anführt, klar zu machen, dafs sie nicht Pindarisch sei: „Jubendus est auditor ad id attendere, quod Aristides φησὶν addidit, quo vel ipso indicat, quae Pindarus dixerit uberius, in pauca ab se esse contracta." Im zweiten φησὶν liegt so wie im ersten, *dafs Pindar dies gesagt habe*; ob aber so oder anders, länger oder kürzer, liegt nicht in φησίν: so lange indefs das Gegentheil nicht erwiesen, ist anzunehmen, er habe es ungefähr *so* gesagt; und dafs er es weitläuftiger gesagt habe, ist gar nicht wahrscheinlich. Dafs er es aber *so* gesagt habe, giebt Hr. H. in Bezug auf καθῆσθαι παρ' ἑστίᾳ gar selber zu, und mit der Behauptung, Aristides habe die Stelle ins Kürzere zusammengezogen, streitet seltsam die andere, Aristides habe das καὶ καλὸν εἶναι zugesetzt, um das καθῆσθαι παρ' ἑστίᾳ zu erklären. Wie sollte dies übrigens in einer Aristidischen Rede einer Erklärung bedurft haben? Aristides schreibt ja nicht Scholien.

Noch befremdlicher ist das über den Platonischen Phaedros gesagte. Dort seien nehmlich S. 216 B. C. „manifesta Empedoclis placitorum vestigia, etiam usitata quaedam Empedocli verba, ut παγῆναι, numerique nonnullorum verborum prosae orationi male convenientes". Ferner (S. 12) finde man bei Empedokles Vs. 343 εὐήνιον ἅρμα, und bei Platon S. 247 B. τὰ μὲν θεῶν ὀχήματα ἰσοῤῥόπως εὐήνια. Davon ausgehend werden S. 247 B. C. in noch nicht eilf Quartzeilen Stücke von neun Versen nebst zwei ganzen als Empedokleische Bruchstücke erschlossen, meist jedoch erst mittelst einiger Umarbeitung herausgebracht; in S. 246 E. f. aber werden in fünf Quartzeilen ein lyrisches oder tragisches Bruchstück, zwei Hexameter und ein Senar gefunden. Der Senar, welcher aus einem Tragiker sei, ist dieser:

Μίνει γὰρ Ἑστία 'ν θεῶν οἴκῳ μόνη,

und steht, das weggeworfene ε abgerechnet, wirklich so im Platon; wahrscheinlich aber ist die ganze darin liegende Vorstellung aus dem Philolaischen Weltsystem entlehnt, und nichts weniger als tragisch. Wie die Hexameter erschlossen sind, kann die Vergleichung lehren:

τῷ δ' ἕπεται στρατιή τε θεῶν καὶ δαίμονες ἁγνοί,

Platon: τῷ δ' (oder δὲ) ἕπεται στρατιὰ θεῶν τε καὶ δαιμόνων.

Ἡγεῦνται κατὰ κόσμον, ὅπως τάχθησαν ἕκαστοι,

Platon: ἡγοῦνται κατὰ τάξιν ἣν ἕκαστος ἐτάχθη. Dafs diese Stellen aber aus Versen entlehnt seien, „semel quis monitus statim intelliget." S. 247 A. B. endlich werden in zwei Quartzeilen zwei „nescio an" Aeschyleische Senare und ein Hexameter auf dieselbe Art eingelegt; und mit einer handgreiflichen petitio principii wird hinzugefügt: „Haec igitur legentem si quis moneat modo verba ipsa poesin spirare, modo *ubi ordinem verborum servavit Plato*, aperte versus esse, *ubi autem mutavit, id eum fecisse quo ne versibus loqui videretur*, facile efficiet, ut quis quae poetarum sunt a verbis philosophi distinguat." Betrachten wir nun die Sache nach den Grundsätzen einer an sich einleuchtenden Methode, wie sie oben angedeutet ist. Die in Rede stehenden Platonischen Stellen sind wenigstens theilweise nach gemeinhin gültigem Urtheil in Worten und Rhythmen dichterisch; die Prosa kann sich indefs auch über ihr gewöhnliches Mafs erheben, und es ist also noch nicht ausgemacht, man dürfe nicht auch solche Prosa schreiben, wenn der Gedanke einen erhabenern Schwung des Ausdrucks verlangt. Das im Allgemeinen ausgesprochene Urtheil, dies sei nicht prosaisch geschrieben, könnte also doch für den gegebenen Fall ein beschränktes sein. In Bezug auf den Rhythmus ist dies am klarsten; obgleich nach gewöhnlicher Vorschrift keine Verse oder bedeutende Versglieder in der Prosa sein sollen, sind den-

noch bei Schriftstellern, die einen kräftigen Rhythmus lieben, und zufällig selbst bei andern, viele Versglieder zu finden, und sogar ganze, wenn auch grofsentheils nicht gute Verse: wer wollte sich unterfangen, den grofsen Wiederhersteller der Metrik, der noch obendrein De differentia prosae et poeticae orationis zwei Disputationen geschrieben hat, an alle diejenigen zu erinnern, welche in den alten Prosaikern, und selbst im neuen Testament, Hexameter und Pentameter, iambische Senare, Skazonten, Anakreontiker und alle möglichen anderen Sorten von Versen gesucht und gefunden haben? Und alle diese Verse sind in jenen Prosaikern ganz unanstöfsig und den Gesetzen des prosaischen Rhythmus keineswegest so entgegen, wie gemeinhin behauptet wird. Endlich aber ist in Betracht zu ziehen, ob der Charakter des Platon, nahmentlich in besonderer Beziehung auf Zweck und Art des vorliegenden Werkes, des Phaedros, nicht dahin führe, dafs er, möge er sich darin auch vergriffen haben, im Phaedros poetische Prosa geliefert habe, keineswegest aber einen Lumpenrock aus zusammengeflickten Dichterbruchstücken, und ob die geschichtliche Ueberlieferung jenes oder dieses Urtheil unterstütze. Hätte Platon so zusammengestückelt, so war er ein geistloser, schülerhafter Compilator; das war er aber, wie seine Schriften zeigen, nicht. Ausgestattet mit der glänzendsten und erhabensten Einbildungskraft, konnte er, der als Jüngling sich in den bedeutendsten Gattungen der Dichtung versucht hatte, selber Dichterisches erfinden und darstellen, ohne Gedanken und Ausdruck von aller Welt Enden zusammenzubetteln. Und welche Eigenthümlichkeit hat denn Platon in Gedanken und Ausdruck den Sokratischen Reden im Phaedros mit Bewufstsein gegeben? Schon S. 238. D. sagt Sokrates: Phädros solle sich nicht verwundern, wenn er öfter von den Nymphen werde ergriffen werden; denn seine Rede sei nicht mehr weit von Dithyramben entfernt (vgl. S. 241. E.). Dieser beabsichtigte, der damahligen Bildungsstufe des Platon angemessene, und dem Gegenstande nicht fremde *χαρακτὴρ διθυραμβώδης*, wie ihn Olympiodor nennt, führte dichterische Ausdrücke und Rhythmen von selber herbei; und so mochte denn Platon hier, wie anderwärts im Phädros, ein Wort oder eine Formel aus einem Dichter einmischen: aber mehr kann man nicht behaupten. Was sich als entlehnt *geschichtlich* nachweisen läfst, ist sehr wenig, nehmlich nur das von Ast (Comm. S. 291) nachgewiesene, dafs *ὀχήματα εὐήνια* dem Empedokleischen *εὐήνιον ἅρμα* nachgebildet scheint, und ein Anklang an Empedokleische Dämonologie (Ast S. 294) und nach Ref. an Pythagorische Vorstellungen, was jedoch gar nicht auf sclavische Nachahmung oder Ausschreiben hinweiset. Dafs nicht viel mehr entlehnt sein kann, dafür bürgt Dionysios von Halikarnafs, der auch seinen Empedokles und Aeschylos gelesen hatte, und nicht erst sich antik zu machen brauchte, wie man nach des Hrn. Vfs. richtiger Forderung thun soll. Dionysios erkannte im Phädros das Dithyrambisch-dichterische (Brief an Pompej. S. 128 Sylb. und π. *τῆς Δημοσθ. δεινότ.* S. 166 f.); er führt gerade die Stelle S. 246 E. f., welche der Hr. Vf. fast ganz in Verse zerlegt, wörtlich an (S. 167), aber er geht nicht weiter, als dafs er diese Stelle, wenn Melodie und Rhythmus hinzukämen, wie Dithyramben und Hyporcheme sie haben, Pindarischem ähnlich finden würde: *ταῦτα καὶ τὰ ὅμοια τούτοις, ἃ πολλά ἐστιν, εἰ λάβοι μέλη καὶ ῥυθμοὺς ὥσπερ οἱ διθύραμβοι καὶ τὰ ὑπορχήματα, τοῖς Πινδάρου ποιήμασιν ἐοικέναι δόξειεν ἂν τοῖς εἰς τὸν Ἥλιον εἰρημένοις* u. s. w. Dies ist ein triftiges auf sicherem Takt beruhendes Urtheil eines ächten Kunstrichters, während ein Treibjagen nach Versen Trugbilder verfolgt.

Von S. 13 an giebt der Hr. Verf. Proben des schwierigeren Geschäftes den Zweck des Schriftstellers und die ganze Zusammensetzung eines Werkes darzulegen, und zwar an den beiden ersten Oden der Pindarischen Pythioniken. Die Einheit des *ersten Pythischen* Gedichtes hatte Ref. in dem Gedanken gefunden: „Bellicis negotiis peractis poetica, Hiero, studia fove in recens condita urbe carminum illustranda splendore; quibus ubi per artes praeclaras et miti imperio materiam laudum praebueris, germanam consequeris gloriam." Der Verf. wendet ein, dies sei nicht richtig, „quia nihil in toto carmine invenitur, quo satis gestum esse bellorum, et fovenda Hieroni studia poetica significetur." Allerdings ist dies im Gedicht nicht mit planen Worten gesagt; Ref. dachte sich, die in dem Liede enthaltenen Gedanken gingen *darin* auf, und stimmten *nur so* zusammen. Der Dichter wünscht Vs. 46, dafs alle Zukunft dem kränkelnden Hieron Vergessenheit der Beschwerden *im Andenken an alte Kriegsthaten*, in welchen er *Ruhm wie kein anderer der Hellenen* erlangt, geben möge, und knüpft daran die Erwähnung auch des letzten Krieges; er fleht Vs. 71 zu den Göttern, dafs Karthager und Tyrrhener, die furchtbarsten

Feinde, nicht wiederkehren möchten, und hebt hierbei noch die herrlichen Siege bei Kyme und Himera, den letzteren mit den *gröfsten Siegen der Hellenen* vergleichend, hervor. Obgleich er nicht *ausdrücklich* sagt, es sei des Krieges genug, so stellt er also Hieron's Kriegsruhm doch *in dem Gesagten* (implicite) als vollendet, das heifst als den höchsten dar, welcher sich erreichen liefs, und *wünscht den Frieden.* Fernere Siege oder Mehrung der Macht werden dem Hieron nicht im Geringsten gewünscht. Dies genügt völlig zur Rechtfertigung jenes „Bellicis negotiis peractis". Dafs Hieron ermahnt werde, durchaus von Kriegführung abzulassen, ist unsere Meinung nicht: dazu war vielleicht nicht einmahl Veranlassung in dem Augenblick vorhanden: sondern nur, nachdem grofse Kämpfe und eben erst der gegen die Tyrrhener zu mehr als genügendem Ruhme des Hieron beendigt waren, und thatsächlich Waffenruhe eingetreten war, werde Hieron von der kriegerischen Thätigkeit, von welcher seine Seele noch gefesselt ist, gleichsam abgerufen und dahin gewiesen, dafs er, jetzt kränklich, im genufsreichen Andenken der vollbrachten Kriegsthaten, sich der Pflege der innern Wohlfahrt und friedlicher Künste in der auf Freiheit und Dorisches Gesetz gegründeten neuen Stadt, deren Volk unter des Zeus Beistand und der Fürsten Leitung einträchtiger Ruhe geniefsen wird (Vs. 61—70), mit Gerechtigkeit und Milde widme. Es fragt sich nur, ob Pindar den Gesichtspunkt des Hieron vorzüglich auch auf die musische Kunst lenken wollte, und ob er es im Gegensatze gegen den Krieg gethan hat: und dies mufs Ref. immer noch behaupten. Vorzüglich bedeutsam für die Andeutung des Zweckes (mehr als *Andeutung* darf man in *kunstreicher Lyrik* häufig nicht zu finden hoffen) ist der Anfang des Gedichtes; dieser preist die Kithara und setzt ihre Macht auseinander, und völlig im Gegensatze gegen die streitbaren Mächte in der Natur und im Leben. Und zwar zuerst gegen die edleren Olympischen: die Kithara löscht den Blitzspeer des ewigen Feuers, sie schläfert den Adler des Zeus, sie wiegt den *Ares* ein, *der die rauhe Lanze verlassen*: also werden jene Mächte in ihrer Gewalt von der Musik gehemmt, abgerufen von der Ausübung ihrer einwohnenden heftigen, theils auch zerstörenden Kraft; wie Hieron unserer Vorstellung zufolge nach herrlich vollendeten Kämpfen zu den musischen und mildern Künsten des Friedens und deren Förderung in der neuen Stadt hingelenkt wird. Hernach gegen die den Göttern verhafsten wilden Naturen der Erde, des Meeres und den im Tartaros hingestreckten Kriegsfeind (πολέμιος) der Götter Typhoeus, welche insgesammt abhold sind der Stimme der Pieriden. Nachdem dann der Dichter auf die Stadt Aetna gekommen, hebt er besonders hervor, sie werde, wie sich erwarten lasse, auch ferner durch Siege in den heiligen Spielen berühmt und σὺν εὐφώνοις θαλίαις ὀνομαστὰ sein. Am Ende finden wir weitgreifende Ermahnungen zu den milden Tugenden der friedlichen innern Verwaltung; auch hier ist die Musik und Poesie nicht vergessen, wenn gleich die Beziehung verändert ist, indem angedeutet wird, dafs nur der gütige milde Fürst in jenen fortlebe. Hieron, sagt der Dichter, möge nichts Edles und Schönes unterlassen, gerecht, wahrhaft und, worauf es auch für die Begünstigung der εὐφώνων θαλιῶν und der Poesie und Musik vorzüglich ankommt, freigebig sein, wenn er stets *süfsen Ruf* hören wolle (den doch vorzüglich die Sänger verbreiten); er wird im Gegensatze gegen die Schmeicheleien der Höflinge auf den Nachruhm hingewiesen im Munde der λογίων καὶ ἀοιδῶν: Krösos milde Tugend stirbt nicht; den Phalaris *nehmen die Kitharen* im Saale *nicht auf in die zarte Gemeinschaft der jugendlichen Gesänge.* Hierin liegt das, was wir in der Angabe des Grundgedankens so ausgedrückt haben: „Quibus (poeticis studiis, fast einerlei mit poetis) ubi per artes praeclaras et miti imperio materiam laudum praebueris, germanam consequeris gloriam." Ref. hat zugegeben, es sei der eben angeführte Grundgedanke in dem Gedichte enthalten „praeter eas res, quas ipsa odae scribendae occasio suppeditabat" (Expl. S. 239.): denn der Anlafs, welcher dem Dichter die Gelegenheit zu schreiben gab, hat, unbeschadet der Einheit, freilich auch seine Rechte; aber es ist ein nur zu gewöhnlicher Irrthum der Ausleger, als ob hierin, in der Darstellung des Anlasses, der wahre Zweck eines solchen Gedichtes liegen müsse, welcher häufig davon ganz verschieden ist, weil der Dichter, bestimmt durch die Verhältnisse, Wichtigeres und Allgemeineres entwickeln will: welches wir, nach Anleitung des in dem Liede Vorhandenen, wie wir dies auffafsten, und mit Berücksichtigung einiger, wenn auch nicht völlig zusammenstimmender Ueberlieferungen, wonach Hieron in seiner Liebe der musischen Künste sich nicht immer gleich geblieben, nicht immer milde und freigebig, über-

haupt nicht blofs mit „artibus praeclaris" ausgestattet war, eben in jenem Grundgedanken fanden. Dissens Ansicht ist von der unsrigen nur durch eine geringe Abweichung getrennt, nicht darum, weil, wie nicht fein gesagt wird, er nur ungern von uns abzuweichen wage, sondern weil seine und unsere hermeneutischen Grundsätze sehr verwandt sind. Hrn. H. Grundsätze dagegen sind davon sehr verschieden; er sieht grofse Parthieen des Pindar, nahmentlich die Mythen, *nur als Schmuck* an; diese haben ihm also für die Ermittelung des Grundgedankens keine Bedeutung: dafs man aber eine so grofse Masse, als diejenige ist, welche von der Kithara handelt und von Typhoeus, als Schmuck ansehen dürfe, wird theils Verehrern des Pindar nicht einleuchten, weil seine Dichtung hierdurch entwerthet wird, theils ist es nach den Grundsätzen einer tiefern Hermeneutik überhaupt unhaltbar. Die Dichtung wendet freilich Schmuck an, und unstreitig schmückt der Mythos, während er zugleich den Geist aus dem gewöhnlichen Gedankenkreise in das Gebiet des Idealen versetzt: aber dieser Schmuck und dieses Ideale mufs sich an den Zweck des Gedichtes und an den vorliegenden Gegenstand anschliefsen, eben damit dieser im Lichte des Idealen erscheine. So in dieser Ode, wenn Hieron mit Philoktet verglichen wird, erscheint jener verklärt im Bilde des Heros; und wie das Mythische auf das Gegenwärtige bezogen wird, und dadurch eine eigenthümliche Anmuth erhält auch neben seiner Bedeutung für den Grundgedanken, kann man an der Ausführung des den Typhoeus Betreffenden erkennen. Denn obwohl die Erwähnung des Typhoeus einen schon nachgewiesenen Bezug auf den Grundgedanken hat, so gewinnt doch das Einzelne dadurch vorzüglich Reiz, dafs vulcanische Ausbrüche des Aetna, die er erzeugt, kürzlich sich ereignet hatten, und dafs er unter dem Aetna und Kyme begraben liegt, unter dem Aetna, an welchem die neue Stadt gegründet ist, unter Kymes Bergen, wo Hieron die nachher im Gedicht erwähnte Seeschlacht gewonnen. Um aber wieder auf die Bestimmung des Zweckes zurückzukommen, so können dafür Uebersichten des Inhaltes, wie sie der verehrte Vf. recht schön giebt, wenig helfen, weil vorher schon oder auch erst nachher der angebliche Schmuck vom Inhalte abgezogen wird; auch erhellt aus ihnen selten, worauf der Schriftsteller das Hauptgewicht lege: sie stellen oft gerade die bedeutsamsten Punkte in den Hintergrund, oder lassen sie ganz aus: wie Jemand schon vor langer Zeit gesagt hat, solche Uebersichten entständen so, dafs der Ausleger alles *übersehe* und nachher summire. Viel wichtiger ist die Vergleichung der verschiedenen Parthien untereinander, wodurch sich die Bedeutsamkeit des Einzelnen erst gehörig hervorhebt. So tritt jenes σὺν εὐφώνοις θαλίαις ὀνομαστὰν noch mehr als vermöge seiner, freilich auch schon ausgezeichneten Stellung und Verbindung mit der Anrufung des Apoll dann hervor, wenn es mit dem Anfange und mit dem Ende der Ode verglichen wird. Dafs sogar die trefflichsten philologischen Künstler in jenen Auslassungsfehler fallen können, wenn sie die einzelnen Theile nicht vergleichen, lehrt auch Hrn. H's. Uebersicht dieser Ode, worin von jenem εὐφώνοις θαλίαις ὀνομαστὰν und von der darauf folgenden Anrufung des Apoll nichts vorkommt: eben so wenig findet man darin die Erwähnung des Zeus Vs. 13, welche in Vergleich mit Vs. 29 für die deutlichere Einsicht des Zusammenhanges wesentlich erscheint, sondern statt seiner werden die Götter im Allgemeinen genannt. Ref. hat zwar Expl. S. 239. auch die Götter statt des Zeus gesetzt, dort kam aber darauf nichts an.

Doch hören wir, was der Vf. über den Zweck des Liedes sagt. Während Böckh Dinge angiebt, die Pindar nicht geschrieben hat, Dissen solche, die er nicht einmahl schreiben konnte, ist nichts einfacher als der Zweck und Inhalt des Gedichtes. „Mirum profecto est, planissimum huius carminis argumentum latere potuisse, quum poeta, quid sibi vellet, declaraverit apertissime." Wodurch denn? „Dadurch, dafs er gleich im Anfange die Kithara anruft. Was kann er da anderes wollen, als dafs sie singe; was soll sie aber singen? Was sich gehört (quod debet). Was gehört sich aber zu singen? Den Sieg des Aetnäers Hieron. Und da sich Hieron absichtlich als Aetnäer hatte ausrufen lassen, war nichts natürlicher als die Stadt Aetna selbst zu preisen". Kurz der Vorwurf des Gedichtes ist: „Cithara, cane urbem Aetnam, illustratam victoria Hieronis, optaque ei concordiam, pacem, prosperitatem, iustumque et liberale imperium." Das ist freilich sehr einfach, und es wäre unbegreiflich, wie man das nicht erkannt hätte, wenn obige Folgerungen richtig wären, und das Gesagte da stände und weiter nichts.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 12.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

*Regii Seminarii philologici instaurationem indicit Director Godofr. **Hermannus**. Inest dissertatio de officio interpretis.*

(Fortsetzung.)

Aber wo sagt denn Pindar jenes *Cithara, cane?* Vor der Hand ist es nirgends zu finden; Herr H. setzt nur voraus, weil Pindar sage, *o Kithara*, so müsse er meinen, *o Kithara singe*, und dann verstehe sich von selbst, was sie singen müsse. Wie wenn diese Voraussetzungen ganz leise eingeschwärzte Praemissen wären? Der Hr. Vf. weiset zwar das *Cane* später nach (S. 16): „Nach dem Lobe der Musik und dem Tadel des unmusischen Typhoeus — iam tandem illud quod exspectamus *cane* sequi *debebat*. Sequitur vero, sed non viderunt interpretes, quia non est hoc ipso verbo dictum, sed significatum his: *Ζεῦ, τὶν εἴη ἀνδάνειν, ὃς τοῦτ' ἐφέπεις ὄρος* κ. τ. λ. denn dies bedeutet nichts anderes als: *Cane Iovem, qui hunc montem tenet.*" Aber jeder erkennt leicht, dafs, was die Ausleger hier haben sehen sollen, ein wesenloses Ding ist; nimmermehr heifst *Εἴη, Ζεῦ, τὶν εἴη ἀνδάνειν* soviel als: (*Kithara,*) *singe den Zeus.* Und wer erwartete überhaupt das *Cane*, und woher wufste man, dafs es sequi *debebat!* Aus der Anrufung der Kithara! Mit nichten; die Kithara wird allerdings angeredet, aber nicht, weil sie etwas thun soll: denn nicht das Mindeste wird ihr vom Dichter auch nur mit einer Silbe aufgegeben zu thun: sondern weil ihre Kraft und Macht gepriesen wird. Die Hellenische und alle Dichtung knüpft die Darstellung der Kraft und Macht an eine einfache Anrufung des Dinges oder der Person, an welche dann wiederholt die Rede gerichtet zu werden pflegt, wie hier in *καὶ τὸν αἰχματὰν κεραυνὸν σβεννύεις, κατέχευας, τεαῖς ῥιπαῖσι*; und die Stelle der zweiten Person vertritt auch gleich Vs. 2 jenes *τᾶς*: kein Hellene erwartete hier einen nachfolgenden Imperativ, und dieser pflegt in solchen Fällen nicht zu folgen. Man lese nur den Aristotelischen Päan *Ἀρετὰ πολύμοχθε*, wenn man ein schlagendes Beispiel von vielen haben will. Da nun kein Imperativ folgt, so sieht man eben, dafs die Kithara *nur gepriesen* werden soll; der Dichter hat also, da der Preis der Kithara unabhängig von einem ihr Aufgegebenen hingestellt wird, geradezu *den Zweck* die musische Kunst zu erheben; und darin liegt unmittelbar Empfehlung; er hebt sie aber gerade im Gegensatze gegen zerstörende, kampflustige, kriegerische, wilde Kräfte: er hat also etwas ganz anderes gesagt, als Hr. H. glaubte, obgleich letzterer natürlich ein Lob der Kithara auch anerkennt (S. 16), aber nur als Nebensache. In diesem Grundirrthum über die Bedeutung des *Ζεῦ, τὶν εἴη ἀνδάνειν* befangen, konnte Hr. H. auch den völlig klaren Zusammenhang der Ode von Vs. 1—40 nicht erkennen, welcher sichtbar darin begründet ist, dafs diejenigen, *welche Zeus hasse, unmusisch* seien, und zu ihm gefleht wird, *ihm zu gefallen*; der Erreichung dieses Zusammenhanges dient das *Ζεῦ, τὶν εἴη ἀνδάνειν*, nicht aber ist es eine Aufforderung an die Muse, den Zeus zu besingen. „O Kithara," sagt der Dichter, „du bist *Apolls und der Musen* gemeinsamer Besitz; dir gehorcht Tanz und Gesang; du besänftigest auch die mächtigsten kampflustigen Kräfte. Nur *die Zeus nicht liebt*, empfinden Widerwillen gegen die Stimme der Pieriden, wie das von Zeus gestrafte Ungeheuer Typhoeus. *Möge es vergönnt sein, nicht wie jene von Zeus gehafst, sondern ihm angenehm zu sein*, ihm dem Beherrscher des Aetna, dem gleichnahmig die neu gegründete Stadt jetzt einen Pythischen Sieg erlangt hat; worin die Aussicht gegründet ist, sie werde auch ferner durch Siege und *musische Siegesfeste* (woran die Kraft und Herrlichkeit der Musik, die vorher gefeiert war, sich gerade entfaltet) ausgezeichnet sein: möge dies *Apoll*, der *musische Gott* der Spiele, sich angelegen sein lassen." Man wird jetzt, denken wir, erkennen, was das Lob der Kithara sagen will, und wie damit als mit dem leitenden Gedan-

ken das Folgende aufs genaueste verbunden ist; sowie die Verherrlichung der Tugend in dem angeführten Päan freilich am Ende auch eine besondere Anwendung auf den Hermias erhält. Uebrigens bildet bei Hrn. H. die Nachweisung, daſs das *Cane* in dem *Ζεῦ, τὶν εἴη ἀνδάνειν* enthalten sei, den Anfang einer weitern Untersuchung, nehmlich der, *wie* Pindar den allgemeinen Gedanken, der schon vorausgesetzt wird, dargestellt habe (S. 16): der allgemeine Gedanke beruht aber selbst erst auf der Voraussetzung des *Cane*, welches hier erst nachgewiesen wird. Dies könnte eine petitio principii scheinen, wenn der Vf. nicht die *Nothwendigkeit* des *Cane* von vorn herein vorausgesetzt hätte; so aber erscheint die Erkennung des *Cane* in dem *Ζεῦ, τὶν εἴη ἀνδάνειν* nur als ein Schluſs aus einer fälschlich vorausgesetzten Nothwendigkeit desselben. Daſs man das, was der Dichter habe sagen *müssen*, vorzüglich in's Auge zu fassen habe, schärft der Hr. Vf. S. 17 von Neuem ein, nachdem er jenes *Wie* durchgeführt hat: „Apparere ex his puto, si id, *quod debuerit* poeta pro rei quam tractandam recepit natura dicere, *recte* perceptum sit, facile etiam *quomodo* id dixerit perspici posse: sed *a principio si aberratum fuerit*, impediri et perturbari omnem operis intelligentiam." Aber bei einem Stoffe, der nach den Verhältnissen und nach der Eigenthümlichkeit und Ansicht des Dichters auf die mannigfachsten Weisen behandelt werden konnte, läſst sich unmöglich bestimmen, quid *debuerit* poeta dicere, sondern der Ausleger wird, wenn er dieses dennoch von vorn herein thut, nur seine subjective Vorstellung unterlegen; das Geschäft der Auslegung besteht vielmehr darin, das Gegebene zu analysiren, und daraus den Gedanken zu finden, welcher dem Ganzen zum Grunde liegt. Hat man sich hierbei geirrt, oder ist wegen falscher Voraussetzungen gar vom Anfang an, wie der Hr. Vf. sagt, abgeirrt, so wird freilich das Verständniſs des Ganzen gestört. Dem Hrn. Vf. ist hier, wie gezeigt worden, dies begegnet, daſs er vom allerersten Anfang an abirrte: wir haben daher nicht nöthig noch zu betrachten, *wie* der Dichter nach ihm seinen Gegenstand behandelt habe, und heben nur zwei Verbesserungen nebst einer Erklärung aus, welche Hr. H. dieser Auseinandersetzung eingestreut hat. Die erstern sind ganz kurz hingestellt. Die eine Vs. 51 *σὺν δ' ἀναγκαίᾳ φίλον* statt *σὺν δ' ἀνάγκᾳ μιν φίλον* beruht zunächst auf der Leseart *ἀναγκαίᾳ* im Lemma des Scholiasten, der jedoch auch das *μιν* gelesen haben dürfte; die Aenderung ist untadelich, aber nicht sicher. Die andere Verbesserung setzt statt *τειρόμενον μεταλλάσσοντας* Vs. 52 *τειρόμενον μέτα λάσσοντας*, wobei man *Λαμνόθεν ἕλκει τειρόμενον* zu verbinden habe: der Dichter hätte also hier gesagt, wo Philoktet die Wunde bekommen, nicht aber woher ihn die Heroen nach Troja abholen wollten; und er hätte gesagt, die Achäer hätten ihn geholt als solche, die verborgen bleiben oder nicht erkannt werden würden, „dissimulantes qui essent:" aber doch nur bis sie ihn hatten? Diese Aenderung ist unstreitig sehr gezwungen. Die Erklärung bezieht sich auf Vs. 58: *Μοῖσα, καὶ πὰρ Δεινομένει κελαδῆσαι* u. s. w. Zur Bestätigung des obigen *Cane* wird nehmlich gesagt, der Dichter gebe hier ungefähr wieder denselben Gedanken wie im Anfange; der Sinn sei: „Cane vero, cithara, victoriam Hieronis *etiam apud filium eius Dinomenem etc.*" Denn schwerlich sei zu bezweifeln, daſs das Gedicht zuerst in Syrakus, woselbst Hieron durch Krankheit festgehalten worden, nachher aber bei Deinomenes *in Aetna* gesungen worden sei: der Vf. verwundert sich gewaltig (vehementer), daſs Dissen, der sonst alles „proprie" nehme, dies für metaphorisch gesagt halte. So plan diese Auslegung scheinen mag, die nach dem Ebengesagten das *καὶ πὰρ Δεινομένει* darauf bezieht, es solle das Gedicht *auch in Aetna*, in Unterscheidung von *Syrakus*, gesungen werden; so verwickelt sie dennoch, genauer betrachtet, in einen Widerspruch. Die bezeichnete Stelle bildet unstreitig den Uebergang und die Einleitung zum nächsten Theile des Gedichtes, worin Deinomenes und Aetna besungen werden, und das, was zu leisten der Dichter die Muse bittet, das leistet sie, oder er mit ihrer Hülfe, im Folgenden. Diese Voraussetzung ist nothwendig, weil sonst die Anrufung der Muse keine Begründung in dem Liede hat. Der angenommene unbildliche Sinn der Worte wäre also: „Gieb mir Folge, o Muse, jetzt (in dem nächsten Theile dieses Liedes) *auch in Aetna* den Sieg zu besingen;" der nächste Theil des Liedes, welcher eben das ausführt, was in Aetna zu thun die Muse gebeten wird, würde sonach im eigentlichen Wortverstande als in Aetna gesungen gesetzt, das Vorhergehende aber als in Syrakus vorgetragen, welcher Ort übrigens nicht genannt ist. Der Widerspruch liegt hier deutlich vor: Das ganze Lied wird zuerst in Syrakus gesungen, wie die Annahme lautet; nach der Mitte aber wird in Syrakus die Muse angerufen, sie möge gestatten den Sieg im folgenden Theile

des Gedichtes *auch in Aetna* (wirklich daselbst) zu preisen: das thut sie aber nicht, kann es in diesem Augenblicke auch nicht thun, sondern mufs in Syrakus weiter singen, und zwar eben dasjenige, was in Aetna, und wirklich in Aetna und jetzt daselbst zu singen die Muse gebeten war. Darum behauptete Dissen S. 173: „de vera profectione cogitari non posse". Auch für die vorausgesetzte zweite Aufführung des mit diesem Widerspruch behafteten Liedes, die zu Aetna, stellt sich die Sache nicht günstiger. Nachdem nehmlich in Aetna bis Vs. 57 gesungen worden, als ob zu Syrakus gesungen würde, wird Vs. 58 die Muse angerufen, *auch in Aetna* das Lob des Liedes erschallen zu lassen; als ob das Vorhergehende nicht auch schon in Aetna vorgetragen wäre.

S. 17 f. geht der Vf., nachdem er bemerkt hat, dafs nach seiner Auseinandersetzung das Gedicht passend zusammengesetzt sei, zur ästhetischen Kritik einer kleinen Parthie desselben über, worin Pindar, um Longins Ausdruck zu gebrauchen, wie öfter auch Sophokles, *aufs unglücklichste* gefallen sei. Longin verdient unsere Hochachtung unstreitig; doch wünschten wir dem Sophokles und andern Dichtern gegen die Kritik auch solcher trefflichen Männer einen so edlen Helfer, wie Sophokles selbst dem Phrynichos gegen den Schullehrer zu Chios war. Folgendes ist die verunglückte Pindarische Stelle:

ὁ δὲ λόγος
ταύταις ἐπὶ συντυχίαις δόξαν φέρει
λοιπὸν ἔσσεσθαι στεφάνοισι σὺν ἵπποις τε κλυτὰν
καὶ σὺν εὐφώνοις θαλίαις ὀνομαστάν
(Λύκιε καὶ Δάλου ἀνάσσων Φοῖβε, Παρνασσοῦ τε κράναν Κασταλίαν φιλέων
ἐθελήσαις ταῦτα νόῳ τιθέμεν) εὔανδρόν τε χώραν.

„Ita hi versus scribendi, in quibus et illa, *ὁ δὲ λόγος ταύταις ἐπὶ συντυχίαις δόξαν φέρει*, magis pedestri orationi quam poeticae conveniunt, et tota parenthesis ista, quum per se parum utilis sit, tum molesta fit epithetis Apollinis, qui si erat omnino invocandus, hic nec Lycius nec Delius appellari debebat." Der Dichter zieht hier einen *Schlufs* aus dem vorhergegangenen Gedanken; hier scheint ein Ausdruck erlaubt, der minder dichterisch ist. Aber die Parenthese ist wirklich sehr verwerflich. Allein sie ist nicht von Pindar, sondern eben erst vom Hrn. Vf. gemacht, und durch nichts als durch das *Ita hi versus scribendi* erwiesen! Uebrigens ist die Anrufung des Apoll als Pythischen Gottes und Vorstehers der Musik hier vortrefflich; zu tadeln, dafs er auch der Lykische und Delische heisse, ist etwas gewagt, weil der Dichter seine Gründe haben konnte, die wir nicht wissen. Die Fehler sind also gar nicht erwiesen: aber man erstaunt, dafs der Vf. sogar weifs, wie sie entstanden sind, und wie es Pindar hätte besser machen sollen. S. 18: „Sed talia unde orta sint, *non est obscurum. Perscripserat poeta et quae praecedunt et sequentem stropham: nunc explenda erant intermedia:* id vero fecit *non apte, rectius* inserturus, quae urbis, etsi satis laudatae, prosperitatem amplificarent." Ganz als ob der Vf. in Pindars Werkstatt zugesehen hätte bei dieser Arbeit, die uns etwas schülerhaft vorkommt; obgleich der Vf. sonst, nahmentlich auch in dieser Abhandlung S. 28 gegen angebliche schülerhafte Ausarbeitungen des Dichters Einspruch thut (Nec Pindaro in mentem venisse qualem in scholis rhetorum pueri solebant chriam elaborare). Hier würde jene vom Hrn. Vf. angenommene Art zu dichten um so schülerhafter erscheinen, je wesentlicher die angeblich später eingeschobene Stelle mit dem Vorhergehenden zusammenhängt, welches darin sein Ziel und Ende erreicht, und je enger die Verbindung der folgenden Strophe mit dem angeblichen Einschiebsel ist, da sie durch *γὰρ* sich darauf bezieht und aus ihm hervorgeht. Gerade aus unserer Ansicht ist es aber erklärlich, weshalb Pindar nicht von den Dingen, „quae urbis prosperitatem amplificarent", weiter sprechen wollte: es kam ihm darauf an, hervorzuheben, er hoffe Aetna werde durch *musische Siegesfeste* verherrlicht werden; und in dieser Beziehung fleht er zum *Apoll*: also das Anstöfsigste im Gedicht ist mit Ausnahme zweier Beiwörter des Apoll, deren Begründung uns noch mangelt, aus unserer Ansicht betrachtet höchst passend. Hierdurch bewährt sich die Auslegung in Bezug auf die Findung des Grundgedankens, und zwar um so mehr, weil auf jene Stelle als Abschlufs eines Haupttheiles ein bedeutendes Gewicht fällt, und accentuirte Stellen für die Bestimmung des Grundgedankens vorzüglich wichtig sind. Uebrigens weiset Hr. H. auch S. 23 dem Pindar einen Fehler nach; Pyth. II, 89. habe er languidius *οὐδὲ ταῦτα* gesagt, wofür *οὔτι ταῦτα* richtiger gewesen wäre.

Das *zweite* angeblich *Pythische* Gedicht, welchem der übrige Theil der Abhandlung (S. 18 ff.) gewidmet ist, bot als eine der schwierigsten Aufgaben der Auslegung einen würdigen Gegenstand philologischer Erörterung, welcher Ref. mit Eifer und Theilnahme gefolgt ist. Zuerst wird eine Uebersicht der Hauptgedan-

ken gegeben; aber diese sind selber dunkel (S. 19); doch gehe daraus hervor: „Duas esse partes huius carminis, quarum in priore Hieronis potentia et sapientia laudetur, in altera autem Pindarus se adversus obtrectatores defendat"; jeder Theil solle besonders betrachtet werden, dann wie sie verbunden seien, „quidque dici argumentum carminis debeat". Der erste Theil wird bis Vs. 67 gerechnet (S. 24), der zweite von Vs. 71 an; was dazwischen steht, von *χαῖρε* an bis *ἀντόμενος*, verbindet nach dem Vf. beide Theile. Ref. trägt, was den Inhalt jener beiden Theile betrifft, von vorn herein einiges Bedenken. Ob der erste *blofs* dem Lobe des Hieron bestimmt sei, müfste ja erst durch die nähere Untersuchung sich zeigen; ob der zweite *blofs* Vertheidigung des Dichters gegen Verläumder ist, dürfte auch noch nicht gewifs sein; Analyse und Vergleichung der Theile mufs wenigstens nach des Ref. Methode erst das Nähere lehren. In der Betrachtung des ersten Theils giebt nun der Verf. zuerst die Behauptungen des Ref. zu, dafs das Gedicht bei Gelegenheit eines Thebanischen Sieges, und dafs es, weil des Anaxilaos vereitelter Angriff auf die Lokrer darin erwähnt ist, Olymp. 75, 3 — 76, 1. geschrieben sei. Es werden aber darin die Lokrer wegen ihrer Dankbarkeit gegen Hieron gerühmt: dabei müsse man sich verwundern, warum Ixions, des schändlich undankbaren, Frevelthaten und Bufse so ausführlich dargestellt würden, noch mehr, warum der Dichter hinzufüge, er wolle jedoch nicht schmähen, damit er nicht des Archilochos Schlechtigkeit nachahme. Es wird hierauf eine Meinung von Huschke beseitigt, dann des Ref. Ansicht mit besonderer Anerkennung angeführt; jedoch könne ihr der Verf. nicht beistimmen. Diese Ansicht sei: „Ixionem propterea commemoratum esse, quod utrumque eius crimen etiam in Hieronem caderet." Ref. bemerkt hierbei Folgendes. Es handelt sich nicht von vollbrachten Uebelthaten des Hieron, sondern von unvollendeten, ihm beigemessenen Versuchen. Der eine ist der, welcher nach geschichtlichem Zeugnifs ihm zur Last gelegt wurde, er habe seinen Bruder Polyzelos gegen die Krotoniaten gesandt, in der Hoffnung, er werde umkommen: dies hatte keinen Erfolg; Polyzelos flüchtete zu seinem Schwäher Theron, dem Vater der Damarete, und Hieron war im Begriff, den Bruder und Theron zu bekriegen. Auf diese unseligen Verwickelungen, in welche Theron und Polyzelos und Hieron damals gegen einander gerathen waren, bezog Ref. die Ode (Expl. S. 243), und zwar so, dafs Pindar zwar kurz angedeutet habe, was man dem Hieron in Bezug auf Polyzelos beimafs, eigentlich aber der Zweck sei, *die Bekriegung des Bruders* und seines Schwähers zu widerrathen. Der andere Versuch ist nicht geschichtlich bezeugt, sondern beruht auf Vermuthung: Hieron habe Damareten, früher Gelons, damals des Polyzelos Weib, zur Ehe haben wollen, damit er durch die Verwandtschaft mit Theron mächtiger werde, und zugleich Gelons Sohn, den gesetzmäfsigen Erben der Macht, in seine Gewalt bekomme. Herr H. glaubt, letztere Aufstellung, über Gelons Sohn, lasse sich nicht vertheidigen. Beweisen läfst sie sich nicht, aber was dagegen gesagt ist, läfst sich widerlegen. Angeblich (Herm. S. 20) hätten wir sie auf das Bruchstück des Timaeos b. Schol. Nem. IX, 95. gebaut: *ἐπιτρόπους δὲ τοῦ παιδὸς μετ' ἐκεῖνον κατέστησεν (ὁ Γέλων) Ἀριστόνουν καὶ Χρύμιον τοὺς κηδεστάς*, wo Ref. *ἐκεῖνον* auf Polyzelos bezogen hat; aber diese Angabe des Hrn. H. über unsere Begründung der Sache ist handgreiflich unrichtig. Wir haben jene Meinung auf etwas Anderes gestützt, nehmlich darauf, dafs nach der Natur der Verhältnisse Polyzelos die Tutel des Thronerben hatte, und daraus natürlich erst geschlossen, dafs jenes an sich völlig unbestimmte *ἐκεῖνον* auf Polyzelos zu beziehen sei (Expl. S. 118). Hr. H. stellt freilich nach einer auch vom Ref. berücksichtigten Stelle des Aristoteles, woraus erhellt, Thrasybul, der Bruder des Gelon und Hieron und Polyzelos, habe den Sprößling des Gelon in Lüste versenkt, damit er selbst die Herrschaft führe, die Meinung auf, jenes *ἐκεῖνον* beziehe sich auf Thrasybul, und dieser habe also die Vormundschaft gehabt; aber wir können nicht beistimmen. Thrasybul konnte den Neffen in ein wüstes Leben stürzen, ohne sein Vormund zu sein, zumahl wenn der Stiefvater damals nicht mehr lebte. Gelon hinterliefs dem Polyzelos sein Weib durch Testament; der vom Vater eingesetzte testamentarische Stiefvater hatte gewifs nach demselben Testament die Tutel des in seinem Hause befindlichen wahrscheinlich sehr jungen Knaben, welchen er ja schon factisch in seine Gewalt bekommt. Ebenso hat Demosthenes der Vater dem Aphobos seine Frau zur Ehe vermacht nebst dem Niefsbrauch des Hauses bis zur Grofsjährigkeit der Kinder, welche im Hause sind, und Aphobos ist nach demselben Testament Vormund mit zwei andern. Bei Gelons Kinde ist von Mitvormün-

dern nicht die Rede; denn nach dem Wortverstande kann *μετ' ἐκεῖνον* nur auf Einen bezogen werden, welchem für den Fall seines Todes zwei andere substituirt werden: dieser Eine kann nur der Stiefvater sein, welcher das Kind im Hause hat. Oder soll *μετ' ἐκεῖνον* auf die Rangfolge gehen? Beinahe scheint es, Hr. H. habe es so verstanden, da er sagt, jener Dritte sei „*cum* Aristenoo et Chromio" Vormund gewesen; aber dies läfst sich wol nicht vertheidigen. Unsere Vermuthung bleibt also vollkommen sachgemäfs, und wird in Bezug auf Damareten, Therons vortreffliche Tochter, dadurch noch wahrscheinlich, dafs Hieron bei der Aussöhnung mit Theron und Polyzelos eine Verwandte des Theron zur Gemahlin erhält; welches wie ein Auskunftsmittel zur theilweisen Befriedigung der Wünsche des Hieron erscheint. Doch Hr. H. legt auf jenen seinen Einwand selbst kein Gewicht; und wir unserseits müssen seinem Haupteinwurfe eine grofse Bedeutung beilegen. „Illud vero toti illi interpretationi obstat", sagt er, „quod *imprudentissime egisset* Pindarus, si Hieronem in eo carmine, *in quo laudare eum debebat*, eoque tempore, *quo labantem apud illum per obtrectatores gratiam suam restituere volebat*, turpissimorum scelerum suspectum ostendisset, idque tam rudi atque agresti modo, ut quum nolle se maledicere affirmaret, id ipsum, se maledixisse, confiteretur. Excusare ista quidem studuit Boeckhius antiquorum temporum simplicitate atque ipsius poetae ingenuitate: persuasitque Dissenio. Sed re attente considerata ipse spero, hanc opinionem missam faciet." Der Hr. Vf. geht hier schon einen Schritt weiter, als vorher in der Bestimmung des Inhaltes beider Theile. Schon behauptet er, dafs der Dichter in dem Liede den Hieron nicht allein lobt, sondern *loben mufste*; was wenigstens insofern nicht bewiesen ist, als bei einer *blofsen Ankündigung* eines Sieges, wenn der Dichter dabei einen andern Zweck hatte, *ausschliefsliches Lob* nicht nothwendig war: es scheint dies aber zur Methode des Vfs. zu gehören, dafs er im Voraus bei sich feststellt, was der Schriftsteller *sagen müsse*: denn wir haben ebendasselbe auch bei der ersten Pythischen Ode gefunden. Sodann ist statt des oben angegebenen Zweckes des zweiten Theils, Vertheidigung gegen Verläumder, nun *Gunstbewerbung* gesetzt, was viel mehr sagen will; diese ist aber in diesem zweiten Theile gar nicht vorhanden. Der Gesichtspunkt der Klugheit und Unklugheit fällt daher ganz weg. Dafs jedoch die Beziehung des Ixion auf Hierons Person einem Anstofs unterworfen sei, geben wir zu: wir glauben indefs, er ist geringer, als er scheint, und haben auf die Milderungsgründe, aufser der Einfachheit der Zeiten und der Offenheit des Dichters, auch schon verschiedentlich hingewiesen (Expl. S. 243. 245). Das Gedicht kündigt sich als ein solches an, welches den Sieg nur meldet, der daher gleich im Anfange kurz abgefertigt und nicht weiter erwähnt wird, ungefähr wie in dem grofsen Pythischen Liede an Arkesilaos, wo der Pythische Sieg auch nur im Anfang und nachher beiläufig noch einmahl kurz erwähnt wird. Es hat daher Wahrscheinlichkeit, dafs der Dichter irgendwie veranlafst war, die Gelegenheit des Hieronischen Sieges zu ergreifen, um etwas Anderes daran zu knüpfen; unter unserer Voraussetzung waren dies zwar Familienverhältnisse, aber solche, welche einen politischen Charakter und grofse politische Folgen für die beiden ersten Herrscherhäuser Siciliens hatten, ganz wie der vierten Pythischen Ode ein solches politisches Verhältnifs des Königs Arkesilaos und des verbannten Damophilos zum Grunde liegt. Wie Simonides anerkannt politisch thätig war, und zwar eben in den Sicilischen Angelegenheiten, wovon wir reden, so konnte auch Pindar, veranlafst von der Parthei, welche mit Hieron unzufrieden war, von der Polyzelisch-Theronischen, auf welcher er nach unserer Ansicht der zweiten Olympischen Ode stand, als ein einflufsreicher Mann, ein Liebling der Götter und Menschen, einen politischen Zweck unterstützen wollen, durch Rath und Warnung: ebendasselbe hat er in der vierten Pythischen Ode gethan. Unter solchen Umständen ist ein kräftiges ernstes Wort, freilich nicht ohne reichliche Spende des Lobes, welches die bittere Frucht versüfse, und welches dem Hieron in vielen Beziehungen mit Recht gegeben werden konnte, ganz an seiner Stelle: die Gröfse der Verhältnisse erhebt über kleinliche Rücksichten, dafs man Anstofs geben könne; und Freimüthigkeit gegen Tyrannen ist ein Grundzug edler Naturen des Alterthums: „der gerade sprechende Mann ist in jeder Verfassung, *auch bei der Tyrannis*, der beste", sagt Pindar selbst in dieser Ode. Enthält doch auch der zweite Theil des Gedichtes wahrlich Anstöfsiges, was sich nicht wegerklären läfst. Aber im ersten ist die Warnung ja nicht einmahl unverdeckt ausgesprochen; sie wird nicht auf rohe und grobe Weise, sondern in der Hülle des Mythos, ohne ausdrückliche An-

wendung, welche nur der Tieferblickende machen konnte, gegeben; nahmentlich brauchte bei der erstern Warnung, verwandtes Blut nicht zu vergiefsen, nicht jeder daran zu denken, dafs der beabsichtigte, mifslungene Versuch auf Polyzelos Leben gemeint sei: denn dieser war natürlich ein Geheimnifs: leichter erkannte man den von uns vorausgesetzten Zweck, von der Bekriegung des Bruders abzumahnen. Die Warnungen sind ferner durch den Mythos selbst gleichsam geheiligt, wie wenn man heutzutage mit biblischen Sprüchen warnt; sie werden von dem gottbegeisterten heiligen Sänger gegeben, wie wenn sie heutzutage ein ehrwürdiger Priester, ein ernster Beichtvater gäbe. Könnte nicht noch vor Kurzem ein solcher ähnliche Reden an die feindlichen Brüder von Portugall gerichtet, könnte nicht selbst ein Dichter sie öffentlich ähnlich ermahnt haben? Ist etwas Grobes in der Ode, so liegt es mehr im zweiten Theil in jener Stelle, wo nach Hrn. H's. eigener Erklärung dem Hieron der Gedanke zu Gemüthe geführt wird, nur Knaben bewunderten den Affen (ihm zieme dies nicht).

Nachdem der Hr. Vf. unsere Ansicht auf die angeführte Art beseitigt hat, giebt er, noch vom ersten Theile des Gedichtes handelnd, die seinige: „Longe alia Pindaro mens fuit. Nach der Erzählung von Ixions Freveln und Bufse sagt der Dichter (Vs. 49): Der Gott vollendet rasch alles nach Willen, der Gott, welcher den Aar und Delphin überholt; er beugt auch einen Uebermüthigen, andern aber giebt er nie alternden Ruhm. Durch diese Beschreibung der göttlichen Macht zeigt der Dichter, er gehe auf das zurück, weshalb er von Ixion gesprochen, hoc est ad gratiam ab Locris debitam Hieroni. Qui quum grati essent propterea, quod sibi iam non metuendus esset Anaxilaus, vix dubitari potest, quin in hunc dictum sit *θεὸς καὶ ὑψιφρόνων τιν' ἔκαμψε βροτῶν*, in Hieronem autem *ἑτέροισι δὲ κῦδος ἀγήραον παρέδωκε*. Quo verisimile fit, ut etiam Ixionis exemplum propter Anaxilaum sit allatum. Hieron war (was auch Ref. in seiner Darlegung dieser Verhältnisse nicht vergessen hatte) mit einer Tochter des Anaxilaos vermählt gewesen; es könnten demnach Privatursachen obgewaltet haben, wegen welcher Anaxilaos dem Hieron undankbar geschienen habe. Setzt man dieses voraus, so ist alles im schönsten Zusammenhang: Monere poenam Ixionis dicit, ne quis sit ingratus; nam celeriter deum consilia sua exsequi; deprimere superbum, ut nunc Anaxilaum, alios augere honore, ut Hieronem. Sed nolle se maledicere Anaxilao, ne similis videatur Archilochi. Optimum esse, potentiam habere coniunctam cum sapientia: atque hoc nomine iam laudat Hieronem, respiciens ad Anaxilaum, potentem quidem, sed non sapienter nova in Locros molitum." Dies ist der Kern der Hermannischen Vorstellung, wobei wir nur eine Vermuthung über eine besondere Veranlassung, weshalb der Dichter Vs. 58—61 *εἰ δέ τις κ. τ. λ.* sich so stark ausdrücke, dem Leser selbst nachzusehen überlassen.

Wir haben uns dieses Versuches, die Erklärung des ersten Theiles der Ode von anderer Seite anzufassen, wahrhaft gefreut; denn er ist scharfsinnig und geschmackvoll. Indessen bleibt noch, aufser dem Zusammenhange des Ganzen, zu erwägen, ob diese Hypothese alles erkläre oder die unsrige mehr, und welche von beiden im Gedicht und in der Geschichte mehr Begründung habe. Die ganze Darlegung des Zusammenhanges, wie wir ihn jetzo eben aus Hrn. H's. Schrift gegeben haben, empfiehlt sich durch Einfachheit und Klarheit. Nach unserer Hypothese ist aber auch völliger Zusammenhang der Gedanken vorhanden. Die Lokrer werden als dankbar gerühmt; als abschreckendes Beispiel der Undankbarkeit wird ihnen Ixion entgegengesetzt, dessen Uebermuth im Vollgenufs seines Glücks zugleich hervorgehoben wird nebst den beiden Hauptsünden, deren er sich schuldig gemacht habe, dafs er zuerst nicht ohne Arglist verwandtes Blut vergofs, und nach der Hera strebte; nur beziehen wir das von Ixion Gesagte nicht auf Anaxilaos, den Feind der Lokrer, sondern sehen es als Ermahnung und Warnung für Hieron an. Polyzelos war durch Gelons letzten Willen zum Heerführer des Tyrannenhauses bestellt worden; Hieron mochte also gegen ihn als Feldherrn mannigfache Verpflichtungen haben. Bezieht man die Stelle auf die Polyzelisch-Theronischen Verhältnisse, so ist demnach der Zusammenhang dieser: „Die Lokrer sind dir dankbar; folge ihrem Beispiele, nicht jenem abschreckenden des Ixion; enthalte dich der Undankbarkeit, des Uebermuthes, fliehe die von den Göttern hart gestraften Vergehen des Ixion, Vergiefsung verwandten Blutes und sündhafte Liebe." Folgerecht sehen wir auch den hiernächst eingeflochtenen Gedanken, rasch vollendeten die Götter was sie beschlossen, und beugten die Uebermüthigen, als eine aus Ixions Schicksal hervorgehende Betrachtung für eine dem Hie-

von gegebene Warnung an. Dafs sodann auf dessen Glück und Lob übergegangen wird, kann nach lyrischer Weise nicht befremden, da zumahl der Dichter dazwischen gesagt hat, er wolle sich des Tadels enthalten: Warnung und Ermahnung erschien ihm nicht als Tadel. Allerdings ist die Vermuthung, unter Ixion sei der Gegner der Lokrer Anaxilaos gemeint, einschmeichelnd, weil sich so diese Parthie auch der Person nach, worauf sie sich bezieht, an das Vorhergehende anschliefst: unsere Erklärung setzt bei aller Richtigkeit der Gedankenverknüpfung ein schroffes Abspringen von einem Gegenstand auf den andern, einen raschern Wechsel der Vorstellungen in der Seele des Dichters, die jedoch ächt lyrisch sind. Aber unsere Hypothese erklärt mehr, und hat also mehr Grund im Gedicht; zugleich hat sie mehr geschichtlichen Grund. Wir zeigen dies zunächst am ersten Theile. Die ganze Stelle von dem *ἐμφύλιον αἷμα* ist müfsig nach der Hermannischen Hypothese; durch die unsrige erhält sie eine vollständige Begründung: selbst dafs sie kürzer gehalten wird, erklärt sich aus unserer Ansicht, weil sie nehmlich allerdings das Anstöfsigste enthält. Eben so begründet sich aus unserer Voraussetzung die Hervorhebung der *εὐναὶ παράτροποι* (Vs. 35) und die ausführliche Entwickelung dieses Punktes. Wollte der Dichter hier nur Ixions Frevel und Bufse darstellen ohne weitere Nebenbeziehung, so ist nicht abzusehen, warum ihm das Vorhergesagte, *ὅτι τε μεγαλοκευθέεσσιν ἔν ποτε θαλάμοις Διὸς ἄκοιτιν ἐπειρᾶτο* nicht genügte, sondern hierbei lange verweilt wird, und gerade mit der Bemerkung, dafs *εὐναὶ παράτροποι* den Ixion in's Verderben stürzten, und von ihm ohne Charitinnen ein Ungeheuer erzeugt worden: man müfste denn fast die ganze Stelle Vs. 35—48 für leeren phantastischen Schmuck halten. Ueberhaupt aber spricht für unsere Hypothese sehr bedeutend der Umstand, dafs der Dichter den Gesichtspunkt des Undankes schwächer hervorhebt und mit Ausnahme einer leisen Zurückbeziehung (Vs. 41) fallen läfst, dagegen aber sich ganz in die *Besonderheit* der Ixionischen Frevel vertieft, als ob ihm an der Bezeichnung dieser Besonderheit ganz vorzüglich gelegen sei. Geschichtliche Unterlage ist für unsere Erklärung die Gesammtheit der Mifsverhältnisse zwischen Hieron einerseits und anderseits Theron und Polyzelos, dem Gemahl der Damarete; ist auch etwas von uns durch Vermuthung erweitert, so ist doch davon vieles gewifs und die Erweiterung den bekannten Verhältnissen angemessen. Aber von einem auf Undank des Anaxilaos gegen Hieron beruhenden Mifsverhältnifs beider ist nichts bekannt; Wohlthaten, welche Anaxilaos von Hieron empfangen hätte, sind eben so wenig nachgewiesen: Hieron selbst berief sich Olymp. 78, 2. auf die Verdienste, welche Gelon sich um Anaxilaos erworben hatte, ohne dafs von eigenen des Hieron um denselben die Rede wäre (Diod. XI, 66.). Auch hat Anaxilaos dem Hieron in der Lokrischen Sache ohne Krieg nachgegeben, und dafs er von den Göttern gebeugt worden, liegt in diesem Nachgeben nicht.

Um dieselbe Erwägung auch am zweiten Theile anstellen zu können, bemerken wir zuvörderst die Hauptansicht des Hrn. Vfs. über denselben und über seine Verbindung mit dem ersten, ohne hier auf die eingestreuten Betrachtungen über einzelne Stellen zu sehen. In diesem Theile soll nehmlich Pindar blofs sein persönliches Verhältnifs zu Hieron im Auge haben, bei welchem er sich gegen Verläumdung vertheidige, und vorzüglich gegen seinen eigenen persönlichen Feind Bacchylides sprechen; da dieser Theil bei Hrn. H. mit dem ersten keinen innern Zusammenhang hat, so konnte nur ein äufserlich verknüpfendes Band gesucht werden. Dieses Band der Theile (*per quae cohaerent*, S. 21), Vs. 67—71 von *χαῖρε* an, enthält aufser wenigem andern die Erwähnung eines zweiten Gedichtes, durch welche vorzüglich der Uebergang nach Hrn. H's. Vorstellung bewerkstelligt ist. Wie die Verbindung gemacht sein soll, erhellt S. 28. Im ersten Theile wird dem Hieron der erlangte Sieg des Viergespanns berichtet, ihm, welchem die Lokrer dankbar sind: denn Ixions Beispiel lehrt, nicht undankbar zu sein: doch will ich, sagt der Dichter nach dem Vf., den nicht tadeln, der dem Ixion ähnlich ist; du aber, o Hieron, ragest vor diesem an Macht und Weisheit hervor. Jetzt folgt die verbindende Stelle, wie Hr. H. sie versteht: „*Sed vale: hoc tibi carmen ex promisso mittitur: illud, quo ipsam laudabo victoriam, propter ipsum accipe favens*", und nun der zweite Theil: „*Neque audi obtrectatores meos*, quorum ego mores contemnens ingenua liberalitate tibi probari cupio". Wir müssen hier wieder auf die Verschiedenheit der Ansichten über künstlerische Composition und auf die daraus fliefsende Verschiedenheit der Methode in der Auslegung aufmerksam machen. Der Vf. setzt, wie gesagt, zwei in ihrem Zweck und Grundgedanken ganz verschiedene Theile, die nur äufserlich, man kann

sagen mechanisch, durch ein eben so äufserliches von beiden Theilen verschiedenes Bindemittel zusammengehalten werden. Ref. denkt hierüber anders; aber er kann freilich die Richtigkeit seiner Ansichten hier nicht beweisen, da sie eine geschichtlich-theoretische Entwickelung der in den Alten ausgeprägten Grundsätze der Composition voraussetzen, sondern er kann nur dasjenige, was sich ihm bewährt hat, entgegenstellen. Das ächte Kunstwerk entspringt in der Seele des Meisters aus *Einem Keim* als *Ein Gewächs*, dessen einzelne Zweige organisch verbunden sind. Die Uebergänge können, in der Lyrik zumahl, mit subjectiver Freiheit gehalten werden; aber die Theile selbst müssen in Einer Grundanschauung, wie sie Ref. anderwärts zu bestimmen gesucht hat, wurzeln, aus Einem Zweck hervorgehen, und auf diesen und den darin liegenden Einen Grundgedanken losarbeiten, innerlich auf einander bezogen, innerlich verschmolzen sein. Der Ausleger mufs daher eine Einheit suchen, worin die verschiedenen Theile aufgehen; diese Einheit kann er nur dadurch finden, dafs er die Theile untereinander vergleicht, und das Gemeinsame in dem Verschiedenen erkennt. So bestimmte man auch früher schon die *πρόθεσις* eines Werkes, *οὐχ ὡς δύο τῶν σκοπῶν ὄντων· (οὐδὲ γὰρ δυνατόν· δεῖ γοῦν, ἐπείπερ ζώῳ προσέοικεν ὁ λόγος οὔ τι καὶ ὄφελός ἐστιν, ἕνα σκοπὸν ἔχειν, ὥςπερ πᾶν ζῶον πρὸς τὰ μέρη πάντα συντέτακται κατὰ μίαν ὁμολογίαν·) ἀλλ' ὡς τῶν δύο τούτων ἀλλήλοις τῶν αὐτῶν ὄντων*, wie Proklos (z. Plat. Polit. S. 351) in Bezug auf die angeblich verschiedenen Zwecke der Platonischen Republik sagt. Vorausgesetzt, die Auslegung habe ein treffliches Werk vor sich, so ist sie nicht befriedigt, bis sie zu dieser letzten Einheit aufgestiegen ist; und ist eine Hypothese erforderlich, so mufs sie so gebildet werden, dafs aus ihr die Einheit des Zweckes der Theile ersichtlich wird: nur eine solche erklärt das Ganze, und hat also hinlänglichen Grund in dem Werke selbst. Dafs die Hermannische Hypothese in dieser Beziehung nichts leistet, ist klar, weil sie keine Verbindung beider Theile in ihrem Innern nachweiset, sondern der zweite vom ersten bei Hrn. H. gänzlich verschieden ist. Dafs wir dagegen nach den eben entwickelten Grundsätzen eine Hypothese aufstellen wollten, welche die bezeichnete Aufgabe löse, mag folgende Stelle zeigen (Expl. S. 243): „Finis igitur poetae summus erat, ut bellum cum Therone et Polyzelo, ut nuptias, quas Hiero sibi parare vi et fraude conabatur, dissuaderet, simul ut eos, qui Theronis ac Polyzeli partes et ipsum poetam calumniabantur, Hieroni ipsi redderet suspectos: quod et ipsum ad dissuadendum bellum pertinet, quoniam istorum hominum malis artibus aucta simultas erat". So nehmlich stellen sich, wie Dissen (S. 183) sich sehr passend ausdrückt, die beiden Theile *conform*. Um dies deutlicher zu erkennen, mufs man jedoch erst den zweiten Theil aus jener Beschränkung herausheben, wonach er nur eine Vertheidigung des Dichters gegen seine Feinde, und fast ausschliefslich gegen Bacchylides, und überhaupt nur Pindars kleinliche persönliche Angelegenheiten enthalten soll. Jene Vertheidigung ist blofs eine Seite des Ganzen, welches weiter greift; die kräftige und herbe Anklage der Ohrenbläser, Verläumder, Schmeichler gehört freilich auch zur Vertheidigung, aber sie enthält zugleich die von Hrn. H. selbst (S. 21 und 23) anerkannte und vorzüglich wichtige Ermahnung und Warnung des Hieron. Der ganze zweite Theil beginnt mit der Mahnung, dafs Hieron seinem bessern Wesen getreu bleiben möge (*γένοι', οἷος ἐσσὶ μαθών*); und sogleich wird des Dichters Ton sehr scharf: *καλός τοι πίθων παρὰ παισίν, αἰεὶ καλός*. Rhadamanthys hat das Richtige erwählt, dafs er Schmeichlern und Ohrenbläsern sich verschlofs; *der gerade redende Mann ist unter jeder Staatsform der beste, bei der Tyrannis, und wenn das stürmische Volk und wenn die Weisen den Staat wahren:* ein Ausspruch, der unter Voraussetzung einer politischen Beziehung, wie die unsrige ist, erst wahrhaft bedeutsam wird. Alles dieses und mehr hätte nun Pindar nur um seiner persönlichen Verhältnisse willen gesagt, oder gar, um sich wieder in Gunst zu setzen? Es sind dies vielmehr Warnungen, ähnlich denen, die wir im ersten Theile annahmen, und jenen völlig entsprechend, wenn sie gegen schlechte Berather gerichtet sind, welche zu dem anreizten, was Pindar vermieden wissen will. Gunstbuhlerei ist, wie schon oben bemerkt worden, darin so wenig, dafs diese Reden den Hieron vielmehr stark treffen mufsten; gerechtfertigt sind sie nur, wenn der Dichter dabei einen grofsen Zweck vor Augen hatte, wie ihn unsere Hypothese voraussetzt: sie sind um so zweckmäfsiger, wenn er auch im ersten Theile schon mit edler Freimüthigkeit dem Hieron gesagt hat, was er von seiner gewöhnlichen Umgebung nicht hörte.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 13.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Regii Seminarii philologici instaurationem indicit Director Godofr. Hermannus. Inest dissertatio de officio interpretis.

(Fortsetzung.)

Schliefst sich demnach der zweite Theil unserer Hypothese gemäfs mit dem ersten innerlich zur Einheit zusammen, so verliert er dagegen alle Beziehung auf diesen, wenn von der andern Voraussetzung ausgegangen wird: denn wenn Anaxilaos der Getadelte ist, stimmt Pindar mit Hieron vollkommen überein, und konnte aus dem Verhältnifs der beiden Tyrannen keinen Grund zu diesen Vorhaltungen entnehmen. Betrachten wir nun auch die geschichtliche Begründung des zweiten Theiles nach beiden Hypothesen. Die Hermannische hat ihre Begründung in der Feindschaft des Pindar und Bacchylides; was wir aber dabei vermissen, ist die Nachweisung, wie diese Feindschaft mit dem Inhalte des ersten Theiles zusammenhänge. Hr. H. sagt zwar S. 21 beiläufig, Bacchylides scheine den Pindar beschuldigt zu haben, er hätte Hierons Macht und Ruhm nicht genug erhoben; daraus könnte man vielleicht eine Beziehung des zweiten Theiles auf den ersten, wenn letzterer dem Lobe des Hieron allein gewidmet sein soll, erschliefsen: aber jene Vermuthung ist sehr schwankend, und wir zweifeln, dafs sie viel erklären würde; wozu sie auch nicht aufgestellt worden ist: und auch so bliebe der zweite Theil nur Ausbruch gereizter Persönlichkeit ohne irgend eine höhere Berechtigung. Denn ist Anaxilaos im ersten Theile der Getadelte, so ist eine politische Partei, gegen welche Pindar hier spräche, nicht denkbar: diese, in der Umgebung des Hieron, kann doch nicht Vertreterin des Anaxilaos gewesen sein, weil die, welche Pindar angreift, offenbar das Vertrauen des Hieron haben und mit ihm als seine Schmeichler und Ohrenbläser einig sind: auch können wir nicht nachweisen, dafs bei Gelegenheit der Verhältnisse des Anaxilaos und der Lokrer irgend ein Widerstreit zwischen einer Hieronischen Hofpartei und andern, welchen Pindar beistimmte, stattgefunden habe. So fehlt es also für den zweiten Theil, im Zusammenhange mit dem ersten betrachtet, an geschichtlicher Begründung nach der Hermannischen Hypothese. Eine solche liegt aber in der unsrigen; denn dafs in jenen Polyzelisch-Theronischen Händeln auf der Seite des Hieron Simonides, und wahrscheinlich auch Bacchylides stand, auf der andern aber Pindar, welcher die Handlungsweise des Hieron mifsbilligte, scheint uns aus der Gesammtheit dessen, was über jene Sache berichtet ist, zusammengehalten mit der zweiten Olympischen Ode und dem darin enthaltenen Ausfall gegen gewisse Dichter, bis unsere Zusammenstellungen widerlegt sein werden, angenommen werden zu müssen: und so haben wir denn die Partei, gegen welche der zweite Theil gerichtet ist, und zwar gerade in Bezug auf die Begebenheiten, auf welche wir den ersten beziehen.

Der Hr. Vf. hat in der Betrachtung des zweiten Theiles, vor der Erörterung seines Zusammenhanges, *drei einzelne Stellen* behandelt. Die erste ist das schwierige: γένοι', οἷος ἐσσὶ μαθών· καλός τοι πίθων παρὰ παισίν, αἰεὶ καλός. Man mufs nach Hrn. H's. vortrefflicher Erläuterung dieser Stelle sich der vom Ref. gegen die Erklärung des Pierius Valerianus geäufserten Bedenken (Expl. S. 251) entschlagen, und mit Hrn. H. übersetzen: „Sis qualis es et nosce te: pulcer profecto simius apud pueros, semper pulcer", so hart es einem auch angehen mag, den Knaben gegenüber den Affen als den blandientem scurram zu nehmen, und so stark es in Anwendung auf Hieron ist, dafs ihm der Dichter sagt: Scurram admirari stultorum esse. Sehr dankenswerth sind die S. 21 beigebrachten Stellen über das wiederholte καλός (Theocr. VIII, 72. Kallimach. Epigr. 30. Epigr. incert. 14. in Jacobs. Anal. Bd. IV. p. 121.), wodurch ein Hauptbedenken gehoben wird. Nur dagegen

müssen wir Einspruch thun, dafs vorzüglich nur Ein *obtrectator*, Bacchylides gemeint sei: dies ist nicht durch irgend etwas fest begründet, und alles gewinnt eine edlere Ansicht, wenn eine ganze Hofpartei gemeint ist, unter welcher Simonides und Bacchylides waren. Die Angabe, „Sed spreverat (Böckhius) scholiastae de aemulatione quae inter Pindarum et Bacchylidem fuerit narrationem, quam minime contemnendam esse contra Thierschium ostendit Neuius in Bacchylidis fragmentis p. 3. seqq." ist unrichtig. Ref. will den Bacchylides nicht *überall* hineingezogen wissen (Expl. S. 217. 250); übrigens hat er jenen Wetteifer und jene Entzweiung des Pindar und Bacchylides schon früher als sein Freund und ehemahliger Zuhörer Neue geradezu behauptet (Expl. S. 122. 133. 231), und sogar zugegeben, dafs zu den Pyth. II. angegriffenen Gegnern vielleicht auch Bacchylides gehöre (S. 252).

Die zweite Bemerkung betrifft das *διαβολιᾶν ὑποφάτιες*. Aus Theognis wird nachgewiesen, *διαβολιᾶν* sei nicht statt *διηβολιᾶν*; auch könne man, wird bemerkt, der Analogie wegen dies nicht annehmen. Was ist aber *ὑποφάτιες*? Ref. (Nott. critt. S. 449) hatte hypothetisch aufgestellt, die *ὠτακουσταί* des Hieron (Aristot. Polit.) könnten mit einer weiblichen Form spottweise von Pindar *ὑποφήτιες* genannt sein; man könnte darunter die Syrakusischen *ποταγωγίδες* verstehen, die als Männer ebenso weiblich genannt wären, wenn sie nicht etwa wirklich Weiber waren. Aristoteles Ausdruck *αἱ ποταγωγίδες καλούμεναι* führe auf Weiber, sonst hätte er *οἱ ποταγωγίδες καλούμενοι* sagen müssen; da sie aber nach zwei, auf die Zeit der Dionyse bezüglichen Stellen des Plutarch (Dion c. 28. de curiosit. S. 247. Hutt.) sicher Männer gewesen, und in beiden die Form *προσαγωγίδας* vorkomme (in der einen *τοὺς καλουμένους προσαγωγίδας*, in der andern *τοὺς δὲ προσαγωγίδας*), und *ποταγωγίδας* in *ποδαγκωνίδας* verderbt bei Hesychios durch *συκοφάντας κ. τ. λ.* erklärt werde, so habe Schneider im Aristoteles mit Recht *οἱ ποταγωγίδαι καλούμενοι* geschrieben. Es seien also Männer gewesen; Weiber könnten auch nicht als Spione in Männercirkel geschickt worden sein: Männer aber als Weiber zu bezeichnen, sei für Pindar zu possenhaft: demnach könne man *ὑποφάτιες* nicht für *ποταγωγίδες* und weiblich bezeichnete männliche Spione halten. Ref. mufs die Behauptung, dafs Weiber nicht in Männercirkel geschickt werden konnten, zurücknehmen; Hetaeren sind zu Spionen sehr geeignet. Indessen spricht alles dafür, dafs die *ποταγωγίδες* Männer gewesen; auch Photios, dessen Glosse Hr. H. nachträgt, sagt: *ποταγωγίδες, φάνται ἢ μηνυταί.* Diese Stelle gebraucht er mit Recht zur Vertheidigung der Leseart *αἱ ποταγωγίδες καλούμεναι* im Aristoteles, und wir nehmen die Billigung der Schneiderschen Aenderung zurück, da *ποταγωγίδαι* durch keine gehörige Analogie unterstützt werden kann; Aristoteles konnte auch von Männern sagen *αἱ ποταγωγίδες καλούμεναι*, weil ihre Benennung eine weibliche war. Hr. H. ist nun ebenderselben Ansicht, dafs die *ποταγωγίδες* Männer gewesen; sie seien aber mit einem weiblichen Spottnahmen *ποταγωγίδες* genannt worden, wie wir es hypothetisch aufgestellt hatten. Auch die Plutarchischen Stellen bringt er damit in Uebereinstimmung: die eine, worin *τοὺς καλουμένους προσαγωγίδας*, führt von selbst dahin, dafs es weiblich genannte Männer seien, und darnach kann man das *τοὺς προσαγωγίδας* in der andern beurtheilen. Demnach nimmt er jene von uns ebenfalls hypothetisch aufgestellte aber wieder verworfene Ansicht an, die *ὑποφάτιες* seien weiblich genannte Männer und zwar die *ποταγωγίδες*; da in *ποταγωγίς* (Kupplerin, wie *προαγωγός*), womit man den Anreizer zum unbedächtigen Verrathen seiner politischen Gesinnungen sehr gut bezeichnete, zugleich etwas Gemeines liege, so habe Pindar ein anständigeres Wort gewählt. Ref. kann nicht beistimmen. Die *ποταγωγίδες* führt Plutarch zweimahl für die Zeiten der Dionyse an, in der zweiten Stelle (de curiositate) so, dafs er *ihre Einführung* den Dionysen zuschreibt, was im Zusammenhange liegt, wenn auch die Worte an sich anders genommen werden könnten. Hr. H. meint zwar, dies sei ein Irrthum des Plutarch, „siquidem Pindari illud *ὑποφάτιες* ita cum ista appellatione congruit, eam ut iam Hieronis tempore ortam credere debeamus". Aber da die Uebereinstimmung noch nicht erwiesen ist, sondern das dunkle *ὑποφάτιες* nur durch ihre Voraussetzung erklärt werden soll, kann man den Plutarch nicht aus dieser angeblichen Uebereinstimmung des Irrthums zeihen, sondern mufs vielmehr die angebliche Uebereinstimmung fallen lassen, weil sie dadurch, dafs die *ὑποφάτιες* im Pindar vorkommen, die *ποταγωγίδες* aber nach Plutarch nicht vor den Dionysen zu setzen sind, bis zur gänzlichen Verschiedenheit aufgehoben wird. Uebrigens ist auch die Stelle des Aristoteles (Polit. V, 9, 3. Schn.) der Angabe des Plutarch günstig. Als Beispiele des tyrannischen Spionenwesens führt er an: *Οἷον περὶ*

Συρακοῦσα; αἱ ποταγωγίδες καλούμεναι. καὶ τοὺς ὠτακουστὰς ἐξέπεμπεν Ἱέρων, ὅπου τις εἴη συνουσία καὶ σύλλογος. Aristoteles unterscheidet deutlich die Kundschafter des Hieron von den *ποταγωγίσιν*: also hat man jene nicht mit diesem Nahmen bezeichnet. Wer in Syrakus die *ποταγωγίδες* gebraucht habe, sagt Aristoteles nicht, obgleich er bei den *ὠτακουσταῖς* den Hieron nennt. Dies ist ganz natürlich, sobald man mit Plutarch annimmt, dafs die *ποταγωγίδες* in die Dionysischen Zeiten gehören; Aristoteles, der ungefähr siebzehn Jahre alt war, als Dionysios der jüngere zur Regierung kam, durfte voraussetzen, dafs seine Zeitgenossen mit der geheimen Polizei der Dionyse nicht unbekannt seien.

Drittens erläutert der Hr. Vf. die Stelle *στάθμας δέ τινος ἑλκόμενοι περισσᾶς*. Ref. hatte schüchtern und mifstrauend hingestellt, er habe dabei einmahl an das Spiel *διελκυστίνδα* gedacht; diesen Einfall nimmt Hr. H. als ein *verissimum* an, verwundert sich aber, „quod (Böckhius) se non exputare dixit, quomodo huic ludo *περισσὰ στάθμα* accommodari, et quae genitivi ratio esse posset. Utrumque planissimum est. Genitivi eadem ratio quae in *ἑλκεσθαι χειρός, κόμης*; *περισσὰ* autem *στάθμα* recte dicta, sive potentiorem funem, hoc est tractum a validioribus, sive proprie maiorem partem funis intelligi placet. Nam quum ab utraque parte funem traherent pueri, quo alteri alteros ad se pertraherent, consequens erat, ut, qui validiores essent, amplius atque amplius manus iniicerent, maioreque parte funis potirentur". Dafs *περισσὰ στάθμα* richtig gesagt sei, ist nicht zu bezweifeln; aber was es heifse, ist keineswegs so plan, da Hr. H. selbst es auf zweierlei Art erklärt, und man nun doch nicht weifs, welche von beiden Auslegungen die wahre sei. Ref. glaubt, keine von beiden. Setzen wir voraus, *στάθμα περισσὰ* sei wirklich *funis potentior* (wiewohl *περισσὸς* nicht schlechthin *potentior* heifst), so müfste das Eine Seil, woran in jenem Spiele beide Parteien ziehen, und welches an sich gegen beide gleichgültig ist, darum so genannt sein, weil an dem andern Ende Stärkere entgegenziehen; und so erklärt es auch der Hr. Vf. Aber statt „ziehen an einem Seile, an welchem Mächtigere entgegenziehen", kann man doch schwerlich sagen: „an einem mächtigeren Seile ziehen". Denn die Macht liegt in den Gegnern, nicht im Seile, und kann auch dichterisch nicht hineingelegt werden; das Seil ist nicht etwa eine Last, welche wegzuziehen für die, von welchen die Rede ist, zu schwer wäre, sondern die Gegner sind zu stark. Nach der andern Erklärung ziehen die, von welchen Pindar den Ausdruck gebraucht, *am gröfsern Theile des Seiles*; dieselben müssen aber diejenigen sein, welche den kürzern ziehen. Allein die Verlierenden ziehen nach Hrn. H's. eigener Erklärung nicht am gröfsern Theile des Seiles, welchen die Gegner schon sollen gewonnen haben, sondern an einem immer kleiner werdenden Ende. Also müfste *στάθμας ἑλκόμενοι περισσᾶς* heifsen, sie zögen an einem Seil, dessen gröfsern Theil die Gegner schon gewonnen hätten: dies ist aber nicht glaublich, geschweige denn einleuchtend. Wüfste man übrigens, was *στάθμα περισσὰ* für jenes Spiel bedeuten könne, so liefse sich freilich dann leicht erkennen, ob der Genitiv die von Hrn. H. angenommene Bedeutung habe, welche ganz dieselbe ist, die Ref. für seine vom Schol. angegebene und im Allgemeinen auch von Dissen gebilligte Auslegung geltend gemacht hat.

S. 24—28 sind jenem Uebergange aus dem ersten Theil in den zweiten gewidmet: *Χαῖρε. τόδε μὲν κατὰ Φοίνισσαν ἐμπολὰν μέλος ὑπὲρ πολιᾶς ἁλὸς πέμπεται· τὸ Καστόρειον δ' ἐν Αἰολίδεσσι χορδαῖς θέλων ἄθρησον χάριν ἑπτακτύπου φόρμιγγος ἀντόμενος.* Es ist ungewifs, ob *τόδε μέλος* und *τὸ Καστόρειον* ein und dasselbe Werk des Dichters bezeichnen oder verschiedene. Die Einmischung eines andern Werkes hat an sich etwas Befremdendes: Hr. H. selbst wollte sie ehemals vermeiden; wie er ehemals erklärt habe, sagt er, könne man auch beide Ausdrücke auf das Eine Werk beziehen, nicht aber wie Dissen und Böckh; „Böckhii autem interpretatio, qui *τὸ Καστόρειον* meram repetitionem esse putat, sententiamque his verbis enunciat: *πέμπεται μὲν τόδε μέλος ὑπὲρ ἁλός, ἄθρησον δὲ τὸ Καστόρειον*, linguae legibus repugnat. Diversa distinguere Pindarum luce clarius est". Allerdings führt der gemeine Sprachgebrauch auf Verschiedenheit; aber damit ist die Sache nicht abgethan, und wir lassen uns mit jenem, nur auf mangelhafter Sprachbetrachtung beruhenden Kraftspruch „Linguae legibus repugnat" nicht so schnell abweisen. Es fragt sich nehmlich, ob nicht eine der höhern Lyrik zustehende freiere und kühnere Art zu *denken* Ursache einer Art zu *sprechen* geworden, die zwar nicht den Gesetzen der Sprache zuwider ist, aber vom gemeinen Sprachgebrauche abweicht, und denselben Sinn giebt, welchen wir durch jene Umstellung, *πέμπεται μὲν τόδε μέλος, ἄθρησον δὲ τὸ Καστόρειον*, bezeichnet haben. Folgende Auseinandersetzung, nach welcher vielleicht auch Dissen un-

serer Erklärung minder abhold sein dürfte, wird geeignet sein, jene Frage zu beantworten. Der gewöhnliche Sprachgebrauch giebt mit μὲν und δὲ häufig eine Gegenstellung nicht strenge entgegengesetzter, sondern nur verschiedener und in ihrer Verschiedenheit auf einander bezogener Sätze: und wenn auch so gegenübergestellte Sätze, sobald die Worte, auf welchen die Hauptverschiedenheit beruht, vorangestellt werden, einen stärkeren Gegensatz bilden, so wird diesem Gegensatze häufig mit Absicht durch eine andere Wortstellung die Schärfe genommen. Nur Verschiedenheit, nicht Gegensatz ist in solchen Stellen wie: *Ζώει μὲν ἐν Ὀλυμπίοις Σεμέλα, φιλεῖ δέ μιν Παλλὰς αἰεί.* Man bilde folgendes: *Ἀποστέλλεται μέν σοι Πλάτων, δέξαι δὲ αὐτὸν φιλόσοφον ὄντα εὐνοϊκῶς*: so wird jeder die richtige Satzbildung anerkennen, und in derselben auch ein Gegensätzliches, welches durch Voranstellung der Worte, in denen die Verschiedenheit liegt, gehoben wird. Dem so eben Gebildeten wird der Form nach dieses gleich sein: *Πέμπεται μὲν τόδε μέλος, ἄθρησον δὲ αὐτὸ Καστόρειον ὄν.* In dem erstern wird man aber sogleich bemerken, dafs, obgleich die Verschiedenheit, worauf sich die Gegenstellung durch μὲν und δὲ gründet, in ἀποστέλλεται und δέξαι liegt, diese Wörter doch nicht das Bedeutendste enthalten; vielmehr hebt sich im zweiten Theile der Begriff φιλόσοφον als der wichtigste hervor, und es ist schicklicher, dieses Wort voranstellend das Ganze so zu fassen: *Ἀποστέλλεται μέν σοι Πλάτων, φιλόσοφον δὲ ὄντα αὐτὸν δέξαι εὐνοϊκῶς*: wie im Homer auf *Ὑμῖν μὲν θεοὶ δοῖεν* nicht folgt *ἐμοὶ δὲ παῖδα λῦσαι*, sondern *παῖδα δέ μοι λῦσαι*; und eben so bei Pindar: *Ἄριστον μὲν ὕδωρ, ὁ δὲ χρυσὸς αἰθόμενον πῦρ ἅτε διαπρέπει*, und dergleichen überall. Ferner ist es aus einer grofsen Anzahl von Beispielen bekannt, dafs das μὲν keineswegs nothwendig hinter dem Worte stehen mufs, worin der Gegensatz oder die Verschiedenheit gegen das Folgende zunächst hervortritt, sondern dafs die Worte umgestellt werden können, wodurch die Rede eine gröfsere Leichtigkeit erhält; man kann daher auch sagen: *Πλάτων μέν σοι ἀποστέλλεται, φιλόσοφον δὲ ὄντα αὐτὸν δέξαι εὐνοϊκῶς.* Sollte sich in dieser Satzbildung Jemand etwa daran stofsen, dafs dem vor μὲν gesetzten Subject des ersten Satzes das eigene Attribut mit δὲ gegenübergestellt werde, so erinnere er sich solcher Beispiele, wie im ersten Bruchstück des Hesiod: *Ὃν δὴ ὅσοι βροτοί εἰσιν ἀοιδοὶ καὶ κιθαρισταὶ Πάντες μὲν θρηνοῦσιν ἐν εἰλαπίναις τε χοροῖς τε* (wie jetzt gewöhnlich gelesen wird), *Ἀρχόμενοι δὲ Λίνον καὶ λήγοντες καλέουσιν*: denn hier ist πάντες μὲν ἀοιδοὶ καὶ κιθαρισταὶ Subject, und ihm wird das darauf bezogene attributive ἀρχόμενοι gegenübergestellt mit δέ. Wenden wir nun das Gesagte auf den Gedanken an, welchen wir bei Pindar voraussetzen, so erhellt, dafs dieser sagen konnte: *Τόδε μὲν μέλος πέμπεται κατὰ Φοίνισσαν ἐμπολάν, Καστόρειον δὲ ὂν αὐτὸ δέξαι εὐνοϊκῶς*, vorausgesetzt, dafs Καστόρειον der hervorstechende Begriff des zweiten Satzes war, auf dessen Heraushebung es ankam. So fassen wir aber die Stelle, und halten Καστόρειον keineswegs für eine blofse Wiederholung des τόδε μέλος. Nach der ersten Isthmischen Ode ist das Kastoreion eine beliebte und hochgeehrte Liederform; der Dichter giebt also, indem er Pyth. II. das Kastoreion nennt, eine *nähere Bestimmung* des τόδε μέλος (accuratior definitio Expl. S. 249), und zwar, setzen wir hinzu, *eine ausgezeichnete und besonders bedeutsame*, welche ein Motiv für den Inhalt des Satzes, die günstige Aufnahme des Liedes, enthält: wie in jenem φιλόσοφον eine nähere und ausgezeichnete Bestimmung des Πλάτων gegeben wurde, die eben so Motiv des Inhaltes ist. Bis hierher haben wir nichts gesetzt, was nicht im gewöhnlichen Sprachgebrauch seine Rechtfertigung hätte. Aber Καστόρειον δὲ ὂν αὐτὸ ist prosaisch gedacht und gesagt, wie φιλόσοφον δὲ ὄντα αὐτόν: das Prosaische liegt darin, dafs das die Bezeichnung des Substantivs enthaltende Pronomen und sein Attribut Καστόρειον ὂν auseinandergelegt sind: die kühnere Denkweise des Dichters fafst dagegen die dort auseinandergelegten Elemente in Ein Wort zusammen, in welchem das Attribut selbst als Ausdruck der Substanz erscheint. So entsteht die Bezeichnung τὸ Καστόρειον δὲ statt Καστόρειον δὲ ὂν αὐτό: wie man statt Πλάτων μέν σοι ἀποστέλλεται, φιλόσοφον δὲ ὄντα αὐτὸν δέξαι εὐνοϊκῶς, dichterisch sagen würde: *Πλάτων μέν σοι ἀποστέλλεται, τὸν φιλόσοφον δὲ δέξαι εὐμενεῖ νόῳ.* Eine weit härtere Abkürzung des mit δὲ eingeleiteten Satzes, wodurch seine Gegenstellung gegen das mit μὲν versehene Vorhergehende sehr verdunkelt worden, giebt Sophokles Trach. 524. Herm. (Allgemeine Schulzeitung 1831. Abtheilung II. N. 21. S. 191.)

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 14.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Regii Seminarii philologici instaurationem indicit Director Godofr. Hermannus. Inest dissertatio de officio interpretis.

(Fortsetzung)

Unabhängig von uns hat Thiersch in seiner Uebersetzung die Stelle gleichfalls so gefafst, dafs τὸ Καστόρειον als eine nähere Bezeichnung des τόδε μέλος erscheint: und die so eben aus lauter richtigen Elementen zusammengesetzte Erklärung läfst sich nicht allein von Seiten des Grammatischen vertreten, sondern sie bietet auch einen guten Gedanken dar: „Dieses Lied wird Phönikischer Waare gleich ohne der Pompa Gepräng über das Meer gesandt; als Kastoreion aber nimm es gütig auf der siebentönigen Kithara zur Gunst". Dagegen scheint uns des Vfs. Auslegung (S. 28), „Hoc tibi carmen ex promisso mittitur: illud, quo ipsam laudabo victoriam, propter ipsum accipe favens", einen unbefriedigenden Sinn zu geben. *Ex promisso*, welches in κατὰ Φοίνισσαν ἐμπολὰν enthalten sein soll, heifst hier, wie die ganze Darstellung des Vfs. zeigt „vertragsmäfsig gegen Bezahlung"; *propter ipsum* ist aus den Worten χάριν ἑπτακτύπου φόρμιγγος entnommen, was eigentlich *propter citharam* ist. Pindar würde also sagen: „Dies Gedicht schicke ich *vertragsmäfsig gegen Lohn*; das Kastoreion aber nimm *der Kithara zu Gunsten* freundlich auf". Soll diese Zusammenstellung irgend eine Bedeutung erhalten, so wüfsten wir dafür keine als diese: „Dies Gedicht, welches ich *vertragsmäfsig gegen Lohn* sende, wird schon darum, weil es vertragsmäfsig für Bezahlung gesandt ist, günstig aufgenommen werden; das andere ist freilich nicht ein vertragsmäfsiges und wird nicht bezahlt, nimm es indefs *um der Kithara willen* (oder nach Hrn. H. *um seiner selbst willen*) gütig auf". Kann dieser Gedanke wol befriedigen? Daher beharren wir darauf, dafs beide Ausdrücke, τόδε μέλος und τὸ Καστόρειον, auf ein und dasselbe Werk gehen; oder es müfsten tüchtigere Gründe für die Annahme zweier verschiedenen Gedichte und eine bessere Vorstellung über diese beiden vorgebracht werden, als bis jetzt geschehen ist. Das bisher Vorgebrachte ist unhaltbar. Man ist nehmlich von dem Scholiasten ausgegangen, welcher sagt, τόδε μέλος, das vorliegende Gedicht, habe Pindar dem Hieron für Lohn geschrieben, er habe aber ein anderes gratis geschickt, natürlich mit dem bezahlten zugleich (ὅπερ ὡς χάριν καὶ προῖκά σοι διεπεμψάμην Schol. Vs. 127, und hernach: τὸν ἐπίνικον ἐπὶ μισθῷ συντάξας ὁ Πίνδαρος ἐκ περιττοῦ συνέγραψεν αὐτῷ προῖκα ὑπόρχημα κ. τ. λ. vergl. das jüngere Scholion des Pal. C.). Hermann's Gründe, weshalb diese Angabe nicht zu verwerfen sei, lassen sich leicht beseitigen. Der erste, die Dichter hätten sich bezahlen lassen, und zu einem bezahlten Gedichte passe der Ausdruck κατὰ Φοίνισσαν ἐμπολάν, erledigt sich von selbst, da letzteres auch zu einem unbezahlten, von Pindar unaufgefordert vor der Rückkehr der Hieronischen Pompa mit Handelsgelegenheit abgesandten Liede pafst; und dafs er es so schicke, war eine nicht unanmuthige Bemerkung, weil die Gedichte gewöhnlich bestellt waren, und bestellte in der Regel nicht auf jene Weise gelegentlich werden übersandt worden sein. Zweitens wird allerdings richtig gesagt, dafs Pindar ein Gedicht gratis, und zwar ein anderes aufser dem vorliegenden senden konnte; aber das hieran weiter Geknüpfte, „da er um so mehr Ursache gehabt habe, dies zu thun, weil er sehr verläumdet gewesen, sei nichts annehmlicher, als dafs er gleich nach Hierons Sieg, diesen verkündend, sich zuerst gegen seine Feinde vertheidigt, zugleich aber, um seiner auf schwachen Füfsen stehenden Gunst bei Hieron noch mehr wieder aufzuhelfen, versprochen habe, er werde das Lob des Sieges selbst in einem besondern Gedichte verkünden", diese Behauptung ist in mehr als einer Hinsicht unhaltbar. Allerdings sollte man denken, wenn zwei Gedichte in jener Pindarischen Stelle be-

zeichnet seien, müſste sich das zweite, das Kastoreion, auf die Feier desselben Sieges, wie das erste bezogen haben; dies haben wir selber aufgestellt (Expl. S. 249), aber nicht zur Bestätigung, sondern zur Widerlegung der Ansicht des Scholiasten. Hr. H. dagegen will es zur Begründung der letztern anwenden; die hierauf beruhende nähere Bestimmung der Meinung des Scholiasten, wie sie Hr. H. in dem so eben Angeführten gegeben hat, verwickelt jedoch erstlich in einen Zwiespalt mit dem Scholiasten, welcher vertheidigt werden sollte, und trägt zweitens ihre Widerlegung in sich selbst. In ersterer Beziehung ist es zwar ziemlich gleichgültig, daſs der Scholiast von einem schon abgesandten Gedichte redet, der Vf. von einem versprochenen: aber in den Worten des Schol. „*Τὸν ἐπίνικον ἐπὶ μισθῷ συντάξας ὁ Πίνδαρος ἐκ περιττοῦ συνέγραψεν αὐτῷ καὶ ὑπόρχημα*", liegt dieses, daſs das Gedicht Pyth. II., nicht aber das Hyporchem oder Kastoreion der eigentliche Siegesgesang war. Bei Hrn. H. stellt sich die Sache umgekehrt. Wollte man auch sagen, der Ausdruck *ὁ ἐπίνικος* beziehe sich bloſs darauf, daſs dieses Lied unter die Pythioniken geordnet war, so bliebe er dennoch immer verkehrt, wenn das Kastoreion das eigentliche Siegeslied war. Noch bedeutender ist das Andere, daſs Hrn. H's. Bestimmung hinlänglichen Grund sie zu verwerfen in sich selbst enthält. Wurde das Gedicht Pyth. II. bezahlt, so war es bestellt: sonst könnte man nicht sagen, Pindar habe es für Lohn gearbeitet: denn er konnte doch das Gedicht nicht wie der Hausirer seine Waare anbieten. Bestellt konnte es aber nur von Hieron's Leuten zu Theben sein; denn es kündigt dem Hieron seinen Sieg erst an; Hierons Leute muſsten also im Voraus für den Fall des Sieges beauftragt sein, ein Siegeslied von Pindar machen zu lassen. Dies ist schon bedenklich: denn wenn Pindar bei Hieron so sehr in der Gunst gefallen war, so hat dieser Auftrag keine Wahrscheinlichkeit. Doch es mag ein Siegeslied bestellt gewesen sein. Was thut nun aber Pindar? Er macht ein Gedicht, worin er den Sieg berichtet und den Hieron auch lobt, aber nicht das thut, wofür er bestellt und bezahlt ist, nehmlich den Sieg preist, sondern neben dem allgemeinen Lobe, was freilich nicht fehlen konnte, wenn er irgend etwas wirken wollte, seine eigenen Privatangelegenheiten verhandelt, gegen seine Verläumder sich vertheidigt, und dem Hieron Warnungen gegen Schmeichler und Ohrenbläser giebt: dafür streicht er sein Honorar ein, und sagt noch ausdrücklich, dies sei das bezahlte Gedicht; verspricht aber, oder schickt vielmehr als Beilage, gratis ein anderes, worin er den Sieg besingt, also das thut, wofür er Zahlung erhält. Das ist doch so unschicklich und verkehrt, daſs man leicht erkennt, nur das vorliegende Gedicht hätte gratis geschickt sein können, nicht aber das andere, welches das Kastoreion sein soll. Die Hypothese, wie sie Hr. H. ausgebildet hat, leidet also an einem innern Widerspruch. Endlich behauptet er mit uns, der Pyth. II. bezeichnete Sieg sei ein Thebanischer, und nimmt an, eben diesen habe das Kastoreion oder Hyporchem *Σύνες ὅ τοι λέγω* *eigens* gepriesen. Gesetzt nun, in diesem Hyporchem hätte Pindar diesen Thebanischen Sieg besonders besungen, so müſsten die Alten aus den Worten desselben haben ersehen können, es werde darin ein Thebanischer Sieg besungen: und wer das Pyth. II. genannte Kastoreion für dies Hyporchem hielt, hätte dann *sogleich* merken müssen, auch Pyth. II. beziehe sich, wie es wirklich der Fall ist, auf einen Thebanischen Sieg. Allein weit entfernt, daſs auch nur Einer dies erkannt hätte, erschöpften sich die Grammatiker in ganz andern Vermuthungen über den Sieg, welcher Pyth. II. vorkommt; sie hielten ihn für Pythisch, Olympisch, Nemeisch, Panathenaisch; ja Dionysios der Phaselite ging so weit, Vs. 3 statt *ἀπὸ Θηβᾶν* schreiben zu wollen *ἀπ' Ἀθηνᾶν* (*Ἀθανᾶν*): das Endurtheil aber war, es sei unklar, auf welchen Kampf sich das Lied beziehe (Schol. Pyth. II. im Anfange). Man sage nicht, wir seien hierüber unvollkommen unterrichtet; liegt doch eine vermuthlich von Didymos herrührende ausführliche Aufzählung der alten Meinungen vor, zugleich mit einer theilweisen Beurtheilung, worin Theben, welches im Gedichte vorkommt, sogar erwähnt wird, aber nicht die geringste Andeutung enthalten ist, es habe irgend wer an einen Thebanischen Sieg gedacht, obgleich dies anzuführen am nächsten gelegen haben würde. Daraus nun, daſs Niemand der Alten daran gedacht hat, Pyth. II. beziehe sich auf einen Thebanischen Sieg, ist auf die Falschheit derjenigen Voraussetzung zu schlieſsen, unter welcher nothwendig Einer und der Andere daran hätte denken müssen; das heiſst, es folgt daraus, daſs jenes Hyporchem nicht einen Thebanischen, also nicht den Pyth. II. erwähnten Sieg gepriesen hat. Geringer wird die Verkehrtheit der Vorstellung über das Verhältniſs des Kastoreion zu Pyth. II. freilich dann, wenn man ledig-

lich bei den Worten des Scholiasten stehen bleibt. In diesen liegt nichts von jener Behauptung, das Kastoreion sei der besonderen Verherrlichung des Pyth. II. zur verkündigten Sieges bestimmt gewesen, ja nicht einmahl davon, dafs das Kastoreion sich auf denselben Sieg wie Pyth. II. bezogen habe. Aber dann geräth man dennoch wieder in ähnliche Schwierigkeiten. Denn war das Kastoreion auf einen andern Gegenstand bezüglich, so pafste seine Erwähnung nicht in das Gedicht; und Pyth. II., welches nach dem Schol. das bezahlte Lied wäre, sieht nach einem solchen überhaupt nicht aus; es erscheint als ein epistolisches Gedicht, welches Nachricht vom Siege giebt, und welches selbst dann, wenn der erste Theil von uns unrichtig erklärt wäre, im zweiten dem Hieron Warnungen giebt, und in demselben Falle Pindars Privatverhältnisse zu Hieron darlegt, im entgegengesetzten Falle aber noch anstöfsiger für Hieron war. Nimmt man dagegen das Kastoreion für einerlei mit unserem Gedichte, so verlieren sich alle solche Bedenken. Auch die Bitte, das Kastoreion günstig aufzunehmen, war dann sehr natürlich; denn dies Gedicht bedurfte wahrhaftig sehr der Bitte um gute Aufnahme, und diese wurde um so schicklicher dem zweiten Theile vorausgestellt, weil dieser unumwundene Ermahnungen für Hieron enthält. Der Hr. Vf. führt endlich noch ein Drittes zur Vertheidigung der Ansicht des Schol. an: „Accedit aliud, idque *non levissimum* argumentum, quod scholiastae narrationem confirmet. Nam si ille nihil nisi coniecturam proferret, non posuisset ipsa verba hyporchematis illius: quod certum videtur indicium esse non fictae rei, sed idonea fide traditae". Diese Aufstellung ist völlig ungegründet. Es gab ein Hyporchem, welches anfing: Σύνες ὅ τοι λέγω, ζαθέων ἱερῶν ὁμώνυμε πάτερ. Wenn nun der Schol. aus irgend einem noch so nichtigen Grunde vermuthete, dies sei das gratis geschickte Kastoreion, wie sollte er denn diese Vermuthung anders aussprechen, als indem er das Hyporchem anführte? Wie konnte er es aber bestimmt anführen, wenn nicht so, wie die Griechen sehr gewöhnlich Gedichte anführen, nehmlich mit Angabe der ersten Worte, welchen die Formel ποίημα oder ᾆσμα οὗ ἡ ἀρχή vorgesetzt wird? So hat der Schol. auch dieses Hyporchem angeführt, und weiter nichts davon als den jetzt eben von uns hingesetzten Anfang; und ebenso werden in den Collectaneen zum Pindar öfter Gedichte angeführt, wie Vit. Vrat. S. 9, Schol. Olymp. II, 16. 39. Niemand wird übrigens erwarten, dafs der Schol. statt der *Anfangsworte*, in deren Anführung, wir begreifen nicht warum, ein indicium non fictae rei liegen soll, die Nummer des Hyporchems angegeben hätte; aufser dem ersten Hymnus wird auch nicht Ein Gedicht der verlorenen Pindarischen so angeführt; bei einem Hyporchem aber wäre eine solche Anführung nicht einmahl statthaft gewesen, weil es zwei verschiedene Anordnungen derselben gab. Was sollen wir endlich bei den Worten „*rei idonea fide traditae*" uns denken? Soll aus Pindars Zeit eine besondere Ueberlieferung vorhanden gewesen sein, das Hyporchem Σύνες ὅ τοι λέγω sei mit dem Gedicht Pyth. II. gratis übersandt oder darin versprochen worden? Schwerlich wird dies Jemand glauben; wer es jedoch vermeinen könnte, wird davon zurückkommen, wenn er bedenkt, wie wenig unterrichtet die Alten über das Gedicht Pyth. II. waren. Sie wufsten nicht einmahl, auf was für einen Sieg es sich bezog, geschweige denn dafs ihnen solche Besonderheiten davon überliefert gewesen. Oder soll das Hyporchem Σύνες ὅ τοι λέγω innere Kennzeichen enthalten haben, dafs es jenes zu Pyth. II. angeblich gehörige Kastoreion war? Dies könnte nur dann wahrscheinlich sein, wenn daraus hätte erkannt werden können, es besinge, wie angegeben wird gratis, denselben Sieg, welcher Pyth. II. erwähnt wird. Aber nach dem Obigen enthält die Voraussetzung, in jenem Hyporchem sei der Pyth. II. angeführte Sieg *eigens* besungen worden, eine innere Unschicklichkeit, und während der in Pyth. II. genannte Sieg ein Thebanischer war, kam in jenem Hyporchem ein solcher nicht vor. Unter diesen Umständen bleibt kaum etwas Anderes übrig als die Annahme, nicht auf bestimmter Ueberlieferung oder deutlichen Kennzeichen, sondern auf oberflächlicher Combination und Vermuthung beruhe es, dafs man das Pyth. II. genannte Kastoreion für jenes Hyporchem gehalten habe. Auch ist keine Berechtigung vorhanden zu glauben, diese Meinung sei allgemein gewesen; leicht konnte sie, wie weiterhin gezeigt werden soll, von einem einzigen Manne ausgegangen sein, und zwar demselben, welcher das Gedicht Pyth. II. für ein Pythisches erklärte; und gerade darum dürfte er letzteres gethan haben, weil er das Pyth. II. genannte Kastoreion für jenes Hyporchem hielt. War aber dieses die Ursache, weshalb das Lied Pyth. II. für Pythisch galt, so ist kein Grund vorhanden anzunehmen, diejenigen, welche es nicht für Pythisch hielten,

hätten das darin genannte Kastoreion für jenes Hyporchem gehalten.

Der Hr. Vf. sucht hiernächst dasjenige zu beseitigen, was Ref. gegen die Möglichkeit der im Schol. enthaltenen Angabe, das Kastoreion sei das Hyporchem *Σύνες ὅ τοι λέγω*, früher bemerkt hat. Wir übergehen hier vorläufig das, was an die Spitze gestellt ist, wie nehmlich nach des Ref. Vorstellung diese Meinung entstanden sei, werden aber darauf zurückkommen. Als gewichtiger sieht Hr. H. selbst die andere, Expl. S. 241 und S. 249 aufgestellte und zu den Bruchstücken S. 598 näher entwickelte Behauptung an, daſs das genannte Hyporchem später geschrieben, und darin nicht ein Thebanischer Sieg mit einem Viergespann von Rossen, worauf sich Pyth. II. bezieht, sondern ein Pythischer Maulthiersieg besungen sei. Ref. setzte das Gedicht Pyth. II. in Olymp. 75, 4. (Expl. S. 241); das Hyporchem aber behauptete er sei erst nach der Gründung von Aetna, also nicht vor Olymp. 76, 1. geschrieben (S. 241. vgl. S. 598). Unwahrscheinlich ist es jedenfalls, daſs Pyth. II. erst Olymp. 76, 1. verfaſst sei, jedoch läſst es sich nicht als völlig unmöglich erweisen: um also zu zeigen, daſs das Hyporchem nicht in der zweiten Pythischen Ode gemeint sei, hat Ref. klar zu machen gesucht, es beziehe sich auf einen ganz andern Sieg als Pyth. II. und zwar auf einen Pythischen Maulthiersieg; woraus zugleich folgte, es sei nicht früher als Olymp. 76, 3. verfaſst (S. 598). Denn wenn das Hyporchem später geschrieben ist als die Gründung von Aetna, und auf einen Pythischen Sieg, so konnte es nicht vor Olymp. 76, 3. in welches Jahr das nächste Pythische penteterische Fest fällt, geschrieben und aufgeführt sein. Doch Hr. H. stellt in Abrede, erstlich daſs in dem Hyporchem die Gründung von Aetna erwähnt werde, zweitens daſs es auf einen Pythischen Maulthiersieg bezüglich war.

Das Erstere hat Hr. H. (S. 25) so ausgeführt: „Nam primo, ut post Olymp. LXXVI, 1. quo urbs Aetna condita sit, scriptum crederet illud hyporchema, (Böckhius) adductus videtur auctoribus Strabone et scholiasta Aristophanis. Apud Strabonem, ubi is de Catana ab Hierone novis habitatoribus assignata dixit, VI. p. 268. haec leguntur: *Ταύτης δὲ καὶ Πίνδαρος κτίστορα λέγει αὐτόν, ὅταν φῇ·*

> *ξύνες ὅ τι λέγω ζαθέων Ἱέρων ὁμώνυμε πάτερ,*
> *κτίστορ Αἴτνας.*

Istane a Strabone scripta sint? Immo, si quid ego video, scholiastae cuiuspiam haec annotatio est, eiusque valde inepti, qui, quod *ἱερῶν* scripserat Pindarus, *Ἱέρων* legens, fecit ut sensu careret oratio. Ac, nisi quid me fallit, accepit hoc ille ab altero teste, scholiasta Aristophanis ad Aves V. 927. qui sic scribit: *ἐκ τῶν Πινδάρου ὑπορχημάτων ξύνες ὅ τι λέγω ζαθέων ἱερῶν ὁμώνυμε πάτερ, κτίστορ Αἴτνας· ἐπειδὴ ὁ Ἱέρων ἔκτισεν αὐτήν.* Aristophanes ipse in isto Avium loco Pindari verba sic posuit, ut pateat Iovem ista appellatione invocari. Nec profecto verba illa aliter accipi possunt: sed scholiastae, non reputantes *κτίστορα Αἴτνας* dici Iovem, quod montem Aetnam Typhoeo imposuisset, de urbe cogitarunt. Pindarus Iovem Olympium appellabat, qui est *ὁμώνυμος* sacrorum Olympiae. Quod si nihil hic de urbe Aetna dictum, collabitur illud argumentum, quo istud *ὑπόρχημα* post Olymp. LXXVI, 1. scriptum videbatur". Wir haben hier ein befremdendes Beispiel, wie ein bewunderter Kritiker, selbst in einer Sache, wo das Wahre für den geraden Sinn am Tage liegt, durch scheinbare Kritik dieselbe Häufung von Irrthum auf Irrthum erreicht, zu welcher nach seiner Darstellung (S. 5) der Mangel an Kritik zu führen pflegt. Strabo und der Scholiast des Aristophanes sagen ausdrücklich, Pindar habe in dem Anfange des Hyporchems *Σύνες ὅ τοι λέγω* den Hieron Gründer der Stadt Aetna genannt. Um diese völlig klare Angabe zu beseitigen, sucht der Hr. Vf. zuerst mit dem gefährlichern Strabo fertig zu werden. Dies geschieht kurz durch eine Frage: „Istane a Strabone scripta sint"? Wir fragen wieder: Warum denn nicht? Strabo führt ja oft solche Dichterstellen, und gerade Pindarische an, und die Worte desselben haben an sich durchaus nichts Verdächtiges. Wegen einer Behauptung des Schol. Pind. die schon ihrer Natur nach gar wohl bloſs Hypothese sein kann, und nach den Gründen, welche wir kurz vorher entwickelt haben, wahrscheinlich auf nichts Weiterem beruht, eine sonst völlig unverdächtige Stelle eines alten Schriftstellers für ein Scholiasteneinschiebsel zu erklären, ist verständigen Grundsätzen der historischen Kritik zuwider. Die falsche Leseart *Ἱέρων* statt *ἱερῶν* berechtigt nicht, an ein Einschiebsel von Seiten eines Scholiasten zu denken, welchen man für seine Leseart erst zu einem Pinsel stempeln müſste, wie der Hr. Vf. selbst gesteht: denn sie erklärt sich ganz einfach als ein Schreibfehler, der dadurch veranlaſst wurde, daſs Hieron unmittelbar vorher genannt war.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Regii Seminarii philologici instaurationem indicit Director Godofr. Hermannus. Inest dissertatio de officio interpretis.

(Fortsetzung.)

Jene Vermuthung, das angebliche Einschiebsel sei aus dem Schol. Aristoph. entlehnt, ist nur ein Kunstgriff, um zwei Zeugnisse, die für unsere Sache vorhanden sind, zunächst in Eines zu verwandeln; nachdem der stärkere Zeuge so entfernt worden, glaubt man den andern schon leichter hinwegräumen zu können. Allein auch den andern, den Schol. Aristoph. zu verwerfen, ist kein Grund vorhanden; es sei denn dafs alles biegen und brechen müsse, damit nur der Schol. Pind. Recht behalte: jenem liefs sich nicht einmahl die Thorheit anhängen, er habe in dem Bruchstück statt ἱερῶν gelesen Ἱέρων: denn bei ihm findet sich ganz richtig ἱερῶν. „Aber man sieht ja aus Aristophanes, dafs Zeus jener ζαθέων ἱερῶν ὁμώνυμος πατὴρ ist". Gerade umgekehrt: man sieht daraus, dafs *Hieron* so von Pindar genannt war. Zu Peisthetäros, dem Hauptgründer der Nephelokokkygia, kommt ein armer Poet, und bietet ihm seine Gesänge an, die er schon lange auf die neue Stadt gemacht habe; er bittet den Gründer um eine Gabe mit den Worten: Σὺ δ', ὦ πάτερ κτίστορ Αἴτνας, ζαθέων ἱερῶν ὁμώνυμε, δὸς ἐμὶν ὅ τι περ τεᾷ κεφαλᾷ θέλεις πρόφρων δόμεν ἐμίν, τεΐν. Hierauf läfst ihm auch Peisthetäros, um ihn los zu werden, eine Gabe reichen. Peisthetäros also, der Gründer der Kukukwolkenstadt, heifst hier im Munde des Poeten der Gründer Aetna's; Hierons Benennung bei Pindar ist auf ihn angewandt, weil er, so wie Hieron die Stadt Aetna, die neue Vogelstadt gegründet hat. Peisthetäros ist freilich nicht ζαθέων ἱερῶν ὁμώνυμος: aber der Poet ist um den Nahmen des Gründers, den er nirgends nennt, unbekümmert; Peisthetäros der Gründer der luftigen *Wolkenstadt* identificirt sich in der kühnen Phantasie des Poeten ganz mit Hieron dem Gründer der *Aetnäischen* Stadt. Wie kann man dagegen glauben, der Poet rede den Peisthetäros mit Worten an, die bei Pindar auf den Zeus bezogen waren? Hier fiele das Treffende der Parodie ganz weg. Dafs auch die Worte an sich (ohne Rücksicht auf die Aristophanische Parodie) nur vom Zeus verstanden werden könnten, ist eben so unwahr; im Gegentheil passen sie vollständig nur auf Hieron. Κτίστης, wofür dichterischer κτίστωρ, ist ein politisch-technischer Ausdruck vom Stadtgründer; dieser ist auf Hieron anwendbar, vom Zeus als Berggründer gebraucht ist er mindestens bedenklich. *Vater* kann Zeus genannt werden; aber warum nicht auch Hieron? Er konnte so vom Pindar traulich angeredet werden, sei es als Vater des Volkes, zunächst der Aetnäer, oder seiner nächsten Umgebung mit Einschlufs auch der Fremden. Eben so heifst er Pyth. III, 71. ξείνοις θαυμαστὸς πατήρ. Ferner ist der Ausdruck ζαθέων ἱερῶν ὁμώνυμος auf Zeus bezogen gehaltloser Wortschwall, auf Hieron angewandt dagegen völlig angemessen. Man kann dem Nahmen eines Gottes Beinahmen zufügen, oder den Gott mit diesem oder jenem Beinahmen nennen, wie Zeus den Olympischen, den Dodonäischen u. dgl. theils um seine hochheilige Verehrung zu bezeichnen, theils auch um ein bestimmtes Verhältnifs desselben zu Personen oder Dingen anzudeuten; aber hiervon ganz verschieden ist die Bezeichnung der Homonymie (oder Eponymie) in der Anrede. Eine solche hat den Zweck, im Nahmen selbst durch Beziehung auf die Benennung einer geehrten Person oder einer trefflichen Sache etwas nachzuweisen, wodurch einer gehoben wird; wie kann aber Zeus, der Beherrscher des Olymps, dadurch gehoben werden, dafs sein Beinahme Ὀλύμπιος eine Homonymie mit seinen eigenen Olympischen Heiligthümern enthalte? Vielmehr wie Pindar den Alexander von Macedonien dadurch hebt, dafs er in seinem Nahmen selbst etwas Ehrwürdiges durch die Homonymie mit einem alten Dardaniden nachweiset, indem er ihn anredet: Ὀλβίων ὁμώνυμε Δαρδανι-

δᾶν: so hebt er in Hierons Nahmen die dem Dichter natürlich auch in einem Paronymon erscheinende Homonymie mit dem Heiligen hervor, feiert und verklärt dadurch diesen Nahmen selbst, und schon im Nahmen auch den Hieron, für welchen das Gedicht erweislich geschrieben war, während niemand ein Wort davon sagt, dafs es eine Beziehung auf Zeus gehabt habe. Nicht zu gedenken, wie unwahrscheinlich es sei, dafs Pindar mit der Anrufung des *Olympischen Zeus* und Hervorhebung der Homonymie desselben mit den Olympischen Heiligthümern ein Lied beginne, welches (nach Hrn. H. selbst) keine Beziehung auf Olympia hatte. Der Schol. Nem. VII, 1. widerlegt die Vorstellung, es sei dort Eileithyia wegen des Nahmens des Besungenen (*Σωγένης*) hereingezogen; er fügt hinzu: *καὶ τοῦτο δὲ οὐκ εὖ· τότε γὰρ καταφέρεται εἰς τοῦτο ὁ Πίνδαρος, ὅταν ὑπῇ τις ὁμωνυμία· οἷον, Ὀλβίων ὁμώνυμε Δαρδανιδᾶν παῖ Θρασύμηδες Ἀμύντα· καὶ, Σύνες ὅ τοι λέγω, ζαθέων ἱερῶν ὁμώνυμε πάτερ κτίστορ Αἴτνας. νῦν δὲ οὐδὲν τοιοῦτόν ἐστιν.* Etwas gegen Widerrede Sicheres kann freilich hieraus für unsere Meinung nicht entnommen werden; aber wenn man erwägt, dafs diese Beispiele angeführt sind, um auf das von Einigen angenommene Verhältnifs der Eileithyia zum Nahmen des Sogenes angewandt zu werden, und dafs auch in dem ersten Beispiele die Beziehung auf den Gefeierten zurückgeht, so mufs man es höchst wahrscheinlich finden, dafs der Sinn des Schol. dieser sei: Pindar ist zu solchen Anspielungen auf *die Nahmen der Gefeierten* (Menschen, nicht Götter) geneigt, wenn in diesen Nahmen eine Homonymie mit etwas Anderem zum Grunde liegt. Auch dafs Platon Menon. S. 76 D. (*ἐκ τούτων δὴ ξύνες ὅ τοι λέγω, ἔφη Πίνδαρος*) und Phaedr. S. 236 D. diese Formel den einen Sprecher an den andern richten läfst, und zwar in der erstern Stelle mit ausdrücklicher Anführung des Pindar, würde ein unpassender Gebrauch des Pindarischen Ausdruckes sein, wenn Pindar ihn an Zeus gerichtet hätte. Endlich, ist es denn überhaupt glaublich, dafs Pindar mit Zeus so rede: *Verstehe was ich dir sage!*

Der Satz, das Hyporchem *Σύνες ὅ τοι λέγω* sei nach der Gründung von Aetna, also nicht vor Olymp. 76, 1. geschrieben, steht demnach *vollkommen fest*; und hiermit ist eigentlich gegen Hrn. H. schon alles gewonnen, da er nicht in Abrede stellt, die Gründung von Aetna falle später als die zweite Pythische Ode: und wirklich ist die entgegengesetzte Annahme höchst unwahrscheinlich. Ref. wollte nicht sich, wohl aber der Sache Glück wünschen, wenn die andere Behauptung, die ein *non firmius* argumentum heifst, nur *ebenso fest* wäre: aber Sicherheit, wie der erstern, kann letzterer nicht beigelegt werden. Denn dafs das genannte Hyporchem auf einen Pythischen Maulthiersieg bezüglich gewesen (wobei es ziemlich gleichgültig ist, ob der Sieg eben erst erlangt war, oder früher erlangt später durch ein neues Gedicht in Erinnerung gebracht wurde, weil letzteres doch nur zum wiederkehrenden Feste geschehen konnte), beruht auf einer Zusammenordnung von Bruchstücken, die selten vollständig erwiesen werden kann. Betrachten wir indefs den Stand der Sache. Nachdem der arme Poet, welcher in die Nephelokokkygia zu Peisthetäros gekommen, den letztern mit den Pindarischen Worten des Hyporchems *ὦ πάτερ κτίστορ Αἴτνας κ. τ. λ.* angeredet hat und ihn um eine Gabe gebeten (Vs. 926—930), läfst ihm Peisthetäros, damit der überlästige Geselle abziehe, ein Lederkleid geben (931—935). Gerne, sagt der Poet, wird die Muse dies nehmen, *τὺ δέ*, fährt er fort, *τεᾷ φρενὶ μάθε Πινδάρειον ἔπος* (936—939), und nachdem Peisthetäros dazwischen gesagt, der Mensch sei ja nicht los zu werden (940), folgt in einer Parodie Pindarischer Worte eine neue Bettelei des Poeten: *Νομάδεσσι γὰρ ἐν Σκύθαις ἀλᾶται Στράτων, ὃς ὑφαντοδόνητον ἔσθος οὐ πέπαται· ἀκλεὴς δ' ἔβα σπολὰς ἄνευ χιτῶνος. ξύνες ὅ τοι λέγω.* Ich verstehe (*ξυνίημι*), sagt Peisthetäros, du willst auch das Unterkleid noch: worauf er ihm auch dieses reichen läfst. Der Schol. bemerkt zu Vs. 941: *Καὶ ταῦτα παρὰ τὰ ἐκ Πινδάρου. ἔχει δὲ οὕτως· Νομάδεσσι γὰρ ἐν Σκύθαις ἀλᾶται Στράτων, ὃς ἁμαξηφόρητον οἶκον οὐ πέπαται· ἀκλεὴς ἔβα τῶνδε, λαβὼν ἡμιόνους παρ' Ἱέρωνος, καὶ ᾔτει αὐτὸν καὶ ἁρμάδιον. δῆλον δὲ ὅτι χιτῶνα αἰτεῖ τῇ σπολάδι.* Alles dies betrachtend meinte Ref. zu Hyporchem. Fragm. 2. die hier parodirte Stelle sei *haud dubie* aus dem Hyporchem *Σύνες ὅ τοι λέγω*, mit *haud dubie* nach einer gewöhnlichen Art zu reden eine aus bedeutenden Anzeigen gewonnene starke Ueberzeugung bezeichnend. Die Einwürfe, zwischen beiden von Aristophanes parodirten Stellen ständen zehn Verse, der zweiten sei wie einem Neuen die Einleitung *τὺ δὲ τεᾷ φρενὶ μάθε Πινδάρειον ἔπος* vorgesetzt, und Aristophanes pflücke allerwärtsher ab, was er gebrauchen könne, der Schol. endlich sage nicht, dafs die zweite Stelle aus demselben Gedicht mit dem ersten sei, sind nicht geeignet, den bedeutenden Anzeigen, denen wir gefolgt sind, das

Gewicht zu nehmen. In den zwischenstehenden Versen mit Einschlufs jener Einleitung *τὼ δὲ τεᾷ φρενὶ* κ. τ. λ. liegt eine nur im Zwiegespräch gegründete und deshalb nicht in Betracht kommende Unterbrechung. Wenn der Poet aber das Zurückgehen in Pindarische Worte mit jener Einleitung versieht, es solle Peisthetäros ein *ἔπος Πινδάρειον* hören, so folgt daraus nicht, dafs das letztere aus einem andern Gedichte sei; könnte man dies daraus schliefsen, so würde ja vermöge derselben Art zu schliefsen gefolgert werden können, die erste Stelle sei gar nicht von Pindar, was sie doch sicher ist. Dagegen würde die ganze Parodie erbärmlich sein, wenn sie aus verschiedenen Stücken des Pindar zusammengestoppelt wäre; witzig wird sie nur dadurch, dafs bei Pindar die parodirten Stellen in einem Zusammenhange waren. Dieser Zusammenhang wird dadurch noch wahrscheinlicher, dafs den Worten *Νομάδεσσι* bis *χιτῶνος* die Formel *ξύνες ὅ τοι λέγω* beigefügt ist, welche aus demselben Hyporchem, woraus *ὦ πάτερ κτίστορ Αἴτνας* κ. τ. λ., entnommen sind: so nehmlich ist die Stelle *Νομάδεσσι* κ. τ. λ. umschlossen von Worten des genannten Hyporchems: denn was zwischen der ersten und zweiten Parodie liegt, ist wie gesagt nicht zu rechnen. Gerade endlich deswegen, weil der Schol. das Bruchstück des Pindar *Νομάδεσσι* κ. τ. λ. nur mit den Worten einleitet, *καὶ ταῦτα παρὰ τὰ ἐκ Πινδάρου*, mufs man annehmen, er wolle damit sagen, es sei aus demselben Gedicht, welches er kurz zuvor angeführt hat; denn nichts berechtigt zu der Voraussetzung, der ursprüngliche Verfasser des Scholions oder ein späterer Sammler oder Schreiber habe die Bezeichnung eines andern Gedichtes bei dem zweiten Bruchstück weggelassen, während er beim ersten eine genauere Bestimmung gab; und ist das Scholion auch schlecht erhalten, so ist doch keine Spur einer Lücke nach *τὰ ἐκ Πινδάρου*. Ueberdies erhellt aus dem Schol. dafs das Bruchstück *Νομάδεσσι* κ. τ. λ. sich auf eine den Hieron betreffende Sache bezog, so wie das Hyporchem *Ξύνες ὅ τοι λέγω* dem Hieron geschrieben war. Nur eine Pyrrhonische Skepsis kann sich der Gewalt der Uebereinstimmung alles Vorliegenden zu dem Ergebnifs erwehren, dafs beide Bruchstücke aus demselben Liede sind, um zuletzt, wie wir sogleich sehen werden, darauf hinauszukommen, es *könne* wol etwa das zweite Bruchstück aus irgend *einem* Gedichte für Hieron sein, aber mehr liefse sich nicht sagen. Ref. glaubt, da bei Zusammenordnung von Bruchstücken Vermuthungen erlaubt sind, noch weiter gehen zu dürfen. Es wird schon aus dem ersten Theile der Aristophanischen Parodie überwiegend wahrscheinlich, das Pindarische *Ξύνες ὅ τοι λέγω* sei auf eine wenn auch nicht unmittelbar, doch in einiger Entfernung nachfolgende Bitte bezüglich gewesen, die indefs nur angedeutet sein konnte, weil sonst eine wichtig thuende Aufforderung zum Verstehen, selbst wenn sie nur halb scherzhaft wichtig thäte, thöricht gewesen wäre; und gerade zur Andeutung des Erbetenen scheint die zweite Stelle *Νομάδεσσι* κ. τ. λ. gehört zu haben, so wie sie in der Aristophanischen Parodie zu einer Bitte benutzt wird: die zur Erklärung hinzugefügten Worte des Scholiasten, die zwar verderbt sind, aber mit Wahrscheinlichkeit so gelesen werden können, *λαβὼν δὲ ἡμιόνους παρὰ Ἱέρωνος ᾔτει αὐτὸν καὶ ἁρμάτιον*, führen eben dahin, dafs dies Bruchstück sich auf eine Bitte bezog.

Nach allem diesen ist es nicht weiter erforderlich, auch auf die vom Hrn. Vf. gethane Frage zu antworten, ob das Bruchstück *Νομάδεσσι* κ. τ. λ. selber Kennzeichen enthalte, dafs es aus jenem Hyporchem sei: nachdem aus vielen Gründen die höchste Wahrscheinlichkeit dargethan worden, dafs es daraus sei, genügt es ermittelt zu haben, welche Beziehung dasselbe auf den Anfang des Hyporchems haben konnte und nach mehreren Anzeigen hatte. Doch mögen wir, was Hr. H. über den Inhalt jenes Bruchstücks in Verbindung mit der dazu gehörigen Erzählung des Schol. sagt, nicht übergehen, weil es unstreitig gehaltvoll ist; daran wird auch die Betrachtung sich anknüpfen lassen, wie wir darauf gekommen sind, dies Bruchstück auf einen Maulthiersieg zu beziehen. In den Worten des Pindar findet nehmlich der Vf. weiter nichts, als dafs Straton, weil er kein Wagenhaus habe, unter den Skythen umher irre, in der Erzählung des Schol. aber nur dieses, Straton, nachdem er von Hieron Mäuler empfangen, habe von ihm auch einen Wagen (currum) verlangt: aus dieser Angabe folge aber nicht, dafs die Pindarischen Worte aus einem Gedichte an Hieron entnommen *seien*, sondern nur dafs sie aus einem für diesen geschriebenen genommen *sein können*, geschweige denn, dafs man daraus schliefsen dürfe, es sei aus jenem Hyporchem. Was gegen diese Auseinandersetzung des Hrn. Vfs. zu sagen ist, liegt schon im Obigen klar vor. Aber, fährt er fort, die ganze Erzählung über jenen Straton sei sonderbar und unglaublich. Ob denn der Zufall so gespielt habe, dafs der Mensch, von welchem Pindar sprach, denselben Nahmen

geführt habe, wie jener in der Stelle der Vögel und Acharn. 119. (122.) von Aristophanes verspottete Atheuer? Und möge er ihn auch geführt haben, was habe derselbe, doch wol ein Syrakuser, unter den Skythen herumzuirren gehabt? Und wie sollte Pindar einen geringen Menschen, der mit Maulthieren von Hieron beschenkt auch einen Wagen (plaustrum) dazu verlangt habe, der Erwähnung würdig gefunden haben? So weit sich nach der Beschaffenheit des offenbar nicht gut erhaltenen Scholions schliefsen lasse, könne man nur dieses folgern: „respicientem poetam ad illud factum, quod memorat scholiastes, contemni apud Scythas dixisse, qui plaustrum non habeat". Der Nahme des Straton sei also wol bei Pindar nicht vorhanden gewesen, sondern aus dem Aristophanes in das Bruchstück gerathen; es möchte statt dessen *μόνος* gestanden haben. So weit Hr. H. Auch Ref. hat den Nahmen des Straton in dem Bruchstück für sehr unsicher gehalten, und auch vermuthet, er möchte aus dem Aristophanischen Texte hineingekommen sein; jedoch hat er auch eine andere Möglichkeit offen gelassen. Die Aristophanischen Stellen sind eher dafür als dagegen, dafs Straton in den Pindarischen Worten vorkam, obgleich sein Nahme nicht gerade da zu stehen brauchte, wo wir jetzo in dem Bruchstücke ihn finden. In drei Aristophanischen Stücken, Acharn. 122. Ritter 1371. und in dem Bruchstück der Ὁλκάδες (361. Dind.), wird ein Straton, aber durchaus nur als ein weibischer Mensch angezapft; in unserer Stelle aber müfste er, wenn Aristophanes ihn hereingebracht hätte, ein armer Dichter sein: auf keinen Fall ist der in den Vögeln Vorkommende derselbe, den Aristophanes anderwärts zum Stichblatte macht; wohl aber konnte nach des Aristophanes scherzhafter Dichtung der Poet den Nahmen Straton aus Pindar beibehalten, und sich unter ihm meinen, wie unter Hieron den Peisthetaeros. Es kommt vorzüglich nur darauf an, was denn die Pindarischen Worte mit oder ohne Straton bedeuten können. Hr. H. behauptet selbst, Pindar hinblickend auf die vom Schol. erwähnte Thatsache habe gesagt, wer kein Wagenhaus habe, irre verachtet unter den Skythen; Dissen (S. 633) ist gleichfalls der Meinung, auf jene Thatsache, es sei um einen Wagen zu den gegebenen Maulthieren gebeten worden, beziehe sich die Stelle, die Bitte sei aber versteckt gemacht: „Scilicet Pindarus tecte rogans, ut par erat, non aperte, suaviter narrat de Stratone quodam, quem necesse est fama fuerit ad Scythas quondam delatum errasse ibi contemptum, quum currum non haberet." Hiergegen kann man nichts einwenden; es pafst diese Vorstellung auch zu der obigen Bemerkung, wonach das Σύνες ὅ τοι λέγω eine nur angedeutete versteckte Bitte erwarten läfst. Ref. hat die Stelle ebenfalls auf eine solche Bitte bezogen, und zwar dergestalt, dafs letztere für den Wagenführer gemacht sei, mag dieser nun Straton geheifsen haben oder nicht (s. zu Hyporch. Fragm. 2. 3. wo die Worte ἤτει αὐτὸν καὶ ἁρμάτιον, die der Schol. unstreitig auf Straton bezieht, irrig so gefafst sind, als gingen sie auf Pindar: daher denn auch das folgende „Non sibi tamen etc." unrichtig gesprochen und dafür zu setzen ist: „Pindaro igitur interprete usus currum postulat Strato quidam etc."). Hiermit war zugleich von Anfang an jene Schwierigkeit *vermieden*, welche Hr. H. gefunden hat, dafs es unglaublich sei, Pindar habe einen geringen Menschen, der bei Hieron nach empfangenen Maulthieren auch um einen Lastwagen gebettelt habe, der Erwähnung werth gefunden. Wie kommen wir aber auf den Wagenführer? Zuerst wird dabei aus den oben entwickelten Gründen vorausgesetzt, das Bruchstück sei aus dem Hyporchem Σύνες ὅ τοι λέγω; sodann, das letztere habe sich auf einen Sieg des Hieron in den heiligen Spielen bezogen. Dieses Urtheil über das Hyporchem theilt auch der Hr. Vf., und sind wir mit seiner nähern Bestimmung dieser Ansicht auch nicht einverstanden, so ist doch schwerlich abzusehen, wie dasselbe vom Schol. für das in Pyth. II. erwähnte und damit angeblich übersandte Kastoreion hätte gehalten werden können, wenn es nicht wenigstens auf eben eine solche Feierlichkeit wie Pyth. II., also auf eine Siegesfeier Bezug hatte. Nach dem Schol. aber hatte Einer den Hieron, nachdem er von ihm Maulthiere erhalten, um einen Wagen (ἁρμάδιον, worin doch ἅρμα oder ἁρμάτιον liegen mufs) gebeten; und darauf bezog sich das erhaltene Bruchstück. Unmöglich kann man annehmen, Pindar erzähle hier ein Geschichtchen, welches nicht in Verbindung mit dem Anlafs der Ode war; wir müssen voraussetzen, diese Bitte habe sich an diesen Gegenstand selbst angeschlossen: und ἡμίονοι und ἅρμα sind eben auch agonistische Dinge.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Regii Seminarii philologici instaurationem indicit Director Godofr. Hermannus. Inest dissertatio de officio interpretis.

(Schlufs.)

Wir vermuthen also sachgemäfs, Einer, der zum Anlafs der Ode, dem Siege, in Verhältnifs war, habe diese Bitte gethan, natürlich im Gedichte selbst, durch des Dichters Mund. Wer könnte aber in einem Verhältnifs zu dem Siege gestanden haben, welches eine damit zusammenhängende Bitte begründete, als der siegende Wagenführer! Es entsteht nun die weitere Frage, was gebeten worden sei. Ref., eine würdige Vorstellung suchend, glaubte sonst, die kurze und wie es scheint unvollständig erhaltene Andeutung des Schol. erlaube die Auslegung, der Bittende habe früher, nicht zum Geschenk sondern zur Führung, ein Maulthiergespann erhalten; damit siegreich habe er durch Pindar die Führung eines Wagens (ἅρμα) für die nächsten Spiele erbeten, weil Maulthierrennen anerkannt geringeres Ansehen hatten. Es führte ihn dahin gerade das Wort ἅρμα oder ἁρμάτιον im Schol. und eine Beziehung auf jenes geringere Ansehen des Maulthierrennens schien in dem ἀκλεὴς ἔβα des Bruchstückes zu liegen. Man könnte zwar diese Beziehung für unanständig halten; aber sie konnte durch einen besondern Umstand bedingt sein, etwa durch eine gerade zu der Zeit erfolgte Aufhebung der Maulthierrennen bei dem in Rede stehenden Feste, da gewifs ist, dafs dieselben an mehreren Festen, nahmentlich an den Pythien, die uns zunächst hierher zu gehören scheinen, nicht lange bestanden haben: ja man kann überhaupt nur aus Fragm. Hyporch. 3., jedoch mit der allerhöchsten Wahrscheinlichkeit, ermitteln, dafs sie daselbst damals bestanden (vergl. zu Fragm. Hyporch. 1.). Dafs das Lob des Sikelischen Maulthierwagens, welches in dem dritten von uns auf dasselbe Hyporchem zurückgeführten Bruchstücke vorkommt, hiermit nicht in Widerspruch steht, bedarf kaum der Erinnerung. So wäre der Sinn der Pindarischen Stelle: „Wie bei den Skythen derjenige, welcher kein Wagenhaus besitzt, verlassen irrt, so Straton unter den curulischen Kämpfern, wenn er nicht ein Viergespann von Rossen mit einem Wagen (ἅρμα) erhält". Indessen ist das bisher Gesagte allerdings dem Zweifel unterworfen, dafs es nur auf dem Festhalten an dem Worte ἅρμα oder ἁρμάτιον beim Schol. beruht, in dem Bruchstücke aber davon keine Andeutung enthalten ist, und die Vergleichung überhaupt eine sehr allgemeine wäre, da auch das Maulthiergespann einen Wagen (ἀπήνη) hat. Hr. H. war daher vollkommen berechtigt zu verneinen, dafs „de curru pro rheda mulari postulato" ersichtlich die Rede sei (S. 27). Unmöglich ist freilich die gegebene Erklärung nicht, aber sie ist nicht wahrscheinlich. Schon Dissen hat daher S. 632 dasjenige, was wir über diese Sache andeutungsweise bemerkt hatten, umgestaltet, und seine Vorstellung liegt beim Folgenden zum Grunde. Es ist nehmlich nicht undenkbar, dafs in dem Gedichte, welches in einem dem Hyporchem angemessenen sehr leichten Tone, ja sogar wie Manches im Pindar scherzhaft gehalten sein konnte, die Bitte vorkam, dem, welcher schon Maulthiere *geschenkt* erhalten hatte, dazu auch einen Wagen zu *schenken;* aber die Bitte mufste mit dem Gegenstande, dem Siege, zusammenhängen; das Geschenk mufste dem siegenden Wagenführer gemacht sein. Hatte er mit Rossen gesiegt, so wird ihm Hieron, sollten wir denken, nicht Maulthiere geschenkt haben. Zwar kann man einwenden, über solche Dinge lasse sich nichts feststellen: doch wird jeder zugeben, dafs ein Ehrengeschenk, welches nicht in Geld besteht, der That, für welche dasselbe gegeben wird, entsprechend gewählt werde, und dafs es keine Wahrscheinlichkeit hat, Hieron habe das nicht gethan oder dafür keinen Sinn gehabt. Für einen Sieg mit Rossen ist aber ein Maulthiergespann kein passendes Ehrengeschenk, und für einen Sieg mit Maulthieren wiederum nicht ein Rofsgespann.

Folgt man also der Wahrscheinlichkeit, welche auf der Annahme, es sei das Schickliche und Passende geschehen, beruht, so müssen wir zu derselben Voraussetzung wie oben zurückkehren, der Wagenführer, ein stattlicher Stallmeister, habe für Hieron einen *Maulthiersieg* erlangt, den das Hyporchem besang; Hieron hatte dafür dem Wagenführer ein Maulthiergespann, vermuthlich das siegreiche, verehrt, und der Dichter bittet in seinem Nahmen auch um eine Sikelische ἀπήνη, die einem ἀμαξηφόρητος οἶκος um so vergleichbarer war, da wenigstens manche ἀπῆναι ein Verdeck hatten (*Scheffer de re vehic.* II, 17. vergl. *Ginzrot Wagen und Fahrwerke der Gr. und Röm.* Bd. I, S. 457, welcher jedoch der Berichtigung bedarf). Es ist hierbei aber nicht an eine ἀπήνη zum Kampf, die gewiſs unbedeckt war (vgl. *Scheffer* II, 11.), sondern an einen prachtvollen Staatswagen zu denken. Uebrigens leidet das Bruchstück unter dieser Voraussetzung noch eine dreifache Erklärung. Erstlich konnte der darin enthaltene Gedanke, so wie ihn Hr. H. gefaſst hat, als ein allgemeiner hingestellt sein. Zweitens konnte es, wie Dissen annimmt, eine Erzählung von einem Griechen Straton geben, der zu den Skythen gekommen verachtet wurde, weil er keinen ἀμαξηφόρητος οἶκος hatte: ein Syrakuser brauchte dies nicht zu sein; unter andern steht frei einen allernächsten Nachbar der Skythen, einen Olbiopoliten anzunehmen, wie ein späterer Straton in Olbia vorkommt (Corp. Inscr. Gr. N. 2077.). In beiden Fällen war die Anwendung auf den Wagenführer leicht zu machen. Drittens, da Pindar häufig das Bild unmittelbar statt dessen setzt, was damit verglichen ist, wie besonders kühn Isthm. II, 39 ff., so konnte er, wenn Straton der Bittende war, auch gleich sagen: „Unter den nomadischen Skythen schweift irrend Straton, welcher kein Wagenhaus hat". In allen drei Fällen bleibt der wesentliche Sinn derselbe.

Das Ergebniſs dieser Betrachtung ist: nach Aristophanes und seinem Schol. ist das Bruchstück *Νομάδεσσι κ. τ. λ.* (Fragm. Hyporch. 2.) höchst wahrscheinlich aus dem Hyporchem Σύνες ὅ τοι λέγω; jenes aber ist nach einer auf die vorhandenen Andeutungen gebauten, den Verhältnissen angemessenen, das Bruchstück erklärenden Voraussetzung aus einem Gedicht, welches auf einen Maulthiersieg bezüglich war; folglich gilt letzteres auch von jenem Hyporchem, nicht mit Gewiſsheit, aber mit Wahrscheinlichkeit. Daſs beide Bruchstücke aus Einem Gedichte seien, läſst sich aber noch auf folgende Weise zu einem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit bringen. Bei weitem der gröſste Theil der Lieder, welche sich auf Siege in den heiligen Spielen bezogen, muſs in den vorhandenen Epinikien enthalten sein; in den übrigen Theilen der Pindarischen Werke konnten *wenig* solche vorkommen, und der Natur der Sache nach fast nur in den Hyporchemen, Skolien, Enkomien. Unter so *wenigen* können nach den Grundsätzen der Probabilität, wie sie etwa für einen mathematischen Calcul gültig sind, noch wenigere gewesen sein, in denen Vieles gleich oder übereinstimmend war: je gröſser die Uebereinstimmung, welche zwischen zwei Bruchstücken stattfindet, desto geringer die Wahrscheinlichkeit, daſs sie aus zwei verschiedenen Gedichten waren unter den *wenigen*, von welchen die Rede sein kann. Die Uebereinstimmung der beiden in Rede stehenden Bruchstücke ist aber wahrlich groſs. Das erste (*Σύνες ὅ τοι λέγω*) ist sicher, das zweite, da es eine den Hieron betreffende Sache enthielt, und nach untadelicher Combination, mit höchster Wahrscheinlichkeit aus einem für Hieron geschriebenen Gedicht, und zwar sind sie beide nach eben solchen Combinationen auf einen Sieg in den heiligen Spielen bezüglich; in beiden ist nach hoher Wahrscheinlichkeit eine Bitte an Hieron enthalten, und so, daſs sie in dieser Beziehung zusammenstimmen; beide sind, wie auch Hr. H. zugiebt, in Aeolischen Rhythmen geschrieben. Hr. H. bemerkt zwar sehr wahr (S. 26), daſs Pindar viele Gedichte in Aeolischer Rhythmenform geschrieben habe; dies thut jedoch dem eben angestellten Probabilitätscalcul keinen bedeutenden Eintrag.

Es ist noch übrig in ähnlicher Art nachzuweisen, daſs der Maulthiersieg, worauf das Hyporchem sich wahrscheinlich bezieht, ein *Pythischer* war. Diese Behauptung beruhte darauf, daſs es schien klar zu sein (satis liquere), ein drittes Bruchstück sei aus demselben Gedicht, aus welchem das zweite; und diese Verbindung beider Bruchstücke findet auch Hr. H. der Beistimmung nicht ganz unwürdig. Doch betrachten wir die Sache genauer. Das dritte Bruchstück, wie es nach den *jetzigen* Hülfsmitteln bei Athenaeos, Eustathios und Schol. Aristoph. Pac. 73. Bekk. zu lesen scheint,

> *Ἀπὸ Ταϋγέτοιο μὲν Λάκαιναν*
> *ἐπὶ θηρσὶ κύνα τρέφειν πυκινώτατον ἑρπετόν·*
> *Σκύριαι δ' ἐς ἄμελξιν γάλακτος*
> *αἶγες ἐξοχώταται·*
> *ὅπλα δ' ἀπ' Ἄργεος, ἅρμα Θηβαῖον, ἀλλ' ἀπὸ τᾶς ἀγλαοκάρπου*
> *Σικελίας ὄχημα δαιδάλεον ματεύειν,*

endet mit einem sichtbar auf die Sikelische Maulthierrheda gelegten Gewicht, und die ganze Aufzählung der übrigen vortrefflichen Dinge ist bloſs dazu gemacht, um jene als die beste Maulthierrheda zu heben; das ist es also, wohin der Dichter zielte, und daraus ist zu schlieſsen, daſs von Maulthierrennen gehandelt wurde. Die Ode, worin dies vorkam, ist aber nach Athenaeos ἡ εἰς Ἱέρωνα Πυθικὴ ᾠδή: folglich bezog sich das Gedicht, woraus dies Bruchstück entlehnt ist, höchst wahrscheinlich auf einen *Pythischen Maulthiersieg des Hieron*. Jetzt stelle man wieder den Probabilitätscalcul an, um zu ermessen, ob man berechtigt sei mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, das dritte Bruchstück sei aus demselben Gedicht wie das zweite und erste. In den verlorenen Theilen der Pindarischen Gedichte, und zwar fast allein in den Hyporchemen, Skolien und Enkomien, waren gewiſs nur wenige auf Siege in den heiligen Spielen bezügliche Lieder; unter diesen wenigen konnten noch wenigere sein, in denen vieles gleich oder übereinstimmend war; je gröſser die Uebereinstimmung zwischen zwei Bruchstücken, zumahl in selten vorkommenden Dingen, desto unglaublicher ist es, daſs sie aus zwei verschiedenen verlorenen Gedichten seien: das hieſse unter wenigen Gedichten gleichsam Doubletten annehmen. Welche Uebereinstimmung finden wir aber zwischen dem dritten

Bruchstück und den beiden vorigen! Das erste (*Σύνες ὅ τοι λέγω*) und dritte ist nach sichern Zeugnissen, das zweite nach höchster Wahrscheinlichkeit aus einem für Hieron bestimmten Gedicht, und zwar beziehen sich alle drei nach mehr oder minder einleuchtenden ungezwungenen Combinationen auf einen im Wettkampfe errungenen Sieg; das zweite und dritte beziehen sich nach wahrscheinlichen Combinationen auf einen Maulthiersieg des Hieron: die Wettstreite mit Maulthieren sind aber überhaupt in den heiligen Spielen sehr selten und nur vorübergehend eingeführt gewesen; alle drei Bruchstücke sind in Aeolischen Rhythmen geschrieben, zum Theil in sehr ähnlichen (wie Vs. 1 des zweiten u. Vs. 1 des dritten); das erste ist sicher aus einem Hyporchem, und wer den Inhalt des dritten mit seinen Rhythmen vergleicht, wird zugeben müssen, dafs sich diese Verse fast eben so gut zur hyporchematischen Nachahmung eigneten, als die gelungensten Parthien aus den Simonideischen Hyporchemen (Plutarch Qu. sympos. IX, 15.), worin nahmentlich auch, wie hier, der Amykläische oder Spartanische Hund vorkommt. Alle bedeutenden Vergleichungspunkte stimmen demnach zusammen, das zweite und dritte Bruchstück auf das Hyporchem *Σύνες ὅ τοι λέγω* zurückzuführen; dies ist aber sicher nicht älter als Olymp. 76, 1.; es ist nach Wahrscheinlichkeit auf einen Pythischen Maulthiersieg bezüglich gewesen, eben weil die beiden andern Bruchstücke nach Wahrscheinlichkeit dazu gehören: folglich ist nach Wahrscheinlichkeit jenes Hyporchem nicht älter als Olymp. 76, 3.

Der Hr. Vf. pflegt bekanntlich Anderer Ausführungen in eine syllogistische Gestalt zu bringen, um ihre Unhaltbarkeit zu zeigen. Er hat S. 27 diesen Mafsstab auch an die vorgenommene Vereinigung der drei Bruchstücke gelegt. In der Form des Schlusses ist keine Unrichtigkeit nachgewiesen; der Tadel betrifft nur das, worin auch bei des Hrn. Vfs. Behauptungen das Mangelhafte zu liegen pflegt, die Beschaffenheit der Prämissen: Eine der Prämissen, dafs das zweite und dritte Bruchstück aus Einem Gedichte sei, habe nehmlich nur Wahrscheinlichkeit, nicht Gewifsheit; die andere, das erste und zweite Bruchstück sei aus Einem Gedicht, habe, wie gezeigt worden, gar keine Begründung. Vielmehr verhält es sich aber so: Die Prämisse, welcher Hr. H. jede Begründung abspricht, hat eine so bedeutende, dafs nur der Zweifelsüchtigste dabei noch ein Bedenken haben kann; jene dagegen, welche Hr. H. als wahrscheinlich anerkennt, das zweite und dritte Bruchstück sei aus Einem Gedicht, ist weniger unterstützt als die von ihm bestrittene. Denn die Beziehung des zweiten Bruchstücks auf einen Maulthiersieg, worauf seine Verbindung mit dem dritten unmittelbar beruht, ist am ersten der Anfechtung unterworfen. Sind übrigens beide Prämissen wahrscheinlich, so ist es auch das ganze Ergebnifs; mehr will Ref. nicht behaupten, und giebt gerne zu, dafs er Expl. S. 249 sich zu stark ausgedrückt hat, wenn er einen auf der Verbindung der drei Bruchstücke beruhenden Grund „argumentum certissimum" nannte; ganz gewifs ist nur dieses, dafs das Hyporchem *Σύνες ὅ τοι λέγω* nicht vor der Gründung der Stadt Aetna, und dafs es auf einen andern Gegenstand als Pyth. II. geschrieben war: und dies genügt schon.

Wir haben jetzo noch die oben bei Seite gelassene Betrachtung anzustellen, wie die Meinung entstanden, das Pyth. II. genannte Kastoreion sei das Hyporchem *Σύνες ὅ τοι λέγω*. Ref. hat an verschiedenen Orten Verschiedenes hierüber vermuthet; zuerst Expl. S. 249: „Nempe interpres putabat *Καστόρειον* et *ὑπόρχημα* idem esse." Der Hr. Vf. sagt dagegen (S. 25): „Interpretatur quidem scholiastes *Καστόρειον* isto modo; sed tamen si putabat hoc nomine hyporchema significari, non potuit scire, quod illud esset Pindari hyporchematum." Dieser Einwurf ist ohne Belang; der Schol. konnte nur ein an Hieron gerichtetes, auf einen Sieg in den heiligen Spielen bezügliches Hyporchem für das Pyth. II. vorkommende Kastoreion halten; es ist aber nicht nur nicht erwiesen, sondern sogar sehr unwahrscheinlich, dafs in der Sammlung der Pindarischen Hyporcheme mehrere solche waren. Der Hr. Vf. fährt fort: „Immo, quoniam carmen illud, cuius initium posuit, hyporchema esse videbat, id significari Castorei appellatione opinabatur." Ref. überläfst es Andern, ob sie diese Entstehung der Meinung in dem Scholiasten finden, wenn er sagt, Pindar nenne jenes Hyporchem Kastoreion, weil nach Einigen die Dioskuren die *ἐνοπλος ὄρχησις* erfunden hätten; uns ist hieraus nur soviel gewifs, dafs nach der Vorstellung des Scholiasten, welche er aus der mythischen Geschichte der Orchestik begründet, ein hyporchematisches Lied in dem Zeitalter des Pindar Kastoreion heifsen könne, und dafs ihm folglich Kastoreion und Hyporchem als *lyrische Kunstwerke* für dieses Zeitalter nicht verschieden sind. Eine zweite Vermuthung über die in Rede stehende Sache haben wir zu Fragm. Hyporchem. 1. S. 598 geäufsert: Pyth. II. galt nehmlich nach der herkömmlichen Anordnung der Pindarischen Gedichte für ein Pythisches Lied; ein solches ist das Hyporchem *Σύνες ὅ τοι λέγω* nach unserer Darstellung; was lag näher, als dieses Hyporchem für das zu Pyth. II. gehörige Kastoreion zu halten? Hr. H. hat diese Aufstellung nicht berücksichtigt, weil er die eine ihrer Grundlagen in Abrede stellt; ist aber jene Grundlage wahrscheinlich gemacht, so hat auch diese Vermuthung einige Berechtigung. Ref. ist jedoch bei wiederholter Ueberlegung des Gegenstandes noch auf etwas Anderes gekommen, und dieses hält er für das Richtige. Es scheint ihm allerdings nichts Zufälliges, dafs das Gedicht Pyth. II. für ein Pythisches gegolten hat, und dafs eine davon völlig unabhängige Verbindung von Bruchstücken dahin leitet, auch das Hyporchem *Σύνες ὅ τοι λέγω* sei ein Pythisches Lied gewesen. Die erstere falsche Ansicht und letztere wahrscheinlich gemachte Thatsache scheinen in einer Verbindung zu stehen, welche dadurch bedingt war, dafs man das Pyth. II. erwähnte Kastoreion für jenes Hyporchem hielt. Es dafür zu halten, dazu genügte die Ueberzeugung von der Einerleiheit eines Pindarischen Kastoreion und eines Hyporchems; es bleibt aber noch zu erklären, wie die falsche Ansicht entstanden, das Lied Pyth. II. sei ein Pythisches. Man könnte zwar sagen, es müsse überdies noch erklärt

werden, warum es für ein Olympisches, Nemeisches, Panathenaisches gehalten worden; aber diese Meinungen dürften wenig Schein gehabt haben, da man sie fallen liefs. Dagegen die, es sei ein Pythisches, wurde schon frühzeitig in der Anordnung der Gedichte befolgt; sie mufs also irgend einen scheinbaren Grund gehabt haben, der jedoch nicht als entscheidend galt, indem nachher dennoch wieder gesagt wurde, es sei unklar, auf was für einen Kampf sich das Lied beziehe. Der Urheber jener Ansicht, das Gedicht sei ein Pythisches, war Apollonios der Eidograph (Schol. Pyth. II. im Anfang, nach der Göttinger Handschrift). Dieser sortirte die lyrischen Gedichte nach den Tonarten, wobei er natürlich auch auf den Rhythmus aufmerksam sein, und diesen nach den Tonarten unterscheiden mufste. Der Schol. Pyth. II, 127. erklärt nun das Pindarische *τὸ Καστόρειον ἐν Αἰολίδεσσι χορδαῖς* durch *τὸ Καστόρειον μέλος ὑπορχηματικόν, Αἰολικῷ ῥυθμῷ συντεταγμένον*, und Aehnliches kommt wieder in einem andern Scholion vor: *τὸ δὲ μέλος Αἰολικῷ ῥυθμῷ συνέταξεν.* Es ist hierin ein Bewufstsein von den aus der Aeolischen Tonart entspringenden Rhythmen enthalten, welches nicht jedem Grammatiker nahe lag: dem Apollonios lag es nahe. Von ihm waren auch andere dem Musischen verwandte Bemerkungen zu Pindar, wie man aus Schol. Pyth. I, 3. schliefsen kann (vgl. Vorr. zu den Scholien S. 14), und eidographische Bemerkungen auf ihn zurückzuführen, ist gewifs nichts Gewagtes. In den Scholien zu Pyth. II, 127. liegen nun unter anderen diese drei völlig eidographischen Sätze, erstlich das schon Angeführte über den Aeolischen Rhythmus, zweitens dafs das Kastoreion hyporchematischer Art sei, drittens das Pyth. II. genannte Kastoreion sei das Hyporchem *Σύνες ὅ τοι λέγω*. Nichts ist glaublicher, als dafs diese aus dem Eidographen entlehnt seien. Gerade seine eigenthümlichen Forschungen mufsten ihn dahin leiten, nachzuspüren, was für ein Gedicht denn jenes Aeolische Kastoreion sei, welches Pyth. II. genannt ist: war er aber überzeugt, ein Pindarisches Kastoreion müsse ein Hyporchem sein, so wird er jenes in den Hyporchemen gesucht haben. Unter diesen fand er das Aeolisch rhythmisirte Pythische Hyporchem auf Hieron, und aufser ihm kein passendes. Darum hielt er dieses für das Kastoreion in Pyth. II. Er schlofs nun, denken wir, weiter: Bezieht sich dieses Hyporchem auf eine Pythische Siegesfeier, so wird auch das gleichzeitige Hauptgedicht, in welchem jenes erwähnt wird, auf einen Pythischen Sieg geschrieben sein, so dafs beide für dieselbe Feierlichkeit bestimmt waren; also ist der Pyth. II. vorkommende Sieg des Viergespanns von Rossen ein Pythischer. Dafs das Hyporchem von einem Maulthiersieg handelte, brauchte von diesem Schlufs nicht abzuhalten: denn das Hyporchem soll ja nicht das eigentliche Siegeslied sein, sondern wird diesem vom Schol. ausdrücklich entgegengesetzt; es wird als ein Nebenwerk angesehen: und ein Gedicht, welches einen dem Hauptgegenstande der Feier so nahe verwandten Stoff betraf, als ein Pythischer Maulthiersieg dem Pythischen Wagensiege verwandt ist, konnte füglich für ein Nebenwerk des Siegesliedes gehalten werden. Bedenkt man, dafs das Lied Pyth. II. wegen der Worte *κατὰ Φοίνισσαν ἐμπολὰν* für ein von Hieron bestelltes galt, das Hyporchem *Σύνες ὅ τοι λέγω* aber der Bitte eines Dritten diente und von diesem veranlafst scheinen mochte: so wird noch begreiflicher, dafs man dies Hyporchem für ein dem Hieron gratis geschriebenes Nebenwerk der Ode Pyth. II. hielt. So lösen sich aus unserer Ansicht, dafs das Hyporchem *Σύνες ὅ τοι λέγω* ein Pythisches Lied war, alle Aufgaben, welche in dieser schwierigen Untersuchung liegen; und alles ist in schönste Uebereinstimmung gebracht, während die Vorstellung, jenes Hyporchem habe den Pyth. II. vorkommenden Sieg besungen, die gröfsten Verwickelungen erzeugt.

Am Schlufs erklärt der Hr. Vf. kurz, was das Kastoreion eigentlich sei: Pindar selbst zeige Isthm. I. „Castoreum vocari carmen, quo victoria curru parta canatur." Dies sagt aber Pindar nicht, sondern nur: er wolle den Herodotos als Wagensieger entweder einem Kastoreion oder einem Iolaos-Hymnos einfügen, weil Kastor und Iolaos zu Lakedaemon und Theben die trefflichsten Wagenlenker erzeugt seien. Es pafste also und war wol gebräuchlich, *in einem Kastoreion* Wagensieger zu besingen; aber darum sind die Ausdrücke „Siegeslied für einen Wagensieger" und „Kastoreion" nicht gleichbedeutend. Schon der Gegensatz *ἢ Ἰολάου ὕμνῳ* bei Pindar zeigt, dafs Kastoreion ein gewisses *εἶδος* sei, welches eine besondere Eigenthümlichkeit hatte; wohin auch die bekannten Stellen über dasselbe als ein bestimmtes *μέλος* führen, welches zu Sparta mit Blaseinstrumenten zum Marsch aufgespielt, und wozu wenigstens zuweilen der embaterische Päan gesungen wurde. Plutarch nennt es sogar *τὸ καλούμενον Καστόρειον μέλος* (de mus. 26.). Dafs man dies nachher in Tonart und Instrumentirung variirte, ist natürlich; ja es konnte von den Lyrikern in der Blüthezeit des chorischen Stils, in welche auch die Blüthe der hyporchematischen Weise fällt, dem Charakter des Hyporchems sehr genähert worden sein, und so könnte in Bezug auf die Lyrik dieses Zeitalters die Angabe des Schol. über die hyporchematische Natur des Kastoreion einigen Gehalt haben. Eine solche Annäherung an den hyporchematischen Charakter kann man dem zweiten angeblich Pythischen Gedichte auch gar wohl zuschreiben. Aber in irgend einer Beziehung mufs doch in jedem Kastoreion etwas von der ursprünglichen Grundlage übrig geblieben sein. Dafs sein Wesen im *Inhalte* bestand, ist schon nach dem Gesagten nicht glaublich: und überdies müfste nach derselben Folgerung, wonach behauptet wird, ein Lied, worin ein Wagensieg besungen wird, sei ein Kastoreion, auch jedes solche Lied ein Iolaos-Hymnos sein; wollte man dies aber auch glauben, so begriffe man nicht, wie Pindar sagen könne, er wolle Herodots Lob entweder dem einen oder dem andern einfügen.

A. Böckh.

№ 17.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

XIV.

Archiv für Staats- und Kirchengeschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein, Lauenburg und der angrenzenden Länder und Städte. Herausgegeben von Dr. A. L. J. Michelsen, Prof. der Geschichte in Kiel, und J. Asmussen, Subrector an der Gelehrtenschule daselbst. Ersten Bandes erstes Heft. Kiel 1833. *X. und* 266 *S. in* 8.

Archiv u. s. w. Namens der S. H. L. Gesellschaft für vaterländische Geschichte redigirt von Michelsen u. Asmussen. Erster Band. Altona 1833. *XLI und* 425 *S. in* 8.

Die Neigung zur geschichtlichen Untersuchung eigenthümlicher Verhältnisse, welche sich bei den einzelnen Völkern und Volksstämmen in so verschiedenem Grade zeigt, steht im engsten Zusammenhange mit der Gestaltung der Gegenwart. Denn wenn auch allenthalben, wo sich eine ausgezeichnete wissenschaftliche Richtung kund giebt, das Besondere in den Kreis der Betrachtungen aufgenommen wird, so geschieht dies doch meistens mit Rücksicht auf allgemeinere Beziehungen, welche dann auch mehr oder weniger den Umfang und die Bedeutung der auf das Einzelne gerichteten Forschungen bestimmen. Anders wird es sich aber da verhalten, wo eine gewisse Abgeschlossenheit vorliegt, wo sich viel Eigenthümliches, Particuläres entwickelt oder erhalten hat, und nun ein reger Sinn auf dieses sich richtet, nicht um modisch zu verhöhnen und zu zerstören, sondern um mit Liebe den Gang der Entwicklung zu verfolgen, mit Besonnenheit das Verhältnifs zwischen den Zuständen der Gegenwart und dem, was ihr Noth thut, zu erwägen. Hier hat das Einzelne an sich, eben weil es eigenthümlich ist, seinen Werth, und bietet den Stoff zu erfreulichen Untersuchungen.

Die zuletzt angedeutete Lage findet sich in Schleswig-Holstein. Kräftige Volksstämme stofsen hier zusammen, welche mehr als anderswo in Deutschland, sich althergebrachte Einrichtungen erhielten. Die abgeschlossene Lage des Landes, eine grofse Anhänglichkeit der Bewohner an den Gewohnheiten ihrer Vorfahren und eine milde und nicht sehr kräftige Regierung, die ungerne ändernd eingriff, lassen sich als Ursachen dieses Zustandes anführen. Daher zeigt sich hier ein eifriger Anbau der heimischen Geschichte. Das rüstige Streben vortrefflicher Männer hatte die Theilnahme für sie rege erhalten, wie denn, was Neocorus, Westphahlen, der ältere Hegewisch und Andere in verschiedener Weise geleistet haben, nie vergessen werden darf. Und noch in der neueren Zeit erhielt diese Richtung einen besonderen Antrieb dadurch, dafs freisinnige Bestrebungen auf die alten Landesrechte begründet wurden, und namentlich Dahlmann und Falik mit Würde und Gelehrsamkeit in dieser Sache die Feder führten.

Die Herren Michelsen und Asmussen konnten daher auf grofse Theilnahme rechnen, als sie mit der oben angeführten Zeitschrift hervortraten, deren Zweck es war, den Transalbingern Belehrungen über ihre Staats- und Kirchengeschichte und Gelegenheit zur leichteren Mittheilung darüber zu geben. Unterdessen bildete sich in demselben Jahre zu Kiel unter dem Protectorat Sr. Majestät des Königs eine Gesellschaft zur Erweiterung und Verbreitung vaterländischer Geschichtskunde, welche es sich zur Aufgabe gestellt hat: 1) für die Sammlung und Erhaltung von Urkunden, Chroniken und ähnlichen Aufzeichnungen Sorge zu tragen; 2) genaue Regesten über alle gedruckten und eine Sammlung von ungedruckten Urkunden zu veranstalten; 3) Mittheilungen für Staats- und Kirchengeschichte herauszugeben. — Mit der Erfüllung der letzten Aufgabe hat die Gesellschaft den Anfang gemacht, und durch die Herausgeber des zuerst angeführten Buchs unter demselben Titel

den ersten Band ediren lassen. — Wir haben diesen beiden Schriften eine kurze Anzeige bestimmt, nicht so sehr, um den ganzen Inhalt prüfend durchzumustern, als vielmehr, um einiges Interessante heraushebend, auf die ganze Unternehmung aufmerksam zu machen.

Wir fangen mit dem Privatunternehmen der Hrn. Herausgeber an. Hier hat Michelsen zuerst die ältere Geschichte des adeligen Guts Rundhof in Angeln geliefert. Diese Aufgabe erscheint auf den ersten Blick ein wenig sehr particulär, ist aber doch von allgemeinem wissenschaftlichen Interesse. Es ist nämlich die Entstehung der exemten, geschlossenen Gütermassen, welche sich fast längs der ganzen deutschen Ostseeküste hinerstrecken, und einen so grofsen politischen und nationalökonomischen Einflufs auf die Lage dieser Länder haben, noch so wenig erforscht, dafs Einer der gründlichsten Kenner dieser Verhältnisse sogar die Hoffnung auf bedeutende Resultate aufgeben konnte. Denn die Unterjochung der wendischen Einwohner mag häufig den Erwerb so grofser Gütermassen erklären; dieser Grund reicht gewifs nirgends ganz aus, natürlich nicht in den Gegenden, wo keine Wenden safsen. Aber folgende Züge führen zu neuen Aufschlüssen. In dem Zeitalter der Waldemare kannte man in Dänemark, wozu für diese Periode auch Schleswig gerechnet werden mufs, die grofsen exemten Herrenhöfe noch nicht. Erst vom 14ten Jahrhundert an haben sich die Familien des Ritterstaats solchen ausgedehnten Grundbesitz auf verschiedene Weise allmälig zusammengebracht und arrondirt, indem sie die Immunität und andere Standesvorrechte mit einem dinglichen Charakter darauf übertrugen. Dieses Streben nach grofsem Grundbesitz ward sehr erleichtert durch die häufigen Veräufserungen, ja Verschleuderungen der landesherrlichen Kammergüter. Den angedeuteten Gang nun hat Hr. Prof. Michelsen durch die Geschichte Rundhofs belegt. Noch im Erdbuche Waldemar 2. (*Scriptores rerum Dan. VII.*) findet es sich als fürstliches Kammergut aufgezeichnet, wohl 6 Hufen grofs; später kam es durch Verpfändung in die Hand adeliger Familien, und von dieser Zeit an wird durch zum Theil ungedruckte Urkunden, welche einen schätzbaren Anhang zur Abhandlung bilden, gezeigt, wie durch klugen Verkehr, durch Niederlegung mehrerer Dörfer zu Hoffeld das Gut seinen jetzigen Umfang erhalten habe. — Es wäre sehr zu wünschen, dafs diese Untersuchungen fortgesetzt, und auch in den Gegenden aufgenommen würden, welche den schleswig-holsteinischen ähnliche Verhältnisse haben. Die Geschichte würde dadurch wichtige Aufschlüsse über die Zustände der Vergangenheit, und so über die Stellung der Gegenwart gewinnen; die allmälige Umbildung der Volkswirthschaft würde dann in ein viel helleres Licht treten. Es ist schon in dieser Abhandlung angedeutet worden, dafs die Niederlegung alter Dörfer zu Hoffeld sich später wiederholte, als die Schweinemast mit den Waldungen abnahm, der Kornbau sich vermehrte, die Milchwirthschaft im Grofsen getrieben ward, und so eine durchgreifende Veränderung in der Stellung des Gutsherrn und seiner Untergehörigen eintrat, welche sich jetzt fast dem Fabrikwesen nähert. —

Die folgende Abhandlung des Hrn. Doctor Behr in Lübeck handelt von Lübeckischen Luxusgesetzen und Hochzeitsordnungen aus dem Mittelalter. Der Vf. hat diese Art der Gesetzgebung mit Recht als eine wichtige Quelle für die Geschichte des deutschen Bürgerthums bezeichnet, indem wir durch sie in den geselligen Verkehr, in die ganze Lebensweise der damaligen Zeit eingeführt werden. Nur darf man nicht übersehen, dafs sie schon auf den Verfall der alten städtischen Ehrenhaftigkeit hinweisen, und dafs eben die Bestrebungen, durch solche äufsere Mittel sie fest zu halten oder zurückzubringen, keine erfreuliche Meinung von der legislativen Weisheit jener Zeiten geben können. — Der Verf. theilt die genannten Ordnungen in zwei Klassen, je nachdem der Aufwand bei Lustbarkeiten, häuslichen Einrichtungen u. s. w. nach der Gröfse des Vermögens oder nach den Ständen bestimmt wird. Die erste Klasse, wovon das erste sichere Beispiel vom Jahre 1410 ist, geht bis auf 1566, wo die zweite beginnt. Aufer den Aufzählungen der einzelnen Ordnungen wird Mancherlei aus ihrem Inhalt angegeben, wobei wir jedoch, indem wir gerne den darauf verwandten Fleifs anerkennen, eine schärfere Sonderung des Interessanten vom Unwichtigen und von Jenem ein gröfseres Detail gewünscht hätten. So scheint uns die Bestimmung sehr merkwürdig, dafs die Frau zwar ihre kostbaren Gewänder und Kleinodien zur Deckung der Schulden des entwichenen Ehemanns nicht herzugeben brauche, aber dafs sie dieselben doch unter diesen Umständen nicht tragen dürfe; im Uebertretungsfall findet Confiscation zum Besten des Aerars statt. Wir hätten gerne darüber Aufschlufs gefunden, wann dies verordnet, ob

auf den Unterschied der beerbten und unbeerbten Ehe Rücksicht genommen, und ob Etwas über das andere Vermögen der Frau festgesetzt sei. —

Zum dritten hat Hr. Asmussen eine kritische Untersuchung über den Umfang der hamburger Diöcese und Archidiöcese in älterer Zeit, mit Rücksicht auf benachbarte Bisthümer geliefert. Der Verf. sah die Lücke, welche die Vernachlässigung der äufsern, rechtlichen Seite in der Kirchengeschichte fühlbar macht; namentlich berührte ihn störend die Ungewifsheit über die örtlichen Verhältnisse der Kirche im Mittelalter. Er hat sich daher an eine Untersuchung des Umfangs der so wichtigen hamburger Diöcese gemacht, wobei er, um sicher zu gehen, die älteren Quellen einer genauen Kritik unterwerfen mufste. Wir bedauern, ihm nicht in die, ihrer Natur nach sehr speciellen Forschungen, folgen zu können. —

Den Schlufs dieses Heftes macht eine publicistische Erörterung über das Wahlrecht der schleswig-holsteinischen Stände zur Zeit Christians I. von Michelsen. Als Graf Christian von Oldenburg 1448 zum Könige von Dänemark war erwählt worden, hatte er auf die Lande Schleswig und Holstein, welche sein Mutterbruder, Herzog Adolf 8. beherrschte, verzichten müssen. Dieser starb 1559, ohne Kinder zu hinterlassen, und nun fragte es sich, wer sein Nachfolger sei. Holstein mufste nach Successionsrecht und Erbverbrüderung an die in Schauenburg regierende Linie fallen; Schleswig erschien nach dem Aussterben des Mannsstammes als ein eröffnetes Lehen der dänischen Krone. Aber einer Consolidation stand, abgesehen von andern Gründen, die Waldemarische Constitution entgegen, als deren Bestätigung die Entsagung Christians von 1448 anzusehen ist. Der Lehnsherr sollte nicht zugleich zugleich Landesherr sein können. Es war also für den dänischen König keine Aussicht vorhanden, der Nachfolger Herzogs Adolf zu werden.

(Der Beschlufs folgt.)

XV.

De la richesse, sa définition et sa génération ou notion primordiale de l'économie politique par M. Flury, ancien chef de division au ministère des affaires étrangères etc. Paris, Le Normant 1833, 8. XI u. 272 S.

Einige Blätter haben auf diese Schrift die Aufmerksamkeit gerichtet, indem sie von derselben als von einer höchst merkwürdigen Erscheinung sprachen. Ihre Bedeutung ist aber grofsentheils nur eine literarhistorische. Wenn schon in Deutschland und England eine bedeutende Gährung auf dem Gebiete der politischen Oeconomie sich ankündiget, so mufs natürlich der chemische Procefs der Wissenschaft in Frankreich den höchsten Punkt erreichen. Während jedoch in England und Deutschland vorzüglich der dogmatische Theil in neue Durcharbeitung gebracht wurde, hat sich der französische Geist mehr in den praktischen Theil geworfen, wie das selbst an S. Simon's und Fourier's Bestrebungen sichtbar ist. In Flury trifft endlich ein Schriftsteller auf, der sich den theoretischen und scholastischen Bemühungen des Auslandes anschliefset. Dafs es gerade ein höherer Beamter ist, darf nicht befremden. Man findet öfters, dafs gerade Geschäftsmänner auf abstracte Schemata, auf Definitionen, Distinctionen und anderes Schaalwerk der Schule ein gröfseres Gewicht legen, als Gelehrte von Fach es thun, die zuweilen über dem täglichen Aufbauen und Einreifsen von Gedanken-Kartenhäusern oder Systemen eine Geringachtung des Systematisirens überhaupt sich zu Schulden kommen lassen. Der Verfasser ist durch die kläglichen Widersprüche der staatswirthschaftlichen Schriftsteller in Bezug auf die Grundbegriffe von Werth, Vermögen, Produktion bewogen worden, eine kritische Entwickelung derselben zu versuchen. Er widmet ein Buch von zwei Kapiteln der Frage: was unter *Richesse* zu verstehen sei! Die Antwort fällt dem Franzosen, in dessen Sprache *richesse* so Vielerlei bezeichnen mufs, schwerer als dem Deutschen, dessen Sprache Werth, Vermögen, Reichthum unterscheidet. Herr Flury strengt sich ordentlich an, das Proteische Wort zu fesseln. Zuerst nimmt er *richesse* in der Bedeutung eines ökonomischen Gutes und schreibt das Wort mit einem kleinen *R*. Nachdem er mehrere falsche Definitionen hervorgehoben hat, stellt er eine neue und eigenthümliche auf, der zufolge ein Gut ein *produit immédiatement ou médiatement consommable* wäre (S. 11). *Produit* ist etwas Hervorgebrachtes, das zu einer gewissen Bestimmung dient. *Consommabilité*, Geniefsbarkeit, ist die Fähigkeit verzehrt zu werden oder doch zur Hervorbringung eines Verzehrungsgegenstandes zu dienen, weswegen etwas entweder *immédiatement* oder *médiatement* konsumabel ist. Güter sind demnach alle Waaren und Werkzeuge, und das Wesen jedes Gutes gründet sich auf das *Erzeugt sein* und *zum Genufs bestimmt sein*. Die Masse von Gütern, die eine physische oder moralische Person besitzt, heifst *Richesse* mit einem grofsen *R*, Vermögen. Je nach der Beschaffenheit der Person ist das Vermögen *Richesse générale* — wenn keine bestimmte Persönlichkeit unterlegt ist — *Richesse individuelle*, *Richesse nationale* und endlich *richesse publique* d. h. der Regierung. Das zweite Buch beschäftigt sich nun mit der *Génération de la Richesse* in allen Gestaltungen. *Richesse* im Allgemeinen (*générale*) entsteht nur durch ein Zusammenwirken (*concours*) von Produktion und Konsumtion, denn ein Gut ist ja nur ein konsumables Produkt. Die besten Schriftsteller haben aber nur die Produktion beachtet, nur von *Valeur* und *Utilité* der Produkte gesprochen und die Konsumabilität übersehen. Lauderdale (von dem ein ganzes Kapitel S. 227—271 mitgetheilt ist) er-

kannte zwar die Unzulänglichkeit der bloſsen Produktion, vermochte aber nicht die Konsumtion als ein inhärirendes Merkmal des allgemeinen Vermögens anzusehen. *Richesse individuelle* wächst durch bloſse Produktion, ja sogar durch Beschränkung der Konsumtion d. h. durch Sparsamkeit. Da eine Nation theils eine mystische Person ist, theils ein Individuum gegen andre Nationen, so ist klar, daſs die *Richesse nationale* wie die *Richesse générale* nur durch *Concours* von Produktion und Konsumtion sich vermehrt, theils im Verkehr mit dem Auslande, wie die *Richesse individuelle*, durch vorherrschende Produktion sich vermehrt. Betrachtet man ein Volk an sich, untersucht man, wie es durch *Concours* von Produktion und Konsumtion sich bereichert, so muſs man fünf Menschenklassen unterscheiden. Ein Theil verzehrt, was er einnimmt, ein zweiter Theil producirt nur, so viel er braucht, ein dritter Theil will viel verzehren, wenig erzeugen, ein vierter will viel erzeugen und wenig verzehren und nur der fünfte und letzte Theil denkt daran, Vermögen und Genuſs zugleich zu erweitern. Durch die vier ersten Klassen vermehrt sich das Nationalvermögen nicht, es vermehrt sich nur durch die fünfte Klasse, indem bei dieser allein ein *Concours* von Produktion und Konsumtion obwaltet, der die Erweiterung der Unternehmungen und die Unterbringung neuer Vorräthe möglich macht (S. 84). Damit aber durch eigne Erzeugung und Verzehrung ein Volk sich bereichre, wird stets ein freundschaftlicher Verkehr mit dem Auslande nothwendig sein; denn nur auf diesem Wege entwickelt sich die Civilisation, die durch immaterielle Bedürfnisse Reize zur Produktion giebt und eine gedeihliche Konsumtion gewährt. Untersucht man, wie ein Volk durch vorherrschende Produktion im Verkehr mit dem Auslande sich bereichert, so findet man, daſs es sich nur mittelst eines Gutes bereichern kann, welches nicht verzehrt wird und in dem Grade, als es sich anhäuft, stärker angewendet werden kann. Ein solches Gut sind die edlen Metalle, die man nicht verzehrt und zum Umlaufe in desto gröſserer Menge braucht, in je geringerm Preise sie ihres Ueberflusses wegen stehen. Die Handelsvölker müssen edle Metalle nothwendig als die Basis ihrer Bereicherung betrachten und A. Smith veranlaſste grobe Irrthümer, weil er dem Geldmetalle keinen Platz unter den Reichthümern einräumen wollte. Die Bereicherung durch vorherrschende Production ist keineswegs die günstigste und setzt immer eine besondere Lage des Landes und eine geringe Bevölkerung voraus. Daher ist es ganz absurd, wenn jedes Volk dem Merkantilsystem nachstrebt. Die *Richesse publique* ist nur ein Ausfluſs des Nationalvermögens und wächst nur mit dem Nationalvermögen; daher reducirt sich die ächte Finanzkunst auf die Geschicklichkeit, das Nationalvermögen zu steigern.

Dieses ist der Inhalt der vorliegenden Schrift, und sie würde als eine wohlgeschriebene Dissertation über einige Fundamentalsätze der National-Oeconomie beifällig angesehen werden können, wenn nicht der Verfasser mit so groſsen wissenschaftlichen Ansprüchen sie einführte. Wenn man ihm glaubt, so hat er in dieser Abhandlung dem Gebäude der National-Oeconomie Grundstein und Giebel zugleich gewährt. *Pour qu'une science soit créée, il faudra le concours d'un grand nombre d'hommes. Quelques rapports observés entre des faits ou entre des idées forment par leur association ce qu'on appelle un système; il est accueilli d'abord avec enthousiasme puis examiné, critiqué et abandonné. D'autres systèmes se succèdent, qui présentent de nouveaux apperçus et de nouvelles inductions; les notions se multiplient, elles s'épurent et l'on est ainsi conduit à decouvrir enfin la notion primordiale, à laquelle se doivent coordonner toutes ces notions éparses et qui constituera la science en lui conferante le caractère de l'évidence. L'économie politique n'est encore que l'assemblage de diverses systèmes. Livrée à la fluctuation de doctrines diverses elle attend cette notion primordiale, qui la fixera sur une base solide. L'économie politique recherche, comment peut s'accroître la Richesse . . . . la vérité sur ces points est encore inconnue, nous essayons dans cet écrit de la mettre au jour* (*VI — VIII*). Die Schrift ist so weit davon entfernt, die Nationalöconomie zu fördern, daſs sie vielmehr nichts ist als eine plane Variation über einige Themata von Lauderdale und Ganith. Noch dazu ist die eigentliche Aufgabe, den Begriff und die Entstehung des Vermögens ins Klare zu setzen, nicht ganz erreicht. Die wichtigsten Fragen, z. B. ob auch unkörperliche Güter zum Vermögen gehören, ob der Accent mehr auf den Tauschwerth oder auf den Gebrauchswerth der Güter zu setzen sei, bleiben ganz unbeantwortet. Sogar ist der Concours der Produktion und Konsumtion nirgend deutlich gemacht worden. Geht man den vom Vf. aufgeworfnen Fragen nach, so findet man eine ganz andre Auflösung, und zwar folgende. Güter sind alle Mittel zu Menschenzwecken; wirthschaftliche Güter sind aber nur Erwerb- und Besitzobjekte. Weder immaterielle Güter, noch freistehende Güter (Luft, Licht) sind also wirthschaftliche Güter. In der isolirten Oeconomie oder bei obwaltender Gütergemeinschaft ruht der Accent auf dem Gebrauchswerth der Güter; in der reingeselligen Oeconomie ruht er auf dem Tauschwerthe. In der bürgerlichen Gesellschaft schützt der Einzelne auch die Güter nur nach dem Tauschwerth, aber die Gesammtheit muſs den Gebrauchswerth beachten. Der Nationalreichthum ist daher eine Summe von Lebensnothwendigkeiten und Bequemlichkeiten und der Wohlstand gründet sich nicht blos auf die Produktion, sondern eben so sehr auf die Vertheilung und Verzehrung der Güter. Die Gütervertheilung geschieht nach dem *Tauschwerthe* der Leistungen, Nutzungen u. s. w. Die Einkünfte werden von den Producenten nicht blos zur Befriedigung physischer, sondern auch geistiger Bedürfnisse angewendet, und so entsteht ein Umsatz körperlicher und unkörperlicher Güter, der von dem wohlthätigsten Einflusse ist, indem er die Producenten zu gröſserer Hervorbringung treibt und zugleich eine geistigere Population begründet. Dieses Thema, dessen Ausfuhrung hier nicht am Platze wäre, löset die herrschenden Zweifel viel besser und erweiset zugleich das Getriebe der Volkswirthschaft als keinen Mechanismus, sondern Organismus. Joh. Schön.

Druckfehler: S. 101 Z. 13 v. o. lies Sieges statt Liedes.

№ 18.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Archiv für Staats- und Kirchengeschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein, Lauenburg und der angrenzenden Länder und Städte. Herausgegeben von Dr. A. L. F. Michelsen und J. Asmussen.

Archiv u. s. w. Namens der S. H. L. Gesellschaft für vaterländische Geschichte redigirt von Michelsen und Asmussen.

(Schlufs.)

Aber er wandte sich an die schleswig-holsteinischen Stände, und diese, vor Allem die Einheit des Landes erstrebend, seiner Person günstig und einem Kriege abhold, erhoben ihn durch freie Wahl zu ihrem Landesherrn, nachdem die andern Prätendenten abgefunden verzichtet hatten. Damals wurden zuerst die ständischen Rechte und Landesfreiheiten der Herzogthümer verbrieft, wozu bald nachher noch eine „tapfere Verbesserung" hinzukam. Unter Anderem wurde rechtsgültig festgesetzt, dafs in Zukunft nicht kraft einer besonderen Successionsordnung, sondern durch ständische Wahlbestimmung die jedesmalige Succession deferirt werden sollte, und zwar so, dafs die Wahl unter den Kindern des Verstorbenen, und wenn diese fehlten, unter den rechten Erben freigestellt ward. — Die Bestimmung dieser Wahlfreiheit der Stände lag offenbar im Interesse des Königs, indem er so den einzigen Rechtsgrund der erlangten Landeshoheit sanctionirte. Dennoch hat man gegen diese Anordnung Mancherlei eingewandt, und neuerdings noch hat Hr. Director Estrup zu Saron sie deswegen angegriffen, weil der König nach der dänischen Reichsverfassung und seiner Wahlcapitulation zu diesem Schritte nicht befugt gewesen sei: es liege darin eine Veräufserung Schleswigs, wofür die Beistimmung des dänischen Reichsraths fehle. — Hiergegen nun ist des Verfs. Deduction hauptsächlich gerichtet, indem er einmal zeigt, dafs keine Veräufserung vom dänischen Reiche stattgefunden habe; dann aber noch die Geneigtheit und den Beitritt des dänischen Reichsraths zu der erwähnten Bestimmung urkundlich darthut. —

Der erste Band des Archivs, der im Namen der historischen Gesellschaft herausgegeben ist, enthält zuerst einen Vorbericht über die Stiftung und bisherige Wirksamkeit derselben. Die grofse Zahl der ordentlichen Mitglieder (173) zeigt, welche Theilnahme das Unternehmen gefunden hat; zugleich ergiebt sich aber daraus, dafs der Zweck desselben nicht blofs darauf gerichtet ist, Einzelne zu wissenschaftlichen Leistungen heranzuziehn; sondern dafs dem Ganzen auch die Absicht unterliegt, die Neigung für die Geschichte der Heimath zu beleben, rege zu halten, und ihre Kunde zu verbreiten. Diese Aufgabe wird sich auch hoffentlich immer mehr in den Mittheilungen der Gesellschaft geltend machen. Stoff zu Abhandlungen, welche einen grofsen Kreis gebildeter Männer anziehen könnten, fehlt nicht. Die politische Geschichte des Landes, wenn auch im Ganzen kleinlich und betrübend, kann doch einzelne Perioden aufzeigen, in denen sich eine ungewöhnliche Kraft und ein fast romantischer Schwung entwickelt haben, wovon man, zumal im Dithmarschen, noch Anklänge findet. Die Reformation ist weder in ihrer innern, noch in ihrer äufsern Bedeutung gehörig erforscht: wir glauben, dafs sich hier besonders rücksichtlich der Vertheilung der Kirchengüter manches Eigenthümliche nachweisen liefse. Die agrarischen Verhältnisse und die Gerichtsverfassung einzelner Landestheile sind sehr interessant: hier sieht man noch Volksgerichte, in alterthümlicher Weise gehegt, welche nach den Rechtsbüchern des Mittelalters die Urtel finden; es giebt grofse, freie Bauergemeinden mit sehr ausgebildeter Communalverfassung, zu denen nie die Hörigkeit hingedrungen ist, und auf ungetheilten Hufen sitzt ein kräftiger Stand, der sich durch eigenthümliche Successionsordnungen und

durch eigene Tüchtigkeit Würde und Wohlstand bewahrte. Hamburg und Lübeck, welche Städte in den Wirkungskreis dieser Gesellschaft gezogen sind, geben Gelegenheit zu grofsartigen Forschungen über Handel und Bürgerthum des Mittelalters, und selbst für die Kunstgeschichte läfst sich Manches erwarten, zumal wenn es dem Hrn. von Rumohr, dem Ehrenmitgliede der Gesellschaft, gefallen sollte, bei dieser Veranlassung das Resultat seiner Forschungen auf dem in Norddeutschland fast ganz vernachläfsigten Gebiet dem Publicum mitzutheilen. — Aber nicht blofs die schwachen Ueberreste der Kunst des Mittelalters; auch vieles Andere von den eigenthümlichen Verhältnissen des Landes wird bald verschwinden, der Zeit, dem wahren Bedürfnisse oder der Mode weichend. Darum mögen die, welche zu wissenschaftlichen Leistungen befähigt sind, jetzt noch die vortheilhafte Stellung benutzen, welche die eigene Anschauung bei der Untersuchung alterthümlicher Einrichtungen gewährt. Denn das gesunde Auge sieht mehr im Leben, als auf dem Papier.

Man verzeihe diesen Abweg. Der Inhalt der gesellschaftlichen Mittheilungen ist dieser. Zuerst hat Hr. Prof. Michelsen eine Geschichte der haseldorfer Marsch im Mittelalter geliefert. Dieses am rechten Elbufer belegene Ländchen hat deswegen seine eigene Geschichte, weil es früher nicht zum Territorium des Herzogthums Holstein gehörte, sondern einen Bestandtheil der Grafschaft Stade ausmachte, mit der es 1062 durch eine Schenkung Kaiser Heinrich 4. an den Erzbischof Adalbert von Bremen kam. Doch den Einwohnern brachte der entfernte Sitz ihres Landesherrn kein Heil. Wie anfangs erzbischöfliche Ministerialen im Lande walteten; wie es später als Pfand in die Gewere von Adeligen kam; welche Unbill die Einwohner erlitten durch eigene Aufsätzigkeit, Anfeindungen von der Nachbarschaft und rohes Fehdewesen: das hat der Verf. in lebendiger Auffassung aus urkundlichen Belegen mitgetheilt. Eine ruhigere Zeit begann, als die Grafen von Holstein in Folge geschlossener Verträge 1375 und 1378 die Pfandschaft einlösten und an sich brachten. Zwar blieb das erzbischöfliche Reluitionsrecht bestehen; dies hielt aber den König Johann von Dänemark, der bei einer Theilung der schleswig-holsteinischen Lande Haseldorf zu seinem Antheile erhielt, nicht ab, es 1394 an einen Holsteiner von Adel zum unwiderruflichen Eigenthum zu verkaufen. Seitdem ist es, in adelige Marschgüter zerlegt, in den Besitz verschiedener Familien gekommen. Bremen aber verzichtete im Rothschilder Frieden 1658 auf jeden staatsrechtlichen Anspruch. — Der Hr. Verf. hat sich nicht mit diesem Abrifs der äufsern Schicksale des Landes begnügt; wie schon früher bei andern Gelegenheiten, hat er auch hier die Ausbildung und Bewahrung freien Gemeindewesens und ehrenhaften Bauernthums hervorgehoben. Denn diese Gegend, in deren Bevölkerung wir Friesische Elemente gefunden zu haben glauben, gehört zu den wenigen, wo sich der Bauernstand frei hielt von jeglicher Hörigkeit, und, mit den Wellen um seinen Besitz kämpfend, ihn selbst unter ungünstigen Verhältnissen vor anderem Andrang bewahrte. —

In der zweiten Abhandlung hat Hr. Doctor Dittmer die Geschichte und die Einrichtung des heil. Geist Hospitals in Lübeck beschrieben. Die ziemlich weitläuftige Arbeit zerfällt in vier Abschnitte: zuerst wird vom Ursprung des Hospitals gehandelt und von dessen Güterbesitz, welcher hauptsächlich aus Grundstücken in Mecklenburg und Holstein und aus einem Antheile an der lüneburger Saline besteht. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit der innern Einrichtung und Verwaltung; das genaue Detail wird hier jedem, der sich mit dem Zustande einer solchen Anstalt bekannt machen will, erwünschte Belehrung bieten. Der dritte Abschnitt behandelt das Verhältnifs der Hauswirthe auf dem Grundbesitz des Hospitals in ihren verschiedenen Beziehungen zu dem Hospital als Gutsherrschaft, zu ihren Landstellen und zu dem Gemeindewesen, welches letztere sich aber wohl nur in Kirchen- und Schulangelegenheiten wirksam zeigt. Zuletzt ist noch Einiges über die Justizverwaltung mitgetheilt, indem namentlich zur früheren Criminaljustiz einige recht interessante Beiträge geliefert sind. Was von dem Verfahren und dem Ausspruch des Dinggerichts im Fall eines unverschuldeten gewaltsamen Todes erzählt wird, erinnert lebhaft an den englischen Coroner, für dessen hohes Alter schon die Art seiner Wahl spricht. —

Das folgende Stück enthält eine Untersuchung des Hrn. Asmussen über die Kriegszüge der Ottone gegen Dänemark. Der Hr. Verf. hat es versucht, die sehr unbestimmten und schwankenden Nachrichten über die Zeit dieser Ereignisse festzustellen. Er hat dazu hauptsächlich die isländischen Sagen, namentlich die Jomsvikingasage und die deutschen Quellen benutzt. Erstere

scheinen aber eben keine grofse Ausbeute gegeben zu haben; ja, wenn man ihnen grofsen Werth beilegen will für chronologische Bestimmungen, so könnten sie eher das gefundene Resultat schwächen, als befestigen. Dieses ist nun folgendes. Der Verf. nimmt an, dafs während der langen Regierungszeit Harald Blaatands von den drei Ottonen drei verschiedene Kriegszüge gegen Dänemark unternommen sind. Den Zug Ottos des Grofsen setzt er in das Jahr 958, indem er mit Schatfsinn und Kunde das Zeugnifs des Mönchs Eckehard in den *casus St. Galli* benutzt, und Adams von Bremen Bericht damit vereinigt. Für Otto 2. ist das Jahr 975 angenommen nach den von einander unabhängigen Aufzeichnungen des Dithmar von Merseburg und des drontheimischen Mönchs Theodorich; bei Otto 3. ist aber der Verf. zu keinem bestimmten Resultat gekommen; er scheint mit Suhm zwischen 986 und 89 zu schwanken. — Obgleich wir gerne die Gründlichkeit dieser Untersuchung anerkennen, so müssen wir doch gestehen, dafs wir durch sie selbst die Vorfrage, ob alle drei Ottone Dänemark bekriegt haben, noch nicht als erledigt ansehen. —

Aufser dem Angeführten enthält dieser Band noch historische Nachrichten über die Diakonate in Schleswig-Holstein von dem Hrn. Pastor Jensen, welcher am Schlufs des Buchs auch einige Beispiele von niedergelegten Dörfern in Angeln aufgeführt hat; eine Abhandlung über das ratzeburgische Wappen von dem Hrn. Rector Masch; den Anfang einer von dem Hrn. Prof. und Bibliothekar Ratjen mitgetheilten Autobiographie des Samuel Rachel, welcher als Prof. in Kiel bei der Stiftung der dortigen Universität thätig war, und namentlich über seine Schuljahre Ergötzliches berichtet, was zur Charakteristik der damaligen Zeit dient. Den Schlufs machen Miscellen verschiedenen Inhalts. — Wir glauben uns der Anzeige dieser zum Theil kürzeren Aufsätze entheben zu können, und schliefsen mit dem Wunsche, dafs die Gesellschaft den Zweck ihrer Stiftung erreichen, und auch über des Landes Grenze hinaus die Theilnahme finden möge, welche sie durch die Wahl correspondirender Mitglieder zu erregen gesucht hat. —

Georg Beseler.

XVI.

Aufsätze und Abhandlungen aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Staatsarzneikunde von Dr. Joh. Nep. Rust, Ritter des königl. preuss. rothen Adlerordens 2ter Classe mit Eichenlaub, desgl. des eisernen Kreuzes und des kaiserl. russ. St. Annen-Ordens 2ter Classe, Leibarzte Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Preufsen, etc. etc. etc. Erster Band. Berlin 1834. *XII.* 475.

Die innige Vereinigung der Medicin und Chirurgie als ein geschlossenes Ganze zu einem von der Wissenschaft, so wie von den Staaten auf gleiche Weise geheiligten Gesetze zu erheben, ist in der neueren und neuesten Zeit das rastlose Bestreben einer grofsen Anzahl der ausgezeichnetsten und hochgefeiertsten Aerzte gewesen, und wir sehen die Realisirung desselben täglich durch die glänzendsten Erfolge gekrönt. Ohne nun dem Verdienste jener Männer, deren Namen uns Allen bekannt sind, zu nahe treten zu wollen, müssen wir doch bekennen, dafs es keinem von ihnen gelungen ist, die genannte Vereinigung in einer solchen Ausdehnung in's praktische Leben einzuführen, als dem Verf. obigen Werkes. Wenn nun ein so ausgezeichneter Mann uns aus dem reichen Schatze seiner vieljährigen Erfahrung Mittheilungen macht, so sind wir demselben den gröfsten Dank zu zollen schuldig — ein Tribut, den ihm vor allen Andern auch die Kritik darbringen mufs. Eine solche aber, die Kapitel für Kapitel einzeln durchgeht, hier zu geben, kann nicht unsere Absicht sein, da das Werk schon gedruckte Aufsätze enthält und über Rust's hier niedergelegte Ideen und Behandlungsweisen die Kritik so wie die Erfahrung schon längst entschieden haben. Wir erlauben uns deshalb nur durch ein Paar Bemerkungen anzudeuten, welche Aufmerksamkeit wir dem Werke geschenkt haben.

Der Verf. hat sich aus doppelten Rücksichten zur Herausgabe desselben entschlossen (laut Vorrede), einmal, damit die Aufsätze nicht späterhin als *opera posthuma* von fremder Hand dem Drucke übergeben würden; zweitens weil der Verf. es der ärztlichen Welt schuldig zu sein glaubt, noch während seines Lebens ihr sein Vermächtnifs zu überliefern.

Das Werk beginnt mit des Verfs. *Verfahren am Krankenbette im Wiener allgemeinen Krankenhause*; (bereits im ersten Bande des Magazins abgedruckt). Der Leser soll (laut Vorrede) hier aber mehr darin finden, als in dem bereits bekannt gemachten, welches

sich auch durch eine Vergleichung bestätigt. Eine Menge von geistvollen, interessanten Bemerkungen, so ganz aus dem praktischen Leben genommen, fesseln den Leser, wobei derselbe zugleich in den Berichtigungen früherer Meinungen und Ansichten den geraden wahrheitsliebenden, von seinem hohen Berufe durchdrungenen Mann erkennt. Aber warum wählte der Vf. eine solche Uebersicht von Beobachtungen, die bereits vor zwanzig Jahren gemacht wurden, und zog es nicht lieber vor, einzelne Kapitel der gesammten Medicin herauszuheben und mitzutheilen? Die Gründe, warum dies nicht geschah, scheinen uns nicht ganz genügend. Wenn wir an ein Paar Beobachtungen, z. B. Entzündung der Beinhaut 3 Fälle; innere Brustabscesse 2 Fälle, Abscesse der Leber 3, Milchversetzung 1, Hasenscharte 3 u. s. w., Behandlungsweisen geknüpft finden, die als Norm dienen sollen, so würden wir doch wahrlich, wenn wir nicht wüfsten, wie reich aufserdem die Erfahrungen des Verfs. sind, denselben eine sehr geringe Bedeutung zuschreiben. Wir können hier unser Bedauern nicht unterdrücken, dafs Rust durch seine vielfältigen Geschäfte abgehalten ist, sein Versprechen, welches er im ersten Bande seiner Chirurgie uns gab, nicht erfüllen konnte.

Erste Abtheilung. Primär-dynamische Abweichungen von der normalen Organisation. 1. Krankheiten mit vorwaltender Anomalie der vegetativen Thätigkeit.

A. Entzündungen. Der Verf. hebt hier deutlich und klar die Grundsätze hervor, die als Leitstern des therapeutischen Verfahrens bei Entzündungen dienen können, und wenn gleich Physiologie und Pathologie hier durch nichts Wichtiges und Neues bereichert werden, ja sich sogar manches dagegen einwenden liefse, z. B. dafs die Entzündung nicht immer im arteriellen Systeme vorwalte, dafs eine asthenische Entzündung nicht so ganz ein Unding sei u. s. w. (p. 12), so wie auch das gröfsere ärztliche Publicum nicht genügend genug durch die Ansichten des Verfs. befriedigt sein wird, so bleibt der Aufsatz doch als klinischer Vortrag für angehende Aerzte von entschiedenem Werthe. Der Verf. thut übrigens den Wundärzten Unrecht, (S. 21) wenn er meint, dafs dieselben die Mercurialsalbe bei Entzündungen membranöser, tendinöser und knochiger Gebilde zu wenig anwenden. Wir können versichern, dafs dies überall häufig, ja selbst zu häufig geschieht. Die Bestimmungen der Anwendung von warmen Fomenten, Breiumschlägen, Pflastern u. s. w. sind vortrefflich. Nach dieser allgemeinen Einleitung, folgen die speciellen Formen der Entzündungen.

Phlegmonöse Entzündung an verschiedenen Theilen des Körpers.

Rothlaufartige Entzündung. Der Verf. hat das Verdienst die eigenthümliche Form der rothlaufartigen Entzündung, welche die älteren Aerzte als phlegmonöses Erysipelas (Wiseman, Sydenham), die Engländer (Thomson, Hutchinson, Duncan) als *diffuse inflammation of the cellular tissue*, und die Franzosen (Dupuytren) als *phlegmon diffus* schildern, in einer klareren Darstellung uns mitgetheilt, und es in der Praxis nachgewiesen zu haben, wie nothwendig dort Fomentationen, Einschnitte, innerlich nach Umständen *tonica*, u. s. w. (Fordyce, Wells, Gilbert, Blane u. s. w.) sind. Es folgen dann Bemerkungen über *Furunkeln, Verbrennungen* u. s. w.

Entzündungen der Augen. Der Verf. ist auch jetzt noch überzeugt, dafs die sogenannte ägyptische Augenentzündung eine catarrhalische *blepharoblennorrhoe* und *ophthalmoblennorrhoe* sei, die aber durch das aus Aegypten herübergetragene Contagium einen eigenthümlichen Charakter erhalten habe.

Entzündung der Leistendrüsen, bubones. Rust widerräth die Bubonen, namentlich die idiopathischen zur Zertheilung zu bringen, da er in der Regel nach der Zertheilung derselben allgemeine *lues* und namentlich Rachengeschwüre habe erfolgen sehen (S. 63). Nach unseren vielfältigen Erfahrungen halten wir es jedoch immer für das Angemessenste und Zweckmäfsigste, alle möglichen Mittel anzuwenden, um die Zertheilung der Bubonen, sie seien primär oder sekundär, zu versuchen. Es läfst sich auch kein physiologisch-pathologischer Grund nachweisen, weshalb durch die Zertheilung einer Entzündungsgeschwulst, sie sei entstanden, wodurch sie wolle, als Folge dieser Zertheilung eine andere Krankheitsform (hier Geschwüre) herbeigeführt werden sollte.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 19.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Aufsätze und Abhandlungen aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Staatsarzneikunde von Dr. Joh. Nep. **Rust.**

(Schlufs.)

Ganz etwas anderes wäre es, wenn der Vf. behauptet hätte, dafs, wenn Bubonen sich leicht zertheilen lassen, man Verdacht auf eine bereits stattgefundene allgemeine Infektion haben könne, da es unter solchen Umständen wahrscheinlich sei, dafs, indem das ganze Lymphsystem mit dem syphilitischen Gifte imprägnirt wäre, ein erhöhtes Leben in den Lymphgefäfsen und so auch häufigerer und stärkerer Stoffwechsel in den Lymphdrüsen vorhanden sein könne; doch hat sich auch dies Letztere durch die Erfahrung bei uns keineswegs bestätigt, und wir sehen weit häufiger nach in Eiterung übergegangenen Bubonen sekundäre *Syphilis* entstehen, als in andern Fällen.

Entzündung der Hoden. Der Verf. warnt hier mit Recht vor kalten Umschlägen.

Entzündung der Venenhäute. Wir müssen bei diesem Kapitel unser Bedauern abermals wiederholen, dafs der Verf. sein Verfahren im Wiener Krankenhause zur Basis seiner Mittheilungen machte. Wie haben sich seit 20 Jahren die Beobachtungen über Phlebitis gehäuft und welchen Aufschlufs könnte uns Rust über diese Krankheitsform geben, während hier nur *ein* Fall mitgetheilt wird! Dasselbe gilt von der Unterbindung der Mutterpolypen (S. 262), wo Rust Siebold's Verfahren tadelt, dieselben mit der Scheere wegzunehmen, und es ferneren Beobachtungen anheim stellt, ob dies Verfahren besser, als die Unterbindung sei, während in der neuesten Zeit uns so viele Beobachtungen über das Abschneiden der Mutterpolypen von Dupuytren, Lisfranc u. s. w. vorliegen. Dasselbe gilt von der *amputatio colli uteri* (S. 290). Einige 90 Fälle, die z. B. Lisfranc hierüber mittheilt, sind doch wahrlich der Beachtung werth.

Eiterungen, mit den verschiedenen Arten von Abscessen. Des Verfs. Bemerkungen über das Empyem (er räth nach der Operation eine Röhre in der Wunde liegen zu lassen), seine Behandlung der Psoasabscesse, seine Bemerkungen über Geschwüre, über Mastdarmfisteln, über *Syphilis* u. s. w. enthalten so viele Eigenthümlichkeiten, dafs wir sie mit dem gröfsten Interesse und der gröfsten Belehrung gelesen haben.

Lymphabscesse. Rust erklärt sich auch jetzt noch für die Existenz von wahren Lymphgeschwülsten, d. h. wirkliche Lymphe enthaltenden Geschwülsten (S. 144). Der Streit darüber ist allgemein bekannt, und wird auch noch so lange fortdauern, als selbst noch über die Struktur der Lymphgefäfse, wie neulich Mojon nachgewiesen hat, manche Zweifel herrschen.

Blasensteine (332). Rust ist der Lithotritie nicht günstig, und setzt ihren Nachtheil durch mehrere Gründe auseinander. Sehr interessant wäre es gewesen, wenn Rust auch die Erfahrungen Souberbielle's über den hohen Steinschnitt, Dupuytren's Bilateralschnitt, wodurch bekanntlich der Blasenhals und die *prostata* ohne Gefahr weiter geöffnet und die Extraktion voluminöser Steine gestattet wird, einer strengen Kritik unterworfen hätte. Den Vorwurf übrigens, dafs durch die Lithotritie der Stein zerbröckelt werde (S. 337), was man beim Steinschnitte als Unglück ansähe, möchten die Anhänger der Lithotritie doch gewifs dadurch beseitigen, dafs sie einwenden, dafs hier ja von einer unverletzten Blase die Rede sei. Heurteloup glaubt allerdings dem Civiale (S. 339) nachzuweisen, dafs von 48 durch die Lithotritie Operirten 8 gestorben seien; Double und Larrey geben das Verhältnifs selbst noch ungünstiger an; die Steinzermalmung scheint aber ein günstigeres Resultat zu liefern; von 28 Kranken verlor nach dieser Methode Leroy 3, von 38 Heurteloup nur einen — und so bedarf

auch diese Modifikation der Lithotritie noch einer genaueren Kritik nach dem Mortalitätsverhältnisse. Der Procefs darüber schwebt noch unentschieden vor dem *Institut de France*; übrigens giebt ja Dupuytren von 356 seit 10 Jahren in Paris und der Umgebung vollzogenen Operationen *des Steinschnittes* ein Sterblichkeits-Verhältnifs von 1 zu 5 : 6 an.

Brand der Gliedmafsen. Rust räth bei bestehendem Brande nie zu amputiren. Ob nicht in der Militairpraxis hier eine Ausnahme gemacht werden mufs? Die ausgezeichnetsten Militairchirurgen Hennen, Guthrie so wie Larrey, Dupuytren sind wenigstens ganz der entgegengesetzten Meinung. Wohl zu berücksichtigen ist der Brand, welcher auf Verletzungen von grofsen Blutgefäfsen folgt, und wo doch wohl die Amputation indicirt wäre. Die übrigen Aufsätze dieses Werkes als: *„Ueber Magnetismus und das magnetische Treiben in Wien“.* *„Ueber den Einflufs der Diät und des diätetischen Regimens auf Kranke“.* *„Ueber den klinischen Unterricht“* sind an verschiedenen Orten abgedruckt.

Mit grofser Sehnsucht sehen wir dem Erscheinen des 2ten Bandes entgegen, womit uns der Verf. recht bald erfreuen möge. Fricke.

XVII.

Giorgio Vasari, *Leben der Maler, Bildhauer und Baumeister von Cimabue bis zum J.* 1567, *aus dem Italienischen. Mit den wichtigsten Anmerkungen der früheren Herausgeber, so wie mit neueren Berichtigungen und Nachweisungen begleitet und herausgegeben, von Ludwig* Schorn. *Erster Band, enthaltend der Originalausgabe ersten Theil. Mit 30 lithographirten Bildnissen. Stuttgardt und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.* 1832. 8.

Georg Vasari behauptet noch immer die erste Stelle unter den Schriftstellern, welche von den Kunstbestrebungen der neueren Zeiten melden, deren Principien zu entdecken, deren Maximen aufzustellen versucht haben. Mag man immerhin berichtigen, worin er gefehlt hat; allein, was als bewährt und wahrscheinlich zurückbleibt, wird man einräumen müssen, ist so bedeutend und weitumfassend, dafs es unerklärlich bleibt, wie dieser arbeitsame und vielbeschäftigte Künstler die Mufse habe gewinnen können, mit den verschiedenartigsten Stufen und Schulen der Kunst, mit den abweichendsten Eigenthümlichkeiten sich wohl bekannt zu machen, in deren allgemeinen Charakter tief einzugehn, eine Unermefslichkeit von Einzelnheiten aufzufassen und seinem Gedächtnifs tief einzuprägen. Auch erhöhen die wohlangebrachten Reflexionen, die Winke und Maximen des thätigen Künstlers den Werth seines Werkes, dessen poetische Seite, wenn auch minder geschichtlich, immer doch gefällig einschmeichelnd und mindestens voll allgemeiner Wahrheit ist. Ein solches Werk dem deutschen Leser zugänglich zu machen, war vormals ein (längst schon aufgegebener) Wunsch des Referenten, den er nunmehr durch fremden Fleifs in's Leben treten sieht und freudig begrüfst. Durch eigene Versuche mit den Schwierigkeiten bekannt, welche der höchst eigenthümliche Styl des Vasari dem Uebersetzer entgegenstellt, möchte er um so mehr das Verdienst vorliegender Leistung zu würdigen vorbereitet sein.

Die Eigenthümlichkeit der Schreibart des Vasari beruhet auf einer sehr ausgedehnten Anwendung von Participialconstructionen, Relationen und Partikeln. Kein anderer toskanischer Schriftsteller hat, meines Erinnerns, von diesen besonderen Vortheilen des italienischen Idiomes jemals in gleicher Fälle Gebrauch machen wollen. Nicht allein häuft Vasari die Zwischensätze in's Endlose, nein auch verbindet und knüpfet er, nach Art geschwätziger Berichtgeber und nach alleiniger Mafsgabe eben ihm aufsteigender Bilder und Erinnerungen, ohne Aufhören den einen Satz an den anderen. Bei minderer Biegsamkeit unserer Zeitwörter, gröfserer Armuth an Partikeln und vieler Schwerfälligkeit in den vorhandenen, werden deutsche Uebersetzer in Fällen dieser Art nicht immer so leicht sich zu helfen wissen, als der Verf. der uns vorliegenden Arbeit. Freilich scheint es dem Uebersetzer nicht alsobald durchaus gelungen zu sein. Er beginnt etwas schwerfällig, was indefs seinem Original, dessen erste Sätze ebenfalls ungelenkig sind, im allgemeinen Eindrucke ihn nur um so näher bringt.

„Durch die endlosen Verheerungen (eröffnet der Uebersetzer die erste Lebensbeschreibung, die des Cimabue), welche im Mittelalter das unglückliche Italien zu Grunde gerichtet hatten, waren nicht nur alle Kunstdenkmäler zerstört, sondern, was noch schlimmer war, es gab auch gar keine Künstler“. — Wenn der Ueber-

setzer einmal sich entschlofs, von dem Bilde des Originales abzuweichen und für *infinito diluvio di mali*, Verheerungen zu setzen, so durfte er auch dem schwerfälligen, *zu Grund richten*, ausweichen, welches seine *Verheerungen* schon impliciren. Er hätte dafür sagen können: welche das arme (*misera* ist ganz unser Beileid bezeugendes *arm*, nie unglücklich, wofür *disgraziato, miserabile*, gebraucht wird) Italien betrafen. Auch war kein Grund vorhanden, in den Satz eine gedoppelte Construction einzuführen, um so mehr, da: *es gab auch gar keine Künstler*, das *speuto affatto il numero degli artefici* des Originales nicht richtig wiedergiebt. Vasari wollte ausdrücken, dafs jene Unglücksfälle (*mali*), welche im Mittelalter das arme Italien betrafen, nicht allein die Zerstörung vorhandener Kunstwerke zur Folge hatten, sondern auch eine gänzliche Unterbrechung der Kunstübung; welches letzte seine bekannteste Ansicht ist und aus dem Worte *numero*, für *serie*, ganz unzweideutig erhellt.

Vielleicht hätte der Uebersetzer, nach im Fortgang der Arbeit erlangter gröfserer Gewandtheit, die ersten Zeilen des Buches noch einmal hindurchnehmen sollen. Indefs ist er auf seinem Wege dem Original im Ganzen nur ähnlicher geworden; denn auch des Vasari erster Satz ist schwankend und sehr unregelmäfsig.

Ohne viel umher zu blättern, fast zufällig, fällt dem Ref. (S. 184 f. der Uebersetzung) eine Stelle in die Hand, welche beinahe wörtlich dem Original sich anschliefsend, doch zugleich im besten Sinne deutsch bequem, und ohne irgend einigen Sprachzwang abgefafst ist. „Während (heifst es dort) die beiden Meister (Agostino und Agnolo von Siena) zu Bologna arbeiteten, trat der Po zu gröfstem Verderben des Gebietes von Mantua und Ferrara ungestüm aus seinem Bette, wobei mehr als zehntausend Menschen umkamen, und das Land viele Meilen umher verwüstet wurde. In solcher Noth (glücklich für das: *e che perciò* des Or.) fragte man Agostino und Agnolo um Rath und sie fanden Mittel, jenen furchtbaren Strom in seine Grenzen zurückzuführen, indem sie durch Dämme und andere zweckmäfsige Schutzwehren ihn einschlossen; *da*durch (hier möchte *wo* mehr im Charakter sein) erwarben sie sich vielen Ruhm und Nutzen (Vortheil?); denn sie wurden nicht nur sehr gepriesen, sondern erhielten auch von den Herrn zu Mantua und Este reichliche Belohnungen". Nichts kann der Schreibart des Vasari ähnlicher sein, als diese Stelle, welche übrigens nicht etwa sich auszeichnet, und blofs in der Absicht ausgehoben ist, den allgemeinen Ton der Uebersetzung anschaulich zu machen.

(Der Beschlufs folgt.)

XVIII.

Samachschari's Goldene Halsbänder. Als Neujahrsgeschenk arabisch und deutsch von Joseph v. Hammer. Wien. Gedruckt bei A. Straufs's sel. Wittwe. 1835. *X S. Zueignung und Vorrede,* 54 *S. Uebers.* 27 *Blätter arab. Text* 8.

So wie der zierlichen Lesewelt als Neujahrsgeschenke Taschenbücher und Kalender von mancherlei Form und Inhalt dargeboten werden: so beschenkt der rastlos thätige Hr. v. Hammer seine orientalischen Zunftgenossen mit einem Almanach (richtiger *Almanah*) d. i. Geschenk im eigentlichen Sinne, ermahnt in einer poetischen Zueignung die Orientalisten als „Glieder der goldnen Kette von Ostens Wiege bis zu Westens Bette" zur rüstigen Thätigkeit in dem Schachte der Wissenschaften des Orients, woher „das Licht quillt, defs wahrer Morgen uns vor dem falschen lügnerischen rette", und bietet ihnen auf dem zierlichen Umschlage als eine Aufmunterung, solche seltene Auszeichnung gleichfalls zu erstreben, die Abbildung der Decoration des persischen Löwen- und Sonnenordens, so wie des osmanischen Ehrenzeichens, dar. Bekanntlich hat der kürzlich verstorbene Persische Schah durch die Verleihung seines Ordens sich dankbar erwiesen für die ihm von Hrn. v. Hammer gewidmete persische Uebersetzung der Betrachtungen des Marcus Aurelius über sich selbst (gedruckt Wien 1831. 8); und das merkwürdige Diplom über diese Verleihung ist kürzlich in den Wiener Jahrbüchern persisch und deutsch mitgetheilt worden, so wie auch Hr. v. H. das persische Schreiben, mit welchem jene Uebersetzung dem Schah überreicht worden ist, in zierlichen Abdrücken vermittelst der neuen Wiener Nesthalikschrift (7 Seiten 8.) bekannt gemacht hat. Mit eben dieser gefälligen Schrift ist der arabische Text der أطواق الذهب des Samachschari gedruckt, und wir haben an dieser sonst sehr schönen Schrift nur auszusetzen, dafs sie hin und wieder durch überflüssige Linien das Lesen erschwert. So wird man Bl. 2 *recto* Z. 10 auf dem ersten Anblick lesen وفكسكت, was وفككت heifst, indem die krumme Linie zwischen den beiden كك ein ﺴ anzudeuten scheint; und Bl. 20 *recto* Z. 8 wird man versucht, statt الخبير zu lesen النحبير.

Von den 25 Werken des Samachschari, eines Dichters, welcher zu Samachschar, einer Stadt von Chowarism, im Jahre d. H. 467 (Chr. 1074) geboren wurde und im J. 538 (Chr 1144) zu Dschurdschanieh oder Kurkändsch am Oxus starb, ist bis jetzt aufser einigen Versen, welche Ibn Challikan in der von Hamaker (*Specimen Catalogi codd. mss. orient. Biblioth. Lugd. p.* 118 ff) herausgegebenen Biographie des Dichters mittheilt, nur die von Samachschari mit Scholien versehene Sentenzensammlung gedruckt, welche den Titel führt: *Elkelimu Ennewabigu*, d. i. die

aufquellenden (oder wie es der Scholiast erklärt, beredten) Worte, und von Heinrich Albert Schultens (Lugd Bat. 1772. 4.) mit lateinischer Uebersetzung und jenen arabischen Scholien ans Licht gestellt worden ist. Um so verdienstlicher ist diese zierliche Ausgabe der goldnen Halsbänder jenes berühmten Dichters, welcher von den Arabern mit dem ehrenvollen Beinamen „der grofse Imam (*Elimâm Elkebir*)" bezeichnet wird. Früherhin hatte Hr. v. H. in den Fundgruben des Orients einige Bruchstücke dieses kleinen Werks mitgetheilt.

Die Vorrede giebt eine kurze Nachricht über die Werke des Samachschari und die Handschriften und Hülfsmittel, welche dem Herausgeber für diese Ausgabe zu Gebote standen, so wie eine Rechtfertigung der beigefügten deutschen Uebersetzung, in welcher der Reim, die Allitterationen und Wortspiele des arabischen Originals, so weit als es möglich war, nachgeahmt worden sind; ein Unternehmen, welches um so schwieriger ist, als in den arabischen Werken dieser Art der Reim und die Allitteration den Gedanken beherrschen, statt demselben nur sich anzupassen, und den Uebersetzer veranlafst hat, seinen Text mit einer sehr ausgedehnten Freiheit zu behandeln. Hr. v. H setzt, indem er S. 9 der von Hamaker herausgegebenen Biographie des Samachschari erwähnt, hinzu: „es sei dieselbe von diesem Herausgeber nicht ohne ein Paar wichtige philologische Irrthümer übersetzt worden." In der beigefügten Note wird als Einer dieser Irrthümer das Wort جاون (*dschâwin*) angeführt, welches von Hamaker durch Krücke übersetzt und mit dieser Bedeutung von Freytag in sein arabisches Wörterbuch aufgenommen worden ist, weshalb auch dieser eine Zurechtweisung erhält. Hr. v. H. meint, dafs dieses Wort nichts bedeute, und will معاون (d. i. Hülfe, was doch wohl richtiger معانة, اعانة oder عون heifsen würde) gelesen wissen; wir können aber versichern, dafs in den beiden Handschriften des Ibn Challikan, welche die hiesige Königliche Bibliothek besitzt, جاون ganz deutlich gelesen wird; und eben so stimmen diese beiden Handschriften mit den von Hamaker gebrauchten drei Leidener Manuscripten in der Lesart مقدمة الآداب zusammen, welche Hr. v. H gleichfalls als einen Irrthum rügt und in مقدمة الادب zu verbessern räth.

Die 99 Sprüche (مقالات), aus welchen die goldnen Halsbänder bestehen, enthalten Ermahnungen zur Ausbildung des Geistes durch Unterricht, zur Demuth, Sanftmuth, Selbstverleugnung u. s. w., so wie überhaupt Lebensregeln, gegründet auf Betrachtungen über die Vergänglichkeit der sichtbaren Welt und Beobachtungen über den Gang des menschlichen Lebens. Wir wählen als Proben Spruch 1 und 36, welche wir in einer wörtlichen Uebersetzung mittheilen und daneben zur Vergleichung die gereimte Uebersetzung unsers Herausgebers stellen.

Wörtliche Uebersetzung.	Uebers. des Hrn. v. H.
1. Nicht erniedrigt den Mann seine Dürftigkeit und Verwaisung, wenn ihn erhöht seine Frommigkeit und Weisheit. Nicht erhöht ihn sein Reichthum und Geschlecht, wenn ihn erniedrigt seine Ruchlosigkeit und Unwissenheit. Die Weisheit, sie ist der Vater, ja vielmehr sie ist dem Verwundeten (statt der) Hände. Die Gottesfurcht, sie ist die Mutter, ja vielmehr sie ist bis zur Milch anhänglich. Darum bewahre deine Seele in ihrer beider Bewahrung, und kräftige deine Hände sie beide festzuhalten. Dann wird Gott dich tränken mit reichlicher Gnade und dich beleben mit seligem Leben.	Der Mann ist nicht erniedrigt, welcher arm und eine Waise, sobald er hoch steht, weil er fromm und weise, und es erhöhen ihn nicht Reichthum und gutes Haus, wenn ihn erniedriget des Lasters und der Unwissenheit Graus. Die Wissenschaft ist der Vater, der die Wunden heilt, die Tugend ist die Mutter, die von der Milch auf Verwandtschaft theilt. Behüte deine Seele, um beide zu behüten, und strecke deine beiden Hände aus, um beide mit der Nadel zu treffen. Gott wird dich mit seinen reichsten Gaben tränken und dir seliges Leben schenken.

Wir bemerken bei diesem Spruche, dafs uns der Satz وهي الى اللبان اضم, welchen Hr. v. H. übersetzt: „die von der Milch auf Verwandtschaft theilt", sehr erheblicher Schwierigkeit zu unterliegen scheint. Der Ausdruck بغرزهما ist mit allzu grofser Berücksichtigung der von Golius mitgetheilten Glosse „*punxit acu*" übersetzt; das Verbum غرز bedeutet überhaupt *einstechen*, z. B. ein Schwert, eine Nadel, oder *einschlagen*, z. B. einen Nagel, und dadurch fest machen.

36. Gott möge niederstürzen auf seine Nase (eigentlich Nasenlöcher) denjenigen, welcher sich grofs macht mit seinen rühmlichen Thaten, weil oft es sind Gaukeleien, was die Menschen achten für rühmliche Thaten. Es spricht ein Mann: mein Grofsvater war ein gewisser (nehmlich grofser Herr) und ich bin Einer derer, die der Sultan (zum ersten Rang) erhob; und dennoch war sein Vater ein Knecht, einem der Rebellen zu niedrigem Dienste verpflichtet. Und derjenige, welchen der Sultan (zum ersten Rang) erhob, ist (dennoch) der zuletzt gestellte. Der von edlem Geschlechte — wer ausharrt im Staube (d. i. auf dem Kampfplatze) des Gehorsams (gegen Gott) überwindet ihn; und der Erhöhte — wer befestigt die Burg des Guten, kömmt ihm zuvor.	Gott stürzt den auf seine Nasenlöcher mit Gewalt, der mit seinen rühmlichen Eigenschaften prahlt; vielleicht ist jener, der vor den Menschen rühmlich gleifst, nur einer, welcher Possen reifst. Es sagt ein Mann: N. N. ist mein Ahn, ich gehe her vor dem Sultan, sein Vater war aber ein Rebellen-Unterthan, und wer der erste geht vor dem Sultan, ist oft der letzte Mann; der wahre Adelige ist, dessen Schweifs in den Staub des Gehorsams fliefst, und dem gebühret des Vortritts Würde, welcher statt der Nase hochträgt des Guten Bürde.

Rec. mufs gestehen, dafs er den gröfsten Theil der gereimten Uebersetzung dieses letzten Spruchs nicht mit den arabischen Worten in Uebereinstimmung zu bringen vermag. In dem letzten Distichon vergleicht der arabische Text offenbar den Gehorsam gegen Gott und den tugendhaften Wandel mit einem Kampfe und einer Belagerung, in welchen der Gottesfürchtige und Tugendhafte den Sieg gewinnt und den Vorrang erstrebt vor dem, welcher nur durch Adel und Rang hochgestellt ist; in der gereimten Uebersetzung aber ist diese Vergleichung gänzlich verschwunden. Das Schlufswort des ersten Hemistichs, عرقة welches Hr. v. H. übersetzt: „dessen Schweifs", scheint verschrieben zu sein, und wir schlagen vor, عركة zu lesen, wodurch, wie unsre Uebersetzung zeigt, ein leichter und natürlicher Sinn und ein vollkommener Parallelismus der beiden Hemistichen bewirkt wird. Die Anfangswörter der beiden Hemistichen الاصيل und والمقدم nehmen wir für *nominativi absoluti*. Das im letzten Hemistich vorkommende Wort قصبة ist das bekannte Kassabeh (gewöhnlich Kassaubah), d. i Burg. Wir legen diese Erklärung jenes Distichon dem kundigen Uebersetzer zur Prüfung vor.

Auf die Genauigkeit des Drucks ist zwar grofse Sorgfalt gewandt worden; doch findet sich Blatt 2 des arabischen Textes *recto* زحرف für زخرف.

Wilken.

№ 20.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1835.

Giorgio **Vasari**, *Leben der Maler, Bildhauer und Baumeister von Cimabue bis zum J. 1567, aus dem Italienischen. Mit den wichtigsten Anmerkungen der früheren Herausgeber, so wie mit neueren Berichtigungen und Nachweisungen begleitet und herausgegeben, von Ludwig* **Schorn**.

(Schlufs.)

In seiner Vorrede verbreitet sich der Herausgeber über den Plan, den er befolgt hat. In der, mir scheint es, richtigen Voraussetzung, „dafs für deutsche Leser nur der historische Theil des Werkes eigentlichen Werth habe" schlofs er sowohl die allgemeine Einleitung, als die Abhandlungen über das Technische, endlich auch einige theils erst in den späteren Ausgaben hinzugekommenen Monographieen von seinem Werke ganz aus. Freilich dürfte man die erste, allgemeinste Einleitung wohl historisch nennen können. Allein in compilatorischen Arbeiten, denen nur das Urtheil Werth giebt, besafs Vasari bekanntlich seine Stärke nicht; und jene anderen mehr technischen Abhandlungen möchten nur etwa durch eine fortgehende Zusammenstellung mit älteren und neueren Kunden derselben Gattung diejenige Brauchbarkeit erhalten haben, welche den Schriften dieser Art allein Werth giebt. Einer solchen Arbeit aber, welche eigene Erfahrungen voraussetzt, durfte der Herausgeber sich entziehen wollen. Ihr möchten in unserem Zeitalter wenige gewachsen sein. Unter dem Weggelassenen aber schien dem Ref. nichts entbehrlicher, als jener Brief des Adriani an Vasari, welcher nur in sofern einiges Interesse anregt, als er den niedrigen Stand damaliger Kunstarchäologie in gewissem Sinne allein noch uns vor Augen bringt.

Vom Style des Vasari sagt der Herausgeber treffend: „ein gleichförmiger enthusiastischer Schwung geht durch seinen ganzen Vortrag, belebt durch die Wärme für die Sache u. s. f." Der Verdienste des Uebersetzers erwähnt er mit bescheidener Achtung und Werthschätzung. Seinen eignen kritischen Standpunkt drückt er in folgenden Worten aus.

„Als Vasari an die Besorgung der zweiten Auflage ging, war, wohl durch die vielleicht ihm selbst unerwartete Wirkung, die seine Arbeit hervorgebracht hatte, sein historisches Gewissen erwacht, weshalb er, in seiner Zueignung an Cosmus von Medicis, über seinen früheren Leichtsinn durch die Bemerkung sich zu rechtfertigen sucht, dafs er selbst nicht wisse, wie manche Dinge in jene erste Ausgabe sich eingeschlichen haben. Das Werk aber zu einem völlig historischen umzuarbeiten, alle die anmuthig erfundenen Einleitungen und Entwicklungsgeschichten, welche der Künstlernovelle nun einmal nicht fehlen durften, hinwegzulassen, und die Anführung der Werke eines Künstlers genau nach der Zeitfolge zu ordnen, lag weder in seiner Absicht, noch in seinem Vermögen, und so behielten seine Lebensbeschreibungen auch in dieser erweiterten und verbesserten Gestalt den romantischen Charakter und jene Mischung von Dichtung und Wahrheit, welche sie dem Unterhaltung suchenden Leser, ja besonders dem Künstler, der die Phantasie gern über die Geschichte walten sieht, so angenehm, dem Historiker aber zur schwierigsten Aufgabe macht".

Dieser Aufgabe nun, in wiefern und in wie weit der Herausgeber ihr habe genügen wollen, erklärt er auf den folgenden Seiten (XII. f.), deren Anführung Ref. entsagt, weil darin seiner eigenen Mitwirkung mit Gunst und Nachsicht erwähnt, er demnach in dieser Sache gleichsam Partei ist. Auf seinen Rath hatte der Herausgeber die breiten Anmerkungen der ital. Ausgaben gesichtet, die aufgenommenen abgekürzt, hingegen aus eigner und fremder Erfahrung Manches hinzugefügt, was theils für den Vasari überhaupt den Standpunkt feststellt, theils ihn im Einzelnen ergänzt, bestätigt, oder berichtigt. —

Diesen neuen Anmerkungen darf Ref. nach wiederholter Durchsicht das Zeugnifs ertheilen, dafs sie mit Genauigkeit abgefafst und gut gewählt sind. Um so mehr indefs befremdete es denselben, an einer zwar ganz vereinzelten Stelle einer Mifsdeutung zu begegnen, welche ihn selbst angeht, daher an dieser Stelle wohl von ihm darf abgelehnt werden.

Der Herausgeber sagt S. 292 der Uebersetzung in der Anm. **), welche durch ein S. bezeichnet ist: „Herr v. Rumohr hat in den ital. Forsch. II. 83 ff. wahrscheinlich zu machen gesucht, dafs Vasari in dem Namen dieses ausgezeichneten Malers sich geirrt und die Benennung „da Milano" statt auf den Vater, auf die Vaterstadt gedeutet habe. Auf der Inschrift eines zu Florenz (von ihm) aufgefundenen Gemäldes, welche die Jahreszahl 1365 enthält, nennt sich nämlich der Maler: *Giovanni da Melano.* Gegen Hrn. von Rumohr's Vermuthung läfst sich einwenden: 1) dafs die Präposition *da* in der Regel das Vaterland bezeichnet; 2) dafs der Name der Stadt Milano in der erwähnten Inschrift wohl nach der Volkssprache umgestaltet sein konnte".

Diese Einwendungen des Herausgebers sind ganz so überflüssig, als die Angabe der von ihm widerlegten Vermuthung falsch ist. In den ital. Forschungen, II. S. 81 stehet: „Vasari — deutete demnach den zweiten und abhängigen Namen auf die Vaterstadt. Seine Deutung erhält durch die Inschrift einer kleinen Tafel *Wahrscheinlichkeit: — Jo Giovanni da Melano depinsi questa tavola in MCCCLXV.*

Das Wörtchen *da* (aus, von her) läfst sich nach der Regel allerdings nur auf das Vaterland des Künstlers deuten; doch ist andererseits zu erwägen, dafs Melano und Milano auch persönliche Namen sind, die Künstler aber, besonders zu jener Zeit, die Sprache meist ziemlich willkürlich behandelt haben".

Kein Historiker wird in dieser Stelle die dargelegte Vorsicht und Berücksichtigung mifsbilligen. Und kein aufmerksamer Leser verkennen, dafs Ref. dahinneigte, den genannten Maler für einen Lombarden zu halten, weil im Fortgang auf diese erste Wahrscheinlichkeit die Vermuthung begründet worden, dafs mayländische Künstler mit den Schulen des Niederlandes sich mögen berührt, von diesen aber in Toscana dazumal ungewöhnliche Tendenzen auf Rundung und naturähnliche Darstellung angenommen haben.

Der Herausgeber wird dem Ref. verzeihn, dafs er, sobald jene Zeilen ihm zu Gesicht gekommen waren, allgemeineren Zweifeln an der Genauigkeit seiner Randbemerkungen augenblicklich Raum gegeben hat. Da hingegen kein ähnlicher Fall bei wiederholter Musterung ihm sich dargeboten, ist er um so mehr berechtigt, sein oben abgelegtes Zeugnifs zu bestätigen. Da nun auch Geschmack und Sinn dem Werke zu Hülfe gekommen, wird es durch Form und Inhalt, wie zunächst allen Künstlern, so nicht weniger auch allen denen zu empfehlen sein, welche, um allgemeinere Bildung bemüht, die Verhältnisse, Bestrebungen, Leistungen der grofsen Künstler alter Zeit für beachtenswerth halten. Ein Buch dieser Art und Beschaffenheit wird mehr als ein Mal zur Hand genommen, verspricht daher jeder wohleingerichteten Familienbibliothek einen dauernden Gewinn.

v. Rumohr.

XIX.

Faustus des Byzantiners Geschichte der Armenier. Armenisch. Venedig, 1832. 8.

Von jeher hat sich Italien mehr als Wirths- denn als Vaterhaus der Wissenschaften, wenigstens der orientalischen, gezeigt. So verdankte das Studium der Sprache, die vorzüglich von dort angeregt ist, der syrischen, seinen Hauptschwung eingebornen Asiaten. Man denke an Amira, den Echellenser, die drei Assemanni u. A. Aber am thätigsten haben das ihnen bewilligte Obdach vergolten die Armenier. Unter den vielen die wissenschaftliche Kunde von Asien fördernden Gesellschaften behauptet die der Mechitaristen einen bedeutenden Platz; um so ehrenvoller, da der gröfste Theil ihrer Kräfte, zunächst für die Belehrung ihres eigenen Volkes verwendet, so wenigstens unmittelbar für die Wissenschaft verloren geht. Schon seit einem Jahrhundert ziehen, wie seit kurzem die Panditas am Ufer der Ganga, so die Wardabieds an der Mündung der Brenta die Schätze ihrer alten Litteratur an's Licht, und wenn sie hinter jenen an Reichthum des Materials zurückstehen, so übertreffen sie sie eben so weit, ergriffen von europäischem Geist, an Kritik und Wissenschaftlichkeit. Leider unterlagen bisher diese armenischen Drucke noch einer andern Analogie mit den indischen, der Schwierigkeit sie im Buchhandel zu erlangen, und erst neuerdings ist es dem Buchhändler Finke zu Berlin gelungen, mit der Congregation zu Venedig eine Verbindung anzuknüpfen.

So liegt uns denn eine der neuesten Erscheinungen vor, Faustus der Byzantiner, der um so gröfsere Aufmerksamkeit verdient, da in ihm ein bisher unbekannter *griechischer* Historiker aus dem Dunkel tritt; denn der armenische Faustus ist nur eine Bearbeitung des griechischen. Dies, früher auch von den Armeniern angenommen, aber, wie es scheint, ohne klares Bewufstsein (v. *Quadro della stor. litter. di Armen. Ven.* 829. *p.* 13.), in der Vorrede zu dieser neuesten Auflage (eine frühere schlechte erschien zu Konstantinopel 1730 in 4.) ganz wieder aufgegeben, wollen wir zunächst erweisen.

Das Werk in seiner jetzigen Gestalt beginnt mit dem dritten, endet mit dem sechsten Buche, und diese Bücher verspricht eben auch nur die Vorrede zu dem Ganzen. Daraus schliefsen die Herausgeber, die beiden ersten Bücher seien entweder die anderer Verfasser, die Faustus fortsetze, oder ein besonderes Werk dieses selbst. Man höre aber, was er B. III, Cap. 1. sagt: „Von der Verkündigung des Apostels Thadäus und seinem Ausgang und Märtyrthum bis zur Vollendung der Lehre Gregor's und seinem Verscheiden, und vom apostelmörderischen König Sanatruk bis König Tirdat unwillig dem Glauben gehorsamte — dies Alles ward durch Andere geschrieben. Doch auch wir haben Weniges von Vielem hier in unsrer Geschichtsreihe niedergelegt, übersprangen und vernachlässigten es nicht, um des richtigen Zusammenhanges der Dinge willen. *Denn es ist unsre Erzählung, was das Erste ist,* und unser ist, was das Letzte ist; doch so viel *die Mitte* eingenommen, das ward von Andern niedergeschrieben. Aber damit nicht in der Mitte unsrer Erzählung eine geringe Lücke erscheine, *haben wir es aufgezeichnet,* auf die Weise, wie ein Ziegel eingereiht wird in die Mitte der (steinernen) Mauer eines Gebäudes, zur Vollendung der Ganzheit". Er sagt also ganz klar, dafs dem Letzten (d. h. den vorhandenen vier Büchern) ein Mittleres und ein Erstes vorangieng, und wir mögen getrost schliefsen, dafs Faustus ein Werk in sechs Büchern schrieb, von denen er das erste (bis zur Ankunft des Apostels Thadäus) wahrscheinlich nach den in Armenien so zahlreichen Volksliedern und aus den Archiven selbstthätig komponirte, im zweiten (bis Tirdats Tod) nur einen Auszug aus schon edirten Geschichten (des Bardesanes, Agathangelos, Zenob u. A. *cf. Mos. Chor. ed. Venet. p.* 233, 299, 317) lieferte, in den vier letzten endlich die eigene Anschauung seiner Zeit niederlegte. — Nun bezeichnet aber schon Lazar von Pharp, ein armenischer Historiker des 5ten Jahrhunderts, wo er in seiner Vorrede von den früheren Geschichten Armeniens spricht (p. 7), den Faustus gradezu als Fortsetzer des Agathangelos, der eben aufhört, wo Faustus im dritten Buche beginnt; wufste also Nichts von den früheren. — Aber noch mehr. Derselbe Lazar führt p. 46, was ganz übersehen ist, aus dem zweiten Buche des Faustus eine Stelle an, die im vierten steht. Schwerlich wird seine Handschrift eine andere Bezeichnung der Bücher geführt haben, da in der jetzigen alle Codices übereinkommen (und wenn das, so bleibt das Resultat); aber er hat sich an die Sache, nicht an das Wort gehalten, und, weil ihm die zwei ersten Bücher fehlten, das vierte als das zweite citirt. Im Armenischen waren also die zwei ersten Bücher nicht vorhanden, und schon daraus folgt, dafs das vollständige Werk einer andern Sprache angehört. Wirklich finden wir bei Procop. (*de bello pers. I,* 5, *ed. Paris. p.* 15) eine ἡ τῶν Ἀρμηνίων ἱστορία und p. 17 ἡ τῶν Ἀρμηνίων συγγραφή, und die daraus entlehnten Thatsachen stimmen so genau mit Faust. B. IV, C. 16; C. 53; C. 54 und B. V, C. 7, ja an den beiden letzten Stellen selbst den Worten nach, dafs gar kein Zweifel bleibt, es sei dies eben unser Historiker. Aus diesem hat Prokop auch wahrscheinlich entlehnt, was er B. II, C. 12. über Abgar (unter Augustus) sagt, und so hätten wir hier auch die ersten Bücher. — Demnach war im Armenischen das Werk stets unvollständig, existirte griechisch, und zwar vollständig; der natürliche Schlufs, dafs letzteres das Original. Dies bestätigt auch die Unterschrift des 3ten Buches, wo der Verf. ein Chronograph der Griechen genannt wird. Faustus nur übertrug, wie ich glaube, selbst sein Werk aus dem Griechischen; denn in der Vorrede zu den vier Büchern wird von dem Autor in der ersten Person gesprochen; diese Vorrede aber konnte, nach ihrer ganzen Weise, im vollständigen Werke nie stehen und nur dem Uebersetzer angehören; dient jedoch, den vier Büchern vorgesetzt, dazu, diese als Ganzes anzukündigen. Für diese Ansicht spricht auch der Styl, der in seiner Unbeholfenheit oft aller grammatischen Construktion entbehrt und dabei doch ein plumpes Jagen nach Armeniasmen zeigt, ganz angemessen dem in einer ihm nicht geläufigen Sprache Schreibenden; wie denn Faustus wirklich zu Byzanz erzogen und erst später als Bischof nach Armenien versetzt ward. Auffallend erscheint bei dieser Annahme, dafs F. nicht die Ueberschriften der Bücher änderte und namentlich jenes erste Capitel, das jetzt seinen Hauptbezug verlor, ganz wegliefs.

Doch wenn dies Resultat ein richtiges sein soll, mufste F. Gründe haben, nicht das Ganze zu übersetzen. Und allerdings hatte er deren. Die Begebenheiten des zweiten Buches waren, wie er selbst sagt, aus den Armeniern schon bekannten Büchern entlehnt, hatten also für sie kein besonderes Interesse, wohl aber für die Griechen. Das erste jenen nicht mitzutheilen, dazu bewog ihn sein Eifer für das Christenthum. Nämlich er selbst klagt B. I. C. 13, dafs die Armenier von Anfang an das Christenthum nur aus menschlichem Zwange, nicht in

warmer Zuneigung und Ueberzeugung ergriffen hätten; wie es nicht anders sein konnte, da die Lehren, meistens in griechischer oder syrischer Sprache vorgetragen, die Bücher in diesen abgefafst, dem Volke dunkel blieben. So hing denn Volk und Adel noch an den alten Sagen, und eben das sieht er als Grund der Verderbnifs an. §. 33: „Und da sie sich ihrer Sagen- und Mährchenlieder zu Besorgung des Unterrichts bedienten, und an eben dies (den Inhalt derselben) Glauben hatten und sich beständig damit beschäftigten, mit Hafs und Neid in wechselseitiger Mifsgunst, grollender Feindschaft, wie man sich einander zerreifst und Jeder seinen Genossen und Bruder betrügt — so gaben Aergernifs die Geliebten den Geliebten, die Angehörigen den Angehörigen, Freunde den Freunden, Blutsverwandte den Blutsverwandten, Verschwägerte den Verschwägerten". Aber gerade aus diesen Sagen war das erste Buch entstanden und so enthielt Faustus das, was er den Griechen ohne Gefahr mittheilen konnte, weil es bei ihnen keine Wurzel fand, den Armeniern vor, um sie nicht in Versuchung zu führen.

Nachdem wir so Faustus den Griechen vindizirt, wollen wir hier nur kurz andeuten, welch Gewicht er als Quelle habe, weil wir ihn alsbald übersetzt und erläutert herauszugeben gedenken. In der Geschichte der armenischen Herrscher von Tirdats Tode bis zur Theilung des Reichs zwischen Persern und Griechen (384 n. Chr.) umfafst er eine der bedeutendsten Perioden der allgemeinen Geschichte Asiens. Interessante Verhältnisse treten in Armenien wie in Persien auf. Dort überwindet das Christenthum die letzten äufsern Spuren des frühern Glaubens. Aber innerlich wüthen die heidnischen Leidenschaften fort. Der Lehnsadel erneuert seinen alten Kampf gegen das Königthum, darin meistentheils von dem, fast erblich gewordenen, Patriarchenstuhl unterstützt, dem freilich die grauenhaften Laster der Herrscher geeigneten Vorwand zur Opposition geben. Noch ist das Land kräftig genug, den Anfall des grofsen hunnisch-mafsgothischen Völkerbundes im Kaukasus abzuschlagen, wodurch vielleicht dem Drange dieser Stämme die westliche Richtung gegeben wird. Doch die Perser werden verletzt, da zu dem alten Grolle der Arsaziden gegen die Sassaniden noch der neue der Christen gegen die Feuerdiener tritt; die Griechen nicht gewonnen; beiden Völkern dienen zu ihren Zwecken die innern Partheiungen. Mehrere Male wird das Land von dem jähen Abgrunde des Verderbens durch gewaltige Helden aus dem Feldherrnstamme der Mamikonier zurückgerissen; mit deren Tod endlich geht es als selbstständiges Reich unter. Diesem greisen Reiche gegenüber wird Persien indefs von seinem grofsen Könige, Sapor II., dem Zeitgenossen acht römischer Kaiser, dessen Regierung unser Schriftsteller ziemlich in ihrer ganzen Ausdehnung umfafst, mit neuem Jugendmuthe belebt. Es betritt den verlafsnen Eroberungspfad; nach allen Weltgegenden wird Fehde erhoben, gen Ost namentlich gegen die Chuschanen *) in Balch; das Christenthum, früher wohl gar begünstigt, mufs jetzt, als Staatsreligion des Feindes, Verfolgungen erleiden; zwei Hauptzwecke endlich gelingen, die an Diokletian abgetretenen Provinzen werden zurückgewonnen, Armenien unterjocht. Alle diese Verhältnisse berichtet unser Autor, bald kürzer, bald ausführlicher, doch, wie es seine Zeit mit sich bringt, vermischt mit mancherlei Fabeln, oft auch mit Fehlern. So z. B. wenn er den Krieg des Galerius gegen Narseh, in dessen Details er jedoch genau mit den Römern übereinkommt und sie gut erläutert, (vergl. p. 55. mit *Eutrop. IX*, 15. und *R. Fest. breviar. C. XVII.*) vierzig Jahre später setzt.

Aber noch in einer andern Rücksicht ist Faustus von der gröfsten Wichtigkeit. Die Chronologie der armenischen Geschichte liegt nämlich gewaltig im Argen, so sehr, dafs derselbe König, Arschak II., nach *Mos. Chor.* von 364—394 n. Chr., nach Tschamtschean, dem neuesten Historiker Armeniens, von 363—380, nach St. Martin von 341—370 regiert. Dies rührt vorzüglich daher, dafs Moses, dem die späteren Armenier vorzugsweise gefolgt sind, von der Wurzel an dadurch zu einer falschen Chronologie verleitet ist, dafs er die Thronbesteigung der Sassaniden um 20 Jahr zu spät setzt. Dieser Meinung pafst er alle Data an, vergleicht sie ihr gemäfs mit den Jahren der römischen Kaiser, oft sogar, wo er aus Faustus Fakta entlehnt, schiebt er ihnen ganz falsche Motive unter, um sie mit Ereignissen, die nach seiner Theorie gleichzeitig sind, in Verbindung zu setzen. Schlagend beweist das *Mos. III*, 14. mit *Faust. III*, 12. verglichen. Faustus nun, obgleich an chronologischen Daten arm, giebt uns doch die wichtigsten Aufschlüsse über die Zeit, weil er die Thatsachen unbefangen von einer Theorie niedergeschrieben, so dafs die Uebereinstimmung mit den Occidentalen, namentlich Ammianus, klar hervortritt. Von diesen chronologischen Resultaten in einem Excurs zur Uebersetzung des Faustus.

Otto Wilmans.

---

*) Diese Chuschanen sind gewifs die Euseni (vielleicht Cuseni zu lesen) des Ammianus (XVI, 9. vergl. mit XIV, 3. und XVII, 5.), vielleicht die Usuns der Chinesen. Sie benutzten die Minderjährigkeit Sapors II, um sich Balchs zu bemächtigen (s. auch Mirchond und die andern Perser), blieben fortan furchtbare Gegner der Sassaniden und wurden in der Mitte des 5ten Jahrhunderts von den Zephthaliten überwältigt, deren Fürst daher auch Chuschnowaz heifst, d. i. Chuschenzwinger, nicht, wie Malcolm aus dem Neupersischen erklärt, *the Bountiful Monarch*. Die *Chionitae* bei Ammian erklären sich dadurch, dafs auch die Chuschanen bei den Armeniern als Hunnen betrachtet werden.

№ 21.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

XX.

Entwicklung des Paulinischen Lehrbegriffes in seinem Verhältnisse zur biblischen Dogmatik des Neuen Testaments. Ein exegetisch-dogmatischer Versuch von Leonhard Usteri, Rect. u. Prof. am Gymn. zu Bern. Vierte durchaus verbesserte u. großentheils umgearbeitete Ausgabe. Zürich, 1832. *bei Orell Füßli u. Comp. VIII.* 444. *Fünfte unveränderte Ausgabe* 1834. 8.

Mit dem Inhalte des vorliegenden Buches bekannt zu machen, Einzelheiten lobend oder tadelnd herauszuheben und seinen Werth im exegetischen und dogmatischen Gebiete anzugeben, ist nicht mehr nöthig, da dasselbe durch mehrjährigen Gebrauch sich bereits rühmliche Anerkennung verschafft und eine gute Probe bestanden hat. Nach einer solchen Bewährung bleibt für die Beurtheilung nur noch die Frage übrig, ob das Werk in seiner neuen Ausgabe wirklich eine wesentliche Umgestaltung erfahren, und wenn das der Fall ist, in welchem Principe es gegenwärtig wurzelt, wie vermittelst desselben der Gegenstand sich entwickelt und in wie weit die gewählte Form dem aufgenommenen Inhalte entspricht? Die äußeren Hülfsmittel sind, wenn man von den beachteten Leistungen einiger neuer Exegeten absieht, der Hauptsache nach dieselben geblieben, so daß von dieser Seite her keine bedeutsame Umänderung geschehen sein kann, höchstens eine theilweise Erweiterung und genauere Berücksichtigung des äußeren Materials, welches indeß nicht sowohl in qualitativer als in quantitativer Hinsicht bemerkbar ist. Einige exegetische Verbesserungen und gelehrte historische Bemerkungen mehr oder weniger können den inneren Charakter nicht ändern, wie es auch Vorr. p. VI. heißt, daß „die äußere Vergrößerung an sich nur etwas Zufälliges und Unwesentliches" sei. Vielmehr muß die wesentliche Umbildung des Buches in einem Fortschritte des theologischen Bewußtseins, in einem höheren wissenschaftlichen Standpunkte, von welchem aus der Gegenstand betrachtet und dargestellt wird, sich kund thun, und in der That nach dieser inneren Seite hin unterscheiden sich die früheren Ausgaben und diese letzte unverkennbar von einander. Der verewigte Verf. hat in dieser mit unbefangener Freiheit geschehenen Fortentwicklung bewiesen, daß er, unbekümmert um den Beifall der parteiischen Menge, gewissenhafte Bestrebungen hegte und daß es ihm im Dienste der Sache mit wahrhafter Selbstverläugnung nur um Förderung derselben zu thun war, wodurch er dem Geiste der Wissenschaft ein treues objectives Zeugniß abgelegt und sich selbst das schönste unvergängliche Denkmal gesetzt hat. Allein von Seiten des gelehrten Publicums hat es an solchen nicht gefehlt, welche den geschehenen Fortschritt sehr übel aufgenommen und wenn gleich nicht öffentlich doch bei anderen Gelegenheiten das Werk in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit mit blinder Parteisucht zu verketzern gesucht haben. Und worin liegt wohl der Grund davon? Jene Stufe der theologischen Einsicht, auf welche sich der Hingeschiedene zuletzt erhoben hatte, ist diesen parteiischen Anfeindern ein im Grunde völlig unbekanntes Gebiet, weil es sich auf demselben nicht um Notizenkenntniß, sondern um wissenschaftliche Gotteserkenntniß handelt; sie kennen aber die Theologie nur in begriffloser Zerrissenheit und flacher Aeußerlichkeit, bleiben mehr oder weniger in den Gegensätzen des Rationalismus und Supernaturalismus stecken oder agiren als Parteigänger zwischen beiden, und wo sie über diese Gegensätze hinaus ein ernstes Streben nach dem Begriffe der Sache wittern, da sehen sie mit unglaublicher Selbstverblendung in dem Gegner ihrer Einseitigkeiten einen Feind der Wahrheit, von der sie doch, da dieselbe als unbegreiflicher Schatz im unmittelbaren Gefühle verschlossen bleiben soll, nichts an-

zugeben vermögen. Im Grunde wollen sie auch weiter nichts als recht ausführliche Sachregister, welche Jeder nach seinem beliebigen Gutdünken so oder so einrichten kann, und wer ihrem lieben Ich diese behagliche Willkür, diesen subjectiven Kitzel zu nehmen sucht, indem er den Gegenstand auf naturgemäfse Weise sich frei entwickeln läfst, gegen den ziehen sie augenblicklich mit lieblosem Fanatismus zu Felde. Doch reden sie viel von wissenschaftlicher und systematischer Durchdringung des Gegenstandes, die aber gerade nur bis zu dem Punkte sich erstrecken darf, wo das Wissen mit dem Nichtwissen, die Nothwendigkeit mit der Willkür, das Begreifen mit dem unbegriffenen Wesen noch vollkommen identisch ist und bleibt, ja was über diesen geistigen Null- oder Gefrierpunkt hinausgeht, um wo möglich dem Begriffe der Theologie und Wissenschaft zu genügen, das wird, bei allem sonstigen gelehrten Interesse und trotz der christlichen Liebe, nicht nur mit Gleichgültigkeit ignorirt, sondern sogar mit Ignoranz aus Herzensgrunde gehafst und mit Gehässigkeit nach Kräften verunglimpft. Wäre es dem seligen Verf. um den Beifall solcher Theologen zu thun gewesen, so müfste er vor allen Dingen nicht auf innere Umbildung, sondern lediglich auf äufsere Bereicherung bedacht gewesen sein, von dem einmal betretenen Standpunkte ja nicht abgehen und am allerwenigsten den speculativen Geist als Princip seines theologischen Wissens durchleuchten lassen; denn von einem in der Theologie, wie in der Religion, lebendigen absoluten Principe, welches Object und Subject, Sein und Denken als eigne innere Momente in sich begreift und daher vollkommen aussöhnt, wollen sie überhaupt nichts wissen, weil mit demselben die getrübten Vorstellungen ihres subjectiven Gefühls und die einseitigen Reflexionen ihres abstracten Verstandes, auf welche die Laune und Willkür ihre begrifflosen Producte stützt, sich nicht vertragen. Wenn nun aber schon in der Exegese zur gerechten Würdigung der biblischen Wahrheiten ein durchgebildetes theologisch- dogmatisches Bewufstsein neben den sprachlichen und geschichtlichen Kenntnissen erfordert wird, um wie viel mehr ist die durch das Wissen vermittelte Gewifsheit der offenbar gewordenen Wahrheit da von Nöthen, wo das Ganze eines reichhaltigen Lehrbegriffs in seinem unendlichen Gehalte und innerem Zusammenhange genetisch dargestellt werden soll? Wenn freilich die biblischen Lehren, gleichviel, ob unter rationalistischen oder supernaturalistischen Voraussetzungen, nur wie historische Data betrachtet und höchstens mit kritischen Seitenblicken, aber ohne wahrhafte wissenschaftliche Ergründung, so nach Lust und Belieben neben einander aufgestellt werden, wie kann da von einem in der organischen Selbstbestimmung der Sache sich entfaltenden Principe, von einer nothwendigen Methode noch die Rede sein? Soviel wird indefs dem unbefangenen Menschenverstande schon einleuchtend sein, dafs die christlichen Glaubenspunkte und Lehrbestimmungen, wenn es ihnen an dem für die Erkenntnifs nothwendigen eben so objectiven als subjectiven Principe, d. h. an dem die Wahrheit seienden und wissenden absoluten Geiste fehlt, auch nicht mehr Bedeutung haben als andere historische Thatsachen oder Meinungen, ja noch viel weniger, wenn sich von diesen letzteren eine für die Gegenwart wie für die Vergangenheit allgemeine Gültigkeit aufzeigen läfst, wenn sie also begreifliche und begriffene Wahrheit enthalten. — Der verewigte Verf. bezweckte von Anfang an nicht nur eine historisch-exegetische Zusammenstellung der einzelnen Paulinischen Lehrbestandtheile, sondern gleich sehr eine dogmatische Entwicklung des inneren Verbandes derselben sowohl unter sich als auch überhaupt mit dem christlichen Gottesbewufstsein, und deshalb hatte sein Buch schon in den früheren Ausgaben einen dogmatischen Grund und Boden, auf welchem die ganze Darstellung beruhte. Aber es blieb da zwischen dem Objecte und Subjecte ein mit selbstloser Wahrheitsliebe tief gefühlter herber Widerspruch, dessen Ueberwindung erst in dieser letzten Ausgabe geschehen ist. Der frühere dogmatische Standpunkt war nämlich empirisch-psychologischer Natur, da gewisse Erfahrungen, welche das Ich im religiösen Abhängigkeitsgefühle von seinen Gemüthszuständen gemacht zu haben vorgiebt, oder Reflexionen über die durch Gott angeregte Frömmigkeit, kurz sogenannte Thatsachen des frommen Selbstbewufstseins das Princip ausmachten und zum normalen Bestimmungsgrunde der biblischen wie der kirchlichen Lehre dienten. Gegen Supernaturalismus und Rationalismus verhält sich dieser Standpunkt zwar negativ, ist aber keineswegs darüber erhaben, sondern bleibt zwischen beiden in steter Schwebe, indem er den ersteren seines objectiven biblischen Inhaltes entledigt und den letzteren durch dialektische Reflexionen überragt, aber andererseits doch nur das unmittelbare Gefühl mit Rücksicht auf Bibel oder Kirche

zum Gegenstande und Inhalte seines reflectirenden Verstandes macht und diesen in verstandesmäſsige Reflexionen eingekleideten Inhalt für den allgemein christlichen ausgiebt, wodurch das im göttlichen Geiste wurzelnde absolute christliche Princip in ein durchaus subjectives umgewandelt wird. Die Subjectivität bildet stets den Ausgangs- Mittel- und Endpunkt; von ihr aus wird über die einzelnen Glaubenspunkte reflectirt und das endliche Sein des Menschen auf das in unbegreiflicher Substanzialität abgeschlossene unendliche Sein Gottes bezogen, so daſs beide Seiten ungeachtet der gegenseitigen Beziehung doch stets von einander geschieden bleiben. Gott und der Mensch schlieſsen im innersten Grunde ihres Wesens einander aus; beide sind in dem Abhängigkeitsgefühle des Menschen als verschiedene, jeder für sich gesetzt und während dieser über die Schranken seiner Individualität und Subjectivität nicht hinaus kann, bleibt jener hinter aller Objectivität und Subjectivität ruhig in sich verborgen und kann daher im eigentlichen Sinne eben so wenig sich selbst wie der Menschheit Gegenstand sein, sondern wirkt nur aus seinem fernen dunklen Urgrunde auf diese ein, welches im Abhängigkeitsgefühle empfunden und in den Reflexionen darüber gewuſst wird. Hierbei bleibt aber stets die fixe Voraussetzung, daſs wir von Gott in seiner unendlichen Wesenheit oder Substanzialität nichts wissen können, weshalb z. B. die göttlichen Eigenschaften nicht als in Gott wirklich seiende unendliche Bestimmtheiten, sondern nur als Beziehungen betrachtet werden, welche wir in unserem subjectiven Abhängigkeitsgefühle von ihm machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXI.

Stuttgartiae et Tubingae, sumptibus I. G. Cottae: Flora Brasiliensis, seu Enumeratio plantarum in Brasilia tam sua sponte quam accedente cultura provenientium, quas in itinere auspiciis Maximiliani I. Bavariae Regis annis 1817 — 1820 *peracto collegit, partim descripsit, alias a Maximiliano Ser. Principe Widensi, Sellovio aliisque advectas addidit, communibus amicorum propriisque studiis secundum methodum naturalem dispositas et illustratas edidit C. F. Ph. de Martius. Vol. I. Pars prior. Algae, Lichenes, Hepaticae. Exposuerunt Martius, Eschweiler, Nees ab Esenbeck.* 1833. *IV und* 390 *S. gr.* 8.

Ein Werk, wie das hier anzuzeigende, durfte bei seinem Erscheinen auf eine gewisse Theilnahme rechnen. Der berühmte Herausgeber, der selbst Brasilien auf Geheiſs und mit Unterstützung seiner Regierung bereist und eine reiche Sammlung von Pflanzen zurückgebracht hat, will in demselben die erste vollständige Aufzählung und Zusammenreihung dessen versuchen, was bisher von der fast überschwänglichen Pflanzenfülle Brasiliens bekannt geworden. Durch die Gnade des Hohen Ministerii der Geistlichen-, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten zu Berlin und unter freundlichem Mitwirken der Vorsteher des Königl. Herbarii, durften die höchst bedeutenden Vorräthe brasilischer Pflanzen, welche dieses Herbarium besitzt, und worunter vorzüglich die Selloschen Sendungen von groſser Wichtigkeit sind, bei dieser Arbeit benutzt werden; das Herbarium Sr. Durchlaucht des Prinzen *Maximilian von Wied*, jetzo im Besitze des Herrn *von Martius*, lieferte viele, bisher nur von diesem Reisenden aufgefundene Pflanzen; von andern Privaten wurden anderweitige Beiträge theils zugesichert, theils freundlichst dargebracht; ja, man durfte sich sogar auf die wichtigsten Mittheilungen aus den Kaiserlichen Sammlungen zu St. Petersburg Hoffnung machen, und von dem K. K. Brasilischen Herbarium zu Wien eine in *dem* Maaſse vorrückende systematische Bekanntmachung erwarten, daſs auch dieser Theil in die *Flora Brasiliae* eingehen könnte, wodurch dann eine ziemliche Uebersicht gewonnen und künftigen Reisenden, wie den inländischen Botanikern selbst, eine Grundlage weiterer Forschungen vorbereitet werden konnte. Gleichgesinnte Freunde hatten sich zur gemeinsamen Bearbeitung des Werks verbunden, und der Unterzeichnete darf sich rühmen, nicht der Trägste unter den Mitarbeitern gewesen zu sein. Während der erste Band, durch Umstände im Fortgange gehemmt, einige Zeit stockte, erschien der, bis auf einen Anhang, ganz von ihm bearbeitete zweite Band, auch unter dem besondern Titel einer *Agrostologia Brasiliensis* (1829, 608 S.); und zwar dieser, die Gräser abhandelnde Theil in gröſserer Ausführung, als dem Werke überhaupt zugedacht war, weil manche wichtige, an neuen Entdeckungen besonders reiche Grasgattung nicht ohne vergleichende Beziehung auf andere, noch nicht hinlänglich geprüften, Gräser anderer Länder gehörig verstanden werden konnte.

Vier Jahre verflossen, ehe die Hemmungen, welche dem ersten Theile in den Weg getreten waren, hinweggeräumt werden konnten, und es erschien endlich im Jahr 1833 die *erste Abtheilung* desselben, welche die *Algen*, die *Flechten* und *Lebermoose* enthielt. Die *zweite Abtheilung* wird die *Moose* und die *Farenkräuter* Brasiliens beschreiben.

Was sich aber zwischen diese beiden Abtheilungen in Bezug auf die Art der Herausgabe einschob, will ich kurz berühren, ehe ich der vorliegenden ersten Abtheilung des ersten Ban-

des selbst näher trete. Die Verlagshandlung findet so wenig den erwarteten Ersatz ihrer auf dieses Werk verwendeten Auslagen, daſs sie keine Neigung bezeigte, weiter damit fortzufahren, es sei denn auf gemeinsame Kosten und auf getheilte Gefahr in Verbindung mit dem Herausgeber. Dazu ist denn auch Hr. v. Martius entschlossen, und so dürfte, wenn sich nicht noch andere vortheilhaftere Aussichten darbieten, die *Flora Brasiliae* künftig durch dieses, der Wissenschaft gebrachte Opfer einen sicheren und ungehemmten Fortgang gewinnen. Der Unterzeichnete hat eine Ehre darin gesucht, sich für die Herausgabe in gleichem Verhältnisse mit seinem Freunde verpflichten zu dürfen. Vielleicht hat auch der Absatz nur durch das langsame und in der Folge der Bände von Anfang an unregelmäſsige Erscheinen des Werkes gelitten.

Die erste Ordnung der Zellenpflanzen, *Algae*, von Herrn v. Martius bearbeitet, S. 1 — 50, von *Mertens* durchgesehen, kann, den Verhältnissen gemäſs, keinen besondern Reichthum entfalten; aber ein Botaniker, wie Hr. v. Martius, beachtet auf seinen Wegen Vieles, was Andern entgangen wäre; davon liefern die Land- und Süſswasser-Algen, — wie Flechten und Lebermoose, — den schönsten Beweis. Die geistreiche Einleitung zur Algenfamilie verdient gelesen zu werden. Eine *Observatio geographica* macht den Beschluſs. Beschrieben sind 79 Algenarten, nämlich 3 *Gelatinosae*, 17 *Filosae* und 59 *Frondosae*.

Es folgt nun die zweite Ordnung, *Lichenes*, von S. 51 — 293, von dem der Wissenschaft zu frühe entrissenen Dr. Eschweiler beschrieben. Die neuen, zum Theil sehr richtigen Ansichten, nach welchen der Verfasser diese Familie bearbeitete, und welche zunächst durch diese Arbeit in ihm angeregt wurden, sind unsern Lesern schon aus dessen *Systema Lichenum* bekannt. Nach denselben wird der Bau der Flechten in der Einleitung von S. 53 — 64 weiter dargelegt; eine auf S. 292 folgende Tabelle gewährt einen Ueberblick der Gattungen. *Manche* Gattungen und die *meisten* Arten sind neu und hier ausführlich beschrieben; auch enthält das erste Heft der *Icones selectae plantarum cryptogamicarum* von Herrn v. Martius schon eine Reihe der interessantesten Flechten Brasiliens in sehr schönen Abbildungen. Die *Observatio geographica*, von S. 281 bis zum Schlusse des Abschnitts, verfolgt die Flechten in allen Rücksichten, von ihrem verschiedenen Standorte an, nach den organischen oder unorganischen Massen, auf denen sie wachsen, bis zur allgemeineren Verbreitung über die Erde nach Höhen und Zonen. Im Ganzen finden wir 166 Arten verzeichnet, nämlich: *Graphideae* 48, *Verrucarinae* 30, *Trypethelinae* 20, *Parmelinae* 42 (worunter 29 *Frondosae*) und *Lecidinae* 26 (worunter 19 *Frondosae*).

Die dritte Ordnung, *Hepaticae* (S. 293 — 390) hat Nees v. Esenbeck bearbeitet, und sich dabei unter anderm gar mancher Beihülfe seines Freundes, Herrn Dr. Lindenbergs, des jetzigen Besitzers des Weberschen Herbarii, zu erfreuen gehabt. Die Arbeit war übrigens schon im Jahr 1820 vollendet und zum Druck abgeliefert; eine spätere nur für kurze Zeit vergönnte Revision konnte nur hie und da nachhelfen, nicht aber vollständig nachtragen, was dem Vf. bis dahin aus dieser Ordnung an brasilischen Produkten weiter zugekommen war. Als neu darf man in diesem Abschnitte den Versuch betrachten, die Gattung *Jungermannia* in mehrere natürliche, habituell leicht aufzufassende Gruppen einzutheilen, — einen Versuch, der bei Kennern der Familie Beifall gefunden hat, und, wie fortgesetzte Untersuchungen lehren, die typischen Grundlagen zu naturgemäſsen Gattungen liefert, in welche diese frühere Gattung, — vielleicht die artenreichste des ganzen Gewächsreichs, — künftig aufgelöst werden wird. Unter 79 hier aufgezählten Lebermoos-Arten befinden sich 39, die bis dahin noch unbekannt gewesen, und unter diesen sind viele von ausgezeichneter Gröſse und Schönheit.

Zu den in dem geographischen Anhange mitgetheilten Betrachtungen will ich hier eine kleine Anmerkung machen. Die Zahl der Lebermoose ist, seitdem die vergleichende Zusammenstellung derselben mit anderen Familien in jenem Anhange von mir versucht worden, durch zahlreiche Entdeckungen, besonders unter den Tropen der alten und neuen Welt, *im Ganzen* sehr gestiegen, aber das Resultat der *wichtigsten* Verhältniſs-Zahlen ist dennoch sowohl innerhalb der Familie selbst, als in Bezug auf diejenigen Familien, welche eine gewisse Beziehung zu den Lebermoosen verrathen, fast unverändert geblieben, weil überall die Entdeckungen in den entsprechenden Gegenden Schritt hielten. Dieses leuchtet insbesondere bei den Farenkräutern ein, die bekanntlich in ihrem Keimacte den tieferen laubigen Lebermoosen ähnlich sind, während nicht nur manche gröſsere, höher entwickelte Lebermoose im ganzen Aussehen den zärteren Faren sich nähern, sondern auch überhaupt im Gebiete der Lebermoose eine Tendenz zu *spiraliger Aestivation* nicht selten ist, z. B. bei der Gattung *Herpetium*, (wohin unsre *Jungermannia trilobata* gehört,) bei manchen *Jungermanniae asplenioideae*, bei der Gattung *Mastigophora* u. s. w.

Nun hat sich bei den gedachten Zahlenveränderungen, als Summen, das Verhältniſs der Lebermoose zu den Faren, = 1 : 5, nicht nur im Ganzen erhalten, sondern das *Resultat* ist auch dasselbe geblieben: daſs nämlich unter den Tropen, wo die *Filices* gegen die anderen Zonen vorherrschen, auch die Lebermoose dem erwähnten allgemeinen Verhältnisse zu denselben, wie 1 zu 5 am nächsten kommen oder es ganz erreichen; daſs das Verhältniſs jener zu den Faren im Fortschreiten durch die gemäſsigten Zonen beider Hemisphären, mit dem Sinken derselben, *nicht* aber in *absoluter Menge*, wächst, — gleichsam als könne die Erde sich im Produciren des Farenkrauts nicht mehr vollkräftig über die ins Gebiet der Lebermoose versunkenen Elementarkeime derselben erheben — bis sich endlich in der kalten Zone und auf Gebirgshöhen das Verhältniſs ganz umkehrt und die *Filices* zu den *Hepaticae* nur noch wie 1 : 2 oder 1 : 3 erscheinen. In Brasilien, wo Faren und Lebermoose, wie auf heimathlichem Boden, wohl gedeihen, steht auch das Verhältniſs der Lebermoose zu den Faren auf der hohen Stufe wie 1 : 2, 5, welches beinahe einer Umkehrung des Verhältnisses beider Familien in den kälteren Zonen der Erde entspricht.

Nees v. Esenbeck.

№ 22.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.
Februar 1835.

Entwicklung des Paulinischen Lehrbegriffes in seinem Verhältnisse zur biblischen Dogmatik des Neuen Testaments. Ein exegetisch-dogmatischer Versuch von Leonhard Usteri.

(Fortsetzung.)

Er ist über alle Bestimmtheiten und Unterscheidungen seines Wesens, wie über alle Gegensätze unendlich erhaben und doch soll er in mannigfacher Weise sich thätig erweisen; denn er ist die letzte Ursächlichkeit von Allem und wie er die Welt erschaffen hat und stets erhält, so erregt er in uns die frommen Gemüthszustände, durch welche wir unser endliches Sein von seinem unendlichen Wesen abhängig fühlen und unsere Bestimmung darin finden, dafs das Bewufstsein allem Endlichen und Vergänglichen immer mehr entfremdet und lediglich von dem Abhängigkeitsgefühle durchdrungen werde, widrigenfalls wir der Sünde ergeben sind. Der Mensch ist nach diesem dogmatischen Systeme Gottes freies Geschöpf, und zu ihm in der ungetheilten Totalität seiner Eigenschaften, Aeufserungen und Bestrebungen bleibt Gott in einer ursächlichen Beziehung stehen, aber ungeachtet seiner vernünftigen und sittlichen Anlagen ist er doch nichts weniger als Gottes Ebenbild, weil ja sonst Gott menschliche beschränkte Eigenschaften oder Kräfte und umgekehrt der Mensch eine göttliche Zuständlichkeit besitzen müfste, welches beides unmöglich ist! Auch von Christo kann man nicht sagen, dafs er in seinem Wesen und Wirken das vollkommne göttliche Ebenbild gewesen sei; denn er war in seinem Dasein wirklicher Mensch und die sogenannte Vereinigung der beiden Naturen oder gar die Communication der göttlichen und menschlichen Idiome in ihm gilt für eine sich selbst widersprechende Einbildung. Doch unterscheidet sich Christus dadurch von allen übrigen Menschen, dafs Gott ihn auf wunderbare Weise mit dem ungetrübtesten Gottesbewufstsein ausgerüstet hat, so dafs man mit Bezug hierauf wohl sagen kann, sein innerstes Selbst sei ein Wohnen Gottes in ihm gewesen. Durch seine darin begründete göttliche Urkräftigkeit und sündlose Vollkommenheit ist er der Mensch, wie er nach dem göttlichen Schöpfungsplane eigentlich sein soll, ein unendliches Vorbild für alle Zeiten und Völker und hat als solcher auf die an ihn Glaubenden den segensreichsten Einflufs. Diese von Liebe beseelten Gläubigen machen in ihrem durch Christum bedingten frommen Zustande die Kirche aus, werden von dem Bande einer höheren geistigen Gemeinschaft, von dem das kirchliche Leben durchdringenden Gemeingeiste oder heiligen Geiste umschlossen, und sind so in einem fortwährenden Streben begriffen, sich nach dem erhabenen Vorbilde Christi von der Welt immer mehr frei zu machen und nur von Gott abhängig zu fühlen, welches jedoch in seiner vollkommnen Realisirung der dereinstigen Verwirklichung einer ersehnten jenseitigen Zukunft anheimgestellt wird. — Wie nun ein aus solchen Grundelementen bestehendes System, demgemäfs Gott als die allerhöchste Abstraction trotz aller mannigfaltigen Thätigkeit in sich unterschiedslos verschlossen bleibt, der Sohn Gottes und der heilige Geist ihres absoluten Gott gleichen Wesens und Gehaltes entledigt erscheinen, der Mensch ungeachtet seines höheren Ursprunges und trotz der Versöhnung nicht in Identität, sondern nur in relativer wesenloser Beziehung zu Gott steht, das Ich mit dem subjectivem Inhalte seines Abhängigkeitsgefühles die Quintessenz des Ganzen ausmacht und was diesem subjectiven Gefühlsinbegriffe nicht entsprechen, den darüber angestellten dogmatischen Reflexionen nicht einleuchten will, ohne Weiteres schwinden mufs — wie ein solches System zu dem biblischen Principe und der darin begründeten Lehre sich verhält, darüber mag man vorläufig das Urtheil des seligen Verfs. anhören, der Vorr. p. VI. von dieser letzten Ausgabe im Vergleich mit den früheren sagt: „In der ersten Ausgabe war die Paulinische Theologie, na-

mentlich die Erlösungslehre, zu sehr aus dem Standpunkte der neuern, besonders der Schleiermacherschen Dogmatik beherrscht und daher der nationalen und persönlichen Eigenthümlichkeit des Paulus, überhaupt der damaligen Stufe der Entwicklung der christlichen Idee zu wenig Rechnung getragen. Zur Befreiung von dieser Einseitigkeit nun wurden schon in den folgenden Ausgaben einige Schritte gethan, indem das Besondere der dogmatischen Vorstellungen des Paulus mehr und mehr hervorgehoben wurde. Aber was erst dem Ganzen die rechte wissenschaftliche Haltung giebt, nämlich die Nachweisung des Allgemeinen im Besondern, des bleibenden Inhaltes in der zeitlichen Form, der Ideen, die den Vorstellungen und Bildern zum Grunde liegen, dies war noch immer zu wenig in's Licht gestellt worden. Die Aufgabe war nämlich nicht die, über die dogmatischen Vorstellungen der Apostel aus dem Standpunkt unserer Vorstellungen Reflexionen aufzustellen und jene etwa einer negativen Kritik durch diese zu unterwerfen, sondern an dem Faden der positiven Einheit der Idee festhaltend, jene subjectiven Formen der Auffassung als nothwendige Entwicklungsmomente der Idee zu erkennen. Für die biblische Dogmatik, in welcher Exegese und Dogmatik vereint sind, ist dies der einzige wissenschaftliche Standpunkt. Jedem Theile wird dadurch sein Recht gesichert. In der Exegese nämlich haben wir überwiegend die Richtung, die Subjectivität und Individualität der (ursprünglichen) Form zu erkennen, in der Dogmatik suchen wir die Identität und Wahrheit des Inhaltes; die Einheit beider Richtungen mit stetem Bewufstsein ihres Unterschiedes mufs also die leitende Idee in der biblischen Dogmatik sein". Neben der Mangelhaftigkeit des früheren Standpunktes wird in diesen gehaltvollen Worten zugleich das Charakteristische des gegenwärtigen bezeichnet und aus dieser letzteren Charakterisirung erhellt deutlich, dafs es dem seligen Verf. bei der vorliegenden Ausgabe vornehmlich darum zu thun war, den Paulinischen Lehrbegriff ohne alle fremdartige subjective Zuthaten oder klügelnde Reflexionen objectiv darzulegen, aber zugleich vom wissenschaftlichen Standpunkte des christlichen Geistes aus den darin begriffenen absoluten Gehalt herauszuheben, und so zwar die der bestimmten Zeit eigenthümliche Form schwinden, aber das aller Zeit angehörende Wesen in dem Begriffe oder der Idee unverletzt zur Erkenntnifs kommen zu lassen. Auf dem Grunde des früheren Principes wurde dagegen der biblische Lehrbegriff unter Kategorien des reflectirenden Verstandes kritisirt, nicht selten durch dialectische Winkelzüge in wesentlichen Bestandtheilen verflüchtigt, durch mikrologische exegetische Spitzfindigkeiten, angestellte Vergleiche, aufgedeckte anscheinende Widersprüche beeinträchtigt und mit vorausgesetzten dogmatischen Bestimmungen durchwebt; aber die aus solchen Vorkehrungen gewonnenen Resultate waren dann doch im Durchschnitt, je tiefer den eigenthümlichen Thatsachen des subjectiven Bewufstseins einverleibt, desto mehr dem objectiven biblischen Inhalte und absoluten geistigen Gehalte entfremdet, was jedoch der letzten Ausgabe nicht zum Vorwurfe gemacht werden kann, wie sich bei einer genaueren Beachtung der wichtigsten Lehrpunkte ganz augenscheinlich darthun wird.

Die Einleitung ist p. 9—12. durch einen Zusatz erweitert worden, der die Rechtfertigung des gewonnenen Ganges der Darstellung enthält, und schon hieraus ersieht man, dafs sich dem seligen Verf. die Nothwendigkeit einer nicht durch das Subject, sondern lediglich durch die Sache bestimmten Entwicklung aufgedrängt hatte, wenn gleich die äufsere Eintheilung noch der früheren gleich geblieben ist. Eine solche vorausgesetzte Eintheilung kann überdies ihre volle Rechtfertigung erst in der ausführlichen Sachentwicklung finden und nach derselben läfst sich auch erst ein gesichertes Urtheil über den willkürlichen oder nothwendigen Entwicklungsgang fällen. In dem zweiten Abschnitte des ersten Theils p. 24—35. wird nach der Schilderung des vorchristlichen in allgemeine Sündigkeit ausgearteten Zustandes das Verhältnifs der Adamitischen Sünde zur Sündhaftigkeit aller Menschen dargestellt, wobei zuerst das dogmatische Bewufstsein zum Vorschein kommt. In den früheren Ausgaben kam es über jenen Punkt unter exegetischen Erörterungen zu den Hauptbestimmungen, dafs die *παράβασις* oder das *παράπτωμα* des Adams eine Folge seiner Sündhaftigkeit war, dafs ferner seine göttliche Ebenbildlichkeit in der durch Verstand und Willen bedingten *κυριότης* bestand, sodann dafs der Tod, obwohl als Strafe für Adam, doch zugleich als natürliches Ereignifs betrachtet werden müsse, und dafs endlich die sogenannte Erbsünde in der Identität der menschlichen sündhaften Natur mit der des Adams wurzle. Hierin ist unverkennbar die besonders Röm. V, 12—19. ausgesprochene Vorstellung des Apostels nach der eig-

nen vorgefafsten Ansicht zu sehr modificirt, wogegen durch die in der letzten Ausgabe geschehenen Aenderungen die Lehre des Apostels reiner hervortritt und in ihrer individuellen Besonderheit dem Begriffe gegenüber schärfer bezeichnet wird. Der Sündenfall setzt als wirkliche Sünde oder Uebertretung nothwendig die Möglichkeit zum Sündigen voraus, welche in der Bestimmung des Menschen, frei zu werden oder sich selbst in Gott zum Wissen des Wahren und Wollen und Thun des Guten zu bestimmen, mit eingeschlossen ist; aber andererseits weiset auch die Sündhaftigkeit der menschlichen Natur stets auf die wirkliche Sünde zurück, da jene ohne diese eine blofse Abstraction wäre und eben darin erweiset sich die Vorstellung, dafs die in der Menschheit nistende Sündhaftigkeit oder Erbsünde von dem Sündenfalle oder der Uebertretung des göttlichen Willens abhängig sei, als wahr. Was übrigens in dem Begriffe der Menschheit ein qualitatives Moment ausmacht, das wird in Adam, der die Menschheit bis auf Christum repräsentirt, als geschichtliche Thatsache vorausgesetzt. Die Sünde begreift nun als äufserste Spitze der dem Unendlichen sich entgegensetzenden Endlichkeit überhaupt die Seite der Beschränktheit, Nichtigkeit, Hinfälligkeit oder Sterblichkeit in sich, steht daher mit Rücksicht hierauf in innerer Beziehung zum Tode und spricht als gewufster und gewollter Gegensatz gegen das allein Ewige und Absolute gleichsam selbst das Todesurtheil über das abgefallene Endliche oder die sündige Egoität aus, welches in der typischen Person des Adams auf eine den Formen oder Anschauungsweisen der Vorstellung entsprechende Art ausgedrückt ist. Das Wesen des Menschen beruhet indefs keineswegs nur auf dieser negativen Seite der Endlichkeit und Sündigkeit, sondern im Gegentheil auf der positiven der göttlichen Ebenbildlichkeit, welches allerdings wohl in der χρηστότης zusammengefafst werden kann, wenn anders diese in der Identität mit dem sie bedingenden Principe der Wahrheit und Heiligkeit, also in der Einheit mit dem göttlichen Geiste begriffen wird, welches in der letzten Ausgabe p. 32. geschehen, während in den früheren Ausgaben, gemäfs den damaligen dogmatischen Voraussetzungen, der Mensch, selbst in seinem ursprünglichen Wesen oder an sich, von Gott nicht blofs unterschieden, sondern gleich geschieden erscheint. Eben so wird dort das Böse, die wirkliche Sündenthat, nur durch die äufserlichen Reflexionskategorien der Lust und Unlust erklärt p. 32., woven hier der tiefere Grund in der selbstischen Richtung des Willens, in der durch die Freiheit möglichen Eigenwilligkeit der Ichheit erkannt ist p. 48. Die frühere Darstellung des Verhältnisses zwischen dem νόμος und der δικαιοσύνη p. 34—42. wurde der Hauptsache nach darauf beschränkt, dafs der νόμος in seinen auf bestimmte Handlungen abzweckenden Geboten durch den Reiz der sündhaften Sinnlichkeit die Sünde vermittle und keine sittliche Gesinnung, keine freie Lust und Liebe zum Guten bewirken könne, sondern nur zur Erkenntnifs der Sünde führe und den Menschen stets unter dem Fluche lasse, weil er nämlich das Gesetz nie vollständig zu erfüllen vermöge. Die wissenschaftliche gründliche Erfassung dieser und anderer damit zusammenhängender Punkte sieht man in der neuen Umarbeitung p. 51—65., wo zunächst überhaupt der Standpunkt des Mosaismus dargethan, der Begriff des νόμος entwickelt und als erfüllt in dem πνεῦμα nachgewiesen wird, welches nämlich die wahre δικαιοσύνη in der Liebe realisirt. Das Innewerden des Widerspruches zwischen dem Gesetze oder Willen Gottes und dem selbstischen Willen oder Gott entgegengesetzten Treiben des Menschen hat reuige Zerknirschung und Erlösungsbedürftigkeit zur Folge, worin von Seiten des Menschen die Möglichkeit und Nothwendigkeit der wirklichen Erlösung begründet ist. Der hierauf folgende Abschnitt über die Erlösung durch Christum enthält das beste Zeugnifs von dem bedeutenden inneren Fortschritte des theologischen Bewufstseins im Verhältnisse zur Paulinischen wie überhaupt zur biblischen Lehre. In den drei ersten Ausgaben wurde durchweg nur eine negative Kritik an der Versöhnungslehre ausgeübt, um sie wo möglich nach Annullirung inhaltsschwerer Glaubenspunkte dem Verstande recht plausibel zu machen; als geschichtliche Thatsache trat die Erlösung wie die Menschwerdung gar sehr in den Hintergrund; zwar wollte Gott durch Christum die Menschheit sich versöhnen; aber das Thun und Leiden, Leben und Sterben hat doch nur eine relative, keine absolute Bedeutsamkeit, da er trotz seines liebreichen Wesens und Wirkens in fixirter subjectiver Einzelheit weder die Menschheit noch die Gottheit in ihrer unbedingten Allgemeinheit repräsentirt. Die Begriffe der Stellvertretung und Genugthuung sind „unbiblische Ausdrücke und beruhen auf Vorstellungen, die sich von den Meinungen der Juden von einem leidenden Messias herschreiben" (p. 68.); in gleicher Weise wird auch der

Versöhnungstod unter mancherlei Reflexionen dem christlichen Grunde entrückt. Denn von einem Opfertode soll nirgends die Rede sein, sondern die Bedeutung des Todes Christi ausschliefslich darin bestehen, dafs in Folge desselben, als der höchsten That der göttlichen Liebe, die Gläubigen zur Gegenliebe bewogen und durch ein ernstes Insichgehen in der Umwandlung ihres Herzens der Vergebung der Sünden versichert werden (p. 71—114.). Demnach wird alles Gewicht auf die subjective Seite der Gläubigen gelegt; Christus ist nicht das vermittelnde Versicherungsprincip, sondern gleich anderen welthistorischen Individuen lediglich ein Vorbild für seine Anhänger, und wenn gleich die besonders urgirte Liebe und Gegenliebe wesentliche Momente der Versicherung ausmachen, so fehlt es ihnen doch nach jener Darstellung an dem wahren inneren Einigungsbande, da ja Christus mit seinem aufserordentlichen Gottesbewufstsein, durch welches er sich als Sohn Gottes soll kräftiglich erwiesen haben, eine isolirte Stellung zur Menschheit hat und behält. Dafs hingegen der Gottmensch die Versöhnung in der That und Wahrheit objectiv vollbracht habe, und dafs dieselbe subjectiv gleichfalls nur durch ihn ihre ewige Verwirklichung in der Menschheit finde, diese christliche Centrallehre kommt zur vollen Anerkennung erst in der letzten Ausgabe. Denn hier wird auf biblischem Grunde wissenschaftlich dargethan, wie die Erlösung oder Aufhebung des bisher bestandenen sündigen Gegensatzes nur durch das Einswerden Gottes und des Menschen in dem Gottmenschen Jesu Christo zu Stande kommen konnte, und wie die erlösende Thätigkeit dieses Gottmenschen ihren Culminationspunkt in dem blutigen Kreuzestode erlange, wogegen Lehre und Beispiel, auf welche dort ausschliefslich das Augenmerk gerichtet wurde, zurücktreten müssen (p. 84 u. 85.). Der Paulinischen Lehre gemäfs ist von Gott der Tod Christi zu einem Sühnmittel gemacht, weil in demselben die göttliche Gnade und Liebe ihr Theuerstes dahingab, und eben darin die heilsbedürftige, reuige und gläubige Menschheit das sicherste Pfand der Vergebung der Sünden und der Aufhebung der Schuld und Strafe empfängt (p. 97—109.). Denn im Sinne des Apostels ist jener Tod Strafe der Sünde; da nun der Sohn Gottes, der Sündlose und Gerechte, am Kreuze gestorben ist, so kann er nicht für seine Sünden, sondern mufs für unsere Sünde gestorben sein, weshalb durch diesen die überschwänglichste Liebe Gottes beweisenden stellvertretenden und genugthuenden Tod Christi die Schuld und Strafe unserer Sünden aufgehoben ist, und die für Alle geschehene Genugthuung auch in der That den Einzelnen angerechnet wird, wenn sie in ihrem Denken, Wollen und Thun mit dem Erlöser eins, durch den Geist des Glaubens und der Liebe ihm eingepflanzt werden oder, vermittelst seiner, dem alten sündigen Menschen durch den Tod in der Sünde absterben und in dem neuen Leben der Heiligkeit und Gerechtigkeit an der Auferstehung des verherrlichten Sohnes Gottes wahrhaften Antheil erlangen (p. 110—131.). Somit ist die Versöhnung als objective Genugthuung für die gesammte Menschheit in dem, durch den Tod vollendeten, leidenden Thun und thätigen Leiden des Sohnes Gottes, in seinem unendlichen Gehorsame bis zum Tode vollbracht, und subjectiv wird sie in den einzelnen Menschen dadurch verwirklicht, dafs diese im Glauben und in der Liebe von Christo, dem versöhnenden Lebensprincipe sich durchdringen lassen und eben dadurch die geschichtliche Thatsache der Versöhnung ihrem innersten Wesen zu eigen machen (p. 133—135; vgl. p. 145. 215. und über den concreten Begriff der Versöhnung im Abendmahle p. 299 u. 300.). Nach diesem Begriffe der Erlösung und Versöhnung mufste natürlich die in den ersten Ausgaben der Paulinischen Lehre untergeschobene verstandesmäfsige Vorstellung von Christi Wesen und Würde bedeutende Modificationen erfahren. Es bedurfte früher aller kritischen und dialectischen Kunstgriffe, um wenigstens scheinbar den Leser glauben zu machen, dafs nach der Lehre des Apostels Christus ein mit höherem Gottesbewufstsein ausgerüsteter zur Stiftung des göttlichen Reiches bestimmter Mensch sei, dafs ihm ferner eine schöpferische Vermittlung zugeschrieben werde, da er und sein Reich die leitende Idee Gottes schon bei der Schöpfung gewesen sei, und dafs, wenn man von einigen aus Philonischen Ansichten erklärbaren Stellen absehe (Col. I, 13. f. Eph. III, 9.), sonst nirgends der Sohn Gottes mit dem Vater identificirt werde, da bei den Ausdrücken *εἰκὼν τοῦ θεοῦ*, *ἐν μορφῇ θεοῦ ὑπάρχων*, *εἶναι ἴσα θεῷ*, *ἐν αὐτῷ κατοικεῖ πᾶν τὸ πλήρωμα τῆς θεότητος* u. ähnl. die Idee der Menschwerdung und Gottgleichheit unlösbare Schwierigkeiten erzeugen würde (p. 182—191.).

(Der Beschlufs folgt.)

№ 23.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

Entwicklung des Paulinischen Lehrbegriffes in seinem Verhältnisse zur biblischen Dogmatik des Neuen Testaments. Ein exegetisch-dogmatischer Versuch von Leonhard Usteri.

(Schlufs.)

Der Grund hiervon lag indefs nur in dem damaligen Gesichtspunkte, mit dessen Aenderung auch die Paulinische Lehre in einem ganz anderen Lichte und natürlichen Zusammenhange sich dem unbefangenen Blicke darstellte. Es sind allerdings in der Paulinischen wie in der Johanneischen Lehre vom Sohne Gottes deutliche Anspielungen auf Philonische Logosansichten enthalten; aber im christlichen Lichte erhalten diese statt des abstracten Gewandes eine concrete Geistesform, der gemäfs alle frühere numerische Subordination schwindet und an deren Statt in verschiedenen Ausdrücken Christo eine „substantiell göttliche Natur" beigelegt wird, weil in ihm das verborgene Wesen Gottes als offenbares sich ungetrübt abspiegelt und sein Geist mit dem Geiste Gottes sich vollkommen identisch erweiset (p. 307—310.). An sich ist Gott ein der Menschheit verborgenes unbegreifliches Geheimnifs, welches jedoch in Christo für Alle enthüllt oder offenbar geworden; und demgemäfs wird nun der Kern der Paulinischen Lehre vom Sohne Gottes eben darin begriffen, dafs in demselben sich Gott erniedrigt hat, dafs seine Person mit dem Begriffe des ewigen λόγος identisch ist und dafs daher zwischen der göttlichen und menschlichen Natur in ihm eine wahrhafte Einheit besteht, wenn gleich er κατὰ σάρκα (aber nicht κατὰ πνεῦμα) auch von Gott unterschieden wird und werden mufs (p. 310—335.). In dem ewigen göttlichen Sein greift das Leben des Sohnes Gottes über den besimmten Anfang und das Ende seines individuellen Daseins hinaus und was er in diesem für Alle möglich gemacht, das kommt vermittelst jenes zu seiner ewigen Verwirklichung oder subjectiven Aneignung in der Gemeinde, deren Haupt er ist und die er als solcher in allen, ihm wirklich angehörenden, Gliedern mit dem heiligen Geiste erleuchtend und beseligend durchdringt. Der Begriff des Geistes macht zwischen den früheren Ausgaben und der letzten noch einen vorzüglich bemerkenswerthen Differenzpunkt aus. Dort wurde das πνεῦμα mit beliebiger Abwechslung in den vagen Reflexionskategorien der geistigen Willenskraft (p. 30 u. 39.), des christlichen Gemeingeistes (p. 117.), einer abstracten Spontaneität (p. 140.) oder der wahren Richtung des menschlichen Lebens (p. 178.) u. a. gleichsam zersetzt, und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sollte als Gemeingeist derer, welche in die Gemeinde Christi aufgenommen sind, die Identität der praktischen Gesinnung in dem durch Christum gestifteten und auf dem Glauben und der Liebe zu ihm beruhenden Gesammtleben sein (p. 177.), so dafs also in der formellen menschlichen Seite des πνεῦμα die absolut göttliche gänzlich darauf gehen mufs. Man behält da nur noch eine abstracte leere Form vom πνεῦμα übrig, wogegen hier in der letzten Ausgabe der christliche Inhalt und göttliche Gehalt in dem Begriffe desselben zur Erkenntnifs kommt; denn es ist der von dem göttlichen Geiste gestärkte menschliche Geist (p. 45.), das positive in dem Glauben und der Liebe wirksame Princip der Erneuerung und Beseligung, der die Gläubigen durchdringende Geist Gottes und Christi (p. 193. 194. 254 u. 255.) und die κοινωνία τοῦ ἁγίου πνεύματος ist die Identität des heiligen Geistes in dem durch Christum gestifteten und auf dem Glauben und der Liebe zu ihm beruhenden Gesammtleben (p. 295.). Demnach ist das πνεῦμα wahrhaft und wirklich der in der Gemeinde des Herrn wohnende, sie zur Wahrheit führende Geist Gottes, und hierbei ist noch besonders die p. 335. u. 336. folgende Beweisführung zu beachten, dafs nämlich der heilige Geist, ungeachtet seiner relativen Verschiedenheit vom Vater und Sohne, doch gleich sehr als identisch mit ihnen dargestellt werde, worauf als-

dann die dogmatische Rechtfertigung der christlichen Trinitätslehre gegen die deistische Reflexions- oder abstracte Verstandesansicht von Gott gestützt wird (336—341). Früher wurde so beiläufig bemerkt, dafs „in der Liebe, Erlösung und Heiligung das Eigenthümliche des Christenthums und das Wesen der richtig verstandenen Lehre von der Dreieinigkeit" liege (p. 138.), welches „für die populäre Darstellung" in der neuen Ausgabe zwar gebilligt wird (p. 228.), aber davon ganz abgesehen in seinen drei absoluten Grundformen wahrhaft theologisch an dem bezeichneten Orte entwickelt wird. Mag der Verstand immerhin all' seinen kritischen und dialektischen Scharfsinn gegen die Trinitätslehre aufbieten, soviel lehrt schon der oberflächlichste Blick in die biblischen Schriften, dafs daselbst Gott der Vater, der Sohn Gottes und der heilige Geist die drei mächtigen Träger des christlichen Glaubens und Lebens, der evangelischen Lehre und Liebe ausmachen, und dafs ihnen bei aller unleugbaren Unterscheidung doch eine gleich absolute Wesenheit und Wirksamkeit zugeschrieben wird. — Hätte der selige Verf. in den ersten Ausgaben seines schätzbaren Werkes mit eben so unbefangenem, freiem Blicke, wie in der letzten die Lehre des Paulus im Auge gehalten, so würde sicher durch jenes dreieinige christliche Princip auch die äufsere Eintheilung oder Methode mehr bestimmt sein, welches nun aus Rücksicht gegen die frühere Form nicht geschehen ist. In der Anschauung und Darstellung des Apostels fallen als steter Refrain drei umfassende Beziehungen in die Augen, nämlich Gott in der vorchristlichen Zeit den Heiden und Juden gegenüber, Jesus Christus als Versöhner der Gottheit und Menschheit, und drittens er in seinem verherrlichten Sein und die Gemeinde oder der Geist Christi und die Kirche, wonach also gleichsam von selbst aus dem Gegenstande heraus die vorchristliche Zeit, sodann das Christenthum in der Persönlichkeit des Erlösers, endlich dasselbe in seinem kirchlichen von dem göttlichen Geiste beseelten Dasein sich als besondere Theile der Entwicklung darbieten. Wie aber diese Theile für das Ganze der Darstellung den einen Alles umfassenden Rahmen bilden, so finden in ihnen auch die einzelnen Abschnitte ihre naturgemäfse Stellung, indem in dem ersten Theile das Verhältnifs des Menschen vorerst zu Gott und seiner ursprünglichen Bestimmung, sodann zum νόμος und der δικαιοσύνη, darauf zur Erfüllung der Zeit und zur Erlösung, ferner in dem zweiten Theile der Erlöser in seiner unendlichen Wesenheit, versöhnenden Wirksamkeit und ewig lebendigen verklärten Persönlichkeit, endlich im dritten Theile die Gemeinde in ihrem göttlich-geistigen Urgrunde und Principe, in ihrem von Glauben und Liebe erfüllten Dasein, in ihren Verheifsungen und Erwartungen — den Gegenstand der Entwicklung ausmachen. Doch diese äufsere Seite nebst einigen exegetischen Controverspunkten oder sonstigen in Frage stehenden Einzelheiten kann füglich dahingestellt bleiben; das Werk zeugt augenscheinlich von einem wahrhaft biblisch-christlichen Gottesbewufstsein, umfassender Gelehrsamkeit und gründlicher theologischer Wissenschaftlichkeit. Um so mehr ist der schmerzliche Verlust seines Verfs. tief zu betrauern!

Steph. Matthies.

XXII.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn v. Hormayr. Neue Folge. Vierter Jahrgang. München, 1833. *Druck u. Verlag von Georg Franz. LIX u.* 340 *S.* 12. *Desselben fünfter Jahrgang. Ebendas.* 1834. 392 *S.* 12.

So wie das von Hrn. von Raumer herausgegebene „historische Taschenbuch" das Band für Darstellungen und Abhandlungen bietet, welche, anziehende Stoffe neu verarbeitend, hinter gefälligeren Formen die wissenschaftliche Strenge verdecken; wie das „Taschenbuch für die neueste Geschichte" von Wolfgang Menzel den Uebergang bildet zu umfassender Schilderung der Zeitgeschichte, dergleichen uns in der fortgesetzten Bredow-Venturinischen Chronik des XIX. Jahrh. gegeben wird; haben die unter wechselnden Schicksalen des Herausgebers seit einer Reihe von Jahren erschienenen „Taschenbücher für die vaterländische Geschichte" des Hrn. von Hormayr ein nahes Verhältnifs zu den poetischen Leistungen des Tages, während sie doch zugleich für die allgemeine Geschichte des älteren Deutschlands und der früh in dessen Verband eingetretenen Länder ein Magazin eröffnen, dessen Reichthum kaum durch das mustergültige „Archiv für Geschichte, Statistik" u. s. w. desselben Gelehrten übertroffen wird. Diese Doppelheit der Interessen, „die Vaterlandsgeschichte durch die redende und

„bildende Kunst mehr und mehr zu popularisiren und „zu nationalisiren, aus dem Gedächtnifs in die Herzen „zu verpflanzen, auf den Toiletten nicht minder als auf „den Studierpulten einheimisch zu machen, durch die „Frauen auch der Jugend einzuflöfsen, und vorzugsweise „vaterländische Begegnisse, Grofsthaten und hervorra„gende Männer durch die Ballade, Legende und Ro„manze, in epischer und dramatischer Form, in der Hi„storienmalerei und im Basrelief zu verewigen," und anderseits „das Quellenstudium durch Herausgabe neu „entdeckter Urkunden, Archivalacten, diplomatischer Cor„respondenzen, Memorienbücher und Chroniken zu er„weitern", erschwert die Beurtheilung des so heterogen Zusammengesetzten, und war wohl die Ursache, dafs die überraschende Fülle darin zu Tage geförderter historischer Züge dem wissenschaftlichen Leser in Norddeutschland weniger sich kund that. Ref. fühlt sich nicht berufen, über die dichterischen Bestandtheile des Taschenbuchs eine Stimme abzugeben; obwohl kein Feind der Muse, wünscht er doch seinerseits, dafs aus dem, „vaterländischer Geschichte" gewidmeten, Werke die poetische Beimischung um so mehr ausgeschieden und eigenen Sammlungen zugewiesen werde, da er das Zeitbedürfnifs für erledigt erachtet, welches vor einigen und zwanzig Jahren die Vermittlung der Dichtkunst für die vaterländische Geschichte forderte. Die zweite Folge des Taschenbuchs begann nämlich im J. 1810, als die jüngsten Trauerereignisse nicht allein in jedem Oesterreicher, sondern in jedem Deutschen überhaupt einen Bankerutt des Nationalbewufstseins herbeizuführen droheten, und Kleinmüthige bereits sogar am Werthe vergangener That zu zweifeln anfingen. Nur damals konnte die Frage sich aufdrängen, ob denn Oesterreichs Geschichte so arm an wahrhaft poetischem Stoffe sei! was an und für sich kein Gebrechen wäre, wenn nicht in dem *einen* Zweifel ein *anderer* an dem würdigen Inhalte der Geschichte des Kaiserstaats überhaupt involvirt würde. Damals gereichte es den beiden Freiherrn von Hormayr und von Mednyanszky und ihren vornehmen dichtenden Mitarbeitern zu hohen Ehren, durch eine schöne Saat volksthümlicher Poesieen diesen niederdrückenden Wahn widerlegt und zur Wiedererweckung eines österreichischen Nationalgefühls geholfen zu haben. Dieser Erziehungszweck ist jetzt vollkommen erreicht: Oesterreich hat sich selbst wieder, und darf in ruhiger Beschaulichung vergangener Thaten und Leiden sich erinnern, ohne geflissentlich durch poetischen Farbenschimmer die geschichtliche Wahrheit zu trüben. Ja, Ref. ist der Meinung, dafs gegenwärtig die Geschichte Oesterreichs und mancher süddeutschen Länder aus dem *Herzen* und der *Phantasie* recht *prosaisch* in den *Gedanken* aufgenommen werden müfste, weil jene beliebte romantische Verklärung, jene nibelungenartige Auffassung der Babenberger, Habsburger, Wittelsbacher, Zähringer u. s. w. einen kräftigen geschichtlichen Sinn, wie er noth thut, verbätscheln und an Genufssucht gewöhnen, welcher der Ernst des Lebens und der Wissenschaft nicht behagt. Das wahrhaft Grofse und Erhebende in der Geschichte wirkt in nackter Einfachheit, und bedarf nur für Verzärtelte und Flache eines erborgten Schmucks; gewaltige Schicksale, wie das Kaiserhaus sie erfahren hat, sind Poesie in sich selber, und wir verhehlen nicht das Mifsbehagen, welches uns Verse, in Werke ungebundener Rede eingestreut, erregen, selbst wenn, wie in Hrn. v. H. „neuester Geschichte", die Begeisterung den Verfasser fast unbewufst in Rhythmus fortreifst.

Wünschen wir nun die Poesie, ihren Werth ungekränkt, aus dem Taschenbuche f. v. G. verwiesen, so wollen wir das doch nur von den *modernen Barden* verstanden wissen, indem wir es als eins der schönsten Verdienste des Hrn. von H. preisen, so manches *alte*, *historische Lied* mit treuer Liebe bewahrt zu haben.

Den Jahrgang 1833 eröffnet uns eine „fortgesetzte Kriegsgallerie der Baiern", welche uns die Deutung giebt, den Begriff vaterländische Geschichte zunächst auf die bairischen Staaten zu beziehen. Vier tüchtige, ehrenhafte Militärs werden uns mit kurzer Erzählung ihrer Thaten vorgeführt; aber die Zeit ihres Kriegsruhms und ihrer Siege fällt in eine Epoche, von welcher der gröfsere Theil der Deutschen mit Trauer sich abwendet. Es sind die Heldenthaten der Heere des Rheinbundes gegen Oesterreich, so ehrwürdig und grofs im Kampfe gegen Frankreichs Alleinherrschaft; es sind Siege ohne Freude, deren Erzählung auch Hrn. von H. keine Erhebung gewährt haben wird. Schneidende Ironie eines politischen Geschicks oder übermenschliche Selbstverleugnung, wenn Hr. v. H. im Jahre 1833 mit Erwärmung die Thaten des Grafen Deroy und seiner Baiern im Tiroler Volksaufstande des J. 1809 berichtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXIII.

Ὑπομνημα περι της νησους Ὑδρας. Ἀπο τον καιρον καθ' ὁν ἐκατοικηθη ἑως περι τα 1821. Ὑπο Ἀντονιου Μιαουλη. Ἐν Μοναχῳ της Βαβαριας και ἐν Ναυπλιῳ της Ἑλλαδος. Παρα τῳ Ι. Ιακιτῳ. 1834.

Denkschrift über die Insel Hydra. Von der Zeit der ersten Bewohnung bis zum Jahre 1821. *Von Anton Miauli. München und Nauplia.* 1834. 4. *V. Dem Hrn. Hofrathe v. Thiersch gewidmet.*

Die literärischen Erzeugnisse des wiederauflebenden Griechenlands wolle Teutschland schonend beurtheilen, und bei den irren Schritten des Wiedergenesenden, wo es nöthig, liebevoll die leitende Hand ihm bieten. — Mit solcher Gesinnung mögen wir an die Betrachtung eines Werkes schreiten, welches als Versuch der Bearbeitung heimischer Ortsgeschichte der Aufmunterung um so mehr bedarf, als Griechenland bis jetzt in diesem Felde seine Kräfte fast noch unversucht liefs. — Ueberdies ist uns aufser den auf Selbstanschauung gegründeten Bemerkungen des Dr. Koray (in seinem *Mémoire sur l'état actuel de la civilisation de la Grèce. Paris* 1803. *p.* 23.) und dem vorliegenden Werke bis jetzt kein anderes, von einem Eingebornen mit Sachkenntnifs und Liebe geschriebenes über die Insel Hydra bekannt; — für sich allein schon hinreichender Grund, das vorliegende nicht unberücksichtiget vorübergehen zu lassen. —

Der geschichtliche Theil des Werkes, und namentlich jener über die früheren Jahrhunderte, gründet sich nach des Vfs. eigener Aeufserung in der Vorrede gröfstentheils auf die Forschungen bereits anerkannt gediegener Geschichtschreiber, die in Werken gröfseren Umfangs auch der Insel Hydra gedenken; — die Nachrichten über das 18te und 19te Jahrhundert aber verdankt derselbe der mündlichen Ueberlieferung seiner Landsleute, und theilt sie, zwar nur bis zum Ausbruche der griechischen Revolution im J. 1821 mit, sie bilden aber dennoch den anziehendsten Theil des ganzen Heftes. —

Nach einer kurzen Untersuchung über den Namen der Insel, den die Alten Hydrea schrieben, berichtet der Verf. (S. 2), dafs nach der allgemeinen Ueberlieferung Hydra erst seit dem Jahre 1470 bewohnt sei, was uns jedoch, wenn man an die so nahe und so besuchte Küste der grofsen, fast übervölkerten Halbinsel denkt, kaum glaublich scheinen dürfte. — Alterthümliche Ueberreste von Tempeln, Säulen u. s. w., welcher Zeit angehörend, wird nicht erwähnt, finden sich noch zwei Stunden westwärts der Hauptstadt. —

Die Erzählung der einzelnen Ereignisse ist einfach, chronikenartig, nach der Zeitfolge geordnet, in prunkloser Sprache mit beschreibender Genauigkeit manches angenehme Bild unseren Augen vorführend, manche alte Sage redselig mittheilend. — So z. B. S. 3 von jenem Greise, den sein Sohn nach alter Landessitte in einem Korbe an den Rand des Ufers trug, um ihn, der nimmer arbeiten, nimmer wirken könne, als unnütze Last in's Meer zu stürzen, wo dann der Alte dem Sohne den bittern Rath ertheilte, den Korb sorgfältig zu bewahren, damit sein Kind einst Gleiches ihm erweise, worauf jener kühn der unmenschlichen Sitte trotzend, den Grund zu ihrer Abstellung legte; und S. 4 jene vom Marienbilde am Meeresstrande, das Seeräuber als Beute mitnahmen, bei einem bald darauf ausgebrochenen Sturme aber, als vermeinten Grund des Unwetters in Stücke hieben und den Fluthen preisgaben, das jedoch Tags darauf an der alten Uferstelle, von den Wellen geschaukelt, anlangte, weshalb jene Kapelle heute noch zur „Wiedererscheinenden" heifst, u. d. m. — In den ersten Jahrhunderten sehen wir die Bewohner Hydras von algierischen Seeräubern, wie z. B. 1650 viel erdulden, sich gegen türkische Raubsucht durch jährliche Gaben schützen, nach und nach aber ihren Handel zunehmen, der sich freilich anfänglich nur auf den Peloponnes beschränkt, und gleichsam in ihm lebend, jede seiner Wunden mitfühlt, bis endlich der Friede von Kainartschi 1774 den Drangsalen ein Ende setzt. — Gröfsere Schiffe werden nun gebaut, die weitere Bahnen zurücklegen, einzelne Stämme beginnen zu blühen in Handel und Schifffahrt, wie jener der Lasareer und in diesem namentlich Lasar Kokini, so wie Johannes Surmbas, ein Mann von bedeutenden geistigen Anlagen, und „zu jener Zeit der Aufgeklärteste unter den Hydrioten". — Das Verhältnifs zur Pforte gestaltet sich jetzt immer freundschaftlicher, ja es werden jährlich 50 Matrosen gleichsam als eine Huldigungsgabe derselben dargebracht. —

Im Jahre 1779 konnte Hydra schon 32 lateinische Schiffe als Hülfsmacht der Pforte senden. — In den Kriegen der letzteren gegen Rufsland ward eine ähnliche periodische Absendung von Streitkräften zur Regel, die lange Jahre hindurch sich forterhielt. — Um das Jahr 1787 segeln Hydrioten bereits nach Livorno, Genua, Sicilien, ja Demeter Christophilos der Erste nach Amerika. — Aber auch manches Unglück hemmte diese Fortschritte, der Seeräuber Maggior-Lambro Katsony und Wilhelm der Maltheser, so wie 1792 eine verheerende Seuche brachten die Einwohner Hydras endlich fast zur Verzweiflung, so dafs sie sich, wie man noch erzählt, damals entschlossen, ihre unglückliche Heimath ganz zu verlassen, um sich zu Athen anzusiedeln, was jedoch von den Einwohnern dieser Stadt ihnen nicht gewährt wurde. —

Die Abgaben an die Pforte waren auch nicht unbedeutend, 3000 Grossia jährlich, doch die unermüdlichen Handelsleute wufsten sich anderwärts wieder schadlos zu halten, der Verkehr mit Spanien nämlich in den ersten Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts brachte bedeutende Summen ein, man liebte die gewandten Seeleute mit ihren kleinen, pfeilschnellen Schiffen.

Anziehend ist die Weise, nach welcher der Gewinn einer glücklich beendigten Seefahrt vertheilt zu werden pflegte. — Nach Abzug von fünf Procent desselben, welche für die Gemeindeauslagen und den Tribut an die Pforte bestimmt waren, fiel die eine Hälfte des Restes dem Eigenthümer des Schiffes zu, die andere ward in durchgehends gleichen Beträgen vertheilt, dabei jedoch selbst kleine Kinder nicht ausgenommen, die heilige Jungfrau, Beschützerin Hydras, erhielt ebenso ihren Antheil. — Dafs auch Kinder bedacht wurden, geschah aus dem Grunde, damit sie, wenn ihre Väter plötzlich stürben, eine Summe vorräthig fänden, um ihr Haus noch ferner aufrecht zu erhalten, so wie auch, um ihnen die Mittel zu einer frühen Verehelichung zu bieten, die bei Jünglingen gewöhnlich vom 18—20., bei Mädchen im 12. oder 13. Jahre vollzogen ward. — Früh schon wurden sie in der Schifffahrt unterrichtet, Inseln, Sandbänke und Untiefen ihnen *einmal* nur gezeigt und benannt, kamen sie dann ein zweites Mal an die Stellen und wufsten deren Namen nicht wieder zu nennen, half körperliche Züchtigung ihr Gedächtnifs schärfen. —

Solche und ähnliche Züge finden sich fleifsig in dem besprochenen Werke aufgezeichnet, die jedoch der Raum alle hier anzuführen nicht erlaubt. — Die Ausstattung des Heftes ist überdies gefällig, wenn auch nicht ohne häufige Druckfehler.

Th. G. v. Karajan.

№ 24.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Hormayr.

(Fortsetzung)

Haben wir diese politische — Palinodie möchten wir fast sagen, wenn wir anders nicht von hoher Achtung gegen Hrn. v. H. erfüllt wären — so wie einige Romanzen des verstorbenen J. J. Sendtner hinter uns, so thun die reichsten Fundgruben deutscher Vorzeit sich uns auf; die Fahrten alter Baiern in ferne Lande, Ulrich Schmiedels aus Straubing, welcher 1535 Buenos Ayres erbauen half; des Grafen von Löwenstein Pilgerzug nach Palästina, 64 Jahr nach des starken Bogislav X. Odyssee, zwar nicht so streitbar und abentheuerlich, aber doch gleich ergötzlich wie des Pommernherzogs. Wiewohl Alles hier Gegebene die deutsche Special- und besonders die Cultur-Geschichte bereichert, heben wir aus der Mannigfaltigkeit historischer Dokumente nur Einzelnes hervor. Heinrich III. Reise nach Polen, schimpfliche Flucht, sein Aufenthalt in Wien und in Heidelberg, wo Kurfürst Friedrich III. ehrlichen Sinnes den Valois, den Beschöniger der Bluthochzeit, beschämte und ängstigte, ist, fast gleichzeitig mit der Bekanntmachung durch das T., schon in Raumers neuere Geschichte übergegangen; die Hussitenschlacht auf der Bihanie i. J. 1426 noch unbenutzt in den charakteristischen Details; dagegen der „Schiffbruch Peter Ernsts von Mansfeld" schon anderweitig aus einer Handschrift der Königl. Regierung zu Merseburg bekannt und in Niemanns Geschichte der Grafen von Mansfeld angezogen. Ein stehender Artikel im Taschenbuche ist der Beschreibung alter Burgen gewidmet, und zwar vorzüglich des lange noch nicht ausgebeuteten, in Werken der Natur und der Menschenhand so anziehenden Böhmens; Bürglitz (Burglein, slawisch Krziwoklat), zwischen Rakonitz und Beraun, wird uns in Form eines Reiseberichts an F. H. von der Hagen anmuthig und lehrreich geschildert, und die Schaudergeschichte eines ehrwürdigen Geistlichen, des Bischofs der böhmischen Brüder, Johannes Augusta, welcher 16 Jahr auf Befehl des römischen Königs und Kaisers Ferdinand I. im dortigen Staatskerker schmachtete, erzählt. Es soll dem neusten Biographen des Kaisers, Hrn. von Bucholtz, schwer werden, dieser nächtlichen Partie der Geschichte seines Helden, welche an das berüchtigte Torturmandat Giovan Galeazzos erinnert, einiges versöhnende Licht zuzuwenden. — So ergeht sich das Buch in unermüdlichem Wechsel über die verschiedensten Zeiten und Länder Süd-Deutschlands; bald in alterthümlich sprechenden Berichten, Briefen, Actenstücken, in Schilderung besonderer kirchlicher Zustände, wie der Deisten in Böhmen, welche, (auch von Dohm erzählt es) auf Josephs II. Befehl, mit Stockschlägen bekehrt wurden; bald in Aufdeckung mönchischer Bosheit (Verschwinden eines Franciskaners im J. 1770), bald in einer bunten Reihe historischer Anekdoten, welche, als stehender Artikel, Sitten, Gebräuche, Luxus des bürgerlichen und ritterlichen Lebens der Vorzeit charakterisiren. Erfreut der Leser sich an dem fröhlichen öffentlichen Leben unserer Vorfahren, so wird ihm wieder unheimlich, sieht er unter der Aufschrift: „Untreue schlägt den eigenen Herrn" die unerbittliche Strenge der Bürger Nürnbergs gegen ungewissenhafte, diebische Rathsglieder mit drei Beispielen belegt. — Der Abschnitt: „Sagen, Legenden, Zeichen und Wunder", deutet hie und da durch romanhafte Einkleidung auf einen Nebenzweck des Buches „Unterhaltung der lieben Frauen" hin; die letzte Erzählung St. Helena ist dagegen ein fast urkundlicher Beitrag zur Geschichte des beschämenden Verhältnisses Josephs I. zu Karl XII. im J. 1707, und paſst nicht unter die Rubrik. — Aber auch an wissenschaftlichen, gelehrten Arbeiten geht dieser Jahrgang nicht leer aus: dahin gehören „Stibor Vajda und seine Macht", ferner gediegene

Leistungen des Archivar-Rath Oesterreicher, „älteste Verhältnisse zwischen Böhmen und Baireuth", „Gustav Adolfs Güterschenkung von dem Fürstbisthum Würzburg", „die Burg Schaumberg", und „actenmäfsige Darstellung der Juden in Iglau"; gelehrte Monographieen, wie wir sie in Ledeburs Archiv für die Geschichtskunde des preufsischen Staates, welches sich Hrn. von H. Sammlungen zum Muster genommen zu haben scheint, immer zu finden wünschen.

Zu dem besondersten Danke sind dem geehrten Hrn. Herausgeber die Freunde alter deutscher Geschichte für die Sorgfalt verpflichtet, welche derselbe zeither auf Entdeckung und Mittheilung alter historischer Lieder gerichtet hat. Rege Theilnahme unserer Vorfahren am öffentlichen Leben wird durch nichts überraschender bezeugt als durch die Fülle der Lieder, welche jedes öffentliche Ereignifs im Reiche hervorrief, und welche gewissermafsen die Stelle der Zeitungen vertraten, da sie von Mund zu Mund schnell verbreitet oder als Flugblätter gedruckt wurden. Dichterischen Werth besitzen nur wenige, aber desto mehr Wahrheit und unmittelbare Anschauung; in kernhaft-verständiger Weise sprechen sie die öffentliche Meinung, die *vox populi* aus, enthüllen verdeckte Triebfedern der Handlungen, bringen in der Menge mitwirkende Personen an's Licht und sind um so glaubhafter, da die „Spruchmacher" in der Regel Augenzeugen des Geschehenen waren. O. L. B. Wolffs Versuch, die historischen Volkslieder der Deutschen zu sammeln, ist sehr ungenügend ausgefallen, wie denn die Poeten diesem Unternehmen fern bleiben müssen. Das südliche Deutschland begünstigt Sammlerfleifs mehr als der Norden und darum hat auch diesmal Hr. v. H. sieben Lieder mittheilen können. Das erste gehört mit Hans Rosenplüts des Schnepperers „vom Kriege zu Nürnberg" zusammen; zwei betreffen böhmisch-deutsche Händel; zwei die bairische Geschichte; das sechste besingt den Sieg Max I. bei Terouanne, die Sporenschlacht v. J. 1513; das letzte die Schlacht bei Pavia, welches Ref. für verloren gab, und es daher mit um so gröfserer Freude in seine Geschichte G. von Frundsberg aufnahm. —

Im fünften Jahrgange übergehen wir, als unseres Berufs nicht, die modernen Dichtungen (König Emmerich, im Versmafs der Nibelungen, einen „Sang vom Pappenheimer", Fuggers Feuerwerk, zwei Balladen „Franziscus von Sickingen" von Duller und ein Bruchstück des historischen Trauerspiels von Gerle, Udalrich, und wenden uns, Verwandtes an einander reihend, zum geschichtlichen Inhalte. Eine projectirte Ehestiftung zwischen dem Erbprinzen von Baireuth und der Tochter Peters I. und Katharinas ist unseres Wissens ein noch unberührter Punkt in der russischen Geschichte, wenigstens wird desselben nicht im „veränderten Rufsland" (von Weber) erwähnt. Katharina hatte testamentlich die Verbindung Elisabeth Petrowna's mit dem Herzoge von Holstein, Bischof von Lübeck, anbefohlen, mit einem Brautschatze von 300000 Rubel und einer nach und nach zu zahlenden Million; der verlobte Bräutigam war am 1. Juni 1727 v. st. an den Blattern gestorben und mithin war die Hand der reichen Czarewna frei geworden. Im Januar 1729 bemühete sich der Wiener Hof, dieselbe dem gedachten Erbprinzen zuzuwenden; bedächtig wurden diplomatische Unterhandlungen angeknüpft; da aber der junge Kaiser, in den Händen der Dolgorukkoi, die Herausgabe jener Million, um welche es dem verschuldeten Markgrafenhause besonders zu thun war, verweigerte, zerschlug sich die Sache (auch andere Gründe mögen gewaltet haben) und Elisabeth blieb nach dem Tode Peters II. und bei der Thronbesteigung Anna Joanownas unvermählt. Friedrichs II. Schwester ward im November 1731 die Gemahlin des Markgrafen; Elisabeth dagegen die erbitterte Feindin des Königs, nachdem sie die Joansche Linie verdrängt. — Im Gleichen zur Geschichte des XVIII. Jahrhunderts gehört: „Abwendung des Sturzes der ungarischen Verfassung durch zwei edle Frauen", und eine Reihe von Actenstücken und Notizen, die ungarischen Unruhen während des spanischen Erbfolgekriegs betreffend. Der erste, etwas apokryphische Beitrag zur Politik des Hauses Habsburg lehrt, wie es zweien hochherzigen „*geliebten*" Frauen, der Gräfin Althann-Pignatelli, Freundin Karls VI., und Eleonore Batthianyi-Strattmann, Vertrauten Eugens von Savoyen, gelang, durch Thränen und feurige Beredsamkeit den Herrscher zu bewegen, abzulassen von dem zur Zeit des Passarowitzer Friedens entworfnen Plane, Ungarn durch Gewaltmittel „auf böhmischen Fufs zu setzen."

(Der Beschlufs folgt.)

XXIV.

Experiments and Observations of the Gastric Juice and the Physiology of Digestion. By William Beaumont, M. D. Surgeon in the U. S. Army. Platts-

burgh, Allen 1833. 280 S. 8. *Auch ins Deutsche übersetzt unter dem Titel: Neue Versuche und Beobachtungen über den Magensaft und die Physiologie der Verdauung von Dr. W. Beaumont. Aus dem Englischen von Dr. Bernhard Luden, prakt. Arzt in New-York. Leipzig* 1834.

Der Vf. hatte Gelegenheit bei einem starken und gesunden jungen Mann von 18 Jahren, der durch zufälliges Losgehen einer mit Hühnerschrot und Pulver geladenen Flinte eine Magenwunde erhielt, nach welcher eine grofse Fisteloffnung des Magens zurückblieb, Beobachtungen über den Zustand des Magens in verschiedenen Digestionsperioden, über krankhafte Affectionen und die Bewegungen desselben, besonders aber über die Digestion von Speisen, welche entweder verschluckt oder durch die Fisteloffnung, welche durch eine Hautverlängerung in Form einer Klappe verschlossen werden konnte, eingebracht waren, anzustellen, indem er diesen Menschen zu sich in Dienst nahm, und ihn mit längeren oder kürzeren Unterbrechungen vom Jahr 1825 bis 1833 zu seinen Versuchen benutzte.

Wie schon der Titel der Schrift besagt und der Verf. an mehreren Orten nachdrücklich wiederholt, liegt diesen Versuchen die Spallanzanische Verdauungstheorie, nach welcher die Speisen im Magen durch einen Magensaft chemisch aufgelöst werden, zum Grunde, und der Vf. gelangt im Wesentlichen zu denselben Folgerungen wie Spallanzani oder hat seine Versuche vielmehr ganz nach dem Vorbilde von Spallanzani angestellt, nur mit der Abweichung, dafs er die Wirkung des Speichels auf die Digestion, welche Spallanzani als nothwendig erkannte, gänzlich leugnet und dem Speichel blofs eine mechanische Wirkung beim Kauen und Schlingen zuschreibt. Indessen erlaubte die seltene Eigenthümlichkeit der Magenwunde (man kennt nur wenig ähnliche Fälle, von denen einer vor mehreren Jahren zu Paris nach einer Wunde durch das Horn eines Ochsen von Dupuytren beobachtet und zu Versuchen benutzt wurde) dem Vf. auch nebenher andere Beobachtungen zu machen, die wir wegen ihres Interesses zuerst anfuhren wollen. Es gehört dahin 1) dafs die innere Fläche des Magens bei krankhafter Digestion auch ein krankhaftes Aussehen bekam, sich röthete und trocken, manchmal blafs und feucht wurde, sich mit Exanthemen oder dunkelrothen Pocken bedeckte, die sich häufig mit Eiter füllten. Auch kleine schwammige Krusten in Verbindung mit unregelmäfsigen rothen Flecken entstanden zuweilen, und Abschälen der inneren Haut war keine ungewöhnliche Erscheinung. 2) Dafs der pylorische Theil des Magens bei seiner Bewegung sich durch eine ringförmige Einschnürung absondert, um den gebildeten Speisebrei aufzunehmen, eine Beobachtung, welche das, was man bei fleischfressenden Thieren sieht und schon längst auch beim Menschen nach Analogie annahm, entschieden beim Menschen bestätigt. 3) Dafs unverdaute, besonders Fleischspeisen im Magen leicht alle Erscheinungen von Fieberkrankheiten erzeugen, indem sie stinkend und scharf werden. 4) Dafs die Auflösung der ganzen Speisemasse nicht vom Umfang nach der Mitte schichtenweis geht, wie es zuerst Wilson Philipp bei Kaninchen bemerkte, sondern dafs in der Mitte des Magens die Auflösung gleich wie an den Wänden stattfinde; was sich auch bei carnivoren Thieren findet.

Von den einzelnen Verhältnissen, auf welche der Vf. seine Aufmerksamkeit bei den Versuchen richtete, erwähnen wir zuerst die Verdaulichkeit der Speisen und die Zeit der Digestion verschiedener Mahlzeiten. Die meisten Versuche beziehen sich hierauf, und die Zeit, binnen welcher die Speisen verdaut wurden, ist überall genau angeführt. Leider aber geben diese Versuche kein bestimmtes neues Resultat. Der Vf. beobachtete in verschiedenen Mahlzeiten die Zeit der Digestion von Fleisch sehr verschiedener Thiere (Rind, Hirsch, Schwein, Huhn etc.) und zwar gebraten und gekocht; aber da er nicht die Menge der Nahrung, die in einer bestimmten Zeit digerirt wurde, bestimmte, so liefs sich, wenn einmal eine Mahlzeit gebratenes Rindfleisch in 2½, das anderemal in 3, das drittemal in 3½ Stunde und so ähnlich bei den übrigen Fleischsorten verdaut wurden, daraus nichts Sicheres entnehmen, als dafs die gewöhnliche Zeit, binnen welcher eine Mahlzeit verdaut werde, 3 bis 3½ Stunde sei. Sicherer wäre der Weg gewesen, verschiedene Nahrungsmittel, die zugleich genommen waren, in der Folge ihrer Chymifikation zu beobachten, worauf der Vf. aber nur, wie es scheint zufällig, in einem Versuch (dem ersten) kam, den der Vf. nicht als einen sichern Mafsstab der Kräfte des Magens ansieht.

Die meiste Aufmerksamkeit hat der Vf. auf die Beschaffenheit und die Wirkungen des sogenannten Magensaftes verwendet. Wie alle andern Beobachter hat auch der Vf. gefunden, dafs der nüchterne Magen durchaus leer ist und dafs sich keine Flüssigkeit darin angesammelt findet. Doch hat er die Reactionen der Magenwände nicht genau untersucht und überhaupt nur mittelst Geruch und Geschmack die Eigenschaften unterschieden. Er sagt nur, dafs sich durch Geruch und Geschmack keine Säure darin erkennen lasse, während doch in der That die Reaction bei allen Carnivoren nicht nur nicht sauer ist, sondern sogar positiv alkalisch wird. Nun entstand aber, sobald Speisen oder ein fester unverdaulicher Körper in den Magen kam, Ansammlung einer sauern Flüssigkeit, die um so saurer erschien, je mehr die Speisen verdaut wurden (*p.* 76). Von dieser Flüssigkeit konnte der Vf. durch Einbringen einer elastischen Röhre, wodurch die Flüssigkeit abflofs, Portionen von ℥*jj* bis höchstens 2 Unzen sammeln. Er macht aber gar keinen Unterschied zwischen dem so durch Speisen im Magen erzeugten und dem aus dem leeren Magen gesammelten Saft, indem er aus dem leeren Magen oft durch den blofsen Reiz der elastischen Röhre nichts erhalten konnte und dann Brodkrumen einbrachte (*p.* 93. 94.), um sich Saft zu verschaffen. Nun ist aber die nach dem Genufs von Nahrung sich bildende Flüssigkeit wahrer Chymus, dessen Eigenschaften mit dem Inhalt des nüchternen Magens nicht zu verwechseln sind. Auch sammelte der Verf. zuweilen sogleich nach der beendeten Digestion der festen Speisen von gröfseren Mahlzeiten gastrische Flüssigkeit, die ebenfalls wahrscheinlich nichts als Ueberreste von Chymus

war, in Verbindung mit nachgeflossenem Speichel. Denn der Vf. erzählt in vielen Versuchen (*p.* 163 u. a.), dafs sein Magensaft trübe war, Schleimflocken und sogar kleine Theilchen von den Tags zuvor genossenen Austern, Brot u. dergl. enthalten habe! Alles dieses hielt der Vf. für denselben Magensaft. Der Vf. ist gar nicht aufmerksam darauf gewesen, dafs beständig Speichel secernirt wird und allmählig in den Magen fliefst, von welchem in nüchternem Zustande die wäss'rigen Theile eingesaugt werden, während die festen zurückbleiben. Bei einigen Personen ist der Speichel immer sauer, und in diesem Falle wird es auch der in den Magen geflossene sein, und es ist natürlich, dafs durch eine in den Magen gelegte Röhre, so lange deren Reiz im Magen vertragen wird, die langsam einfliefsende Flüssigkeit abfliefst, die dann (auch von Spallanzani) für Magensaft gehalten worden ist. Auch sagt der Vf. selbst, dafs sein Magensaft häufig mit Speichel vermischt war. (S. 156. 158.) Nach den Untersuchungen der Prof. Dunglison und Silliman zeigte salzsaures Silber in der sauren Flüssigkeit auch nach der Destillation starke Niederschläge, woraus sie auf freie Salzsäure schlossen. Da aber in den Sekreten der Digestionswerkzeuge und besonders im Speichel sehr viel salzsaures Ammonium enthalten ist, welches sich auch überdestilliren läfst, so folgt die Gegenwart *freier* Salzsäure aus diesen Versuchen keinesweges, sondern offenbar rührten die Niederschläge durch Höllenstein von Salmiak her. Hieraus ist klar, dafs die Meinung: der Magen sondere einen eigenen sauren Saft ab, welcher die Speisen auflöse, keinesweges durch jene Beobachtungen zu beweisen ist, in welcher saurer Speisebrei und in den Magen fliefsender Speichel für identische Dinge gehalten wurden, blofs wegen der vorgefafsten Theorie von saurem Magensaft, während doch dasjenige, was man mit diesem Namen belegt hat, einen ganz verschiedenen Ursprung hat. Ueberhaupt zeigen sich in den Versuchen viele Widersprüche, welche selbst die Beobachtungen zum Theil unzuverlässig machen. An vielen Orten behauptet der Vf., dafs Nahrungsmittel ungekaut und ohne Speichel im Magen verdaut würden, blofs durch den Magensaft, während er an andern Stellen übereinstimmend mit Spallanzani und allen späteren guten Beobachtern erzählt, dafs ungekautes Fleisch nicht im Magen verdaut wird (*p.* 103 u. a.). S. 142 wird erzählt, der mit Alkohol vermischte Magensaft bilde ein milchweifses trübes Fluidum, während der zu anderer Zeit gesammelte Magensaft (S. 94) mit Wein und Weingeist vermischt ganz klar blieb. Wie konnte beides einerlei Flüssigkeit sein! S. 155 wird erzählt, dafs eine künstliche Digestion von Speisen mit Speichel (der durch Ausspeien erhalten war, also wohl viel Mundschleim enthielt) bald faule, während die mit Magensaft digerirten Speisen aufgelöst würden und säuerlich röchen; aber *p.* 89. 208 u. f. wird angeführt, dafs mit Magensaft digerirtes Ochsenfleisch auch in Fäulnifs übergegangen sei, und hinwiederum *p.* 176, dafs mit etwas Essig gesäuerter Speichel (der also mit dem sauren Speichel vieler Menschen übereinstimmen mufste) eine künstliche Digestion bewirken konnte. An vielen Orten erzählt der Vf., dafs der Magensaft lange, selbst jahrelang, aufbewahrt werden könne, ohne zu faulen, sogar die Fäulnifs verhindere, dagegen wieder an andern Orten (S. 202), dafs derselbe kurz nach dem Herausnehmen schon verdorben und nach 40 Stunden beinahe stinkend war, und dennoch soll er eine künstliche Verdauung bewirkt haben! Ein andermal soll der verdorbene Magensaft wieder nichts aufgelöst haben. Hieraus geht nur hervor, dafs die künstlichen Digestionen mit Magensaft und Speichel überhaupt keine Verdauung, sondern Prozesse von Gährung und chemischer Zersetzung, selbst von wahrer Fäulnifs sind, die durch Schütteln und Wärme begünstigt werden. Dafs der Speichel im natürlichen, ganz verdünnten Zustande eine verschiedene Wirkung von dem durch Einsaugung im Magen concentrirten haben mufs, ist natürlich, und dafs eine im Magen begonnene Digestion durch Bildung von Speisebrei eine Zeit lang aufser dem Körper in der Blutwärme sich fortsetzt, widerspricht den sonstigen physiologischen Gesetzen nicht, ist aber kein Beweis für die chemische Auflösung der Speisen in einer chemischen Flüssigkeit. Am leichtesten hätte der Vf. die Irrthümer in seinen Folgerungen einsehen können, wenn er einen Blick auf die von ihm selbst angegebenen quantitativen Verhältnisse seines Magensaftes zu den aufzulösenden Speisen geworfen hätte. An sehr vielen Orten erklärt er, durch die stärkste künstliche Reizung nie mehr als zwischen zwei Drachmen bis höchstens zwei Unzen Saft in einer oder zwei Stunden haben erhalten zu können. Nun führt er aber eben so oft an, dafs, um einen Theil Fleisch oder andere Nahrung im Magensaft aufzulösen, wenigstens 4 bis 6 Theile Magensaft gehören; denn wo weniger Magensaft sei, trete eine Sättigung ein, und die Digestion höre sogleich auf. Es würde also eine Mahlzeit von 4 bis 6 Unzen Fleisch, die man in Zeit von einigen Stunden im Magen verdaut, zur Auflösung wenigstens 24 bis 36 Unzen Magensaft, also im Mittel 48 Mal mehr als nach des Vf. Theorie vom Magen abgesondert werden könnte, erfordern. Da nun fast alle Versuche des Vfs. darauf hinaus laufen mit Vernachlässigung aller lebendigen Verhältnisse dennoch solche chemische Auflösung zu zeigen, so mufs man bekennen, dafs diese Seite der Versuche den Anforderungen, welche die Wissenschaft in ihrem jetzigen Zustande an sie zu machen berechtigt ist, keinesweges genügt, wenn gleich nicht zu übersehen ist, dafs sehr dankenswerthe Einzelnheiten, die oben angeführt sind, mit unterlaufen. Selbst die chemischen Verhältnisse sind nicht mit der Genauigkeit und Kenntnifs dargestellt, dafs sie rein als solche im Mindesten befriedigen könnten, und man wird durch die geringen, den bekannten nicht wesentlich Neues hinzufügenden Resultate so weitläuftiger Bemühungen auch hier sehen, wie nothwendig es ist, den lebenden Organismus auch mit lebendigen Augen anzusehen, wenn unsere Kenntnisse von ihm seiner wahren Natur entsprechen sollen. Die Uebersetzung ist fliefsend und die Ausstattung derselben ansprechend. Warum überall *coagulae* statt *coagula* gesetzt ist, wissen wir nicht.

Dr. C. H. Schultz.

№ 25.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Hormayr.

(Schlufs.)

Durch allegorische Bildwerke soll die That im ehemals Althannschen Schlofs zu Csáktornya verewigt und noch sonst durch Familienpapiere und mündliche Ueberlieferung verbürgt sein. — Es folgt eine begeisterte Proklamation des Fürsten Franz Rakoczy vom J. 1703, welcher das auf seinem Vaterlande lastende Joch Oesterreichs zu brechen versuchte, und jenen mehrjährigen furchtbaren Bürgerkrieg anfachte. Der Stil erinnert hie und da an die berühmten Mahnbriefe Dantes an Arrigo und die Römer, so der Anfang: *„recrudescunt inclytae gentis Hungarae vulnera"*, zählt aber auch in Deductionsform die Unbilden auf, welche die kraftvolle Nation unter Habsburgs Scepter erduldet. Die übrigen sieben Stücke, mit zum Theil gräfslichem Lichte jene Periode beleuchtend, gewähren jedenfalls dankenswerthe Beiträge für die Geschichte des neuen Ungarns, dessen Schicksale, aus dem Gedächtnisse des Volkes verdrängt, wohl nicht leicht genügend zur Kenntnifs gelangen werden. — Die Monographie Leupolds von Egloffstein, Bischofs von Bamberg, voll brauchbarer Notizen über Frankens Special-Geschichte, stützt sich auf urkundlichen Reichthum. Möchte doch von rheinischen Gelehrten gleicher Fleifs auf das Wirken Balduins von Trier, des Zeitgenossen Leupolds, gewandt werden. — Von Burgen erhalten wir eine mahlerische Beschreibung von Korláthkoe, in der Neutraer Gespanschaft; die „Schildereien" der böhmischen Königsburg Karlstein, für deutsche Kunstgeschichte im Mittelalter von hohem Interesse; Burgstein unweit Böhmisch-Leipa; den Tollenstein, wo nach Balbin eine *alba Domina* aus den Fenstern dem Wanderer sich zu zeigen pflegte; Ralsko bei Niemes. Ueberall finden wir die geschichtlichen Momente gefällig zusammengestellt. Am anziehendsten ist Ref. die Rubrik „deutsche Städte im Mittelalter, Sitten" u. s. w., in diesem Jahrgange wiederum sehr reich bedacht. Wir erhalten eine Chronik des inneren Lebens Augsburgs vom Jahre 1290 bis in's XVI. Jahrh. hinein, voll köstlicher Züge des reichsstädtischen Treibens. Wir heben aus der grofsen Mannigfaltigkeit „das Schiefsen zu Augsburg i. J. 1470" hervor, ein Volksfest in wahrster Bedeutung, welches die Bürger von nahe und fern mit Fürsten und Herrn in der löblichen Kunst des Stahlschiefsens vereinigte und in seinen humoristischen Beimischungen und Zwischenspielen den lebensfrohen Sinn jener glücklichen Gemeine aussprach. Wie 420 Schützen, auf Kosten der Stadt wohl verpflegt, 13 Tage hindurch in der mit Zelten geschmückten Rosenau nach guten Kleinodien geschossen, und auch der aus Ungarn gekommene Gesell, weil er *überhaupt gekommen*, mit einem Ringe bedacht war, warf man noch allerlei Preise für Leibesübungen und lustige Spiele auf: Herzog Christoph von München gewann im Laufen, so wie im Weitspringen auf einem Fufse; ein Ritter im Steinstofsen; Herzog Wolfgang im Wettrennen zu Pferde; ein Bauer dagegen war Meister im *Kegeln*. Wer das Beste im Gesichterschneiden gewonnen (denn auch über Leistungen der Grimaciers pflegten bei solchem Volksjubel in schwäbischen Städten erwählte Rathsherren ernsthaft zu richten), ist hier nicht erzählt; dagegen trug, nach dem Rennen der jungen Burschen, im Laufe der „gemeinen Frauen" eine Hure von München den Preis davon. Solche obrigkeitliche Ermunterung dieser unehrbaren Zünftlerinnen auf ihrer Laufbahn ist lombardischen Ursprungs: zu Pavia liefen am Tage des h. Syrus die H. nach „gesalzenem Fleische" (*Laudes Papiae* bei *Muratori col.* 28.); auch des Wettlaufs der Männer wird am frühesten in Italien erwähnt (*Dante Infern. c. XV. v.* 121.) — Aehnliche Züge einer originellen Volkslust bietet auch Abschnitt XIX, meist aus Nürnbergs Vor-

zeit. Da finden wir im „Schempartbuch" nebst zwei getreuen Abbildungen den Ursprung des Schönbartlaufs im J. 1349, eine fröhliche Sitte, welche im Ernst des Kirchenstreits i. J. 1539 erstarb. Das ergötzlichste Geschichtlein, „wie die tanzlustigen Frauen Nürnbergs i. J. 1489 den röm. König Max. zwangen, noch ein Tänzchen zu machen, indem sie dem eilfertigen Reichsoberhaupte Stiefel und Spornen versteckten"; ist auch andern Orts bezeugt. *Non capit hoc aevum gaudia prisca patrum!* Wie das damalige Leben an gleich grell heraustretende Aeufserungen der Lust und des Grauns gewöhnt war, lehren 361 Hinrichtungen, welche der Freimann zu Nürnberg während seines Amtes vollzog, seine Gewerksgenossen in Stralsund und Lübeck mochten mit derselben Thätigkeit prunken können. — Geselliges Zusammenleben der Fürsten mit den Bürgern vermittelte im XV. u. XVI. Jahrh. die Armuth, in welche die ersteren nach gebräuchlicher Zersplitterung des schon getheilten Vatererbes gerathen waren. Viele, oft widerwärtige, Beispiele fürstlichen Elends bietet die Hausgeschichte, besonders der jüngeren pfälzischen Linie, und der schlesischen Herzoge, eine fast bettelhafte Dürftigkeit, welche der Einmischung französischer Könige in deutsche Reichsangelegenheiten Thür und Angel aufthat. Damit nicht schlechte Wirthschaft auch den Hessen-Casselschen Stamm in so unwürdige Abhängigkeit stürzte, unterwies der sparsame Landgraf Wilhelm V. seinen Stiefbruder Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels mit der Autorität des Senioren in der Haushaltungskunst durch einen Brief, den wir mit Vergnügen hier aufgenommen finden. Wie weit in ächt protestantischen Ländern der lächerlichste Aberglauben selbst noch in's Jahrhundert der *Philosophie* hineinreichte, lehrt der Befehl Herzog Ernst August von Weimar v. J. 1713, „in allen Gemeinden einen hölzernen Teller, mit mystischen Zeichen versehen, als Löschmittel bei Feuersbrünsten bereit zu halten"!

Wir übergehen die „Sagen, Legenden u. s. w.", welche mindestens unterhaltend sind, so wie den Bericht über eine Rede: „Baiern und Griechenland", am Stiftungsfeste der Akademie zu München 1832 vorgetragen, und schliefsen mit der Angabe historischer Lieder, deren dieser Jahrgang sich erfreut. Drei betreffen des „bösen Fritz" (Kurfürsten von der Pfalz) Kriege und Siege; Hans Glaser von Auren singt die Thaten Ulrichs von Würtemberg im Erbfolgestreite nach dem Tode Georgs des Reichen von Baiern-Landshut, im fünften preist uns Peter Weiglein, „ein Beckerknecht" von Rothenburg, wie die Bürger i. J. 1439 das Schlofs Ingelstatt stürmten und verbrannten.

So sehen wir das Feld der älteren süd-deutschen Geschichte nach allen Richtungen auf das erfreulichste erweitert und können nur wünschen, dafs gleich verständiger Fleifs und gleiche Liebe die nord-deutschen Archive ausbeuten möge, die zwar spärlichere, aber immer dankwerthe, Funde versprechen.

F. W. Barthold.

XXV.

1. *Dobrowsky's Slawin. Bothschaft aus Böhmen an alle slaw. Völker, oder Beiträge zu ihrer Charakteristik, zur Kenntnifs ihrer Mythologie, ihrer Geschichte und Alterthümer, ihrer Literatur und ihrer Sprachkunde nach allen Mundarten. Zweite verb. berichtigte u. verm. Aufl. von W. Hanka. Prag* 1834, *C. v. Mayregg.* 496 *S. in* 8. *Mit sechs zum Theil kolorirten Kupfertafeln, drei Facsimile's und vier Tabellen.*

2. *Dobrowsky's Glagolitica. Ueber die glagolitische Literatur u. s. w. Ein Anhang zum Slawin. Zweite verb. u. viel vermehrte Aufl. von W. Hanka. Prag* 1832, *v. Mayregg.* 86 *S. in* 8. *Mit drei Schrifttafeln.*

Diese beiden neu aufgelegten Schriften Dobrowsky's bildeten früherhin ein einziges Werk, indem die Abhandlung über die glagolitische Litteratur der ersten Ausgabe des Slawin (Prag 1806, 479 S. 8.) als Beilage diente. Wir können daher beide Werke schon deshalb, und noch mehr ihres korrespondirenden Inhalts wegen, hier gemeinschaftlich zur Anzeige bringen.

1. Die vielseitigen slawistischen Forschungen des verewigten D., von ihm immer mit der geistigen Ueberlegenheit eines Entdeckers betrieben, liefsen ihn schon frühzeitig das Bedürfnifs eines Magazins für die slawische Litteratur fühlen. D. gründete ein solches zuerst 1779, mit der Einschränkung auf Böhmen allein; hierauf 1780 und abermals 1786, mit gleichzeitiger Berücksichtigung Mährens; endlich in gröfster Ausdehnung auf

die slaw. Gesammtlitteratur 1806, wo das eben anzuzeigende Werk entstand, das anfangs als Zeitschrift, unter Buchstaben geordnet, bogenweise ausgegeben wurde. Auch später noch führte D. dieses Unternehmen unter dem Titel „Slowanka" fort, so dafs abermals zwei Bände (Prag 1814—1815, 8.) herauskamen, deren erneuerte Auflage wegen des theilweisen Zusammenhanges mit dem „Slawin" ebenfalls sehr wünschenswerth wäre.

Der Name Slawin auf dem Titel des vorliegenden Werkes soll, nach S. 118, das Andenken eines frühe verstorbenen Schülers von D., A. Pischeli, verewigen; worauf zugleich die litterarischen Gespräche zwischen Slawin und dem Meister, im Anfange des Buches, zu beziehen sind. Die Tendenz des Buches überhaupt ist auf dem Titel weitläuftig genug angegeben. Etwa die Hälfte des Ganzen ist Original-Arbeit. Den übrigen Raum füllen Auszüge aus älteren und neueren Werken und ein altböhm. Spruchgedicht, welches letztere, nebst ungefähr einem Fünftheil des gesammten Materials, Zugabe des neuen Herausgebers ist.

Die Anordnung des „Slawin" kann übrigens nur daraus begriffen werden, dafs derselbe, wie gesagt, zuerst als Zeitschrift erschien. Bei dieser neuen Ausgabe hätte daher von dieser etwas unbequemen Form füglich abgewichen werden können. D. stellt hier nämlich zweierlei Abtheilungen oder Rubriken auf. Die *erste* Abtheilung enthält D's. eigene, meist polemische, Untersuchungen und wurde mit den fortlaufenden slaw. Buchstaben: 1. *az*, 2. *buki*. 3. *wjedi*. 4. *glagol* u. s. f. bezeichnet; mit Einschlufs der neuen Zugaben erschöpfen diese Artikel gegenwärtig das ganze slaw. Alphabet von 37 Buchstaben. Die *andere* Abtheilung umfafst hingegen alle jene Aufsätze, welche von D. aus fremden Werken entlehnt und zum Theil mit Bemerkungen versehen worden sind; sie sind mit römischen Zahlen überschrieben und in dieser vermehrten Ausgabe bis auf 20 angewachsen. Die Artikel beider Abtheilungen laufen nun freilich ganz planlos durcheinander, wie sie gelegenheitlich unter dem beständigen Fortschreiten der damaligen slaw. Litteratur entstanden sind. Dafür aber hat der Herausgeber einen Blattweiser beigegeben, der das Gleichartige zweckmäfsig und genau zusammenstellt und uns natürlich willkommen sein mufs, als ein blofser Index.

Wir wollen nun diese „Beiträge", so wie sie auf dem Titel nach einander aufgeführt sind, kritisch durchgehen. I. *Zur Charakteristik der slaw. Völker* dienen hier wörtliche Auszüge aus historischen und ethnographischen Werken. An Herders schöne Schilderung der Slawen (Ideen, IV. Th.) und an Prokopios klassische Stelle (B. G. III, 14.), welche letztere mit lehrreichen Noten versehen und auch S. 102 in serbischer Uebersetzung mitgetheilt ist, schliefsen sich die Charakterschilderungen der Südslawen: Kroaten, Illyrier, Morlaken, Kärnthner und Krainer; wozu zwei, die Tracht einer „*Cunalese*" und einer „*Morlacca*" darstellende, gut ausgemalte Kupfer gehören. Diese Mittheilungen sind nebst denen über die Russen und ukrainischen Kosaken (S. 172. 183 ff.), insgesammt aus älteren bekannten Werken, Hacquet, Taube, Engel u. s. w. geschöpft; dahingegen sind die Artikel XVII—XX. „Volksthümliches der Russen" (nach E. Dupré *Observations etc. à Paris* 1829, *III. V.*) von neuerem Interesse. S. 353 ff. ist abgedruckt, was Schaffarik in s. Gesch. der slaw. Litteratur (Ofen 1826) über Charakter und Cultur der Slawen im Allgemeinen ausgesprochen hat. An mehreren Orten finden sich zwar Censurlücken, einigemal aber auch wieder Anmerkungen des Censors — beides ohne grofsen Eintrag für das Buch. Man sieht, dafs die ethnographische Abtheilung sehr berücksichtigt worden ist. Noch weniger aber gebricht es den übrigen Theilen an reichem und mannigfaltigem Interesse. II. *Zur Kenntnifs der slaw. Mythologie*; wobei eine Beurtheilung der sogenan. slawischen Mythologie von A. Kayssarow (Gött. 1804) benutzt wird. „Nichts — sagt D. hier S. 264 — bedarf einer kritischen Revision und Musterung im Gebiete der slaw. Alterthumskunde so sehr, als die Mythologie". Seit dem J. 1806 sind nun freilich auch in dieses dunkle Gebiet einzelne erhellende Strahlen gedrungen.

(Der Beschlufs folgt.)

XXVI.

Johann Wolfgang Goethe. Vortrag, gehalten in der feierlichen Versammlung der Kaiserlichen Universität Dorpat, den 20. November 1832, von Dr. Karl Morgenstern, Russ. Kais. Staatsrathe und Ritter, ordentl. Prof. und Bibliothek-Director zu Dorpat etc. etc. St. Petersburg, 1833. Gedruckt in der Buchdruckerei der Kais. Akademie der Wissenschaften. 52 S. gr. 8.

Die deutsche Kritik über Goethe ist noch nicht für geschlossen zu erachten. Dies gilt nicht blos in Bezug auf einzelne Werke, wie der zweite Theil des Faust noch ungelöste Räthsel bietet, sondern auch in Bezug auf den ganzen Goethe, wie denn in letzter Zeit durch Göschel ein noch ganz neuer

Standpunkt gewonnen ist, von wo aus die Tendenzen des Dichters in verwandtschaftlicher, ungesuchter Beziehung zum wissenschaftlichen Leben der Gegenwart übersichtlich geworden sind. Eine vollständige Geschichte der deutschen Kritik über Goethe müfste einen höchst wichtigen Beitrag geben zur Geschichte der deutschen Civilisation und Geistescultur überhaupt. Seit 1773 läuft ein rother Faden durch die Bildungsepochen der deutschen Nationalität, der Goethisch ist. Wie vielfach auch anderes Geäder dazwischen kreuzte, das sich selbstständig erwies, und wie oft Goethe's Wirksamkeit in ihrer Stetigkeit durch andere Erscheinungen aufgehoben und unterbrochen wurde, jener rothe Goethische Faden blieb immer eine Hauptblutader des deutschen Lebens. In der ersten Nicolaischen Opposition hatte sich die deutsche Bornirtheit ein nothwendiges Tummelfeld eröffnet. Zum Gegensatz gegen die damalige bürgerlich-banausische Spiefsgesinnung bemächtigte sich ein eben so grofsartiger wie feinsinniger Fürst der Person des Dichters. Dafs Goethe's Licht zuerst am Hofe leuchten mufste, charakterisirt schlagend die Zustände der Zeit und bedingt auch des Dichters weitere innere Geschichte. Der Grofsherzog Carl August gehört unter die Reihe der Kritiker Goethe's. Bewunderung und Liebe für den Genius gingen von Weimar aus langsam auf Deutschland über; die dorische Härte des spröden deutschen Korns wurde allmälig jonisch weicher. Barbarisirt wurde dabei immer noch weidlich in Deutschland, der alte Nicolai kann eigentlich in Deutschland nie aussterben, und in Pustkuchen machte er auf seiner Seelenwanderung ein neues Stadium, in Menzel ward er später abermals *redivivus*. In Kotzebues Freimüthigen war der alte Nicolai gelegentlich Franzose geworden; es war nur gelegentlich, dafs die Opposition gegen die romantische Schule auch gegen Goethe sich richtete. Die kritische Schule der damaligen deutschen Romantik stellte des Dichters Eigenthümlichkeit zum ersten Male in hellglänzendes Licht; im Grunde suchte sie ihn aber sich zu assimiliren, für sich zu gewinnen, und später dehnte sich Goethe's Genius doch über die christlich mittelalterlichen Schranken mit freier Brust hinaus. Allgemein ward damals jedoch zuerst sein Ruhm; er wurde jetzt Mittelpunkt der Kritik, und das Verständnifs seines vielverzweigten Wesens wurde nach und nach auch intensiver. Man fing an, eine neue Offenbarung in ihm zu finden, man construirte aus den Ideen, die ihn trugen und leiteten, eine vollendete Philosophie des Lebens. Das Excentrische dieser kritischen Richtung trat in Schubarth hervor, der aus dem Dichter das System eines Weltweisen deducirte. Er fand die Bedingung und die Nothwendigkeit der Opposition, welche der Poesie gegen die Philosophie eignet, aber er sah die Poesie selbst als in Goethe's Wesen geschlossen, Goethe's Person wurde ihm der Complex für gesammtes Denken und Dichten. Mit diesem Vertiefen in Goethe's Individualität begann die starre Bewunderung des Dichters, in der sich der deutsche Sinn eine Zeit lang gefiel; Müllner war eine Weile der einzige bissige Kläffer. Dieser Periode einer lähmenden Starrsucht mufste sich die Kritik jedoch wieder entwinden. Irgendwie mufste die Bewunderung wieder flüssig werden. Dies geschah durch Menzel. *Dafs* es geschah, schien nothwendig, *wie* es geschah, nämlich auf brutale Weise, gehörte zu Menzels Persönlichkeit, die denn auch bald bei Seite geschoben wurde. Was von Schiller, Fichte, Wolf, Wilhelm v. Humboldt und Varnhagen v. Ense über den Dichter gesagt ist, stellt sich in der Geschichte der Kritik über Goethe als einzeln und als dauernd für das Bewufstsein heraus, weil es keiner Einseitigkeit der obgedachten Richtungen angehörte.

Seit Menzel schien der alte Nicolai sich in Paris niederlassen zu wollen, er setzte sich in Börne's Gehirn, fühlte es aber nicht recht geheuer in diesem brennenden Schädelkasten, [illegible] alsbald von hinnen und man weifs nicht, treibt er sich im deutschen Kleinstädterleben, in Provinzial-Ressourcen herum, oder [illegible] er vor der Hand zu seinen Vätern gegangen. Bei Menzels Anhang konnte er keinen Anhang finden; Wienbarg (in seinen „ästhetischen Feldzügen") und Laube, die ein vorzugsweise „junges" Deutschland etabliren wollten, haben sich absichtlich von ihm losgesagt. Wir lassen es dahingestellt sein, ob nicht das Gefühl einer inneren Haltungslosigkeit dies absichtlich „junge" Deutschland zur Anerkennung Goethe's nöthigte, [illegible] die Skepsis, die sich sonst von hier aus über die Erscheinungen des Lebens verbreiten möchte, sonst keiner positiven Richtung sich zu erfreuen hat. Wienbarg hat sogar überschwänglich Goethe den absoluten geistigen Befreier Deutschlands feiern wollen, Laube schrieb (im zweiten Theile seiner „Reisenovellen") eine interessante Lebens-Skizze des Dichters. In Heinrich Laube herrscht meistens die Absichtlichkeit vor, die Gegenstände, die er unter die Hände bekommt, zur Burleske zu machen, und zu der Absicht gesellt sich auch ein glückliches Talent zum Burlesken. Bei alle dem ist das Lebensbild, das [illegible] von Goethe entwirft, rühmlich hervorzuheben. Freilich konnte es jetzt einer gewandten Feder auch nicht mehr schwer sein, ohne Ermattung und ohne Ueberhitzung das zusammenzustellen, was sich in Goethes Natur als das Treibende, Nöthigende und Bedingende erwies. Die tiefern Bezüge einer Verwandtschaftlichkeit in des Dichters Bestrebungen mit dem wissenschaftlichen Leben der Gegenwart hat, wie gesagt, schliefslich Göschel aufgezeigt, wovon in den Jahrbüchern (s. December-Heft 1834. No. 120.) bereits Erwähnung geschah.

Sollen wir nun sagen, in welches Verhältnifs die obgenannte Abhandlung des um die Alterthumswissenschaften wohlverdienten Staatsrathes Morgenstern zu dieser kurz entworfenen Geschichte der deutschen Kritik über Goethe tritt, so haben wir sie als eine in jeder Hinsicht vorurtheilsfreie, geschmackvolle Auffassung der ganzen Erscheinung des Dichters zu bezeichnen. In Form einer akademischen Rede, die zur Tagesfeier der Thronbesteigung des Kaisers Nicolaus in der Aula der Universität zu Dorpat gehalten wurde, konnte ein erschöpfendes Lebensbild weder gegeben noch erzielt werden. Dennoch ist alles angedeutet, was hauptsächlich wirksam in Goethe und für Goethe war, und besonders ist auf die einzelnen Personen mit Geschick hingewiesen, welchen der Dichter im Leben begegnete und deren Eigenthümlichkeit sich als beziehungsreich für ihn selbst ergab. Die akademische Rede ist eine würdige Feier der ganzen persönlichen Erscheinung des Dichters.

№ 26.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

1. *Dobrowsky's Slawin. Bothschaft aus Böhmen an alle slaw. Völker, oder Beiträge zu ihrer Charakteristik, zur Kenntnifs ihrer Mythologie, ihrer Geschichte u. Alterthümer, ihrer Literatur und ihrer Sprachkunde nach allen Mundarten. Zweite verb. berichtigte u. verm. Aufl. von W. Hanka.*
2. *Dobrowsky's Glagolitica. Ueber die glagolitische Literatur u. s. w. Ein Anhang zum Slawin. Zweite verb. u. viel vermehrte Ausgabe von W. Hanka.*

(Schlufs.)

D. selbst hat an mehreren Orten (z. B. Wiener Jahrbb. XXVII, 88 f. XXXVII, 4.) nachträgliche Meinungen hierüber geäufsert; Mone, Legis, Karamzin und nach ihm Rakowiecki (*Prawda ruska, w Warsz.* 1820, I. 21–45), Lelewel (Ossolinsky's Kadlubek, Warschau 1822, S. 561–65), Kollar (*Rozprawy etc. w Bud.* 1830, a. m. O.), wie auch einige Andere, haben mitunter ausführlich hierüber gehandelt, und erst neuerlich lieferte Schaffarik (*Časopis česk. Mus.* 1833, *III.* 257 *ff.*) eine meisterhafte Monographie über die Russalky, die slaw. Nymphen. Billigerweise hätten wir daher von dem kundigen Herausgeber einige litterar. Nachweisungen erwartet, und dazu um so lieber die zerstreuten Noten mitgenommen, welche hier S. 266, 269 gegeben werden. Die slaw. Volkslieder und Sprüchwörter, zumal die russischen und slowakischen, sind voll von heidnischen Anklängen; eben so kommen in dem ältesten böhm. Glossar vom J. 1102 „*Mater verborum*" (s. *Vetust. vocabularia bohem. ed. Hanka, Pragae* 1833, *p.* 3–21.) mehrere slawische Götternamen vor, z. B. *Suantouyt* ares, *Belboh* baal idolum, *Sina* ceres, *Lada* cytherea, *Bessi* demones, *Morana* ecate, *Perun* jupiter, *Radihost* der Enkel, *Kirts* mercurius, *Velefs* pan etc. Was D. hier beibringt, ist zum Theil mit grofser Unsicherheit ausgesprochen. Am wichtigsten ist seine Meinung über die oberste Gottheit der Slawen, welche *Wit* geheifsen hat; wovon *witez* der Sieger, und die zusammengesetzten Formen: *Swatowit*, der heilige Wit (nicht Veit, nach Helmold *Chron. Sl. I,* 6.), *Rugewit* der Wit von Rügen u. s. w. Hieraus wird auch der Ausdruck „*wiescby uitzowe*", Geheimlehren des Wit, in dem muthmafslich ältesten böhm. Gedichte, Libussa's Urtheil (v. 50), verständlich. Noch macht D. bei den slaw. Gottheiten *Siwa* und *Morana* auf indische Analogien aufmerksam; es lassen sich aber auch Perun, slowak. Barom mit *Brama*, Triglaw mit *Trimurti*, ja selbst der Volksname Wend, Winde mit *Hindu* vergleichen. III. *Zur Geschichte der Slawen.* Wir vermöchten nur einen einzigen dahergehörigen Artikel aufzufinden, nämlich S. 370–76 den Wiederabdruck einer Stelle über die Wohnsitze der Slawen aus Tzschoppe's und Stenzels Urkundensammlung zur Gesch. der Städte (Hamb. 1832, 4.), welcher ganz Hanka's besonnene und glückliche Wahl beurkundet und wobei man allenfalls nur wünschen mufs, dafs es dem Herausgeber gefallen hätte, die offenbar überladene ethnographische Abtheilung gegen die historische mehr auszugleichen. Da übrigens aus dem gesammten Inhalte des Slawin viele historische Wahrheiten und Berichtigungen sich ergeben, so ist gegen das, was auch in dieser Hinsicht der Titel verkündigt, nichts einzuwenden. IV. *Zur Kenntnifs slaw. Alterthümer* liefert der neue Herausgeber S. 418 ein kleines Erzbild in Kupfer, das (nach *Calmet Diarium helvet. Eins.* 1756, *p.* 141.) in zwei Exemplaren in der Schweiz ausgegraben wurde, und das einer in Böhmen gefundenen, schon in der ersten Ausg. des Slawin abgebildeten, Bronzefigur bis zur Verwechselung ähnlich ist. D. war geneigt, aus der nicht slawischen Tracht des Bildes auf einen slaw. Götzen zu schliefsen; Hanka bringt zur Vergleichung ein ähnliches Denkmal bei, ohne sich über beider Bestimmung zu entscheiden. Es fehlt

auch wirklich an allen Abzeichen. Die Figur steht auf einem dreibeinigen Schemel und hält beide Arme ausgebreitet; gerade als ob diese bestimmt gewesen wären, Schmuck, Ringe oder sonst etwas daran aufzuhängen. Von den wendischen Bildern zu Rhetra und allen jenen Idolen, welche Mone und Büsching für Tyr- und Thorsbilder erklärten, Dorow aber für „spanische Kriegsknechte, italienische Bajazzo's und Nachahmungen des Herkules" ausgab, sind die vorliegenden Bronzebilder durchaus verschieden. Sie sind unstreitig alt; ob aber heidnisch, und dann ob deutsch oder slawisch, dürfte kaum je entschieden werden. S. 154 ff. wird das slaw. Evangelienbuch besprochen, über welchem die ehemaligen Könige von Frankreich den Krönungseid abzulegen pflegten. Wahrscheinlich ist dasselbe zwischen den Jahren 1250—1270 unter Ludwig d. II. nach Frankreich gekommen, etwa als Geschenk der serbischen Königin *Helena* (Jelena), die eine französische Prinzessin war. Dieses Evangelium war auf zwei Columnen, u. zwar wie D. S. 156 beweis't, *cyrillisch* und *glagolitisch*, sehr schön geschrieben; die Deckel waren mit Goldblech überzogen und mit ungeschliffenen Edelsteinen besetzt. Man hat es in der Kathedralkirche zu Rheims immer wie eine Reliquie bewahrt und *text du sacre* genannt; in der Revolutionszeit wurde es sammt der Kathedrale ein Raub der Flammen. Merkwürdig is nur, dafs die Franzosen, bei der hohen Bestimmung dieses Evangelienbuchs, nach wenigen Jahrhunderten nicht mehr wufsten, in welcher Sprache und Schrift dasselbe abgefafst war. Erst als Zar Peter I. im J. 1717 das Msc. besah, erklärte er ihnen, es sei — slawonisch. V. *Zur slaw. Litteratur und Sprachkunde nach allen Mundarten.* Hierher gehören zuvörderst die Fragmente zur slaw. Litterargeschichte, nämlich S. 188—211 die mit Porträts versehenen Biographien der beiden kroatischen Uebersetzer aus dem XVI. Jahrhundert: Stephan Consul und Anton Dalmata; des Beförderers glagolitischer und cyrillischer Drucke, Freih. Joh. Ungnad († 1564); endlich des Stators der slaw. Litteratur, Primus Truber aus Krain (geb. 1508, † 28. Junius 1586 bei Tübingen). Alle diese Nachrichten sind, so wie jene über slawischen Bücherdruck in Tübingen, S. 75—91, mit wenigen Veränderungen aus dem schätzbaren Werke: „Slawischer Bücherdruck des XVI. Jahrhdts. in Würtemberg" von Chr. Fr. Schnurrer (Tüb. 1799, 8.) entlehnt. Die seit 1550 beginnenden Tübinger Drucke gehören sämmtlich der dalmatisch-kroatischen (gemeinen) Mundart an, sind theologischen Inhalts und haben theils cyrillische, theils glagolitische, theils lateinische Lettern. Doch ist das erste slawische Druckwerk, nämlich das böhmische neue Testament, bereits vom J. 1475; hierauf erst folgte 1483 ein *glagolitisches* Missal in altslaw. Kirchensprache (ohne Angabe des Orts), und acht Jahre später der erste Kyrillische Psalter (Krakau 1491). Die Denkmäler der *altslawischen Sprache*, welche D. S. 145 u. a. die „slawenische", Schaffarik (Gesch. d. slaw. Litt. p. 61) lieber den „Kyrillischen Kirchendialekt" nennt, gehen nicht über das XI. Jahrh. hinaus. Das älteste bekannte Denkmal ist das sogen. Ostromirische Evangeliarium vom J. 1056, woraus Hanka hier S. 376 eine Sprachprobe mittheilt. Ostromirs Evangeliarium soll etwa die dritte oder vierte Abschrift der im IX. Jahrh. von Cyrill übersetzten Evangelien sein. Als die Sprache Cyrills giebt aber D. (s. Cyrill u. Method, Prag, 1823, S. 133) „den alten noch unvermischten serbisch-bulgarisch-macedonischen Dialekt" an, dessen Verhältnifs zu der Kirchensprache in Rufsland also hiernach bemessen werden müfste. Neuere Forscher weichen nun von D's. Ansicht: die Kirchensprache der Slawen griech. Ritus sei noch im IX. Jahrh allgemeine Redesprache der meisten Slawenstämme gewesen, darin ab, dafs sie annehmen, die Sprache aller Slawen müsse sich schon im *fünften* Jahrh. in mehrere bestimmte Mundarten aufgelös't haben (vgl. Schaffarik serb. Lesekörner, Pesth 1833, S. 3—7). Dann aber bliebe neuerdings auszumachen, in welcher Sprache oder Mundart Cyrills liturgische Bücher geschrieben waren, dafs sie von Serviern, Bulgaren, Russen, Mährern und pannonischen Slawen zugleich verstanden werden konnten? — S. 295, 300 spricht sich D. über die slawisch-*griechische* Liturgie in Böhmen wie gewöhnlich dahin aus, dafs dieselbe ausschliefslich in dem von dem h. Prokop († 1053) errichteten Sazawer Kloster von Priestern, die aus Ungarn kamen, gepflegt worden sei. Die Priester des von Karl IV. gestifteten slaw. Klosters Emaus zu Prag hatten dagegen den slawisch-*römischen* Ritus aus Kroatien mitgebracht und bis zur Hussitenzeit fortgesetzt. — Zu den kritischen Bemerkungen über slaw. Handschriften S. 146 ff., liefert II. S. 376—405 interessante Sprachproben nebst mehreren theilweise illuminirten Facsimile's; für beides verdient der thätige Herausgeber den Dank der Gelehrten. S. 391 bemerkt H., dafs die Saroszpataker poln. Bibel, angeblich vom J. 1455, nicht

nach der Vulgata, sondern unmittelbar aus der *böhmischen* Leskowezischen Bibel des XIV. Jahrhdts., welche zugleich die älteste slawische *ganze* Bibel ist, übersetzt worden sei. S. 283 wird das glagolitische Alphabet erklärt, das zugleich auf einer Beilage in Kupfer gestochen ist. Für die altslaw. Grammatik giebt es hier ebenfalls Beiträge, und zu S. 145 zwei Tabellen der altslaw. Deklination und Konjugation; S. 275 ff. Exkurse über einige altslaw. Wörter. Von Sprachproben finden sich aufserdem folgende: S.306—317 hundert russische Sprüchwörter mit der deutschen Uebersetzung; S. 300 ein serbisches Vaterunser; S. 68, 124 ff. Bruchstücke im windischen Dialekte mit reichen Noten. An der Spitze des Buches steht der Kyrillische, den historisch *ältesten* Sprachstand aufweisende Wahlspruch:

Slava v vyschnih Bogu,
i na zemli mir,
v tschloviecieh blagovolenije!
(Luk. II, 14).

Schätzbar sind auch die Anzeigen älterer slawischer Bücher, wie z. B. S. 13—22 *Adami Bohorizh Articae horulae* (*Witebergae* 1634), welches die erste Krainische Grammatik ist, zugleich ein ehrwürdiger Vorläufer der bis jetzt unübertroffenen vergleichenden Grammatik von Kopitar (Laibach 1808, 8.); S. 73 die Anzeige von J. L. Frischens sehr seltenen Programmen über die slaw. Mundarten (*Berol.* 1727—1736, *VI. PP.* 4., mit Schrifttafeln). Die übrigen *vier* an mehreren Orten zerstreuten Recensionen D's. hat Hanka, S. 405—417, mit sieben ohne Zweifel selbstverfafsten Bücheranzeigen vermehrt, worin mehrere neue Leistungen gelehrter Russen und Polen nach Verdienst, wenn auch nur kurz, gewürdigt werden.

Einen besondern Anhang bildet S. 419—469 ein Spruchgedicht „der böhm. Cato", aus einer Hs. des XV. Jahrh., wieder abgedruckt nach der früheren Ausgabe Hanka's (in *Starobyla Skládanie, w Praze* 1818, *III.* 171—250.). D. hatte früher im Slawin nur Bruchstücke von diesem Gedicht gegeben, welche in dieser neuen Ausgabe wohl auch genügt haben würden. Denn es scheint uns sehr unpassend, dieses 50 Seiten starke, weder durch sprachlichen noch poetischen Werth sich auszeichnende und längst edirte Spruchgedicht gerade *hier* einzuschalten, wo der kostbare Raum, und schon der Titel des Buches, eine ganz andere Wahl erheischt hätten.

Nachdem wir uns so durch die gesammte Inhaltsmasse des „Slawin" durchgearbeitet haben, freilich nicht ohne Einzelnes nur kurz zu berühren oder ganz vorbeizulassen; wollen wir einen prüfenden Blick auf das Verdienst des neuen Herausgebers werfen. Nebst den wesentlichen Vermehrungen, welche wir schon oben namhaft zu machen suchten, hat Hanka diese neue Ausgabe auch noch mit zahlreich angebrachten Bemerkungen ausgestattet, die das Verständnifs des Buches erleichtern sollen, aber auch an sich schätzbar sind. Weggeblieben sind aus der alten Auflage einige literar. Correspondenzen und andere Nebendinge, die zusammen nicht über zwei Druckbogen ausmachen. Ingleichen ist das Register vervollständigt und brauchbarer gemacht worden. Dafs Hanka die Anlage des Ganzen, so wie die Darstellungsweise, nicht mit erneuerte, hat seinen Grund vielleicht in der frommen Anhänglichkeit an den Urheber des Buches, Hanka's „unvergefslichen" Lehrer und Meister; welcher Umstand zugleich dem Herausgeber einzelne Mängel der Sprache, wie auch mehrere Druckfehler (z. B. S. 146 Alters Misz. st. Beiträge; S. 59 Ἰστοριῶν 4) übersehen liefs, welche mit in die neue Ausgabe übergingen. Gleicherweise hätte man erwarten dürfen, dafs der Herausgeber aus D's. späteren Schriften die dahergehörigen, mitunter abweichenden Meinungen anführen und bei so häufigen Anlässen der Nachweisung der wichtigsten neueren Literatur nicht widerstehen werde. Ueberhaupt hätte H. aus dem reichen Schatze seiner Kenntnisse verhältnifsmäfsig mehr mittheilen, die ergänzenden, oft in eine unverständliche Kürze gefafsten Notizen weiter ausführen, und so in böherem Mafse die Erwartungen, zu denen die Nennung seines Namens auf dem Titel berechtigt, erfüllen können. Anstatt daher auf solche Weise den Ruhm mit D. selbst zu theilen, theilt ihn diesmal der würdige H. mit dem Verleger; indem der Letztere wahrlich Alles geleistet hat, was dem Werthe des Buches, so wie der neuen Ueberarbeitung förderlich sein konnte. Nicht nur, dafs der Druck viel anständiger und korrekter ist, als vorher, so sind auch für die slaw. Sibilanten: *sch*, *tsch* und ž, ingleichen für das *jer*, eigene Typen gegossen, und es ist durch schönes Papier, saubere Kupfer und Schrifttafeln eine Ausstattung erzielt worden, wie sie Werken von gelehrtem Interesse in Böhmen selten zu Theil wird.

2. Die vorliegende kleine Schrift über glagolitische Literatur erschien im J. 1807, so wie jetzt, als ein polemischer „Anhang zum Slawin" (96 S. 8., und 2 Schrift-

tafeln); ohne jedoch in viele Hände zu kommen. Hanka, nachdem er bereits mehrere grammatische Schriften D's. *böhmisch* bearbeitet hatte, eröffnete mit der gegenwärtigen Ausgabe der „Glagolitica", nach S. IV. d. Vorr., die Reihe derjenigen Werke von D., welche einer Wiederauflage bedürfen. Gewifs ein sehr dankenswerthes Unternehmen, das wohl würdig wäre, sich auch in Deutschland einer immer gröfseren Theilnahme zu erfreuen.

Eines von den einflufsreichsten literarischen Verdiensten D's. ist unstreitig die *Begründung der slawischen Paläographie*, welcher D. vieljährige und fruchtbare Bemühungen widmete. Die betreffenden Ergebnisse liegen zunächst vor: in dem eben anzuzeigenden Buche, ferner in D's. Gesch. d. böhm. Sprache (S. 38 ff. d. zweiten A.) und in Cyrill u. Method (Prag 1823, S. 38—54) — welche Untersuchungen nachmals durch Köppen, Kalaidowitsch, Strojew u. A. nur weiter ausgedehnt und dem Abschlusse näher gebracht worden sind. Es fehlt nicht an Männern, die (wie z. B. Schaffarik a. a. O. 18, 116.) den Slawen eine aus Indien mitgebrachte Buchstabenschrift, oder (wie *Rakowięcki Pr. ruska, I.* 57 *ff.*) eine schon in früher Heidenzeit gebrauchte Runenschrift beilegen, aus welchen Uralphabeten vielleicht sogar etwas auf das Cyrillische überging. D. selbst begnügte sich blos, den Ursprung der slawischen Schriftzüge in's achte Jahrhundert hinauf zu führen; indem er ihre Erfindung mit unwiderlegbaren Gründen dem Philosophen Constantin, oder wie er gewöhnlich hiefs, Cyrill, zugeschrieben hat. Den ältesten Beweis für diese Thatsache schöpft D. aus einem Briefe des Papstes Johann VIII. an den mährischen Fürsten Swatopluk vom J. 880, wo es heifst: *Literas denique sclauonicas a Constantino Philosopho repertas — jure laudamus etc.* Ueber die muthwillig in Zweifel gezogene Echtheit der Briefe Johanns, der jene Nachricht aus dem Munde Methods selbst haben mochte, s. D's. mähr. Legende von Cyrill u. s. w. Prag, 1826) S. 115 ff. Das cyrillische Alphabet ist dem griechischen nachgebildet und mit einigen koptischen und armenischen Buchstaben vermehrt; es wurde seit 860 von allen Slawen *graeci ritus* angenommen. Eine unkenntliche Abart davon ist das *glagolitische* Alphabet, welches erst im XIII. Jahrh. für die dalmatischen Slawen, die ihre Liturgie nach dem römischen Ritus verrichteten, erfunden, dem Kirchenlehrer St. Hieronymus untergeschoben, und nach ihm anfänglich das *hieronymische* genannt wurde. Die Böhmen und Polen als Katholiken *latini ritus* haben jedoch keines von den beiden slawischen Alphabeten angenommen, sondern nach eigener Combination die lateinischen Schriftzüge ihren slaw. Lauten angepafst. Der älteste glagolitische Codex ist ein Psalter vom J. 1222, der erweislich aus einem mit cyrillischen Buchstaben geschriebenen geflossen ist (Glagolitica S. 19 ff.). In Dalmatien nannte man dieses Alphabet auch *Bukvica* (von bukva, Buchstab), um es von der *Cyrulica*, d. i. von der cyrillischen älteren Schrift zu unterscheiden. In neueren Zeiten ist dieses Alphabet auch das *ruthenische* oder *bulgarische*, jenes (vom dalmat. *glagoli:* Wörter, Wortzeichen, Lettern; vgl. *Kopitar* in den Wiener Jahrbb. XVII, 68.) das *glagolitische* geheifsen worden. Auch pflegt man diejenigen Priester in Dalmatien und Istrien, welche aus glagolitischen Missalen nach dem römischen Ritus die Messe lesen, *Glagoliten* zu nennen. Die glagol. Schrift ist im XIV. Jahrh. bis nach Böhmen gedrungen; indem Kaiser Karl, wie oben bemerkt, einigen geflüchteten Mönchen aus Kroatien das Kloster Emaus (seit Ferdinand II. ein Benediktinerstift, genannt Montserrat) einräumte, woselbst der Gottesdienst *slawonisch* gesungen wurde. Da bei dem allmäligen Absterben der kroatischen Priester eingeborene Böhmen in den Orden traten, so verlor sich hier zwar zu Anfange des XV. Jahrh. die slawonische, d. i. altslawische Sprache; die glagolitische Schrift jedoch wurde in den nunmehrigen *böhmischen* Kirchenbüchern noch eine geraume Zeit fortgebraucht. Auch beweis't ein von Hanka entdecktes glagolitisches Fragment, welches die allg. Weltgeschichte in böhm. Sprache enthält (s. S. 24, 80), dafs man die glagol. Schrift auch zu weltlichem Gebrauch zu verwenden versucht hatte. Es hat aber die slaw. Liturgie, die auch bereits seit dem J. 1029 in dem böhm. Kloster Sazawa, obwohl nicht ohne Unterbrechung, bestand, auf die Cultur der böhm. Sprache durchaus keinen Einflufs geäufsert; nach wie vor blieb die latein. Schrift die herrschende und kaum hat je ein Böhme die Anwesenheit der slawonischen Mönche einer literarischen Berücksichtigung werth gehalten.

Noch sei hier bemerkt, dafs die drei, den Glagoliticis beiliegenden Kupfertafeln zwar das vollständige glagol. Alphabet nebst Majuskeln und zwei zusammenhängenden Schriftproben darstellen; dafs aber eine Probe der alten cyrillischen Schrift, worauf sich der gröfste Theil jener Untersuchungen gründet, ungern vermifst wird. Da die II. Tafel auch im „Slawin" und die III. Tafel bereits schon in D's. Gesch. d. böhm. Sprache von 1818 vorkommt, so wäre nichts nothwendiger gewesen, als eine derselben z. B. gegen die cyrillische Schrifttafel auszuwechseln, welche D. seiner Abhandlung „Cyrill und Method, der Slawen Apostel" (Prag, 1823) beigelegt hat. —

Glückselig, in Prag.

№ 27.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

XXVII.

1. *Das deutsche Strafverfahren in der Fortbildung durch Gerichts-Gebrauch und Particular-Gesetzbücher und in genauer Vergleichung mit dem englischen und französischen Straf-Prozesse, von Dr. C. J. A. Mittermaier, Geheimenrath und Professor. Zweite durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Heidelberg in der akadem. Buchhandlung von J. C. B. Mohr. Erste Abtheilung* 1832. *VIII u.* 440 *S.* 8. *Zweite Abtheilung* 1833. *IV u.* 482 *S.* 8.
2. *Die Lehre vom Beweise im deutschen Strafprozesse nach der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und deutsche Gesetzbücher in Vergleichung mit den Ansichten des englischen u. französischen Strafverfahrens von Dr. C. J. A. Mittermaier, Geheimenrath u. Professor in Heidelberg. Darmstadt* 1834. *In Johann Wilhelm Heyer's Verlagshandlung. VIII. u.* 504 *S.* 8.

In den beiden Werken verwandten zum Theil gleichen Inhalts, der aber in jedem wieder eigenthümlich bearbeitet ist, begegnen wir den Ergebnissen eines ununterbrochen fortgesetzten Studiums des um die Wissenschaft verdienten Verfs., durch welche er den erfreulichsten Beweis seines Strebens, den fortschreitenden Anforderungen der Zeit zu genügen, abgelegt hat. Beide Werke nämlich, das eine schon in einer frühern Auflage, sind an die Stelle von zwei andern vor langer Zeit herausgegebenen Büchern desselben Verfs. getreten, die, für ihre Zeit nicht ohne Werth, doch nicht vor dem Urtheile des thätigen Herausgebers länger bestehen konnten und die er daher nicht in neuen, nur etwa umgearbeiteten Auflagen, mit Verbesserungen wieder erscheinen liefs, sondern durch ganz neue, denselben Gegenstand behandelnde Schriften ersetzte. Für diesen Entschlufs und dessen gelungene Ausführung sind alle Freunde unserer Wissenschaft ihm dankbar. Waren auch jene frühern Arbeiten von der Art, dafs sie, und zwar die ersten, fast Jugendversuche des nachher so berühmt gewordenen Verfs., ihm eine ehrenvolle Stelle in der Reihe der Criminalisten sicherten und als Verheissungen dessen gelten konnten, was seitdem in Erfüllung gegangen ist, so durfte doch ihre Unzulänglichkeit am wenigsten ihm entgehen, der durch eine grofse Zahl bedeutender Abhandlungen die einzelnen Lehren so sehr gefördert hatte, dafs deren Zusammenfassung und organische Darstellung in einem vollständigen System ihm selbst Bedürfnifs und Pflicht werden mufste. So trat denn das erste der jetzt anzuzeigenden Werke an die Stelle des 1810 erschienenen *Handbuchs des peinlichen Verfahrens*, das zweite an die Stelle der im Jahre 1821 herausgegebenen, aber schon 1809 gedruckten *Theorie des Beweises vom peinlichen Prozesse. Habent sua fata libelli.* Der erste Verleger war, so heifst es in der Vorrede, durch unverschuldete Unglücksfälle verhindert, die Schrift in den literarischen Verkehr kommen zu lassen, „die als die erste Schrift eines zwanzigjährigen Schriftstellers vielleicht auf eine wohlwollende Aufnahme rechnen durfte". So erschien sie denn 12 Jahre später, wo denn freilich eine neue Bearbeitung des Gegenstandes eine genügendere Leistung zu Tage gefördert haben würde. Der Verf. macht zwar nicht unbillig Anspruch, dafs man das Werk nach dem „Standpunkte seines Geburtsjahres 1809" betrachte, aber es bleibt dann immer die Frage, warum nach so langer Zeit, nach so bedeutenden Fortschritten der Wissenschaft und Gesetzgebung, ein Werk des ältern Standpunkts eingeführt wurde, dessen Misverhältnifs zu dem neuern Bedürfnifs niemand weniger, als dem Verf. ent-

geben konnte. Sagen wir es, um durch Wahrheit die Verehrung zu bekunden, die wir unserm Mittermaier so aufrichtig widmen, es war längst zu wünschen, und es ist gut, dafs eine neue gediegene Arbeit jene andere überflüssig mache; und wir freuen uns, in mehr als einer Hinsicht, dafs es gerade die des Verfs. selbst ist, welche jenen Erfolg gehabt, und durch die er das in jener Vorrede gegebene Versprechen erfüllt hat.

Dies schicken wir als Einleitung über die Geschichte der Werke voraus, deren Betrachtung wir uns jetzt zuwenden. Einer, dem Berichterstatter begegnenden Schwierigkeit ist zuvor noch zu erwähnen, um darauf die Bitte um Nachsicht zu gründen und den Vorwurf abzulehnen, als sei den vorliegenden Schriften nicht die, in der Ausführlichkeit der Anzeige sich kundgebende Aufmerksamkeit gewidmet, welche denselben gebührt. Wir sind nicht berechtigt, in alle Einzelnheiten so reichhaltiger Werke einzugehen, jegliche durch ihre Eigenthümlichkeit hervorragende Bemerkung, billigend oder zweifelnd, mit Darlegung wissenschaftlicher Gründe hervorzuheben und dem Zwecke dieser Jahrbücher entgegen, vorzugsweise das zum Gegenstand der Kritik zu machen, was nur für eine Klasse von Lesern, für die eigentlichen Juristen, ein besonderes Interesse zu gewähren vermag. Und doch scheint es eine gerechte Forderung zu sein, dafs die Werke eines Verfs. gerade nach ihrer eigenthümlichen Seite und ihrem Zweck beurtheilt werden. In dieser Hinsicht wird es erlaubt sein zu bemerken, dafs der Ref. in einer ausschliefslich der Rechtswissenschaft gewidmeten kritischen Zeitschrift eine ausführliche Anzeige der ersten Ausgabe des Strafverfahrens geliefert habe, auf die hier um so mehr verwiesen werden darf *), als sie im Ganzen auch in Beziehung auf die neue Ausgabe ihre Bestimmung noch immer erfüllt und wohl einiges Interesse in Anspruch nehmen darf. Denn da die neue Ausgabe in der Anlage, in der Anordnung der Abtheilungen, der Zahl und den Ueberschriften der §§ unverändert geblieben ist (nur nach § 5. ist ein neuer § 5ᵃ eingeschaltet), so ist die allgemeine Charakterisirung desselben, die Betrachtung über System und Methode und was bei Gelegenheit einzelner Lehren und Sätze bemerkt ist, aus jener Anzeige auch hier noch anzuwenden. In der Vorrede zur zweiten Ausgabe heifst es: „Der Verf. hat sich bemüht, in der Darstellung d einzelnen Lehren mehr die historische Einleitung v der praktischen Entwicklung abzusondern, und bei d letzten mehr als es in der ersten Auflage geschehen i das wirklich Geltende von den Forderungen der Cri nal-Politik und der Kritik des Bestehenden zu trenn und das gemeinrechtliche System von demjenigen ab sondern, was in einzelnen Particulargesetzgebungen v kömmt. Auf vielfache Bemerkungen von Freunden geeignete Rücksicht genommen." Eben das, was nu mehr geändert und gesondert erscheint, hatte der R in der frühern Ausgabe vermifst und seine Bedenk offen darlegen zu müssen geglaubt. So darf er de jetzt und hier über Manches hinweggehen, ohne sei Pflicht zu verletzen und sich nach der Art, wie se Kritik von dem Verf. aufgenommen und beachtet i so wie seiner Gesinnung nach unter die hier verst denen Freunde rechnen.

Allein damit sind noch nicht alle Bedenken erledi Soll an die Stelle einer speciell juristischen Kritik e andere mehr allgemeine treten, wie sie der Gegensta der für jeden Gebildeten Interesse hat, und die vorz liche Art der Bearbeitung von Seiten des Verfs. ; wohl zuläfst, so wird es fast unvermeidlich Manches wiederholen, was der Ref. schon in diesen Jahrbüch bei andern Gelegenheiten gesagt, und bei Ausführ abweichender Ansichten in wesentlichen Punkten auf Bezug zu nehmen, was er in eigenen, diesen Gegenst den gewidmeten Schriften — namentlich in seinem dieser zweiten Ausgabe erschienenen und darum in nicht, sondern erst in dem zweiten Werke des Ve und auch da mehr nur in dessen letzten Bogen ben ten „Lehrbuche des Criminalprozesses" und den „hi risch praktischen Erörterungen aus dem Gebiet des st rechtlichen Verfahrens" vorgelegt hat. Es soll nun, Hinweglassung aller Bemerkungen, die der Rechts lehrte vom Fache aus der Vergleichung der We neuerer Zeit mit einander, und so auch der hier gena ten entnehmen kann, der Versuch gemacht werden, gröfsern Umrissen das allgemein Wissenschaftliche jenen Schriften anzudeuten. Wir gedenken uns hier in Ansehung des No. 1. genannten Werkes zu beschr ken, und aus diesem nur, um doch eine Lehre bes ders zu betrachten, gerade die hervorzuheben, wel den Inhalt des No. 2. gedachten Werkes ausmacht die Theorie des Beweises, bei der es gestattet s

*) Jahrbücher der gesammten deutschen juristischen Literatur Bd. VIII. Heft 2. S. 120—158.

möge, etwas länger zu verweilen, ohne jedoch eine erschöpfende Kritik zu liefern.

(Der Beschlufs folgt.)

XXVIII.

Ueber das Wesen und die Form der christlichen Predigt. Für gebildete Nichttheologen. — Vernunft und Schrift sind im Grunde Einerlei: Sprache Gottes. Dieses Thema in eine Nufs zu bringen, ist mein Wunsch und das Punctum saliens meiner kleinen Autorschaft (Hamann). — Bremen 1834. *Druck und Verlag von Johann Georg Heyse.* 202 S. 8.

Es wäre ein Irrthum, wenn man glaubte, dafs populaire Schriften in dieser für wissenschaftliche Kritik ausschliefslich bestimmten Zeitschrift nicht mit Recht zur Beurtheilung gebracht werden könnten, da es gerade für solche vorzugsweise noth thut, den allgemeinen wissenschaftlichen Forderungen gemäfs geprüft zu werden, indem sie den Mafsstab ihrer Beurtheilung in der Regel nicht in sich selbst, sondern in einem Andern, nämlich ihrem Zwecke, haben. Diese Schrift verdient ihres wahrhaft wissenschaftlichen Gehaltes und des ernsten Geistes wegen, mit welchem wichtige, vielfach übersehene oder verkannte Wahrheiten zur Sprache gebracht werden, um so mehr Berücksichtigung, als über die Gegenstände, welche sie behandelt, gewöhnlich entweder blofs im Interesse der christlichen Frommigkeit, oder nach hergebrachten rhetorischen und ... Satzungen ohne tiefere Einsicht ins Wesen der christlichen Wahrheit gesprochen wird. Diese nun findet sich bei ... einsichtigen und gelehrten und dabei von tiefem christlichen Streben geleiteten Verf. in ausgezeichnetem Grade, und ... kann sich gleich im Eingange den Wunsch nicht versagen, dafs diese Schrift in die Hände und Herzen recht vieler junger ... kommen möge, so wie er glaubt, dafs auch manche ..., die sich mit der neueren Philosophie nicht beschäftigt oder doch nicht befreundet haben, daraus mannichfache Belehrung und eine richtigere Einsicht in das Verhältnifs derselben zum thätigen Christenthum und zur Kirche schöpfen können.

Der Vf. ist nämlich ein entschiedener Anhänger der neuern Philosophie, wie sie, von Hegel ausgegangen, jetzt schon in ... Schülern mannichfach modificirt erscheint. Er spricht diefs ... nirgends aus, enthält sich auch jeder Terminologie, welche ... den mit jener Schule näher Vertrauten verständlich ist; geht ... von dem Standpunkte derselben aus, wie sich jedem Kundigen bei Lesung des Buches leicht offenbart. Zuerst „zur Einleitung" (S. 1 — 19) wird gezeigt, wie in dem nothwendigen ...kampf unter den Menschen die Vernunft als der unsterbliche Genius der Menschheit versöhnend eintrete und wenn nicht ... Frieden, so doch den ewigen Fortschritt derselben ver... und verbürge. Nicht die Ideen als solche, sondern nur ... falschen Vorstellungen habe man zu fürchten, die aber nicht ... Nachdenken, sondern aus geistiger Trägheit hervorgingen, ... Oberflächlichkeit und Einseitigkeit erzeuge. „Das Heilmittel für alle diese Kranken, das Lösungsmittel für alle diese Be... ist aber kein anderes, als die Wahrheit", ohne die keine Gesundheit des Geistes, keine Freiheit. Nun giebt es zwar einen ganz sichern Weg zur Wahrheit, und somit auch zur Genesung von Sünde und Elend, zum Frieden mit sich selber: *Christus, den Sohn Gottes*; der Einzelne mufs ihn aber auch als die Wahrheit in sich aufnehmen, dafs Natur, Weltgeschichte, Kunst ihm nicht verschlossen, sondern vielmehr aufgeschlossen werden. Diefs ist besonders zu bemerken, weil das Christenthum, wie es gegenwärtig von so Vielen gehofft wird, in einem ganz verschrobenen Verhältnisse zur Welt steht; nicht nur in dem ihm eigenen Gegensatz zur Sünde, sondern auch zu Natur und Geist in ihrem organischen Zusammenhange. Der Verf. erklärt sich damit gegen die pietistische Beschränktheit, welcher die Welt *nur* in den Banden des Teufels liegt, von der sie nicht auch in ihrem Verhältnisse zu Gott erkannt wird, welcher das Christenthum nicht als die Religion des Geistes und der Wahrheit aufgegangen ist. — Die so gegen die Fortschritte des Menschengeistes gleichgültig sind, mögen *Christum* wohl *haben*, aber *nicht den von ihm verheifsenen Geist, der in alle Wahrheit leitet.* Die Forderung das Glauben mit dem Denken auszugleichen, ist vorzugsweise Aufgabe unsrer Zeit; in diesem Interesse, mit diesen Grundsätzen hat der Vf. sich, wie er selbst bezeugt, frei und mit Eifer, aber nie ohne Liebe, über das Wesen und die Form der christlichen Predigt ausgesprochen: er wendet sich dabei vorzugsweise an *die*, welche eine Umgestaltung, eine Wiedergeburt der christlichen Predigt verlangen; und er thut es, „mit dem zuversichtlichen Glauben, dafs die Wahrheit, wenn ihre Zeit da ist, auch die Kraft in sich habe, sich Bahn zu brechen und sich trotz aller Anfeindungen ihrer Widersacher, nicht blofs Geltung zu verschaffen wisse, sondern auch das Vermögen in sich trage, in That und Leben überzugehen." Dieser Geist, in welchem diese Schrift verfafst ist, tritt durch eine edle, klare, oft beredte Sprache, nur um so erfreulicher hervor.

Der Vf. handelt nun in einem ersten Abschnitt *„über das Verhältnifs der Predigt zur Religion und zur Theologie im Allgemeinen."* (S. 21 — 48.) Das Wort, die Predigt, ist Hauptbestandtheil des christlich protestantischen Gottesdienstes: mit Recht, da es selbst das Denken, im höchsten idealen Sinne der sich producirende und manifestirende Gedanke (Joh. I, 1.), das Christenthum aber eben die Religion des Geistes und der Wahrheit ist. Allerdings heifst das religiöse Denken in der heiligen Schrift Glaube: ist dieser aber „die gewisse Zuversicht, die lebendige Ueberzeugung des Geistes von seinem in Gott ruhenden Wesen, und ist der Geist ein *denkendes* Wesen: so mufs diese Zuversicht, diese Ueberzeugung selber ein Denken sein." Dadurch beabsichtigt der Verf. nicht auszuschliefsen, dafs der Inhalt des Glaubens zuerst im Gefühl zum Bewufstsein kommt, dann weiter in der Richtung des gesammten Lebens, also namentlich im Handeln sich bethätigt. Denken ist nicht eine blofse Thätigkeit des Erkenntnifs- oder irgend eines einzelnen Vermögens des Menschen für sich genommen, sondern vielmehr der Mittelpunkt, die Grundthätigkeit des Menschen als solchen, die als Vermögen Vernunft heifst. Diese nun drückt sich allerdings am lebendigsten und unmittelbarsten im Worte aus. Dasselbe soll denn auch vorzugsweise Träger des christlichen Gei-

stes in der Kirche sein; diefs ist es zunächst im Evangelium und überhaupt im neuen Testamente. Der Inhalt desselben mufs aber verstanden und begriffen werden. Darin liegt die Nothwendigkeit der christlichen Dogmatik, „welche nichts anders ist, als der Versuch, das Wesentliche und Eigenthümliche des Christenthums in wissenschaftlicher Form darzustellen." Nachdem der Vf. bemerkt, wie das wissenschaftliche Denken sich überhaupt von dem gewöhnlichen Denken dadurch unterscheide, dafs jenes der Versuch ist, vermittelst des Verstandes sich selbst zu begreifen, stellt er ein dreifaches Verhältnifs des Verstandes zur Vernunft als möglich auf: 1) beide sind in unmittelbarer Einheit, oder 2) im Gegensatz, oder 3) der Verstand unterscheidet sich von der Vernunft, ordnet sich ihr aber unter; dann giebt er eine kurze, recht gelungene Geschichte der Dogmatik, die sich in jener dreifachen Stellung entwickelt hat. Nach einem näheren Blick auf die jetzt noch so allgemein herrschenden Gegensätze der rationalistischen und supernaturalistischen Dogmatik, fragt der Vf.: „Welches nun aber ist das Verhältnifs der Theologie zur praktischen Wirksamkeit des Predigers, des Seelsorgers?" Er antwortet: „Die Theologie ist und soll ihrem Begriffe nach sein die wissenschaftliche Erörterung und Begründung der Vorstellungen und Begriffe, welche im Evangelium, und in traditioneller Weise in der christlichen Kirche als die Elemente unsrer Religion aufbewahrt sind. Der christliche Seelsorger soll diese Durchbildung des gegebenen Stoffes zur Klarheit des Begriffs in sich vollzogen haben, er soll eine lebendige Anschauung von dem Wesen und Gehalte der christlichen Religion, er soll dieselbe als die Religion des Geistes und der Wahrheit, als die vollkommene Religion auch in wissenschaftlicher Weise begriffen haben." Mit Recht bemerkt er zum Schlusse dieses Abschnitts, die sogenannten Kanzelgaben wären sicher nicht so selten, als die Bildung und tiefere Wissenschaft, welche jenen erst die Richtung geben müssen.

Der zweite Abschnitt betrachtet die *christliche Predigt in ihrem Gegensatze als supernaturalistische und rationalistische* (S. 49 — 110). Auf anziehende Weise wird gezeigt, wie beide entgegengesetzte Arten, jetzt da der Gegensatz einmal erkannt und im Geiste gelöst sei, nicht mehr zeitgemäfs, wie auch in sich einseitig seien, indem die erste immer blofs in die Vergangenheit schaut und auf den historischen Zusammenhang des neuen Testaments mit dem alten das Hauptgewicht legt, das Christenthum nur zu einem vollendeten Judenthum macht, letztere von der Vergangenheit, kurz von der historischen Entwickelung des Christenthums gar nichts wissen will. Der Inhalt dieses Abschnitts ist durch mancherlei Beispiele belegt, namentlich Menkens, für den der Vf. im Vorbeigehen ein schönes Zeugnifs ablegt, obwohl er seine Hinneigung zur alttestamentlichen Richtung mifsbilligt. Auch die Stunden der Andacht werden eben so besonnen und milde, als treffend gewürdigt. Doch darf Ref. in den reichen Inhalt dieses Abschnitts nicht näher eingehen, ohne für diese Blätter zu weitläuftig zu werden.

Der dritte, der Hauptabschnitt, behandelt *die Predigt vom Standpunkt der wissenschaftlichen Theologie*, wozu der vorige Abschnitt die negative Vorbereitung war. „Wie der Cultus durch die Liturgie auf das Gefühl wirkt, so macht sich die Katechese die Erleuchtung des Verstandes zum Augenmerk"; die Predigt dagegen vereinigt beides, ihr Zweck ist *Erbauung*: „sie will durch die Anschauung der ewigen Wahrheit, durch die Erkenntnifs des an und für sich Nothwendigen den Menschen zugleich über sich selbst und die Schranken des irdischen erheben." Soll die Predigt den Gedanken des Ewigen und Göttlichen zur Empfindung, diese zur Gesinnung und Ueberzeugung erheben, also den *Glauben* wecken: so steht sie damit zur Wissenschaft nur in einem *mittelbaren* Verhältnifs. Der Prediger hat „für sich selbst allerdings die Verpflichtung, den Inhalt des christlichen Glaubens nach seiner Nothwendigkeit in wissenschaftlicher Weis sich zur Anschauung zu bringen; aber alle Schulphilosophie und die Sprache der Schule bleibe der Kanzel fern." Eben so sollen aber auch alle geistreichen Einfälle, die nicht zur Sache gehören, fern bleiben, die Predigt soll dagegen voll des heiligen Geistes sein. Bei dieser Selbstverleugnung und Entäufserung seiner selbst, die nicht *sich* reden hören will, sondern die *Sache* reden läfst (worauf auch vorzugsweise das Geheimnifs der Popularität ruht), giebt der Prediger seine Eigenthümlichkeit nicht auf, sondern bewahrt sie eben am sichersten. Nun beleuchtet der Vf. näher *A.* die Predigt als rhetorisch-homiletisches Kunstgebilde (S. 117 — 128), *B.* in ihrer geschichtlichen Entwickelung und Gestaltung (bis S. 139), *C.* nach ihren drei nothwendigen Elementen (bis S. 190): *a*) dem exegetischen *b*) dem dogmatischen, *c*) dem paränetischen oder praktischen Die Grundsätze, die oben entwickelt wurden, finden in diesem Abschnitt ihre Anwendung im Einzelnen; auch ist hier das Gesagte öfters durch zweckmäfsige Beispiele näher ins Licht gesetzt. Beachtenswerth ist hinsichtlich des Ersteren, was der *Vf. für* die Theorie der Beredsamkeit, über das Maafs und das Freireden sagt; hinsichtlich des Zweiten, was gegen den steifen Schematismus der üblichen Eintheilungsweise beigebracht ist auch werden hier Einfachheit, kernige Gediegenheit und Popularität (Reden mit Zungen nach Harms, lebendige Sprache des Volks, nicht Büchersprache) kräftig empfohlen. Am meisten liegt aber mit Recht das Dritte dem Vf. am Herzen, welche seine Forderungen darin concentrirt: die Predigt soll ihrem Gehalt nach ein *organisches Ganze* sein. Was er über die einzelnen Elemente sagt, ist in Folgendem zusammengefafst: „Das exegetische erfordert eine sprachlich-geschichtliche, das dogmatische eine logisch-dialektische, das paränetische Element vorzugsweise eine psychologische Entwickelung." Hier ist der Vf am eigenthümlichsten und namentlich in seiner Kritik oft recht glücklich. — Schliefslich wird noch vom *Gebet* und vom *Eingang der Predigt* gehandelt. Treffend sagt er hier (S. 192) „Da die christliche Predigt nicht blofs zu Christen im Geis und in der Wahrheit, sondern auch zu Unbekehrten, zu blofse Namenchristen redet; da ferner auch der wiedergeborne gläubige Christ noch immerfort das weltliche Element in sich z bekämpfen hat, da ihm, obwohl erlöst und entsündigt, der Zustand vollendeter Freiheit und Kindschaft dennoch zugleich al ein noch nicht erreichtes Unendliches vor Augen steht: so mu auch das christliche Gebet jenen doppelten Charakter, den al gemein-menschlichen und den eigenthümlich-christlichen, de der Abhängigkeit und den der Freiheit, an sich tragen." Hinsichtlich des Eingangs wird mancherlei guter Rath gegeben, nachdem bemerkt worden, wie die Homilie dessen gar nicht bedürf

Wenn der Verf. zuletzt sagt, dafs nach seiner Ansicht d Hoffnung der Wiedergeburt des kirchlichen Lebens einzig u allein darauf beruht, dafs die engherzige alttestamentliche Glaubensansicht unsrer neuevangelischen Pietisten, eben so wie d blofs verständige Betrachtung der Religion endlich in ihrer Einseitigkeit und Beschränktheit erkannt werde: so ist diefs Re zu negativ gestellt. Die beiden angegebenen Gegensätze müssen geistig in einander gelebt und dadurch in ihrem Innerste vermittelt werden; das blofse *Erkennen* der Einseitigkeit genü nicht; es mufs die Einsicht derselben das innerste Wesen d Menschen durchdringen, was nur dadurch geschehen kann, da der göttliche Geist in ihm herrschend wird. Wir erwarten, da aufs Neue die Fülle desselben sich auf die Gemeinen der Gläbigen ergiefse und sie alle zur Freiheit der Kinder Gottes führ So meint der Verf. es aber auch eigentlich; denn das rech Denken Gottes ist zugleich Wirken Gottes in dem Menschen.

J. Pelt.

№ 28.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

1. *Das deutsche Strafverfahren in der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und Particular-Gesetzbücher und in genauer Vergleichung mit dem engl. und franz. Straf-Prozesse von Dr. C. J. A. Mittermaier.*
2. *Die Lehre vom Beweise im deutschen Straf-Prozesse nach der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und deutsche Gesetzbücher in Vergleichung mit den Ansichten des engl. u. franz. Strafverfahrens von Dr. C. J. A. Mittermaier.*

(Schlufs.)

Es giebt eine Seite, nach welcher das Recht noch im andern Sinn, als sonst ein allgemeines Interesse Aller in Anspruch nimmt, und diese äufsert sich fast nirgends mehr als im Strafrecht und Strafverfahren; es ist die *politische*. Nicht blofs wo die Richter der That, die Geschwornen aus der Mitte des Volks gewählt werden, auch noch in andern Rechtsverfassungen wird der nahe Zusammenhang erkannt, der zwischen dem strafrechtlichen Verfahren mit dem ihm eigenthümlichen Princip und den übrigen organischen Einrichtungen des Staats besteht. Eine Betrachtung von diesem Gesichtspunkt aus, die sich über den blofs dogmatisch-praktischen Inhalt erhebt, ist von besonderer Wichtigkeit für die geschichtliche Auffassung, die erst dadurch für die Würdigung der rechtlichen und sittlichen Bildung der Völker einen sichern Leitfaden erhält, wie für die Gesetzgebungspolitik und die Kritik des Bestehenden. Diesen Gesichtspunkt durchgängig festgehalten und besonders im Wege eines umfassenden comparativen Gesetzesstudiums nachgewiesen und auf diese Weise eine Menge wichtiger Resultate für die Wissenschaft gewonnen zu haben, ist eines der mehrern Verdienste, die wir dem Verf. zuschreiben: und wir dürfen dieses um so zuversichtlicher thun, als dessen Vertrautheit mit dem positiven Rechte und praktischer Sinn ihn vor den Mifsgriffen bewahren mufs, die sonst zu leicht im Gefolge jener glänzenden Methode sich zeigen. Es ist darauf bei der Anzeige der ersten Auflage aufmerksam gemacht, und es sind wie gesagt, jetzt durch gehörige Absonderung der verschiedenen Gesichtspunkte diese vermieden worden. Eine andere Aufgabe ist die eines Lehrbuches des Strafverfahrens in Ländern des gemeinen Rechts und mit Beziehung auf Particularrechte, eine andere die eines praktischen Handbuches, wo der Geschäftsmann für jeden schwierigen Fall in der Anwendung eine besondre Auskunft findet, eine andre endlich, jene beiden zum Theil umfassende, zum Theil voraussetzende, oder auch in den letzten Einzelnheiten mit Recht nicht überall beachtende, ist die, welche sich hier der Verf. gesetzt hat, nämlich die Wissenschaft des Strafverfahrens *überhaupt*, nach ihren verschiedenen Seiten und nach dem Standpunkte und den Forderungen der Zeit darzustellen. Zwar ist auf dem Titel nur *deutsches* Strafverfahren angekündigt, das englische und französische nur als das verglichene bezeichnet, zwar ist neben der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und Particularrechte, die *Wissenschaft*, der die gröfsten Fortschritte verdankt werden, besonders wenn man eben den hier bezeichneten Gesichtspunkt verfolgt, gar nicht genannt, aber in *jener Hinsicht* ist ein tieferes gemeinsames Princip vorhanden und danach eine Methode denkbar, die ein Erheben über jene Beschränkung nothwendig machte, und *in dieser* Hinsicht würde der Mangel an Bestimmtheit auf dem Titel nicht berechtigen, gegen den Inhalt des Werkes, und den Gesammteindruck, den es bei dem Leser hinterläfst, anzunehmen, dafs dem Verf. diese Seite minder wichtig erschienen sei, deren Berücksichtigung vielmehr das ist, was sein Werk nach Anlage und Ausführung vor andern ähnlichen auszeichnet. Die Kritik hat vielmehr gerade davon auszugehen, um den Werth des-

selben anzuerkennen, und um danach Manches zu erklären, was von einem der andern Standpunkte oder Zwecke aus, zum Tadel Anlafs geben könnte. Um erst den gemeinen oder Landes-Criminalprozefs kennen zu lernen, um für jeden Fall, wie nach den Grundsätzen der Casuistik, eine in Bereitschaft gehaltene Belehrung und praktischen Rath zu finden, dazu ist ein Werk nicht bestimmt, welches, die Theorie und Dogmatik des praktischen Rechts voraussetzend, mehr *über* die Sache von der wissenschaftlichen Seite zu den mit ihr vertrauten Lesern spricht, als dafs es den ersten Unterricht in derselben zu ertheilen beabsichtigte. Eben so wenig sind hier die Regeln der Führung der Untersuchung, der sogen. Inquirirkunst zum Mittelpunkt gemacht, wie es nicht selten besonders in älteren Werken geschehen ist in Verbindung mit einer Ansicht, welche die Schuld und das Unrecht präsumirt, und als die höchste Aufgabe des Untersuchungs-Richters betrachtet, in allen Fällen das Ergebnifs einer Verurtheilung möglich zu machen, welches, da der Zweck der Untersuchung lediglich auf unparteiische Herstellung der Wahrheit, des materiellen Rechtes gerichtet ist, als abstracte Regel durchaus nicht, als solche für den concreten Fall aber nur unter der Voraussetzung gelten darf, dafs überhaupt nicht ohne genügenden Grund zur Untersuchung geschritten, dafs insbesondre ein bestimmtes Individuum nicht eher in den Anklagestand versetzt worden sei, als nachdem mindestens so viel dasselbe beschwerende Wahrscheinlichkeit und Verdacht vorhanden ist, dafs es nothwendig wird, ihm die Gelegenheit zu geben, aber auch die Pflicht aufzuerlegen, sich zu rechtfertigen oder dasselbe seiner Schuld zu überführen, wenn es nicht freiwillig diese in ihrer Wahrheit auf sich nehmen, sich gewissermafsen sein eignes Urtheil sprechen will.

Vermifst man nämlich gleich in dem Werke keinen der Punkte, die ein wissenschaftlicher Geschäftsmann hier suchen wird, ist insbesondere die praktische Rücksicht nirgends bei Seite gesetzt, so besteht doch weder hierin, noch in der geschichtlichen Betrachtung die eigenthümliche Auszeichnung desselben, die wir vielmehr in die Fülle geistreicher Bemerkungen setzen, mit welchen jede Lehre besonders nach dem Standpunkte der Gesetzgebungspolitik und der vergleichenden Prozefs-Rechtswissenschaft ausgestattet ist, und vor Allem in die edelste Freimüthigkeit und die Aeufserung einer gerechten Gesinnung, welche sich ohne Scheu jeglichem Mifsbrauche, der in diesem Gebiete leicht möglich wäre, jeder verwerflichen oder auch nur nicht ganz lautern Mafsregel widersetzt, und die mögliche Unschuld, so wie die nicht auf rechte Weise verfolgte oder behandelte wirkliche Schuld, jene materiell und formell zugleich, diese nach der formellen Seite allein, die bekanntlich aber im strafrechtlichen Verfahren selbst auch eine wesentliche ist, in dem Geiste der Gerechtigkeit in Schutz nimmt, der sich in des Verfs. trefflicher, in mehreren stets verbesserten Auflagen dem Publicum vorliegender, Anleitung zur Vertheidigungskunst so erfreulich kund giebt. Vielleicht ist hier zuweilen zu weit gegangen, dem von mehreren Gegnern des deutschen strafrechtlichen Verfahrens gehegten Vorurtheil zu viel Nahrung gegeben, das Fremde auf Kosten des Einheimischen zu sehr gepriesen, mancher nicht zu leugnende Mangel zu bedeutend geschildert, um so mehr als der Grund nicht selten keineswegs in unserm regelmäfsigen Verfahren, sondern in Abweichungen liegt, die, sie mögen in nicht zu billigenden verfügten Ausnahmen oder in der Willkür von Individuen beruhen, eben so gut — dieses lehrt die Geschichte auch der neuesten Zeit, besonders in Frankreich — an andern Orten vorkommen können, wie denn überhaupt einem Uebelstande dadurch noch nicht abgeholfen ist, dafs man neue Gesetze und Vorschriften erläfst, indem es um so mehr auf die Individuen ankommt, die mit der Ausführung und Anwendung beauftragt sind, als ja das Gesetz dem freien Ermessen derer, durch welche erst dem Worte das Leben verliehen werden soll, stets eine zweckmäfsige nicht in zu enge Grenzen gebannte freie Bewegung gestatten mufs, ohne welche vielleicht noch gröfsere Uebel entstehen würden, als die sind, welche möglicherweise durch eine Ueberschreitung herbeigeführt werden können; es wird dabei auf die gute und doch wohl auch geprüfte und bewährte Gesinnung der Beamten gerechnet, die ihre Ehre und subjective Befriedigung in ihrer Pflichterfüllung haben und gegen die im Allgemeinen unwürdiges Mifstrauen in geradem Widerspruche mit dem Vertrauen steht, welches sie zu dem wichtigen Amte beruft und welches in sie nothwendig gesetzt wird. Immer wird es eine der schwierigsten Aufgaben bleiben, hier von Seiten der Gesetzgebung und der Justizoberaufsicht die rechte Mitte zu treffen, den Schutz individueller Freiheit mit dem Interesse des Ganzen und dessen Sicherheit, die Autorität des Richteramts mit der erforderlichen Beschränkung und der möglich-

ren Entfernung, auch selbst der Gelegenheit und Veranlassung des Mifsbrauchs, ins rechte Gleichgewicht und in Uebereinstimmung zu setzen. Aber wer sollte es mifsbilligen, wenn der Vf. gerade hierauf sein besonderes Augenmerk richtet, wenn er, gerade da wo auf das Individuum gerechnet, wo ihm so viel Verantwortung Herbeiführendes auferlegt wird, sich mit eindringlicher Rede vorzugsweise an dasselbe wendet und auf dessen Gesinnung und Willen einzuwirken sucht? Wenn er bei den meisten Lehren, wie gleich in der *ersten* Abtheilung, welche der Einleitung folgt „von dem obersten Grundsatze des Strafprozesses und den Hauptfolgerungen *daraus*" (d. h. aus denselben) bei der Angabe des Verhältnisses des Untersuchungs- zum Anklage-Verfahren, bei der Schilderung der Bedeutung der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit, in der *zweiten*, „von der Gerichtsorganisation und dem Gerichtsstande", in der *dritten* „von der peinlichen Untersuchung überhaupt und den Mitteln des Richters zur Führung derselben" — hier, wo am meisten, freilich bestimmt durch das Gesetz, welches durch das Organ des Richters in Thätigkeit tritt, ein oft die Person drückendes oder beschwerendes Benehmen, eine Mafsregel der Gewalt und Strenge eintritt — wenn er bei diesen Lehren, sagen wir, vorzugsweise von jenem Gesichtspunkte ausgeht, und diesen gewissermafsen den durch die ganze Abhandlung sich überall mehr oder minder sichtbar hindurchziehenden Faden, der das Ganze verbindet, sein läfst? In der That wird dadurch auch die *fünfte* Abtheilung „von dem Gange des Strafprozesses" (mit Unterscheidung der Vor- und Hauptuntersuchung), die *sechste* „von der Urtheilsstellung und der hiezu nothwendigen Prüfung der Beweise" bestimmt, nebst dem, was sich sonst nach des Verfs. nicht streng logisch geordnetem System daran knüpft, wovon wir aber nur, mit Uebergehung des sonstigen Inhalts, die *vierte* Abtheilung „von der Erforschung der Gewifsheit der Thatsachen im peinlichen Prozesse" und die *erste Unterabtheilung* der sechsten Abtheilung „von dem Beweise in Strafsachen" hervorheben, um dem früher angegebenen Plane gemäfs, hievon in Verbindung mit dem andern „der Theorie des Beweises" ausschliefsend gewidmeten Werke zu handeln. Dieses letzte folgt im Wesentlichen der Anordnung der eben erwähnten Unterabtheilungen aus dem ersten Werke, und kann als eine weitere Ausführung, als ein Commentar derselben betrachtet werden, jedoch enthält wieder jede der beiden Abhandlungen manches wenigstens durch die Art der Ausführung Eigenthümliche, so dafs beide einander zur gegenseitigen Ergänzung dienen. Erwägt man, wie schwierig es ist, denselben Inhalt in zwei rasch auf einander gefolgten, und neben einander bestehenden Werken darzustellen, ohne mehr Wiederholungen zu machen, als die unvermeidlichen, und dafs auch die erste Schrift den Gegenstand nicht in compendiarischer Kürze, sondern in der Ausführlichkeit eines Handbuches vorträgt, so kann man nicht umhin den sich hier zeigenden Reichthum der Kenntnisse des gelehrten Verfs. anzuerkennen.

Das Beweisverfahren ist nicht nur einer der wichtigsten Theile des Strafprozesses, sondern es umfafst und bestimmt denselben beinahe ausschliefsend, und zieht sich von Anfang an, bis zum Schlusse der Untersuchung und zur Beurtheilung fast durch das ganze System, während es im bürgerlichen Verfahren nur an einer bestimmten Stelle hervortritt, auch wohl in manchen Fällen, wo das Factische unbestritten ist, und nur eine Rechtsfrage vorliegt, entbehrt werden kann, was bei der Grundverschiedenheit der Principien beider Arten des Verfahrens, bei dem strafrechtlichen niemals der Fall sein kann. Wenn so von Seiten der mit der Rechtspflege beauftragten Beamten die gröfste Sorgfalt auf Herstellung des Beweises zu wenden ist, so bleibt auf gleiche Weise diese Lehre die würdigste Aufgabe für die Gesetzgebung und Wissenschaft — aber in allen drei Beziehungen auch eine sehr schwierige. Man kann sie füglich zum Mittelpunkte und zur Grundlage des Verfahrens machen und eine Menge praktischer Folgen knüpfen sich daran, wie man diese Grundlage auffafst. Die bedeutendsten Streitfragen für die Gesetzgebungspolitik, die wichtigsten historischen Betrachtungen über das ältere und neuere Verfahren beider Völker im Zustande beginnender Rechtsbildung, die interessantesten Kritiken über das bestehende Recht knüpfen sich an die Beweislehre. Von der Geschichte derselben ist auszugehen, um die Grundbegriffe, besonders des alten germanischen Verfahrens, und so mittelbar des Strafrechts selbst, in ihrer allmäligen Ausbildung und Eigenthümlichkeit darzustellen, wie der Unterzeichnete dieses neulich in besonderer Rücksicht auf den Reinigungseid nachzuweisen und dessen Zusammenhang mit dem ganzen Rechtssystem aus den Quellen darzuthun gesucht hat. Die Fragen über Gewifsheit, Wahrscheinlichkeit, Beweise im eigentlichen Sinn und Indicien, über die Vortheile oder Nachtheile einer ge-

setzlichen Beweistheorie, oder des Gegentheils, über die Entscheidung der factischen Punkte durch rechtsgelehrte Richter, oder durch Geschworne in der technischen Bedeutung, und so mittelbar oder unmittelbar fast Alles, was in unsern Zeiten so vielfach zur Sprache gebracht, worüber neben den Stimmen so vieler Sachkundiger, auch so manche sich haben vernehmen lassen, die von der naiven Ansicht ausgehn, man könne über diese wichtigen Gegenstände mitsprechen und vielleicht um so besser, je weniger man mit eigentlichen Kenntnissen ausgerüstet sei — dieses Alles knüpft sich an jenes grofse Thema. Bekanntlich zeigt sich wieder hier ein grofser Kampf der Vertheidiger des Hergebrachten, der strengsten gesetzlichen Beweistheorie und der Neuerer, die denn oft ungründlich genug unserm Verfahren Unrecht thun, und das Fremde unbedingt auch da loben, wo die Kenner, selbst in den Ländern, wo dasselbe einheimisch ist, dessen Mangelhaftigkeit, ja Gefährlichkeit anerkennen. Den Verf., obschon er sich nicht selten mehr als billig auf die Seite der Ausländer und der einheimischen Partei für dieselben neigt und zu viel Gewicht, namentlich auf die bei weitem mehr glänzenden als gründlichen Werke der Engländer und Franzosen u. s. w. legt, besonders Bentham's und Meyers, mufste doch auch hier sein unbefangener Sinn, unterstützt durch seine tiefe Kenntnifs und eine reiche Erfahrung, im Ganzen auf dem richtigen Wege erhalten, und so finden wir denn die erheblichsten Streitfragen der Zeit meist unparteiisch erörtert, den Werth des Vaterländischen erkannt, aber vom Standpunkt der Kritik, der sich gegen den geschichtlichen und dogmatischen bei weitem überwiegend zeigt, auch hier mit Freimüthigkeit und in der schon oben bezeichneten Gesinnung jegliches gerügt, was in der Art, wie es zuweilen angenommen wird, dem Recht selbst auch nur die entfernteste Gefahr zu drohen scheint. Geht aber hier der Vf. unleugbar nicht selten zu weit, spricht er von gewissen Mifsbräuchen, die hie und da gewifs nicht in Abrede gestellt werden können, als gewöhnlichen und häufig vorkommenden Erscheinungen, wobei wir denn doch mindestens das Princip der Gerechtigkeit, von dem derselbe ausgeht, mit Beistimmung anerkennen, so verhehlen wir nicht, dafs wir eine dieser bis zur Aengstlichkeit getriebenen Sorgfalt einigermafsen widersprechende Richtung mifsbilligen, der zufolge derselbe einen vollen Beweis da zuläfst und annimmt, wo es nimmermehr geschehen darf, dafs er dabei die entgegengesetzt strengeren Ausführungen Anderer für deren individuelle Meinung ausgiebt, während sie auf bestimmten gesetzlichen Quellen beruht, und man kann ihm und allen Neuern, die z. B. auf Indicien allein einen vollen Beweis gründen, und die Behauptung der gänzlichen Unwandelbarkeit des Art. 22. der P. G. O. aufstellen, mit Recht entgegnen, dafs das Verbot der Bestrafung ohne vollständigen Beweis auf eine gediegene Erfahrung einer langen Zeit sich stützt, welche auch neuere Gesetzgebungen nicht zu verlassen wagen, indem sie — wie sie auch der Form nach abweichen, sie mögen eine nur aufserordentliche gelinde Strafe auf Wahrscheinlichkeit gründen oder durch Indicien vollen Beweis entstehen und ordentliche Strafe eintreten lassen, dann aber wieder das höchste Mafs ausschliefsen — stets davon ausgehen, dafs hier nicht die Voraussetzungen da sind, unter welchen die erforderliche rechtliche Gewifsheit angenommen und die ordentliche volle Strafe zuerkannt werden könne. Es würde nicht schwer fallen, mehrere Stellen anzuführen, wo dieser Widerspruch sich zeigt, wenn es unsre Aufgabe hier wäre in das Einzelne einzugehen, und einige Gelegenheit zu suchen, an dem im Ganzen so trefflichen Werke etwas zu tadeln. Nicht einmal das Recht der Vertheidigung will der Ref. hier geltend machen, der seine in dieser Hinsicht abweichende Ansichten, mit vielen Criminalisten übereinstimmend, genügend begründet zu haben glaubt, übrigens aber stets so freundliche Berücksichtigung derselben in diesen Schriften erfahren hat, dafs er sich über des Verfassers stets würdige Polemik um so weniger beschwert, je lieber er, wie früher, so auch jetzt stets von demselben lernt.

Nur um der Wahrheit die Ehre zu geben, möge zu einer unbefangenen Prüfung um so mehr aufgefordert werden, als die nicht selten in lebhafte Beredsamkeit von der ruhigen Betrachtung übergehende Darstellung für Manche etwas Bestechendes haben könnte. Die Lebendigkeit derselben ist angenehm ansprechend, und läfst manche Ungenauigkeiten des Styls und kleine Inconsequenzen übersehen, für deren Wahrnehmung der Ref. möglicherweise zu empfindlich ist. Vielleicht hätte auch hier eine in sich zusammenhängende geschichtliche Darstellung, durchgeführt durch die Dogmengeschichte, die hier nicht als solche, sondern meist gelegentlich bei einzelnen Behauptungen, als Bestätigung oder Abweichung im Wege des Beispiels benutzt wird, ferner eine mehr auf Exegese und Praxis gegründete Ausführung der positiven Theorie, schärfer getrennt von der Vergleichung neuerer fremder Rechte, Gesetzgebungen und Entwürfe — und endlich von der Kritik und der politischen Seite der Betrachtung manche Verwechslungen vermeiden lassen und auf jeden Fall die Uebersicht für den theoretischen und praktischen Gebrauch erleichtert. Doch, da wir schon bemerkten, dafs der Vf. nicht zu Anfängern spricht, sondern zu denen, die mit der Sache bekannt sind, so mögen wir vertrauen, dafs er nicht ohne bestimmte Gründe diesen Plan grade bei einem Werke befolgt, welches die Wissenschaft auf der Höhe der Zeit in der würdigsten Weise repräsentirt und dessen Studium nicht dringend genug empfohlen werden kann.

J. F. H. Abegg.

№ 29.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

XXIX.

1. *Grundrifs der Physiologie. Ein organisirter Entwurf zu Vorlesungen mit Ausführung der allgemeinen Physiologie von* C. H. **Schultz**, *Prof. d. Med. an d. K. F. W. Univ. Berlin,* 1833. *Hirschwald.* 137 S. 8.

2. *De alimentorum concoctione experimenta nova, instituit, exposuit, cum adversa digestionis organorum valetudine comparavit atque locum in facultate medica universitatis litterariae Fridericiae Guilelm. rite auspicatus edidit* C. H. **Schultz**, *med. D. etc. cum tabul. aeri incisa. Accedit oratio de Physiologia veterum et recentiorum comparatis deque methodo physiologiae ipsius organismi substantiae congrua. Berol.* 1834. *Hirschwald.* 109 S. 4.

Die kleine Schrift No. 1. möchten wir lieber eine Methodologie der Physiologie als einen Grundrifs dieser Wissenschaft selbst nennen. Von dem Grundrisse einer Wissenschaft erwartet man blofs eine scharfe und klare Zeichnung der wesentlichen Wahrheiten hierhin gehöriger Lehren, und nur mit wenigen Zügen soll bestimmt angedeutet sein, in welcher Richtung die weitere Ausführung dieser Lehren fernerhin gegeben werden könne, dahingegen die Bezeichnung des Fachwerks und wie Abtheilungen und Unterabtheilungen dieser Lehren zu ziehen seien, weniger für einen Gegenstand des Grundrisses als den einer Methodologie zu halten ist. — Ueberhaupt räumen wir aber in wissenschaftlichen Vorträgen der Spaltung und Sonderung in Abtheilungen und Unterabtheilungen wohl grofsentheils noch zu viel Feld ein; wir zerpflücken den Gegenstand gern in eine Menge Abschnitte, und der Lernende hat dann nicht selten Noth genug, sich aus diesen Stücken das Ganze wieder herauszufinden, und wohl ihm, wenn er eben nur noch dazu gelangt! — Die schöne freie Art der Mittheilung, wo der Lehrer sich betrachtend ergeht, wo er, reich an eigener Erfahrung, klar und gern sich aussprechend in *einem* Flusse der Rede oder der Schrift alle Seiten seines Gegenstandes allmälig heranbringt und dabei nie das Bewufstsein der Totalität desselben verliert, — sie wird immer seltner und, wie wir überzeugt sind, zu wahrem Nachtheil ächter Wissenschaftlichkeit. — So ist uns ein sonst in vieler Hinsicht lobenswerthes gröfseres Werk über Physiologie bekannt, wo eine solche Menge von scharfsinnigst ausgedachten Abtheilungen und Unterabtheilungen, nach *I*, *A*, *a*, *aa*, *α* u. s. w. vorkommen und eine solche Menge verschiedenartiger Ansichten und Erfahrungen neben einander gehäuft sind, dafs es oft wirklich recht schwer wird beim Nachschlagen gerade das zu finden, worüber man eben Auskunft zu haben gewünscht hatte. Die Art wie dieser „organisirte" Entwurf einer Physiologie sich gliedert, ist kürzlich folgende: Nach einleitenden Betrachtungen über Interesse und Umfang, Verhältnifs und Quellen der Physiologie, wird die Methode der Untersuchung nach ihren verschiedenen Formen aufgeführt. Rec. gesteht, dafs ihm auch bei diesem letztern für den Lernenden so wichtigen Kapitel eine zu weit getriebene Sonderung obzuwalten scheint, ja, dafs er es für gefährlich halte, dem Angehenden die Empirie so untergeordnet, und die positiv vernünftige oder speculative Betrachtung so hoch vorzustellen, denn die Versuchung wird zu grofs, die mit mancher Unbequemlichkeit und Mühseligkeit verbundene Erforschung des Sinnlichen bald zu überspringen und in das *scheinbar* freiere und leichtere Feld der Speculation sich zu retten, dahingegen es doch gewifs erwünschter ist, zunächst die recht innige Liebe zu immer erneuter Erforschung und Betrachtung der Natur zu erwecken, dabei aber die Seele des Schülers in sich selbst in ihrer Entwicklung und Fortbildung

zu fördern, damit er allmälig lerne im Alltäglichen und im scheinbar Gemeinen das höhere Geheimnifs der darin waltenden Idee erst zu ahnen und dann nach und nach deutlicher zu vernehmen. Was die Eintheilung der Physiologie betrifft, so sondert der Verf. allgemeine und besondere Physiologie. Die erstere soll mit der „Entwicklungsgeschichte des Begriffs vom Organismus" beginnen, dann die Betrachtung der Gebilde des thierischen und menschlichen Organismus, der Formen des Pflanzen- und Thierreichs, des Menschen und seiner Varietäten folgen lassen, und mit der Betrachtung des menschlichen Organismus im Verhältnifs zum Makrokosmus schliefsen. Was die besondre Physiologie betrifft, so ist sie nach dem Verf. bestimmt, die Analyse des Lebensprocesses der organischen Systeme des Individuums und der Gattung zu geben. — Zuerst wird hier der Lebensprocefs des Individuums in vegetatives, animales und humanes Leben unterschieden (letzteres soll die Seele und das Bewufstsein umfassen; die Seele kommt indefs doch auch andern Geschöpfen als dem Menschen zu) und eine Menge Unterabtheilungen jedes Abschnittes werden gleichsam als Verzeichnifs dessen, was hier die Physiologie im Besondern zu lehren habe, mitgetheilt. Den Beschlufs machen die verschiedenen Momente, welche unter den Lebensprocefs der Gattung gehören, d. i. die Zeugung und die Entwicklung des Keimes, wobei unerwarteter Weise auch auf die abnormen Entwicklungen (welche doch Gegenstand der Pathologie sind) Rücksicht genommen ist. — Jedem Hauptabschnitte ist eine Auswahl dahingehöriger Literatur beigegeben und der Entwicklungsgeschichte des Begriffs vom Leben und vom Organismus eine etwas ausführlichere Angabe der vorzüglichern Lehrmeinungen älterer und neuerer Zeit beigefügt. — Warum wir nun gerade mit manchen der hier aufgestellten Abtheilungen nicht übereinstimmen können, und warum wir in einzelnen Abschnitten eine andere Ordnung befolgt wünschen möchten, dieses auseinander zu setzen würde den Raum überschreiten, welcher der Anzeige einer Schrift dieses Umfanges in diesen Blättern bestimmt werden kann; es sei daher nur noch hinzugefügt, dafs das Büchlein in sofern vollkommen seinen Zweck erfüllt, als es den Schülern, welche sich der Lehrweise des Verfs. nun überhaupt angeschlossen haben, unleugbar einen nützlichen und präcisen Leitfaden zum Verfolgen der Vorträge desselben gewähren kann.

Die Schrift No. 2. beginnt mit einer Rede über den Unterschied älterer und neuerer Physiologie, welche im Ganzen ohngefähr dieselben Gedanken ausspricht, wie sie sich in der historischen Entwicklung des Begriffs vom Leben des vorher erwähnten Grundrisses aufgeführt finden. Wenn jedoch der Verf. sagt: „*Veteres vero medici ad veram physiologiam pervenire non potuerunt, quippe qui essentialem inter organismum et mundum differentiam non cognossent, sed vitae corporis humani elementorum et qualitatum universalium principia subesse crederent, neque id in sanitate tantum sed etiam in morbis*": so können wir ihm freilich hierin keineswegs beistimmen, wir sind vielmehr der Ueberzeugung, dafs die wahre Physiologie nur eben dadurch möglich werde, dafs man das All-Leben der gesammten Natur als Grundwesentliches in der Idee erfasse und nun jede der einzelnen Lebensformen in ihren mannigfaltigen Zuständen und Aeufserungen mit treulichster und ausdauernder Beharrlichkeit durch geschärfteste sinnliche Wahrnehmung und zwar möglichst auf dem genetischen Wege verfolge. Gerade also, dafs die Alten die urwesentliche Gleichheit von höchstem organischen Einzelleben und allgemeinem Weltleben erkannten, beweist, wie so vieles andere, ihren einfachen gesunden Sinn, und wir zweifeln gar sehr, ob ihre Aerzte die schöne Einsicht in den Organismus der Krankheit und seine Entwicklung nach bestimmten Lebensstadien so deutlich gewonnen hätten, wären sie nicht gerade von der Idee jener urwesentlichen Gleichheit ausgegangen. — Auf diese übrigens sehr wohl geschriebene Rede folgt sodann, als Einleitung zu den später zu erwähnenden Versuchen, die eigne Krankheitsgeschichte des Verfs. mit Angabe der an sich selbst gemachten besondern Wahrnehmungen hauptsächlich in Beziehung auf den Verdauungsprocefs. Ueber dergleichen Wahrnehmungen, welche Jemand an sich macht oder zu machen glaubt, läfst sich nun eigentlich von einem Andern gar wenig sagen und Rec. erlaubt sich nur zweierlei zu bemerken: erstens, dafs er als Arzt es nicht gut heifsen kann, ein Wechselfieber in einem Körper, welcher durch häufige vorausgegangene Erkältungen und Durchnässungen prädisponirt war, zuerst mit einer Lösung von Quassien-Extrakt, dann durch eine Abführung von *Calomel* und *Sapo jalappinus*, und hierauf sogleich mit schwefelsaurem *Chinin* zu behandeln (das Fieber dauerte denn auch mit oft erneuerten Anfällen gegen drei Mo-

nate); zweitens, dafs es ihm doch problematisch erscheint, ob aufser einem wahrhaften Hellsehen (wo dergleichen vorgekommen sein soll) es möglich sei, dafs Jemand theils die Bewegungen von Magen, Dünndarm, *Coecum* und *Colon*, einzeln zu unterscheiden, theils das Hinabfliefsen der Galle in das *Duodenum* und dann weiter hinunter bis zum *Coecum*, durch bestimmte subjective Gefühle verfolgen könne. Mindestens ist es gewifs, dafs in solchen Dingen unendlich leicht Täuschungen Statt finden. — Ohne auf alle die Bemerkungen des Verfs. einzugehen, indem dieses gröfsern Raum erfordern würde als auf die Anzeige einer Schrift dieses Umfanges zu wenden sein dürfte, fassen wir lieber die Experimente noch etwas näher in's Auge, welche von dem Verf. angestellt wurden, besonders um den Gegensatz zwischen Magen- und *Colon*- oder *Coecum*-Verdauung in ein helleres Licht zu stellen. In der Einleitung zur Aufzählung der einzelnen Experimente ist eine Bemerkung enthalten, welche nicht uninteressant ist und die wir hier ausheben. — Nachdem nämlich erwähnt worden ist, wie im zarten kindlichen Alter der Darmkanal mit dem fleischfressender Thiere, besonders durch geringe Entwicklung des *Colon* und *Coecum* mehr übereinstimme, wenn er hingegen im vorgerückten Alter durch starke Ausbildung dieser Gegenden mehr dem der Pflanzenfresser ähnlich werde, bemerkt der Verf., dafs diese Entwicklung auch wohl durch Krankheit beschleunigt werden könne, indem er bei zwei scrophulos verstorbenen Kindern eine weit beträchtlichere Entwicklung von *Coecum* und *Colon* gefunden habe, als sie sonst diesem Alter eigen zu sein pflege. — Es folgt dann zuvörderst die Angabe der in Katzen und Hunden angestellten Versuche, welche die Leicht- oder Schwerverdaulichkeit gewisser Speisen auszumitteln bestimmt sind. Es kann hier auffallend scheinen, dafs der gewöhnlichen Annahme entgegen, gekochtes Fleisch sich leichter und schneller verdaut zeigte, als gebratenes, allein man mufs hierbei freilich fragen, auf welche Weise das Fleisch gebraten worden war? — *Gut* gebratenes Fleisch nämlich ist sicher leichtverdaulicher, als gekochtes, aber hierüber mufs man sich aus des Hrn. v. Rumohr Geist der Kochkunst des weitern unterrichten lassen. — Den Gourmands zu Liebe wollen wir übrigens erwähnen, dafs Austern mit Brod und Käse genossen, bedeutend schneller verdaut wurden als Austern und Brod allein. — Es werden hierauf die mikroskopisch wahrnehmbaren Veränderungen an verschiedenen Fleischarten während der Verdauung beschrieben und durch Abbildungen erläutert, und dann die bei Pflanzen- und Fleisch- fressenden Thieren angestellten Versuche, welche die zweite Verdauung im *Coecum* erläutern sollen, mitgetheilt. Es finden sich hier aber besonders die saure oder alkalische Natur der *Contenta* des Blinddarms beachtet und es wird die Wahrnehmung gemacht, dafs die zuerst dort wieder erzeugte saure Beschaffenheit des Speisebreies in alkalische Natur umgewandelt zu werden pflegt, wenn, bei längerem Fasten, nach aufgenommener Nahrung, die Galle, anstatt zur ersten Verdauung verwendet zu werden, durch den Dünndarm dem Blinddarm zufliefsen könne; auch wird durch besondre Experimente der Grad anfänglicher Säuerung im *Coecum* bei mehreren Pflanzenfressern erörtert. Es folgen nun noch eine Menge anderer Versuche und Reflexionen über die Verdauung der Wiederkäuer, über die Natur der Galle, des Speichels u. s. w., worüber wir jedoch den Leser bitten müssen in der Abhandlung selbst nachzusehen, als welche, wenn wir auch ihren Resultaten nicht überall beistimmen können, die genauere Beachtung aller Physiologen und Aerzte immerhin in vollem Mafse verdient.

Carus.

XXX.

Fr. Holl's Wörterbuch deutscher Pflanzen-Namen, oder Verzeichnifs sämmtlicher in der Pharmazie, Oekonomie, Gärtnerei, Forstkultur und Technik vorkommenden Pflanzen- und Pflanzentheile nach ihren Provinzial- und systematischen Namen, nebst Angabe der lateinischen, wie auch der Stellung im künstlichen und natürlichen System. Erfurt* 1833. *gr.* 8. 434 *Seiten.

Das vorliegende Werk, dessen leicht verständliche Tendenz und Einrichtung schon vollständig auf dem Titel angegeben ist, füllt eine Lücke aus, auf die man erst aufmerksam wird, wenn ein solches Buch vorhanden ist. Ref. weifs sehr wohl, dafs es an Werken der Art nicht gänzlich fehlte, aber der Umfang derselben und die Schwierigkeit, sie zu erlangen, machte sie so selten, dafs sie für Viele als gar nicht vorhanden betrachtet werden mufsten. Es gehört dahin z. B. *Nemnich's* treffliches *Polyglottenlexicon*. Es umfafst aber drei starke Quartbände (die vielleicht gar nicht einmal mehr auf dem Wege des Buchhandels zu

haben sind), indem es sich auf *alle* Naturkörper der Erde erstreckt und auch in mehreren Sprachen als der deutschen und lateinischen redet, dürfte also wohl kaum mit dem *unseres* Verfassers concurriren, welcher noch dazu, da er sein Hauptaugenmerk allein auf die *deutschen* Namen der *Gewächse* richtete, diese in einer Vollständigkeit geben konnte, wie wir sie bisher noch nicht kannten. Ueberdiefs findet sich in letzterem noch eine sehr dankenswerthe Zugabe, die für Anfänger in der Botanik wenigstens einen grofsen Vortheil haben kann. Diese besteht darin, wie auch aus dem Titel schon zu ersehen ist, dafs den Namen der Pflanzen auch ihr Stand im Systeme beigefügt ist, so dafs man die in Rede stehende Pflanze sogleich in allen übrigen Büchern ihren Eigenschaften nach aufsuchen kann, was um so nöthiger ist, als derselbe Provinzialname öfters ganz verschiedenen Pflanzen beigelegt wird und es nun darauf ankommt, welche derselben am besten in dem vorliegenden Falle pafst. Der Vf. hatte daher selbst schon daran gedacht — wie er in der Vorrede sagt —, Beschreibung und Vaterland jedesmal hinzuzufügen, er wurde aber durch die Unzugänglichkeit davon abgehalten, welche das Werk dadurch erlangt haben würde, dafs es nun voluminöser und theurer wurde.

Zwei Dinge sind es besonders, welche wir bei der Prüfung des Buches, dessen Erscheinen wir eben genugsam gerechtfertigt haben, zu berücksichtigen finden: *die vorkommenden Gegenstände und ihre Benennungen.*

Was die vorkommenden *Gegenstände* betrifft, so ist der grofse Reichthum an aufgeführten *Pflanzen* nicht zu verkennen. Der Vf. hat, wie sich Ref. aus vielen einzelnen Beispielen überzeugte, mit gröfstem Fleifse Alles gesammelt, was der vorgesteckte Zweck erfordert. Man findet in dem Buche alle pharmakologisch wichtigen Pflanzen, die gewöhnlichsten in den Gärten vorkommenden, die den Forstmann und Oeconomen angehenden, letztere besonders mit einer Umsicht zusammengetragen, die man bewundern mufs, wenn man das nur allein durch Erfahrungen festzustellende Heer der Unkräuter kennt. Hier hat sich der Vf. wahrscheinlich durch das „Lieber zu viel als zu wenig" gesichert, denn es kommen auch Sachen vor, die keines der berührten Fächer angehen. Der letzteren deutsche Namen kennen zu lernen, wird wenigstens den Botaniker interessiren, der einmal beim Durchsuchen einer Gegend beim Volke Belehrung suchen sollte.

Wie der Titel ferner lehrt, hat der Vf. auch die *Pflanzentheile* zum Gegenstande seiner Onomatologie gemacht, aber — wie der Inhalt zeigt — in einer viel geringeren Ausdehnung, als es der Titel zu versprechen scheint; denn wir finden *nur bei den officinellen Gewächsen* die gebräuchlichen Theile benannt. Wir wollen ihm diefs jedoch keineswegs zum Vorwurf machen, denn es ist einleuchtend, welche neue Schwierigkeiten es herbeigeführt haben würde, wenn die Pflanzentheile, welche dem Forstmann, Gärtner und Oeconomen wichtig sind, nach ihren Volksbenennungen hätten erörtert werden sollen, denn es hätte hier nicht blofs von den äufseren Theilen, sondern auch von den anatomischen Systemen — Rinde, Bast, Holz, Spiegelfasern (wie viele Benennungen giebt es für diese!), Mark —, ja selbst von den Behufs der Fortpflanzung vom Gewächs getrennten Theilen u. s. f. die Rede sein müssen.

Gehen wir nun zur Betrachtung der *Namen*, so erblicken wir hier den rühmlichen Fleifs wie bei der Aufführung der Pflanzen. Die meisten Artikel sind reicher in dieser Hinsicht ausgestattet, als irgend ein anderes Buch. Im Speciellen darüber etwas zu sagen, würde natürlich schwer sein. Wer nicht darauf gesammelt hat, kennt höchstens nur die in seiner Gegend üblichen Ausdrücke. Gerühmt mufs hier nur noch die sorgsame alphabetische Vertheilung aller Namen werden, denn man findet sie nicht allein bei dem bekanntesten Namen beisammen, sondern auch unter die gehörigen Buchstaben vertheilt.

Allerdings fehlt eine gewisse Zahl von deutschen Benennungen, welche in neueren Zeiten in Bücher übergingen. Diese sind die von *Oken* gebrauchten. Allein der Verf. verwahrt sich selbst gegen diesen Mangel in der Vorrede, und es ist ihm dies daher auch wohl nicht zur Last zu legen, weil diese Ausdrücke, mehr der wissenschaftlichen Welt als dem Volksleben angehörig, auf dem *foro*, auf welchem das Buch gebraucht wird, nicht zur Sprache kommen.

Ein lateinisches Register, welches der Verf in der Vorrede selbst wünscht, ist zwar vorläufig entbehrlich, würde aber dereinst als 2ter Theil dankbar anzunehmen sein. Denn, wenn man *alle* deutsche Namen einer Pflanze beisammen haben will, so mufs man entweder den gebräuchlichsten kennen, bei welchem man dann die übrigen findet, oder, wenn man nicht so glücklich ist, mufs man sie sich mühsam zusammen lesen. Indessen steht dies, wie gesagt, zurück, und der Hauptzweck des Buches ist erfüllt: Jede deutsche Benennung einer Pflanze, die im gemeinen Leben etwa vorkommen möchte, sogleich auf lexicographischem Wege deuten zu können. Dadurch ist schon ein gröfserer Nutzen gestiftet, als auf den ersten Blick erkannt werden möchte. Nicht allein in vielen Fällen wird die Verständigung mit dem Volke (wie oft müssen z. B. Leute in Apotheken abgewiesen werden, weil man sie nicht versteht!) dadurch befördert werden, sondern hier und da wird sogar der Nichtbotaniker im Stande sein, sich einen kleinen Vorrath der nöthigsten Kenntnisse zu sammeln, indem ein Oeconom z. B. nur die deutschen Benennungen der Leute hier nachzuschlagen braucht, um sich in den Besitz des lateinischen zu setzen und mittelst desselben Eigenschaften auf die Spur zu kommen, die ihm noch nicht bekannt waren.

Ratzeburg.

№ 30.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

XXXI.

Bhartriharis Sententiae et carmen quod Chauri nomine circumfertur eroticum. Ad Codicum Mstt. fidem edidit, latine vertit et commentariis instruxit Petrus a Bohlen. Berolini, impensis Ferdinandi Duemmleri. MDCCCXXXIII. Typis academicis. (XXIX. 247.).

Von den beiden Werken, welche v. Bohlen in dem vorliegenden Bande vereinigt hat, erscheint das eine, das Gedicht des Chaura, hier zum ersten Male; das andere, die Gedichtsammlung des Bhartrihari, wurde schon vor 30 Jahren in Serampore mit dem Hitopadesa zusammen gedruckt, ist aber bis jetzt fast ganz unbeachtet geblieben. Wir berichten zunächst über das letztere, als das in jeder Rücksicht wichtigere. — Ueber den als Verf. genannten Bhartrihari wissen wir aus Sanskrit-Quellen wenig Näheres. Der Tradition zufolge war er Bruder des Königs Vikramâditya, verbrachte seine Jugend in Ausschweifungen, entschlofs sich aber am Sterbebette seines Vaters, als er dessen Betrübnifs über seinen Lebenswandel sah, den Freuden der Welt zu entsagen. Nicht weit von der Stadt Ujjayini, am Ufer des Flusses Siprâ, zeigt man noch heutiges Tages eine Höhle, welche ihm in seinen letzten Jahren zum Aufenthalt gedient haben soll. Diese Nachrichten stimmen vollkommen zu dem Inhalte der ihm zugeschriebenen Gedichte, wie aus einer näheren Darlegung desselben hervorgehen wird. — Die Benennung Sententiae scheint uns dem Inhalte nicht zu entsprechen. Es sind vielmehr lyrische Ergiefsungen eines vielfach bewegten Gemüthes, Ausdrücke verschiedener Stimmungen und Lebensperioden; jede Strophe bildet ein abgeschlossenes lyrisches Gedicht, und die ganze Sammlung ist in eine sachgemäfse Ordnung gebracht. Sie zerfällt zunächst in drei Centurien; die erste derselben handelt von der Liebe (s'ringâra), die letzte von der Freiheit von Leidenschaften (vairâgya). Zwischen beide, als die Ausdrücke einer im Sinnengenufs schwelgenden Jugend, und eines aus Unbefriedigung gegen jeden Genufs verzweiflungsvoll sich abstumpfenden Alters, tritt eine Centurie von Gedichten, welche die *Nîti*, das kluge Betragen im Verkehr mit anderen Menschen zum Gegenstande haben. Dafs Bhartrihari von der Tradition nur der Sammler dieser Gedichte genannt werde, wie v. B. aus der französischen Uebersetzung von Abraham Roger's *) „Offener Thür zu dem verborgenen Heidenthume" anführt, scheint auf einem Irrthume des französischen Uebersetzers zu beruhen. In der deutschen Uebersetzung dieses Buches heifst es: „dieweil der Bücher unzählig „viel waren, hab' er das Mark, oder den Kern, daraus „gezogen, und in kurzen Lehrsprüchen vorgestellet." Nach v. Bohlen's Ansicht hat das zweite Buch den höchsten Werth, „cuius sententiae et argumenti elegantia et „dictionis suavitate reliquis longe praestant, et quem „multis de caussis antiquissimum puto, cui postea sese „adiunxerint libri Sringâra et Vairâgya." Aber von diesen vielen Gründen für das höhere Alter der zweiten Centurie, führt v. B. keinen an, sondern äufsert auf derselben Seite (p. VIII), worin wir ihm beistimmen, dafs die sämmtlichen Gedichte sehr gut von Einem Vf. herrühren können; und so sehen wir keinen Grund, der allgemeinen Tradition der Inder zu widersprechen. Fassen wir das Ganze als von Einem Verf. herrührend auf, so tritt der darin herrschende psychologische Zusammenhang klarer hervor, und das Einzelne gewinnt eine

*) Abr. Roger ging 1630 als Missionär von Holland nach Indien, hielt sich über 10 J. in Paliacatta, und 5 J. in Batavia auf, kam 1647 nach Holland zurück, und starb 1649. Nach seinem Tode erschien das angeführte Werk in holländischer Sprache; später deutsch von Christoph Arnold, Nürnberg 1663, und französisch von Thom. de la Grue, Amst. 1670. Wir haben nur die deutsche Uebersetzung benutzen können.

tiefere Bedeutung für die Auffassung des indischen Lebens, als ihm v. B. giebt, wenn er z. B. sagt, dafs in der dritten Centurie „repetita semper, imaginibus frequenter putidis et pingue quiddam sonantibus, sordida „illa Yoginum devotio describitur." — Ein Theil dieser Gedichte wurde vor beinahe 200 Jahren in Europa bekannt, durch Abr. Roger's Uebersetzung in dem obengenannten Werke. Ein Brahmane, Namens Padmanâbha, hatte ihm in portugiesischer Sprache die beiden letzten Centurien erklärt, „ausgenommen die Liebessprüche, „die er um einer oder der andern Ursachen willen, wie „es das Ansehen hatte, mir nicht verteutschen wollte." (Roger a. a. O. p. 462). Das Original erschien im J. 1804 zu Serampure, die letzte Centurie mit einem Commentare versehen, aber das Ganze unkritisch bearbeitet und nachlässig gedruckt. Doch können wir nicht immer in den Tadel einstimmen, welchen v. B. so vielfach über diese Ausgabe ausspricht. Einige Lesarten derselben halten wir für besser, als die von ihm aufgenommenen; andere, welche ihm unverständlich blieben, bezeichnet er mit Unrecht als corrumpirt. Mit diesem Abdrucke verglich v. B. während eines kurzen Aufenthaltes in London, im Sommer 1831, mehrere Handschriften, schrieb einen Commentar zu der ganzen Sammlung ab, und giebt uns nun nach diesen Hülfsmitteln nicht nur einen an manchen Stellen berichtigten Text, sondern theilt auch noch werthvolle Varianten mit. Ueber seine Anmerkungen, welche allein über 100 Seiten füllen, sagt er: „Animadversiones nostras ad archaeologiam magis spectare et eo tendere ut sensum eruant, „locisque similibus, vel aliunde ex aliarum gentium poesi „petitis confirment, quaestionibus grammaticis intricatioribus, quae minus arriserunt, omissis, libere profiteor." Auch uns scheint ein ausführlicher Commentar, in welchem das Einzelne aus dem inneren und äufseren Leben der Inder heraus erklärt wird, hier um so mehr an seiner Stelle zu sein, je mehr dieses Werk vermöge seines Inhaltes auf eine allgemeinere Theilnahme Anspruch machen darf. Was aber die Citationen von Parallelstellen aus griechischen, römischen, persischen, hebräischen, arabischen und andern Dichtern betrifft, so müssen wir gestehen, es kommt uns vor, als seien sie nicht genug auf das Bedürfnifs der Leser berechnet. Gerade diejenigen Vorstellungsweisen, welche sich bei Dichtern aller Nationen und Zeiten wiederholen, werden auch uns am wenigsten fremd sein; und wir glauben nicht, dafs Ausdrücke wie: „das Feuer der Liebe", oder „der Nektar des Kusses" und ähnliche, für einen Leser des Bhartrihari noch der Bestätigung durch Stellen aus Theokrit, Ovid u. a. bedürfen. Die erste Pflicht des Herausgebers eines Dichters bleibt immer die Erklärung desselben aus der Sprache und Denkweise des Volkes, welchem er angehört; und erst wenn er diese erfüllt hat, mag er durch Vergleichung anderer Dichter die Eigenthümlichkeiten verschiedener Nationen schärfer hervortreten lassen. Bei v. B. aber scheint uns die gründliche Erklärung des Dichters aus ihm selbst zu sehr zurückzutreten gegen ein blofses Aneinanderreihen von Parallelstellen; wodurch wirkliche Schwierigkeiten nirgend gehoben, und gewifs sehr wenige Ausdrücke klarer gemacht werden, als sie den Lesern schon von selbst sind. — Bei der Untersuchung hatte v. B. mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, indem er sich gröfstentheils mit dem Amarakosha und Carey's kleinerem bengalischen Lexicon behelfen mufste, und von Wilson's Sanscrit Dict. erst gegen das Ende seiner Arbeit Gebrauch machen konnte. Diesem Mangel an Hülfsmitteln sind manche der Ungenauigkeiten zuzuschreiben, welche sich in der Uebersetzung finden; nicht wenige derselben aber hätte der Herausg. schon vermeiden können durch eine strengere Berücksichtigung der Grammatik. — Wir versuchen jetzt, den Inhalt der Sammlung in dem Zusammenhange darzulegen, welchen wir darin wahrgenommen haben, und zeigen durch Vergleichung weniger Stellen aus v. B's. Uebersetzung, welcher Art die Mängel derselben sind.

Der Dichter beginnt sein Buch der Liebe mit einer an den Liebesgott gerichteten Strophe: „Preis sei dem „Gotte mit dem Blumenbogen, durch welchen Siva, „Brahma und Vischnu zu Hausdienern rehäugiger Frauen „gemacht wurden, ihm, dessen wunderbares Treiben „keine Worte beschreiben können." Der letzte Satz heifst wörtlich: „welcher wunderbar ist durch ein von „Worten nicht zu erreichendes Treiben," und nicht: qui in sermonum varietate imperceptibili mirandus est. — In den Strophen 2—21 wird die Schönheit der Frauen gepriesen, und die Gewalt geschildert, welche sie über die Männer ausüben. Wir heben einige der eigenthümlichsten Strophen hervor, in welchen der Dichter mit doppelsinnigen Wörtern spielt. v. B. hat keines dieser Wortspiele bemerkt, und seine Uebersetzung dieser Strophen ist daher sehr matt. Wir fügen bei den ein-

zelnen Wörtern die andere Bedeutung, auf welche der Dichter anspielt, in Klammern hinzu. Str. 12 spricht er zu einem Mädchen: „Deine Haare sind aufgebunden „(sind Leute die sich kasteien), deine Augen reichen „bis zum äufsersten Ende der Ohren (der Vedas); dein „Mund ist angefüllt mit Reihen von Zähnen (von Brah„manen), die von Natur rein sind; deine beiden Brüste „glänzen durch die beständige Nähe von Perlen (von „Seligen): obwohl dein Körper, o Schlanke! so ruhig „ist, erregt er uns doch Bewegung." — In der folgenden Str. spielt der Dichter mit dem Worte *gun'a*, welches „schöne Eigenschaft" und „Bogensehne" bedeutet. „Was für eine beispiellose Bogenträgerin, o Liebliche! „wird hier erblickt! Du tödtest wirklich die Herzen „durch Bogensehnen (deine schönen Eigenschaften), nicht „durch Pfeile." Die Seramp. Ausg. hat ganz richtig *yathâvad dhansi* (aus *yathâvat* und *hansi*); v. B. trennt unrichtig hinter *yathâ*, und schlägt dann vor, statt *vaddhansi* zu lesen *bandhasi*, eine Form, die sich wohl nicht im Sanskrit nachweisen läfst. — Str. 16. heifst es von einem Mädchen: „Durch die schwere Last des „Busens, durch den glänzenden Mond des Antlitzes, „durch die langsam wandelnden Füfse, strahlen sie wie „aus Planeten gebildet." v. B. übersetzt: enitet illa idoli instar, und beruft sich auf Chand. 12, 15. wo aber das Wort *graha* unrichtig durch simulacrum erklärt wird. Auch hat v. B. das Suffix *maya* ganz übersehen. Die Strophe ist deutlich, sobald man weifs, dafs *guru*, *gravis*, auch den Planeten Jupiter, und *s'anais'chara*, lente incedens, auch den Planeten Saturn bezeichnet. — Aehnlich ist Str. 20. „Durch das mond„liebliche Antlitz, durch die sehr dunkeln Haare, durch „die lotusfarbigen Hände, strahlte sie wie aus Edelstei„nen geformt." In v. B's. Uebers. „splenduit tanquam „gemma", ist wieder das Suffix *maya* nicht ausgedrückt, und übersehen, dafs die adj. „mondlieblich, sehr dunkel, „lotusfarbig" zugleich Benennungen verschiedener Edelsteine sind. — Die letzte Strophe dieses Abschnittes übersetzen wir: „Sie bethören, sie berauschen, sie ver„stellen sich, sie schelten; sie entzücken, sie setzen in „Schrecken: sachte in's Herz der Männer sich schlei„chend, was beginnen nicht die Schönäugigen!" Für *vibhartsayanti* verlangen Metrum und Sprachgebrauch *nirbhartsayanti*; *sadayam* nehmen wir als adv. „mit „Zartheit, leise, sachte." — Im zweiten Abschnitte der ersten Centurie (Str. 22 — 32.) schweigen die Klagen über die Gewalt der Frauen, und den Hauptinhalt bilden Schilderungen der Liebesfreuden. In Str. 23. lesen wir mit Cod. A. *drishtvâ* und setzen ein Visarga hinter *lolâ*, so dafs das in *âs'âsmahe* liegende *vayam* das Subject des ganzen Satzes wird. „Wenn wir sie nicht se„hen, wünschen wir nur, sie zu sehen; erblicken wir „sie, so sehnen wir uns nur nach einer Umarmung; hal„ten wir aber die Langäugige umfangen, so wünschen „wir ewige Vereinigung der beiden Körper." Einen Tadel der Frauen können wir weder in den Worten finden, noch scheint er uns zu dem Inhalte dieser Abtheilung zu passen; wir wagen es auch, uns in der Erklärung des Wortes *vigraha* vom Scholiasten zu entfernen, welcher es, nach v. B's. Note, durch *kalaha* „Zank" wiedergiebt. — Str. 24. „Auf dem Haupte „Jasmin, der eben die Knospen öffnen will, auf dem „Körper Sandelholz, mit Safran vermischt; an der Brust „eine herzentzückende Geliebte: da ist der ganze Him„mel genahet." v. B's. Uebersetzung ist gänzlich verfehlt; *unmukha* „aufblickend nach etwas" heifst sehr häufig „im Begriff etwas zu thun." (Haughton's Beng. and Sanscr. Dict. about to do a thing). — In Str. 26. ist *sveda* wohl nur Druckfehler der Seramp. Ausg., da es das Metrum stört. Es sollte uns wundern, wenn keine Handschrift das so nahe liegende *kheda* darböte. — Str. 31. ist bekannt durch Schlegels meisterhafte Uebersetzung:

„Wohn an der Ganga Stromfluthen, Sündentrückenden, quellenden,
„Oder an zarter Brust Hügeln, Sinnentzückenden, schwellenden."

v. B.: Domicilium paretur ad Gangem, aquam illam etc. Warum nicht genau: ad aquam Gangeticam, da doch *gânge* Adj. zu *vârin'i* ist? — Str. 33—50 folgen Schilderungen der Jahrszeiten, anmuthige, lebendige Bilder aus der reichen indischen Natur, durch welche das Hauptthema, die Liebe, sich hindurchzieht. Bald erfüllen die duftigen Südwinde und der Gesang des Kokila den Dichter mit Sehnsucht nach der Geliebten; bald sucht er mit ihr durch frische Kränze oder kühlende Salbe gegen die Hitze sich zu schützen; bald verhindert ihn auf der Reise der Regen, zu ihr zu eilen, oder er hält ihn bei ihr im Hause zurück; bald erfreut er sich mit ihr auf dem Dache des Hauses der mondhellen Nächte; bald sucht er in ihren Armen Schutz gegen die Kälte. Der ganze Abschnitt ist für den Alterthumsforscher wichtig durch mannigfache Beziehungen auf einzelne Sitten und

Gebräuche. — Str. 33. liefse sich das Metrum herstellen, wenn man *udgârá* statt *udgamâ* schriebe. — Str. 41. ist wahrscheinlich zu lesen: *tarun'iveshoddi-pitakâmâ*, und *jâtipushpa* mit der Seramp. Ausgabe, so dafs *prâvrit* das Subj. des ganzen Satzes ist, und die vorhergehenden Composita Adj. sind: *Pluviae tempus, puellarum vestitu amorem accendens, expansis Jasmini floribus fragrans, turgidarum pinguiumque mammarum onere praeditum, cui non excitat gaudium?* — Mit der Schilderung der Jahrszeiten endet auch des Dichters Begeisterung für die Frauen: in der zweiten Hälfte dieser Centurie erscheinen sie nur als die Ursache alles Unglücks, welches die Männer trifft, er überhäuft sie mit Tadel, und preist zuletzt nur die Männer glücklich, welche ihr Herz den weiblichen Reizen völlig verschliefsen. Es bereitet sich also schon hier jene Stimmung vor, welche wir in der dritten Centurie so gesteigert finden, dafs der Dichter endlich jede Empfänglichkeit für sinnliche Eindrücke verdammt, und nur durch eine völlige Gleichgültigkeit gegen die äufsere Welt zur inneren Zufriedenheit und zur Vereinigung mit der Gottheit gelangen zu können glaubt. — Str. 55. „Nur so lange scheint selbst bei Wei„sen die klare Verstandes-Lampe, als sie nicht durch „den flatternden Augen-Schleierzipfel der Rehäugigen „geschlagen wird.“ Weiter ausgeführt heifst dies: Wie die Lampe durch den flatternden Zipfel eines Schleiers verlöscht wird, so der Verstand durch die beweglichen Augen der Frauen. Dafs zwei dergestalt mit einander verglichene Gegenstände, wie hier der Verstand mit der Lampe und die Augen mit dem Schleierzipfel, zu einem Compositum vereinigt werden, ist im Sanskrit sehr gewöhnlich, und v. B. hat mit um so mehr Unrecht die Lesart der Seramp. Ausg. *anchalaih* in *âchalaih* verwandelt, als es ihm schwer werden möchte, die Existenz des Wortes *âchalaih* in der Bedeutung admotis nutibus nachzuweisen. In der Bestimmung des Metrum dieser Strophe hat der Herausg. einen Irrthum begangen. Er scheint übersehen zu haben, dafs im ersten Hemistich die zweite Silbe von *api* durch Position lang ist, führt deshalb in der Vorr. ein neues Schema auf, in welchem der dritte Fufs des ersten und dritten Hemistiches ein Dactylus sein soll, und hält nun in der Note das Metrum für gestört, weil er im dritten Hemistich statt des Dactylus einen Amphimacer findet. Das Metrum ist aber ein ganz richtiges Rathoddhata, und v. B's. neues Schema (Vorr. p. XXI) ist gänzlich zu streichen. — Aehnlich ist Str. 61: „So lange dauert Gröfse, Gelehrsamkeit, Adel, Verstand, als nicht das Feuer des Gottes mit fünf Pfeilen von selbst in den Gliedern auflodert.“ *pân'd'itvam* ist wohl nur Druckf. statt *pân'd'ityam; pancheshu*, der Gott mit fünf Pfeilen (*ishu*), ist mit *pâvakah* zu verbinden; der Locativ von *panchan* würde *panchasu* heifsen. — In der letzten Strophe dieser Centurie schlagen wir vor, statt v. B's. Emendation zu lesen: *yad yasya nâsti ruchiram na tatra tasya sprihâ manojne 'pi*. In der zweiten Zeile mufs wohl *manahkâmah* als Compos. genommen, und das Ganze übersetzt werden: „Was ei„nem nicht gefällt, das begehrt er nicht, auch wenn e„schön ist. Nach dem Monde, so reizend er ist, träg„die Nymphaea kein Verlangen.“

Die zweite Centurie zeigt uns den Dichter in einem reiferen Alter. Die Leidenschaft, welche ihn im vorigen Abschnitte bewegte, schweigt hier, er selbst tritt mehr aus sich heraus, und gefällt sich in ruhigern, unbefangenern Betrachtungen über den „Wandel der Menschen, wie Roger das Wort *niti* passend übersetzt. Der Charakter und das Betragen der Thoren und der Weisen, der Werth des Reichthums, die Standhaftigkeit, das Schicksal und ähnliche Gegenstände bilden die Themat dieser Strophen, welche sich durch ihren Inhalt mehr als die beiden anderen Centurien der sententiösen Poesie nähern, aber sich durch die Breite der Ausführung von derselben unterscheiden, und jedenfalls die Benennung Sententiae für die ganze Sammlung nicht rechtfertigen. Mehrere der hier vorkommenden Strophen, so wie eine grofse Anzahl ähnlicher, dieselben Gegenstände berührender, sind schon aus dem Hitopadesa bekannt und wir begnügen uns daher, einzelne Ungenauigkeiten in v. B's. Text und Uebersetzung zu berichtigen. Str. schreibt v. B. *chapalat* für *chapalam*, und hält ersteres für ein Particip. Eine solche Participial-Bildung auf von einem Adj. auf *a* ist wohl etwas sehr Ungewöhnliches, und wir würden nicht dem Cod. B. hierin gefolgt sein. —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 31.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

Bhartriharis Sententiae et carmen quod Chauri nomine circumfertur eroticum. Ad Codicum Mstt. fidem edidit, latine vertit et commentariis instruxit Petrus a Bohlen.

(Schlufs.)

Str. 20. Von dem wohlthätigen Einflusse des Umgangs mit guten Leuten sagt der Dichter: *sinchati vâchi satyam* wörtl. „er träufelt Wahrheit auf die Rede," d. h. wahrscheinlich: er gewöhnt den Menschen, die Wahrheit zu reden. Dafür hat v. B. (bonorum consortium) in oratione verum profert, was uns nicht deutlich ist. — Str. 37. hätte die Lesart der Seramp. Ausg. *anekântâ* (auf *avasthâ* zu beziehen) aufgenommen werden sollen; *anaikântyâ* ist wohl Druckf. und *anekântyâ* (in der Note) ist eine unmögliche Form, da das Fem. nicht *anekânti* heifst. — Str. 52. ist *yatra* s. v. a. *yeshu* scil. *nareshu*, „den Männern, in welchen diese reinen Tugenden wohnen, sei Preis;" und nicht: tales ubi commorantur candidis virtutibus ornati. — In der Note zu Str. 62. nimmt v. B. Gelegenheit, sich über Chézy's Sakuntala sehr hart zu äufsern, wozu wenigstens hier kein Grund war; denn in Chézy's Ausg. steht nicht *dûrivilambino*, wie v. B. anführt, sondern *dûravilambino*, was gewifs der von v. B. gebilligten Lesart *bhûrivilambino* vorzuziehen ist, und durch eine ganz besonders correcte Londner Handschr. der Sakuntala unterstützt wird. — Str. 64. der wahre Freund „hält zurück vom Bösen und treibt an zum Guten," und nicht: *vitiosos abalienat, saluti incumbit etc.* — Str. 89. *lalât'a* heifst nicht: *ludendo instituit*, sondern „die Stirne," und ist mit *likhitam* zu verbinden. — Str. 90. hat v. B. eine falsche Lesart *yady asti* aufgenommen, und die richtige Lesart der Seramp. Ausgabe *yad yasya* nicht einmal in der Note erwähnt. — Str. 98. *tilakhalin* (vergl. die Note) heifst: „Derjenige kocht Oelkuchen in einem Kessel aus Edelsteinen, mit angezündetem Sandelholz" u. s. w. Das Wort in Carey's Beng. Dict., welches v. B. falsch *khalika* gelesen hat, ist das Arabische *khalipha* „Nachfolger", welches im Bengal. noch verschiedene andere Bedeutungen hat.

In der dritten Centurie endlich begegnet uns der Dichter als Greis, im höchsten Zwiespalte mit der Welt, in welcher er vergebens nach Befriedigung gestrebt hat. Das Gefühl der Unbefriedigtheit erwacht in ihm auf's neue, der durch Alter geschwächte Körper erlaubt ihm nicht mehr, dem Drange nach aufsen zu folgen, und nach einer Uebergangsperiode, in welcher er mit erschütternder Verzweiflung gegen diesen Drang ankämpft, sehen wir ihn allmälig hinabsinken zur völligen Gleichgültigkeit gegen alle Dinge; er wird ein Sannyâsin. — Wir erinnern uns nicht, in irgend einem anderen Werke eine so lebendige, innerliche Erklärung dieser noch jetzt in Indien so häufigen Erscheinung gefunden zu haben, und gerade dies ist es, was dem vorliegenden Werke einen besonderen Werth für den Forscher des indischen Alterthums verleiht. Bhartrihari legt uns aber auch die allmälige Entwickelung seines inneren Lebens mit einer solchen Wahrheit dar, dafs, wer ihm durch seine verschiedenen Stimmungen aufmerksam folgt, beinahe ein persönliches Interesse für ihn gewinnen kann, und gewifs auch die letzte Centurie mit Theilnahme lesen wird. Es hat uns daher befremdet, und ist uns fast hart vorgekommen, dafs v. B. bei Gelegenheit einer Strophe voll ganz guter moralischer Vorschriften, wie man sie bei allen Völkern antrifft (2, 70: „Vertilge die Begierde, „übe Geduld, lafs den Stolz fahren, habe keine Lust am „Bösen; rede die Wahrheit," u. dgl. m.), in der Note sagt: versus aureus, integro Vairâgyo libro, nugis bullatis referto, facile anteponendus. — Die erste Strophe ist an Siva gerichtet. Der Dichter nennt den Gott eine Erkenntnifs-Lampe; der Mond, welchen Siva auf dem Haupte trägt, ist die Flamme derselben; der Gott Kâmas ist die Mücke, welche sich an der Flamme verbrennt; die Frommen sind der Docht (*das'â*); die Bethörung ist die

Finsternifs, welche durch den Schein der Lampe vertrieben wird, und der Geist der Andächtigen ist das Haus, in welchem die Lampe brennt. Der Herausg. hat diesen durchgehenden Vergleich nicht bemerkt, und seine Uebers. ist meistens unrichtig. Der Abschnitt Str. 2—11. zeigt uns den ergrauten Dichter in der schrecklichsten innern Zerrissenheit. Die Hoffnung auf endliche Befriedigung seiner Begierde, nicht aber die Begierde selbst, ist mit der Jugendkraft geschwunden, und er müht sich ab, alle ferneren Wünsche zu unterdrücken. Er sagt Str. 5.: „Aufgegraben habe ich, Schätze suchend, „den Boden der Erde, geschmolzen des Berges Metalle, „überschifft den Gebieter der Ströme, Herrschern mühsam gedient; den Sinn auf Beschwörungen gerichtet, „habe ich Nächte auf dem Begräbnifsplatze zugebracht, „aber nicht eine durchlöcherte Muschel habe ich gefun„den. O Begierde! jetzt lafs mich los!" v. B. übersetzt zu frei: neque minimum quidem hilum assecutus sum. Ueber *kân'a* „durchbohrt" vergl. den Schol. und Carey's und Haughton's Beng. Dict. — Str. 9. „Mit Falten ist „das Gesicht bedeckt, mit weifsem Haar das Haupt be„zeichnet, die Glieder sind kraftlos, die Begierde allein „ist jugendlich!" — Und diese Klagen eines trostlosen Greises nennt v. B. nugae bullatae! — Es folgt noch ein leidenschaftlicher Abschnitt (Str. 12—21), in welchem der Dichter mit schneidendem Hohne die Menschen verlacht, welche die vergänglichen Dinge mit hohen Worten benennen, und, um daran ihre Freude haben zu können, in Unwissenheit und Täuschung über die wahre Beschaffenheit derselben dahinleben. Der Verständige aber, so schliefst der Dichter, sieht ihre Nichtigkeit ein, und wirft sie von sich. Und in diesem Vonsichwerfen der Gegenstände (*sannyâsa*) findet er endlich die traurige Befriedigung und Ruhe, welche er in den letzten Abschnitten dieser Centurie ausspricht. — St. 22—31. schildert er, wie drückend es sei, sein Wort von hochmüthigen Leuten zu erbetteln, und ermahnt die Armen, lieber von den Früchten des Waldes sich zu nähren. — Str. 32—41. Ueber die Vergänglichkeit der Freuden. Bei jedem Genusse mufs man fürchten, ihn zu verlieren; nur das Vairâgya, die völlige Indifferenz, ist frei von aller Furcht. — Str. 42—51. Ueber die Gewalt der Zeit. Str. 43. „In einem Hause, wo Viele waren, bleibt spä„ter nur Einer; und wo nur Einer war, und darauf Viele, „da ist am Ende auch nicht Einer. So, den Tag und „die Nacht wie zwei Würfel werfend, spielt Kâlas mit „der Kâlî auf dem Schachbrette der Erde mit Menschen„figuren." Str. 51. „Der Mensch ist einen Augenblick „ein Kind, einen Augenblick ein liebeslustiger Jüngling; „bald von Reichthum verlassen, bald wieder mit Schätzen „überhäuft. Die Glieder von Alter entkräftet, den Kör„per mit Falten geschmückt, tritt er am Ende des Le„bens wie ein Schauspieler hinter die Coulissen der „Wohnung Yama's." — Str. 52—61. Reden eines Sannyâsin an einen König, in welchen ersterer sehr selbstgefällig das Glück seiner Genügsamkeit dem Ueberflusse des Königs entgegenstellt. Str. 61. sagt er, der Stand der Sannyâsis (oder Avadhûtas) sei durch Siva selbst geheiligt, und die Reichen haben deshalb keine Ursache, jene zu verachten. Roger bezieht die Strophe in einer Note, welcher v. B. folgt, auf eine Sage, nach welcher Siva dem Brahma ein Haupt abgeschlagen, und sich dasselbe aufgesetzt haben soll. Die Worte des Textes aber welche der Scholiast noch zum Ueberflusse deutlich erklärt, heifsen: „Es war Jemand geboren (Schol. ein „Avadhûta), welchem Siva oben auf das Haupt einen „weifsen Schädel zum Schmucke setzte:" *ko 'pi* heifst „Jemand"; v. B. übersetzt es falsch: quis tandem ille natus fuit? und fügt sogar hinzu, durch die Frage, welche negativ zu nehmen sei, werde ausgedrückt, dafs Brahma unsterblich sei. — Str. 62—71. ermahnt der Dichter sein Gemüth zur Ruhe. Str. 64. „Lafs ab von „dem ermüdenden Tauchen in die Dinge, wende dich „auf den Weg der Besseren, welcher alle Schmerzen „augenblicklich zu lindern vermag" u. s. w. v. B.'s Emendation *âs'raya* ist gewifs richtig; aber *âyâsaka* von *aya* „Eisen" abzuleiten, erlaubt die Grammatik nicht; es ist von *âyâsa* „Anstrengung, Ermüdung." — In Str. 71 hätte die Erklärung des Commentators, welche v. B. selbst anführt, ihn warnen können vor der Verwechselung der Pronom. Interrog. und Relat., welche er auch an anderen Stellen begangen, z. B. I, 76. 2, 71. 3, 99. — Str. 72—81. Betrachtungen über das Beständige und Unbeständige. — Str. 82—91. Ueber die Verehrung Siva's. — Im letzten Abschnitte endlich (Str. 92—100., das Leben der Avadhûtas) preist der Dichter die Genügsamkeit dieser Klasse von Menschen, welche von Almosen lebend, ohne Obdach, dem leidenschaftlichen Treiben der Welt entsagt haben, und in einer stets ruhigen Stimmung des Gemüthes ihrer Vereinigung mit der Gottheit entgegen sehen. Str. 99. „Ihr theilt Schmähreden aus „thut es! denn ihr seid reich daran. Wir aber können

„keine austheilen, da sie uns fehlen. Es ist weltbekannt, „dafs man nur geben kann, was existirt: niemand kann „ja einem anderen ein Haasenhorn geben." v. B. findet in dieser Strophe den Sinn: mundus vult decipi, ergo decipiatur. Er übersetzt: Verba danti talia reddant qui magis adsueti sunt! nos vero a fuco immunes verba dare non possumus: insignis potius in mundo scientia distribuatur, neque leporis cornu: quis enim alteri hoc praebeat! Aber *gâli* heifst „Schmähung, Grobheit" (das engl. *scurrility* ist nicht durch *scurrilitas* zu übersetzen), und die Bedeutung verba obscura et confusa scheint der Herausg. dem Worte nur unterzulegen, um das Sanskr. *gâlinatiam* mit dem Worte Galimathias vergleichen zu können. Durch den Ausdruck „Haasenhorn" bezeichnen die Inder eine Sache, an deren Existenz kein Mensch von gesundem Verstande denken kann. So heifst es oben, 2, 5. „man könnte eher ein Haasenhorn antreffen, „als den Zorn eines Thoren besänftigen." Vergl. auch Kullûka zu Manu 8, 56. — Der Herausg. hat noch 25 Strophen, welche bei den einzelnen Centurien überzählig waren, in einem Anhange zusammengestellt, so dafs in seiner Ausg. alle Gedichte vereinigt sind, welche in der Seramp. Ausgabe und in den Londner Handschriften dem Bhartrihari zugeschrieben werden. Gegen die willkürliche Umstellung einzelner Strophen liefsen sich manche Einwendungen machen; im Ganzen aber scheint der Herausgeber dem Cod. A. und der sehr passenden Anordnung in Rogers Uebersetzung gefolgt zu sein.

Wir wenden uns jetzt zu der Panchâsikâ (Gedicht in 50 Strophen) des Chaura, welche v. B. den Centurien des Bhartrihari vorangestellt. Die Veranlassung dieses Gedichtes war, dem Scholiasten zufolge, diese. Ein angesehener Mann, Namens Chaura, hatte mit der schönen Tochter eines Râjâ längere Zeit hindurch ein Liebesverständnifs gepflogen, welches endlich entdeckt, und dem Râjâ verrathen wurde. Er sprach das Todesurtheil über Chaura aus, und während dieser von den Henkern zum Richtplatze geführt wurde, dichtete er die vorliegende Elegie in 50 Strophen, deren jede anhebt mit den Worten *adyâpi* „Noch heute." Der Gedanke, welcher sich durch das ganze Gedicht zieht, ist die, den Dichter bis zum letzten Augenblicke seines Lebens erfüllende Erinnerung an das genossene Glück, und am Schlusse fordert er den Henker auf, durch die Erfüllung seiner Pflicht dem Schmerze der Trennung von der Geliebten ein Ende zu machen. Wir haben nicht Raum, den Inhalt näher anzugeben, und beschränken uns auf einige Bemerkungen. Str. 11. ist der Herausg. nicht im Stande gewesen, aus dem corrumpirten Texte einen Sinn herauszubringen. Wir verbessern *kshutavati* (Schol. *chhikkâm kurvati*) und *parihritya* statt *paridûtya*, und im Comm. lesen wir statt *kasamandapaniya* (das Mscr. hat nicht *pâniya*, wie v. B. schreibt) *karn'âd apaniya*. Dann ist der Vorfall, welchen der Dichter erwähnt, folgender: Er hatte sich mit seiner Geliebten erzürnt (der Zank darf bekanntlich bei den Indiern zwischen Verliebten nicht fehlen); sie warf im Zorne ein Goldblatt, womit er sie geschmückt, zur Erde. Später nieste er, was, wie aus dieser Stelle hervorgeht, auch bei den Indiern für eine üble Vorbedeutung galt; sie erschrak darüber, ihr Zorn erlaubte ihr noch nicht, das Unheil durch das Segenswort *jîva* (*vivas*, zur Gesundheit) abzuwenden, sondern um ihre Versöhnung anzuzeigen, schmückte sie nur ihr Ohr wieder mit dem hingeworfenen Goldblatte. — Str. 2. u. 40. finden sich zwei Composita mit *âdya*, welche v. B. auf dieselbe Weise erklärt, wie Bopp das Wort *uttamagandhâdya*, Nal. 5, 39. Diese Erklärung ist von Schlegel bestritten. Wir können hier nur kurz erwähnen, dafs wir, nach Vergleichung der einzigen Handschrift des Chaura und einer Handschrift des Mahabharata, überzeugt sind, dafs an allen drei Stellen statt *âdya* gelesen werden mufs *âd'hya* „reich", welches der Comm. zu Chaura durch *yukta* „begabt" erklärt. In dem Comm. zu Chaura 2. schreibt v. B. falsch *tasya âdyâ*; die richtige Lesart der Londner Hdschr. *tena*, welche auch in Lassens Abschrift steht, hätte wenigstens in der Note erwähnt werden müssen. — Str. 22. emendiren wir die dritte Zeile: *he 'ja tvayâ kusumagâtrîviyogavahnih*, und Str. 28, 6. *vâcham madiyam uditâm gamanam pratîti*. Die Worte des Schol. scheinen uns beide Emendationen nothwendig zu machen. Im Schol. zu Str. 28. steht nämlich *uditâ janaih kathitâm*, was v. B. in *janair uditâm kathitâm* verwandelt hat.

In der Vorr. giebt der Herausg. nach Anleitung des kleinen, dem Kalidasa zugeschriebenen Gedichtes Srutabodha, eine Uebersicht aller, im Bhartrihari u. Chaura vorkommenden Metra. Ueber die Worttrennung sagt er kurz, er sei Schlegels Grundsätzen gefolgt. Dagegen spricht aber der Text, in welchem sehr häufig von den-

selben abgewichen ist, ohne dafs sich in diesen Abweichungen eine Consequenz nachweisen liefse.

Stenzler, in Breslau.

XXXII.

Der Messianismus, die neuen Templer und einige andere merkwürdige Erscheinungen auf dem Gebiete der Religion und Philosophie in Frankreich; nebst einer Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Philosophie in Italien. Von Fr. Wilh. Carové, Dr. Philos. und Licenc. en droit. Leipzig 1834. *gr.* 8. *XVI und* 368 *S.*

Es ist wohl anzuerkennen, dafs Hr. C. für diejenigen, welche mit den Erscheinungen unbekannt sind, deren Beschreibung er in vorliegender Schrift liefert, die Mühe dieser Sammlung unternommen hat, auch ist es selbst für diejenigen, welche die Kenntnifs der Hauptsachen aus den öffentlichen Blättern noch im Gedächtnifs haben, erwünscht, nähere Details zu vernehmen, auch die Ansichten der berührten Männer aus den Quellen zu erhalten; gleichwohl hätte er sich die Dankbarkeit in weit höherem Grade erwerben können, wenn er nicht rein collectivisch verfahrend, die einzelnen Erscheinungen nur einander aggregirt hätte, sondern vielmehr ihre Gesammtheit in einem Einheitspunkte erfassend, auf ein Prinzip zurückgeleitet, und die unförmliche Masse von fast 400 Seiten also ermäfsigt und dadurch geniefsbarer gemacht hätte. Denn wenn auch hier und da der Gegenstand selbst Interesse genug weckt, so können doch für die Dauer so viele Einzelheiten nicht im Stande sein zu fesseln, und es werden viele Stücke ungelesen bleiben. Nun ist das Werk nur eine Fortsetzung von den Schriften: „Relig. u. Philos. in Frankreich. Gottingen 1827 2 B. 8." und „der St. Simonismus und die neuere französ. Philos. Leipzig 1831. 8." auch ist mit diesen Mittheilungen das Ganze noch nicht geschlossen, die Vorrede macht noch eine Anzahl von Erscheinungen namhaft, welche in einer nächsten Schrift hierüber nachzuholen sein möchten. Dies Alles legt hinreichend an den Tag, dafs selbst wenn die Sammlung einmal sollte geschlossen sein, nichts mehr geschehen ist, als Materialien aufgehäuft, welche einer vernünftigen Bearbeitung harren. Was ist leichter, als eine Anzahl von Schriften, die im Ganzen einen Charakter haben, aus einer fremden Sprache zu übersetzen und hin und wieder Raisonnements über sie nach Belieben hinzuzufügen? Das Wesentliche derselben richtig erfassen und ihnen den Standpunkt anweisen, der ihnen in der Geschichte des Geistes zukommt, ist eine höhere Aufgabe, welcher sich der Hr. Vf. freilich lieber überheben mochte. Denn was im Vorworte zur Bezeichnung des Gesichtspunktes gesagt ist, von welchem die Auswahl vorliegender Mittheilungen soll getroffen worden sein, pafst doch auf die wenigsten hier aufgeführten Auszüge, und viele derselben schweben doch nur in der Luft. Die oberste Benennung des Buches, „der Messianismus", welche man wohl als eine Gesammtbezeichnung aller einzelnen Erscheinungen zu nehmen geneigt ist, ist auch nirgends näher erläutert, und man mufs sich am Ende wundern, wie das Buch zu diesem Namen gekommen sein konne, da er sich nur auf die eine Richtung No X. zu beziehen scheint. Die „neuen Templer" nehmen auch nur eine Nummer ein, alles Uebrige fällt also unter die Rubrik „der merkwürdigen (merkwürdigeren oder merkwürdigsten, denn aller dieser Grade bedient sich der Vf an verschiedenen Orten) Erscheinungen", welche in regelloser Anordnung auf einander folgen, und theils nur Uebersetzungen, theils Auszüge, theils kritische Aufsätze sind. Die Nummern enthalten Folgendes: *I. Fabre d'Olivet. Histoire philosophique du genre humain.* 1824 enthält eine Inhaltsanzeige dieser Schrift. *II.* Das System der positiven Politik von Auguste Comte, ehem. Zogling der polytechn. Schule, Schüler von Heinrich St. Simon, B. I. Abth I. Paris 1824. ebenfalls ein Auszug dieser Schrift *III. Essais sur les rapports primitifs qui lient ensemble la philosophie et la morale, par le Chevalier Bozelli. Paris* 1825. Ist auch ein Auszug. *IV* Brief des Satans und Antwort auf denselben. Giebt einen Inhalt beider Schriftchen und eine Aufdeckung der Inconsequenz bei der Schriftsteller. Hierauf folgt ohne Nummer „Aufruf Chateaubriand's an die Christen", genommen aus deaselben Vorwort zur Schrift *Note sur la Grèce*, 3te Aufl. *V.* Damiron über Offenbarung und Philosophie aus dessen *Essai sur l'hist. de la philos. en France au 18e siecle Paris* 1828 Ist ein Auszug *VI.* Eine Probe französischer Schrifterklärung „Der Geist und das Fleisch", übersetzt aus Vincents Zeitschrift: *Religion et Christianisme, Recueil périodique, publié sous la direction de MM. Fontanès et Vincent, pasteurs à Nismes. VII* Ueber die St. Simonistische Secte und das in ihr ausgebrochene Schisma (1831) Nachschrift 1834. Ist gröfstentheils basirt auf einem Sendschreiben des Jules Lechevalier vom 24. Dec. 1831, welches dem Ref. vom Vf mitgetheilt worden. Die Nachschrift berichtet die wahrscheinliche Auflösung der ganzen Secte. *VIII.* De la Mennais und seine Schule 1832. Nachschrift 1834. 1) *De la réligion, considérée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil. Paris* 1825. 2) *Des progrés de la révolution et de la guerre contre l'église. Paris* 1829. 3) *Melanges catholiques extraits de l'Avenir, publiés par l'Agence générale pour la défense de la liberté réligieuse P.* 1832. 2 *voll* 8. *Avec l'épigraphe: „Dieu et la liberté."* Die *Paroles d'un Croyant* sind noch nicht berührt; wir verweisen auf die Controversschriften, welche in der Berliner literar. Zeitung 1834. No. 40. unter 3836 angegeben sind. *IX.* Die neuen Templer in Frankreich 1832. Betrifft 2 Hirtenbriefe von Templerbischöfen: 1) Die ursprüngliche Kirche Christi, Hirtenbrief des Hrn. Bischofs von Nanzig, Primas-Coadjutor Lothringens. Nanzig und Strafsburg ohne Angabe des Jahres (1832). 2) Hirtenbrief des Bischofs Jac. Brand von Limburg bei dem Anfange der heiligen Fastenzeit 1832. Frankfurt a. M. und enthält die Geschichte der neuen Templer nebst Nachrichten von ihren Dogmen, ihrem Johannes-Evangelium und ihrem Leviticon oder ihrer Verfassungsurkunde. X. Hoëné Wronski und der Messianismus (1832) enthält 1) eine Einleitung, 2) Nachrichten von den Lebensverhältnissen, Schriften und dem merkwürdigen Prozesse Wronski's mit Arson, 3) die Grundzüge seines Systems, des Schelianismus oder Messianismus, 4) eine Kritik desselben. *XI.* Von der menschlichen Wiedergeburt und von der Wiederauferstehung von Karl Nodier (1832) und Sendschreiben an H. K. Nodier über jene Abhandlung von de Balzac (1832). Beides in Uebersetzungen. *XII.* Zeitstimmen aus und über Frankreich; sind Auszüge aus verschiedenen Schriften von Ballanche, de Stendhal, Ponpot, de Balzac, Jules Janin, de la Mennais, Lerminier, F. de Champagny, P. Leroux, L. Gozlan, Victor Hugo. Ein Anhang endlich liefert eine Abhandlung „über den gegenwärtigen Zustand der Philosophie in Italien von Mamiani della Rovere in 3 Artikeln", welche für die Zeitschrift *Europe littéraire* geschrieben und ins Französische übersetzt, nun hier ins Deutsche übertragen mitgetheilt werden, und eine kurze Uebersicht der Philosophie seit ihrem Entstehen in Italien bis auf die neueste Zeit liefern.

№ 32.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

XXXIII.

Geschichte der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Von Jg. Fr. Edlen v. Mosel, k. k. wirkl. Hofr. u. erstem Custos d. Hofbibl. Wien, 1835. Fr. Beck'sche Univ. Buchhandl. Vorr. VIII S. 397 S. 8. (Mit zwei Lithographien, welche die zur ersten Säcularfeier des k. k. Hofbibliothek-Gebäudes im J. 1826 auf Kosten des jetzigen Präfecten Hrn. Gr. v. Dieterichstein geprägte schöne Medaille und den Grundrifs des grofsen Saales der Hofbibliothek und seiner Nebengemächer darstellen).

In den beiden letzten Jahrzehenden haben mehrere der gröfsern deutschen Bibliotheken in ihren Vorstehern auch ihre Geschichtschreiber gefunden, welche nicht, wie die Verfasser früherer Werke über die Geschichte der Büchersammlungen, auf die Darstellung der äufsern Geschichte sich beschränkt, sondern auch die Verwaltung, die Benutzung, überhaupt die Wirksamkeit solcher Anstalten seit ihrer Entstehung bis auf die neueste Zeit darzustellen sich bemüht haben. So wie solche Mittheilungen höchst belehrend sind für den Bibliothekar vom Fache: so verdienen sie auch als wichtige Beiträge zur Geschichte der wissenschaftlichen Bildung überhaupt und der preiswürdigen eifrigen Bemühungen, durch welche seit der Erfindung der Buchdruckerkunst vermittelst der Begründung und Vermehrung bedeutender Büchersammlungen die Regierungen wissenschaftliche Bestrebungen förderten, gerechte Anerkennung.

Für die Geschichte der k. k. Hofbibliothek zu Wien waren bisher aufser den zerstreuten Materialien, welche die literarischen Werke ihrer ehemaligen Beamten Lambecius, Kollar und Denis darbieten, keine andre Quellen vorhanden als die zum Theil nach Mittheilungen des ehemaligen Bibliothekpräfecten zu Wien Gentilotti bearbeitete kurze Geschichte derselben von dem Bibliothekar Reichard zu Jena (*Historia Bibliothecae Caesareae Vindobon. Jen.* 1712. 8.) und des ehemaligen Custos Gottfr. von Leon kurzgefafste Beschreibung der k. k. Hofbibliothek in Wien (Wien 1820. 8.). Die erstere enthält nur eine sehr mangelhafte mit vielen zum Theil überflüssigen Anmerkungen überladene äufsere Geschichte der Anstalt, und die letztere ist nur für das Bedürfnifs wifsbegieriger Fremden berechnet. Um so verdienstlicher war es, dafs Hr. v. M., dem als ersten Custos und eigentlichen Geschäftsführer dieser Anstalt, die in dem Archive derselben befindlichen handschriftlichen Materialien nicht minder als gedruckte Quellen zu Gebote stehen, es übernahm, vollständigere Nachrichten mitzutheilen. Wir glauben zwar nicht, dafs die Mittheilungen des Hrn. v. M. aus den seit dem J. 1575 vollständigen Acten der k. k. Hofbibliothek ganz erschöpfend sind; und die Vergleichung der Nachrichten, welche über die Verhältnisse von Johannes Müller, der bekanntlich in den Jahren 1800 bis 1804 erster Custos der Hofbibliothek war, in dem vorliegenden Werke (S. 215. 216) mitgetheilt werden, mit den eignen Aeufserungen des berühmten Geschichtschreibers in den damaligen Briefen an seinen Bruder (J. v. Müller's Werke, besonders Th. 6. S. 422. 462. 463) läfst nicht daran zweifeln, dafs manches nicht unwichtige Verhältnifs übergangen worden ist, wozu Hr. v. M. seine guten Gründe gehabt haben mag. Auch möchte die Auswahl der Erwerbungen, welche namhaft gemacht werden, nicht tadelfrei sein, und der Bibliograph die unterlassene Mittheilung der Preise, für welche wichtige und seltene Werke von der k. k. Hofbibliothek erworben wurden, ungern vermissen; indem Hr. v. M. in dieser Bezie-

hung seine Mittheilungen nur auf einige Handschriften und ganze auf einmal erworbene Sammlungen beschränkt. Gleichwohl enthält das vorliegende Werk sehr viele höchst dankenswerthe Nachrichten.

Der Verf. hat sein Werk in sechzehn Zeiträume abgetheilt, indem er in der vorangehenden Einleitung der Verdienste des Kaisers Friedrich III. um die Beförderung des wissenschaftlichen Studiums erwähnt und in den ersten zwölf Zeiträumen die Schicksale der k. k. Hofbibliothek unter den Kaisern von Maximilian I. an bis zum Tode Leopold's II. berichtet, die Regierungen der Kaiser Matthias und Ferdinand II. in Einen Zeitraum zusammenfafst, jede der übrigen Regierungen aber als einen besondern Zeitraum annimmt, und der Regierung des jetzt regierenden hochverehrten Kaisers die letzten vier Zeiträume widmet. In jedem Zeitraume werden die wichtigsten Erwerbungen aufgezählt, die dafür ausgesetzten Geldmittel angegeben, Nachrichten über die Beamte der Bibliothek und deren Leistungen mitgetheilt und mit den Nachrichten von ihrem Tode oder Abgange kurze Berichte über ihr Leben und ihre wissenschaftliche Thätigkeit verbunden. Für die Geschichte einer Hofbibliothek, deren gröfseres oder geringeres Gedeihen ganz und gar von den besondern Neigungen und Ansichten eines jeden Regenten abhängt, ist ohne Zweifel die von unserm Verf. gewählte Anordnung die zweckmäfsigste.

Keine andre Bibliothek kann sich in solchem Mafse als die Hofbibliothek zu Wien der fortwährenden höchst freigebigen Begünstigung einer langen Reihe von Fürsten rühmen, welche selbst durch gründliche gelehrte Bildung jeder nach dem Mafsstabe seiner Zeit sich auszeichneten und eben deswegen wissenschaftliche Sammlungen nach ihrem Werthe und ihrer Wichtigkeit zu schätzen wufsten. Daher wurden die Anschaffungen selbst in den bedrängtesten Zeiten und während der vielen und kostbaren Kriege, welche in den letzten drei Jahrhunderten alle Hülfsmittel der östreichischen Monarchie in Anspruch nahmen, nur selten und immer nur auf sehr kurze Zeit unterbrochen; selbst in dem unglücklichen Jahre 1809 fanden, als schon die Franzosen der Hauptstadt sich näherten, noch Bücheranschaffungen Statt, und kaum waren die Feinde abgezogen, als die Erwerbungen von Neuem begannen.

Schon der Kaiser Friedrich III. besafs eine Sammlung von Handschriften, welche er im J. 1440 durch den berühmten Aeneas Sylvius und den Astronomen Georg v. Purbach oder Peuerbach ordnen liefs; als der Begründer der kais. Hofbibliothek ist aber Kaiser Maximilian I. anzusehen, welcher im J. 1497 den unsteten Conrad Pickel, bekannter unter dem gelehrten Namen Celtes, den ersten gekrönten kaiserlichen Dichter, aus Ingolstadt an die Universität zu Wien als Professor der Beredsamkeit, Dichtkunst und Philosophie berief und mit dem Auftrage, Handschriften für die deutsche Geschichte aufzusuchen in Deutschland umher reisen liefs, auch die übrigen Gelehrten, mit welchen er sich umgeben hatte, aufmunterte, „Handschriften zu suchen, welche vor fünfhundert Jahren geschrieben wären." Seit dieser Zeit bietet die Regierung fast jedes Kaisers wichtige Erwerbungen, zum Theil von zahlreichen Büchersammlungen im Ganzen und für sehr bedeutende Preise dar; wir erwähnen davon nur der Erwerbung vieler Handschriften und gedruckten Bücher aus der Bibliothek des Bischofs zu Wien Johannes Faber (im J. 1541), der ganzen zahlreichen Bibliothek, welche Johannes Dernschwamm von Hradiczin auf seinen weitläuftigen Reisen mit Unterstützung von Anton Fugger gesammelt hatte (um dieselbe Zeit), der Fuggerischen Bibliothek zu Augsburg von 15000 Bänden für eben so viele Gulden (im J. 1655) und der von Tycho de Brahe hinterlassenen Bücher (zu derselben Zeit), der Kinskischen Bibliothek von 8000 Bänden (im J. 1704), der Büchersammlung des Generaladjudanten des Prinzen Eugen Freiherrn von Hohendorf, von 6800 gedruckten Werken und 252 Handschriften für 60000 Gulden (im J. 1720), der fast 4000 Bände starken Sammlung des Erzbischofs von Valencia aus dem Hause Cordona für 8000 Ducaten (im J. 1724), und der Bibliothek des Prinzen Eugen, welche aufser einer sehr beträchtlichen Kupferstichsammlung 15000 prachtvoll gebundene Werke und 23 Manuscripte enthielt für eine jährliche Rente von 1000 Fl. an die Erbin des berühmten Feldherrn, Prinzessin Victoria von Savoyen geborne Prinzessin von Sachsen Hildburghausen (im J. 1738). Aufserdem wurden die von den Bibliothekaren Hugo Blotz, Tengnagel und Petrus Lambecius hinterlassenen beträchtlichen Büchersammlungen unmittelbar nach dem Tode der Besitzer für die Hofbibliothek angekauft. Aufser diesen grofsen Ankäufen erhielt dieselbe beträchtliche Bereicherungen

aus der Bibliothek des Schlosses Ambras, indem Petrus Lambecius, welcher den Kaiser Leopold auf dessen nach dem Anfall von Tirol dahin unternommenen Reise (im J. 1665) begleitete, aus jener Bibliothek 1489 Bände gedruckter Werke und 560 Handschriften (darunter die eignen Werke des Kaisers Maximilian I.) für die k. Hofbibliothek auswählte, so wie durch mehrere Manuscripte aus dem zu Ofen befindlichen Reste der berühmten Bibliothek des Königs Matthias Corvinus von Ungarn, welche der aus der Türkei zurückkehrende Oestreichische Gesandte, Graf Walter von Leslie, im J. 1666 nicht ohne grofse Schwierigkeiten von dem zu Ofen damals gebietenden Türkischen Pascha als Geschenk erlangte (vgl. J. v. Hammer Osman. Gesch. Th. 6. S. 173. 174); worauf im J. 1686, nachdem Ofen durch den Herzog Carl von Lothringen wieder erobert war, auch der Rest jener Bibliothek mit der kais. Hofbibliothek vereinigt wurde. Aus aufgehobenen Klöstern vornehmlich des Jesuiterordens erhielt dieselbe ebenfalls wichtige Bereicherungen; und als durch den Utrechter Frieden Oestreich den Besitz von Neapel erhalten hatte, so bewiesen die dortigen Klöster für die ihnen von dem damaligen Präsidenten des neapolitanischen Senats, Fürsten Gaetan Argenti, erwirkten Begünstigungen ihre Dankbarkeit durch die Schenkung von 97 werthvollen Handschriften an die Hofbibliothek, unter welchen der berühmte sogenannte neapolitanische Codex des Dioscorides, bis dahin Besitzthum des Augustiner Convents della Carbonaria zu Neapel, sich befand. Auch die Vereinigung der städtischen Bibliothek zu Wien von 5037 Bänden gedruckter Bücher (darunter 351 Incunabeln), und 76 Manuscripten mit der kaiserlichen im J. 1780 war eine wichtige Bereicherung der letztern. Wenn man neben diesen ansehnlichen Erwerbungen und manchen einzelnen hier übergangenen Schenkungen noch erwägt, dafs schon seit dem Jahre 1575 die oftmals, zuletzt im J. 1811 bestätigte Verbindlichkeit aller östreichischen Buchhändler zur Ablieferung von Pflichtexemplaren ihrer Verlagswerke an die Hofbibliothek angeordnet war und so lange das deutsche Reich bestand, auch von den Büchern, welche durch kaiserliche Privilegien begünstigt wurden, Freiexemplare durch den Reichshofrath eingesandt werden mufsten, dafs endlich die k. Hofbibliothek von ihrem Ursprunge an einer bedeutenden jährlichen blofs zu Büchenanschaffungen und zur Vermehrung der mit der Bibliothek vereinigten sehr beträchtlichen Kupferstichsammlung bestimmten Dotation sich erfreute, welche nach verschiedenen von Hrn. v. Mosel angegebenen allmäligen Erhöhungen endlich im J. 1820 zu 19000 Gulden Conv. M. festgesetzt wurde: so wird man es sehr begreiflich finden, dafs diese Bibliothek des herrlichen Schatzes von fast 300,000 gedruckten Bänden und 13,946 Handschriften gegenwärtig sich rühmen kann. Wenn auch manche der eben angeführten Erwerbungen sehr kostbar waren: so wurden dagegen andre unter glücklichen Umständen mit geringen Mitteln bewirkt; und der berühmte sogenannte byzantinische uralte Codex des Dioscorides wurde unter der Regierung des Kaisers Ferdinand I. von Andreas Busbecke, damaligem östreichischen Gesandten bei der Pforte, für die Hofbibliothek um den Preis von 100 Ducaten zu Constantinopel gekauft, wo ihn der Sohn des jüdischen Arztes Hamon Suleiman besafs.

Die k. Hofbibliothek war anfänglich eine Privatbibliothek der Kaiser, und erst Maximilian II., als er im J. 1575 den Holländer Hugo Blotius (Blotz) als Bibliothekar anstellte, den ersten welcher zu Wien diesen Titel führte, öffnete sie zum Gebrauche des gelehrten Publicums, indem er dem neuen Bibliothekar in der ersten Audienz auf dessen Anfrage erklärte, dafs es sowohl erlaubt sei die Bibliothek besehen zu lassen, als Bücher aus derselben zu gelehrter Benutzung jedoch mit Anwendung gehöriger Vorsicht zu verleihen. „Denn", fügte der Kaiser hinzu, „eine auch noch so wohl versehene Bibliothek, die nicht zum Gebrauche offen steht, gleicht einer brennenden Kerze unter einem darüber gestürzten Scheffel." Die Hofbibliothek befand sich damals in dem Minoritenkloster, dem jetzigen Locale der niederöstreichischen Landesregierung, wurde aus demselben bald nach dem Regierungsantritte des Kaisers Ferdinand II. in die k. Hofburg gebracht, und erhielt unter Carl VI., mit dessen Regierung die glänzende Periode der k. Hofbibliothek beginnt, ihr gegenwärtiges prachtvolles Local, über dessen Unzulänglichkeit jedoch schon seit dem J. 1811 Klagen erhoben wurden, welche noch jetzt nicht vollständig beseitigt sind.

Die k. Hofbibliothek zu Wien wurde von ihrer Entstehung an bis auf die neueste Zeit von einer glänzenden Reihe hochberühmter und tief gründlicher Gelehrten verwaltet, unter welchen wir nur aus der frühern

Zeit Sebastian Tengnagel (den Mezzofanti seiner Zeit, welcher in 15 Sprachen sich ausdrücken konnte), Petrus Lambecius, den trefflichen und arbeitsamen Gentilotti von Engelsbronn, Adam Kollar, die beiden van Swieten, Vater und Sohn, hier nennen wollen. An der Aufmunterung der Bibliothekare fehlte es niemals; der gelehrte Kaiser Leopold I. gewährte bekanntlich dem Petrus Lambecius selbst seine Freundschaft, und mehrere von Hrn. v. M. mitgetheilte merkwürdige Briefe jenes Kaisers an diesen Gelehrten sind in einem höchst vertraulichen Tone geschrieben. Besonders seit der Zeit Carl VI. wurden die Bibliothekare oftmals durch ansehnliche Geschenke oder durch Auszeichnungen geehrt und genossen eines hohen Gehaltes; Kollar bezog seit dem J. 1774, in welchem er zum Director der Hofbibliothek ernannt wurde, ein Gehalt von 4000 Gulden, und wurde für eine gelungene historisch-diplomatische Arbeit mit dem Gute Kereztén in Ungarn beschenkt; und Gottfried van Swieten war aufser 1000 Gulden Quartiergeld mit 7000 Gulden besoldet. Auch gebrach es niemals an einem zahlreichen Amtspersonal, indem im J. 1781, in welchem die gröfste Zahl von Beamten vorhanden war, aufser dem Präfecten 1 Director, 2 Custoden, 5 Scriptoren, 1 Scriptorsadjunct, 3 Bibliothekdiener (d. i. solche, welche ausschliefslich mit der Bedienung und Beaufsichtigung der Leser beauftragt waren, S. 212 *amanuenses* genannt) und 2 Hausknechte (bei uns Bibliothekdiener) angestellt waren, und noch jetzt aufser dem Präfecten 4 Custoden, 4 Scriptoren und 1 Beamter an der k. Hofbibliothek arbeiten, auch für die Bearbeitung der Cataloge Gehülfen angenommen wurden. Gleichwohl klagte seit Lambecius jeder neu angestellte Bibliothekar über Unordnung und Verwirrung; und wenn gleich Hr. v. M. die Klagen jenes sehr verdienten Bibliothekars mit der Bemerkung abweist, dafs denselben nur die Absicht zum Grunde gelegen habe, die eignen Verdienste durch Herabwürdigung der Vorgänger in ein helleres Licht zu stellen; so werden diese Klagen doch durch die gleichlautenden Aeufserungen der nachfolgenden Bibliothekare bestätigt; Lambecius und seine Nachfolger beschäftigten sich lieber mit ausführlichen Recensionen der Handschriften, als mit der beschwerlichern Anordnung und Catalogisirung der Bibliothek; und Hr. v. M. selbst bemerkt, dafs erst seit dem J. 1816 an eine zweckmäfsigere Anordnung gedacht und ein neuer vollständigerer alphabetischer Catalog ausgearbeitet wurde, zu dessen Förderung die Regierung 6291 Gulden bewilligte, dafs erst der jetzige verehrte Präfect die völlig verwahrloste Registratur ordnen liefs und die regelmäfsige Führung eines Journals (oder wie Hr. v. M. es nennt Protokoll) verfügte, und dafs es noch jetzt an einem Realcatalogе fehle, auf dessen Nothwendigkeit schon J. v. Müller drang, ohne jedoch dafür etwas erhebliches zu leisten, und ohne, wie Hr. v. M. bemerkt, irgend ein Denkmal seiner von ihm selbst (in den Briefen an seinen Bruder) hochgerühmten bibliothekarischen Thätigkeit in der k. Hofbibliothek bei seinem Abgange zu hinterlassen. Dem gegenwärtigen höchst achtbaren Amtspersonale der k. Hofbibliothek, an dessen Spitze jetzt der Hr. Graf Moritz von Dieterichstein steht (indem seit dem Tode des als Orientalisten bekannten Freiherrn v. Jenisch im J. 1807 die Stelle des Bibliothekpräfekten zu Wien von einem vornehmen Hofbeamten verwaltet wird), ist daher ein weites Feld verdienstlicher Thätigkeit geöffnet.

Obwohl diese Anzeige bereits einen gröfsern Raum einnimmt, als ihr billiger Weise zugestanden werden kann: so können wir uns doch nicht die Mittheilung der nachfolgenden Stelle aus einem unter den Beilagen des vorliegenden Werks abgedruckten Briefe des Bibliothekars Blotz an den Kaiser Maximilian II. versagen: *Laudantur horti variis flosculis aspectu odoratuque jucundis referti. Sed horum cultura gravis et sumptuosa est. Stipendium herbarum profecto magnum, merces operarum et hominum conductitiorum multiplex. Et cum labor omnis est adhibitus, supervenientes imbres, gelu, pruina et tempestates uno saepe die totius anni laborem frustrantur . . . . . Hic vero quem colo hortus bibliothecarius semper amoenus, semper virens, semper utilis et jucundus est etc.*

Wilken.

№ 33.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

XXXIV.

Victor **Cousin** *über französische und deutsche Philosophie. Aus dem Französischen von Dr. Hubert* **Beckers**, *Professor der Philosophie am Königl. Lyceum zu Dillingen. Nebst einer beurtheilenden Vorrede des Herrn Geheimenraths von* **Schelling**. *Stuttgart u. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.* **1834.** *Vorr. XXVIII S. Text 62 S.*

Endlich ist die lange gehegte Erwartung, und der seither von Vielen still genährte Wunsch in Erfüllung gegangen. Schelling hat über Hegel, seinen alten Freund und Geistesverwandten öffentlich geurtheilt. Die Erwartung war um so mehr gespannt, als man schon im Voraus wußte, daſs Schelling sich gegen Hegel erklären werde. Denn selbst als Hegel noch lebte, verlautete es hin und wieder im Publicum, daſs Schelling mit dem Wege, welchen Hegel eingeschlagen, sich nicht befreunden möge. Wie dem auch sei, dachte Ref., einen gewichtigern Gegner kann die Hegelsche Philosophie nicht begrüſsen. Hat doch Hegel selbst immer groſse Verehrung für Schelling gehabt; ein Kampf mit dem Stifter der Naturphilosophie kann der Philosophie des Geistes nur willkommen sein.

Ref. muſs gestehen, mit Herzklopfen nahm er vorliegende kleine Schrift in die Hand, und verschlang gleichsam die Schellingsche Vorrede. Denn das glaubte er sicherlich, Schelling werde seinem alten Freunde wenigstens Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er werde mit Liebe der schönen Jugendzeit gedenken, wo Beide vereint, als ein glänzendes Doppelgestirn am Horizont der Wissenschaft aufstiegen, und mit jugendlicher Lust und Kraft das in den Zauberkreis des subjectiven Idealismus gebannte Zeitalter zur wahren Heimath des Geistes zurückführten. Er werde dem nun dahin geschiedenen Freunde einige Worte liebevollen Andenkens weihen. Aber die Zeit ist vorüber, wo Schelling seinen Freund Hegel einen *kategorischen* Menschen nannte, und auch die Erinnerung an den ehemaligen Freundschaftsbund scheint in Schellings Seele erloschen zu sein. Denn nicht mehr giebt ihm die schöne Neigung der Freundschaft Worte in den Mund, sondern die Abneigung, welche es nicht einmal zuläſst, daſs er seinen Namen nenne. Kalt und gemessen nennt er Hegel „einen später Gekommenen."

Für die Wissenschaft selbst ist es zwar gleichgültig, ob Schelling des alten Freundes liebevoll gedenke, oder nicht. Auch ist Schelling dafür bekannt, daſs er im Dienst der Wahrheit Niemanden schont, weder Freund noch Feind. Wenn indeſs die Wahrheitsliebe auch höher ist, als jede andre Liebe und Neigung, so schlieſst sie doch darum diese nicht aus. Sie hat, thut sie dieses wirklich, sich nicht ganz rein erhalten, die Neigung der Selbstliebe hat sich ihr beigemischt, welche, wenn sie verletzt wird, die Abneigung herbeiführt.

Nicht als wenn Hegel darauf ausgegangen wäre, Schelling zu verletzen, sondern die Umstände haben es so mit sich gebracht, daſs Schelling selbst Veranlassung genommen hat, sich verletzt zu finden. Denn vor Hegels Streben und Wirken in der Wissenschaft war Schellings Feiern und Schweigen gar sehr in den Hintergrund getreten. Dem hätte er am sichersten dadurch begegnen können, wenn er zugleich neben Hegel, und sollte es doch so sein, demselben gegenüber Werke von gleicher Wichtigkeit würde zu Tage gefördert haben. Dies ist aber wenigstens bis jetzt nicht geschehen.

Fürs erste kann daher nur vorliegendes Urtheil Schellings über Hegel in Betracht gezogen, und ermittelt werden, ob dasselbe wirklich begründet ist, oder nicht. Indem Ref. dies versuchen will, sieht er sich genöthigt, sich ganz genau an Schellings Urtheil zu halten, wie es motivirt ist, buchstäblich *an die Worte*,

damit es nicht den Schein haben möge, als fehlte ihm der Muth, Rede zu stehn, und sich durchaus in Allem auf die Sache einzulassen, worum es sich handelt.

Uns Jüngeren würde es gar nicht geziemen, Schellings hohe Verdienste um die Wissenschaft je verkennen zu wollen. Wie viele Andre, hat auch Ref. sich nicht weniger an Schellings als an Hegels Werken grofs gezogen. Er hat von Beiden gelernt, dafs die Wahrheit über Alles gehen mufs, und die Kritik nur im Zeugnifs der Wahrheit berechtigt ist. Darum kann er auch nur der Wahrheit die Ehre geben, er glaubt sowohl in Schellings als Hegels Sinn zu handeln, indem er dies zu thun unternimmt.

Schelling gesteht nun durch diese seine Erklärung gegen Hegel öffentlich ein, dafs die Hegelsche Philosophie ein andres System ist, als das seinige. Dies kann insofern nur erwünscht sein, als Manche wirklich nun erst glauben werden, dafs zwischen der Schellingschen und Hegelschen Philosophie selbst dem Princip nach ein Unterschied obwalte. Freilich war schon die Zeit zum Bewufstsein darüber gekommen, dafs die Hegelsche Philosophie über die Schellingsche hinaus ein *neues* System sei, doch hatte Schelling selbst, wenigstens öffentlich sich noch immer nicht darüber erklärt. Dies ist nun geschehen, und es frägt sich, wie, auf welche Weise? Doch gewifs in einer wissenschaftlichen Beurtheilung der Hegelschen Werke, sowohl dem Inhalt als der Form nach. Aber nein, er geht auf sie gar nicht ein, es hat ihm nur gefallen, im Allgemeinen seine Meinung über Hegel auszusprechen. Wenigstens hat Ref. die Empfindung nicht unterdrücken können, dafs Schelling diese Uebersetzung der Cousinschen Vorrede zu den Fragmenten, weil sie weiter von keinem wissenschaftlichen Belang ist, nur deswegen habe fabriziren lassen, damit er eine Veranlassung habe und nehmen könne, der Welt etwas über Hegel zu sagen, und sich gegen ihn zu erklären.

Schelling beurtheilt die Cousinschen Fragmente, aber diese Beurtheilung scheint blofs um Hegels willen vom Zaun gebrochen; er lobt Cousins Person, da er dessen Fragmente nicht loben kann, was um sein selbst willen nicht wohl angeht. Nur Cousins Ansicht über die Geschichte der Philosophie streicht er gewaltig heraus, womit er aber wider Willen Hegel lobt, da es allgemein bekannt ist, dafs Cousin mit dieser Ansicht erst durch Hegel in Berlin befreundet worden ist. Wir glauben fest, dafs wenn ein Deutscher diese Cousinschen Fragmente würde geschrieben haben, Schelling sie weite keines Blicks gewürdigt hätte. Er will sich nur vo *einer* Seite, von Seiten des *Empirismus*, der französischen Philosophie zuneigen und anschliefsen, indem e auf ein Mittel künftiger Verständigung hofft (S. XIX).

Die speculativen Keime der der Schellingschen Lehr vorhergehenden kritischen Philosophie waren durch de öden Verstandesformalismus derselben fast ganz verdeckt und den Geistesblicken entzogen worden. Fichte zog de Kernpunkt an's Licht, und suchte die speculative Idee vo solchem Formalismus zu entkleiden. Er vermochte abe der Idee nicht die subjective Form zu benehmen, un den Gegensatz gegen das Object zu tilgen, erst in Schellings Seele ging sie in ihrer Absolutheit auf, wie d Morgensonne, und fing an, mit ihren Strahlen die We zu beleuchten und kenntlich zu machen.

Doch blofs nach und nach wurde es Licht in Schellings Geist, denn wir finden ihn noch zunächst auf Kantischem und Fichteschem Boden, aber in rasch aufeinander folgenden Schriften entwindet er sich der subjectiven Form, die im Bruno in tiefe Nacht zu versinke *schien*, um die lange genährte Sehnsucht nach Erkenntnifs absoluter Wahrheit zu befriedigen. Während Schelling die Reflexion nur allmälig überwindet, aber nie gan abstreift, und von Grund aus tilgt, sehen wir Heg gleich fertig zum speculativen Anfang sich über alle Reflexion erheben, und sie besiegen. Während Hegel star und fertig war, *anzufangen*, nämlich in der Erkenntni von nichts auszugehen, konnte Schelling es nie dahi bringen, einen reinen Anfang zu gewinnen, er konnt sich zum Anfang nicht entschliefsen. Darum gefällt ihm auch, in den anfänglichen Gedanken der Hegeschen Logik, im Sein und Werden (und blofs vo diesen ersten dürftigen Bestimmungen redet er) n „Schaal- und Leerheiten" zu sehen. Kant und Ficht möchten zu stolz gewesen sein, von nichts anzufange nämlich sich nichts und der Wahrheit alles zuzutraue Und Schelling ist, und war von jeher zu ungeduldi er kann nicht erst von Allem abstrahiren, weil er g wohnt ist, sich unmittelbar in den Besitz des Absolut zu setzen. Er wird zu sehr von der Phantasie und Vorstellung beherrscht, als dafs er alle Bestimmungen d Gedankens mit Ruhe durchgehen, und sich ihrer stre gen Zucht unterwerfen möchte. Er verschmäht es, w so Viele, Alles zuvor aufzugeben, er kann sich nicht l

machen von der Unmittelbarkeit der Wahrheit, und erkennt nicht, dafs der aufgenommene Stoff eben deswegen nicht von der Idee vollkommen durchdrungen, und nicht durchaus verstanden wird. Er will sich nicht dem reinen, ersten Gedanken hingeben, um diesen sich selbst in seinem Denken entfalten zu lassen, damit er erkenne, dafs derselbe zwar im Anfang noch nichts ist, aber sich selbst bestimmt und bildet, überhaupt in unaufhaltsamer Selbstentwickelung begriffen ist, nicht blofs um zu *sein*, sondern die *Fülle des Seins*, die Vollendung in sich selbst auszumachen. Kurz, er will nicht erkennen lernen, wie das Begreifen genetisch vor sich geht. Darum erklärt er S. XVIII gerade heraus: „Ich will nicht das *blofse* Seiende (das reine Sein); ich *will* das Seiende, das Ist oder *existirt*, womit er gegen Hegel das Allerwichtigste gesagt zu haben meint. Hegel will aber das reine Sein eben so wenig, *es ist ihm Nichts*, er will ebenfalls nur das Seiende, aber nicht, wie Schelling, dasselbe als fertig und gegeben aufnehmen, sondern er will vielmehr wissen, wie es sich macht, indem er es nach Anfang, Mitte und Ende, im Entstehen sowohl als in der Vollendung zu begreifen sucht.

Wir lesen S. IV: „Es liegt tief in der Eigenthümlichkeit der Philosophie, dafs die Wahrheit selbst nicht eher mit Hoffnung auf Erfolg hervortreten kann, als alle ihr vorausgehenden Möglichkeiten erschöpft, zur Sprache gebracht und beseitigt sind." Dies ist ein wahres Wort, und in Betreff der Lehre Schellings sind diese Möglichkeiten theils die Entwickelung und Ausbildung der *Substanz* bei Cartesius und Spinoza gewesen, theils die des *Subjects* bei Kant und Fichte. Solche Möglichkeit ist aber die Schellingsche Philosophie selbst für die Hegelsche, in Betreff des Anfangs und der Methode. Wir sehen Schelling deshalb die Spinozistische Substanz wieder aufnehmen, aber sie erfüllend und bereichernd mit dem Subjectiven der Kantischen und Fichteschen Lehre, indem er das *Object* und *Subject* in unendlicher Einheit erkennt, und diese Einheit als die absolute Vernunft ausspricht. So tief und wahr dieser Gedanke ist, nämlich dem Inhalt nach, so unwahr ist die Form, der Unmittelbarkeit wegen. Was absolute Einheit unterschiedner Bestimmungen ist, wie hier des Objects und Subjects, kann nicht unmittelbar als eine Anschauung (intellectuelle Anschauung) gebildet sein. Solche Anschauung und Form der Erkenntnifs ist, weil sie der Vermittelung ermangelt, dem absoluten Inhalt und Gegenstand nicht gleich. Davon war die Folge, insbesondre bei den Anhängern Schellings, dafs wie Hegel sich darüber ausspricht „die jugendliche Lust die Morgenröthe des verjüngten Geistes mit Taumel begrüfste, dafs man ohne tiefere Arbeit gleich an den Genufs der Idee ging, und in den Hoffnungen und Aussichten, welche sie darbot, eine Zeit lang schwelgte." Schelling und seine Schule construirte jene Anschauung, anstatt sie innerlich mit dem Inhalt vereint sich selbst fortbilden zu lassen, damit sie als Form der Erkenntnifs der Wahrheit auch dieser gemäfs sei. Deshalb setzte er die Form als gegeben voraus, erfafste sie nicht in ihrer wirklichen Form und Gestalt, wodurch sie sich selbst bewiese und rechtfertigte. Die Construction wurde bei vielen Anhängern Schellings zuletzt so willkürlich und lose, dafs Hegel wieder ausdrücklich glaubte, die Wissenschaft dagegen verwahren zu müssen, wenn er sie von einer in philosophischen Gegenständen gewöhnlichen Manier unterschieden haben will, „welche ein Schema voraussetzt, und damit die Materien eben so äufserlich als willkürlich parallelisirt, und durch den sonderbarsten Mifsverstand, der Nothwendigkeit des Begriffs mit Zufälligkeit und Willkür der Verknüpfung Genüge geleistet haben will." Doch ist nicht zu leugnen, dafs trotz des Taumels und aller Ausschweifungen auch mitunter Geistreiches und Lehrreiches zu Tage gefördert worden ist.

Schelling spricht zu Cousin, man müsse die Tiefe in den Gedanken suchen. Da er seinen französischen Freund in dieser Hinsicht eben nicht empfehlen kann, hebt er dessen Darstellungsweise hervor, um uns zu sagen, dafs wir Deutsche lange Zeit unter uns philosophirt, und uns allmälig in Gedanken und Worten immer mehr vom allgemein Verständlichen entfernt hätten, und der Grad dieser Entfernung zuletzt beinahe zum Mafsstab philosophischer Meisterschaft geworden wäre. Schelling will doch wenigstens den Franzosen ein Compliment machen.

Wenn aber das allgemein Verständliche Mafsstab philosophischer Meisterschaft sein soll, dürften die gröfsten Philosophen am wenigsten auf diese Meisterschaft Anspruch machen. Schelling hofft auf eine gar zu günstige Rückwirkung französischer Darstellungsweise auf die deutsche. Denn wenn er mit Recht verlangt, dafs die Tiefe in den Gedanken gesucht werden solle, nicht im Gefühl, wozu nur die Gedankenlosigkeit heruntersinken konnte, so frägt es sich aber, ob auch wirklich die Gedanken des Auslandes die Tiefe sind, die Natur

der Sache, wie sie die deutsche Philosophie erfordert! Sonst würde die gehoffte Rückwirkung am Ende auf blofses Raisonnement hinauslaufen, auf gut stylisirte Redensarten, wie bei Hrn. Cousin, die auf der Oberfläche treiben. Um wirklich zu erkennen, thut es Noth, dafs der Inhalt als die Form selbst erfafst werde, dafs der Gedanke die Tiefe, die Natur der Sache sei, eine Weise, der es genug ist, wenn sie schmucklos hervortritt. Wer freilich nicht in die Tiefe zu steigen vermag, dem können die tiefsten Gedanken nackt und wunderlich erscheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXXV.

Zbjrka neydáwněgšjch Slownjků latinsko-českých. Vetustissima Vocabularia latino-boëmica etc. wydana od W. Hanky. w Praze 1833. *XVI u.* 439 *SS. in* 8. *Mit zwei Facsimile's.*

Die Sprachdenkmäler der böhmischen Vorzeit übertreffen an Werth und Anzahl leicht jene aller übrigen Slawen. Wenn sich auch bis zum XI. Jahrhundert nicht viel mehr aufweisen läfst, als einzelne Eigennamen, die in der Chronik des Cosmas, in mehreren kirchlichen Stiftungsurkunden und in den fränkischen Annalen enthalten sind; so nehmen gleich vom XII. Jahrhundert die Sprachdenkmäler so sehr zu, dafs wir den Wortvorrath und den grammatischen Bau des Altbohmischen ziemlich vollständig übersehen und daraus zugleich auf den früheren, vorhistorischen Sprachstand zurückschliefsen können. Zu der Entdeckung der fünfhundert Jahr alten Königinhofer Handschrift (1818), zu dem Funde eines noch älteren Bruchstücks vom Evangelium Johannis (hier abgedruckt S. 186—208) und mehrerem Andern, kam in neuerer Zeit noch die glückliche Erwerbung eines mit mehr denn 1500 böhmischen Glossen versehenen Codex der bekannten „*Mater verborum*" des Constanzer Abt-Bischofs *Salomon*, welcher (nach *Ildefons v. Arx* Gesch. d. Kl. St. Gallen, I. 83 ff.) als ein Zeitgenofs Notkers im Jahr 920 gestorben ist. Der erwähnte Codex, der zugleich gegen 500 noch unedirte althochdeutsche Glossen enthält, wurde nun von *Hanka* auf das sorgfältigste excerpirt und nebst den übrigen vorhandenen böhmischen Glossenbüchern und Vokabularien des XIII. bis XV. Jahrhunderts unter obigem Titel herausgegeben; so dafs uns hiemit ein Schatz von mehreren tausend altböhmischen Wörtern und Sprachformen übergeben wird, woraus alle künftigen böhmischen Wörterbücher Gewinn ziehen können. Die wichtigste Mittheilung bleiben natürlich jene böhmischen Glossen der *Mater verborum*, worin sehr viele Sprachüberreste aus der böhmischen Heidenzeit, Götternamen u. s. w. vorkommen; wie denn auch schon auf der ersten Seite dieses Mspt. die slawische Göttin *Siwa* abgebildet erscheint, die hier als „ESTAS SIVA" erscheint, im Texte selbst (S. 409, 683) hingegen als *Ceres dea frumenti* bezeichnet wird. Die 457. Seite des Codex giebt uns auch die Namen des Schreibers und Illuminators, nebst der Jahrzahl 1102 an. In einem grofsen Initialbuchstab sieht man nämlich Maria mit dem Kinde; darunter kniet *Wacerad* der Schreiber mit dem Spruchbande: ORA P. SCRE. VACEDO (d. i *ora pro scriptore Wacerado*); neben an steht der Maler *Miroslaw*, mit dem Spruchbande: ORA. P. ILLRE MIROZLAO. A. MCII (d. i. *ora pro illuminatore Miroslao. Anno MCII*). Es ist also diese Bilderhandschrift kaum fünfzig Jahre jünger als das älteste Schriftdenkmal der Slawen, nämlich Ostromirs Evangeliarium vom Jahr 1056. Hanka giebt hier S. VII ff. auch eine Beschreibung der darin enthaltenen Malereien nach Schottky (s. dessen Karolin. Zeit, Prag 1830, S. 312—316), und vermuthet S. IX, wiewohl mit geringer Wahrscheinlichkeit, dafs die Handschrift in dem böhmischen Sazawer Kloster, wo es slawische Mönche und mehrere kunstsinnige Aebte gab, verfertigt worden sei. Diesen Waceradischen Glossen folgen nun noch zwölf andere Vocabularien, Glossen, Dialogen etc., denen der Herausgeber S. 325—336 eine kleine Sammlung altböhmischer Rechtsausdrücke beifügte, welche er aus lateinischen Urkunden des XI. bis XV. Jahrhunderts gesammelt hat. Um dieses sehr ansehnliche altböhmische Glossar desto brauchbarer zu machen, übernahm *Hanka* die beschwerliche Mühe, einen *böhmischen* alphabetischen Index dazu zu liefern, welcher 74 Seiten einnimmt und das Denkmal verherrlicht, das der verdienstvolle Herausgeber sich durch die Bekanntmachung dieser slawischen Glossen gestiftet hat. Die böhmisch geschriebene Vorrede hätte wohl auch zugleich lateinisch gegeben werden können; doch ist das Buch, der durchgehends lateinischen Ueberschriften wegen, auch für Nichtslawen zugänglich genug. Die beiden Fascimile sind gut gerathen und noch besser gewählt, indem sie sich auf die drei interessantesten Stücke dieser Sammlung beziehen.

Hanka beschäftigt sich gegenwärtig mit den Vorbereitungen zu einer polnischen Grammatik nach Dobrowsky's System; welche Arbeit auch schon den zu früh verstorbenen *Puchmaier*, den Verfasser der *besten* russischen Sprachlehre (Prag 1820, 8), beschäftigt hat. In Gemeinschaft mit *J. Jungmann*, dem Herausgeber eines bald erscheinenden grofsen und gediegenen böhmischen Nationallexikons, so wie mit *Schaffarik*, der seit 1833 sich ebenfalls in Prag befindet, wo er u. a. eine böhmische Zeitschrift „Swietozor" herausgiebt — in Gemeinschaft mit diesen beiden Gelehrten fördert *Hanka* unermüdlich die alte und neue böhmische Literatur, die einer Vereinigung tüchtiger Kräfte auch wirklich bedarf, um zuerst auf die gesammte Slawenwelt, und demnächst — gleich der polnischen und russischen Literatur — auf Deutschland und Europa überhaupt einwirken zu können.

Glückselig, in Prag.

№ 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

Victor Cousin über französische und deutsche Philosophie. Aus dem Französischen von Dr. Hubert Beckers.

(Fortsetzung.)

Aber wir müssen diesen Vorwurf gänzlich zurückweisen. Nach Hegel braucht man am allerwenigsten ein Sonntagskind zu sein, um zur Philosophie befähigt zu werden. Keiner dringt mehr darauf, als Hegel, daſs man anerkenne, daſs die Philosophie allgemeines Eigenthum sein und werden könne. Vielmehr trifft der Vorwurf Schelling selbst, indem er den Menschen zumuthet, die intellectuelle Anschauung, oder eine Anschauung zu haben, die gar nicht allgemein verständlich ist. Es bedarf nach Hegel keines besondern Talents, nicht eines eigenthümlichen Zustandes des Bewuſstseins, wie die Schellingsche intellectuelle Anschauung ein solcher Zustand ist. Die Erkenntniſs geht aus der innerlich zwingenden Nothwendigkeit und der Vernünftigkeit der Sache selbst hervor, ist nicht, wie bei Schelling, dem Zufall des Talents Preis gegeben. Die Tiefe in den Gedanken suchen, ist ohne Zweifel Hegel viel mehr eigen, als Schelling, der sie nur zu häufig in Bildern und Symbolen gesucht hat. Wenn gleich solche Darstellungsweise glänzend ist, so ist sie darum noch nicht die Natur der Sache selbst, welche die wahre Tiefe ist. Die Phantasie und Vorstellung hat wohl den Gedanken und die Idee im Bilde, aber drückt noch keineswegs dieselbe nach Inhalt und Form zugleich aus. Während Hegel sich frei im Gedanken bewegt, und der innerlichsten Natur der Sache nachgeht, um diese von sich selbst den Beweis führen zu lassen, schweift Schelling gar nicht selten, wenn auch wohl in groſsen und kühnen Bildern, ganz von der Sache ab, womit der Flug seiner Phantasie häufig unsicher, und der sonst geniale Blick von den Nebeln der Vorstellung und Einbildung getrübt und schwach zu werden anfängt.

Hegel verschmäht die Schellingsche intellectuelle Anschauung ganz und gar, denn sie ist ihm mit Recht eine Form, welche dem Inhalt nicht gemäſs ist. Daraus darf aber nicht gefolgert werden, wie es wohl geschehen ist, daſs Hegel aller Unmittelbarkeit überhaupt in der Philosophie abhold sei. Nach Hegel besteht die Philosophie wesentlich in der Vermittlung, indem sie bestimmt ist, die Unmittelbarkeit aufzuheben, die also sein muſs, um aufgehoben, oder vermittelt werden zu können. Damit der Mensch erkenne, muſs er das vorher unmittelbar haben, wozu er die Vermittlung sucht, indem seine Bestimmung ist, eben das zu wissen, was er unmittelbar hat, und anschaut. Dies hat seit Aristoteles keiner so organisch in sein System aufgenommen, als Hegel, aber dieser hat auch eben so bestimmt erkannt, daſs dabei nicht stehen zu bleiben ist. Zu diesem wirklichen Wissen der Unmittelbarkeit hat es Schelling nie bringen können.

Betrachten wir nun das Urtheil Schellings über Hegel etwas näher. Schelling ruft nämlich Cousin zu: „in Ihrer Methode ist das wahre Wesen der deutschen Philosophie (S. XXV)." Diese mache den Begriff des Processes aus, welcher der eigentliche Fortschritt (seit Spinoza durch Schelling) in der neuern Philosophie sei. Er (Schelling) meine aber nicht „den Begriff des Processes in der uneigentlichen und miſsbräuchlichen Anwendung aus dem logischen Begriff (womit er die Hegelsche Logik meint), sondern den *realen* Proceſs jener Philosophie (Schellings), die den Begriff des Processes überhaupt zuerst einführte." Ferner gehört hieher, was er S. XIII. bemerkt: „diejenige Philosophie, welcher man in neuerer Zeit am bestimmtesten ihre Uebereinstimmung mit dem Spinozismus vorgeworfen (die Schellingsche), hatte in ihrem *unendlichen* Subject-Object, d. h. in dem absoluten Subject, das seiner Natur nach sich objectivirt (zum Object wird), aber aus jeder Objectivität (Endlichkeit) siegreich wieder hervor- und nur in eine

höhere Potenz der Subjectivität zurücktritt, bis sie nach Erschöpfung ihrer ganzen Möglichkeit (objectiv zu werden) *als* über Alles siegreiches Subject stehen bleibt; an diesem also hatte jene Philosophie (die Schellingsche) allerdings ein Princip nothwendigen Fortschreitens. Wenn aber das *rein* Rationale, nur nicht nicht zu Denkende (wie die Spinozistische Substanz), *reines* Subject ist, so ist jenes *Subject* (das Schellingsche), *welches* auf die angenommene Weise sich steigernd von jeder Objectivität nur zur höheren Subjectivität fortschreitet, das Subject *mit dieser Bestimmung* ist nicht mehr das blofse nicht nicht zu Denkende, rein Rationale, sondern eben diese Bestimmung war eine durch lebendige Auffassung der Wirklichkeit, oder durch die Nothwendigkeit, sich das Mittel eines Fortschreitens zu versichern, dieser Philosophie (der Schellingschen) aufgedrungene *empirische* Bestimmung. Dieses Empirische hat ein später Gekommener (womit Schelling Hegel meint), den die Natur zu einem *neuen* Wolfianismus, für unsre Zeit, prädestinirt zu haben schien, gleichsam instinctmäfsig dadurch hinweggeschafft, dafs er an die Stelle des Lebendigen, Wirklichen, dem die frühere Philosophie (die Schellingsche) die Eigenschaft beigelegt hatte, in das Gegentheil (das Object) über- und aus diesem in sich selbst zurück- zu gehen, den logischen Begriff setzte, dem er durch die seltsamste Fiction oder Hypostasirung eine ähnliche nothwendige Selbstbewegung zuschrieb."

Ref. kann und will es nicht verhehlen, dafs lange nichts so sehr sein Innerstes aufgeregt, und sein ganzes Gemüth empört hat, als diese Worte Schellings. Es ist zwar nichts Neues und etwas Menschliches, dafs ein Vorgänger in der Philosophie sich gegen seinen Nachfolger erklärt hat. Plato übergab Aristoteles die Academie nicht, und Kant sprach gegen Fichte. Aber ungerechter, unwürdiger ist wohl nie ein grofser Mann behandelt worden, als Hegel in diesen Schellingschen Phrasen. In denselben ist so zu sagen, die Hegelsche Philosophie auf den Kopf gestellt. Wir dürfen wohl fragen, wie Schelling jetzt mit einem Mal dazu kommt, sich das über Alles siegreiche Subject zuzuschreiben, und dasselbe seiner absoluten Einheit zu vindiciren? Denn dazu gehört, dafs er, wie Hegel, den Geist als die Wahrheit der Natur wirklich erkannt habe. Sonst bleibt auch dies Subject wieder eine ungerechtfertigte Annahme, und blofse Versicherung, wie wir dergleichen von Schelling schon gewohnt sind. Die Welt soll sich nun erst von Schelling versichern lassen, was ihr von Hegel zum l kennen längst dargelegt worden. Was bei Hegel s als Resultat ergiebt, was der Kernpunkt seiner gan: Lehre ist, macht Schelling nun zur Voraussetzung, t scheut sich nicht, gerade dies der Hegelschen Philosop abzusprechen und, blofs empirisch aufgenommen, z zuzuschreiben, was in ihr allein sich als die Wa heit selbst *beweist*. Schelling eignet sich das über A siegreiche Subject von Hegel an, während er sch der Weise Hegel beschuldigt, die absolute Subjectiv von ihm entlehnt zu haben. Aber in der ganzen Scl lingschen Philosophie findet sich keine Spur von ei Deduction derselben, welche von ihr unzertrennlich Was daher Schelling in dieser Beziehung vorbringt, lediglich aus Hegel entnommen; ohne dafs er das wa Princip der Subjectivität verstanden hätte, weil diese ihm nicht als übergreifende Subjectivität vermittelt sondern unmittelbar gelten soll. Wenn er sie wahrl begreifen würde, könnte er sie nicht als gegeben nehmen.

Hiemit hängt die eben so hämische als grundfals Bemerkung zusammen, dafs Hegel einen *neuen* Wol nismus begründet habe, worin unmittelbar liegt, Schelling sich selbst für den *neuen* Leibnitz hält. ist gar nicht schön, und sogar verdächtig, wenn Andre erst herabsetzen mufs, um sich dadurch selbst heben. Der alte Wolf ist zum Sprichwort alles verk menen und verknöcherten Philosophirens geworden. dies Hegel so herabwürdigende Urtheil von Schel eben so ungerecht als unwahr zu finden, müssen kurz das Verhältnifs Wolfs zu Leibnitz mit dem hältnifs, was Hegel zu Schelling hat, vergleichen, wo sich das gerade Gegentheil von Schellings Behaupt ergeben wird.

Nach Leibnitz ist der menschliche Geist der kenntnifs ewiger Wahrheiten fähig, durch die Sätze Widerspruchs und des Grundes, insofern diese sov die eigne Natur des Geistes constituiren, als auch wesentliche Bestimmung der Dinge sind. Indem A kraft ihrer in lebendiger Einheit ist, fallen sie selbst als Gesetze der Erkenntnifs *auseinander*, der G stimmt daher in der Erkenntnifs der Dinge mit selbst nur durch Gott überein, Gott ist diese Einheit Harmonie vorherbestimmt, prästabilirt. Hierin liegt scl dafs, weil Leibnitz die Einheit und Vermittlung j beiden Sätze nicht verstand, der Wolf kommen mu

welcher, was bei Leibnitz eine lebendige Einheit war, aus einander zerrte, und in die demonstrative Form umgoſs. Indem Wolf die lebendige Verknüpfung Gottes, der Natur und des Geistes disciplinarisch auseinander fallen lieſs, und das Vernünftige und Ewige durch die endlichen Verstandesprädicamente zu erkennen wähnte, beschenkte er die Welt noch dazu mit dem leeren Gedanken eines Inbegriffs aller Realitäten.

Von diesem leeren Gedanken hat uns erst Hegel und nur Hegel wieder befreit, der *neue* Wolf, wie Schelling ihn zu nennen und zu schmähen beliebt. Und derselbe Hegel hat erst die wirkliche Einheit und Vermittlung erkannt, die Leibnitz nicht faſste, und deshalb sein groſses Princip der Individuation dem Wolf zur Beute überlassen muſste. Was übrig blieb, war wenigstens noch der Glaube, daſs der Gedanke das Princip der Erkenntniſs sei, und zur Erkenntniſs der Dinge, wie sie an sich sind, führen könne. Aber nur der Glaube, denn Inhalt und Form waren in der Wolfischen Disciplin in Widerspruch mit einander. Diesen Glauben hat gleichfalls erst wieder Hegel zur Gewiſsheit erhoben, und hat dem Gedanken die endliche Form genommen, welche er in der Wolfischen Metaphysik hatte. Er hat ihn in seiner Unendlichkeit gefaſst, als mit dem Inhalt identische Form, als speculative, unendliche Form. Auch Jacobi bestritt die endliche Form der Wolfischen Lehre, aber vermochte nicht, wie Hegel, dem unendlichen Inhalt die angemessene Form zu geben, er sah den Gedanken nur als die Macht zu verendlichen an, womit das Unendliche und Ewige dem Gefühl und dem unmittelbaren Glauben anheimfiel. Kant warf sogar den Inhalt weg, indem er die Ansicht geltend zu machen versuchte, daſs das Ewige und Wahre nicht erkannt werden könne. Jacobi und Kant kommen im Grunde so wenig über jene alte Metaphysik hinaus, daſs sie vielmehr ihre Bestimmungen bloſs ins Gefühl und Bewuſstsein übersetzen und verwandeln. Auch Fichte hat sich von dem Gedanken eines Inbegriffs aller Realitäten noch nicht frei zu machen gewuſst, da er doch sonst Ernst macht mit dem Discursiven und Endlichen, denn sein Ich-Ich ist nichts anders als dieser Inbegriff. Und selbst Schelling huldigt dem Inbegriff des alten Wolf, Schelling, der wohl am allerwenigsten glaubt, auch nur im entfernten die geringste Aehnlichkeit mit dem alten Wolf zu haben.

Dieser Wolfische Inbegriff ist nämlich bei Schelling die absolute Indifferenz und Einheit des Objectiven und Subjectiven, ein trotz seiner Absolutheit abstracter Gedanke. In der absoluten Einheit ist beides zufällig bald in diesen bald in andern Formen des Gegensatzes. Wie sie aber zu diesen Gegensätzen oder Bestimmungen kommt, ist bei Schelling nirgends zu sehen. Sie wird bloſs durch äuſsere Reflexion damit erfüllt, weshalb sie ihr nicht wirklich zu eigen gehören, ein ihr fremder Schmuck und Reichthum sind, welchen sie nicht innerlich in sich begreift. Von dieser Schellingschen Einheit und Indifferenz zeigt Hegel, daſs sie Nichts als ein leerer Gedanke, daſs sie jener Inbegriff aller Realitäten ist. Hegel fängt von dieser leeren Einheit an, als dem Sein gleich Nichts, um sie sich durch sich selbst an der wirklich absoluten Einheit als Nichts aufheben zu lassen. Hegel geht, damit alle Abstraction aufhöre, auf die äuſserste Abstraction zurück, um nicht, wie Schelling *selbst im Absoluten der Abstraction und Unmittelbarkeit zu verfallen.* Nur bei Schelling hat die absolute Einheit und Vernunft als Indifferenz das Lebendige und Wirkliche auſser sich, ihn trifft der Vorwurf, welchen er Hegel macht. Denn dieser erkennt nicht, wie Schelling, die Bestimmungen und Gegensätze in der absoluten Einheit nur als *an sich* eins, sondern zeigt die lebendige Entwickelung und Entfaltung der Gegensätze als die eigne Energie und Selbstbewegung der Einheit auf. Hegel zeigt, wie die Bestimmungen durch ihren Unterschied und Gegensatz nothwendig eins werden, wie sie aus sich selbst diese Einheit hervorbringen, und die Einheit sich in sie dirimirt, damit sie wirkliches Leben und Bewegung habe. Hegel muſste kommen, dieser neue vermeinte Wolf, um die Schellingsche Einheit und Vernunft von ihrer Abstraction, von dem leeren Wolfischen Gedanken des Inbegriffs aller Realitäten zu befreien.

Es hat seine Richtigkeit, wenn Schelling sagt, daſs seine Lehre ein nothwendiger Fortschritt der Philosophie des Spinoza sei. Denn die Spinozistische Substanz ist ohne alle Fülle des Lebens, sie ist unbewegt und todt, ist nicht, wie die Schellingsche, lebendige selbstbewuſste Substanz, welche letztere nur den Mangel hat, daſs sie durch äuſsere Reflexion erfüllt wird. Darum nennt Schelling die Substanz Spinozas das „rein Rationale, reines Subject", um sie von dem Subject seiner Lehre, dem Subject mit *empirischer* Bestimmung, als dem realen Subject zu unterscheiden. Auch ist es wahr, wenn Schelling sagt, daſs der Begriff des Processes der eigentliche Fortschritt in der neuern Philosophie sei

(S. XXV). Nun soll Hegel das Empirische (Schellings Subject mit empirischer Bestimmung, das reale Subject) dadurch hinweg geschafft haben, daſs er an die Stelle des Lebendigen und Wirklichen den „logischen Begriff" gesetzt, und zum rein Rationalen, als dem alles Empirische ausschlieſsenden Begriff zurückgekehrt sein.

Hier kommt Alles auf den Begriff des Processes an. Fürs erste ist zu bemerken, daſs Schelling der Hegelschen Logik das Princip der Selbstbewegung nicht abspricht (S. XIV), und doch den logischen Begriff Hegels, wie die Spinozistische Substanz, als rein rational oder reines Subject bezeichnet, da doch jene Substanz aller Selbstbewegung, des Processes ermangelt, und darum gerade reines Subject sein soll. Alsdann ist schon erörtert worden, daſs die Schellingsche absolute Einheit alles Wirkliche und Lebendige auſser sich hat, weil sie davon nicht durch sich selbst erfüllt ist. Daraus folgt, daſs sie auch den realen Proceſs aller Wirklichkeit auſser sich hat. Es hilft nichts, mit Schelling zu sagen, daſs das unendliche Subject-Object, das absolute Subject oder die absolute Einheit das über Alles siegreiche Subject sei. Denn der Proceſs ist nicht die Bewegung des absoluten Subjectes selbst, welches vielmehr als jene Einheit indifferent dagegen ist, trotz aller Bewegung, die in ihm vorgehen soll. Zwar sollen die Unterschiede und Gegensätze in der Einheit aufgehoben sein, aber man sieht sie sich nicht aufheben, nirgends wird erwiesen, wie sie die bewegenden und lebendigen Momente der Einheit sind. Deshalb ist die absolute Einheit, das absolute Subject wirklich nicht das, wofür Schelling es ausgiebt, ein realer Proceſs, es ist gar nicht reales Subject; sondern reines, von welchem er sagt, daſs nur Hegel sich damit zu thun mache. Schelling kennt nicht blos das empirische, reale Subject, das Lebendige und Wirkliche, oder den realen Proceſs, sondern auch das reine Subject. Und sein empirisches Subject ist das siegreiche Subject nur in so fern, als dasselbe mit der Objectivität und Endlichkeit im perennirenden Kampf ist. Weder Schellings empirisches, noch reines Subject ist wahrhaft unendlich. Kurz, ihm fehlt die Erkenntniſs dessen, was Hegel als absolute Negativität bezeichnet, der wahrhaft unendliche Puls der Bewegung, wodurch das Subject allein das über Alles siegreiche Subject i[st], indem es sich selbst als solches auch beweist.

Dagegen ist bei Hegel das reine Subject (der lo[gi]sche Begriff) und das empirische, reale Subject, das [er] weggeschafft haben soll, in lebendiger Einheit; Bei[des] fällt bei ihm nicht, wie bei Schelling, aus einander. [Im] Gegentheil schafft Schelling das Lebendige und Wi[rk]liche, das reale Subject aus der Hegelschen Philosop[hie] hinweg, um ihr Princip als reines Subject, als ratio[nal] und unwirklich bezeichnen zu können. Darum sieht [er] die ganze Hegelsche Philosophie als blos logische Ph[ilo]sophie an, welche er noch dazu als abstracten Ged[an]ken versteht, da sie doch der erfüllte Gedanke ist. N[ach] Hegel ist die logische Idee, wenn gleich das inne[re] Wesen des Empirischen und Realen, doch nicht sc[hon] das Ganze selbst, wie Schelling irrig meint. Hegel [ab]strahirt vom Empirischen so wenig, daſs er in der [Er]kenntniſs mit dem Empirischen in der Phänomenol[ogie] des Geistes als der *Erfahrung* des Bewuſstseins in[...] Erkenntniſs anfängt. In der Encyclopädie redet er [...] Empirischen gleichfalls das Wort, wenn er sagt: „[...] der *Empirismus*, erkennt auch die Philosophie nur [...] was ist; sie weiſs nicht solches, was nur sein *soll*, [...] somit nicht *da ist*." Der Vorwurf, als ob Hegel [die] Erfahrung verschmähe, und sich einbilde, eine beg[rei]fende Erkenntniſs der natürlichen und geistigen V[...] könne ohne vorangegangene Empirie zu Stande k[om]men, ist wirklich ungereimt, und ganz aus der Luft [ge]griffen. Damit aber das Empirische nicht blos der E[...]lichkeit und Aeuſserlichkeit verfalle, glaubt Hegel a[...] das Wesen desselben erforschen, oder die Tiefe in [...] Gedanken suchen zu müssen, welche Tiefe die spec[ula]tive Logik ist. Schelling macht sich's gar zu leicht [da]mit, indem er die absolute Einheit als reales, em[piri]sches Subject voraussetzt, und sein innerstes We[sen] Hegel zu erkennen überläſst. Dies Wesen, das r[...] Subject tritt bei Hegel in der Natur- und Geistesph[ilo]sophie als reales oder empirisches Subject hervor, [...] nach seiner wesentlichen Natur verstanden, und n[icht] blos, wie von Schelling, nur ausgesprochen, und [ver]sichert.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 35.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

Victor **Cousin** *über französische und deutsche Philosophie. Aus dem Französischen von Dr.* Hubert **Beckers**.

(Schlufs.)

Wenn Schelling die Hegelsche Logik ein wenig näher angesehen hätte, als blofs die ersten und ärmsten Bestimmungen des Seins und Werdens, so würde er gefunden haben, dafs seine Erkenntnifs der absoluten Vernunft und Idee in der Weise blofs reflectirenden Verstandes und sonstiger Darstellung nicht hinreicht für die speculative Methode, dafs die Bilder und Vorstellungen, auch Gedanken Schellings ganz unzuläfsliche Kategorien sind, welche jener Vernunft und Idee nicht entsprechen. Ferner, dafs die Unterschiede und Gegensätze, welche an der absoluten Einheit hervortreten, im Fortschreiten keine abstracten Unterschiede bleiben dürfen, und die Natur des Unterschiedes nicht ist, äufserlich und gleichgültig zu sein, sondern dafs die Vernunft und Idee die Bewegung des Uebergangs der entgegengesetzten Bestimmungen in sich selbst haben mufs, und diese dadurch nothwendig erkannt wird.

Es beliebt Schelling S. XIV noch Folgendes zu bemerken: „das Letzte (nämlich dafs Hegel an die Stelle des Lebendigen und Wirklichen den logischen Begriff gesetzt) war ganz *seine* (Hegels) von dürftigen Köpfen, wie billig bewunderte Erfindung, wie auch, dafs eben dieser Begriff in seinem Anfang als das reine Sein bestimmt wurde. Das *Princip* der Bewegung mufste er beibehalten, denn ohne ein solches war nicht von der Stelle zu kommen, aber er veränderte das *Subject* derselben. Dieses Subject war, wie gesagt, der logische Begriff. Weil also dieser es war, der sich angeblich bewegte, nannte er die Bewegung eine dialektische, und weil im früheren System (Schellings) die Fortschreitung allerdings in diesem Sinne *keine* dialektische war, so hatte dieses System, dem er das Princip der Methode d. h. die Möglichkeit, ein System auf seine Weise zu machen, ganz allein verdankte, nach ihm *gar keine Methode*; die einfachste Art, die eigenthümlichste Erfindung desselben *sich* anzumafsen."

Oben ist schon bemerkt worden, dafs die Hegelsche Philosophie sich nicht nur auf die logische Idee beschränkt, auf das blofse Wesen der Natur und des Geistes, als auf das reine Subject, wie Schelling versichert. Und ferner hat sich ergeben, dafs die Selbstbewegung in der Hegelschen Logik eine ganz andre ist, als Schellings Procefs, weil sie den Beweis der Sache durch sich selbst enthält. Hegel behält das Schellingsche Princip der Bewegung gar nicht bei, wie Schelling wähnt, er verändert in der Logik nicht blofs das Subject der Schellingschen Lehre, so dafs er aus dem realen Subject ein reines machte, sondern er verändert das Schellingsche reale Subject von Grund aus, und die ganze Schellingsche Methode. Aber Hegel sagt nirgends, dafs Schellings Methode keine dialektische sei, sondern giebt nur zu verstehen, dafs sie nicht für die speculative Erkenntnifs ausreiche, weil sie sich blofs in disjunctiver Form bewegt. Es konnte Hegel gar nicht einfallen, sich die Schellingsche Methode und Erfindung anmafsen zu wollen, denn er deckt alle ihre Blöfsen und Schwächen auf, und verschmäht sie durchweg. Hegel verdankt Schelling die Methode so wenig, dafs er vielmehr *die* Methode erst hat schaffen und erfinden müssen, welche nach Inhalt und Form die Natur der Sache selbst ist. Es ist nicht allein anmafsend von Schelling, so etwas zu behaupten und zu sagen, sondern diese Meinung und Versicherung ist auch der factische Beweis, dafs er die Hegelsche Methode gar nicht zu fassen vermocht hat. Bei Schelling ist die Methode *seine* Reflexion, denn sie ist dem Princip seiner Lehre äufserlich, er macht sie, bei Hegel aber macht die Methode sich selbst, indem sie die

immanente und lebendige Natur der Sache ist. Nach Schelling fällt das Ganze der Philosophie in die absolute Einheit (weil indifferent und unmittelbar) und den Procefs dualistisch auseinander, trotz der vorausgesetzten und geforderten Einheit, wogegen sie nach Hegel unmittelbar durch unendliche Vermittlung mit sich ist. Die Schellingsche Methode ist noch nicht die Methode in der Vollendung, sie ist nicht wahrhaft unendlich, wie die Hegelsche, sondern geht nur ins schlechte Unendliche, oder Endlose, fort. Daraus erhellt wohl zur Genüge, was von diesem Schellingschen Gerede zu halten ist, nämlich dafs Hegel das Empirische hinweggeschafft habe, und anstatt des Wirklichen, den logischen Begriff gesetzt, dem er durch die seltsamste Fiction oder Hypostasirung eine ähnliche nothwendige Selbstbewegung zugeschrieben haben soll. Nichts gar nichts.

„Die erste Voraussetzung, fährt Schelling S. XV weiter fort, der angeblich nichts voraussetzenden Philosophie (Hegels) war, dafs der reine logische Begriff als solcher die Eigenschaft, oder Natur hat, *von selbst* in sein Gegentheil umzuschlagen, und dann wieder in sich selbst zurückzuschlagen, was man von einen Lebendigen, Wirklichen denken, von dem blofsen Begriff aber weder denken, noch imaginiren, sondern nur eben *sagen* kann. Das Abbrechen der Idee d. h. des vollendeten Begriffs von sich selbst war eine *zweite* Fiction, denn dieser Uebergang (zur Natur) ist nicht mehr ein dialektischer, sondern ein andrer, für den es schwer sein möchte, einen Namen zu finden, für den es in einem *rein rationalen System* keine Kategorien giebt, und für den auch der Erfinder selbst in seinem System keine Kategorie hat. Dieser Versuch, mit Begriffen einer schon weit entwickelten Realphilosophie (an einer solchen war seit Cartesius gearbeitet worden) auf den Standpunkt der Scholastik zurückzugehen, und die Metaphysik mit einem *rein* rationalen, alles Empirische ausschliefsenden Begriff anzufangen; wiewohl selbst dieser nicht gefunden oder richtig erkannt war, und das vorne abgewiesene Empirische durch die Hinterthür des Anders- oder sich- untreu-Werdens der Idee wieder eingeführt wurde; diese Episode in der Geschichte der neuern Philosophie also, wenn sie nicht gedient hat, dieselbe weiter zu entwickeln, hat wenigstens dazu gedient, auf's Neue zu zeigen, dafs es unmöglich ist, mit dem *rein* Rationalen an die Wirklichkeit zu kommen."

Schelling nennt es eine Voraussetzung, dafs nach Hegel, wie er sich ausdrückt, der logische Begriff die Eigenschaft habe, von selbst in sein Gegentheil um- und wieder in sich selbst zurückzuschlagen. Aber Hegel kann diese Voraussetzung nicht machen, weil er zeigt, und nicht blofs, wie Schelling, versichert, wie der Begriff dazu kommt, die lebendige Einheit seiner unterschiedenen Bestimmungen zu sein. Sonst müfste Hegel, wie Schelling, mit der absoluten Einheit und Idee *unmittelbar* selbst dem *Inhalt nach* anfangen. Aber Hegel fängt nicht, wie Schelling, mit dem Absoluten an, sondern von Nichts, um das Absolute nicht vorauszusetzen, und was es nicht ist, als ein Unmittelbares zu bestimmen. Der Uebergang der logischen Idee zur Natur soll kein dialektischer, sondern eine blofse Fiction sein, und Hegel in seinem System dafür keine Kategorie haben. Seltsam, was negative Beziehung bei Hegel ist, scheint Schelling ganz übersehen zu haben. Nach Schelling macht Gott sich zum Grunde, zur Natur, um den Anfang seiner selbst als Intelligenz zu sein. Nach Hegel aber ist es nicht die Natur (das Aeufserliche), sondern das innerliche Wesen der Idee, woraus Gott die Welt erschafft, und der Geist von *Ewigkeit* her ist. Nach Schelling *wird* Gott nur der Geist, Intelligenz, nach Hegel *ist* Gott der Geist, Intelligenz, aus und durch sich selbst. Die logische Idee, das reine Subject, wie Schelling sagen würde, ist bei Hegel nur der Grund, das Wesen Gottes, nicht der wirkliche Gott, oder das reale Subject im Schellingschen Sinne. Nach Hegel ist Gott erst der wirkliche Gott, indem er der Geist, das reale Subject ist. Gott ist nach Hegel als Geist die Wahrheit der Natur, der Geist ewig an und für sich selbst, nicht wie nach Schelling blofs von der Natur auf dem Weg zu sich oder zur Intelligenz sich reinigend und erhebend. Nach Hegel schreitet das absolute Subject nicht, wie bei Schelling, blofs von jeder Objectivität oder Endlichkeit zur höheren Subjectivität fort, sondern ist die höchste Subjectivität von Anfang an, indem es alle Objectivität frei entläfst, die aber zugleich durch sich selbst über sich zu Gott hinausgeht.

Schelling fafst das Verhältnifs der logischen Idee zur Natur so auf, als wenn nach Hegel jene Idee wirklich in die Natur als in ein Andres und Fremdes überginge, als wenn die Natur nicht *ihr* Andres wäre, und der logische Gedanke als das Wesen der Natur nicht schon das Sein an sich hätte. Die Idee ist nicht erst

für sich, und läfst sich dann erst in ihre Momente aus einander fallen, damit die Natur entstehe, wie Schelling meint. Sondern die Natur entsteht gleich von Anfang mit der Idee, die Natur oder das Empirische und die Erfahrung hat die Idee zu ihrem Wesen, wodurch in der Empirie Gedanke, Vernunft ist. Schelling setzt die logische Idee und die Natur oder das Empirische einander nur entgegen, da sie doch nach Hegel das innerste Wesen der Natur ist. Dadurch macht er sie zu etwas Formellem, und das ganze Hegelsche System zu einem blofs rationalen, was es gar nicht ist. Nach Hegel haben wir in der logischen Idee die Tiefe in den Gedanken, in der Vernunft, oder innerlich, welche wir in der Natur und im Geist äufserlich haben, zum Beweis, dafs der Gedanke nicht blofs Gedanke, sondern auch empirisch ist.

Darum ist die Folgerung, welche Schelling daraus für die Hegelsche Philosophie zieht, dafs nämlich mit dem rein Rationalen nicht an die Wirklichkeit zu kommen sei, nicht weniger unbegründet, als seine Versicherung, dafs der Uebergang der logischen Idee zur Natur eine blofse Fiction ausmache. Hegel will gar nicht mit dem *rein* Rationalen an die Wirklichkeit kommen, er weifs kein Rationales, das die Wirklichkeit aufser sich hätte, sondern er kennt nur das *Rationale im Wirklichen* oder den *Gedanken im Empirischen*, nicht den blofsen Gedanken, welcher nur an die Erfahrung heran kommt, sondern von Haus darin ist. Aber er kennt auch eben so wenig das nur Empirische, wie Schelling, dessen Wesen nicht vom Gedanken aufgeschlossen wird, und welches sich nicht durch sich selbst beweist.

Schelling wagt es, und was hat er nicht schon gewagt, die Hegelsche Philosophie eine Episode zu nennen, welches das Aergste ist, was man von einer Wissenschaft nur behaupten und sagen kann. Da er dies insbesondre in Betreff der Logik sagt, so müssen wir ihm eröffnen, dafs in ihr zuerst das Speculative nach seinem wahren Gehalt erkannt, das Objective und Absolute nach seinem wahren Wesen gefafst worden ist. Die Hegelsche speculative Logik enthält nichts weniger als die Sache in ihrer immanenten Vernunft und Wesenheit vom Denken durchdrungen. Nirgends, von keinem Philosophen in der Welt, und von Schelling am allerwenigsten ist vor Hegel der Gedanke und die Idee, oder sind die Gedankenbestimmungen selbst gedacht und begriffen worden. Erst Hegel hat sie durch das Denken vermittelt und aufgeschlossen, hat ihr inneres Verhältnifs zu einander aufgezeigt, und sie auseinander entwickelt, insofern sie in ihrer dialektischen und speculativen Bewegung ihr inneres Leben, Haltung, Mafs und Gestalt haben. Diesen Gedankenbau, worin der Gegenstand nach seiner Wesenheit erkannt wird, von seiner ewigen Vernunft durchdrungen, in welchem derselbe erst wahrhaft begriffen, eingesehen und verstanden wird, eine Episode zu nennen, heifst am Ende so viel, als alle Erkenntnifs und Wissenschaft überhaupt als Episode betrachten, um nicht mehr die Tiefe in den Gedanken zu suchen, aber dafür sich der Unmittelbarkeit und dem absoluten Nichtwissen in die Arme zu werfen. Gegen solche Werke der Erkenntnifs und des Geistes sind alle Schellingschen Werke Stückwerk geblieben, und Flickwerk, Versuche, Skizzen ohne Ausführung. Nie hat Schelling einen durchaus fertigen Bau geliefert, und nach solchen Expectorationen wird es auch schwerlich je dazu kommen.

Zuletzt, meint Schelling (S. XVIII) mit jener Episode im Kopf, soll der Philosophie „noch eine grofse, aber in der Hauptsache letzte Umänderung bevorstehen, welche einerseits die positive *Wirklichkeit* gewähren werde, ohne dafs andrerseits der *Vernunft* das grofse Recht entzogen würde, im Besitz des absoluten Prius, *selbst des der Gottheit* zu sein; ein Besitz, in den sie nur spät sich setzte, der allein sie von jedem realen und persönlichen Verhältnifs emancipirte, und ihr die *Freiheit* gab, die erforderlich ist, um selbst die *positive* Wissenschaft als *Wissenschaft* zu besitzen. Hierbei werde auch der Gegensatz des Rationalismus und Empirismus in einem viel höheren Sinn als bisher zur Sprache kommen. Empirismus werde dabei in dem höheren Sinne genommen werden, in welchem man sagen könne, dafs der wahre *Gott* nicht blofs das allgemeine Wesen, sondern selbst zugleich ein besonderes und empirisches ist. Eben so werde dann auch die *Vereinigung* beider, in einem Sinne, wie sie bisher nicht zu denken war, zu Stande kommen, in einem und demselben Begriff, von welchem als gemeinschaftlicher Quelle, das höchste Gesetz des Denkens, alle secundären Gesetze und die Principien aller negativen oder sogenannten reinen Vernunftwissenschaften eben sowohl, als von der andern Seite der *positive* Inhalt der höchsten, allein eigentlich (*sensu proprio*) so zu nennenden Wissenschaft sich herleitet.

Es wundert uns gar nicht, wenn Schelling es in der Leere seines Absoluten von früherhin nicht mehr aushalten kann, wenn er den Drang hat, sich dem absoluten Formalismus zu entwinden. Aber Alles, was er will, die Einheit des Rationalismus und Empirismus, und dafs die *positive* Wissenschaft zur *Wissenschaft* verklärt werde, ferner, dafs der wahre Gott nicht blos das allgemeine Wesen sei, und das höchste Gesetz des Denkens mit dem positiven Inhalt von einem und demselben Geiste hergeleitet werden soll, — Alles das hat die Hegelsche Philosophie zu vollbringen angefangen, und schon zum grofsen Theil vollbracht. Wenn man aber nicht mit ihr die Vernunft und Wirklichkeit in speculativer, oder dem Inhalt gemäfser Form erkennen will, wie Schelling, sondern sich dem Empirismus absoluter Thatsache auf Gnade ergiebt, so ist man auf der Flucht vor dem, was man sucht. So geht es Schelling, er ist auf der Flucht vor dem ewigen, göttlichen Gedanken, den er zugleich empirisch als absolute Thatsache anspricht. Er ist auf der Flucht vor der Hegelschen Philosophie, welche die von ihm geforderte Einheit des Rationalismus und Empirismus zu ihrem speculativen Inhalt hat, indem jeder in ihr sich durch sich selbst in Einheit mit dem Andern, und diese Einheit als seine innerste Natur hervorbringt. Sie ist und enthält, was nach Schelling sein und erst kommen soll; weil er *sie* verschmäht, wird er nimmer erreichen, was er als sein Ziel vor Augen hat. Schelling möchte den Inhalt ohne die Form, Philosophie ohne ihre Form, die der Gedanke ist, wodurch sie erst zur Philosophie wird. Darum können wir nur mit Wehmuth niederschreiben, dafs Schelling nicht blos gegen Hegel ein *Zurückgebliebener*, sondern in seinem Streben gegen ehemals selbst ein *Zurückgekommener* ist. Denn sein Empirismus, wenn er auch nicht der gemeine, sondern hohe Empirismus, der Empirismus absoluter Thatsache und Offenbarung sein soll, bleibt doch immer Empirismus, absoluter Empirismus, der die unendliche Selbstvermittelung, welche das Princip wahrer Absolutheit ist, gänzlich abschneidet. In Schellings jugendlicher Philosophie war doch ein Streben, absoluter Empirismus leidet aber kein Streben mehr, weil die Wurzel des Strebens, der Gedanke, das *fe[rmentum] cognitionis* verschmäht, am Ende wohl gar ve[r]achtet wird.

Nach allen dem kann es wohl nicht zweifelhaft sei[n], ob Hegel die Philosophie auf eine höhere Stufe erhobe[n] hat, als Schelling, oder nicht. Wenigstens ist es ei[n] Factum, dafs Schelling zwar die Naturphilosophie ang[e]fangen, aber nicht vollendet, und die Geistesphilosoph[ie] so gut wie unberührt gelassen hat, deren Durchführun[g] Hegels grofses Werk ist, indem er die wahrhaft unendlich[e] Methode erfand. Hegel hat erst den Geist erkannt, wie [e]r die Wahrheit der Natur, und als diese Wahrheit der lebend[i]ge Gott, der absolute Geist ist. Während Gottes Wesen nac[h] Hegel die logische Idee, und seine Schöpfung die Natur is[t] und der menschliche Geist, aber Gott selbst der Gei[st] von Ewigkeit her ist, bleibt der Geist bei Schelling m[it] den Schlacken der Natürlichkeit und irdischer Geschicht[e] behaftet, mit der Zeitlichkeit und Creatürlichkeit, u[m] ins Unendliche Intelligenz blos zu werden. Diese grofs[e] Lücke in der Erkenntnifs des Geistes hat Hegel ausge[-] füllt, um den christlichen Anforderungen zu genüge[n], gegen welche die Schellingsche Philosophie, aber noc[h] mehr die Kantische zurückgeblieben ist. Das christlich[e] Princip, für welches das Subjective und Objective nu[r] durch ihre Vermittlung, und wahre Einigkeit des *Gei[stes]* und der *Natur in Gott* einen Werth haben, dul[-] det den starren Gegensatz beider in der Kantische[n] und Fichteschen Philosophie eben so wenig, als da[s] blofs wechselseitige Aufheben derselben in die Schel[-] lingsche *leere* Indifferenz als in einen endlosen Schei[n] und fortgehende Täuschung; vielmehr will es, dafs da[s] Subject in Harmonie mit dem Object sei, und dafs de[r] Geist durch den Begriff und die Beherrschung der Na[-] tur, und die Natur durch den Gehorsam gegen de[n] Geist sich bewähre in der Idee, damit der *göttlich[e]* Gedanke, welcher Alles in Allem ist, der Alles in Be[-] wegung setzt, belebt und ordnet, in der Natur den Geiste *vernehmlich*, im Geist dem Geiste *offenbar* sei und so die Wahrheit in Allem verherrlicht werde.

Hinrichs.

№ 36.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

XXXVI.

Ideen zu einer Theorie der Musik. Von A. Kretzschmer. Stralsund 1833.

Der Inbegriff der Ansichten, welche der Verf. des obengenannten Werkes in dessen 4 Büchern vorträgt, in denen er handelt: von dem Princip der Tonlehre und dessen allgemeiner Entwicklung; von der Musiktheorie der alten Griechen; von der Musik der Aegypter, Chinesen und Gaelen; von der neuern Musik; — läfst in folgenden, gedrängten Auszug sich zusammenfassen.

Unsere Tonlehre ist ein bloſses, zusammengewürfeltes Aggregat von Regeln und Ausnahmen; sie soll aber eine festgegründete, fortdauernder Verbesserung fähige Wissenschaft werden. Dazu wird sie nimmer gelangen, sofern nicht Alles, was sie vorschreibt und verwirft, aus einer allgemeinen Grundlage sich entwickelt. Diese Grundlage, deren sie bis jetzt entbehrte, ist eine ganz einfache: die fortgesetzte Theilung einer Saitenlänge nach Hälften und Vierteln: die aus ihr sich entwickelnde, *naturgemäſse* Tonleiter.

Die Hälfte einer Saite giebt uns die Oberoctave ihres Grundklanges, welche mit demselben zu völliger Einheit verschmilzt; ein gleiches Tonverhältniſs gewährt die, in eben der Art fortgesetzte Theilung jener Hälften, wenn wir die übrigen mit ihnen vergleichen. Stellen wir aber von 4 Theilen einer ganzen Saitenlänge deren 3 ihr gegenüber; so bilden diese ein neues Tonverhältniſs, die *Quarte* ihres Grundklanges, welche nicht mehr unbedingt in ihn aufgeht; die Vergleichung dieser 3 Theile aber mit der Hälfte jener Saitenlänge, welche die Oberoctave ihres Grundklanges darstellt, gewährt uns die Ober*quinte* jener neugewonnenen Quarte.

So, durch eine fortgesetzte Theilung und Gegeneinanderstellung dieser Art, entwickelt sich eine Reihe Octaven zunächst, dann aber auch aneinanderhängender Quarten; weil aber jeder von den Klängen, auf denen diese Tonverhältnisse ruhen, bei solcher Theilung auch seine Oberoctave findet, nicht minder die Oberquinte einer jeden Quarte.

Das gesammte Tonreich erschlieſst sich uns allgemach auf diesem Wege, wenn wir die Klänge, aus denen jene Quartenreihe besteht, in den Raum einer Octave zusammenstelleu. Als Grundklang dieser Reihe nehmen wir *H* an. Erschien bei der ersten jener Theilungen die Octave (*H* — *h* = 2 : 1), bei der zweiten Quarte und Quinte (*H* . *e* . *h* ; 4 : 3 ; 3 : 2): so geht bei der 3ten das Verhältniſs des Ganztons hervor (*a* — *h* = 9 : 8), bei der 5ten der harte Dreiklang (*g* — *h* — *d*), die Theilung der Quinte in die groſse Terz (81 : 64) und die kleine (32 : 27); bei der 6ten der kleine Halbton, Limma (*H* . *c* = 256 : 243); bei der 7ten die diatonische Leiter. Nach der Anzahl der Theilungen, durch welche diese Verhältnisse hervorgehen, benennen wir die Tonreihen, denen sie angehören; so die *Drei*-, die *Fünf*-, die *Sieben*-Tonreihe u. s. w. Nun zeigt sich bei der 8ten Theilung auch der groſse Halbton, Apotome (*b* : *h* = 2187 : 2048), und mit ihm die Theilung des Ganztons in 2 ungleiche Hälften; bei der 12ten die, durch die eingeschalteten Klänge *des*, *es*, *ges*, *as*, *b*, zur *chromatischen* umgestaltete Tonleiter; bei der 13ten der Klang *ces*, der gegen die Octave des Grundklanges, *H*, das *enharmonische* Comma bildet (531441 : 524288). Ein gleichmäſsiges, nur umgekehrt angewandtes Verfahren führt uns durch eine abwärts gehende Quartenreihe eben so zu dem doppelt geschärften *a*, das nicht minder um das enharmonische Comma von dem Grundklange *H* abweicht; wie denn (die durch die fortgesetzte Theilung immer nebenher mit entstehenden Octaven jedes neuen Klanges ausgenommen) die stetig entwickelte Quartenreihe nicht wieder einen Klang erzeugt, der ihrem Grundklange abermals verschmölze, sondern, aller Annäherung

ungeachtet, an ihren beiden Enden in das Unendliche hinausstrebt.

Auf dieser Grundlage der $\frac{3}{4}$ Theilung beruhte zweifellos das gesammte Tonsystem der *Griechen*: durch die *That* zeigt es sich darauf gegründet, wenn allerdings auch *kein* griechischer *Tonlehrer* einer solchen Construction desselben gedenkt. In Bruchstücken wohl nur empfingen die Griechen ihre Tonwissenschaft aus ägyptischer Geheimlehre; und diese selbst mag nur in Ueberbleibseln einer Kunde bestanden haben, welche, auf die Aegypter übertragen, früher in dem Besitze eines vorhistorischen, sehr aufgeklärten Volkes sich befand. Die stehenden Saiten des gröfsesten und unabänderlichen Tonsystems der Griechen zeigen uns die Klänge *H*, *e*, *a*, *h*, *e*. Fünf *Tetrachorde*, Reihen von 4 Klängen, fügt jenes System aneinander; die eben genannten Saiten bilden deren Anfangspunkte. Es sind diejenigen, die wir gewinnen, wenn wir eine Saitenlänge zum *3ten Male* nach Hälften theilen, und 4 Theile ihrer ganzen Länge und ihrer Hälfte mit deren 3 vergleichen. Jede dieser Reihen oder Tetrachorde, ist durch das Verhältnifs eines kleinen Halbtons und zweier Ganztöne gegliedert; die Klänge, durch die jene Verhältnisse sich bilden, entwickeln sich nach dem beschriebenen Gesetze der Quartenfolge aus den 5 nächsten, aus dem Grundklange des Systems entstandenen Klängen *e*, *a*, *d*, *g*, *c*, indem jeder derselben neben seiner Oberoctave auch seine Oberquarte aus sich hervorbringt. Unter ihnen aber bildet der Klang *a* den Mittelpunkt des gesammten Systems, die Mesé; an ihn knüpfen sich auf doppelte Weise die Tetrachorde. Bei den ersten beiden ist der Endpunkt des tiefsten (*e*) auch der Anfangspunkt des zweiten; an dem Endpunkt dieses letzten nun, *a*, wird entweder auf gleiche Art die Verbindung weiter geknüpft (*a*, *b*, *c*, *d*), oder es beginnt eine neue, die beiden tieferen Tetrachorde in der Oberoctave nur wiederholende Reihe. Das Verhältnifs der 3ten Reihe zu dem Klange *a* also entscheidet über die Eigenthümlichkeit der Verknüpfung; deshalb wurde derselbe mit Recht als der Mittelpunkt des Systems angesehen. Dieses System schliefst, wie der Augenschein lehrt, 2 diatonische Leitern in sich, eine jede aus 7 Klängen bestehend, die durch geschärfte Wiederholung ihres Grundklanges eine vollständig gegliederte Doppeloctave bilden. Siebenmal läfst sich der Anfangspunkt des Systems verändern, und mit ihm das Verhältnifs der Mesé (*a*) wie des ihr folgenden *diazenktischen* Tones (*a*—*h*) zu dem neuen Anfangspunkte des Systems. Dadurch entstehen 7, charakteristisch verschiedene *Octavengattungen* oder Tonsysteme. Die 12te Theilung der Saitenlänge aber bildet, wie wir gesehen, 12 (grofse und kleine) Halbtöne, innerhalb des Raumes einer Octave. Jeder der 12 Klänge, aus denen diese bestehen, kann nun wiederum Anfangspunkt eines, in gleicher Art, wie zuvor beschrieben, geordneten gröfsesten, unabänderlichen Tonsystems werden. Ja, die Griechen beschränkten sich nicht auf die Klänge allein, als Anfangspunkte solcher Tonsysteme; der 3 tiefsten Klänge der so gegliederten Octave bedienten sie sich (wenn gleich selten, und meist nur für hohe Flöten) auch in der oberen Octave in gleichem Sinne. So entstanden, neben 7 *Octavengattungen*, ihnen noch 15 (*wesentlich* allerdings nur 12) *Tonarten*; jene, *charakteristisch*, durch die Stellung ihrer Tonverhältnisse zu dem Grundklange, diese, nur nach *Höhe* und *Tiefe* verschieden, deshalb aber nicht mit einander zu verwechseln, so leicht auch eine solche Verwechslung dadurch möglich wird, dafs in beiden die Benennungen des Lydischen, Phrygischen, Dorischen, so wie des Hypolydischen u. s. w. (wenn auch in verschiedenem Sinne) vorkommen. Konnte nun eine jede *Octavengattung* in jeder *Tonart* dargestellt werden: so standen den Griechen im Ganzen 84 Tonleitern zu Gebote, wie die Chinesen sie noch haben. In jeder *Octavengattung* blieb der Mittelpunkt des Systems, die Mesé, nothwendig unverändert, denn eben ihr Verhältnifs zu dem wechselnden Anfangspunkte des Systems bildete die Eigenthümlichkeit der Gattung. Der Wechsel der *Tonart* aber zog erklärlicher Weise auch den Wechsel der Mesé unmittelbar nach sich, weil der sie darstellende Klang mit der veränderten Tonhöhe des Systems ein anderer werden mufste. Eine 3fache Art der Veränderung war also den Griechen bei ihren Tonweisen vergönnt: der *Wechsel* der *Gattung* bei *bleibender Mesé*; der *Wechsel der Tonart* bei *veränderter Mesé*; *beides* endlich, so weit der Umfang der Weise es als angemessen darstellte.

Auf solche Weise gestaltete sich in ihnen die *Melodik* innerhalb der Grenzen des *diatonischen* Klanggeschlechts. Was aber die, ihre Tonweisen begleitende *Harmonie* betrifft; so war diese auf Einklänge, Octaven, Quarten und Quinten beschränkt. Denn andere Verhältnisse entstehen nicht bei der 2ten Theilung der Saite und der durch sie dargestellten Tonentwicklung:

auf diese aber gründete sich das gesammte griechische Tonsystem, das 6 solcher, durch Quarte und Quinte getheilten Octaven, deren Grundklänge in ihrer Folge jederzeit zu denen der vorangegangenen in dem Verhältnisse der Oberquarte standen, aneinanderfügt; das auf solche Weise die diatonische Leiter fand, und durch deren Tonverhältnisse die Tetrachorde wiederum gliederte, aus denen es dieselben von neuem aufbaute. Die Anfangs- und Schlufstöne ihrer Tetrachorde dienten daher in den wohlstimmenden Verhältnissen des Einklanges, die Octave, die Quarte und Quinte den Tonweisen der Griechen zu harmonischer Begleitung. Ihr *chromatisches* und *enharmonisches* Klanggeschlecht endlich änderte an den stehenden Saiten ihres Systems, und der *Verknüpfung* der Tetrachorde nichts, wohl aber an der *Gliederung* dieser letzten. Das *chromatische* beruht bei ihnen auf der, bei fortgesetzter Saitentheilung nach den ausgesprochenen Grundsätzen, hervortretenden Theilung des Tones in einen kleinen und grofsen Halbton: ihr chromatisches Tetrachord wurde demnach durch die Folge eines kleinen, eines grofsen Halbtons, und einer kleinen Terz gegliedert: das *enharmonische* gründete sich auf der Theilung des Halbtons in 2 enharmonische Diesen, welcher zufolge es 2 Tonverhältnisse dieser Art und eine grofse Terz innerhalb seines Tetrachordes darstellte. Eine melodische Biegsamkeit war den griechischen Tonweisen hiernach gewährt, die für uns längst verloren gegangen, für die unser Ohr gänzlich abgestumpft ist.

Wir übergehen die verschiedenen Abschattungen bei diesen Klanggeschlechtern, wie der Hr. Vf. nach Plutarch, Aristoxenos und Euklides sie darstellt, und sie auf seine Grundsätze zurückzuführen sucht; eben so dasjenige, was er auf 5 Blattseiten flüchtig über die Tonkunst der Aegypter, Chinesen und Gaelen berichtet, und eben hier auch eine Bewährung seiner Grundansichten findet. Wichtiger ist uns der Inhalt seines 4ten Buches: über *Neuere Musik*.

Wir sind *zurückgeschritten* gegen die Griechen (sagt er dort) in der praktischen Auffassung des kleinen Comma, und der übrigen, ihrem enharmonischen System zu Grunde liegenden Tonverhältnisse: *ungeheuer vorgeschritten* aber, indem wir, statt, wie jene, bei der *2ten* Tonentwicklung stehen zu bleiben, die *5te*, bei welcher der (harte) Dreiklang entsteht, zur harmonischen Grundlage unserer Tonkunst gemacht haben. Bei der *5ten* Tonentwicklung zuerst tritt der harte Dreiklang mit dem Tone *g* hervor, und dieser bildet dessen Grundklang. In 3 Formen erscheint uns derselbe: in dem Raume einer kleinen Sechste, die in der Tiefe durch die kleine Terz, in der Höhe durch die Quarte gegliedert wird (*H.d.g*); einer grofsen Sechste, die in der Tiefe die Quarte, in der Höhe die grofse Terz in sich schliefst (*d.g.h*); endlich als die, durch die grofse und kleine Terz ungleich getheilte Quinte (*g.h.d*). Bei jeder dieser Formen, die 3te ausgenommen, ist die Verdoppelung des Grundklanges in der Tiefe vorausgesetzt. Die 7te Tonreihe, mit welcher die *diatonische* Leiter entsteht, können wir nur denken als eine Zusammenstellung dreier *Fünftonreihen*, so, dafs der aus dem Grundklange (als dessen Oberquarte) zunächst entwickelte Klang zum Grundklange der nächstfolgenden Reihe wird. In diesem Sinne werden uns die 3 Klänge *g*, *c*, *f*, als Grundklänge der 3, in der Siebentonreihe beschlossenen harten Dreiklänge erscheinen müssen; da jeder derselben in 3 Formen in ihr enthalten ist, so begreift sie neun Dreiklangsformen in sich. Stellen wir nun die Siebentonreihe, sie mit dem Grundklange *H* beginnend, als diatonische Leiter zusammen; so können wir die 3 Grundtöne ihrer Dreiklänge ihr unterlegend, und mit deren Formen allezeit wechselnd, sie durch eine Reihe von Dreiklängen begleiten: $\begin{bmatrix} H.c.d.e.f.g.a \\ G.c.g.c.f.c.f \end{bmatrix}$. Bei dieser Begleitung erscheint allein der Dreiklang von *C* in allen seinen 3 Formen: in zweien dagegegen nur die Dreiklänge von *G* und *F*. Sein Grundbafs liegt in der Mitte der beiden andern, sie verbindend: mit Recht nimmt der Klang *C* daher in unserer Tonkunst die Stelle ein, welche die Mesé in der griechischen behauptete. *G* und *F* dagegen stellen sich neben ihn, [die Tonica] als Dominante und Subdominante. Dieser Hauptstelle ungeachtet, welche *C* in der diatonischen Leiter einnimmt, müssen wir dennoch naturgemäfs sie mit dem vorangehenden *H* beginnen, und mit *a* schliefsen. Nur in dieser Stellung zeigt sie 2 Tetrachorde, deren jedes mit einem Limma beginnt, dem 2 gleiche Ganztöne folgen, und deren zweites an den Schlufspunkt des ersten wiederum anknüpft: nur so wird es möglich, sie mit allezeit wechselnden Formen der 3 in ihr beschlossenen Dreiklänge zu begleiten; wogegen bei dem Fortschritte von *a* nach *h*, der Oberoctave des Grundklanges, zwei *gleiche* Dreiklangsformen und mit ihnen 2 Quinten, Octaven und grofse Terzen nebeneinandergestellt werden müfsten.

Hierin erkennen wir auch den Grund des Verbotes solcher Fortschreitungen in gleicher Bewegung; denn sie widerstreben dem Grundverlangen der Natur nach Wechsel, als Bedingung alles Lebens, und sind daher überall widerwärtig und anstöfsig. Bei diesem naturgemäfsen Wechsel der Fortschreitung der einzelnen Glieder der, die Tonleiter in ihrer rechten Folge begleitenden Dreiklänge nehmen wir nun die Regel wahr: dafs Tonverhältnisse, die *kleiner* sind als die *Hälfte* der Octave, zu anderen, ebenfalls kleineren fortschreiten; *gröfsere* als jene Hälfte wiederum zu gröfseren; ein Gesetz der Fortschreitung und Auflösung, das wir als *allgemeines* anzuerkennen haben, da es sich überall bewähret.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXXVII.

Hymenopterorum Ichneumonibus affinium monographiae, genera europaea et spec. illustrantes, scrips. Ch. G. Nees ab Esenbeck, Dr. acad. C. L. C. nat. cur. praes. prof. bonn. Vol. I. Stuttg. et Tubing. sumpt. I. G. Cotta. 1834. 8. *XII et* 312 *p.*

Wenn in der vorliegenden Arbeit der Vf. zwar nicht überhaupt zuerst, doch zuerst in dieser Ausführlichkeit und Ausdehnung, einen neuen Gegenstand seiner geschickten Behandlung unterwirft, so können seine älteren gediegenen botanischen Werke nur ein günstiges Vorurtheil erwecken für die Beseitigung von Schwierigkeiten und Umständen, wie sie die Auseinandersetzung der den *Ichneumonen* verwandten Hymenoptern-Familien mit sich bringen mufs. Erfreulich wird es daher allen Entomologen im besondern sein, wenn sie dieselbe geübte Hand des verdienten Botanikers auch in dieser Arbeit wieder erkennen, und im Vergleich mit Hrn. *Gravenhorst's Ichneumonologia europaea* zugeben müssen, eine ungleich mehr gelungene, also werthvollere Arbeit als Fortsetzung jenes, den schwierigen Gegenstand keineswegs erschöpfenden Werkes in dieser Schrift geliefert zu sehen. Schon die Art und Weise der Behandlung zeichnet Hrn. *Nees* Arbeit vor der des Hrn. *Gravenhorst* aus, denn während in der Ichneumonologie Alles in die Breite gezogen und am Ende mit Verschwendung unsäglichen Fleifses der fragliche Gegenstand nur noch ungewisser gelassen ist, eine Behauptung, deren wiederholter Beweis keinem mit der Ichneumonologie Vertrauten schwer fallen kann; so erscheint uns bei Hrn. *Nees* Alles bestimmt und bündig, kein unnöthiger Ballast, keine endlose Synonymenreihe, die mehr erwogen doch nicht einer kritischen Genauigkeit Stand hält. So hat auch Hr. *Nees* die Gattungscharaktere auf wenige Zeilen beschränkt, während sie im Werke seines Vorgängers Seiten anfüllen, wohl bedenkend, dafs nach Hervorhebung des Unterscheidungsmerkmales kein Zweifel mehr bleiben könne, wenn nur die Charaktere ausschliefsend und unabänderlich sind; während im anderen Fall der Charakter in der Summe von Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen sich verliert und dem Suchenden keinen Haltpunkt mehr darbietet.

Was nun den Inhalt betrifft, so sollen die fünf Familien der *Braconoidea*, *Alysioidea*, *Evanialia*, *Pteromalina* und *Proctotrupina* hier behandelt werden, von welchen der vorliegende Band die ersten *drei* umfafst. Eine synoptische Tabelle der Unterschiede zwischen allen fünf ist nicht gegeben, indefs liefern die jeder Familie vorgesetzten bündigen Charaktere ihre Unterschiede hinreichend. Nach einer ausführlichern Beschreibung des gemeinsamen Baues in jeder Familie folgt dann die Tabelle der Gattungen, deren bestimmende Merkmale gröfstentheils von den Frefswerkzeugen hergenommen sind. Dies hat aber für das Aufsuchen der Gattung grofse Unbequemlichkeit, da es meistentheils nicht angeht, das einzige vorliegende Exemplar für die blofse Bestimmung einer Analyse zu unterwerfen, und dieserhalb wäre eine zweite Uebersicht nach mehr äufseren Charakteren wünschenswerth gewesen. Von den *vierzehn* Gattungen der *Braconoidea* waren nur fünf bisher bekannt, die übrigen neun hat Hr. Nees aufgestellt, doch ist die längst bekannte Gattung *Bracon* noch immer die zahlreichste, indem sie *achtzig* Arten enthält. Nichts desto weniger fehlen auch hier noch, und besonders bei Aphidius *Nees*, mehrere Arten, die Ref. vorliegen, wie es denn bei der grofsen Anzahl der Insecten und den bis jetzt noch immer nur dürftigen Hülfsmitteln nicht anders sein kann. Dasselbe gilt von Microgaster *Latr.*, obwohl Hr. *Nees* 40 Arten beschrieben hat. In der zweiten Familie, *Alysioidea*, welche durch *sechs*gliedrige Kiefertaster von den mit *fünf*gliedrigen Kiefertastern versehenen *Braconoideis* abweicht, führt der Hr. Vf. 7 Gattungen auf, wovon nur 2 bei *Jurine* und *Latreille* vorkommen. Besonders reich an Arten ist unter diesen die Gattung *Alysia* selbst mit 41. — Die dritte Familie *Evanialia*, von den anderen beiden durch die nicht über *sechszehn* Glieder haltigen Fühler verschieden, begreift nur die drei bekannten europäischen Gattungen *Aulacus Jur.*, *Foenus Fabr.* und *Evania Fabr.* in welchen keine neuen Arten aufgeführt werden. Jede Gattung, eine jede Art, hat ihre bestimmende ausschliefsende Diagnose ihre Synonymie, so weit sie nöthig oder vorhanden, und eine ausführliche, kunstgemäfse Beschreibung. Kurze, oft sehr schätzbare und neue Bemerkungen über die Lebensweise und Aufenthaltsorte sind vielen Artbeschreibungen hinzugefügt, ebenso bei bekannteren Arten die zum Theil zahlreichen Abänderungen. — Auch die äufsere Ausstattung empfiehlt die Schrift, besonders mufs der kleinere, compresse, doch hinlänglich deutliche Druck dem Leser, im Vergleich mit der Ichneumonologie, angenehm sein.

Burmeister.

№ 37.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.
Februar 1835.

Ideen zu einer Theorie der Musik. Von A. Kretzschmer.

(Fortsetzung.)

In jeder Siebentonreihe, sofern wir sie in der angegebenen Art aus 3 Fünftenreihen zusammengesetzt denken, müssen wir den Grundklang der ersten dieser Reihen (mit dessen Veränderung die Tonreihe ihr ganzes Wesen einbüfsen würde) und die Schlufstöne der 3 sie bildenden Reihen, die Grundbässe der in ihnen beschlossenen Dreiklänge, als *unveränderliche*, *stehende* Saiten annehmen: *H.g.c.f* also. Die Anfangstöne der 2ten und 3ten Fünftenreihe aber hat die 9te und 10te Tonentwicklung, welche die Klänge *es* und *as* entstehen läfst, uns *beugen*, um einen grofsen Halbton erniedrigen gelehrt. Durch sie entsteht der *weiche* Dreiklang, die *Molltonleiter*, das *chromatische* Geschlecht unserer modernen Dreiklangsmusik, die wir eben wie die harte Tonleiter, und aus gleichen Gründen, zu begleiten haben; wie uns denn auch ein leichter Uebergang freisteht von der einen zur andern.

Allein die Siebentonreihe gewährt uns nicht allein die diatonische Leiter, und die 3, in ihr beschlossenen Dreiklänge der Tonica, Dominante und Unterdominante: *mit ihr* tritt auch der, in unserer Tonkunst so wichtige *Septimenaccord* hervor, der jedoch auf einer ganz anderen Grundlage beruht als die Dreiklangsharmonie. Gründet sich diese auf der Fünftenreihe, so erscheint jener als Ergebnifs der Siebentonreihe. Der letzte Ton derselben, *f*, theilt nunmehr die Octave *H—h* in die kleine Quinte, und die übermäfsige Quarte (Tritonus), aber bezeichnender, in die kleine und grofse Halboctave: jene strebt, dem zuvor angedeuteten Gesetze zufolge, in die grofse Terz zurück, diese in die kleine Sechste hinaus, und bedingt dadurch die regelmäfsige Auflösung des Septimenaccordes, wie er auf der ersten Dreiklangsharmonie der Siebentonleiter mit dem Grundbasse *G* als *Vierklang* sich aufbaut, wenn auch seine wesentlichsten Bestandtheile schon in der, durch den 7ten Ton getheilten Octave auf gleichem Grundbasse enthalten sind. Durch diesen Accord wird es nur möglich, ohne Verletzung des Ohres, von dem 7ten Tone der mit *H* beginnenden diatonischen Leiter, *a*, zu der Oberoctave ihres Grundklanges in harmonischer Begleitung fortzugehen. Denn an die Stelle der Oberoctave des, den Ton *h* sonst begleitenden Grundbasses, *G*, tritt nun dessen Oberseptime, *f*, eine wesentliche Harmonieverschiedenheit einführend, und die Stockung in dem, von der Natur gebieterisch erheischten Wechsel beseitigend. —

Wir begnügen uns mit diesem gedrängten Auszuge des vorliegenden Werkes; die Grundansicht des Hrn. Verfs., seine daraus hergeleiteten Folgerungen zu Begründung einer wissenschaftlichen Tonlehre, scheinen genügend durch ihn dargelegt. Dafs aus der hier versuchten Construction der Tonleiter Manches, den bisherigen Annahmen Widersprechende folge, ist nicht zu leugnen: so der gröfsere Umfang der übermäfsigen Quarte gegen die kleine Quinte, die Unrichtigkeit der bisherigen Benennungen des grofsen und kleinen Halbtons, da vielmehr dieselbe zu wechseln, und z. B. *e—f* als *kleiner*, *f—fis* als *grofser* zu bezeichnen sei; so endlich eben deshalb die Thatsache, dafs *dis* höher als *es*, *fis* als *ges*, *ais* als *b* sei. Alles dieses geht folgerecht aus den angenommenen Grundsätzen hervor, und wenn wir diesen beipflichten, können wir uns den Folgen dieses Beitrittes nicht entziehen.

Allein eben diese Grundansichten kann der Berichterstatter *nicht* theilen.

Unseres Verfs. Lehrgebäude, es ist wahr, empiehlt sich durch eine (wie es scheint) die Tonleiter auf allen Stufen in *gleichen* Verhältnissen und *gleich brauchbar* darstellende Construction, durch innre Folgerichtigkeit, durch sinnreiche Zusammenstellungen. Allein der Vf. irrt, wenn er es auf die *Natur* unmittelbar ge-

gründet hält, nicht minder, als wenn er von demselben einen neuen Aufschwung für die Tonkunst erwartet, oder vielmehr erst eine wahre Blüthe derselben, da wir, ihm zufolge, in Harmonie und Melodie erst am Eingange des Musiktempels stehen.

Die bisherige Ansicht des Tonreiches ruht wesentlich auf dem *Dreiklange*, als einer, überall wo die Bedingungen der Erzeugung eines Klanges gegeben sind — eine geschnellte Saite, eine schwingende Luftsäule — in der Natur hervortretenden Thatsache. Mit dem Grundklange der schwingenden Saite ertönen dessen Oberoctave, deren Oberquinte, die Oberquarte dieser letzten, und über dieser wiederum deren, durch grofse und kleine Terz getheilte Oberquinte. Als nächstes, selbständiges *Erzeugnifs* eines jeden Klanges — da seine Oberoctave zu völliger Einheit mit ihm verschmilzt — erscheint die Quinte: jeder Klang aber ist wiederum nur als *Erzeuger* seiner Oberquinte, so in gleichem Sinne als *Erzeugnifs* seiner Unterquinte zu denken. Entwickelt nun Tonica, Ober- und Unter-Dominante, die uns hiernach entstehen, eine jede ihren Dreiklang, und ordnen wir die einzelnen, diese 3 Dreiklänge bildenden Töne, in eine Reihefolge zusammen: so entsteht uns die diatonische Leiter: in unveränderter Gestalt freilich auf allen Stufen nicht brauchbar, wegen des in ihr vorherrschenden Wechsels der Verhältnisse des grofsen und kleinen Ganztones. Wir haben indefs gelernt, durch eine *Temperatur* — Tonausgleichung — diesen Uebelstand zu beseitigen, und unsere, durch Einschaltung von 5 Hülfstönen, die in verschiedenen Beziehungen uns wechselnde Namen führen, und immer andere Verhältnisse darstellen, erweiterte Tonleiter zu einem *geschlossenen Tonkreise* zu gestalten. Hierin findet unser Verf. Unnatur und Willkür: seine Theilung der Saite soll beides beseitigen. *Seine* Tonleiter indefs ist keinesweges *unmittelbar*, sondern nur *mittelbar* auf eine Thatsache in der Natur gegründet. Sie beruht nicht auf einer, von der Natur mit einem Grundklange zugleich erzeugten, zu ihm einstimmenden, Folge von Klängen, und daraus hervorgehenden Tonverhältnissen: seine Theilung der Saite vielmehr schreibt durch ein, allerdings einfaches, doch willkürliches Verfahren, dem klingenden Körper die zu erzeugende Tonreihe vor, beruht daher nicht sowohl auf einer Thatsache in der Natur, als auf einer *mathematischen Construction*. Diese gewährt freilich Quarte, Quinte und Octave, den mittönenden, gleichnamigen Verhältnissen übereinstimmend; *nicht* so aber die grofs und kleine Terz: jene (die grofse) ist um das Verhält nifs 81 : 80 zu *scharf*, die kleine um ein gleiches z *matt*, beide sind für die Ausübung unbrauchbar. Un möglich fällt es also, das gesammte Gebäude unserer Ton kunst, die ja wesentlich auf der Dreiklangsharmonie be ruht, auf eine solche Tonleiter und ihre Verhältnisse z gründen. Unser Vf. könnte einwenden, er wolle auc eine solche Begründung durch seine Lehre nicht gewäh ren. Eine künftige, tiefere, glänzendere Ausübung de Tonkunst sei vor der Thür, welche beides in sich ver einen werde: die Vorzüge der *griechischen* Musik ein mal, eine feinere, zartere melodische Gliederung, di auch das enharmonische Comma wieder unmittelbar dar stellen werde, nachdem unser Ohr für dessen Auffassun und Anwendung auf's Neue geschärft worden; das Preis würdige unserer *neuen* Tonkunst sodann, die so man nigfach ausgebildete, harmonische Vielstimmigkeit. Diese könne und müsse auf *seiner* Grundlage ruhen. Allein mit dieser Grundlage wären doch immer, dem zuvor Ge sagten zufolge, nur die Vorzüge der *griechischen* Ton kunst vereinbar, nicht die unserer *neuern*, weil sie un keine brauchbare Dreiklangsharmonie gewährt. Zwar sollen die Griechen, die bei ihrer harmonischen Beglei tung mit dem Wechsel von Einklängen, Octaven, Quarten und Quinten sich begnügten, unserm Vf. zufolge, dieser Ein schränkung nur deshalb unterworfen geblieben, und nich im Stande gewesen sein, den Dreiklang zu finden, wei die Construction ihrer diatonischen Leiter aus 6, um das Verhältnifs einer Quarte in ihren Grundklängen auseinanderliegenden, in ihren gleichnamigen Tönen aneinander geknüpften Zweitonreihen, ihn in deren Elementen nirgends dargestellt habe. Allein, entstand ihnen auf ihrem Wege doch einmal die diatonische Leiter, ja, waren ihre *Tonarten* auf 12 chromatische Töne gegründet, um welche ihr gröfsestes System hinauf- und hinabrückte; so ist nicht wohl abzusehen, warum — wenn doch in jeder ihrer Tonleitern auf jenen, verschiedenen Stufen eine dreifache Form des Dreiklangs beschlossen war — sie ihn nicht sollten gefunden und angewendet haben; zumal bei ihren Tonlehrern (nach dem Zugeständnisse unsers Verfs.) die Construction der Tonleiter nach der 4 und 3 Viertheilung, wenn auch ihrer Tonkunst zu Grunde liegend, doch nirgend mit Worten bestimmt ausgesprochen war, die *Lehre* also dem Fortschritte der Kunstübung, war er bei den gegebenen Mitteln mög-

lich, um so weniger hemmende Fesseln anzulegen vermochte. Allein die Griechen fanden den Dreiklang deshalb nicht, weil sie ihn nicht finden *konnten*, weil ihre Tonleiter in ihren zu scharfen grofsen, zu matten kleinen Terzen — die eben darum als Mifsklänge gelten mufsten — dessen Bestandtheile ihnen nicht bot; unsere Tonkunst ist nicht *deshalb* vorgeschritten, weil sie die *Fünftenreihe* zu ihrer Grundlage gemacht hat, denn diese bot ihr eben so wenig die Elemente ihrer Vervollkommnung, sondern weil sie zu der *Naturanschauung* des Dreiklangs zurückgekehrt, oder diese *ihr* zuerst aufgegangen ist.

Angenommen aber auch, jener Mifsstand wäre nicht vorhanden, oder durch Gewöhnung an jene zu scharfen oder matten Tonverhältnisse — wie denn das Ohr so manchem Mangel und Uebermafse sich endlich bequemt — doch zu beseitigen: so würde die zu hoffende neue Tonkunst, wollte sie auf unsers Verfs. Grundlage sich aufbauen, wenn nicht das gesammte bisherige Modulationssystem, doch ohne Zweifel alle Clavierinstrumente, unter ihnen die Orgel, aufgeben müssen, deren handgerechter Bau bei einer solchen Grundlage durchhin unmöglich wird. Denn dieser beruht nothwendig auf einem, in sich geschlossenen Tonkreise, wie unsere Tonausgleichung ihn darstellt. Sollte unsers Verfs. Quartenreihe, und deren Ergebnisse diesen Instrumenten zu Grunde gelegt werden, wie er doch folgerecht fordern müfste: so würde, wie eine solche Reihe, nach Höhe und Tiefe hin, auf- und abwärts, nimmer sich zu schliefsen vermag, und nach beiden Richtungen in das Unendliche hinausstrebt, dadurch eine unendliche, die räumliche Darstellung solcher Instrumente durchhin unmöglich machende Einschaltung von Tönen bedingt werden: eine Einschaltung, der nur willkürlich, und niemals ohne Tonausgleichung, eine Grenze gesteckt werden könnte, also durch ein Verfahren, das unser Vf. nach seinen Grundsätzen für ein *widernatürliches* erklären müfste.

Wären wir aber bereit, jene Instrumente der Hoffnung einer neuen Blüthe der Tonkunst aufzuopfern, die ohne sie nicht bestehen könnte; was wäre der Preis eines solchen Opfers? Die unmittelbar-sinnliche Darstellung des enharmonischen Comma für die Melodik! Sollte in der That dieser Preis ein solches Opfer lohnen? Wissen wir doch seit lange um dieses Tonverhältnifs, vermögen wir durch ein leichtes Theilungsverfahren es doch dem Ohre darzustellen; und dennoch hat seit dem Untergange der altgriechischen, und dem Emporblühen unserer Tonkunst, deren frühere Förderer es wahrlich nicht haben fehlen lassen an Rückblicken auf jene, ja, an vergötterndem Hochhalten derselben — dennoch hat seit jener Zeit, trotz allen Versuchen, jenes Tonverhältnifs wieder einzuführen in unsere Musik, es nicht gelingen wollen, demselben in ihr das Bürgerrecht zu verschaffen. Ausgeschlossen freilich ist damit nicht die Möglichkeit, dafs einem Späteren gelingen könne, was Früheren versagt blieb; soll aber jener Preis, den zu erringen wir aufgefordert werden, um den wir früher Gewonnenes dahingeben müssen, uns des Erringens werth erscheinen, so begnüge man sich nicht damit, uns nur zu *sagen*, dafs wir mit ihm *Mehr* besitzen werden, als zuvor; man *zeige* uns, dafs wir damit auch ein Preiswürdiges, ein wahrhaft *Mehres* erlangen werden! Und endlich: besitzen wir nicht schon in höherem Sinn wirklich dasjenige, zu dessen Erringen wir erst aufgefordert werden? Wir könnten glauben, mit unserer Tonausgleichung es aufgegeben zu haben; allein auch in unserem geschlossenen Tonkreise ist es uns geblieben. Vereint nicht unser, aus 3 kleinen Terzen aufgebauter, verminderter Septimenaccord (*cis*, *e*, *g*, *b*) in seinen äussersten Grenzen, Klänge, die in verschiedenen Reihen der Tonentwicklung liegen, Erzeugnisse einer auf- und absteigenden, auf demselben Grundklange beruhenden Quarten- oder Quintenfolge: und können wir nicht nach Willkür dieselben durch die Art ihrer Auflösung als der einen, oder der andern dieser Reihen angehörend bezeichnen, oder beide Reihen in ihr verschmelzen? wird nicht eben durch die diesen Grenzklängen verliehene, verschiedene Bedeutung jenes enharmonischen Comma, um das beide Reihen auseinandergehen von dem Grundklange, und das wir, eines geschlossenen Tonkreises wegen, in seiner unmittelbaren, sinnlichen Erscheinung aufgeben mufsten, als dennoch *nicht* eingebüfst bewährt? Empfinden wir es nicht *harmonisch* auf das lebhafteste, darum aber auch *melodisch*, weil die verschiedene *Auflösung*, durch die jene Empfindung in uns erzeugt wird, nur durch einen *melodischen* Fortschritt erfolgen kann? Sollten wir es aber minder besitzen, wenn ein geistiges, als wenn das leibliche Ohr es vernimmt? Oder sollte das Preiswürdige allein nach seiner *Mefsbarkeit* zu bestimmen sein?

Nicht auf die Natur, wir sahen es, sondern auf eine *mathematische* Construction hat unser Verf. sein Lehr-

gebäude gegründet: es ist unzureichend, weil eine solche überall da aufhört zu genügen, wo das *organische* Leben beginnt, und dort in unendlicher Annäherung nur eine bedingte Gültigkeit bewahrt. Die bestehende Tonlehre wie Kunstübung ist zwar ursprünglich auf eine Thatsache in der Natur gegründet, hat jedoch die natürlichen Tonverhältnisse in ihrer mathematischen Reinheit nicht bewahrt, weil sie eines geschlossenen Tonkreises bedurfte, der mit derselben nicht bestehen kann. Sie ist damit aber nicht *unnatürlich* noch *naturwidrig* geworden. Denn sie hat an die Thatsache sich gehalten, dafs nur *ein* Tonverhältnifs, das nächste Erzeugnifs der Klangentwicklung, die *Octave, unveränderlich* feststehe, weil es seinem Grundklange zu völliger Einheit verschmelze: dafs mit dem Fortgange der Entwicklung, mit wachsender Selbständigkeit der allgemach erzeugten ferneren Tonverhältnisse aber auch ihre Geschmeidigkeit wachse, die Zulässigkeit ihrer Veränderung innerhalb bestimmter Grenzen, ohne dafs ihrer Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit Eintrag geschehe: eben, wie bei fortgehender organischer Entwicklung zwar nicht das *Gesetz* der Formbildung, doch deren *engere Schranke aufhört*, und bei anscheinender Willkür ein Reich geordneter Freiheit beginnt. Bei den Tönen hat ein solches Reich in deren geschlossenem Kreise sich offenbart: in ihm, durch ihn, haben alle Wunder unserer Tonkunst sich entfaltet.

Diese Ueberzeugung haben in dem Berichterstatter die Bruchstücke unsers Verfs. aufs neue belebt. *Beistimmen* also kann er demselben nicht, weder in seinen Grundsätzen, noch seinen Hoffnungen für die Zukunft. Allein, möge entschieden werden zwischen diesen widerstrebenden Ueberzeugungen, wie da wolle; niemals doch wird unser Verf. vergebens gearbeitet haben. Jenes Reich wunderbarer Ordnung, unerschöpflichen Wechsels und Fortschreitens, ein Werk des allmächtigen Schöpfers aller Dinge, das er in den Tönen erblickt, von dem er mit edler, gewinnender Wärme redet, wird ihm nicht verloren gehen, auch wenn seine Ansicht als eine irrige dahinfällt; unzweifelhaft aber wird ihm das Verdienst bleiben, wichtige Aufschlüsse über die Fortschritte und Ausbildung der Kunst zum ersten Male gegeben, sie veranlafst zu haben.

Dahin gehören zunächst seine Andeutungen über Tonlehre und Kunstübung der *Griechen*. Die ge Beschaffenheit der Systeme und Klanggeschlechter, *Tonarten* und *Tongattungen* dieses merkwürdigen V wie sie uns hier dargestellt sind, macht es allerdi wahrscheinlich — wenn auch dessen Tonlehrer la schweigen — dafs seine Tonleiter auf einer mathem schen Construction, wie die unsers Verfs. beruht h Ist aber dieses der Fall: so findet auch die oft wie holte Frage genügende Antwort: ob die Griechen *Harmonie* in unserem Sinne kundig gewesen: denn *konnten* bei dem Mangel brauchbarer Terzen diese K nicht besitzen, und *mufsten* sich auf die von unsern beschriebene, rohe harmonische Begleitung nothwe beschränken. Mochte nun auch zum Theil die Ab gigkeit ihrer Tonkunst von ihrer Poesie der selb digen Entwicklung derselben hinderlich sein: so ihr doch mehr noch ihre streng mathematische Beg dung entgegen, und diese hat Jahrhunderte noch Entfaltung der späteren, auf ihre Tonlehre gegrün Tonkunst beschränkt, bis die Anschauung der I klangsharmonie gewonnen wurde. Auch da noch mied man am Anfange und Schlusse der Tonstücke Anwendung der Terz mit offenbarer Aengstlichkeit, man denn auch lange noch fortfuhr die Tonleiter Tetrachorden zu construiren. Schwer dürfte es immer bleiben, den Zusammenhang der christlich-k lichen und der griechischen Tonkunst genauer dar gen, wenn nicht eine spätere Zeit vielleicht bede dere Ueberreste jener hochgefeierten alten Kuns entdecken läfst, als diejenigen sind, deren wir bi uns zu erfreuen hatten. Eine Ahnung dieses Zu menhanges indefs gewährt uns die unleugbare B hung der griechischen *Octavengattungen* zu den c lichen *Kirchentonarten*; in jenen — so abweichen ihnen dasjenige sein möge, was in diesen unter chen Namen sich später gestaltet hat — erkenne Lebenskeime, welche erst die Folgezeit (die letzte des 16ten Jahrhunderts) zu höherer Bedeutung Es geschahe in ihrer *harmonischen* Entfaltung; aber leitete wiederum zu dem Streben hinüber, den *Tongattungen* der Griechen auch deren To wieder zu gewinnen, der Möglichkeit theilhaft zu den, die charakteristische Verschiedenheit jener auf jeder beliebigen Tonstufe darzustellen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

Ideen zu einer Theorie der Musik. Von *A. Kretzschmer.*

(Schlufs.)

Am bedeutsamsten spricht diese Richtung in den Werken des grofsen venedischen Tonmeisters, J. Gabrieli, sich aus, indem dieser, um seine Werke völlig auszugestalten, eigenthümliche Züge kirchlicher Tonarten oft auf Stufen einzuführen bemüht ist, auf denen, bei der bis dahin fortgeschrittenen Ausbildung des Tonsystems, der darauf gegründeten Uebung der Tonkunst, man sie nicht erwarten dürfte. Dabei sollte also keinesweges die *Tongattung* (die in der Folge ihrer Tonverhältnisse versetzte Leiter) in die *Tonart* (die nach Höhe und Tiefe versetzte) untergehen, sondern ein neues Leben vielseitiger entfalten. Neben dieser Richtung war man aber auch eifrig bemüht, das *chromatische* und *enharmonische* Klanggeschlecht der Griechen wieder in das Leben zu rufen. So vereinzelt, so wenig eingreifend aber auch die damaligen Darstellungen beider auf Clavierinstrumenten sein mochten, die wir, wenn auch als vollkommenste Erfindungen gepriesen, doch bald wiederum vergessen sehen; so waren doch eben Clavierinstrumente die Mittel, durch welche die Ordnung und Gestaltung des gesammten Tonsystems allgemach herbeigeführt wurde. An ihnen überzeugte man sich von der Nothwendigkeit einer Tonausgleichung, sobald eine jede der Klangstufen, auf denen die Kirchentöne beruhten, in welchen sie ihre Anfangspunkte fanden, den ihr zukommenden Dreiklang in der diatonischen Leiter finden sollte, sofern die, durch die veränderlichen Tonstufen jedes Kirchentones bedingten, der Modulation und harmonischen Entfaltung dienenden, wahren gemeinschaftlichen Hülfstöne, zu allen wohl einstimmen, ihrem Zwecke genügen sollten. Doch blieb damals diese Tonausgleichung nur eine *bedingte*, die, in dem eng geschlossenen Kreise des Kirchensystems möglicherweise vorkommenden Verhältnisse *allein* berücksichtigende. Ja, auch das Streben, die Eigenthümlichkeit der Kirchentöne auf beliebigen Stufen darzulegen, ohne an die bis dahin üblichen unwiderruflich gebunden zu sein, führte nicht sofort zu *Erweiterung* der Temperatur, sondern zu *Einschaltung* einiger neuen Hülfstöne, wie man ihrer eben bedurfte. Waren doch die vorhandenen nur in *einer* Beziehung brauchbar: *gis* nur als grofse Oberterz von *e*, eben so *cis* von *a*, nicht als grofse Unterzen von *c* und *f*: wo man dann *as* und *des*, in diesen Verhältnissen einstimmend, durch Theilung der oberen Tasten der Orgeln und Claviere hier und da einschaltete. Damit war denn die *enharmonische Diesis* unmittelbar sinnlich zur Anschauung gebracht, doch ohne, dafs man sie weiter beachtete: sie blieb ein nur zufälliges Ergebnifs eines Verfahrens, das einen ganz andern Zweck hatte als eben *sie* darzustellen. Ja, man verschmähte ihre Anwendung, man suchte die Darstellung des enharmonischen Klanggeschlechtes in der Kunstübung auf einem ganz anderen Wege: eben in den theilweise *falschen* Beziehungen jener, durch die Entfaltung des diatonischen Geschlechts in den Kirchentönen herbeigeführten Hülfstöne, sobald man sie zu anderen, als den auf sie ursprünglich bezogenen Klängen in ähnliche Verhältnisse bringe, wo denn in Mangel und Uebermafs die enharmonische Diesis auf das Lebhafteste empfunden, und wenn auch nicht *unmittelbar*, doch *mittelbar* vor das Gehör gebracht werde, und der Erreichung leidenschaftlichen Ausdruckes diene. Diese endlich mit Uebermacht hervortretende Richtung der Tonkunst auf das Leidenschaftliche, Bewegte, welche das Entfernteste in dem Reiche der Töne zu verknüpfen trachtete, führte endlich die *allgemeine* Tonausgleichung herbei: allerdings, bei dem immer mehr verschwindenden Sinne für kirchliche Tonkunst, zunächst unter Beseitigung der bisherigen, auf den Octavengattungen beruhenden Kirchentonarten, ohne jedoch deren Darstellung für immer

auszuschliefsen. Die neu erwachende Kenntnifs der kirchlichen Tonkunst des 16ten Jahrhunderts und ihrer Muster wird es bewähren, ob auch ihnen eine Blüthe vergönnt sein könne. Zu grofsem Vortheile der Tonkunst aber wurden damals, sowohl jene, die Behandlung der Instrumente so sehr erschwerenden Einschaltungen beseitigt, als jene falschen, mehr dem Ohre widrigen, als irgend einem wahren Kunstzwecke dienenden Verhältnisse. In jener *dreifachen*, harmonischen Bedeutung des verminderten Septimenaccords aber, stellte das nunmehr vollständig geordnete Tonsystem, die, in ihrer sinnlichen Erscheinung aufgeopferte, enharmonische Diesis dennoch dar, ahnungs- und geheimnifsvoll; die auf- und absteigende, auf einen gemeinsamen Grundton bezogene Quinten- und Quartenreihe als einen geschlossenen Kreis offenbarend, aber auch als eine selbständige, sich entgegenstrebende, und dennoch nimmer erreichende Doppelbahn.

So haben wir denn in unserer Darstellung der Tonleiter, und der auf sie gegründeten Kunstübung, eben durch die Temperatur, welche deren organische Entwicklung vorbereitete und in das Leben rief, nicht allein Alles, in dessen Besitze die griechische Tonkunst sich befand, sondern Alles dieses in höherer, reicherer Entfaltung, bei der kein wahrhafter Lebenskeim verloren gegangen ist. Warum also sollten wir einen neuen Weg einschlagen, um dessentwillen wir den ganzen Gewinn späterer Jahrhunderte aufopfern müfsten, um endlich doch nur zu unvollkommnen Anfängen zurückzukehren, statt vorwärts zu dringen? Hüten wir uns, Gesetze unseres Bildens zu ersinnen und zu erfinden: das Sinnreichste, das scheinbar Treffendste was wir auf diesem Wege erringen, wird allezeit zu nichte werden vor dem geheimen Gesetze, das Alles regelt, was wir bilden und schaffen, und das wir *erkennen* sollen, nimmer aber ein Genügenderes *erfinden* werden. Wollen wir diese Erkenntnifs erlangen, so mögen wir die Gesammt-Entfaltung unserer Kunst zu Rathe ziehen, denn ohnfehlbar hat diese solchem Gesetze gehorcht, das sich in ihren Bildungen verkörperte. Was sich auf ihrem Wege als Grundlage dieser Bildungen entwickelte, das ist sicherlich nicht Unnatur noch Widerspruch, und so ist es auch nicht der geschlossene Tonkreis unserer heutigen Musik. Sie beruht vielmehr auf einer sicheren, naturgemäfsen Grundlage, und der Tonlehre, wenn sie dieser getreu bleibt, wird es nicht schwer fallen, was sie gebietet und verwirft als im Einklange mit ihr stehend immer mehr zu bewähren, wenn sie es auch bisher noch nicht erreicht haben sollte.

v. Winterfeld.

XXXVIII.

Althochdeutscher Sprachschatz oder Wörterbuch der althochdeutschen Sprache, in welchem nicht nur zur Aufstellung der ursprünglichen Form und Bedeutung der heutigen hochdeutschen Wörter und zur Erklärung der althochdeutschen Schriften alle aus den Zeiten vor dem 12ten Jahrhundert uns aufbewahrten hochdeutschen Wörter unmittelbar aus den handschriftlichen Quellen vollständig gesammelt sondern auch durch Vergleichung des Althochdeutschen mit dem Indischen, Griechischen, Römischen, Litauischen, Altpreufsischen, Gothischen, Angelsächsichen, Altniederdeutschen Altnordischen die schwesterliche Verwandtschaft dieser Sprachen, so wie die dem Hoch und Niederdeutschen, dem Englischen, Holländischen, Dänischen, Schwedischen gemeinschaftlichen Wurzelwörter nachgewiesen sind etymologisch und grammatisch bearbeitet von Dr. E. G. Graff. Erste und zweite Lieferung. Berlin, 1834.

Es gewährt uns grofses Vergnügen die ersten Lieferungen eines Werkes anzeigen zu können, welches von allen Freunden der deutschen und vergleichenden Philologie lange mit Sehnsucht erwartet worden ist, und welches, wenn es vollendet sein wird, eine der störendsten Lücken in unserer sprachwissenschaftlichen Litteratur rühmlichst ausfüllen wird. Schon vor zehn Jahren hat Hr. Graff diesem Werke durch seine althochdeutschen Präpositionen einen Vorläufer vorangeschickt, der bei allen Einsichtigen gerechten Beifall gefunden und seinem Vf. einen ehrenvollen Platz unter den denkenden Sprachgelehrten angewiesen hat. Auch hat diese, von J. Grimm in den Wiener Jahrbüchern als Muster lexicalischer Behandlung begrüfste und durch sinnreiche sprachvergleichende Bemerkungen unterstützte Schrift seitdem zu

ähnlichen Untersuchungen vielfach und erfolgreich angeregt, wie dies die treffliche, aber jetzt bei der rastlosen Thätigkeit in diesem Gebiete in mancher Beziehung schon veraltete Schrift von Lisch (Beiträge zur allgemeinen vergleichenden Sprachkunde, 1stes Heft, die Präpositionen) und C. G. Schmidt's gediegene Forschungen „*de praepositionibus graecis*" genügend beurkunden. Hr. Graff selbst hat sich in gedachtem Werke hauptsächlich auf das Althochdeutsche beschränkt, und bei einem so fruchtbaren Gegenstande wie die Präpositionen, wo jede Sprache, wo nicht sich selber genügt, aber doch dem Denker des Stoffes zum Nachdenken die Fülle darbietet, konnte eine solche Beschränkung in vielfacher Beziehung auch dem jetzigen Standpunkte der Sprachwissenschaft Genüge leisten. Bei der gewöhnlichen Schaar der Wörter aber, zumal in einer Sprache oder Sprachperiode, die weniger durch ihre Litteratur als durch den in ihr noch sehr vollkommen erhaltenen Organismus der grammatischen und lexicalischen Bildungen unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, läfst sich ein wissenschaftlicher Boden vorzüglich nur dadurch gewinnen, dafs man, so weit es möglich ist, einem jeden Worte die Gesetzmäfsigkeit seiner Bildung nachweist, ihm gleichsam seinen Lebenslauf zur Seite stellt, sein Aussehen in früheren Perioden d. h. in älteren stammverwandten Sprachen beschreibt, und durch die Zusammenstellung der sich wechselseitig aufklärenden Formen die echteste, ursprünglichste von allen ermittelt und hierdurch häufig den Benennungsgrund eines Gegenstandes aufdeckt, und so einerseits die der Sprache inwohnende Philosophie, die Sinnigkeit ihrer Uranschauungen, und andererseits die Regelmäfsigkeit und Natürlichkeit ihrer physischen Einrichtung, so wie die einfachsten Elemente ihres Ganzen an das Licht zieht. Eine Sprache, welche wie die Deutsche vor dem 12ten Jahrhundert hauptsächlich als Mittel zum wissenschaftlichen Begreifen unseres gegenwärtigen Sprachzustandes von Wichtigkeit ist, ist hierdurch auch vor allen dazu berufen, sich erst selber durch Zuziehung des noch Aelteren aufzuklären, und wie sie Licht nach unten auf jüngere Sprachperioden wirft, so auch die Lichtstrahlen zu sammeln, die ihr von oben aus älteren Schwestersprachen zuströmen. Wir müssen es daher dem Verf. sehr zum Ruhme anrechnen, dafs er sich, obwohl auch dies schon dankenswerth gewesen wäre, nicht darauf beschränkt hat, den Schatz althochdeutscher Sprachformen so genau und vollständig in diesem Buche niederzulegen als es ihm durch die mühevollste und sorgfältigste Benutzung aller Bibliotheken des In- und Auslandes, wo altdeutche Denkmäler zu erwarten waren, möglich geworden ist; sondern dafs er mit dem Verdienste eines gewissenhaften und gelehrten Sammlers das eines besonnenen und umsichtigen Forschers zu vereinigen gewufst hat.

Gleich die ersten Artikel des vorliegenden Werkes geben demselben als Lexicon ein eben so originelles als wahrhaft wissenschaftliches Gepräge, und zeigen, wie tief der Verf. seine Aufgabe als Lexicograph aufzufassen und Grammatik und Wörterbuch zu identificiren gewufst hat, dadurch, dafs er die Endungen der Wörter von ihren Stellen ablöst und als für sich selbst etwas Geltendes nach ihrer alphabetischen Ordnung abhandelt. Auch was im Innern des Wortes vorgeht, findet seinen Platz und seine über das gewöhnliche empirische Sprachverständnifs sich erhebende Aufklärung, indem Hr. Graff bei jedem in den vorliegenden Heften abgehandelten Buchstaben nicht nur seine Verhältnisse zu den zunächst verwandten germanischen, wie zu den älteren Schwestersprachen auseinandersetzt, sondern auch seine grammatischen Funktionen erklärt und die Stellen angiebt, an welchen er in dem Sprach-Organismus seinen Sitz hat. Wenn es der Grammatik nachtheilig werden kann, wenn sie zuviel des Lexicalischen in sich aufnimmt, weil ihr, hauptsächlich die Bestimmung der den Sprachschöpfungen zum Grunde liegenden Gesetze zum Ziel habender Gang durch Einflechtung zu vieler Einzelnheiten mehr gehemmt als gefördert, und was dem Lexicon im Voraus gegeben, leicht der tieferen Begründung und lichtvolleren Ausführung der Grammatik entzogen wird: so kann das Lexicon, dessen Bestimmung es ist, die Gesammtheit des Sprach-Materials aufzuführen, nur gewinnen, wenn auch die einfachsten Urstoffe des Sprachkörpers in demselben ihren Platz und ihre Erklärung finden, und das Bedürfnifs nach einem wissenschaftlichen Begreifen der Sprach-Operationen immer rege gehalten und nach Kräften vom Verf. befriedigt wird. Dies thut Hr. Graff in hohem Grade in seinen Erörterungen über die verschiedenen Vocale, indem er von einem jeden zuerst als Laut in seinen grammatischen und sprachgeschichtlichen Verhältnissen, dann als Suffix, und endlich, insofern der Fall vorkommt, als Wurzel handelt. Bei dem a als Laut durfte natürlich nicht unterlassen werden zu bemerken, dafs es häufig,

auf ähnliche Weise wie im Sanskrit, den Wuzelvocalen i und u zur Verstärkung vorgeschoben wird, und an welchen Stellen der Grammatik dies geschieht. Wir sind durchgehends in dieser Beziehung mit dem Verf. einverstanden, nur möchten wir nicht S. 4 mit demselben den Dativ scatawe, Gothisch scadau (*umbrae*) und den adjectiven Nominativ garawer (*paratus*) durch Guna aus SCATU, GARU als Thema ableiten, obwohl wir glauben, dafs der entsprechende Gothische flexionslose Dativ skadau, der von seinem Thema sich blofs durch das vorgeschobene a unterscheidet, ursprünglich skadav-a mufs gelautet haben. Diesem vorausgesetzten skadav-a würde nun zwar das althochd. scatawe analog sein: wir rechnen aber diese Form zu des Verfs. Wortklasse „mit schliefsendem w", die derselbe hier ausdrücklich ausschliefst. Wir setzen SCATAWA als Thema — wie alle Stämme von Grimms erster starker Declination Masc. und Neutr. auf a enden, — und aus diesem SCATAWA ist durch Unterdrückung der das w umgebenden Vocale, und durch Vocalisirung des w (erst zu u und dann zu o) die flexionslose Form des Nom. skato entstanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXXIX.

Corani Textus arabicus ad fidem librorum mstorum et impressorum et ad praecipuorum interpretum lectiones et auctoritatem recensuit indicesque triginta sectionum et suratarum addidit Gustavus Flügel. (Auch mit dem arabischen in orientalischem Geschmacke nach der Vorschrift des Hrn. Anton v. Hammer, Zöglings der orientalischen Akademie zu Wien, schön verzierten Titel: القران وهو الهدي والفرقان) *Lipsiae typis et sumtib. C. Tauchnitii* 1834. *VIII S. Dedic. und Vorr.* 341 *S.* 4.

Da gedruckte Exemplare des Koran bekanntlich sehr selten geworden sind, indem die Ausgaben von Maraccius und Hinckelmann nur noch von Bücherantiquaren für hohe Preise feil geboten werden, von den in Indien und zu Schirás besorgten Ausgaben, wovon die letztere lithographirt ist, nur sehr wenige Exemplare nach Europa gekommen sind, und die in Rufsland erschienenen Ausgaben bei uns zu den literarischen Seltenheiten gehören und selbst in sehr wenigen grofsen deutschen Bibliotheken sich finden: so beschlofs der treffliche und berühmte Typograph und Schriftgiefser Hr. Tauchnitz in Leipzig, auf den Rath des auch die morgenländischen Musen seiner Gunst und Fö[rde]rung würdigenden Böttiger, eine neu geschnittene und gegos[sene] schöne arabische Schrift durch eine zweckmäfsige und wohl[feile] Ausgabe des Koran einzuweihen und die Besorgung dieser A[us]gabe dem Hrn. Prof. Flügel zu Meissen (einem Schüler der [Hrn.] Silv. de Sacy und Jos. v. Hammer, denen auch diese Ausgabe [ge]widmet ist) zu übertragen.

Um zuerst von der neuen arabischen Schrift, von wel[cher] diese Ausgabe die erste öffentliche Probe ist, zu reden, s[o ist] sie sicherlich eine der schönsten arabischen Schriften, we[lche] wir kennen; sie ist sehr vollständig in den Ligaturen, we[lche] ganz frei sind von den falschen Linien, die in den bisher[igen] arabischen Typen vorkommen (nur die Ligaturen von م, und ح, so wie ق, س and ح und das س in andern [ähn]lichen Verbindungen ist ungefällig); sie ist eben so zie[rlich] durch zweckmäfsige Vertheilung von Licht und Schatten, [als] durch ihre angemessene Fettigkeit wohlthätig für das Auge; einen besondern Vorzug hat diese neue Schrift durch die [ver]ständig angeordnete Stellung der Vocale und übrigen g[ram]matischen Zeichen, so wie durch die sehr deutliche und krä[ftige] Ausprägung der diakritischen Punkte. Bei der übrigen Zier[lich]keit und Regelmäfsigkeit, durch welche der Druck dieser A[us]gabe sich auszeichnet, wie es von der berühmten Officin [des] Hrn. Tauchnitz nicht anders erwartet werden konnte, ist [der] Uebelstand, dafs S. VI der Vorrede zwischen der fünften [und] sechsten Zeile der Durchschufs fehlt, sehr auffallend.

Was den Text betrifft, so bemerkt der Herausgeber in [der] kurzen Vorrede, dafs er sich zu bedeutenden Abweichungen [von] den bisherigen Ausgaben veranlafst gesehen, und zur Const[itui]rung des Textes, indem er die von den Hanefiten als gültig [an]genommene Recension desselben zum Grunde legte, aufser säm[mt]lichen bisher gedruckten Ausgaben, die schönen Handschr[iften] des Koran, welche in der Königlichen Bibliothek zu Dre[sden] aufbewahrt werden, so wie die arabischen Commentare [des] Beidhawi und Imádi, benutzt habe. Ueber den letztern C[om]mentar wird S. VII aus Hadschi Chalfa's berühmtem Hauptw[erke] der arabischen Literargeschichte, wovon gegenwärtig Hr. Fl[ügel] auf Kosten des englichen *Oriental Translation Fund* eine [Aus]gabe mit lateinischer Uebersetzung besorgt, eine kurze N[ach]richt mitgetheilt. Da der Herausgeber den von ihm ange[nom]menen Text in *Prolegomenis*, welche abgesondert erscheinen [sol]len, zu rechtfertigen verspricht: so müssen wir unser [Urtheil] über den Text bis zu deren Erscheinung aussetzen. S[o weit] derselbe von uns verglichen worden ist, haben wir ihn sehr [cor]rect gefunden. Wir wünschen, dafs dieses verdienstliche U[nter]nehmen gerechte Anerkennung und die wohlverdiente [Auf]nahme finden, und das Studium der arabischen Sprache, für [wel]che nicht minder als für die moslemische Glaubenslehr[e und] Moral der Koran als Richtschnur gilt, befördern möge.

Wil[...]

№ 39.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.
Februar 1835.

Althochdeutscher Sprachschatz oder Wörterbuch der althochdeutschen Sprache, u. s. w., etymologisch und grammatisch bearbeitet von Dr. E. G. Graff.

(Fortsetzung)

Dafs es im Gothischen nur ein SKADU giebt, hindert nicht, dafs später dieser Wortstamm durch einen vocalischen Zusatz, neben Gunierung des Endvocals, von Grimm's dritter in die beliebtere erste Declination einwandern konnte. Wünschenswerth und der strengen, tiefdurchdachten Methode dieses Buches angemessen wäre es gewesen, dafs der Verf., wenn auch nicht, wie es in Sanskrit-Wörterbüchern üblich ist, das Thema statt des Nominativs als Ausgangspunkt oder als die wahre Wortgestalt angesetzt hätte, doch wenigstens dem Nom. das Thema zur Seite gestellt hätte, weil man dadurch am schnellsten, und zwar mit einem Blick in die wahre Naturlehre des Wortes eingeführt wird; denn wenn z. B. dem obenerwähnten scato sein Thema SCATAWA zur Seite gestellt wäre, so erführe man dadurch mehr über das Wesen dieses Wortes, als durch die Hersetzung aller Casus, die sich davon in den erhaltenen Quellen finden mögen, indem man von einem Genit. scatawes (wenn dieser vorkommt) und dem Dat. scatawe auf ein Thema scataw schliefsen könnte, zumal da der Verf. selbst von einer Wortklasse auf w spricht, und man glauben könnte, es sei hiermit das Thema gemeint, weil in dem wirklichen Sprachleben, d. h. unter allen bestehenden Casus, keine Form auf aw sich zeigt. Es hat uns Mühe gekostet, zu der Einsicht zu gelangen, dafs gothische Wörter, wie dags, balgs, Gen. dagis, balgis, nicht so aufzufassen sind, wie etwa im Lateinischen lex, legis, und dafs ihr Thema nicht, wie man glauben sollte, mit g, sondern von ersterem mit a, von letzterem mit i endet (DAGA, BALGJ, weshalb wir im Genit. nicht mit Grimm dag-is, balg-is theilen, sondern dagi-s, balgi-s, indem wir bei ersterem eine, zumal vor schliefsendem s, so überaus häufig eingetretene Schwächung des ursprünglichen a zu i annehmen, in welcher Beziehung wir uns der Beistimmung des Verfs. zu erfreuen haben. Derselbe stellt aber in der Vorrede (S. XXVI) unserer Analyse der germanischen Declination Einwendungen entgegen, die zum Theil auch die Möglichkeit oder Zweckmäfsigkeit der Aufstellung des wahren Wortstammes betreffen, und die von Seiten eines so erfahrenen Meisters seines Faches nur gewichtvoll sein können. Wir glauben aber demungeachtet behaupten zu müssen, dafs jedem Worte, welches mit Recht und mit Sicherheit zu irgend einer von Grimm's vier *starken* Declinationen gezogen werden kann, auch nothwendig ein vocalischer Ausgang seines Thema's zugestanden werden mufs. Wenn aber das Germanische schon in seiner ältesten, gothischen Gestalt nach dieser Theorie fast ganz ohne consonantisch ausgehende Wortstämme — die zahlreiche Klasse auf n, d. h. Grimm's schwache Decl. abgerechnet — gelassen wird, und hierin in einem merkwürdigen Contrast gegen das Griechische und Lateinische steht, so müssen wir darauf aufmerksam machen, dafs in der indisch-europäischen Sprachfamilie die Fähigkeit oder die Neigung einen consonantischen Stamm mit Casus-Endungen zu verbinden, überall zuerst verschwunden ist. Das Gothische steht hierin noch im Vortheil gegen das sonst dem Sanskrit so nahe stehende Pali, welches jedoch keinen consonantischen Stamm mehr durch alle Casus durchzudecliniren versteht, sondern den Stamm meistens, vorzüglich im Plural, durch ein unorganisches a bereichert, und so unter andern seine N-Stämme gleichsam von Grimm's schwacher in dessen 1ste starke Declination eingeführt hat. Im Part. Präs. begegnet das Althochdeutsche dem Pali in so weit als z. B. die Form kepantêr *gebender* ein gothisches Thema GIBANDA voraussetzt, wie im Pali der Nom. c'arantô

(neben dem echteren c'arân) und der Gen. c'arantassa (neben dem echteren c'aratô) auf ein Thema c'aranta für c'arant sich stützt. Das Pali könnte uns in seiner Uebereinstimmung mit germanischen Sprach-Entartungen noch manche andere interessante Vergleichungspunkte liefern, die wir hier unterdrücken müssen, wie auch die Beleuchtung durch das Altslawische, von welchem man glauben könnte, dafs es für das Masc. vorzüglich nur consonantisch endigende Stämme besitze, während in der That das Umgekehrte der Fall ist.

Der Verf. bemerkt S. XXVII, dafs, wenn uns zu dem gothischen Accus. thaursjana, in Marc. XI. 20, nicht durch eine einzige andere Stelle (Luc. VI. 6) der, wenn gleich dort weibliche Nom. thaursus überliefert wäre, so würde man durch erstere Form versucht worden sein, ein Thema THAURSJA aufzustellen. Dies wäre aber auch, wie uns scheint, kein Fehler gewesen, denn in der That entsprang der Acc. thaursja-na aus keinem anderen Stamme als aus THAURSJA, und wir wollen hier beiläufig daran erinnern, dafs auch im Sanskrit manche Wortklassen, zwei, einige auch drei Themata haben, wenn gleich die indischen Grammatiker immer nur eins und zwar dasjenige anführen, welches am Anfange von Compositen erscheint, also beim Part. Präs. — at und nicht — ant, welches das ursprüngliche ist. Die männlichen Accusative auf ja-na im Gothischen, und die Neutralformen auf ja-ta, bei Adjectiven, die im Nom. Masc. Fem. auf us ausgehen, sind uns darum von besonderer Wichtigkeit, weil wir durch das Slawische und Litthauische zur Ueberzeugung gelangt sind, dafs die sogenannte starke Declination der Adjective, eben so wie die definite oder emphatische, demonstrative, in den genannten Sprachen, wirklich ein mit dem Adjectivstamme verwachsenes Pronomen enthält, und zwar dasselbe, welches im Litthauischen die emphatische Declination bildet und im Nominativ jis (*er*) lautet, euphonisch für jas (Dativ ja-m, Locat. ja-mè). Zu diesem JA (im Sanskrit das Relativum) stimmt nun das Gothische ja in thaurs-jana, thaurs-jata, so dafs also das u von THAURSU vor dem pronominalen Zusatz unterdrückt worden, ungefähr wie im Ssk. von lag'u *leicht* der Compar. lag'îyas kommt, für lag'viyas. Wir erwarten also im Dat. Accus. von hardus die Formen hard'-jamma, hard'-jana, nicht hardvamma, hardvana, wie Grimm vermuthet. Bei Grimm's erster Decl. mag man annehmen, dafs den F[...] men wie blindamma, blindana von dem angetre[...] nen Pronomen nur die Casus-Endung übrig geblieb[...] also blinda-mma, blinda-na (vgl. i-mma *ihm* i-[...] *ihn*) zu theilen sei, oder dafs von dem Pronominalstam[...] JA nur das j verschwunden, der Adjectivstamm ab[...] seinen Endvocal eingebüfst habe, wie in thaurs'-ja[...] für thaursu-jana. In ersterem Falle würde blind[...] mma, dadurch, dafs das angetretene Pronom. nur [...] Flexion übrig behalten hat, mit unseren Zusammenzi[...] hungen wie *im*, *am*, *beim* auf gleichem Fufse stehe[...] indem hier der angetretene Artikel nur durch seine E[...] dung vertreten ist, das Haupt-Element aber, nämlich d[...] Pronominal-Thema, nur geistig, vom Geiste hinzug[...] dacht, nicht körperlich darin enthalten ist. Wir zieh[...] aber jetzt vor das a dem Pronom. einzuräumen, das[...] blind'-(j)ana, blind'-(j)ata mit thaurs'-jan[...] manv'-jata parallel laufen. Wir wären also auf e[...] nem früher nicht geahnten und erst durch die Behan[...] lung der slawischen Declin. aufgefundenen Wege z[...] Grimm's Abtheilung blind-amma, blind-ana zu[...] rückgekehrt, nur dafs wir dann amma und ana noc[...] einmal theilen und somit tha-mma, tha-na, i-mm[...] i-na in Analogie bringen. Welche Abtheilung abe[...] auch die richtige sein möge, so haben uns das Litthaui[...] sche und Slawische, die dem Germanischen näher al[...] andere Schwestersprachen stehen, die wichtige und wi[...] uns scheint untrügliche Lehre gegeben, dafs unsere s[...] genannten starken Adjective aus keinem anderen Grund[...] in ihrer ältesten Gestalt in nicht weniger als neun For[...] men von der substantiven Declin. sich ab und der durc[...] das Sanskrit aufgeklärten pronominalen sich zuwende[...] als weil sie wirklich ein mehr oder weniger vollstän[...] dig erhaltenes, vielleicht aber niemals in alle Casus ein[...] gedrungenes Pronom. zu ihrem letzten Bestandtheil ha[...] ben, welches natürlich seiner eigenen uralten Flexions[...] weise folgt. Es ist wichtig, hier daran zu erinnern[...] dafs im Sanskrit auch der unserem Artikel entspre[...] chende Pronominalstamm ta sich mit dem Relat. y[...] verbinden kann, wodurch meiner Meinung nach da[...] Pronom. tya entseht, Nom. m. f. sya, syâ, Acc. tyam[...] tyâm. Wir gewinnen hierdurch Aufschlufs über da[...] i in analogen althochdeutschen Formen, welches wi[...] Grimm (I, 791) richtig bemerkt, auch als j genommen[...] werden könnte. Man vergleiche nun:

Sanskrit.	Althochdeutsch.
syâ (= sjâ *haec*)	sju, dju
tyâm *hanc*	dja *)
tyê *hi*	djê
tyâs *hae*, has	djô
tyâni *haec*	dju

Wir werden anderwärts auf diesen Gegenstand zurückkommen und wenden uns nun von den Grundformen der Nomina zu den allgemeinen Wurzeln, wobei wir uns freuen, in den meisten Beziehungen, vorzüglich was den wahren Wurzelvocal anbelangt, mit dem Verf. in Einverständnifs zu sein, und Vieles was wir zuerst in der Rec. über Grimm's Grammatik in diesen Blättern niedergelegt und später in einigen Punkten modificirt haben, durch die Ergebnisse des vorliegenden Buches unterstützt zu sehen. Will man einwenden, für das Germanische sei die von Grimm gelehrte dynamische Bedeutung des Ablauts eine wesentliche Eigenthümlichkeit, und wenn auch z. B. das a von *band* durch die Sprachgeschichte sich als älter ausweise, denn das i von binde (Goth. binda), so sei doch nichts desto weniger dem Germanischen schon in seiner ältesten, gothischen Gestalt das a von band ein Ablaut des i von binda oder *binde*, und für uns Träger oder Merkmal der Vergangenheit: so mufs man auch im Neudeutschen dem Umlaut dynamische Bedeutung geben, der uns das „waren" zu „wären" gemacht hat und den Apfel zu Aepfel, und so einmal das conjunctive und dann das plurale Verhältnifs hervorzurufen fähig scheint; denn wir merken nicht, dafs hinter dem l von Aepfel früher ein i gestanden, was assimilirend auf das vorhergehende a eingewirkt hat, und dafs das e von *wären* in älterer Zeit ein *i* gewesen, und zwar der wahre mit dem Sanskrit und Griechischen in Einklang stehende Repräsentant des Modusverhältnisses, dem sich das vorhergehende a nur phonetisch, ohne an grammatische Bedeutsamkeit zu denken, hat anbequemen wollen. In jedem Falle hat bei uns der Umlaut viel mehr Scheinbedeutung in der Grammatik, ist uns hülfreicher für die Nominal- und Verbalverhältnisse als im Gothischen der Ablaut, in dem Sinne wie Grimm diesen Ausdruck fafst, eben weil sich im Gothischen, wie auch im Althochdeutschen, ein viel mannigfaltigerer Vocalwechsel zeigt, der das Gefühl, als sei dieser oder jener Vocal für dieses oder jenes grammatische Verhältnifs berufen, noch nicht hat recht aufkommen lassen. Wir sagen *ich band* und *wir banden* und behalten so Zeit, uns an das a als mit der Vergangenheit vertraut zu gewöhnen; im Althochdeutschen aber sind die Vocale viel unsteter, und treiben ihr Spiel mit dem Grammatiker, wenn er ihnen nicht ihre Gesetze und ihren wahren Werth abzugewinnen weifs. Das althochdeutsche pant wird in der zweiten Person zu punti, und der ganze Plural, und im Gothischen noch der Dual, zeigt ein u für das a der einsylbigen Form band, pant, so dafs dieses *a* durchaus als unschuldig an der Vergangenheit, und als seine Existenz oder seine Erhaltung nur der Einsylbigkeit des Wortes verdankend erklärt werden mufs. Erkennen kann man auch das Präter. in seinem äufserlichen Gegensatz zum Präsens an seiner Abwesenheit aller Personal-Endung in der ersten und dritten Person Sing. und in der gothischen zweiten durch das *t* in bans-t, gegenüber dem is von bindis; im Plural aber unterscheidet sich bundUM auch durch das u der Endung von dem Präsens bindAM; und somit zeigt sich der Vocalwechsel im Inneren der Wurzel auch für die äufserliche Unterscheidung der Tempora eben so wenig wesentlich, als im Griechischen der Wechsel zwischen *ε, α, ο,* z. B. in *τρέπω, ἔτραπον, τέτροπα.* So wie hier das *ε* und *ο* nur Entartungen sind von dem im Aor. erhaltenen ursprünglichen *α*, so verhält es sich mit dem i und u des Goth. binda, bundum, gegenüber dem a von band (Sanskr. baband'a *ich* oder *er band.* Blofs zum Colorit aber nicht zur Zeichnung, zum Wesen der griechischen und germanischen Grammatik trägt es wesentlich bei, dafs das alte kurze a im Griech. sich in die Formen *ᾰ, ε, ο* gespalten und im Gothischen häufig zu i, an anderen Stellen zu u geworden ist; im Althochdeutschen gesellt sich hierzu noch ein kurzes e und o, und dadurch gewinnt es ein ihm eigenthümliches, buntes Farbenspiel, das einen Theil seiner Individualität ausmacht, aber nicht von langer Dauer war, indem wir z. B. für wirfu, werfamês, warf, wurfumês sagen: ich werfe, wir werfen, ich warf, wir warfen. Zu diesen Bemerkungen hat mir vorzüglich Hr. Dr. Lepsius Anlafs gegeben in seiner interessanten Schrift „Pa-

*) Das a im Gegensatze zu dem u des Nom. mag von dem ursprünglich dagewesenen Nasal geschützt worden sein; so hat das Gr. oft hinter einem verlorenen Nasal ein altes *α* bewahrt, welches vor anderen Consonanten zu *ε* geworden ist, denn z. B. *ἔτυψα* steht für *ἐτυψαμ(ν)* und *ἔτυψε* für *ἔτυψετ.*

lögraphie als Mittel zur Sprachforschung" S. 29; Hr. L. erklärt übrigens S. 69 ff. den germanischen Ablaut ganz nach der von mir aufgestellten Theorie, indem er z. B. das i von Grimm's Conj. X. XI. XII. als eine Abschwächung des im Prät. Sing. erhaltenen wurzelhaften a ansieht, bei VII. VIII. IX aber im Sing. Prät. eine Gunierung des im Plur. rein gebliebenen oder wieder in seine Reinheit hergestellten Wurzelvocals annimmt. Nur ist es unrecht hier die Gunierung als einen Ersatz der Reduplication anzusehen, da sie nur ein Ueberrest der im Sanskrit die Reduplication mit der Gunierung vereinigenden, durch erstere aber die Vergangenheit ausdrückenden, und die letztere bei dem Wachsthum der Endungen im Dual und Plural wieder aufhebenden Form ist.

(Der Beschlufs folgt.)

XL.

Excursions in the holy land, Egypt, Nubia, Syria etc., including a visit to the unfrequented district of Haouran by I. Madox. 2 *Vll.* 8. *London* 1834.

Der Verf. dieses Werkes bereisete in den Jahren 1821 bis 1826 die Länder der Erde, die wir gewöhnlich mit dem Gesammtnamen der *Levante* bezeichnen. Er beginnt seine Erzählung mit dem Berichte seiner Abreise von Neapel im April 1821 nach Malta, giebt dann die Schilderung mehrerer einzelnen von dieser Insel aus unternommenen Reisen nach Griechenland, Konstantinopel, Smyrna, Unterägypten und dem östlichen Sicilien, und geht (in der Mitte des ersten Theiles) auf seine grofse Reise nach Aegypten über, das er im September 1823 besuchte. Hier befuhr er den Nil bis zu den Fällen von Wadyhalfa in Nubien, den folgenden Winter über verlebte er in den Ruinen des alten Theben. Im zweiten Theile schildert er seine Reisen in Syrien, wohin er von Alexandria aus im Juli 1824 kam; von Beirut aus unternahm er mehrere theils kleinere Reisen in die umliegenden Gebirge, theils gröfsere, über Baalbek nach Aleppo und Antiochia, über Damascus nach dem Hauran und nach Jerusalem; auch eine Reise nach Cypern wird uns geschildert. Das Buch bricht plötzlich ab mit des Vfs. Aufenthalt im alten Sidon (Juni 1826); er hat noch andere Reisen in Syrien unternommen, die er dem Publikum nicht vorenthalten will, wenn dasselbe die vorliegenden Bände gütig aufnehmen sollte.

Das wäre ziemlich alles, was sich von seinem Buche sagen läfst. Was der Zweck oder die Veranlassung dieser Unternehmungen gewesen sei, verräth Madox im ganzen Werke mit keiner Sylbe. Zwar will er manchmal Inschriften copirt, Ruinen aufgenommen und ausgemessen haben, allein alles hat e[r für] sich behalten, und das Publikum wird darüber einem M[anne] nicht sehr zürnen, der den einer Schilderung der Ruinen [von] Mycenae gewidmeten Raum zu grofsem Theile mit der [Be]schreibung eines schlechten Mittagsmahles in einem neugrie[chi]schen Dorfe ausfüllt. Kurz wir müfsten sehr irren, wen[n der] Vf. einen andern Zweck gehabt, als sich die Langeweile zu [ver]treiben; das Bedürfnifs nach Veränderung treibt ihn, wie so v[iele] seiner Landsleute, aus Altengland in die Ferne, und zwar, [nach]dem sie lange genug die Schweiz und Italien durchzogen [haben,] jetzt in den fernen Orient, blofs weil es seit Byron Mode [ge]worden ist. Madox ist das, was die Engländer mit dem W[orte] *Tourist* bezeichnen.

Was Reisende der Art, wenn sie, wie unser Vf., als Sch[rift]steller auftreten, der Wissenschaft leisten, denn darauf ko[mmt] es hier allein an, pflegt bekanntlich sehr dürftig und mange[lhaft] zu sein. Sie sollten über viel besuchte und durchforschte [Län]der gar nichts schreiben, da sie doch nur Längstbekanntes [oder] ganz Unnützes sagen können; dafs Madox daher über Grie[chen]land, die Türkei, selbst über Aegypten nichts zu sagen w[eiß] als höchst überflüssige Dinge, das fiel uns gar nicht auf. T[reibt] aber Zufall oder Laune solch einen Reisenden in Gegenden, [die] wenig bereiset, und von besser unterrichteten Männern n[och nicht] untersucht sind, so können ihre Schilderungen Werth erha[lten] als vorläufige Berichte, vorausgesetzt, dafs sie treu das [Ge]sehene schildern. Und so versprachen wir uns wenigstens e[ini]gen Gewinn aus den Nachrichten über Nordnubien, na[mentlich] Theile Syriens, besonders des Gebirgslandes des Libanon, [vor] allem aus dem Bericht der Reise nach Hauran. Aber diese [Er]wartungen wurden sehr getäuscht.

Denn es ist uns selten ein Mann vorgekommen, der durchaus unfähig ist, etwas anderes zu schildern, als [seine] eigene Subjectivität. Allenthalben sieht er nur sich, die Ob[jecte] der Aufsenwelt kümmern ihn nicht, aufser wo sie seine Ne[igun]gen berühren; dann fafst er sie auf nach den Ansichten eines Eng[län]ders, manchmal selbst nach denen eines Bewohners von W[est]end. Daher die behagliche Breite, mit der er nie verfehlt, [aus]führlich seine Mittagsmahlzeiten, seine Nachtlager zu besc[hrei]ben; das Werk ist voll von Dingen, die für den Vf. selbst, [viel]leicht noch für seine vertrautesten Freunde anziehend sein [mö]gen, sonst aber für niemand. Höchstens lernt man durc[h] Vergleichung erst recht kennen, wenn man das noch nicht [wis]sen sollte, wie schätzenswerth Seetzen, Belzoni, vor alle[n an]dern aber der treffliche Burkhardt ist. Der Verf. würde [sich,] käme ihm dies anders zu Gesicht, nicht wenig wundern, [dafs] wir als das Wichtigste in seinem ganzen Werke die Erzä[hlung] von dem Aufstande der Araber in Oberägypten gegen die [Regie]rung des Pascha erklären müssen, welcher Vorfall in viel[er Be]ziehung sehr lehrreich ist.

Meinick[e.]

№ 40.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1835.

Althochdeutscher Sprachschatz oder Wörterbuch der althochdeutschen Sprache, u. s. w., etymologisch und grammatisch bearbeitet von Dr. E. G. Graff.

(Schluſs.)

In Ansehung des Ausgangs der Stammsylben sind wir der Meinung, daſs Wurzeln mit doppelter Consonanz im Germanischen wie im Sanskrit müssen zugelassen werden, wenn gleich der erste oder zweite einem älteren Zustande der Sprache mag fremd gewesen sein; denn wie die Nominalstämme im Laufe der Zeit anschwellen und wir z. B. oben das Sanskr. c'arant im Pali zu c'aranta angewachsen gesehen haben, und wie das Indische s'an (schwaches Thema), Gr. *KYN*, *κυν-ός*, im Gothischen zu HUNDA geworden ist, so haben auch die allgemeinen Wurzeln oft einen Zuwachs erhalten, den man dann als Wurzel-Eigenthum anerkennen muſs. Es mag sein, daſs die althochdeutsche Wurzel AND zelare dieselbe sei, welche im Sankr. an lautet und hier *wehen* bedeutet, wovon das Goth. uz-an *exspirare* und das Gr. ἄνεμος Lat. animus; wir möchten aber demungeachtet nicht mit dem Verf. für das Althd. eine Wurzel AN annehmen (S. 267) und dieser die Substantive ando Masc. und anda Fem. *Zorn*, *Eifer* und das Verbum and-ôn oder ant-ôn unterordnen. Sollte das Substantiv ando (auch anto) von einer Wurzel AN abgeleitet werden, so müſste man im Germanischen an Wörtern von einleuchtendem Ursprung ein Wortbildungssuffix nachweisen können, dessen Thema mit einem T-Laut anfienge und mit n schlösse. Nun giebt es zwar im Germanischen viele Wörter, deren Ableitungssuffix dem Sanskr. an z. B. in snêhan *Freund* (Nom. snêhâ von snih *lieben*) entspricht, z. B. im Goth. STAUAN, Nom. stauа *Richter* von STAU, wovon stauja *ich richte* (vgl. Sskr. stu *preisen*, stâumi *ich preise*), im Althd. TRINCHUN Nom. trincho *Trinker*, VÂHUN Nom. vâho *Fänger* *); aber bei keinem etymologisch erklärbaren Worte finden wir ein Suffix, dessen Thema im Gothischen TAN, THAN oder DAN wäre. Grimm zerlegt zwar, um zu unserem ando oder anto zurückzukehren, dieses Wort in an-to (II. S. 228); wir können aber in Grimm's vortrefflicher Grammatik gerade die Wortbildungs- und Wurzellehre am wenigsten billigen, indem hier unendlich viel Unerklärbares dennoch äuſserlich erklärt und überall ein Theil des Wortes der Wurzel, der übrige der Ableitung zugetheilt wird. Bei dunkelen Wörtern giebt es aber weder Wurzel noch Suffix, weil man nicht wissen kann, wo die eine aufhört und das andere anfängt, und darum besser das Ganze als unzerlegbar hinnimmt. Was hilft uns z. B. die Zerlegung des Goth. hunds *Hund* in hun-ds (l. c. S. 226), und von blinds *blind* in blin-ds? Wir haben im Germ. weder eine Wurzel hun, noch blin, und wenn wir wüſsten woher das bl sich erklären lieſse, so würden wir blinds (Th. BLINDA) in bl-inda zerlegen und inda mit dem Sskr. and'a *blind* vergleichen, wofür die Grammatiker eine Wurzel and' *blind sein* aufstellen; das Verb. ist aber ein Denominativum. Das erste Wort ist bekanntlich mit dem Sskr. s'van (in den schwachen Casus s'un) und dem Gr. *κύων*, *κυνός* verwandt, allein auch dem Griech. und Sanskrit fehlt es an einer Wurzel, d. h. an einem Wort-Häuptling, an dem Mittelpunkt einer Wortfamilie, wodurch uns der Benennungsgrund des Hundes aufgeschlossen würde. Wir wollen uns daher einer vielleicht zu kühnen aber doch nicht ganz unhaltbaren Vermuthung hingeben und annehmen, im Indischen s'van sei van das Wortbildungssuffix, und die Wurzel sei der Sylbe da verlustig

*) Da das Althd. für das a des gothisch-sanskritischen Suffixes entweder u setzt, oder auch, und zwar im Nom. allgemein, o; so kann man zweifelhaft sein, ob man im Th. UN oder ON ansetzen soll; zu einem aber muſs man sich entscheiden, oder auch zwei Themata aufstellen.

gegangen, ungefähr wie das Sskr. yakan *Leber* (Neben-Thema zu yakrt) im Lettischen, wo es Pott scharfsinnig wieder erkannt hat, durch den Verlust der ersten Sylbe zu kenis geworden ist. Auch erklären wir s'ati in vins'ati 20, trins'ati 30 (Littauisch: dwideszinti, trideszinti) etc. für eine Verstümmelung von das'ati aus das'an io, und s'ata-m hundert für entartet aus das'ata-m. Es kann darum gar nicht befremden, wenn wir s'van zu das'van herstellen und den Hund vom Beifsen benannt wissen wollen. Da es nun, um zu unserem ando zurückzukehren, im Althd. kein Suffix DUN oder DON giebt, so müssen wir ANDUN in AND-UN zerlegen und AND (auch ANT) als Wurzel anerkennen, die zuweilen noch, wahrscheinlich zur Bequemlichkeit der Aussprache, ein a zwischen den Nasal- und T-Laut einschiebt, in welcher Beziehung man aber auch eine ähnliche, wenn gleich auf einem anderen Princip beruhende Einschiebung im Sanskrit vergleichen mag in Formen wie banag'mi *ich breche* von bang'.

Der Vf. stellt auch unnan *favere* unter die Wurzel AN; wir leugnen nicht, dafs es damit verwandt sein könnte, glauben aber, dafs, wie die Sachen vor uns liegen, man dem Germanischen eine Wurzel ANN zugestehen darf, die auslautend und vor Consonanten einen ihrer beiden Nasale aufgiebt; sie stimmt darin mit der Wurzel CHANN, Goth. KANN *wissen* überein, über deren doppeltes n ich anderwärts Auskunft zu geben versucht habe (Vergl. Gr. S. 123).

Da im Althochdeutschen nach Verschiedenheit der Quellen sowohl die sämmtlichen Vocale als auch die Consonanten eines und desselben Organs (Tenues, Mediae, Aspiratae) gar vielfach mit einander wechseln, so dafs z. B. S. 76 die Formen nibu, nibi, nipi, nipa, nipo, noba, nobe, nuba, nupa, nupi, nupe, nube, nib, nub nur verschiedene Schreibarten eines und desselben Wortes sind (*wenn nicht*, *sondern*, aus n + ibu), so konnte, wenn das zusammen Gehörige auch zusammen abgehandelt werden sollte, unsere gewöhnliche alphabetische Ordnung unmöglich beibehalten werden. Die vom Verf. gewählte Anordnung scheint beim ersten Anblick in mancher Beziehung verwickelt, beruht aber in der That auf sehr reiflicher Erwägung, nur mufs jeder der das Buch gebrauchen will, um nicht beim Nachschlagen zu oft Zeit und Geduld zu verlieren, sich recht genau mit dem bekannt machen, was darüber in der Vorrede S. XXIX ff. gesagt wird. Ueber die Erhaltung od Verschiebung der germanischen Consonanten im Ve hältnifs zu denen der stammverwandten Sprachen gie Hr. Gr. S. VIII ff. höchst schätzbare Beiträge, die ih zu vielen sinnreichen Wortvergleichungen Anlafs geben Ganz am Tage liegende Verwandtschaften bedürfen hie keiner Erwähnung, wohl aber Vergleichungen wie urfu (ur-fur) mit Sanskr. apuns (a-puns) *Unmann*, eu *nuchus*; die Vergleichung gilt blofs zwischen fur un puns (S. XVIII), oder wie lebar *Leber* mit Sansk yakrt. Diese letztere Vergleichung könnte manche ganz aus der Luft gegriffen scheinen, wenn nicht di Gr. ἧπαρ und Lat. jecur als vermittelnd zur Seite stün den. Nun hat man es nur noch mit der Vertauschun zwischen den zwei indischen Halbvocalen l und y (=. zu thun, wobei wir uns jetzt nicht aufhalten wolle Mehrere von den S. XVII ff. als fraglich aufgestellte Laut-Uebergängen würden wir jedoch lieber ganz un terdrückt haben, weil die zusammengestellten Wörte die zu der Frage Anlafs gegeben haben, für uns zur Theil aller Beweiskraft entbehren. Dagegen würden w die Verwandtschaft des f mit m nicht als muthmafslic sondern als zuverlässig hinstellen, denn da die Nasa leicht mit Mutis ihres Organs wechseln, oder umgekehr und so z. B. das Gr. βροτός mit mrta-s und mortuu das neutrale Suffix ματ mit man z. B. *ONOMAT* m nâman, und das Littauische dewyni *neun* mit nava novem, neun verwandt ist: so zweifeln wir nicht a der ursprünglichen Identität des althd. fûst (Th. FUST mit dem Sskr. mus'ti *Faust*, ebenfalls weiblich.

Im Buche selbst giebt der Verf. bei jedem aufge führten Worte zuerst die Ableitung, wenn sie nicl durch die Stellung des Wortes unter einer Wurzel vo selbst einleuchtet, dann die entsprechende Form im Go thischen oder anderen germanischen Dialekten, die z verlässigen oder mehr oder weniger wahrscheinliche Schwesterformen der älteren stammverwandten Sprache die verschiedenen Schreibarten nach Verschiedenheit d Quellen; bei Substantiven, Adjectiven und Pronomin die sämmtlichen Casus, und bei Verbis die Tempu und Modusformen, die sich in den erhaltenen Denkm lern nachweisen lassen, mit zahlreichen Belegstellen z Aufklärung von Bedeutung und Gebrauch vorzügli der Verba. Die Grammatik ist somit in diesem Werl ganz vollständig enthalten, und in Bezug auf Dialek Unterschiede übersichtlicher, als dies bei der in Gram

mäken üblichen Methode der Fall ist. Wir wählen als Probe absichtlich ein im Althochdeutschen nur sparsam erhaltenes Wort, welches zwar aus diesem Grunde von dem bei vielen anderen Wörtern sich zeigenden Reichthum an Formen und Belegen keinen Begriff geben kann, aber doch die Methode des Verfs. anschaulich machen wird. Wir erlauben uns einige Einschaltungen eingeklammert beizufügen, und unterdrücken daher die Klammern des Verfs. „ohso (S. 140, Thema OHSUN oder OHSON) — Sskr. uks'an (Nom. uks'â) von vah, Lat. veh-o Gr. ὀχ-έω, also ohso und wagan zu einer Wurzel, Goth. auhsn (Th. AUHSAN Nom. auhsa *), Nord. oxi, Angels. oxa, Litt. jautis (ich rechne das Litt. nicht hierher, sondern mit Pott zur Wurzel ju *binden*, vgl. jumentum). In l. sal. III. 11 steht schon si quis bovem furaverit. *malb.* ocxino — cod. paris. 252 — läfst auch in l. sal. III. 2. die Glosse *ochsaiora*, in cod. paris. 252. ocsteorci sich aus ohso und stior erklären? — M. Ochse, bos. Nom. ohso. Ib. Rd. Rb. T. 110. Sg. 242. Mcp. oxsso. Is. 9, 4. — ochse Wn. 460. — Ac. ohson. T. 103. ohsen. Mcp. — N. Pl. ohsun. C. Rb. ohsen. Fr. G. ohsono. (Sskr. uks'an-âm) Rb. T. 125. Ac. ohsun N. II."

S. 176 wird das indische Feuer agni, Lat. ignis, Litt. ugnis mit unserem deutschen *Ofen*, Althd. ofan (Th. OFANA), Gr. ἰπνός zusammengestellt, wie denn Feuer und Ofen gewifs zusammengehören; ihre wahrscheinliche sprachliche Verwandtschaft aber könnte ohne das Goth. auhns (Th. AUHNA wo nicht AUHNI, welchem der erhaltene Acc. auhn ebenfalls angehören könnte) kaum geahnet werden, nun aber beruht sie auf dem bekannten Wechsel zwischen Gutturalen und Labialen (ὅκως, ὅπως, βαρύς = Sskr. guru-s für garu-s Compar. gariyas). Die goth. Aspir. für die indische Media ist zwar nicht ganz in der Ordnung, aber doch nicht unerhört, da der Verf. wie mir scheint mit Recht anderwärts hôrs (Th. HÔRA) *Ehebrecher* mit dem gleichbedeutenden Sskr. g'âra zusammenstellt.

S. 177 wird von der Conjunction afar (unser aber) unter andern gesagt, dafs sie wie das Lat. at wahrscheinlich zum Ortsadverbium a *) gehöre. Wir würden uns hier lieber an das Sanskrit. apara *der andere* gewendet haben; denn in Sätzen wie „er ist nicht grofs aber stark" wird eben durch das *aber* dem was er nicht ist, als *anderes* das was er ist entgegengestellt. Zudem bedeutet afar auch *wieder* und verhält sich so zu dem Sanskr. Schwesterwort wie das Lat. iterum zum Sanskr. itara (Acc. itaram) *der andere*. Wir hätten über einzelne Wörter noch manche Bemerkungen beizufügen, sowohl zur Unterstützung als hier und da auch in Abweichung von den Ansichten des Verfs., müssen dies aber aus Mangel an Raum zu einer anderen Gelegenheit versparen, und schliefsen mit dem Wunsche, dafs der Druck dieses, der altdeutschen Philologie wahrhaft zum Ruhme gereichenden Werkes nun ungestört und ununterbrochen seiner Vollendung entgegen gehen möge. Uebrigens ist ein Wörterbuch wie das vorliegende, welches nicht blofs zu gelegentlichem Nachschlagen, sondern zum Lesen und Studium bestimmt ist, für diejenigen, die für Analyse und Geschichte der Sprachen Interesse haben, auch in jedem seiner Theile schon ein Ganzes.

Bopp.

---

*) Ich erkläre den belegbaren Gen. Pl. auhsnê, der auch einem Th. AUHSNA oder AUHSNI angehören könnte, aus AUHSAN mit Unterdrückung des a, wie im Sskr. râg'nâm *regum* von râg'an und wie im Goth. abnê *maritorum* von ABAN. Die regelmäfsige Form wäre auhsan-ê, aban-ê (vgl. Mafsmann's Glossar unter aba und auhsa).

*) Wer mit früheren in dieses Gebiet einschlagenden Untersuchungen nicht bekannt ist, wird schwerlich wissen, wo ein Ortsadverbium a existire; ich würde auch lieber sagen „Pronominalstamm"; einen solchen giebt es im Sanskrit, und es entspringt daraus unter andern a-smai *diesem*, a-smin in diesem, a-tas *von da*, a-d'as *unten*, und ich erkläre aus solchen Pronominal-Wurzeln die ältesten und echtesten Präpositionen und Conjunctionen (vergl. C. Gottl. Schmidt's treffliche Schrift *„de praep. graecis"* und meine Abhandl. über diesen Gegenstand).

XLI.

Lehrbuch der vergleichenden Zootomie. Mit stäter Hinsicht auf Physiologie ausgearbeitet und durch 20 Kupfertafeln erläutert von Carl Gustav Carus. Der zweiten durchgängig verbesserten, umgearbeiteten, vermehrten und mit durchaus neuen Tafeln versehenen Auflage erster und zweiter Theil. Leipzig, bei Ernst Fleischer, 1834.

Sicherlich hat in Deutschland kein Buch so viel gewirkt zur Weckung der Lust am Studium der vergleichenden Anatomie, als die erste Auflage der Carus'schen Zootomie, in welcher

der Vf. einerseits das Wichtigste des damals vorhandenen Materials den Leser kennen lehrte, und andererseits den Versuch machte, das Einzelne zu einem wohlconstruirten Ganzen zu verarbeiten. Auf einer Reihe von Kupfertafeln wurden die Hauptformen thierischer Organisation dem Auge vorgeführt. — Dieses Werk nun, das, wie in Deutschland, so auch im Auslande, einer ehrenvollen Aufnahme und Anerkennung sich zu erfreuen hatte, erscheint gegenwärtig, wo bei tieferem Eindringen in die Morphologie des Thierreichs mit sehr erweiterter Kenntnifs von den Formen auch die Einsicht in deren Bedeutung eine andere geworden ist, etwas veraltet und mehr historisch wichtig, als für das Studium brauchbar. Daher denn die Nothwendigkeit einer neuen Bearbeitung, „die aber die frühere Form und den früheren Umfang nicht wesentlich überschreiten mufste, wenn sie den dem Buche vom Anfang bestimmten Standpunkt nicht verlieren sollte; also nur das Bedeutungsvolle, das Wichtigste neuester Untersuchungen hinzuzufügen, nur die Fehler, wesentlichsten Auslassungen und Irrthümer der früheren Arbeit zu verbessern, war die immer sehr verwickelte Aufgabe."

Diese neue Auflage beginnt mit einer allgemeinen Uebersicht der Literatur für vergleichende Zootomie, welche in Bezug auf Anordnung und Aufzählung vielleicht die weniger bedachte Partie des Werkes ausmacht. Es folgen in einem allgemeinen Theile Andeutungen über Ziel und Zweck aller Naturwissenschaft, dann der Anatomie und der vergleichenden Zootomie. Aufgabe dieser letztern ist es: „nachzuweisen die Geschichte der stufenweise sich vervollkommnenden thierischen Organisation in der Beschreibung und Vergleichung des verschiedenartigen inneren Baues der bedeutungsvollsten einzelnen thierischen Geschöpfe." Sie mufs belebt werden von der wichtigen Erkenntnifs, „dafs das Thierreich nur die in Raum und Zeit auseinander gelegte Idee der Thierheit sei, so dafs in jeder einzelnen Gattung, ja Art des Thierreiches eine gewisse Seite, eine gewisse Eigenthümlichkeit der Thierheit mit besonderer Entschiedenheit hervortritt und gleichsam als einzelnes Organ im grofsen Ganzen seine Bedeutung erhält." Den Unterschied zwischen Pflanzen- und Thierwelt will der Vf. nicht zu schroff und unbedingt aufgefafst wissen, denn eben so wenig, als diese Organismen etwas total Verschiedenes sind von dem Organismus der Erde und der Gestirne, eben so wenig ist auch der Organismus der Pflanze etwas absolut Verschiedenes von dem des Thieres; beide unterscheiden sich nur durch ein mehr und weniger, durch ein so oder so potenzirt-sein gleicher Elemente; ja es giebt eine ganze Reihe organischer Phänomene, in welchen Pflanzen- und Thiernatur noch so wenig geschieden sind, dafs der am Ende doch nur conventionelle Name von Thier oder Pflanze ihnen noch keineswegs unbedingt beigelegt werden kann, sondern dafs man am besten thut, dieselben unter dem Namen der ursprünglich lebendigen oder Protorganismen in einem Mittelreiche zwischen Pflanzen- und Thierreich zusammenzufassen. — In Betreff der Anordnung und Eintheilung des Thierreiches ist der Vf., die genetische Methode befolgend, seine frühern Ansichten treu geblieben. Eithiere, Rumpfthiere und Kopfthiere sind die drei gröfsten Kreise des Thierreiches. Verwandtschaft zu dem und Anklang von dem, was aufwärts oder abwärts liegt, begründen die Ordnungen und Sippen.

Der erste Theil der vergleichenden Zootomie umfafst die Geschichte der zur animalen Sphäre gehörigen Organe und zwar 1) die Geschichte des Nervensystems, 2) die des Scelets 3) der Bewegungsorgane und 4) der Sinnesorgane. Etwas kurz ist in Verhältnifs zu den übrigen Theilen die Geschichte des Nervensystems abgehandelt. Auffallend war es uns zu finden, dafs der Vf. (S. 41) annimmt, die Bauch-Ganglienkette der Würmer habe „für diese Thiere dieselbe Bedeutung, wie für den menschlichen Körper Rückenmark und sympathischer Nerv zugleich." Der auch vom Vf. als solcher anerkannte sympathische Nerv der Eingeweide bei den Insekten (s. S. 47) ist bei mehren Würmern: Hirudo, Amphinome, Aphrodite und bei Crustaceen ebenfalls nachgewiesen. — Am ausführlichsten und trefflich in aller Rücksicht ist die Geschichte der Entwickelung des Scelets in der Thierreihe abgehandelt. Eben so läfst die Geschichte der die Bewegung vermittelnden Gebilde nichts zu wünschen übrig. Unter der Aufschrift: „Organe, welche den Uebergang von den Bewegungsorganen zu den Sinneswerkzeugen bilden", wird hierauf von den elektrischen Organen und den Leuchtorganen gehandelt. Bei Darstellung der Geschichte der Sinnesorgane sind die neuesten Untersuchungen berücksichtigt.

Der zweite Theil des Werkes behandelt die Geschichte der zur vegetativen Sphäre gehörigen Organe. Sein erster Abschnitt umfafst die Organe, welche der Vermittelung individueller Reproduction bestimmt sind. Hier werden zunächst die Verdauungswerkzeuge trefflich dargestellt. Alsdann gelangen wir zu den Athmungs- und Absonderungswerkzeugen: Hautorgan, Athmungs- und Stimmorgane, Absonderungswerkzeuge. Die dritte Abtheilung begreift das Gefäfssystem, das vielleicht etwas specieller hätte behandelt werden können. Namentlich vermissen wir die Beachtung der von Davy, Martin St. Ange und Weber gemachten wichtigen Beobachtungen über das Herz der Amphibien. — Der zweite Abschnitt des zweiten Theiles umfafst die Geschichte der die Reproduction der Gattung vermittelnden Gebilde, so wie der Entwickelung einzelner thierischen Organismen selbst. — In einem kleinen Anhange ist vom Zergliedern und Präpariren der Thierkörper die Rede. — Die ganz neu gearbeiteten Kupfertafeln zeichnen sich durch Treue und Sauberkeit aus; in der Auswahl darzustellender Gegenstände hat der verehrte Vf. die gröfste Umsicht bewiesen. So ist denn diese neue in jeder Rücksicht verbesserte Auflage der Carus'schen Zootomie zum Studium Jedem zu empfehlen, der sich eine Uebersicht der bisherigen Leistungen auf dem Gebiete dieser Wissenschaft verschaffen will.

№ 41.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

XLII.

Systema Astronomiae Aegyptiacae Quadripartitum. Conspectus astronomiae Aegyptiorum mathematicae et apotelesmaticae. Pantheon Aegyptiacum sive Symbolice Aegyptiorum astronomica. Observationes Aegyptiorum astronomicae hieroglyphice descriptae in zodiaco Tentyritico, tabula Isiaca sive Bembina, Monolitho Amosis Parisino, Sarcophago Sethi Londinensi, Sarcophago Ramessis Parisino, papyrisque funeralibus, annis 1832, 1693, 1631, 1104 *a. Chr.*; 37, 54, 137 *p. Chr. cum corollariis chronologicis, historicis, mythologicis, philologicis, exegeticis, astronomicis et palaeographicis. Lexicon Astronomico-Hieroglyphicum cum permultis figuris hieroglyphicis impressis. Accedunt index universalis atque tabulae X lithographicae cum colorata tituli. Lips.* 1833. *Barth.* 445 S. 4. Auch unter dem Titel: *Beiträge zur Kenntniſs der Litteratur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegypten von Gustav Seyffarth. Zweites, drittes, viertes, fünftes Heft*; und: *Unser Alphabet, ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der sieben Planeten* ☽ ☿ ♀ ⊙ ♂ ♃ ♄ *am* 7. *September des Jahres* 3446 *vor Christus, angeblich zu Ende der Sündfluth, wahrscheinlich nach eigenen Beobachtungen Noah's. Erste Grundlage zu einer wahren Chronologie und Culturgeschichte aller Völker. Mit einer lithographirten Tafel. Leipzig* 1834. *Barth.* 48 S. 4. Auch unter dem Titel: *Beiträge u. s. w. Sechstes Heft* *).

Als Rec. im April 1833 die Erscheinung des ersten Bandes des *Rosellinischen* Werkes über die Denkmä-

*) Der augenblickliche Mangel an koptischen Lettern, welchem jedoch durch die Liberalität der hiesigen Akademie der Wissenschaften binnen kurzem abgeholfen sein wird, zwingt den Rec., sich des lateinischen Alphabetes zur Darstellung koptischer Worte zu bedienen, wie dieſs auch schon früher Wilh. v. Humboldt in seiner Abhandlung *über vier löwenköpfige Bildsäulen des hiesigen Antikenkabinets* (*Abhandl. der Berl. Akad. hist. phil. Cl.* 1825) aus gleichem Grunde, und *Bopp*, bei dem Beginne seiner Forschungen über das Sanskrit, in Ermangelung erforderlicher Lettern, zu thun genöthigt waren. Da jedoch Rec. in Bezug auf die Bezeichnung der koptischen Buchstaben von der Darstellung des zuvor erwähnten groſsen Sprachforschers in einzelnen Punkten abweichen dürfte, so möge es ihm erlaubt sein, hier einige Worte über das koptische Alphabet beizufügen Es ist im Wesentlichen das griechische, dessen 24 Lautzeichen von den Aegyptern angenommen wurden, mit dem einzigen Unterschiede, daſs sie das γ und das ς (*so* bei ihnen genannt) nur als Zahlzeichen gebrauchten, indem beide Laute bei ihnen fehlten (vergl. *Zoëga de usu et origine obeliscor. p.* 436. *La Croze Gramm. p.* 5). Zu welcher Zeit dieſs geschehen sei, ist ungewiſs. Nach *La Croze* (*Thes. epist.* 1742, *Tom. III. ep.* 13. *p.* 23), *Georgi* (*Fragm. Evangel. S. Johannis etc.* p. XLIII folgd.) u. a. geschah es schon unter Psammetichus, was durch die Inschrift von Rosette und die demotischen Papyrusrollen widerlegt wird, eben so wie die Ansicht von *Montfaucon* (*Palaeogr. gr. p.* 313), *Jablonski* (*Pantheon Aegypt. II. p.* 50), *Valperga Caluso* (*Litterat. Copt. rudiment. p.* 14), daſs es unter den Ptolemäern geschehen. Nach *Zoëga* (a. a. O. *p.* 437), der sich auf die bekannte Stelle des *Aristides* stützt (*Aegypt. Tom. II. p.* 360 *Jebb*; vergl. *Champollion L'Égypte sous les Pharaons, Tom. I. p.* 33 folgd.), daſs den Griechen die Eigenthümlichkeit und geringe Ausdehnung ihres Alphabetes Schwierigkeiten bei der Darstellung ägyptischer Worte in den Weg legte, und *Quatremère* (*Recherches crit et hist. sur la langue et la lit-*

ler Aegyptens und Nubiens in diesen Jahrbüchern anzeigte, versuchte er übersichtlich den Gang anzudeuten, welchen die Entzifferung der Hieroglyphen seit der Entdeckung der phonetischen Charaktere durch *Champollion* genommen hatte, ohne dafs ihm der Raum damals gestattete, näher auf dasjenige System einzugehen, welches sich mit dem *Champollions* im schneidendsten Widerspruche befand — ich meine das von *Seyffarth* aufgestellte *kalligraphische.* Zwar hat es der Urheber in seinem neuesten Werke, welches uns zur Beurtheilung vorliegt, gänzlich verworfen, und ein anderes an dessen Stelle zu setzen versucht, das sich näher an die unabweisbaren Entdeckungen *), welche die neueste Zeit auf diesem Gebiete hervorgebracht hat, anschliefst: da er aber behauptet (p. 367), dafs sein jetziges System si von seinem früheren nur in unwesentlichen Nebendi gen unterscheide, eine Behauptung, die, wie wir dars thun hoffen, sich weit von der Wahrheit entfernt, wird es nothwendig sein, einen Blick auf seine früh ren Forschungen zu werfen und so zugleich jene ob erwähnte frühere Darstellung zu ergänzen. Ref. wi sich vorzugsweise auf denjenigen Theil der vorliegend Arbeit beschränken, welcher die Entzifferung der Hi roglyphen betrifft oder mit ihr in näherer Verbindu steht; da er die Ueberzeugung hegt, dafs nur von ein richtigen Deutung der einzigen von der einheimisch Litteratur Aegyptens auf den Denkmälern übriggebl benen Fragmente jede fernere Untersuchung über Alterthumskunde des Nillandes abhängig ist; ohne d er jedoch die Grundlage, auf welcher Seyffarth sein wu derliches Gebäude aufgeführt hat, und die abstrusen R sultate gänzlich mit Stillschweigen übergehen wird, denen er gelangt zu sein glaubt. Die Wunderlichke der letzteren möchte allein schon genügen, jeden beso nenen Kritiker vor diesem Prokrustesbette zu warne und es möchten überhaupt manche sich finden, die ei Widerlegung solcher Behauptungen, wie die von *Sey farth* aufgestellten sind, für überflüssig erachten dü ten: aber Leichtsinn und Anmafsung bedürfen ernster Zurückweisung auf einem so wenig angebauten Feld als das der ägyptischen Alterthumskunde noch imm ist, damit die ersten Anpflanzungen nicht von d Hand jedes Eindringlinges zertrümmert werden kö nen. Und als einen solchen müssen wir *Seyffar* bezeichnen, welchen *Spohn's* Tod in einer unglücklich Stunde zum Hieroglyphiker und ägyptischen Alterthum forscher machte, da es ihm durchaus an aller und jed Art von gründlichen Kenntnissen fehlt, die ihn hier auch nur einigermafsen befähigen könnten. Eine B hauptung, wie die vorstehende, bedarf vollgewichtig Beweise, und Rec. glaubt sie in nachfolgender Beurth lung der neuesten Leistungen *Seyffarth's* zu liefe Vielleicht wird endlich der Nimbus zerstreut, welch der Leipziger Gelehrte durch eine Fülle von Citat und anderweitigen Kunstgriffen um sich her zu verbreit gewufst hat, vielleicht endlich die Nichtigkeit in ih ganzen Blöfse nach Abziehung der erborgten Prunkf tern dastehen.

Fr. Aug. W. Spohn, leider zu früh am 27. Jan 1823 den Wissenschaften entrissen, hat bei seinen Le

---

térature de l'Égypte p. 20), welcher sich auf eine Stelle des *Capitolinus* bezieht (*Gordian. p.* 165. *Salm.*), geschah es vor dem Anfange des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, eine Annahme, die sich gewifs nicht weit von der Wahrheit entfernen wird. Genug, das griechische Alphabet ging nach Aegypten über, und zwar mit der Aussprache des *Itacismus*, weshalb wir den koptischen, dem η entsprechenden Buchstaben, stets durch ë, zum Unterschiede von dem *e*, bezeichnen wollen. Das β ist aus demselben Grunde durch *v* wiedergegeben, und zum Unterschiede des ω und o sind die Bezeichnungen ō und o eingeführt worden. Die Buchstaben, welche hinzugefügt worden sind, um die fehlenden Laute zu bezeichnen, sind das *fei*, das hebräische ו, welches durch *f*, das *chei*, das hebräische ח, welches durch *chh*, zum Unterschiede von dem χ (*ch*), das *schei*, das hebräische ש, welches durch *sch*, das *djenga*, welches durch *dj*, das *skimma*, dem dänischen *sk* entsprechend, welches durch *sk*, das *tei*, welches durch *ti* (ohne Punkt über dem *i*), und endlich das *hori*, dem hebräischen ה entsprechend (der *spiritus asper* der Griechen), welches durch *h* dargestellt werden soll. Das Zeichen ă bedeutet den dem hebräischen *Schwa* in der koptischen Sprache entsprechenden Accent. Wie wenig diese Bezeichnungsweise das koptische Alphabet vollständig wiederzugeben im Stande ist, kann niemand besser als Rec. fühlen.

*) Für die Zweifler, deren es noch immer eine grofse Anzahl giebt, verweise ich auf Auctoritäten, wie *Wilh. v. Humboldt* (*Abhandl. der Berl. Acad.* 1825. *histor. philol. Kl. S.* 146) und *Niebuhr*, welcher die Entdeckung der phonetischen Hieroglyphen, ihren Werth und Einflufs erkennend, als die schönste unseres Jahrhunderts bezeichnete. Vergl. *Bunsen, Sur l'état actuel de quelques-uns des travaux entrepris par l'institut archéologique de Rome. Paris* 1834, 8. *p.* 93. Beachtungswerth sind die Bemerkungen, welche *Bunsen p.* 83 — 95 über die Forschungen *Rosellini's* mitgetheilt hat.

zeiten nur die kleine Schrift: *Ueber Hieroglyphen, ihre Deutung und die Sprache der alten Aegypter*, Erstes Fragment, Leipz. 1820 *) erscheinen lassen, aus welcher über seine Ansichten von der Schrift und Sprache des alten Aegypten Belehrung geschöpft werden könnte. Sein Freund, *Gustav Seyffarth*, übernahm nach seinem Dahinscheiden die Herausgabe der von ihm hinterlassenen, die ägyptische Alterthumskunde, besonders die demotischen Schriftdenkmäler betreffenden Papiere und die weitere Fortführung des von ihm begründeten Systemes. Im Jahre 1825 erschien zu Leipzig der erste Theil des Werkes: *De lingua et literis veterum Aegyptiorum cum permultis tabulis lithographicis literas Aegyptiorum tum vulgari tum sacerdotali ratione scriptas explicantibus atque interpretationem Rosettanae aliarumque inscriptionum et aliquot voluminum papyraceorum in sepulcris repertorum exhibentibus. Accedunt grammatica atque glossarium aegyptiacum. Edidit et absolvit G. Seyffarth.* 4. Erst der zweite, 1831 erschienene Theil brachte eine Darstellung der Grundsätze, nach denen *Spohn* zur Entzifferung der demotischen Schrift gelangt war, nebst den unentbehrlichen Tafeln, welche — zwölf an der Zahl — höchst genaue Nachbildungen der Originale der von *Spohn* erklärten Schriftdenkmäler darstellen. Wenn auch der Herausgeber selbst zugesteht, dafs *Spohn* mannigfache Irrthümer in Deutung der Charaktere, Erklärung der Worte u. s. w. begangen habe **), so müssen wir doch mit ihm dem Urheber dieses Systemes die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dafs er, unabhängig von *Young*, *Champollion* und *Kosegarten* und gleichzeitig mit ihnen, des Wahren viel gefunden hat, und deshalb verdient, neben den ersten Begründern der Kenntnifs von ägyptischer Sprache und Schrift genannt zu werden *).

Die bisher erwähnten, von *Seyffarth* herausgegebenen Papiere *Spohn's* beschäftigten sich fast ausschliefslich mit der demotischen Schrift. Wenig war von ihm für die hieratische, fast nichts für die Hieroglyphen gethan worden. In demselben Kreise bewegen sich noch *Seyffarth's Beiträge zur Kenntnifs der Litteratur, Kunst, Mythologie* und *Geschichte des alten Aegypten* Heft I. mit IV lithographirten Taf. Leipz. 1826, 4., welche sich vorzugsweise mit den Papyrusrollen der Berliner Bibliothek beschäftigen. Aber als entschiedener Gegner *Champollion's* und Begründer eines neuen Systemes der ägyptischen Hieroglyphenkunde trat er in dem mit grofser Pracht ausgestatteten Werke auf: *Rudimenta Hieroglyphices. Accedunt explicationes speciminum hieroglyphicorum, glossarium atque alphabeta. Cum XXXVI. tab. lithogr.* Lips. 1826, 4. **). Er unterschied vier von einander abweichende Systeme oder Methoden, nach denen bis dahin die Entzifferung der Hieroglyphen unternommen worden war: die *Symbolik*, nach der den einzelnen Zeichen einzelne symbolische Bedeutungen untergelegt werden können (*Kircher*); die *Ideologie*, welche zwar den einzelnen Bildern ebenfalls symbolische Bedeutungen unterlegt, aber erst durch die Verbindung dieser Zeichen und ihre gegenseitige Beziehung die Entstehung von Begriffen erklärt (*Palin* ***));

---

*) Vergl. *Böttiger's Amalthea* Th. 1, S. 77—91.

**) Ueber den Vorwurf, welchen man *Spohn* gemacht hatte (s. *Champollion Lettre à M. le duc de Blacas d'Aulps, sur le nouveau système hiéroglyphique de MM. Spohn et Seyffarth. Florence* 1826, 8. *p.* 6), dafs eine von ihm angeblich entzifferte und eine Hymne an den Osiris enthaltende Urkunde nichts anders als ein Kaufcontract sei, vergl. *Seyffarth Brevis Def. Hierogl. Lips.* 1827. *p.* 6 *sqq.* *Spohn's* Erklärungsversuch findet sich *De ling. et liter. vet. Aegypt.* I p. 37—43: die Abbildung des betreffenden Pariser demotischen Papyrus ebend. *II. Tab. III.* Wie weit übrigens *Champollion's* und *Seyffarth's* Systeme, trotz mancher gemeinschaftlichen Sätze, von einander abweichen, erkennt man, wenn man des ersteren Erklärung sieben nahe mit einander übereinstimmender hieroglyphischer Legenden (*Précis du syst. hiérogl.* Ausg. I. *p.* 138. *pl. VIII.* Ausg. II. *p.* 190. *pl. XII.* In letzterer ist die Bedeutung einiger Zeichen anders angegeben) mit der von *Seyffarth* aufgestellten (*Rudim. Hierogl. p.* 63 *sq.*) vergleicht.

*) Vergl. *Spohn de ling. et litt. veter. Aegypt. I. p. XV. II. p.* 31 folg. *Seyffarth Rudim. Hieroglyph. p.* 3. *not.* 5.

**) Vergl. auch die früher erschienene kleinere Schrift: *de hieroglyphica Aegyptiorum scriptura dissertatio, cum IV tabulis. Lips.* 1825, 4.

***) *Analyse de l'inscription en hiéroglyphes de Rosette. Dresde* 1804. *Lettres sur les Hiéroglyphes. Cassel* 1802, 8. *Essai sur les Hiéroglyphes. Weimar* 1804. 4. *Fragmens de l'Étude des Hiéroglyphes. Paris* 1811, 5 *Bde* 12. *Nouvelles Recherches sur l'Inscription en lettres sacrées du monument de Rosette. Florence* 1830, 8. (Letztere Schrift soll nach anderen, mir minder glaublichen Angaben, von *Graberg de Hemsö* herrühren.) Auch *Palin* fand, gleich dem anonymen Verfasser (*P. Lacour*) des Werkes *Essai sur les Hiéroglyphes égyptiennes* (*Bordeaux* 1821), auf den hieroglyphischen Denkmälern die davidischen Psalme wieder; nur mit dem Unter-

die *Paronomasie*, nach der die Bedeutung jedes hieroglyphischen Zeichens aus der semitischen Bedeutung desselben erhellt (*Sickler* *)); und die *Ikonoprotophonesie*, denen er sein eigenes System anreihte, als deren Princip er die *Kalligraphik* betrachtete, indem er annahm, dafs die Hieroglyphen, gleich den armenischen Majuskeln, aus Verzierung der schon früher vorhandenen demotischen Schriftzüge entstanden seien **). Als Argumente, auf die er sich hierbei stützte, führte er an, dafs dieselben Buchstaben durch verschiedene Bilder ausgedrückt und diese durch verschiedene Zierrathen ausgeschmückt wurden; dafs die einzelnen Theile der Hieroglyphen veränderlich seien; dafs die verschiedenen hieratischen Buchstaben dieselben, oder wenigstens ganz ähnliche Formen annähmen, als die hieroglyphischen Zeichen ***). Zur Begründung seiner Ansicht bezog er sich zuvörderst auf die Worte des *Herodot* (II, 36): *Αἰγύπτιοι χρέωνται γράμμασι διφασίοισι καὶ τὰ μὲν αὐτῶν*

schiede, dafs *er* die hebräischen Schriften als Uebersetzungen des ägyptischen Originales ansah, während *jener* auf den hieroglyphischen Denkmälern nur Uebersetzungen aus der Bibel fand. Merkwürdig ist es übrigens, dafs *Palin* sich als Urheber des *Champollion*'schen Systemes ansieht, von dem er glaubt, dafs es nur aus mifsverstandenen Bemerkungen, die er über den tonischen und grammatischen Gebrauch einiger Zeichen gemacht habe, hervorgegangen sei. S. *Nouv. Recherch. p.* 17.

*) *Thoth.* Hildburgh. 1819, 8. *Auflösungs- und Erklärungsversuch der zehn hieroglyphischen Gemälde auf einem ägyptischen Mumienkasten* u. s. w. in *Oken's Isis* 1821. Heft I. *Die heilige Priestersprache der alten Aegypter als ein dem Semitischen Sprachstamme nahe verwandter Dialekt aus historischen Quellen erwiesen.* Th. I. Hildburgh. 1822. II. ebend. 1824. Vergl. besonders *Paulus* Anzeige von *Sickler's* Schrift: *Hermes Hymnus an die Demeter* in den Heidelberg. Jahrb. 1821. No. 35. folgd.

**) Vergl. besonders *Rudim. hierogl.* Cap. I. §. 8. *p.* 15 folgd.

***) Eine ähnliche Ansicht über das Verhältnifs der hieratischen zur demotischen Schrift hatte *Zoëga* ausgesprochen. *De orig. et usu obeliscor. p.* 435 folgd. *Grognet* hielt die Hieroglyphen für kalligraphisch verzierte Majuskeln des hebräischen Alphabetes (*Bibl. analitic. Napolit.* 1810. *Tom. IV. p.* 346 folgd.) und war also von *Seyffarth's* kalligraphischem Systeme nicht weit entfernt.

ἱρά, τὰ δὲ δημοτικὰ καλέεται, woraus er schlofs, dafs da mals zwar schon die Hieroglyphenschrift bestanden habe ohne jedoch schon so ausgebildet gewesen zu sein, daf sie eine von der hieratischen vollkommen verschieden Schreibart gebildet habe. Aber dem *Herodot* sind di *ἱρὰ γράμματα* unzweifelhaft nichts anderes, als die Hieroglyphen *), und die hieratische Schrift war ihm ent weder unbekannt geblieben, oder er hatte sie aus ihrem wahren Gesichtspunkte als reine Tachygraphie der Hie roglyphik betrachtet und deshalb mit Stillschweigen über gangen **). Ferner bezog er sich auf die Worte de *Cosmas Indopleustes Cosmogr.* p. 161, ap. *Montfauco Collect. nov. Patr.* Tom. II.), in denen es heifst, Mose habe gelernt *γράμματα ἱερογλυφικά, μᾶλλον δὲ σύμβολ γραμμάτων*, womit er eine Stelle des *Cassiodorus* ***) ve band, in welcher gesagt wird: *Obeliscorum in Circ prolixitates ad caeli altitudinem sublevantur: sed p tior Soli, inferior Lunae dicatus est. Ubi sacra pri corum Chaldaicis signis, quasi literis indicantur.* Au beiden Stellen erhellt nichts anderes, als dafs die Ver fasser, was von ihnen auch niemand weder erwarte noch verlangen wird, von den Hieroglyphen nichts ve standen haben ****). Auch beruft sich *Seyffarth* au Inschriften mit roheren, minder ausgebildeten Charak teren, wie die auf dem Florentinischen Obelisken †) und auf einem von *Cailliaud* entdeckten und abgebil deten Steine ††), in denen er den Uebergang von de hieratischen zur hieroglyphischen Schrift zu erkenne glaubt.

*) Vergl. *Zoëga* a. a. O. *p.* 431.

**) S. *Letronne* in *Champ. Précis.* Zw. Ausg. *p.* 384.

***) *Variar. ad Theodoric. reg. III*, 51 *p.* 109 (*ed. Paris.* 158 Vergl. *Zoëga* a. a. O. *p.* 30. Bei S. ist die Stelle wahrha korrumpirt und nur ganz unbestimmt angegeben. Er citi *Cassiodor. Chronic. ad Theodor. reg.*

****) Was hier Stellen, wie *Plato de legg. VII p* 819, b. *Diod Sic. I*, 55. *III*, 3. u. a. m. sollen, ist nicht wohl einzuseh

†) Bei *Kircher Oedip. Tom. III. p.* 348. Vergl. *Zoëga* a. O. *p.* 84 *sqq. p.* 599.

††) *Voyage à l'oasis de Thèbes. Tom. III. Tab. III.* Ver auch die Abbildung bei *Spohn de ling. et liter. Tab.* X *nr.* 2. mit dem Erklärungsversuche desselben *I, p.* 48.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 42.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Systema Astronomiae Aegyptiacae Quadripartitum etc. Auch unter dem Titel: *Beiträge zur Kenntnifs der Litteratur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegypten von Gustav Seyffarth. Zweites, drittes, viertes, fünftes Heft;* und: *Unser Alphabet, ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der sieben Planeten* ☽ ☿ ♀ ☉ ♂ ♃ ♄ *etc.* Auch unter dem Titel: *Beiträge u. s. w. Sechstes Heft.*

(Fortsetzung.)

Dafs aber die Hieroglyphen aus der hieratischen Schrift hervorgegangen seien, nicht umgekehrt, sucht er daraus herzuleiten, dafs verschiedene Hieroglyphen aus Einem Buchstaben entstanden wären; dafs hieratische Buchstaben, die aus mehreren getrennten Theilen bestehen, durch zwei und mehrere verschiedene Hieroglyphen dargestellt, und zwei getrennte hieratische Buchstaben oft durch *Ein* hieroglyphisches Bild wiedergegeben würden. Abgesehen davon, dafs diese Gründe eine richtige Erklärung der Hieroglyphen schon voraussetzen, beruhen sie überdem auf rein subjectiver Anschauung *). Nach diesem kalligraphischen Systeme unterschied nun S. an den Hieroglyphen drei verschiedene Bestandtheile, aus denen jede einzelne zusammengesetzt ist: die ursprünglichen Züge des hieratischen Buchstabens, welchen die Hieroglyphe ihre Entstehung verdanken soll, die sekundären Linien, welche das Bild begränzen und bestimmen, und die Verzierungen; obgleich er sich zu der Annahme gezwungen sieht, dafs häufig der eine oder der andere dieser Bestandtheile weggelassen worden sei. Dieser Umstand, über welchen S. leicht hinwegging, war aber von nicht geringer Bedeutsamkeit. Denn wenn Kalligraphik das Grundprincip der Hieroglyphik, und jeder der drei angegebenen Bestandtheile wesentlich war, so konnte auch keiner derselben beliebig übergangen werden.

*) Dies hob auch *Champollion* mit Recht hervor (*Lettre à M. le duc de Blacas p.* 5): *M. Seyffarth a conçu, pour l'interprétation des textes égyptiens, un système tout-à fait arbitraire et qui, comme celui de Kircher, ne repose sur aucune série de faits positifs et n'est fondé que sur des assertions ou des manières de voir purement personnelles.*

Die Unbestimmtheit und Schwierigkeit, welche das *Seyffarthsche* System darbot, erhellt besonders aus folgenden Sätzen: Es konnten nicht allein Vokale, sondern auch Konsonanten ausgelassen, hinzugefügt, mit anderen vertauscht werden: die Auswahl, gegenseitige Stellung, Verbindung, Trennung, Verzierung, Abänderung der hieroglyphischen Bilder war steten Veränderungen unterworfen: kein hieroglyphisches Zeichen hatte nur *Eine* Bedeutung; im Gegentheile gab es nicht wenige, die sechs und mehreren Buchstaben entsprechen konnten. Zu ihrer Unterscheidung sollten sich nach S. die alten Aegypter gewisser diakritischer Zeichen bedient haben, die seiner Meinung nach von denen, welche die ägyptischen Denkmäler abgezeichnet haben, aus Unkunde übersehen worden. So sollte eine Schlange mit einer Schuppe dem *p*, ohne dieselbe dem *th*, mit der Krone dem *f* entsprechen. Ferner nahm S. eine Metathesis der sogenannten emphonischen, d. h. einem Laute entsprechenden Hieroglyphen an, die sich zuweilen auf eines und dasselbe Wort beschränken, zuweilen aber auch durch zwei auf einander folgende, ja selbst durch entfernter stehende hindurchgehen sollte, und sowohl durch Raumersparnifs, als durch Streben nach Eleganz hervorgerufen worden sei. Nicht mindere Unbestimmtheit bedingte die von ihm angenommene Apokope der hieroglyphischen Zeichen, nach der oft so viel Buchstaben ausgelassen werden, dafs ganze Worte mit zwei oder gar nur Einem Zeichen dargestellt wurden *).

*) Wollte man eine solche Apokope wirklich statuiren, so wür-

Endlich gestattete er der Willkürlichkeit der Schreiber oder Maler und ihrer Phantasie einen bedeutenden Spielraum *).

Neben den *emphonischen* Zeichen nahm S. noch *symphonische* und *aphonische* an. Erstere sollten solche sein, welche nur in Verbindung mit einem oder mehreren anderen hieroglyphischen Zeichen Buchstaben bezeichneten, und waren nach ihm entstanden, theils aus denjenigen hieratischen Buchstaben, deren einzelne Theile in keinem gehörigen Zusammenhange mit einander standen, oder durch kalligraphische Veränderungen, welche sie erlitten, in mehrere Theile zerfallen waren, theils aus den Hieroglyphen selbst durch Zersplitterung der einzelnen Bestandtheile. Auch hier sollten Vertauschungen, Veränderungen in Bezug auf Lage, Trennung, Verbindung, Auslassung u. s. w. Statt gefunden haben. Die *aphonischen* Zeichen unterschied S. in *mimetische*, wahre Abbildungen des zu bezeichnenden Gegenstandes, *tropische*, wo durch das Bild eines anderen Gegenstandes verwandte Begriffe ausgedrückt wurden, und in *allegorische*, in denen Begriffe durch fremdartige Gegenstände angedeutet, verschiedene Erklärungen zulassen mufsten **).

---

de sie zur Bestätigung der von *Goulianoff* aufgestellten, von *Klaproth* vertheidigten *akrologischen* Hieroglyphen dienen, indem letztere auf diesem Wege aus dem von *Champollion* vertheidigten akrophonischen Principe hervorgegangen sein könnten. Rec. kann, ohne zu befürchten weitläufig zu werden, hierauf nicht näher eingehen, und mufs daher die Entwickelung seiner Ansichten über die sogenannte *Akrologie*, welche *Letronne* bei *Champoll. Précis.* Zw. Ausg. *p.* 393 *un système absurde d'écriture* nennt, auf eine andere Gelegenheit versparen.

*) Gewifs mit Unrecht. Vergl. *Plato de legg.* VI. *p.* 66 *Bip.* οὐκ ἐξῆν ζωγράφοις . . . . . καινοτομεῖν. *P. v. Bohlen, Das alte Indien mit besonderer Rücksicht auf Aegypten* (Königsberg 1830. 8.) Th. II. S. 200. Die Stabilität der Formen erhellt schon daraus, dafs die Aegypter, um die Hieroglyphen in Ziegelsteine einzudrücken, sich hölzerner Formen bedienten (*Mahn, Lexikograph,* S. 411. *Kopp, Bilder und Schriften der Vorzeit,* II S. 153), gleichwie die Babylonier in Ansehung ihrer Keilschrift (*Münter, Antiquar. Aufsätze* S. 124). Um die Hieroglyphen auf Leder einzupressen, gebrauchten sie metallene Typen. S. *Pettigrew History of Egyptian Mummies* (London 1834. 4.) *p.* 97.

**) Dafs allegorische Hieroglyphen bestehen konnten, selbst bei der Annahme, dafs das Grundelement der ganzen Hieroglyphik ein phonetisches war, erhellt aus ähnlichen Bezeichnungsweisen auf Denkmälern und Münzen der Griechen und Römer, denen sie ein Hülfsmittel für die Kunst, zu den

Dies ist eine kurze Darstellung des *kalligraphische* Systemes *), wie es der Urheber in seinen Rudimenti Hieroglyphices niedergelegt hat **). Nur im Vorbei

---

schönsten und geistreichsten Schöpfungen wurden. Man vergl *Lange's Ideen über die poëtische Ansicht der Natur* in seinen *Vermischten Reden und Schriften* (Leipzig 1832. 8.) S. 220

*) Man vergleiche über dasselbe noch den lobenden Artik von *Jahn* in den *Jahrb. f. Philol. u. Pädag.* 1826. Bd. Heft I. S. 158 folgd. und die entgegengesetzten Urtheile vo *Silvestre de Sacy* im *Journal des Savans* Octbr. 1827. *p.* 58 — 604; *Pfaff, Die Weisheit der Aegypter, die Gelehrsamke der Franzosen und der Verstand der Deutschen. Zweite Be lage zur Hieroglyphik, worin Bericht gegeben wird, wie Sey farth den Champollion auf den Kopf stellt,* Nürnberg 182 8. (eine Schrift, die S. in seiner *Uebersicht der Aegyptische Literatur seit Entdeckung der Inschrift von Rosette* 1799 b *zum Jahre* 1834 in den *N. Jahrb. f. Phil. und Pädag.* vo *Seebode, Jahn* und *Klotz* Bd. III. S. 186 mit Stillschweige übergangen hat) und dem Verf. des Artikels im *Edinburg Review* 1827, *March, p.* 528—539. Am entschiedensten sprich sich über das kalligraphische System *Jannelli* aus (*Fundamenta hermeneutica hierogr. cryptic. veter. gent.* Neap. 1830 8. *p. XVIII*): *Systema huiusmodi est evidenter non falsu tantum, sed prorsus impossibile. Nam si datae inscriptioni alphabeticae ignotum est alphabetum, et ignota est lingua, neque a potestate ulla humana intelligi illa potest et explicar Atque S. de nihilo condit linguam suam hieroglyphicam, non Copticam, non Hebraicam, non Abyssinicam, non Arabicam, non Chaldaicam, de nihilo eruit mille litteras demoticas e similitudine nihili cum mille schematibus hieroglyphicis con fert. Iterum impossibile, quia etsi tum lingua, tum potesta schematum hieroglyphicorum esset data, quum singulis sche matibus tribuat S. quatuor, quinque, octo, novem potestates di versas, syngrammata fiant omnino indeterminata et indefinita neque est aliqua potestas humana, quae ea valeat definire e determinare. Ita si tu vis, ut vocem hanc AMO recepto mor intelligam, scio quid dicas: sed si vis, ut in A esset etia potestas B, C, D, E, in M potestas F, G, H, I, L, in (potestas N, P, Q, R, S, neque ego, neque alius quivis hom natus inveniri potest, qui vim vocis definiat et certo capiat.* — Auf die *Chamische* Sprache, welche nach S. den Hierogly phen zum Grunde liegen sollte, braucht sich Rec. hier um s weniger einzulassen, als S. jetzt die koptische als identis mit der altägyptischen anerkennt. — Auffallend ist es, dal keiner von denen, die sich in neuerer Zeit durch Forschun gen in Bezug auf die ägyptische Alterthumskunde hervorge than haben, S. System angenommen hat, und dafs es nu von solchen gelobt worden ist, denen im Grunde kein U theil über dasselbe zustand.

**) S. will durchaus *Spohn* als den wahren Urheber dieses Syste m betrachtet wissen. Vergl *Rudim. Hieroglyph.* § 2. *p.* 2 folg I. *Quod sibi videtur hic libellus rationem tradere, qua hierogly*

…hen erwähnen wir der Angriffe *Champollion's* gegen …selbe *), die eine Vertheidigung von Seiten *Seyffarth's* hervorgerufen haben, in der nur eine kurze Wie…holung und Anpreisung der von ihm befolgten Grund…, nicht aber eine wahrhaft gründliche Nachweisung …r Richtigkeit seines Systemes zu finden ist **).

Bevor wir zu den Modifikationen übergehen, wel…S. mit seinem Systeme in dem vorliegenden Werke …nommen hat, müssen wir einen Blick auf das apo…matische Prinzip werfen, welches er in dem ganzen …iete der ägyptischen Alterthumskunde zu verfolgen …cht hat. Die astronomischen Kenntnisse der Aegyp… sind unstreitig nicht von der Art gewesen, daſs man … Ursprung der Himmelskunde bei ihnen zu suchen …; ein Satz, welchen schon *Heilbronner* aufstellte ***) … mit überzeugender Klarheit *v. Bohlen* dargethan …****). Indem Rec. die genauere Erörterung auch …ses Gegenstandes einer anderen Gelegenheit vorbe…, genüge vorläufig hier die Bemerkung, daſs die Be…ner des Nillandes schon deshalb keine groſsen Hel… in der Astronomie gewesen sein können, weil der …rizont Aegyptens dunstig und den astronomischen Beobachtungen keineswegs günstig ist, wie *Nouet*, der als Astronom der französischen Expedition beigewohnt hat, ausdrücklich versichert *). Gleich viel, ob die Babylonier **) oder irgend ein anderes Volk Schöpfer der rechnenden Astronomie gewesen, so viel ist sicher, daſs selbst dasjenige, was *Herodot* (II, 82) von dem ersten Ursprunge gewisser astrologischer Ideen in Aegypten sagt, nicht einmal die Berücksichtigung verdient, welche auch *Ritter* (*Erdkunde* Th. I. S. 880) dieser Stelle hat widerfahren lassen, am wenigsten aber die Begründung eines Systemes von solcher Ausdehnung begünstigt, als S. dem seinigen gegeben hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

…phica scripta legenda sint, id cuius nomini adscribi debeat, ta…cere, maxime impium et invidiosum esset. Scilicet Spohnius, vir immortalis meriti, omnia praeparavit, quae ducunt ad intelligentiam etiam hieroglyphicorum. Quodsi concessum …fuisset, pergere in via, quam ingressus erat, plura Aegyptio…rum scripta inspicere, perlegere, inter se comparare, quod … contigit, non potuisset, sed debuisset leges etiam invenire, … hieroglyphica scriptura constat. Quae quum ita sint, … hae schedae accipiantur tamquam placita Spohnii, vel … fructus, qui ex segete eius prodierunt, quem instau…rem literarum Aegyptiacarum veneramur.* — Rec. ist aber … zu fürchten, daſs *Spohn* den gröſsten Theil der in *Seyffarth's* Werken niedergelegten Ansichten und Hypothesen … keinen Preis, als die seinigen anerkannt haben möchte.

*) *Lettre à M. le duc de Blacas d'Aulps sur le nouveau sy…me hiéroglyphique de MM. Spohn et Seyffarth. Florence* …26. 8. (erschien zuerst italiänisch in der *Biblioteca italiana* … 1826.)

**) *…ris defensio Hieroglyphices inventae a Fr. A. G. Spohn … G. Seyffarth. Lips.* 1827. 4. *Difesa del sistema geroglifico … Signori Spohn e Seyffarth. Turin* 1827. 8. *Réplique aux …ctions de M. Champollion contre le système hiéroglyphique … MM. Spohn et Seyffarth.* Leipzig 1827.

***) *…r. mathes. univers.* p. 67: *Omnia de Aegyptiorum Astro…… testimonia fabulosa nominari possunt.*

****) … a. O. Th. II. S. 238—242.

XLIII.

History of the british Colonies by R. Montgomery Martin. Vol. II. Possessions in the Westindies. London **1834. 8.**

Die Geschichte Westindiens, wie die einer jeden Colonie, läſst sich von zwei Gesichtspunkten aus behandeln, indem man theils die Colonie nur als solche betrachtet, als Trabant des Mutterlandes in ihren Verhältnissen zu diesem, eine Behandlungsweise, die wesentlich statistisch werden wird, theils in ihr den Keim eines sich bildenden freien Staates, eines werdenden Volkes erblickt. Die letzte Art der Betrachtung ist die wahrhaft historische, und ihre Anwendung auf Westindien muſs um so interessanter und nothwendiger erscheinen, da so eben die Aufhebung der Sclaverei in den englischen Colonien erfolgt ist, ein Ereigniſs von erstaunlicher Bedeutung, das in seinen Folgen unvermeidlich zur gänzlichen Aufhebung des Colonialverhältnisses und zur Selbstständigkeit der Colonieen führen muſs, freilich in einer von der bisherigen ganz verschiedenen Gestalt. Allein das vorliegende Werk steht noch ganz auf dem ersten Standpunkt; Martin sieht in den westindischen Colonieen nichts als Anstalten, dem Mutterlande auf eine bequeme und billige Weise Zucker und Kaffee zu verschaffen, und wie er damit die groſsen Ereignisse unserer Tage verbindet, werden wir weiter unten zeigen.

---

*) *Mémoire sur les antiquités de Denderah* in den *Oeuvres de Volney, Tom.* 5. *p.* 425. (*Ideler, Handb. d. Chronol.* Th. II. S. 594.), *Cuvier, Urwelt übers. v. Nöggerath.* Th. I. S. 163.

**) *Tatian. Orat. ad Graec.* c. 1.: ἐξεῦρον ἀστρονομεῖν Βαβυλώνιοι, γεωμετρεῖν Αἰγύπτιοι. *Porphyr. Prolegom. ap. Brandis vol. IV. p.* 9, a: τὴν γεωμετρίαν εὗρον Αἰγύπτιοι διὰ τὸ ἀνιόντα τὸν Νεῖλον συγχεῖν τὰ ὁροθέσια αὐτῶν. τὴν δὲ ἀστρονομίαν εὗρον Χαλδαῖοι ὡς καθαρὸν οἰκοῦντας ἀέρα u. s. w. *Philo de migrat. Abraham. p.* 415. *Hoesch.* Vergl. meine Anm. zu *Aristot. Meteorol. I,* 6, 9. *p.* 393.

Das Buch zerfällt nach einer sehr oberflächlichen Einleitung, worin von der Entdeckung der Inseln, ihrer Colonisation, der Sklaverei und dergleichen gehandelt wird, in 15 Kapitel, deren jedes die Geschichte einer Colonie umfafst. Den Anfang macht Gujana, dann folgt Jamaïca, und die östlichen Inseln, der Reihe nach von Süden her, den Schlufs bilden die Bahama, die Bermuden und Honduras. Das 16te Kapitel und ein Anhang sind statistischen und politischen Inhalts. Jede einzelne Colonie wird von verschiedenen Gesichtspunkten aus behandelt, auf die Geschichte folgen einzelne Bemerkungen, theils geographischen, theils statistischen Inhaltes. Daher zerfällt das ganze Werk in einen historischen, einen geographischen und einen statistischen Theil.

Von diesen ist der erste Theil der schwächste und trotz dem Titel des Buches ganz unbedeutend; der Vf. giebt sogar öfter zu verstehen, dafs er ihn für einen ziemlich überflüssigen Zierrath halte. (Siehe *p.* 162, 354 u. and. Stellen.) Man findet nichts als einzelne Facta, sehr sparsam, dazu ohne Einsicht und Kritik, namentlich aus Bryan Edwards, noch immer dem Hauptwerke für das englische Westindien, gesammelt und durch seichtes Raisonnement verbunden. Daher fehlt es nicht an Fehlern; die erste Geschichte von Barbados (*p.* 313) giebt alle Mifsverständnisse früherer Schriftsteller wieder; die beiden Angriffe von Shirley und Jackson auf das spanische Jamaïca stellt Martin in 1605 und 1644 (*p.* 144) statt in 1596 und 1635; den Frieden von Breda setzt er in 1688 (*p.* 354), und dergleichen liefse sich viel zusammentragen. Nur die Schilderung der Geschichte des englischen Jamaïca macht eine Ausnahme; hier hat Martin theilweise Auszüge aus dem Staatsarchiv, auch andre handschriftliche Nachrichten benutzt, und man findet einige sehr interessante Thatsachen mitgetheilt, aber auch hier ohne allen Zusammenhang.

Dagegen sind die geographischen und statistischen Theile des Buches ganz anders behandelt, und dafs der Vf. diese für die Hauptsache gehalten habe, zeigt schon der äufsere Umfang, denn im ersten Kapitel nimmt die Geschichte des mit Vorliebe geschilderten Gujanas 4, die übrigen Abschnitte 130 Seiten ein. Was nun die geographischen Theile betrifft, so finden sich allerdings hier und da auch Dinge, die billig Verwunderung erregen; so wird gleich auf der ersten Seite das Centralgebirge von Gujana die Cordilleren genannt, und dafs diese sich bis zwei Grad Ost vom Aequator ausdehnen, ist eine Absurdität ohne Beispiel. Dennoch aber kann man mit dem geographischen Theile des Buches im Allgemeinen nicht unzufrieden sein. Der Vf. hat sich nämlich bemüht, zahlreiche Nachrichten zu sammeln und neben einander hinzustellen. Er hat dazu die meisten und besten Quellen benutzt, *Coleridge* und das *Westindia sketchbook* für die östlichen Inseln, *Hillhouse* und *Hancock* für Gujana, locale Schriften, die in einzelnen Colonieen erschienen sind (wie bei Trinidad, Grenada, Honduras), endlich handschriftliche Nac richten verschiedener Art. An eine wissenschaftliche Anordnu des Stoffes ist freilich nicht zu denken, auch darf man das h Gegebene keineswegs für erschöpfend halten, dennoch giebt bis jetzt keine so reiche Sammlung geographischer Thatsach für die Kenntnifs Westindiens, und der wissenschaftliche Ge graph wird diesen Theil des Buches wohl benutzen können.

Noch gründlicher und befriedigender sind aber die statis schen Theile des Werkes. Der Vf. hat sich in dieser Hinsic schon mehrfach versucht; der Titel des Buches nennt sei staatswirthschaftlichen Schriften, und auch aus der Geschich Westindiens scheint hervorzugehen, dafs das Hauptverdier Martins in der Behandlung statistischer und öconomischer Gege stände besteht. Daher findet man hier die reichhaltigsten s tistischen Data aus den officiellen Quellen der Parlamentsberich zusammengestellt, und das Ganze bildet eine höchst schützen werthe Fortsetzung der trefflichen Sammlungen, welche die sch ne Ausgabe der Schriften von Br. Edwards von 1819 enthä Es wäre nur zu wünschen, dafs der Vf. die Resultate dem L ser klarer und bestimmter vor Augen gestellt, und ihm nic so oft überlassen hätte, dieselben sich selbst zu construire In dieser Beziehung hat er das glänzende Beispiel, das A. v. Hu boldt in dem *Essai politique sur l'île de Cube* gegeben hat, lang nicht erreicht.

Was nun die politischen Ansichten des Vf. betrifft, die hie bei recht sehr in Betracht kommen, so gehört er entschied der Partei an, die Reformen in der Verfassung und Verwaltu will. Daher preiset er die glorreiche Abschaffung der Sclaver unterstützt die Forderungen der westindischen Pflanzer um Ve mehrung ihrer legislativen Rechte (s. *p.* 251, 255), und streite für den freien Verkehr und gegen die Zölle auf Colonialpr dukte. Dergleichen Ansichten sind nun allerdings von einem g wissen Standpunct aus ganz richtig, allein Martin hat dabei g nicht begriffen, dafs die von ihm gerügten Mängel nicht aus d Nachlässigkeit oder dem bösen Willen der Regierung, sonder einzig und allein aus dem Colonialverhältnifs selbst hervorgegange sind, und mit diesem stehen und fallen werden. Hätte er über haupt den Begriff einer Colonie recht scharf erkannt, so würd er bei jenen Ansichten in Widersprüche gerathen sein, die a diesem Wege ganz unauflösbar sind, und sich nur dadurch au heben lassen, dafs man den Zustand einer Colonie mit allen i ren Beschränkungen als einen nothwendigen Durchgangspunkt einer höheren Existenz begreift. Bis zu jenem Widerspruc ist Martin aber nicht gekommen; er scheint vielmehr, wie manche Liberale unserer Zeit, auf der Oberfläche des Strom fortzuschwimmen, und kramt wohlklingende Phrasen aus, d doch nichts mehr und weniger sind als Phrasen.

Meinicke.

№ 43.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Systema Astronomiae Aegyptiacae Quadripartitum etc. Auch unter dem Titel: *Beiträge zur Kenntnifs der Litteratur, Kunst, Mythologie und Geschichte der alten Aegypter von Gustav* **Seyffarth**. *Zweites, drittes, viertes, fünftes Heft;* und: *Unser Alphabet, ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der sieben Planeten* ☽ ☿ ♀ ☉ ♂ ♃ ♄ *etc.* Auch unter dem Titel: *Beiträge u. s. w. Sechstes Heft.*

(Fortsetzung).

Die Ansicht des Rec. über die Astronomie der Aegypter ist in den nachfolgenden Worten enthalten, welche Stuhr *) über die der Chinesen und Inder ausgesprochen hat: „*Eine gründliche Untersuchung lehrt, dafs allerdings die Chinesen und Inder seit sehr alten Zeiten ihren Blick der Beobachtung des gestirnten Himmels und der Erscheinungen desselben zugewendet haben, dafs indefs von einem ursprünglichen Zusammenhange und einer ursprünglichen gemeinsamen Quelle der Sternkunde der östlicheren und westlicheren Völker, ja selbst nur der Chinesen und Inder so wenig die Rede sein dürfe, wie davon, dafs Chinesen und Inder durch sich selbst in eigenthümlicher Entwickelung ohne fremden Einflufs von Westen her es auch nur zu einer gewissen Art von wissenschaftlicher Ausbildung der Sternkunde gebracht hätten. Ueberall auf der Erde, unter allen Völkern hat man sehr frühe schon angefangen, die Erscheinungen des gestirnten Himmels zu betrachten. Dies ist indefs überall nach sehr verschiedenen Auffassungsweisen geschehen, und es sind dabei, um die Erscheinungen zu ordnen, sehr verschiedene Verfahrungsweisen in Anwendung gekommen. Anders fafsten in ihrer Betrachtung die Chinesen die Erscheinungen des Sternhimmels auf, als die Inder, und anders wiederum als diese die Aegypter, Chaldäer und Griechen. Zu einer eigentlich wissenschaftlichen Ausbildung der Sterkunde indefs, wodurch eine Berechnung der Bewegungen der Himmelskörper möglich wird, ist es erst in Alexandrien gediehen, und die durch Hipparch geordnete Wissenschaft ist auch den Chinesen und Indern zur Quelle höherer Ausbildung ihrer Sternkunde geworden.*" Dafs dies auch von den Aegyptern gelte, erhellt schon aus dem einzigen Umstande, dafs weder Hipparch noch irgend ein anderer griechischer Astronom jemals auf ägyptische Entdeckungen eingegangen ist, sondern dafs er im Gegentheile sich der genauen babylonischen Beobachtungen der Finsternisse bediente und ganz den Chaldäern folgte *).

Nichtsdestoweniger hegt S. die Ansicht, dafs ein astrologisches Princip allen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen in dem alten Aegypten zum Grunde gelegen habe und baut zu diesem Zwecke in dem ersten Abschnitte seines Werkes (Heft II) das Gebäude der Apotelesmatik, wie es uns in einzelnen Fragmenten bei älteren und jüngeren Schriftstellern des klassischen Alterthums erhalten sein soll, von neuem auf, und trägt es auf die graue Vorzeit der Pharaonenherrschaft über, welche kaum einen Baum pflanzen durften, ohne Rücksicht auf astrologische Vorstellungen zu nehmen **). Aber bei dem Aufbaue dieses Systemes ist er genöthigt, zu den willkührlichsten Hypothesen, zu

*) *Untersuchungen über die Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit der Sternkunde unter den Chinesen und Indern und über den Einflufs der Griechen auf den Gang ihrer Ausbildung.* Berlin 1831. 8. S. 7 folgd.

*) *Ideler, Histor. Untersuch. über die astron. Beobacht. d. Alten* S. 165 folgd. *Handb. d. Chronol.* Th. I. S. 199–206.

**) Diefs dürfte aus den Worten *p.* 174 folgd. hervorgehen: *Diserte autem tradit Strabo (XVII, p. 610), palmam non nisi in Thebaide crescere; quo innuit,* ♃, *Oecodespotae* ♓ *sacram esse hanc arborem.* Weil nämlich in der Thebais Diospolis lag.

den gewagtesten Erklärungen seine Zuflucht zu nehmen, und Rec. will an einigen Beispielen, auf die er sich hier des Raumes halber beschränken muſs, nachweisen, wie sehr man irren würde, wenn man die Ansicht hegen wollte, daſs das, was *Seyffarth* vorbringt, aus den alten Schriftstellern entlehnt sei, wie falsche Citate, Widersprüche aller Art, Inconsequenzen in der Darstellung, Verstöſse gegen die Logik und ähnliche Vergehen auf einander folgen.

Die Herrscher der drei Jahreszeiten (S. 14 § 7.) beruhen nur auf Vermuthung; denn in der Stelle des *Proclus* p. 56, welche S. anführt, ist nur von den Herrschern der Trigonen die Rede. — Aus den Worten des *Laurentius Lydus* p. 87 (S. 19. § 13.): *τὸν δὲ τέταρτον [μῆνα] κατὰ τὴν τῶν ϛοιχείων φύσιν τῷ τετάρτῳ ἀριθμῷ ἀνέθεντο, τουτέϛιν Ἀφροδίτῃ· ἡ γὰρ τοῦ παντὸς αἰσθητοῦ φύσις ἐκ τεσσάρων ἐϛὶ ϛοιχείων, αὕτη* (bei Schow steht *αὐτὴ*) *δ' ἂν εἴη κατὰ τοὺς φυσιολόγους Ἀφροδίτη* — folgt nicht, daſs ♀ das Dominium der Tetragonen mit ☿ getheilt habe, wie S. annimmt. — Woher hat S. die Horokratoren S. 36? Hier führt er als Herrscher der oberen Hemisphäre ☉ auf, während S. 13 ♂ angegeben wurde. S. 40 §. 32., wo des ägyptischen Namens für die Epagomenen *pi abot ănkudji, der kleine Monat,* hätte Erwähnung geschehen müssen, konnte die vierte Kolumne, welche angebliche Etymologien der ägyptischen Monatsnamen enthält, füglich weggelassen werden. Etymologien sind nur dann brauchbar, wenn Worte auf bekannte Stammsylben, aus denen ihre ursprüngliche Bedeutung erhellt, zurückgeführt werden: nicht aber, wie dies hier geschehen ist, auf beliebig angenommene Sylben, deren Werth und Bedeutung gänzlich unbekannt ist. So wird *thout erklärt* (denn daſs sich die Ueberschrift der Kolumne: *explicatio* nicht bloſs auf die beigefügten römischen Monatsnamen bezieht, erhellt aus p. 82 folgd.) durch *thuoti.* Was bedeutet dieses Wort? Kann dies Hr. S. angeben? *thōt* entspricht dem griechischen *εὐκρασία* (La Croze p. 26). *paopi* oder *paôpi* wird *erklärt* durch *pa* und *ŏfi* (ersteres heiſst *mein*, letzteres *strafen, züchtigen*) oder durch *pa* und *ŏv*, wovon letzteres den *Salat* bedeutet. Vielleicht ist der Name herzuleiten von *phe Himmel* und *ovi dursten,* wofür auch *ive* gefunden wird. Im Sahidischen Dialekte steht *pe* für *phe.* Ferner *athōr* soll heiſsen: *ha ti ŏr.* Aber letzteres ist kein koptisches Wort. Auch Rec. kann keine einiger Maaſsen genügende Etymologie des Namens *Athyr* angeben. Doch ist die untrennbare Negation *at* im An fange des Wortes nicht zu verkennen, und in dem let teren dürfte man leicht *ri Sonne* sehen, so daſs d Ganze dem griechischen *ἀνήλιος* entspräche, etwa *Wo kenmonat* *). *Choiak* soll bedeuten *chô iok. ch* od *cha* heiſst *stellen, legen:* aber *iok*? In dem Anfang möchte wohl *chhae, der letzte* liegen und in dem übr gen *hōu Regen. Tōvi* zerreiſst S. in *ti uve,* was kei koptisches Wort ist. Der Name dieses fünften Mona hängt offenbar mit *tiu fünf* zusammen. *Mechir* od *ămechir* wird hergeleitet von *mokh* und *ŏr.* Letztere ist, wie schon bemerkt worden, gar kein ägyptisch Wort, und ersteres bedeutet *Traurigkeit.* Was s dies zur Erklärung des Monatsnamens? Wir geben d von uns mitgetheilten Andeutungen zur Erklärung ei ger Monatsnamen für nichts anderes, als was sie se sollen, für *Vermuthungen*, von denen jedoch die erste der Wahrheit ziemlich nahe kommen dürften **): wo len uns aber bei den übrigen nicht aufhalten, obwol es nicht schwer ist, *bessere*, wenigstens verständlicher und zu einer Bedeutung des Wortes führende Etymolo gien der Namen zu geben, aus denen S. sich bemül hat, den in jedem Monate herrschenden Planeten he auszuerkennen. Untersucht man die Namen in diese Beziehung genauer, so führt folgende Betrachtung leich auf die Grundlosigkeit der *Seyffarthschen* Annahme. E sagt: *Domini mensium, quamquam ab Herodoto,* qu *obiter de iis loquitur, non afferuntur, facile* tame *eruuntur ex eorum nominibus.* Aus dem Namen *Athy* den er, wie schon bemerkt worden, *ha ti ŏr* schreib

*) Die Wolken kommen im oberen Aegypten nur im Somme nicht vor. Vergl. *Meteor. veter. Graec. et Roman.* p. 10 besonders die daselbst angeführte Stelle aus *Aristot Tom. II. p.* 339.

**) Man wird einwenden, daſs die Aegypter ein *beweglich* Jahr gehabt haben, dessen Monate allmälig alle Jahreszeite durchliefen, und daher von Andeutungen an die atmosphä rische Beschaffenheit der einzelnen in den Monat-Name nicht die Rede sein könne. Aber sicherlich glaubte der U heber des ägyptischen Jahres sich genau an die Bewegun der Sonne angeschlossen und eine feste Zeitrechnung au gestellt zu haben. Erst späterhin erkannte man dann d Beweglichkeit, nachdem die Monate sogleich beim Beginne dieser Zeitrechnung jene Namen erhalten hatten. Ich hoff daſs meine Worte nicht so miſsverstanden werden, als o ich glaubte, daſs die Aegypter jemals ein festes Jahr gehab hätten, wie *Rhode* u. a. annahmen. S. *Ideler, Handbuch d Chronolog.* I. S. 174 folgd.

leitet er nun z. B. her, dafs ♂ der herrschende Planet desselben gewesen sei. Aber wenn ein Name heraus zu erkennen ist, so ist es der des Horus ór, von dem es p. 106 heifst: *Profecto Horus nunc ☉, nunc ♀, nunc ☿, nunc horum possessiones exprimit*, was p. 107 folgd. durch Stellen belegt wird; und p. 194 wird Horus als Name des ☿ aufgeführt, so wie p. 191 unter denen der ☉, und p. 195 unter denen der ♀. Woher ist nun ♂ der herrschende Planet dieses Monats? Die Zeichen des Thierkreises, denen die einzelnen Monate entsprechen, leitet S. aus der Erzählung bei *Plutarch* her (*de Isid et Osirid.* p. 377), dafs Isis sich im Monate Paophi schwanger gefühlt und zur Zeit des Wintersolstitiums den Horus geboren habe. In dem Monate, welcher dem Paophi vorherging, im *Thoth*, war sie also noch Jungfrau, *folglich* entspricht der *Thoth* dem Zeichen der Jungfrau. Anders sind die Worte p. 41 nicht zu verstehen: *Caeterum mensem Thoth respondere signo ♍ ex eo claret, quod Aegyptii tradunt, Isidem (☽) mense Paophi (♎) se gravidam vidisse, eamque Horum sive ☉ ex solstitio hiberno prodeuntem sub solstitium hibernum peperisse.* Heifst dies aber nicht das alte Aegypten zu einem Tollhause machen? — S. 41 §. 33. Ueber die Planeten, unter deren Herrschaft die 52 Wochen des Jahres gestanden haben, ist nichts bekannt. Also mufs S. wiederum zur Konjectur seine Zuflucht nehmen, und zwar scheint ihm die naturgemäfseste, dafs die Planeten in derselben Ordnung herrschten, in der sie auf einander folgten (☽ ☿ ♀ ☉ ♂ ♃ ♄), dafs also die erste Woche dem ☽, die 52ste der ♀ entsprochen habe. Aber es ist doch nicht wahrscheinlich, dafs die erste Woche des nächsten Jahres abermals dem ☽ und die 52ste wieder der ♀ entsprochen, sondern dafs die Reihe der Planeten im nächsten Jahre mit der ☉ begonnen und mit ♃ aufgehört habe: so dafs derselbe Cyklus in je sieben Jahren wiedergekehrt sei, wie auch *Fourier* annahm. — S. 45. Um eine Vermuthung zur höchsten Wahrscheinlichkeit zu erheben, erhält *Plinius* das Prädikat *diligentissimus antiquitatis scrutator*. So heifst *Eusebius* p. 79 zu gleichem Zwecke: *egregius antiquitatis scrutator*; und *Sextus Empiricus* wird gar p. 56 *reverendus Pater* (d. h., wenn ich es recht verstehe, der *hochwürdige Kirchenvater*) genannt! — Auch die in den verschiedenen Tagesstunden herrschenden Planeten sind S. 44 blofs nach Vermuthung angegeben. — In § 38, S. 45 wird über die Eintheilung der Stunden in kleinere Zeitabschnitte, Minuten (*ni nau*) und Secunden (*han siu*) gesprochen, und abermals durch blofse Vermuthung der in jedem einzelnen dieser kleineren Zeitpunkte herrschende Planet angegeben. Wozu nun am Ende des § 37 die Worte: *Caeterum coniicere licet, Aegyptios alius quoque diei partes fecisse praeter noctem et diem, trihoria et horas, quas pro more suo diis planetaribus subiicerent; praesertim quum eclipticam in minutas adeo partes diviserint, atque astrorum motus accuratissime cum temporum lapsu cohaereant: sed de his nihil certi a veteribus traditum legitur.* Denn, was in diesen Worten als Vermuthung hingestellt wird, ist in dem folgenden Paragraphen als Gewifsheit gegeben; oder ist vielleicht noch eine andere, abstrusere Zeitabtheilung gemeint? — Von S. 58 bis S. 67 ist ein Verzeichnifs der einzelnen Planetenattribute gegeben. Wie unkritisch dasselbe aus allen Schriftstellern, die diesen Gegenstand behandeln, zusammengetragen ist, geht aus einigen Beispielen hervor. S. 64 werden unter den *eventus, actus, conditiones* des Planeten ♀ aufgeführt: *liciti et illiciti coitus, adulteria, stupra, coitus.* S. 59 unter *Facultates et affectus animi* des ♄ werden aufgezählt: *malignitas, nequitia, perfidia, vilitas*, und so noch eine ganze Reihe einzelner Untugenden. Directe Gegensätze kommen ebenfalls vor, ohne dafs die Fälle, unter denen dieselben eintreten können, näher bezeichnet wären; z. B. S. 60: *aequitas, iustitia, ardor crudelitatis, ultionis aviditas.* Wiederholungen sind ebenfalls nicht vermieden. S. 62 werden unter den *eventus, actus, conditiones* des ♂ aufgezählt *gibbosi* und unter der Rubrik: *imperium et patrocinium* finden sich ebenfalls *gibbosi.* Die Diebe gehören zu dem *imperium* des ♄ (S. 60) und zu demjenigen des ♂ (S. 62), ohne dafs diese gemeinschaftliche Herrschaft angedeutet worden wäre. Beispiele letzterer Art sind besonders häufig; z. B. S. 62 unter *imperium* ♂: *epar* (*cum* ♃), und S. 65 unter *imperium* ♀: *epar* ohne weitere Bemerkung. Die *mercatores* stehen S. 65 unter ♀ und unter ☿ (S. 65 unter *opificia et artes* und S. 66 unter *imperium et patrocinium*): ebenso *oratores* S. 64 unter ♀ und S. 65 unter ☿. Unter der grofsen Anzahl von Beweisen, mit wie geringer Sorgfalt dies ganze Verzeichnifs kompilirt worden ist, haben wir nur einige der am meisten in die Augen fallenden ausgesucht, und überlassen es dem Leser diese Beispiele um das zehn- und mehrfache zu vervielfältigen.

Zwar hat der Verf. selbst § 54, S. 67 folgd. einige Bemerkungen und eine Tabelle über die Verwandschaft und gemeinschaftliche Herrschaft mehrerer Planeten gegeben: aber ohne auch nur einigermafsen auf Vollständigkeit Anspruch machen zu können, die hier vor Allem zu erwarten war. — Dafs die Götter ursprünglich Repräsentanten der Planeten gewesen seien, und auf diese Weise der Uebergang vom Monotheismus zum Polytheismus erklärt werden müsse (S. 55 § 46), sucht S. durch die Uebereinstimmung der ursprünglichen Annahme von sieben Göttern und anderen Behauptungen und mythologischen Dogmen bei vielen Völkern nachzuweisen. Hierbei bedient er sich unter anderen einer Stelle des *Firmicus* (*Astronom.* I, 4. p. 14), wo der Planet ♃ *habitator rupis Tarpeiae* genannt wird, und schliefst daraus, dafs also der kapitolinische Jupiter ursprünglich nichts anderes als der Repräsentant des Planeten ♃ gewesen sei. Wenn Rec. ihm auch letztere Annahme für den Augenblick nicht weiter streitig machen will, so ist doch so viel klar, dafs aus den Worten eines so späten und abstrusen Schriftstellers (von dem es freilich S. 67 § 54. heifst, dafs er wie alle apotelesmatische Schriftsteller des griechischen und römischen Alterthumes vor Augen gehabt habe *Aegyptios magistros eosque antiquissimos, immo astronomiae auctores, ut ipsi profitentur*, wie wohlweislich hinzugefügt wird), der überall bei Erwähnung des Jupiter den Planeten ♃ zu finden und zu erkennen glaubte, eine solche Schlufsfolge nicht gezogen werden könne. Vielmehr ist es glaublich, dafs der Planet ♃ als Schützer und Beherrscher des Tarpejischen Felsens erst dann angenommen worden ist, als die Astrologie, bei näherer Berührung mit Aegypten, besonders unter den Kaisern, festen Fufs in Rom gefafst hatte. Ursprüngliche Deutung des Kultus war dies sicher nicht. Rec. bemerkt bei dieser Gelegenheit, dafs der Verf. an vielen Stellen seines Werkes die heterogensten Gegenstände nach der seit *Creuzer* besonders in Aufnahme gekommenen Methode zusammenmengt und oft aus einzelnen Annäherungen Schlufsfolgen zieht, die er dann als sichere Gewifsheit hinstellt. Wir rechten deshalb nicht mit ihm. Wer ein System aufbauen *will*, sei es ein neues, sei es, um ein verlorenes wiederherzustellen, mufs zu diesen Annäherungen, zu mannigfachen Kombinationen, als einer der reichsten Quellen für seine Vermuthungen, seine Zuflucht nehmen: und wenn er dann als positive Gewi[fs]heit dasjenige hinstellt, was in seiner Ueberzeugung p[o]sitive Gewifsheit geworden ist, nachdem es ihm gel[un]gen, Harmonie in dem Gebäude durch eine Reihenfol[ge] in einander greifender Konjekturen hervorzurufen, [so] erkennen wir darin nur die Eigenthümlichkeit des mensch[]lichen Geistes wieder, sich selbst als den Mittelpunk[t] des Ganzen und die eigene Ueberzeugung als die ei[n]zig richtige und wahre zu betrachten; und sind w[ir] davon entfernt, die Täuschungen, denen er wohl selb[st] unterlegen, als absichtliche und mit Bewufstsein z[ur] Abründung des Systemes hervorgerufene zu bezeic[h]nen. — S. 76 wird gesagt, dafs das Gestirn des Got[tes] כִּיּוּן *) der Planet ♄ sei. Aber §. 21, S. 198 folg ist dieser Name unter den Benennungen des ♄ nic[ht] erwähnt, auch finden die Worte: *Astrum vero* כִּיּוּן e[st] ♄ *planeta* durchaus keine weitere Begründung. D[ie] Vermuthung ist aus Vergleichung der Stelle *Act. Apo[st.]* VII, 43. hergeleitet, wo in ähnlicher Beziehung der Go[tt] *Ῥεμφάν* erwähnt wird, welcher, nach der koptische[n] Handschrift L der Königl. Par. Bibl. (vergl. Seyff. S. 1[..]) *rephan* oder *rîphan*, den ♄ bedeutet. — Wie der Ve[rf.] sich der Stellen der Alten zur Gewährleistung sein[er] Behauptungen bedient, geht aus folgendem Beispie[l] klar hervor. Es heifst S. 77: *Quid dicam de eo, quo[d] Homerus ipse Oceanum dicit lavacrum Deorum*, scilice[t] *planetarum, signorum Zodiaci et reliquarum stellaru[m]* (Iliad. α′, 423. Hymn. in Lun. v. 7)? *Quotidie enim s[i]dera caeli ad Oceanum Homericum descendunt eoq[ue] lavantur. Annon clarum est, etiam ex Graecoru[m] quippe ab Aegyptiis doctorum, sententia non esse De[os] praeter planetas et Zodiaci partes?* Wenn auch d[ie] letzte der beiden angeführten homerischen Stellen [al]lenfalls hieher gezogen werden kann, ob sie gleich nich[ts] anderes enthält, als ein bei den Dichtern aller Völk[er] selbst denen, die an keine Planetengötter glauben, ga[ng] gewöhnliches und nahe liegendes Bild **), was soll aller Welt hier die Stelle *Iliad.* α′, 423, wo es heifst

> Ζεὺς γὰρ ἐς Ὠκεανὸν μετ' ἀμύμονας Αἰθιοπῆας
> Χθιζὸς ἔβη κατὰ δαῖτα — — —

*) *Amos.* V, 26. Was unter den übrigen Stellen *Deuter.* 19. *Hiob* XXXI, 26. 27. *Exod.* VIII, 25. 26. sollen, nicht wohl einzusehen.

**) Man vergleiche z. B. die Sage von dem Herthabade *Tacit. German.* c. 40.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 44.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Systema Astronomiae Aegyptiacae Quadripartitum etc. Auch unter dem Titel: *Beiträge zur Kenntnifs der Litteratur, Kunst, Mythologie und Geschichte der alten Aegypter von Gustav Seyffarth. Zweites, drittes, viertes, fünftes Heft;* und: *Unser Alphabet, ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der sieben Planeten* ☽ ☿ ♀ ⊙ ♂ ♃ ♄ *etc.* Auch unter dem Titel: *Beiträge u. s. w. Sechstes Heft.*

(Fortsetzung.)

Und nun angenommen, dafs an diesen Stellen und überhaupt bei griechischen Dichtern der Oceanus als Bad der Götter bezeichnet wurde, nach welcher Schlufsfolge soll hieraus hervorgehen, dafs die Griechen keine andern Götter gekannt haben, als die Planeten und die Zeichen des Thierkreises? Könnte man nicht mit Recht die Aufführung solcher Stellen *gewissenlos*, die Zulassung solcher Argumentationen *vernunftwidrig* nennen? Und, wie durch Aufdeckung dieser Verfahrungsweise das ganze System über den Haufen stürzen mufs, geht aus *Seyffarth's* eigenen Worten hervor. Denn er fährt fort: *Ita haec gravissima sunt. Ab hoc enim argumento* (der Behauptung, dafs die Aegypter *keine* anderen Götter gekannt haben, als die Planeten und Fixsterne) *tota pendet explicatio scriptorum astronomicorum, quotquot supersunt, Aegyptiacorum.* — Die Zweideutigkeit der Planetenattribute und Götterbezeichnungen, die Unbestimmtheit in Hinsicht auf die Beziehungen, welche zwischen den Götternamen und ihren astronomischen Bedeutungen obwalten, wird von dem Vf. S. 79 mit folgenden Worten aus dem Wege geräumt: *Theologiam in mysteriis habitam fuisse apud Aegyptios quis est qui ignoret? Atque haec est mysteriorum veterum ratio, ut ambiguitate impediat novitios atque profanos. Quod egregie exposuit Meyerus, Vir S. V. (Blätter für höhere Wahrheit V p.* 113). Also nur den Eingeweihten sind alle diese Beziehungen klar? Vielleicht gehört der Vf. zu denselben, will aber die Mysterien nicht den Profanen, zu denen wir uns rechnen, mittheilen. Und dann zum Schlusse die hochtrabende Phrase: *Nulla vero est ambiguitas, quin in se ipsa habeat solutionem suam*, was soll sie hier? was bedeutet sie? Ist sie nicht absichtlich in das Gewand des Dunkels gehüllt, damit der Leser den Zahlpfennig für klingende Münze nehmen soll? Es klingt, als ob in diesem Scheinargumente eine Lösung (*solutio*) der Schwierigkeit liegen solle, und — *fato invido carbonem pro thesauro invenimus.* — Besonderen Scharfsinn hat S. an den Tag gelegt, wo er durch sinnreiche Kombinationen dem Labyrinthe eine astronomische Bedeutung ertheilt. Aber, wie läfst es sich mit einander vereinigen, wenn er äufsert S. 91: *Longum hoc aedificium cum divisionibus suis et caelestibus et geographicis Aegyptiacis, non ab oriente ad occidentem, ut zodiacus pergebat, sed, ut ipsa Aegyptus a meridie ad septentrionem*, und dann weiter unten sagt: *Ergo Labyrinthus imago zodiaci atque Aegypti.* Auch scheint schon darin ein Widerspruch zu liegen, dafs es den Thierkreis dargestellt habe und dennoch *nur* der ⊙ heilig gewesen sei. — Was soll ferner zu den Worten: *Hanc ob causam recte veteres iterum iterumque monuerunt, Aegyptiorum deos quosdam ad Nilum ortos esse* das vage Citat *Homer Il.* 14 in Anm. 75? Uebrigens findet sich in der ganzen Rhapsodie nichts hieher gehöriges. Aber dies ist des Vfs. Art zu citiren. So wird angeführt p. 20 not. 56: *Manilius c.* 8. *p.* 168. — p. 17. l. 2. *Manilius p.* 170. vergl. p. 57. not. 26. u. s. w. — p. 4: *Simplicius de caelo Lib. II. c.* 46. *p.* 123. *l.* 18. — p. 99: *Lucian. Tox. Hom. Od.* k. 277. *Op. II, p.* 75, diplomatisch genau! — p. 146: *ut Ovidii locus docet Met. V. f.* 5. — Andere Beispiele unten. Rec. macht sich anheischig, auf jeder Seite des Buches mindestens fünf falsche Citate nachzuweisen, wenn wenigstens acht Citate überhaupt auf

derselben vorkommen. — Zur Erläuterung der astronomischen Eintheilung Aegyptens (S. 92 folg.) bedient sich S. eines alten Monumentes im Turiner Museum. Rec. bedauert über die Richtigkeit der Auslegung gar nicht urtheilen zu können, da S. anstatt eine getreue Abbildung des Denkmales zu geben, es vorgezogen hat, nur eine Darstellung seiner in dasselbe hineingetragenen Erklärung mitzutheilen, wie sich aus den Worten der Anmerkung 79 ergiebt: *vide infra Tab. II. No. II., ubi periculum fecimus*, 12 *singulas Aegypti provincias ad* 12 *signa referendi.* Man ist also keineswegs berechtigt, in jener Abbildung das zu suchen, was die Ueberschrift erwarten läfst: *Specimen Geographiae Aegypti Mythologico-Astronomicae in altari regii musei Taurinensis repertum*, sondern nur einen Erklärungsversuch *Seyffarth's.* Das Denkmal gleicht in dieser Gestalt dem interpolirten Werke eines alten Schriftstellers. Wie sehr hier noch alles schwankend sei, geht aus Vergleichung dessen hervor, was über dasselbe Denkmal *Champollion* (*Seconde Lettre à M. le Duc de Blacas* p. 111) bemerkt hat. Beide stimmen nicht einmal in Erklärung der Namenskartouche überein; indem ersterer den Namen des Königs *Seth*, letzterer den des Königs *Arthoout* gelesen zu haben meint. Um so nothwendiger erschien eine getreue Abbildung des Monumentes. S. sucht im ferneren Verlaufe die von ihm angenommene Darstellung des Verhältnisses zwischen der Eintheilung Aegyptens in Provinzen und des Thierkreises in Zeichen durch Stellen der alten Schriftsteller zu rechtfertigen und zu bestätigen. Er berücksichtigt die Angaben über Memphis und Theben, welche zunächst lagen, und über die wohl gerade am wenigsten ein Zweifel obwalten konnte, und fügt dann hinzu: *Quae quidem omnia adeo consentiunt cum Geographico Taurinensi, ut vix opus sit, aliarum urbium exempla afferre.* Und doch war es gerade hier von der gröfsten Wichtigkeit, diese Beispiele beizubringen und durchzuführen. Warum verschmähte er den Triumph, sein System durch eine Reihe glänzender Beweise zu bestätigen? Ehe uns die Schuppen von den Augen fallen sollen, müssen wir den Vf. ersuchen, uns mit dieser kleinen Nachlese aus seinem Füllhorne bekannt zu machen. Bei dieser Gelegenheit ein Wort über die ganze Eintheilung Aegyptens nach dem Muster des Thierkreises *), welche der Vf. bis in die kleinsten Einzelnheiten verfolgt. Ist es denkb dafs ein Volk so gänzlich seine Selbstständigkeit ein Grille seiner Priester aufopfern könne, wie dies in Ä gypten geschehen sein müfste? Zugestanden, dafs d Herrschaft der Priester so unumschränkt gewesen, da sie bei den inneren Einrichtungen allein eine Stim gehabt hätten, ist es glaublich, dafs diese bis in d Kleinliche gehende Eintheilung diejenige so gänzli verdrängt haben könne, welche nicht sowohl die früh sten Bewohner des Landes, als der Gang der Verhäl nisse geschaffen und bedingt hatte? Und wie war, frag wir, überhaupt ein so verwickeltes System ausführba Ja, was noch mehr sagen will, seine Entstehung selb ist unerklärbar. Sie setzt die vollkommene Ausbildu jenes apotelesmatischen Systemes voraus, was sicherli nicht das Werk eines Augenblickes, sondern einer la gen Reihe von Jahren und Jahrhunderten war. Di vorausgesetzt, wie ist es denkbar, dafs der Kultus ei zelner Gottheiten an Orten, die als Handelsplätze u eben durch diesen an die Oertlichkeit geknüpften Kul tus eine hohe Wichtigkeit erlangt hatten, wie dies Her *ren* so überzeugend dargethan und entwickelt hat, durc die Laune eines Systemes, wenn auch nur allmählig un terdrückt worden sei, um dem irgend einer anderen dem Systeme zufolge an diesen oder jenen Ort hinge wiesenen Gottheit Platz zu machen? Vielleicht aber b stand diese ganze Eintheilung nur theoretisch, in de Köpfen der Priester, ohne jemals praktisch in Ausfü rung gebracht worden zu sein; vielleicht war sie nu ein Theil des astrologischen Systemes zur Berechnun der Nativitäten und anderer Ereignisse; vielleicht glic sie der Eintheilung nach natürlichen Gränzen, wie si in unseren neueren Geographien dargestellt ist, di wenn auch in der Natur vorhanden, doch von den Vö kern selbst nicht beobachtet und berücksichtigt werden vielleicht war sie ein Gegenstand des Kultus geworden als die Priesterkaste sich zur Einheit der Idee erhobe hatte? Alles dies, wenn es auch allenfalls annehmb wäre, stimmt nicht mit des Vfs. Ansichten überein, d von einer durchgreifenden Ausführung bei allen vorkom menden Gelegenheiten spricht. Aber hierin, wenn e sich um die Annahme von etwas mehr, als einer künstlic systematischen Eintheilung handelt, müssen wir bestimm

*) Aus der Hauptstelle bei *Diodor. Sicul.* I, 54 geht nichts für ein apotelesmatisches Princip hervor, welches bei der Ei theilung befolgt worden wäre. Vergl. *Champollion, L'Egyp sous les Pharaons*, Tom. I, p. 70.

dem Vf. widersprechen, indem uns die Möglichkeit einer solchen wirksam in das Leben eines ganzen Volkes eingreifenden systematischen Grille (und weiter war sie denn doch am Ende nichts) nicht einleuchten will. S. geht so weit, dafs er die einzelnen Nomen als durchaus von gleicher Gröfse, die Abstände der gröfseren Städte als vollkommen gleich annimmt (S. 96) und sich in dieser Beziehung auf *Herodot* II, 109 bezieht, wo nichts von dem steht, was er gefunden haben will, dafs sich nämlich die Eintheilung in Nomen auf geometrische Vermessungen gegründet, sondern nur dafs jeder Einwohner des Landes gleiche Antheile Landes zugemessen erhalten habe. Was S. noch hinzufügt: *Hoc autem per se intelligitur, in maximis Aegyptiorum urbibus et hominum aliquem signi vel provinciae, et Decanum aliquem vel Nomarchum cultos fuisse. Quod veteres etiam testantur,* — hätte wohl verdient durch einige Beweisstellen belegt zu werden. — In seinen Etymologien ist der Vf. überaus unglücklich, wie Rec. schon oben an einigen Beispielen nachgewiesen hat. Wir könnten als ferneren Beleg die Zergliederung der Namen der ersten ägyptischen Herrscher, welche *Manetho* angiebt, anführen, die er auf die Planeten zurückzuleiten versucht (S. 53): müssen uns aber der Kürze halber auf einige andere, weniger Raum erfordernde Beispiele beschränken, aus denen zugleich erhellt, wie der Vf. der koptischen Sprache nur in sehr geringem Grade mächtig ist. Er leitet S. 81 Ἑρμῆς von *er—mai, mii, mi, purum, verum esse*, oder von *ör* und *mao (auro abundare)* her. Aber das Wort *mao* ist Rec. gänzlich unbekannt. *Ueberflufs haben* heifst entweder *schau* oder *er—huo*. Rec. kann, wenn es sich um eine etymologische Deutung handelt, in dem Ἑρμῆς nur den *gerechten Horus ör—mii* erkennen. Das lat. *Sol* soll nach S. aus *siu Stern* u. *li* oder *la*, dem memphitischen *r i* oder *r a*, die *Sonne*, bestehen. Und doch sagt Seyff. S. 80: *De nominibus Deorum Aegyptiacorum Jablonskius disputavit in Pantheo suo, quorum multa nimis incerta esse videntur: certiora infra afferantur!* Als Name der ♀ wird S. 11 not. 40 angegeben *surot* oder *suröth*, was durch *Stern des Bären* erklärt wird. Der *Bär* heifst koptisch *laboi* (Klaproth, *Examen crit. des travaux de M. Champollion* Paris 1832, 8. p. 117) oder *tarex* nach *Zoëga*, *Catal. Cod. Copt.* p. 530, wovon letzteres nach der sinnreichen Ableitung *Klaproth's* mit dem griechischen ταράσσειν und τάραξις zusammenhängt, also jedes Raubthier bezeichnen kann. Da *röt* dem griechischen ἐπανατέλλειν entspricht (Ps. LXIV, 10), so möchte wohl *surot, suröth,* [*suröt*] geradehin *Morgenstern* bedeuten, wofür sich Ps. CIX, 3 der Ausdruck *pi siu änte hanatoui*, ἀστὴρ τοῦ πρωΐ findet *). *djiri* scheint nicht für sich allein eine *Stele* bedeutet zu haben, was S. p. 4. not. 22 annimmt, wie aus dem Ausdrucke *djiri änschhai* erhellt (*Exod.* XXIII, 24).

(Die Fortsetzung folgt.)

XLIV.

Die Metrik der Griechen und Römer. Ein Handbuch für Schulen und zum Selbststudium von Dr. Eduard Munk, Inspector der Kön. Wilhelmsschule zu Breslau. Glogau und Leipzig, in der Verlagshandlung von Carl Heymann. 1834.

Als noch vor Ablauf des vorigen Jahrhunderts Gottfried Hermann die Metrik zuerst als selbstständige philologische Disciplin einführte, und besonders in den *Elem. doctr. metr.* ausführlicher darzustellen versuchte, regte er nicht sowohl ein specielles Interesse für dieselbe auf, das zu einer selbstständigen Begründung und Weiterbildung ins Einzelne hätte führen können, als er vielmehr durch die reichen Mittheilungen scharfsinniger und geistvoller Vorschläge zur Wiederherstellung der alten Dichter umgestaltend auf die Kritik dieser zu wirken begann. So bedeutend, ja gewissermafsen Epoche machend diese Leistung Hermanns in der Geschichte der neuesten Entwickelungsversuche der philologischen Wissenschaft dasteht, so ist doch nicht zu verkennen, dafs ihn selbst eben mehr der unmittelbare praktische Zweck, durch Ergründung dieser Materie ein neues Mittel zur Emendation der alten Dichter, namentlich der scenischen, zu gewinnen, leitete, als das Bestreben, die Metrik als Erzeugnifs des künstlerischen Geistes, als eine lebendige Kunstform zu begreifen. So war es, um mich des Ausdrucks zu bedienen, mehr die angewandte, als die reine Metrik, auf die seine Bestrebungen sich richteten, denen wir auch eine Fülle feiner Bemerkungen, kritischer besonders, zu verdanken haben. Nur zu bald trat jedoch der Cirkel ein, der, wenn irgendwo,

*) Hr. Prof. *Kosegarten*, berühmt als einer der gründlichsten Kenner orientalischer Litteratur, hat die Güte gehabt, mir eine andere Etymologie des Wortes *surot* mitzutheilen. Er ist nämlich der Ansicht, dafs es mit dem Arabischen زُهَرَة *glänzend* (was auf den *Morgenstern* übertragen worden ist), von der Wurzel زهر *glänzen*, abzuleiten sei. Diefs könnte eine neue Bestätigung für den Zusammenhang der alt-ägyptischen Sprache mit den semitischen abgeben, wenn es derselben noch bedürfte. Jedenfalls hielt es Rec. für seine Pflicht, diese geistvolle Etymologie neben der seinigen hier anzuführen.

auf dem Gebiete der Philologie zu Hause ist. Kritik und Metrik bedingten und beengten sich wechselseitig so, und griffen so die eine in die Sphäre der andern ein, dafs oft genug das eine Element sich dem andern unterordnen und opfern mufste. Manche geistreiche Emendation begründete eine metrische Voraussetzung, und man mufste mit jener, aus anderweitigen Rücksichten gern angenommenen auch diese gelten lassen, so wie umgekehrt mancher metrische Canon eine Emendation hervorrief, die wohl ohne ihn nicht eben wäre gebilligt worden. Immer mehr und ungehöriger drängte sich das, offenbar in diesem Falle nur *dienende* kritische Moment hervor, und bezwang dasjenige, um dessentwillen es geübt ward. — Die fast gleichzeitigen Versuche Vossens und später Apels, obgleich mehr auf jenes *reine* metrische Element hinarbeitend, und bestrebt, ihm eine wissenschaftliche und gemäfse Grundlage zu geben, mufsten, da sie weder historisch sich auf dem Studium der alten Theoretiker basirten, noch die anderweitigen Vorzüge, welche bei Hermann für das Mangelhafte seiner Theorie entschädigten, besafsen, sehr bald zurücktreten, und den ausgezeichneten Philologen im unbestrittenen Besitze des Gebietes lassen. — Da trat Böckh, nachdem er schon vorher in seiner Abhandlung über die Versmafse des Pindarus eine, aus Anschauung der Natur des Rhythmus und seiner Bedeutung als Kunstform gewonnene Ansicht aufgestellt, mit den so reichhaltigen Abhandlungen *de metris Pindari* auf, und gewann zuerst den Boden für eine wissenschaftliche Begründung der Metrik aus einem ihr adäquateren Principe, als dem von der Wechselwirkung. Seine, auf historische Forschung basirten Resultate bewährte er zugleich durch die, ihnen gemäfs durchgeführte Anordnung des Pindarischen Textes, gleichsam in einer Probe. Dafs Thiersch und später Dissen in ihren Bearbeitungen des Lyrikers im Wesentlichen den kritischen, fast ohne Ausnahme aber den metrischen Grundsätzen der Böckhschen Recension folgten, giebt ein vollgültiges Zeugnifs für seine Theorie der Metrik, und insofern dürfen wir allerdings sagen, dafs sie bereits durchgedrungen und anerkannt sei. Aber merkwürdig genug! waltet auch hier, wie wir oben bei Gelegenheit der Hermannschen *Elementa* bemerkt, der praktische Gesichtspunkt vor. Nur in so weit die Textesbeschaffenheit eines Schriftstellers durch die metrischen Untersuchungen Böckhs bedingt ist, haben diese Berücksichtigung oder vielmehr stillschweigende Zustimmung und Eingang gefunden. Was in ihnen rein theoretisch ist, was nicht unmittelbar in Kritik oder Interpretation eingreift, die hochwichtigen, in den Abhandlungen *de metris Pindari* zur Sprache gebrachten Fragen, die für ein Verständnifs der Rhythmik und Compositionstheorie der Griechen so wichtig, und, weiter geführt, so aufschlufsvoll sein würden: Alles diefs liegt noch unbenutzt da, ein todtes Capital. So sehen wir, dafs die Metrik als *Disciplin* keineswegs schon das ihr gebührende Interesse sich hat vindiciren können; denn gewifs, wenn in jenen Böckhschen Abhandlungen nur einige Dutzend Emendationen schwieriger oder corrupter Stellen der Tragiker oder Restaurationsversuche der Torso's alter Lyrik ausgestellt wären, — wir würden die *dissertationes de metris Pindari* so oft, wie Schäfers Gregorius oder Lobecks Phrynichu in den Ausgaben der Philologen citirt finden!

Das vorliegende Handbuch der Metrik ist also schon vo vornherein insofern der Beachtung werth, als es überhaupt wie der einmal die Aufmerksamkeit der Metrik zuwendet, noch meh dadurch, dafs es wesentlich auf der Grundlage der Böckhsche Theorie beruht. Der Vf. spricht diefs selbst unumwunden au (*p.* IV der Vorrede). Wenn aber der Vf. gegen die Herman sche Theorie, insoweit sie auf Kantischen Principien basirt is, Nichts weiter zu erinnern findet, als dafs sie einmal manche Thatsache unerklärt lasse, und dann zweitens, dafs sie dem Schüler weniger zugänglich sei wegen des Mangels philosophi scher Vorbildung (Vorr. a. a. O.), so können wir diefs nur al eine Art Reticenz ansehen, aus der Scheu hervorgegangen, den verehrten Philologen die Unzulänglichkeit seiner Begründun oder gar deren gänzlichen Mangel geradeheraus zu bekennen Indefs thut das Nichts! Die Parrhesie, die unserem Vf. fehlte hatte glücklicherweise bereits einer der Ersten Deutschland und zwar kein Zünftiger, aber doch wohl ein Spruchberechtig ter. Wir meinen die Worte Hegels (Encykl. d. philos. Wissensc p. 70 zw. Ausg.): „Wenn in wissenschaftlichen Schriften damal ger Zeit zuweilen der Anlauf mit Sätzen der Kantischen Philo sophie genommen ist, so zeigt sich im Verfolge der Abhandlu selbst, dafs jene Sätze nur ein überflüssiger Zierrath ware und derselbe empirische Inhalt aufgetreten wäre, wenn je etlichen ersten Blätter weggelassen worden wären." In der A merkung wird diefs dort ausdrücklich auf das Hermannsch Handbuch der Metrik angewendet. — Dafs wir unserem Ve durch unsere Auslegung seiner Worte kein Unrecht angetha zeigt er selbst, indem er kurz nach der angezogenen Stelle a der Böckhschen Theorie aufser ihrer historischen Begründun noch ihre *Wahrheit* (also im Principe) und Verständlichke (vom Standpunkte der Praxis aus) hervorhebt.

In der Anordnung des Stoffes folgt der Vf. wesentlich d von Böckh selbst befolgten, und die Modificationen, die der V eintreten zu lassen für gut gefunden, werden wohl nur Einze nes betreffen. Die gegebenen Erklärungen sind klar und ve ständlich, und machen das Buch zu einem Hilfsmittel für de ersten Anlauf der Belehrung zweckmäfsig. Das Material de Buches ist natürlich und bequem geordnet, so wie die beige fügten Beispiele aus den Dichtern, die Uebersichten der ve schiedenen metrischen Gestaltungen der einzelnen Rhythme dem praktischen Bedürfnisse gemäfs sind. Eben so ist zu billigen, dafs vor der eigentlichen Abhandlung der verschieden rhythmischen Geschlechter eine kurze Uebersicht der Geschich der Poesie bei den Griechen und Römern mit besonderer Rüc sicht auf die metrische Form voraufgeht. Denn die Einsic wie in den herrlichen Gebilden des hellenischen Geistes For und Stoff sich durchdringen, dieser jene sich anerschaffe, u sie ihm nicht ein Zufälliges, Aeufserliches bleibe, sondern e Gefordertes, Nothwendiges, kann nicht dringend und oft gen ausgesprochen werden, und durch solche Hilfsmittel, wie von Hrn. Dr. M. gegebene Uebersicht, dringt sie allmälig in Kreise des Schulunterrichts; und gewifs wird kein einsichtig Lehrer eine ihm so gebotene Gelegenheit von der Hand wei weitere Erörterungen anzuknüpfen.

Wir hoffen, dafs es dem Handbuche des Hrn. Dr. Munk lingen wird, den Laien doch auf die Hauptpunkte der metrisc Ansichten Böckhs aufmerksam zu machen, und so ein weite Eindringen in die von diesem ausgezeichneten Forscher auf schlossenen Gebiete zu fördern. Bekanntlich orientirt sich Ungeübte leichter an dem Carton, als an der reichen Ausführ des Künstlers, wo er, durch die Fülle des Dargestellten zerstr schwer den richtigen Gesichtspunkt für die Betrachtung Ueberschauung des Ganzen, wie des Einzelnen findet. Ge aber dürfen wir darauf rechnen, dafs diefs Handbuch in Kreise der Schule seinen Weg finden wird, um so mehr, als metrischen Tabellen desselben Hrn. Verf. unseres Wissens Gymnasiallehrern mit Anerkennung aufgenommen und ben worden sind.

Sachs.

№ 45.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Systema Astronomiae Aegyptiacae Quadripartitum etc. Auch unter dem Titel: *Beiträge zur Kenntniſs der Litteratur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegypten von Gustav Seyffarth. Zweites, drittes, viertes, fünftes Heft;* und: *Unser Alphabet, ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der sieben Planeten* ☽ ☿ ♀ ☉ ♂ ♃ ♄ *etc.* Auch unter dem Titel: *Beiträge u. s. w. Sechstes Heft.*

(Fortsetzung.)

Ferner heiſst es nicht *ti töter*, wie S. p. 29, §. 23 annimmt, sondern *pi töter*. In der Benennung des Horoskopes S. 36, §. 38: *phietniu e pschöi*, deren Erklärung Seyffarth nicht versucht hat, kann man wohl keinen Augenblick *phit niu e pischöi arcus veniens ad altum* verkennen, τμῆμα ἐπανατέλλον. *phit* ursprünglich *Bogen* (τόξον), dann der *Kreisbogen*; daher *phitte* der *Regenbogen*. S. 93 wird als Name des Frühlings *thynoporon* angegeben, worin man sogleich das griechische φθινόπωρον erkennt. Der Frühling heiſst bei den Aegyptern *ha änschöm*, *Anfang des Sommers*. Ps. LXXIV, 17. Gebräuchlicher als *meri* (s. S. p. 43), oder wie ein altes von *Woyde* verglichenes handschriftliches Wörterbuch ergiebt *miri*, war für *Tag hou*, oder nach *Salvolini* (*Des principales expressions qui servent à la notation des dates sur les monumens de l'ancienne Égypte, Lettre* I. p. 20. Paris 1832. 8.) *hru*, was er aus hieroglyphischen Inschriften entziffert hat. Für *edjörk* war nach *Salv. sörh* gebräuchlicher, was sich in den Wörterbüchern nicht findet. Wie *han naisi das groſse Jahr* bezeichnen könne (Seyff. p. 48 §. 41), ist nicht wohl einzusehen. Bei *Hiob* XXIV, 1 bedeutet der Plural *die Folge der Zeiten*. S. 90 wird als Name für Unterägypten *sahit* oder *sachhit* angegeben. Man erkennt darin das arabische صعيد den Namen für Oberägypten. Das untere Aegypten hieſs κατ' ἐξοχήν *chimi* (vergl. *La Croze s. v. maris. Champollion L'Égypte sous les Pharaons* I p. 101 folg.) *mantödji*, angeblich nach S. p. 143 *der Bock*, ist nichts als eine Korruption des Namens Μένδης nach einer Stelle des *Nonnus*.

Doch genug über das Koptische. *Seyffarth's* Kenntniſs des Griechischen möchte nicht bedeutender sein. Belege dafür, die sich bei dem Blättern darbieten, sind ὑπογην statt ὑπόγειον p. 37. 54. διαμετρον διοτικον p. 38, als Nominativ (doch wohl διάμετρος δυτική!), γενεαιος p. 54. κατημαρμενος p. 55. §. 45. αναισθετον p. 78. ἐμφανος p. 81 u. s. w. Lateinische Wörter, wie *disordo* (*désordre*) p. 73 kommen ebenfalls nicht selten vor.

Rec. kehrt zu einem wichtigeren Gegenstande zurück, zu der Art und Weise, wie der Verf. die Logik handhabt und die Stellen der alten Schriftsteller benutzt. Zur Bestimmung der Planeten, auf welche sich die einzelnen leblosen nicht minder als lebenden Wesen, die wir in den Hieroglyphen zur Bezeichnung angewendet finden, beziehen, meint S. p. 142 einmal durch die Angaben der alten Schriftsteller, welcher Gottheit diese Dinge heilig gewesen, indem er von den Göttern auf die Planeten zu schlieſsen sich berechtigt glaubt, dann in vielen Fällen aus der Natur und Beschaffenheit der Thiere und Pflanzen selbst, endlich aus ihrem Vaterlande (*ex patria rerum sacrarum*), den Ansichten gemäſs, die er von der astrologischen Geographie Aegyptens aufgestellt hat, gelangen zu können. Rec. entlehnt aus diesem Abschnitte noch einige Belege für seine Behauptung. Das erste Thier, welches S. vorführt, ist der *Eber*. Dieser ist nach ihm Symbol des ♄, weil alle schädliche Thiere dem ♄ heilig sind und der Eber zu den schädlichen Thieren gehört. Dagegen ist zu erinnern, daſs die schädlichen Thiere p. 59 folgd. nicht unter den Gegenständen aufgeführt sind, die zu dem *imperium et patrocinium* des ♄ gehören, sondern vielmehr die *animalia aërea rationalia* (was dies für Thiere

sind, wird S. gewifs anzugeben im Stande sein), dagegen unter der Rubrik *imperium et patrocinium* des ⊙ p. 63 die *animalia silvestria ferocia* aufgeführt werden, wohin nach unserer Ansicht der Eber gehört. Nach der Argumentationsmethode, deren sich S. bedient, ist also der Eber der ⊙ heilig. Dafs ferner der Eber Symbol des ♄ sei, geht nach S. aus den Worten des *Macrob. Saturnal.* I, 21 hervor: *Adonin Solem esse non dubitatur. Ab apro autem* (♄ *Typhone) tradunt interemtum Adonin* (⊙), *hiemis* (♑ *et* ♒, ♄ *domiciliorum) imaginem in hoc animali fingentes.* Aber hieraus würde nur erhellen, dafs der Eber Symbol des Winters war; dem Winter aber steht ♃ vor (S. p. 39), *folglich* wäre der Eber dem ♃ heilig gewesen. *Firmicus Prof. Rel.* (sic!) p. 21 sq. versichert, es sei ♂ gewesen, der die Gestalt des Ebers angenommen habe, *also* war der Eber dem ♂ heilig. Aber dies ist nach S. ein Irrthum. *Firmicus*, der gelehrte *Firmicus*, *diligentissimus antiquitatis scrutator*, verwechselte den ♄ mit dem *Mars Typhonius* (S. p. 123), einer neuen Erfindung des Leipziger Gelehrten. Uebrigens, um wie vieles vernünftiger sind doch die Ansichten *Zoëga's* (*de origin. et usu obelisc.* p. 577) über den Sinn, welcher dem Mythos von dem Morde des Osiris durch den Typhon unterzulegen sei, als alle diese mystisch-astrologischen Spekulationen! *Denique Typhon*, fährt der Vf. fort, *aprum persecutus corpus Osiridis invenit* (*Plut. de Isid.* p. 354). *Constat autem, animalia eorum deorum esse simulacra, cum quibus commercium habent. Folglich* war der Eber dem ♄ heilig. Aber wir wollen die Worte etwas anders fassen, und selbst S. wird nichts gegen die Behauptung einwenden können, dafs der Eber Symbol der ⊙ gewesen sei, wenn wir schreiben: *Denique Osiridis corpus a Typhone cum aprum persequeretur inventum est. Constat autem, animalia eorum deorum esse simulacra, cum quibus commercium habent.* Auch tödtete ja der Eber den Adonis (⊙). Ist dies kein *commercium* mit ⊙ in *Seyffarth's* Sinne? — Wir gehen zu dem *Widder* über, bei welchem S. in nicht geringer Verlegenheit sich befindet, da er sich genöthigt sieht, zuzugestehen, dafs er sowohl dem ♃ als dem ♂ heilig war, und zwar dem ♃, weil Jupiter sich *das Haupt eines Widders aufsetzte* (!), um nicht von dem Herkules (⊙) gesehen zu werden (vergl. *Herod.* II, 42. Die Stelle war anzuführen). Hier bedeutet Herkules ⊙ und nach S. p. 102 den ♂. Vergl. p. 177, wo unter anderen Dingen folgende herrliche Schlufsfolge steht: *C... ceus* ♂ *significare videtur. — — Hinc vestigium p... dis Herculis* (♂) *in saxum impressi apud Scyth...* (*Herodot. IV*, 82), *ut apud Aegyptios duas ulnas lo... gum monstrabatur.* Ferner weil der Widder zu Thebe... verehrt wurde, also dem ♃ heilig war: denn nach d... Argumentation S. 94 mufste Theben Domicil des ... sein, weil unter andern daselbst auch ein Tempel d... Jupiter Ammon war. Endlich aus mehreren ander... Gründen, die aber als überflüssig nicht angeführt w... den. Daher ist es denn nun zu erklären, dafs die Wo... und alles, was auf ihre Bearbeitung Bezug hatte, d... ♃ heilig war (vergl. p. 60). Aber p. 59 stehen die *l... narii* und *lanarum textores* unter dem Schutze des ... Allein der Widder war auch dem ♂ heilig, denn ... wurde auch zu Sais und zu Athen verehrt, wo d... *Minerva* oder *Neith* waltete, welche den weiblich... ♂, oder vielmehr den ♂ in seinen weiblichen Attrib... ten bezeichnet (S. p. 136), weil nehmlich ♂ den Krie... bezeichnet, Neith und Minerva identisch sind, Minerv... auch den Krieg bezeichnet, und überdem Minerva ... dem Haupte des ♃, d. h. aus dem ♈, dem ersten Ze... chen des Thierkreises, entstanden ist. Folglich ist Nei... = ♂ und zwar weiblich (*Mars femininus*, wie S. sagt... *Daher* ist nun der ♈ das Haus des ♂: *daher* reite... der indische Mars auf einem Widder (*Kreuzer*, Symbo... Taf. XXXI): *daher* ist nach *Aelian, Hist. anim.* XII, ... das *Schaf* der *Juno* (♂) heilig auf der Insel Samo... Hierbei wollen wir an S. Worte erinnern p. 142: *Ca... terum praemonere licet, in animalibus sacris definien... dis discernendum esse inter masculina et feminina. S... catus alind significat quam felis.* p. 146: *Tenendu... autem, quod saepius animadvertimus, discernendum es... inter genus animalium masculinum et femininum.* p. 14... *Denuo observandum, Aegyptios discrimen fecisse int... animalia mascula et feminina.* Dieselbe Bemerku... gilt für *Widder* und *Schaf.* Ferner berufen wir u... auf S. 120, wo gesagt wurde: *Ergo Iuno, seu Urani...* ♄ *femininum significat*, oder auf S. 133, wo es heifs... *Iuno est* ♀ *nomen.* Die Insel *Samos* aber soll ihre... Namen von *djöm*, dem ägyptischen Herkules habe... den S. p. 125 folgd. in mehreren zusammengesetzte... Namen erkennt und gleichsam von neuem geschaffe... hat. Doch man fragt, was hier der Herkules *djö...* solle? Man höre S.: *Puto Samum dictum* (so!) *esse Som, djöm, Aegyptiorum Hercule. Maxima ent...*

Seniorum dea Iuno erat. Welche Ideenverbindung! Dachte S. an die Feindschaft zwischen Iuno und Herkules? Doch, bevor wir zu einem andern Thiere übergehen, müssen wir noch mit wenigen Worten berühren, wie S. die Doppelsinnigkeit in den Bedeutungen des Widders entfernt und erklärt. Nämlich der widderköpfige Ammon wurde *blau* und *roth* (*rutilus*) gemalt. Also, da die blaue Farbe dem ♂ zukommt (d. h. auf p. 143, denn auf p. 62 wird ihm zugetheilt *color r u b e r*, *leucotheus*, *viridis*, wobei Rec. fragt, was für eine Farbe *color leucotheus* ist? und p. 61 wird unter den *viribus propriis* des ♂ *rutilus* aufgeführt), und *rutilus* dem ♃ auf S. 61 ist als *patrocinium* des ♃ *color ruber seu roceus* angegeben) — so folgt daraus, dafs die *blauen* Widder den ♂, die *rothen* den ♃ bezeichnen. *Blaue und rothe* Widder!! *Ἀεὶ Λιβύη φέρει τι καινόν* sagt *Aristoteles, Hist. anim.* VIII, 28. p. 606, 6. *). Die nachfolgende triviale, in hochtrabenden Worten vorgetragene Bemerkung verdient keine Erwähnung. — Der *Esel* war Symbol des ♃ unter andern Gründen, die allerdings nicht ganz verwerflich sein mögen, auch deshalb, weil Typhon (♃, oben ♄, an anderen Orten ♂) *eselfarbig* war (*asini colorem prae se ferebat*), wobei S. sich auf *Plut. Is.* p. 363 bezieht. Aber dort heifst es: ἐπιφημίζουσιν Αἰγύπτιοι ...... τὸν Τυφῶνα τῇ χρόᾳ πυῤῥόν, λευκὸν δὲ τὸν Ὧρον u. s. w. (Vergl. p. 359, E. 364, A. *Diodor.* II, 88. *Jabl., Panth. Aegypt.* P. III, p. 40 sq.). Ist [illegible] die Farbe des Esels! und ist es nur von des Esels Farbe zu verstehen? — Dafs das *Kameel* Symbol der ☉ gewesen sei, wird durch folgende Argumentation bewiesen: Die Priester waren der ☉ heilig (*Ptolem. Tetrabibl.* I. p. 50 Bas.), bei den *Persern* trugen die Priester Kleider aus Kameelhaaren, *folglich* ist das Kameel bei den *Aegyptern* der ☉ heilig. Dazu kommt noch, dafs es nach *Horapollo* II, 100 die *Trägheit* bezeichnete **), die der Sonne zukommen soll, wovon p. 63 unter den Attributen der ☉ nichts bemerkt ist. Wohl aber sind dort aufgeführt *omnes primariae virtutes*, zu denen wahrscheinlich nach S. die *Trägheit* gehört. Im Gegentheil steht die *pigritia, tarditas* unter den Eigenschaften des ♄ p. 59. *Etwas* vom ♂ und zugleich vom ♄ hat überdem das Kameel nach der Angabe von S., *denn* sein Fleisch durfte nicht gegessen werden (*Levitic.* XI, 4). Was hat der Umstand, dafs das Kameel zu den unreinen Thieren gehörte, mit dem ♄ oder ♂ zu schaffen? In der Tafel der Planetenattribute, auf welche uns S. stets hinweist, und welche daher auch von uns vorzugsweise berücksichtigt werden mufs, finden wir hierhergehöriges oder ähnliches nur p. 59: *cloacarum mundatores* und p. 61: *religio nulla;* wagen jedoch nicht zu entscheiden, ob S. diese Beziehungen vor Augen gehabt habe. — Der *Hirsch* war nach *Aelian. Histor. anim.* XI, 7 dem Apollo heilig. *Also* war dies Thier Symbol des ☿, da Apollo dem ☿ entsprach. Aber p. 106 heifst es: *Graeci Horum constanter interpretantur Apollinem, atque constat Phoebum Apollinem* ☉ *esse*, und p. 150 wird *Apollo Sminthius* (von *djom — ān — ti Tapferkeit im Kampfe* von S. abgeleitet) für den ♂ ausgegeben, da dessen Eigenschaft die Tapferkeit ist. Ein ferneres Argument soll sein, dafs nach *Aelian* XII, 46 die Hirsche die Musik lieben, und die Musik dem ☿ zukommt. Aber auch der ☉ (p. 63) und der ♀ (p. 64). Auch hat der ☿ nächst dem ☽ die kürzeste Umlaufszeit, und der Hirsch ist ein schnelles Thier. Was überdem die *Schnelligkeit* anbetrifft, so ist sie in der Tafel der Planetenattribute gar nicht aufgeführt: das einzig hieher gehörige ist *fuga, timor*, welche unter den *eventus et actus* des ♂ p. 62 angegeben wird. Dafs aber der Hirsch, oder vielmehr die Hirschkuh, der ♀ heilig gewesen sei, geht nach S. aus vielen anderen Gründen hervor. Apollo und Diana erscheinen in einem Wagen, der von zwei Hirschen gezogen wird (*Kreuzer, Symb.* II p. 180). Dies sind ☿ und ♀ nach S. Hieher zieht er auch, dafs die alten Inder in ihrem Thierkreise dem ♄ als Herren der *Stat.* ☽ 14 einen Dammhirsch zuertheilen!

Diese Beispiele werden genügen. Man erkennt dar-

*) Des Vfs. zoologische Kenntnisse sind, wie man schon an mehreren Beispielen zu bemerken Gelegenheit gehabt haben wird, nicht weit her. So wird S. 148 der *Ichneumon* (*Herpestes Ichneumon*, ein zu den *Viverren* gehöriges Thier) *murium genus* genannt.

**) Nämlich nach der Angabe von S. Bei *Horap.* a. a. O. p. 840 ed. *Pauw* bezeichnet es ἄνθρωπον ὀκνοῦντα τὴν διὰ τῶν ποδῶν κίνησιν. *Klaproth* hat diefs akrologisch durch Vergleichung der Worte *d j a s ī schwach* und *d j a m ū l* nachweisen wollen. Dafs das Kameel wirklich auf den ägyptischen Denkmälern vorkomme, ist jetzt aufser allen Zweifel gesetzt. Vergl. *Minutoli's Reise* S. 293. (Taf. XVI. Fig. 1.) *Déscript. de l'Égypte* III. Pl. 33. *Heeren, histor. Werke* Bd. XIV. S. 365. *Walkenaer* (*Journ. des Sav.* 1822. *Févr.* p. 106) hatte behauptet, es sei in Afrika vor der Eroberung durch die Araber nicht einheimisch gewesen. Vergl. *Genes.* XII, 16.

aus, welche endlose Verwirrung und Vermengung ägyptischer, indischer, persischer, griechischer, römischer und anderer Mythologien *) fast aus jeder Zeile uns entgegentritt, wie der Vf. Gegenstände, die kaum die entfernteste Beziehung zur Sache haben, in den Kreis seiner Betrachtungen hineinzieht, wie er sich entweder fortwährend widerspricht oder sich in so allgemeinen Ausdrükken ausläfst, dafs seinen Worten jeder beliebige Sinn, jede noch so willkürliche Beziehung untergelegt werden kann, wie er sich in Anhäufung wahrhaft monströser Hypothesen gefällt: kurz, wie sein ganzes Gebäude nichts anderes ist, als eine Rumpelkammer, angefüllt mit einem wahren Wuste sein sollender Gelehrsamkeit. Wird man nach dieser Auseinandersetzung noch nach den angeblichen Resultaten fragen?

Rec. kehrt zu den Modificationen zurück, welche S. mit seinem hieroglyphischen Systeme vorzunehmen für geeignet gefunden hat. Von den sämmtlichen Sätzen, welche wir oben als Grundlage des *kalligraphischen* Systemes angegeben haben, erkennt S. nur noch folgende an (p. 366—378):

1) Die hieroglyphischen Figuren sind nicht sowohl Buchstaben, als Zeichen oder Symbole für die Buchstaben, oder die Laute, denen diese entsprechen.
2) Die hieroglyphischen Figuren beziehen sich sämmtlich auf das altägyptische Alphabet von 25 Lautzeichen.
3) Das ägyptische Alphabet war das hebräische um drei neue Zeichen vermehrt.
4) Zwischen beiden Alphabeten ist kein Unterschied in Bezug auf die Anordnung der Buchstaben.
5) Zwischen dem hebräischen Alphabete und den hieroglyphischen Zeichen läfst sich eine gewisse Aehnlichkeit auffinden.
6) In den meisten Fällen wird durch Ein hieroglyphisches Zeichen irgend ein Laut der menschlichen Stimme ausgedrückt.
7) Nicht selten wird aber auch durch mehrere Zeichen nur Ein Buchstabe wiedergegeben.
8) Jedes hieroglyphische Zeichen entspricht nicht blofs Einem Buchstaben, sondern auch anderen, im Lau von demselben vollkommen verschiedenen.

Diese acht Sätze sollen das gesammte von S. aufg stellte kalligraphische System enthalten *), während doch nur nothdürftig und mit Uebergehung sämmtliche Fundamentalprincipien, einige der minder wichtigen Be merkungen zusammenfassen, und zwar nur solche, d für das erste System von geringer Erheblichkeit, für d zweite von unumgänglicher Nothwendigkeit sind. W es Unredlichkeit, oder Furcht, durch gänzliche Aend rung seiner Meinung sich in zu hohem Grade zu kom promittiren, welche den Vf. abhielt, eine getreue Di stellung seines früheren Systemes vorzulegen: kurz, behauptet, nach Vergleichung fast *unzähliger* ägyptisch Denkmäler **) im Ganzen keinen bedeutenden Irrthu begangen zu haben, nur darin habe er gefehlt, dafs geglaubt habe, das Princip der ägyptischen Hierogl phik sei kalligraphisch gewesen, während es vielme astrologischer Natur zu nennen sei ***), wobei er sic wieder auf die schon oben erwähnte, früher von ihm a ders gedeutete Stelle des *Cosmas Indopleustes* beziel Dafs aber durch diese, angeblich unbedeutende Me nungsänderung das ursprüngliche System gänzlich üb den Haufen gestofsen sei, wird aus nachfolgender Da stellung des angeblichen astrologischen Principes de ägyptischen Hieroglyphik klar hervorgehen.

---

*) *Mythologiam Indicam nemo iam credit differre ab Aegyptiaca* p. 145. *Persarum mythologia non differt ab Aegyptiaca* p. 145. Auf die Chinesen und Japaner wird verwiesen S 35, auf die mauretanischen Münzen S. 145 u. s. w.

*) Er führt sie S. 366 mit den Worten ein: *Hieroglyphices ne haec fere summa fuit.* Alle diese Sätze gelten *mutatis m tandis* eben so gut für *Champollion's* als für *Seyffarth's* S stem, ohne dafs eine der beiden Methoden durch sie e schöpfend dargestellt würde.

**) *In his quidem omnibus*, sagt S., *ut etiamnum mihi pers sum habeo, nihil erravi. Quum enim postea mihi contigiss innumera fere literarum Aegyptiacarum monumenta easque instruendam hieroglyphicen aptissima, ut bilinguia, confe et examinare, intellexi, systema meum hieroglyphicum in ge re quidem recte se habere.* Diefs soll wahrscheinlich e Antwort auf *Champollion's* Bemerkung sein (*Lettre à M. duc de Blacas p.* 8), dafs *Seyffarth's* System, rein apri scher Natur, keine Rücksicht auf die Originaldenkmä nehme.

***) *Figurae hieroglyphicae omnino sunt imagines rerum sep diis vel planetis consecratarum. p* 371.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Systema Astronomiae Aegyptiacae Quadripartitum etc. Auch unter dem Titel: *Beiträge zur Kenntnifs der Litteratur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegypten von Gustav Seyffarth. Zweites, drittes, viertes, fünftes Heft;* und: *Unser Alphabet, ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der sieben Planeten* ☽ ☿ ♀ ☉ ♂ ♃ ♄ *etc.* Auch unter dem Titel: *Beiträge u. s. w. Sechstes Heft.*

(Fortsetzung.)

Wie alle sichtbaren und unsichtbaren Gegenstände der Schöpfung bei den Aegyptern, nach S., einem der sieben Planeten heilig waren, so auch die Töne der menschlichen Stimme. Er beruft sich hierbei zuvörderst auf die Zeugnisse der Schriftsteller des klassischen Alterthumes, und namentlich zuerst auf die Worte des *Dio Cassius* (XXXVII, 18), in denen es über die Benennung der sieben Wochentage nach den sieben Planeten heifst: *Εἰ γάρ τις τὴν ἁρμονίαν τὴν διὰ τεσσάρων καλουμένην (ἥπερ που καὶ τὸ κῦρος τῆς μουσικῆς συνέχειν πεπίςευται) καὶ ἐπὶ τοὺς ἀστέρας τούτους, ὑφ' ὧν ὁ πᾶς τοῦ οὐρανοῦ κόσμος διείληπται, κατὰ τὴν τάξιν, καθ' ἣν ἕκαςος αὐτῶν περιπορεύεται, ἐπαγάγοι, καὶ ἀρξάμενος ἀπὸ τῆς ἔξω περιφορᾶς τῆς τῷ Κρόνῳ διδομένης, ἔπειτα διαλιπὼν δύο τὰς ἐχομένας, τὸν τῆς τετάρτης δεσπότην ὀνομάσειε· καὶ μετ' αὐτὸν δύο αὖ ἑτέρας ὑπερβὰς ἐπὶ τὴν ἑβδόμην ἀφίκοιτο· κἀν τῷ αὐτῷ τρόπῳ αὐτάς τε ἐπιὼν καὶ τοὺς ἐφόρους σφῶν θεοὺς ἀνακυκλῶν ἐπιλέγοι ταῖς ἡμέραις· εὑρήσει πάσας αὐτὰς μουσικῶς πως τῇ τοῦ οὐρανοῦ διακοσμήσει προσηκούσας. Εἷς μὲν δὴ οὗτος λέγεται λόγος· ἕτερος δὲ ὅδε* . . . . Rec. hat die Stelle in ihrer ganzen Ausdehnung mitgetheilt, um nachzuweisen, dafs man nichts in ihr finden könne *), als die Angabe einer Methode, die Ordnung der Planeten:

☽ ☿ ♀ ☉ ♂ ♃ ♄

mit der Ordnung der Wochentage:

☉ ☽ ♂ ☿ ♃ ♀ ♄

in Einklang zu bringen; aber nicht, was S. p. 367 in ihr zu finden vermeint: *Ex Dione Cassio constat, septem sonos septem planetis hoc ordine adscriptos fuisse.* Dafs *Dio* des musikalischen Intervalles *διὰ τεσσάρων* gedenkt, ist rein zufällig: er hätte eben so gut sagen können, man solle von der Sonne anfangen und den vierten darauf folgenden Planeten als *δεσπότης* des nachfolgenden Tages nehmen, u. s. w. ohne das musikalische Intervall zu erwähnen, was nur deshalb geschieht, um, wie aus den Worten *ἥπερ που . . . . . πεπίςευται* erhellt, jener Anordnung der Wochentage eine höhere, gleichsam mystische Bedeutsamkeit zu geben. Wenn also S. p. 368 fortfährt: *Quum vero soni vocis humanae musici septem planetis sive diis subjecti fuerint; claret, idem accidisse vocalibus*, so sind wir, da der Vordersatz, wie wir nachgewiesen haben, falsch ist, durch nichts genöthigt, die Richtigkeit des Nachsatzes anzuerkennen. Indessen beruft sich *Seyffarth* auch hier auf das ausdrückliche Zeugnifs der Schriftsteller des klassischen Alterthumes, und wir wollen daher die angeführten Beweisstellen etwas näher betrachten. Die erste ist entlehnt aus der dem *Demetrius Phalereus* fälschlich zuerkannten Schrift *περὶ ἑρμηνείας* *): *Ἐν Αἰγύπτῳ δὲ καὶ τοὺς θεοὺς ὑμνοῦσι διὰ τῶν ἑπτὰ φωνηέντων οἱ ἱερεῖς, ἐφεξῆς ἠχοῦντες αὐτά· καὶ ἀντὶ αὐλοῦ καὶ ἀντὶ κιθάρας τῶν γραμμάτων τούτων ὁ ἦχος ἀκούεται ὑπ' εὐφωνίας, ὥςε ὁ ἐξαιρῶν τὴν σύγκρουσιν*

*) Vergl. *Ideler, Handb. der Chronolog.* I. S. 178 folgd. *Lobeck, Aglaopham.* II. *p.* 941 *sq.* besond. *p.* 946.

*) *§.* LXXI. *p.* 253 *ed. Gale. p.* 68 *ed. Victor. Florent.* 1594. Die Stelle ist vielfach behandelt worden. Vergl *Jablonski, Panth. Aegypt. proleg. p. LV sq.*; *de Memnone p.* 94 *sq. Schmidt, de sacerdot. et sacrific. Aegypt. p.* 177 *sq. Didymi Taurinensis* (*Valperga-Caluso*) *Rudim. literat. Coptic. p* 44. *Barthélemy* in den *Mémoires de l'Académ. des inscript. Tom. XLI. p.* 519 folg. *Zoëga, de orig. et usu obeliscor p.* 435 *sq. Toelken* in *Minutoli's Reise S.* 139.

οὐδὲν ἄλλο ἢ μέλος ἀτεχνῶς ἐξαιρεῖ τοῦ λόγου καὶ μοῦσαν. Mit dieser Stelle verbinden wir sogleich zwei andere, die auch S. in einer lateinischen Uebersetzung mittheilt, und von denen die erste schon *Zoëga*, die letztere schon *Toelken* angeführt hat. *Nicomachus Gerasenus* (*Enchirid. harmon. II, p. 37 ed. Meibom.*) sagt: *ὅτ᾽ ἂν μάλιςα οἱ ὀρεινοὶ* *) *τὸ θεῖον σεβάζωνται σιγμοῖς τε καὶ ποππυσμοῖς καὶ ἀνάρθροις καὶ ἀσυμφώνοις ἤχοις συμβολικῶς ἐπικαλοῦνται.* Ferner findet sich bei *Eusebius, Praeparat. Evangel.* XI, 6 das Epigramm (vergl. *Brunck* Analect. vet. poëtar. graec. III. p. 209):

Ἑπτά με φωνήεντα θεὸν μέγαν ἄφθιτον αἰνεῖ
Γράμματα, τὸν πάντων ἀκάματον πατέρα.
Εἰμὶ δ᾽ ἐγὼ πάντων χέλυς ἄφθιτος, ἣ τὰ λυρῴδη
Ἡρμοσάμην δίνης αἰθερίοιο μέλη.

Aus diesen Stellen läſst sich bei einer ruhigen vorurtheilsfreien Betrachtung nichts anderes herleiten, als was *Zoëga* darin fand: *Hoc ita accipio, usitatam fuisse sacerdotibus in Aegypto cantus quandam rationem, sola oris dilatatione accentuumque et spirituum intensione modificatam, sine literis syllabisque distincte prolatis*, wobei er auf *Spanheim ad Callimach.* p. 478. 646 verweist, und unter vielen anderen eines besonders ausgezeichneten Steines in der Daktyliothek des Kardinal Borgia zu Veletri gedenkt, der auf der einen Seite den Harpokrates auf einem Lotos sitzend vorstellt, und auf der anderen eine nur aus Vokalen bestehende Inschrift trägt. Etwas anders, aber im Wesentlichen auf dieselbe Weise, dachte sich *Toelken* diesen Gesang mit Vokalen. Er bezieht ihn auf den älteren Hermes, jenes unnennbare Wesen, *quem Aegyptii nefas habent nominare*, wie *Cicero* (*de nat. deor.* III, 22) sagt, welches man sich nach ihm so heilig dachte, daſs die Hymnen, welche man ihm sang, keine Worte enthalten durften, die gleichsam zu irdisch waren, um ihn würdig zu preisen, sondern bloſs in einer rhythmischen Abwechslung der sieben ägyptischen Vokale bestanden, *ĭ ă ŏ e ā ō u*, deren jeder Einer Himmelssphäre geweiht war, so daſs wahrscheinlich aus diesen mystischen Gesängen sich der Glaube an eine Musik der Sphären entwickelte **). Wenn daher bei späteren Schriftstellern allerdings eine Anordnung der Vokale nach d[en] Planeten vorkommt *), so zeigt schon das Schwanken ihrer Ansichten **), daſs sie aus keiner gemeinscha[ft]lichen Quelle geschöpft und nicht die unwandelbar[en] Elemente eines apotelesmatischen Buchstabensystems der alten Aegypter, wenn ein solches je vorhanden g[e]wesen ist, wiedergegeben haben können; daſs wir e[s] vielmehr mit jenen mystischen Ansichten zu thun h[a]ben, welche in einigen gnostischen Sekten so lebhaft[en] Anklang fanden ***). Am wenigsten ist zu begreife[n] wie S. hierher die Sphärenharmonie hat ziehen könne[n] von der in einer Anzahl der von ihm angeführten St[el]len vorzugsweise gehandelt wird ****).

---

*) Nach der zuverlässigen Konjektur von *Zoëga*. Andere lesen *οἱ θήρειοι*, andere *οἱ θεοῦργοι*. Letzteres nimmt S. in Schutz.

**) Vergl. jedoch die Entwickelung und Darstellung bei *Arist. de caelo.* II, 9. *p.* 290, *b.*

---

*) Z. B. bei *Laurent. Lyd. de mens.* II, 1. p. 14: *Πάντους ῥυθμοὺς ἐκ τῆς τῶν πλανήτων κινήσεως εἶναι συ[μ]βαίνει. ὁ μὲν γὰρ ♄ τῷ Δωρίῳ, ὁ δὲ ♃ τῷ Φρυγίῳ, ὁ ♂ τῷ Λυδίῳ, καὶ οἱ λοιποὶ τοῖς λοιποῖς κινοῦνται κατὰ [τὸν] Πυθαγόραν πρὸς τὸν ἦχον τῶν φωνηέντων. ὁ μὲν γὰρ Ἑρμ[οῦ] τὸ ᾱ, ὁ δὲ Ἀφροδίτης τὸ ε̄, ὁ δὲ ἥλιος τὸ η̄ καὶ ὁ μὲν [τοῦ] Κρόνου τὸ ῑ, ὁ δὲ τοῦ Ἄρεως τὸ ō καὶ σελήνη τὸ ῡ, ὁ [μὲν] μὴν τοῦ Διὸς ἀςὴρ τὸν ω̄ ῥυθμὸν ἀποτελοῦσιν. ὁ δὲ ἦχος [τῶν] ῥυθμῶν ὡς ἡμᾶς οὐκ ἀφικνεῖται διὰ τὴν ἀπόςασιν.* Hieraus ergiebt sich folgende Reihe:

α	ε	η	ι	ο	υ	ω
☿	♀	☉	♄	♂	☾	♃

gänzlich verschieden von *Seyffarth's* Anordnung:

a	ä	é	e	i	o	u
☾	☿	♀	☉	♂	♃	♄

**) S. die bei *Lobeck Aglaopham.* II *p.* 932 *not.* gesammelte[n] Stellen: *Quinctilian de Music.* III. *p.* 158. *Plutarch de [E] apud Delph.* IV. *p.* 419. *Bekker, Anecdot. graec. p.* 796.

***) *Reuvens, Lettres à M. Letronne sur les Papyrus bilingues grecs etc.* (*Leide* 1830. 4.) *Appendice p.* 154, besonders d[ie] dort angeführte Stelle des *Irenaeus* I, 10, 4 *extr. Seyffarth['s]* Ansicht war schon früher entwickelt worden von *Valperga Caluso, Rudim. ling. Copt. p.* 44 *sq. not.*

****) *P.* 308. *not.* 18. Uebrigens bietet diese Anmerkung bei nä[he]rer Ansicht auffallende Belege für die Art und Weise d[ar], wie S. seine Citate zusammenstoppelt. Sie lautet folgende[r]maſsen: *Jablonskii Panth. Aegypt. Prol. p. LVI al.* (!) *Lo[]beckii Achlaopham.* (*sic!*) *p.* 932 *not.* 941 *sq. et sub fin[em]* (wo nichts weiter, als eine Bemerkung *Struve's* über d[ie] Reihefolge der Wochentagsnamen *p.* 1356 steht, auf die si[ch] allein diese unnöthige Hinweisung beziehen kann). *Mül[le]rus in Göttinger gel. Anzeigen.* 1830. *Sept. No.* 144. *Fischer Rhetores elect. Lips.* 1773. *a. Galaeum.* (Ein in mehrfach[er] Beziehung merkwürdiges Citat, das über *Seyffarths* Quelle[n]studium entscheidenden Aufschluſs giebt. Offenbar ist in d[er] Sammlung: *Rhetores selecti ed. Gale. Iterum edidit I.*

Dafs die von ihm angenommene Anordnung der Vokale nach den Planeten die richtige sei, sucht S. aus folgenden Gründen zu beweisen:

1) Die natürliche Reihenfolge der Vokale sei:

a ä ê e i o u

(was Rec. hier nicht bestreiten will). Da nun der tiefste Ton dem ♄, der höchste dem ☽ zugeschrieben werden müsse — eine deutliche Angabe der Ursache sucht man vergeblich —, so müsse *a* dem ☾, *ä* dem ☿ u. s. w. u dem ♄ zukommen.

2) In dem hebräischen Alphabete sei die Reihenfolge der Vokale gewesen: א ה ו ח י ע. Daraus soll nun hervorgehen, dafs bei den alten Aegyptern die Reihenfolge der Vokale keine andere gewesen sei, als:

א *α a* ה *υ* (*ε*) *e* ח *η ê* י *ι i* ע *o o* ו *υ u**)

(wo ו geblieben ist, wird nicht angegeben). Da dies aber nur sechs Vokale sind, während S. deren sieben gebraucht, so zieht er hieher die Notiz bei *Plutarch de Isid. et Osirid. p.* 374. vergl. *Quaest. Symp.* IX, 3. p. 738), dafs der erste Buchstabe des ägyptischen Alphabetes *Ibis* geheifsen habe.

(Der Beschlufs folgt.)

Fischer. *Lips.* 1773. 8., die schon im Texte und gleich nachher in der Anmerkung noch einmal angeführte Stelle aus Demetr. *Phalereus* gemeint.) *Didymi Taurinens. Rudim.* ling. Copt. *p.* 44 (aus *Zoëga*). *Irenaeus Lib.* 1. *c.* X. (aus dem oben angeführten Werke von *Valperga-Caluso*) *Demetrius de elocutione* §.70. *Quinctilian de Mus. III*, 158. (aus *Lobecks Aglaopham. p.* 932 *not.*) *Lydus de mens. p.* 14 (ebendaher.) *Plutarch de ει Delphico IV*, 219 (ebendaher). *Etymol. Gudian. ed. Sturtz* (*sic!*) *p.* 595. *Kopp Palaeographie p.* 303. (sic!) *Gessner de laude Dei per septem vocales in Comment. Götting. I. p.* 245 (wie die vorhergehenden aus *Müller*). Becheri (*sic!*) *Anecd. p.* 796 (aus *Lobeck*). Eine wahre Beleidigung enthalten hiernach die von S. am Ende der Anmerkung hinzugefügten Worte: *Plurima haec loca debeo viro doctissimo, Ben. Gotth. Weiske, Prof. Lips., amico carissimo.* Um S. Arbeit in ihrer ganzen Nichtigkeit darzustellen, wäre es erforderlich, den gröfseren Theil seines Werkes auf eben dieselbe Weise zu zergliedern, wie wir es mit dieser Anmerkung gethan haben.

*) Zur Bezeichnung dieses Vocales braucht S. in Heft VI das ף, welches er offenbar aus *Ps.* XXXIV, wo der Schlufsvers:

פְּדֵה אֱלֹהִים אֶת־יִשְׂרָאֵל מִכֹּל צָרוֹתָיו

eine ähnliche Formel enthält, als die Worte: *Gloria in excelsis Deo* und ähnliche, entlehnt hat. Ueber die Unregelmäfsigkeiten in einigen der alphabetischen Psalme vergl. De Wette, *Komment. über die Psalmen* (Heidelb. 1823. 8.) S. 78 folg. — Es ist übrigens eine kühne Idee, dafs ein Vers mit einem ף *finale anfangen* soll.

XLV.

Geschichte des römischen Staates und Volkes, für die oberen Klassen in Gelehrtenschulen dargestellt von Franz Fiedler, Doctor der Philosophie und Ober-Lehrer am Gymnasium in Wesel. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung. 1832. *XIV u.* 374 *S., nebst* 32 *Stammtafeln.*

Dafs dieses Buch den Bedürfnissen einer Anzahl von Geschichtslehrern entgegenkommt, scheint aus der zweiten Auflage, die es nach zehn Jahren erlebt hat, allerdings hervorzugehen. Die Eigenschaften, welche es diesen Lehrern empfehlen, sind leicht aufzufinden. Sie bestehen in der Kürze, mit welcher eine grofse Menge von Gegenständen im gedrängten Ueberblick erscheinen, und die auf kleinem Raume eine relativ bedeutende Vollständigkeit mit zahlreichen Notizen und Nachweisungen ausgestattet, gewährt; ferner in der Art des Vortrags, welcher diese Fülle aufzunehmen weifs, ohne zum Skelet zusammen zu schrumpfen, vielmehr eines gewissen rhetorischen Anstrichs nicht entbehrt.

Ob diefs Eigenschaften sind, die ein zweckmäfsiges Schulbuch bilden, ob sie die lebendige Wirksamkeit des Lehrers nicht mehr hemmen als fördern und unterstützen, das ist eine Frage, die wir diefsmal unerörtert lassen wollen, weil wir uns sonst über Dinge verbreiten müfsten, welche das vorliegende Buch nicht allein betreffen. Wir wenden uns statt dessen zu dem besondern Gegenstande desselben, und zu dem, was dieser Gegenstand in der Behandlung Eigenthümliches erfordert.

Hr. F. hat den Kreis, für den er das Buch bestimmt, schon auf dem Titel genau umschrieben. Es ist für die oberen Klassen der Gelehrtenschulen geschrieben, also für die Bildungsstufe, die zwischen den ersten Anfängen der Wissenschaft und der streng scientifischen Behandlung, wie sie sich für die Universität eignet, in der Mitte steht. Wenn der Vf. nun in der Vorrede auf Niebuhr und Wachsmuth deutet, und bemerkt, dafs es das Geschäft des Lehrers sei, die Verbreitung neuer und richtiger Ansichten auch unter dem jüngern Geschlecht zu befördern, wenn er hinzufügt, dafs er die verschiedenen Hypothesen und Ansichten neben einander aufgestellt habe, und dann wieder bei der zweiten Auflage anführt, dafs er auch die neueste Ausgabe des Niebuhrschen Werks zwar benutzt habe, aber nur vorsichtig und mit Maafs: so scheint es — so weit sich diese verschiedenen Aeufserungen mit einander in Uebereinstimmung bringen lassen — sein Zweck gewesen zu sein, die Schüler nicht blofs mit verschiedenen Ansichten bekannt zu machen, sondern auch Lehrer und Schüler auf die richtige oder doch wahrscheinlichere unter denselben hinzuweisen. Denn auf eine

blofse Aufzählung der verschiedenen Meinungen, die der Schüler nur als eine Geschichte der Behandlung der römischen Geschichte auffassen könnte, wird er es gewifs nicht angelegt haben. Es liefsen sich nun zwar auch gegen die Zweckmäfsigkeit jener schon ziemlich kritischen Auffassungsart für diese Bildungsstufe noch sehr gegründete Zweifel hegen. Aber es sei dem so, diese Methode sei zweckmäfsig. Wie hat sie Hr. F. durchgeführt? Wie hat er die Aufgabe, die er sich selbst gestellt hat, gelöf't?

Zuvörderst vermifst man eine Einführung in das Verhältnifs der verschiedenen Ansichten über die römische Geschichte zu einander. Hr. F. lehrt, dafs die älteste römische Geschichte eben so wie die anderer Völker auf Ueberlieferungen beruht, und giebt dann eine Uebersicht der römischen Historiographie, nach der Art wie man sie für den gelehrten Gebrauch zu entwerfen pflegt, nur kürzer und weniger gründlich. Dann, sagt er, die Neueren hätten Anfangs gläubig den widersprechendsten Erzählungen der Alten getraut, bis allmählig mehr Kritik hineingekommen sei, endlich aber der klassische und das Alterthum aufhellende B. G. Niebuhr eine neue Bahn gebrochen habe. Aber damit ist es nicht abgethan. Wenn der Schüler künftig so viel Einzelnes von diesen neuen Ansichten, und zwar als neue Ansichten kennen lernen soll, so mufs er vorher etwas von der Natur dieses Systems im Allgemeinen erfahren. Freilich ist eine solche für den Schüler und den Kreis, über den er nicht hinausgehen soll, berechnete Einleitung in die verschiedenen historischen Behandlungsweisen schwieriger, als dem gewohnten Geleise folgend zu sagen, wie die Römer in frühern und wie sie in spätern Zeiten ihre Geschichte geschrieben haben, aber eben darum hätte diefs der Ausführung des Lehrers nicht überlassen werden sollen. Denn wenn dieser *hier* mit eignen Kräften durchkommt, so wird ihm auch die eigne Zusammenstellung dessen, was er im Buche findet, noch weit weniger Mühe machen. Und hier zeigt sich schon der Fehler in der Methode, der so ziemlich durch das ganze Buch herrscht. Hr. F. giebt fast immer zu viel und zu wenig, zu viel des Stoffs, um ihn zu bewältigen, d. i. das viele Einzelne über die Fertigkeit stylistischer Verschmelzung hinaus zu beleben; zu wenig an Winken für den Lehrer, den Stoff auf eine der Schule angemessene Weise zu behandeln.

Hr. F. hat seinen Lesern die Vorlegung verschiedener Meinungen und Maafs in der Benutzung der Hypothesen versprochen. Allein was das Letztere anbetrifft, so hat er den Schülern auch die kühneren Niebuhrschen Vermuthungen nicht vorenthalten, wie sie denn §. 14. finden, dafs der alte und ächte Nationalname der Aboriginer *Casci* war, und §. 17. von Quirium lesen, ja dafs „die Aboriginer ringsum auf den Bergen ihre Ortschaften hatten, deren Namen Remuria, Vatica, Aenea oder Antipolis (auf dem Janiculus) gewesen sein mögen", wobei Hr. F. bei seinem zusammendrängenden Bestreben gar nicht einmal bemerkt zu haben scheint, dafs er noch weiter geht als Niebuhr, welcher nur sagt: „auch mag wohl die Sage, welche einen andern Ort auf den Janiculus legt, achtbar sein, wie wenig immer die angeblichen Namen, Aenea oder Antipolis, Aufmerksamkeit verdienen." Dagegen vermissen wir die Anführ der ältern Meinungen in der Regel, auch solcher, welche den römischen Antiquitäten Jahrhunderte als die allein gülti betrachtet wurden, wie bei der Plebs, den Clienten, der Ver sung des Servius Tullius. Bei dieser letzteren stellt dage der Verf. eine Vermuthung Niebuhrs sogar als Thatsache h Dieser Forscher äufsert: „es scheint, der Gedanke jenes Ges gebers, den wir Servius Tullius nennen, habe sein müssen, m im Consulat die beiden freien Stände neben einander zu stelle Daraus macht Hr. F. geradezu: „Denn diese Verfassung Patriciern und Plebeiern gleichen Antheil am Consulat." E Aeufserung, welche auch ohnehin, wie sie hier aus dem sammenhange der Niebuhrschen Argumentation gerissen ist, d Unkundigen ganz unverständlich sein mufs. Hält aber Hr. das für Mittheilung abweichender Ansichten, dafs er S. 51 der Note eine Hypothese Eisendechers anführt, die er sel für unhaltbar erklärt, so scheint uns das ganz unzweckmäfs denn wenn solche Hypothesen weder wahrscheinlich sind, n sich je auf eine bedeutende Weise geltend gemacht haben: kann ihre Notiz dem Schüler frommen!

Wir haben Hrn. F's. stylistische Fertigkeit gelobt, denn ist es ihm zuweilen begegnet, einen Satz niederzuschreib der etwas ganz anderes sagt, als er sagen soll. So heifst in der Auseinandersetzung über das Gründungsjahr Roms, ü römische Chronologie und deren Unsicherheit: „Ueberha wird die Richtigkeit unserer gewöhnlichen Zeitrechnung (es in diesem ganzen §. durchaus nur von *römischer* Zeitrechnu die Rede) dadurch widerlegt, dafs, nach den genauesten I rechnungen, Christus nicht im Jahre 754 nach Roms Erbauu sondern 750, also 4 Jahre früher, geboren worden ist." Wi Die Unsicherheit über das wahre Geburtsjahr Christi bräch Unsicherheit in die römische Chronologie? Was hat es mit d ser zu schaffen? Was hat es überhaupt mit irgend einer Ze rechnung zu schaffen, da das Geburtsjahr Christi, nach welch wir rechnen, eine so feste Aera ist, als eine in der Welt? achtlos und verwirrt also, dafs er diefs hätte sagen woll kann Hr. F. nicht geschrieben haben; er mufs etwas ganz a ders im Sinne gehabt haben, aber was diefs sei, können durchaus nicht errathen, und wir zweifeln nicht, es wird m chen Lesern, welche sich dieses Buches bedienen, eben so geh

Vielleicht werden manche unserer Leser denken, der V hat sein Buch nicht dafür ausgegeben, dafs es die Wissensch bereichern solle, es ist ein Schulbuch, worüber mit Lady M beth zu sagen ist: man darf diese Dinge nicht so gründlich wägen. Rec. aber meint, gerade weil es ein zum Unterricht stimmtes Buch ist, verdient es eine solche Erwägung, obsc er wohl weifs, dafs sie diesen Büchern selten zu Theil wird. hat es daher nicht für überflüfsig gehalten, diese Bemerkun niederzuschreiben, sogar auf die Gefahr hin, seine Absicht Hrn. F. verkannt und der Böswilligkeit beschuldigt zu seh wie er den Vf. einer Kritik der frühern Auflage derselben züchtigt, welche Beurtheilung übrigens dem gegenwärtigen R ganz unbekannt geblieben ist.

№ 47.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Systema Astronomiae Aegyptiacae Quadripartitum etc. Auch unter dem Titel: *Beiträge zur Kenntnifs der Litteratur, Kunst, Mythologie und Geschichte der alten Aegypter von Gustav Seyffarth. Zweites, drittes, viertes, fünftes Heft;* und: *Unser Alphabet, ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der sieben Planeten* ☽ ☿ ♀ ☉ ♂ ♃ ♄ *etc.* Auch unter dem Titel: *Beiträge u. s. w. Sechstes Heft.*

(Schlufs.)

Da nun das hebräische אָלֶף *Stier* heifst (welcher ☉ und bisweilen ♀, häufiger ☽ bedeutet, vergl. S. p. 153; sie aber ♀), so sei noch ein anderer Vokal anzunehmen, welcher als Zeichen für den Ibis dem ☽ heilig gewesen sei, und zwar wäre derselbe ein *A*-Laut gewesen, was um so wahrscheinlicher sei, als ☿ und ☽ eben so verwandt mit einander wären, als *ᾶ* und *α*. Hiefür könnte sprechen, dafs die gewöhnlich angegebene Form des Ibisbuchstabens augenfällig nichts anderes, als eine kalligraphische Ausschmückung des א ist. (Vergl. die Abbildung bei *Wahl, Allgem. Gesch. der morgenländischen Sprachen und Litteratur, Taf.* IV.) Aber es ist zu bemerken, worauf S. gar nicht geachtet hat, dafs *Plutarch* den Ibisbuchstaben als einen Konsonanten bezeichnet, wenn er sagt: *διὸ καὶ τὸ τῶν γραμμάτων Αἰγύπτιοι πρῶτον ἶβιν γράφουσιν, ὡς Ἑρμεῖ προσήκουσαν, οὐκ ὀρθῶς κατά γε τὴν ἐμὴν δόξαν ἀναύδῳ καὶ ἀφθόγγῳ προεδρίαν ἐν γράμμασιν ἀποδόντες* (S. *Kopp, Bilder und Schriften der Vorzeit* II. S. 365).

3) Damit diese Argumente nicht *nimis incerta et inepta* erscheinen möchten, beruft sich S. auf ein Manuscript in dem Leydener Museum, wo folgende Ordnung der Vokale nach den Planeten angegeben sein soll:

α	εε	ηηη	ιιι (statt ηηη)	οοοοο	υυυυυυ	ωωωωωωω
☿	♀	☉	♂	♃	♄	☽

Das in Rede stehende Diagramma widerspricht aber der von S. angenommenen Ordnung geradehin, wie die Darstellung bei *Reuvens* (a. a. O. p. 157) zeigt, wenn man anders in diesem gnostischen Produkte (denn dafs diese Handschrift gnostischen Ursprungs sei, hat *Reuvens* unwidersprechlich nachgewiesen) jene apotelesmatische Weisheit der alten Aegypter finden kann, welche angeblich Laute als Symbole des planetarischen Einflusses darstellte, was andere beurtheilen mögen.

S. schliefst diese Darstellung mit den Worten: *Itaque 7 vocales 7 planetis adscriptae erant et subiectae*, und sucht nun in dem Folgenden nachzuweisen, dafs auch die Konsonanten nach den Planeten geordnet worden seien, was an sich nun schon so klar sei, dafs es kaum eines ferneren Beweises bedürfe. Da א dem ☿ zukomme, so folge daraus, dafs ב der ♀, ג der ☉, ד dem ♂ u. s. w. angehöre. Dafs dieses ganze System richtig sei, folgert S. aus den Worten des *Etymolog. Gudian.* p. 59. 5 (*Sturz*), wo angegeben wird, dafs δ sich auf den vierten Himmel (die Sphäre des ♂ nach S.), ζ auf den siebenten (die Sphäre des ♄) beziehe. Wer könnte in den Buchstaben an jener Stelle etwas anderes als Zahlzeichen erkennen? Ein fernerer Beweis ist ihm, dafs nach *Aelian* (*Histor. anim.* X, 21), die Zahl 60 dem ♄ heilig gewesen sei. Aber davon ist an jener Stelle gar nicht die Rede, wo es von dem Krokodile heifst: *κύει δὲ ἄρα τὸ ζῷον τοῦτο ἐν ἑξήκοντα ἡμέραις καὶ τίκτει ᾠὰ ἑξήκοντα, καὶ τοσαύταις ἡμέραις θάλπει αὐτά. σφονδύλους τε ἔχει ἐπὶ τῆς ῥάχεως τοσούτους, νεύροις τε αὐτὸν τοσούτοις φασὶ διεζῶσθαι. λοχεία τε αὐτῶν ἐς τοσοῦτον πρόεισιν ἀριθμόν, καὶ ἔτη βιοῖ ἑξήκοντα (λέγω δὲ ἐγὼ ταῦτα Αἰγυπτίους φήμας τε καὶ πίστεις), πάρεστι δὲ καὶ ὀδόντας ἑξήκοντα τοῦδε τοῦ ζῴου ἀριθμεῖν, φωλεῦον δὲ ἄρα καθ' ἕκαστον ἔτος ἑξήκοντα ἡμερῶν ἀτρεμεῖ τε καὶ ἀτροφεῖ.* Während man in dieser Stelle nichts anderes finden kann, als eine mystische Hervorhebung der Zahl 60, welche auch anderweitig vorkommt (*Iambl. de Myst.* p. 123; vgl. die Anmerkung *Wyttenbach's* zu *Plutarch. de Is. et*

Osirid. p. 381, B. Vol. VII, p. 261), schliefst S. folgendermafsen: Da das Krokodil dem ♄ heilig war *), die Zahl 60 dem Krokodil zukam, ס aber 60 bedeutet, so mufs ס dem ♄ heilig gewesen sein. Ferner kommt nach *Seyffarth's* System der Vokal *α* dem ♄ zu, und auch hier findet er wieder eine glänzende Bestätigung in einer Stelle des *Aelian* (a. a. O. XVII, 15): *Ἀριστοτέλης λέγει, πέρδικα θῆλυν, ὅταν κατὰ νώτου γένηται τοῦ ἄῤῥενος, ἐγκύμονα γίνεσθαι φύσει τινὶ ἀῤῥήτῳ. Διαπλέκει δὲ ἄρα ὁ ὄρνις οὗτος ἐν ἡμέραις τὴν νεοττείαν ἑπτά, καὶ ἐν ἑπτὰ μέντοι τίκτει, ἐν δὲ ταῖς τοσαύταις καὶ ἐκτρέφει τὰ νεόττια.* Nämlich ♄ *sacer est perdix, qui u pronuntiatur atque numerum septenarium significat*, um *Seyffarth's* eigene Worte anzuführen. Ist eine archäologische Kritik dieser Art nicht eine wahre Blasphemie auf die wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Zeit?

Nach allen diesen Schlufsfolgen gelangt S. zu zwei Tafeln. In der ersten wird angegeben, welchem Planeten jeder Buchstabe in den verschiedenen entsprechenden Alphabeten zukomme; in der zweiten werden diejenigen Buchstaben aufgeführt, welche einem und demselben Planeten zugehören, da nur sieben Planeten, aber 25 Buchstaben vorhanden waren **). Nachdem er noch zur Unterstützung seines neuen Systemes angeführt hat, dafs *Herodot* (II, 138) die Hieroglyphen *τύπους θεῶν* genannt habe ***), dafs sie in der Inschrift von Rosette (Z. 54.) *ἱερὰ γράμματα* und bei *Syncellus* (*Chronograph.* p. 40, *ed. Goar*) *τῶν θεῶν γράμματα* genannt werden, was nach seiner Ansicht nicht hätte geschehen können, wenn die Hieroglyphen nicht Symbole der Götter und der ihnen geheiligten Gegenstände gewesen wären: nachdem er noch erwähnt, dafs dieselben Hieroglyphen zur Darstellung astronomischer und apotelesmatischer Thesen und zur Aufzeichnung jedweder anderen Notiz gedient hätten, was er nur unter der Bedingung für z[ulässig] hält, dafs die astronomischen Zeichen zur Ve[r]tretung phonetischer Laute angewendet worden seie[n], sucht S. die von *Young, Champollion* und ihm selb[st] übereinstimmend erklärten phonetischen Zeichen auf [ih]ren astrologischen Ursprung zurückzuführen, die Am[]phibolie mehrerer anderer nach dem in der zweit[en] Tafel hervorgehobenen Umstande zu deuten, dafs me[h]rere Laute des ursprünglichen Alphabetes einem u[nd] demselben Planeten zuertheilt werden mufsten (nämlich *l* und *r*, *m* und *sch*, *i* und *sch*), und zu erklär[en] woher es komme, dafs öfters durch mehrere sympho[ni]sche Zeichen, wie er sie nennt, nur Ein Laut ausg[e]drückt werde.

Nach dem, was Rec. oben über die Grundlage d[ie]ses Systemes gesagt hat, ist er einer weiteren Unters[u]chung des von S. aufgestellten apotelesmatischen Pri[n]cipes der Hieroglyphik überhoben, fügt indessen no[ch] folgende Worte des Vfs. bei, welche aus der deuts[ch] geschriebenen, von ihm selbst bearbeiteten Anzeig[e] (Leipz. 1833. 66 S. 8.) seines neuesten gröfseren We[r]kes entlehnt sind, um zu zeigen, wohin ihn die folge[]rechte Durchführung seines auf Hypothesen gegründete[n] Systemes führe (S. 50 folgd.): *Dieses Princip der Hieroglyphik, als nächster Schlüssel zur ganzen Litteratur der Aegypter, darf um so mehr auf Zustimmung rechnen, weil es nicht blofs mit den ausdrücklichen Zeugnissen der Alten* (?) *und den Beobachtungen* (!?) *übereinstimmt, sondern auch der ganzen Theologie und Mythologie der Alten entspricht. Nur daran könnte man sich stofsen, dafs dieselben Hieroglyphen bisweilen verschiedene Töne, Buchstaben ausdrücken.* Die[s] *Geheimnifs wird sich später aufklären. Für jetzt nu[r] so viel. Wenn eine Figur einen Vokal bezeichnet, s[o] wird das Zeichen ☿ hinzugefügt, weil dem ☿ all[e] Laute zugeschrieben wurden *). Uebrigens entsprich[t] das alte Alphabet von 24 Buchstaben **) den 24 Stun[]den im Thierkreise, dessen 4 Quadranten 4 Planeten*

*) Aber auch dem ♂. Vergl. S. 165.

**) Mich wundert, dafs S. nicht jene *apokryphische* Sage benutzt hat, deren *Niebuhr*, *Beschreib. von Arabien* S. 91 gedenkt und deren Berücksichtigung *Wahl* a. a. O. S 626 empfahl, dafs die Pharaonensprache sieben Hauptbuchstaben und jeder derselben drei Zeichen gehabt habe.

***) Uebrigens ist auch dieses Citat falsch. *Herodot* erwähnt nur, dafs der Tempel des *Bubastis τύποισι ἐξαπήχεσι ἐσκευάδαται ἀξίοισι λόγου* und dafs den Tempel *περιθέει αἱμασιὴ ἐγγεγλυμμένη τύποισι.* Aber von *τύποις θεῶν*, unter denen nach meiner Ansicht die *Anaglyphen* zu verstehen sind (vergl. II, 124 136. 148. 153. 73. 46.), ist nicht die Rede.

*) Man sollte glauben, da die Worte so positiv ausgesproche[n] sind, dafs einmal die Bezeichnung sich wirklich auf Denk[]mälern vorfinde, und dafs anderer Seits S. die Auctorit[ät] irgend eines alten Schriftstellers für sich habe. Erstere[s] ist nicht nachgewiesen, und letztere beschränkt sich auf di[e] Angabe, dafs dem ☿ die Singvogel heilig gewesen seie[n] (S. *p.* 66).

**) Nämlich nach beliebiger Weglassung des zuweilen unbe[]quemen, zuweilen gelegenen Ibisbuchstabens.

entstanden. Soll daher eine Zweideutigkeit vermieden werden, so wird zur Hieroglyphe der Vorsteher des Quadranten hinzugefügt, in dessen Bereich der auszudrückende Konsonant fällt. Auf demselben Principe beruht nun auch das alte Hebräische oder Phönizische, Chaldäische Alphabet. Uebersetzt man die Namen der Hebräischen Buchstaben, so erhält man Dinge, welche nach derselben Reihe den 7 Planeten zukommen. Das Haupt ריש *bedeutet r und dieser Buchstabe fällt auf die* ☉, *welcher das Haupt zukommt, u. s. w. Ja sogar die Züge der alten hebräischen Buchstaben entsprechen den einzelnen Hieroglyphen, welche Symbole der Planeten sind. Hierdurch wird der Zweifel beseitigt, ob Moses schon damals* (1908) *habe schreiben können. Dieselben Hieroglyphen, mit denen Moses schrieb, finden wir auf weit älteren Denkmälern, wodurch Hug's Hypothese bestätigt wird. Beruhen die Alphabete der Aegypter, Phönizier, Griechen, Lateiner, Chaldäer und die mit ihnen verwandten auf einem und demselben Principe; so ist höchst wahrscheinlich das Princip aller Schrift kein anderes, als das astronomische. Die Schrift ist nur einmal erfunden worden. Dieselben Hieroglyphen (?) finden wir in Aegypten und Mexico*), in Japan und China (?), wiewohl zusammengezogen. In der Zeit, wo der allgemeine Thierkreis entstand, muſs auch das allgemeine Alphabet entstanden sein. Gewiſs nicht ohne Grund haben die Alten selbst Noah die Erfindung oder die Kenntniſs (?) der Schrift zugeschrieben. Man drückte Begriffe durch Bilder aus, so weit es ging. Die übrigen schrieb man alphabetisch und phonetisch nach dem astronomischen Principe.* So weit *Seyffarth.* Rec. kann das, was gegen die Annahme einer *einmaligen* Erfindung der Schrift gesagt werden kann, nicht besser ausdrücken, als es neuerdings *Lepsius* in seiner Schrift: *Paläographie als Mittel für die Sprachforschung zunächst am Sanskrit nachgewiesen* (Berlin 1834. 8.) S. 3 folgd. gethan hat, auf dessen Worte er daher verweist.

Vermiſsten wir in den vier Heften, mit denen wir uns bisher beschäftigt haben, Kritik und Urtheilskraft, Gründlichkeit und eine gewisse Gesinnung, die jedem Gelehrten erste Pflicht sein muſs, so tritt uns aus dem letzten Hefte, dessen *wunderlichen* Titel (S. nennt ihn selbst so in der Vorrede) wir mitzutheilen uns begnügt haben, gänzlicher Mangel an gesundem Menschenverstande entgegen. Da diese Schrift *Seyffarth's* nur in Bezug auf die Pathologie der Vernunft einiges Interesse haben kann, diese Blätter aber nicht darauf angewiesen sind, die krankhaften Erscheinungen und Verirrungen des menschlichen Geistes tiefer zu verfolgen, so überläſst Rec. es billig dem Leser, die Bestätigung dieses Urtheiles aus der Schrift selbst zu schöpfen. Dr. Jul. Ludw. **Ideler**.

*) S. dagegen *Heeren's Histor. Werke* Bd. XIV. S. 40 folgd.

XLVI.

Handwörterbuch der deutschen Sprache mit Hinsicht auf Rechtschreibung, Abstammung und Bildung, Biegung und Fügung der Wörter, so wie auf deren Sinnverwandtschaft, angelegt von Dr. J. C. A. Heyse, weil. Schuldirector in Magdeburg, ausgeführt von Dr. K. W. L. Heyse, auſserordentl. Professor an der Universität Berlin. Erster Theil A bis K. Magdeburg 1833.

Das Erscheinen eines Handwörterbuchs der deutschen Sprache wird durch ein allgemeines Bedürfniſs vollkommen gerechtfertigt; Beweises genug ist der Umstand, daſs augenblicklich mehrere Werke der Art im Werden sind. Der Gelehrte von Fach fühlt das Bedürfniſs freilich nicht, kann es zuweilen auch nicht wohl begreifen, sieht vielleicht gar geringschätzig auf sogenannte „praktische Arbeiten" herab. Aber man entferne sich nur ein wenig von den Lehrstühlen der Meister in der Wissenschaft; man sehe sich nur in Oertern um, in welchen keine Universitäten und andere groſse Anstalten wirken, und man wird sich bald überzeugen, daſs, aus vielen nahe liegenden Gründen, die wissenschaftliche Erkenntniſs nicht so weit verbreitet ist, als man gewöhnlich annehmen zu müssen glaubt, — daſs aber viel Tüchtigkeit und Geist in Kreisen herrscht, in denen man beides zu suchen nicht geneigt ist, daneben auch groſser Drang, sich in Besitz von Schätzen zu setzen, von deren Auffindung jede Zeitschrift neue Kunde bringt. Dies ist aber so leicht nicht; nur Wenige führt ein glücklicher Zufall in Verhältnisse, welche es vermögen, die Wege zu den Schätzen zu bahnen.

Die deutsche Litteratur hat in allen Theilen der Wissenschaft aus den verschiedensten Zeiten Meister-

werke aufzuweisen; aber diese, namentlich wenn sie aus alter Zeit sind, zu verstehen und zu verarbeiten, ist oft ein Werk der gesammten Kraft eines wohl gerüsteten Geistes. Wir kennen manchen ausgezeichneten Geschäftsmann, der sich aus wahrer Anerkennung der Forschungen unserer Zeit, z. B. in den Besitz von Grimm's Grammatik, selbst von althochdeutschen Quellen setzte; aber wir haben noch keinen gefunden, der nicht die Klage hätte laut werden lassen, es sei ohne die Leitung eines treuen Führers und geschickten Lehrers unmöglich, Werke dieser Art zu fassen und zu verarbeiten; und doch werde behauptet, nur aus solchen Werken könne man den jetzigen Stand der Sprachwissenschaft begreifen. Es ist der Wissenschaft wahrhaft würdig, das reine Licht der Erkenntnifs in alle Kreise des gebildeten Lebens zu verbreiten. Der einzelne, mit Geist, Kraft und Mitteln reich begabte Mann verdient grofsen Dank, wenn er seine gelehrten Forschungen, die ihn befriedigen und sein Leben füllen, der Welt in Schriften mittheilt; aber auf eben so grofsen Dank kann gewifs auch der Anspruch machen, welcher, selbst Gelehrter, Tüchtigkeit, Einsicht und Entsagung genug besitzt, die Forschungen der Gelehrten von Fach, als Resultat zusammengefafst, in klarer, befriedigender Form der Welt mitzutheilen und den Meistern den Weg zu bereiten. Dabei darf er wahrlich kein Pfuscher sein; er ist in mancher Rücksicht einem Dolmetsch zu vergleichen, ohne welchen ein geistiger Verkehr unmöglich ist.

Wir haben dies vorausschicken müssen, theils um den Verf. zu trösten, der zwar mit Lust und Eifer, aber doch mit dem Schmerze der Entsagung ein Opfer gebracht hat; theils um darauf hinzudeuten, dafs *es jetzt vorzüglich an einsichtsvollen Männern zur Verbreitung der Wissenschaft fehlt*, weil sonst bald die Masse des zu verarbeitenden Materials nicht mehr zu bezwingen sein möchte.

Es darf nicht befremden, dafs wir hier so reden, als sei kein Handwörterbuch der deutschen Sprache vorhanden; die frühern bekannten Arbeiten sind allerdings schätzenswerth und müssen in Ermangelung einer bessern genügen; aber die Wissenschaft hat in allen Theilen so grofse Fortschritte gemacht, dafs die frühern nhd. Wörterbücher eben so wenig befriedigen, als die deutschen Grammatiken und ahd. und mhd. Glossarien, welche vor einigen Jahrzehenden erschienen sind. Uebrigens wird die Zeit darüber richten, welches von jetzt erscheinenden und angekündigten deutschen H wörterbüchern das beste sei; bis jetzt scheint das He sche am meisten anzusprechen und den rechten gefunden zu haben.

Ein Handwörterbuch der deutschen Sprache ist schweres Werk. Es soll den ganzen Wortreicht umfassen, wie er in Sprache und Schrift lebt. U legt man nur einen Augenblick, was in den letzten und zwanzig Jahren für die Ausbildung der Wi schaft in Deutschland geschehen ist, so ist diese U legung wohl geeignet, selbst einen muthigen Mann der Ueberwältigung des zu verarbeitenden Stoffe rückzuschrecken. Die neuhochdeutsche Sprache i die Gesammtbevölkerung Deutschlands eine Schrift che, welche von dem gröfsten Theile derselben wie fremde erlernt werden mufs. Sie ist als solche im ganzen Volke lebendig, und ihre Formen un dungen tragen Begriffe, welche traditionell gew sind. Erst jetzt fängt nach und nach, zumal i Städten, die hd. Sprache an allgemein zu werden mit entsteht aber zugleich das Bedürfnifs der Erk nifs des eigentlichen und ursprünglichen Begriffs Form, das Bedürfnifs einer historischen Erken Daher haben auch fast alle Wissenschaften in ne Zeit dahin gestrebt, in ihrem Bereiche die Begriffe und scharf hinzustellen, Unbrauchbares zu verdrä und das historisch Richtige zu Ehren zu bringen. denke nur daran, welchen Einflufs die Rechtswi schaft, Geschichte, Philosophie, Erd- und Naturk Gewerbkunde, u. s. w. von der einen, und die Sp kunde von der andern Seite auf einander gehabt h Und in der Sprachkunde selbst ist vorher nicht G detes geschehen. Die deutsche Grammatik hat, v lich durch Grimm, den sprachlichen Untersuchung cherheit, — die allgemeine Sprachkunde hat ihnen züglich durch Bopp, Grund und Boden gegeben geistreichere Bearbeitung der beiden classischen chen hat von ihrer Seite auch zur Erhellung des S gebäudes beigetragen. Jetzt hilft es nicht mehr Etymologieen und Bedeutungen umher zu tappen Rathen und Meinen hat wohl ein Ende erreicht; je wieder nach Gesetzen gerichtet werden, welche gegeben haben und denen sie Jahrtausende hi treu geblieben sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 48.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Handwörterbuch der deutschen Sprache mit Hinsicht auf Rechtschreibung, Abstammung und Bildung, Biegung und Fügung der Wörter, so wie auf deren Sinnverwandtschaft, angelegt von Dr. J. C. A. Heyse, ausgeführt von Dr. K. W. L. Heyse.

(Fortsetzung).

Aus diesen Gesichtspunkten müssen wir ein neues deutsches Handwörterbuch beurtheilen. Die frühern Arbeiten nöthigen uns durch ihre Anstrengung, durch ihre Masse, selbst durch ihre Resultate Bewunderung ab; aber sie reichen nicht mehr aus. Grammatik und Etymologie standen zu sehr unter der Herrschaft der Willkür, und die Wissenschaften achteten weniger die Form des Materials, aus welchem sie ihr Gebäude aufzuführen strebten: die Begriffsbestimmung mufste eben so unklar sein, als Grammatik und Etymologie es waren. *Ein deutsches Wörterbuch mufs jetzt ein ganz neues Werk sein.*

Stellen wir in kurzen Andeutungen die Gesichtspunkte auf, welche ein deutsches Handwörterbuch für die Gebildeten des Volks für unsere Zeit haben müfste:

1) Mufs der *Wortvorrath* der deutschen Sprache vollständig aufgenommen sein. Soll ein Wörterbuch der neuhochdeutschen *Schriftsprache* gegeben werden, dann ist der Stoff in den nhd. *Schriftwerken* gegeben. In ein Wörterbuch der *deutschen Sprache* aber, wenn wir darunter die im Munde des Volks und in der Schrift lebende hochdeutsche Sprache verstehen, müssen auch diejenigen Wörter aufgenommen werden, welche der Verkehr in den verschiedenen Formen des Lebens und in den verschiedenen Gegenden Deutschlands als unentbehrlich in die hochdeutsche Sprache aufgenommen hat. Dann ist kein Lebensverhältnifs, kein Gewerbe so arm, dafs es nicht eigenthümliche Ausdrücke bewahrte, welche der hochdeutschen Schriftsprache fehlen und doch zur Verständigung im Leben nothwendig oder in neuern Zeiten wieder zu Ehren gebracht sind. Reine Provinzialismen, d. h. blofs provinzielle Stellvertreter hochdeutscher Formen, bleiben natürlich ausgeschlossen; diese bilden den Hauptbestandtheil der Idiotiken.

2) Mufs die *Form* festgestellt werden, und zwar nicht allein die Form des Begriffs an sich selbst, sondern auch die Form des verbundenen Begriffs im Urtheil: die *Rection*. Die gute *grammatische Behandlung* eines Wörterbuchs ist ein grofses, wenn auch stilles Verdienst; die frühern lexikographischen Arbeiten würden mehr leisten, wenn sie mehr grammatisch wären.

3) Mufs die *Bedeutung* klar und bestimmt angegeben sein, und zwar sowohl die erste, ursprüngliche Bedeutung, sie möge noch deutlich oder verwischt sein, als auch die jetzt geltende und deren *historische Entwicklung*. Hiezu kann man von der einen Seite nur durch ein etymologisches Verfahren gelangen, von der andern Seite nur durch Erkenntnifs der verschiedensten Wissenschaften und Thätigkeiten. Und hiedurch grade wird ein Wörterbuch der neuern deutschen Sprache so unendlich schwierig. Ein Wörterbuch der Sprache eines frühern Zeitraums wird durch den überlieferten Stoff abgegrenzt; dieser mufs in sich selbst die Erklärung seiner Formen tragen. Viel schwieriger bleibt es, das sich stets fortbildende Leben in der Gegenwart zu erfassen.

4) Mufs die Bedeutung durch *Etymologie* begründet werden. Dies verlangt man jetzt nicht weniger, als die bestimmte Angabe der Bedeutung. Beruht diese mehr auf einer philosophischen Thätigkeit, so fordert die historische Begründung der Form und der Bedeutung mehr gelehrte Kenntnifs des gesammten Sprachschatzes deutscher Nation. Nur darf hier der Vf. keinem eignen Gelüste Raum geben. Man kann jetzt hierin von ihm Sicherheit verlangen: denn hier tradirt er meistentheils schon Vorhandenes; in der Angabe der Be-

deutung aber entwickelt er vorzüglich seine eigne geistige Thätigkeit, durch welche er auch den Sprachforscher belehren kann.

5) Dürfen auch *sprachvergleichend* Formen und Begriffe verwandter Sprachen gebraucht werden. Hier aber, wie bei der etymologischen Begründung, ist die Forderung unabweislich, dafs der Verf. Mafs halte und durch unbegründete Speculationen sich nicht das nothwendige Vertrauen raube. Dagegen kann man hierin von ihm schon eine bündige Vollständigkeit erwarten, da bedeutend vorgearbeitet ist.

Ueber das Ziel der Arbeit sind wir mit dem Hrn. Verf. des vorliegenden Werkes, dem Hrn. Prof. Heyse in Berlin, einverstanden. In der gut geschriebenen Vorrede sagt er: „Ein *Wörterbuch der Muttersprache* „kann im Allgemeinen eine zwiefache Bestimmung ha„ben. Es ist zunächst im Interesse der Wissenschaft „unternommen und ausgeführt, oder den weitern Krei„sen des Lebens überhaupt gewidmet. — Das *wissen„schaftliche Wörterbuch* ist seiner Anlage und Bestim„mung nach für den Sprachgelehrten berechnet und aus„schliefslich der Förderung einer tiefern Erkenntnifs des „Wesens der Spracherscheinungen gewidmet. — Ver„schieden ist die Bestimmung und Anlage des für die „ganze Nation berechneten *praktischen Wörterbuches*. „Allerdings ist die Sprache, so wie ein Erzeugnifs, so „auch ein Eigenthum des Volkes, ein Schatz, den das„selbe frei zu verwalten, lebendig weiter zu bilden und „ungehindert auszubeuten von Natur befähigt und be„rechtigt ist. So könnte es scheinen, als seien Wörter„buch und Grammatik der eignen Sprache etwas dem „Volke völlig Entbehrliches; allein was von der Nation „als eine Gesammtheit gilt, findet keine Anwendung „auf die Einzelnen, welche Glieder derselben sind, und „deren jeder als Element ihres Gesammtlebens nur ei„nen mehr oder weniger beschränkten Antheil an dem „Gesammtvermögen und dessen Verwaltung hat. — Al„lein nicht blofs diese äufserliche Erweiterung der „Sprachkenntnifs, sondern vor Allem ein gründlicheres „Verständnifs der Sprache, eine lebendigere Anschau„ung und ein deutlicheres Bewufstsein von der Bedeu„tung des Wortes und den Gesetzen der Sprache in „ihrem Zusammenhange ist wesentlicher Zweck solcher „für die Nation bestimmten Sprachwerke. Der unmit„telbare Besitz soll, durch den Gedanken vermittelt, zu „einem selbsterworbenen Eigenthume, das bewufstlose „Sprachgefühl zu einer deutlichen Erkenntnifs der Sp „gesetze erhöht werden. Und hier ist es nun, w „praktische Grammatik und das praktische Wörter „in das Gebiet der reinen Sprachwissenschaft über „fen. Von dem gegenwärtigen Sprachbestande, als „unmittelbar Gegebenen und für das Volk allein „handenen, mufs ausgegangen, die wirkliche Er „nung aber überall auf ihren wesentlichen Grund „rückgeführt und daraus erklärt, das Einzelne als „des organischen Ganzen belebt, das Besondere im L „des Allgemeinen aufgehellt werden."

In diesem Geiste arbeitend setzt sich der Hr. als Bedingung: äufsere Vollständigkeit nach feste geln und innere Vollständigkeit, vor Allem eine g liche, erschöpfende und wohlgeordnete Worterkl nach den Grundsätzen einer besonnenen Etymol mit Rücksicht auf Synonymik, Grammatik und Sy Diese leitenden Regeln setzt der Hr. Verf. dann auseinander. Er bemerkt dabei, dafs der *Plan zu solchen Wörterbuche* schon von seinem verstor Vater gefafst und mit ihm gemeinschaftlich vorbe gewesen sei, als diesen der Tod übereilt habe. Ueberzeugung, dafs er seinem Vaterlande einen w lichen Dienst leisten werde, habe ihn vermocht, Angefangene zu vollenden; aber schon bei den Druckbogen sei es ihm klar geworden, dafs de anders ausgeführt werden müsse, als er in der An rung angefangen sei; und auf diese Weise sei das ganz und allein das Werk des Herausgebers gewor

Ob nun der Hr. Verf. sein Ziel erreicht habe eine Frage, welche sich relativ bejahen läfst. Vo nem ganz neuen Werke so grofsen Umfanges, we mit wenigen und bescheidenen Worten so viel g soll, läfst sich nicht gleich eine absolute Vollkom heit erwarten, wenn diese überhaupt gedenkba Der Hr. Verf. hat mit Fleifs und Geschicklichkei Mögliche geleistet, zumal wenn man bedenkt, da Vollendung eines solchen Buches nicht lange au warten lassen darf. Folgende Auflagen werden eine andere Gestalt gewinnen, namentlich in den Buchstaben; aber auch in dieser ersten ist so vie tes und Befriedigendes, dafs wir das Streben des Verfs. unbedingt anerkennen und seine Arbeit ei lungene nennen müssen. Die Rechtfertigung dieser spruches ist schwieriger, als wenn das Werk ein terbuch einer todten, abgeschlossenen Sprache wär

welchem es vorzüglich auf Sammlung, Sichtung und Anordnung des gesammten gegebenen Materials ankommt. Wir müssen unsere Ansicht begründen, und wählen dazu, ohne Rücksicht auf den Hrn. Verf., Beispiele in Wörtern, auf deren Begriffsbestimmung und Behandlung wir begierig waren und welche wir zuerst nachschlugen, als uns das Buch in die Hände kam; wir wollen uns nicht den Schein geben, als hätten wir es schon Zeile für Zeile studiert.

(Der Beschlufs folgt.)

XLVII.

Die Kindertaufe in der evangelischen Kirche aus dem Standpunkte der symbolischen Bücher, der heiligen Schrift und der menschlichen Vernunft. Von D. Lobegott **Lange**, *Prof. an der Universität zu Jena. Jena* 1834. 157 S. 8.

Um von diesem, weder in seiner Art, die christlichen Glaubenslehren zu behandeln, einzigen, noch über diesen Gegenstand ganz neue, aber glücklicherweise noch immer unerhörte Vorschläge machenden Buche, ein vollständiges Bild zu entwerfen, ist es am zweckmäfsigsten, zunächst die Hauptsätze desselben kurz, wo möglich mit den eigenen Worten des Hrn. Vf. zusammenzustellen, und das Weitere hernach daran zu knüpfen. Das Ganze zerfällt in 4 Abschnitte. Der erste handelt „über die Kindertaufe nach dem Standpunkte unserer symbolischen Bücher" und sucht den Widerspruch, in welchem die symbolischen Bücher mit sich selbst in dieser Beziehung stehen, zu erweisen. Die Resultate sind diese. Nach den symbolischen Büchern, heifst es S. 12, seien 1) die Sacramente nicht blofs als *notae professionis inter homines*, sondern vielmehr als *signa et testimonia voluntatis Dei erga nos* eingesetzt, damit durch dieselben der Glaube erweckt und befestigt werde in denen, welche daran Theil nehmen; 2) um diesem Zwecke zu entsprechen, sei wesentlich nothwendig, im Glauben die Verheifsungen sich anzueignen, welche durch die Sacramente dargeboten werden; wo demnach 3) dieser Glaube nicht dazu komme, wo weder *fides* noch *bonus modus cordis* vorhanden sei, werde die ganze Feier zu einer unnützen Ceremonie, zu einem blofsen *opus operatum*. Hieraus folge, 1) dafs die Taufe, wenn sie wirksam sein solle, nothwendig den Glauben voraussetze, da es das Wasser nicht allein mache; dafs demnach 2) die Taufe ohne den Glauben dessen, der getauft wird, nichts nütze, ja ohne denselben keine wahre Taufe sein könne, und 3) dafs eine Taufe ohne den Glauben uns durchaus keinen Anspruch auf die Erlangung der Seligkeit gebe. Da aber bei der Kindertaufe diese Bedingungen von Seiten der Kinder hinwegfallen, so könne sie für ein wahres gültiges Sacrament im Geiste der evangelischen Kirche nicht gelten, sondern müsse für ein blofses *opus operatum* angesehen werden, weshalb unsere Kirche, um sich aus ihrem Selbstwiderspruch herauszuwickeln, entweder die Kindertaufe oder die Grundlehre vom Nutzen und Gebrauch der Sacramente, so wie den Begriff vom alleinseligmachenden Glauben, aufgeben müsse, von welchen beiden doch das erste rathsamer sei. Der 2te Abschnitt handelt von der Kindertaufe im Lichte der Vernunft und Schrift, und will den Widerspruch der Lehre von der Kindertaufe in den symbolischen Büchern, mit der Schriftlehre beweisen und darthun, wie sehr sie den schriftgemäfsen Begriff, Zweck und Bedeutsamkeit des Sacraments der Taufe von Grund aus aufhebe. Dazu gehöre Glaube und Ueberzeugung, mithin Erkenntnifs und Unterricht im Evangelium, ferner Verpflichtung zu einem den Lehren des Christenthums und dem Beispiele Jesu entsprechenden sittlichen Wandel und drittens Würdigmachung zu der ihnen verheifsenen göttlichen Gnade und ewigen Seligkeit, Zwecke, von denen ein Kind von einigen Tagen oder Wochen nicht den mindesten Begriff haben könne. Der 3te Abschnitt giebt besondere Gründe an, welche in unserer Zeit eine Vorbereitung zur Abstellung der Kindertaufe wünschen lassen. Dahin gehört der hohe Standpunkt unserer evangelischen Kirche, welcher es geeignet mache, dafs sie sich als *wahre evangelische Kirche*, allein im Geiste des reinen biblischen Evangeliums ausbilde und in einem wahrhaft christlichen Leben darstelle, wozu die Abstellung der Kindertaufe eine wesentliche Bedingung sei. Ein gründlicherer Unterricht in der Religion, welche bei so Wenigen die Sache reger und lebendiger Ueberzeugung sei, und dessen Mangel zu einem zügellosen Indifferentismus auf der einen, zu einem ausartenden Mysticismus auf der andern Seite so häufig führe, würde, wenn er der Taufe in reiferen Jahren voranginge, eine gröfsere Kenntnifs der christlichen Religionswahrheiten, einen reineren sittlichen Wandel, ein regeres kirchliches Leben, die Möglichkeit einer gröfseren Wirksamkeit der Geistlichen durch eine wahrhafte Seelsorge, eine würdigere Bedeutsamkeit des geistlichen Standes überhaupt und mit dem Allen die Aufhebung des Indifferentismus und Mysticismus bewirken. Der Taufact müfste dann aber natürlich noch später hinaufgeschoben werden als in die Zeit, wo die Confirmation gewöhnlich geschieht, indem Kinder von 13 und 14 Jahren doch noch nicht im Stande sein könnten, gerade in den wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens zu einer festen, lebendigen Ueberzeugung zu gelangen. Abschnitt 4. endlich soll die Gründe widerlegen, durch welche man die Beibehaltung der Kindertaufe zu rechtfertigen pflege.

Es ist zu verwundern, dafs von diesem Standpunkte des gemeinen Menschenverstandes aus, nicht auch so weit gegangen wird, ein Institut wie die Taufe überhaupt für zweck- und sinnlos zu erklären, da sie es doch als Kindertaufe sein soll, welche der Begriff der Taufe selbst ist. Doch so weit geht Herr Lange noch nicht; er giebt nicht nur die Nothwendigkeit symbolischer Handlungen in der Religion im Allgemeinen zu, sondern er spricht selbst von der Vollkommenheit, mit der die symbolische Taufhandlung der Idee entspricht, welche sie darstellen soll. Es ist nicht die Taufe, die er abschaffen will, sondern die Kindertaufe nur. Die Hauptschwierigkeit macht ihm der Umstand, dafs das Kind, an welchem die Handlung vollzogen wird, den Endzweck derselben und ihre Bedeutung noch nicht zu erkennen vermag, auch den Anforderungen, die vernünftigerweise an dasselbe gemacht werden müfsten, nicht genügen könne, weil es, seiner selbst nicht bewufst, auch die

Bedeutung des Symbolischen nicht erfassen könne und von der Feier selbst gar nicht innerlich ergriffen würde. Wir halten uns nicht für berufen, die sechs Gründe, welche der Vf. im letzten Abschnitt aus Bretschneiders Dogmatik für die Kindertaufe gezogen und auf seine Weise zurückweist, in Schutz zu nehmen, weil durch ihren Fall die Kindertaufe selbst noch lange nicht fällt; auch kann hier der Ort nicht sein, die symbolischen Bücher gegen seine Verunglimpfungen zu rechtfertigen, noch die Lehre von der Erbsünde gegen ihn zu retten; wir wollen nur einige Gesichtspunkte aufstellen, unter welchen die Kindertaufe, auch ohne eine Bretschneidersche Dogmatik, als durchaus vernünftig erscheint. Die Kirche nämlich oder der Geist Gottes in ihr erklärt durch die Kindertaufe und diejenigen, welche sie verrichten und daran Theil nehmen, dafs die Mittel vorhanden seien, auch in diesem Subject die göttliche Erleuchtung anzufachen und das Leben in Christo zu beginnen. Die Taufhandlung soll nicht dies Mittel selbst sein, sondern nur das Zeichen der Anerkennung, dafs es selbst vorhanden sei. Sie setzt also nicht voraus, dafs der zu Taufende schon vernünftig und frei sei, sie erklärt nur, dafs er künftig zur Freiheit und Vernünftigkeit gelangen werde. Es ist hier ganz dasselbe, ob der Täufling seinen eigenen Glauben erklärt und die Einwilligung zu seiner Weihe giebt, oder ob an seiner Stelle die Kirche dasselbe thut; denn so wie im Voraus anzunehmen ist, dafs der Mensch, der an sich vernünftig ist, auch dereinst der Vernünftige werde, so kann man auch hoffen, der in der Taufe der Möglichkeit nach Glaubende werde es auch in der That werden. Man kann aber die Bestimmung des Kindes durch die Taufe zum Christen nicht vergleichen mit der Bestimmung eines Jeden zu einem bestimmten Lebensberuf, welchen dem neugebornen Kinde aufzuerlegen der Vf. für eben so unnütz und unvernünftig hält als die Taufe. Und doch wird der Mensch nicht um seine Einwilligung gefragt, welcher Familie, welcher Sprache, welchem Volke er angehören wolle: sollte man die Wahl des höchsten Gutes, der Religion, in seine Willkür stellen? Wie sehr täuscht sich aber der Verf. in der Vorspiegelung der Vortheile, welche ihm die Taufe der Erwachsenen verspricht. Abgesehen davon, dafs die Confirmation der Kirche gar so wenig Nutzen nicht stiftet, als der Vf. meint, so bedenkt er die unüberwindlichen Schwierigkeiten nicht, die einem Unterrichte in der Religion an gänzlich Erwachsene entgegenstehen. Denn ist ihm das 14te Jahr zu früh, so ist es auch wohl das 17te, 18te und nach Umständen ein noch höheres. Mit dem 20sten Lebensjahre aber ist bei weitem die Mehrzahl der Menschen schon zu weit in das bürgerliche Leben verflochten, um sich noch einem Unterricht in der christlichen Lehre mit Erfolg unterwerfen zu können. Ja Manche hätten wohl schon die Ehe angetreten, und sollten noch ungetauft sein! Wenn auch die Begüterten oder die Besseren (diese sehen sich aber ohnehin schon nach gründlicher Belehrung um) sich jeder Bedingung unterwürfen, wie stände es mit den Aermeren, wie mit den Böswilligen? Wie Viele würden sich dem Unterrichte wirklich zu entziehen suchen, ihm ungern beiwohnen, daher keine Fortschritte machen, folglich auch immer ihre Ansprüche auf die Vollziehung der Taufe von dem gewissenhaften Geistlichen zurückgewiesen sehen. Würden dann Manche nicht endlich doch getauft, auch ohne die rechte Erkenntnifs, so würde es ihnen zuletzt gleichgültig sein, auch ungetauft zu bleiben. Mit der Behauptung, dafs dann Indifferentismus und Mysticismus aufhören würden, kann es Hrn. Lange gar nicht Ernst gewesen sein, denn er wird doch wohl durch die Taufe der Erwachsenen nicht etwa alle Menschen einerlei Geistesrichtung unterwerfen, und alle und jede Verschiedenheit der geistigen Natur unseres Geschlechts aufheben wollen! So wenig als dadurch die verschiedenen theologischen Richtungen vereinigt werden würden, so wenig würde auch der verschiedene Einflufs von Theologen entgegengesetzter Richtungen auf die Gemüther gehemmt werden. Der einzige Vortheil dabei wäre nur die Bezweckung eines freilich mehr oder weniger vollkommenen Bewufstseins von der Bedeutung des Taufactes in dem Täufling. Da aber hiervon das Wesen der Taufe nicht abhängt, dieses vielmehr die Erklärung ist von dem Anfange der Erleuchtung im Täuflinge, so würde eine Taufe der Erwachsenen gänzlich aufhören eine Taufe zu sein und eine ganz andere Bedeutung haben. In dieser Beziehung war die Taufe der (erwachsenen) Heiden und Juden in der alten Kirche von der Kindertaufe wenig unterschieden; da ihr die Bufse, die Sinnesänderung vorherging, sie ist auch nicht mehr als der Anfang der Besserung und schliefst sich auch an das Unverdorbene, das Kindliche, Unschuldige im Menschen an. Die erwachsenen Täuflinge waren eben auch Anfänger im christlichen Glauben und Leben, die geistig Unmündigen, Kinder der Erkenntnifs nach. Diefs sprich sich deutlich aus in den bei der Taufe gebräuchlichen Zeichen der Unschuld: dafs die zu Taufenden weifse Kleider trugen, dafs ihnen als Neophiten Milch und Honig gereicht wurde u. dergl. Hierdurch bewogen, liefs die Kirche die Taufe bald auf die Kinder übergehen. Ist die Taufe das Zeichen dafür, dafs etwas seinen Anfang genommen habe, so ist es auch vernünftig das Zeichen dieses Anfanges der geistigen Geburt, der Wiedergeburt der leiblichen Geburt so nahe als möglich zu rücken; mit einem absolut Nothwendigen kann der Anfang nicht früh genug gemacht werden. Wird aber ohne Kindertaufe mit der Belehrung im christlichen Glauben angefangen und nach erlangter Erkenntnifs getauft, somit nach dem Anfange ein neuer Anfang gemacht, so war entweder jener Anfang (durch die Belehrung) kein wahrer Anfang d. h. gar kein Anfang und die Belehrung nutzlos, oder die Taufe hat dann ein ihr wesentliches Moment eingebüfst, welche ist die Erklärung Gottes durch die Kirche, dafs das Subject, welches leiblich zu leben angefangen hat, dafs dies Kind der Welt auch nun geistig zu leben begonnen habe, ein Mitglied des Reiches Gottes zu sein, und der Erleuchtung, die der Welt durch Gott in Christo geoffenbart ist, theilhaftig zu werden angefangen habe. Doch alle solche Gedanken werden bei dem Vf. nichts verfangen, der, wie gesagt, noch auf dem Standpunkte des gemeinen Menschenverstandes steht und in dieser Schrift nichts gesagt hat, was nicht viel besser bereits von den Socinianern des 16. Jahrhunderts gesagt worden wäre, ohne dafs die Kirche dadurch veranlafst worden wäre, davon Notiz zu nehmen.

№ 49.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Handwörterbuch der deutschen Sprache mit Hinsicht auf Rechtschreibung, Abstammung und Bildung, Biegung und Fügung der Wörter, so wie auf deren Sinnverwandtschaft, angelegt von Dr. J. C. A. Heyse, ausgeführt von Dr. K. W. L. Heyse.

(Schlufs.)

Wir vergleichen z. B. das Wort: „*Kunst* (von können; ahd. chunst, schwed. konst, poln. kunszt) überh. *das Können, die hervorbringende, gestaltende, ausübende Kraft und Fähigkeit des Menschen.*" — Diese Sprachform ist in ihrem heutigen Gebrauche schwer zu definiren, indem die alte, ursprüngliche Bedeutung sowohl in der allgemeinen Verwendung des Worts, als in vielen, besonders modificirten Redensarten und Sprichwörtern hervortritt, und daneben die heutige abstracte Bedeutung oft der sprichwörtlichen entgegensteht. Man gelangt zu einer Definition, wie die vorstehende des Hrn. Verfs. ist, nicht leicht. Die ahd. Wurzel *kunn-an*, sanskr. *dschan* oder *dschnâ*, lat. *gno*-sco, griech. γι-γνώ-σκω (vgl. Bopp's Vergl. Gr. I, 123) bedeutet durchaus: ein subjectives, geistiges Vermögen, ein Verstehen, scire, cognoscere; noch im mhd. heifst *ich kan:* ich verstehe. (Vgl. Benecke's Wörterb. z. Iwein S. 213). Dafs von dieser Wurzel die Form *kun-st* herkomme, ist klar; es ist nur die grofse Frage, was das auslautende — *st* zu bedeuten habe. Bopp Vergl. Gramm. I, S. 91 u. Grimm Gr. III, S. 515 folgd. halten das — *s* — für einen „unwesentlichen, eingeschobenen" Buchstaben. Wir haben uns nie davon überzeugen können. Betrachtet man die Menge der Wortbildungen auf — st und die feste Durchführung dieser Bildung; nimmt man an, was jetzt nicht mehr zweifelhaft sein möchte, dafs alle Wurzeln und die verschiedensten Wortformen der Comparation fähig seien; dafs die Comparation nichts weiter sei, als eine Demonstration nach verschiedenen Graden, und der sogenannte Superlativ eine Demonstration auf Eines im Gegensatz aller Andern und vor allen Andern derselben Gattung; überlegt man dabei die Form und die Bedeutung des adjectivischen und adverbialen Superlativs und eine gewisse Gleichheit in der Bedeutung aller Substantivbildungen auf — st: — so möchte sich kaum bezweifeln lassen, dafs *kun-st*, wie alle übrigen Bildungen dieser Art, eine Superlativform sei. Es möchte sich kaum ein allgemein überzeugender Grund auffinden lassen, welcher sonst die consequent durchgeführte, blofse Einschiebung des — s — rechtfertigte. Ist aber die — *st* — Form ein Superlativ, so läfst sich die Bedeutung derselben schwer mit Worten wiedergeben, da die Comparation nur die Bedeutung der Demonstration in sich trägt, und sich eher zeigen, als aussprechen läfst. Dennoch liefse sich annäherungsweise *kun-st* erklären durch: die höchste Potenz, *die höchste Fähigkeit des Verstehens* eines Gegenstandes in einem Individuum. Man vgl. übrigens die deutsche Form auf — st in Grimm's Gr. II, S. 198 folgdd., S. 367 folgdd., u. a. a. O. Der neuere abstracte Begriff entsteht durch die besondere Anwendung auf das Object dieses höchsten Könnens; als solcher wird betrachtet: die Natur oder die Geistesthätigkeiten als abstracta, als Ideen aufgefafst, abgesehen von ausgeprägten einzelnen Erscheinungen. — Und so scheint der Hr. Verf. den Begriff für ein populäres Wörterbuch treffend und genügend dargestellt zu haben, namentlich wenn er im Verfolg hinzufügt: „*die schönen Künste*, deren Aufgabe „die Gestaltung von Ideen in sinnliche Form ist." — Im folgenden Bande wird der Hr. Verf. wahrscheinlich die verwandten Begriffe feststellen, namentlich erläutern, dafs bis zum Ende des Mittelalters das Wort *list* die Stelle des Wortes *kunst* im abstracten Sinne vertrat; dafs *macht*, von *mugan* herkommend, *ein objectives Vermögen* bedeutet, u. s. w.

Betrachten wir andere Bildungen z. B. *gewehr* und

gewähr. Hier hat der Hr. Verf. im Allgemeinen: „*Ge-*„*wehr*, womit man sich *wehrt*, was zur *Abwehr* und „*Vertheidigung* dient;" und „*Gewähr* (von *wahr*, *be-*„*währen*), die Bewährung, *Verbürgung der Wahrheit* „einer Aussage; bes. Verbürgung oder Sicherstellung „des ungefährdeten Besitzes; — auch der ungestörte „*Besitz* einer Sache." — Man sieht, dafs der Hr. Verf. die *Bedeutung* dieser Wortfamilie richtig aufgefafst und klar wiedergegeben hat. Aber er hätte hier mehr historisch und etymologisch verfahren sollen; er hätte dabei, ohne Verletzung der Klarheit, mehr genügen können, zumal diese Wortfamilie genügend bearbeitet ist in Grimm's RA. 556 u. 602 und Homeyer's Reg. z. Sachsensp. S. 209 folgd. Wir können drei Wortstämme unterscheiden und auch für ein populäres Wörterbuch bearbeiten:

1) *Gewehr*, *wehr* (arma, munitio) z. B. *wehr* und waffen, sich zur *wehre* setzen, u. s. w.: vom goth. *varjan* (prohibere, defendere), ahd. *werjan*, mhd. *wern*, nhd. *wehren*. Daher mhd. er hat keine *were:* er darf sich nicht vertheidigen, er darf den Beweis nicht führen.

2) *Gewähr* (praestatio, cautio, warandatio): vom (goth. vairan?), ahd. *wërên* (? Grimm's RA. S. 603), mhd. *wërn*, nhd. *gewähren:* vertreten, beweisen, Gewährsmann sein.

3) *Gewehre* oder *wehre* (possessio) z. B. hofwehre: vom goth. *vasjan* (vestire), ahd. *warjan* oder *werjan* (vestire, investire, tradere), mhd. *wern;* daher: *a*) Einweisung in den Besitz; *b*) Besitz; *c*) Besitzung; *d*) Besitzrecht.

Die letztere Form unterscheidet sich durch die gothische Form und die Geschichte des Wortes deutlich von den beiden ersten; die beiden ersten unterscheiden sich wieder von einander durch den ë Vokal. Verwirrung ist in diese Wortfamilie durch die Gleichheit der drei Formen im Mittelhd. gekommen; in der mündlichen Rede und in den Volksdialekten unterscheiden sich sicher noch alle drei Wörter; und wenn man sie in der nhd. *Form* jetzt nicht mehr scheiden will, wie wir es gethan haben, so lassen sie sich doch in der Bedeutung noch scheiden.

So ungefähr, abgesehen von der ziemlich vollständigen Aufführung aller abgeleiteten Formen, hat der Hr. Verf. die Grundbegriffe behandelt. Die wenigen Ausstellungen, welche wir gemacht haben, sind aus dem Wunsche der Vollendung hervorgegangen.

Andere Wörter sind dagegen mit Sicherheit und Vollständigkeit behandelt, z. B. „*Hexe* (ahd. *hazis* „angs. *haegtis*, engl. *hag*, schwed. *hexa*, eine blutsau„gende Ohreule, unter welchem Bilde der Volksglaub„sich die Hexen dachte; vgl. das lat. strix, striga), ei„böse Zauberinn, die verderbliche Künste treibt." — „*Heute* (ahd. *hiutu*, *hiuete*, entst. durch Verkürzung vo„*hiu-tagu*, goth. *himmadaga*, vgl. *hier*, *heuer*, *heint*, u„s. w. und das lat. *hodie* = *hoc die*): an diesem, „gegenwärtigen Tage."

Obgleich das Wörterbuch durch seine Vollständigkeit an Redensarten befriedigt, so hätte doch hin u. wieder noch einzelnes Nothwendiges aufgenommen werden können, z. B. unter *gewand*, *gewandschneider* u. *gewandhaus* die jetzt auffallenden Formen *wand*, *wandschneider*, *wandhaus*, welche in Niederdeutschland in einzelnen Gegenden noch lebendig sind und deren Erklärung mancher suchen möchte.

Soll das Wörterbuch auch kein Real-Lexicon sein, so können doch unzählige Begriffe nur durch klare Erkenntnifs der *Realien* definirt werden. Am häufigsten hat der Hr. Verf. die Erklärung richtig getroffen, z. B. „*Halm:* der hohle Stengel der Gräser;" jedoch finden wir uns zuweilen nicht befriedigt, z. B. bei „*Hagel* „Benennung verschiedener rundlicher Körner, insbes. „die aus gefrornen Regentropfen bestehenden rundlichen „Eisstücke, welche aus der Luft fallen, auch Schlossen, „wenn sie gröfser als gewöhnlich sind." Hier scheidet die Natur und jetzt auch die Wissenschaft anders, indem gesondert werden: 1) *hagel: graupeln* = gefrorne Regentropfen, gewöhnlich im Winter fallend; 2) *hagel*, *schlossen* = Eisbildung durch Electricität, gewöhnlich im Sommer fallend. Ist in der Sprache auch einmal *hagel* der generelle Begriff, so hätte doch wenigstens der Begriff von *schlossen* als besondere Species anders definirt werden sollen.

Besondern Fleifs hat der Hr. Verf. auch auf die Volksdialekte verwandt, z. B. „*jucks:* 1) (verderbt aus „dem latein. jocus) landsch. gem. f. Scherz, Spafs, Pos„sen. 2) niedd. gem. f. Schmutz." So ist der Gebrauch beider Bedeutungen genau im Niederdeutschen. Wir bemerken dabei zu 1) goth. *juks* (animositas) II Co. 12, 20 (Grimm's Gr. III, 488), und zu 2) Sanskr. *j*[illegible] (= *ill.* Wilk.).

Nur Definitionen, wie die von: „*Kufs*: ein sanfter „Druck der zusammengeprefsten und mit einem gewis„sen Schalle wieder geöffneten Lippen auf eines Ander

„Mund," u. s. w. können wir unter keiner Bedingung gelten lassen.

Doch wir brechen ab, um den Hrn. Verf. zu ermuthigen, auf der betretenen Bahn ohne Bangen fortzuschreiten. Des Volkes bedächtige, gründliche Bildung muſs uns eben so sehr am Herzen liegen, als die Belehrung der Gelehrten. Wir haben am Schlusse nur noch einen Wunsch. Das Sprachliche muſs in einem Wörterbuche vorherrschend sein; daher wünschen wir in der Zukunft mehr Wortgeschichte, noch mehr Geschichte der Aus- und Fortbildung der Begriffe; dabei wäre es gut, die Stellen bekannter und zugänglicher Werke anzugeben, wo die Geschichte eines Begriffs oder einer Wortfamilie vorzüglich gut gegeben ist, um zur Verbreitung und zum Gebrauch der Quellen und Quellenschriftsteller zu leiten. Das grade ist es, was die Gebildetern des Volkes wünschen. Dafür kann eine groſse Menge von Zusammensetzungen und Ableitungen gestrichen werden; dies ist übrigens vom Hrn. Verf. im Verlaufe des Werkes schon aus eigner Einsicht geschehen. Daher kommt unser Rath wohl zu spät.

G. C. F. Lisch, in Schwerin.

XLVIII.

Brandt und *Ratzeburg medizinische Zoologie oder getreue Darstellung und Beschreibung der Thiere, die in der Arzneimittellehre in Betracht kommen, in systematischer Folge herausgegeben. 2 Bände in 4to. 1ster Band mit 24 Kupfertafeln.* 1829. — *2ter Band mit 39 Kupfertafeln.* 1833. *Berlin in Commission bei Hirschwald.*

Ein Werk, welches, während es heftweise seit einer Reihe von Jahren erschien, sich des ungetheilten Beifalles der Sachkenner erfreuete, welches sich überdies schon durch stetes Beziehen späterer Schriftsteller auf die in ihm enthaltenen, sorgfältigen Untersuchungen einen klassischen Namen in hohem Grade erworben hat, möchte kaum noch einer weiteren Empfehlung in diesen Blättern bedürfen; höchstens nur der Anzeige, daſs es mit dem, zu Ende des vorigen Jahres erschienenen, zweiten Bande nun völlig abgeschlossen ist. Gleichwohl ist sein Einfluſs auf die Förderung der Wissenschaft und auf die Verbreitung zoologischer Kenntnisse zu groſs, als daſs es nicht diesen Blättern zum Vorwurfe gereichen möchte, wenn seiner in denselben nicht Erwähnung geschähe. Es leidet wohl keinen Zweifel, daſs die Zoologie nicht leicht auf irgend eine Weise mehr an sicherer Basis gewinnen kann, als durch Monographien, sowohl einzelner Familien und Gattungen, als auch insbesondere durch Monographien einzelner Arten aus verschiedenen Abtheilungen, wie letzteres bei dem hier in Rede stehenden Werke der Fall ist. Mit jedem Schritte, den man tiefer in die Betrachtung des Speciellen eingeht, erweitert sich die Anfangs eng begränzt scheinende Aufgabe, und mehr und mehr stellt sich das früher Uebersehene heraus. Wie sollte es auch anders sein, da gewöhnlich das ganze Streben der Bearbeiter entweder auf Unterscheidung des Aehnlichen, oder auf Erkennung des Allgemeinen in dem Verschiedenartigen gerichtet ist! In beiden Fällen wird die einzelne Art nur einer, wenn nicht flüchtigen, doch minder ins Einzelne eingehenden Betrachtung unterworfen. Nicht so, wenn sie für sich allein zum Gegenstande sorgfältiger Bearbeitung gewählt, wenn sie nach ihrem gesammten inneren und äuſseren Baue geschildert, in ihrer Lebensweise beobachtet wird, und wenn man Jahre lang auf alles Acht hat, was über diesen Gegenstand in den Werken früherer und neuerer Zeit sich gelegentlich vorfindet. Daſs ein Unternehmen der Art, wenn es mehrere Jahre hindurch, zwei Männer von Talent beschäftigt, nur zu gründlichen und höchst befriedigenden Resultaten führen konnte und muſste, lieſs sich erwarten. Monographien finden indessen heutiges Tages ein zu kleines Publikum, als daſs sie, bei mäſsigem Preise, die Kosten, welche die Anfertigung der nöthigen Kupfer verlangen, decken können, oder es wird, wenn dies erreicht werden soll, ihr Preis zu hoch und läſst nur Wenige in ihren Besitz gelangen. Es war daher ein höchst glücklicher Gedanke der Verf., daſs sie sich die wenigen, dem jetzigen Arzneischatze anheim fallenden Thiere zum Gegenstande monographischer Bearbeitungen wählten. Dadurch, daſs sie dieses Werk sich an Hayne's Darstellung und Beschreibung der Arzneipflanzen anschlieſsen lieſsen, gewannen sie demselben gleich bei seinem Erscheinen weniger in den Aerzten, als in den nach wissenschaftlicher Ausbildung strebenden Pharmazeuten ein gröſseres Publikum, welches neben der geringen Zahl kaufender Naturforscher nicht nur dem Werke sein Bestehen sicherte, sondern wodurch es auch trotz der Menge der ausgezeichneten Originalabbildun-

gen möglich wurde, den Preis so beispiellos billig zu machen. Wenn nun auch nicht ganz in Abrede gestellt werden kann, dafs jener Theil des Publikums in dem Werke Vieles erhält, was er für seinen nächsten Zweck nicht gebrauchen kann, so empfängt er dafür auch das, was ihm zu wissen wünschenswerth und nützlich ist, in einer Umständlichkeit und Gründlichkeit, wie es ihm sonst nirgends geboten wird. — Was weiter die Anlage des Werkes betrifft, so wurden die einzelnen Monographien systematisch geordnet, und um den Laien eine Einsicht in die neuere Zoologie zu verschaffen, und ihm zugleich einen Begriff von dem Verhältnisse zu geben, in welchem die officinellen Arten zum gesammten Thierreiche oder dessen einzelnen Abtheilungen stehen, wurden die Charactere der einzelnen Klassen, Ordnungen und Familien, zu welchen sie gehören, vorangeschickt. Es scheint auch, als hätten die Verfasser nebenbei den Plan gehabt, von möglichst vielen Abtheilungen des Thierreichs einzelne Thierarten gleichsam als Repräsentanten ihrer Abtheilung abzuhandeln, und so durch ihr Werk über die Organisation fast aller Thierklassen Licht zu verbreiten. Nur hieraus wird es sich genügend erklären, warum manche Thiere in den Arzneischatz gezogen werden, die in medizinischer Hinsicht nur geringe Wichtigkeit haben. Offenbar hat aber hiedurch das Werk nur gewonnen, sowohl für die Zoologen und Zootomen, insbesondere für die unter ihnen, denen ihr Beruf Vorträge über ihre Wissenschaften zu halten auferlegt, als auch für den, welcher sich mit Hülfe desselben in die Zoologie einzuführen gedenkt. Erstere erhalten in dem Werke, besonders für die untern Thierklassen, einen wahren Schatz anatomischer Monographien und Abbildungen, die sie für den Typus der Klasse mit dem erfolgreichsten Nutzen verwenden können; während der Anfänger zum Selbststudium der Anatomie dieser Thierklassen kaum ein anderes Werk geeigneter finden möchte, indem es mit Ausnahme weniger Klassen Repräsentanten von sämmtlichen Haupttheilungen darbietet, deren äufsere und innere Körperbildung dann mit solcher Umständlichkeit und Genauigkeit geschildert ist, dafs kaum etwas zu wünschen übrig bleibt. Wie Hayne's Abbildungen der Arzneipflanzen neben ihrem eigentlichen Zwecke noch dem Anfänger den grofsen Nutzen darbieten, dafs er sich durch sie in die beschreibende Botanik am leichtesten einführen kann, so möchte Referent auch dieses Werk als ein Haupthülfsmittel denen empfehlen, welche sich von der Verschiedenheit der Organisation in den verschiedenen Thierklassen eine zur weitern Orientirung erspriefslich Einsicht verschaffen wollen. Noch mehr würde es sich freilich hierzu eignen, wenn die Verf. auch von den Rückgratsthieren die inneren Organe mehr bildlich dargestellt und beschrieben hätten; so wie sie ihren Zweck durch Charakteristik der betreffenden Familien, Ordnungen und Klassen in die systematische Zoologie einzuführen, vollständiger erreicht haben würden, wenn sie statt in abgebrochenen Sätzen einzelne, kein lebendiges Bild der Klasse und Ordnung gewährende Charaktere vorauszuschicken, in gedrängter Kürze eine allgemeine Schilderung von den anatomisch-physiologischen Eigenschaften der Klasse und Ordnung in gebundener Rede gegeben hätten, was den Umfang des Werkes nur um wenige Bogen vermehrt haben würde. Auf diese Weise würden die Eigenthümlichkeiten der hier in Betracht kommenden Thiere schärfer als solche hervortreten, und der Anfänger weniger Gefahr laufen, diese für Allgemeinheiten der Klasse aufzunehmen.

Doch es möchte unbescheiden sein, weitere Wünsche da zu hegen, wo so Vieles geboten wird, was die dankbarste Anerkennung verdient, und so will sich Ref. auch deren nicht schuldig machen, sondern nur noch in gedrängtester Kürze dessen erwähnen, was die Wissenschaft diesem trefflichen Buche verdankt, wobei er sich freilich nur auf das Wichtigste beschränken kann; denn das Einzelne nur einigermafsen aufzuzählen, würde ihn die Gränzen dieser Anzeige weit überschreiten lassen.

Dafs die Verf. die einzelnen, in der Arzneikunde in Betracht kommenden Thierformen mit einer erschöpfenden Sorgfalt behandelt haben, ist wohl schon dadurch hinreichend ausgesprochen, dafs Ref. die einzelnen Artikel als Monographien charakterisirt hat, welchen Namen sie im strengsten Verstande des Wortes verdienen; denn nichts ist vernachlässigt, was nur irgend von einer Monographie mit Billigkeit verlangt werden kann. Das unter fleifsigen Händen zu einer grofsen Masse angewachsene Material jeder dieser Monographien ist unter schickliche Abschnitte geordnet, und dadurch auch dem, welcher sich über einzelne Punkte in der Naturgeschichte eines dieser Thiere belehren will, das Nachschlagen ungemein erleichtert.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 50.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Brandt und Ratzeburg medizinische Zoologie oder getreue Darstellung und Beschreibung der Thiere, die in der Arzneimittellehre in Betracht kommen, in systematischer Folge herausgegeben.

(Fortsetzung.)

Nach der vielleicht etwas zu viel Literatur enthaltenden Synonymie — (die Hand- und Lehrbücher, so wie manche andre nichts Wesentliches bietenden Werke hätten wohl ohne Nachtheil wegbleiben können) folgt der specifische Charakter, dann eine überaus umständliche Beschreibung des äufseren Körperbaues, dann das Wichtigste über die Anatomie, die Lebensweise, geographische Verbreitung, öconomische und medizinische Benutzung nebst Angabe der pharmacologischen Eigenschaften des von jedem der Thiere zu gewinnenden Stoffes. Der erste Band enthält Säugethiere, Vögel und Amphibien nebst 24 dazu gehörigen Kupfertafeln. Die darin behandelten Säugthiere sind folgende: von Raubthieren die *Zibethkatzen*, Viverra Zibetha (die asiatische) und V. Civetta (die afrikanische); aus der Ordnung der Nager: der *Biber* (Castor fiber); unter den Wiederkäuern: das *Elen* (Cervus Alce), der *Edelhirsch* (C. Elaphus), das *Moschusthier* (Moschus moschiferus), der *Büffel* (Bos bubalus), das *Rind* (Bos taurus), das *Schaf*; unter den Vielhufern; das *Schwein*; unter den Fischsäugthieren die Gattung der *Pottfische* (Physeter) und der *Wallfische* (Balaena). Die Bearbeitung der Zibeththiere bereichert die Wissenschaft mit einer schönen Anatomie des Drüsenapparates, dessen sorgfältige Abbildung gegeben wird. Die Monographie des Bibers ist gleichfalls durch eine sorgfältige Beschreibung der Geschlechtstheile und Drüsensäcke ausgezeichnet, die noch dazu durch Nachträge und eine Supplementtafel ergänzt wird. Auf eine bisher unbeachtete Verschiedenheit zwischen der Schwanzbeschuppung des europäischen und canadischen Bibers wird p. 15. not. neben andern Unterschieden aufmerksam gemacht, so dafs man vielleicht eine specifische Verschiedenheit beider annehmen könnte. In der Beschreibung sowohl der äufsern Theile, wie des Skelets dieser Thiere wünschte Ref. weniger Vergleichungen. Denn abgesehen davon, dafs Vergleichungen beim Leser die nicht immer zu erwartende Kenntnifs des Verglichenen voraussetzen, so geben sie auch oft einen schielenden, zuweilen gar einen ganz falschen Begriff, wie es z. B. der Fall ist, wenn hier die Zähne des Bibers mit denen des Haasen verglichen werden, da doch jener dentes complicati, dieser dentes lamellosi besitzt, auch überdem die Form beider in nichts zu vergleichen ist. Elen und Edelhirsch werden des Hirschhornes wegen abgehandelt. Hinsichtlich der geographischen Verbreitung des letzteren möchte sein Vorkommen in China, Siam, Persien, so wie in Guinea sehr in Zweifel gezogen werden müssen, da hier gewifs andere Arten von den Reisenden mit ihm verwechselt worden sind. Beim Moschusthiere wird von dem Absonderungsorgane des Moschus, dem Moschusbeutel, eine vortreffliche Beschreibung und Abbildung nach eigenen Untersuchungen gegeben, welche eine vollständige Einsicht in dessen früherhin immer nicht genügend bekannte Structur gestatten. Die Frage, ob das altaische Moschusthier vom tibetanischen specifisch verschieden sei, wie Eschscholtz behauptete, wird erst in den Nachträgen des zweiten Bandes, denen auch die Abbildung des altaischen Moschusthieres nach einem Exemplare des Petersburger Museums beigegeben ist, zur Sprache gebracht, aber unentschieden gelassen. Bei dem Hausschaafe werden nicht allein dessen zahlreiche Varietäten, sondern auch dessen muthmafsliche Stammarten (Ovis Argali und Musimon) abgehandelt. Von letzterer Art werden zwei Varietäten, die orientalische (nach einem Exemplare des Berliner Museums aus Cypern) und die der Inseln Corsika und Sardinien beschrie-

ben und abgebildet, welche mit vollem Rechte zwei eigene Arten bilden müssen, zu welcher Ansicht sich auch die Verf. hinneigen. Dagegen möchte Ref. den Verf. nicht beistimmen, wenn sie das Hausschaaf theils als eine nur im Culturzustande sich fortpflanzende Ausartung einer jener 3 Arten, theils als Bastard von beiden ansehen wollen. Jedenfalls mufs noch mindestens *eine* langschwänzige Stammart mit im Spiele gewesen sein; denn der Abstand zwischen der Schwanzwirbelzahl des Mouflon, welcher deren 12 besitzt, und dem Maximum ihrer Zahl beim Hausschaafe, 22, ist zu grofs, als dafs er nur dem Einflusse äufserer Umstände zugeschrieben werden könnte. Eher liefse sich ein Verkümmern als möglich denken, wenn umgekehrt die wilden Stammarten langschwänzig wären, so wie die Pferde in England selten mit der regelmäfsigen Schwanzwirbelzahl geboren werden, seit das Coupiren dort üblich ist, und wie bei der *fettsteifsigen* Varietät des Hausschaafes (ovis steatopygos Pall.) wirklich die letzten Schwanzwirbel, durch die abnorme Fettbildung absorbirt, verloren gegangen sind (Vgl. Pallas treffliche Notizen in den Spicil. Zool. XI. p. 68). Indien hat nach Hodgson's neuen Mittheilungen (Proceedings of the Zoological Societ. of London 1833. p. 105) 2 wilde Schaafe, das Ban-bhêra (wilde Schaaf), nach Hodgson eine Varietät von Ovis Ammon, und den Nayor oder Na'hoor, eine Varietät von Ovis Musimon, wahrscheinlich die von den Verf. als var. orientalis beschriebene und abgebildete, welche nach der übereinstimmenden Abbildung des Gehörnes bei Pallas (Spic. Zool. tab. V. f. 1.) von Gmelin auch in den persischen Gebirgen angetroffen wurde. Vielleicht also, dafs wir eine langschwänzige wilde Stammart dereinst aus Afrika zu erwarten haben, dem nur langschwänzige Raçen des Hausschaafes, der Adimain-Raçe angehörig, eigen zu sein scheinen. Wie sich indessen zu diesen die langschwänzigen asiatischen und europäischen Raçen verhalten, ob sie mit den afrikanischen gleiche oder eine verschiedene Abstammung haben, läfst sich bei dem viel verschlungenen Verkehre der Völker ohne historische Data kaum ermitteln. Nichts desto weniger ist das Supponiren mindestens *einer* langschwänzigen Stammart zur Erklärung der Abkunft der verschiedenen Raçen unerläfslich. Beiläufig kann noch bemerkt werden, dafs der *κόλος* des Strabo, welchen die Verf. auf den Argali beziehen, nicht dahin gehört, sondern vielmehr, wie schon Conr. Gefsner u. Pallas nachgewiesen, zur Antilope Saiga.

Wie hinsichtlich der Abstammung des Hausschaaf[es] so kann auch Ref. in der des Rindes den Verf. nic[ht] beipflichten, wenn sie noch dessen Ursprung von de[m] sogenannten Ur- oder Auerochsen (Bos urus) für mö[g]lich halten. Die völlig verschiedene Schädelbildung, di[e] verschiedene Insertion der Hörner, die gegenseitige Ab[]neigung, welche beide Arten gegen einander hege[n] sprechen zu sehr für ihre specifische Verschiedenhe[it]. Wenn dagegen aus den Stellen des Niebelungenlied[es] wie aus Stellen römischer Autoren hervorgeht, dafs [es] 2 Arten wilder Stiere in Deutschland gab, dafs nic[ht] der heutiges Tages Ur genannte Stier der wahre U[r] sondern der Wisent der Alten ist, wenn dieser unt[er] dem Namen Thur noch im 16. Jahrhunderte in Pol[en] neben dem Wisent (Bos urus L.) lebte, und die auf u[ns] gekommenen Abbildungen des Thures ganz die Form des Hausstieres erkennen lassen, wenn endlich dies[er] Thur, dem nur die fossilen rindsähnlichen Schädel d[es] aufgeschwemmten Landes angehört haben können, si[ch] nach Herberstain mit dem Hausrinde fruchtbar beg[at]tete, so mufs wohl die Ansicht, dafs der heutige Au[er]ochs oder der Wisent der Alten die Stammart des Ri[n]des sei, völlig aufgegeben werden. Der *Büffel* (B[os] bubalus), der neben dem Rinde abgehandelt wird, hät[te] kaum einer Erwähnung verdient. Die zu ihm citirte Schädelabbildungen von Pallas gehören nicht zum Bü[f]fel, sondern sind Auerochsenschädel. Mit besondere[m] Fleifse sind die hier in Betracht kommenden Cetacee[n] Physeter und Balaena, abgehandelt; was um so da[n]kenswerther ist, als gerade in diesen Gattungen d[ie] Kenntnifs der Arten sehr im Argen liegt. Die Balaen[a] rostrata möchte Ref. für ein Collectivum mehrerer, min[]destens zweier Arten halten, wie dies schon aus d[en] widersprechenden Angaben deutlich hervorgeht.

Aus der Klasse der Vögel wird nur die Naturg[e]schichte des *Huhnes* mit grofser Belesenheit äufse[rst] vollständig abgehandelt. Es folgt dann die Klasse d[er] Amphibien, welche eben keine bedeutende Bereicheru[ng] durch dieses Werk erhält. Aus der Ordnung der E[i]dechsen, die noch nach der älteren Begränzung geno[m]men ist, werden die *gemeine Eidechse* (Lacerta agili[s]) und der *offizinelle Stink* (Scincus officinalis) beschri[e]ben. Erstere hauptsächlich nach der Monographie v[on] Ferd. Schulze im Doubletten-Verzeichnisse des Berlin[er] Museums. Ihm folgen auch die Verf. darin, dafs [sie] Lacerta crocea Wolff nur als Varietät annehmen; i

ist diese so verschieden, dafs Wagler sich sogar
...sahe, ein eigenes Genus daraus zu machen
Gaumenzähne geben keinen Charakter der Gattung
man diese in dem Sinne der Verf. feststellt;
einigen z. B. der Lacerta crocea Wolff fehlen,
nicht zur Unterscheidung der Lacerten und Amei-
...en können, indem nach des Ref. Untersuchun-
von letzteren mehrere Genera Gaumenzähne be-
. Die Gallenblase fehlt der Lacerta agilis nicht,
den Verf. angegeben wird. Zur Verbreitung
Scincus officinalis kann bemerkt werden, dafs sich
nicht mit Bestimmtheit ausmitteln läfst, ob sich
officinelle Scink auch in Arabien findet. Dort
es nämlich eine sehr ähnliche Art, Scincus mec-
H. et E., die recht leicht von früheren Reisen-
mit ihm verwechselt werden konnte. — Aus der
...ung der Schlangen wird die gemeine *Viper* oder
...otter (Vipera Berus) mit vielem Fleifse abgehan-
namentlich ist die anatomische Beschreibung des
...parates sehr musterhaft. Hinsichtlich der geogra-
...en Verbreitung dieser Schlange möge die Bemer-
erlaubt sein, dafs das erwähnte, durch Chamisso
das Berliner Museum gekommene, Exemplar schwer-
aus Brasilien stammt. Wahrscheinlich ist damit
ähnliche Verwechselung vorgegangen, wie mit dem
...ber Chamissonis Hempr., der nach Chamisso's An-
aus Brasilien stammen sollte, von Meyen aber
...lich in der Hochebene von Chili gefunden wurde.
der Ordnung der Chelonier wird die Beschreibung
...baren *Seeschildkröte* (Chelonia Mydas) und der
...en *Flufsschildkröte* (Emys europaea) gegeben.
...rer darf nicht Emys lutaria als Synonym gezo-
...en, sondern ist eine durchaus verschiedene Art,
Wagler sogar generisch von Emys getrennt. Von
...artigen Amphibien werden nur Kröten, näm-
Bufo cinereus und Bufo variabilis abgehandelt. Die
...geheftete, hinten freie Zunge ist kein allgemei-
Charakter der ungeschwänzten Batrachier, da die
bei einigen wie Pipa, Xenopus ganz fehlt, und
...eren Gattungen mit ihrer ganzen Fläche ange-
und unbeweglich ist. Abgehandelt sind in die-
...sem Bande im Ganzen 29 Arten, von 26 die Ab-
...en geliefert.

(Der Beschlufs folgt.)

XLIX.

Die drei Perioden der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften, und: König Friedrich der Zweite als Geschichtschreiber. Zwei akademische Reden von Friedrich Wilken. Berlin, 1835. *Bei Duncker und Humblot.* 40 S. 8.

Von der Bedeutung, dem Werthe und der zweckmäfsigen Gestalt der akademischen Beredsamkeit ist in diesen Blättern schon früher, bei Gelegenheit einer trefflichen Rede Friedrichs von Roth, ausführlich gesprochen worden, und es wäre unnütz, das dort Gesagte zu wiederholen. Bei vorliegender kleinen Schrift dürfen wir uns um so mehr auf jenes Frühere beziehen, als die beiden hier mitgetheilten Vorträge den von uns dort genommenen Gesichtspunkten im vollsten Sinn entsprechen, und durch ihr ausgezeichnetes Beispiel unsre Andeutungen neuerdings bestätigen. Für den Kundigen verbürgt auch schon der Name des verehrten Hrn. Vfs. alle wesentlichen Eigenschaften, welche man von dem Redner gewärtigt, der als gründlicher Gelehrter und wissenschaftlicher Forscher einen Gegenstand des höchsten vaterländischen Interesse's erfafst, und diesen mit reifster Sachkenntnifs und klarer sowohl als gefälliger Behandlung für allgemeine Einsicht und Anregung darlegt.

Die erste der beiden Reden giebt eine gedrängte Uebersicht der wechselnden Gestaltung und Wirksamkeit der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, wobei der geschichtkundige Meister besonders auch in der freien Billigkeit zu erkennen ist, womit er das, was einer jeden Zeit gemäfs und in ihren Verhältnissen begründet ist, einsichtsvoll würdigt und gelten läfst, wenn auch für unsre Zeit längst andre und entgegengesetzte Forderungen eingetreten sind. Da diese Rede, so wie die folgende, eine eigentliche Festrede ist, so darf gleich hier für beide gemeinsam auch der würdigen Haltung gedacht werden, mit welcher das dem Anlasse Gebührende warm und eifrig geleistet, alles Ueberschwängliche dagegen vermieden worden.

Die zweite Rede ist durch ihren Gegenstand und Umfang die bedeutendere. Das Andenken Friedrichs des Grofsen lebt herrlich unter uns auf. Immer neue Strahlen beleuchten sein Bild, das immer schöner hervortritt, jemehr der Beschauer sich von dem Unächten und Zufälligen, das seinen Blick verwirren möchte, abwendet, und das Wahre und Wesentliche herauserkennt. Wir sind dahin gelangt, auf einer Stufe geistiger und politischer Entwicklung, die in den meisten Stücken zu der von Friedrich gekannten und gehegten einen entschiednen Gegensatz bildet, den hohen eigenthümlichen Werth dieser letztern vollkommen anzuerkennen, und wenn wir nicht läugnen dürfen, dafs das Gedeihen solcher freien Einsicht grofsentheils dem Geiste zu danken ist, welcher den König beseelte und von ihm ausging, so spricht die Anerkennung grade unsrer Zeit für denselben wohl das gröfste Lob aus, das einem Fürsten dieser Art gezollt werden kann.

Als Feldherr, als Gesetzgeber, als landesväterlicher Walter, hat Friedrich durch die Ereignisse und Beispiele, welche nach ihm die Weltbühne erfüllten, so wie durch die gründlichen Forschungen, die in neuster Zeit über seine Thaten und Wirksam-

keit von den Offizieren des Generalstabs, von Preufs und andern verdienten Männern angestellt worden, nur stets gewinnen müssen. Zweifelhafter durfte das Ergebnifs dünken, wenn es darauf ankam, sein unmittelbar geistiges Einwirken als Schriftsteller zu betrachten. Die Sprache, das gelehrte Wissen, die Ansprüche an Darstellung, haben unermefsliche Fortschritte gemacht. Zwar die Poesieen des Königs, offenbar nur als anmuthige Spiele zur eignen Geisteserfrischung gemeint und gegeben, können wir aufser Acht lassen, — wiewohl auch in ihnen viel Herrliches und Denkwürdiges für immer niedergelegt ist, — allein die geschichtlichen Arbeiten, welche wir von seiner Hand besitzen, haben einen zu wichtigen Zweck und sind durch Inhalt und Absicht zu bedeutend, als dafs es für die Beurtheilung Friedrichs gleichgültig sein könnte, welchen selbstständigen Werth wir ihnen beizumessen haben.

Hr. Geheimrath Wilken hat sich diese schöne Aufgabe gestellt, und betrachtet Friedrich den Grofsen als Geschichtschreiber. Wie andre Zweige unsrer Gelehrsamkeit und Litteratur hat auch die Geschichtschreibung in neueren Zeiten einen gewaltigen Aufschwung genommen, und bei vielem Grofsen und Dankenswerthen, das sie geleistet, ihre Ansprüche doch bei weitem höher gestellt, als sie selber solche bisher noch zu erfüllen im Stande war. Denn, wenn wir genauer zusehen und erwägen, so möchte, in Betreff der Darstellung, nur sehr wenig von den gerühmten Geschichtsarbeiten unsrer Zeit denen des achtzehnten Jahrhunderts unbedingt vorzuziehen sein. Gleichwohl haben Dünkel und Einbildung auch in diesem Kreise dem Hange nicht widerstanden, auf das Frühergeleistete, und namentlich auf die Geschichtbücher Friedrichs, mit vornehmer Geringschätzung herabzusehen, und manche Gelehrte wollten diese Werke nur als Versuche gelten lassen, die man einer andern als der Königlichen Hand kaum anrechnen würde. Johann von Müller sprach allerdings den hohen Werth aus, welchen diese Schriften an und für sich haben, und bestand besonders auch auf dem Bezuge, der hier den Schriftsteller und den König ganz unzertrennlich macht; allein Müller ist hinsichtlich des Königs immer in einer gewissen Zweideutigkeit befangen geblieben, die auch seinen gröfsten Lobsprüchen stets etwas Unheimliches läfst. Desto erwünschter vernehmen wir endlich den anerkannten Mann vom Fach, den gründlichen Geschichtsgelehrten, der selber das Schätzbarste geleistet, mit freiem unbefangenen Urtheil das Verdienst Friedrichs auf diesem Gebiet hervorheben und mit Sicherheit aussprechen.

Der Hr. Vf. zeigt, wie der König auch als Geschichtschreiber seinen hohen Königlichen Standpunkt nicht verläugnet, dafs ihm die Wahrheit das Erste und Höchste gewesen, dafs er nicht seinen Ruhm oder seine Rechtfertigung zur Absicht gehabt, sondern die Ehre des Vaterlandes, das Denkmal seiner Kampfgenossen, die Belehrung seines Volks. Wie Friedrich von dem Gefühle der Pflichterfüllung durchdrungen und beseelt gewesen, tritt uns auch hier wieder lebhaft vor Augen, und geistreich wird mit dieser Gesinnung „das so oft gemifsbrauchte gro[...] Wort des Königs" verknüpft und aus ihr erklärt: „dafs der Fü[...] der erste Diener des Staates sei". Seine Geschichtschreibu[...] ging aus derselben Ansicht hervor, die ihm den Anti-Machiav[...] eingegeben hatte, von welchem Buche hier sehr treffend b[...] merkt wird, dafs es keinen eingebildeten Feind bekämpft, [...] dern dafs die Grundsätze, denen es entgegen tritt, doch [...] lich in Machiavelli's Buche vom Fürsten, gleichviel in welche[...] Sinne, ausgesprochen dastehen, und nur durch Mühe und Ku[...] der Inhalt und die Einkleidung auf eine für Machiavelli ehre[...] volle Art sich deuten lassen.

Ueber das Verfahren Friedrichs in Betreff der Quellen, [...] er bei seinen Geschichtbüchern benutzt hat, und über sein k[...] tisches Eindringen in den Zusammenhang der Ereignisse und [...] stände, die er schildert, wird das Erforderliche sehr zu sein[...] Lobe gesagt. Wenn ihm in Einzelheiten hin und wieder [...] Unrichtigkeit nachgewiesen, irgend ein Mangel gerügt wer[...] kann, so ist unser Hr. Vf. so freisinnig, darauf keinen zu [...] fsen Werth zu legen. In der That ist zu solchen Rügen [...] Königs Schriften seltner Gelegenheit, als man gewöhnlich gla[...] und er selbst pflegt strenger und gewissenhafter in seinen [...] gaben zu sein, als mancher sogenannte gelehrte Geschich[...] schreiber, dessen ganzer Stolz und ganzes Verdienst in [...] licher Genauigkeit besteht, und wenn man ihm diese absprech[...] mufs, durchaus zusammenfällt! In Friedrichs Geschichtbüche[...] wird mit Recht als die Hauptsache gepriesen, dafs der Au[...] in der Mitte der Begebenheiten gestanden, als Feldherr [...] Staatslenker auch die in der Zeit entfernten Ereignisse sch[...] einzusehen und richtig zu beurtheilen wufste, und überhaup[...] durch Stellung und Geist die gröfsten Vorzüge vereinigte, d[...] jemals einem Geschichtschreiber zu Theil werden können.

Es kann nicht verhehlt werden, dafs die Darstellung d[...] Königs, zwar immer lebhaft und kernig, doch in Ton und Au[...] druck ungleich ist. Ein hoher edler Flufs der Rede ist bei ih[...] oft durch beifsende Scherze, durch flüchtige Wendungen unte[...] brochen. Es ist ein König, der schreibt, nach Trieb und Laun[...] der im Schreiben zugleich sich selber giebt und geben da[...] nicht ein Schriftsteller, der sich ängstlich einer Regel fügt, [...] sich selbst verläugnen oder in angenommener Haltung zeig[...] mufs. Doch darf der König nichtsdestoweniger auch durch S[...] und Vortrag, im Ganzen betrachtet, noch immer den best[...] Geschichtschreibern nicht blofs seiner Zeit, sondern aller Zeit[...] beigezählt werden, und in einzelnen Schilderungen verdient [...] wie hier mit Recht behauptet wird, den gröfsten Meistern d[...] Alterthums, einem Thukydides und Polybios, einem Sallusti[...] und Tacitus, ehrenvoll zur Seite zu stehen. Wir danken [...] serm Hrn. Vf., dafs er diese gerechte Anerkennung auszusprech[...] sich nicht gescheut, die aus eines Andern Munde leicht [...] enthusiastische Vorliebe gelten könnte, aus dem seinen aber [...] als eine auf Kenntnifs und Einsicht gegründete Ueberzeugu[...] verbürgt. —

Varnhagen von Ense.

№ 51.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Brandt und Ratzeburg medizinische Zoologie oder getreue Darstellung und Beschreibung der Thiere, die in der Arzneimittellehre in Betracht kommen, in systematischer Folge herausgegeben.

(Schlufs.)

Der zweite Band beginnt mit einer höchst wichtigen Monographie der Störarten, welche besonders durch die am Schlusse des Bandes von Brandt gelieferten Nachträge einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat. In der Monographie und den Nachträgen werden 7 Arten dieser Gattung: der *Hausen* (Acipenser Huso), der A. Guldenstädtii, der *Stör* (A. Sturio), der *Sterlet* (A. ruthenus), der A. stellatus, A. schypa und eine neue Art A. Ratzeburgii Brandt. beschrieben, welche in den Nachträgen nach der Beschaffenheit ihrer Bärteln in 3 Abtheilungen gebracht werden. Aufser der im Texte selbst gegebenen Anatomie, ist eine allgemeine Anatomie der Gattung von Brandt in den Nachträgen geliefert, der anatomische Bemerkungen über die Besonderheiten der einzelnen Arten folgen. Aus der Abtheilung der Grätenfische werden der *Wels* (Silurus Glanis), die *Aesche* (Salmo Thymallus), der *Hering* (Clupea Harengus) und 4 Schellfischarten: *Kabliau* (Gadus Morrhua), *Dorsch* (G. callarias), *Köhler* (G. carbonarius) und *Quappe* (G. Lota) nach ihrem äufseren und inneren Baue und sonstigen Merkwürdigkeiten beschrieben. Aufser dem Wels, dessen Schwimmblase an der Wolga zu Hausenblase verarbeitet wird, und dem Heringe, dessen Hode (Milch) in Halsschwindsucht anempfohlen ist, die übrigen wegen des Fettes (wie Salmo thymallus) oder wegen des Leberthranes, der von ihnen gewonnen wird. Die Verf. folgen Faber in der Annahme, dafs Gadus virens L. nur das Junge von Gadus carbonarius sei; Nilsson im Prodromus Ichthyologiae Scandinavicae sieht diesen dagegen mit Recht als eine eigene Art an.

Es folgen nun die gegliederten Evertebraten, deren Bearbeitung die Wissenschaft, besonders von anatomischer Seite, mit den wichtigsten Entdeckungen bereichert hat. Aus der Klasse der Crustaceen werden der *Flufskrebs* und die *Asseln* bearbeitet. Die Anatomie des ersteren, obwohl oft genug vorgenommen, hat dennoch durch Brandt's sorgfältige Untersuchungen einige wesentliche Zusätze erhalten, namentlich in der genaueren Darstellung des Nervensystemes mit dem sich auf dem Magen verzweigenden Eingeweidenerven, in der Entdeckung eines jederseits am vordern Theile des Magens sitzenden, mit Flüssigkeit erfüllten Säckchens, dessen Zusammenhang mit dem Gehörorgane am Hummer genauer ermittelt zu werden verdiente, in der genaueren Darstellung der Bildung der Krebssteine, welche sich in eigenen Behältern (Taschen) des Magens bilden, durch deren Form die ihrige bestimmt wird u. s. w. Von den Asseln werden, weil sie unter dem Gesammtnamen Millepedes als Heilmittel angewandt sind, 3 Arten von Porcellio (P. scaber) nebst zwei neuen (P. dilatatus und pictus), Oniscus murarius und Armadillo officinarum und Armadillidium, eine neue von Brandt aufgestellte Gattung mit 2 Arten (A. commutatum und depressum), beschrieben, sämmtlich mit einer ausgezeichneten Gründlichkeit, wie man es nur, da Brandt sich mit einer Monographie dieser Thierformen beschäftigte, erwarten konnte. Die Anatomie der Asseln hat viel gewonnen durch die Entdeckung des mit einem knorpligen Gestelle versehenen, im Kopfstücke liegenden Magens, welcher dem eigentlichen Magen der Krebse entspricht, wodurch sich auch die richtige Deutung der Leber ergiebt, ferner durch genauere Darstellung des Nervensystemes, Entdeckung des Eingeweidenerven, der Hodenanhänge u. dergl. Die Deutung der Mundtheile scheint nicht völlig gelungen zu sein. Das von den Verf. als zweites Kieferpaar angesehene Stück ist schwerlich als ein besonderer Kiefer zu deuten; auch kann die sogenannte

Unterlippe nicht den beiden Kieferfufspaaren des Krebses, sondern nur mit dem, welches gewöhnlich das erste oder innerste genannt wird, verglichen werden, da hier das zweite und dritte Paar wahre Füfse sind.

Aus der Klasse der Arachniden folgen dann die *Kreuzspinnen* (Epeira diadema und calophylla), die *Hausspinne* (Tegenaria domestica) und eine von den Verf. neu entdeckte Art, T. scalaris, unter die Arzneithiere deshalb gerechnet, weil man ihr Gewebe gegen Wechselfieber und Krämpfe in Anwendung gebracht hat. Auch hier hat wieder die Anatomie dieser Klasse durch Brandt's Untersuchungen viel gewonnen. Der mit blinden Anhängen versehene Vormagen, ein gefäfsartig verzweigtes, wahrscheinlich harnbereitendes Organ, ein eigenthümliches Muskelsystem, dem die von Treviranus für Stigmate genommenen vertieften Punkte der Rückenseite, als Insertionspunkte schief von oben nach abwärts steigender Stränge, angehören, eine sorgfältige Darstellung des Spinnapparates, dessen bereitende Schlauchorgane complicirter sind, als man sie früher kannte, endlich der Anfang des Eingeweidenerven möchten vorzugsweise zu nennen sein.

Die Klasse der Insecten, zu welcher Brandt nur die Artikel Meloë und Lytta bearbeitete, hat besonders durch Ratzeburgs Bemühungen viele wichtige Bereicherungen erhalten. Auch die Ordnung der Myriapoden, welche hier, wie gewöhnlich, den Insecten zugezählt wird, hat ihren Repräsentanten in Glomeris marginata, welche, weil sie nach den Untersuchungen der Verf. einen Haupttheil der in Handel kommenden Millepedes ausmacht, hier schicklicher Weise berücksichtigt werden mufste. Aus der Ordnung der Coleopteren sind die *Maiwürmer* (Meloë) und der Pflasterkäfer (spanische Fliege, Lytta vesicatoria) nebst andern Arten der Gattungen Lytta (worunter eine neue Art L. violacea), Lyda und Mylabris, die wegen gleicher Eigenschaften zum Blasenziehen angewandt werden, und endlich mehrere Arten der *Marienkäfer* (Coccinella), weil man sie im frischen Zustande gegen Zahnschmerzen in Anwendung gebracht hat, von den Verf. beschrieben worden. Wie bei den früher abgehandelten Gliederthieren ist auch bei den Gattungen Lytta und Meloë die Anatomie mit einer seltenen Sorgfalt bearbeitet, und gewinnt um so mehr an physiologischem Interesse, als nicht nur das Nervensystem (auch hier wieder mit höchst genauer Darstellung des Eingeweide-Nervensystemes) und die übrige Anatomie des vollkommenen Insectes geliefert, sond[ern] auch die Anatomie der Larve vergleichend daneben [ge]stellt ist. Auch über die Lebensweise und Metam[or]phose beider wird manches Interessante nach eige[nen] Beobachtungen gegeben. — Die Gattung Coccinella [und] die folgenden, den Hymenopteren und Hemiptere[n] [an]gehörigen Insecten, die *Gallwespen* (Cynips), die *Am[eise]* (Formica), die *Biene* (Apis mellifica), die *Manne-Cic[ade]* (Tettigonia Orni), die *Schildläuse:* die *Cochenille* (C[occ]us Cacti), die *Kermes-Schildlaus* (C. ilicis), und [die] *Gummilack-Schildlaus* (C. lacca) sind allein von [Ratze]burg mit gleicher Gründlichkeit und Sorgfalt abgeh[an]delt, da inzwischen durch Brandt's Versetzung nach [Pe]tersburg das gemeinschaftliche Arbeiten unmöglich [ge]macht war. Als besonders ausgezeichnet möchten [hier] die Monographien der Gallwespen, der Biene und [der] Cocchenille hervorzuheben sein. Die Gattung der G[all]wespen wurde nicht allein mit 2 von Ratzeburg [neu] entdeckten Arten bereichert, sondern auch durch ei[ne] genaue Darstellung des gesammten Körperbaues in so[rg]fältigen Beschreibungen und Abbildungen, so wie du[rch] eigene Beobachtungen über das Larvenleben sowohl [der] abgehandelten Cynips-Arten, wie andrer gleichfalls [in] Pflanzengallen sich vorfindender Insectengattungen. D[ie] allein 4 Bogen füllende Monographie der Honigbien[e] liefert noch wichtigere Resultate, besonders hinsichtli[ch] des Baues der Zunge, in deren fleischigem Theile e[in] sie bis zur Spitze durchziehender Kanal entdeckt wurd[e], ferner der Darstellung des Nervensystemes, wo wied[er] besonders der Eingeweidenerv sehr sorgfältig bearbeit[et] ist, endlich in der Anatomie der Geschlechtsorgane d[er] Arbeitsbienen, wodurch die Schirach-Hubersche Lehr[e], dafs die Geschlechtslosen nur unvollkommene Weibch[en] seien, und unter günstigen Umständen sich zu fruchtb[a]ren Weibchen oder Königinnen ausbilden können, [ge]gen Treviranus Einwürfe neues Gewicht erhält. [Die] dieser Monographie beigegebene anatom. Tafel sche[int] uns sowohl der Zeichnung, wie hinsichtlich der Ausfü[h]rung im Kupferstich (von C. E. Weber) eine der g[e]lungensten des Werkes. Die Beschreibung der Coc[he]nille enthält manches Neue über die Structur der ei[n]zelnen Körpertheile nach eigenen, und P. F. Bouch[é's] Beobachtungen. Die Unterkiefer-Taster, welche Rat[ze]burg gegen Latreille's Angabe bei Tettigonia Orni g[e]funden haben will und auch abbildet, hat Burmeister b[ei] der sorgfältigsten Untersuchung nur als Muskelscho[...]

...nat. — Die Reihe der Gliederthiere schliefst die ...erst fleifsige Monographie des Blutegels (Sangui...) von Brandt. Sie enthält nicht nur eine höchst ...ne Zusammenstellung dessen, was bisher in der ...geschichte und Anatomie dieser Thiergattung ge... wurde, sondern auch in letzterer so viel des Neuen, ... alles Einzelne hier anzuführen, die Gränzen unse... Anzeige weit überschreiten würde. Allein 4 Tafeln ... 66 Seiten sind diesem Artikel gewidmet. Zwei Ta...geben nur die Anatomie nach eigenen Untersuchun... und Zeichnungen. Unter diesen sind besonders wich... die Darstellung des Gefäfssystemes in 3 Figuren, ... Nervensystemes nebst dem von Brandt entdeck... Eingeweidenerven-Systeme, ferner die Darstellung ... die Speiseröhre liegenden weifslichen, körnigen ... und des braunen Gewebes, welches am Nahrungs... liegt, beide nach mikroskopischen Untersuchun... nach welchen sich erstere als aus kleinen mit zu...mündenden Ausführungsgängen versehenen Drü...schen bestehend zeigte und für Speicheldrüsen er... wurde, letzteres aus unzähligen, vielfach ge...ten, in mehreren Ausführungsgängen mündenden ...bläschen besteht, und mithin ohne Zweifel als Leber ...nehmen ist.

Aus der Abtheilung der Weichthiere endlich sind *Dintenfische* (Sepia officinalis und elegans), die *Weg...schnecke* (Arion empiricorum), die *Weinbergsschnecke* (... pomatia) und die *Auster* (Ostrea edulis) in Un...suchung gezogen. Auch diese Artikel, sämmtlich von ... bearbeitet, geben manche Bereicherung zur Ana... der genannten Thierarten. Bei den Dintenfischen ... nicht nur die Structur der offizinellen Rücken... sorgfältig beschrieben, sondern auch die Structur ...tasche, in welcher sie sich bildet. Am hintern ... der untern Wand dieser Kapsel fanden sich kleine ...weise stehende, auch in der obern Wand ihrer Länge nach in Wellenlinien gehäufte Drüschen, ... der Verf. die Absonderung des die Schale bil... Secretes zuschreibt. Auch hier ist wieder grofse ... auf die Darstellung des Nervensystemes ge... welches nach des Verfs. Darstellung mehr von ... Polypus abweicht, als man nach Cuvier erwar...te. Auch hier wird wieder ein Eingeweide...system nachgewiesen, welches gerade entgegenge... dem der Gliederthiere, seine Hauptentwicklung auf ...bauchseite zeigt. In der Darstellung der Hirnnerven vermifst Ref. den Gehörnerven, wenn nicht etwa einer der nach Brandt an den Trichter gehenden Nerven der Gehörnerv ist. Das Gehörorgan ist sehr umständlich geschildert; auch glaubt der Verf. eine nur mit Haut verschlossene Stelle in der über den beiden Gehörorganen befindlichen Grube des Kopfknorpels als Trommelfell ansprechen zu können. Bei der Weinbergsschnecke nimmt Brandt mit Prevost, dessen Abhandlung ihm erst später zukam, das Organ, welches Cuvier und nach ihm Andere für den Hoden erklärten, als Eierstock, und umgekehrt das Organ, welches Cuvier für den Eierstock hielt, als Hoden; eine Deutung, die nach den angeführten Gründen der früheren vorzuziehen ist. Gegen des Verfs. Darstellung vom Verlaufe des vas deferens und der Bildung der Ruthe hat sich J. Müller im Jahresberichte des laufenden Jahrganges seines Archivs erklärt. In der Monographie der Auster, mit welcher das Werk schliefst, finden wir wieder eine höchst sorgfältige Anatomie des Nervensystemes, wie wir sie bisher von keinem Acephalum besitzen, aufserdem die Beschreibung eines eigenthümlichen drüsigen Organes, welches der Verf. für einen Hoden zu nehmen geneigt ist. Die Controverse über die Mündung des Eierstockes, ob derselbe, wie Home sagt, in einem den Darm umgebenden, zwischen den Lippen des Mundes sich öffnenden Eierleiter seinen Ausweg hat, oder nach v. Bär, in gröfserer Uebereinstimmung mit dem Baue anderer Bivalven, in mehreren feinen, in der Wandung des äufseren Kiemenganges sichtbaren Löchern, ist leider nicht zur Entscheidung gebracht, da der Verf. die Abhandlung des letztern (in Meckels Archiv 1830) unberücksichtigt gelassen hat, und selbst den Eierstock im hintern Theile des Thieres in der Gegend der Kloake münden läfst. Auch scheint der Verf. den nach v. Bär vorhandenen, aber sehr kleinen Fufs der Auster übersehen zu haben, da er in seiner sonst sehr genauen Beschreibung des Thieres ihn nicht erwähnt. — Abgehandelt sind in diesem zweiten Bande im Ganzen 74 Thierarten. Unter den Nachträgen zu beiden Bänden ist noch der letzte über die *Wurzelcochenille Armeniens* beachtenswerth. Brandt stellt hierin das sie liefernde Thier mit der polnischen in eine Gattung, welche er Porphyrophora nennt. Die fufslosen Larven dieser Gattung leben in blasenförmigen Auswüchsen am absteigenden Stocke der Gewächse, die der armenischen Art, P. Hamelii: Br., am absteigenden Stocke von Poa (Aeluropus)

pungens, die der anderen, P. Frischii, an Scleranthus perennis.

Dem Werke ist ein ausführliches Register über die darin vorkommenden Namen aus 8 Sprachen beigegeben, wodurch seine Nützlichkeit in hohem Grade gewinnt. Schliefslich kann von den Abbildungen, die sämmtlich, mit wenigen Ausnahmen, nach der Natur, und zwar von den geschicktesten Künstlern gezeichnet, mit der gröfsten Sorgfalt in Kupfer gestochen und mit grofser Sauberkeit colorirt sind, bemerkt werden, dafs sie zu den gelungensten gehören, welche heutiges Tages in den beschreibenden naturhistorischen Werken geliefert wurden. Bei diesen grofsen Vorzügen, mit welchen dies Werk, bis jetzt das einzige in seiner Art, ausgestattet ist, läfst sich nur erwarten, dafs es einen immer gröfseren Eingang in den Kreis von Lesern finden wird, für deren Nutzen es seine thätigen Verfasser bestimmten.

Wiegmann.

L.

Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert. Erlangen, 1834. *Heyder*. 436 *S. gr*. 8.

Friedrich Rückert gehört nicht nur ohne Frage zu den vorzüglichsten Dichtern unserer Zeit, sondern er schliefst sich würdig den ersten Lyrikern aller Zeiten an. Wenn im Ganzen und Allgemeinen ihm bis jetzt nur noch die erstere Anerkenntnifs, aber nicht auch die zweite geworden ist, so liegt hievon der Grund darin, dafs er wie jeder wahrhaft grofse Dichter, in einer gewissen Beziehung, und zwar in der, welche den eigentlichen innersten Mittelpunkt seines Dichterstrebens ausmacht, seiner Zeit voraneilte, dafs die Zeit, obgleich mit den Bildungsmitteln, seine Kunst im Einzelnen zu verstehen und zu würdigen, reichlich, ja vielleicht nur allzureichlich ausgerüstet, — nämlich so reichlich, dafs dadurch die Ueberraschung, die dem ersten Eindrucke eines Dichterwerkes so günstig ist, verloren ging, — doch sein Ganzes, den tieferliegenden Kern seiner Dichterindividualität zu fassen bisher noch nicht gereift war. Fast allgemein wird Rückert als ein zwar geistvoller und in staunenswerthem Grade gewandter Kunstdichter, aber doch als ein solcher betrachtet, dem es mit der P vielmehr Spiel als Ernst sei. Er steht zur Gege ungefähr in demselben Verhältnifs, in welchem G zu der Zeit stand, als er aufhörte, mit den Leiden ten seiner Mitwelt zu sympathisiren, als er den ei nen Weg einschlug, der zu einer gediegenen id Bildung führt, als er die Iphigenie, den Tasso, den ster dichtete. Man blicke in jene Zeit zurück u lehre sich, wie schwer es dem damaligen Publicum zum Theil auch noch einem späteren anging, in Dichtungen noch etwas anderes, als nur ein Spiel Kraftübung des gewaltigsten Dichtergeistes zu sich zu überzeugen, dafs der Ernst der Goethe Poesie anders war, als in einer Werther'schen L verzweiflung, oder in einem Berliching'schen R trotze zu suchen sei. Bei Rückert war ein äh Mifsverständnifs seiner eigentlichen Tendenz um se ter möglich, als die eigenthümliche Natur seines T und der Charakter der Dichtart, der dieses Tale schliefslich gewidmet ist, es mit sich bringt, d eigentliche Ernst seines Strebens nur selten unm an seinen Dichtungen, an der bei weitem gr Masse derselben nur mittelbar, durch leisere u borgenere Züge, durch ihre Farbe und Haltung i fsen und Allgemeinen und durch die gegenseitig züge der einzelnen Dichtungen auf einander (wa Wenigsten aufzumerken gewohnt sind) sich aus kann. Dennoch ist es ein Mifsverständnifs, und sen allmähliger Beseitigung an unserm Theile wirken, ist der Zweck des gegenwärtigen Aufsat

Fassen wir die Stellung, in welcher Rückert serer Zeit steht, etwas näher ins Auge, so bie zur Erklärung jenes obwaltenden Mifsverhältnis gender Gesichtspunkt dar. So verbreitet man teresse, die lebendige, gemüthliche Theilnahme sie, und zwar an ächter, wahrer Poesie, und sonders an lyrischer, in Deutschland jetzt findet dasselbe doch, in Folge der geschichtlichen E lung unserer Literatur eine sehr bestimmt aus Richtung genommen, eine solche, die von de Richtung, welche Rückert verfolgt, durchaus

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Gesammelte Gedichte von Friedrich **Rückert**. *Erlangen*, 1834.

(Fortsetzung).

Dessen zwar, dafs noch ein beträchtlicher Theil der Nation in demjenigen Geschmacke der Lyrik befangen sein mag, der in dem aufserordentlichen, wenn gleich nicht ächt dichterisch zu nennenden Talente Schillers seine glänzendste Autorität erhalten hat, ein Geschmack, in welchem unstreitig wohl der Genius einer edel empfindsamen und idealen Schwunges vollen Redekunst vor dem Genius der eigentlichen Dichtkunst vorwaltet, wollen wir hier nur vorübergehend gedenken. Aber die eigentlich Herrschenden auf dem Gebiete deutscher Lyrik sind jetzt offenbar diese drei: Goethe, Uhland und Heinrich Heine; und so verschieden diese Dichter auch sonst unter einander sein mögen, so hat sich in Ansehung des unter unsrer Nation verbreitet gewordenen Sinnes und Geschmackes für lyrische Dichtung ihr Vorgang und der Eindruck ihrer Werke, durch den Geist des Zeitalters begünstigt, zu einer gemeinsamen Wirkung vereinigt. Man verlangt von lyrischer Poesie, — und gerade diese Forderung pflegt unter uns diejenigen, welche zu dem wahren Verständnifs der Poesie überhaupt hindurchgedrungen sind, von den noch im sentimental-rhetorischen Geschmacke Befangenen zu unterscheiden, — man verlangt von ihr den Eindruck, den ein unmittelbares Naturproduct gewährt. Das lyrische Gedicht hat vor andern Kunstwerken dies voraus, dafs es, so zu sagen, bewufstlos entstehen kann, dafs es ganz das Erzeugnifs Eines Augenblicks, Einer dem Augenblicke angehörenden und in der prosaischen Wirklichkeit freilich mit diesem Augenblicke vorübergehenden Gemüthsstimmung sein kann. Alle andern Künstler, mit Ausnahme nur etwa des musikalischen Componisten, und auch dieser nur bei kleinern lyrischen Compositionen, bedürfen, um das dem Augenblick Angehörende, das Gefühl und überhaupt das unmittelbare Seelendasein in ihren Werken auszudrücken, der Vermittelung durch den Geist und das Bewufstsein, wodurch die in der Zeit vorübergehende Stimmung festgehalten und freilich in anderer Gestalt, als jene unmittelbar war, in Gestalt einer höhern Allgemeinheit, als Glied eines umfassendern Ganzen, frei an ihrem Ort und ihrer Stelle hervorgerufen wird. Der lyrische Dichter allein vermag seine Gemüthsstimmung so rein, so völlig ausgeschieden von aller und jeder Berührung mit der Welt, die aufser ihr liegt, in sein Gedicht niederzulegen, dafs das Gedicht auch völlig nur den Eindruck dieses besondern Zustandes gewährt, ganz eben so, wie alle bewufstlosen Erzeugnisse der Natur, welchen das Element der Allgemeinheit, das Selbstbewufstsein des Geistes noch ein jenseitiges ist. Dieses nun, was der lyrische Dichter vermag, ist man in neuerer Zeit gewohnt worden, auch von ihm zu fordern, und ausschliefslich zu fordern. Wie Goethe von sich erzählt, dafs ihm gleichsam eine neue Welt, ein neues Leben aufgegangen sei, als durch Herder das Bewufstsein in ihm geweckt ward, „dafs die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe, nicht ein Privaterbtheil einiger feinen, gebildeten Männer sei:" so ist diese Ansicht, welche von der Dichtkunst mehr die Naturseite, als die geistige, mehr die unbewufste, von der betrachtet sie den Völkern, den Zeitaltern, ja der Menschheit, als die selbstbewufste, von welcher betrachtet sie talentvollen und geistreich gebildeten Individuen angehört, vor Augen hat, seit Goethe und Herder immer verbreiteter worden, und wird, wenigstens was die lyrische Poesie anlangt, fast mit ausschliefslicher Gunst gepflegt. Die Vorliebe für sie ist so grofs, dafs die trefflichsten Forscher zum Theil selbst der alten, insbesondere aber der mittelalterlichen Literaturen sich ganz eigens ein Geschäft daraus machen, alles Grofse und Schöne, was dichterische Erfindung und Kunst, was Sage und sittlich religiöse Weisheit bieten, so weit als nur irgend

möglich aus dem lichten Kreise geschichtlich bekannter, mit selbstbewufster Kunst schaffender und wirkender Individuen in den dunkeln Grund des Volksgemüths und der Urzeit zurückzuschieben. Diesem entsprechend schätzt und geniefst man auch an neuern Dichtern vorzugsweise die Seite, welche der rein gemüthlichen, aber des höhern Bewufstseins entbehrenden Natur- und Volkspoesie verwandt ist. Von Goethe zwar hat sich, was seine gröfsern Dichtungen betrifft, allerdings noch eine Würdigung in anderm Sinne geltend gemacht; wiewohl auch hier die Vorliebe, welche unser Zeitalter fast allgemein dem ersten Theile des Faust, nicht nur vor dem zweiten Theile eben dieser Dichtung, sondern auch fast vor sämmtlichen übrigen Werken des Dichters zuwendet, aus derselben Quelle stammen möchte. Von dem aber, was Goethe als lyrischer Dichter gegeben hat, ist theils in der That wohl das, was jener Seite angehört, das Tiefste und Herrlichste, theils liegt die ungleich mächtigere Wirkung, die Jenes ausgeübt hat, im Gegensatze der selbstbewufsteren, in das Didactische und Allegorische übergehenden Lyrik seiner spätern Tage, offen vor Augen und wird schwerlich von Jemand bezweifelt werden. An jene Lyrik aber, insbesondere an die Balladen- und Romanzenpoesie der frühern Goethe'schen Periode schliefst sich vor allen Andern Uhland an, dessen Dichtung, wie sie der reinste, von allen fremdartigen Elementen, auch dem des höheren philosophischen Selbstbewufstseins der Neuzeit, so gut wie unberührt gebliebene Nach- und Fortklang altdeutscher Volkspoesie ist, so auch mit seltener Schnelligkeit unter dem Volke Wurzel gefafst, und das Volk zum Bewufstsein dessen, was es in lyrischer Dichtung eigentlich zunächst verlangt, erhoben hat. Zu diesen beiden Dichtern und zu der beträchtlichen Anzahl mehr oder minder talentvoller Nachfolger derselben hat sich in den letzten Jahren Heine gesellt, mit einer zwar unreinen, durch bösartige, dämonische Elemente in sich selbst getrübten und zerrissenen und in ihrem Streben irre geführten, aber durch die gewaltigste Intensität der Phantasie und des augenblicklichen Gefühlsausdrucks fast unwiderstehlich hinreifsenden, lyrischen Subjectivität. Dieser letztgenannte Dichter hat nicht nur für sich selbst seine, nicht der höheren künstlerischen Besonnenheit, sondern ganz nur dem unmittelbaren Gefühle und der ungezügelten Leidenschaft angehörende Dichtung, sondern er hat mit dieser zugleich unter einem Theile der Zeitgenossen die Ansicht von dem Wesen und der Be-
mung lyrischer Poesie überhaupt zu einer Spitze hi
getrieben, von der man bisher kaum noch eine Ah
hatte. Und doch möchte diese Spitze in der Tha
das Extrem sein, auf das jene Ansicht, welche Ly
rik zur Naturpoesie macht, einseitig und ausschlie
verfolgt, zuletzt fast mit Nothwendigkeit hinführt.
Lyrik hört auf diesem Gipfel, auf den sie Heine
ben hat, ganz auf, Kunst zu sein, in dem Sinn
man die Kunst der Natur, als die Herrschaft, w
über die Natur der Geist ausübt, entgegenzusetzen
Zugleich mit ihrer Bedeutung als Kunst entäufs
sich (was enger, als man gewöhnlich meint, dar
sammenhängt) aller und jeder Beziehung auf Re
auf religiöse Sittlichkeit und auf dichterische p
phische Weltweisheit. Sie wird unmittelbarer Au
der zufälligen Subjectivität des Einzelnen, wie ei
mals der gleich unmittelbare, unfreie und naturno
dige Ausdruck einer Volksindividualität und eines
lebens gewesen war. Ist das Individuum, welch
in solcher Lyrik ausspricht, wie Heine es unstrei
ein hochbegabtes und geniales, so wird die Kra
Zauber, mit dem sie unser Gemüth umstrickt, kein
cherer sein, als jener ist, den eigentliche Volksdi
einerseits, wahrhafte Kunstlyrik andrerseits ausüben
ob es einem Zeitalter, einem grofsen Volke ziem
von solchem Zauber umstricken, sich aus den go
Schaalen der Dichtung statt des gesunden Kern
Welt- und Völkerseele die wurmstichige Subje
eines Einzelnen, statt des reinen Nectars, der au
Bronnen eines besonnenen und edel gebildeten, r
religiösen Künstlerbewufstseins quillt, den Gifttrai
Leidenschaft darreichen zu lassen und darin sich
rauschen, ist eine Frage, auf welche die Antwo
kaum zweifelhaft bleiben wird.

Erscheinungen, wie die zuletzt erwähnten h
unsern Tagen manchen Wohldenkenden auf d
nung gebracht, dafs das Zeitalter der Poesie un
überhaupt abgelaufen sei, dafs wir in Goethe d
ten Dichter begraben haben, den Dichter, nach w
aller Poesie und Kunst nur noch die Wahl ble
sie sich durch Nachbildung des Vorhandenen ei
merliches Dasein fristen, oder auf so furchtbare
wie wir es eben andeuteten, ausarten will. Di
sicht entspricht, wie man sieht, wenigstens was
Poesie anlangt, und nur von dieser ist uns h

günst zu reden, jenem nur nach einer Seite hin gewendeten Begriffe derselben, den wir als den jetzt unter uns vorwaltenden bezeichneten. Dafs die Lyrik als Natur- und Volksdichtung, als unmittelbarer Ergufs rein menschlicher Zustände betrachtet, in einem Zeitalter von so gesteigertem Selbstbewufstsein, wie das unsrige ist, ihre Endschaft erreiche, dafs Erscheinungen der Art, wie die Lieder unserer schwäbischen Dichterschule, oder wie unter einem Nachbarvolke die hinreifsenden Naturlaute des Schotten *Burns*, nur ein letztes Aufflackern jener Poesie bezeichnen, diese Meinung, die wir unsererseits zwar nicht theilen, hat an sich etwas Wahrscheinliches, und erhält durch das Auftreten jener Poesie der Zerrissenheit und der völlig losgebundenen Subjectivität eine allerdings sehr scheinbare Bestätigung. Was aber die Anhänger dieser Meinung vergessen oder übersehen zu haben scheinen, ist, dafs es neben dieser Weise der Dichtung noch eine wesentlich davon unterschiedene und gewifs nicht niedriger zu stellende Gattung der Lyrik giebt, diejenige, die wir jener gegenüber wohl mit dem Namen eigentlicher *Kunstlyrik* bezeichnen dürfen. Die classischen Völker des Alterthums, von denen doch gerühmt wird, wie sie der Natur um so viel näher standen als wir, haben von aller Lyrik entweder nur diese Kunstlyrik gekannt, oder nur die Werke dieser, aber nicht auch die der entgegengesetzten Art, der Aufbewahrung werth geachtet. In den ersten olympischen und pythischen Oden Pindars, in einigen Chorgesängen der Tragiker, und wer will sagen, in wie viel anderen, leider für uns verlorenen Werken, hat diese Kunstlyrik eine Höhe und Herrlichkeit erreicht, von der wir zu behaupten wagen, dafs kein nachfolgendes Zeitalter etwas ihr Gleichkommendes in lyrischer Poesie überhaupt aufzuweisen hat, und deren Charakter, genauer betrachtet, das reine Gegentheil jener volksthümlichen Unmittelbarkeit und Natürlichkeit ist, die man jetzt von solcher Poesie ausschliefslich zu verlangen pflegt. Was die übrige Masse griechischer Lyrik war und wie Treffliches sie leistete, davon ist uns aus spärlichen Fragmenten und aus den Nachbildungen eines Horaz und der römischen Elegiker nur eine schwache Vorstellung zu bilden vergönnt, aber darüber, dafs diese gesammte Lyrik nicht dem bewufstlosen Naturprincipe, sondern einzig dem Principe künstlerischen Selbstbewufstseins folgte, und sich durch dasselbe gestalten liefs, kann nicht der mindeste Zweifel sein. Im Morgenlande scheinen arabische und persische Poesie einen ähnlichen Gegensatz unter einander zu bilden, wie den, welchen wir hier als Gegensatz von Natur- und Kunstlyrik bezeichneten; dafs die letztere wenigstens zum grofsen Theile Kunstlyrik war, würden schon die Namen *Dschelaleddin* und *Hafis* hinreichen zu beweisen. Ueber das Verhältnifs beider Gattungen in der neuern Zeit und unter den christlich germanischen Völkern liefse sich viel sagen. Gewifs ist es eine Thatsache von hoher, weltgeschichtlicher Bedeutung, wenn diese Völker, zugleich mit den Völkern semitischen und slavischen Stammes ihre Volkspoesie zuerst ausdrücklich als solche, und ohne sie zuvor durch das Medium des eigentlich künstlerischen Selbstbewufstseins, wie solches bei den Hellenen vorwaltete, hindurchgehen zu lassen, in die Literatur herübertrugen. Aber bei der Anerkennung dieser Thatsache darf nicht verkannt werden, dafs der Beruf dieser Völker, wenigstens der erstgenannten unter jenen dreien, zur Naturdichtung darum nicht ein ausschliefslicher ist, dafs auch die Kunstlyrik unter ihnen geblüht hat, und zwar in einem langen und inhaltreichen Zeitraume, vom vierzehnten zum achtzehnten Jahrhundert, offenbar vorherrschend vor der andern geblüht hat, so dafs in dieser Periode, die zwar der reicheren Entfaltung lyrischer Poesie überhaupt nicht günstig war, fast alles Vorzüglichere, was dennoch, wenigstens was literarisch aus ihr hervorging, der Kunstlyrik angehört. Eben so wenig darf verkannt werden, dafs jene eigentliche Volksdichtung, die unter uns zuerst durch Herder und Goethe, ungefähr gleichzeitig unter den Britten theils durch Sammler der alten Volkslieder, theils durch einige urkräftige Genien, die in ihrem Geiste fortdichteten, wieder in Anregung gebracht ward, dafs diese bei all ihrer Tiefe, Innigkeit und vielfachen Trefflichkeiten, die wir gewifs trotz ihren eifrigsten Verehrern zu schätzen und zu geniefsen wissen, doch schon in ihrem Ursprunge jenen giftigen Keim in sich trug und in ihrer gesammten Fortentwickelung ihn hegte und pflegte, der zuletzt auf dem höchsten Gipfel jener Entwickelung in die Blüthe einer Poesie der Leidenschaftlichkeit, der Zerrissenheit, ja der Verworfenheit und dämonischen Verruchtheit aufbrechen mufste. Von diesem unreinen Zusatze vermag nur das höhere künstlerische Selbstbewufstsein die Poesie zu reinigen, und es hat sie gereinigt bereits in den Dichtungen Goethe's und Uhland's, die übrigens jenen Charakter der Unmittelbarkeit beibehielten; die Dichterindividualität eines

Burns aber giebt den Beweis, wie auch in einem höher gebildeten Zeitalter die bewufstlose Naturkraft auch der ächten und gediegenen Lyrik dieser Gattung in die traurigste ästhetisch-sittliche Haltungslosigkeit überzugehen Gefahr läuft.

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Nachlese zu Friedrich von Schiller's sämmtlichen Werken. Besorgt von Dr. Heinrich Döring. Zeitz, Webel. 1835. 367 *S. gr.* 8.

Wie der Herausgeber dieser Nachlese vor Kurzem eine Auswahl von Briefen Schillers (s. d Bl. 1834. Zweite Hälfte, no. 53.) besorgt hat (zu welcher er übrigens hier S. 277 ff. einige Nachträge liefert), so fand er es nun auch für zweckmäfsig und nothwendig, eine „möglichst vollständige" Nachlese zu Schillers sämmtlichen Werken zu geben. Denn allerdings verdienen die bisherigen Sammlungen dieser Art, wie es auch hier im Vorworte besonders ausgesprochen wird, keineswegs diesen Namen, indem sie weder möglichst vollständig, noch, unter Berücksichtigung wirklich in den Sammlungen der sämmtlichen Werke noch ungedruckter Stücke von Schiller, frei von Irrthümern sind. Dagegen hätte, um einem Mifsverständnisse zu begegnen, auch hier ausdrücklich gesagt sein sollen, welche Ausgabe der sämmtlichen Werke Schillers bei dieser Nachlese zum Grunde gelegt worden; und wenigstens wäre es nicht unzweckmäfsig gewesen, wenn zugleich auf die Ausgabe von 1822 bis 1826 (in 18 Bänden) in den einzelnen Beziehungen Rücksicht genommen worden wäre. — Was die bei dieser Nachlese benutzten Quellen und sonstigen Hülfsmittel anlangt, so spricht sich Hr. D. in dem Vorworte hierüber aus, und er giebt auch bei dem, was er im Einzelnen, in Prosa und in Poesie, nachträgt, die Quelle an, aus welcher er es geschöpft hat, und läfst auch dann, wo es nicht ganz entschieden ist, dafs das Nachgetragene auch wirklich von Schiller herrührt, die Anführungen nicht unerwähnt, die diefs wahrscheinlich machen. Aber ausdrücklich erklärt der Herausgeber S. IV, dafs er sich sorgsam gehütet habe, hier etwas aufzunehmen, was nicht wirklich von Schiller herrühre. Unter dem, was er gleichwohl auch hier ausgeschieden hat, befinden sich nach S. V auch mehrere Stellen aus dem Don Carlos, die in der ersten Ausgabe (Leipzig, 1787) ganz anders lauteten, als in den sämmtlichen Werken, die er denn hier, aus dem Zusammenhange gerissen, nicht hat mittheilen wollen, indem er jedoch im Ganzen der Meinung ist, dafs „eine Mittheilung des Don Carlos in seiner ursprünglichen, durch keine theatralischen Rücksichten beschränkten Form, wegen der vielen Schönheiten dieses Trauerspiels, gewifs wenigstens eben so interessant sei, als der dreifache Abdruck des Götz von Berlichingen in Goethe's Werken, zumal da die Abänderungen dieses Schauspiels bei weitem unwesentlicher seien." Was nun das in dieser Nachlese selbst Aufgenommene anlangt, so kann dieselbe den Verehrern Schillers nur angenehm sein, und sie mufs diefs auch dann sein, wenn Manches darin nicht verkannt werden kann, das Schiller selbst, als seiner und des Publikums unwürdig, gewifs lieber ganz vernichtet und auf diese Weise dem Vergessen preisgegeben gesehen hätte. Aber es mufs dagegen, und in eine möglichst vollständige Nachlese dieser Art, dasjenige mit allem Rechte geltend gemacht werden, was Schiller selbst in der hier S. 257 abgedruckten interessanten Vorerinnerung zu der Ausgabe seiner Gedichte (Leipzig, 1803) sehr richtig aussprach, dafs „bei einer Sammlung von Gedichten, welche grölstentheils schon in den Händen des Publikums befinden, der poetische Werth nicht allein in Betracht kommen könne, da sie schon ein verjährtes Eigenthum des Lesers seien, der sich auch das Unvollkommene nicht gern entreifsen lasse, was ihm durch irgend eine Beziehung oder Erinnerung lieb geworden sei, und weil selbst das Fehlerhafte wenigstens eine Stufe in der Geistesbildung des Dichters bezeichne." Und daher müssen denn auch die, in die vorliegende Nachlese aufgenommenen, aus einer früheren Zeit (meistens aus den Jahren bis 1790) herrührenden wilden Produkte eines jugendlichen Dilettantismus und einer kühnen, feurigen Einbildungskraft, die unsichern Versuche einer anfangenden Kritik und eines sich selbst noch nicht einigen Geschmacks den Verehrern Schillers willkommen sein. Und dabei finden sie nun auch bedeutende Zeugnisse von Innigkeit und Tiefe des Gefühls, von Frömmigkeit und religiöser Begeisterung, die, wie z. B. hier in den „Morgengedanken am Sonntage", aus dem Jahre 1777 (S. 3 ff.), in dem Gedichte: „der Abend", aus dem Jahre 1776 (S. 2...) schon in dem sechszehnjährigen Jünglinge die reichen ... des Gemüths ahnen lassen, zu denen später das reifere ... alter so schön und so reich sich erschlofs; und nicht ... interessant ist es, schon vor den Briefen über Don Carlos aus einer späteren Zeit, in den sämmtlichen Werken ... den, hier in einer Selbstkritik über die Räuber vom Jahre ... (S. 46 ff.) die philosophische Schärfe des Kritikers zu er... Die Prophezeihung, welche sich z. B. unter dem erwähnten Gedichte: „der Abend" (S. 293), in einer Anmerkung in ... Haug's „Schwäbischem Magazin" von 1776, aus welchem entlehnt ist, findet: „es dünkt mich, der sechszehnjährige Jüngling, den dieses Gedicht zum Verfasser hat, habe schon Autores gelesen, und bekomme mit der Zeit *os magna sonaturum*"; und eine andere zu einem Gedichte von 1777 (... dafs „wenn einst die Feile dazu komme, der Verfasser ... Zeit doch seinen Platz neben — einnehmen und seinem ... lande Ehre machen werde"; diese Prophezeihungen ge... sie in einem so hohen und reichen Grade eingetroffen ... auch den Deutschen das Recht und die Pflicht, jene ... selbst, die zu diesen Prophezeihungen auch nicht oh... veranlafsten, nicht mit Geringschätzung, sondern viel Interesse, wie diefs alles Werdende, und zumal wenn auch etwas Gewordenes ist, verdient, zu betrachten. ...lich erwähnen wir nur noch, dafs namentlich unter ... mitgetheilten Gedichten manche, in den sämmtlichen ... ganz fehlende, andere nur bei weitem vollständiger ... ändert, als sie dort sind, sich finden.

№ 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert. Erlangen, 1834.

(Fortsetzung.)

Die höhere, die eigentlich entscheidende Reinigung der lyrischen Poesie von jenen trüben Elementen, welche ihrer unmittelbaren Gestalt beigemischt sind, und zugleich mit diesem die Gewinnung der eigentlichen Universalität dieser Poesie, die Aufschliefsung jener erhabenen, ätherischen Region, welche aller Naturdichtung ein für allemal unzugänglich bleibt, kann nach diesem allem nur auf dem Wege eigentlicher Kunstlyrik erfolgen, und es ist die schon jetzt als weltgeschichtlich auszusprechende Bedeutung des Rückert'schen Genius, diese hohe Bestimmung seiner Kunst in unserm Zeitalter durch die That bewährt und verwirklicht zu haben. Wenn irgend Etwas für die Tiefe und Unerschöpflichkeit der in dem Schachte des deutschen Volksgemüthes verborgenen Dichtungsader, für die durch keinen noch so bösartigen Krankheitsstoff zu verletzende Integrität und Kernhaftigkeit ihres Inhaltes zeugt: so ist es dies, dafs neben einem Goethe, der durch den Zauber seiner Kunst die Tiefen der alten Volkspoesie wiederaufschlofs und die Kunst in das einfachste Gewand, in die frischeste Unmittelbarkeit der Natur zu kleiden wufste, neben einem Uhland, aus dessen liebenswürdiger Individualität sich der Strom jener Volkspoesie mit fast gleichem Reichthume, und ungleich gröfserer Reinheit, wie ehemals unmittelbar aus dem Volke selbst ergiefst, neben einem Heine, welcher von dem Weltgeist dazu berufen scheint, jene unheimliche Beigabe aller Naturdichtung in wild phantastischen Gestalten aufgähren und damit verschwinden zu lassen, — Deutschland einen Rückert erzeugen konnte, dessen durch Bildung und staunenswerthe Gewandtheit der Form, wie durch überschwängliche Fülle und dieser Fülle entsprechende Tiefe und Reinheit des Inhalts gleich ausgezeichnete lyrische Kunstdichtung den geraden Gegensatz zu jenen Allen bildet. Von diesem Standpunkt aus und in diesem geschichtlichen Zusammenhange mufs unsers Erachtens Rückerts Talent und poetische Richtung gewürdiget werden, wenn über den Werth und die Bedeutung derselben für unser Volk und für die gesammte Gegenwart das richtige Bewufstsein gewonnen werden soll.

Was an Rückerts äufserer Erscheinung zunächst auffällt, und, indem es ihm von der einen Seite zwar zu seltenem Ruhme gereicht, von der andern jedoch das Verständnifs seines eigentlichen Dichtergehaltes Vielen in Etwas erschweren mag, ist seine aufserordentliche Virtuosität, seine Gewandtheit und Vielseitigkeit in dem Technischen seiner Kunst. Es steht nicht zu leugnen, dafs er sich in dem Besitz, dem Bewufstsein und der Ausübung dieser Virtuosität gefällt, dafs er nicht selten, ohne einen tieferen Ernst des Inhalts, mit seiner Kunst nur spielt, und noch häufiger, auch wo ein solcher Ernst im Hintergrunde verborgen liegt, doch den Schein giebt, nur zu spielen, und den Ernst, den er unstreitig hat, geflissentlich zurückzudrängen. Man kann die Gewohnheit solchen Spieles, solcher halb ernsten, halb scherzhaften Kunstübung äufserlich auf Rechnung der gründlichen und umfassenden Studien schreiben, die Rückert, sowohl sprachliche und metrische, als auch geschichtliche und ethnographische, zum Behufe seiner Kunst unternommen hat. Den selbständigen Werth und die Berechtigung dieser Studien sich Denkmahle setzen zu dürfen, in denen zunächst nur sie selbst, aber nicht zugleich, oder nur leise angedeutet, ein Tieferes dem Betrachter entgegentritt, wird schwerlich ein Billigdenkender ihnen absprechen. Allein es giebt einen tieferliegenden Gesichtspunkt, aus welchem mit den Denkmahlen der Studien zugleich die Studien selbst, der Umstand, dafs ein Geist, wie Rückert, durch seinen Genius selbst sich getrieben fand, ihnen sich zu unterziehen und sie spielend und scherzend auch vor der Welt zur

Schau zu tragen, sich erklären läſst, und eine Bedeutung gewinnt. Die der Rückert'schen entgegengesetzte Hauptrichtung lyrischer Poesie läuft auf der Spitze, auf dem Gipfel, zu welchem wir sie in unsern Tagen heraufgetrieben erblicken, Gefahr, daſs das, was eigentlich die ernste Aufgabe, die Arbeit der Poesie, der Kunst als solcher sein soll, in ein liederliches, frivoles Spiel sich verkehre, und umgekehrt, daſs, was die ächte Kunst als Spiel und Kurzweil, als den an sich werthlosen Stoff, mit dem sie frei schalten darf, in ihr zur Sache selbst, zum bittren Ernste werde. Die Arbeit, die der Dichtkunst aufgegeben ist, besteht darin, daſs sie den gesammten Inhalt der Gedankenwelt und ihren Ausdruck, die Sprache, dergestalt bemeistere und beherrsche, daſs sie ihn zum Stoffe ausprägen kann, um darin die höchsten Ideen des Geistes niederzulegen. Ist ihr dies gelungen, so wird sie dann mit dem Stoffe selbst ein heiteres Spiel treiben dürfen; insbesondere wird sie dies mit demjenigen Stoffe, den unmittelbar die endliche, der Idee zwar entgegenstrebende, aber für sich allein noch nicht mit der Idee zu verwechselnde Subjectivität des Dichters bietet, mit seinen Empfindungen und Leidenschaften, seinen Zuständen, Begegnissen und Lebensverhältnissen. Die Naturpoesie aber, wie sie ihrer ursprünglichen, gesunden Anlage nach nie schon jene vollendete Herrschaft über den Stoff, den sprachlichen sowohl als den factischen, erreichen kann, welche allein der Kunstdichtung vorbehalten bleibt, giebt in ihrer Ausartung geflissentlich die Formlosigkeit statt der Form, das üppige Aufwuchern des wilden Unkrautes, welches sie, die hohen Namen miſsbrauchend, Natur und Wahrheit nennt, statt des durch Sittlichkeit, Bildung und Wissenschaft den Naturstoff beherrschenden Geistes. Weil sie sonach vielmehr von der Natur beherrscht wird, als die Natur beherrscht, so gelangt sie nicht nur nicht zu jenem freien Walten der Idee über der endlichen Subjectivität, woraus das Spiel und der Scherz des wahren Dichters hervorgeht; sondern sie legt, das wahrhaft Objective eben so, wie die höhere Reinheit der Idee zu erreichen unfähig, in die zufälligsten Einzelheiten, in die particulärste Persönlichkeit des Dichters einen Ernst und eine Wichtigkeit, die der Idee gegenüber ganz und gar verschwinden sollte. Wo finden wir diese durchaus verwerfliche Ernsthaftigkeit, mit der sich die ungebildete Selbstheit des Dichters aufbläht, und für ihre grillenhafteste Eigenthümlichkeit und ihre ungezügeltste Leidenschaft die unbedingte poetische Geltung in A[nspruch] nimmt, höher gesteigert, als in den Dichtern [der] Heine'schen Schule, welche die Welt, statt denkend u[nd] betrachtend sie zu bemeistern, lieber mit satanisch-g[e]nialem Hohne zerstören wollen, um an ihre Stelle ni[cht] die Idee, sondern sich selbst, ihre wilde Sinnenlust u[nd] die tolle Frazze ihres Liebesschmerzes zu setzen! Di[e]sen gegenüber hat Rückert zuerst ausdrücklich und ve[r]ständig dem Ernste wieder gegeben, was des Ernst[es,] dem Scherze, was des Scherzes ist. Wenn ein beträc[ht]licher Theil seiner Poesien sich nur als Studium, [als] Uebung in schwierigen, des Studiums und der Uebu[ng] bedürfenden Kunstformen giebt, wenn eben dieser Th[eil] in des Dichters kunstfertiger Hand nicht als mühsa[me] Arbeit, sondern als ein heiteres, ja übermüthiges [und] leichtfertiges Spiel mit der Form eben so sehr, wie [mit] dem Stoffe der Dicktkunst erscheint: so bringt er [da]durch unserer Zeit wieder zum Bewuſstsein, was [sie] schier vergessen zu wollen schien, daſs die Dichtku[nst] eine Seite hat, von der betrachtet sie als ein bestim[m]tes, genau abgegrenztes Geschäft und Studium, als e[in] Handwerk gelten darf, das, wie jedes andere Handwe[rk] seinen Mann verlangt und ihn im Schweiſse seines A[n]gesichts beschäftigt hält; daſs von der andern Sei[te] dieses Handwerk das heitere und fröhliche ist, nicht be[]stimmt, seinen Inhaber in die Qual der Ichheit hinein[]zubannen, sondern ihn davon zu befreien. Mag Rücke[rt] sein keckes Spiel mit der von ihm in so fast ungla[ub]lichem Grade besessenen Kunstfertigkeit im Einzeln[en] weiter getrieben haben, als bis wohin Manche, die nic[ht] ein ausdrückliches Interesse an dieser Technik nehmen[,] ihm zu folgen geneigt sind, im Ganzen, in seiner T[o]talerscheinung bietet diese Richtung und Uebung sein[es] Talentes das heilsamste Gegengift gegen die nur all[zu] sehr unter uns vorherrschende Neigung, die Poesie m[it] einer Ernsthaftigkeit zu behandeln oder behandelt [zu] verlangen, die, genau besehen, nichts anderes ist, a[ls] die dichterische Apotheose des Endlichen und Nicht[i]gen, des Sinnlichen und Selbstischen.

Indeſs, obgleich wir solchergestalt auch für jene dem höhern Dichterruhme Rückerts bisher so bedenk[]lich entstehenden Umstand eine Art geschichtlicher Be[]deutung in Anspruch nehmen, so bleiben wir doch we[it] entfernt, Allem und Jedem, was dieser Dichter gegeben hat, gleichen Werth oder wirkliche Classicität zuz[u]schreiben. Ein nicht unbeträchtlicher Theil seiner Dich[-]

gangen ist, bei hoher Vollendung der Form, die nirgends fehlt, doch von so leichtem Gehalte, dafs er auf die höhere Würde der Kunst kaum Anspruch machen kann und von der Nachwelt, als nur von Interesse für das technische und historische Studium, nicht aber für den eigentlichen idealen Genufs der Poesie, wird zur Seite gestellt werden. Nur dürfte es noch nicht an der Zeit sein, solche Scheidung zwischen dem im höhern Sinne Werthvollen und dem minder Bedeutenden schon jetzt zu unternehmen, da Rückerts Poesie von der Art ist, sich gegenseitig durch sich selbst zu erläutern und durch Zusammenreihung auch des Verschiedenartigen und äusserlich Getrennten den Genufs an ihr zu erhöhen, weshalb das Urtheil über manche seiner Leistungen kaum nur abzuschliefsen sein dürfte, als bis die eigene Laufbahn des Dichters abgeschlossen sein wird. Doch bleibt nach dem bisher Gesagten noch eine Bemerkung über die Gesammtheit der Rückert'schen Poesie, auch die tiefsten und trefflichsten Parthien derselben nicht ausgenommen, zu machen, die, wenn sie zwar durch den Zusammenhang, in den wir sie hier einreihen, eine dem Ruhme des Dichters ungleich weniger, als dies unter andern Umständen der Fall sein würde, Eintrag thuende Deutung erhält, zugleich denn doch in letzter Instanz erklären möchte, woher es kommt, dafs Rückert das, was andere grofse Dichter unserer Nation geworden sind, derselben noch nicht geworden ist, und auch wohl nie ganz werden wird. Es läfst sich nämlich nicht verkennen, dafs bei unserm Dichter der Charakter der Kunstlyrik überhaupt, eben wie es die Ausdrücklichkeit seines Gegensatzes zur Natur- und Volkslyrik mit sich bringt, nicht ohne einige Schroffheit und Härte auftritt. Es giebt einen Gipfel der Kunst, wo die Vollendung derselben aufser dem der Kunst eigenthümlich angehörenden Eindrucke auch ganz den Eindruck der unmittelbaren Natur hervorzubringen vermag; wo der Lyriker es versteht, die ganze Fülle der mit selbstbewufster Weltüberschauung schaffenden Kraft, die sonst nur aufgeboten wird, um Kunstwerke von gröfserem Umfange hervorzurufen, in den engen Raum eines lyrischen Gedichtes dergestalt zu concentriren, dafs dadurch der Moment in seiner Vereinzelung von andern Zeitmomenten im höchsten Sinne ausgefüllt wird, so, wie er sonst nicht durch Kunst und Bewufstsein, sondern einzig durch die Unmittelbarkeit der Natur ausgefüllt zu werden vermag. Die wahrhaft Grofsen unter den Lyrikern der Griechen scheinen uns, sofern uns jetzt noch ein Urtheil über dieselben vergönnt ist, fast durchgängig auf diesem Gipfel gestanden zu haben; und hierauf begründete sich der Vorzug, den wir der hellenischen Lyrik vor aller und jeder bisherigen Lyrik der neuern Völker schon vorhin zugestehen zu müssen glaubten. Doch besitzen wir einige Gedichte von Goethe, die uns in ähnlicher Weise von der reinsten Höhe selbstbewufster Kunst herab die volle Innigkeit der Natur wiederzuerzeugen, und so durch Vermählung beider Principien die höchste Stufe, welche die Lyrik überhaupt erreichen kann, darzustellen scheinen. Von Rückert müssen wir uns gestehen, dafs er diesen höchsten Gipfel nicht ganz erreicht hat; aber er theilt diesen Mangel mit allen eigentlichen Kunstlyrikern des Morgenlandes und des neuern Europa ohne Ausnahme. Das durchwaltende Princip des künstlerischen Selbstbewufstseins und der selbstbewufsten, von der gleich selbstbewufst erfafsten Idee geleiteten und erfüllten Weltüberschauung läfst es bei ihm so wenig wie bei Jenen zu jener höchsten Intensität und Innigkeit im Einzelnen kommen, die auf gewisse Weise, innerhalb der Schranken, die ein für allemal dem menschlichen Geiste gezogen scheinen, doch stets wieder eine Entäufserung des selbstbewufsten an das bewufstlose oder das Naturprincip verlangt. Die eigenthümliche Trefflichkeit unsers Dichters besteht eben in jener Tüchtigkeit und vollendeten Durchbildung seines künstlerischen Selbstbewufstseins, in jener wahren, vollkräftigen Männlichkeit, die, treu und beharrlich auf das Höchste, auf die Idee gewandt, durch ihren mächtigen Willen den widerspenstigen Stoff bezwingt und ihn der Idee unterwürfig macht. Um eines solchen Dichters Gröfse zu empfinden, müssen wir ihn kämpfen, ringen sehen, er mufs der Natur gegenüber als Held, als poetischer Drachentödter vor unsern Augen stehen. Hierdurch aber wird jene Harmlosigkeit, jene ungestörte Einheit mit der Natur ausgeschlossen, welche den Reiz der eigentlichen Volksdichtung ausmacht, und welche die Kunstdichtung erst dann wieder wird erreichen können, wenn sie jenen Kampf, der ihr jetzt zunächst aufgegeben scheint, wird ausgekämpft haben, wenn sie als Siegerin aus diesem Kampfe hervorgegangen sein wird.

Wenn bei jedem ächten Dichter seine Individualität, sein Charakter als Dichter mit seiner menschlichen seiner sittlichen Individualität Ein Ganzes ausmacht und beide weder wirklich von einander getrennt werden,

noch abgetrennt von einander betrachtet werden können, so hat Rückert aufser diesem noch das Eigenthümliche, dafs diese Einheit des Menschen und des Dichters in ihm eine Einheit im Bewufstsein, und durch das Bewufstsein leitendes, bestimmendes Princip seines gesammten dichterischen Thuns und Schaffens ist. Er kämpft in den Tiefen seiner Seele unablässig einen sittlichen Kampf, den Kampf des Geistes gegen die Naturmächte, die sich aus jenen Tiefen nie ganz wollen verdrängen lassen; aber er kämpft ihn nicht nur, sondern er weifs auch, dafs er ihn kämpft, und dafs es sein Beruf ist, diesen Kampf in seinem Kunststreben auszuprägen, und den Sieg des Geistes in seinem Liede zu verkündigen. Von diesem Kampfe, von diesem Bewufstsein des obgleich zum Siege schon entschiedenen, doch im Laufe dieses irdischen Lebens nimmer endenden Kampfes ist ein Zug sanfter Melancholie über die Poesie unsers Dichters ausgebreitet, der zu dem ähnlichen aber in seinem Quell und seinem Charakter unterschiedenen Zuge der Natur- und Volkspoesie einen höchst interessanten Gegensatz bildet. Auch von der Volkdichtung hat man bemerkt, dafs sie vorzugsweise eine Neigung zum Düstern und Tragischen hat, eben so wie von den Volksmelodien, dafs sie fast ausschliefslich in Molltönen einhergehen. Aber dieser Trübsinn volksthümlicher Musik und Poesie entspringt aus dem Mifsverhältnisse, in welchem sich dieselbe zur Idee und zu ihrem Bewufstsein befindet, welchem sie nahe genug steht, um das Ungenügen des Irdischen zu empfinden und das Irdische der Idee zu opfern, aber nicht nahe genug, um in positiver Gestalt die Idee zu sich herabzuziehen und durch die Idee das Irdische zu verklären. Anders Rückerts Kunstdichtung, welche, durch und durch von dem klaren Bewufstsein des Göttlichen, von der sonnenhellen Gegenwart der Idee erfüllt, vielmehr dies schmerzlich empfindet, dafs der Idee gegenüber auch in der Subjectivität des Dichters ein in die Idee noch nicht vollständig aufgenommener, irdischer Rest bleibt, dafs aber die Welt aufserhalb des Dichters sich fast allenthalben und durchgängig von der Idee abgewandt und gegen die Idee widerspenstig zeigt. Theilweise mag dies in dem Bewufstsein des Dichters vorhandene und stets gegenwärtige Mifsverhältnifs der Idee zu der g[emeinen] Wirklichkeit sich in das Gewand eines Mifsve[r]hältnisses des Dichters zu seiner Mitwelt, einer Ve[r]stimmung über die Unempfänglichkeit und den Undan[k] dieser Mitwelt kleiden; gewifs aber würde man irre[n], wenn man solche äufserliche Verstimmung, als den Que[ll] jener tiefer liegenden und ihrem Charakter nach unstre[i]tig edleren Melancholie ansehen, und demgemäfs me[i]nen wollte, dafs dieselbe durch ein günstigeres Leben[s]geschick des Dichters hätte beseitigt werden könne[n]. Dafs Rückert sich der Aufsenwelt gegenüber fremd u[nd] einsam fühlt, dafs er die Aufsenwelt als eine rauhe u[nd] unfreundliche Atmosphäre empfindet, gehört selbst [zu] der Eigenthümlichkeit seines Dichtercharakters; die[sem] Charakter hat sich jenes Verhältnifs, aber nicht umg[e]kehrt die äufsern Verhältnisse den Charakter gebild[et], man müfste denn unter den Verhältnissen jene tie[fer] liegenden geschichtlichen Beziehungen verstehen wolle[n], auf welche wir oben hinwiesen. — Eben diese Ausdrü[ck]lichkeit des Gegensatzes aber, welche durch das sittlic[he] künstlerische Selbstbewufstsein des Dichters zwischen d[er] Idee, die ihn erleuchtet, und dem so innerlichen wie ä[u]fserlichen Stoffe, den ihm zu bezwingen aufgegeben i[st], herbeigeführt wird, begründet von der andern Seite j[e]nen edlen, von der aufdringlichen Eitelkeit gewisser Dich[]ter unendlich verschiedenen Dichterstolz, der sich üb[er] das stoffartige Element durch die Macht der Idee erh[e]ben weifs; jene Klarheit und Freudigkeit des Wirke[ns] und Schaffens in einem Stoffe, über den ihm der Si[eg] jederzeit gewifs ist, von dem er sich als in keiner B[e]ziehung abhängig weifs; jene kräftige Gesundheit u[nd] kernhafte Frische des gesammten von jenen Störung[en] der Natur, denen sonst Dichter so leicht ausgesetzt si[nd], völlig unabhängigen Seelendaseins; durch welche Eig[en]schaften sich Rückert vor der grofsen Mehrheit der Di[ch]ter nicht nur, sondern aller Schriftsteller und Künst[ler] unserer Zeit so denkwürdig auszeichnet. Sie begr[ün]det, um einer mehr dem Besondern angehörenden [Gele]genheit zu gedenken, jene strenge Keuschheit [der] Rückert'schen Muse, für welche selbst in dem G[e]fühl und dem Ausdrucke überschwänglichen Lieb[es]glückes die Sinnenlust so gut wie nicht vorhanden [ist].

(Der Beschlufs folgt.)

№ 54.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert. Erlangen, 1834.

(Schlufs.)

Wir dürfen nicht anstehen zu bekennen, dafs solche Strenge nicht als Norm gelten kann für eine vollständiger, als die Rückert'sche es ist, mit der Unmittelbarkeit der Natur versöhnte und in Eins gebildete Poesie, wohl aber wird sie stets als Norm zu gelten haben für jede solche Poesie, welche die Rechte des Geistes im ausdrücklichen Gegensatze, im Kampfe mit der Natur geltend macht, welche auch durch eine leisere Andeutung des Sinnlichen der Natur einen Sieg über sich einzuräumen Gefahr laufen würde.

Der höhere Gesichtspunkt für die Würdigung Rückerts, den wir in gegenwärtigem Aufsatze festzustellen den Versuch gewagt haben, erhält seine schönste Bewährung durch die kürzlich erschienene Sammlung eines Theils seiner Gedichte. Zwar enthält diese Sammlung ihrem gröfseren Theile nach schon Bekanntes und anderwärts Zerstreutes, aber wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir die Hoffnung fassen, dafs die Aussonderung dieses Bekannten von anderem gleichfalls Bekannten, seine Zusammenstellung unter sich und mit manchem Neuen oder bisher noch Unbekannten die günstigste Wirkung für des Dichters allgemeinere Aufnahme und Werthschätzung nicht verfehlen wird. Was in diese Sammlung aufgenommen ist, ist sämmtlich von fast gleicher Gediegenheit und Trefflichkeit; sie umfafst zwar lange nicht alles, was sich dem Grade seines dichterischen Werthes nach würdig in sie einreihen würde, aber sie ist reich und vielseitig genug, um auch für sich allein betrachtet Jeden, dem der Sinn für die Kunst der Dichtung nicht verschlossen ist, zu überzeugen, dafs Rückert ein wahrer, ja dafs er ein grofser Dichter ist. In ihr finden wir durchgängig den vollen, den reinen Ernst seiner Poesie; was man sonst als Spiel oder als Kunstübung seiner Muse betrachten kann, bleibt entweder ausgeschlossen oder auf ähnliche Weise, wie auch bei andern Dichtern, als flüchtige Beigabe untergeordnet. Das Ganze enthält aufser den eben gedachten Beigaben, welche in fünf köstlich erfundenen Mährlein und einigen heiter und anspruchlos erzählten Volkssagen bestehen, drei Hauptabtheilungen. Die erste trägt den bedeutsamen Titel: *Bausteine zu einem Pantheon*, und erweist sich im tiefsten und vollsten Sinne dieses Titels würdig. Es sind nur Bausteine, die der Dichter giebt, unverbunden unter sich, und die verschiedenen den verschiedensten Theilen des Riesenbaues, dessen Plan und Entwurf in dem hohen Geiste unsers Dichters lebendig ist, angehörend; aber wäre es ihm, oder wäre es irgend einem Sterblichen vergönnt, solchen Bau zu vollenden, so würde derselbe in der That ein Pantheon, eine würdige Wohnstätte der Götter aller Zeiten und aller Völker sein. Aber auch schon in diesen Bausteinen finden wir, und zwar mit einer Klarheit und Unzweideutigkeit, wie unsers Wissens noch in keiner andern Dichtung, selbst in Goethe's nicht, das Räthsel gelöst, wie der wahre Dichter durch kein Dogma, durch keinen Cultus beschränkt, und doch ein Gläubiger, ein Christ im höchsten Sinne sein könne. Noch kein neuerer Dichter, mit Ausnahme eben Goethe's in seinem zweiten Faust, hat die griechische Mythologie mit solcher Tiefe und Wahrheit erfafst, wie hier Rückert in dem eben so sinn- als phantasiereichen Gedicht, „die griechischen Tageszeiten." Aber Goethe war mit Sinn und Gemüth mehr der alten Hellas als „den Göttern des Christenthums" zugewandt; er fühlte sich, wenn auch dem Glauben an ein Jenseits keineswegs abhold, doch auf der schönen Erde heimisch und zog auf diese durch den Zauber seiner, auch von den Gröfsten seiner Nachfolger noch unerreicht gebliebenen Dichtung, noch einmal die Olympier herab. Rückert aber, in welchem ungeachtet seiner gleichfalls grofsartigen und unerschöpflich reichen

Gestaltungskraft, doch das dichterische Bewufstsein noch über die Gestaltungskraft hinausgeht, wird eben durch dieses Bewufstsein, durch die Erfahrung des Mifsverhältnisses, in welchem dessen idealer Inhalt zu der irdischen Wirklichkeit, der von dem Dichter selbst erschaffenen eben so, wie der äufseren, steht, über die diesseitige Heimath hinaus, und dem volleren Bekenntnisse des Christenthums entgegengeführt, welches allerdings nicht ohne Unterordnung des Diesseits unter ein Jenseits gedacht werden kann. An der Aufrichtigkeit solchen Bekenntnisses wird nach Gedichten, wie die in des Angelus Silesius Art und Geist zusammengereihten Perlen (S. 29 ff.), wie das herrliche Adventlied (S. 95), wohl der schönste Choral, den die neuere Periode deutscher Poesie aufzuweisen haben möchte, wie „das Paradies" (S. 83) und das Schlufsgedicht (S. 135), Niemand zweifeln; seine Vereinbarkeit mit des Dichters sonstigem sich Hineinleben in das Heidenthum, in das hellenische und vorzüglich zwar in das morgenländische, wird Manchen ein Anstofs, Vielen schwer begreiflich sein; nur ein wirklich unbefangenes, vollkommen rein und allseitig fühlendes Gemüth wird sie ganz empfinden, nur ein philosophisch Denkender sie ganz erklären können. Als Philosoph nämlich, als Naturphilosoph in höchster Potenz hat sich Rückert uns in diesem Entwurfe zu einem Pantheon der neuen Welt gezeigt; als Philosoph wenn nicht genau in dem Sinne, wie die Schule es verlangt und verlangen mufs, — diesen lehnt er vielmehr, wenn wir nicht irren, anderwärts ausdrücklich von sich ab, — so doch in dem menschlich anmuthigeren, in welchem dieses Wort den bezeichnet, der mit Seele und Intelligenz im Geist und in der Wahrheit lebt. Weder jene poetische Einigung des Heidenthums mit dem Christenthume und Aufnahme des ersteren in das letztere, welche den grofsartigen Hintergund von Rückerts dichterisch-religiöser Weltansicht bildet, noch jene überraschenden nicht selten wunderherrlichen Blicke in die Tiefen des Naturlebens, welche den Inhalt der schönsten unter den übrigen nicht unmittelbar religiösen dieser „Bausteine" ausmachen, wären möglich gewesen ohne einen durch die Oberfläche der Erscheinung nicht blofs ahnend, sondern klar erkennend zu dem Wesen, zu dem eigentlichen Kern der Dinge hindurchdringenden Sinn des Dichters und, dürfen wir hinzusetzen, ohne das ausdrückliche, wenn auch indirecte Mitwirken der erst in unsern Tagen erstiegenen Stufe speculativer Weltbetrachtung und Weltdurchschauung. Soll es in unsern Tagen od irgend einer kommenden Zeit wirklich dahin gela dafs, nicht durch einen einzelnen Dichter, sondern d das Zusammenwirken aller Kunst und Wissenschaft, Göttern aller Völker und aller Zeiten, oder was gl viel sagen will, dem Gotte dieser Götter, dem im G und in der Wahrheit erkannten Gotte des Christent ein Pantheon erbaut werde, so hat zu solchem Pant die Philosophie den Grundstein zu legen, und, die ter in den hehren Tempel herabzuziehen und ihre bende Gegenwart darin zu vermitteln, wird gleic schwerlich ohne ausdrückliches Mitwirken philosophi Speculation gelingen können.

Ueber die beiden andern Abtheilungen dieser S lung können wir, nach allem Bishergesagten, jetzt zer sein. Nicht als ob sie an dichterischem Werth ter den „Bausteinen" zurückständen; vielmehr di sie, was rein künstlerische Werthschätzung betriff nen eher noch voranzustellen sein, schon darum, jede von beiden, was dort nicht, wenigstens nic strengern Sinne der Fall war, zu einer Einheit in selbst zusammengeschlossen ist. Aber die genauere digung derselben würde ein ausführlicheres Eingeh das Detail der künstlerischen Behandlung erfordern, wir uns, nachdem unsere Betrachtung eine wesen davon verschiedene Wendung genommen, für die nicht mehr vergönnt halten dürfen. Die zweite Ab lung bildet das bekannte treffliche Gedicht „Edel und Perle." Die Idee desselben ist aus den Tiefe ner Naturphilosophie geschöpft, von der wir eben ten, dafs sie mit dem innersten Geist der Rückert'sc Poesie unabtrennlich verschmolzen ist. Die Form Terzinen hat der Dichter nicht etwa nur willkürlich Dante entlehnt, sondern eine Verwandtschaft der A auch seines Inhalts mit der Anlage der „göttlichen mödie" ist unverkennbar. In beiden Gedichten eine che Seltsamkeit, ja Abentheuerlichkeit der Einklei oder des äufserlichen Gerüstes der Handlung, gl Gewaltsamkeit der factischen Voraussetzung bei, nicht gleicher, doch entsprechender Tiefe und Uni lität der Idee; in beiden der entsprechende Gru danke einer Durchwanderung aller Weltregionen der Hölle an, deren Stelle bei Rückert der grauset ewig schweigende Abgrund einerseits der Erde, a seits des Meeres vertritt, bis zum Paradies, das bei Rückert, bis zum Antlitz und Busen der Geli

Es versteht sich, dafs Rückerts Gedicht sich nur für einen scherzhaft gaukelnden Nach- und Anklang des grofsen Dante'schen geben kann; aber wenn irgendwo, so sehen wir hier in das Gewand des Scherzes die ganze Tiefe und Fülle der ausdrücklich im Bewufstsein erfafsten Idee gehüllt. — Was endlich die dritte Abtheilung, die fünf Sträufse des „Liebesfrühlings" betrifft, so erblicken wir in diesen allerdings den schönsten und duftendsten Blüthenkranz von allen, die Rückert bisher gewunden, sofern wir nämlich solche nur mit den Augen und dem Herzen des empfindenden und geniefsenden Kunstjüngers betrachten. An Tiefe der Idee und Höhe des Gedankenfluges mögen andere Gedichte unsers Dichters diese übertreffen, an Lieblichkeit und Anmuth, an inniger Seelenwärme und unabsehbarer Fülle des bewegtesten, bilder- und gestaltenreichsten Ausdrucks für den einfachen, aber in dieser Einfachheit eben unendlichen und unergründlichen Inhalt kommt ihnen keines gleich. Ob die Literatur der alten oder der neuen Zeit, des Morgenlandes oder des Abendlandes irgend Etwas aufzuweisen hat, was den gleichen Inhalt in der entsprechenden Gestalt einer durch mehrere Hunderte von Liedern und Gedichten der verschiedensten Formen hindurchgeführten Lyrik mit gleichem oder gröfserm Glück behandelt, ist uns wenigstens nicht bekannt: was sich zunächst, doch schon in wesentlichem Unterschiede des Inhalts und der Form zur Vergleichung darbietet, Petrarcha's Sonnette und Canzonen, bleibt an Wahrheit der Empfindung und an beweglicher Mannigfaltigkeit der Darstellung weit hinter Rückert zurück. Die sittliche Schönheit ist in diesen Liedern unmittelbar Eins mit der dichterischen; nie hat die Treue und die Keuschheit des Gefühls einen trefflicheren, nie einen so unmittelbar mit dem Ausdrucke des Gefühls selbst verschmolzenen und in Eins gebildeten Ausdruck gefunden. Und bei allen diesen, so wesentlich, wie es scheint, der Individualität, der Persönlichkeit angehörenden Trefflichkeiten, bleibt der Dichter auch hier noch Dichter, Künstler, und als solcher über seine Persönlichkeit, die er zum Gegenstande der Dichtung macht, erhaben. Der Genius der Poesie läfst ihn, was noch so wenig Dichtern gelungen ist, was jene Unseligen, die, statt durch Dichtung die Persönlichkeit zu verklären, durch ihre Persönlichkeit die Dichtung beflecken, auch nicht von fern wagen dürfen, mit ganz gleicher Wahrheit und Innigkeit, und mit kaum geringerer Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit für die Gefühle der Geliebten, wie für seine eigenen, Gestalt und Ausdruck finden, und selbst durch das innigste Wechselgespräch der Liebe blickt, wäre es auch in scheinbarer Verleugnung dieses Höheren, das Bewufstsein durch, dafs es noch etwas Höheres giebt, als die irdische Liebe. Zwei Nachträge, in denen der Dichter spätere herbe Lebensbegegnisse berührt, lassen keinen Zweifel darüber, dafs der Inhalt dieser Gedichte ein unmittelbar von ihm erlebter war und dafs so auch im Besondersten und Einzelsten Dichten und Leben für ihn Eines und Dasselbe ist.

C. H. Weifse.

LII.

Dichter und ihre Gesellen. Novelle von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Berlin, 1834. *Duncker und Humblot.* 24 *Bogen.* 8.

Wer den Dichter von „Ahnung und Gegenwart (1815)" und „Aus dem Leben eines Taugenichts (1824)" und „Viel Lärmen um Nichts (1833)" aus irgend einer dieser eigenthümlichen Novellen kennt, dem genügt es zu sagen, dafs er in der vorstehenden dieselbe Blüthe in Naturbildern und in Scenen menschlicher Geschichten, diese Musik der Stimmungen, diesen Geist wiederfinden wird, der sich in gemüthlichen Anschauungen erklärt. Wer aber den Dichter noch nicht kennt, dem würde auch ein Auszug der Geschichte aus dieser neuen Novelle von ihrem Inhalte nur den kleineren Theil, noch weniger von ihrem Werthe sagen. Soll ich dennoch nach Referentenpflicht aussprechen, was die Dichtung darstellt, so wär' es etwa diefs, dafs es — aller andern Eintheilungen unbeschadet — zweierlei Poesie gebe: eine, die alle Welt so nennt, und eine andere, die gerade Ursache ist, dafs manche Menschen so prosaisch, andere so fruchtlospoetisch oder so seltsam verstimmt sind. Behaupten schon die Poeten oft, von ihrer Poesie nicht eigentlich die Herren zu sein, wie sehr auch mancher bemüht ist, sie zu seiner gehorsamen Dienerin zu machen; so gilt es noch mehr von jener andern Poesie, dafs sie in Solchen am reinsten erscheint, die nichts von ihr wissen, mit Solchen aufs muthwilligste spielt, die nichts von ihr wissen wollen, und Solche, die sich ihrer ganz gewifs glauben, weit vom Ziele irren läfst. Dafs es der Täuschungen viele im Menschenleben gibt, weifs jeder; dafs aber diese Täuschungen im Durchkreuzen und Scheiden, im Vertauschen und Umkehren doch nur das planvolle und sinnreiche Mährchen vom Menschen weben, das läfst der Dichter schauen. Und nicht leicht ist mir eine Dichtung vorgekommen, die aus dem Bilde der poetischen Versuche, wie sie der Mensch für sich macht, und über die Züge ihrer Verwandlung so ungezwungen und klar das Licht jener geheimeren Poesie hervorgehen und, als ein anderes für andere und für Alle das gleiche, in steigender Durchdringung sich verbreiten liefse; nicht leicht eine Dichtung, die in der Bewegung der engeren Kreislinien, wie sie von individueller Phantasie und von

ihrer Stiefschwester, der Einbildung, beschrieben werden, den inneren und durchgreifenden Rhythmus der höheren und leitenden Phantasie so getreu und fühlbar mitführte, wie diese in sich gerundete Novelle. Die Dichter hier, die das Schöne und Schönste erleben möchten, eine Hoffnung, welche überall jedes Dichten meint — sie müssen, anstatt ihre Dichtung zu erleben, vielmehr ihr Leben dichten; und ihre Gesellen, die Halb- und Viertelspoetischen, die auf irgend einen Widerschein der Poesie zusteuern, müssen gleichfalls, wenn auch mit abgewendetem Gesicht und verkehrter Stellung dem Zuge der Macht nachfolgen, die sie zu hassen oder zu entübrigen glauben. Die Phantasie, die wirkliche, welche die grofsen Geschichten der Welt und die kleinen dichtet, ist der Mittelpunkt der Novelle; und dieser Mittelpunkt ist von Anfang gegenwärtig. Er ist gegenwärtig zunächst als der Naturgrund, welcher keinen der suchenden und irrenden Pilgrime aus dem Bereich seiner Unfehlbarkeit entkommen läfst und sie schon äufserlich überall mit seinem grünenden und getrostverblühenden Ring, dem unverstellten Bilde ihres Lebens, umfängt. Er ist gegenwärtig in jedem der Strebenden und Wandernden nach seiner Art, als die ruhige Seele ihrer Anmuth oder als der geheime Magnet ihrer Unruhe, als die Bestimmung, die sie aus der Ferne verbindet oder im Zusammenführen trennt, in Allen als die mühelose Leitung, die das Verschwindende bewahrt und in die Gegenwart die Zukunft legt. Er ist auch im gröfsern Gang und Wandel der Novelle gegenwärtig, als die Anziehung, die im ersten Theile das Interesse sammelt und steigert, durch die Steigerung die Katastrophe herbeiführt, auf welche die Absenkung und Zerstreuung des zweiten Theiles folgt, und dann aus dieser im dritten die Leichtverirrten und die Schwergetäuschten so zurücknimmt aus der Irre, dafs sie, jeder auf seiner Stufe, im Wiederfinden oder im Entsagen, im Erliegen oder im Wiedererstehen, zusammen die Erklärung einer Wahrheit bilden, die als die ursprüngliche und gemeinsame am Schlufs des Ganzen ihr versöhnendes Morgenlicht über Alle ergiefst. Dafs durch die freibewegte Dichtung sich diese Consequenz erhält und vollführt, könnte freilich nur eine Analyse beweisen, die weitläuftiger werden müfste, als das weniggedehnte Gedicht, welches, so scheinbar sorglos, so rasch zum Ziele kommt. Indessen würde auch damit Dem wenig geholfen sein, der das Licht des Ganzen nicht schon aus der durchsichtigen Darstellung selbst, aus den entschiedenen Stimmungen, die immer ganz in Ort und Lage hineingebildet sind, aus den Abschattungen der Physiognomieen aneinander, der Reibung und dem Widerspiel der Scenen, die sich ablösen und fortsetzen, verjüngen und verschmelzen — also aus dem Ganzen, wie es offen vorliegt, in sich zu sammeln vermocht hätte. Nicht heiterer könnten sich Thema und Parodie, nicht ernster Satz und Gegensatz entsprechen. Ja die innern Züge der Dichtung sind so treu in ihrer Gestaltung ausgeprägt, dafs sie ganz als Mährchen erscheinen würde, wäre nicht die thauende Frische der Poesie, die das Bild des Traumes noch im Taglichte der Wirklichkeit klar und wach erhält. Ueberdiefs bricht die Seele des Ganzen immer durch in den doppelsaitigen Klängen der Lieder, in welchen an den lichtesten und an den dunkelsten Stellen die Spielenden mit ihrer Bewegung auch den bewegenden Grund harmonischer, als sie wissen, heraussingen. — Dafs dieser Styl der romantische ist, würde ich nicht sagen, wenn es nicht vor mir Andere gesagt hätten. Ich würde es nicht sagen, weil es mit solchen abgegriffenen Prädikaten eine schlimme Sache ist. Es geht hier der Poesie wie der Philosophie. Die Rubriken-titel: Idealismus, Naturphilosophie, Pantheismus u. s. w. müssen, wie bekannt, dazu dienen, wo sie nur mit Anschein applicirt sind, vom näheren Eingehen mit Fug zu dispensiren. Romantik ist auch so ein Zettel am Registerkasten für Poesie. Was nach ihr aussieht, fällt von selbst unter die Kategorieen des Unplastischen, Verschwimmenden, Lyrisch-Unbestimmten. Es giebt wohl unbestimmte Gedichte, die dann keine mehr sind, aber eine lyrische Unbestimmtheit giebt es nicht. Sagt man, eine Dichtung sei ohne Idee, ohne Motive, ohne Begrenzung und spricht ihr dann doch die höchste Kraft der Lyrik zu, so widerspricht man sich. Es wäre der Lyrik feierlich zu cochliren, wenn sie — während alle Schönheit und Kunst auf der vollkommenen Bestimmtheit des Gedankens in der Erscheinung und der Erscheinung im Gedanken beruht — sie allein auf die Unbestimmtheit und gar mit ihrer höchsten Kraft, welches in allen andern Verhältnissen die bestimmteste zu sein pflegt, angewiesen und verwiesen wäre. Das nur ist wahr, dafs die poetische Bestimmtheit eine andere ist, als die juridische, die einen Fall constatirt. Auch giebt es poetische *statements*, die der letzteren verwandter; jedoch andere, die dieser Aehnlichkeit überhoben und gleichwohl nicht unbestimmt sind. Mir hat es oft geschienen, als sei jetzt die Poesie Mode, die ihre Darstellung durch alle mögliche Zufälligkeiten aufs genaueste und speciellste bestimmt. Freilich, wenn der Leser Geduld genug hat, entsteht so eine Art Ueberzeugung, dafs die Vorfälle wahr sein müssen, da sie ja so umständlich bis ins Kleinste vorliegen. Aber wer das Schöne sucht, erhält dafür nicht selten ein buntes Gedränge von Localfarben und eine Zeichnung, in welcher Vogel- und Cavalier-Perspective etwas ungenirt abwechseln. Diefs ist die wahre Unbestimmtheit bestimmter Ausmalung, die aber nicht lyrisch ist. In einer andern Darstellungsweise kann das Nicht Ausgemalte viel bestimmter sein, doch nur für Den, der das Bild ansieht und nicht den Fleck auf der Leinwand. Es sind Gedanken vorhanden, die zwar nicht an sich ausgesprochen, aber für das Ganze und darum *reciproce* durch dieses ausgesprochen sind. Es giebt ferner Fälle in der Kunst, wo ein besonderes Motiv nicht erlaubt ist. So würde ein Maler die Himmelfahrt nicht bestimmter machen durch das Motiv eines Luftballons. Die Motive in Eichendorffs Novelle sind einfach, und sie mufsten äufserlich ökonomisch behandelt sein, um von innen bestimmt zu bleiben; die Charaktere sind nicht überhaupt geschildert, sondern für ihre Lagen, wo ihr Licht an der jedesmaligen Grenze reflectirt, d. h. auf bestimmte Weise. Es sind Wiederholungen in dem Gedicht, aber so, wie sich das Thema in einer durchcomponirten Musik wiederholt; es sind Verkürzungen darin, aber solche, wie man sie dem Maler zum Verdienst anzurechnen pflegt, weil sie auf der geringeren Fläche die gröfsere Tiefe geben.

A. Schöll.

№ 55.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

LIII.

1. *Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre* 1305 *von Leopold August Warnkönig. Erster Band. Mit einer Karte von Flandern aus dem* 14. *Jahrhundert und einem Facsimile (S. XXVI.* 102*) Tübingen bei L. Fr. Fues.* 1835. 8.

2. *Collection de documens inédits concernant l'histoire de la Belgique publiée par L. P. Gachard, archiviste du royaume. Tome I. (livr.* 1. *et* 2. *p. XVI.* 507*) Bruxelles,* 1833. *Tome II. (p.* 516*) Bruxelles,* 1834. 8.

Nicht blofs in der Geographie ist man auf Entdekkungen und neue Beobachtungen fortwährend gewiesen, sondern auch in anderen Wissenschaften und namentlich in der Historie. Ganz bekannt scheinende Theile der Geschichte werden mit einemmale zu den dunkelsten, weil die Zeit bei der Betrachtung geschichtlicher Verhältnisse Interessen verfolgt und Gesichtspunkte aufstellt, die man früher nicht kannte; — alle Helle, die früher über das Object verbreitet war, wird nun geringfügig, denn die beleuchteten Punkte haben wenig Werth mehr; gerade die noch dunkeln, die vernachläfsigten Partieen erscheinen als das, worauf es allein ankömmt. Wieder aber bei anderen Gegenden des historischen Gebietes sind es Entdeckungen neuen bisher verborgenen Materials, die Alles anders stellen, und auf Felder reges Leben der Arbeiter verpflanzen, die man früher ein für allemal für bestellt hielt.

Wer sich abhalten läfst eine Geographie von Afrika zu schreiben, *blofs* weil doch so wenig von diesem Erdtheile hinlänglich bereist ist, oder *blofs* weil vorhandene Berichte, die aber allen wahrscheinlichen Prämissen nach in langen Zeiträumen noch nicht vollständig von Gelehrten seiner Nation zusammengebracht werden, auch in seine Hände nicht vollständig zusammenzubringen sind, ist, wenn ihn übrigens Neigung, Vorkenntnisse und Beruf dazu treiben, ein Thor, wenn er die Darstellung unterläfst. Neue Entdeckungen, vollständigere Berichte u. s. w. können immer in Nachträge aufgenommen werden, *wenn* sie kommen; und allgemeinere wissenschaftliche Darstellungen sind nun einmal auch vor vollständiger Untersuchung und Berichtigung alles Einzelnen nothwendig in jeder Wissenschaft — ja! *auf dieser Wechselwirkung allgemeiner Darstellungen und besonderer Entdeckungen oder Untersuchungen beruht zum Theil alle lebendige Entwickelung der Wissenschaft, wenigstens der historischen Wissenschaft*; wie dies Hr. von Humboldt in seiner berühmt gewordenen Abhandlung deutlich dargelegt hat.

Diese Bemerkungen mufsten vorausgeschickt werden, um das Verhältnifs des Verfs. des oben vorangestellten Werkes zur historischen Wissenschaft, und wiederum das Verhältnifs des Refer. zu Hrn. Warnkönig deutlich bezeichnen zu können. Hr. Warnkönig hat früher gar nicht oder nur wenig genutzte Quellen und Hülfsmittel für die Geschichte Flanderns ausgebeutet, und was an Quellen und Hülfsmitteln für diesen Theil der Historie aufzubringen war, hat er in einer Vollständigkeit aufgebracht, wie Keiner vor ihm. Zu diesem Reichthum an äufseren Mitteln hat er auch die inneren, die geistigen und gelehrten besessen, und hat uns so ein Werk geliefert, welches als eine wahre Bereicherung der historischen Literatur betrachtet werden, wofür die gelehrte Welt ihm aufrichtig dankbar sein mufs, da die älteren und ältesten Verhältnisse Flanderns bis jetzt einer strengen und von einem an Ort und Stelle genau unterrichteten Manne angestellten Untersuchung noch in hohem Grade entbehrten.

Ref. dagegen hat vor einigen Jahren eine Geschichte der niederländischen Provinzen im Mittelalter verfafst, und sagte damals selbst in der Vorrede, „dafs es ihm

unmöglich gewesen die Quellen und Hülfsmittel vollständig zusammenzubringen"; „dafs ein diesen Landschaften benachbarter oder in ihnen lebender Gelehrter nothwendig geschickter sei, die Aufgabe zu lösen"; „dafs er aber dennoch die Arbeit übernommen habe, weil eine solche *allgemeine* niederländische Provincialgeschichte in den Niederlanden *nun* nicht zu erwarten, und weil von einem deutschen Gelehrten nicht bekannt sei, dafs er diesem Bedürfnifs (besser unterstützt) abzuhelfen gedenke".

Trotz dieser Erklärungen des Referenten, und trotz dem, dafs Hr. Warnkönig sich *sogar in Lüttich und in Löwen* nicht getraut hat, auch nur für das dort weit benachbartere Flandern Quellen und Hülfsmittel *vollständig* genug zusammenzubringen, macht er Refer. S. 80 den Vorwurf: „Es ist sehr zu bedauern, dafs Hr. Leo sich nicht vorher mit allen den (wie jeder nun sehen wird zahlreichen) Quellen der flandrischen Geschichte, und der gesammten Litteratur bekannt gemacht hat, ehe er sein so schönes Buch unternahm". — Er hat aber selbst auf den Vorwurf geantwortet: *es war in Deutschland unmöglich auszuführen, was er forderte.* Dagegen war eine solche allgemeine Zusammenfassung der niederländischen Provincialgeschichten ein Bedürfnifs, da auch van Kampen wenig Rücksicht darauf genommen hatte, und Berichtigungen (wie sie sich sehr willkommen durch Eine der erschienenen Recensionen und durch Warnkönigs und ähnliche Werke ergeben haben und hoffentlich noch ergeben werden) lassen sich beim Erscheinen des zweiten Bandes, und später auch allein, ebensogut in Zugebebogen nachtragen, wie zu einer Geographie von Afrika die Resultate neuangestellter Reisen. Wenn wir uns mit unseren wissenschaftlichen Bestrebungen erst einer eigensinnigen Holländerei und Kleinigkeitskrämerei ergeben, wird bald alle rasche Lebendigkeit und aller grofsartige Betrieb am Ende sein; durch welchen Ausspruch wir aber keinesweges der Genauigkeit, selbst im Unbedeutenden, wenn sie erreicht werden *kann*, ihren Werth verkümmern wollen; nur soll niemand lieber hungern als an nicht vollständig gedeckter Tafel essen wollen, wenn keine andere Wahl ist.

Diese Erklärung über das Verhältnifs der Arbeit des Ref. zu dem Werke des Hrn. Warnkönig mufste vor allen Dingen vom Herzen, wenn Ref. als Recensent des Letzteren auftreten wollte. Er hofft nun seine Aufgabe mit einer Unbefangenheit und Liebe für die Sache allein zu lösen, die Hr. Warnkönig keinesweges immer bewahrt zu haben scheint; denn wozu das Rügen e Druckfehlers, den Refer. selbst schon im Druckfel verzeichnifs angegeben hat, und wobei die Nemesis Warnkönig (es ist S. 93 not. ***)) einen Druckfehle der Rüge, und obendrein S. 95 in der letzten Zeile Textes den an Ref. gerügten Druckfehler selbst einmal stehen lassen läfst, ohne dafs wir an dem B ein Druckfehlerverzeichnifs finden! Wozu das einer angeblichen Versetzung der Thore von Br nach Gent (S. 80 not. *)), die nichts als ein Schreil ler ist, wie sich ja Hr. Warnkönig im Augenblick zeugen mufste, da die Textstelle aus Meyerus zum in der gerügten Note abgedruckt und dadurch de erwiesen ist, dafs Ref. die Sache richtig vor Augen und unter dem hundertmaligen Schreiben der N Brügge und Gent sie nur einmal verwechselt hat, dazu an einer Stelle, wo es darauf ankam, eine meine Richtung durch einzelne Beispiele blofs zu e *tern*, durch Beispiele, welche als Einzelnheiten fü Zwecke des Ref. gar keine Bedeutung weiter ha Dafs der sorgfältigste Schriftsteller vor solchen *Sch fehlern* nicht sicher ist, läfst die Nemesis Hrn. W könig abermals beweisen S. 35, wo er in Beziehung eine Schrift des Meyerus sagt: „Wir theilen das sich beziehende Capitel im diplomatischen Theile res Werkes im Auszuge mit Nro. XX." — wäh es dann doch Nro. XXXVII ist, was offenbar auf Schreibfehler beruht, da nicht leicht ein Setzer XXXVII blofs XX setzen wird.

Doch lassen wir solche Quisquilien, deren gar manche *) zur Sprache gebracht werden könn anderen für solche Dinge geschaffenen litterarisc Wesen, und trüben dadurch nicht die Anerkennung Hrn. Warnkönigs Arbeit zu finden berechtigt ist, so mancher pedantischer Säuerlichkeiten, zu denen Verf. sich schwerlich berechtigt gehalten haben w wenn er die in der Vorrede des angegriffenen B

---

*) z. B. führt S. 80 Hr. Warnkönig in der Note als *schweren* Mifsgriff die Identification des Bailli und S heifsen in der Darstellung des Ref. an; so ganz e lag aber diese Identification doch auch nicht, da cange, der flämische Verhältnisse sonst *so genau* kenn ebenfalls zu Schulden hat kommen lassen, wie Hr. könig S. 303 anerkennt; da in Hulst wirklich — *gar manchen* zeeuwischen und holländischen Städte *Eine* Person Bailli und Schultheifs zugleich war.

gegebenen Erklärungen berücksichtigt hätte. Wenige werden in Deutschland so vollständig den Werth der vorliegenden Geschichte Flanderns zu schätzen vermögen als Referent, da dieser — wenn er auch nicht vollständig genug über Quellen und Hülfsmittel gebot, um Hrn. Warnkönig ganz zu Danke zu arbeiten, doch mehr als viele andere Historiker von den bisherigen Leistungen in Beziehung auf flämische Geschichte kennt, und also weifs, welche ungeheure Kluft zwischen den Leistungen Warnkönig's und denen seiner Vorgänger liegt.

Er beginnt sein Werk mit einer Einleitung: „*von den Quellen und der Litteratur der älteren Geschichte von Flandern*", welche eines Auszuges eigentlich nicht wohl fähig ist. Wir übersehen mit einemmale einen trotz aller Verwüstungen der Zeit, besonders der Revolutionszeit, noch erhaltenen aufserordentlichen Reichthum an Urkunden für die Geschichte Flanderns, der bis auf Hrn. Warnkönig nur noch sehr unvollständig benutzt war. Wir erfahren „von den durch die Grafen von Flandern veranstalteten Archiven in Rüpelmonde und Lille" und von dem was von ihnen übrig ist; wie nämlich die Reste des Archives von Rüpelmonde seit 1830 in das Local des Staatsarchives von Ostflandern gebracht sind; das gräfliche Archiv von Lille aber (seit Ende des 14ten Jahrhunderts mit dem Archiv der chambre des comptes in Lille verbunden) das Glück hatte seit der Eroberung des Landes durch Ludwig XIV. bis 1819 einer Reihe gelehrter Männer, alle aus der Familie Godefroi, anvertraut zu werden, welche die vortrefflichsten Inventarien anfertigten. „Dies Archiv ist jetzt im alten Lombard (rue du Lombard) in Lille noch geordnet, wie es zur Zeit des letzten Godefroi war, so dafs man nach dem Inventarium jedes Diplom sogleich erhalten kann". „Im Anfange dieses Jahrhunderts liefs ein Graf de St. Genois (de Grandbeuq), der seiner Liebhaberei für genealogische Studien ein bedeutendes Vermögen opferte, die Godefroidischen Inventarien des Archives der Rechenkammer in Lille bis zum J. 1300 fast von Wort zu Wort, indefs sehr oft mit Abkürzungen und wie es scheint im Geheim, abdrucken, als zweite Abtheilung einer ähnlichen Arbeit über die Archive Hennegaus". „Die erste Abtheilung von 462 S. in Fol. wurde bei Saillant in Paris gedruckt: die zweite S. 463—[illegible]61 in Lille bei Leonard Danel (gegen 1804)." „Da Graf St. Genois die Druckkosten nicht ganz zahlte, so behielt der Drucker Danel in Lille den gröfsten Theil der Exemplare, die er nach und nach als Maculatur verkaufte; im J. 1832 besafs er davon nichts mehr." „Dafs diese Monumens Anciens ein *sehr seltenes* Werk sind, kann man sich leicht vorstellen. Der Verf. sah nur *Ein* vollständiges Exemplar, in der Stadtbibliothek zu Brügge."

Weiter erhalten wir Kunde von einem sehr reichen Schatze von Urkunden, die ehemals in den Kloster- und Stiftsarchiven Flanderns bewahrt wurden. Die älteste dem Vf. vorgekommene Urkunde ist aus der Priorei des Klosters von St. Bertin in Poperinghen und vom Jahr 744. „Nur zwei Klöster in Flandern reichen mit ihren Archiven in sehr alte Zeiten hinauf, nämlich die Abtei von St. Peter (coenobium blandiniense) und die von St. Bavo (coenob. gandense) in Gent. Das von St. Peter ist noch vollständig vorhanden wie vor Aufhebung des Klosters; das von St. Bavo ist in drei Orten vertheilt: in der jetzigen Hauptkirche St. Bavo in Gent, im Palaste des Bischofs und im Provincialarchiv von Ostflandern. Andere Klosterarchive sind weniger glücklich gewesen; in Beziehung auf das der Priorei von Poperinghen wird bemerkt: „ein Bäckerknecht verkaufte in Gent die sämmtlichen, sehr alten Diplome einem Buchdrucker; bei diesem sah sie ein Alterthumsfreund, als sie eben zu Bücherdecken zerschnitten wurden, und rettete, was noch zu retten war". —

Am reichsten verhältnifsmäfsig sind die Archive der Städte, Chatellenieen und Landesregierungen, nur gehen die der Chatellenieen und Regierungsdistricte nicht weit zurück. Die meisten Stadtarchive in Flandern sind noch erhalten. Der Vf. bereiste alle flämischen Städte, wo er sich einige Ausbeute versprach. „Oft fand er gar nichts Altes mehr, wie in Allost und Thourrout; oft nur Cartularien, wie in Ostende und Termonde; dagegen in andern Städten Originalien in grofser Zahl und viele, zum Theil prachtvoll geschriebene, Copialbücher." „Der Vf. fand leider die meisten Archive dieser Art in grofser Unordnung. Nur zwei waren in sehr lobenswerthem Zustande, nämlich das von Ypern, dem seit 30 Jahren ein trefflicher Mann, Hr. Lambin, vorsteht, und Nieuport, wo früher de Brauwer und seit 1826 ein Stadtsecretär das Archiv ordnete."

Unter den gedruckten Sammlungen flämischer Urkunden wird natürlich zuerst das von Aubert le Mire begonnene, und von Jos. Fr. Foppens fortgesetzte Werk besprochen, welches unter dem Titel Miraei opera diplo-

matica bekannt ist. Unter den übrigen werden besonders zwei Werke des Andrée Duchesne hervorgehoben: histoire généalogique des Maisons de Guines, d'Ardres, de Gand, d'Allost, de Coucy etc. Paris 1631 (1 vol. fol. von 455.pag. und preuves 687) und histoire généalogique des Maisons de Bethune u. a. m. (1639.) „Das erste Werk ist ein wahrer Schatz für die Geschichte von Flandern"; das letztere betrifft mehr das Land Artois. Jenes ist *so selten, dafs die darin enthaltenen Documente als inedita angesehen werden müssen.*"

Aus der Zahl der anderen flämische Urkunden mittheilenden Werke, welche Hr. Warnkönig in vollständiger Reihe recensirt, heben wir noch die Werke des Chevalier Diericx hervor, weil sie in Deutschland noch so gut wie nicht bekannt sind; es heifst von ihnen S. 29: „Zwischen 1814 und 1823 erschienen die verschiedenen Werke des Chevalier Diericx über Gent; seine mémoires sur la ville de Gand; die mémoires sur les lois des Gantois und sein Charterboekje; obgleich dieselben nur Gent und die Umgegend betreffen, so sind doch viele darin abgedruckte Urkunden für die allgemeine Geschichte Flanderns wichtig, und können als Quellen des flandrischen Rechts im Mittelalter angeführt werden. Dies gilt namentlich von mehreren Diplomen, die im Appendice aux mémoires sur la ville de Gand (1815) abgedruckt sind, und auf den Zustand der Leibeigenschaft des Landes seit dem frühen Mittelalter sich beziehen; ferner von dem Charterbüchlein, das als ein Auszug der Cartularien von St. Peter und St. Bavo in Gent gelten kann. *Leider darf man sich auf Diericx Genauigkeit nicht verlassen.*" —

An die gedruckten Urkundensammlungen reiht der Hr. Verf. auch noch eine Nachricht an, über die unter dem Namen Placaetboeken bekannte Sammlung, und über die Costumen der flandrischen Städte und Chatelenieen. Der Werke des Vredius ist am Schlusse dieses Paragraphen noch mit gebührender Anerkennung gedacht.

Ein eigner folgender Paragraph ist den Chroniken und Meyerus gewidmet. Der Letztere war vor Hrn. Warnkönigs Bearbeitung der flämischen Geschichte durchaus Grundlage, und in einer gewissen Hinsicht wird man de Meyers Arbeit auch als eines der Fundamente, auf welche Warnkönig gebaut, bezeichnen müssen. wissermafsen als Einleitung zu dem, was über die C niken zu sagen war, berichtet der Verf. über die l len der ältesten Geschichte Flanderns, und stellt zu men, was sich irgend findet, so dürftig es auch es sind vitae sanctorum, annales u. dergl., sodann 10ten Jahrhundert an Chroniken einzelner Orte, L schaften oder Zeiten. Es würde uns zu weit fi hier Einzelnes ausheben zu wollen; wer Interes der Sache findet, wird ohnehin das vorliegende in seiner Bibliothek nicht entbehren können; fü aber, der nur ein allgemeineres Interesse für äh litterarische Erscheinungen hat, dürfte ein Aus solcher Einzelnheiten auch ohne Frucht sein, und dazu beitragen, sein generelles Interesse etwas z cialisiren, zu welchem Ende wir uns andere Punk besprechen vorbehalten.

Der 5te Paragraph handelt von den Historiker Statistikern Flanderns vom 16ten bis zum 19ten hundert, und aus diesem Abschnitt heben wir Stelle aus, weil sie dient, eine jener in der gel Welt so seltnen Naturen zu ehren, welche arbeiten vom Publikum einen Lohn jeder Arbeit zu präten und deren Forschungen eben deshalb von Ander um so mehr zu eben diesem Zwecke ausgebeutet den. Diese Stelle findet sich S. 61: „vor allen b wir einen zu nennen, der, sei es vor, sei es kurz dem Jahre 1500 (er starb 1519) Flandern geschic und statistisch bearbeitet hat, und zwar so, dafs Werk, *das nie gedruckt worden ist*, gegen 150 lang Hauptquelle der flandrischen Historiographen Es ist Philipp Wielant. Dieser Mann, geboren in 1440 von einer vornehmen Familie, ward 1477 ein vorzüglichsten Mitglieder des hohen Rathes von dern, dann des grofsen Conseils in Mecheln, Re där beim Herzog Philipp, Sohn Maximilians; und lich bewandert im Rechte seines Vaterlandes, wa durch seine gedruckten und ungedruckten Schrift Führer der flandrischen Rechtsgelehrten und l ker." — Aus Wielants Antiquités des Flandres ten Meyerus, Marchantius, Oudegherst, l'Espinoi Hr. Warnkönig rühmt die Dienste, die ihm noch Arbeit geleistet habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 56.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

1. *Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre 1305 von Leopold August Warnkönig.*
2. *Collection de documens inédits concernant l'histoire de la Belgique publiée par L. P. Gachard.*

(Fortsetzung.)

Unter den gedruckten flämischen Chroniken, sagt der Verf., ist eigentlich nur *Eine* als ein eigenthümliches Werk zu nennen, nämlich die sogenannte „excellente Cronike van Flaenderen"; gedruckt zu Antwerpen bei Willem Vorstermann, 1531. Sie ist von Andries den Smet, wahrscheinlich einem Brüggeling.

Unter den neuesten Schriftstellern über Flandern, welche der letzte Paragraph dieser litterarischen Einleitung bespricht, wird I. I. Raepsaet aus Oudenaerde besonders ausgezeichnet; sodann der der Kirche so feindliche, und im Interesse dieser Feindschaft die Geschichte entstellende Diericx und der Canonicus de Bast, der gerade die Anhänglichkeit an die Kirche bei seinen Forschungen nie vergessen hat.

Mit wahrem Vergnügen gehen wir von der Betrachtung dieser höchst unterrichtenden Recension der Quellen und Hülfsmittel für die ältere Geschichte Flanderns zu der Beschauung des ersten Buches der Staats- und Rechtsgeschichte Flanderns, welches einen Abrifs der politischen Geschichte bis 1305 enthält, über. Gerade die älteste Geschichte dieser Provinz nach der Völkerwanderung bis auf die Zeiten Karls des Kahlen bin, war bisher sehr im Dunkel, und hier finden wir in dem Dickicht wunderlicher Berichte, spärlicher alter Notizen und wuchernder späterer Fabeln zuerst einen schmalen Pfad zu einer wahren Geschichte der Grundlagen der ältesten flämischen Geschichte mit wenigen Zügen wie mit einer Mahlaxt angezeichnet.

Der erste Paragraph handelt von dem Lande, seiner Lage und Beschaffenheit, und von dessen Namen. Uns interessirt vornämlich, was über den Namen *Flandern* oder *Vlaendern* gesagt ist, welcher zum erstenmale in dem vom heiligen Andoënus um 678 geschriebenen Leben des Heiligen Eligius vorkömmt, wo es heifst: „der Heilige habe gepredigt in municipio Flandrensi i. e. Brugensi." Hier erscheint also Brugensis gewissermafsen als Uebersetzung von Flandrensis, und dies bestimmt uns einer Etymologie jetzt beizupflichten, welche Hr. Warnkönig als ihm von zwei Alterthumsforschern in Brügge mitgetheilt vorträgt, ohne sich entschieden dafür zu erklären: „Vlander oder Vlender heifst auf altflämisch eine *Brücke*, und so wäre St. Andoënus Bemerkung richtig, wenn er sagt municipium Flandrense i. e. Brugense: Flandern wäre das Land der Brücken, Brüggen. Jene Gegend, damals voll Moräste und Teiche, mufste deren so viele haben, dafs man es leicht darnach nennen konnte.

Paragraph 2. handelt von der Abstammung der Fläminger und von den Gauen des Landes. Als Urväter werden genannt: 1) *Menapier* ein germanischer Stamm, der die Diöcese von Doornick besetzte und bis Brügge und Oudenaerde in Flandern herein wohnte. Wenigstens in ihren südlicheren Wohnsitzen wurden die Menapier romanisirt. 2) *Moriner*, ein gallischer Stamm, der die Westgrenzen Flanderns südlich der Yser inne hatte. Die Wichtigkeit des Portus Itius führte in das Land der Moriner viel Verkehr; ohne Zweifel wurden auch sie romanisirt. 3) *Atrebatenser*, Nachbarn der Moriner; ein kleiner Ackerbau, Gewerbe und Handel treibender gallischer Stamm, dessen Wollfabriken schon bei den Römern mit Achtung genannt wurden.

Im Laufe des 4ten und 5ten Jahrhunderts wurden mitten zwischen diesen romanisirten Stämmen in Flandern wie in allen Grenzlanden gegen die Germanen eine Menge Colonisten germanischen Stammes angesiedelt. In Flandern waren diese Ansiedlungen besonders häufig

in den Küstengegenden; man nannte solche Colonisten: *Laeti* und sie scheinen von sehr verschiedener Abkunft gewesen zu sein. Schon Tiberius hatte Sueven in diese Gegenden versetzt, und der heilige Eligius fand noch bei Kortryk und Brügge Sueven, die ihre eigne Sprache redeten. Vorherrschend scheinen jedoch bald Sachsen geworden zu sein, die vielleicht über Meer dahin kamen, wie später die Normannen nach der Normandie, die Sachsen nach England, ja! der deutschen Sage nach, sogar zuerst an die Nordküsten Deutschlands. Die flämische Küste erhielt von diesen sächsischen Ansiedlern den Namen littus Saxonicum, und vor den Läten der Römer (suevischer, sächsischer, vielleicht auch nachher fränkischer Abkunft) zogen sich die romanisirten Menapier und Moriner weiter östlich und südlich zurück, bis Chlodwig in diese Gegenden vordrang und die ohnehin nun fast ganz von Germanen bewohnten flämischen Gegenden leicht dem fränkischen Reiche einverleibte.

Im fränkischen Reiche erscheinen nun die Landschaften auf dem rechten Scheldeufer in vier grofse Gaue getheilt: *a*) pagus Flandrensis oder das früher s. g. littus Saxonicum mit den Untergauen: *α*) Ysergau bei Nieupoort; *β*) eigentlicher Vlaendergau bei Brügge; *γ*) das Land Waes mit den 4 Ambachten.

b) Pagus Mempiscus oder Menapiscus mit den Untergauen: *α*) eigentlicher Menapiergau von Poperingen bis Tronchiennes bei Gent; *β*) Gentgau; *γ*) Thorwaldgau (Thorout); *δ*) Kortrykergau; *ε*) Doornickergau.

c) Pagus Adertisus, das Land der Atrebatenser mit den Untergauen: *α*) eigentlicher Adertisergau oder das Land Atrecht; *β*) das Ostrobant; *γ*) der Melenatensergau bei Douai; *δ*) der Pabulensergau bei Orchies und St. Amand.

d) Pagus Teruanensis, der flämische Theil des Morinerlandes mit den Untergauen: *α*) eigentlicher Teruanensergau; *β*) Land von Boulogne.

Wir haben dieses Schema der Landestheilung einfach wiedergegeben, wie es Hr. Warnkönig entwirft, können jedoch nicht umhin zu bemerken, dafs bei diesem Schema, wie der Verf. selbst hie und da andeutet, noch gar manches problematisch ist, und dafs der Hr. Verf. dabei eine sehr gute Vorarbeit hatte an einer Preisschrift des Grafen Friedrich van Bylandt, der er fast in allen seinen Angaben folgt.

Der dritte Paragraph: „Angabe einiger, im frühesten Mittelalter vorkommender, Orte" ist an sich wichtig genug, kann aber in dieser Anzeige übergangen we[rden]. Der vierte gedenkt der Einführung des Christe[n]thums in Flandern, was sich schon im 4ten Jahrhunde[rt] in diesen Gegenden verbreitet hatte, dann aber von d[en] germanischen Heiden wohl wieder hie und da zurüc[k]gedrängt, erst mit der Gründung von Benedictinerklö[s]tern in diesen Grenzgegenden recht festen Fufs fass[te]. Diese Klöster müssen zugleich „als die Gründer jed[er] Art von Cultur in Flandern angesehen werden. Ih[re] Leibeigenen und Leute (mancipia und hospites) sind e[s], welche die Wälder ausgerottet, die Sümpfe getrockne[t], den Sandboden urbar gemacht und die ältesten Pold[er] der See abgewonnen haben."

Endlich der fünfte Paragraph führt uns nun zu [der] ältesten politischen Geschichte Flanderns seit dessen Ei[n]verleibung in das fränkische Reich. Die Gauen und U[n]tergauen wurden natürlich verwaltet wie im ganze[n] Reiche von Grafen und Centgrafen, Amtleuten des K[ö]niges; allein die Sage hat sich an die Schicksale d[es] Geschlechts, welches später die Grafengewalt über a[lle] flämische Gaue als Markgrafengewalt besafs, besonde[rs] angeschlossen. Die Geburt und Jugendgeschichte de[s] zuerst in Flandern aus diesem Geschlecht ansäfsige[n] Mannes, des Lyderich, ist zu einem ganzen Roman bei[na]nahe ausgesponnen. Dieser erste Lyderich soll 690 n. Chr. gestorben sein, als Waldbote in Flandern. Dan[n] erwähnt die Sage einen zweiten Lyderich zum Jahr[e] 792, der ebenfalls Waldbote in Flandern durch Karl de[n] Grofsen geworden sein soll, und in Harlebeke residirte, während ihm durch eine andere Sage eine andere Ab[stam]kunft zugeschrieben wird. Lyderich II. soll 808; Ingel[]ram sein Sohn 823; Odoaker sein Enkel 836 gestorbe[n] sein; dieser Odoaker aber soll der Vater des erste[n] Markgrafen von Flandern, Balduins I, sein.

An allen diesen Sagen möchte nichts Wahres sei[n], als dafs in einem grofsen Theile Flanderns die Wald[]boten der fränkischen Könige zugleich die gräfliche Ge[]walt übten, und dafs sie zu Harlebeke residirten. „E[s] erhellt aus den Capitularien, dafs es unter Karl de[m] Grofsen Forestarii (Waldboten) gab. Im capitulare d[e] villis vom J. 800. heifst es nro. 10.: ut majores nostr[i] et forestarii et caeteri ministeriales regia faciant etc.; fer[]ner in einem capitulare von 813 nro. 18. de forestis: [u]t forestarii bene illas defendant, simul et custodiant bestia[s] et pisces. Unter Ludwig dem Frommen nennt Hincma[r] 840 zwei Waldgrafen. Dafs solche in dem mit Wäl[dern]

dern bedeckten Flandern an ihrer Stelle waren, bedarf keines Beweises."

Wir können uns nicht enthalten, hiezu noch eine Bemerkung zu machen. Die Germanen hatten ebenso wie die Scandinavier heilige Tempelgegenden, in denen alle Menschen und Thiere Frieden hatten mit Ausnahme der Raubthiere, und mit Ausnahme der zum Opfer bestimmten Thiere oder Verbrecher. Schon Möser stellte die Ansicht auf, diese Tempelgegenden seien nachher in königliche Besitzungen verwandelt worden; aus den die Tempel umgebenden gefriedeten Wäldern seien Bannforste geworden. Grimm pflichtet (Rechtsalterthümer S. 217) dieser Ansicht bei. Dafs aber in Flandern heilige Haine waren, zeigt der nicht weit nordwestlich von Harlebeke gelegene Thorwald oder Herwald, der wie offenbar der Name zeigt, dem Sachsengotte Thor geweiht war. Könnte nun nicht gerade die grofse Bedeutung der königlichen Waldboten in Flandern daher rühren, dafs hier in der früheren Zeit der heidnischen Sachsen und Sueven sehr ausgedehnte heilige Haine waren! Dafs also aus diesem Grunde hier die fränkischen Könige grofse Domanialforsten erhielten?

Balduin I. oder der Eisenarm, die erste historisch sichere Person in der Geschichte der flämischen Fürsten, scheint ein Sohn eines Missus dominicus in Flandern, Engilram, gewesen zu sein, den die Sage zu seinem Grofsvater Ingelram und zum Waldboten in Harlebeken macht. Engilram lebte noch 858. „Schon 842 aber wird Balduin mit dem eisernen Arme als siegreicher Vertheidiger der Küste Flanderns gegen die Normannen genannt." — — „Die harlebekischen Waldgrafen hatten nur einzelne Gauen unter sich. Der tapfere Sohn des Mifsus, besonders geeignet zur Vertheidigung der Grenzen, erhielt, *nachdem er Karls des Kahlen Eidam geworden*, die Markgrafschaft über alle anderen Grafen, die sich alsbald in blofse Burggrafen (Vicecomites et Castellanei) verwandelt sahen. *Flandern hat also vor Errichtung der Markgrafschaft keine Provinzialgeschichte.*" —

(Der Beschlufs folgt.)

LIV.

Geschichte Tarons von Zenob dem Syrer. Venedig, 1832, 8. *Armenisch.*

Johannes des Bischofs von Mamikonich Geschichte Tarons. Venedig, 1832, 8. *Armenisch.*

Um den mittlern Flufslauf des Osteuphrat liegt Taron, des Tacitus (*Ann. XIV,* 24.) *regio Tauraunitium*, eine der bedeutendsten und reichsten Provinzen Altarmeniens. Mit den Worten seines Geschichtschreibers (*Zenob. p.* 49) ist „Trefflich das Land und von süfsen Lüftchen durchweht sein Gebiet, wasserreich und eben, und auf den Bergen rings zahlreiche Burgen. Kräuter trägt es und strömt von Honig, und wie dort auf die Hebräer das Manna vom Himmel herabstieg, so steigt es auch hier in unserm Lande auf die Wälder herab, süfser denn Honig und wird Gafsapen geheifsen. — Kurz diefs Land ist alles Guten voll, glücklich und gesund" Dort siedelte sich anderthalb Jahrhunderte v. Chr., unter dem ersten parthischen Könige Armeniens, Vagharschak, von ihm damit belehnt, eine Colonie Hindus an, die nach einem mifslungenen Anschlag auf ihren Fürsten das Vaterland hatten fliehen müssen. (*Zenob. p.* 35.) Dafs aber bei dieser Angabe keine, im Alterthum so häufige, Verwechselung der Hindus mit den Arabern Statt habe, zeigen die überlieferten Namen, die rein indisch sind. So heifsen z. B. die beiden Führer, zwei Brüder, Demetr-Devamitra (sanskr. Gottfreund) und Gisane-Krischna oder Kesin (sanskr. der Lockige), welches letztere um so mehr pafst, da des reichen Haares Gisane's ausdrücklich erwähnt wird. Wahrscheinlich haben wir hier eine Buddhistensiedlung, und zwar, so weit bis jetzt unsre Kunde reicht, die am weitesten gen West vorgerückte.*) Uebrigens liegt eine solche Einwanderung ganz im Geiste der armenischen Geschichte; denn seit nach der Sage Noah sich auf den Hochgebirgen Armeniens niederliefs, war diefs Land, vermöge seiner geographischen Stellung, stets eine Warte, zu der die Schiffbrüchigen aller Nationen und Religionen hinsteuerten, so dafs, bis auf die neuesten Zeiten, kaum ein Volk Asiens sich findet, das nicht dort seine Kinder ausgesetzt. — Neben den andern vaterländischen Göttern wurden mit der Zeit auch jener Demetr und Gisane von ihren Nachkommen angebetet und ihnen Statuen errichtet. Als drauf Gregor der Erleuchter das Christenthum einführte, widersetzten sich die Hindus, während schon das übrige Land bekehrt war, und duldeten den Tod für ihren alten Glauben. Wo die Tempel des Demetr und Gisane gestanden, wurden Kirche und Kloster errichtet, denen auch die Tempelgüter blieben, wie denn in Armenien das Christenthum durchweg sich sowohl der Plätze als der Besitzungen des frühern Cultus bemächtigte. Zum Abte des Klosters und Bischof der Provinz ward Zenob der Syrer ernannt, der auf die Bitte einiger syrischen Bischöfe und von Gregor beauftragt, die Kämpfe mit den Hindus und einen Einfall der kaukasischen Hunnen, der ebenfalls in Taron entschieden ward, in einem Briefe syrisch beschrieb und diesen später, (sh. *p.* 19) mit einigen einleitenden Schreiben vermehrt, armenisch edirte. So entstand unser Buch, das neben diesen für die Geschichte Armeniens sowohl als der frühern Kirche äufserst wichtigen Ereignissen noch viele für ganz Asien interessante Notizen enthält. So, wenn die Hephthaliten,

*) Zenob sagt p. 36: Die indischen Stämme, unwillig zum Christenthum bekehrt, hätten im Geheim ihre heidnischen Gebräuche beibehalten und zum Erkennungszeichen den Knaben nur ein Büschel Haare auf dem Kopf stehen lassen. Offenbar buddhistische Tonsur. Eine Frucht des Buddhismus scheint auch zu sein, dafs in dieser Gegend vorzüglich das Einsiedler- und Mönchsleben blühte.

diefs den Persern im fünften Jahrhundert so furchtbare Volk, schon als im dritten Jahrhundert n. Chr. existirend erwähnt werden, ja von einer griechisch geschriebenen Geschichte derselben die Rede ist, so dafs sie also bereits damals eine bedeutende Macht gebildet haben müssen.

Zenobs Nachfolger im Bisthum waren es auch als Schriftsteller. Sie, achtzehn an der Zahl bis in das sechste Jahrhundert, schrieben in 28 Büchern nieder, was irgend in ihrer Provinz geschehen; denn darauf hatte Gregor schon Zenob beschränkt, damit er dem königlichen Historiographen nicht ins Amt falle. Das aber geschah, weil sie sämmtlich Syrer waren, syrisch. Dadurch kam es denn wohl, dafs, als der 20ste Abt Thaddaeus die Syrer aus dem Kloster, das unter ihm 388 Mönche zählte, verbannte, auch jene Schriften verschwanden. Unser Johannes, der 35ste Bischof, fand sie zwar zu Edessa wieder und übersetzte sie, um die Lücke zwischen Zenobs und seiner eigenen Geschichte auszufüllen; gleichwohl sind sie später wieder verloren gegangen, was um so mehr zu bedauern ist, da die Mamikonier, ebenfalls ein aus dem Osten eingewanderter Stamm, der seit Tirdat Taron als Erblehn besafs, in Armeniens Geschichte eine der wichtigsten Rollen spielen. Johannes selbst (gegen 640) umfafst die Zeit von der Vertreibung Chosru des Zweiten aus Persien (590) bis zum ersten Einfall der Araber in Armenien (637). Zuvörderst beschreibt er den thätigen Antheil des greisen Fürsten von Taron, Muschegh, an der Wiedereinsetzung Chosru's, und darin stimmt er ganz mit Firdewsi, der jenen Musil *) nennt. Von neuem also erhellt, welch vortreffliche Quellen diesem grofsen Epiker für sein Schahnameh zu Gebot stehen mufsten. (M. sehe die kalkuttaer Ausgabe von 1829, Bd. 4, *p.* 1903, 1927 u. f.) — Nach Mauritius Ermordung (602) tritt Chosru als sein Rächer gegen Griechenland auf und ladet auch Muschegh zur Theilnahme am Kriege ein. Die Verweigerung giebt Anlafs zu fünf Feldzügen, die die Taronenser unter fünf aufeinander folgenden Heldenfürsten sämmtlich glücklich abschlagen, bis sich beide Partheien geschwächt, unmittelbar vor Chosru's Tod, zum Frieden bequemen. Gewifs aber haben diese Niederlagen nicht wenig beigetragen, die äufserlich so prangende, innerlich morsche, Herrlichkeit des damaligen Sassanidenreichs zu untergraben und es Heraklius, später den Moslemen, als leichte Beute in die Hände zu spielen. Der fünfte Fürst endlich, Tiran, erliegt mit dem ganzen Lande dem Schwerte der Araber.

Sind nun unsre beiden Bücher interessant von Seiten des Stoffs, so gewinnen sie noch ein neues Gewicht durch die Art der Darstellung. Denn die Litteratur der Armenier, weil sie erst durch das Christenthum hervorgerufen ward und dieses zugleich griechische Bildung mitbrachte, hat sich in der Mehrzahl ihrer Erzeugnisse fast ganz des orientalischen, im Volke trotz des Christenthums fortdauernden, Geistes entäufsert und eine griechische, christliche oder aus beiden gemischte Farbe angenommen. So scheint mir Moses Chor. vorzüglich das Griec[hen]thum, Elisanus das Christenthum zu repräsentiren. Zenobs [und] Johannes Schriften dagegen tragen an vielen Stellen das Gep[räge] des ursprünglichen Volksgeistes, nicht etwa weil sie we[niger] eifrige Christen waren als jene, sondern weil der Charakter [der] Thaten, deren Augenzeugen und Theilnehmer sie waren und [die] sie beschrieben, auch an der Darstellung haften blieb. E[r ist] roh und kräftig, ein Abbild der wilden Bergnatur des La[ndes]. Man höre folgende Scene aus dem Kampfe gegen die H[eiden] (Zenob *p.* 29): „Als nun beide Seiten sich verstärkt h[atten,] liefsen sie die Kriegstrompeten erklingen und stürmten, je[der] Mann wider seinen Gegenmann. Zuerst siegten die Sch[aaren] der Armenier über die Götzenpriester. Doch der Fürst [von] Haschteanch, aus demselben Geschlechte des Demetr, der [in] dem Heere der Armenier war, trennte sich von ihnen mit [...] hundert Männern, zog auf die Seite der Götzenpriester u[nd be]gann wider die Fürsten der Armenier zu schlagen. Wie [das die] armenischen Krieger sahen, erschlafften sie und wurden [zu Bo]den geschmettert. Denn also siegreich war dieser Mann des Krieges kundig und kräftig, dafs die gesammten F[ürsten] Armeniens vor ihm erbebten. Und er begann schonungslo[s Blut]ströme hervorzulocken; und alle Schaaren erhoben Geschr[ei zum] Fürsten von Synich. Da stöfst der einen Schrei aus und s[pricht:] Ho Wolfsohn, gedenke der Sitte deines Vaters und keh[re zu]rück zu selbigem Leichenfrafs. Doch jener spricht: Ho[...] kind, übermüthig bist du geworden durch die Fittige; a[ber wenn] du in den Strick der Schlinge fällst, zeig' ich dir meine [...]. Da ertrug der Fürst von Synich die Schmähung nicht, [stürzte] auf ihn, schlug mit dem Streithammer auf den Helm, [trennte] ihn ab von den Schaaren und trieb ihn flüchtig über de[n Flufs] auf die Südseite. Und als er ihn bis gegenüber den sen[...]len gejagt hatte, warf er ihn durch einen Stofs vom R[osse,] stieg ab und schnitt mit dem Messer sein Haupt ab. Den [Leib] aber stürzt er jählings in den Abgrund und spricht: [...] werden dich die Geier und erfahren, dafs ein Adler den [...] erschlagen. Und er selbst kehrte zurück. Drum wird [...] der Ort „die Adler" geheifsen."

Noch bestimmter tritt dieser Geist bei Johannes herv[or, na]mentlich in einem schauerlichen Triumphgesang, den die [Arme]nier über den Leichenhaufen der, vorzüglich durch den Warafs erschlagenen, Perser anstimmen (*p.* 42): „Es fr[afs das] Gethier die Aeser und Leichen von Warafs und ward [...]. Der Marder frafs und schwoll an wie ein Bär, und da[...] ward stattlicher denn der Leu. Der Wolf, denn er [...] fräfsig, platzte; und der Bär, denn was er speist, blei[bt] bei ihm, starb vor Hunger. Die Geier, denn sie waren [...] safsen und vermochten sich nimmer aufzuschwingen. [...]ten, denn reichlich trugen sie ein in ihre Höhlen, liefsen [die] Füfse ab." Ueberhaupt entrollt uns Johannes von den [Kämpfen] mit den Persern ein lebendiges, oft grausenhaftes Kampfg[emälde,] zu dem Arglist und ritterliche Tapferkeit, christliche E[rgebung] und erbitterte Grausamkeit die Farben geben.

Otto Wilm[...]

*) Ursprüngliches l wird im Armenischen meistens gh, wie ein gleicher Uebergang auch zuweilen im Lateinischen hervortritt. Z. B. palaj, Sanscr. (bei uns noch f l i e h e n mit l) == fugio, Lat. == phachea, Armen. (3. pers. praet.) — nila, Sanscr. == niger, Lat. U. a. m.

№ 57.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

1. *Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre 1305 von Leopold August Warnkönig.*
2. *Collection de documens inédits par L. P. Gachard.*

(Schlufs.)

Der Paragraph 6 giebt einen Ueberblick über die flandrische Geschichte von Balduin I. bis zum Tode Arnulphs des Grofsen 865 — 964. Die Geschichte Flanderns „beginnt mit der Entführung der Tochter Karls des Kahlen, der schönen Judith, welche seit 858 Wittwe des englischen Königes Aithelwulf (Ethelwolf) mit Balduin, der sich am königlichen Hofe in Senlis aufhielt, von ihrem Bruder Ludwig begünstigt, entwich und sich heimlich trauen liefs"; — denn nach kurzem Zürnen, und nachdem sich selbst Pabst Nicolaus des tapferen Vertheidigers der Christenheit gegen die Normannen angenommen, „wurde Balduin feierlich mit Judith in Auxerre vermählt, und mit einer ausgedehnten Markgrafschaft als nunmehr zur königlichen Familie gehörend, belehnt. Von der südlichen Grenze der nachherigen Grafschaft Boulogne bis an die Schelde dehnte sich eine „monarchia" aus, die von dem vorzüglichsten Küstengau Flandria genannt wurde". Da die Erblichkeit des Lehens dieser Markgrafschaft (wahrscheinlich weil sie eben dem *Schwiegersohn* des Königes als eine Art Ausstattung ertheilt war) von Anfang an feststeht, so folgte auf Balduin I. sein Sohn Balduin II. der Kahle bis 918. Dieser theilte seine Besitzungen, denn er hatte zwei Söhne: Arnulf und Adolf; jener erhielt die Markgrafschaft mit Ausnahme des ehemaligen Morinerlandes, welches Adolf zufiel. Arnulf erhält von den Geschichtschreibern den Beinamen des Alten, weil er, seinen Sohn überlebend, im hohen Alter die niedergelegte Regierung wieder aufnahm. Er regierte bis 964, dazwischen aber war sein Sohn Balduin III. von 958—961 Mitregent gewesen. „In die Zeit seiner Regierung fällt eine für die Unabhängigkeit des Landes gefährliche Grenzveränderung der Grafschaft. Nämlich Otto I, deutscher Kaiser, Nachfolger Heinrich I. in der Landeshoheit von Lothringen, bemächtigte sich, wie es scheint 941, einer Landesstrecke auf dem linken Ufer der Schelde von Gent bis Bouchout, und schlug sie zum deutschen Reiche. Zur Bewachung dieses von ihm s. g. Ottogaues, der einen Theil des Pagus Gandensis, das Land Waes mit seinem Anhange, den 4 villae, begriff, legte er zunächst der Abtei von St. Bavo ein Castellum an, von welchem aus er einen Canal, die s. g. Ottogracht, fossa Ottoniana, bis in den unter dem Namen des Hont bekannten Arm der Schelde gezogen haben soll *). — Der erste Graf von Gent, dem auch das Land von Allost oder Aelst zum Lehen gegeben wurde, war Wichmann, aus dem sächsischen Hause Billung".

Auf Arnulf I. folgte dessen Enkel Arnulf II. minderjährig. König Lothar von Frankreich entrifs ihm das Morinerland (Adolf war 943 kinderlos gestorben) und das Land Atrecht. „Einen Theil gab der König zurück; für die anderen leisteten die Grafen von Boulogne, Guines und St. Pol den Vasalleneid", wie Hr. Warnkönig im 7ten Paragraph, welcher die Zeit 964—1070 umfafst, berichtet. Auf Arnulf II. folgte 988 sein Sohn Balduin IV, Schönbart. Im Beginne seiner Re-

*) Der ganze 17te Paragraph enthält eine Untersuchung der Streitfrage vom Ottonischen Canal. Das Resultat, was Hr. Warnkönig gewinnt, ist folgendes: „Wir sind geneigt, die durch die Tradition bestätigte Existenz des Ottonischen Canals anzunehmen, um so mehr, da in dem steinarmen Lande, wo noch jetzt nur Gräben die Grenzen privatrechtlicher Besitzungen bilden, nichts natürlicher war, als die Ziehung einer Fossa. Dafs sie schiffbar gewesen, wird nirgends gesagt, und so konnten sich die Spuren derselben um so leichter verlieren, als sie nicht mehr von grofser Bedeutung war, nachdem die Grafen von Flandern auch den Ottogau vom Reiche zum Lehen erhalten hatten".

gierung hatte dieser mit Eilboto, dem Vicecomes von Kortryk, zu kämpfen, der als Reichsgraf auftreten, und den Markgrafen auf die Stellung der Waldboten von Harlebeke zurückdrängen wollte. In die Regierung Balduins IV. fällt auch der Anfang des Lehensnexus Flanderns mit dem deutschen Reiche, denn Balduin erhielt 1007 von dem Könige von Deutschland die zeeuwischen Inseln. Auf Balduin IV. folgte 1034 oder 1036 sein Sohn Balduin V. von seiner Vorliebe für Lille Insulanus genannt. In die Kriege seiner Verwandten, der Herzoge von Niederlothringen, mit dem Könige in Deutschland verwickelt, wird Balduin V. 1046 „durch die List eines gewissen Lambert, Meister der kaiserlichen Burg in Gent, so wie der Veste von Eenham, und nachdem der langjährige Krieg günstig für ihn geendet (1057), erhält er die Burg von Gent, den ganzen Ottogau und das Aelster Land, so wie die zeeuwischen Inseln zu Lehen; so dafs seitdem die Grafen von Flandern immer Vasallen des Reiches blieben. Allost und Waes hatten indefs, als Afterlehen des Grafen, die Nachkommen der Grafen von Gent zu Herrn, und die zeeuwischen Inseln in gleicher Eigenschaft die Grafen von Holland. Von nun an gab es ein *neustrisches* und ein *austrasisches* Flandern, oder Flandern unter der Krone und Reichsflandern (la Flandre sous la couronne et la Flandre imperiale)."

Nachdem wir so im Auszuge gezeigt, wie allmälig die Territorien, die später zu Flandern gehört, oder mit dieser Grafschaft in politischer Beziehung gestanden haben, zusammengekommen sind, überheben wir uns der Verfolgung dieser Specialgeschichte im Einzelnen. Hinsichtlich der früheren eben durchgegangenen Zeit wird also als Verdienst Hrn. Warnkönigs vornämlich anzugeben sein, dafs er auf das Sorgfältigste gesammelt, das Gesammelte gesichtet, die Resultate für die Gaueintheilung nun deutschen Gelehrten leichter zugänglich gemacht, die Verhältnisse Flanderns zu Deutschland mit besonderer Rücksicht behandelt hat.

Dasselbe wird sich auch als weiteres Verdienst für die Folge des Buches hauptsächlich angeben lassen. Uns Deutschen hat er eine grofse Menge in Monographieen oder seltenen oft kaum in Flandern selbst zu erlangenden Schriften niedergelegte Untersuchungen in ihren wesentlichen Resultaten bekannt gemacht; den Niederländern hat er mit dort in diesem Mafse seltener Unbefangenheit ihren historischen Reichthum theils gesichtet, theils dessen tüchtigere Verwendung sie erst seh lassen.

Einen Punkt jedoch müssen wir noch speciell hervorheben, nämlich den Tod Karls des Guten, inde des Refer. Darstellung in seiner niederländischen G schichte sich der Darstellung des Meyerus und aller ih für seine Bearbeitung zur Hand seienden Historiker a schlofs, Hr. Warnkönig aber, gestützt auf eine Abhan lung über diesen Gegenstand in den Actis Sanctor (Martii Tom. I. p. 158.) darthut, dafs sich die Chr nisten und die ihnen folgenden Historiker einen er in persona oder vielmehr nur in dem Namen der beth ligten Familie haben zu Schulden kommen lassen. W können im Augenblick nicht streng entscheiden, ob wi lich die Auffassung der Bearbeiter der Acta Sanctorum üb allen Zweifel zu stellen ist, halten es aber einstweil für Pflicht der Gerechtigkeit, das Resultat dieser Au fassung, wie es der Hr. Verf. S. 134 in der Note gie mitzutheilen: „die Tradition und die Chronisten schr ben der Familie de Stratis den Mord Karls zu (und denn auch Leo p. 38). Dafs dies irrig und eine Ve wechslung der zwei Familien sei, durch deren Feh die Greuelthat veranlafst worden, haben die Bearbeit der Acta Sanctorum auf das überzeugendste bewiese Die Mörder waren Söhne und Enkel Erembalds, gewe senen *Burggrafen* von Brügge, eines Mannes von u *freier Herkunft*, der, nachdem er seinen Herrn, de Burggrafen, ermordet, seine Wittwe, mit der er im Ehe bruch gelebt hatte, heirathete. Diese Abkunft der Erem balde erklärt ihren Hafs gegen den Grafen, indem ihr Schande an den Tag kam, wenn des Probstes Nicht keine 12 compurgatores fand. Sie waren aus dem Ad verstofsen, aller Lehen und Güter verlustig." Die Mor geschichte selbst wurde nachher zur Sage verarbeit und der Fluch über die Mörder ist noch am Ende d 18ten Jahrhunderts jährlich öffentlich in der Kirche Brügge ausgesprochen worden.

Von noch weit gröfserer Wichtigkeit als der kur Abrifs der Specialgeschichte Flanderns bis 1305 ist d im zweiten Buche gegebene Darstellung von Flander geselligem und rechtlichem Zustande im dreizehnten Jah hundert; diese Darstellung duldet aber durchaus keine Auszug, denn wollten wir uns auch auf die Hervorh bung entweder des Flandern in specie Eigenthümliche oder andererseits auf die des Allgemein-Deutschen, Flandern sich wiederfindenden beschränken, immer wü

den wir zu Erörterungen geführt werden, die die Grenzen dieser Anzeige weit überschritten. Ohnehin wird, wie wir nochmals wiederholen, kein deutscher Geschichtsforscher, und keiner der für das Studium des deutschen Rechts bemüht ist, dies Buch entbehren können. Man wird aus keinem anderen Werke ein klareres Bild erhalten der Hervorbildung der Verfassungs- und Verwaltungsformen im 13ten und 14ten Jahrhundert aus der alten Gauverfassung, als durch diese Arbeit über ein Territorium, dessen Verhältnisse in der genannten Zeit von dem im Lande selbst um deren Kunde Bemühten und mit den allgemeinen Fortschritten deutscher Rechtskunde Vertrauten noch so in allen Einzelnheiten wieder gefunden werden konnten.

Wir fügten der Anzeige dieses Werkes unter Nro. 2. den Titel einer freilich erst begonnenen aber höchst lesenswerthen und inhaltreichen Sammlung bei, deren Herausgeber sich ein ähnliches nur etwas beschränkteres Ziel gesetzt zu haben scheint, als unser durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn gleich ausgezeichneter, um die deutsche Geschichte höchst verdienter Landsmann, Hr. Hauptmann von Ledebur, bei seinem allgemeinen Archiv für die Geschichtskunde des preufsischen Staates. Aufser einer Abhandlung über das Archiv von Doornick und einer zweiten über das Archiv von Brügge enthält der erste Band noch eine dritte eben so anziehende als gründliche Abhandlung über die Verfassung der östreichischen Niederlande vor 1794, und sodann aufser 6 bisher ungedruckten Urkunden aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert eine ganze Reihe bisher ebenfalls unbekannter Documente für die Geschichte Karls des Kühnen, Karls V, Margaretha's von Oestreich, der Statthalterin Königin Maria, Philipps II, Don Juan's d'Austria, und der Infantin Isabelle.

Der zweite Band enthält wieder zwei Abhandlungen über die Archive von Antwerpen und Mecheln; sodann 104 ungedruckte Urkunden zur Geschichte der beiden letzten Herzoge von Burgund, Philipps des Guten und Karls des Kühnen.

Heinrich Leo.

LV.

Chr. Jul. Branifs: System der Metaphysik. Breslau 1834. 373 S. 8.

Der Hr. Verf. unterscheidet einen absoluten und relativen Anfang der Philosophie. Unter jenem versteht er die erste geschichtliche Entwicklung der Speculation, unter diesem jede ihr folgende und mithin durch sie schon bedingte. Soll nun die Einleitung in eine Philosophie gemacht werden, so kann dies, wie er meint, durch *Kritik* eines schon bestehenden Systemes geschehen. Für die Stellung des neu auftretenden Systemes ist diese Ansicht die richtige, sobald seine Kritik gegen das System oder gegen die Systeme sich wendet, welche als das *letzte* Resultat der geschichtlichen Bildung der Philosophie anzusehen sind. Denn indem eine Philosophie zur wirklichen Existenz gelangt, mufs sie in Bezug auf die schon erkannte Wahrheit ihre Einheit mit den früheren Philosophieen, wie in Bezug auf das Neue, was sie enthält, ihren Unterschied von denselben darlegen können; sie wird sich zu rechtfertigen wissen durch Widerlegung des Unwahren in ihnen, jedoch in der Polemik durch Bestätigung des Wahren in ihnen zugleich sie selbst rechtfertigen, denn ohne das Wahre irgendwie in sich zu enthalten, würden sie nicht Philosophie gewesen sein. Soll nun eine solche Betrachtung gründlich werden, so schickt sie das Nachdenken unfehlbar in die gesammte Geschichte der Philosophie hinüber, weil in dieser allein der befriedigende Aufschlufs über den Zusammenhang der Systeme sich ergeben kann, da offenbar ein jedes über sich bis zu dem ersten, dessen die Geschichte sich erinnert, hinausweis't. In unserer philosophischen Literatur sind nun das Schellingsche und Hegelsche System unstreitig diejenigen, die in frischer Lebendigkeit existiren. Die Ansätze zu anderen Bildungen, welche unsere Literatur in den Versuchen von Weifse, Fichte u. A. zeigt, haben sich noch zu wenig consolidirt, noch nicht ausführlich und entschieden genug dargestellt, als dafs sie schon in diesen Kreis gezogen werden könnten. Für ihre Begründung haben sie aber die Nothwendigkeit erkannt, das Schellingsche und Hegelsche System zu widerlegen, denn das Kantische und im Zusammenhang mit ihm das Fichtesche ist bereits durch Schelling und Hegel widerlegt. In der Philosophie ist dies gewifs ein eben so unbestrittenes Factum, als es ein unbezweifelbares Factum ist, dafs noch viele Kantianer existiren. Der Verf. behauptet nun, welches von den bestehenden Systemen die Kritik ergreife, sei *gleichgültig*, wenn die Wahl in Bezug auf das neu auftretende System nur *zweckmäfsig* sei; für seinen Zweck sei ihm die Kritik des Kantischen Systems am angemessensten erschienen. In so

löblicher Weise diese nun auch von ihm gegeben wird, so ist sie doch müfsige Wiederholung dessen, was Schelling im Niethammersch-Fichteschen Journal (zusammengedruckt in den philos. Schriften) bereits am Ende des vorigen Jahrhunderts geleistet hat. Der Vf. darf daher von seiner Kritik gar keinen Erfolg hoffen; hätte er dagegen eine Kritik der oben genannten Systeme unternommen, die sich ihm aus der Zeit mit *Nothwendigkeit* aufdrängten, so würde er das dermalige Interesse des philos. Publicums getroffen haben. Dafs er jene Kritik *willkürlich* zum Ausgangspunkt gemacht, äufsert sich besonders auch darin, dafs er im Verlauf der eigentlichen Deduction hauptsächlich gegen Bestimmungen der Hegelschen Logik gerichtet ist; er scheint also selbst das Bedürfnifs einer solchen Verknüpfung gehabt zu haben und somit sich selbst zu widerlegen.

Auch geht der Verf. zu einer Darstellung des durch den Kriticismus veranlafsten *höheren Selbstbewufstseins* fort d. h. er stellt das Erkennen dar, wie es den Gegensatz des Sub- und Objectiven auf dem Gebiet der sinnlichen, verständigen und vernünftigen Wirklichkeit überwindet. Im Einzelnen kommen darin recht gute, scharfsinnige Andeutungen vor, z. B. über das Gedächtnifs; im Ganzen ruft uns die Entwicklung die Weise der Fichteschen Wissenschaftslehre und des Schellingschen Systems des transcendentalen Idealismus zurück. Wenn nun die Speculation seit jener ewig denkwürdigen Zeit der Gährung die Momente, die in den genannten Werken durcheinander geschlungen sind, gesondert hat, ohne doch die innere Einheit zu verlieren, so müssen wir es unbedingt für einen Rückschritt erklären, wenn der bestimmte Unterschied des Phänomenologischen und Psychologischen wieder vernichtet wird. Der Verf. hat in seiner Darstellung die Form der Hegelschen Phänomenologie nachgeahmt: das Bewufstsein macht die *Erfahrung* seines Wesens; Schritt vor Schritt erweitert sich ihm die Aussicht, bis es auf dem Gipfel des unbedingten Wissens und Handelns anlangt. Aber zugleich sind die psychologischen Bestimmungen in diesen Stufengang verflochten. Hier die Uebersicht dieser Vermischung: I. Sinnliche Wirklichkeit: *a*) Empfinden, *b*) Wahrnehmen, *c*) Begehren. II. Verständige Wirklichkeit: *a*) Vorstellen, *b*) sub- und objectives Vorstellen (Gedächtnifs, Einbildung, Sprache, Denken, Glückseligkeit, Wollen), *c*) Erkennen und Handeln (Ei[genthum], Arbeit u. s. f.). III. Vernünftige Wirklich[keit]: *a*) das absolut Wahre als absoluter Zweck, *b*) das [ab]solute Wissen, *c*) das absolute Handeln.

Wir hätten nun schon zwei Einleitungen: die [Kri]tik des Kriticismus und die Entfaltung des sich [zur] Welt erkennenden Bewufstseins. Allein ohne w[eiter] daran anzuknüpfen, folgt erst S. 127 der wirkliche [Ein]gang in die Philosophie „als wissenschaftliche Dar[stel]lung des *vernünftigen* Denkens." „Das Denken [tritt] hier *unmittelbar* als *freies*, seine Bestimmungen [aus] sich *setzendes* Denken auf. — Die freie Position [der] Idee ist Anfang der Philosophie." Dies Setzen ist [eine] Forderung und „die Philosophie setzt die Vollz[iehung] dieser Forderung behufs ihrer Möglichkeit voraus." [Die]ser Begriff des Denkens hat denn doch wohl durch [die] frühere Darstellung vermittelt werden sollen; da er nicht als das bestimmte Resultat eines phänomen[ologi]schen Fortganges gefafst wird, so nimmt er den [Cha]rakter des *Postulates* an. Hier scheint uns die H[egel]sche Phänomenologie in ihrem Verhältnifs zur [Meta]physik durchaus im Vortheil zu sein, weil sie mi[t der] Gleichheit des Seins und Denkens endigt und in [der] Identität alle Voraussetzung aufhebt; der Gegens[atz ist] verschwunden und das Bewufstsein bewegt sich in [un]getrübter Einheit mit der Wahrheit. Weil man d[en] Anfang, auf den Hegel im Beginn der Logik ausd[rück]lich zurückweist, entweder vergifst oder ignorirt, kann man ungeschickt und unwahr genug in dem [rei]nen Sein ein reales Sein finden wollen, dem das [Den]ken jenseitig bleibt; mit welcher Procedur man das [Den]ken wieder zum Bewufstsein gemacht und die [ganze] Arbeit der Phänomenologie beseitigt hat.

Der Verf. mufs daher auch hier wieder einen [dop]pelten Anfang machen. Da er den Hegelschen A[nfang] der Philosophie verwirft, der zugleich eine Analy[se des] Begriff des Anfangs als solchen ist, so ist ihm [nichts] übrig, als unter diesem Standpunkt zu bleiben. [Es sind] dies die beiden Sätze: 1) das *Denken* constituir[t sich] zum *freien* Denken; 2) das freie Denken als d[as un]mittelbar vernünftige ist *absolutes Thun*. Betracht[en wir] diesen Anfang näher, so haben wir, nur mit a[nderem] Ausdruck, im ersten Satz die Fichtesche Thesis: Ich; als sich selbst setzendes ist Ich absolutes S[...]

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 58.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Dr. Jul. Branifs: System der Metaphysik. Breslau 1834.

(Fortsetzung.)

Da nun aber der Verf. die Entzweiung des Ich mit dem Nichtich vermeiden will, so giebt er dem Denken im zweiten Satz auch absoluten Inhalt; d. h. er stellt sich darin auf den Standpunkt der Schellingschen Philosophie, welche den Gegensatz des Sub- und Objectiven durch die intellectuelle Anschauung der absoluten Identität aufhebt. Indem das Denken als freies im Setzen seiner selbst absolute Handlung ist, so resultirt aus dem Begriff des Denkens selbst zunächst der des absoluten Thuns. Die Idee ist nach Hrn. Br. die Entwicklung dieses reinen, vernünftigen, sich in sich bewegenden Denkens.

Nun könnte man glauben, den Anfang der Philosophie erreicht zu haben, denn die Vernunft selbst ist erreicht. Allein es zeigt sich, da dem Denken auch ein Inhalt von Aufsen gegeben werden kann, worin es sich unfrei verhält, dafs die Philosophie in sich selbst auseinanderfällt, in eine absolute und in eine relative. Die eine enthält den Begriff der *Idee* als *Idealphilosophie* oder *Metaphysik;* die andere den der *Erscheinung* der Idee als *Realphilosophie.* Allerdings haben beide wesentlich denselben Inhalt; indessen ist die eine nur vom dem Denken der Idee, die andere aber auch von der Empirie der gegebenen Thatsachen der Erscheinung abhängig. Diese Trennung ist in der Bildung der Philosophie schon so oft dagewesen, dafs es uns nicht wundert, sie jetzt einmal wieder erneuet zu sehen. Wäre sie nur auch so philosophisch, als sie leicht und populär ist! Hr. Branifs unterscheidet die *Logik* von der Metaphysik. Diese ist ihm die ganze Philosophie, insofern die Idee absolut in sich selbst als das Wesen der realen Welt erfafst wird; die Logik (von der er 1830 eine besondere Darstellung gab) ist ihm zunächst die Beschreibung des Denkens als der *Form*, unter welcher das Sein gewufst wird. Das Sein ist nach ihm ursprünglich von dem Denken, das Denken vom Sein unabhängig; die höchste Stufe der Logik, die des Vernunftbegriffs, gelangt nur zur gegenseitigen Bestimmung, nicht zur Identität des Seins und Denkens, wogegen nämlich in der sinnlichen Logik das Denken vom Sein, in der Verstandeslogik das Sein vom Denken einseitig bestimmt wird. Die Vernunftlogik enthält daher auch den Begriff der Construction als der Methode für die Darstellung der Idee, worin Sein und Denken sich wechselseitig durchdringen. Die Logik fällt offenbar in die Realphilosophie und auch die Metaphysik bestimmt das Denken S. 362 ausdrücklich als eine formale Thätigkeit des denkenden Subjectes, welche das Sein und Denken aufeinander bezieht. Dafs der Verf. bei einem solchen Begriff vom Denken zu einer Metaphysik, worin doch das Wesen der Dinge gedacht, somit der Gedanke als das Wesen erkannt werden mufs, den Muth hat haben können, ist zu bewundern. Wenn diese nun als Wissenschaft des Unbedingten den Begriff Gottes, den der Schöpfung, der Materie, des organischen Lebens und des Geistes entwickelt, so sehen wir nicht wohl ein, wie aufser ihr noch eine wirklich *philosophische* Wissenschaft möglich sein soll, da ja eine jede andere Wissenschaft Wissenschaft des *Bedingten* sein mufs, Speculation aber nur Wissen des Unbedingten sein soll. Die Realphilosophie soll doch den philosopischen Charakter nicht ganz einbüfsen und trockene Empirie werden? Es soll ja in ihr die *Verwirklichung der Idee* erkannt werden. Würden die Bestimmungen von Gott, vom Schaffen, von der Materie u. s. f., welche die Metaphysik des Verfs. im Allgemeinen andeutet, wohl *andere* sein können, als sie sind, wenn sie mehr in das Besondere hinein entwickelt, wenn sie schärfer bestimmt worden wären? Doch wohl nicht. Ist daher der Unterschied zwischen der Ideal- und Realphilosophie nicht leer? Mufs nicht die Realphi-

losophie, um das Wesen ihrer mannigfaltigen Erscheinungen offenbar werden zu lassen, ganz in die Idealphilosophie hineinschwinden? Im Hegelschen System ist das Logische, Natürliche und Geistige qualitativ von einander geschieden und doch durch Gott, als den absoluten Geist, aus der qualitativen Differenz zur lebendigen Einheit zurückgenommen, denn er ist der Heilige, der in der Geschichte des menschlichen Geistes sich manifestirt, der Schöpfer, der die Natur hervorbringt, der Logos, der in dem stillen Abgrund seiner Tiefe die ewigen Gesetze denkt, welche das Leben der Natur, wie des Geistes widerstandlos durchdringen; aus seiner unendlichen Freiheit quillt Alles empor. Wird aber jener Unterschied gemacht, so tritt nur eine *quantitative* Differenz auf; man kann gar nicht sagen, *wo* die Realphilosophie ihren Anfang nehmen soll und es steht zu fürchten, dafs sie die traurige Rolle zu spielen bekommt, nur zu Exemplificationen für die Metaphysik verbraucht zu werden.

Der Gegensatz der Idealität und Realität mufs sich allerdings innerhalb der Philosophie ergeben, wie auch innerhalb derselben seine Auflösung empfangen; der Vf. hält aber an dem Gegensatz so fest, dafs er auch innerhalb der Metaphysik das Moment der Idealität in die *Theologie*, das der Realität in die *Kosmologie* verlegt. Jene enthält den Begriff des absoluten Geistes, diese den des Grundes und des Zwecks der Welt. Nur im zweiten Theil der Kosmologie wird der Verf. inconsequent und setzt drei Gestalten, Materie, Leben und Seele, wo er im Einklang mit dem System, dem er am meisten folgt, ganz wohl die Natur und Geschichte als das reale und ideale Moment setzen konnte.

Wir verkennen das Bestreben des Hrn. Verfs. gewifs nicht, wenn er den Anfang wie das Ende der Philosophie in Gott setzt; er beweis't darin einen ächt speculativen Tact. Aber *wie* nun der Anfang gemacht werde, ist die weitere Frage. Die Definition, welche er von Gott giebt, ist die des absoluten Geistes. Wir stimmen ihm darin bei. Dieser Begriff ist der höchste, denn er ist der, über welchen nicht hinausgegangen werden kann. Alle Bestimmungen, welche die Philosophie entwickelt, sind in ihm versammelt. Der Vf. beschreibt in seiner Logik §. 546 und 47. die constructive Methode als die dialektische; sie setzt den einfachsten Begriff, zeigt den Widerspruch in ihm, löst ihn auf, findet einen neuen Widerspruch, löst ihn abermals auf und so fort, bis sie den Begriff erreicht, der, als widersp[...] los, sich nicht wieder zu einem anderen Begriff a[...] ben kann. Das ist aber nur der Begriff des absol[...] Geistes. Wir geben die Richtigkeit jenes Verfah[...] gern zu, können uns aber nicht überzeugen, da[fs] Verf. demselben gemäfs gehandelt habe, denn in d[...] Fall konnte er nicht mit dem Begriff beginnen, de[...] Widersprüche als Momente aufgelöst in sich e[...] vielmehr mufste er mit demjenigen anfangen, de[...] Minimum von Bestimmung enthält und dessen W[...] spruch in sich deswegen der einfachste ist: diese[...] griff ist aber kein anderer, als der des Seins a[...] chen. Sein ist das allgemeinste Prädicat; Gott, [...] der Mensch, das Denken, Handeln, genug Alles i[...] ist die abstracteste Identität. Das Sein in dieser [...] kenlosen Allgemeinheit, wie die Eleaten es dacht[...] daher Nichts. Denn das Bestimmunglose ist das [...] Die Bestimmunglosigkeit ist die Bestimmtheit d[...] nen Seins. Die Negation eines positiven d. i. bes[...] ten Seins, eines Daseins, ist nicht dies reine [...] welches mit dem reinen Sein zusammenfällt, s[...] wieder ein positives Dasein. Ein noch einfachere[...] griff, ein noch einfacherer Widerspruch ist nicht [...] bar und der Begriff des Seins als solchen nothw[...] der absolute Anfang der Philosophie.

Das Hindernifs, diesen Anfang als den allein[...] lichen und wahren anzuerkennen, liegt hauptsä[...] darin, dafs man von der Entgegensetzung des Sein[...] Denkens nicht ablassen will. Wenn aber das Se[...] sich gedacht wird, so ist es eben so sehr reiner [...] danke, nichts Anderes. Jede logische Bestimmun[...] unmittelbar auch eine ontologische oder metaphy[...] und jeder Versuch, die Logik von der Metaphys[...] trennen, ist unfehlbar ein Rückschritt in den [...] punkt der Kantischen Philosophie, wo dem Bewu[...] als dem Inneren das Sein als Gegenstand draufs[...] Als ob aber dem Sein an sich das Denken un[...] Denken an sich das Sein aufserhalb sein könnte [...] wäre offenbarer Dualismus des Seins und Denkens. [...] ist freilich der Spott wohlfeil, zu sagen, welc[...] jämmerliche Philosophie, die mit einem Sein a[...] welches, ihrem eigenen Geständnifs zufolge, nic[...] mal Etwas, sondern Nichts, schlechthin Nichts is[...] ist eine diabolische Speculation, denn der Teufel [...] Vater des Nichts. Allein man bedenkt nicht, da[...] nicht von *einem* Sein und eben so wenig von dem

sein eines *Etwassein* — wie das Böse die Negation des Guten ist — sondern vom Sein und Nichts als solchen die Rede ist. Die eigene Ungefälligkeit, in den fremden Gedanken einzugehen, bringt in Harnisch gegen einen selbstgemachten Gedanken. Die logisch-metaphysischen Bestimmungen sind auch Bestimmungen Gottes: Gott ist das Sein und Mafs, das Wesen und die Wirklichkeit, der Begriff und die Idee. Allein ist er denn blofs dies? Erschöpft das Logische den Begriff Gottes? Nimmermehr; er ist unendlich reicher. Welche Herrlichkeit entfaltet er in der Natur, welchen Tempel erbauet er sich in dem menschlichen Geschlecht, oder, wenn dieser Ausdruck eine Beschränkung scheinen könnte, in der Welt der Geister, die alle zu ihm, ihrem Vater, emporstreben! Das Logische ist daher eine speculative Theologie — aber Gottes „wie er in seinem ewigen Wesen *vor* der Erschaffung der Natur und eines endlichen Geistes ist." (Hegels Log. I, XII). Die speculative Religionswissenschaft, sei sie nun Philosophie der Religion oder wissenschaftliche Dogmatik, *mufs* daher auf die Logik zurückgehn, fafst aber deren Bestimmungen unter dem höheren Standpunkt auf, von dem sie ausgeht. Der Vf. läfst das Metaphysische und Logische dem Begriff Gottes *folgen.* Für eine populäre Darstellung der Philosophie würde es zweckmäfsig sein, vorerst an die Vorstellung von Gott zu erinnern, weil eine solche Mahnung das Bewufstsein dem Gemeinen, dem Selbstischen zu entheben die Macht hat. Aber die Philosophie mufs sich hüten, mit so überschwänglicher Fülle den Anfang machen zu wollen, so anlockend und natürlich es scheint, hieraus dann alles Andere abzuleiten. Der vollständige oder, was dasselbe ist, wahrhafte Begriff Gottes ist nur als *Resultat* der gesammten Philosophie, als concrete *Totalität* aller besonderen, durch ihre Beschränktheit sich aufhebenden Momente, nicht aber als anfängliche *Thesis* möglich. Der Vf. steht hier wieder auf dem Standpunkt der Schellingschen Philosophie; die intellectuelle Anschauung, welche den Gegensatz der erscheinenden Welt, das Ideale und Reale, zur Identität indifferenzirt, setzt damit zugleich den Begriff des Absoluten, aus welchem sich dann die doppelte Potenzenreihe der Natur und Geschichte entfaltet.

Die Theologie enthält nach dem Verf. 1) den Begriff des absoluten Thuns, 2) des absoluten Seins, 3) des absoluten Bewufstseins. Das Thun ist das Erzeugende, die Macht; das Sein ist das Erzeugte; das Bewufstsein ist das Ergreifen und Besitzen des Seins, so dafs das Thun in seinem Sein nur sich selbst bezweckt. Die Identität des absoluten Thuns, Seins und Bewufstseins (conceptus) soll der Begriff des absoluten Geistes sein. Der Vf. hat sich in einem eigenen Excurs gegen den kritischen Leser viel Mühe gegeben, zu beweisen, dafs aus dem freien, vernünftigen Denken der Begriff des *reinen Thuns* als Anfang des Systems folgen müsse. Der Rec. mufs bekennen, dafs er, ganz abgesehen davon, dafs in Wahrheit nicht das Thun, sondern das Denken den Reigen anhebt, durch diese Auseinandersetzung nicht hat überzeugt werden können, dafs nicht *vor* dem Begriff des absoluten Thuns der Begriff des *Seins* hätte abgehandelt werden müssen, denn das Thun *ist;* ferner der Begriff des *Wesens*, denn das Thun ist in seinem Sein *unendliche Beziehung* auf sich; ferner der Begriff der *Substanz*, denn das absolute Thun ist sein eigenes *Substrat* (S. 180); ferner der Begriff des *Begriffs* und des *Zweckes*, denn das absolute Thun ist sein eigenes *Ziel;* endlich der Begriff der *Idee*, denn es ist die *Verwirklichung* seiner selbst, die, als von ihm, von nichts Anderem ausgehend, ihm adäquat sein mufs. S. 181 heifst es: „Ein Thun, welches selbst seine Voraussetzung, selbst sein Ziel hat, hat kein Substrat und Ziel aufser sich; für dasselbe sind keine einschliefsenden x mehr denkbar, es ist daher schlechthin voraussetzungs- und zielloses, also *reines*, *absolutes* Thun." Uns scheint daher der Anfang ganz ungerechtfertigt; der Vf. hat *ohne Voraussetzung* mit einer recht inhaltsvollen Kategorie anfangen wollen und ist darüber in den Fehler verfallen, nichts weniger als die ganze Metaphysik oder Ontologie vorauszusetzen. Als wenn das Logische ein todtes Sein wäre, ohne Bewegung in sich, ohne Thätigkeit! Auch Hr. Br. findet ja im vernünftigen Denken das absolute Thun. Wenn aus dem Thun das *Sein* erst *abgeleitet* wird, so erhält es wieder die Stellung, zur Idealität des schöpferischen Thuns die reale Gegenseite auszumachen; es wird zum Dasein. Dafs der Vf. bei seinem Streben, der Philosophie in der göttlichen Macht eine recht solide Basis zu schaffen, gerade hier gegen Hegels Logik mit tapferem Muth zu Felde zieht, kann nicht auffallen, da er das Sein immer als objectives Dasein fafst, nicht das logische Sein, diese Neutralisation des idealen und realen, des sub- und objectiven Seins. So mufs er denn auch dem Sein das Nichtsein so entgegensetzen, wie das Etwas dem Etwas

entgegensteht; dann ist aber das eine Etwas das *Andere* des anderen; denn jedes Dasein ist *ein Etwas* und negirt das andere Etwas durch seine Position. Aber der Gegensatz des abstracten Nichts ist gleichfalls nur das abstracte Sein. Der Verf. meint, das Nichts wäre bei Hegel der eigentliche Anfang, weil es schon von vorn herein als die bewegende Macht über dem Sein stünde; dieser Vorwurf ist ganz leer, denn abgesehen davon, dafs dem Gedanken des Nichts der des Seins nothwendig vorangehen mufs, so fällt das Denken, welches von jeder Bestimmung abstrahirt, jede besondere Objectivität des Bewufstseins in sich aufgehoben hat, mit dem Gedanken des reinen Seins zusammen. Der Anfang der Philosophie, der jede besondere Voraussetzung negirt, ist also positiv. —

(Der Beschlufs folgt.)

LVI.

Prodromus Florae Norfolkicae, sive Catalogus Stirpium, quae in Insula Norfolk annis 1804 *et* 1805 *a Ferdinando Bauer collectae atque depictae nunc in Museo Caesareo Palatino rerum naturalium Vindobonae servantur, auctore Stephano* **Endlicher.** *Vindobonae apud Fridericum Beck.* 1833, *VIII u.* 100 *S. in* 8.

Es war ein glücklicher Gedanke des um die Pflanzenkunde rühmlichst bemühten Hrn. Vfs., dafs er, aus der im Besitz des Kaiserl. Museums zu Wien befindlichen Verlassenschaft des berühmten Ferdinand Bauer, unstreitig eines der gröfsten Pflanzenzeichner, die wir kennen, wo nicht des kunstreichsten unter allen, eine übersehbare, möglicher Weise auch ganz nach Bauers Original-Zeichnungen sinnlich darzustellende Insel-Flora aushob, um sie als ein Musterbild für alle Zukunft öffentlich niederzulegen. Er tritt hier in die Fufsstapfen Lindley's, welcher auf gleiche Weise die Orchideen-Bilder Franz Bauers ans Licht stellte, und es verdient ganz besonders beachtet zu werden, wie hier wieder die ausgezeichnetsten künstlerischen Darstellungen auf dem Gebiete der Botanik für Deutschland von Wien ausgehen, und das Fortschreiten dessen bekunden, was mit Jacquins Prachtwerken für die botanische Literatur überhaupt begonnen wurde.

Die Flora der kleinen Insel Nolfolk (unter 29° südl. Br und 185½° östl. L., etwa 250 Meilen östlich von Neu-Holland) ist aber auch noch in gar mancher Hinsicht höchst merkwürdig, und verdient vor andern die Aufmerksamkeit, welche der Verf. ihr gewidmet hat. Die reine Naturflora dieses unbewohnten Insellandes entfaltet sich unter einem gedeihlichen Klima, auf fruchtbarem gebirgigem Grunde, der bestimmten Stelle gemäfs in ungetrübter Reinheit ihres Charakters, welcher hier in ein Umfange von 4 Meilen auf eigene Weise das Gepräge der ne holländischen Flora wiederholt. Beim Ueberblick dieses Prod mus tritt uns ein sehr Fremdartiges im Bilde entgegen. V den einheimischen Pflanzen finden wir nur *Panicum Crus gal Sorghum avenaceum* und *Malva rotundifolia*, nächst diesen *Gnaphalium luteo-album* und *Convolvulus Soldanella* in eigenthü lichen Formen, und zwei Flechtenarten; was sonst schon b kannt, gehört zum grofsen Theil der neuholländischen Flora wozu noch einige auf Ostindien und die Südspitze Afrika's h weisende Formen kommen. Aber unter 152 Pflanzenarten, welc diese Flora aufzählt, finden wir 73 noch unbeschriebene, zum Th vielleicht dieser Insel eigene. Von den bekannten Pflanzenfa lien kommen 57 auf Norfolk vor, unter denen mehrere nur du eine einzige Species vertreten werden. Das Verhältnifs d Monocotyledonen zu den Dikotyledonen ist 60: 137 d. i. 1:2¼ Zieht man aber von diesen wieder 35 *Filices* ab, welche nic in parallele Vergleichung gebracht werden können, so erhä man das Verhältnifs von Monocotyledonen zu Dikotyledonen dem sehr geringen Maafse von ungefähr $\frac{8}{33}$, während die *Filic* beinahe ¼ derselben betragen, und überhaupt den beträchtlic sten Theil der Vegetationssphäre dieser Insel ausmachen. D zahlreichsten Familien in absteigender Stärke sind *Filices* (i weitesten Sinne) 35; *Gräser* 8; *Moose* 7; *Malvaceen* und *Co volvulaceen* 6; *Synanthereen* und *Orchideen* 5; *Leguminos Euphorbiaceen, Piperaceen, Asphodeleen, Cyperaceen, Lebermoo* und *Flechten* (die beiden letztern wohl ungenügend erkannt) die übrigen Familien in noch mehr verminderter Zahl. — Wi wollen damit nicht sagen, dafs dieses das wahre Verhältnif der Pflanzenwelt auf der Insel Norfolk sei; aber es ist das, i welchem sie einem Beobachter, wie Ferdinand Bauer, entgegen trat, gleichsam die Miene, mit der sie ihn bei seinem Besuch anblickte. Unter die merkwürdigen Novitäten dieser Flora ge hören eine neue Maulbeerart, die *Busbeckia nobilis*, eine Capp ridee, die von Herrn Endlicher und Schott schon bekannt g machte *Ungeria floribunda* und sämmtliche Leguminosen.

Was nun den *Prodromus* selbst anbelangt, so mufs man si dabei nicht etwa eine mager diagnosirte Aufzählung der künft zu beschreibenden und in Kupferstich darzustellenden Pflanz denken. Wir finden hier vielmehr die gediegensten Beschr bungen aller neuen Arten mit scharfsinnigen Seitenblicken a manche in Berührung tretende Punkte des Gewächsreichs, u den bekannten Arten aber meist neue Diagnosen, und die vo ständige Synonymie.

Was wir uns aber, von den heftweise nachfolgenden Tafe zu versprechen haben, davon liefern die schon 1813 von Fe dinand Bauer selbst herausgegebenen und eigenhändig radirt Tafeln zu dessen *Illustrationes Florae Novae Hollandiae* ein gen gendes Beispiel, und die Künstler, welche Hrn. Endlichers, de nächst von uns anzuzeigende Kupferwerke ausstatten, sind Bü gen, dafs die Fortsetzungen jenem Vorläufer nicht nachsteh werden.

Nees von Esenbeck.

№ 59.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Dr. Jul. Branifs: System der Metaphysik. Breslau 1834.

(Schlufs.)

Der Vf. macht überhaupt der Hegelschen Philosophie Vorwürfe, die freilich überall aus dem Geschrei des philosophirenden und nicht philosophirenden Pöbels herverschallen, die aber bei ihm uns deswegen schmerzen, weil er doch mit ernsthafter Anstrengung an das Geschäft der Speculation herangeht. So behauptet er S. 168, bei Hegel komme die Idee gar nicht zu sich selbst. Man kann nichts Unwahreres sagen. Von Branifs Systeme selbst wäre die Behauptung richtig, denn nach S. 317 „ist das absolute Thun der in der successiven Geschöpfreihe sich *immer adäquater* manifestirende Inhalt der Welt." Dies ist wiederum Schellingisch; im Schellingschen System findet ein Comparativ statt, indem das Absolute in der Sehnsucht, sich auszugebären, in endloser Progression sich zu erreichen sucht. Im Superlativ des Hegelschen Systems herrscht göttliche Ruhe. Mit jener Beschuldigung hängt dann S. 169 die andere zusammen, dafs Hegel sich von dem Satz Spinoza's: nur das Nothwendige ist frei, keineswegs lossumachen gewufst habe. Diese Verketzerung eines Systems ist die wirksamste; nichts insinuirt sich so leicht, nichts haftet so sehr, als der Makel, die Freiheit verkannt zu haben; was ist dann nicht für Staat und Kirche zu fürchten! Gerade jedoch bei Hegel und, es ist nicht zu viel gesagt, einzig bis jetzt bei ihm, resultirt *das Nothwendige nur aus dem Freien*, durch *alle* Momente des Systems; aber weil es in diesem zu Grunde geht, so geht in der Darstellung der Begriff des Nothwendigen dem des Freien voran. Der Verf. hat nicht blofs mit dem Sein, einer Bestimmung Gottes und zwar der oberflächlichsten, vielmehr in der Kategorie des reinen Thuns gern mit der Freiheit selbst anfangen wollen und daraus ist denn die Folge gewesen, dafs es in seiner Ontologie so wenig zu dem bestimmten Begriff der Nothwendigkeit als der Freiheit kommt.

Wenn die S. 195 aufgestellte Triplicität von Kategorien im Begriff Gottes den Momenten, der christlichen Trinitätslehre analog sein sollen, wie es den Anschein hat, so würde noch Manches zu besprechen sein, was wir der Kürze wegen übergehen wollen. Gott setzt nun frei aus sich ein *Anderes*, als er selbst ist; dies Andere ist die *Welt*; so kommt es aus der Theologie zur *Kosmologie*, worin 1) die *Form* und 2) der *Zweck* oder *Inhalt* des Seins unterschieden wird. Das Erstere giebt die Ontologie, das Zweite die Ethikologie. Der letztere Name scheint uns unpassend; der Weltzweck ruft in uns sogleich den Gedanken der Freiheit, insbesondere der religiösen hervor; und wenn nun auch für diese, als den Schlufs des Ganzen, die Natur zum Mittel wird, so wird doch Niemand unter dem Titel der Ethikologie eine Lehre von der Materie und vom Leben erwarten. Der Verf. ist hier wieder durch seinen Dualismus bestimmt, die Ontologie als den formalen oder idealen, die Ethikologie als den realen Theil zu setzen. Diese Eintheilung halten wir für einen Rückschritt, selbst gegen die alte Metaphysik. Hr. Branifs macht ihr den Vorwurf, das Sittliche unberücksichtigt gelassen zu haben; allein er selbst giebt ja auch die besondere Entwicklung desselben nicht in der Metaphysik; der Begriff der Freiheit aber, als des Princips der Sittlichkeit, kam in der alten Metaphysik zweimal vor, in der Psychologie, wo die Seelen von den Geistern, die allein Verstand und Willen haben, unterschieden werden, und in der Theologie, in der Lehre von der Freiheit Gottes.

Streng genommen ist die *Ontologie* bei Hrn. Branifs nichts weiter, als der Begriff der *Creatur*, denn der Begriff des Schaffens fällt seinem Ursprung nach noch in die Theologie. Der Grundgedanke der ganzen Ontologie ist daher folgender: das Schaffen ist ein

Uebergehen aus dem Nichtsein zum Sein; das Sein als gesetztes ist also ein seiendes Nichtsein; es entsteht und vergeht. Im Entstehen und Vergehen, die im Geschöpf Momente sind, ist es da.

Sein, Werden und Dasein wären demnach die anfänglichen Kategorien; mit einem Mal springt der Verfasser in die *Zeit* hinüber, indem er die *Dauer* des Geschöpfs als die Succession der schöpferischen es erhaltenden Momente auffafst und in dem Ineinandersein von erhaltendem Entstehen und vernichtendem Vergehen den Begriff der Einheit und Vielheit findet. Aus der Vielheit geht er zur *Getrenntheit* über, aus deren Aufhebung er die Simultaneität, das Nebeneinandersein folgert d. h. in den *Raum* sich einläfst. In der *Begrenzung* und dem *Aufsereinander* wird der Unterschied der Reihen der Geschöpfe näher bestimmt: die *Grenze* soll der äufsere, die *Schranke* der innere Gegensatz des Geschöpfes sein. Nun sollte man erwarten, dafs aus der Innerlichkeit zur Aeufserung derselben fortgegangen werde; es folgt aber, da der Begriff der Kraft für die Construction der Materie aufgespart wird, um die Duplicität der Repulsiv- und Attractivkraft zu deduciren, die Beschränktheit des Geschöpfs, in welcher die *Quantität* gefunden wird. Die quantitative Verschiedenheit ist das Verhältnifs des Theils zum Ganzen und nun erst folgt die Besonderheit, als der innere, reale Unterschied der *Qualität*, durch welche die Geschöpfe eben so miteinander zusammenhängen, als sie durch die Quantität auseinandergehalten werden. Die qualitative Bestimmtheit trennt wohl ein Geschöpf von allen anderen, giebt ihm seine eigenthümliche Form; indem aber jede Qualität über alle ihr vorangehenden Qualitäten übergreift und auf alle ihr nachfolgenden hindeutet, deren Existenz durch sich vermittelt, so ist es doch die qualitative Verschiedenheit, welche den wesentlichen Zusammenhang der Geschöpfe begründet. Wenn man, wie der Verf., eine *Reihe* von *Schöpfungsmomenten* annimmt, so kann man wohl von dem Aeufseren zum Inneren übergehen und so die Quantität vor der Qualität entwickeln; da jedes Moment als ein *Eins* gesetzt werden kann, so entsteht der Begriff der Continuität und Discretion und daraus begreift sich der Irrthum des Verfs., der Quantität die Priorität vor der Qualität zu vindiciren. Und doch ist auch in diesem Gange das Qualitative das Nächste, denn es fragt sich, *was* geschaffen wird. Die Qualität ist mit dem *unmittelbaren* Dasein identisch; die Quantität d gegen ist das äufserliche Verhältnifs des qualitativ b stimmten Daseins zu sich selbst und zu anderem Dase Wie der Verf. die Innerlichkeit zu einem Moment d Quantität machen kann, ist uns räthselhaft; auch d Beschränktheit scheint uns nichts Anderes zu sein, was nachher, nur mit geringer Modification, Besond heit genannt wird. Alle quantitativen Unterschiede setz *sich* ein qualitativ bestimmtes Dasein *voraus*; umgekel aber ist das qualitativ bestimmte Dasein gegen sei quantitative Begrenzung so lange gleichgültig, als sie durch sie sein ursprüngliches Naturmafs d. i. das Ve hältnifs seiner Qualität zu den anderen Qualitäten, girt wird. Der Vf. spricht nur von einem Zusamme hang der Qualitäten und überspringt die Kategorie d Mafses, oder vielmehr verbirgt sie in jenem vagen Au druck. Sieht man genau zu, so dünkt uns, hat der V in der Quantität die ideale, formale, in der Qualität d reale Seite der Creatur darstellen wollen. Er hat verschmähet, die einzelnen Hauptmomente durch summi rende Ueberschriften anzugeben, weil ja doch Alles a die genetische Rechtfertigung durch den Begriff ankomme Dieser Gedanke ist, seit Hegel ihn ausgesprochen ha in neuerer Zeit bis zum Ekel oft wiederholt; wenn dem aber der Vf. für die Orientirung des Lesers durch solche Titularanticipationen nichts thun wollte, so konnten füglich auch alle die kleinen Ueberschriften wegbleiben, welche Paragraph vor Paragraph den Inhalt verkündigen und es konnte ohne alles einleitende Ceremoniel, wie in der Aristotelischen Metaphysik, hergehen Die dritte Kategorie, welche der Verf. als Identität der Quantität und Qualität setzt, ist die *Beziehung*, wie uns dünkt, eine sehr weitschichtige Benennung, für welche wohl schon die Kategorie des Verhältnisses bestimmter gewesen wäre. Da das Logische von dem Metaphysischen ausgeschlossen und in diesem auf die Quantität ein so grofser Nachdruck gelegt wird, so fallen in dieser Abtheilung, weil der Unterschied des Wesens vom Sein nicht klar hervortritt, die Momente ordnungslos durcheinander. Aus der Tendenz eines jeden Geschöpfs über sich hinaus wird der Begriff des *Zweckes* gefolgert; jedes Geschöpf ist aber auch in sich, es ist Substanz, die als Ursache thätig ist. Nun wird die Möglichkeit, Wirkung, Wirklichkeit und Veränderlichkeit behandelt und in dieser vom Accidens zum Attribut, vom Attribut zur Modification übergegangen. Indem das Ge-

alle Thätigkeit in sich zurücknimmt, so soll die *...tivität* die Beziehungslosigkeit sein. Der Beschrei- ...nach finden wir die Subjectivität in diesen Namen ...ildet. Allein diese verwandelt sich in das Gegen- ...dadurch, dafs die innere Unendlichkeit des Ge- ...fs über sich in das Sein hinaus strebt; es soll et- ...ein! Dieser Imperativ der *Idealität*, wie der Vf. ...gative Einheit aller bisherigen Momente nennt, ...t den Eingang zur Zwecklehre der Ethikologie.

...ie dritte Kategorie der Relation ist nur ein dürf- ...Indifferenzpunkt der Quantität und Qualität. Da ...h der Verf. nicht zum Begriff des Begriffs kommt, ...angt er auch nicht zur *freien Form* der Substan- ..., zur *Subjectivität.* Zwar an der Spitze der Ent- ...ng; in der Theologie, setzt er den Begriff der ...en Persönlichkeit und so kommt er auch in der ...logie zum Begriff der organischen und seelischen ...ivität; allein der *reine* d. i. weder natürlich, noch ...; bestimmte, der allgemeine Begriff der Subjecti- ...ität und schlummert gleichsam in dem, was der ...am Schlufs der abgehandelten Relation die Ideali- ...nnt. Hier zeigt nun durch das Fehlen eines im- ...nten Ueberganges von der Substantialität zur Sub- ...ivität recht entschieden das Mangelhafte der Tren- ...der Logik von der Metaphysik, denn in der Lo- ...ist natürlich auch von Hrn. Br. der Begriff des ...ets entwickelt. Nur aus der beschränkten Fassung ...Begriffs ist uns auch der sonderbare Einwurf S. 261 ...r, dafs Hegel in der Lehre vom Begriff nicht ...ualität, sondern zuerst das quantitative Wesen des- ...setze und daraus erst die Nothwendigkeit des ...namentlich des qualitativen, ableite. Dafs das ...sich den Begriff voraussetzt, versteht sich von ...und dafs unter den Formen des Urtheils die ein- ..., welche positiv oder negativ das Dasein be- ...die erste sein müsse, läfst sich auch unschwer ...; was aber der Vf. mit dem quantitativen We- ...Begriffs sagen wolle, ist uns unklar. Der Be- ...iefst das Einzelne mit dem Allgemeinen zusam- ...die Allgemeinheit enthält die Allheit, die abstracte ...und die Einzelheit, das Eins, das concrete, in ...irte Fürsichsein, als Moment in sich; ist das ...quantitatives Verhalten?

...der *Ethikologie* werden drei Gestalten unterschie- ...aterie, Leben und Seele. Genau genommen würde ...ilung folgende sein: I. die Natur; *a*) die unor- ganische (reale), *b*) die organische (ideale): *α*) die vegetative (reale), *β*) die animalische (ideale). Die unorganische gelangt bis zum qualitativen Procefs des realen Moments, des Atoms, und des idealen, des Stoffes; die organische bis zur Reflexion in sich, bis zum Mikrokosmus der menschlichen Gestalt. II. Der Geist; *a*) als durch die Natur bestimmt ist er Seele, *b*) als sich selbst bestimmend ist er freier Geist *α*) im Erkennen, *β*) im Handeln. Wir haben hier nicht viel einzuwenden, insofern von dem Inhalt im Allgemeinen die Rede ist, da er, nur in etwas strengerer Fassung, ganz auf bekannte Bestimmungen des Schellingschen Systems, in dem Begriff der Masse, wenn wir nicht irren, auch auf Steffens, zurückgeht. In der Deduction selbst wäre aber Manches zu tadeln, vor allen der Eingang, der uns sehr verworren scheint. Das absolute Thun soll sich als weltschaffend selbst negiren; die Negation soll der gesetzte Weltinhalt sein; zunächst aber soll die Selbstnegation als in sich zurückgedrängte Tendenz, als *Kraft* sich darstellen; erst durch Indifferenzirung der doppelten Richtung der Kraft nach Aufsen und Innen, soll es zur Materie kommen, in welcher Affirmation die Selbstnegation sich unmittelbar vollbringt. Vergleichen wir diesen Gang mit dem, welcher aus der speculativen Theologie den Uebergang zur Kosmologie macht, so können wir in der That keinen wesentlichen Unterschied, nur subtile, künstliche Modificationen entdecken. Hier zeigt sich, dafs die ganze Ontologie eigentlich eine Untreue gegen die Systematik des Schellingschen Systems ist, welches die ganze Entwicklung durchdringt, obschon der Vf. seiner niemals erwähnt und doch, schon durch die Negation des Kriticismus, zunächst zur Annahme seines Standpunktes getrieben ward. Unter Voraussetzung der Logik reichte der Begriff des Schaffens, der hier einen neuen Anfang macht, vollkommen aus und wurden die ontologischen Kategorien überflüssig. Da der Verf. in diesem schon das Nacheinander der Zeit und das Nebeneinander des Raums entwickelt hat, so wird die Construction der Materie *ohne Raum und Zeit* aus der Kraft, diesem so unbestimmten Reflexionsbegriff, der für das Geistige eben so viel Geltung hat, als für das Natürliche, abgeleitet. So nur wird auch verständlich, wie der Vf. S. 261 gegen Hegel einwenden kann, er widerlege seine Logik selbst, indem er in der Naturphilosophie mit der Bestimmung der Quantität anfange. Dafür aber ist nicht blofs der von Hegel angeführte Grund, dafs der

Begriff der Natur ein durch die logische Idee vermittelter sei, sondern hauptsächlich der anzuführen, dafs *Raum* und *Zeit* die *allgemeine Qualität alles Natürlichen* ausmachen. Alles, was räumlich und darum auch zeitlich, Alles, was zeitlich und darum auch räumlich existirt, ist natürlich. Der Geist ist frei von der Bedingtheit durch Raum und Zeit; in der Natur dagegen ist die *Quantität* nothwendig die erste, für sie *qualitative* Bestimmung, denn sie ist die Idee in der Form der Aeufserlichkeit. Die physikalische Qualificirung der Materie ist in ihr das zweite Stadium der Besonderung, der specifischen Individualisirung.

Die Metaphysik schliefst mit der Gewifsheit, dafs die Welt durch Gott werde erlöst werden. Wie wurden wir überrascht, als wir gleich darauf lesen mufsten, in der Wirklichkeit sei eine Alternative möglich; es könne die Welt vielleicht auch sich selbst befreien. Welcher Fall nun der *factisch* eintretende sein werde, das sei nur durch die Realphilosophie auszumachen. Soll das etwa heifsen, nur die Autorität des *Glaubens* könne darüber entscheiden? Gerade in diesem Gebiet vermag die Empirie gar nichts zu entscheiden, auch nicht die der Frömmigkeit; der fromme Glaube kann den Zweifel unterdrücken, kann ihn einschläfern, aber nicht vernichten. Das vermag nur der Gedanke. Wenn die Idealphilosophie zu dem Resultat kommt, *Gott erlös't die Welt*, so ist dieser Fall auch der factisch eintretende. Selbst wenn die Empirie nur entgegengesetzte Thatsachen herbeizubringen im Stande wäre, so dürfte und könnte eine so traurige Erfahrung an der Gewifsheit jener beseligenden Wahrheit nicht irre machen — oder wehe der Speculation, welche dadurch irre gemacht wird! — Kann es nun wohl für die oben gerügte Trennung der Ideal- und Realphilosophie eine treffendere Widerlegung geben, als jene Alternative, mit welcher die Metaphysik glaubt schliefsen und den Leser zur Beruhigung über die höchste aller Fragen in die Realphilosophie hinüberschicken zu müssen? — Hier steht Schellings Philosophie, der Hr. Br. sich so vielfach anschliefst, durch ihre Construction des Christenthums hoch über der seinigen. —

Am Schlufs wünscht der Verf. durch Anerkennung seines Strebens Freudigkeit zur Ausarbeitung seiner Realphilosophie zu gewinnen. Wir möchten nicht zu denen gehören, die ihm solche Freudigkeit verkümmerten. Wir können von ihm mit der aufrichtigen Anerkennung scheiden, in seinem Buch doch einem *factischen Philo*[...]*ren* begegnet zu sein, während die meisten Product[...] serer philosophischen Tagesliteratur vor Erhitzung [...]teiischer Zerrissenheit unter grofsem Schein und [...] pomp nur bis zu einem öden Raisonniren über [...]losophiren und zum Besprechen der Persönlichke[...] mit Einem Wort, zur Klatscherei gelangen. Die[...]ste und gediegene Bemühung um die Sache hat [...] Verf. trotz der Irrthümer und Mängel, die wir rüg[...] müssen glaubten, sehr werth gemacht.

Karl Rosenkran[z]

LVII.

Die geistige Natur des Menschen. Bruch[...] zu einer psychischen Anthropologie. Vo[n] *Friedrich Groos, dirigirender Arzt d*[...]*renanstalt in Heidelberg. Mannheim* [...] *IV*, 186. 8.

Der geehrte Hr. Verfasser, welcher, wie er im Vorwort sagt, durch seine in einem Dutzen[d ...]ner Schriften niedergelegte Ansichten, einen Saam[en ...] Wahrheit mit Irrthum vermischt, doch das letzte [...] wufstlos, in den einen und den andern Wi[...] Gebietes der Wissenschaften auszustreuen bemüht [...] giebt hier wieder schätzbare Fragmente, welche i[...]gemeinen den Charakter seiner früheren Arbeiten [...] dem Inhalte nach eine höhere Entwickelung dess[...] bekunden. — Der schriftstellerische Charakter [...] des Hrn. Groos ist der kritisch-eklektische. Sein [Stre]ben geht dahin: für die verschiedenen Theorien de[r See]lenkrankheiten, namentlich für die einseitig mor[alische] und einseitig somatische, welche als besondre bes[...] Gegensätze aus dem allgemeinen unbestimmten H[in- und] Her-Raisonniren und Reflektiren sich entwickelt[en ...]ten, der *Mittler* zu werden. In den faktischen [Ergeb]nissen dieser Bestrebungen, seinen Schriften, lieg[t ...] bei aufmerksamer, vergleichender Betrachtung de[...] der objective Beweis, dafs er bisher wenigste[ns den] Standpunkt *über* beiden entgegengesetzten Theori[en, in] welchem die Gegensätze, wie in der Natur und [...]sen des Menschen selber, aufgehoben und [...] sind, nicht gefunden, sondern nur gesucht hat.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 60.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1835.

Die geistige Natur des Menschen. Bruchstücke zu einer psychischen Anthropologie. Von Dr. Friedrich **Groos.**

(Schlufs.)

Er hat kein Werk im Geist und Sinn dieser angedeuteten, auf einer mit der Natur identischen Theorie ruhenden, höheren Vermittelung, welche dem Ganzen und dem Einzelnen der Psychiatrie ein und dasselbe Gepräge aufdrückte, geschrieben; sondern seine Schriften bilden vielmehr eine Summe von vereinzelten, mehr oder weniger glücklichen Versuchen: zwischen verschiedenartigen, wichtigeren Partien der reinen und angewandten Psychologie und Psychiatrie, auf dem Wege des kritischen Eklekticismus, zuweilen selbst Arm in Arm inmitten *beider* sich widersprechender Theorien fortschreitend, eine Vermittelung zu Stande zu bringen und zwar in der Weise geistreicher Conversation und Disputation, durch Polemik, Satyre, Witz, Ironie, scharfsinnigen Scherz und Ernst. Auf diesem kritischen Wege ist er denn auch bei der Skepsis und beim Determinismus angekehrt, hat hier Halt gemacht, aber bei seinem redlichen Vorwärtsstreben sich bald überzeugt, dafs auf diesen Mittel-Stationen keines Bleibens für ihn ist; und nicht ohne Widerstreben und öfteres Rückblicken zog er weiter. Diese Haltpunkte und die Bewegungen zu ihnen hin werden durch die bedeutenderen seiner, Jahr aus Jahr ein erschienenen, kleinen Schriften repräsentirt. Die Gegenstände, welche zum Theil als „Bruchstücke," „Beiträge," „Ideen," „schüchterne Blicke," als „kritisches Nachwort" auftraten, betreffend, so sind selbige weniger praktischen, als theoretisch-reflektirenden und speculirenden Inhalts. Wie sehr der oben bemerkte Charakter in diesen Leistungen vorherrscht, ergiebt sich daraus, dafs die veranlassenden Ursachen derselben entweder nach einseitig theoretischer Richtung gearbeitete kritisch-polemische Werke Anderer waren, oder von Andern, ja von ihm selbst vorgenommene Kritiken seiner Schriften; wobei er in der Regel nur einzelne Punkte hervorhebt, mit eigenen und Anderer Mitteln wieder und wieder beleuchtet, und auf diesem Wege, mit Hülfe seiner Dialektik, zu neuen, einzelnen, leitenden Gedanken gelangt, welche, angewandt auf particuläre Gegenstände der Psychologie und Psychiatrie, namentlich auf Zurechnungsfähigkeit und psychisch-gerichtliche Medizin, zwar das rastlose Fortstreben des Vfs., aber auch zugleich Wiederhohlungen, Berichtigungen, Widerlegungen, Entäufserungen seiner früherer Ansichten zeigen, indem sie zum Theil dem Ankämpfen gegen dieselben ihre Existenz verdanken. —

Dafs der Hr. Groos durch seine litterarische Thätigkeit gegen die Einseitigkeit psychiatrischer Theorien gewarnt, sie in einzelnen Beziehungen ergänzt, widerlegt, einander genähert hat, dafs er auf vielfach nützliche Weise angeregt, belehrt hat, wird füglich nicht in Abrede gestellt werden können. Ja er erscheint in der Entwickelung der Psychiatrie als kritischer Mittler, welcher durch seine Versuche zur *äufseren* Vermittelung der Gegensätze gerade das Bedürfnifs ihrer Aufhebung durch einen Standpunkt *über* beiden herausstellt, und der Erreichung desselben vorangehen mufs. Dies allgemeine Urtheil gilt auch für die in Rede stehende, in dem nämlichen Charakter gehaltene Schrift; und stellt sie, als die letzte, auch das äufserste Moment der Entwickelung der Ansichten des Vfs. über die Natur des Menschen hin. Er selbst sagt in dem Vorwort: „Am Schlufs des 66sten Lebensjahres stehend, noch einmal der ruhigen Beschauung meiner früheren Produkte mich hingebend, strebte ich dahin, die Hauptpunkte meiner in die Psychologie und Philosophie einschlagenden eigenthümlichen Ansichten, so weit sie die geistige Natur betreffen, und der Aufmerksamkeit werth sein dürften, hier nicht nur unter Einen Gesichtspunkt zu stellen, wodurch Einheit und innerer Zusammenhang in sie gebracht würde; sondern, was die Hauptsache sein soll, ihnen durch neu-

gewonnene Ansichten ein durchaus höheres Gepräge aufzudrücken." —

Wer vermifste in diesen Worten das nicht alternde Streben und zugleich die subjective Ueberzeugung des Vfs.: „ohne Furcht vor einem Vorwurfe, das wahre Interesse der Menschheit verkannt zu haben, ihr unter die Augen treten zu können," und für sich die endliche Ruhe in seinen Forschungen gefunden zu haben? —

Ob und in wie fern ihm dies vom objectiven Standpunkte aus in den vorliegenden „Bruckstücken" gelungen sei, ist eine Frage, deren Beantwortung aus dem angedeuteten Charakter aller Schriften, welcher auch für diese gilt, von selbst resultirt.

Den näheren Inhalt betreffend, so umfafst derselbe *vier* Abschnitte: 1) Blicke in das Seelenleben; 2) persönliche Fortdauer des Menschen; 3) das übersinnliche Ich, das sinnliche Ich und die Sinnenwelt; 4) moralische Freiheit und Nothwendigkeit.

Der *erste* Abschnitt ist theils auf äufsere Veranlassung, durch einen Aufsatz des Dr. Blumröder (Friedreich's Magazin, zehntes Heft), welcher, nach Groos, besonders gegen seine Theorie gerichtet ist, theils durch innere theoretische Unruhe entstanden, welche, um einen „wirklichen Schritt vorwärts" zu kommen, an dieser Abhandlung des Hrn. Bl. (die übrigens nicht nach ihrem ganzen Geist, sondern nur nach einzelnen Sätzen beurtheilt ist), sich in die Höhe rankt. — Nachdem Groos in seiner kritischen Weise den „armen Blumröderschen Menschen, d. h. den materialistisch begriffenen und construirten Menschen" näher betrachtet hat, verläfst er ihn, um „uns auf einen höheren universellen Standpunkt, den der Betrachtung des der gesammten Menschheit gemeinschaftlichen zu erheben." — Zu dem Zwecke sammelt er „zuerst Materialien zum Bau", hohlt sie theils aus sich und seinen früheren Schriften, theils, keiner Schule folgend, aus den Schriften des Baron von Keller-Schlaitheim, Fenelon, Epiktet, und „nun wird die Hand ans Werk gelegt." — Als Grundmaterial zu diesem Werke legt er den trefflichen, nur nicht neuen, in seinem „Geist der psychischen Arzneiwissenschaft" geäufserten Gedanken, dafs die Wissenschaften und auch die psychische Arzneiwissenschaft zu einem Ganzen verbunden sind, und einen *generellen*, im Geiste der Philosophie und einen *speciellen*, in den verschiedenen Gegenständen jeder besonderen Wissenschaft ruhenden Charakter haben. Diesen Doppel-Charakter überträgt er hier auf den Menschen selbst, und erkennt demnach in jedem mensc chen Individuum einen innersten, geheimen, genere oder universellen Genus-Charakter der Menschheit einen speciellen und individuellen Species-Charakter Menschen. Eine Unterscheidung, die, „wenn ihn al alles täuscht, auf den einzelnen Menschen einen höhe Lichtstrahl werfen und das Lückenhafte in der einse organischen, den moralischen Genus-Charakter ignori den, und der einseitig moralischen den organischen S cies-Charakter ignorirenden Ansicht der psychischen A neiwissenschaft zeigen dürfte." —

Ein „*neuer, höherer* Charakter" würde durch die Gedanken und dessen Folgerungen nur in *dem* Falle d Menschen „vindicirt," wenn *der* Gedanke, dafs d Mensch *Vernunft* und *Verstand* hat (auf welche Best mung mit ihren Folgerungen der Verf. am Ende sel obige Unterscheidung reducirt), — *neu* wäre. Aber bedauern ist es, dafs der Vf. begründete Ursache hat, glauben, dafs für die einseitigsten Somatiker dieser G danke fast neu zu sein scheint, und dafs er befugt i selbigen als quasi-neu in Erinnerung zu bringen! — I teressant ist es, das Ringen des Vfs. nach höherer E nigung dieser Doppelnatur in dem Setzen des Versta des und Ich als „*mediatisirte* Vernunft," als „Nachh des Urhalls," und in der Erklärung der Entstehung de Seelenkrankheiten aus „zweiter widernatürlicher Br chung des natürlichen, einmal gebrochenen Lichtstrahl (Verstandes), zu verfolgen. —

Im *zweiten* Abschnitte wird die *persönliche For dauer des Menschen nach dem Tode* der Kritik unte worfen. Wenn man einerseits der gegenwärtigen tiefe Forschungen von Göschel, J. H. Fichte, Weifse, Fr. F scher u. a. über diesen Gegenstand, welcher einen neu Trieb am ewig grünen Baum der Philosophie verkünd gedenkt, so erscheint, — selbst bei aller Anerkennung d würdig ernsten Gesinnung, über diese letzten und höc sten Interessen der Menschheit eine genügende Klarhe zu gewinnen, — eine nähere Prüfung des hier Gegebene nicht ganz zuläfsig; und wenn man andererseits erwäg dafs die *Psychiatrie*, so zu sagen, die persönliche For dauer der Seele *vor* dem Tode — sichern soll und mit di sem ihrem Hauptzweck immer noch nicht ins Reine kom men kann, so drängt sich unabweislich der Wunsch au dafs Hr. Groos, als vieljähriger Direktor der bedeutend sten Badischen Irrenanstalt, vom jenseitigen zum diessei tigen Zustande der Seele, namentlich im Wahnsinn, sich

mit geläuterter Kraft wende, und aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung Aufschlüsse gebe über die Ursachen und die Heilung des Wahnsinns, in dessen Tiefen übrigens für den philosophisch-gebildeten praktischen Irrenarzt eine ergiebige Quelle der Beweise für die Fortdauer der Seele nach dem Tode fliefst, welche ans Licht zu leiten, dem Irrenarzte von näherem und dem „Psychologen, Philosophen und Criminalisten, so wie jedem gebildeten und denkenden Menschen" von ungewöhnlicherem Interesse sein dürfte, als ein allgemeines, hin und her kreisendes Speculiren über diesen Gegenstand, wenn rings umher die grüne, fette Weide liegt.

Im *dritten Abschnitte*, mit der Ueberschrift: *das übersinnliche Ich, das sinnliche Ich und die Sinnenwelt*, wird wieder der Mittelzustand gesucht. Das „sinnliche Ich" vermag aber nicht den Gegensatz zwischen dem „übersinnlichen Ich" (Idealismus) und der „Sinnenwelt" (Realismus) zu beschwichtigen. Die durch Hinstellung des sinnlichen Ich, als eines Einigungsmoments beider, gewonnene Ruhe ist nur eine äufsere, scheinbare, — ist die Ruhe des Seufzers mitten im Kampfe auf dem Boden des „Labyrinths der Philosophie." Dafs dem so ist, geht daraus hervor, dafs ihm die „Atomenwelt eine unbegriffene Welt von *lauter* Unendlichkeiten" ist, und dafs ihn der „objective Realismus durch den subjectiven Idealismus zur Idee einer unbegreiflichen Welt führt." Das Sandstäubchen ist ihm jetzt ein „bewunderungswürdiges Naturräthsel, ein tiefes Geheimnifs;" er sieht und sucht die Unendlichkeit in der „Theilbarkeit des Sandkörnchens ins Unendliche," und die „zum prosaisch-physischen Ding herabgezogene Natur" erscheint ihm vom „Glanze der Verklärung, vom Nimbus hyperphysischer Heiligkeit umstrahlt." — Ist dies eine Versöhnung des Idealismus und Realismus? — Nein! es ist die Transfiguration, die Verklärung der Materie, die subtilste, transcendentale Sublimation des Endlichen in das Unendliche, es ist die mikrologische Vergeistigung der mikroskopischen Untersuchungen, (vor der sich Naturforscher und Aerzte der Gegenwart zu hüten haben) und führt zum mystischen, in lauter Räthsel, Geheimnisse und *Unendlichkeiten* sich und Alles was da ist verpuffenden *übersinnlich-sinnlichen* Pantheismus! —

Nach den Bemerkungen über die *drei* ersten Abschnitte darf von dem vierten und letzten die Lösung des Dualismus von *Freiheit und Nothwendigkei* nicht erwartet werden. Im allgemeinen gilt von diesem Abschnitt das über den *ersten* gefällte Urtheil, indem die Bezeichnungen von universellem und individuellem Charakter des Menschen, von Urhall und Nachhall (Vernunft und Verstand) als „*religiöser Vernunft-Determinismus*," in Beziehung auf Strafrecht, Zurechnungsfähigkeit u. s. w. zur Anwendung kommen. Ob es ihm mit diesem zusammengesetzten Determinismus, einer weiteren Complication seines früheren Begriffs-Determinismus „gelungen sein dürfte, einem in der moralischen Natur des Menschen wahrhaft gegründeten Strafrechts-Princip auf die Spur gekommen zu sein," überläfst er ruhig dem unparteiischen Urtheil tiefer Rechtsphilosophen, und Ref. mit ihm; theils weil sein Urtheil schon begriffen ist in der Beurtheilung dieser Schrift, theils weil er den Irrenarzt mehr auf fremden Terrain, als auf dem beiden befreundeteren Boden der Psychiatrie antrifft. Nur die Bemerkung finde noch Platz, dafs die aus dem religiösen Vernunft - Determinismus gewonnene Ueberzeugung der „wahren Zurechnungsfähigkeit," das heifst des „*Rechts* der Justiz zu strafen um zu strafen, aber mit Selbstbeschränkung und weiser Mäfsigung, nicht am Leben," ein Fortschritt des geehrten Hrn. Vfs. ist, welcher früher eine andere Ueberzeugung öffentlich ausgesprochen hat. —

H. Damerow.

LVIII.

Die Gräfin Ulfeld, oder die vierundzwanzig Königskinder. Historischer Roman von Leopold Schefer. Berlin, Veit und Comp. 1831. 2 *Bde.* 288 *und* 216 *S.* 8.

Man hat Leopold Schefer einen Nachahmer Jean Pauls genannt. Will man einen solchen, eben so leichten als müfsigen Ausspruch des Herkommens auf eine literarische Erscheinung anwenden, so sollte man sich auch an Wielands Wort über Horaz erinnern, der diesen in Bezug auf seine griechischen Vorbilder einen Nachahmer nannte, wie Nachahmer sonst nie zu sein pflegen. Die Verwandtschaftlichkeit mit der ganzen Dichternatur Jean Pauls ist in Schefer nicht in Abrede zu stellen, allein man kann einer Tendenz angehören und trotz einer gewissen Gemeinsamkeit mit andern Geistern in der Rotation um eine allgemeine Sonne, doch seinen Umschwung um die eigne Axe haben und mit gleicher Beharrlichkeit behaupten. Obwohl Jean Paul Richter die ihm eigenthümliche Richtung des deutschen Romans so sehr selbst erschöpft hatte, dafs sich wenig Nachfolger in dieser Sphäre zeigen konnten, so ist die Stimmung seiner Poesie unserem dichterischen Denken und Fühlen doch innerlich so eigen geblieben, dafs sie sich vielleicht in der Geschichte jedes deutschen Individuums als ein Durchgangs-Moment wiederholt. Der „Siebenkäs" ist und bleibt der deutscheste aller deutschen Romane, denn er enthält die ewig lebendigen Leiden und Freuden des überschwänglich vollen, aber thatenscheuen, von der Welt der Wirklichkeiten überall gedrückten und zurückgedrängten, aber immer überfluthenden deutschen Herzens, das, wenn der Thränen nicht genug sind, sich lieber verbluten, als mit dem äufsern Dasein sich völlig in Einklang

setzen könnte. Diese Wunde ist als gegeben im Leben des Deutschen einmal da, sein Innerstes war immer noch etwas anderes als sein Aeufseres. Darum der verzehrende Schmerz und die zerflossene Wehmuth in Jean Paul, und darum auch der Humor, das Auskunftsmittel für die grofse Spaltung des gesammten Daseins.

Diefs ist auch in Schefers Dichtungen der Grundaccord. Auf der dürftigen Scholle der Aermlichkeit, in einem Krähwinkelleben voll kleinlicher Interessen, über welches die ganze Summe des äufseren Ungemachs hereinbricht, zeigt er die unerschöpfliche Fülle und den ungemessenen Reichthum eines grofsen Herzens, das sich aller Herrlichkeit der weiten, schönen Welt entschlägt, um in sich die Dimensionen der Unendlichkeit zu finden, und dem zum äufseren Bedarf der kleine Strohhalm genügt, um den Gott ganz und voll zu durchfühlen und zu begreifen. So sind Schefers sämmtliche Sittengemälde Apotheosen der Armuth, und sein „Ostertag" möchte den Typus abgeben für alles, was er schildert. Seine „Christel" und sein deutscher Schulmeister „Wecker" gucken aus allen seinen Gestalten hervor, und es ist nicht zu leugnen, dafs alle Situationen, die er schildert, Jean-Paulisch empfunden und dargestellt sind. Alles Lob und aller Tadel, der Jean Paul trifft, gilt auch für Schefer, und damit ist denn zugleich ausgesprochen, dafs die plastische Gestaltenbildung, wie sie sich in der Goetheschen Romanpoesie als eine schlanke, gediegene, aller Schlacken sich entwindende edle Metallformation so glänzend erzeugte, den Scheferschen Dichtungen beinahe ganz abgeht. Ein Complex von bestimmt, aber nicht scharf begrenzten Gefühlen und Weltanschauungen mufs bei ihm für Charakterzeichnung hingenommen werden und aus dem schäumenden Wogenrausch seiner tief bewegten Stimmung will die fertige Göttergestalt, die Goethesche Venus Urania, nicht heraufsteigen. Es ist als zitterte dem Dichter, wenn er eine Individualität zeichnen möchte, unaufhörlich die Hand, bei der strömenden Wallung des Pulsschlags fehlt ihm die Ruhe des Meisters, und die behäbige Lust des Sichselbstempfindens und Sichselbstgeniefsens, die dem Künstler noth thut, kommt bei ihm nur seinem Humor, nicht seinem malenden Bildnertalent zugut. Jean Pauls Eigenheiten sind bis in den einzelnsten Nüancen der Wortfärbung, ja Wortstellung, auch Schefer eigen, und der Quintilianische Ausspruch über Seneca: *„vitiis abundat amoenissimis"*, möchte ich dreist auf Jean Paul und auf Schefer anwendbar finden. Beide sind in ihre Seltsamkeiten so verliebt, dafs sie, ohne alle Rücksicht auf ein der Oberwelt angehöriges Publicum, in die verschlungenen Höhlengänge ihrer oft barocken, oft aber wundersam schön und tief gehegten und gepflegten Intuitionen sich weit hinein verirren. Ein Jean-Paulischer Roman ist in der That so vielhöhlig und buntschichtig wie ein Bergwerksbau oder wie das Herz mit seinem ganzen Geäder.

Nichts ist aber in Schefers Novellen *gemacht*, und einem Vorbilde absichtlich oder auch nur unbewufst nachgeformt, alles ist in ihm neu geboren, selbstdurchlebt. Daher der wohlthuende Hauch von Frische und Wärme, der uns aus seinen Dichtungen entgegenströmt und ein Ersatz ist für oft lang anhaltende Unbehaglichkeit, die die Betrachtung seiner willkürlich zerschnittenen und an einander genähten, seltsam durchwirkten Stickereien einflöfst.

Was ihm bei aller möglichst nahen Verwandtschaft mit einem überflügelnden Vordichter noch so viel eigne Anschauung gestattet, möchte wohl in einem vielbewegten Reiseleben seinen Grund haben, an dessen Schätzen Leopold Schefer in stiller Zurückgezogenheit seit Jahren zehrt. Er hat sich lange Zeit in Italien und auf den griechischen Inseln aufgehalten, und weil sein innerer Dichter überall mit ihm ging, so hat er nicht blofs fremdes Local und Costüm, was wenig sagen wollte, sondern auch das nicht-deutsche Herz kennen gelernt und den Conflict der duldenden Menschenseele im Gedränge äufserer Gefahr oft genug mit Glück auch unter entlegenem Himmelsstrich, in seinen Gemälden geschildert. Die griechischen Insulanerinnen in seinem „heimlichen König der Armenier", sein „Madonnenbild" und die Kinder der chinesischen Wunder- und Märchenwelt in seinem „Unsterblichkeitstrank" gehören als einzelne Bruchstü[ck]e zu den schönsten Productionen der deutschen Romanpoesie.

Diese originelle Auffassungskraft fremdländischer Situati[o]nen mufste ihn zum historischen Roman führen, und einen s[ol]chen haben wir an dem obgedachten Werke, mit welchem d[er] Autor zum ersten Male ein gröfseres Ganzes componirte. Sei[ne] einmal fest gewordene Eigenthümlichkeit in Auffassung und Da[r]stellung menschlicher Verhältnisse erlaubt es ihm freilich nic[ht] ein geschichtliches Thema rein, ganz und sicher durchzuführ[en,] so dafs es wie ein geschlossenes Bild in seinem Objectivität[s]verlauf vor uns stände. Auch auf entlegenem Grund und Bod[en] und in fernen Zeiten ist das häusliche Leid und die stille Freu[de] des Familienlebens hauptsächlichster Gegenstand seiner Inte[r]essen. Wir werden nach Dänemark versetzt, in die Zeit König Christians IV. und König Friedrichs III. Der Krieg d[es] schwedischen Karl Gustav gegen die dänische Macht zieht s[ich mit] seinem Tumulte und mit den Friedensintriguen zu Röskild u[nd] Copenhagen durch den eigentlichen Romanstoff, der sich in je[ne] Händel vielfach verschlingt. Der Graf Ulfeld, an dessen schwa[n]kendes Charakterbild sich die Situationen ziemlich tumultuarisch und unorganisch anschliefsen, wird abwechselnd Verräther u[nd] Retter Dänemarks. Christian IV. hinterliefs vierundzwan[zig] theils eheliche, theils unrechtmäfsige Kinder, und bei der U[n]sicherheit der eigentlichen Thronerbschaft sucht Ulfeld, als G[e]mahl einer der königlichen Tochter, seine zweifelhaften A[n]spruche geltend zu machen, giebt dem Schweden die Hand zu[m] Bundnisse, wird aber von beiden Theilen preisgegeben und b[e]steigt die ganze Stufenleiter selbstverschuldeten und unversch[ul]deten Ungemachs. Der Kampf der Aristokraten des Staats geg[en] die obsiegende Macht der Krone, die auf dem letzten dänisch[en] Reichstage das Zugeständnifs der vollen Souverainetät erring[t,] macht, bei dem Mangel an einzelnen hervorragenden Gestalte[n] die Darstellung der Staatsverhältnisse eben so undurchsichtig als die Angelegenheiten der Menge Königskinder in einem G[e]webe von abenteuerlichen Krähwinkeliaden verhüllt bleibe[n]. Aus diesem verworrenen Schauplatze der Leidenschaften aufse[r]halb und innerhalb des königlichen Hauses schafft sich der Dich[]ter, ohne es auch nur zu unternehmen, jene Wirren zu lösen oder in ihrer Disharmonie klar hinzustellen, so recht ein Terrain für seine eigenste Intention. Es kommt ihm alles darauf an aus dem sündhaften Gewirre der Welt seine Heldin, die Gräfin Ulfeld, die er mit allem Seelenadel weiblicher Tugend ausstattet, wie eine einzig lichte, siegende Gestalt heraustreten zu lassen. Er hat hier eine Apotheose des Weibes bezweckt und allen Zauber seiner unerschöpflichen Herzensergiefsung darauf verwendet, nach seiner Art eine moderne Alceste zu schildern. D[ie] Liebe zum Gemahl zieht ihr Gemüth mit hinein in die dunkle[n] Räume, wo Hafs und Ruhmsucht, gekränkter Stolz und erbi[t]terte Eitelkeit ihre Plane brütet; die Treue, womit sie an Ulfel[d] hängt und alle Schmach des Kerkerlebens und der Verbannun[g] an seiner Seite duldet, scheint bis auf einen gewissen Punkt al[le] Schranken zu übersteigen, die sonst für die zaghafte Tugend d[es] Weibes so festgefugt sind. Zu diesem einen Punkte drängt ab[er] alles hin. Ulfeld macht seinen Sohn zum Mörder an seinem Fei[n]de. Da hört die Treue des Weibes auf, Eleonorens Lebensmu[th] bricht und sie vereinsamt in sich selber. Ihre Mutterliebe, ihr L[e]ben und Dulden im Gefängnifs, ihr Wiedererscheinen in der We[lt,] in deren blühenden Frühling sie mit dem Winterschnee der Jah[re] auf dem gealterten Haupte zurücktritt, sind mit jener überschwän[g]lichen und doch innig zarten Auffassungsweise dargestellt, die a[u]fser Jean Paul nur Schefern eigenthümlich angehört.

Ein humoristischer Arzt, der sich kindisch vor dem To[de] fürchtet, aber durch zuthätige Gemüthseligkeit und sprudeln[de] Laune den Tod überall fortspottet oder ihn Andern mildert, i[st] eine jener Gestalten, deren Jean Paul eben so wenig als Schef[er] entbehren kann, um seiner Erzählung die beliebten Interjection[en] eines überströmenden Herzens einzuverweben. An die Grup[pi]rung des regellos durch einander geworfenen Stoffes Hand a[n]zulegen, kann nicht weiter Geschäft oder Absicht der Kritik sei[n.]

F. G. Kühne.

№ 61.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

LIX.

Drei Berichte des General-Kapitäns von Neu-Spanien, Don Fernando Cortez an Kaiser Carl V. Aus dem Spanischen übersetzt, mit einem Vorwort und erläuternden Anmerkungen von Dr. Carl Wilhelm Koppe, Königl. Preuss. Geh. Regierungsrath. Mit einer Karte u. s. w. Berlin, 1834. bei Th. Chr. Fr. Enslin in 8.

Das vorliegende Buch darf sich mit vollstem Recht eine lebhafte Theilnahme des Publicums versprechen. Es ist eine historische Quellenschrift, welche sich durch die Wichtigkeit der geschilderten Ereignisse und den Karakter und Standpunct ihres Verfs. den ersten Werken der Art zur Seite stellt. Der deutsche Bearbeiter hat sich mehrere Jahre auf dem Boden der Ereignisse selbst aufgehalten; er hat denselben ohne Zweifel in Bezug auf sie studirt, und eine gründliche Kenntnifs des Gegenstands und der Sprache läfst sich von ihm erwarten. Man braucht die dermalige politische Wichtigkeit von Neu-Spanien und die Rolle, welche diesem Land in einer nicht sehr fernen Zukunft bestimmt sein dürfte, nicht in das Auge zu fassen, um die Berichte, welche Cortez im Laufe seiner Eroberung an Kaiser Carl V. erstattet hat, mit dem gröfsten Interesse zu lesen. Schon bei ihrer ersten Erscheinung, als man die Unternehmung weder in ihrem nächsten Umfang würdigen, noch ihre Bedeutung für die spätern Jahrhunderte ahnen konnte, nahmen sie die ganze Aufmerksamkeit der Mitwelt in Anspruch. Die Eroberung eines grofsen und mächtigen Reichs durch eine Handvoll Abenteurer grenzt so nah' an das Wunderbare, dafs die Poësie vielleicht in der ganzen neuern Geschichte keinen glücklicheren Gegenstand für das Epos finden dürfte. Die Belagerung von Mexico allein schon enthält viele Züge, die an Scenen aus der Iliade erinnern, und selbst die Maschinerie des Heldengedichts liegt ganz fertig in dem Glauben, mit welchem Cortez und seine Waffengenossen gekämpft haben. Nicht für die Eroberungssucht und den Golddurst, sondern für das Christenthum meinten sie diesen Aufwand von Anstrengungen jeder Art zu machen. Sanct Peter und Sanct Jacob von Compostella fochten sichtbar mit in ihren Schlachten; in den zahllosen Reihen ihrer Feinde haben ihnen die höllischen Mächte mit der ganzen Wuth der Verzweiflung entgegen gestanden.

Dieser mythische Nimbus fehlt den Ereignissen allerdings in den Berichten an den Kaiser. Es ist aber merkwürdig, dafs Cortez schon wenige Jahre später seine eigenen Thaten nur durch Wunder erklärbar gefunden hat. Gomara, dessen Werk mit den vorliegenden Berichten und den Denkwürdigkeiten des Bernal Diaz del Castillo die einzige Grundlage dieses Abschnitts von Herrera's und von Solis Geschichtsbüchern bildet, erzählt bereits von dem sichtbaren Beistand der himmlischen Mächte in Schlachten, wo so wenige Hunderte gegen so viele Tausende fochten. Er kann seine Nachrichten nur von Cortez persönlich erhalten, oder aus dessen Papieren geschöpft haben; wenn anders der Held nicht selbst Verfasser von Gomara's Werk, oder wenigstens des gröfsten Theils davon gewesen ist: wie ich bei einer passendern Gelegenheit beweisen werde. In seinen amtlichen Berichten hält sich Cortez noch streng auf dem historischen Boden, und seine Thaten sind auch wahrlich an sich schon grofs genug, um jener poëtisch-religiösen Ausschmückungen füglich entbehren zu können.

Das kleine Corps der Eroberer war in der Mitte des März 1519 auf dem Küstenpunct angekommen, von welchem seine Operations-Linie in das Innere von Neu-Spanien auslief. Cortez erstattete seinen ersten Bericht an den Kaiser am 16. Juli desselben Jahres. Dieses wichtige Aktenstück gilt für verloren. Drei andere Berichte vom 30. Octob. 1520, vom 15. Mai 1522 und

vom 15. Octob. 1524 enthalten das Wesentlichste der Ereignisse während des ferneren Laufes seiner Unternehmung. Wie weit diese officiellen Berichterstattungen vollständig sind, und welchen Werth sie für die historische Kritik haben, wird weiterhin zur Sprache kommen.

Der Herr Herausgeber hat schon in seinem Vorworte darauf aufmerksam gemacht, dafs die frühe Erscheinung dieser Berichte im Druck für die „fast übertriebene politische Eifersucht und Geheimnifskrämerei der Zeit und des Landes" auffallend sei. Sie wird sich daraus erklären lassen, dafs sich in Spanien noch kein System für die Verwaltung der neuen Besitzungen gebildet hatte, ja, dafs die Wichtigkeit derselben überhaupt noch bei weitem nicht erkannt war. Die drei Berichte, welche vor uns liegen, wurden, bald nach ihrer Ankunft in Spanien, 1520, 1522 und 1525 durch unsern Landsmann Kronberger zu Sevilla im Drucke bekannt gemacht. Hr. Geheimer. Koppe scheint dies in Beziehung auf den 3ten resp. 4ten Bericht zu bezweifeln. Indefs nimmt es Leon-Pinelo so an, und man wird es dem fleifsigen Sammler wohl glauben dürfen. Schon von 1524 an folgten nacheinander lateinische Uebersetzungen derselben, die in Nürnberg, Cöln und Basel einzeln und zusammengedruckt herauskamen. Am verbreitetsten ist die Ausgabe derselben in dem Herwag'schen Druck: *novus orbis regionum ac insularum veteribus incognitarum etc. Basil.* 1555. *fol.* welche mehrere ähnliche Schriften über die Entdeckungen des 15ten und 16ten Jahrhunderts enthält. Pinelo, spricht sogar von einer deutschen Uebersetzung dieser Berichte. Es kann nicht die Stapfer'sche sein, welche 1779 zu Heidelberg erschienen ist; denn Pinelo's Werk kam schon 1738 heraus. Ich habe die Angabe nicht näher prüfen können, vermuthe aber, dafs die umfassenden Sammlungen der Brüder de Bry diese Uebersetzung enthalten, wenn es anders mit derselben seine Richtigkeit hat.

Alsdann wären zwei deutsche Uebersetzungen gewonnen, statt der Einen, deren Nichtkenntnifs allein schon dem Verf. dieses Werks zum Vorwurfe gemacht worden ist. Man hätte bedenken sollen, dafs seine Uebersetzung jenseits des Oceans ausgearbeitet wurde. Aufserdem hat die Stapfer'sche Uebersetzung auch so wenig Werth, dafs sie eine andre Uebersetzung nicht nur nicht überflüssig, sondern selbst nöthig machte. Wenige Worte mögen zum Beweise hinreichen.

Im nämlichen Jahre mit dieser deutschen Uebersetzung erschien eine französische von dem Grafen v Flavigny. (*Correspondance de Ferd. Cortes avec l'e pereur Charles Quint sur la conquête du Mexique* n *en Suisse* 1779. 8.). Welcher Zusammenhang z schen den Verfassern beider Uebersetzungen sein moch so viel läfst sich kaum bezweifeln, dafs die deutsch nicht nach dem spanischen Original, sondern nach d französischen Uebersetzung bearbeitet worden ist. wird nur eines einzigen Zuges bedürfen, um dies Gewifsheit zu erheben. Im 1sten Band S. 171 ist Stelle der Urschrift: *i como lo, que de mi ida sab era por lengua de los Indios, i no mi hallò, crejò,* q *le burlaban,* in folgenden Worten wiedergegeben: „er . . mich nicht fand, so glaubte er, dafs ihn die „diener, die ihn davon benachrichtiget, *gespielt* hätten Man braucht die französische Uebersetzung nicht nach zuschlagen; der erste Blick ergibt, dafs sie entwed *qu'ils s'étaient joué de lui,* oder vielmehr *qu'ils l'avaie joué* haben mufs. Nach dieser einzigen Probe wird m die ganze Arbeit würdigen können. Allerdings sie sich leichter weg, als die neuste Uebersetzung; sie hat auch alle übrigen Gebrechen der französisch Uebersetzungen. Der Geist des Originals ist verwisch die feineren Züge sind verloren gegangen und die Schwi rigkeiten übersprungen. Alles ist verflacht, und d ganze Arbeit für einen wissenschaftlichen Gebrauch vö lig unnütz.

Die spanischen Original-Ausgaben der einzeln Berichte sind sehr selten geworden, und man darf si billig wundern, sie erst im Jahr 1749 zusammengedru zu finden. Es ist in der Sammlung geschehen, welc der Rath von Castilien, Don Andr. Gonz. Barcia un dem Titel: *historiadores primitivos de las Indias* o *dentales* in drei Bänden zu Madrid veranstaltet hat; nem Werke, dem gröfsere Vollständigkeit und die B gabe eines kritischen Apparats sehr zu wünschen w Es ist überhaupt auffallend, dafs die Glanz-Periode spanischen Geschichte noch so wenige Bearbeiter Spanien selbst gefunden hat. In neuern Zeiten wu freilich ein sehr bedeutender Anfang durch Munoz macht; aber das treffliche Werk ist durch den früh Tod seines Verfs. schon mit dem ersten Band abgebr chen worden. Navarrete hat wenigstens seine Vor beiten benutzt; so viel ich weifs ist aber seine Sam lung noch nicht bis in die Periode von Cortez vorg rückt. Nach Barcia veranstaltete Lorenzana, der E

bischof von Mexico und nachherige Cardinal-Erzbischof von Toledo, einen besondern Abdruck der drei Berichte in Mexico selbst. Leider läfst sich auch von dieser Angabe nicht viel rühmen. Der Text hätte vielleicht nach Urschriften revidirt werden können. Die Anmerkungen sind gröfstentheils unbedeutend, und die Beilagen verrathen weder Tiefe der Forschung, noch Schärfe der Kritik. Ein Mann, wie der Erzbischof von Mexico, dem alle Bibliotheken und Archive zugänglicher waren, als jedem Andern, hätte noch manches wichtige Actenstück für die Geschichte der Eroberung auffinden können. Es ist nichts Erhebliches durch ihn geschehen; selbst die Bekanntmachung von Cortez Testament blieb dem grofsen deutschen Reisenden übrig, und seine Nachfolger in Alt- und Neu-Spanien finden hier noch Vieles zu thun. Ich will mich nur auf einige Andeutungen beschränken.

Zuerst mufs man die Hoffnung nicht aufgeben, den ersten Bericht von Cortez vom 16. Juli 1519 wieder aufzufinden. Dafs dieses Actenstück nach Spanien gekommen ist, unterliegt keinem Zweifel, und Pinelo befindet sich im Irrthum, wenn er meint, dafs es dem Alonso von Avila durch den französischen Corsaren, Jean Florin, abgenommen worden sei. Cortez sandte *mit diesem* Bericht den Al. Hern. Puertocarrero und den Francisco von Montejo nach Spanien, und nicht den Alonso von Avila. Beide langten glücklich daselbst an, und übergaben ihre Papiere mit den ersten Proben mexikanischer Reichthümer und Kunst-Arbeiten dem Don Juan Rodriguez von Fonseca, Bischof von Burgos und Erzbischof von Rosano, welcher seit den ersten Zeiten der Entdeckung der neuen Welt an der Spitze der indischen Angelegenheiten gestanden. Ein eigenes Schicksal hat diesen Mann zum Beschützer aller Mittelmäfsigkeiten und zum Verfolger der gröfsten Verdienste gemacht. Wie er Colon das Leben verbittert, so erschwerte er auch Cortez seine Unternehmung auf jede Weise, bis er endlich an dem Glanze der Thaten des glücklichen Eroberers und vielleicht noch mehr an den reichen Geschenken scheiterte, welche derselbe an die bedeutenden Umgebungen Carls V. vertheilen liefs. Cortez Vater und seine übrigen Geschäftsleute beschuldigten Fonseca'n vor dem Kaiser selbst, er habe den ersten Bericht von Cortez unterschlagen. Nur ein unbedeutender Theil der kostbaren Beigaben desselben sei an den Monarchen abgeliefert, und dieser überhaupt durch eine ganz falsche Darstellung der Vorgänge in Neu-Spanien getäuscht worden. Dergleichen Anklagen haben sich manchmal durch spätere Entdeckungen als unrichtig erwiesen, und leicht mag auch die verlorene Urkunde sich in den Archiven von Sevilla wieder finden. Sollte aber auch der Original-Bericht von Cortez wirklich jenes Schicksal gehabt haben, so weifs man doch aus andern Quellen, und nahmentlich der wichtigsten unter allen, den Denkwürdigkeiten des Bernal Diaz del Castillo, dafs Cortez Abschriften dieses Berichts auch in andern Richtungen verbreitet hat. Ohne Zweifel hatte er eine solche seinem Vater geschickt, welcher für seine Interessen in Spanien sehr thätig war. Vielleicht liegt noch eine Ausfertigung in den Archiven von Gent, Antwerpen oder Brüssel verborgen; wenigstens befand sich Carl V. zur Zeit, da der erste Bericht einging, in den Niederlanden. Auch die Archive der Hieronymiten-Klöster in Spanien, und nahmentlich des Madrider, dürften nicht ohne einige Hoffnung des Erfolges zu durchforschen sein; indem Cortez, um sich der Abhängigkeit von dem Statthalter von Cuba zu entziehen, sich von Anfang an unter die Commission von Gliedern dieses Ordens gestellt, welche der Cardinal Ximenes auf der Insel St. Domingo zur obern Leitung der spanischen Statthalter niedergesetzt hatte. Es ist wohl anzunehmen, dafs diese Mönche, welche Cortez mit allem Nachdruck beschützten, ihren spanischen Ordensbrüdern von den Erfolgen der grofsen Unternehmung Nachricht gegeben, die unter ihren Auspizien einen so glücklichen Fortgang gewonnen hatte.

So viel bleibt gewifs, dafs der erste Bericht nicht durch Alonso von Avila nach Frankreich gekommen ist. Die Sendung dieses Mannes hatte erst im Jahr 1521 Statt. Er ging am 20. Dec. zu Veracruz unter Segel, und rettete wenigstens alle seine Briefschaften. An diesen war dem Corsaren nichts gelegen; desto mehr an den reichen Geschenken, welche Avila überbringen sollte. Bernal Diaz (cap. 167.) bemerkt ausdrücklich, dafs Cortez Vater und Verwandte Mittel gefunden, sich die Papiere desselben aus Frankreich, wo er einige Jahre gefangen gehalten wurde, zu verschaffen, und sie dem Kaiser einzuhändigen. Diese Papiere fehlen gleichfalls; sie werden sich aber wahrscheinlich in den Archiven von Simancas finden; nur mufs man sich die Mühe des Suchens nicht verdriefsen lassen. Dieses Archiv ist erst später gebildet worden, und die, von so vielen Seiten

herbeigeschafften Papiere befinden sich schwerlich in der besten Ordnung.

Cortez hat überhaupt in der Periode, welche die erhaltenen drei Schreiben umfafst, also bis zum 15. Octob. 1824, noch andere Berichte, wenn auch nicht gerade an den Kaiser, doch an seine Behörden erstattet. Ich habe bereits den Bericht angeführt, mit welchem Al. von Avila 1521 nach Spanien gegangen ist. Dieser Offizier war früher schon in einer ähnlichen Sendung an die Hieronymiten-Brüder nach St. Domingo geschickt worden. Späterhin müssen zahlreiche andere Bericht-Erstattungen erfolgt sein. Die, in dem eroberten Lande zu treffenden, Einrichtungen machten häufigere Instructions-Einholung bei dem Kaiser nöthig, und der Erzbischof Fonseca, welcher von den Geschäften entfernt war, konnte diesen Briefwechsel nicht mehr veruntreuen.

Uebrigens finden sich noch weitere Spuren von Briefen, welche Cortez über seine Unternehmung geschrieben. Nahmentlich ist dies in den Jahren 1527 oder 1528 von Spanien aus, wo er sich gerade befand, an den Pabst Clemens VII., und früher schon an den römischen König Ferdinand geschehen. Die Archive zu Wien, Venedig und Rom müssen darüber Manches enthalten. Es ist nicht denkbar, dafs die diplomatischen Agenten jener Zeit, und insbesondere die thätigsten unter ihnen, die römischen und venetianischen, ihren Regierungen nicht Alles mitgetheilt haben, was über die neue Welt bekannt wurde; ja, man darf glauben, dafs Carl V. selbst den verwandten und befreundeten Höfen Nachricht von diesen merkwürdigen Begebenheiten ertheilt habe, besonders da ihre politische Wichtigkeit noch nicht erkannt war. Eine Sammlung aller dieser Stücke würde ein interessantes und verdienstliches Werk sein, und nach dem, was in neuern Zeiten von Genua und von Madrid aus für Colons Geschichte geschehen ist, darf man die Hoffnung auf eine ähnliche Sammlung für Cortez Thaten nicht fahren lassen.

Es wäre überhaupt Zeit, dafs dem Alterthum und der Geschichte von Mexico ein gründliches Studium zugewendet würde. Wenigstens dürfte nur auf diesem Wege Licht in die Urgeschichte von Amerika zu bringen sein. Selbst die gedruckten Werke sind noch wenig, oder gar nicht benutzt. Ich mufs dies nahmentlich von Bernal Diaz del Castillo und von dem Franziskaner-Provincial Torquemada behaupten. Jener hat die Wichtigkeit, dafs er alle Feldzüge des Cortez als einer se-ner besten Soldaten mitgemacht hat. Seine schlich-Erzählung stellt das lebendigste Bild der Zeit und d-Ereignisse dar; seine Wahrheitsliebe, seine Unbefa-genheit und seine Freiheit von Vorurtheilen erhebe-ihn selbst über seinen glücklichen Heerführer. Dal-Torquemada's Werk so wenig benutzt worden ist, ma-wohl sein Titel verschulden. Er lautet auch allerdin-sonderbar genug: *libros rituales y monarquia indian-con el origen y guerra de las Indias occidentales, sus poblaciones, descubrimientos y conquistas, convers-y otras cosas maravillosas.* Sevilla 1615, und wied-aufgelegt und vollständiger abgedruckt zu Madrid i-Jahr 1730 in drei Foliobänden. Schwerlich ist unt-den ältern Werken ein reicheres für die Alterthüme-und die frühere Geschichte von Neu-Spanien. Diese-Mann befand sich als Mitglied des verbreitetsten Mönchs-Ordens in einer, für seine Forschungen überaus günst-gen, Lage. Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts nach Neu-Spanien gekommen, hat er funfzig Jahre lang i-in dem Lande selbst in der umfassendsten Wirksamkei-gelebt, und die historischen Denkmale desselben in sei-nen hieroglyphischen Mahlereien, in den Volks-Traditionen und in den Schriften aller seiner Vorgänger stu-dirt, und sich besonders genau mit den Sprachen des Landes bekannt gemacht. Als dieser Mann nach Neu-Spanien kam, beschäftigten sich die Mönche seines Or-dens überhaupt viel mit dem Studium der mexikanischen Sprachen und Alterthümer. Das Franzikaner-Collegium von Santa-Cruz, in welchem dazumal immer 250—300 Söhne aus den bedeutendsten indianischen Familien des Landes ihre Bildung erhielten, scheint vorzugsweise der Sitz dieser verdienstvollen Thätigkeit gewesen zu sein. Der Bruder Bernardino von Sahagun, welcher schon 152- nach Neu-Spanien gekommen war, und 1590 in Mexico gestorben ist, galt zu seiner Zeit für den tiefsten Kenner der mexikanischen Sprachen. Sein historisch-antiquarisches Hauptwerk, welches man lange für verloren geachtet, is-im Jahr 1829 zu Mexico im Druck erschienen; aber seine Sammlungen mexikanischer Gesänge und sein Wörterbuch in drei Sprachen, der mexikanischen, spanischen und lateinischen, so wie eine Reihe anderer Schriften, unter denen auch eine *doctrina para medicos*, wegen ihrer eigenthümlichen Richtung, Aufmerksamkeit verdienen dürfte, liegen noch in den Kloster-Bibliotheken handschriftlich begraben.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

Die Berichte des General-Kapitäns von Neu-Spanien, Don Fernando Cortez, an Kaiser Carl V. Aus dem Spanischen übersetzt, mit einem Vorwort und erläuternden Anmerkungen von Dr. Carl Wilhelm Koppe.

(Fortsetzung).

Torquemada, welcher aufrichtig gesteht, dafs er den Schriften des Bruders Bernardino und des Bruders Torribio Motolinia am meisten verdanke, führt noch andere Mitglieder jenes Collegiums von Santa Cruz als vorzügliche Kenner der mexikanischen Sprachen an, wie die Brüder Arnaldo von Bussacio, Andres von Olmo, Juan von Gaona und Francisco von Bustamente. Der Bedeutendste aufser dem Fra Bernardino war der schon genannte Bruder Torribio Motolinia, oder von Benavente, wie er eigentlich hiefs *). Er war schon bei Cortez Eroberungs-Zügen, wurde später Guardian des Franziskaner-Klosters von Tlaxcallan, und scheint sich, außer jenen Forschungen, wie so viele Mönche seines Ordens, das Wohl der Indianer besonders zu Herzen genommen zu haben. Seine Landsleute rühmen von ihm, dafs er über 400,000 Indianer getauft habe. Man kann es glauben, wenn man bei Gomara lieset, dafs zwei Geistliche einmal an Einem Tage zu Sochimilco 1500 Menschen die heil. Taufe gegeben. Sein Werk: *de moribus Indorum* verdient eine besondere Beachtung von denjenigen, welche die spanischen und amerikanischen Bibliotheken zu durchforschen Gelegenheit haben. Die Urgeschichte des neuen Continents mufs besonders durch die Civilisations-Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner Licht erhalten.

In dieser Beziehung darf den gelehrten Reisenden empfohlen werden, auf zwei andere Schriften zu achten, die noch handschriftlich zu finden sein müssen. Die eine hat die Urgeschichte von Mexico zum Gegenstand und den Jesuiten Johann von Tovar zum Verfasser. Sie wurde auf Befehl des Vicekönigs Don Martin Enriquez, welcher von 1568 bis gegen 1580 Neu-Spanien regierte, ausgearbeitet, und soll die genausten und tiefsten Nachforschungen über den Gegenstand enthalten. Die andere ist von dem Licenciaten Marco Polo Ondeguardo, und handelt von den gottesdienstlichen und politischen Alterthümern Perus. Beide Schriften sind zwar von Acosta benutzt worden; aber der Reichthum seines Werks und der Mangel an Kritik, welcher in demselben sichtbar ist, machen nur um so begieriger auf die Quellen desselben. Leichter wird zu den Handschriften des Pedro de los Rios in der vatikanischen Bibliothek und des Jesuiten Fabrega in der vormaligen Sammlung des Cardinals Borgia, und nun wahrscheinlich in dem Bourbon'schen Museum zu Neapel, zu gelangen sein *). Eine reiche Fundgrube von Sitten, Traditionen u. dgl. bilden die Verhandlungen der amerikanischen Provincial-Concilien, die zum Theil gedruckt, aber immer noch selten genug, zwar von Robertson angeführt, aber schwerlich nach Mafsgabe des heutigen Standpunkts der historischen Wissenschaften benutzt sind. Was nur handschriftlich existirt, wird sich am leichtesten in Rom finden. Endlich mögen auch die

*) Die Mexikaner sollen sich lange nicht in das armselige Aussehen der spanischen Mönche haben finden können, und bei ihrem Anblick: Armer Mann! Armer Mann! ausgerufen haben. Als man dem Br. Torribio diesen Ausruf erklärte, sprach er: so mag das Wort (Motolinia) mein Nahme bleiben. — Uebrigens habe ich diesen Geistlichen auch als Guardian des Franziskaner-Klosters zu Texcuco und als Stifter eines Klosters in Atlixo gefunden. Männer von besonderer Brauchbarkeit werden in neuen Verwaltungen auch wirklich von den verschiedensten Seiten in Anspruch genommen.

*) Der Freiherr Alex. von Humboldt, der zuerst auf diese Schriften aufmerksam gemacht hat, gibt ersteres als die no. 3738 der anonymen Handschriften der vaticanischen Bibliothek an.

Verhandlungen der verschiedenen Commissionen, welche Carl V. schon für die Untersuchung des Zustands der Indianer und des Antheils von Menschenrechten, welcher ihnen gebühre, angeordnet hat, nahmentlich der, im Jahr 1529 zu Barcelona versammelten, wichtige Materialien enthalten; schon die gedruckten Controvers-Schriften gewähren manche schätzbare Ausbeute. Diese Versammlungen bestanden grofsentheils aus Männern, denen der Zustand der neuen Länder aus eigener Anschauung und Mitwirkung bei der Eroberung und Verwaltung derselben bekannt war.

Für den nächsten Zweck des vorliegenden Werks aber mögen sich diejenigen, welche nach Neu-Spanien kommen, die Werke empfohlen sein lassen, welche von Eingebornen während und kurz nach der Wendung des Schicksals ihres Vaterlands zum Theil in der Landessprache selbst abgefafst sind. Clavigero, und vor ihm die Mönche, Fra Bernardino von Sahagun, Fra Torribio Motolinia und Torquemada, haben dieselben zwar grofsentheils benutzt, die Hauptsache wäre jedoch, sie durch den Druck, oder durch Abschriften für grofse Bibliotheken, wie die hiesige, den linguistischen und antiquarisch-historischen Forschungen unmittelbar zugänglich zu machen. Man findet sie bei Clavigero genannt; es ist aber Jedem zu rathen, der diesen Schriftsteller wissenschaftlich benutzt, das Original zu gebrauchen, da die deutsche Uebersetzung, welche wir haben, nach einer englischen Uebersetzung gemacht ist. Von einem dieser Schriftsteller, einem Prinzen aus dem Stamme der Könige von Acolhuacan, Ixtlilxuchitl seines indianischen, und Fernando de Alva seines spanischen Nahmens, ist gleichfalls zu Mexico eine Probe erschienen *). Der Wichtigste für die Geschichte der Eroberung dürfte der Tlaxcaltekische Geschichtschreiber und Zeitgenosse der Eroberer, Diego Muñoz Camargo, sein, der sein Werk noch während des Eroberungskriegs selbst in sechs Bänden und in der Sprache seines Vaterlands verfafst hat. Torquemada, welcher gleichfalls die Werke der Eingebornen anführt, sagt ausdrücklich von ihren Verfassern, sie hätten mehr Kenntnifs der Geschichte besessen, als ihre Söhne, die nichts mehr davon wüfsten *). Wahrscheinlich sind alle diese und noch m[ehre]re andere Werke in der Sammlung enthalten, we[lche] schon der Vicekönig, Graf von Revilla Gigedo (1746 bis 1755) veranstalten liefs. Auch hier wa[r] ein Franziskaner-Mönch, der Fra Manuel de la V[ega], welcher 32 Foliobände Materialien für die Gesch[ichte] von Neu-Spanien zusammengebracht hat. Eine Absch[rift] derselben kam noch unter dem Ministerium des Her[rn] von Alcudia (des nachherigen Friedensfürsten), [nach] Spanien, und mufs in den Canzleien des Staats-Se[cre]tariats zu Madrid liegen. — Ein anderes Exempla[r ist] in Mexico geblieben, und aus demselben nahme[n] das zuvor angeführte Werk des Prinzen Ixtlilxu[chitl] abgedruckt worden.

Die Leser der Jahrbücher werden es mit Nach[sicht] aufnehmen, dafs dieser Anlafs zu einem so weitlä[ufi]gen Excurse benutzt worden ist. Das Mittel, de[rglei]chen Resultate von Special-Studien in die Hände [der] Wenigen zu bringen, für die sie Wichtigkeit [haben], sollte vor allen andern den wissenschaftlichen Zeitsc[hrif]ten vorbehalten bleiben. Um so dringender ist es [nun], dem Werke selbst nahe zu treten, welches die Geleg[en]heit dazu gegeben hat.

Der Hr. Verf. versichert in seiner Vorrede, da[fs] es sein eifriges Bestreben gewesen sei, „das Origin[al] in Materie und Geist, Wesen und Form so treu wie[]derzugeben, als die Verschiedenheit beider Sprache[n] gestatte." Er hat diese Aufgabe in ihrem ganzen Um[]fang gelöst; schwerlich werden es ihm jedoch alle sei[ne] Leser Dank wissen. Bei Büchern, in welchen For[m] und Styl nicht zu den Haupt-Bedingungen gehören, w[ie] bei poëtischen und historischen Kunstwerken, kann m[an] hierin leicht zu weit gehen. In Amts-Berichten si[nd] Klarheit, Ordnung und Bestimmtheit die Hauptsach[e]. Nie darf der Karakter der eigenen Sprache dem d[er] fremden aufgeopfert werden. Dieses scheint hier z[u]weilen geschehen, und der Perioden-Bau überhau[pt] mehr der spanische geblieben, als ein deutscher gewe[sen].

*) *Horribles crueldades de los conquistadores de Mexico y de los Indios, que los auxiliaron etc. memoria escrita por D. Fern. de Alva Ixtlilxuchitl, publ. por C. M. de Bustamente. Mexico* 1829. 8.

*) Mon. Ind. lib. II. c. 42. u. 55. der Ausgabe von 1730. M[an] mufs sich durch die Jahrszahlen dieser zweiten Ausgabe d[es] Werks nicht irren lassen. Man citirt auch eine von 17[23] und das Exemplar, welches ich gebraucht habe, führt die Zahl; die Vorrede ist aber vom 20. Januar 1725 dati[rt]. Schwerlich gibt es jedoch eine andre Ausgabe dieses Wer[ks] als die von Sevilla 1615, und die von 1723 oder 1730, we[l]che weit vollständiger ist, als jene.

[illegible] zu sein. Nur wenige Stellen mögen zum Beweise dienen. S. 6 heifst es: „wie ich von einem grofsen Herrn Kunde erhalten, der sich Muteczuma nenne; wovon die Eingebornen des Landes mir erzählt, dafs er sich in selbigem befinde" u. s. w. S. 18 „giebt es denn, wer nicht Vasall von Muteczuma sei!" „warum nicht lieber: „wer ist denn nicht des M. Unterthan!" S. 23 „Und nach ihrem Abzug kamen gewisse Abgesandte, welche es zu sein versicherten von den Häuptern der [illegible]achten Provinz" u. s. w.

Inzwischen darf nicht verhehlt werden, dafs diese Treue für diejenigen, welche die Uebersetzung zu einem wissenschaftlichen Zwecke benutzen wollen, einen Werth hat, den sie schwerlich gegen alle Eleganz einer andern Behandlung hingeben würden. In den Augen eines grofsen Theils anderer Leser mag auch der alterthümliche Ton der Urschrift, welcher auf diese Weise besser erhalten ist, einen grofsen Vorzug haben. Gewifs läfst sich nicht in Abrede stellen, dafs bei jeder andern Uebersetzungsweise der eigenthümliche Karakter des Werks mehr oder weniger in Gefahr gekommen sein würde.

Ohne bei einzelnen Ausstellungen, wozu die in der Hauptsache sehr gelungene Uebersetzung nur wenig Veranlassung darbietet, zu verweilen, beschränke ich mich auf zwei weitere Bemerkungen, welche die ganze Behandlung des Werks betreffen, und schliefse sodann mit einigen Andeutungen über den Werth, den die Berichte von Cortez als Quellenschrift für die Geschichte haben dürften.

Der Hr. Verf. hat die Nahmen der Orte und Personen beibehalten, wie sie in Cortez Amts-Berichten stehen. Meistens geben die Anmerkungen die nöthige Berichtigung; denn die Nahmen können unmöglich schlimmer entstellt werden, als es durch den spanischen Eroberer geschehen ist. Diese Berichtigungen sind nach den Anmerkungen des Cardinals Lorenzana gegeben; inzwischen ermangeln solche nicht nur der Vollständigkeit, sondern sie lassen auch zuweilen ihre Richtigkeit bezweifeln. Indem fast jeder Geschichtschreiber hierin seine eigene Weise befolgt hat, erscheint die Uebereinstimmung nur um so wünschenswerther. Den frühsten Geschichts-Quellen, wie Cortez, Bernal Diaz del Castillo und Gomara, zu folgen, möchte nicht räthlich sein. Die beiden Ersten nahmen es als Soldaten mit dergleichen Dingen nicht genau, und Gomara arbeitete nach Cortez Papieren. Vielleicht wäre es am besten, in der Rechtschreibung der Nahmen dem Pater Torquemada zu folgen. Dieser Geistliche verdient nach dem, was oben über ihn bemerkt worden ist, am meisten Zutrauen in solchen Dingen; auch erkennt man in seinem Werk, dafs er hierin mit Ueberlegung und nach Grundsätzen verfahren ist. Danach würde auch Lorenzana zu verbessern, und z. B. statt Muteczuma, Motecuçuma; st. Cempoalla, Cempohuatlan; st. Tlascala, Tlaxcallan; st. Guaxocingo, Huexotzinco; st. Tacuba, Tlacupa; st. Otumba, Otumpan zu schreiben sein. Hat Lorenzana auch gleich die heutige Schreibung der Ortsnahmen, so ist diese doch in der Regel eine verdorbene Aussprache des ältesten Worts; und gerade auf die Genauigkeit dieser Nahmen, wie sie zur Zeit der Entdeckung lauteten, wird späterhin, wenn die Urgeschichte des Landes näher erforscht sein wird, sehr viel ankommen.

Was sodann überhaupt die Anmerkungen des Cardinals Lorenzana betrifft, so erscheinen sie für einen Mann von seinen Hülfsmitteln allerdings sehr dürftig; dennoch gibt ihnen der Standpunkt ihres Verfs. zuweilen einen besondern Werth. Insofern schon wäre es gut gewesen, wenn der Hr. Uebersetzer seine eigenen Anmerkungen von denen des Cardinals unterschieden hätte. Man begreift aber auch nicht immer, warum manche schätzbare Bemerkung des Letztern abgekürzt oder gar weggelassen ist, ohne immer durch eine andere ersetzt zu werden. So S. 45 Anm. 2. S. 47 Anm. 2. S. 56 Anm. 2. S. 57 S. 58 Anm. 2. S. 64 Anm. 1. u. 2. S. 75, S. 76, S. 79 Anm. 1. u. a. m. Ja, selbst die Anm. 1. S. 103, als karakteristisch für den Bildungsgrad eines so hochgestellten Geistlichen, vermifst man ungern. Dafür hat der Hr. Uebers. das Werk mit manchen willkommenen Bemerkungen aus seiner autoptischen Kenntnifs des Landes ausgestattet, und wenn er viele Noten von Lorenzana weggelassen, so war es nur, weil er seinen eigenen Standpunkt, als Kenner des Bodens, mit dem seiner europäischen Leser verwechselt hat.

(Der Beschlufs folgt.)

LX.

J. A. Vullers Fragmente über die Religion Zoroasters, aus dem Persischen übersetzt. Bonn 1831. 8.

History of the early kings of Persia from Kaiomars the first of the Peshdadian dynasty to the conquest of Iran by Alexander the Great, translated from the original Persian of Mirkhond with notes and illustrations by David Shea. London 1832. 8.

Das Parsische Alterthum, dessen Religion durch ihren eigenthümlichen Reiz in den neuern Zeiten vornehmlich dazu bei-

getragen hat die Aufmerksamkeit der europäischen Kulturwelt auf diesen fast gänzlich verschollenen Bildungszustand der Menschheit in der altorientalichen Welt zurückzulenken, hat seit kurzem durch lehrreiche Untersuchungen nach seinen politischen und intellektuellen Verhältnissen so manche Erläuterungen erhalten, dafs es in der That zum Bedürfnifs geworden ist, auch einmal die Sagen des jüngern Orients über das altorientalische Weltreich West-Asiens in genügendem Zusammenhange und Ausführlichkeit kennen zu lernen. Dieser Wunsch ist auch durch die seit 1828 gestiftete Londner Societät zur Uebersetzung orientalischer Werke befriedigt, und das Werk des berühmten neuern persischen Geschichtschreibers Mirkhond aus den letzten Zeiten des Mittelalters, dessen Anzeige wir mit dem schon etwas früher erschienenen Werke Vullers über die Persische Religion verbinden, mufs als eine wesentliche Bereicherung zur Kunde des alten Persischen Orients betrachtet werden. Die feindliche Spaltung und die Kämpfe der Völker von Jran und Turan, die sich durch die ganze altorientalische Geschichte hindurchziehen, und die Verbreitung der umgestalteten reformirten Lichtreligion der Iranier durch Zerduscht sind unstreitig die Hauptpunkte, die hier in Betracht kommen. Schon der Verf. der erstern Schrift hat in dieser Beziehung interessante Beiträge geliefert. Denn aufser einer aus dem Persischen übersetzten Abhandlung über das Leben des Persischen Homers, Ferdusi, und einer kleinen Schrift über die 21 Nosk, in welche Zerduscht seinen Zendavesta eingetheilt haben soll, erhalten wir hier wichtige Auszüge aus dem Schah Nameh, die sich auf Zoroaster und auf die Stiftung und Verbreitung seiner Religion beziehen. Guschtasb und Ardschasb sind die beiden Könige von Jran und Turan oder des irdischen Licht- und Schattenreiches, die sich beide feindselig gegenüberstehen und blutig bekämpfen, obschon sie von einem gemeinschaftlichen Stammvater Feridun abstammen, unter dessen Söhnen Iredsch und Tur die grofse Spaltung der Völker vor sich ging, gleich wie Ormuzd und Ahriman beide gleichmäfsig aus dem reinen Aether des Zervane Akerene hervorgegangen sind, aber in der Welt der Wirklichkeit sich auf ewig feindlich gegenüberstehen. Unter Guschtasb war es, dafs Zerduscht auftrat, und dadurch, dafs er den König für den Feuerkultus gewann und ihn zur Ausbreitung des Zendavesta über alle Länder der Erde vermochte, die blutige Fehde mit Turan um so heftiger erregte. Zur Erläuterung dieses wichtigen Abschnitts hat der Verf. lehrreiche Anmerkungen zugefügt, in welchen auch die von Andern schon aufgefafste Ansicht bestätigt wird, dafs Guschtasb mit dem Darius Hystaspis der Griechen zusammenfalle, besonders da dieser Name jemanden bedeute, dessen Pferd gewiehert habe. Dadurch wird allerdings Herodots Erzählung von der Erhebung des Darius Hystaspis auf den persischen Thron vollkommen bestätigt, aber auch zugleich seine andere Angabe verworfen, dafs Darius Vater Hystaspes aus dem Stamme der Achaemeniden geheifsen habe. In Mirkhonds Werke finden wir nun ein vollständiges Gemählde von der mythisch politischen und religiosen Entwickelung des alten Iranischen Reiches von Kajomars an bis auf den berühmten Iskander, mit dem in der That auch der alte einfache Orient in der Form seiner Unmittelbarkeit abgeschlossen ist. Freili stimmen die Berichte des neuern Orients über die beiden alt Parsischen Dynastien der Pischdadier und Kaianier wenig n den Angaben der Griechen, die als zum Theil gleichzeitige A toren den Vorzug verdienen möchten, indessen sind doch die Berichte, wie sie sich traditionell erhalten haben, von unschät barem Werthe, um so mehr als sie vielfach mit den eigen Angaben der Parsen in ihren heiligen Schriften übereinstimme Im allgemeinen mufs man gestehen, dafs man noch immer e ziemlich treues und reines Bild von dem ursprünglichen Zustan der altorientalischen und besonders parsischen Welt erhält, do kann man auf der andern Seite auch nicht verkennen, dafs ein Muhamedaner ist, der uns diese Berichte über das alte de Lichtkultus ergebene Iranische Reich mittheilt. Als rechtgl bigem Moslem sind ihm die Iranischen Guebern (Kafern, Gräuel, die muhamedanische Brille, durch welche er alle Verhältnisse betrachtet, läfst sich überall erkennen, und nur der Pietät gegen seine berühmten wenn gleich in der Re gion irrenden Ahnen und Vorfahren ist es zuzuschreiben, da er es unternommen hat, ein so grofses Werk über ihre Tha und Leben zu schreiben ohne zu ermüden. Unter den Pisch diern sind besonders von Interesse die Abschnitte über Dschen schid, der sonst gewohnlich für den ersten König des Iranische Volksstammes betrachtet und für denselben mit dem von de Griechen genannten Achaemenes gehalten wird, ferner über Fe ridun, den Vater des Selm, Tur und Iredsch, über Minotsche und Afrasiab. Unter den Kaianiern treten vornehmlich herv die Könige Kai-Kobad, Kai-Kaus, Kai-Khosru, Lohrasb un Guschtasb, der Zeitgenosse des Zerduscht und des berühmten Helden Rustam, und es schliefst diese Dynastie mit Darab dem ältern und Darab dem jüngern. Es finden sich da manche An klänge an die Zeit der Meder Herrschaft und vor dem Auftre ten des Cyrus, über die uns die Griechen weniger genaue Be richte mitgetheilt haben, während über die spätere Achaemeni den Zeit von Darius Hystaspis bis auf den letzten unglücklichen dritten Darius in diesen jüngern orientalischen Traditionen min der genaue Angaben enthalten sind. Besonders merkwürdig sin dann am Schlusse die Nachrichten über Iskander, den sogenann ten Dsul-Kurnain, d. h. den zwiefach gehörnten, weil er de Orient und Occident beherrschte, welcher aber auch nach de entstellten Sagen des Orients durch seine Abstammung von de Kaianiern erbliche Ansprüche auf die Beherrschung des Morgen landes hatte. Das Andenken an die Thaten Alexanders in Asie hat sich durch alle Jahrhunderte erhalten, und sie sind so viel fach durch die Sage ausgeschmückt und ins wunderbare gehüll worden, dafs es wahrlich befremden könnte, wenn man nich erwägte, dafs der abendländische Orient nie eine grofsere un merkwürdigere Revolution erlebt hat als diese Eroberung un Beherrschung des Morgenlandes durch einen Abendländer mi alleiniger Ausnahme der grofsen ein Jahrtausend später falle den Eroberungen auf demselben Gebiete durch die muhamedani schen Araber, welche Ereignisse auch allein die grofsen Epo chen seiner Entwickelungsmomente von der Urzeit an bis jetz bezeichnen.

Ferdinand Müller.

№ 63.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

Drei Berichte des General-Kapitäns von Neu-Spanien, Don Fernando Cortez, an Kaiser Carl V. Aus dem Spanischen übersetzt, mit einem Vorwort und erläuternden Anmerkungen von Dr. Carl Wilhelm Koppe.

(Schlufs.)

Was endlich den Werth dieser Berichte als Quellenschriften betrifft, so erscheint er, abgesehn von dem Karakter des Verfs., als Hauptperson in den Ereignissen selbst, um so wichtiger, wenn man weifs, dafs es für diese Periode der Geschichte von Neu-Spanien nur noch ein Werk giebt, das sich dem vorliegenden, als die Erzählung eines Augenzeugen, zur Seite stellen darf. Dies sind die Denkwürdigkeiten des Bernal Diaz del Castillo, eines Hidalgo aus der Provinz Leon, welcher nicht nur alle Feldzüge von Cortez, als einer seiner bravsten und gebildetsten Soldaten, mitgemacht, sondern auch den beiden frühern und ersten Expeditionen nach diesen Küsten unter Francisco Hernandez von Cordoba und Juan von Grijalva beigewohnt hat. Will man die Beschreibung der alten Hauptstadt von Neu-Spanien, welche das Werk von Ramusio enthält, auch noch dazu rechnen, so läfst sich nichts dagegen einwenden. Der Verf., welcher nur unter der Bezeichnung des Gentilhuomo bekannt ist, verdient es wenigstens durch die Richtigkeit des Blicks und die Besonnenheit in der Darstellung, die seine kleine Schrift auf das vortheilhafteste auszeichnen. Die Werke der Eingebornen, welche oben berührt worden sind, stammen aus einer späteren Zeit, und von jenen Geistlichen, wie wichtig auch ihre Arbeiten sind, gehörte Keiner zu den Begleitern von Cortez auf seinen ersten und wichtigsten Zügen. Die Nachrichten des Bruders Bernardino von Sahagun und die von Torquemada haben für den Forscher der Geschichte und Alterthümer von Mexico die gröfste Wichtigkeit; aber Beide, so wie auch Las Casas und die Indianer, können nur mit grofser Vorsicht gebraucht werden. Ihre, sonst so achtungswerthe, Theilnahme an dem Wohl der Eingebornen hat sie gegen die Verdienste ihrer Landsleute völlig blind gemacht. Jede Uebertreibung von Härte, von Habsucht und von Grausamkeit ist ihnen willkommen, um das Mitleiden für die Indianer zu steigern.

Manchen mag es auffallen, das Werk von Gomara nicht unter die ersten Geschichtsquellen gezählt zu finden, besonders wenn sie wissen, dafs dasselbe entweder von Cortez selbst, oder wenigstens so sehr nach seinen Papieren bearbeitet ist, dafs ein grofser Theil davon als das Werk des Eroberers angesehen werden darf. Allein aufser dem, dafs erst durch eine, nichts weniger, als leichte, kritische Arbeit der Antheil des Helden von dem seines Hausgeistlichen geschieden werden mufs, so ergibt auch schon die flüchtigste Vergleichung, dafs Cortez in seinen Berichten und in Gomara's Werk die Standpunkte durchaus verändert hat. Dem letzten fehlt nicht nur die Frische des ersten Eindrucks, sondern auch die Unbefangenheit, welche das, noch unangefochtene, Verdienst gegenüber von seinem Richter haben konnte. Hier ist Alles schon gearbeitet mit dem Ueberblick über das Ganze der Ereignisse, mit dem Gedanken der Verherrlichung des Helden in den Augen der Mit- und der Nachwelt. Cortez nimmt das Wunderbare zu Hülfe, um seine Thaten zu erklären, und Alles gruppirt sich blofs, um seine Glorie zu heben. Man erkennt die Berechnung, womit die Wirkung erzielt wird, und eine Ansicht für die ganze Zukunft begründet werden soll. Das Buch ist weniger mehr eine Quellenschrift mit aller ihrer Einseitigkeit und Befangenheit, als ein Geschichtswerk, welches beide zu verbergen sucht, und nach dem Karakter des Kunstwerks strebt.

Es würde für diese Blätter zu weit führen, wenn Cortez und Bernal Diaz ganz mit einander verglichen werden sollten. Ich beschränke mich daher auf zwei Ereignisse, die besonders geeignet sind, Licht auf den Ka-

rakter von Cortez selber zu werfen. Das Eine ist sein Zug gegen Panfilo von Narvaëz, und das Andere die Schlacht bei Otumpan.

Indem Cortez dem Monarchen über das erste dieser Ereignisse, einem blutigen Kampf zwischen seinen eigenen Unterthanen, Bericht erstattete, konnte er voraussehn, dafs dasselbe bei dem Monarchen auch von seinen Gegnern zur Sprache gebracht werden würde. Um dem Cortez seine Befehlshaberstelle abzunehmen, und sich seiner Erfolge überhaupt zu bemächtigen, hatte der Statthalter von Cuba, Don Diego Valazquez, eine Unternehmung ausgerüstet, wie noch keine in der neuen Welt gesehen worden war. Sie bestand aus 800 Mann, 80 Pferden und 10—12 Stück schweren Geschützes. Unter jenen 800 Mann befanden sich 80 Büchsen- und 120 Armbrustschützen. Dieses Corps war bereits ausgeschifft, als Cortez von Mexico aufbrach, und gegen dasselbe zu Felde zog. Nach seiner Versicherung nahm er etwa 70 Mann mit sich. In Cholulla zog er das Detachement von Juan Velazquez an sich, und so kam er mit verschiedenen kleinen Verstärkungen auf 250 spanischer Soldaten. Mit dieser Handvoll Leuten, ohne Geschütz und Reiterei, überfiel er das Corps von Narvaëz in dem Haupttempel von Cempohuatlan, in welchem es eine, den Umständen nach ziemlich feste, Stellung genommen hatte. Nach kurzer Gegenwehr streckte die sämmtliche Mannschaft die Waffen, und ward mit ihrem Anführer gefangen. Der ganze Kampf hatte nicht mehr, als zween Mann gekostet, die ein Kanonenschufs getödtet.

Vergleicht man diese Angaben des Cortez mit denen von Bernal Diaz, so findet man, dafs Narvaëz mit einer Flotte von 19 Schiffen, auf der sich 1400 Mann befanden, zu Cuba unter Segel gegangen war. Unterweges hatte er ein Schiff mit dem gröfsten Theil der Mannschaft verloren. Zieht man dafür auch hundert Mann ab, so behielt er immer noch 1300 Mann übrig. Diese Zahl übersteigt die von Cortez angegebene um 500 Köpfe. Dennoch wird man ihr Vertrauen schenken dürfen. Bernal Diaz konnte sich nur durch seine Eitelkeit verführen lassen, die Stärke eines Gegners zu übertreiben, an dessen Besiegung er sich keinen geringen Antheil beimafs. Allein er widerstand dieser Versuchung bei allen andern Gelegenheiten, und ist überhaupt in Zahl-Angaben bei Weitem der Mäfsigste unter allen Augenzeugen der Ereignisse in Neu-Spanien. Cortez hingegen hatte ein doppeltes Interesse hier, die W
heit zu vergessen. Das eine, um den grofsen Mensc
Verlust zu verbergen, welchen er kurz darauf durch
nen Rückzug aus Mexico nach Tlaxcallan erlitt,
das andere, den Ruhm zu vergröfsern, der ihm ge
war, wenn es ihm gelang, die empörte Stadt mit
geringsten äufsern Hülfsmitteln wieder zu unterwerf

Eine gleiche Abweichung findet in den Angaben
Verlustes an Todten bei diesem Kampfe Statt. Acht
dert Mann werden von zweihundert und funfzig i
wunden, und dennoch kostet das Gefecht nur zwei
schenleben. So berichtet Cortez. Bernal Diaz gib
Verlust seiner 1300 Ueberwundenen auf sechs
Todte an; worunter fünf Offiziere waren: und des
Sieger auf vier Todte. Man mufs ihm glauben;
seine Angabe ist detaillirt, und er sagt an mehreren
len seines Werks, dafs er sich von Anfang an übe
merkwürdigsten Dinge Notizen aufgeschrieben. Es
sich aber auch kaum denken, dafs Cortez die Wa
hier absichtlich verschwiegen habe. Sie konnte ih
des Kaisers Augen unmöglich nachtheilig sein; der
war immer noch mit den allergeringsten Aufopfern
erkauft worden.

Ueberhaupt wird Alles, was Cortes erzählt, so z
lich von Bernal Diaz bestätigt; nur enthält dieser w
tige Momente, welche die Waffenthat zu erklären ge
net sind, und die Cortez dem Kaiser nothwendig
hehlen mufste.

Man lernt nämlich aus den Denkwürdigkeiten
braven Soldaten nicht nur die äufserste Nullität des
vaëz genau kennen, sondern auch die Intriguen, d
welche Cortez seinen Erfolg gegen ihn vorbereitet
Ein Zug ist hinlänglich, um die Unfähigkeit seines
ners in das vollste Licht zu stellen. Narvaëz ist
wenigsten dreimal stärker an Mannschaft. Er hat
ein Dutzend Stücke schweren Geschützes, achtzig
ter und noch mehr Büchsenschützen. Als sich
tez mit seinem Häufchen nähert, thut er, was sich
selbst versteht. Er rückt aus, und nimmt eine S
von Cempohuatlan eine Stellung im Freien. Da
das Wetter regnerisch; er zieht mit seinem Corps
der in den Ort zurück, und schliefst sich in den
calli (den Opfertempel) und dessen Höfe ein. Na
Artillerie wird aufsen vor demselben aufgestellt. S
ohne Zweifel schwach besetzt; wenigstens wird si
ersten Anlauf genommen. Man mufs gestehen, dafs

degene Truppenzahl es der geringern unmöglich her machen kann, als dafs sie eine Stellung nimmt, der sie nicht nur von ihrer Artillerie getrennt, sondern auch sich gar nicht zu entwickeln und zu bewegen Stand ist.

Dazu kommt, dafs Cortez von Anfang an in dem p seines Gegners einen Anhang hatte, den er aufs ezu vergröfsern verstand. Schon von der Insel Cuba hatte der Licentiat, Lucas Vazquez von Ayllon, die edition begleitet. Von den General-Statthaltern von t-Indien, den Hieronymiten-Brüdern auf St. Domingo, schickt, um die ganze Unternehmung rückgängig zu en, hatte er sich, als ihm dies nicht gelungen war, hr eingeschifft, um so viel, als möglich, Unglück rhüten. Der Einflufs dieses angesehenen Mannes, her die ganze Bedeutung von Cortez Erfolgen, und ä auch den Werth des Mannes zu schätzen wufste, t so mächtig, dafs Narvaëz, trotz seiner Beschränktt die Gefahr am Ende merkte, den Licentiaten festmen liefs, und ihn mit einem eigenen Schiff nach Spat schickte. Noch gefährlicher für ihn war Andreas Duero, einer seiner eigenen Offiziere, den ihm Diego azquez gleichsam zur Controle mitgegeben hatte. Dieser Mann stand als Vertrauter des Statthalters von Cuba, als Offizier von Kopf und Kraft in grofsem Ansehn dem Corps. Aber er war auch der heimliche Freund Cortez. Er hatte den entschiedensten Einflufs auf en Ernennung zum Anführer der Expedition nach Spanien gehabt, und Bernal Diaz versichert sogar, sich Cortez noch auf Cuba gegen ihn verpflichtet, Reichthümer, die er erwerben würde, mit ihm zu en. Ob das Einverständnifs wirklich so weit gegangen, wird nicht mehr mit Sicherheit zu ergründen ; schwerlich läfst sich jedoch bezweifeln, dafs Cortez r starken Anhang in Narvaëz Corps gewonnen hatte. en Unterhandlungen, welche zwischen den beiden ern durch hin- und hergeschickte Commissarien fanden, war Cortez immer so klug, die Abgeordneten Narvaëz durch feines Betragen, durch Aufmerksamkeiten aller Art und durch Geschenke für sich einnehmen; statt dafs dieser die Commissarien von Cortez höde zu empfangen, zuweilen selbst zu mifshandeln und immer als seine doppelten Feinde zu entlassen pflegte. Die Letztern erschienen gewöhnlich mit ken und schweren goldenen Ketten beladen in dem chen Haupt-Quartier, und trugen Cortez Glück auf die lockendste Weise zur Schau; sie hatten aber auch immer noch einen heimlichen Vorrath von Juwelen und Goldbarren bei sich, womit sie den einflufsreichsten Männern „die Hände schmierten", wie Bernal Diaz sagt. Unter diesen Abgeordneten des Cortez zeichnete sich besonders der Pater Bartholomäus von Olmedo durch die Gewandtheit und Schlauheit aus, womit er den beschränkten und ungeschlachten Narvaëz hinter das Licht zu führen verstand. Es thut weh, diesen Geistlichen, welcher sich in Cortez Eroberungszug durch aufgeklärte Frömmigkeit und eine Toleranz gegen die Indianer auszeichnete, die ihn hoch über sein Volk und sein Zeitalter hebt, eine so zweideutige Rolle spielen zu sehen. Nur zu gerne möchte man glauben, dafs Bernal Diaz ihn zu seinem eigenen Standpunkt herabgezogen, wenn der brave Soldat nicht überall als ein so wackerer Ehrenmann erschiene.

Indem Bernal Diaz in diesen, sehr ins Einzelne gehenden, Angaben recht eigentlich den Karakter der persönlichen Denkwürdigkeiten, die geheimen Triebfedern der Ereignisse aufzudecken, behauptet, verdient er nicht nur über die nähern Umstände des Kampfes zwischen den beiden spanischen Truppencorps nachgelesen, sondern auch in Bezug auf einzelne Thatsachen, welche Cortez nicht angegeben hat, benutzt zu werden. Darunter scheinen besonders folgende Momente merkwürdig.

Nach seiner Versicherung war Motecuçuma mehrere Tage früher, als Cortez, von der Ankunft des Corps von Narvaëz in Kenntnifs, hatte ihm solche jedoch verborgen. Dafs er mit diesem in heimlichen Unterhandlungen gestanden, und ihm Geschenke zugesandt, berichten beide Geschichtsquellen. Immer bleibt der geringe Werth, welchen Cortez in seinem Bericht auf diesen Umstand legt, auffallend. Man kann sich nur denken, dafs er durch seine Unumwundenheit dem Gedanken vorbeugen wollte, der mexikanische Monarch sei durch seine Behandlung zu diesem heimlichen Spiele gezwungen worden.

Als Cortez auf seinem Zuge von Mexico gegen Narvaëz durch Tlaxcallan kam, verlangte er ein Hülfscorps von 4000 Mann. Seine Verbündeten schlugen es ab, und erklärten, dafs sie ihm in jedem Kampf gegen ihre Landsleute, aber in keinem gegen die seinigen beistehen würden.

Bernal Diaz scheint aber auch einen Theil des Erfolges einer Hülfe beizumessen, welche Cortez von den Tchitschinateken, einem andern Volke des Landes, er-

halten. Ohne Zweifel hatte er die Erfahrung gemacht, dafs die langen Spiefse desselben der Cavallerie sehr gefährlich waren. Da nun Narvaëz achtzig Reiter hatte und Cortez, aufser einigen berittenen Offizieren, gar keine, so schickte er zu diesen seinen Bundesgenossen, und liefs sie um 2000 Mann Hülfstruppen und 300 ihrer Spiefse ersuchen, welche sie mit kupfernen Spitzen versehen sollten. Sein Abgeordneter brachte die Spiefse sogleich mit zurück, und mit ihm kamen 200 Mann Hülfsvölker. Die Uebrigen sollten schnell nachfolgen, und trafen auch den Tag nach der Entscheidung bei Cortez ein.

Dieser hatte dem Narvaëz wiederholt anbieten lassen, sich mit ihm zu vertragen und die Besetzung von Neu-Spanien in der Art mit ihm zu theilen, dafs Narvaëz die Wahl zwischen den Provinzen hätte. Schwerlich war es Cortez Ernst; aber der Vorschlag war ganz geeignet für ihn, um Zeit zu gewinnen.

Diese Momente gehören zu dem ganzen Bilde der Ereignisse. Cortez hat sie schwerlich mit Absicht verschwiegen; welchen Grund sollte er auch dazu gehabt haben? Er hielt sich an die Hauptsachen, um sich so kurz zu fassen, wie es in Berichten geschehen mufs, die unmittelbar an einen grofsen Monarchen gerichtet sind.

In Cortez Erzählung fällt die Bescheidenheit angenehm auf, mit der er von sich selbst redet, oder vielmehr so wenig als möglich, von sich selbst redet. Sie tritt noch stärker hervor in dem zweiten Ereignifs, dessen Prüfung in den Quellen der beiden Augenzeugen noch übrig ist.

Die Schlacht bei Otumpan bildet den Schlufs der Fährlichkeiten aller Art, welche Cortez von der *Nacht der Trübsal* an (la noche triste) auf seinem Rückzuge von Mexico nach Tlaxcallan zu bestehen hatte. Wie viel man auch von Solis Uebertreibung, der dem Gomara ohne Prüfung nachschreibt, und den Spaniern an diesem Tage nicht weniger, als 200,000 der tapfersten mexikanischen Streiter entgegenstellt, abrechnen mag, immer bleibt diese Schlacht eine der gröfsten Waffenthaten des Cortez, wenn man die äufserste Erschöpfung seiner Mannschaft durch Unglück, Hunger und Strapazen aller Art in Anschlag bringt. Da er sich über dieselbe mit einer Kürze gefafst, welche mehr, als alles Andre das Gepräge seines grofsen Karakters trägt, so will ich die desfallsige Stelle in einer eigenen Uebersetzung geben, um die, der spanischen Sprache unkundigen, Leser in den Stand zu setzen, die Verschiedenheit der Grundsätze zu beurtheilen, die in solchen Uebersetzungs-Arbeiten befolgt werden können.

„Wie ich nun sah, dafs die Zahl und Kühnheit der Feinde täglich gröfser wurde, und in gleichem Mafs unsere Kräfte nachliefsen, so traf ich in dieser Nacht Anstalt, dafs für die Kranken und Verwundeten, welche wir bisher auf unsern Rossen und sogar auf unsern Schultern fortgeschleppt hatten, Krücken und ähnliche Mittel zurecht gemacht wurden, um sich selbst damit fortzuhelfen, damit Alles, was noch an Rossen und Mannschaft bei Kräften war, ausschliefsend zum Gefecht verwendet werden konnte. Diese Anordnung war eine wahre Eingebung des heiligen Geistes gewesen; w sich bald auswies: denn wir hatten am nächsten Morg kaum anderthalb Stunden Wegs zurückgelegt, so zog die Indianer in solcher Menge von allen Seiten geg uns heran, dafs das ganze Land, so weit das Au reichte, von ihnen bedeckt war. Und es entbrannte e so heifser Kampf auf allen Puncten, dafs Freund u Feind einander kaum mehr zu unterscheiden vermoc ten, und sich Alles in ein wildes Handgemeng' auflös Wir glaubten wirklich nicht anders, als dafs uns letzte Stunde gekommen sei; so gewaltig waren feindlichen Massen, die rings auf uns einstürmten, u so schwach die Kraft, die wir, erschöpft von Strapaz Wunden und Hunger, ihnen entgegen setzen konnt Aber der Allmächtige wollte seine Macht und sei Barmherzigkeit über uns walten lassen, und mit uns schwachen Armen brachen wir den Stolz und Ueb muth unserer Feinde. Wir machten eine Menge v ihnen nieder, und darunter viele Männer von hoh Stand und Ansehen. Ihre grofse Zahl wurde ihn selbst am nachtheiligsten; einer drängte den Ande und hinderte ihn in Kampf und Flucht. Unsere Wa fen-Arbeit dauerte fast den ganzen Tag fort, bis Gottes Willen war, dafs ein vornehmer Mann fiel, d sen Tod dem ganzen Krieg auf einmal ein Ende machte."

Niemand wird in diesem Bericht erkennen, dafs d wichtige Schlacht, welche leicht der ganzen Herrsch der Spanier ein Ende machen konnte, durch das do pelte Verdienst von Cortez, als Anführer und als tap rer Soldat, gewonnen worden war. Bernal Diaz gi in wenigen Zügen die Anordnungen des Feldherrn fi die Schlacht; aber Cortez Tapferkeit kann er nicht ge nug rühmen. „Unsere Offiziere," sagt er, „und Corte vor allen Andern, übertrafen sich selbst an diesem Tage Cortez entschied das Schicksal desselben, indem er mi ten unter die feindlichen Massen hineinsprengte, u den mexikanischen Heerführer mit der Standarte, d er trug, niederstreckte. Nach Bernal Diaz Versicherun hatten die Spanier nie zuvor in der neuen Welt ei solche Heeresmacht gegen sich gehabt. Aber zur Ze da Cortez an den Kaiser berichtete, stand die persö liche Tapferkeit des Feldherrn noch in höherem We als in unsern Tagen, und erscheint Cortez Bescheide heit, die alles Einzelne verschwieg, nur in einem so glänzendern Lichte.

Auch Bernal Diaz hat sich nicht auf Zahl-Angab eingelassen, und was Solis u. A. darüber enthalten, Gomara'n blindlings nachgeschrieben. Man wird leicht trösten können; denn bei allen Schlachten schen civilisirten und nicht civilisirten Völkern find sich diese Uebertreibungen, an welchen alle Bemühu gen der Kritik scheitern. So war es schon im Al thum! Man erinnert sich hier unwillkührlich an d was Tacitus (Ann. XIV. 37.) von der Schlacht bemer durch welche die Empörung der Boadicea beendigt wur Höchst wahrscheinlich standen die Britannier jener Z und die Mexikaner des Cortez auf einer ziemlich v wandten Cultur-Stufe.

v. Rehfues.

№ 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

LXI.

Hegel. Sendschreiben an den Hrn. Dr. C. F. Bachmann von Dr. K. Rosenkranz. Königsberg 1834. 140 S.

Die philosophischen Systeme erfuhren von jeher eine doppelte Kritik: die Kritik der Erkenntnifs und die Kritik des Mifsverstands. Die Widerlegung, welche die Kritik der Erkenntnifs charakterisirt, besteht entweder darin, dafs *der* Begriff, der das Princip eines philosophischen Systems bildet, und in ihm für den absoluten, den einzig, ausschliefslich wahren Begriff gilt, nur als ein *bestimmter*, und damit zugleich die Realität des ihm entgegengesetzten Begriffes aufgezeigt wird — so hat Plato in seinem Sophistes den Parmenides widerlegt, indem er in dem Begriffe des *ἕτερον*, des Unterschieds, die Realität des Begriffes des *μὴ-ὄν* aufzeigte — oder darin, dafs in einem Princip, das auf Totalität Anspruch machen will, der Mangel eines wesentlichen Momentes nachgewiesen wird — so machte Aristoteles den ältern Naturphilosophen den Vorwurf, dafs in ihren Principien das der Bewegung fehle — oder darin, dafs die Bedeutung, *die* Stellung und Ausdehnung, die dem Grundbegriffe eines Systems in seiner wirklichen Entwicklung gegeben wird, im Widerspruche mit *der* Bedeutung erkannt wird, die er *an sich*, in der Idee des Systems hat — so haben Spinoza und Malebranche den Cartesius theils direct, theils indirect widerlegt und zugleich weiter entwickelt, indem sie der bei ihm von den beiden Substanzen, dem Geiste und der Materie in die Enge getriebnen, unbeschränkten göttlichen Substanz einen Spielraum zu unumschränkter Herrschaft und Entfaltung liefsen — oder darin, dafs gezeigt wird, dafs die Leistungen eines Princips hinter den Forderungen zurückbleiben, die es an sich selbst stellt, und hiemit das Princip selbst zur Realisirung der Idee der Wissenschaft nicht hinreicht — so kritisirte Hegel Fichte — oder darin, dafs die Schranke, die eine Philosophie als eine objective unüberwindliche anerkennt, aufser sich selbst hinausschiebt, als die *eigne* Schranke dieser Philosophie nachgewiesen wird — so kritisirte Fichte Kant.

Die philosophischen Systeme sind keine Thesen, die das Individuum nach eignem Gutdünken und Ermessen aufstellt, so dafs hier eine Widerlegung in dem Sinne Statt finden könnte, dafs das Widerlegte als ein reiner gegenstandloser Irrthum oder gar Unsinn sich in Nichts auflöste. Sie sind nothwendige, unumgängliche Standpunkte der Vernunft — Gesichtspunkte, unter denen *einmal* die göttliche Wahrheit *sich selbst* mit *sichtbarem Wohlgefallen* betrachtet, um von allen, auch den entgegengesetztesten Seiten sich die wohllüstige Ueberzeugung zu geben, dafs sie überall Dieselbe, Wahrheit ist; sie sind wesentliche Bestimmungen der Wahrheit selber, wie sie in einer gesetzmäfsigen Succession in das Bewufstsein der Menschheit eintritt, und zwar so, dafs jedes System Eine wesentliche Bestimmung der Wahrheit erkennt, diese Eine aber als die Totalität aller ihrer Bestimmungen setzt. Jede Philosophie hat darum ein allen Ein- und Angriffen sich entziehendes Heiligthum, einen absolut unwiderleglichen Kern in sich. Dieser Kern ist ihre *Idee*, wovon das, was man gewöhnlich als Grund- und Hauptsatz hervorhebt und angreift, nur der äufserliche Ausdruck, das Phänomen ist. Die wahre Kritik ist daher die, welche die Idee einer Philosophie aufsucht, sie als Mafsstab ihrer Beurtheilung zu Grunde legt und darnach ermittelt, ob und wieweit der Philosoph, seine Auffassung, sein Ausdruck, seine Darstellung und Entwicklung dieser Idee ent- oder widerspricht. Das Falsche, das Mangelhafte eines Systems leitet sie gerade aus seinem Positiven, Wahren ab. Sie spricht eigentlich nur aus, was der kritisirte Philosoph selbst schon auf der Zunge oder doch im Sinne hatte, wofür er aber keine oder nur höchst ungeschickte Vorstellungen und Ausdrücke fand, wie es

z. B. am auffallendsten bei Cartesius ist; sie ist nur die Stimme seines eignen innern Gewissens. Und die Einsicht, die sie zu ihrem Resultat hat, ist eben überhaupt keine andre als die, dafs eine bestimmte Philosophie, die dem bestimmten Individuum oder dem bestimmten Zeitalter, das sie ausspricht, nothwendig für die Gattung, für die Philosophie selbst gilt, nur eine Species, aber wesentliche Species der Philosophie ist. Eine Kritik dieser Art ist darum eine Befreiung von einer wirklichen Schranke der menschlichen Vernunft, ein neuer Fund in der Philosophie.

Die Kritik des Mifsverstandes dagegen kehrt sich nicht sowohl gegen das Negative, als vielmehr gegen das *Positive* eines Systems, sie greift von einer bestimmten Philosophie nicht ihre Bestimmtheit, ihre Einseitigkeit und Endlichkeit, sondern gerade das an, was in ihr *Philosophie* ist. Der Kritiker sondert hier nicht die Philosophie von dem Philosophen; er identificirt sich nicht mit seinem Wesen, macht sich nicht zu seinem anderen Ich, um in dieser mystischen *Unio essentialis* die von Aufsen unvernehmliche Stimme der Idee zu erlauschen, die den Philosophen bei der Schöpfung seiner Werke beseelte und begeisterte. Er hat stets *andere* Dinge in seinem Kopfe, als sein Gegner; er kann seine Idee sich nicht assimiliren und folglich nicht mit seinem Verstande zusammenreimen; sie bewegen sich in dem leeren Raume seines eignen Selbstes wie epikuräische Atome durcheinander, und sein Verstand ist der *Zufall*, der sie durch besondere äufserlich angebrachte Häkchen zu einem scheinbaren Ganzen zusammenbringt. Der einzige gültige, der objective Maafsstab, die Idee des Systems, welche die allgegenwärtige Seele, die selbst in den grofsen Widersprüchen noch gegenwärtige Einheit desselben ist, ist ihm entweder gar nicht oder nur in einer selbstgemachten schlechten Copie Gegenstand. Er befindet sich daher auf dem Gebiete seines Gegners in ein weltfremdes Land versetzt, wo ihm nothwendig alles so wunderlich, so „neuholländisch" vorkommt, dafs „ihm Sehen und Hören vergeht", dafs er selber nicht mehr weifs, ob er wacht oder träumt und vielleicht bisweilen, jedoch gewifs nur in den flüchtigen Momenten seiner *intervalla lucida*, sogar an der Identität seiner Person und der Richtigkeit seines Verstandes zweifelt. Die edelsten harmonisch verbundenen Gestalten tanzen in den abenteuerlichsten Verschlingungen als ungereimte fratzenhafte Figuren vor seinen betroffnen Augen vor
die erhabensten Aussprüche der Vernunft klingen
sinnlose Kindermärchen an seinen Ohren vorbei
seinem Kopfe findet er wohl auch den philosophi
Ideen analoge Vorstellungen oder Begriffe vor, un
sitzt an ihnen einige nothdürftige Anhaltspunkte,
nur zu dem Zwecke, um damit den Philosophen a
nen Verbrecher am gemeinen Menschenverstande a
Kreuz zu schlagen. Denn diese Begriffe kennt e
in einem ganz beschränkten Maafse und hält
Maafs für das Gesetz ihrer Gültigkeit; werden si
diese enge Gränze ausgedehnt, so verliert er s
dem Gesichte; sie versteigen sich für ihn in den
Dunst des Unerreichbaren als Phantasmen, die j
der Philosoph vermittelst eines geheimen, bis je
defs noch unerklärten Kunstgriffs gleichsam a
Second Sight seiner Vernunft hypostasirt. So
z. B. die Identität des Realen und Idealen für ein
postase des Satzes: A = A, Spinoza's Idee der Su
für eine Hypostase des logischen Begriffs der
oder des Connexus zwischen Grund und Folge m
eine Erklärung, die eben so viel sagt, als wen
Naturhistoriker, der aus enormer Beschränktheit
Erfahrung und Kenntnisse die Gröfse der Natur i
ner Zone für ihr absolutes Maafs hielte, den Ri
wie er in Afrika und Asien als gewaltiger Baum
stirt, um seine Wirklichkeit wegzuläugnen, für H
postase einer überspannten Vorstellung von der el
Staude, in welcher er bei uns erscheint, erklären

In diese zweite Klasse der Kritik gehört auch
mann's Schrift gegen Hegel. Den ausführlichen B
hiervon liefert die Gegenschrift von Rosenkranz
ihm in einem zwar sehr derben, aber eben defs
angemessenen Tone, und obgleich manche sch
Materien nur leicht berührend, doch gründlich gea
tet hat. Hier können zur Bestätigung dieses U
nur einige Beweise gegeben werden.

Gleich schon von Vorne herein bei seinen
würfen gegen Hegel's Lehre von der Identität d
ligion und Philosophie beweist B., dafs er den
der Identität, wie Hegel sie bestimmt, nicht vers
hat; sonst hätte er nicht, um nur dieses zu erw
das Beispiel von Menschen, die Religion hätten
zu philosophiren — ein Beispiel, das übrigens
für sich verwerflich ist, denn bei Menschen, w
Frauen, die keine Philosophie haben, ist eben

Religion ihre Philosophie — als eine Instanz gegen
Identität geltend machen können. Denn der Be-
ff der Identität schliefst nach H. den Begriff des Un-
hieds nicht nur nicht aus, sondern begreift ihn viel-
r wesentlich in sich; die Identität bläst nicht das
t des Verstandes, den Unterschied aus; sie ist Iden-
nur als Identität Unterschiedener. Wenn daher H.
Identität zweier Gegenstände behauptet, so ist da-
nicht gesagt, dafs kein Unterschied zwischen ihnen
finde, dafs sie so *sans façon* Eines und Dasselbe
und nicht in der Welt als besondre Gestalten auf-
können. Der Begriff der Identität in dieser Be-
ng ist aber einer der wesentlichsten, wo nicht selbst
wesentlichste Begriff der Hegel'schen Philosophie;
er ist nur der formelle Ausdruck von der absolu-
ee derselben: dafs die Substanz Subject, d. h.
ausgedrückt, Gott wesentlich Persönlichkeit, eine
n sich selbst unterscheidende Einheit ist. Wer da-
Begriff nicht oder — es ist ziemlich eins —
versteht, hat schon im Voraus seine Kritik um
Credit gebracht.

(Der Beschlufs folgt.)

LXII.

*auf dem kaspischen Meere und in den Kauka-
, unternommen in den Jahren* 1825 *und* 1826 *vom
r. E. Eichwald, Professor an der Kaiserl. Uni-
ität zu Wilna. Stuttgard* 1834, 8. *Erster Theil.*

Erscheinen eines Werkes, wie das vorliegende, in dem-
Jahre mit dem Parrotschen über den Ararat widerlegt
ch die Vorwürfe, die Klapproth in seiner neuen Edition
denstädts Beschreibung von Georgien den russischen Ge-
gemacht hat, dafs sie sich eben nicht sehr um die ge-
forschung der kaukasischen Länder bekümmerten. Viel-
icht auch dies Werk von Eichwald wiederum von der
, dem Eifer und der Gründlichkeit, womit diese Männer
Untersuchung jenes Theiles der Erdoberfläche bemüht
glänzendsten Beweise.

er die Entstehung desselben spricht der Verfasser aus-
in der Vorrede. Sein Hauptzweck war die Bereisung
ischen Meeres und seiner Küsten, weil, was allerdings
läugnen ist, die Arbeiten Gmelins über dieses merkwür-
nmeer nicht mit der Gründlichkeit und Sorgfalt ange-
, wie die übrigen Theile der grofsen unter der Kaise-
rina unternommenen naturhistorischen Unternehmungen;
zur Erreichung jenes Zweckes zu erhalten, machte der
einer Bedingung seiner Versetzung an die Universität
, und die russische Regierung unterstützte ihn mit der
n Liberalität; eine Corvette wurde zu seiner Disposi-
tion gestellt, und Eichwald hatte nur zu bedauern, dafs die Gröfse dieses Schiffes, das zu ängstliche Festhalten an dem von ihm eingereichten Reiseplane und in Persien die Eifersucht der oberen Beamten dem Unternehmen oft hinderlich in den Weg traten. Auf jenem Schiffe befuhr er im Jahre 1825 das Meer nach allen Richtungen, und blieb den darauf folgenden Winter in Baku; eine Verlängerung seines Urlaubes gestattete ihm darauf, das Jahr 1826 zu Reisen nach Georgien und dem Kaukasus anzuwenden, deren Schilderung der zweite Theil gewidmet sein wird. Denn der erste, der mit des Verfassers Ueberwinterung zu Baku schliefst, handelt nur vom kaspischen Meer und seinen Küsten.

Was nun dies Werk im allgemeinen betrifft, so erkennt man in dem Verf. leicht nicht blos den besonnenen und vorurtheilsfreien Beobachter, sondern auch den streng wissenschaftlichen Naturforscher, und diese Eigenschaften erheben sein Werk für unsere Kenntnifs jener Gegenden unbedingt zur Hauptquelle. Der Verf. ist als Naturforscher vorzugsweise Zoolog; deshalb war Erforschung der den kaspischen Ländern eigenthümlichen Thierwelt ihm ein Hauptzweck. Die Vermuthung, mit der er die Reise antrat, dafs diese Gegenden mehr Thiere enthielten, als man gewöhnlich annimmt, bestätigte sich vollkommen; die Zahl der neuentdeckten Thiere, besonders in den niederen Ordnungen, ist gar nicht unbedeutend, obschon die verhältnifsmäfsig auffallend geringe Zahl organischer Wesen, die das Meer selbst bewohnen, eine merkwürdige Folge ohne Zweifel der Beschaffenheit seines Wassers, sich gänzlich bestätigt hat. Doch auch der Botanik hat der Verfasser grofse Aufmerksamkeit gewidmet, er verspricht in der Vorrede besondere zoologische und botanische Werke, in denen er die neu entdeckten Thiere und Pflanzen genauer schildern wird, Werke, deren Bekanntmachung den Naturforschern nur erwünscht sein kann. Mit fast noch gröfserer Sorgfalt hat Eichwald endlich die Geologie jener Gegenden bearbeitet, und die Schilderung der tertiären Felsen, welche das Becken des Meeres einfassen, zu Tück-Karagan, Tarki, Derbend und Baku, so wie der primitiven Gebirge um den Balkhanschen Busen ist wahrhaft gelungen zu nennen. Dabei ist aber noch ganz besonders die auf das sorgfältige Studium der Versteinerungen gewandte Aufmerksamkeit zu rühmen, schon deswegen, weil der Verf. den, so viel uns bekannt ist, hauptsächlichsten Beweis für den früheren Zusammenhang des kaspischen Meeres mit dem schwarzen darin gefunden hat, dafs viele der jetzt in den tertiären Gebirgen um das kaspische Meer versteinert vorkommenden Muscheln nur im schwarzen Meere noch lebend gefunden werden.

Was das geographische Element betrifft, so erscheint auch dieses keineswegs vernachlässigt. Zwar fehlten dem Verf. gute Instrumente, oder sie wurden bei dem Aufenthalt auf dem Schiffe bald unbrauchbar, auch hinderte die stets nur beschränkte Zeit, die auf dem Lande zugebracht werden konnte, nicht weniger als die Gefahr vor den unruhigen Gebirgsvölkern das Eindringen in das Innere, dennoch fehlt es gar nicht an sehr schätzenswerthen Beobachtungen über das kaspische Meer selbst und einzelne Theile seiner Küsten, und die Bemerkungen über

das Küstenland von Baku bis Sfallian am Kur, über den District von Baku, die Gegend um Derbend, so wie die Schilderung des Balkhanschen Busens und der Insel Tschelekän an der Ostküste des Meeres füllen Lücken in unseren geographischen Kenntnissen sehr zweckmäfsig aus. Namentlich wird man die Untersuchung des letzgenannten Meerbusens und seiner berühmten Flufsmündungen, ohne Zweifel des Restes der alten Oxusmündungen, interessant finden, und es kann darnach und nach den von Muravjeff in dieser Gegend eingezogenen Nachrichten, die sich hier im Auszuge mitgetheilt finden, über diesen vielbesprochenen Punct kaum ein Zweifel mehr obwalten.

Nicht weniger interessant, als dieser Theil des Werkes, werden für die Geographen die ethnographischen Schilderungen des Verf. sein, da die Wichtigkeit der Ethnographie zwar für jeden Theil des Erdbodens, doch für Asien als ganz besonders grofs anerkannt ist, und jeder Beitrag zur genaueren Kenntnifs der so vielfachen Völkerformen dieses Erdtheiles beachtungswerth erscheinen mufs. Wir machen aber besonders aufmerksam auf die Bemerkungen über die jetzige Bevölkerung der Districte Derbend und Baku, die man gewöhnlich tatarisch nennt, über die Truchmenen der Insel Tschelekän und über die Dialecte, die an der Südwestküste des Meeres gesprochen werden, wo die Nachrichten über das Tat (den Vulgärdialect von Baku) und die Sprachen von Talisch und Shilan, (man sehe *p.* 393 ff und *p.* 484 ff.) zu beweisen scheinen, dafs die gewöhnlich für tatarisch gehaltene Bevölkerung jener Gegenden eine ursprünglich persische gewesen ist, ein Resultat, das auf die Geschichte der so wichtigen Länder um die Mündung des Kur ein neues Licht wirft.

Der Verfasser hat sein Buch in Kapitel eingetheilt, deren jedes alle Nachrichten umfafst, die sich auf einen der besonders genau untersuchten Puncte beziehen. Im ersten erzählt er die Reise von Kasan bis Astrakhan, im zweiten schildert er diese Stadt, im dritten die gefahrvolle Reise von da auf der stark versandeten Wolga bis zur Mündung. Die Ueberschriften der übrigen Kapitel geben eine Uebersicht der ganzen Reise in der Ordnung, wie der Verf. die einzelnen genauer geschilderten Orte besucht hat. Es sind Tückkaragan, Tarki, Derbend, Baku, der Balkhansche Busen, Tschelekän (die sogenannte Naphthainsel der Charten), Astrabad, Mazenderan (wo Eichwald Medchedsär und den Hauptort Balfrusch besuchte), Shilan (wo die persischen Behörden ihm die Landung untersagten), der zweite Aufenthalt in Baku und endlich Sfallian, wohin der Verf. im Frühjahr 1826 zur Untersuchung der grofsen Fischereien im Kur zu Lande reisete.

Bei so vielem Guten, was dies verdienstvolle Werk liefert, bedauern wir es, dafs der Verf. eine Klippe nicht ganz vermieden hat, auf die freilich heutzutage Reisebeschreiber sehr gewöhnlich gerathen. Ein glänzendes Beispiel in diesem Zweige der Literatur, das bis jetzt noch als unübertroffenes Meisterstück dasteht, hat eine ganz neue Manier hervorgebracht. Man begnügt sich jetzt nicht mehr, wie es doch sonst der Fall war, und auch noch sein sollte, nur seine Beobachtungen und ets den Zusammenhang, in dem dieselben mit den früher von A dern gesammelten Erfahrungen stehen, anzugeben, sondern m unterbricht die Schilderung durch einzelne, ganz selbstständi Untersuchungen geschichtlichen oder naturwissenschaftlichen I halts, deren Verbindung mit der Hauptsache häufig nur sehr lo ist, und die, so schätzenswerth sie auch immerhin sein möge hier jedoch gar nicht als eine Verschönerung, vielmehr störend u ungehörig erscheinen. Wir wollen offen gestehen, dafs wir die Sitte gar nicht billigen können, und dafs wir Reisewerke, w die von Vancouver, Krusenstern, Pallas, vor allen Burkhardt a die einzige Richtschnur für Werke der Art ansehen könn Der Verf. hat sich dieser neuen Manier auch bequemt, ohne viel gemäfsigter, als andere Schriftsteller unserer Zeit, die w leicht nennen könnten, und lange nicht in dem erstaunlich Uebermaafs, wie der Franzose Freycinet, in dem diese m Methode ihren Culminationspunct erreicht hat. Wir wollen vielleicht noch entschuldigen, wenn Eichwald durch die Lieb zu dem behandelten Gegenstande sich, und nicht eben selte zur Mittheilung von Trivialitäten hat verleiten lassen, die d Wissenschaft gar nichts nützen können. Aber es fehlt au sonst nicht an wissenschaftlichen Abschnitten, die hier ganz u passend erscheinen, so die Untersuchung über die Natur d Naphtha (im siebenten Kapitel), die, so beachtungswerth s auch immerhin ist, doch nur in ein mineralogisches Werk ge hort. Aber ganz besonders mangelhaft erscheinen die histor schen Abschnitte, mit denen der Verf. sein Werk auszuschmü ken für nöthig gefunden hat, obgleich die Geschichte auger scheinlich seine schwache Seite ist. Dahin müssen wir rechne den Abschnitt über die Nachrichten, die sich bei den classische und arabischen Autoren über das heilige Feuer in Baku finde die Bemerkungen über die Jnder bei Gelegenheit desselbe Feuers, (wo der Verf. *p.* 180 doch wohl hätte wissen solle was die Inder mit dem Worte Krischnî bezeichnen wollten die noch dazu nicht gut gewählten Auszüge aus Ritters Geogr phie, die historisch-politischen Raisonnements über die Perse endlich aber, was gewifs kein Leser hier vermuthen wird, die G schichte der ersten arabischen Chalifen (*p.* 168 ff.), und d gar in dieser Form, die auch ohne die Schreibart Moavie (f Moawijah) in ihrer ganzen Oberflächlichkeit den Ursprung nic verläugnen kann. Dergleichen entstellt dies sonst so schä bare Werk.

Beigegeben findet sich eine Charte des kaspischen Meer die, wie die Vorrede angiebt, nach der des Capitain Kolotk bis jetzt bekanntlich der besten, die es giebt, entworfen, und einzelnen Stellen vom Verf. selbst verbessert ist. Wie sehr genau sie dennoch ist, beweiset grade das Werk an vielen S len bestimmt. Beachtungswerth ist aber das dabei befindlic Nivellement des Plateaus des sogenannten Truchmenenisthe zwischen dem kaspischen Meer und dem Aralsee.

Meinicke.

№ 65.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

Hegel. Sendschreiben an den Hrn. Dr. C. F. Bachmann von Dr. K. Rosenkranz.

(Schlufs.)

Von derselben Art nun, wie seine Einwürfe gegen die Identität der Religion und Philosophie, sind auch die Vorwürfe, dafs H's. Philosophie an der Logik und Phänomenologie einen doppelten ersten Theil habe, dafs H. erst am Ende von Gott handle, und seine Ausstellungen an den Sätzen, dafs die Philosophie immer erst aus einem Bruch der Wirklichkeit hervorgehe; und die der Zeit nach späteste Philosophie auch die concreteste sei — Punkte, die bis auf den letztern R. gründlich beleuchtet hat. Wie zur Zeit des ärgsten Verfalls des römischen Reichs nach Ammian die römischen Richter und Anwälde, wenn sie die Namen berühmter Rechtsgelehrten hörten, *dabei* nur an fremde Fische und Efswaaren dachten, so denkt B. bei den Sätzen H's., bei den Worten Identität, Vernunft, Logik stets nur zwar nicht an ausländische, sondern an die ganz gemeinen inländischen Producte seiner eignen Vorstellungen, die er theils schon vorräthig in sich hat, theils sich erst von den Begriffen seines Gegners macht, und es ist daher natürlich, dafs aus diesem Conflict von den Begriffen H's. und seinen eignen Vorstellungen das tollste Zeug hervorkommt. So ist es nach H's. d. h. nach der *Bachmann*-Hegel'schen Logik Gott selbst, „welcher in seinem ewigen Wesen vor der Schöpfung durch einen nothwendigen logischen Procefs sich in die kategorischen und andern Schlüsse verwandelt, sich selbst definirt, eintheilt, urtheilt, beweist, um sich zuletzt als absolute Idee zu finden." Eine Auffassung, ganz in dem Stiele, in welchem man Spinoza vorwarf, dafs nach ihm, weil alle Dinge in Gott selbst seien, Gott sich selbst esse, verdaue und secernire. Bei *seinen* Vorstellungen von der Logik und der Vernunft, die nach ihm nur eine „*besondere Richtung?* unserer Seelenthätigkeiten ist, die zu ihrer eigenen Entwicklung der *Unterstützung?* der übrigen, so wie des ganzen kunstreichen *Apparates?* bedarf, den wir unsern Leib nennen," geht es sowohl aus der Bachmann'schen als Hegel'schen Logik — in diesem Punkte coincidiren beide auf eine merkwürdige Weise — mit Nothwendigkeit hervor, dafs ihm überhaupt die Logik H's. und die Bedeutung, die er ihr giebt, rein phantastisch und concentrisch erscheint. In der Idee von der Identität der Logik und Metaphysik erblickt er weiter nichts als einen „zauberischen Glanz, der die Jugend, die ohnedies gewöhnlich oben hinaus will, leicht besticht." Indefs hierin ist B. vollkommen zu entschuldigen. Diese Idee findet selbst bei Köpfen Anstofs, die H. besser verstehen als B. Zur Erläuterung dieser Idee sei daher nur so viel gesagt. Wenn die Gesetze der Welt nicht auch die Gesetze unsers Denkens sind, wo sie aber natürlich aufhören in der Form von Gesetzen zu existiren, und sich zu freien Selbstbestimmungen des Geistes erheben, und umgekehrt, wenn die allgemeinen und wesentlichen Formen, in denen wir denken, nicht zugleich allgemeine und wesentliche Formen der Dinge selbst sind; so ist überhaupt keine reale Erkenntnifs, keine Metaphysik möglich, so ist in der Welt ein absoluter Hiatus, ein absolutes Vacuum, ein absoluter Unsinn, und dieser absolute Unsinn, dieses existirende Non-Ens, dieser faule Fleck ist unser Geist selbst, so ist unsre Vernunft selbst weiter nichts als das Ens Rationis einer absoluten Unvernunft. Aber was berechtigte uns auch zu dieser Annahme? Stecken wir denn etwa blofs bis ans Herzgrübchen, bis an den Hals oder gar nur bis an den Nabel, und nicht vielmehr bis über die Ohren mitten drinn in den Fluthen des Weltmeers? Ist in uns die Continuität mit ihm abgebrochen? Ist unser Geist oder Selbst oder wie man es nennen mag ein aufser der Welt in Nichts in sich webendes Nichts? Sind unsre Hirngespinste ohne innern Zusammenhang mit dem grofsen Gewebe des Weltalls? Sind wir nicht gerade in dem Innersten unserer Subjectivität frei von der Schranke der Subjectivität? Ist nicht der Geist selbst die aufge-

schlofsne tiefste Tiefe des Weltalls? Sind wir nicht in jedem Acte der Lebensthätigkeit in einem und demselben Momente zugleich in uns und aufser uns? Sind wir in der Aufsenwelt nicht bei uns selbst, und in unserer Innenwelt nicht zugleich in der realen Welt? Fasse man auch das Denken nur als eine Kraft und zwar als eine besondere Kraft auf, so ist es doch eine *reale*, positive Kraft, eine dem Menschen immanente, substanzielle Kraft, eine Kraft, durch die er nur ist, was er ist, die nicht fehlen kann, ohne die er aufhört, Mensch zu sein, aufhört folglich, zu *sein* — denn das *Menschsein* ist das *Sein* des Menschen — eine Kraft, die also sein *Sein* selbst constituirt, an die es wesentlich gebunden ist. Ist nun aber unser Sein ein der Welt, der Natur, der Objectivität oder wie man es benennen und fassen mag, accidentelles, oder nicht vielmehr in ihrem Sein und Wesen nothwendig enthaltenes Sein? Ist also das Denken als eine unser Sein constituirende Kraft nicht auch eine dem Sein und Wesen der Objectivität nicht accidentelle Kraft? Ist es nicht *Sein im Sein?* Ist es eine *extramundane* oder nicht vielmehr eine in der Kraft der Welt selbst immanente, eingeborne Kraft? Ist es nicht zugleich eine eben so subjectiv, als objectiv reale Kraft? Ist es also nur ein illusorischer Gedanke, dafs die allgemeinen wesentlichen Denkbestimmungen, *die* Bestimmungen, durch die das Denken *Denken* ist, zugleich allgemeine, wesentliche Sachbestimmungen, dafs folglich die logischen Formen zugleich metaphysische, die innere Natur der Dinge ausdrückende und enthaltende Bestimmungen sind? Ist es nicht unmöglich, dafs, wenn die Logik nicht schon Metaphysik ist, wir je, wir mögen auch anfangen, was wir wollen, zu einer Metaphysik kommen, wenn sie uns nicht etwa im Traum von Gott beschert wird? Ist die Idee von der Einheit der Logik und Metaphysik nicht also eine die Natur des Denkens selbst ausdrückende, ihr adäquate Idee? Liegt diese Idee nicht jeder tiefern Philosophie zu Grunde? Hat H. etwas andres gethan, als dafs er sie aus ihrer Verborgenheit mit ausdrücklichen Worten zum Bewufstsein hervorhob? Sind nicht schon die Kategorien des Aristoteles, unter denen er selbst den Raum und die Zeit aufzählt, inwiefern sie Behauptungen, Prädicamente sind, die wir im Denken und in der Sprache anwenden, logische, inwiefern sie aber von den Dingen selbst gelten, reale Eigenschaften an ihnen bezeichnen und ausdrücken, metaphysische Bestimmungen? Wenn aber die allgemeinen Denkbestimmungen zugleich wirklich reale Bestimmungen sind, sind sie dann nicht *an und für sich* allgemein? Sind sie aber als an *und für sich* allgemeine Bestimmungen nicht höhern Ursprungs als wir selbst und die Dinge aufser uns, sind sie nicht göttlichen Ursprungs und Wesens? Ist es nun aber nicht ein lächerlicher Mifsverstand, zu meinen, dafs, wenn die logisch-metaphysischen Bestimmungen in ihrer *Totalität*, in ihrer *Absolutheit*, kurz sie, wie sie in ihrem *wahren Wesen* sind, zu Bestimmungen des göttlichen Wesens gemacht werden, sie auch *so*, wie sie der Philosoph erfafst, wie sie in der Erscheinung auf dem Papier nach einander auftreten, kurz sie in ihrer Verendlichung, Vereinzelung und Besonderung, die sie in der wissenschaftlichen Exposition für den Menschen nothwendig erfahren, zu Bestimmungen Gottes gemacht werden! Wenn wir die moralischen Bestimmungen des Menschen in ihrer Totalität und Absolutheit zu Prädicaten Gottes, und Gott in der Bestimmung des absolut Guten zum Princip der Moral machen, wäre es nicht lächerlich, daraus zu folgern, dafs nun auch die Tugenden, wie sie in einem Compendium der Moral nach einander distinguirt und specificirt werden, die Tugenden der Keuschheit, Mäfsigkeit, Ehrlichkeit, Sparsamkeit, des Patriotismus, der Elternliebe u. s. w. zu Prädicaten Gottes gemacht würden? Hätte doch lieber B. dem H. vorgeworfen, dafs Gott nach seiner Logik aus drei Bänden besteht, wovon der erste 334, der zweite 282, der dritte 400 Seiten ausmacht, so dafs der ganze Inhalt Gottes netto 1016 Seiten beträgt, dafs folglich Gott im Jahre des Heils 1813 in Nürnberg bei Schrag zum ersten Mal in seinem Leben das Licht dieser Welt erblickt hat, so wäre er vielleicht gerade durch diese Consequenz seiner Folgerungen zur Einsicht in die Ungereimtheit seiner Auffassungsweise gekommen.

Da schon in der Logik Bachmann-Hegels oder Hegel-Bachmanns, wo es doch vor allem mit rechten Dingen hätte zugehen sollen, so tolles Zeug vorkommt, dafs Gott darin sich in die verschiedenen Syllogismen verwandelt, so kann es uns nicht wundern, wenn es von ihm in der Geistesphilosophie, wo es von jeher in den Köpfen der Menschen gespukt hat, heifst, dafs er erst durch die Natur und die verschiedenen Stufen der Bildung zu sich selbst komme, dafs Hegel (respect. Bachmann-Hegel) „nicht nur der Sohn Gottes, sondern der heilige Geist selbst sei, dafs Gott nicht zum vollkommnen Bewufstsein seiner selbst gekommen wäre, wenn

er sich nicht in den Philosophen Hegel verwandelt hätte." Denn hätte B. die Logik H's. begriffen, hätte er den Begriff seiner Methode — der wichtigste, unerläfslichste Begriff, um H. richtig zu erkennen und zu beurtheilen, weil gerade sie es ist, die am leichtesten zu den gröfsten Mifsverständnissen Anlafs giebt — erfafst, so hätte er ihm nicht ein solches *crimen laesae Majestatis* Gottes aufbürden können, als dieser Vorwurf enthält. Nach H. kann nämlich das *wahrhaft Erste* nicht am Anfange der Wissenschaft stehen. Das, was das Erste ist, mufs sich als das Erste beweisen; als solches kann es sich aber nur erweisen, wenn es sich als den Grund darstellt, auf den Alles zurückgeführt und bezogen werden mufs, um in seiner Wahrheit erkannt werden zu können; erst im Resultate der Wissenschaft erhellt daher, was wahrhaft das Erste ist. Das, worin ich an ein Ende komme, worüber ich nicht mehr hinauskann, das, was ich nicht mehr weiter auf ein Höhreres als auf seinen Grund reduciren kann, erst dieses Letzte, dieses Unauflösliche ist das wahrhaft Erste. So ist das Sein in der Logik nur das subjectiv, das scheinbar Erste, die Idee dagegen das wahrhaft Erste. Die absolute Idee windet sich nicht durch die Gestalten des Wesens und Seins, wie ein Schmetterling durch die Metamorphosen der Puppe und Raupe hindurch, um endlich im Lichte des Bewufstseins zu sich selbst zu kommen. Es ist nur der Philosoph, der am Schlusse der Logik sich zum Bewufstsein der Idee erhebt. Sie entsteht nicht für sich selbst, sondern nur für ihn, und sie entsteht nur für ihn, damit er mit dem ersten Blick, womit er sie erschaut, erkennt, dafs sie ewig und unentstanden ist. Sie entzieht sich im Anfang nur seinen Blicken, damit er um so tiefer von der Herrlichkeit und Allmacht ihres Lichtes ergriffen werde. Sein und Wesen sind Räthsel, die erst in der absoluten Idee ihre Lösung und wahre Bedeutung finden, sind nur die Beweise, dafs nicht sie, sondern die Idee das absolut Erste ist, welches sie als das allein Voraussetzungslose voraussetzen. Die Idee ist wohl in sich selbst nach H. Procefs, Resultat ihrer selbst, Leben, aber nur im Verlauf der wissenschaftlichen Exposition legt sich dieser ewige Procefs, in dem weder Anfang, noch Ende, kein Vorher, kein Nachher ist, so auseinander, dafs erst im Resultate, am Schlusse das wahre Princip erkannt wird. Die Methode der Logik ist nun bei H. die absolute Methode, folglich auch die Methode der übrigen philosophischen Wissenschaften. Alles wird im Prozesse des Werdens dargestellt, überall mit dem Abstracten, dem Einfachsten angefangen, um endlich zu dem zu kommen, was als das *Non plus ultra*, als der *Terminus ad quem* zugleich als der wahre *Terminus a quo* sich erweist. So wenig nun die absolute Idee in der Logik (realiter) zu sich selbst kommt, so wenig kommt Gott (realiter) durch den Verlauf der Natur und Geschichte zu sich selbst, so dafs Gott erst ohne Bewufstsein gewesen — was eine absolute Absurdität wäre, denn der Begriff des Bewufstseins schliefst alle reale Entstehung von sich aus — und dann hintendrein erst im Menschen zum Bewufstsein herangekrochen wäre. Das Selbstbewufstsein Gottes ist vielmehr das absolut Erste, aus dem Natur und Menschheit entsprang, wie die absolute Idee der Grund des Seins und Wesens ist. Der menschliche Geist hat überhaupt zu Gott dasselbe Verhältnifs, das der Philosoph zur absoluten Idee hat. Die Philosophie ist freilich nicht die absolute Idee in höchsteigener Person, aber sie ist das Bewufstsein von dem Selbstbewufstsein der absoluten Idee; hierin liegt ihr Unterschied von ihr, wie ihre Identität mit ihr. Gott erkennt sich wohl im Menschen selbst, indem der Mensch Gott erkennt, aber dieses Sich-Erkennen Gottes im Menschen ist nur eine Wieder-Erkennung, eine Verdopplung seiner ursprünglichen, vom Menschen unabhängigen Selbst-Erkenntnifs; unsre Vorstellungen von Gott, in denen er uns gegenwärtig ist, sind nur Vorstellungen von den Vorstellungen, die Gott von sich selbst hat und in denen er sich selbst gegenwärtig ist.

Da bereits in der Logik und Psychologie H. bei dem Examen, dem ihn B. unterwarf, mit Schande und Spott abgefahren ist, so kann es uns auch nicht im Mindesten wundern, wenn er endlich auch mit seinem Naturrecht bei ihm durchfällt. Als Probestück des Geistes seiner Kritik und Auffassungsweise philosophischer Begriffe diene daher nur noch folgendes Beispiel. Der treffliche, eben so tiefe als wahre Begriff, den Hegel von dem sittlichen Wesen giebt, wie es sich in der Familie verwirklicht, soll der Wirklichkeit widersprechen und folglich nichts taugen, indem „manche Familien sehr verdorben und tief gesunken sind, in anderen blos einzelne Glieder und nur in sehr wenigen alle Glieder auf einer hohen sittlichen Stufe stehen." Du lieber Himmel! Soll denn der Philosoph den Begriff einer Sache nicht von ihrer wahrhaften, sondern von ihrer lügenhaften unvollkommnen

Existenz abziehen? Soll er das Wesen der Poesie etwa nach den Exemplaren eines Gottsched darstellen? Sollen verkrüppelte Bastarde oder nicht vielmehr die genuinen Erzeugungen die Modelle des Philosophen sein? Sollen ihm nicht die reinsten Bilder bei der Erzeugung seiner Begriffe vorschweben? Wenn B. uns dereinst ein neues philosophisches System geben will, und es schweben ihm bei der Erzeugung seiner Begriffe dieselben Bilder vor, die bei der Kritik H's. ihm vorschwebten, was wird doch das Product seiner philosophischen Schäferstunden für ein Geschöpf sein? Dafs übrigens B. selbst in der populären Sphäre der Hegel'schen Philosophie nicht nur nicht einen richtigen Gebrauch von seiner Vernunft, sondern auch nicht einmal von seinen Augen machte (vergl. Rosenkranz z. B. p. 108. 109.), kann nur dem auffallen, der nicht weifs, dafs dergleichen Empiriker, wie B. einer ist, gerade nur da Idealisten sind, wo sie Realisten sein, ihre Sinne öffnen sollten, und gerade da nur Realisten, wo allein der Idealismus die wahre Empirie ist, das einzige Organ, eine Sache in ihrer Wahrheit und Wirklichkeit zu erkennen.

Ludwig Feuerbach.

LXIII.

1. *Vindobonae apud Ioann. Bapt. Wallishausser: Rutaceae. Fragmenta botanica. Auctore H. Schott.* 1834. 7 *Tafeln mit* 14 *S. Text. Roy. Fol.*
2. *Ibid apud Eund. Genera Filicum. Auctore H. Schott.* 1. *u.* 2. *Lieferung.* 1834. *Jede Lieferung mit* 5 *Tafeln und eben so vielen Blättern Text in Queer Fol.*

Das erste der hier angeführten Werke schliefst sich so enge an Hrn. Endlichers *Meletemata* und *Atakta* an, dafs es kaum von denselben getrennt beachtet werden kann. Die in den *Meletemata* zu einem gemeinsamen Werke vereinten Freunde haben sich nur, wie es scheint, gegenseitig freiere Bewegung suchend, insofern getrennt, dafs jezt jeder derselben für sich eine besondere Sammlung seiner botanischen Arbeiten, doch in ähnlichem Geiste und mit gleicher Ausstattung herausgiebt. Die *Rutaceae* stehen in Text und Ausführung den *Atakta* rühmlichst zur Seite und lassen in keiner dieser Hinsichten etwas zu wünschen übrig. Mit besonderem Vergnügen findet man hier, unter den sieben Tafeln 3, welche nach Ferd. Bauers Original-Zeichnungen von Hrn. Fahrmbacher mit grofsem Geschick in Stein radirt sind; sie stellen *Erodia littoralis, Acronychia Endlicheri Schott* und *Geyera salicifolia* dar. Die vier übrigen, von Oberer und Zelner gezeichnet und ebenfalls von Fahrmbacher radirt, halten, wohl in Hinsicht auf die gediegene und geschmackvolle Behandlung der Gegenstände, als in Betracht der richtigen und scharfsinnigen Auswahl zahlreicher Einzelnheiten, jede Vergleichung mit den Bauerschen aus, was gewifs diesen beiden Zeichnern zu nicht geringem Ruhme gereicht. Diese vier Tafeln enthalten *Acronychia Baueri Schott,* (Taf. 3.), *Esenbeckia pilocarpoides Kunth.* (Taf. 5.), *Potembryum Jussieui Schott* (Taf. 6.), und *Colythrum puberulum Schott.* Die von Hrn. Schott neu gebildete Gattung *Colythrum* begreift die Arten der Gattung *Esenbeckia*, welche sich durch aufrecht-abstehende,- nicht ausgebreitete und endlich zurückgeschlagne,- Kelch- und Blumenkrontheile und durch ein krugförmiges Nectarium unterscheiden; auch zeichnet sich allerdings die hieher gezählten durch eine merklich abweichende Bildung im Ganzen aus. Nach Hrn. Schott gehören, aufser der abgebildeten neuen Brasilischen Art, die er *Col. puberulum* nennt; noch hieher: *Esenbeckia pumila Pohl., latifolia Mart., febrifuga Auct.* und *Maurioides Mart.*

Die *Genera Filicum,* (n. 2.) halten wir für ein höchst verdienstliches Unternehmen, dem der gedeihlichste Fortgang zu wünschen, auch wohl, nach dem vorwaltenden Bedürfnifs eines solchen Werks, mit Zuversicht zu versprechen ist. Nichts kann dem Kenner wie dem Anfänger in dem Studium dieser schönen und interessanten Gewächse willkommner sein, als ein Kupferwerk, dafs mit unbedeutendem Aufwande ihm gute und schön ausgeführte analytische Darstellungen der Gattungscharaktere aller bisher bekannt gewordener Farrenkräuter in die Hand liefert. Sollte sich auch über kurz oder lang die Ueberzeugung allgemein feststellen, dafs wir mit unsrer bisherigen Gattungsbestimmung der Farren, ungefähr wie mit unsern Moosgattungen, auf einem rein künstlichen Wege gehen, so wird doch gerade ein Werk, wie das vorliegende, wesentlich dazu beitragen, ja eine Hauptbedingung sein, dafs eine solche Ueberzeugung durch Anschaulichkeit geweckt werde; noch gröfsere Dienste aber wird es demjenigen leisten, der sich künftig nach naturgemäfseren Gattungsbestimmungen auf diesem Gebiete umsehen will. Noch wird es ferner den Freunden der urweltlichen Flora sehr fördersam sein, wenn sie die, jetzt durch Hrn. Prof. Göppert in vielen bisher noch unbekannten Formen ans Licht gezogenen und mit denen der jetzlebenden Farrenkräuter in Beziehung gebrachten Fructificationen jener untergegangenen Farrenvegetation weiter verfolgen und die darüber anzustellenden Vergleichungen mit gröfserer Bequemlichkeit und Sicherheit auf *alle* bekannten Formen der noch lebenden ausdehnen wollen, was bei einer solchen Arbeit eben so unerläfslich als schwierig ist.

Hrn. Schotts Bearbeitung seines Gegenstandes scheint uns sehr zweckmäfsig. Jeder Gattung ist ein besonderes Blatt gewidmet. Jedes Blatt enthält: ein Stück der Frons von einer oder auch von beiden Seiten, den Aderverlauf und die Anordnung der Soren im Zusammenhange darstellend; dann sehr stark vergröfsert, ein Stück des Blattnetzes mit einem Sorus, oder mehreren, diese einzeln mit und ohne Indusium, den Sorus im Verticaldurchschnitte, geschlossne und geöffnete Kapseln von mehreren Seiten, auch oft nach ihren Entwicklungsstufen vom ersten Sichtbarwerden an, endlich Samen, Drüsen und dergleichen, — selten unter zehn Figuren, gewöhnlich mehr. Alle von Hrn. Schott selbst gezeichnet, von Fahrmbacher in Stein radirt, kräftig und bis ins Einzelne mit klarer Sonderung durchgeführt; die meisten blofs im Linearumrifs, die Soren im Ganzen aber ausschattirt. — Der Text enthält aufser dem Namen eine kurze Beschreibung der Gattung, vom Bau des ganzen Gewächses anhebend; dann die Namen einer oder mehrerer dazu gehörenden Species, und zuletzt die Erklärung der Figuren. Die Tafeln, wie die Blätter des Textes, sind unbeziffert, und können in der Folge nach einem beliebigen Systeme geordnet werden. Druck und Papier sind sehr gut.

Nees v. Esenbeck.

№ 66.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

LXIV.

Handbuch der Kirchengeschichte von D. J. G. V. Engelhardt. 3 Bde. Erlangen, 1833.

Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte von H. E. Ferd. Guerike, a. o. Prof. d. Theol. zu Halle. 2 Bde. Halle, 1833.

Die Kirchengeschichte wurzelt zunächst in dem unmittelbaren Leben der Kirche selbst. Es nimmt sich nämlich in ihr dies Leben, das, obzwar Erscheinung des Geistes, doch, als Erscheinung, *Entäufserung* (an Zeit und Raum) ist, in die Innerlichkeit (des Wissens — als Erinnerung) zurück, und die Fixation desselben in dieser Form, der Niederschlag gleichsam jenes Processes, ist die Geschichtschreibung der Kirche. Sie steht so ursprünglich im Dienste der *Kirche*, ist lediglich kirchliche Lebensfunction.

*Natur*nothwendig ist dies Verhältnifs zuerst *gegeben*; die Kirchengeschichte daher der Abhängigkeit von dem Mutterschoofse des Lebens, welcher sie trägt, sich noch gar nicht bewufst, und in dieser Unbewufstheit auch noch nicht Wissenschaft, nur einfache Tradition des *Gedächtnifs*inhalts der Kirche. Als *Chronik* somit beginnt sie und setzt sie sich fort, so lang jener Inhalt nur eben Gedächtnifsinhalt ist.

Mit der Reformation indessen erwacht im Leben der Kirche selbst die *Reflexion* über ihre Entwicklung. Das Licht, in dem sich diese ihr darstellt, *bricht* sich in sich; der Faden der Tradition zerreifst. Da kann nun die Kirchengeschichte nicht mehr nur Reproduction der Erinnerung der Kirche bleiben; sie mufs vielmehr das *Urtheil* an diese heranbringen oder den Stoff auf ein voraus*gesetztes* Princip beziehen. Es kann dies freilich zunächst nur dem *Lebens*boden entstammen, worin sie bis dahin wurzelte, und so setzt sie denn protestantischer Seits wie römischer sich als Zweck, dort den Fortschritt und hier den Stillstand *vermittelst* ihrer zu legitimiren. Durch das *Bewufstsein* aber um diesen Zweck und dadurch, dafs sie sich in den Dienst der Kirche jetzt vielmehr *stellt*, als in ihm steht, erhebt sie sich erst zur Wissenschaft.

Allein noch ist sie so nicht *freie* Wissenschaft. Denn was sie beherrscht und bestimmt, ihr *Interesse*, ist nicht sie selber, vielmehr das kirchliche Leben *als solches*. Der weitere Fortschritt setzt demnach die Abstraction von diesem, dem sie als *Mittel* bisher nur *diente*, voraus. Es ist dies freilich ein *negatives* Thun, ja sein Extrem sogar die Verläugnung der Kirche selbst in ihrer Geschichte. Doch kann die Wissenschaft so nur dahin gelangen, sich *in sich selbst* als *Zweck ihrer selbst* zu erfassen.

Zuvörderst nun hebt diese Thätigkeit damit an, dafs die kirchliche Reflexion als solche vom Inhalt abgelöst wird. Gebrochen nämlich in sich, wie sie als confessionelle ist, wird sie (seit Calixt) als *parteiisch* betrachtet, und an die „Historie" vielmehr die Fordrung gestellt, dafs sie „unparteiisch" d. h. weder römisch noch protestantisch sei. Dies heifst dann weiter, dafs sie an sich überhaupt auch nicht die Partei der *Kirche* zu nehmen habe. Es wird z. B. die Unterdrückung der Ketzer als ungerecht dargestellt, der Einflufs der Cäsaropapie urgirt u. s. f. Durch diese Ablösung der Facta von ihrer Betrachtung im Lichte der Kirche gewinnt die *Kritik*, die den Thatbestand untersucht, ein freies Spiel. Daher wird der gesammte Notizenvorrath von Neuem geprüft und verglichen, die Documente durchstöbert u. s. f. Bei dieser Vereinzlung des Stoffes entsteht nun andrerseits die Frage nach dessen Zusammenstellung. Die Weise der Centuriatoren wird aufgegeben; zum ersten Mal werden Perioden bestimmt, Realeintheilungen durchgeführt u. s. f. Mit der Composition kommt dann auch die Exposition zur Sprache. Es wird „Eleganz" des Styles, „geschmackvolle" Darstellung u. s. w. gefordert. Der Inhalt an sich gilt für trocken; die Form

somit mufs ihm Reiz verleihn. Es ist dies die Mosheim'sche Periode.

Hat nun aber so der entfärbte, kahl und dürr gewordene Inhalt seinen Reiz verloren, die Form dagegen (als Forschung, Kritik, Anordnung u. s. w.) sich geltend gemacht: so ist die weitre Bewegung nun die, dafs der Inhalt von dieser *aufgezehrt*, die Kirchengeschichte ein leeres *formelles* Spiel wird. Es ist dies die Henke-Spittler'sche Weise. Die Thatsachen sind hier ein *caput mortuum*, das der breiten Gelehrsamkeit, dem Raisonnement, dem Witz u. s. w. zur Folie dient. Die Reflexion, die anfangs im Interesse der Kirche, somit doch *kirchen*geschichtlich wenigstens, sich am Inhalt bethätigte, sodann zwar das kirchliche Interesse aufgab, jedoch noch unparteiisch zu sein sich beflifs, ist jetzt (in Folge der Aufklärung und des Rationalismus) eine *anti*kirchliche und in dieser Richtung *parteiische* geworden. Athanasius z. B. gilt für einen „eigensinnigen Querkopf", Augustin für einen „entnervten Manichäer," Gregor VII. für einen „Schurken" u. s. f. Der Voltaire'sche Ausspruch, dafs die Geschichte nur eine Gallerie der menschlichen Thorheiten sei, wird zum Princip auch der *Kirchen*geschichte erhoben; *ihm* müssen nunmehr die Thatsachen dienen. Es wird die Kritik daher Conjecturalkritik, und was ihr als Grundhypothese gilt, ist, dafs das Subject in seiner schlechtesten Endlichkeit, der Unverstand und die Leidenschaft (Ehrsucht, Eifersucht, Rachsucht), die Wurzel gewesen, woraus die Verfassung der Kirche, die Bildung der Dogmen u. s. w. hervorgegangen. Die *Trieb*federn aufzuspüren, versucht sich der Scharfsinn und nennt dies, methodisch durchgeführt, Pragmatismus. In die Hervorhebung desselben, die bald durch feine Satyre, wie bei Spittler, bald durch kecke Derbheit, wie bei Henke, sich noch pikanter zu machen sucht, wird das Hauptverdienst geschichtlicher Darstellung gesetzt, und die Composition ist nur die Einrangirung des Stoffes in ein beliebiges Fachwerk von Rubriken, darein er als einen Mumienkasten eingesargt wird.

In solcher Gestalt nun droht die Kirchengeschichte zur Ironie ihrer selbst zu werden. Sie ist so nicht einmal *Geschichte*, geschweige denn *Kirchen*geschichte. Das *Subject* ist es mit *seinem* Thun, das den entweihten Thron des Objects usurpirt. Die Form hat, allen Inhalt vernichtend, sich dadurch eben zur reinen d. i. leeren Willkür verflüchtigt. Gehaltlos aber, schwindet sie in sich selbst zusammen. Die Wissenschaft giebt sie d[a]her verzweifelnd auf und rettet sich in das Object z[u]rück. An die Stelle abstracter Subjectivität tritt nu[n] mehr abstracte Objectivität. Die äufsre Erscheinu[ng] allein, das Factum *als Factum* soll gelten. Die Ford[e]rung der Unparteilichkeit kehrt zurück. *So wenig an*[*]*tikirchlich* als kirchlich, vielmehr *interesselos* soll di[e] Kirchengeschichte sein. Sie habe es lediglich mit Ge[]schehnem, sonach Vergangnem, *Abgethanem* zu thun[.] Kurz Kirchen*geschichte* nur will sie sein. Der Refl[e]xion wird möglichst entsagt; die nackte *Erzählung* al[]lein hat Statt. Es ist Schmidt's grofses Verdienst, z[u]erst diesen rein-historischen Standpunct eingenomm[en] zu haben. Die Quellen werden da excerpirt, und die Excerpte so einfach als möglich zusammengestellt. J[a] es kann der Versuch entstehen, die Kirchengeschicht[e] blofs aus Quellencitaten zusammenzusetzen, wie Giese[]lers treffliches Lehrbuch zeigt. Der Fleifs der Collatio[n] und die Treue der Relation sind jetzt die Hauptver[]dienste. Auf Eintheilung und Darstellung wird nicht viel gegeben. Nur schlicht und kunstlos, „natürlich," soll beides sein.

In diese Periode der neueren Kirchengeschichtschreibung gehört nun auch das 1ste der oben verzeichneten Werke und findet in dem skizzirten Verlauf seine nächste Erklärung. Es schliefst sich an Schmidt und Gieseler an, indem es nur einerseits kürzer und „übersichtlicher," andrerseits ohne gelehrten Apparat und „im Zusammenhange" den Stoff „erzählen" will. p. III. Doch ist sowohl Uebersichtlichkeit als Zusammenhang der Erzählung am wenigsten erreicht, wie sich des Weitern alsbald ergeben wird. Dagegen ist Kürze und Bündigkeit allerdings anzuerkennen. Es ist eine Fülle von Stoff und zwar theilweise des detaillirtesten Stoffes darin zusammengedrängt, so dafs die 3 Bde. an factischem Material beinahe so viel enthalten, als die 8 Bde. der Henke'schen Kirchengeschichte. Auch ruht durchgehends das Buch auf der gründlichsten Quellengelehrsamkeit, die jetzt, durch den nachgelieferten 4ten Bd. (der Citate und Literatur enthält), auf's Beste sich documentirt hat.

Was nun den *allgemeinen Charakter* des Werkes betrifft, so signalisirt sich als solcher die oben geschilderte *Objectivität*. Es findet sich nirgends auch nur die leiseste Spur von einem kirchlichen Interesse, und andrerseits verräth sich auch nirgends ein antikirchli-

r, rationalistischer Eifer. *Reine Historie* und weiter
its: das ist das Princip des Verfs. Facta an Facta
eiht: das ist ihm Geschichte. Ein Jude kann sie so
„erzählen," als ein Christ. Es bedarf nur der Re-
ation auf eigenes Urtheil. *Indifferenz des Subjects*
die erste Bedingung zu *objectiver* Geschichtschrei-
g. Denn so nur tritt das Object *allein* hervor, so
wird *bloſse Geschichte* geliefert. Es fragt sich nun:
dies in *Wahrheit* Geschichte? ist *wirklich* so das
ect, wie es leibt und lebt, erreicht? Da stellt sich
n nun sogleich heraus, daſs es nur das Object in
er *Erscheinung*, das *äuſsre* Object als solches ist,
dieser Standpunct erfassen kann. Denn indifferent
h rein empirisch-passiv kann das Subject sich nur
Erscheinung als solcher verhalten. Ist nun das Ob-
der Geschichte, das Factum, nichts weiter als nur
cheinung (in Zeit und Raum)? Als solche wäre es
vom *Natur*ereigniſs nicht verschieden. Es ist viel-
r *That*, somit Aeuſsrung der Freiheit, Erscheinung
Geistes. *Factor* des Factums ist also der Geist,
l damit sogleich ein *Inneres* in dem Aeuſsern ge-
zt, daſs diesem so wesentlich inhärirt, daſs ohne das-
lbe das Factum nicht ist, was es ist. Dieses Innere
n, der Geist, der in der Geschichte lebt und webt, ist
r durch *Eingehn des Geistes in den Geist* erkenn-
. Nimmermehr läſst er (empirisch) mit Händen sich
ifen. Versucht dies dennoch der Empirismus, so zieht
Object sich gleich der *mimosa pudica* in sich zu-
mmen und kehrt dem *Drauſsen*gelassenen auch nur die
ſseseite zu. Das Factum erscheint dann nicht mehr
Factum (Geistesact), sondern als bloſse Begebenheit
tureigniſs). So aber ist es nicht mehr es selbst. Es
daher jene Objectivität keineswegs das ganze und
e Object; sie hat nur die Schale, die äuſsere Hälfte
selben, und alterirt, indem sie halbirt. Ergiebt sich
nach schon aus dem Begriff des Factums als sol-
n, daſs das Subject sich nicht bloſs äuſserlich zu
verhalten darf, um es als das, was es ist, zu er-
nen: so noch vielmehr aus dem Begriff der Geschichte
eines *Systems* von Thatsachen. Sind sie dies wohl,
sie *erscheinen* (empirisch sich darstellen)? So viel-
hr sind sie nur disparate Einzelheiten, in Raum und
t auseinandergeworfen. Schon der *verständige* Sinn
ht sie in *Reihen* zusammenzufassen; als halb schon
nken verlangt er noch Einheit und will einen *nexus*
sen. Woher nun dieser Zusammenhang, der in der
Erscheinung als solcher nicht ist? Die *Kategorie der Causalität* wird eingeführt. Allein wird nicht so schon das Factum der Form, die es als bloſse Erscheinung im Wahrnehmen hat, enthoben? Dringt so nicht das *Denken* schon in den Gegenstand ein? Denn *sein* Gesetz ist doch jene Kategorie. Aber etwa *nur* ein *Denk*gesetz? In den *Factis* wird es ja aufgesucht. Schon hier also ist eine Einheit von Sub- und Object vorausgesetzt; schon hier sind beide im Wechselverkehr. Und wenn nun das verständige Denken entdeckt, daſs das Fragen nach bloſsen Ursachen *in infinitum* führt, daſs starre Linien nur sich ergeben, kein in sich abgerundeter Kreis; wenn ferner die Einsicht ihm aufgeht, daſs so nur ein Scheinzusammenhang angestrebt wird, die wahre Ursache nicht die *Veranlassung*, nicht die *Bedingung* bloſs ist, die ja die Möglichkeit nur des Veranlaſsten und des Bedingten enthält: wird dann nicht das Denken von seiner Zerstreuung in die Breite zur Concentration in die Tiefe, von auſsen nach innen getrieben? Und dieses Treibende ist es bloſs *sein* Instinct? Die Thatsachen selbst, auch nur als Producte einzelner Geister gefaſst, sind ja aus *Zwecken* hervorgegangen; die Zwecke wiederum setzen *Begriffe* voraus, sind selber Begriffe, Begriffe, die in die Realität sich überzusetzen trachten; und diese Tendenz, diese Energie des Begriffs, woher anders, als aus der an und für sich reellen *Idee?* So predigt denn das Object nicht minder *Vernunft*, als diese im denkenden Subject sich regt, und volle Genüge ist erst in der vollkommenen Einheit beider zu finden, die durch die Natur der eben so ob- als subjectiven d. h. absoluten Idee vermittelt ist. Von ihr aus ist erst *Wissenschaft* möglich. Denn nun erst gliedern die einzelnen Thatsachen, die die Wahrnehmung nur als isolirte Erscheinungen hat und das verständige Denken nur als Puncte abstracter Linien faſst, der Erkenntniſs zu einer Totalität von Momenten, zu einem *System* sich zusammen. Dies Systematische aber legt die Vernunft nicht in die Geschichte hinein; es legt sich ihr, freilich *nur ihr*, aus den Thatsachen selber heraus. Denn wenn die That auf den Zweck, der Zweck auf den Begriff, der Begriff auf die Idee führt: weist sich dann nicht die Idee als die innerste Macht, als der Herzschlag nach, der durch die Geschichte pulsirt? Und dieses Gesetztsein durch die Idee, spricht es nicht unmittelbar schon dadurch aus, daſs von der *Bedeutung* einzelner Facta die Rede ist? Damit wird doch gesagt, daſs

sie auf ein Höheres deuten, als sie in ihrer bloſsen Erscheinung sind, daſs dieses Höhere aber als Seele dieselben durchwaltet. Es wird ferner immer die Fordrung aufgestellt, daſs nur *denk*würdige Facta die Geschichte bilden. Was heiſst dies anderes, als daſs der *Gedanke* in ihr sich wiederzufinden strebt, weil er sie aus *seinem* Schooſse entsprungen weiſs? Drängt so nicht unmittelbar sich die vernünftige Einsicht auf, daſs die Idee es ist, die die wahrhaft historischen Facta aus sich herausgebiert, daſs *ihre* Entwicklung sich also in der Geschichte verleiblicht, und ihre innere Einheit eben so objectiv, in den Thatsachen, als auch subjectiv, in der Wissenschaft, das System sich entfalten läſst? Idee-los demnach, wie die reine d. i. bloſs äuſsere Empirie es versucht, ist eine *Wissenschaft* der Geschichte unmöglich. Denn selbst der Versuch schon setzt die *Ahnung* wenigstens systematischer Einheit in der Geschichte, somit der Idee als ihres Princips voraus. Je klarer sich dies die Forschung macht, um so mehr muſs sie auch den äuſserlich-peripherischen Standpunct aufgeben, in das Innre, den Mittelpunct, dringen, denkende, von dem Licht der Idee geleitete Forschung werden. Dann erst erreicht sie die *wahre* Objectivität, weil nur der Idee das Object, als aus der Idee hervorgegangen, in seiner Fülle und Tiefe offenbar ist. Dem Denken allein erschlieſst sich die That des Gedankens, dem Geiste nur thut sich der Geist auf. So ist es denn auch die Idee der Kirche allein, die uns den erhabenen Dom der Kirchengeschichte verstehen und wissenschaftlich reconstruiren lehrt. Die Meisterin nur, die ihn aufgeführt, giebt uns auch den Schlüssel dazu. So achtungswerth also die Resignation des Empirismus unsres Verfs. auf falsches Raisonnement ist, die Weihe der ächten *Erkenntniſs* geht ihm ab, den gediegenen Kern des Objectes erfaſst er nicht. Es *fehlt die Idee der Kirche* und damit der *spiritus rector*, ihrer *Geschichte*.

In diesem Mangel nun sind auch die Mängel der *Anordnung* des Buches begründet. Da jene abstracte Objectivität nur einzelne Facta als diese äuſsern Erscheinungen kennt, der innre Zusammenhang der Geschichte verschlossen bleibt: ist *systematische Eintheilung*, streng genommen, unmöglich. Denn ohne die Centralität der Idee, die in den Momenten ihrer Entwicklung das wahre *principium dividendi* enthält, fällt Alles in spröde Bruchstücke auseinander, die höchste nur *Haufen* und *Massen* bilden. Es ist aber doch a die Eintheilung nicht zu umgehn, schon um des w senschaftlichen Aussehns willen. Wie hilft sich a der Empirismus? Er ordnet zunächst nur *im Klei* an, indem er die einzelnen Bruchstücke theils (hauptsächlich) der graden Richtschnur der Chronolo zufolge, theils aber auch nach palpablen „Merkmale die er gewöhnlich zufällig, seltner mit Hülfe der al Logik herausgreift, aneinanderreiht. Was aber die E theilung im Groſsen betrifft, so ist es zuvörderst Kategorie des in die Augen Fallenden (dessen, was, er sagt, „bedeutenden Einfluſs äuſsert"), wornach er chronologischen Ein- und Abschnitte macht, wofür d die Perioden gelten. Sodann aber nimmt er ein Sachrubriken an, wie sie die Unterschiede der Mas als solcher ihm angeben; darnach theilt er nunmehr d Stoff sich innerhalb jener Perioden ein. Ueberhau aber scheint ihm das ganze Geschäft nur „um der lei teren Uebersicht willen" nothwendig. p. 6. Hauptsac ist und bleibt das Detail; denn hier erst hat er be greiflichen Stoff, hier findet er Boden. In jener Regio des Allgemeineren, ist ihm nicht recht geheuer; er gi daher lieber das Lob groſsartiger Composition, durc greifender Systematik auf und behilft sich mit eine nur halbwege brauchlichen Schematismus. So unser V Hinsichtlich der Periodisirung geht er von solchen „E eignissen" aus, die „auf das *Ganze* der Kirche bede tenden Einfluſs geäuſsert". p. 7. Was ist dies: d „Ganze" der Kirche? Zuerst wird dieses Ganze in s nem *Verhältniſs zum Staate* genommen. Denn „ Uebertritt Constantins und die dadurch bewirkte He schaft der Kirche im römischen Reiche" bezeichnet d Uebergang von der 1sten zur 2ten Periode. Sodann deutet das „Ganze" den *räumlichen Umfang* der Kirc Denn Muhamed (!) bildet den folgenden Abschnitt. W ter wird dieses „Ganze" sowohl als ein räumliches, auch in seiner innern *Verfassung* betrachtet; die Kreu züge und „die Erhebung der Kirchenregierung zur M narchie" begründen die 4te Periode. Ganz allgemein f ner heiſst es, „die Reformation als eine durchgehen Umgestaltung in der *ganzen* Kirche" (!) sei der Anfa der 5ten Periode.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

Handbuch der Kirchengeschichte von D. J. G. V. Engelhardt.

Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte von H. E. Ferd. Guerike.

(Fortsetzung).

Zuletzt endlich wird das „Ganze" als das Verhältnifs der protestantischen Kirche zum Staate genommen. Denn der westphählische Friede bildet den letzten Abschnitt. So unbestimmt also ist jenes „Ganze!" Wie aber! Haben denn nicht auch der Gnosticismus u. s. w., die Völkerwandrung, der Bilderstreit und tausend andere „Ereignisse" gleichfalls „bedeutenden Einflufs" auf das „Ganze" der Kirche geäufsert? Können wir also nicht auch viele andre Abschnitte machen? Sind etwa jene und *nur* jene *nothwendig?* Keineswegs. Denn der Eintheilungsgrund ist ein *rein relativer*. Was läfst sich nicht Alles unter „bedeutendem Einflufs auf das Ganze der Kirche" verstehn? Besonders wenn schon der Einflufs des Islam für einen „bedeutenden" gilt! Betrachten wir ferner die sog. *Real*eintheilung, so finden sich 4 Abschnitte in jeder Periode. Zunächst nämlich stellt uns der 1ste die Ausbreitung dar; der 2te sodann die „innere Einrichtung der Kirche," und vag wie die Ueberschrift ist, begreift er denn auch *a*) die „Regierung der Kirche," *b*) den Cultus, *c*) das „christliche Leben" unter sich *). Wo bleibt nun aber, mufs billig gefragt werden, das Verhältnifs der Kirche zum Staat? Es wird dies bei der „*Regierung* der Kirche" untergebracht. Allein ist diese da nicht allein im Verhältnifs zu *sich?* Und bildet denn jenes Verhältnifs nicht einen *integrirenden* Theil des Ganzen, wenn, wie wir sahen, sogar die Perioden darnach bestimmt werden? Rechnet indefs der Verf. dieses Verhältnifs der Kirche (nach *aufsen*), als influirend auf ihre Regierung, zur „*inneren* Einrichtung," so müfste nun billig auch Lehre und Theologie hier mit eingerechnet werden. Doch nein! Die Lehre bildet für sich den 3ten, die Theologie einen 4ten Theil. Als ob die Theologie von der Lehre getrennt werden könnte und etwas anderes wäre, als nur die scientifische Fassung der Lehre! Man sieht, es sind die *Massen* gewesen, die in die Augen fallenden Massen, wie Ausbreitung, Lehre, Patristik (denn diese enthält jener 4te Theil), die aparte Behandlung erhalten haben; das Uebrige insgesammt ist in die „innere Einrichtung" verwiesen worden. Und höbe sich nicht die Patristik als dieser Notizenhaufe hervor, wer weifs, ob sie wohl ein eigener Abschnitt geworden wäre? Ist doch auch die Succession jener einzelnen Abschnitte unserm Verf. so gar *beliebig* erschienen, dafs bei der Deduction derselben, wenn man sie so nennen will (denn Alles läuft bunt durcheinander), — p. 5. 6 — der in der Ausführung 3te Abschnitt als 2ter, der 2te als 3ter aufgezählt wird! Sehr froh aber mag der Verf. gewesen sein, als diese Rubriken gefunden waren. Denn weiter erstreckt sich die Eintheilung nicht. In den einzelnen Abschnitten werden nur immer ganz kleine Partieen durch §§ gesondert, und diese nicht etwa wieder zu gröfsern, umfassendern Gruppen vereinigt, vielmehr wie Meilensteine Stück für Stück aneinandergesetzt. Die Geschichte des Arianismus z. B. verläuft in folgenden §§: Einleitung — Arius — Anfang des Streits — Verbreitung des Streits — Briefe des Alexander — Briefe der Arianer — Arius in Palästina — Eusebius von Nikomedien — Arius in Bithynien — Arius und die palästinensischen Bischöfe — Constantin der Gr. — Synode von Nicäa — Unruhen in Alexandrien — Günstige Umstände für die Arianer — Arianische Bischöfe in Antiochia — Athanasius (jetzt erst) — u. s. f. — zuletzt (nach 15 ähnlichen §§): Arianischer Lehrbegriff (!). Hier gab indefs noch die Chro-

*) Doch wechselt die Subdivision. In der 3ten Periode z. B. wird unterschieden: *a*) Reg. d. K., *b*) Mönchswesen, *c*) Religiosität. Sodann: *a*) Geschichte des Papstthums, *b*) innere Verhältnisse (!), *c*) kirchliches Leben. U. s. f.

nologie einen Führer ab; daher doch wenigstens fadenartige Ordnung herrscht. Wo jene Ariadne aber nicht hilft, da ist der Vf. wie rathlos und läfst nur den *Zufall* seine „Erzählung" weiterführen. So in dem Abschnitt von der „Regierung der Kirche" (im 4—6ten J.). Hier bot sich als nächster palpabler Gegenstand das *Kirchengut* dar. Sofort also wird damit angefangen, und §. 17. die Vermehrung der Güter der Kirche „auf 3 Wegen," §. 18. die Gesetze zur Sichrung des Kirchenguts, §. 19. die Immunitäten, §. 20. die Handelssteuer der *clerici negotiantes* abgehandelt. Hiemit ist der Uebergang zu dem nächsten palpablen Gegenstande, dem klerikalischen Personal, gegeben, und §. 21. schildert die eigne Gerichtsbarkeit der Geistlichen, §. 22. die Verordnungen gegen den Zudrang zum geistlichen Stande (die theilweise §. 19. schon aufgezählt worden waren), §. 23. die Grade des Klerus, §. 24. die äufsern Auszeichnungen des Klerus, §. 25. den Cölibat (!), §. 26. das Verbot der bürgerlichen Geschäfte für die Geistlichen. Nun erst kommt §. 27. die „innre Organisation des Klerus" (als ob dazu nicht die §. 23. schon theilweise abgehandelten *Grade* des Klerus gehörten!). Noch einmal das Kirchengut! Denn §. 28. schildert die Bischöfe als Verwalter des Kirchenguts (was §. 18. schon erwähnt worden war). Nun endlich §. 29. die Wahl des Klerus. Dafs diese den Laien entzogen wurde, führt unsern Vf. zu der Bemerkung, dafs den Gemeinden ja überhaupt die „gesetzgebende Gewalt" (!) genommen worden sei. Also §. 30.: gesetzgebende Gewalt der *Synoden.* Auf diesen erliefs man unter andern Sonntags- und Fastengesetze. Also §. 31.: Sonntag, Fasten. Ferner bezwang man daselbst Ketzer. Also §. 32.: Glaubenszwang, Ketzer. Jetzt wieder plötzlich §. 33.: Verordnungen über die kirchliche Ordnung der Geistlichen. Dann §. 34.: Macht der Bischöfe. Zu dieser trugen die ökumenischen Synoden bei. Also §. 35.: Oekumenische Synoden; dabei gleich: Sammlungen ihrer Beschlüsse. U. s. w. Ist dies „Zusammenhang," ist dies „Uebersichtlichkeit" der „Erzählung?" Wahrlich, man kann solche Anordnung kaum mehr als Unordnung oder ein blofses *Tappen* nach Ordnung nennen, und unbegreiflich ist es, wie nicht schon die alte Logik hier eines Bessern berieth. Allein selten nur läfst sich unser Vf. von dieser leiten; der Empirismus will eben sich möglichst *empirisch* verhalten, d. h. dem Verstand so wenig Einflufs als möglich gestatten. Was hat er nun aber anders als *atomistische Einzelheiten*, die nimmermehr sich v[on] selbst zu Gruppen, zu Gliedern, zu Theilen von Ga[n]zen zusammenfügen? Die Eintheilung mufs mithin de[m] Zufall d. i. der Willkür anheimfallen, und so ist Co[n]fusion statt der Composition unvermeidlich.

Aus der Princip- und Planlosigkeit des abstrac[ten] Empirismus entspringt nun auch die Geist- und Leb[lo]sigkeit der *Darstellungsweise des Einzelnen.* Trock[en] und dürr mufs diese werden, da keine Seele im Gan[zen] walte:; fragmentarisch und todt, da die organische Gli[e]derung fehlt. Nur wo der geistige Hauch der Idee hi[n]dringt, *färbt* sich der historische Stoff; nur wo ein Ad[er]system durch jegliche Muskel und Faser quillt, herr[scht] Lebenswärme auch in dem kleinsten Theile. Mit w[el]cher blassen und steifen Kälte unser Verfasser „[er]zählt," das mögen folgende Beispiele zeigen. Wen h[at] nicht Act. 8, 27 ff. ergriffen? Hr. E. sagt: „Philipp[us] bekehrte auch den äthiopischen Kämmerer. Die Art d[er] Bekehrung ist dieselbe, welche auch Petrus anwandt[e,] nur ist sie bei Philippus noch kürzer und einfacher. [Er] überzeugt den Fremden, dafs in dem 53sten Capitel d[es] Jesaias von Jesus von Nazareth (!) die Rede sei, u[nd] tauft ihn dann." I, p. 46. Ist dies nicht blofs das S[ke]lett des Factums? Von den Agapen heifst es: „Man hie[lt] sie bald vor, bald nach dem Abendmale. Sie begann[en] bei Nacht mit Gebet. Hierauf folgte mäfsiges (!) Esse[n] und Trinken, unter beständiger Erinnerung, dafs ma[n] auch bei Nacht (!) den allgegenwärtigen Gott anbet[en] müsse. Nach dem Essen wurde Wasser zum Händew[a]schen hereingebracht, und jeder Anwesende aufgeforde[rt] einen Psalm oder sonst ein frommes Lied zu singe[n,] damit man sehe, wie er getrunken habe (!). Das Gan[ze] schlofs sich mit wiederholtem Gebet." p. 111. Wie ma[tt,] wie *flau!* Wer findet hierin noch *Liebes*mahle wiede[r?] Vielleicht aber kann der Vf. z. B. den *„arianischen* Le[hr]begriff" schildern? Dies ist die Skizze, welche er gieb[t:] 1) „Gott der Vater ist allein ewig und unbegreiflich. [Er ist] aber erst seit dem Anfang der Existenz des Sohnes V[a]ter. 2) Die 2te Person (Sohn, Weisheit, Wort, Christu[s)] ist ein Geschöpf, aus Nichts geschaffen (gezeugt) un[d un]gentlich Sohn genannt, vom Vater seiner Vorzüge w[e]gen adoptirt. 3) Wort und Weisheit bedeuten Kräf[te] und Eigenschaften in Gott oder den Sohn selbst. A[ls] Kräfte und Eigenschaften sind sie beständig in Gott, a[ls] Sohn nicht. Gott hat den Sohn aus freiem Willen a[ls] Werkzeug zur Weltschöpfung hervorgebracht. Der Soh[n]

ist dem Wesen nach ganz verschieden vom Vater, frei, veränderlich, aber durch Uebung steter Tugend fähig. Er hat keine wirklich göttlichen Eigenschaften, ist nicht ewig, nicht allwissend, von Gott vor der Welt erschaffen." p. 406.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXV.

M. Tulli Ciceronis de Officiis libri tres. Recensuit R. Stuerenburg. Accedunt Commentationes. Lipsiae 1834. *LX. und* 220 *S. gr.* 8.

Die Bearbeitung der Bücher *Cic's de officiis*, die in früherer Zeit von den Heusinger sehr gefördert, dann von Gernhard und Beier nicht ohne Glück fortgesezt worden, hat in kritischer Hinsicht eine neue Grundlage gewonnen, seit Orelli in seiner Gesammtausgabe der Werke Cic's diese Schrift mit besonderm Fleiß bearbeitet, und vorzüglich die Lesarten von fünf Berner und einem Baseler Cod. genau und vollständig bekannt gemacht hat. In vorliegender Ausgabe sehen wir nun den ersten Versuch mit Hülfe des so Vorhandenen eine neue Textberichtigung zu liefern. Ueber den Erfolg derselben ist, da die Anmerkungen, welche die Rechtfertigung der aufgenommenen Lesarten, der Konjecturen u. s. w. enthalten sollen, noch nicht erschienen sind, nicht mit Sicherheit zu urtheilen, doch, mag auch über Einzelnes keine feste Entscheidung möglich sein, im Ganzen wird sich doch über die Art der Behandlung ein Urtheil fällen lassen. Um diese nun ungefähr zu zeigen, liefert Hr. St. in der Vorrede ein Verzeichniss aller der Stellen, die er entweder durch Konjektur, oder aus Codd, oder durch Auswerfen von Glossemen berichtigt zu haben glaubt, weder bequem für die Lektüre noch irgend wie nützlich. Es genügte vollkommen, wenn Hr. St. bei den Lesarten Orelli's, die unter dem Texte hinzugefügt sind, kurz angab, wie oder aus welchem Cod. er etwas verändert habe. Freilich fiel dann das lange, zur Schau gestellte Register von Verbesserungen oder wenigstens Neuerungen weg! —

Am meisten scheint Ref. in dieser Ausgabe Konsequenz zu fehlen, eine bestimmte, auf gewisse Grundsätze gestützte und dadurch geregelte Kritik. Fast sollte man meinen, dafs der einzige Grundsatz des Hrn. St. der gewesen ist, so viel als möglich zu ändern. Die Unbeständigkeit seines Urtheils zeigt sich auffallend theils in dem Vorworte an den verstorbenen Konsistorialrath Ilgen, wo er viele Meinungen, die er in seiner Ausgabe der Rede *p. Arch. poët.* aufgestellt hatte, wieder verwirft und umändert, theils in den *Corrigendis* zu dieser Ausgabe, die besonders zum ersten Buche viele nachträgliche Veränderungen enthalten. Ref. zweifelt gar nicht, Hr. St. werde, sollte er die Anmerkungen zu den Büchern *de officiis* herausgeben, auch darin wieder die Mehrzahl seiner jetzigen Entscheidungen aufgeben. Am deutlichsten erhellt dies Schwanken aus *lib. I.* 11, 35, einer allerdings sehr zweifelhaften Stelle. Im Texte verwirft Hr. St den bisherigen Herausgebern beistimmend das ganze Beispiel von der Gewissenhaftigkeit der Römer im Kriege, im Nachtrage setzt er es mit einigen zwar geschickten aber doch nicht begründeten Veränderungen wieder hinein.

In dem Urtheil über die Güte der Codd. weicht Hr. St. von Orelli gänzlich ab. Er glaubt nämlich, aus einer alten, von einem ungelehrten und glossirenden Grammatiker (nach Hr. St's. Meinung scheint dies gewöhnlich verbunden gewesen zu sein!) geschriebenen Handschrift seien alle jetzigen Codd geflossen, indem jene einmal genau, ein andermal aber nachlässig und fehlerhaft abgeschrieben sei. Zur ersten Klasse zählt er *Bern. c*, *August.*, *Parcensis* (?), *Palat. I.* und *Graev. I.*, zur andern alle übrigen, vorzüglich die übrigen Berner, die Wolffenbüttler u. s. w. Orelli dagegen unterscheidet drei Klassen. In die erste als die vorzüglichste gehören *Bern. a* und *b* und *Guelpherbyt. a* und noch mehr *b*; in die zweite, in der sich zwar manchmal vorzügliche Lesarten fänden, die aber doch nur mit Vorsicht und wo möglich mit Unterstützung der Codd. der ersten Klasse zu gebrauchen sei, *Bern. c*, *Palat. I.*, *Graev. I.* und wenige andere; in die dritte endlich derer, die die *vulgata* haben, *Bern. d* und *e*, *Basileensis*, *Erfurt. etc.* Hr. St. nun schliefst sich meistens der zweiten Klasse und besonders dem *Bern. c* an, der seinem neuerungssüchtigen Sinne allerdings die besten Mittel von der *vulgata* abzuweichen darbot. Dieser Cod. nämlich sammt denen, die entweder von ihm abgeschrieben oder aus gleicher Quelle mit ihm geflossen sind, ist von einem gelehrten Abschreiber so interpolirt und korrigirt, dafs alle jene Lesarten, die Hr. St. und zum Theil auch Orelli als vorzüglich in den Text aufnahmen, für reine Interpolationen zu halten sind. Zwar empfehlen sie sich meistens durch den äufsern Schein und bieten dem Leser keine Schwierigkeiten dar, doch eben dies und dafs sie oft falsch emendirt sind, ist ein Beweis für ihre Unächtheit. So *lib. I.* 9, 28, wo alle übrigen Codd. haben *in alterum incidunt*, der Abschreiber des *Bern. c* dagegen, da er statt *alterum* als Subst. zu fassen „sie verfallen in etwas anderes" aus dem Vorhergehenden *genus* ergänzte und so mit dem Folgenden in Widerspruch gerieth, *in altero delinquunt* korrigirte. Hr. St. durch die äufsere Korrektheit getäuscht nahm dies unbedenklich auf. Aehnlich täuschte sich auch Orelli *lib. I.* 29, 104: *alter (jocus) est, si tempore fit, remisso homine dignus, alter ne libero quidem, si rerum turpitudini adhibetur verborum obscoenitas*, wo jener Cod. ohne allen Grund die sogar unpassende Korrektur: *si rerum turpitudo adhibetur aut verborum obscoenitas* hat. Vorzüglich nun aber erkennt man die Interpolation des *Bern. c* aus der Wortstellung, in der er meistens eine falsche und gekünstelte Eleganz sucht. Hier sagt schon Orelli, dafs *Bern. a* und *b* weit vorzuziehen seien, z. B. *lib. III* 19, 75 *ne si exploratum quidem id omnino neminem unquam suspicaturum habeat*, wo die Vulgata *ne si exploratum quidem habeat id omnino etc.* weit vorzüglicher ist.

Jedoch so fest folgt Hr. St. nicht diesem interpolirten Cod., dafs er nicht auch manchmal, wie es ihm beliebt, aus diesem oder jenem schlechteren Lesarten aufnehme. Zwar gehören nun in der That einige von den Codd., die Hr. St. für schlecht hält, zu den besten z. B. *Bern. a* und *b*, *Guelpherbyt. a* und *b*, und schon andre Herausgeber haben aus diesen Einzelnes, das die

Grammatik oder der Sinn erforderte, aufgenommen, z. B. *lib. I.* 21, 73. *majorque cura efficiendi;* doch da, was sich aus diesen guten Quellen holen liefs, erschöpft war, sah sich Hr. St., um nur Neues zu finden, gezwungen auch aus minder guten Codd. nach Lesarten zu greifen, z. B. *lib. II.* 17, 58. *et, quando aliqua res major atque utilior populari largitione acquiritur*, wo er aus einer einzigen oft wundersames darbietenden Ausgabe *anquiritur*, das hier ganz falsch gebraucht wäre, aufnimmt.

Endlich müssen wir noch über die Glosseme, die Hr. St. überall wittert und demgemäfs aus dem Texte streicht, und über seine Konjekturen einiges hinzufügen. Ueber Beides bekennt Ref. offen, dafs er selten nur einen Grund für Hrn. St's. Aenderung fand, nirgend aber, dafs diese Aenderung wirklich besser wäre, als die gewöhnliche Lesart. So werden *lib. I.* 13, 41. die Worte Cic's folgendermafsen durch Auswerfen von Zusätzen der Grammatiker hergestellt: *totius autem injustitiae nulla capitalior, quam eorum, qui maxime fallunt, id agunt, ut boni videantur.* In der *vulgata* ist nun zwar ein kleiner Anstofs in *cum maxime,* der sich bei näherer Betrachtung des lateinischen Sprachgebrauchs bald hebt; doch ob in St's. Lesart Jemand nur irgend einen Sinn wird finden können, scheint sehr zweifelhaft. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Konjekturen, deren grofse Zahl schon Zweifel an ihrer Richtigkeit erregen müfste. Warum ist z. B. *lib. I.* 12, 37. gesetzt *etiam animadverte illud, quod, qui proprio nomine perduellis esset, is hostis vocatur, lenitate verbi rei tristitiam mitigatam* statt *animadverto* und *vocaretur?* Ref. findet keinen Grund als den, dafs Hr. St. ändern wollte.

Angehängt sind dieser Ausgabe zwei *commentationes* von bedeutendem Umfange, eine über die Partikel *haud,* die andere über die Pronomina *nemo, nullus, quisquam, ullus.* Der Werth dieser Untersuchungen besteht in einzelnen grammatischen Observationen, die durch vollständige Anführung der Beweisstellen aus Cicero, Livius, Caesar, Sallust, auch aus Tacitus begründet werden. Wenn sich jedoch Hr. St. von diesen, so zu sagen, mechanischen Funktionen der Grammatik entfernt, und eine Reihe von Beobachtungen in eine Anschauung vereinigen oder die Ursache davon angeben will, wird er öfters unzuverlässig und unrichtig. Wer kann z. B. die Regeln, die *p.* 130 sqq. über den Gebrauch von *non ita* gegeben sind, billigen? Zwar ist ganz richtig bemerkt, dafs *non ita* nicht den ganzen, sondern blofs einen untergeordneten Nebenbegriff negire, doch, wie daraus folgt, dafs es nie mit einem blofsen Verb., sondern nur mit einem Adverb. oder Adject. und Subst., ferner nie in einem Haupt-, sondern nur in einem Nebensatze gebraucht werde, begreift Ref. nicht. Demnach wäre also falsch folgendes: *te non ita probo*; *res haec non ita est facilis.* Alle Beispiele nun aber, die bei Cic. offenbar diesen Gebrauch zeigen, verweist Hr. St. in eine besondere Klasse. Cic., meint er, habe einen besondern philosophischen Gebrauch, (doch kommt er häufig in den Reden Cic's vor!) vermöge dessen er, wenn nur etwas vorhergegangen sei, worauf man sich beziehen konne, *non ita* auch mit blofsem Verb, Adjetc. etc. gebrauche. Allein dafs *non ita* sich immer auf etwas beziehen müsse, liegt schon in der Natur der Redensart selbst, dies ist eben jener untergeordnete Nebenbegriff, der negirt wird, nur ist es nicht nothwendig, dafs er ausgedrückt man ergänzt ihn leicht, z. B. als man erwartet, als man g ben könnte. Hr. St. verwirft zwar anfangs, wie es seine wohnheit ist, alle Ellipsen und Aposiopesen, doch gleich da wendet er sie bei seinen Beispielen selbst an. Auch bei s richtigen Resultaten dürfte man ein tieferes Eingehen das eigentliche Wesen der Sprache vermissen. So g er als Bedeutung und Gebrauch von *haud* an, dafs u *fluctuatione*, d. h. bei schwankendem Urtheile gesetzt w und daher unserm Deutschen: *nicht eben* entspreche. Allerd doch ist dies mehr Folge als Grund, mehr Anleitung zum U setzen als Erklärung des Wesens der Partikel. Der Unters ist dieser: *haud* ist subjectiv, *non* objectiv. Jenes zeigt die nung des Sprechenden an, und ist daher natürlich nicht so als *non*, das die Wirklichkeit einer Sache ohne Rücksich die Meinung irgend Jemandes negirt.

Die Etymologien, auf die Herr St. sich einläfst, sehr viel Gezwungenes und Willkürliches. Um den Stamm *haud* aufzufinden, wird *aut* verglichen und gesagt, beide be den aus der Partikel *ut*, gleich *utut*: wie es auch sei, wie *haud* überdem aus dem *a privativum*, *aut* aus *a* gleich dem chischen ἤ, *haud* aber habe man zur Unterscheidung vo geschrieben. Aehnlich sollen *que* und *quum* Acc. singl. von dem Pronomen *quis*, jenes nach der 3ten, dieses nach der Dekl., *quia* der Acc. plural. nach der 3ten Dekl. sein. Sapien

Der Werth nun dieser beiden *commentationes* besteht, schon gesagt, in einzelnen grammatischen Observationen, denen wir die wichtigsten kurz angeben wollen. Durch die Untersuchung über *haud* zeigt sich, dafs Cic. nie sagt *ha* sondern nur *non ita*, ebenso nie *haud dubie* (*dubie* überh zweimal bei Cic., und dann gleich *dubia ratione*, auf zwei Weise), sondern dafür *sine dubio*, *sine ulla dubitatione.* sehr gesucht ist hier unterschieden *haud dubie*, gleich *non* *est quin*, und *sine dubio* gleich *non dubito quin.* Ref. möch nen Unterschied lieber zwischen *sine dubio* und *sine dubi* setzen; das *dubium* liegt im Objekt, die *dubitatio* im Su Endlich gebraucht Cic. nie *haud* mit negirendem Adj., Adv. Verb., also nicht *haud dissimilis*, *haud nescius;* ebenso nie *haud raro*, sehr selten *haud saepe.* In der zweiten Ab lung über die Pronomina *nemo, nullus, quisquam*, *ullus* ist ders interessant die übersichtlich geführte und in Tabell sammengestellte Untersuchung über die defektive Deklinat ner Pronomina und ihren theils substantivischen theils a vischen Gebrauch, dessen weite Ausdehnung bisher nicht anerkannt war. Also ist gleich richtig *nemo scriptor* und *scriptor*, und *quisquam scriptor* sogar besser als *ullus* ebenso *neminem scriptorem* gleich *nullum scriptorem* etc. thümlich dem Cic. ist *nemo homo* und *quisquam homo.* N deckt Hr. St., dafs, wie statt des Gen. neminis *nullius* wird, so auch statt des Abl. *nemine* bei Cic. nur *nullo* vor

Herrn St's orthographische Neuerungen *secutur*, de sogar *ecus* (*equus*) und *aecus* (*aequus*) übergehen wir und lassen sie der eignen Begutachtung unserer Leser.

A. W.

№ 68.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

Handbuch der Kirchengeschichte von D. J. G. V. Engelhardt.

Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte von H. E. Ferd. Guerike.

(Fortsetzung.)

Giebt dies auch nur eine deutliche *Vorstellung?* Soll dieses verworrene Convolut von Sätzen ein „*Lehrbegriff*" sein? Augustinus Bücher *de civit. dei* sind also geschildert: „Die Veranlassung zu dieser Schrift gab ihm die Behauptung der Heiden, daſs die groſsen Unglücksfälle, welche das römische Reich im Anfang des 5ten J. trafen, eine Folge der Verachtung der heidnischen Religion und des Zornes der Götter über diese Verachtung seien. Er widerlegt in den 5 ersten Büchern diejenigen Heiden, welche ohne die Wiederherstellung der alten Religion einen glücklichen Zustand des Staates für unmöglich hielten; in den 5 folgenden bestreitet er die Behauptung derjenigen, welche die alte Religion als unentbehrlich in Bezug auf das künftige Leben darstellten, obgleich sie nicht läugneten, daſs Unglücksfälle auch zur Zeit des Heidenthums den Staat befallen hätten. In den 12 letzten Büchern aber hat er Ursprung, Fortgang und Ende der beiden Städte (!), der Stadt Gottes und der Welt, beschrieben." p. 487. Heiſst dies die „bedeutendste" Apologie, wie sie der Verf. selbst nennt, *darstellen* (geistig präsent machen)? Weiſs man nun, was sie *bedeutet?* Solchergestalt aber wird fast Alles behandelt. Nichts als der äuſsre Verlauf wird hererzählt, und dieser so trist und gleichgültig, als es nur möglich ist. Es ist wahr, mit jenem fatalen Einmischen subjectiven Lobes und Tadels, wie früherhin Sitte war, verschont uns Hr. E. und verdient dafür aufrichtigen Dank. Allein die Ruhe der ächten historischen Plastik ist nicht die Herz- und Farblosigkeit. Sie lebt und webt in dem Gegenstande, sie fühlt und denkt sich in ihn hinein, und so tritt denn auch dieser aus ihr, wie er leibt und lebt, als wiedergeboren im Geiste, hervor. Dieser Wiedergeburt dient das Subject nur als Durchgangspunct; sie ist aber als der Triumph des *Objects* doch auch zugleich die Siegesfeier des Subjects, die Palme, womit die Geschichte selber die Wissenschaft kränzt und krönt. Um solcher Befriedigung aber theilhaftig zu werden, muſs das Subject sich auch *ganz und gar* an den Gegenstand hingeben, nicht bloſs an ihn herantreten, immer aber noch gleichgültig auſser ihm bleiben, vielmehr sich in ihn hineinarbeiten, sich völlig *entäuſsern*, um *in* ihm und mit ihm von Neuem aufzugehn. So entschlage sich denn der Verfasser der indifferenten Empirie, er gebe sich an die Idee der Kirche hin, und die wahre Objectivität, die er jetzt mit verdienstlichem Ernste nur anstrebt, wird ihm nicht mehr als diese äuſsere, trockne und todte, sie wird sich ihm als die innre, lebendige, geistige aufer-schlieſsen!

Im stärksten Gegensatz nun zu dem bisher besprochenen Werke steht No. 2. Versuchen wir uns auch dessen Entstehung vor Allem geschichtlich klar zu machen!

In jener ersten Periode der neueren Kirchengeschichte, die mit der Aufgebung des kirchlich-confessionellen Standpuncts begann, war noch die Frömmigkeit mit der Verstandesrichtung, aus der jenes Streben hervorging, unmittelbar *eins* gewesen. Gleichzeitig, ja in Verbindung und selbst auf Anregung des Repräsentanten der letztern, Thomasius, kämpfte der tief-gemüthliche Arnold gegen die orthodoxe Kirchengeschichtschreibung.

Dies Einverständniſs löste sich, als die „unparteiische Kirchenhistorie" nach und nach die rationalistische wurde. Das kirchliche Interesse, das anfangs nur bei Seite gestellt, jetzt aber geradezu völlig verläugnet wurde, fand doch noch immer in der einsamen Frömmigkeit der „Stillen im Lande" ein Asyl, obschon es auch hier zusammenschrumpfte und nur noch als Interesse für „*prak-*

tisches Christenthum" sich bethätigte. Der methodistische Milner befriedigte dieses Intresse, das später, als überall nur der Rationalismus herrschend geworden war, an jene *ästhetische* Reaction sich anschlofs, welche zu Anfang dieses Jahrh. gegen die kahle und schale Verständigkeit sich erhob. Aus dieser Combination ist Stolbergs interessantes (*katholisch*-pietistisches) Buch hervorgegangen.

Zu wissenschaftlicher Haltung indefs und einer Gediegenheit, die durch immense Gelehrsamkeit selbst dem Rationalismus Bewunderung abgedrungen hat, ist die asketische Kirchengeschichtschreibung erst durch Neander erhoben worden, so dafs er jetzt als der Repräsentant dieser anderen Seite der neueren Kirchengeschichte mit Recht betrachtet wird. Das praktische Christenthum, die „*Erbauung*," ist es, der hier die Wissenschaft, die „Belehrung," dienen will. Sie ist sich damit nicht selber Zweck, sondern hat diesen aufser ihr. Die Beziehung darauf erweist sich als *fromme Betrachtung* der Geschichte, die ihre Empfindungen mit in diese verwebt, damit die Application auf das Leben, wie die Moral in der Fabel, sogleich zu Tage liege. Sie stellt sich zwar *formell* so mit dem Gegner auf Einen Boden, auf den des *Raisonnements*. Allein was sie von ihm unterscheidet, das ist das *Christliche* dieses Raisonnements, und dadurch dem Gegenstande befreundet, dringt sie mit Wärme und Innigkeit in ihn ein. Ausdrücklich aber erkennt sie die Kirche als solche nicht an, sondern nur die christliche *Frömmigkeit* in derselben, und so gelingt es ihr denn auch nur diese lebendig aufzufassen und wiederzugeben. Doch hiemit begnügt sie sich nicht, sondern will nun die Frömmigkeit auch zum *Princip* des Ganzen machen. Sie adoptirt zu diesem Behuf den *Pragmatismus* des Gegners, doch so, dafs dieser den Unverstand und die Leidenschaft des Subjects, sie aber die „*eigenthümliche*" *Frömmigkeit* der kirchenhistorischen Individuen für das Bewegende in der Geschichte hält. Aus der „innern Lebensentwicklung" des Augustin z. B. und des Pelagius wird die Lehrstreitigkeit über Gnade und Freiheit, aus dem „religiösen Bildungsgange" des Constantin die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion erklärt u. s. w. Die psychologische „*Genesis*" nachzuweisen, ist ihr das *wissenschaftliche* Ziel, dem sie zustrebt. In die „genetische Darstellung" setzt sie daher das Hauptverdienst. Von einem *System* der Geschichte, versteht sich, ist nicht die Rede, und Composition und Eintheilung wird als „begriffliche" F[...] malität gering geachtet.

Hr. Guerike nun ist ein Schüler Neanders und dies so sehr, dafs man obiges Werk nur als Au[...] aus der Neanderschen Kirchengeschichte betrachten k[...] Für die 6 ersten Jahrhunderte sind die erschiene[...] Bände der letztern, für die folgenden wohl die Vo[...] sungen Neanders Quelle gewesen. Wenigstens ist hinsichtlich des 6—8ten J. durch den kürzlich edi[...] 7ten Band des Neander'schen Werks aufser Zweifel [...] stellt worden. Blofs in der neueren Kirchengeschi[...] mag G. mehr auf eigenen Füfsen stehn.

Zwei Vorzüge sind dessenungeachtet hervorz[...] ben. Der eine betrifft die Darstellung und wird sp[...] berücksichtigt werden. Der andere aber mag uns [...] gleich den *Geist* des Buches charakterisiren helfen. N[...] der will keine *Bestimmtheit der Lehre*; die einfach[...] i. noch unentwickelte Frömmigkeit soll der Kirche ge[...] gen. Ob über die Trinität arianisch oder athanasiani[...] über Christi Person nestorianisch oder eutychiani[...] über das Abendmal calvinistisch oder lutherisch zu l[...] ren sei, das habe die Kirche nicht zu entscheiden; [...] solle sie *unbestimmt* lassen. G. ist determinirter; [...] hält es mit dem nicänischen, mit dem chalcedone[...] schen Lehrbegriff, er ist ein eifriger Lutheraner. [...] Folge der Orthodoxie nun ist er auch für die *Oeffen[...] lichkeit* ihrer Geltung und hält demnach die „*Dur[...] dringung*" von Kirche und Staat für das „Rechte." [...] dagegen will eine Kirche aufser dem Staat; wie i[...] Symbole ein Unglück sind, so „Staatskirchenthum" [...] „Gräuel." Um defswillen ist ihm auch eine *bestim[...] Verfassung* nicht recht; der Unterschied schon zwisc[...] Klerus und Laien erscheint ihm als „unevangelisch." [...] andrerseits erkennt ihn als nothwendig an und will, d[...] die Kirche zugleich ein „sichtbarer Leib" sei. Und [...] giebt es noch mehrere Puncte, wo G. klarer, entschi[...] ner, energischer ist, als N. Dafs damit nun auch [...] theilweise festerer Blick und eine markirtere Fass[...] vieler Verhältnisse in der Geschichte der Kirche ge[...] ben ist, versteht sich von selbst. Allein trotz die[...] Differenz ist G's. Standpunct wesentlich doch kein a[...] derer, als der N.'sche. Um diesen scharf zu bezei[...] nen, so ist es die Auffassung der Sache *im Intere[...] der subjectiven Frömmigkeit*, wodurch er sowohl [...] Frivolität des früheren Rationalismus, als der indiffere[...] ten Objectivität des neuern entgegentritt. Allein [...]

wissenschaftliche ist er damit noch nicht. Denn wenn auch die Frömmigkeit (für das Subject) die erste Bedingung aller Erkenntnifs ist, sowohl der historischen als der dogmatischen: so ist sie doch die *Bedingung* nur, d. h. die Erkenntnifs *als solche* mit ihr noch nicht gesetzt. Es hat sich diese somit *für sich* zu setzen, d. h. die Wissenschaft von der Frömmigkeit sich zu *unterscheiden* und in dem Unterschiede zu halten; wovon die Nothwendigkeit schon darin liegt, dafs die Frömmigkeit nur ein *Subjectives*, die Wissenschaft aber dies (ihrem Begriff nach) *nicht* ist. So hat z. B. die Frömmigkeit zwar die Idee der Kirche, jedoch noch unmittelbar mit dem Subjecte verwachsen, so dafs ich als Frommer (in Stimmung der Andacht) ihrer nur so gewifs bin, wie sie in *mir* und *ich* in ihr bin. Anders die Wissenschaft. Diese hat sie als die dogmatische in dem Aether des reinen An- und für-sich, als die historische in der Verwirklichung ihrer im Leben der Menschheit, immer aber durchaus ohne alle Beziehung auf das Subject. Der Mangel daher jenes kirchenhistorischen Standpuncts ist dieser, dafs er die Idee als ein lediglich Subjectives hat d. h. auf Erbauung beruht und Erbauung bezweckt. Es ist dies auf *religiösem* Gebiet gewifs nur zu loben; auf *wissenschaftlichem* aber verkümmert, vereinseitigt es den unendlichen Gegenstand. Die Kirchengeschichte hat auch noch andere Seiten, als sich zur Erbauung eignen, und diese (besonders die *negativen* Momente) können entweder nur halb oder falsch oder gar nicht verstanden werden. So kann z. B. die Frömmigkeit freilich den Gnosticismus nur perhorresciren und wird dies um so heftiger thun, je orthodoxer sie ist (daher N. in diesem und ähnlichen Puncten weit unbefangner sich zeigt, als G.). Aber die Wissenschaft wird auch in ihm den Reflex der Idee erkennen und das Moment, das er in der Herausgestaltung der Theologie aus dem Glauben bildet, zu würdigen wissen. Die Frömmigkeit kann die Verfolgungen in den 3 ersten Jahrhh. nur „von dem Reiche der Finsternifs" ausgehn lassen (p. 60); die Wissenschaft sieht in ihnen den tragischen Kampf des (noch heidnischen) Staats mit der (jungfräulich spröden) Kirche, die eben so ihr *Insich*beschlossensein aufgiebt, als er sein Heidenthum an ihr abarbeitet; daher die unmittelbare *Einheit* beider *sogleich* nach dem letzten Kampfe auf Leben und Tod, wie aus den Wehen die Frucht, hervortritt. Die Frömmigkeit ferner kann in dem Hervorgang des Islam nur Wirkung „satanischer Kunst" erblicken (p. 276); die Wissenschaft wird ihn als Reaction des von dem Christenthum ausgeschiedenen Judenthums auf das (orientalische) Heidenthum fassen, um einst den Süden und Osten dem unterdefs auf germanischem Boden tiefer und reiner als in der orientalischen Kirche entwickelten Christenthum wieder zu öffnen. Die protestantische Frömmigkeit wird in dem Papstthum ein Kommen des „Antichrists" sehen (p. 398); die Wissenschaft wird in der Centralität, die durch dasselbe der äufsere Organismus der Kirche erhielt, das Mittel erkennen, wodurch die Kirche (für immer) sich weltliche Festigkeit erstritten hat. Lutherische Frömmigkeit ferner wird in der reformirten Abendmalslehre den baaren Rationalismus erblicken (p. 666 u. a. a. St.); die Wissenschaft wird ihn vielmehr im Socinianismus finden und jene als ein Moment der lutherischen Lehre selbst betrachten, das einseitig aufgefafst zwar Irrlehre ward, im Gegensatz aber zur Aeufserlichkeit der römischen Lehre und um die lutherische desto bestimmter von dieser zu unterscheiden, nothwendig hervortreten mufste. Solchergestalt nun wird das wissenschaftliche Urtheil ein anderes sein, als das religiöse, weil es nicht von der *Empfindung*, welche die Thatsachen der Geschichte in dem Subjecte erzeugen, vielmehr von dem Verhältnifs, worin sie zu dem Entwicklungsprocefs der Idee stehn, ausgeht. Erstere wird daher immer nur Stückwerk an der Geschichte haben d. h. nur immer mit einzelnen Seiten harmoniren und gegen die anderen um so beschränkter sich abschliefsen, als sie in sich bestimmter ist. Sie wird zwar jene mit tiefem Intresse erfassen, allein die Bedeutung, die sie im Gange des grofsen Ganzen haben, „begrifflich" nimmer herauserkennen. Sie wird es um so weniger, als sie, fast nothgedrungen, um an dem Object sich wissenschaftlich zu legitimiren, den Hauptaccent auf das Subjective in der Geschichte zu legen pflegt. Zwar hat sie hiebei unstreitig in*so*weit Recht, als allerdings die Idee sich *durch die Subjecte* bethätigt. Nur nimmt sie dies so, als ob die Subjecte (die Vorsehung etwa abgerechnet) das *agens* in der Geschichte wären, und in der Kirchengeschichte somit die Psychologie vor Allem die frommen Persönlichkeiten zu construiren habe, um daraus den Gang der Sache zu deduciren. Es wird so das *biographische* Element zu dem wesentlichsten gemacht, und die trefflichen Charakteristiken, welche N. oft mit der bewunderungswürdigsten Feinheit gezeichnet hat, sind das erfreuliche Resultat

des an sich falschen Princips. Falsch ist es, weil jedenfalls die *Kirchen*geschichte, die *allgemeine* Kirchengeschichte dabei zu kurz kommen, und das höhere *agens*, das die Subjecte agirt, in den Hintergrund treten oder verkannt werden mufs. Hr. G. theilt nun zwar das Princip; doch ist ihm das *credo unam sanctam ecclesiam* zu sehr an's Herz gewachsen, als dafs er nicht *deren* gewaltigen Gang durch alle Subjectivitäten hindurch herausfühlte und dem tiefen Respect vor *diesem* Gange das Interesse an der „Entwicklung" von Eigenthümlichkeiten (meist unbewufst) opferte. Es kann darin nur ein Fortschritt gesehen werden. Denn wenn es der Geist der *Kirche* ist, der ihre Geschichte durchweht, so hat der Vf. recht gethan, von diesem Geiste sich anwehn zu lassen und *kirchlicher* wenigstens, als N., die *Kirchen*geschichte zu halten. Ein Höheres freilich, Centraleres, Durchdringenderes, als die Intensität der kirchlichen Frömmigkeit, ist die objective Erkenntnifs der Idee; und Mangel an Wissenschaftlichkeit d. i. an *denkender* Auffassung des Objects, an freier *Universalität* des Blicks, an *ruhiger Sicherheit* der Perception, kurz an der wahren, in der *Idee* gegebnen Objectivität, klebt auch der kirchlich-frommen Geschichtschreibung noch an. Den leisen *Zug* dahin aber hat sie; denn das *Gefühl* der Idee macht sich in ihr schon geltend. Es käme nur darauf an, dem Zuge sich hinzugeben und das Gefühl sich klar und frei zu machen von allerlei frommer Beschränktheit. Dem Kirchenhistoriker mufs es *als solchem* einerlei sein, ob er sich und andre *erbaut*. Die reine Erkenntnifs der Sache allein: das ist die Wissenschaft.

In der subjectiven Haltung, die die asketische Kirchengeschichtschreibung hat, ist ihre Verachtung der wissenschaftlichen *Form* begründet. Denn da es ihr auf die Erkenntnifs der Sache insofern nur ankommt, als sie den Zwecken der Frömmigkeit dient: ermangelt sie des Bedürfnisses in die innere Systematik derselben einzudringen und hält daher nicht minder, wie die rationalistische oder abstract-empirische Kirchenhistorie, Composition und Disposition für ein lediglich „*äufseres*" d. h. die Sache nicht weiter angehendes Thun. p. 3. Wie aber, wenn sie doch selbst sagt, dafs die Perioden „nach gewissen Hauptabschnitten der *Entwicklung*" bestimmt werden müfsten (ibid.)? Wird dann nicht die Sache mit in Betracht kommen müssen? Wird man nicht aus den Perioden erkennen, ob die „*Entwicklung*" tig gefafst worden ist? Wenn ferner in jeder Pe „eine *natürliche* Materienabtheilung" gefordert (ibid.): was heifst dies andres, als dafs die *Natu Sache* dieselbe bestimmen soll? Kann also die Ei lung ein „äufsres" Geschäft sein? Unser Vf. freilic sich dasselbe sehr leicht gemacht. Bis in das Ki hinein ist überall fast die Neandersche Eintheilung behalten worden, wenn aus der Thatsache, dafs i ersten 8 Jahrhh. dies der Fall ist, auch auf die fo den geschlossen werden darf. Es sind die Perioden gens fast dieselben, wie bei Engelhardt, nur dafs Muhameds) Gregor d. G. die 3te beginnt, und a dem noch Karl d. G. und Bonifaz VIII. Periode den, dagegen von der Reformation an keine meh tuirt wird. Nirgends auch nur ein Versuch, diese rioden als irgendwie nothwendig d. h. in der „Ent lung" der Kirche gegründet nachzuweisen! Wa Realeintheilung betrifft, so werden 4 Abschnitte schieden: Ausbreitung, Verfassung, christliches I *und* Cultus (warum also nicht 2 Abschnitte statt Ei Lehre. Auch hier wird übrigens das Verhältnifs Kirche zum Staat mit bei der „Verfassung" un bracht, indem der Abschnitt: „Kirchenverfassung" terabtheilungen hat: Verhältnifs der Kirche zum Sta *Verfassung* (!) — Schismata *). Die weitere Part ist ganz so wie bei N.; selbst in den einzelnen §§ immer derselbe Gang! Und wo der Vf. es einmal von N. abzuweichen, hat er gewöhnlich Unrecht handelt z. B. N. die Lehrgeschichte der 1sten Pe so ab, dafs er zuerst die „Geschichte der Secten," dann die „Entwicklung der kirchlichen Theologie," letzt „die Geschichte der vornehmsten Kirchenlehrer trachtet. G. aber läfst seltsamer Weise den 2ten weg und schildert *a*) die Häresieen, *b*) die vorneh Kirchenlehrer. In der 2ten Periode handelt N. grofsen Lehrstreitigkeiten hintereinander ab und erst die Origenistischen Streitigkeiten. G. aber diese (wohl nur der Chronologie zufolge) zwisch arianischen und nestorianischen ein, wodurch sie falsche Hervorhebung erhalten. Hier also hätte mer N. folgen sollen.

*) Doch wechselt auch hier die Subdivision.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

Handbuch der Kirchengeschichte von D. J. G. V. Engelhardt.

Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte von H. E. Ferd. Guerike.

(Schlufs.)

Wie weit er dies in der Reformationsgeschichte, dem besten Theile des Buchs, gethan hat, läfst sich jetzt noch nicht beurtheilen. Jedenfalls ist hier die Eintheilung (in der Hauptsache) sehr gut, und die Begründung derselben (p. 593, A. 38.) ganz richtig. Wenn nur Hr. G. immer so tief geblickt hätte! Schwerlich würde ihm dann die Composition als etwas „Aeufsres" erschienen sein, vielmehr als der allerwissenschaftlichste Theil der historischen Arbeit.

Was nun endlich die *Darstellung* betrifft, so kann diese in den Abschnitten, welche die Frömmigkeit ansprechen, nur als gelungen bezeichnet werden. Wenn schon N. solche Partieen, wie sie die Missionsgeschichte, das „christliche Leben" der ältesten Kirche, die ersten Wege und Führungen Gottes mit grofsen Männern, das Mönchthum, die puritanischen Secten, wie Montanisten, Donatisten u. s. w. darbieten, treu und lebensvoll wiedergegeben hat: so mufs dies auch von unserm Vf. gerühmt werden. Anschar's, Otto's von Bamberg Wirksamkeit, die Stiftung des Bernhardiner-, der Bettelmönchsorden, die Mystiker, die Waldenser u. s. f. sind sehr schön dargestellt, vortrefflich namentlich Hufs. Die Krone im Ganzen aber bildet die Reformationsgeschichte (p. 595–743), die, weil hier das Herz mit dem Gegenstande so nirgend zusammenschlug, so treffend und wahr geschildert ist, dafs man sie nicht ohne die tiefste Bewegung lesen kann und selbst nach Marheineke's Werk eine *Ilias post Homerum* (im Kleinen) nennen mufs. Die Innigkeit evangelischer Frömmigkeit hat den Verf. hier in den Mittelpunct des Objectes geführt und so es mit Mark und Bein, mit Fleisch und Blut reproduciren lassen. Nicht minderes Lob verdienen die Darstellungen des Jansenismus, des Pietismus und aller Gestalten, mit denen er innerlich eins ist. Was ihm hiebei als der besondere Vorzug, dessen wir früher gedachten, nachgerühmt werden mufs, ist seine Enthaltsamkeit von jenen Ergüssen frommer Betrachtungen, die bei N. so oft die Darstellung hemmen und durch das Absichtliche, das sie haben, mit Goethe zu reden, verstimmen. Ganz frei ist zwar auch G. nicht davon, und in der neusten Geschichte namentlich läfst ihn ein polternder Eifer zuweilen in heftige Declamationen ausströmen, wo ihm gewöhnlich das Unglück passirt, in Seitenlange Perioden sich zu verwickeln. Es ist dies die Folge der *praktischen* Richtung, welche die Frömmigkeit hat. Der Vf. will Rationalisten bekehren, Missionen fördern, Unionen hindern u. s. w. Dies verleitet zu jenen διατριβαῖς. Im Ganzen aber sind sie doch selten und in der ältern und mittlern Kirchengeschichte am seltensten. Gewifs ein bedeutender Vorzug, der um so höher zu schätzen ist, als immer das *pectus* zu solchen Expectorationen drängt! Auch finden sie sich nicht da, wo der Gegenstand den Verf. fortreifst, sondern nur, wo er mit ihm in Widerspruch ist, und hier nun wird auch die sonst so frische, kräftige Darstellung des Verfs. gewöhnlich trocken, holprig und matt. Woran sich seine Frömmigkeit stöfst, da versagt ihm der Pinsel gleichsam den Dienst. Wer möchte z. B. einen lebendigen Eindruck der speculativen Energie des Gnosticismus aus der zerrissenen Darstellung §. 43. erhalten? Wer in dem „eitlen Klopffechter," wie er p. 448. geschildert wird, Abälards Riesengestalt erkennen? Wer in der (39 Zeilen langen) Periode, die §. 131 Gregors VII. Bedeutung entwickeln soll, ein ruhiges, klares Bild des grofsen Papstes finden? Und so ist des Verfs. Darstellung noch öfter hinter der Sache zurückgeblieben. Doch ist dieser Mangel zu sehr in dem Standpunct desselben begründet, als dafs wir ihn weiter urgiren wollten.

Ziehen wir nun die Summe unsrer gesammten Er-

örterung: so läfst sich nicht läugnen, dafs beide Kirchengeschichten Fortschritte repräsentiren. Der Rationalismus befleifsigt sich jetzt der indifferenten Empirie, und Engelhardts Werk stellt das Aeufserste dieser Richtung dar. Es wird das Bewufstsein erwecken, dafs, je reiner d. i. abstracter die Empirie geübt wird, um so weniger das Object zu seinem Rechte gelangt, und eine *Wissenschaft* der Geschichte immer unmöglicher wird, da Atomistik (also das Gegentheil systematischer Einheit) die unausweichliche Consequenz des Empirismus ist. Der Supernaturalismus andrerseits befleifsigt sich einer *kirchlichern* Haltung und wird dadurch je mehr und mehr aus der Subjectivität herausgeführt; das Resultat mufs endlich die Einsicht sein, dafs nur die *objective* d. h. in der Geschichte selbst manifeste (nicht blofs in der Frömmigkeit des Subjectes latente) Idee Princip der wissenschaftlichen Kirchengeschichte sein kann. Wenn so der kritisch-gelehrte Rationalismus durch die Zerlegung des Materials in lauter einzelne Präparate (formell) die Nothwendigkeit eines *einenden* Lebensprincips zum Bewufstsein bringt, der fromme Supernaturalismus aber durch tiefere Kirchlichkeit die Idee allmählig an's Licht herausarbeitet: so fördern sie beide die Wissenschaft, und die nächste Gestalt derselben wird sein, dafs der Rationalismus sich mit der Gefühlsintensität des Supernaturalismus verquickt, die Idee in Form eines Ideales fafst und sonach in ästhetisch-sentimentaler Weise die Einzelheiten der Empirie belebt. Es ist damit das geistvolle Buch von Hase gemeint, in dem Ref. den bedeutendsten Fortschritt der neueren Kirchengeschichte erblickt, und er freut sich, hierüber nächstens berichten zu können.

F. R. Hasse.

LXVI.

Abhandlungen und Beobachtungen für Geschichtskunde, Staats- und Rechtswissenschaft. Von Joh. Ludwig Klüber. Frankfurt a. M. in der Andreäischen Buchhandlung. Bd. 1. 1830. *(VI,* 410.*) Bd.* 2. 1834. *(IV,* 409.*)* 8.

Der Verf. der vorliegenden Bände gehört im Allgemeinen nicht ausschliefslich zu der grofsen Zahl der jetzt vorzugsweise sogenannten Publicisten d. h. der politischen Ideologen, welche für die öffentlichen Verhältnisse nur gewisse Lieblingsansichten der Zeit oder gewisser Kreise oder ihrer selbst, wo nicht als recht und nothwendig, doch als bewegende Thatsachen hinstellen und verkünden. Er gehört noch weniger zu denjenige Rechts- und Geschichtskundigen, die aus dem Gewir des Tages sich zurückziehen unter die Denkmäler u Ueberreste der gesellschaftlichen Gestaltungen frühen Zeit, und an deren Wiederaufbau arbeiten, oder dan verzweifelnd Fluch dem Bestehenden und Geifselun dem anders denkenden Geschlechte drohen. Das eige thümliche Feld des Verfs. ist zunächst das diplomatisch Recht, worunter wir hier das urkundliche oder herköm liche, durch Urkunden, Verhandlungen und lebendig Zeugen streng erweisliche Recht verstehen wollen. E ist vor allem die klare, nackte Thatsache des bestehe den Rechts, deren historische Weisung ihn beschäfti Insofern gehört der Verf. mit einigen wenigen noch zu Stamm der ältern, vormals auch allein nur sogenannt Publicisten Deutschlands und schliefst sich an Mos und Pütter an; beide übertrifft er unstreitig durch grö fsere Kritik und Schärfe des Wissens; besonders ist e weit entfernt von allen historischen Phantasmen und Ne belgestalten, denen sich Pütter so häufig hingab. Auf genommen hat er dagegen in sich noch die von Friedrich Karl von Moser und Schlözer eingeschlagene Richtung einer politischen Verwaltungskritik und er ist dabei den neuern Ideen und Ideologieen nicht unzugänglich geblieben, doch verkündet er sie nur da als Recht, wo sie bereits diplomatisch dafür anerkannt sind; nur etwa ein Küstenfahrer ist er auf dem jetzt so lustig befahrenen Meere der politischen Ideen, deren praktische Consequenzen ihn wohl schon zuweilen schaudern gemacht haben, und er will sich darum noch nicht zu weit von dem Ufer entfernen, auf welchem er bisher so sicher stand. Einer philosophischen Grundanschauung von Staat und Recht jenseits oder unterhalb der Nebelhypothese des Staatsvertrags und aufser einigen Negationen begegnen wir nirgends in den Klüberschen Schriften.

Wir hoffen durch das Bisherige das Verhältnifs unseres publicistischen Veteranen zu dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft richtig bezeichnet zu haben, und wir dürfen uns deshalb bei Kennern dreist Statt alles Anderem auf den Inhalt des öffentlichen Rechts des deutschen Bundes und der deutschen Bundesstaaten beziehen, welches und vornehmlich in der neusten Auflage von 1831 wohl den gröfsten kompendiarischen Schrein der staatsrechtlichen Studien des Verfs. in Verbindung mit seinen politischen Ansichten enthält. Mit diesem Werke stehen nun auch laut seiner letzten Bevorwor-

ng die hier anzuzeigenden Abhandlungen in näherem sammenhange und auch sie bestätigen unser Obiges er die wissenschaftliche Stellung des Verfs., wie wir iter zu berichten gedenken. Dafs Mittheilungen ei-s so vielseitig unterrichteten Mannes, dem Vieles, ie keinem Andern zugänglich war, der sogar manches Cabinettern gesprochene Wort erlauschen oder mit-nehmen durfte, für die Geschichte unsrer Zeit nicht ders als willkommen sein müssen, darf hier eben nicht agt werden; und wenn wir bei diplomatischen Mit-ilungen und Ausführungen vorzüglich auch die For-ing der Treue aufstellen müssen, so darf man sie hl grade bei Klüber voraussetzen, dessen gedruckte kundensammlungen zur Zeit noch in keinem sonderli-en Punkt einer Falschheit angeklagt sind, der gemäfs n Wahlspruch seines öffentlichen Rechts: *vitam im-endere vero*, auch bei diesen jetzigen Abhandlungen fenheit und Freimuth der Aeufserungen verbürgt, wenn r auch nicht läugnen wollen, dafs sich die Wahrheit i einem J. J. Moser noch einfacher und unbefangener, d weniger vornehm oder pretiös ausgesprochen hat.

Fast alle Abhandlungen der vorliegenden Bände be-ffen nur Einzel-Verhältnisse aus den deutschen öffent-chen Zuständen, zum Theil auch nur Privatinteressen, ren publicistische Vertheidigung der Verf. bekannt-h mehrmals übernommen hat, wie z. B. auch in der enheimer und Bentinkschen Sache, ja selbst in der gemeiner sich ankündigenden Schrift „die Selbständig-it des Richteramtes u. s. w. Frankf. 1832." geschehen r; indessen liegen auch diesen Privatinteressen und rhältnissen tiefere staatsrechtliche und geschichtliche agen zum Grunde, so dafs wir gern ihre Beleuchtung rch eine so geübte Hand empfangen. Ohne nun in Inhalt aller einzelnen Abhandlungen einzugehen, llen wir hier vornehmlich blofs die allgemeinern wis-nschaftlichen Gesichtspunkte festhalten.

Feindselig allem Mysticismus geht der Verf. bei-le zu einseitig nur auf die äufsere oder letzte Er-einung der Rechtsverhältnisse in neoterischer Rich-g; auf die nackten Thatsachen, und nach den zunächst genden positiven Satzungen; es herrscht bei ihm eine isse rein formale Auffassung der Dinge und des chtssystems, dafs man fast immer bei den Aufsensei-bleibt, nicht aber in das Innere der Dinge und zur sten Quelle der rechtlichen Gestaltungen geführt wird. ir könnten deshalb Beispielsweise schon auf die sechste Abhandlung des ersten Bandes verweisen, wo unter der Ueberschrift *Genealogie* das Lächerliche genealogischer Uebertreibungen hervorgehoben, und wohl eine äufser-liche Unterstützung dem Thema des Verfs. gegeben werden sollte: das Staatsinteresse erkenne mit Verschmä-hung jeder Art von Kastenthum und Aristokratismus nur den Adel des persönlichen Verdienstes an (öffentli-ches Recht S. 264); und wodurch der Verf. seinen Glau-ben zu befestigen und in Andern zu erwecken sucht: man werde am Ende, vielleicht in nicht langer Zeit, wie unter allen Umständen das vernünftigste wäre, zurück-kehren zum allgemeinen Menschenadel (Abhandl. I. 191.)! indefs ist der ganze Aufsatz von zu geringem Gewicht für eine ernstere Entscheidung der Adelsfrage, er ist mehr eine steiflaunige Ergiefsung über etwas, was eben nicht zum Wesen des Adels gehört, wobei selbst eine Allegation, wie die folgende, nicht verschmäht ist: als Adam hackt' und Eva spann, wo war denn da der Edel-mann. Wir wollen ebensowenig bei dem Aufsatz über die drei grofsen Mächte verweilen, die in der Politik ihre Herrschaft ausüben: öffentliche Meinung, Heer-macht, Geldmacht; denn der Verf. redet hier mehr wie ein Rhetor, ohne zu der höhern Wahrheit hinzugelan-gen und sich einzugestehn, dafs über der öffentlichen Meinung die Wahrheit und die Kunst stehen, über Hee-res- und Geldmacht aber die Revolution, wenn nicht etwa sie unter der Uebermacht der Dinge mitgemeint ist, wel-cher wenigstens die so hoch gestellte Geldmacht mit ihren fünf Rothschilden vom Verf. unterworfen wird (I. 397.). Wählen wir uns einen mehr juristischen Stoff. Einen solchen finden wir hauptsächlich in der ersten Abhandlung des zweiten Bandes, über die Rechtsgültig-keit und Standesmäfsigkeit der Ehe Sr. Königl. Hoheit des Herzogs August Friedrich von Sussex mit Lady Auguste Murray, so wie über die Berechtigung der aus dieser Ehe abstammenden Nachkommen zu dem vollen Genufs der väterlichen Standes- und Familienrechte.

Es wird für unsere Leser nicht erst nöthig sein, des besondern Falles ausführlicher zu gedenken, den der Verf., aufser einem andren bekannten (Heidelber-ger) Publicisten, sich zum Gegenstand einer Deduktion laut des Vorberichts S. 4. freiwillig genommen, aber nicht empfangen hat. Genügen möge es, die Aufgabe, die der Verf. zu lösen sucht, hier summarisch zu ver-zeichnen. Er zeigt zuvörderst, wiewohl aus zum Theil noch mangelhaften Beweisstücken, dafs der Herzog und

Lady Murray zu Rom am 21sten März 1793 einander gegenseitig angelobten, sich als Ehegatten nehmen zu wollen, dafs ebendaselbst ein Geistlicher der Anglikanischen Kirche nach dem Ritus derselben am 4ten April desselben Jahres die Trauung insgeheim vollzogen hat, und dafs diese Trauung am 17. Dec. 1793 in der Sankt Georgen-Kirche zu London nach vorgängigem dreimaligen kirchlichen Aufgebot wiederholt worden ist, worauf am 13. Jan. 1794 die Geburt eines Sohnes erfolgte. Nun existirte zwar eine Parlamentsakte von 1772, über die Ehen in der königlichen Familie, worin festgesetzt ist 1) dafs kein Prinz und keine Prinzessin, welche Nachkommen Georgs II. sind, — mit Ausnahme der Nachkommenschaft der in auswärtige Familien vermählten oder künftig sich vermählenden Prinzessinnen, — fähig sein soll sich zu vermählen, ohne vorher hiezu die unter dem grofsen Staatssiegel ausgefertigte und in dem Geheimen Rathe erklärte Einwilligung des Königs erhalten zu haben, welcher Consens, zu dessen Gedächtnifs, auf dem Erlaubnifs- und Eheregister vorgemerkt, und in die Bücher des Geheimen Raths eingetragen werden soll; und dafs jede Vermählung oder Ehevertrag irgend eines von jenen Nachkommen, wenn nicht zuvor solcher Consens ist erlangt worden, in aller und jeder Hinsicht und Absicht nichtig und ungültig sein soll. Doch soll 2) jeder von den erwähnten Personen, welche das fünf und zwanzigste Jahr zurückgelegt haben, frei stehen, nach zwölf Monate vorher bei dem königlichen Geheimen Rath davon gemachter Anzeige, ohne des Königs Einwilligung sich zu vermählen; es wäre denn, dafs vor Ablauf der zwölf Monate die beiden Häuser des Parlaments ihre Mifsbilligung der beabsichtigten Vermählung ausdrücklich erklärt hätten. — Es ist ferner bei dem geistlichen Obergericht des Erzbischofs von Canterbury am 14ten Juli 1794. ein Urtheil auf Antrag des königl. General-Prokurators ergangen, wodurch die Ehe oder Scheinehe des Prinzen mit den vorausgegangenen, theils erwiesenen, theils unerwiesenen Trauungen für nichtig und der Prinz für frei und ledig von jedem Ehebande mit Lady Murray gesprochen ward. Diese Nichtigkeit wird nun aber von allen Seiten vom Verf. geprüft und verworfen. Zunächst wird schon die Gültigkeit des Akts von 1772 als an sich problematisch dargestellt, da die parlamentarische Opposition, wenn auch in der Minderzahl, dagegen protestirt habe, nach Grundsätzen, welche offenkundig zugleich die der ganzen tischen Nation seien; mindestens soll das Statut seiner eignen, der strengsten Interpretation unterlie den Fassung gerade auf den Fall sich nicht erstrec wenn Mitglieder der königlichen Familie aufserhalb brittischen Staats- und Jurisdiktions-Grenzen sich mählen. Selbst den Ausspruch des erzbischöflichen richts erklärt der Verf. wegen Inkompetenz für ni unter allen Umständen aber für unwirksam in Schott welchem Reich das Ehepaar durch Eingeborenheit Einsäfsigkeit mit angehörte. Noch weniger wär Ausspruch anwendbar auf Irland, auf welches sich einmal das Ehestatut erstreckte. Vollkommenen Re bestand soll endlich die Ehe des Herzogs nach Rechtsverhältnissen in dem ehemaligen deutschen l und dem Churfürstenthum Braunschweig-Lüneburg, Königreich Hannover, sowohl in kirchlicher, wie in gerlicher Beziehung haben, wenigstens als Genis ehe eines Erlauchten, und im äufsersten Fall als ein *trimonium putativum* für die aus der Ehe stamme Kinder. Kurz, es ist alles Recht auf Seiten jener und alles Entgegenstehende scheinbar und unkräfti

Parteifragen über noch bestehende unentschie Rechtsverhältnisse eignen sich zu keiner Erörterun diesen Blättern, überdies hat der Fall noch zur kein allgemeineres Interesse, höchstens ein eventue die Entscheidung kann durch mehrere Umstände i flüssig gemacht werden; kommt es dazu, so wir höhere Politik eben so sehr mitsprechen als das R Wir fassen also auch hier nur die wissenschaftli Seiten auf, die die obige Abhandlung darbietet. hier überlassen wir es zunächst der Beurtheilung A rer, was der Verf. aus dem Standpunkt der grol tannischen und irischen Jurisprudenz mit all ihrer senschaftlichen Unfreiheit und mit ihrem Buchsta recht über die Anwendbarkeit des Ehestatuts in den schiedenen Königreichen gesagt hat, und wobei es lich manchem unbegreiflich erscheinen wird, wie vorgegangenen Real-Union ungeachtet ein andres Re verhältnifs der Mitglieder des königlichen Hauses England, ein andres für Schottland, ein drittes für I bestehen kann. Wir wollen auf deutschem Boden hen bleiben und nur einige der Sätze beleuchten sich auf das Verhältnifs des Herzogs von Susse Deutschland und Hannover beziehen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 70.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

Abhandlungen und Beobachtungen für Geschichtskunde, Staats- und Rechtswissenschaft. Von Joh. Ludwig Klüber.

(Schlufs.)

Der Verf. hat sich den Weg auch zu dieser deutschen Frage durch die Bemerkung zu bahnen versucht, als Jemand zu gleicher Zeit eine mehrfache positive Rechtssubjektivität haben, und dafs in der einen etwas unrecht sein kann, was in der andern rechtsbeständig und wirksam ist, woran sich der Schlufs knüpft, dafs also auch die gedachte Ehe anders nach britannischen, anders nach deutschen Rechten beurtheilt werden könnte und müfste. Hierbei läfst sich der vorausgeschickte Satz nicht bestreiten, wohl aber die Anwendung auf das eheliche und Familienverhältnifs. Man kann unbedenklich zugeben, dafs das königliche Haus von Grofsbritannien und die dazu gehörigen Glieder eine eigenthümliche staatsrechtliche Stellung in Bezug auf die vereinigten Königreiche der brittischen Inseln und vielleicht gar wieder auf einzelne derselben haben, eine andere gegen Hannover; aber es läfst sich nicht wohl begreifen, dafs auch das Privat-Familienrecht des königlichen Hauses ein verschiedenes mit Rücksicht auf die verschiedenen Königreiche sein könne oder müsse, oder mit andern Worten, dafs die innern privatrechtlichen Verhältnisse des königlichen Hauses für jedes Königreich nach eigenen Rechtsgrundsätzen beurtheilt werden müfsten. Nur was sich an ein familienrechtliches Verhältnifs eines solchen Hauses anknüpft, oder die Bedeutung und Wirkung desselben in bürgerlicher oder staatsrechtlicher Beziehung, mag einer verschiedenartigen Beurtheilung unterliegen, nach eines jeden Reiches besonderm Herkommen und Recht; aber die Gültigkeit oder Ungültigkeit des privatrechtlichen Verhältnisses an sich kann nur nach *einem* Recht beurtheilt werden und lediglich auf dessen Ausmittlung würde es ankommen. Wir denken darüber so: auch ein Prinz gehört wie jeder andre Mensch zunächst dem väterlichen Hause an, ehe er dem Staat angehört, und eine Ehe schliefst der Mann zunächst für seine Person, für seine Häuslichkeit, nicht für die Interessen Anderer. Darum entscheidet in allen diesen rein persönlichen Rechtsverhältnissen nach der übereinstimmenden Ansicht aller Völker von einiger Rechtscultur, vorzüglich auch nach deutschem Recht, das Recht des Wohnorts, und zwar bei Ehen das Recht des Wohnorts des Ehemanns. (Vergl. z. B. *Mühlenbruch doctrina pandectarum* §. 72. *n.* 4. *ed. III.* und die daselbst angeführten). War nun auch vormals ein englischer Prinz aus dem Hause Braunschweig wegen der deutschen Lande zugleich als ein Reichsunmittelbarer Deutschlands zu betrachten, so hat doch wohl Niemand die Behauptung zu rechtfertigen vermocht, dafs die Reichsunmittelbarkeit ein besonderes gesetzliches Domicil in Deutschland begründet habe; nirgends haben die deutschen Gesetze verordnet, dafs die Ehen eines Reichsunmittelbaren nur nach deutschen Rechten beurtheilt werden sollten, folglich auch hier den Grundsatz nicht aufgehoben, dafs persönliche Verhältnisse zunächst vom Domicil abhängig sind. Ob wegen Schottland und Irland ein andres anzunehmen sei, wie z. B. die hohe Macht O'Connell's behaupten soll; ob jeder Prinz des königlichen Hauses nach den dortigen Gesetzen oder Reichsansichten etwa auch ein besonderes fingirtes Domicil in Schottland und Irland habe? lassen wir dahin gestellt; wir bleiben bei der deutschen Frage. Hier nun möchte es grade kein schlechteres Raisonnement sein, als das, was der Verf. giebt, wenn man so sagt: „ehe der Prinz Deutschland angehörte, oder wenigstens gleichzeitig — gehörte er dem königlichen väterlichen Hause an; er war der väterlichen Gewalt des Königs von Grofsbritannien unterworfen; er hatte kein besondres selbständiges Domicil in Deutschland, sondern allein in England, in London, wenigstens finden wir nicht das Gegentheil

bei Klüber erwiesen. Dort aber war er auch dem dortigen Recht der Mitglieder des königlichen Hauses unterworfen, also der obigen Parlamentsakte. Die Frage, ob überhaupt eine gültige Ehe geschlossen worden, ist auch für Deutschland blofs nach dem eignen Recht des königlichen Hauses an dem eigentlichen Sitz desselben zu beurtheilen, und das um so mehr, als das deutsche Reich und Recht von jeher die Selbständigkeit des Privatrechts seiner fürstlichen Familien anerkannt hat, und gar nicht zu bezweifeln ist, dafs der König von England mit dem Parlament auch über die Rechtsverhältnisse der in England domiciliirten Prinzen disponiren kann." Sind diese Bemerkungen richtig, so ist auch der vorliegende Fall für Deutschland entschieden, mag die englische Opposition das Statut angefochten haben oder nicht, der erzbischöfliche Ausspruch gültig sein oder nicht; für Deutschland wäre dennoch jenes Statut gültige Rechtsbestimmung hinsichtlich der prinzlichen Ehe, und die geistliche Procedur ergäbe wenigstens die Mifsbilligung der Ehe durch den königlichen Vater. Uebrigens sind wir in Deutschland nicht gewöhnt, die von auswärtigen Gerichtshöfen gesprochenen Urtheile, ihre Competenz vorausgesetzt, ganz bei Seite zu stellen, wenn auch der Verf. S. 132 das Gegentheil durch Klübers *droit des gens modernes de l'Europe* §. 55. beweisen will, wenigstens lehrt Klüber im öffentlichen Recht des deutschen Bundes §. 366. n. d. eher das Gegentheil. Wir übergehen demnächst die Frage, ob nicht die Ehe des Herzogs auch nach deutschen protestantischen gemeinen Rechten, wegen mangelnden väterlichen Consenses für nichtig zu achten sei, wofür doch auch ganz gute Gründe gegeben werden können, die man zum Theil bei Eichhorn, Grundss. des deutschen Kirchenrechts II, 368. findet; wir wollen eben so die Ausführung des Verfs. auf sich beruhen lassen, dafs die Descendenten aus der oft erwähnten Verbindung wenigstens als Abkömmlinge aus einer Putativehe gleiche Rechte mit ehelichen Kindern ansprechen dürften; denn der Herzog und die Lady sollen sich in einer (beinahe unglaublichen) Rechtsunwissenheit in Betreff des Ehestatuts nach S. 75 u. 135 gefunden haben. Nur einen allgemeinen Punkt heben wir noch hervor. Wie nämlich schon der Verf. der Denkschrift: rechtliche Ausführung der Successionsfähigkeit des Reichsgrafen von Bentink, 1830. p. 35 ff. gethan hat, so vertheidigt auch unser Verf. in der gegenwärtigen Abhandlung S. 106 die sogenannten Gewissensehen deutscher [...]lauchter Personen als den Rechten nicht entgegen [...] vollgültig, was freilich auch ältere Praktiker und [...]risten nicht selten behauptet haben. Indefs schon J. Böhmer erhob dagegen erhebliche Bedenken (J. E. III. 4, 3, §. 55 ff.) und Eichhorn a. a. Ort 330. erk[...] jene ältere Theorie, wonach die kirchliche Trauung e[...] rechtlich ganz unerhebliche Ceremonie bei protesta[...]schen Ehen sein soll, geradezu für irrig. Wir uns[...] Orts verkennen nicht die Schwierigkeiten, welche [...] Beweis einer Nothwendigkeit jener Form zu gülti[...] protestantischen Ehen nach diplomatischem Rechte [...] namentlich in Bezug auf die Mitglieder der ehem[...] reichsständischen Familien; sicher aber kann und kö[...] niemals die eigentlich sogenannte Gewissensehe, wel[...] blofs in dem gegenseitigen Einverständnifs der Verb[...] denen beruht, nicht aber öffentlich als Ehe ersche[...] wo also der eine Theil nicht öffentlich an den Rech[...] des andern Theil nimmt, als eine wahre Ehe betrach[...] werden, deren Wesen eben in einem *consortium om[...] vitae* und in einer *individua vitae consuetudo* beste[...] und wo nur ein Leib und Leben sein soll. Zu die[...] Einheit gehört, wie Hasse richtig sagte, „dafs alle Schi[...]sale gemeinsam sind: was den einen trifft, soll auch d[...] andern treffen; vornehmlich gehört zur Gemeinsch[...] des ungetheilten Lebens Theilnahme der Frau an Sta[...] und Würde des Mannes, denn das Schicksal bestim[...] sich nicht blofs durch das Leben im Innern des Ha[...]ses, sondern auch durch die äufsern Verhältnisse d[...] Mannes, wie er geehrt und geachtet ist. Eines von d[...] Gemeinschaft rein ausgeschlossen: und es ist keine E[...] im vollsten Sinne des Wortes vorhanden." Eine wah[...] Ehe kann sich demnach nie absichtlich verheimlich[...] wollen, sondern sie mufs sich kund geben gegen St[...] und Kirche, sonst ist es eine einseitige, nicht das ga[...] Leben umfassende Gemeinschaft. Dahin geht auch [...] Wesentlichen Böhmers Meinung, indem er zum We[...] einer gültig eingegangenen Ehe die öffentliche und f[...]erliche Erklärung derselben fordert; und wir stimm[...] darin ganz bei; wie sich aber der vorstehende Fall [...] diesen Grundsätzen verhalte, bleibt wieder als Partei[...]che dahin gestellt.

Der letzte Theil der Abhandlung erörtert die Sta[...]desmäfsigkeit der Ehe und ihrer Descendenten in B[...]ziehung auf Deutschland. Der Verf. macht hierbei A[...]wendung von seinen Lehren über die Mifsheirath[...]

deutscher Erlauchter, die er auch anderwärts theils in dem öffentlichen Recht des deutschen Bundes, theils in den Denkschriften über die Sponheimsche Succession entwickelt hat, am ausführlichsten im ersten Bande dieser Abhandlungen V. S. 225 „über Begriff, Verschiedenheit und Rechtswirkung der Ebenbürtigkeit." Hierbei wollen wir jetzt auch allein noch einen Augenblick verweilen, den Herzoglich Sussexschen Fall gänzlich verlassend. Die Meinung des Vfs. geht im Wesentlichen dahin, dafs nach der frühern deutschen Reichsverfassung blofs die Ehe eines reichsständischen Familiengliedes mit einer bürgerlichen Person als verbotene Mifsheirath gelten konnte; dafs aber selbst diese reichsgesetzliche Schranke seit Aufhebung des deutschen Reichs weggefallen und blofs den speziellen Haus- und Staatsgesetzen die nähere Grenz-Regulirung der fürstlichen Ehen überlassen sei. Der Unterzeichnete hat in seinen Beiträgen zum deutschen Staats- und Fürstenrecht eine theilweis entgegengesetzte Ansicht zu begründen gesucht, und die Entscheidung mufs der weitern Forschung und Rechtsbildung überlassen bleiben. Vermissen wird man jedoch bei Klüber eine umfassendere Berücksichtigung des neuern Herkommens der europäischen souverainen Geschlechter, worüber auf den Recensenten des Unterzeichneten in der Hallischen allgemeinen Literaturzeitung von 1829 verwiesen werden kann; keinem wird es auch entgehen, dafs Klüber bei der Darlegung des jetzigen Rechts eben nur blofs äufserlich und urkundlich verfahren ist. Sollte denn aber das Ebenbürtigkeits-Princip der herrschenden Geschlechter keinen tiefern Grund, als die Laune des Vornehmseins oder die Willkür der Regierenden haben, keine innre sittliche Nothwendigkeit? Uns dünkt, dafs eine solche allerdings nachzuweisen wäre. Indefs Gründe dieser Art werden bei blofs diplomatischen Rechtsdeduktionen nicht berücksichtigt, sondern als mystisch bei Seite gestellt. Am schlimmsten ergeht es den deutschen standesherrlichen Familien; diese sind wohl unter sich und für den hohen Adel Deutschlands ebenbürtig, nicht aber den deutchen Monarchen und ihren Familien. Mag immerhin die deutsche Bundesakte den ehemals reichsständischen, aber mittelbar gewordenen Familien die Ebenbürtigkeit bestätigt haben; mag ferner auch ein Bundesbeschlufs vom Jahre 1825 die Ebenbürtigkeit der Mediatisirten mit den regierenden Häusern anerkannt haben: alles dies stört unsern Verf. nicht; denn der Artikel 14. der Bundesakte ist so dunkel, dafs die diplomatische Kritik daraus nichts herzuleiten vermag, und der Bundesbeschlufs von 1825 ist nur im engern Rath gefafst und enthält die obige Anerkennung blofs enunciativ. Unbeachtet bleibt auch die Erklärung der Bevollmächtigten der zu Aachen 1818 repräsentirten europäischen Mächte in dem Conferenzprotokoll vom 7ten Novb., wo der Artikel 14. in der Bedeutung genommen ward, *que l'acte fédératif garantit aux médiatisés leurs droits d'égalité de naissance avec les maisons souveraines* (Klüber Fortsetzung der Quellensammlung 1833. S. 7); unbeachtet der rechtliche Zusammenhang des hohen Adels, zu welchem die jetzigen Souveraine und ihre Mediatisirten gleichmäfsig gehörten, so dafs selbst der römische Kaiser als erster Monarch der Christenheit diesen hohen Adel als seines Gleichen betrachtete und betrachten mufste. Wir läugnen nicht, dafs der Begriff der Ebenbürtigkeit der Mediatisirten seine bestimmten Schranken habe und erhalten könne, aber seine Beziehung zu den Souverainen im Allgemeinen vermögen wir nach so vielen übereinstimmenden Aeufserungen der Souveraine selbst nicht zu bestreiten. So wird man sich auch nicht durchaus mit der Erklärung befreunden, die der Verf. in einer besondern Abhandlung I. n. 7. p. 212. von der Stelle der Bundesakte giebt, dafs die mediatisirten fürstlichen und gräflichen Häuser fortan nichts desto weniger zum hohen Adel in Deutschland gerechnet werden sollten. Deutschland ist dem Verf. nichts, als die einzelnen Bundesstaaten; nur für diese im einzelnen giebt es einen hohen Adel, nicht aber für ganz Deutschland einen schon vor dem Bunde da gewesenen, von ihm mit übernommenen hohen Adel. Das ist rein äufserlicher Staats-Schematismus, und als ob sich vor lauter Einzel-Staaten kein Deutschland denken liefse! Jedenfalls sucht man in der Abhandlung vergebens nach einer Erörterung anderer Ansichten, die grade über diesen Punkt von mehreren unserer Germanisten geäufsert worden sind.

Einen verwandten Gegenstand betrifft die vierte Abhandlung des 1sten Bds. über die standesherrliche Familienautonomie im Sinn der deutschen Bundesakte Art. 14. No. 2. namentlich über die so oft besprochene Frage, ob durch jenen Artikel auch die Familienrechte der Standesherrn wieder hergestellt sind, wo sie während des Rheinbundes aufgehoben waren. Gewifs findet man alle diejenigen Gründe zusammengestellt und gründlich erörtert, die sich für eine Verneinung geltend machen lassen; ob die entgegengesetzte Meinung, zu der sich auch der Refer. bekennt, dadurch überwogen werde? mufs andern Richtern überlassen bleiben. Nur möge hier noch ein Mal bemerkt werden, dafs Klüber selbst in seinem öffentlichen Recht des deutschen Bundes S. 234. der II. Ausg. eher gegen seine jetzige Meinung, als für dieselbe angeführt werden konnte. Denn wörtlich hiefs es da: „alle bisher gegen die standesherrliche Familienverfassung erlassenen Verordnungen sollen für künftige Fälle nicht mehr anwendbar sein."

Durch den bisherigen Bericht haben wir schon die wichtigsten Abhandlungen berührt und der Raum gestattet uns nur, auf die übrigen summarisch hinzuverweisen. Publicistischen Inhalts sind hauptsächlich noch folgende: Bd. I. No. 1. über die Fortdauer deutscher Staatsverhältnisse aus dem Zeitraum des rheinischen Bundes, insbesondre über Art. 34. der rheinischen Bundesakten. No. 2. über den rechtlichen Werth der französischen Uebersetzung der deutschen Bundesakten. No. 3. über die Geschichte und den rechtlichen Werth der französischen Uebersetzung der Wiener Schlufsakte vom 15. Mai 1820. No. 5. über den Unterschied zwischen alten und neuen deutschen Reichsfürsten. No. 12. über die *feuda extra curtem* seit der Auflösung des deutschen Reichs und die Lehnsherrlichkeit daran. Bd. II. No. 3. über den Recurs eines deutschen Bundesgliedes an die Gesammtheit des Bundesgenossen gegen Be-

schlüsse oder Verfahrungsweise der Bundesversammlung. No. 4. über den rechtlichen Zustand der gräfl. Stolbergschen Herrschaft Hohenstein unter hannöverscher Staatshoheit. No. 5. über den Rechtszustand des gräfl. Stolberg. Wernigerodeschen Fleckens Schwarza in der Grafschaft Henneberg zur Zeit des deutschen Reichs. No. 6. über den Reichsdeputations-Hauptschlufs von 1803. S. 38 betreffend die Verschiedenheit der Schulden und Besitzungen der entschädigten Reichsstände. No. 7. diplomatische Prüfung zweier Urkunden, die Carl der Grofse 794 u. 812 dem Benediktiner-Kloster Neustadt am Main ertheilt haben soll. Alle diese Abhandlungen enthalten höchst schätzbare Mittheilungen und Erörterungen mit diplomatischer Gründlichkeit durchgeführt. Mehr privatrechtlichen Inhalts ist die zweite Abhandlung des zweiten Bandes über die Rechtsgültigkeit der Religionsklausel, in der Bedingung eines bestimmten kirchlichen Glaubensbekenntnisses zu dem Genufs gewisser Vortheile, wo die bekannte Ansicht des Verfs. auf eine vollkommen unparteiische Weise in einem Rechtsgutachten ausgeführt und angewendet wird. Endlich die 9te Abhandlung des Isten Bandes, welche die Ansichten des Verfs. über den bekannten Städelschen Erbstreit zu Frankfurt a. M. darlegt und vorzüglich die, dafs das Städelsche Institut zur Zeit des Erbanfalls wenigstens schon als ein politischer Embryo (in dem Uterus des Staats etwa) zu betrachten und erbfähig gewesen sei, wogegen sich früher schon Mühlenbruch u. A. erklärt hatten. Derselbe Fall giebt übrigens dem Verf. Gelegenheit, sich beiläufig über den beklagenswerthen Zustand des Privat-Rechts, wenigstens in den Ländern des gemeinen Rechts auszusprechen; die Schuld daran hat ihm zufolge das römische Recht, „jene Mifsgestalt, jenes buntscheckige Flickwerk und Aggregat von Bestimmungen, die zum grofsen Theil ohne mühsame Aufklärung unverständlich sind und eine Menge von Controversen gewähren" (I. S. 368). Dafür mufste selbst noch am Ende des IIten Bdes. S. 398 der alte selige Kreitmair als Gewährsmann angeführt werden, der vor etwa 80 Jahren schon seinen Ekel an den römischen Gesetzbüchern ausgesprochen hat, dessen Worte wir hier aber nicht zum Ekel unserer Leser wiederholen wollen, da sie nichts als die geschmacklose und ungründliche unbeholfene Richtung einer frühern Zeit beurkunden. Dafs unser Verf. dennoch damit übereinstimmt, dafs er neuen Gesetzbüchern mit völliger Aufhebung der römischen Rechte den Vorzug gibt, kann nicht befremden, da zu der wissenschaftlichen Richtung des Verfs. auch ein strenges Buchstabenrecht gehört. Doch vor allem trifft der Tadel des Verfs. die heutige Lehr- und Lernmethode des römischen Rechts, worüber der Aufsatz eines jungen Rechtsgelehrten mitgetheilt wird (Bd. I. No. 10.), vielleicht aus derselben Feder, die auch der Sponheimer Deduktion des Verfs. von 1826 zur Einleitung diente, und die der Unterzeichnete damals eine hektische d. h. krankhafte, zu nennen sich genöthigt sah. Und auch in dem gegenwärtigen Aufsatz kann man wenigstens das frische gesunde Blut eines Rechtsgelehrten nicht entdecken. Es ist ein armselig Aechzen und Krächz[en], wo die Jurisprudenz nur als ein Wissen, nicht auch eine Wissenschaft und Kunst gedacht wird, wo es [nur] um Hefte oder kompendiarische Weisheit mit „verh[ält]nifsmäfsiger Kenntnifs des römischen Rechts" zu t[hun] ist. Zum mühsamen Handlangerdienst ist das frei[lich] gut genug und auch dafür mufs auf den Universit[äten] mit gesorgt werden; nur kann dabei nicht stehn geb[lie]ben werden. Uebrigens dürfte der junge Rechtsgel[ehrte] nicht mehr so jung sein; vielleicht hat er einen Ja[nus]kopf mit alten Universitätsreminiscenzen und neu[en] Beobachtungen; Vieles ist entschieden nicht mehr [so] wie er angiebt, wenigstens nicht auf allen deutsch[en] Universitäten. Besonders ist schon ein viel richtige[res] Verhältnifs zwischen den einzelnen juristischen Di[sci]plinen hergestellt worden, als vielleicht noch vor we[ni]gen Jahren hin und wieder Statt fand. Zu wünsch[en] bleibt freilich noch Manches, aber nicht blofs auf [den] Universitäten, sondern auch aufser ihnen für sie [und] für Anderes. Jedoch lassen wir das Vielbesproch[ene] und was der junge Rechtsgelehrte dazu thun sollte; h[al]ten wir uns lieber an die unmittelbare, gewichtigere A[n]sicht unsres Verfs. selbst. Man kann sehr wohl [mit] ihm in dem Wunsche, ja selbst in der Nothwendigk[eit] zeitgemäfser Codifikationen übereinstimmen, nur [se]t[ze] man dies Bedürfnifs nicht auf Rechnung des römisch[en] Rechts; wir wollen auch den Glauben hegen, [dafs] Deutschland nicht so arm an Männern ist, die im Sta[nde] sein würden, ein anwendbares tüchtiges Civilgesetzb[uch] fertig zu schaffen, ohne dafs dies, wie der Verf. [in] seiner Scherzweise anräth, in classischem Latein g[e]schieht (S. 372). Denn sein Gewährsmann, der jung[e] Rechtsgelehrte, hat bereits bemerkt (S. 380): dafs b[ei] der jetzigen Lehr- und Studirart des lateinischen Rech[ts] Lehrer und Lernende ihr (!) echtes Latein vergess[en] (wahrscheinlich das vormals sogenannte elegante (Di[s]sertationen- und Compendien-) Latein. — Gestatt[e] möge der Verfasser sodann auch noch unter der Her[r]schaft neuer Gesetzbücher den wissenschaftlichen M[it]gebrauch des römischen Rechts in der Praxis, [und] sich dasselbe auf keinen Fall durch einen Califen[,] wie etwa die Alexandrinische Bibliothek in der Rei[he] der Dinge oder in der Wissenschaft vernichten läf[st,] er vergönne endlich in Zukunft noch etwas mehr, [als] ein blofs geschichtliches kompendiarisches Studium d[es] römischen Rechts, oder als die ehemals übliche aph[o]ristische und axiomatische Behandlung desselben, [s]i[ch] an Worte sich schliefsend und äufsere Analogie w[...] folgend.

Das Streben des Verfs. nach materieller und f[or]meller Correctheit mufste von selbst dazu aufforder[n,] wie bei jeder hervortretenden Erscheinung, so auch hi[er] neben vielem Trefflichen auf einzelne Schattenseiten a[uf]merksam zu machen, zu welchen vielleicht auch no[ch] die gehört, dafs jenes Streben sich nicht selten in ein[er] dem Verf. eignen Manier der Darstellung verliert.

Heffter.

№ 71.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

LXVII.

Tidskrift för Jägare och Naturforskare, utgifven af Jägare — Förbundet i Stockholm. I^sta, II^dra och III^dje Årgången, 1832—34 (Juli); S. 1—992. Med plancher. Stockholm, tryckt hos Joh. Hörberg.

Referent hat sich vor Kurzem in dem angenehmen Falle befunden, über zwei ornithologische Werke des Auslandes zu berichten, deren eines (Swainsons Bearbeitung der Vögel für *Richardsons Fauna boreali-americana*) in systematischer, das andere (*Nuttals Manual of the Ornithology of the United States*) in xylographischer Hinsicht den Preis vor den sämmtlichen bisher bekannten verdient. Gegenwärtig sieht er sich ebenso zur Anzeige einer literarischen Erscheinung veranlafst, welcher, abgesehen von ihrem wissenschaftlichen Werthe, unbestritten die Krone für ihre künstlerischen Leistungen in lithographischer Hinsicht gebührt. —

Scandinavien zählt eine grofse Anzahl eifriger und gebildeter Jagdfreunde. Darunter gehören aufser mehreren Zoologen *ex professo* noch viele andere Männer, denen es an jenem regen Sinne für Naturgeschichte, durch welchen sich Linné's Vaterland auch heut noch so rühmlich auszuzeichnen fortfährt, um so weniger mangelt, je mehr in Gegenden, wo es meist verschiedene Wildarten in Menge giebt, die Kenntnifs von dem Leben und Wesen der Thiere dazu beiträgt, die Jagd auf sie nicht blofs interessanter, sondern auch ergiebiger zu machen: indem man letztere hierdurch vielfach zweckmäfsiger einrichten lernt. Dabei fehlte es jedoch gröfstentheils um so mehr an bestimmten Jagdgesetzen, je weniger dort die Ausübung der Jagd überhaupt beschränkt oder an gewisse Standes-Vorrechte gebunden ist; denn sie ist eigentlich, wenigstens *de facto*, frei, und es schiefst oder fängt dort Wild aller Art, wer da immer will. Und wenn es dabei auch nicht an gewissen gesetzlichen Bestimmungen über Schonung der nützlichen Wildarten zu gewissen Zeiten des Jahres fehlte; so scheinen dieselben doch noch sehr unzureichend gewesen zu sein und ohne besonders unangenehme Folgen für die Contravenienten sehr häufig übertreten zu werden. Dies hat gemacht, dafs man, besonders in neuerer Zeit, doch eine merkliche Verminderung des Wildstandes wahrzunehmen anfing. Daher trat zunächst im Anfange des Jahres 1830 ein grofser Hauptverein von gebildeten Jagdfreunden und Jägern von Profession in Stockholm mit der Absicht zusammen, auch bald in allen Theilen des Reichs die Bildung von Nebenvereinen zu veranlassen und gemeinschaftlich mit diesen dahin zu wirken, um sowohl die Jagdwissenschaft, wie die regelrechte Ausübung der Jagd in jeder Hinsicht auf eine höhere Stufe zu bringen. Auch hatte die Regierung selbst schon im J. 1828 eine Commission von Jagdverständigen zum Einreichen von Vorschlägen über Verbesserung der Jagd, so wie der Jagd- und Forstgesetzgebung aufgefordert. Demnach wurden zuerst bestimmte, sehr zweckmäfsige Statuten über die Thätigkeit der Gesellschaft überhaupt verfafst, in denen um so mehr Bedacht auf die zweckmäfsigste Berücksichtigung der wissenschaftlichen Seite genommen wurde, da der rühmlichst bekannte Nilsson, Professor der Zoologie zu Lund, damals Intendant des Museums zu Stockholm und einer der Stifter der Gesellschaft, von welchem überhaupt die erste Idee dazu ausging — Mitglied der Commission zur Abfassung der Gesetze für den Verein war. Namentlich machten alle Mitglieder sich verbindlich, nicht allein für ihre Person und Angehörigen jeder irgend für nachtheilig erkannten Jagdmethode zu entsagen, sondern auch sonst jedes in seiner Umgebung direct oder indirect zu diesem Zwecke mitzuwirken. Dies war die öconomische Richtung für die Thätigkeit des Vereins, deren Erfolg allerdings nur im Lande selbst sichtbar werden kann. Letzteres gilt natürlich ebenso in Betreff

mancher rein-practischen Verrichtungen, z. B. des Anstellens von Schiefsübungen nach Abhaltung der General-Versammlungen des Vereins. Um so angenehmer bemerkbar tritt für das Ausland das höchst anerkennungswerthe wissenschaftliche Streben, mit welchem wir es hier hauptsächlich zu thun haben, hervor. Wie viel Anerkennung aber Beides überhaupt im Reiche selbst findet, zeigt einer Seits die grofse Zahl der Beigetretenen, indem der Verein gegenwärtig bereits an 1500 Mitglieder zählt, darunter als erstes Mitglied und Protector den Kronprinzen. (Uneingerechnet die Zahl der verschiedenen Töchtervereine und ihrer Mitglieder.) Anderer Seits wird dies ersichtlich aus dem Absatze der Zeitschrift, welche, von der Gesellschaft auf Kosten ihrer gemeinschaftlichen Kasse und zu einem, nach Verhältnifs der trefflichen Ausstattung äufserst billigen Preise herausgegeben, bereits so viele Abnehmer zählt, dafs nach dem letzten Rechnungsabschlusse schon einiger Ueberschufs bleibt.

Redacteure derselben sind die Herren Professor und Akademiker B. F. Fries (der jüngere) und Probst C. U. Ekström. Ihr Zweck ist Aufklärung über Alles, was irgend in wissenschaftlicher, öconomischer, practischer, legislativer oder sonstiger Hinsicht zur Jagd gehört, d. h. die Säugethier- und Vogelwelt Scandinaviens betrifft. Sie enthält daher zuerst gröfsere Aufsätze über Thiere, die entweder durch Nutzen oder Nachtheil Einflufs auf die Jagd haben, nach allen den Beziehungen, welche für Jäger und Naturforscher interessant sein können (in jedem Monats- oder Doppelhefte gewöhnlich über Eine dergleichen Species); ferner historische Bemerkungen über die Jagd und deren Einrichtung in früheren Zeiten; Auszüge aus den Verhandlungen des Reichstages, insofern dieselben sich auf Jagdangelegenheiten beziehen; kritische Berichte über dahin einschlagende Gegenstände der Literatur; Notizen über die Resultate neuer Reisen in Bezug auf Jagd und Jagdkunde; vermischte Berichte aus allen Theilen des Landes über merkwürdige zoologische Erfahrungen oder Jagdereignisse; die Satzungen der kleineren, neu gebildeten Töchtervereine; Berichte über den Erfolg der angestellten Schiefsübungen; endlich hin und wieder einzelne Anekdoten. So wird in der That für Alles gesorgt, was irgend der Berücksichtigung wahrhaft werth ist; und man möchte schwerlich ein Bedürfnifs namhaft machen können, welches aufser Acht gelassen wäre. Diese Monatsschrift mufs sonach mit der Zeit ein reichhaltiges Magazin und Repertorium für das gesammte Jagdwesen des Nord[...] und für die Kenntnifs dortiger Jagdthiere nach a[...] Beziehungen werden. Selbst gelegentliche Bemerk[...] gen über sonst merkwürdige Thiere, die gar nicht [...] genstände des Jagdvergnügens zu sein pflegen, [...] nicht ausgeschlossen.

Mit Recht ist daher der Titel gewählt: „Zeitsc[...] für Jäger und *Naturforscher*." Denn, abgesehen d[...] dafs, wer sich als Naturforscher mit dem Leben [...] Wesen der zwei obersten Thierklassen als practis[...] Beobachter beschäftigt, schon, um seinen Zweck [...] ständig zu erreichen, in gewissem Grade Jäger [...] mufs, — so enthält die Schrift auch des rein zoolog[...] Wichtigen und Neuen so viel, dafs wir, durch den [...] unserer Blätter aufser Stand gesetzt, mit den Mi[...] lungen darüber ins Einzelne zu gehen, uns für verp[...] tet halten, Alle die, welche des Schwedischen ei[...] mafsen mächtig sind, angelegentlichst darauf zu ve[...] sen. Nur Einiges mag hier als Probe ausgehoben [...]

Die Kenntnifs von den merkwürdigen *Bast[...] des Auer- und Birkhuhns* (T. urogallus und T. te[...] welche von den meisten deutschen und sämmtlichen [...] ländischen Ornithologen unter dem Namen T. me[...] oder intermedius für Wesen einer besonderen Art [...] halten, in Scandinavien aber, wo man sie Rackelh[...] nennt, von jeher ganz richtig für Bastarde erkannt [...] den, hat hier jetzt eine völlige Umgestaltung erf[...] Namentlich ist ihre Erzeugung jetzt noch merkwür[...] geworden durch die Erfahrung: dafs nicht blofs A[...] hennen, welche keinen Gatten ihrer eigenen Art fi[...] konnten, weil man in ihrer Gegend zu viel Hähne w[...] geschossen hat, durch Begattung mit Birkhähnen [...] starde hervorbringen; sondern dafs auch umgekehrt [...] gere, durch die stärkeren älteren von den Balzen [...] triebene Auerhähne sich mit Birkhennen begatten, [...] so mit diesen wieder noch andere Bastarde zeugen. [...] her rührt im letzteren Falle das Ereignifs: dafs [...] nunmehr öfters ein oder einige junge Rackelhähne [...] Hühner unter den Jungenhaufen von Birkhennen [...] den hat. Daher kommt ferner die Verschiedenheit [...] ser Bastarde unter sich selbst: indem sie (wie V[...] bastarde überhaupt) stets dem Vater am ähnlic[...] werden; weshalb denn, wie man bereits länger w[...] die einen mehr dem Birk-, andere mehr dem Auerh[...] oder deren Hennen gleichen. (Vergl. S. 54, 562, [...] Und so wunderbar es vielleicht Manchem scheinen [...]

ifs der grofse Auerhahn sich, statt mit seinem bereits
nit kleineren Weibchen, gar mit der noch viel kleine-
n Birkhenne fruchtbar begatten soll; so erscheint die-
s Ereignifs doch uns wenigstens bei näherer Betrach-
ng nicht auffallender, als das tausendfach vorkommende
d allbekannte Factum, dafs die zahmen Männchen der
samente (Anas moschata) mit den Weibchen der ge-
hnlichen Hausente (A. boschas domest.) Bastarde in
enge zeugen. In beiden Fällen ist der Gröfsenunter-
hied der beiden adulterirenden Gatten gleich aufseror-
ntlich. Endlich ist die Unfruchtbarkeit jener Hühner-
starde, wenn nicht erwiesen, doch höchst wahrschein-
h gemacht. Von den Männchen unter ihnen erzählt
ämlich bereits Nilsson (Skandinavick Fauna III, 1,
. 92): dafs sie, so viel man beobachtet hat, sich nie
t Auer- oder Birkhennen paaren, wenn sie gleich auf
e Balzplätze der Auer- und Birkhähne kommen und
ztere vertreiben; und dafs man sie noch weniger in
esellschaft ihrer eigenen (der Rackel-) Hennen sieht.
afs aber letztere wirklich unfruchtbar seien, wird fast
ber Zweifel gesetzt durch die anatomischen Untersu-
ungen, welche die Proff. der Anatomie und Zoologie,
etzius und Fries, an zwei dergleichen, freilich im Herb-
te getödteten, Bastardhennen angestellt haben. Sie fan-
en die Eierstöcke, welche kaum zu finden waren, sogar
n einem weit geringeren Grade entwickelt, als den von
iner sehr alten und bereits hahnenfedrig gewordenen,
lso schon unfruchtbaren Auerhenne (einer sogenannten
ahl-Henne nach dem Jägerausdrucke). Erst nachdem
ie in frischem Wasser ausgespült worden waren, konnte
an kleine, zusammengedrückte, warzenähnliche Körper
ntdecken, welche die höchst unvollkommenen Andeutun-
en der Eier vorstellten. Der Eierleiter war nicht grö-
er, als der linke Harngang, und sehr dünnhäutig; seine
aren und das trichterförmige Ende gleichfalls unvoll-
ommen gebildet. (S. S. 57).

(Der Beschlufs folgt.)

LXVIII.

Veranlassung und Geschichte des Krieges in der Mark Brandenburg im J. 1675. *Nach Archivalien des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin u. s. w., bearbeitet von* H. *von* **Gansauge**. *Berlin, bei G. Reimer* 1834. 8.

Die brandenburgisch-preufsische Geschichte hat in neuerer
Zeit vielfache Bearbeitungen erfahren, durch welche die grofse
Schwierigkeit, diesen merkwürdigen Zusammenlauf von Bege-
benheiten in seiner wahren Lebensrichtung aufzufassen und in
seiner eigenthümlichen Gestalt und Bewegung klar hinzustellen,
e immer deutlicher geworden ist. Die Ursache der besondern
Schwierigkeit liegt in dem Entwicklungsgange selbst, in der
Macht der Fortschritte, in dem stets hinausrückenden und noch
von keinem forschenden Auge zu ermessenden Umfange der Möglichkeiten künftiger Bestimmung, zu welcher dieses Staatsleben emporzuwachsen hat. Aufserdem aber leidet die brandenburgisch-preufsische Geschichte auch noch gar sehr an Aufhellung und Festsetzung vieler Einzelheiten, wo die Angaben theils mangeln, theils sich widersprechen, und die kritische Untersuchung noch kein sicheres Ergebnifs geliefert hat. Selbst höchst wichtige und glänzende unsrer vaterländischen Vorgänge schimmern bis jetzt in einem Lichte, welches wenn auch nicht die Haupterscheinung, doch manche Nebenumstände unsicher läfst; und das Bedürfnifs, die Geschichte nicht nur zu wissen, sondern auch lebendig anzuschauen, entbehrt sehr ungern solcher Einzelheiten, durch die nicht selten auch den Hauptsachen eine erhöhte Theilnahme zugewendet wird.

Zu den Vorgängen dieser Art gehört der Feldzug des grofsen Kurfürsten gegen die Schweden im Jahre 1675, die wichtigen Ereignisse von Rathenau und Fehrbellin, welche schon als Kriegsthaten und Beispiele muthiger Entschlossenheit einen selbstständigen Werth haben, aber durch die ihnen verknüpften Folgen nicht minder bedeutend sind. Die vorliegende Schrift behandelt diesen anziehenden Gegenstand, indem sie die vorhandenen Nachrichten sorgfältig zusammenstellt, durch Vergleichung untereinander prüft, und bisher unbenutzte handschriftliche Hülfsmittel mit heranbringt. Der Hr. Verf hat seiner Aufgabe grofsen Fleifs und Eifer gewidmet, und seine Darstellung bezeugt überall den treuen Sinn des redlichen Forschers, der, wie er es selber ausspricht, „ernstlich bemüht ist, der Wahrheit zu dienen." Sein Verdienst erscheint am gröfsten und fruchtbarsten in genauer Ermittelung der eigentlichen militairischen Bezüge, der Anordnung der Märsche, des Laufs der Gefechte, der sichern Bestimmung der Zeit und Oertlichkeit. In letzterer Hinsicht kam dem Hrn. Verf. die gründliche Kenntnifs der Landesgegend, welche der Schauplatz jener Kriegsereignisse war, zu Statten; er hat solche genau erforscht, den in ältern Zeiten von der heutigen Beschaffenheit verschiedenen Zustand hervorgehoben, und nach dieser zuverlässigen Leitung einer noch jetzt anschaulichen Wirklichkeit die geschichtliche Ueberlieferung auf ihre richtigen Punkte zurückgeführt. Die beigefügten Abbildungen geben eine willkommene Uebersicht, und wir dürfen diese Untersuchung, welche die Landesbeschaffenheit überhaupt und das Terrain der einzelnen Kriegsvorfälle betrifft, und die schon in früherer Zeit durch einen Aufsatz des Freiherrn von Fouqué glücklich eingeleitet worden, durch die dankenswerthen Bemühungen des Hrn. Verf. nunmehr für vollständig abgeschlossen erachten.

Den sonstigen Ergebnissen der hier ausgeübten historischen Kritik vermögen wir nicht immer beizutreten. Wir müssen im Allgemeinen bemerken, dafs in neuerer Zeit, wo man mit besonderem Eifer neuen handschriftlichen Quellen nachspürt, und aus diesen die bisherige Kenntnifs und Darstellung der Geschichte nicht nur zu ergänzen und aufzuhellen, sondern auch wohl in ganz neue Gestalt umzubilden unternimmt, dieses Bestreben sehr oft eine bedenkliche Richtung genommen und neue Irrthümer

veranlafst hat. Der Anblick alter Urkunden und Schriften übt einen eignen Reiz, die Beschäftigung mit solchen neu aufgefundenen und bisher wenig oder gar nicht benutzten Blättern erzeugt einen Hang, sie zu überschätzen, sie zum einseitigen Mafsstab anzunehmen, und alles zu verwerfen, was nicht aus ihnen geschöpft, oder mit ihnen nicht in Uebereinstimmung ist. Besonders legt man auf das Schweigen solcher Zeugnisse ein unverhältnifsmäfsiges Gewicht, und thatsächliche Angaben, die sich in bisherigen Ueberlieferungen vorfinden, sollen plötzlich nichts gelten, weil ihrer in bestimmten Papieren, deren Vollständigkeit und Entstehungsart noch erst zu prüfen wäre, nicht gedacht worden ist. So hat man, auf Urkunden gestützt, deren Unzulänglichkeit grade für den bestimmten Zweck offenbar am Tage liegt, den brandenburgischen Minister Grafen von Schwarzenberg gegen frühere Anschuldigungen zu rechtfertigen, den Herzog von Friedland alles Verrathes gegen den Kaiser freizusprechen gemeint, und die als Urtheil und Ansicht der mit- und nachlebenden Welt auf uns gekommenen Angaben durch blofse Verneinung aufzuheben geglaubt. Man wird aber Zeugnisse, die einmal bestehen, nicht so leicht verwerfen dürfen, wenn man nicht nachweisen kann, dafs sie in der Sache selbst ihren Widerspruch finden, und wie, durch Irrthum oder Absicht, sie haben entstehen und sich behaupten können. So soll auch die Erzählung Friedrichs des Grofsen von dem Pferdetausche zwischen dem grofsen Kurfürsten und dem Stallmeister Froben, so wie die Nachricht über den Vorgang mit dem Prinzen von Hessen-Homburg bei Fehrbellin, blofs defshalb ungegründet sein, weil das Tagebuch des Kammerherrn von Buch und Pufendorfs Geschichte des grofsen Kurfürsten dieser Umstände nicht erwähnen. Unser Hr. Verf. pflichtet den Kritikern eifrig bei, welche jene Angaben, die neben Friedrich dem Grofsen noch den Freiherrn von Pöllnitz für sich haben, durchaus bestreiten und verwerfen; nach unsrer Meinung sehr mit Unrecht. Als die genannten Schriftsteller schrieben, war die lebendige Ueberlieferung jener früheren Zeiten noch nicht erloschen (sie ist es sogar noch jetzt nicht, wie selbst die vorliegende Schrift bezeugt), und beide lebten in Verhältnissen und Stellungen, wo eine wesentliche und bündige Kenntnifs der jüngstvergangenen Vorfälle und Umstände sicher übertragen und fest bewahrt sein konnte. Die Annahme, Pöllnitz habe jene Geschichten erfunden, ist höchst willkürlich, und kann, so lange man nicht nachweist, dafs er überhaupt Fabeln ersonnen, und zu dieser einen besondern Anlafs gehabt habe, nur als ein leeres Vorgeben erscheinen. Das Schweigen Pufendorfs und Buchs (und obendrein auch der Leichenredner!) beweist gar nichts. Wie viele Ereignisse und Bezüge von Wichtigkeit werden grade von Zeitgenossen übergangen, aus hundert Gründen und Zufälligkeiten, die hier nicht aufzuzählen sind! Man mufs dabei genau erwägen, was alles zu einer bestimmten Zeit unbekannt oder im Gegentheil allzu bekannt sein mochte, was bedeutend oder unwichtig erschien, unangenehm oder bedenklich zu erwähnen war. Es giebt heutiges Tages Dinge, die jedermann weifs, aber schwerlich sagt, und selbst für sich niederzuschreiben Bedenken trägt; und eben so andre, deren Erwähnung aus Mifslaune oder Uebelwollen absichtlich vernachlässigt wird. Die bestimmte Ang[abe] Friedrichs und Pöllnitzens ist durch zweifelnde Muthmaf[sungen] nicht zu beseitigen, und wird in der geschichtlichen K[unde] einstweilen noch ihre Stelle fest behaupten. In der Sache se[lbst] ist durchaus keine Unwahrscheinlichkeit aufzustellen; ein [be]stimmter Widerspruch findet abseiten der Erzähler, welche [die] erwähnten Umstände verschweigen, auch nicht Statt. Der U[r]ber all dieses Zweifels ist diesmal der als Sammler und Sch[rift]steller bekannte Ordensrath *König*, auf den sich auch u[nser] Herr Verf. als auf den Gewährsmann beruft, der diese S[ache] ganz auf's Reine gebracht habe. Dieser Mann war fleifsig, [aber] ohne allen Geist und Ueberblick. Er gehörte zu den his[tori]schen Forschern, welche alles gethan zu haben glauben, w[enn] sie Einzelnes an Einzelnes reihen, dies gegeneinander ha[lten,] vergleichen und abwägen. Aber auf solche Weise gedeiht k[eine] ächte historische Kritik; diese geht nur aus einer umfasse[nden] Durcharbeitung grofser historischer Stoffe, aus einer tie[fen,] auf Weltkenntnifs und Lebenserfahrung gegründeten, und d[urch] weitgreifende Studien allseitig geübten Einsicht hervor, [ohne] welche die genaue Kunde und das sorgfältige hin und her W[en]den des besonderen Falles ganz unfruchtbar bleiben mufs.

Für die hier zur Sprache gekommene Streitsache [tritt] aber noch ein ganz eigner Umstand ein! Unser Hr. Verf. [beruft] sich in Betreff seiner gegen die erwähnte Geschichte Fro[bens] ausgesprochenen Zweifel und Verneinung hauptsächlich auf [den] Ordensrath König; allein dieser selbst hat seine Zweifel ja sp[äter]hin bereut und zurückgenommen! Warum ist dies nicht [beach]tet? Wie schwer man, auch bei dem redlichsten W[illen] und strengsten Eifer, in dergleichen Erörterungen und Zus[am]menstellungen die Gefahr vermeidet sich in Irrungen zu v[er]wickeln, beweist eine andere Stelle unsrer Schrift, wo es hei[fst:] „Friedrich der Zweite macht sein eignes Zeugnifs zweifelh[aft,] da die ganze Erzählung aus den spätern Ausgaben der Me[moi]res, namentlich aus der von 1762, weggeblieben ist. N[un ist] bekannt, dafs der König eine Durchsicht und Verbesserung [der] ersten Auflage vor deren Wiederabdruck vornahm, um sie [von] eingeschlichenen Irrthümern zu reinigen." So steht es [hier;] aber die Sache verhält sich umgekehrt; grade in den früh[eren] Ausgaben, namentlich in dem ersten Abdruck, in den *Mém[oires] de l'Académie de Berlin, fehlt* jene Erzählung, und erst in [spä]tern ist sie hinzugefügt, mit den einleitenden Worten „[il est] *digne de la majesté de l'histoire de rapporter la belle action [que] fit un écuyer de l'électeur dans ce combat.*" Auch ist es [unge]nau, wenn dem Könige nachgesagt wird, er zeige uns [den] Prinzen von Hessen-Homburg „als einen *leidenschaftlich U[nbe]ständigen*", der König spricht nur von *bouillant courage* und [viva]*cité*, und *d'avoir exposé avec tant de légèreté la fortune de l'état*, welche Ausdrücke von jener Bezeichnung noch sehr [ver]schieden ist. — Einige Kleinigkeiten, z. B. dafs der Hr. [Verf.] immer Dörfflinger schreibt, anstatt Derfflinger, worüber die vo[rhan]dene Biographie von König sichre Auskunft giebt, — sind leich[t zu] berichtigen, und dürften in einer andern Schrift, wo nicht so [wis]senschafte Genauigkeit in jeder Art angestrebt und gel[eistet] wäre, kaum anzumerken sein. **Varnhagen von Ens[e].**

№ 72.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

...krift för Jägare och Naturforskare, utgifven ...f Jägare — Förbundet i Stockholm.

(Schlufs.)

Wo möglich noch weit merkwürdiger und von höch... Wichtigkeit in Bezug auf das Abändern der Thier... durch klimatische und sonstige Einflüsse sind ...27–31, 410–11, 845–47 mitgetheilten Erfahrun... über die *Kreuz*- und sogenannten *schwarzen* oder ...füchse, Canis cruciger s. decussatus und C. ar... s. C. nigro-argenteus der französischen und ...chen Schriftsteller. Letzteren diese vermeinten ...ies angreifen, wie Recensent es bereits vor einigen ...en im Sinne hatte, würde von den Urhebern dieser ...sollenden Arten damals ohne Zweifel als die ärgste ...umfassendste zoologische Ketzerei verschrieen wor... sein; und doch sind sie wirklich keine Species, ...dern nur Varietäten des *gemeinen* oder *Rothfuch*... Canis vulpes. Es ist kein schlagenderer Beweis ...von denkbar, als der, welchen die in der Nähe von ...kholm gemachten Erfahrungen über die Fortpflan... von einem Pärchen Kreuzfüchse, und zwar in ei... dem freien nach Möglichkeit ähnlich gemachten ...ude, geliefert haben. Das Weibchen brachte im ...m Jahre (1828) 3 Junge, unter welchen nur einer Kreuzfuchs, die beiden andern aber gewöhnliche ...füchse waren. (Im nächtfolgenden Jahre kamen die ...gen gleich nach dem Werfen ums Leben). 1830 er... man wieder drei, nun aber schon sämmtlich Kreuz...e; im J. 1831 vier, zwei Kreuzfüchse und zwei ...warze; 1832 wieder ebenso; im J. 1833 fünf, worun... nur noch ein Kreuzfuchs und schon vier schwarze. ...werden wir begreiflicher Weise weder Hrn. Geof... noch sonst Jemand von seinen Ansichten zu fra... brauchen, ob sie zugeben wollen, dafs wir mit den ...eren Schweden diese ihre Species von der Liste ...wirklichen Arten ausstreichen! — Höchst merkwür-dig bleibt aber der, von selbst hieraus fliefsende und auch für den Recensenten (seiner langen, vorzugsweisen Beschäftigung mit dem Abändern der warmblütigen Thiere ungeachtet) noch neue Satz: dafs es für eine Varietät, die mit einer schon höher entwickelten Färbung geboren ist, doch erst eines gewissen Alters bedarf, um auch Junge zu bringen, die ihr gleichen; dafs daher die, welche sie während der ersten Jahre bringt, in Betreff der Färbung noch zum Theile oder meist unter ihr selbst stehen; und dafs sie dagegen mit den höheren Jahren, aber ohne sich inzwischen selbst verändert zu haben, fähig wird, immer mehr Junge von einer Abänderung zu zeugen, welche hinsichts der Farbenentwickelung sogar über ihr selbst steht. Merkwürdig ist ferner, dafs diese von reinen Kreuzfüchsen gefallenen schwarzen Füchse eben so, wie andere der letzteren, schon einige leichte, aber doch bestimmte Abweichungen in der Schädelform zeigen. Hiernach kann man schliefsen, wie viel Dinge es in der Thierwelt geben mag, von welchen die Philosophie jener obstinaten Speciesmacher von Profession, die, statt umzukehren, in ihrem Treiben meist nur immer noch weiter vorwärts gehen, sich nichts träumen läfst! —

Dies als Beweis, was unsere Tidskrift für wissenschaftliche Punkte leistet. Nicht minderes Lob verdient das Ganze von Seiten der Jagd betrachtet. Ausführlich sind bereits (meist von Ekström) behandelt: die Naturgeschichte und Jagd des Fuchses, Wolfes, Luchses, Bären, Vielfrafses, Fischotters, nordischen (veränderlichen) Hasen, des Bibers und Elennhirsches; des Auer-, Birk- und Weiden-Schneehuhns, der Waldschnepfe, grofsen Bekassine, und der sämmtlichen sogenannten Dohnenvögel (derer, welche man in Schlingen mit Ebereschen fängt). Jedes Heft enthält eine Menge werthvoller Beiträge über verschiedene Einzelnheiten von zoologischem Interesse, namentlich oft Zusätze von verschiedenen Mitgliedern zu den längeren Abhandlungen Anderer; Be-

richte über den Vogelzug, wie über sonstige beachtenswerthe Erscheinungen u. s. w. Jeden Monat kommt ein Heft von zwei Bogen, oder auch, besonders, wenn zu einer langen Abhandlung mehrere Tafeln Abbildungen gehören, ein Doppelheft für zwei Monate heraus. Druck und Papier sind recht gut, der Sache angemessen. Blofs in Bezug auf den Satz würde bei der grofsen Verschiedenartigkeit des Inhaltes noch eine leichtere Uebersicht zu gewinnen sein durch Anbringung von Columnentiteln. Sonst enthält jedes Heft zu Ende die Anzeige seines Inhalts, und jeder Jahrgang ein vollständiges, alphabetisches Gesammtregister.

Haben wir schon von dem Gehalte der Schrift nur Gutes sagen können und selbe deshalb unter die besten literarischen Erscheinungen zählen müssen; so können wir vollends von den beigefügten Abbildungen nur Aufserordentliches rühmen, indem wir ihnen nichts in ihrer Art zur Seite zu stellen wissen. Wir müssen sie unbedenklich über alles bisher Erschienene setzen, was man in der Zoologie an Steindrücken besitzt. Nicht ohne freudige Ueberraschung kann man bei diesen herrlichen Bildern und zum Theile Bilderchen verweilen und sehen, wie unerwartet weit es gerade die Schweden hierin gebracht haben. Die besten lithographischen Darstellungen solcher Gegenstände aus Frankreich und England stehen hinter diesen in Zeichnung und Ausführung weit zurück; und blofs im Punkte der ersteren höchstens kommen die von Swainson selbst gefertigten Abbildungen zu seiner Bearbeitung des ornithologischen Theiles von Richardson's Fauna boreali-americana den unsrigen ziemlich nahe, stehen ihnen aber keineswegs gleich. Ueberall mufs man in Hrn. Wilh. v. Wright, welcher sowohl die Zeichnug auf Stein, wie den Original-Entwurf aufs Papier besorgt, aber daneben auch noch eine Menge sehr guter Bemerkungen über Geschichte, Jagd und Fang der Thiere liefert, — den vielerfahrnen, practischen Beobachter und Waidmann erkennen. Die Stellung der Thiere kann in der That nicht natürlicher, lebendiger und doch zugleich einfacher, ihre Physiognomie nicht ähnlicher — man möchte sagen: sprechender — sein, als sie hier ist. Die Ausführung, überall in sogenannter Kreidemanier, läfst auch bei Verkleinerung eines Vogels von 9—10″ auf ungefähr eben so viel Linien noch die vollständigen Umrisse jeder Schwanz- und Flügelfeder, wo es nöthig wird, sogar der Körperfedern, deutlich und scharf erkennen. So namentlich auf der vortref letzten Tafel des 2ten Jahrganges, welche 9 Arte nenvögel (sämmtliche Drosseln, den Seidensch Hakenfink und Gimpel) in 11 Individuen auf nur mehr als der Hälfte einer Tafel grofsen Octav mit noch gar nicht knapper Raumeintheilung auf Baume sitzend vorstellt. Ebenso genau sind die Fl und Wellenzeichnung sammt den Federkonturen Birk- und Rackelhenne; trefflich das reine In- und einanderarbeiten ganz dunkler, halb dunkler, hel endlich mancher ganz ins Licht tretender Ha den Säugthieren u. s. w. Abgebildet sind üb alle diejenigen Thiere, deren Leben und Jagd a lich behandelt wird und die bereits oben genann dann ferner eine Menge verschiedener, zu Jag Fang nöthiger Geräthschaften. Auch diese letzte bildungen ohne Ausnahme, sammt den Titelvig sind ausgezeichnet gut; und die colorirten (d die, welche Thiere vorstellen) sind zugleich sauber ausgemalt. Mehrere können wirklich gl als lithographische Gemälde gelten, und verdie Meisterarbeiten schon in künstlerischer Hinsich abgesehen von ihrer sachlichen Richtigkeit für d turhistoriker, die Aufmerksamkeit des blofsen freundes. Ganz besonders würde darunter herv ben sein: der schwarze Fuchs 1ster Jahrgang, H die Rackelhenne H. 2; der junge Seeadler H. sen Füfse jedoch um ein Merkliches zu dünn sind, scheinlich, weil er nach einem ausgestopften, ab trockneten Originale gezeichnet ist: etwas, was nur bei den Entwürfen von ein oder zwei besonder tenen Thieren der Fall gewesen ist, aber hier auch nicht wieder sichtbar wird); der Fischotter, Jal H. 1.; die lappländische Eule H. 2.; der Wolf, der Auerhahn, H. 6.; das Weiden- oder Morast-, Schneehuhn, H. 7.; die Dohnenvögel H. 8.; der Jahrg. 3., H. 1.; das Birkhühner-Paar H. 2.

Gloge

LXIX.

Ueber das Wesen und die Bedeutung de culativen Philosophie und Theologie i gegenwärtigen Zeit, mit besondrer Rüc auf die Religionsphilosophie. Allgemein leitung in die speculat. Philosophie und

…gie von Dr. **Sengler**, *Prof. der Phil. zu …larburg. Mainz bei Kupferberg* 1834. *XVI. …d* 312.

Im *ersten* Artikel charakterisirt der Vf. ganz kurz … oriental. Geist, die griech. Philosophie und die des …alters, weist dann in ausführlicherer Entwicklung …, dafs die mit Cartesius begonnene Richtung der …n Philosophie ihre Vollendung in Fichtes subjecti… und Hegels objectivem Idealismus finde. Dieser …tiven Richtung müsse nothwendig eine Philosophie *positivem* Charakter entgegen treten, das sei die …te (Schellingische) Philosophie. Der *zweite* Art. …mt ihr Verhältnifs zur *neuern* und ihre Aufgabe … seq. Der *dritte* (p. 100 ff.) behandelt ihr Ver…nifs zum Theism, Pantheism und zur Hegelschen …l. Theologie, giebt die Hauptmomente des positi… Systems der specul. Theologie an p. 144, das als …reter Monotheism bestimmt wird. Der *vierte*, nach…er gezeigt, dafs die Aufgabe der Religionsphiloso…sei, die geschichtlichen Religionen zu begreifen p. 175, … eine ausführliche Darlegung der Hegelschen Re…onsphilosophie p. 186—215 und eine Kritik derselben; …lich im *fünften* Artikel werden die neusten Bestre…gen in diesem Gebiet erwähnt, und nachdem Schel…als Anfänger der neusten Philosophie genannt wor… Daumer, Mufsmann, Fichte und Weisse einer Kri… unterworfen. Das Resultat ist: die Logik habe die …tive, die Metaphysik die positive Form des Abso… in seiner Offenbarung zu entwickeln p. 312. —

Es vereinigt sich mancherlei, um unser Interesse für … Werk, dessen Inhalt kurz angegeben, zu erregen. …neuer Standpunkt wird uns angekündigt, von dem … ein Begreifen des Glaubens-Inhaltes möglich, ein …dpunkt, der allen andern philosophischen Systemen …ler *positive* entgegenstehe; freilich nur eine allge… Einleitung in dies System, der eine specielle noch folgen soll, ehe es an das System selbst kommt, … eine ausführliche Kritik aller andern Systeme läfst … indirectem Wege eine deutliche Vorstellung von dem …em des Verfs. gewinnen, wenigstens von den Diffe…zen desselben von anderen. — Dann aber kommt …, dafs dieses System an einen geliebten Namen …üpft wird. Der Verf. giebt es für das Schellingi… und zwar für das neuste Schellingische aus. Der…then Aeufserungen sind uns nun von andern Seiten öfter zu Ohren gekommen, und sogen. Neu-Schellingische Lehre oft dargeboten; wer aber die Sucht, sich auf berühmte Namen zu berufen, kennt, wer dabei bedenkt, dafs öffentliche Erklärungen davor warnten, dergleichen Nachrichten aus dritter und vierter Hand zu trauen, wird es uns nicht verübeln, wenn wir, was mit den uns vorliegenden Schriften von Schelling nicht übereinstimmte, oder vielleicht gar ihnen widersprach, *bis auf Weiteres* auch nicht als von ihm gesagt ansahen, sogar wenn wir es in Collegienheften fanden. In einem solchen Fall konnten wir der Versicherung: „dies lehrt Schelling" nur entgegensetzen: es ist möglich — doch wir glauben es nicht. Dabei kann es nun bei diesem Werke nicht bleiben. Hr. S. versteht unter dem neuesten Schellingischen System *nicht* nur seine Vorlesungen, sondern behauptet, „während die übrigen Schellingischen Schriften der früheren (pantheistischen) Periode angehörten, wären die Grundzüge der *neusten* Philosophie in der Abhandlung von der Freiheit, im Denkmal Jacobis, und in den Gottheiten von Samothrake niedergelegt." Eine solche Theilung wird, darnach zu urtheilen, dafs Schelling in der Abh. v. d. Frh. z. B. die Schrift Philosophie und Religion, im Denkmal die Darst. seines Systems in der Zeitschr. f. spec. Phys. 2, 2. *bestätigend* citirt, von Schelling selbst schwerlich anerkannt werden. Jedenfalls aber geben die drei genannten Schriften einen festen Boden zur Prüfung der Senglerischen Behauptung, dafs dies die neueste Schellingische Lehre sei, es müfste denn Hr. S. von dieser eine *allerneuste* unterscheiden.

Indem nun der Ref., so weit der Raum es gestattet, die Hauptsätze dieser Schrift näher beleuchten will, sind es vornehmlich diese drei Gesichtspunkte, die bei der Beurtheilung festgehalten werden sollen: *Zuerst* nämlich die Natur der vorgetragnen Ansicht selbst, *dann* die Kritik, die der Verf. gegen anders Denkende anwendet, *endlich*, ob diese Ansicht des Verfs. wohl mit der, in jenen drei Schellingschen Schriften niedergelegten, übereinstimmt? — Die Hauptsätze sind nun: 1. „Die neuere Philosophie, die von Cartesius beginnt, und mit Fichte, Schelling und Hegel sich abschliefst, hat zur Aufgabe den Gegensatz von Idealem und Realem zu lösen — p. 68 — den höhern Dualismus von Vernunft und Freiheit, hat sie nicht einmal als Problem aufgestellt. *Diesen* aufzulösen ist die Aufgabe der neusten Philosophie — p. 82 —". Mit diesem Satz sind wir sogleich in

die Mitte des positiven Systems getreten. Was nun das Verhältnifs der beiden Seiten dieses Gegensatzes betrifft, so ist es so verschieden an den verschiednen Stellen des Werks gefafst, dafs die Sache ganz verworren wird, pg. 72 wird von der Nothwendigkeit (p. 88 von der Vernunft wörtlich dasselbe) gesagt, sie sei von der Freiheit nicht ausgeschlossen, sondern diese habe die Nothwendigkeit als ihr Gesetz in sich, und dennoch werden sie als eben so coordinirte Seiten eines Gegensatzes angesehn, wie Ideales und Reales p. 82, die einer Vermittlung (Geist) bedürfen; ferner wird die Nothwendigkeit *Mittel* der Freiheit genannt p. 72, p. 88 aber die (mit der Nothwendigkeit identische) Vernunft *Folge* der Freiheit. (Also Mittel *und* Folge?) Dann soll die Freiheit ja nicht Willkür sein p. 72, aber p. 89 Freiheit sei nur in dem, was man auch *anders* thun könne. Aber was ist die Freiheit, die zwischen diesem und Andern wählen (küren) kann? Und wie hat eine solche Wahlfreiheit eine Nothwendigkeit in sich? Sagt man aber, es sei von Wahl nicht die Rede, so kann wiederum das Entscheidende, warum nun *nicht* anders gewirkt wurde, nur der *Zufall* sein. Kurz *incidit in Scyllam* —. Das Wesentliche ist, dafs in der Ansicht des Verfs. Freiheit und Vernunft als Seiten eines *ungelösten* Gegensatzes stehn bleiben, da auch die sogenannte Vermittlung, der Geist, nach dem Verf. sich ganz auf die Seite des *einen* Gliedes stellt. — Wie sich nun eine solche Ansicht mit den angeführten Schellingischen Schriften in Einklang bringen läfst, ist schwer abzusehn. Allerdings hat Schelling zuerst (philos. Schr. Vorr. VIII.) auf den Gegensatz von Freiheit und Nothwendigkeit aufmerksam gemacht, aber um ihn zu *lösen*, und wenn p. 402 a. a. O. beide als gleich berechtigte, sich ausschliefsende erscheinen, so ist das nur am Anfange der Untersuchung der untergeordnete, zu verlassende Standpunkt. P. 455 ebendas. wird vom Vf. citirt, wo Schelling sagt, dafs sich nicht nur *geometrische* Nothwendigkeit in der Natur finde, sondern Vieles auf Freiheit u. s. w. weise. Dafs *hier* unter Freiheit *nicht* das gegen die Nothwendigkeit *Höhere* gemeint ist, ergiebt sich leicht daraus, dafs *was* auf diese Freiheit weisen soll, nach Schelling selbst das Irrationale und *Zufällige*, das dem *Bösen* Analoge ist. — Freilich geht nach dem Verf. erst *dort* die Philosophie an, wo das Irrati anfängt (*sic!* p. 230). — Dagegen weifs ich nicl nicht Hrn. S. Schrift auch das *auffallende Phän* (Schelling a. a. O. p. 415) darbietet, dafs sie beha dafs das System, was aus reiner Vernunft Alles wickle, Alles einer blinden Nothwendigkeit untere müsse, und dafs (p. 416) alle Philosophie, die nu vernunftmäfsig ist, Spinozismus sei oder werde! - weifs nicht, was Hr. S. dazu sagt, dafs ebendas. das Aufgeben der Vernunft Selbstzerfleischung ge und p. 419 behauptet wird, dafs der Spinozistische G begriff, durch den ideellen Theil, in welchem die heit herrsche, zum *Vernunftsystem* ergänzt werd Ich weifs nicht, was zu p. 463, wo gesagt wird, d gewöhnliche Begriff der Freiheit (vgl. Sengler p. den gröfsten Ungereimtheiten führe, und zu p. 466 im intelligenten Wesen die Handlungen aus seine nern mit absoluter Nothwendigkeit folgen u. s. f.

2. „Darum sei auch das Verhältnifs Gotte Welt ein freies. Wenn Gott, etwa nach Hegel, d solute Vernunft wäre, so *müfste* er die Welt e fen, nun aber *sei* er nicht die Vernunft, sondern ha daher hätte er sie auch *nicht* schaffen können, er k wollen und nicht wollen p. 150. Nach Hegel ge darum gar keine Schöpfung. H. habe den Begri Schöpfung in den vagen Begriff der Offenbarung flüchtigt, und erkläre sich ausdrücklich gegen die Sc fung als *nur einmal* geschehene That p. 129 f. Wenn *dies*, dafs Gott auch hätte nicht schaffen kö das Wesentliche der Schöpfungslehre wäre (was un kürlich an die scholastischen Fragen, ob Christu Kürbis-Gestalt erscheinen *konnte* u. s. w. erinnert) läfst sich allerdings zugeben, dafs H. keine Schö statuirt. Wie man übrigens gerade in der kün schen Thätigkeit, wo am allerwenigsten ein K oder Nichtkönnen, oder eine Wahl, sondern der k lerische *Drang* die That hervorruft, am meiste Analogon der göttlichen Schöpfung gefunden ha lehrt die christliche Lehre (die Hr. S. etwas son rer Weise selbst erwähnt) dafs Gott die Welt, aus geschaffen. Liebe aber ist Gezogenwerden und hingeben.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 73.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

April 1835.

er das *Wesen und die Bedeutung der spe-*
ulativen Philosophie und Theologie in der ge-
enwärtigen Zeit, mit besondrer Rücksicht auf
e Religionsphilosophie. Allgemeine Einleitung
die speculative Philosophie und Theologie
on Dr. Sengler.

(Schlufs.)

Auch hier mögen folgende Stellen aus Schellings
ken angeführt werden: a. a. O. p. 482. wird der Wille
Grundes als bewufstloser Drang von dem schlecht-
freien Willen der Liebe unterschieden, aber gerade
diesem heifst es im Verlauf — p. 484 — dafs die Wahl
Gott gänzlich ausgeschlossen sei, dafs Spinoza nicht
wenn er eine unverbrüchliche Nothwendigkeit in
Setze, sondern nur, dafs er sie unlebendig fasse p. 485.
nn Gott die Liebe ist, so folgt, was sittlich noth-
dig ist, mit einer wahrhaft metaphysischen Nothwen-
keit, — ferner: dafs unter andern Ungereimtheiten
h die Möglichkeit einer bessern Welt behauptet sei,
lich p. 492, dafs die Selbstoffenbarung Gottes keine un-
ngt willkürliche, sondern eine sittlich nothwendige
sei. — Sehr wunderbar ist es übrigens, dafs der
selbst dazwischen seine Behauptungen so weit ver-
, dafs er ganz das Gegentheil ganz naiv vorbringt;
ngt er selbst z. B. von einer Stelle, dafs Gott nicht
ittelbar die Welt schaffen *konnte*, und giebt da eine
t scharfsinnige dialektische Entwicklung der Trini-
lehre, — aber wenn er die Welt konnte unerschaf-
lassen, warum konnte er sie nicht anders und auf
em Wege schaffen? Die Vorwürfe gegen Hegel ver-
t er so sehr, dafs er selbst p. 88 Alles in den „va-
Begriff der Offenbarung" verflüchtigt, und behaup-
die Welt werde in „jedem Augenblick erschaffen." —
Freiheit Gottes wird aber vom Vf. noch aus einem
ern Grunde behauptet, um nämlich dem zu entgehn,
Gott die Welt um *seinetwillen* schaffe (was Egois-
mus wäre) oder ihrer *bedürfe*. Beides sei in der Lehre
Hegels enthalten, welcher sage: Ohne Welt kein Gott.
Dieser Satz ist eben so unverfänglich, als wenn man
sagte: ohne Geschöpf kein Schöpfer. Es kommt bei je-
nem Satz nur darauf an, was man unter Gott versteht,
ob Gott *potentia*, ob *actu*, eine Unterscheidung die gleich
an einzelnen Schellingischen Sätzen deutlich gemacht
werden kann. Im Denkm. Jac. p. 112 wird von dem
Wesen gesprochen, das sich erst später zum persönli-
chen Gott verklärt, und das man eben deswegen entwe-
der gar nicht Gott nennen solle oder nur *implicite*, wäh-
rend der persönliche Gott *explicite* Gott sei. — Oder
in andrer Form: Gott sei das A und O, aber etwas An-
dres als A und etwas Andres als O. In dieser Rede-
weise, die Hrn. S. vielleicht geläufiger ist, hiefse jener
Satz: Gott (als O) ist nicht ohne Welt. — Was ferner
die sogenannte Bedürftigkeit (eine unpassende Katego-
rie, eben so wie Egoismus) Gottes betrifft, so verwei-
sen wir auf die Stellen bei Schelling philos. Schr. p. 438.
Dafs die Scheidung der Principien nothwendig, damit
Gott als Geist offenbar werde p. 452. Dafs ohne sie keine
Beweglichkeit der Liebe u. s. f.

3. „Das Verhältnifs Gottes zur Welt sei drum kein
logisches, sondern ein reelles," ein Satz, der besonders
gegen Hegel gerichtet sein soll. — Obgleich der Gegen-
satz zwischen Subject und Object, Denken und Sein
nach dem Verf. Problem der *neuern* Philosophie gewe-
sen ist, und seine Lösung in derselben gefunden hat,
(im Ich), und man daher von demjenigen, der in der
neusten steht, voraussetzen sollte, dafs er um so mehr
über ihn hinweg sei, so erscheint doch dieser Gegen-
satz im ganzen Werke als ein ganz unüberwindlicher,
das Gedachte ist dem Vf. ein nur Subjectives, Gedanke
und Objectives, Logisches und Reelles schliefsen sich
ganz aus. Und da nun das Logische als das den Irr-
thum Hervorbringende erscheint, so wird, da leider in
der christlichen Lehre der Logos diese Rolle spielt, öf-

ter mit grofsem Nachdruck behauptet, dafs die Uebersetzung des Faust die richtige sei, dafs Logos = That sei. Dennoch bleibt der Vf. dieser Uebersetzung nicht treu, und indem er den λογ. ἐνδιάθετος und προφορικὸς unterscheidet, bestimmt er jenen als die *Vernunft* Gottes und diesen als die Welt*vernunft*. Um nun aber doch das Verhältnifs zwischen der Vernunft Gottes und der Welt zu bestimmen, stellt der Vf. es so: die Vernunft ist die Folge der Freiheit, die Welt gleichfalls Folge der Freiheit, *mithin* die Welt nur mittelbar Folge der Vernunft p. 88 (!). Wenn es mit der strengen Disjunction zwischen Logischem und Reellem seine Richtigkeit hat, so ist dies ein sehr reeller Satz! Daraus, dafs beide gemeinsame Wurzel haben, liefse sich mit demselben Recht (oder vielmehr Unrecht) folgern, dafs die Vernunft Folge der Welt sei; — oder: wenn die Welt eine Folge der Vernunft, beide aber Folgen der Freiheit sind, so kann die Welt nur *unmittelbar* Folge der Vernunft und nur durch sie d. h. *mittelbar* der Freiheit sein. —

4. „Deswegen gebe es auch von diesem Verhältnifs (wie von allem Speculativen) keine Erkenntnifs *a priori*, sondern nur *a posteriori*." Obgleich der Verf. ganz richtig p. 29 gezeigt hat, dafs beide nur durch eine Abstraction bei Kant ihr Verhältnifs behaupteten, hat er selbst ihr Verhältnifs nicht genau bestimmt. Indefs scheint es, als verstehe er unter Erkenntnifs *a posteriori*, was man im gemeinen Leben positives Wissen nennt, d. h. ein Wissen von einem Factum ohne die Einsicht in die Nothwendigkeit. Merkwürdig bleibt aber dann eine Stelle p. 58, wo gesagt wird, dafs wir durch den historisch erschienenen Christus so in das göttliche Auge gerückt seien, dafs wir in ihm Alles schauen," — sieht denn nun das göttliche Auge auch nur *a posteriori*, oder wenn nicht, kann man da sagen, dafs wir in sein (doch *a priori* erkennendes) Auge gerückt seien? Die Stelle von Schelling, die der Verf. anführt, ist gar nicht schlagend. Man kann das zugeben, dafs die Philosophie, was *a posteriori* erlangt ist, *a priori* darstellt. Man meint der Nichts voraussetzenden Philosophie einen tödtlichen Streich versetzt zu haben, wenn man zeigt, dafs sie nicht durch *generatio aequivoca* entstanden ist. Dafs die Philosophie Product und Resultat der Geschichte ist, dafs also zur Möglichkeit der Philosophie die Geschichte vorausgesetzt wird, hat noch *nie* Einer, am wenigsten ein Philosoph geleugnet. Etwas Anderes ist freilich, ob *sie selbst* dies ausdrücklich a Voraussetzung hinzustellen und damit anzufangen hab was Viele zu folgern scheinen. Die Philosophie *ist posteriori*, daraus folgt nicht, dafs sie alles *a posteri darzustellen* hat, was auch Schelling in jener Stelle nic behauptet. In der That hiefse dies, um in des Verf Redeweise fortzufahren: statt durch das göttliche Aug in welches wir gerückt sind, zu *sehen*, geschlofsnen Au ges *nur* davon reden, wie wir hineingekommen sind.

5. „Der Weltprocefs sei kein logischer, — wie de überhaupt im *Denken*, d. h. subjectiven Operiren, d Wort Procefs keinen Sinn habe. Hegel mache dar den Prozefs der Potenzen in der Natur zu einem wi kürlichen Verbinden und scheinbaren Uebergehen log scher Kategorien." Wenn nicht die Logik in der Na tur nachgewiesen werden soll, so folgt allerdings gu consequent daraus, was der Verf. p. 149 sagt, dafs e *eigentlich* keine Stufen in der Natur gebe, sondern n qualitativ anders Bestimmtes. Wenn die qualitative Ve schiedenheit *so* gefafst wird, dafs sie das Stufenverhält nifs aufhebt, so fällt damit das Princip einer jeden Na turphilosophie, und Alles zerfällt in blofse Atome. Wi aber dann der Verf. p. 10 den Menschen den Einheits punct nennen kann, der alle *Stufen* der Natur in sich habe, und wie er den oben angeführten Satz gegen Schelling vertheidigen will, etwa gegen philos. Schr. p. 435 und 436, — ist ein Räthsel.

6. „Die Persönlichkeit Gottes zu erkennen sei da Ziel der ganzen Philosophie. Die Religionsphil. könn ihren Zweck, die geschichtlichen Religionen zu begrei fen, nur erreichen, indem sie das Wesen der christli chen Religion festhalte. Dies fehle bei der vorau setzungslosen Hegelschen Religionsphilosophie, die des halb ganz fundamentlos sei." Hierfür sollen nun fol gende Sätze sprechen; „Nach Hegel sei Gott *Resultat*, und zwar nicht aus *sich*, sondern aus der (unbewufsten) logischen Idee und der Welt." Der Verf. erlaube m Denkm. Jac. p. 95 zu erinnern: „die welche einen ein für alle Mal *fertigen*, d. h. todten Gott annehmen, . . . sollten sich nicht ins Philosophiren mischen. *Ebendas.* 112 ist Gott als das A, welches sich *noch nicht* zum per sönlichen Gott verklärt hat, doch ein Bewufstloses, au dem das Bewufste Resultat ist. — Philos. Schr. p. 482 Der Wille des Grundes ist kein bewufster. Ebendas. p. 496 „das ideale Princip ist *nun* erst ganz persönliches Wesen" u. s. f. — Ferner wirft der Verf. Hegeln vor,

la er keine Persönlichkeit des Menschen annehme, ligion drum nicht in einer Vereinigung mit Gott, i einem Verschwinden in ihm bestehe." Dazu itirt Religionsphilos. I, 120, wo steht, dafs das l als endliches aufhebe, *sich* zu Grunde richte. was *sich* aufhebt, *ist* doch wohl. Auch scheint rf. den Begriff des *Aufhebens* und zu *Grunde* i bei Hegel gar nicht zu kennen. — Ferner: „Stärnoch nie der Gegensatz gegen die Religion ausben, als indem man sage, dafs Gott in der Relich selber wisse." Wenn das ist, so ist es eine ise Lehre, dafs der *h. Geist* in uns den Glauben lafs es nur der *göttliche Geist* in uns ist, der die der Gottheit erforscht, dafs *Christus* (und nicht uns *lebt* (und also auch wirkt und Gott erkennt is). — Endlich kommt denn auch der vielbesprosatz zum Vorschein, dafs Hegel die Unsterblichgne. Dies scheint dem Verf. so gewifs, dafs er i Stelle anführt, wo H. sagt, dafs die Unsterblichgenwärtige Qualität sei. Wenn dies nicht wahr weifs ich nicht was der Verf. mit den Stellen Schr. anfängt, wo steht, dafs, wer glaubt, das Leben (schon) *hat*, — oder: das *ist* das ewige , dafs sie dich und Christum erkennen, oder: Wer glaubt, *ist* schon gerichtet u. s. f.

es wären nun die allgemeinsten Umrisse des po-Systems, von dem das Heil zu erwarten sei. dauern erkennen wir unter andrer Maske eine e Erscheinung. Wie vor etwa drei Decennien nnte Naturphilosophen ihr Unwesen trieben mit *priori*, so fängt itzt ein fanatisches Predigen Erkenntnifs *a posteriori* in der Philosophie an. geschah es, dafs während sie der Erfahrung spotie *Gedanken* ganz ausgingen, und wider Willen alt ihrer Lehre nichts war, als spärlich aufge-*empirische* Einzelheiten, die sie in ihre Schubthaten. *Itzt* wird nur vom Realen gesprochen n Gegebnen, das begriffen werden soll, aber s die Sprecher es angreifen, und Ernst machen die Probleme der Natur u. s. f. zu erkennen, sen ergehn sie sich in verkümmerten Reflexior das Wissen vom Realen; bei dem Genörgel kennen *a priori* und *a posteriori* vergifst man und kommt statt in die Sachen nur in die all-, höchstens die specielle — Einleitung. Recht e, einleitende, aber eigentlich der Philosophie exoterische Fragen treten so in die Stelle der Philosophie selbst, und dabei ist nichts *mehr* verschwunden, als — das Reale. — Und auch darin endlich mufs man eine Aehnlichkeit zwischen beiden Erscheinungen erkennen, dafs Beide Schelling zu *ihrer* Autorität herabsetzen wollten. Aber eben weil wir seine vornehme Natur kennen, müssen wir hoffen, dafs der, welcher damals unbarmherzig gegen sogenannte Schüler auftrat, auch itzt, bei *dieser* Verirrung, bald mit einem gewaltigen: *Quos ego* — die leichten Luftgeister erschrecken werde.

Was endlich das *Formale* des Werks betrifft, so macht der Vf. selbst in der Vorrede auf viele und grofse Mängel der Form aufmerksam, und weissagt, dafs diese um so mehr würden angegriffen werden, je mehr man sich durch den Inhalt getroffen fühle. Soll das eine Taktik zum Einschüchtern sein? Auf die Gefahr hin, vom Vf. für einen Getroffenen gehalten zu werden, stimmt Ref. ihm völlig bei, dafs das Werk an grofser Breite und Weitschweifigkeit leidet und der strengen Form, die man von einem wissenschaftlichen Buch erwartet, *gänzlich* ermangelt. Nur eine Bemerkung sei noch erlaubt. Mit Recht setzt man von jedem Schriftsteller voraus, dafs er sein Werk nicht für vollkommen halte, aber wenn man ein deutliches Bewufstsein hat, wie der Verf., *welches* die Fehler sind, und dennoch sie nicht verbessert, so ist das, mildest gesagt, eben keine Achtung gegen das lesende Publicum.

Dr. Erdmann.

LXX.

Ueber die Behandlung der bayerschen Geschichte. Von Dr. Georg Thomas Rudhart. Hamburg 1835, *bei Perthes.*

Die Spezialgeschichte der heutigen deutschen Bundesstaaten, besonders die der gröfseren unter ihnen, bietet für die wissenschaftliche Behandlung in der That so manche erhebliche Schwierigkeit dar. Verhältnifsmäfsig scheint in dieser Rücksicht die Geschichte *Bayern's* eine der leichteren zu sein; die Bewohner des Königreiches sind, die ursprünglich slavische Bevölkerung im östlichen Franken und in der Oberpfalz abgerechnet, rein deutschen Stammes; auch haben die drei, nunmehr unter einem Scepter vereinigten, Völker der Bayern, Schwaben und Franken, schon seit frühen Zeiten her in vielfacher Beziehung eine gemeinsame Geschichte, da sie zu denjenigen Stämmen gehören, welche am Frühesten zu einem deutschen Reiche verbunden worden sind. Viel schwerer dürfte die Behandlung der *preufsischen* Geschichte sein; ein wie geringer historischer Zusammenhang

findet zwischen Litthauen und Westfalen oder zwischen dem alten Herzogthume Preufsen oder Posen und den Rheinlanden Statt! Und wie häufen sich hier diese Schwierigkeiten, sobald man etwa auch auf die Rechtsgeschichte Rücksicht nimmt, während sich für Bayern aus den angegebenen Gründen die Verhältnisse viel einfacher gestalten. Dennoch aber dürfen wir die Aufgabe: die richtige Behandlungsweise für die bayersche Geschichte zu finden und durchzuführen, als eine schwierige bezeichnen. Der Grund davon liegt aber nicht in dem Stoffe selbst, sondern hauptsächlich in einer tief eingewurzelten Meinungsverschiedenheit und in einem grofsen Widerstreit der Ansichten über die Behandlung dieses Stoffes, obschon auch über den Umfang desselben Zweifel erhoben worden sind. Der Verf. hat sich indessen dadurch nicht zurückschrecken lassen, seine Ideen und Vorschläge offen und unumwunden, jedoch in würdiger und unverletzender Weise auszusprechen, und es ist ihm, unsers Dafürhaltens, gelungen, die Richtigkeit seiner Ansichten bis zur Evidenz darzuthun. Die kleine Schrift, nicht von Partheisucht dictirt, sondern in der Ruhe gründlicher historischer Forschung verfafst, enthält auf ihren hundert und achtzehn Seiten aufserordentlich viel Gutes und, obgleich sie vorzugsweise von Bayern handelt, doch auch so manchen Fingerzeig für die Behandlung der Spezialgeschichte überhaupt. — Das Verdienst dieses Buches ist bereits in einer andern Zeitschrift (*Bayr. Annalen.* Jahrg. 1835. N. 3.) gewürdigt worden; fast fühlen wir uns gedrungen das dort gespendete Lob, insonderheit in Betreff der eingeschalteten Digression über die Bojer (S. 72—112) noch unbedingter auszusprechen.

Der Verf. beginnt mit einer literar-historischen Uebersicht dessen, was bisher für die Geschichte Alt-Bayerns geschehen ist. Er macht hier insbesondere auf den historiographischen Vorrang aufmerksam, welchen Bayern in früherer Zeit behauptet hat. Doch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts trat hierin ein Stillstand ein, bis dafs Churfürst Maximilian III. Joseph von Neuem das Studium der vaterländischen Geschichte belebte. Gleichsam durch das Wort jenes Fürsten: „ohne rechte Vaterlandsgeschichte keine rechte Vaterlandsliebe" erweckt, wurde von vielen ausgezeichneten Männern die Hand ans Werk gelegt, und die Leistungen, welche vornehmlich von der Akademie zu München für die bayersche Geschichte ausgingen, waren so bedeutend, dafs jetzt, wo ohnehin ein so grofser Aufschwung der Wissenschaften vor sich gegangen ist, ganz andere Anforderungen an einen bayerschen Historiographen gemacht werden können und müssen, als ehedem. Als eine überaus bedeutende Erscheinung dürfen auch hier die *Monumenta Boica* nicht übergangen werden; sie können allerdings vielen Ausstellungen, die sie mit Recht verdienen, nicht entzogen werden, allein dennoch sind sie eine überaus schätzbare Sammlung; was würde Deutschlands Geschichte gewinnen, wenn wir daneben auch *Monumenta Austriaca* oder *Borussica* hätten! Jene Anforderungen an den bayerschen Geschichtschreiber sind indessen auch noch durch einen andern Umstand um Vieles gesteigert worden, indem die früherhin ganz einfache Aufgabe, die Geschichte Alt-Bayerns zu beschreiben, sich jetzt, da das bayersche Königshaus viele ne[ue] Erwerbungen gemacht hat, doch mindestens zu einer dreifach[en] umgewandelt hat, indem nunmehr schwäbische und fränkisch[e] Geschichte ebenfalls berücksichtigt werden mufs. Allein bi[s] eben entstand die Frage, welche zu dem bekannten heftig[en] Streite zwischen v. Stallhausen auf der einen und Mannert u[nd] dem Ritter von Lang auf der andern Seite, die Veranlass[ung] gegeben hat, die Frage nämlich, welche v. Stallhausen vernein[t], ob die Geschichte der neuen Erwerbungen in die bayersche G[e]schichte mit aufgenommen werden solle? Nur in so fern wol[lte] der zuletzt genannte Gelehrte diese Provinzialgeschichten b[e]rücksichtigen, als mehrere der neueren Acquisitionen schon fr[ü]her einmal bayersche gewesen seien. Indem nun der Verf. si[ch] unbedingt für die Aufnahme der Provinzialgeschichten erkl[ärt,] kommt er weiter auf die Frage: in welcher Weise diese Au[f]nahme geschehen solle? und prüft darauf die einzelnen System[e,] welche sich hier befolgen liefsen. Die Methode des Einzelv[or]trages der Schicksale der drei nunmehr verbundenen Stäm[me] würde offenbar keine bayersche Gechichte, sondern vielmehr d[rei] Spezialgeschichten liefern; mehr Vortheile scheint die Einsch[al]tungsmethode zu gewähren. Wir wollen diese freilich kein[es]weges sehr rühmen, indessen sie ist doch bei der Geschich[te] andrer Staaten z. B. Oestreichs und Preufsens viel anwendba[rer] als bei der bayerschen. Die österreichischen und preufsische[n] Acquisitionen sind ganz allmählig zusammengekommen, die baye[r]schen aber sämmtlich zu Anfang dieses Jahrhunderts. Dort läf[st] man sich's eher gefallen, wenn bei Gelegenheit einer neuen E[r]werbung die Geschichte des acquirirten Bestandtheiles ab o[vo] begonnen wird, allein bei der bayerschen Geschichte führ[t] diese Methode doch in ihrem Hauptresultate auf die des Ei[n]zelvortrages, denn es würde bis auf die neueste Zeit er[st] bayersche, dann schwäbische und dann fränkische Geschich[te] erzählt werden müssen und endlich mit König Max I. würde d[ie] gemeinschaftliche Geschichte beginnen können. Dagegen bie[tet] die synchronistisch-ethnographische Methode, für welche der V[erf.] sich entscheidet, nach welcher die Geschichte aller drei Volk[s]stämme jedesmal innerhalb eines gewissen Zeitraums vorgetr[a]gen wird, die wesentlichsten Vortheile dar; augenscheinlich i[st] es hier auch am besten, wenn man eben die Zeitabschnitte au[s] der deutschen Reichsgeschichte entnimmt. Die Frage, wo ma[n] nun aber die bayersche Geschichte zu beginnen habe, wird bi[s]her von den Geschichtschreibern sehr verschiedentlich bean[t]wortet, indem von Vielen die Geschichte der alten Bojer in mö[g]lichster Ausführlichkeit vom Jahre 600 v. Chr. Geb. ebenfal[ls] in den Kreis bayerscher Geschichte hineingezogen wird. D[er] Grund davon liegt darin, dafs man die Bojer für die Voreltern der heutigen Alt-Bayern hält und diese, nach Verschiedenh[eit] der Meinung: ob die Bojer Celten oder Germanen waren? f[ür] celtischen oder germanischen Ursprungs erklärt. Diesen Ansi[ch]ten stellt nun der Verf. in der oben erwähnten Digression ü[ber] die Bojer eine dritte gegenüber, wonach er das Bojerthum [in] keinerlei Weise als die Grundlage der bayerschen Geschich[te] betrachtet wissen will. Er beweist, dafs die früher von d[en] Bojern bewohnten Gegenden völlig romanisirt worden seien, u[nd] dafs daher auch die Germanen bei ihrer Ankunft es hier s[chon] nur noch mit Romanern zu thun gehabt haben. Dafur zeu[gen] auch vornämlich die Sprachverhältnisse, sowohl in Tyrol als [in] der Schweiz; je nachdem die Germanen mehr oder wen[iger] weit in den Alpen vorgedrungen sind, ist in dem Gebirge d[ie] oder die romanische (oder ladinische) Sprache die herrschen[de] geworden. —

Was schliefslich die Zeitabschnitte, welche der Verf. [ge]wählt hat, anbetrifft, so halten wir dieselben für durchaus p[as]send und es bliebe unsern Wünschen nach weiter nichts übr[ig] als die Ausführung einer bayerschen Geschichte nach den [in] diesem Schriftchen niedergelegten Ideen. Allem Vermuthen na[ch] dürfen wir dies als Vorläufer eines vollständigen Werkes üb[er] bayersche Geschichte aus der Feder des Verf. betrachten u[nd] wir werden uns aufrichtig freuen, wenn er uns bald Gelegenh[eit] gäbe, davon ausführliche Anzeige zu machen.

G. Phillips

№ 74.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

LXXI.

Embryologie ou Ovologie humaine contenant l'histoire descriptive et iconographique de l'oeuf humain par Alf. A. L. M. **Velpeau**, *chirurgien de l'hôpital de la pitié etc.* **Paris** 1833. *Fol. avec quinze planches.* —

Wenn es die Pflicht des gerechten und billigen Recens. fodert sich nicht nur mit den Ideen und Resultaten des beurtheilten Werkes genau bekannt zu machen, und mit seinen eigenen Ansichten Vergleiche anzustellen, sondern auch auf die äufseren Verhältnisse, unter denen ein litterarisches Produkt entstanden und gepflegt worden, Rücksicht zu nehmen und so zwar einerseits den allgemeinen Maafsstab des zur Zeit geltenden wissenschaftlichen Standpunktes anzulegen, andrerseits aber dieses nothwendige Maafs nicht bis zur Einseitigkeit zu treiben, sondern möglichst zu specialisiren und zu individualisiren: so müssen wir bei Anzeige vorliegender Schrift um so mehr dieser Regeln eingedenk sein, je mehr mit Recht die verschiedensten Urtheile über Velpeau's Arbeit gefällt worden sind. Denn während in Frankreich diese Leistung mit dem Preise der Physiologie gekrönt worden, dürfte mancher fremde Leser, vorzüglich der deutsche, kein so günstiges Urtheil fällen, ja in gewisser Beziehung sich des Tadels zu enthalten nicht im Stande sein. Und doch sind keiner Partei Vorwürfe zu machen, da der verschiedene Geist der Recensenten verschiedene Anforderungen zu stellen sich berechtigt fühlt. Einige einleitende Worte mögen diese Differenz näher beleuchten.

Zuvörderst ist in Erinnerung zu bringen, dafs Velpeau über Entwickelungsgeschichte geschrieben und in Frankreich geschrieben hat. Dieser Zweig anatomisch-physiologischer Wissenschaften, dessen Ausbildung und Pflege der neuesten Zeit besonders angehört, ist mit Recht im engern Sinne ein Eigenthum Deutschlands zu nennen. Denn hier haben nicht blofs im vorigen Jahrhundert Haller, Wolff, Sömmering und Andere Reihen ausgezeichneter Beobachtungen gemacht, sondern hier wurde dieser Disciplin durch Döllinger, Pander, d'Alton, v. Baer, Rathke, Huschke, Burdach u. A. die wissenschaftliche Form gegeben, so dafs es sich nicht mehr um blofs vereinzelte Facta, um anatomische Besonderheiten handelte, sondern ein systematisches durch das gesammte Thierreich hindurchzuführendes Ganze hervorging, wie es besonders Burdach in dem zweiten Theile seiner Physiologie geliefert hat. Wenn daher auch die frühesten Entwickelungszustände des Menschen noch viel zu wenig gekannt sind, um z. B. durch Beobachtung über die Urverhältnisse der drei Blätter der Keimhaut u. dgl. entscheiden zu können, so ist es doch eine mit Recht angenommene Analogie, welche auch auf das höchste Wesen der Schöpfung Verhältnisse überzutragen uns gestattet, die sich als allgemeine Phänomene der Thierwelt überhaupt zu beurkunden scheinen. Da aber die Untersuchung menschlicher Früchte der genaueren Beobachtung und scientifischen Auffassung der Entwickelung der Vögel und Säugethiere voranging, so erhielt dadurch die Evolutionslehre des Menschen zwar mehr Zuwachs an mehr oder minder interessanten Details, allein es fehlte ihr jene höhere innere Verbindung und Einigung, welche ihren wissenschaftlichen Werth wahrhaft begründet, die Einzelheiten richtig auffassen, und gehörig deuten und Täuschung vermeiden läfst, welcher der blofs nach vereinzelten sogenannten Beobachtungen tappende Geist unterworfen ist. Dieser frühere Standpunkt ist es aber, auf welchem diejenigen Naturforscher heute stehen, bei denen die von der Würzburger Schule ausgegangenen Ansichten noch keinen Eingang gefunden, oder gar mifsverstanden worden sind. Grade dieses ist aber in Frankreich der Fall, wie nicht blofs die vorliegende Schrift, sondern auch die neuesten Arbeiten von Breschet, Coste und Delpech

hinlänglich zeigen. Es wäre daher zum Wenigsten ein gegen Velpeau's Person gerichtetes Unrecht, ihm in dieser Beziehung Vorwürfe machen zu wollen.

Ein anderes Moment zur Beurtheilung vorliegender Schrift giebt die Geschichte ihrer Entstehung. Theils mit Breschet und Dutrochet gemeinschaftlich, theils auch gleichzeitig hatte der Verf. seine Untersuchungen angestellt, und die Resultate seiner Beobachtungen im Jahre 1824 der philomatischen Gesellschaft, in den Jahren 1827 und 1828 der Akademie der Wissenschaften zu Paris mitgetheilt. Von da war ein vollständiger Auszug in die *Annales des sc. naturelles* 1827. p. 172—193 gekommen, der auch in Deutschland in Heusingers Zeitschrift Bd. 2. übergegangen ist. Um diese Zeit aber waren nicht nur die Schriften von Döllinger, Pander u. A. gar nicht, sondern selbst die einzelnen Beobachtungen über Entwickelung des Menschen von Meckel, Oken, Bojanus u. A. nur wenig, besonders in Frankreich gekannt, so dafs es uns nicht wundern darf, wenn hier in Deutschland schon bekannte Theile und Resultate für neu gehalten und ausgegeben werden. Man sieht daher, wie sehr der Deutsche in seinem Urtheile über Velpeaus Leistungen von dem Franzosen abweichen mufs, da für diesen schon wegen der Menge der in seinem Lande angestellten Beobachtungen dieselben von Wichtigkeit sein müssen. Abgesehen davon gewinnt aber die vorliegende Arbeit dadurch an Werth, dafs ein möglichst vollständiges kritisches Repertorium der Litteratur in derselben enthalten ist. Eine Zugabe, welche besonders der gegenwärtigen Ausgabe der Velpeauschen Ansichten angehört. Eine kurze Betrachtung des Inhaltes möge nun zunächst das Gesagte bekräftigen und zu manchen einzelnen Bemerkungen Gelegenheit geben.

Nachdem der Verf. in der Vorrede Einiges über die Schwierigkeiten der Untersuchungen über die Entwickelungsgeschichte gesprochen (p. 1—4), giebt er in der Einleitung eine kritische Uebersicht der Litteratur, welche vorzüglich polemisch gegen Manche seiner Landsleute, besonders gegen Breschet gerichtet, und offenbar nicht ohne Partheigeist und die zu Arbeiten der Art nothwendige Ruhe geschrieben ist. Ueberhaupt verfällt Velpeau, wie in der Regel sonst Leute, welche auf einen einzelnen Gegenstand alle ihre Aufmerksamkeit richten, in den Fehler, dafs er Alles, was seiner Ansicht widerstreitet, nicht blos tadelt, sondern mit Ungestüm und ohne zureichende Gründe verwirft. Beispiele die Art geben seine Urtheile über Dutrochet, Burdach u die am Schlusse p. XXVIII. hinzugefügte Synonym tabelle der *decidua vera* und *reflexa* stimmt ganz der von Breschet in seiner Abhandlung über die *decid* in den *Mém. de l'acad. roy. de Médecine Vol.* 1832. 4. p. 113 gegebenen überein.

Das Werk selbst zerfällt in zwei Abtheilung 1. Von den Anhängen des Fötus, nämlich Membran *Caduca*, *Chorion* und *Amnion*; Blasen: Nabelblase, *lantois* und *Erythrois*; Circulationsorgane: Nabelstr und Placenta, und 2. von dem Fötus selbst. Doch diese letztere, welche hier etwas kurz ausgefallen, ter ausführlicher behandelt werden. Die Decidua (p bis 10) hält bekanntlich Velpeau für eine nicht mit keinen Gefäfsen, sondern mit keiner Structur gabte Haut, und schlägt für sie den Namen *Membr anhiste* vor. Allein abgesehen davon, dafs er den weis, der allein durch feine Injectionspräparate zu fi ren ist, schuldig bleibt, würde diese Haut, selbst we sie geweblos wäre, sich eben dadurch nicht von manch andern Membran des Körpers unterscheiden, da z. die Linsenkapsel eben in demselben Falle ist. Am En hat auch V. hier einen neuen Namen zu den vielen, welch die *Caduca* führt, hinzugefügt. Dafs er alle Oeffnunge in derselben, also weder an dem Muttermunde, noch a den Trompeten läugnet, ist nach Rec. eigener Erfahrun ganz richtig, da die angeblichen Oeffnungen in frühen Zeit bestimmt nicht existiren und nur bei minder v sichtiger Behandlung durch Zerreifsen entstehen. D *reflexa* läfst er durch Einstützung aus der *decidua* he vorgehen, ganz so wie es besonders schon Bojanus der Isis schematisch dargestellt, wiewohl vor ihm sch Moreau dieselbe Idee deutlich aussprach. Allein obglei Rudolphi, Wagner, Burdach, Joh. Müller u. A. dies Ansicht beitreten, so mufs Rec. doch offen bekenne dafs die genügende Seite von Präparaten als Bewei mitteln gänzlich noch mangele. Denn abortirte Ei deren Eihüllen meist degenerirt oder zerstört sind, kö hier eher irre leiten, am wenigsten aber beweisen. Da Chorion (p. 10—23), welches der Verf. für eine For setzung der Epidermis des Fötus gehalten hat, ist nac seiner wiederholten berichtigenden Beobachtung kein solche, sondern eine für sich bestehende Membran welche jedoch den Nabelstrang bis zum Fötus beglei ten soll. Doch ist diese letztere Angabe, wie man i

tschland schon längst weifs, unrichtig. Das Chorion lie Eischaalenhaut des menschlichen und des Säugereies. Wenn nun aber vermöge der Eigenthümlichdes Säugethieres das Ei desselben in unmittelbare vielmehr genaue Berührung mit den Produktionen Gebärmutter treten soll, so müssen die Produktioder Frucht in die Eischaalhaut an der correspondiken Stelle eindringen, und dieselbe vor sich trei- — ein Verhältnifs, welches möglichst genau darzuen, besonders v. Bär und Burdach sich bemüht ha- Der Streit ob das Chorion selbst aus mehreren tern besteht, oder wie V. behauptet, nur aus einem, mehr ein Wortstreit, als in der Natur der Sache bedet. Denn Lamellen anzunehmen ist künstlich und fässig und erinnert an längst verflossene Zeiten, man auf willkürliche Weise jedes kleine künstlich sbare Blatt, z. B. an dem Penis eine Lamelle oder *involucrum* nannte. Solche Distinctionen haben nur n Schein von Genauigkeit an sich, sind aber in der t, wie alles Willkürliche, jeder wahren Wissenschaft ct entgegengesetzt. Die Resultate seiner Beobachgen über das Amnion (p. 23 — 32.) sind zum Theil r verfehlt. Merkwürdig ist es in der That, wie sehr nig auf die wahre Genese dieser Haut, welche so ht aus dem Hähnchen und den Säugethieren zu eren ist, von Manchen Rücksicht genommen wird. So t sich selbst F. H. Weber zu Pockels ganz und gar ähnlicher Idee hin, und selbst Velpeau scheint zum il durch dessen Angaben verleitet worden zu sein. den wichtigsten Abschnitten des ganzen Werkes geder über die Nabelblase (p. 33 — 45.), deren Contiät mit dem Darme der Vf. mit Recht vertheidigt, n ihm mehrere Male gelungen ist, wie Hunter zum il schon gethan und wie es später Joh. Müller, Biff und Anderen geglückt, das Contentum derselben en Darm überzutreiben. Bekanntlich stützt sich auf es Factum zum Theil die Analogie der Nabelblase dem Dottersacke der Vögel, und wenn auch der nicht der Erste ist, welcher diesen Beweis geführt so müssen wir doch offen bekennen, dafs er sich in er Beziehung würdig an Oken, Meckel, Bojanus, er, Baer, Burdach, Joh. Müller u. A. anschliefst. etziger Zeit dürfte überhaupt die Sache als ausgeht anzusehen sein, da, so viel uns bekannt, nur er in Bonn mit ungleichen Waffen die alte Emtsche Ansicht vertheidigt. Uebrigens verdient die Beschreibung, welche der Vf. von diesem Organe aus verschiednen Zuständen der Entwickelung giebt, alle Achtung und den Dank der Wissenschaft. Unter dem Namen Allantois (p. 52.) wird jene gallertartige, mit Fäden durchzogene, zwischen Chorion und Amnion befindliche Masse, welche Wrisberg schon kannte, beschrieben. Allein mit mehr Recht deuten, wie wir glauben, diesen Theil, Pockels, Joh. Müller, Bischoff u. A. für das Eiweis, welches Cuvier schon bei den Säugethieren gefunden, v. Bär in dieser seiner Bedeutung nachgewiesen, und von dem Velpeau selbst sagt (p. 55.), dafs er eine ähnliche Masse, wie der *suc reticulé*, in sehr jungen Eiern des Schaafes gefunden habe. Ueberhaupt mufs die Streitfrage wegen Allantois des Menschen durch neue vielfache Untersuchungen beigelegt werden, und dürfte am Wenigsten, wie es in neuester Zeit ein junger Schriftsteller gethan, dadurch entschieden werden, dafs man eine alte Hypothese in neue Worte kleidet, und für seine eigene grofse Entdeckung ausgiebt. Gegen die Existenz einer wahren *vesicula erythroides*, wie sie Pockels angenommen, spricht sich der Vf. mit Recht eben so aus, wie es in neuester Zeit Seiler, Joh. Müller u. A. gethan. (p. 57.) Von minderer Bedeutung ist dasjenige, was von dem normalen Nabelstrang gesagt wird (p. 61 — 62.). Wichtiger dagegen dürften die Bemerkungen über die Anschwellungen desselben sein, — eine Erscheinung, auf welche früher schon Christian Burdach, Böhmer, Sömmering, die beiden Meckel, Vater und Sohn, Müller u. A. hingewiesen haben. Ebenso nimmt die Abhandlung über die Placenta (p. 63 — 74.) eine im Ganzen untergeordnete Stelle ein, da der Hauptnachweis ihrer Structur, feine Injectionen, wie sie in Deutschland in neuester Zeit F. H. Weber geliefert hat, fehlen. Einen nicht erfreulichen Beweis, wie weit jene oben bezeichnete Behandlungsweise der Entwicklungsgeschichte des Menschen von der Wahrheit abführen kann, liefert der zweite, über die Entwickelung der Frucht handelnde Abschnitt. Hier wird nach macerirten, kranken und entarteten Früchten geurtheilt, ohne in genauerem Verhältnifs der allerersten Organbildung, die der Keimhaut und dgl. näher einzugehen. Es wäre unnöthig, hier Beispiele der Art und Beweise anzugeben, da der, der wissenschaftlichen Entwickelungsgeschichte kundige Leser, auf jeder Seite dieselben leicht auffinden kann.

Die 15 dem Werke hinzugefügten Steindrucktafeln

enthalten theils eine Auswahl von Copieen, theils Originalabbildungen, die sich aber auch als solche zum Theil in Breschets Abhandlung über die *decidua* wiederholen. Die Ausführung der Steindrücke ist in jeder Beziehung meisterhaft zu nennen. Nur kann mit Recht ausgesetzt werden, dafs in den Originalzeichnungen Velpeau's fast kein gesundes Ei sich befindet. Ja bisweilen sind fast gänzlich macerirte Embryonen, wie Taf. 4. Fig. 4. als Basis zu Schlüssen gebraucht worden.

Sollen wir daher kürzlich über Velpeau's Arbeit unser Urtheil fällen, so dürfte dasselbe in folgenden zwei Sätzen enthalten sein:

1. Von allgemein scientifischem Standpunkte betrachtet fehlt ihm die Idee einer wissenschaftlichen Entwickelungsgeschichte — ein Vorwurf, welcher mehr Frankreich überhaupt, als Velpeau insbesondere zu treffen scheint.

2. Der ganzen Art und Weise der Behandlung des Werks sieht man es wohl an, dafs kein Physiolog, sondern ein Wundarzt und Geburtshelfer dasselbe geschrieben, da ihm jener ruhige naturwissenschaftliche trennende und wiederum einende Geist abgeht. Wir sehen daher voraus, dafs, so sehr auch V's. Werk seinen Collegen gefallen, der Physiologe ihm zwar auch sein verdientes Lob nicht streitig machen, aber seine wesentlichen Mängel nicht übersehen wird.

Schliefslich ist noch zu bemerken, dafs dieses Jahr eine deutsche Uebersetzung der Embryologie von Karl Schwabe erschienen, in welcher mit Recht die unnöthigen Excurse über Breschet hinweggelassen worden. Schon der bei Weitem geringere Preis ist ein Mittel, um diesem manches Gute enthaltenden Werke weiteren Eingang zu verschaffen. Die Ausstattung der Uebersetzung ist im Ganzen zu loben, wiewohl der Text sowohl als die Steindrücke dem französischen Original weit nachstehen. — Purkinje.

LXXII.

Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in welthistorischer Entwicklung. Erster Band. Geschichte der Erziehung und des Unterrichts im Alterthume, von Dr. Friedrich Cramer. Elberfeld 1832. 510 *S.*

Dieses Werk ist, wie wir aus einem Zusatze des Verlegers zu der Vorrede des Verfs. erfahren, a Bände angelegt, von denen dieser erste die prakti Erziehung von den ältesten Zeiten bis auf die christ germanische umfafst, der zweite die Theorie der E hung, oder die Erziehungs-Systeme der ausgezeic testen Männer des Alterthums, die vier folgenden die Geschichte des Unterrichts und der Erziehung Mittelalter und in der neueren Zeit enthalten sollen. Trennung der Theorie von der Praxis scheint der V lediglich auf das Alterthum beschränken zu wollen, nigstens fehlt jede Andeutung eines ähnlichen Plan das Mittelalter und die neuere Zeit und doch fo die Consequenz die einmal beliebte Trennung au ganze Folgezeit auszudehnen. Aber Ref. kann Trennung überhaupt nicht billigen, weil dadurch einander gehalten wird, was innerlich zusammenge weil ferner Wiederholungen unvermeidlich werden, dem Ganzen eine unnöthige Weitläuftigkeit geben sen. Wir bestreiten keineswegs den Werth einer sammenhangenden Darstellung der Erziehungs-Theor des Alterthums, glauben aber, dafs der Plan des ga Werkes einfacher, und dem wissenschaftlichen Be nisse unserer Zeit entsprechender sein würde, wenn Verf. das Wesentliche von dem, was jetzt dem zwe Theile vorbehalten bleibt, in die Darstellung des Pra schen im ersten Theile so verwebt hätte, dafs die Th rie und Praxis ein concretes Ganzes bildeten.

Aber der Verf. hat schon in diesem ersten B jene Trennung wenigstens insofern aufgegeben, al das, was practisch bei jedem Volke geübt worden, mit den wichtigsten Schriftstellen seiner Religionsle und Philosophen zu verbinden, überhaupt aber Factische auf die inneren Gründe zurückzuführen Allein aus der Trennung der Theorie und Praxis eine Vermengung beider Seiten geworden, ein oft bö unerfreuliches Durcheinander von philosophischen flexionen, poetischen Empfindungen, historischen Ue blicken und ganz abgerissenen, oder auf verfehlte W verbundenen Einzelnheiten, überhaupt eine Vermisch des Historischen und Philosophischen, wobei das stere augenfällig gelitten hat, und das Letztere nicht genügen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 75.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

April 1835.

schichte der Erziehung und des Unterrichts in welthistorischer Entwicklung. Erster Band. Geschichte der Erziehung und des Unterrichts im Alterthume, von Dr. Friedrich Cramer.

(Fortsetzung.)

Schon die Einleitung, welche den geistigen und tlichen Entwicklungsgang der alten Welt in Umrissen stellt, läfst keinen Zweifel darüber, dafs der Vf. zur gel'schen Schule sich neigt. Wer Hegel's Vorlesun- n über Philosophie der Geschichte gehört hat, wird . des Verfs. Gallerie der Volksgeister viel Bekanntes iederfinden. Weit entfernt, ihm daraus einen Vorwurf u machen, erwarten wir gerade von der Aufgabe, im Geiste der Hegel'schen Philosophie die Geschichte der Erziehung und des Unterrichts zu behandeln, sofern sie chtig aufgefafst und gelöst wird, eine sehr dankens- erthe Bereicherung der philosophischen Weltgeschichte, er welche zwar schon früher viele geistreiche Ideen gestellt worden, die aber so lange des inneren Zu- mmenhanges entbehrten, bis Hegel der logischen Idee ch dieses Gebiet vindicirte und, wie die wissenschaft- che Geographie der neueren Zeit die natürlichen Schei- wände und Verbindungsstrafsen der Völker nachweist, rch seine Philosophie der Geschichte die Völkerindi- duen in geistigen Zusammenhang brachte. Die grofse, n Hegel auch auf dem historischen Felde mit wah- r Meisterschaft gelöste Aufgabe, alles was der Men- chengeist sich erarbeitet hat, als Offenbarung der gött- chen Idee zu erweisen, was ist aus ihr unter so me- hanisch nachbildenden Händen Vieler geworden? Sie aben ihr logisches Schema an die Geschichte angelegt, llen Entwicklungsstufen derselben anzupassen versucht, hne einmal mit der Geschichte in ihrer Unmittelbarkeit ertraut zu sein, oder aus ihren reinsten Quellen ge- chöpft zu haben; die Uebergänge von einem Volks- geiste zum anderen haben sie mit erstaunenswerther Zuversicht gebaut, und ihre Armuth und Unselbststän- digkeit durch Combinationen aus Hegel's Vorlesungen zu verdecken gesucht. Die Aufgabe, die Hegel seinen Schülern hinterlassen hat, besteht auf dem historischen Gebiete darin, dafs zuvörderst alle Stellen desselben durchforscht, und dem Geiste als sicheres Eigenthum überliefert werden, damit er das durch Studium, Gelehrsamkeit und Kritik gewonnene und geordnete Material auf speculativem Wege zu einer geistigen Welt verkläre, in welcher alles Besondere die ihm gebührende Stellung zu dem Allgemeinen erhält. Die Geistigfreien und Selbstthätigen unter Hegel's Schülern haben durch vortreffliche Leistungen dargethan, dafs durch innige Verbindung gründlicher historischer und philosophischer Bildung, die geistige Herrschaft über die Geschichte noch nach allen Seiten erweitert, bereichert und tiefer bewahrheitet werden kann, und dafs man z. B. über ein antikes Kunstwerk, oder über eine Erscheinung des politischen Lebens der neusten Zeit eigene Gedanken und Empfindungen haben und gegen die Autorität des Lehrers geltend machen darf.

Aber der Verf. gehört zu keiner dieser beiden Klassen Hegel'scher Schüler, und deutet auch nirgends an, dafs er diesem Systeme seine philosophische Bildung verdanke. Gleichwol werden unsere Leser sich vollkommen überzeugen, dafs nicht blofs die äufsere Anordnung, sondern auch der innere Entwicklungsgang in diesem ersten Bande eine zu auffallende Aehnlichkeit mit der oben erwähnten Vorlesung über die Philosophie der Geschichte hat, um nicht mittel- oder unmittelbar — was wir dahingestellt sein lassen — aus dieser Quelle abgeleitet werden zu müssen. Mögen nun unsere Leser aus der nachfolgenden Berichterstattung, ohne durch ein vorgreifendes Urtheil des Referenten befangen zu werden, entnehmen, wie viel der Verf. aus jenen Vorlesungen entlehnt, wie er dieses Entlehnte nach Mafsgabe seiner Eigenthümlichkeit behandelt, wie weit er

das Historische philosophisch durchdrungen, das Philosophische historisch begründet habe. — Nachdem in der Einleitung Erziehung und Unterricht als in geistiger Ehe betrachtet werden, von denen jene das Böse und Besondere aus dem Einzelnen ausrotte — gleich einem beständigen Exorcismus — dieser das Gute und Allgemeine einflöfse — weshalb man ihn eine fortwährende Taufe genannt hat — wird das Verhältnifs der Erziehungsgeschichte zur Natur, allgemeinen Geschichte, Religion, Gesetzgebung u. s. w. bestimmt, oder eigentlich nur der höhere oder geringere Grad ihrer Wichtigkeit für die Erziehungsgeschichte angedeutet, weshalb auch die inneren Unterschiede zwischen dieser und der politischen Gesichte der Völker nicht recht klar geworden sind, zumal wenn der Verf. die Gesetzgebung als ein Selbstständiges neben die politische Geschichte in einer von den vielen Ergiefsungen stellt, die den Leser stören und unangenehm berühren, weil die darin liegende subjective Empfindung in einer wissenschaftlichen Darstellung ein unerfreuliches Surrogat des objectiven Gedankens ist, und, indem sie sich von diesem lossagt, nur zu leicht von dem Boden der Wahrheit abirrt.

Daran knüpfen wir die Parallele zwischen den verschiedenen Stufen des Menschen- und Völkerlebens, welche der Vf. in einer höchst gezwungenen Art durchzuführen sich bemüht hat, obwohl er selbst gefühlt, dafs die Weltgeschichte in ihrem Aufsteigen von der Kindheit zur Jugend, zum Mannes- und Greisenalter viel reichere und mannigfaltigere Entwicklungsstufen in sich schliefst, als die verschiedenen Lebensperioden des einzelnen Menschen. — Betrachten wir nun die Kindheitsperiode des Menschengeschlechts und prüfen die vielfachen Analogieen derselben mit der der Individuen. In diese Periode, wo der Zustand des Kindes ein rein sinnlicher ist, und die gesammte Erziehung eine blofs sinnliche Richtung hat, gehören besonders die wilden afrikanischen und amerikanischen Völker, also im Ganzen die aufsereuropäischen und aufserasiatischen, wenn wir Asien allein, ohne seine Inseln, betrachten. Dafs bei diesen Völkern der Begriff der Zeit ganz zurücktrat, und Stämme der alten und neuen Welt, solche, von denen schon Herodot, und solche, von denen erst neuere Reisebeschreibungen Kunde geben, neben einander gestellt sind, halten wir für gerechtfertigt. Wenn aber diesem Standpunkte der Erziehung und Bildung das religiöse Bewufstsein auf seiner niedrigsten und sinnlichsten Stufe entspricht, so leuchtet uns doch nicht wie mit solchen Völkern, die dem Fetischismus erg sind, afrikanische Negerstämme auf gleiche Stufe auch nur in Eine Periode gebracht werden konnten bereits des wohlthätigen Einflusses der muhamedani Religion sich erfreuen, und schon Schulen habe len, in welchen der Koran gelesen wird.

Den Uebergang vom reinsinnlichen, blofs in i ren Zwecken befangenen Leben zu einem geistiger mehr in sich gekehrten Dasein bildet *China*. Wi Kind im beginnenden Bewufstsein über seine U bungen zuerst sein Verhältnifs zu den Eltern a so hat China, der erste Staat der Geschichte, un in Form einer Familie, in welcher das Volk s Kindesverhältnisse zum Kaiser fühlt, zu seiner G lage kindliche Liebe. Nächst dem Vater und Gr ter gebührt die gröfste Verehrung dem Lehrer, wesentlich der hohe Werth zusammenhängt, den auf Erziehung und Unterricht legt. China hat a che hohe Schulen, auch Armen- und Abendsch aber wie die ganze Verfassung „ein hinter dem M „eines Familienstaats sich bergender starrer Despo „ist, der mit der eisernen Ruthe und strengem „jede freie Bewegung, jedes Streben nach Selb „digkeit hemmt;" so wollen Erziehung und Unter nur eine äufserliche Abrichtung, ein todtes Form sen erzielen. Erst *Indien* ist die Wiege der G Wir könnten aus dem allgemeinen Urtheile des V über Indiens geistiges Princip recht viel Wahre Gelungenes beibringen; aber theils sind es nur w schaulichende Bilder, theils Sätze ohne strenge in Verbindung. So wird die Sonderung in Kasten als den Indern für göttlich geltendes Institut bezeichnet, das Warum und der nothwendige Zusammenhang ser Vorstellung mit ihrem sittlichen, geistigen und tischen Leben, also auch mit Erziehung und Unter bleiben unerklärt, wenigstens mufs der Leser di klärung sich aus nachfolgenden und in ganz ver dener Verbindung stehenden Sätzen heraussuchen.

Der Fortschritt Indiens in Erziehung und U richt gegen China liegt in der Unterordnung des n lichen Vaters unter den geistlichen Vater oder L Unbedingte Achtung und Ehrfurcht vor dem Lehrer Menu über die Pflichten der Kinder gegen die E Die dahin bezüglichen Stellen aus Menu, welche Verf. mittheilt, glauben wir als das Anziehendste in

Abschnitte bezeichnen zu können; ganz unbefrie- nd finden wir dagegen alles den Unterricht Betref- l. Grammatik, Prosodie und Mathematik, berühmte Schulen werden genannt, aber es bleibt bei leeren n und Notizen, und den Lesern anheimgestellt, in her Form und Ausdehnung er sich diese verschie- n Schulwissenschaften und Institute vorstellen will. schwankt die ganze Darstellung zwischen dem als und Jetzt, und ermangelt der nothwendigen kalisch- und politisch-geographischen Abgrenzun- Wollten wir auch übersehen, dafs die Religion Philosophie der Inder nirgends in die Form des Gedankens gefafst sind, so durften wir doch na- ich über die Familie, Ehe, Stellung der Frauen ren Einflufs auf die Erziehung mehr als blofs ab- e, meistentheils aus Menu entlehnte Schriftstel- rwarten.

ehen wir zu *Persien* über. Bei dem Namen ei- kes fragt man natürlich nach seinen Wohnsitzen. die Erwähnung der Lichtreligion im Eingange Abschnittes, dann der luftigen Grenzhöhen von dann wieder des persischen Reiches, wird der verwirrt, und weifs nicht, ob er an die Indo- Medo-Perser denken soll, bis die aus Herodot, und Strabo citirten Stellen ihn belehren, dafs die unter Cyrus gemeint sind. Aber S. 77 werden yrcanier, Arachosier, Sogdianer so angeführt, dafs versucht wird, sie für identisch mit den Persern ten und S. 81 legt der Verf. grofsen Werth auf Stelle in Plato's Gesetzen, nach welcher die Ver- heit der persischen Erziehung schon mit und durch angefangen haben soll, da dieser die Erziehung der den Müttern überliefs, während die Männer ge abwesend waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXXIII.

landularum intestinalium structura penitiori. Diss. onica Auct. *Ludov. Boehm.* *Cum II. tabulis incisis. Berolini* 1834. 54 S. 4.

genauere Studium der krankhaften Veränderungen, die Schleimhaut des Darmkanals in der asiatischen Cho- Abdominaltyphus, den bösartigen Wechselfiebern u. a. iten erleidet, hat neuerlich, besonders in Bezug auf die Krankheiten sich bildenden Darmgeschwüre, ein gro- resse für die nähere Kenntnifs der Darmdrüsen erregt, den ursprünglichen Sitz jener krankhaften Verände- rzüglich in diesen Drüsen gesucht hat. Hierbei war nun aufser einer sorgfältigen Darstellung des anatomischen Baues der gesunden Drüsen besonders auch eine vereinte Untersuchung aller verschiedenen Arten von Drüsen, welche früher von verschiedenen Verfassern zu verschiedenen Zeiten beschrieben und von späteren oft ohne genaue eigne Untersuchung vermengt und verwechselt waren, wünschenswerth und wir dürfen mit Vergnügen sagen, dafs diesem doppelten Bedürfnifs von dem Vf. dieser Schrift auf eine sehr befriedigende Weise abgeholfen ist, so dafs seine sorgfältigen Untersuchungen zugleich die besten Hoffnungen für weitere Leistungen dieser Art geben. Den Hauptgegenstand, an welchen sich die übrigen Untersuchungen anreihen, bilden die sogenannten Peyerschen Drüsen, welche besonders für den Sitz der im unteren Theil des Dünndarms sich zeigenden Darmgeschwüre gehalten werden. Aufser diesen verbreitet sich der Vf. über die Brunnerschen Drüsen (der Vf. nennt sie richtiger Brunnsche Drüsen. Conr. Brunner Prof. in Heidelberg hiefs späterhin als pfalzgräflicher Leibarzt Baron v. Brunn zu Hammerstein), welche im oberen Theil des Zwölffingerdarms ihren Sitz haben, ferner auf die im ganzen Dünndarm verbreiteten Lieberkühnschen Drüsen und auf die einzeln im Dünndarm zerstreuten einfachen, gröfseren Drüsen; endlich erhalten wir eine treue Schilderung der verschiedenen Drüsen des Dickdarms. Von den Peyerschen Drüsen wufste man bisher nur mit Sicherheit, dafs sie in polsterförmige Inseln vereinigt sind, welche besonders in der unteren Hälfte des Dünndarms nahe dem Blinddarm sich häufen. Die einzelnen Körnchen, woraus sie bestehen, kannte man nicht genau. Peyer bildet sie mit Oeffnungen an der Spitze ab und sagt, dafs sich eine Flüssigkeit ausdrücken lasse. Pechlin und Brunner halten sie nicht für Drüsen, sondern für Bläschen oder Zellen in Form von Fleischwärzchen. J. Müller hatte bei der Katze gesehen, dafs sie in Form von Papillen vorstehen und mit einem Kreis von feinen Oeffnungen umgeben sind. Andere, wie Billard, wollten wenigstens zuweilen wieder wie Peyer eine Oeffnung in dem Körnchen selbst gesehen haben. Der Vf. zeigt nun, dafs diese Körnchen nicht blofs beim Menschen sondern auch bei vielen Säugthieren geschlossene Säckchen bilden, ohne Zeichen einer ausführenden Mündung, dafs ferner im Innern eine Höle befindlich ist, welche eine trübe Flüssigkeit enthält, worin man durchs Mikroskop kleine Kügelchen bemerkt. Jedes dieser papillenartigen Körperchen, deren vereinte Zahl nach der Gröfse der polsterförmigen Inseln wechselt, zeigt nicht nur beim Menschen sondern auch bei den Säugethieren einen zuweilen sternförmigen Kreis runder oder elliptischer ganz feiner Oeffnungen, die zu röhrenförmigen (unten geschlossenen?) Vertiefungen führen, welche jedoch mit der Höle der Drüsenpapillen nicht zusammenhängen. Zwischen den Papillen und oft auch auf ihrer Oberfläche finden sich Darmzotten; bei Kindern Falten der Schleimhaut. Diese Drüsenwärzchen zeigen beim Menschen aufser dem Kranz von Oeffnungen keine weitere Einfassung; bei mehreren Säugthieren bildet sich aber eine ringförmige Scheide durch Faltung der Schleimhaut, so dafs nun im Grunde der Scheide die Papille liegt. Die Scheide ist besonders beim Rind so sehr verlängert, dafs sie hier als Ausführungsgang einer

Drüse erscheinen könnte. Beim Haasen liegen diese Drüsen in einer sackformigen Erweiterung des Ileums an der Mündung in das Coecum. Bei Vögeln haben die Drüsen, welche sich durch ihre Lage als Peyersche zu erkennen geben, einen andern Bau. Man sieht beim Huhn netzförmig verschlungene Vorsprünge der Schleimhaut, wahre Geflechte, in deren Vertiefungen wirkliche *Folliculi* mit deutlichen Oeffnungen sich zeigen. Bei der Gans liegen diese Geflechte in absatzweisen Erweiterungen des Darms. Die Lieberkühnschen Drüsen bilden einfache kleine tiefer in die Schleimhaut hineinragende *Folliculi* mit freien Mündungen, welche sich überall um die Basis der Zotten und zwischen diesen finden, und besonders bei Vögeln deutlich sind. Im Grunde derselben hatte Lieberkühn weifsliche runde Körper beschrieben, von denen der Vf. zeigt, dafs sie im gesunden Zustande nicht vorkommen und nur ein krankhaft verhärtetes unlösliches Sekret der Bälge sind, wodurch diese ganz verstopft erscheinen. Von den Brunnschen Drüsen zeigt der Vf., dafs sie nicht, wie Mehrere in neuerer Zeit glaubten, einfache *Folliculi*, sondern wirklich, wie Brunn angiebt, zusammengesetzte Drüsen sind, deren traubenförmig gehäufte Körnchen sich mit vereinten Ausführungsgängen in den Darm münden, und also den Namen des *Pankreas secundarium*, welchen ihnen Brunn gab, verdienen. Sie enthalten Kügelchen in ihrem Sekret wie die Peyerschen Drüsen. Die *Glandulae solitariae* des Dünndarms sind bläschenformige Hölen, die rund um sich auf einer scheibenförmigen Fläche noch zerstreute kleine Oeffnungen zeigen, die zu röhrenformigen Schläuchen führen. Sie sind hügelformig erhaben und mit Zotten bedeckt. Im Dickdarm finden sich kleine röhrenförmige und gröfsere balgformige Drüsen. Die kleineren geben durch ihre zahlreiche Oeffnungen der innern Darmfläche ein siebformiges Ansehn, ragen mit blinden Enden in die Schleimhaut hinein und werden gegen das Rektum hin stärker. Beim Haasen zeigen sie sich umgekehrt, stärker im Anfang des Dickdarms und werden kleiner gegen das Ende, haben übrigens noch das Eigene, dafs sie zottenförmig in den Darm vorragen, so dafs sie von Einigen für wirkliche Zotten gehalten sind, obgleich sie diese an Gröfse weit übertreffen. Die gröfsern *Folliculi* liegen zerstreut zwischen den kleineren und sind am häufigsten im Rekto. Sie öffnen sich mit deutlichen Ausführungsgängen, um welche noch kleinere Mündungen stehen, welche zu röhrenförmigen Schläuchen führen. Die Abbildungen sind naturgetreu und recht gelungen in Aquatinta-Manier ausgeführt, so dafs sie auf eine sehr wohlgefällige Art die Beschreibungen versinnlichen.

Was nun die Verhältnisse dieser Drüsen zu den Darmgeschwüren betrifft, so sucht der Vf. zu zeigen, dafs die Peyerschen Drüsenkörper selbst zur Bildung der letzteren nicht beitragen, sondern dafs, wie schon Clarus annahm, in der unter den Drüsen liegenden Gefäfshaut sich oft liniendicke Ausschwizzungen bilden, wodurch die unveränderten Drüsenpolster blofs aufgehoben und gereizt werden, so dafs sie erst in Folge dieser Reizung leiden. Ungeachtet die Lieberkühnschen Drüsen sich häufig durch krankhafte Sekretion verstopfen, so scheint doch keine Geschwürbildung von ihnen auszugehen. Auch die Brunnschen Drüsen sah der Vf. im *Typhus abdominalis* nicht ergriffen, glaubt aber, dafs die *Glandulae solitariae* Gelegenhe[it] zu der zerstreuten Pustelbildung geben könnten. Allerdin[gs] werden diese Drüsen häufiger im unteren Theile des Dünndarm[s,] wo gewöhnlich die Darmgeschwüre entstehen, auch zeigen sie, wie ich selbst in dem Darmkanal eines an *Typhus abdominal[is]* Verstorbenen, den mir Herr Dr. Lesser zur Untersuchung m[it-]theilte, durch mikroskopische Beobachtung von Querdurchschni[t-]ten der exulcerirten Stellen gesehen habe, die Anfänge der G[e-]schwürbildung in Pusteln, welche tief in die *Vasculosa* hinei[n-]ragen; allein diese Pusteln entstanden hier gedrängt zusamm[en] und ebenso unterhalb der Peyerschen Drüsenpolster, auch fand man anfangs meist die Ausbreitung der Geschwüre genau a[uf] die Ausdehnung der Peyerschen Drüsenhaufen beschränkt, w[ie] ich auch in dem Darm zweier auf der Pfaueninsel bei Potsd[am] verstorbener Affen fand; so dafs kein Zweifel zu sein schei[nt,] dafs die Basis der Körnchen der Peyerschen Drüsen sel[bst] ebenso wie die *Glandulae solitariae* den Heerd der Geschwü[re] bilden können, was der Vf. eigentlich auch nicht läugnen [will,] indem er seine oben erzählte Ansicht nur auf gewisse Fälle b[e-]schränkt. Was nun, um die Funktion dieser verschiedenen Drüseng[e-]bilde im Dünndarm und Dickdarm, besonders im Verhältnifs zum [Di-]gestionsprocefs aufzuhellen künftig erwünscht sein wird, ist bes[on-]ders die vergleichende Untersuchung derselben untereinander [und] mit den Magen-, Cardiacal- und Vormagen-Drüsen bei Säugthie[-]ren und Vögeln, besonders mit Bezug auf ihre Entwickelungsg[e-]schichte. Es frägt sich nämlich, ob die kleinen Drüsch[en,] welche besonders dem pylorischen Theil des Magens vieler Thie[re] das fein gekörnte Ansehen geben, den Lieberkühnschen Drüse[n] analog sind, und ob sich diese Drüsen im unteren Theil de[s] Darms in die kleinen röhrenförmigen Drüsen, welche die grö[-]fseren umgeben, metamorphosiren, oder ob nicht gar selbst di[e] gröfseren Dickdarmdrüsen durch Metamorphose aus diesen, i[n] dem Maafse als die Schleimabsonderung mehr in Fettabso[nde-]rung übergeht, entstehen? Sind die Lieberkühnschen Drüsen [im] Darm dasselbe, was die Schweifskanälchen der äufseren Ha[ut] sind? Ferner wie verhalten sich die Peyerschen Drüsen der V[ö-]gel zu denen der Säugthiere, sind sie den Peyerschen Drüse[n-]körperchen selbst oder nur den kranzförmig sie umgebend[en] röhrenformigen *Folliculis* vergleichbar? Verhalten sich die K[ü-]gelchen in der Flüssigkeit der Peyerschen Drüsenkörnchen w[irk-]lich wie Blutbläschen, d. h. schwellen sie im Wasser auf u[nd] haben sie eine innere Hölung? Wie verhalten sich die Drü[sen] des Drüsenmagens der Vögel, welche besonders bei der Schwa[lbe,] welche die Tunkinsnester baut, so zierliche kragenförmige Sch[ei-]den haben, zu den Scheiden, welche der Verf. bei den Pey[er-]schen Drüsen mancher Säugthiere so schön darstellt? Diese u[nd] ähnliche Fragen, aus deren Beantwortung klar werden m[uſs, zu] welchen verschiedenen Zwecken diese verschiedenen Organe b[e-]stimmt sind, werden sich dem Vf. selbst darbieten, und da d[ie] hier gelieferten naturgetreuen Schilderungen ein besonderes T[a-]lent für dergleichen Untersuchungen zeigen, so wird man v[ielleicht] niemand mehr als von dem Vf. künftig eine weitere Entwick[e-]lung dieses Gegenstandes wünschen können.

Dr. C. H. Schultz.

№ 76.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

April 1835.

*hichte der Erziehung und des Unterrichts
welthistorischer Entwicklung. Erster Band.
schichte der Erziehung und des Unterrichts
Alterthume, von Dr. Friedrich Cramer.*

(Fortsetzung).

leichwohl stellt der Verf. die früheren Perser, un-
men man doch nur die unter Cyrus verstehen
in Gegensatz gegen den tyrannischen Hof der
en Zeit. Bei diesem Durcheinander fehlt natürlich
ehauptungen, dafs Persiens ganze Bildung im gro-
Erziehungshause des Volkes gewurzelt habe, und
ferner ganze Erziehung eine Nationalerziehung ge-
n sei, jeder nur einigermafsen feste geographische
historische Anhalt. Die Stufe der Perser in der
ildung des Menschengeschlechts sollen wir uns der-
en analog denken, wo das Kind der strengen Ob-
der Mutter entwachsen, in harmlosem Spiele und
Unbefangenheit die Zwischenzeit zwischen der
lichen und Schulerziehung verlebt, sehnsüchtig in
Zukunft blickt, und nichts mehr begehrt, als einmal
zu werden. Aus dieser Quelle soll auch die Er-
ngslust des Volkes herzuleiten sein.

Dieselbe Vermischung wahrer und tiefer Reflexio-
halb wahren, oberflächlichen und ganz trivialen
der Abschnitt über das *Judenthum* dar. Im Uebri-
rkennt Ref. die Charakteristik des jüdischen Volks
ichtig und treffend an. Zurücktreten des Politi-
gegen das Religiöse und Häusliche, in den Frauen
inigung weiblicher Zartheit mit bewundernswürdi-
eelengröfse, wodurch sie vor allen asiatischen Frauen
auszeichnen, Strenge der Kinderzucht in ihrem Zu-
nhange mit der väterlichen Gewalt: — diese und
charakteristische Züge haben uns ganz befriedigt.
egern haben wir uns rücksichtlich der philoso-
n Richtung, die in den jüdischen Schulen nach
babylonischen Exile begann, auf den zweiten Theil
verweisen lassen, und vergebens auch nur Andeutun-
gen des Einflusses hellenischer Sprache und Bildung auf
das spätere Judenthum gesucht.

Bei den *Phöniciern* macht, im Gegensatze gegen das
Gefühl des älteren Judenthums, der Verstand als Herr-
schendes, wie bei den späteren Juden, sich geltend. Mit
der Herrschaft über das Meer wird der Blick, der bei
dem Binnenländer überwiegend in das Innere gerichtet
ist, freier, und entwickelt sich ein allgemeinerer Welt-
sinn; „aber auch diese Verstandesthätigkeit erscheint
„noch in der möglichsten Allgemeinheit, weniger gerich-
„tet auf das Einzelne und Besondere, als auf das Ganze
„und Grofse." Daher das Leben der Phönicier unstät
und flüchtig, wie das ihrer Nationalgottheit, des tyri-
schen Hercules; daher von ihnen, wie bei den Kartha-
gern (über deren Schul- und Unterrichtswesen in einer
Anmerkung das Wesentliche aus Bötticher's Geschichte
mitgetheilt ist) nur das practische Interesse der Schiffahrt
und des Handels bei der Jugenderziehung beachtet wor-
den zu sein scheint.

Ganz das Gegentheil von Phönicien ist *Aegyptens*
trüber und finsterer Volkscharakter, ein Product seiner
durch die geographische Lage und das Bewufstsein hö-
herer geistiger Bildung herbeigeführten Abgeschieden-
heit von allen Völkern. Die Aegypter parallelisirt der
Verf. dem Standpunkte des Knaben, der in den Elemen-
ten unterrichtet wird. Als Anfangspunkt wird etwa das
7te Jahr angenommen. — Nächstdem wird Aegypten
die Vorschule Griechenlands genannt, woher die Wei-
sesten Griechenlands die Grundzüge ihrer philosophi-
schen und politischen Systeme gesammelt haben sollen.

Wenden wir uns von diesen allgemeinen Betrach-
tungen, in denen wieder Wahres und Durchdachtes mit
schiefen, in's Spielende, fast Komische fallenden Sätzen
abwechselt, zu dem Erziehungswesen der Aegypter. Ge-
gen Schwarz, der im alten Aegypten ein vollkommnes
Beispiel einer durchgreifenden Nationalerziehung finden

will, beschränkt der Vf., und gewifs mit vollem Rechte, die Erziehung im eigentlichen Sinne bis zur Zeit des Psammetichus auf die beiden obersten Kasten. Nun erwartet man etwas Factisches darüber zu hören, erfährt aber nichts weiter, als dafs die Kinderzucht streng, und die Achtung vor dem Alter grofs gewesen sei. Dann heifst es, Sesostris habe, nach Diodor's Zeugnifs, allen ägyptischen Knaben dieselbe Erziehung und denselben Unterricht ertheilen lassen, was doch offenbar im Widerspruche mit der behaupteten Beschränkung auf die beiden obersten Kasten steht. Weiterhin heifst es: „Zweierlei läfst sich nicht leugnen, dafs nämlich kein „Zweig der Wissenschaften weiter verbreitet und allge„meiner war, als der mathematische, der mit den Ele„menten zugleich getrieben wurde, und dafs die Methode „der Aegypter vortrefflich war." Aber wenn Plato's Zeugnifs um so gröfseren Glauben verdient, weil er aus eigener Anschauung schrieb, so hat es der Verf. doch mit Recht nur auf die Zeit eingeschränkt, wo Aegypten durch das Eindringen so vieler fremder Elemente seine Eigenthümlichkeit schon verloren hatte, und derselbe Gewährsmann vermifst bei den Aegyptern den wohlthätigen Einflufs des mathematischen Studiums. Die Darstellung der Zeit nach Alexander finden wir etwas zu dürftig behandelt, und nicht frei von Widersprüchen. Nach den Worten: „Aegypten früher das Land tiefer „Weisheit, wird jetzt der Sitz des Luxus und der Schwel„gerei, wird jetzt die Heimath nicht der Bildung, son„dern der abstracten Verstandesgelehrsamkeit, welche der „alexandrinischen Zeit so eigenthümlich ist" — gewinnt es fast den Anschein, als habe Aegypten in dieser Zeit Rück- nicht Fortschritte gemacht. Aber dieses ganze Zeitalter ist ja nicht mehr ägyptisch, sondern griechisch und hat den Charakter seiner Bildung mit allen gebildeten Völkern gemein, die durch Alexander in den Kreis der hellenischen Herrschaft gezogen waren. Wir deuten daher hier an, worauf wir später zurückkommen werden, dafs die ethnographische Behandlung des Erziehungs- und Bildungswesens nach Alexander den geistigen Inhalt dieser ganzen Periode, der allen Reichen und Staaten gemein ist, zersplittert, ohne auf Untersuchung der Modificationen, welche das Hellenische in den einzelnen nicht hellenischen Völkern durch deren Grundcharakter erlitten hat, einzugehen. Den Uebergang von Aegypten nach *Griechenland* vermittelt Oedipus, indem er das Räthsel der Sphinx löst. „Der Genius „der Menschheit erscheint in Griechenland als ein h„terer lieblicher Knabe u. s. w." Die folgenden Betra-tungen über Griechenlands Verhältnifs zum Orient u seine verschiedene Bildungsstufen empfehlen sich ni sowohl durch Neuheit, wie durch Klarheit und Wär und geben zu erkennen, dafs der Verf. auf einen I den gelangt ist, wo die Quellen reichlicher fliefsen u treffliche Vorarbeiten die Bewältigung des Stoffs erlei-tern. Aber auch hier begegnet uns gleich im Eingan eine Reflexion, die wir unbedenklich den Irrthüm beizählen, zu welchen eine mehr im Dämmerlichte d Gefühls befangene, als zur Klarheit des Gedankens b-freite Betrachtungsweise des in der Geschichte wal-den Geistes verführt. Die Behauptung, dafs die M-thologie die höchste Potenz des Lebens sei, sucht d Verf. folgendermafsen zu begründen: „Wenn man sch „(!!) die Weltgeschichte in ihrer fortschreitenden E„wicklung als eine Offenbarung der Gottheit betrac„tet, so mufs dies der mythische Glaube der Völk„der mit dem allgemeinen Leben und der Volksentwic„lung innig zusammenhängt, noch mehr sein." Neu i dieser Gedanke nicht, vielmehr die Grundlage manch berühmter Schriften über Symbolik und Mythologie, w durch indessen Vielen klar geworden ist, dafs die A-nahme, der Geist eines Volkes spiegele sich in seine Mythologie reiner und klarer ab, als in seinen wissen-schaftlichen Schöpfungen, zu einer Degradation der G-schichte unter den Mythus, der Philosophie unter d Poesie und unter mystische, von aller vernünftigen Ki-tik losgerissene Träumereien führt. Auch die Ind haben eine Mythologie und zwar eine viel reichere a die Griechen; aber sie haben keine Geschichte; und d Vorzug der Hellenen liegt eben darin, dafs das Cha ihrer Mythen unter der ordnenden und bildenden Ha ihrer Dichter zu einem Ganzen verbunden wurde, inne-halb dessen der Volksgeist so lange seine Befriedigun fand, bis aus der dichterischen Hülle der reine Gedank sich herauswand, und als befreite Subjectivität sich g-gen den Götterglauben vernichtend kehrte.

Als wesentlichen Fortschritt der griechischen Gö-terlehre vor der aller übrigen Völker des Alterthu bezeichnet der Verf. ihren Charakter als Familienmyth-logie. Erst die Griechen haben das Verhältnifs zwische Eltern und Kindern nicht als ein blofs natürliches, durc Gewohnheit und äufseres Recht bestimmtes, sondern a ein göttliches und heiliges betrachtet. Die Darstellun

der hellenischen Ehe hat uns nicht befriedigt. Von der wichtigen Rolle der Stiefmütter ist zwar die Rede, aber die nicht minder wichtige der Beischläferinnen bleibt unbestimmt, wie auch die Frage: ob man Polygamie oder Monogamie im heroischen Zeitalter anzunehmen habe. Der zweite Abschnitt behandelt die Erziehung in den dorischen Staaten.

Der *Dorismus* schliefst sich einerseits an den Geist der heroischen Zeit an, andrerseits enthält er den Fortschritt zur Unterwerfung des bisher nur durch Sitte und Herkommen beschränkten Individuums unter die Gesetze des Staates. Creta's Verfassung, obwohl sie älter als die spartanische ist, läfst der Verf. erst auf die spartanische folgen; von den übrigen dorischen Staaten, namentlich Argos, Corinth, Sicyon, ist nur gelegentlich die Rede, und somit fehlt aller Aufschlufs darüber: warum gerade in Creta und Sparta der Dorismus jenen Fortschritt machte und seine Eigenthümlichkeit in gesetzlichen Formen ausprägte, während er in den übrigen niemals in gleicher Festigkeit sich gestaltete, vielmehr schon früh seinen ursprünglichen Charakter verändert zu haben scheint. Und auch an der spartanischen Verfassung vermissen wir alle historische Vermittlung zwischen der heroischen und lycurgischen Zeit, was wir um so weniger entschuldigen mögen, da O. Müller's treffliches Werk, welches der Verf. doch viel benutzt hat, es ihm so leicht gemacht hätte, den inneren Zusammenhang in der concreten Weise darzustellen. Wie sonach der wahre Anhangspunkt an diesem Abschnitte vermifst wird, so auch die tiefere Würdigung des Resultats der spartanischen Verfassung; denn „das Wunder der Geschichte, dafs sich Lycurg's Gesetze, bei aller Einseitigkeit, die sich nicht verkennen läfst, über 500 Jahre lang, und mit ihnen Sparta's Leben erhielten u. s. w.", mit welchem Satze der Verf. diesen Abschnitt schliefst, kann uns schon deshalb nicht imponiren, weil wir erstens durch die Geschichte selbst es widerlegt finden, zweitens weil selbst, wenn dem so wäre, die Aufgabe des denkenden Historikers eben darin besteht, solche Wunder zu deuten. Dies war hier nur so möglich, wenn der Verf. die Einseitigkeit des spartanischen Wesens und Lebens als solche dargethan, und den Kampf der individuellen Freiheit gegen die harte Despotie der Staatsgewalt, der in Sparta schon lange vor dem peloponnesischen Kriege beginnt und beginnen mufste, bis zu dem Zeitpunkte verfolgt hätte, wo das Wesen der lycurgischen Verfassung zu einer hohlen Form wurde. Eine solche philosophisch-historische Auffassung und Darstellung der spartanischen Geschichte lag dem Zwecke dieses Buches um so näher, da kein Staat vor- oder nachher sich in einem gleichen Verhältnisse zur Familie und zur Jugenderziehung befunden hat. Der Mangel leitender Gedanken giebt sich auch in der nicht überall zweckmäfsigen Anordnung des Factischen zu erkennen, indem z. B. der Tyrannenhafs der Spartaner seine Stelle bekommen hat zwischen der Knabenliebe und der Ehrfurcht vor dem Alter, aus welcher letzteren die Anhänglichkeit an Althergebrachtes abgeleitet wird. Der folgende Abschnitt: Erziehung in den *ionischen* Staaten beschäftigt sich, wie natürlich, vorzugsweise mit *Athen*, dessen Erziehungsgeschichte in drei Hauptperioden getheilt wird: Erste Periode: „die Erziehung der Freiheit, wo die Er„ziehung mehr im Staate wurzelte, und wo die persön„liche Freiheit in der des Staates aufging. Zweite Pe„riode: die der Zügellosigkeit. Dritte Periode: die der „Unfreiheit, oder der macedonischen und späteren Zeit."

Diese letzte Periode wird nicht im unmittelbaren Zusammenhange mit den beiden ersten behandelt, sondern durch die Darstellung der Erziehung und des Unterrichts von ihnen getrennt. In der Vergleichung des (spartanischen) Dorismus mit dem (athenischen) Jonismus glauben wir den entschiedenen Vorzug, den die spartanischen Weiber vor den athenischen gehabt haben sollen, in Zweifel ziehen zu müssen. Daher möchten wir in der Behauptung: „dafs in Athen die wohl„thätige Einwirkung des weiblichen Geschlechts viel ge„ringer als in Sparta, und von einem solchen auf kräfti„ger Weiblichkeit beruhenden Uebergewichte der Frauen „über die Männer gar nicht die Rede ist" — die für Spartas Frauen vortheilhaften Prädicate streichen, und wenn dieses Verfahren nicht schon durch die Natur und Bestimmung des Weibes gerechtfertigt scheinen sollte, den Aristoteles wenigstens zu einer negativen Vertheidigung der athenischen Weiber aufrufen, der gerade die Ausschweifungen und Schwelgerei der spartanischen Weiber (wovon schon vor Aristoteles Beispiele bekannt sind), und ihre Herrschaft über die Männer — „eine Erscheinung, die man bei allen *wilden* Nationen wiederfinde" — scharf tadelt.

Das Eigenthümliche *Thebens* findet der Verf. in dem Hervortreten der Innerlichkeit und des Gemüthes, und stützt diese Ansicht auf eine frühere Stelle, wo er, nach O. Müller's Vorgange, zu erweisen gesucht hat, „dafs

„Boeotien mit Thracien dem übrigen Griechenlande die „Fackel der Cultur vorangetragen habe."

Wir finden es höchst dankenswerth, wenn geistreiche und zugleich gelehrte Forscher, wie O. Müller, über dunkle und bisher fast ganz übersehene Stellen der ältesten hellenischen Zeit Licht verbreiten, auch wenn es mehr ein nur dämmerndes und ahnungsvolles, als ein klares und zuverlässiges ist, finden es aber höchst gewagt, solche Stellen, denen man doch nur eine aus geistreichen Combinationen gebildete Grundlage zusprechen kann, als ein sicheres Eigenthum zu behandeln, aus welchem sich Ansprüche und Folgerungen ziehen lassen. Jedenfalls müſste nachgewiesen werden, wie die früheren Blüthen höherer Cultur in Boeotien, die nicht zu bestreiten sind, sich so entfaltet und entwickelt haben, daſs Epaminondas als die vollendete Frucht, als der wahre Repräsentant des Geistes seines Volkes gelten kann. Aber wir bezweifeln die Möglichkeit dieses Beweises. Epaminondas und Pelopidas lebten in einer Zeit, wo ihres Volkes innerliche Verdorbenheit und Ohnmacht dadurch am klarsten sich bekundete, daſs des Staates Schicksal an einzelne groſse Individualitäten geknüpft war. Tragisch groſse Charaktere, wie diese beide waren, haben auch die anderen griechischen Staaten noch gehabt, ohne durch sie gerettet zu werden. Ueberdies wurzelt des Epaminondas Bildung, so viel die dürftigen Nachrichten darüber melden, in einer Ethik, die wohl schwerlich als Thebens Nationaleigenthum betrachtet werden kann. In dem Abschnitte, welcher „Macedonien" überschrieben ist, wird Alexanders Verhältniſs zu Aristoteles entwickelt. Durch das Urtheil: „Aristoteles habe in der ewigen Welt des Geistes ewige „und dauernde Eroberungen gemacht, Alexander dagegen vorzugsweise nur irdische und vergängliche Schätze „aufgehäuft, die bald darauf mit seinem Tode in Staub und „Asche zerfielen" — würde Alexander eine ganz schiefe Stellung erhalten, wenn nicht der unmittelbar darauf folgende Satz: „Beide sind der Triumph der Erziehung in der Weltgeschichte" — den Weg zum wahren Verständnisse beider Männer und ihrer geistigen Wirkungen andeutete.

Auf den 20 folgenden Seiten, also auf einem sehr beschränkten Raume, ist das Bildungswesen der Griechen von dem Untergange ihrer Selbstständigkeit bis zur Bildung des griechischen Kaiserthums abgehandelt. Das Herrschendwerden der realistischen Richtung, die Ausartung der freien hellenischen Gymnastik und M in bloſse Kunstfertigkeiten, das Princip der Nü keit, das Entstehen eines eigentlich gelehrten Stand diese und ähnliche Erscheinungen gehören der g griechisch-macedonischen Zeit an, werden aber d die ethnographische Behandlungsweise so sehr v zelt, und in trockener Aeuſserlichkeit gelassen, daſs Leser alle innere Verbindung und der Gewinn u nuſs eines wahrhaft concreten Wissens erschwert, nicht unmöglich gemacht werden. Wir glaube Geist und Werth dieses Abschnitts am klarsten Vergleichung mit dem gewöhnlichen Verfahren in pendien der griechischen Geschichte zu bezeichnen, che nach der Verwandlung Griechenlands in eine mische Provinz, anhangsweise noch eine Uebersic späteren Schicksale des griechischen Volkes gebe

Das Bestreben, auch den Charakter der *Röm* einer dem Menschenleben analogen Stufe zu p siren, hat dem Verf. manche Bedenklichkeiten bis er zu dem Resultate gelangt, daſs die doppelte tung des römischen Volks auf Krieg und Recht si besten dem reifen Jünglingsalter vergleichen lasse griechischen Erziehung, als einer rein menschliche genüber, faſst er die römische „als eine mehr auf „liche Zwecke gerichtete, eine mehr rednerisch fährt also fort: „dies sehen wir auch in der Th „denn während die griechischen Pädagogen von de „gemeinen Forderungen der Menschenbildung au „und diese zu begründen suchen, ist die Erzieh theorie eines Quintilian, des gröſsten römischen Pä gen, wesentlich eine rednerische." Die Kritik dieser überlassen wir gern unseren Lesern, die auf den Blick erkennen werden, was an dieser Gegeneinstellung haltbar sein möchte. Die Spaltung des nach zwei Seiten, in hervortretende Subjectivität späteren Zeiten Athens, und vorwaltende Objectiv der Zeit nach Alexander, erscheinen dem Vf. als setzt in der römischen Welt, und zwar jene, als here, vorzugsweise bei den Etruskern, diese, als tere, mehr in den Römern selbst und einigen mit verschmolzenen Völkern. So erklärt er den Sch oder das Dämonium, welche nicht allein jede sondern auch jeder einzelne Mensch bei den Et hatte, als die Personificatien jenes mit Sokrates griechischen Welt hervorgetretenen Glaubens.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 77.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in welthistorischer Entwicklung. Erster Band. Geschichte der Erziehung und des Unterrichts im Alterthume, von Dr. Friedrich Cramer.

(Schluſs.)

Je schwieriger es bei der Beschränktheit unserer Kunde von den Etruskern ist, ihren geschichtlichen Zusammenhang mit den griechischen Völkern nachzuweisen, um so vorsichtiger muſs der philosophirende Historiker bei solchen Uebergängen sein. Referent erkennt die Richtungen, welche der Verf. als die Fortsetzung des griechischen Lebens bezeichnet, zwar als solche an, protestirt aber erstens gegen den möglichen Miſsverstand, als sei diese Fortsetzung für eine äuſserlich-historische Aufeinanderfolge zu nehmen; zweitens glaubt er die zunehmende Offenbarung des Göttlichen, welche der Verf. in jenem Dämonium erkennt, richtiger zu fassen als ein zunehmendes Bewuſstsein der Endlichkeit, worin der römische Charakter seine welthistorische Bedeutung hat. Denn in starrem Festhalten an den Formen als einem Absolutfesten haben die Römer, unabhängig von griechischen Einflüssen, ihren Staat gegründet und den Verstand zu einer Herrschaft über alles Endliche erhoben, welche ihnen die Welt zu erobern möglich machte. Eben deshalb darf auch die tiefere Innerlichkeit, welche die Römer vor den Griechen voraus hatten, wohl nicht als eine *gemüthliche*, sondern vielmehr als eine ganz *gemüthlose* und im Vergleiche mit den Griechen, als eine von allen zarten Empfindungen der natürlichen Sittlichkeit entblöſste, nur in formellen Rechtsbestimmungen an sich befriedigende aufgefaſst werden.

Wie wir nun in der allgemeinen Charakteristik des römischen Volkes das, was der Verf. tiefere Innerlichkeit nennt, nur für ein rein verständiges Wesen halten, welches suchte, alles Göttliche und Menschliche juristisch festzustellen und in dieser geist- und gemüthlosen Form der Endlichkeit als ein Absolutes anerkannte, so stimmen wir auch mit dem zu warmen Lobe nicht überein, welches der Verf. den römischen Frauen, und der hohen Achtung vor der Matrone ertheilt. Müssen wir gleichwohl dem häuslichen Leben der Römer den Vorzug geben, so erklären wir ihn uns doch nicht aus einer tieferen Gemüthlichkeit, sondern nur aus der gröſseren Festigkeit, welche die Sitte bei den Römern in einer der Bestimmtheit der Rechtsverhältnisse ganz analogen Form hatte, weshalb sie länger einfach und in sich geschlossen blieb als bei den Griechen, wo Recht und Sitte in minder inniger und nothwendiger Beziehung auf einander standen.

Der Verf. giebt zu, daſs der Hauptzweck der römischen Ehe die Nachkommenschaft war, und behauptet gleichwohl eine Heiligkeit und Würde dieser Ehe, die erst abgenommen habe, als durch die *Lex Canuleja* das *Connubium* zwischen Patriciern und Plebejern gestattet worden. Cornelia, die Mutter der Gracchen, und Cornelia, die Gemahlin des Pompejus, nebst vielen andren Frauen der letzten republicanischen und der monarchischen Zeit dürfen wohl aus zwei Gründen nicht als Muster der *römischen* Frauentugend gelten, erstens, weil der Schluſs von ihnen auf das ganze weibliche Geschlecht ihrer Zeit durch die gleichzeitige Sittengeschichte widerlegt wird; zweitens, weil ihre Tugend und sittliche Bildung nicht auf rein nationalem Boden erblühte, sondern das Product einer dem ächt römischen Wesen nicht nur fremden, sondern sogar feindlichen Richtung waren. Deshalb setzen wir auch den Wendepunkt der römischen Erziehung, dessen Anfangspunkt der Verf. mit dem der Monarchie zusammenfallen läſst, mindestens ein Jahrhundert früher. Der Einfluſs der griechischen Philosophie auf die römische Bildung ist höchst oberflächlich dargestellt. Den Widerstand der altrömischen Staatsmänner gegen diesen Einfluſs erklärt der Vf. so: „Aber „dies war wahrscheinlich nicht eine Philosophie, die den

„Menschen zum Selbstbewufstsein führt, und durch Er„leuchtung der geistigen Finsternifs das Herz zugleich „veredelt; denn dann würde man nicht so feindlich ge„gen sie aufgetreten und sie als eine Verderberin der „Jugend betrachtet haben." Eben so wenig befriedigt uns die Würdigung des Einflusses der Rhetorik. Vergleichen wir diesen ganzen Abschnitt über die Römer, der 139 Seiten, also mehr als den vierten Theil dieses ersten Bandes einnimmt, mit den entsprechenden Abschnitten in Schlosser's Universalhistorischer Uebersicht der alten Welt und ihrer Cultur, so giebt diese in practischverständiger Form dem Leser den reichsten Stoff und auch Gedanken genug, um das Verhältnifs der Sittlichkeit, Bildung und Litteratur der Römer zu ihrem Staatsleben sich klar zu machen, während unser Verf. einerseits die Erwartung tieferer philosophischer Durchdringung des Römerthums, welche er durch einige treffliche Gedanken im Eingange dieses Abschnittes erregt hatte, nicht befriedigt, andererseits das Factische in so bezugloser Aeufserlichkeit läfst, dafs nur der mit den politischen Schicksalen Roms Vertraute einigen Zusammenhang hineinbringen kann. Noch einmal müssen wir auf die vom Verf. beliebte ethnographische Behandlung seines Gegenstandes zurückkommen. Indem das Erziehungs- und Unterrichtswesen der Griechen von dem Verluste ihrer Selbstständigkeit an bis in Justinian's Zeit unabhängig von dem gleichzeitigen römischen behandelt ist, wird das Verständnifs der Wechselwirkung zwischen Griechen und Römern erschwert. Was endlich die in der Einleitung von dem Verf. entwickelten Gründe betrifft, weshalb er diesen ersten Band nicht mit dem Auftreten des Christenthums beschlossen, sondern bis zum Hervortreten des germanisch-christlichen Elementes ausgedehnt hat, so treten wir ihnen zwar bei, überlassen aber unsern Lesern zu ermessen, ob die Eiwirkungen der christlichen römischen Kaiser auf die Bildung ihrer Zeit, ob überhaupt die ganze spätere Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Rom und Constantinopel bis in das 6te Jahrhundert verstanden werden können, wenn der Verf. dem Christenthume eine ganz untergeordnete Stellung giebt, und auch in den Zeiten, wo es Staatsreligion geworden war, es nur gelegentlich berührt.

H. Wendt, in Posen.

LXXIV.

Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. Von Leopold Ranke. Erster Band. Berlin, 1834. Bei Duncker und Humblot. XI u. 516 S. 8.

Vorstehendes Buch bildet von dem frühern Werk des Hrn. Verfs. „Fürsten und Völker von Südeuropa im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert (vornehmlich aus ungedruckten Gesandtschaftsberichten. Hamburg 1827. bei Fr. Perthes") den zweiten Band. Beschäftigte sich dort Hr. Ranke hauptsächlich nach venezianischen Gesandtschaftsrelationen mit den Osmanen und der spanischen Monarchie, so behandelt er hier die Geschichte der Päpste der neuern Zeit ebenfalls gröfstentheils nach ungedruckten Berichten.

In der Vorrede wird von diesen Quellen gehandelt. Da schon im ersten Band von der Berliner Sammlung in 48 Foliobänden der *Informationi politiche* gesprochen worden ist, so geht der Hr. Verf. zu den gröfsern Sammlungen dieser Art in Wien über, aus welchen die Nachrichten über Gregor XIII. und Sixtus V. grofsentheils entnommen sind. In Venedig brachte er aus Privatsammlungen, der Bibliothek von S. Marco und dem Staatsarchiv allein über Rom acht und vierzig Relationen gröfstentheils in Original zusammen, wovon neunzehn das 16te, ein und zwanzig das 17te Jahrhundert betreffen. Die grofse Menge wissenswürdiger, aus unmittelbarer Anschauung hervorgegangener, mit dem Leben der Zeitgenossen verschwundener Notizen, gaben ihm, wie er bemerkt, zu einer fortlaufenden Darstellung zuerst die Aussicht und den Muth. Seine Hoffnung in Rom die Mittel zu finden, dieselben zu bewähren und zu erweitern ward ihm nur halb erfüllt, indem ihm als Fremden nur theilweise und vorschriftmäfsig die Benutzung der Schätze im Vatican gestattet ward, dagegen aber standen ihm zur freisten Benutzung die wichtigen und grofsen Privatsammlungen in den Pallästen Barberini, Chigi, Altieri, Albani, Corsini offen, worin für die Geschichte der Päpste, ihres Staates und ihrer Kirche Manuscripte von unschätzbarem Werthe sich befinden und Hr. Ranke meint, wenn sich daraus auch nicht vollständige Belehrung schöpfen liefs, so doch ausreichende und authentische. Er verspricht am Schlusse des Werkes die römischen wie die venezianischen Schrif-

chzugehen und alles Denkwürdige, was nicht im der Erzählung berührt werden konnte, nachn.

Protestant und Norddeutscher glaubt der Hr. Vf. nter gegen die päpstliche Gewalt zu sein als ein r oder Katholik, welcher durch den Ausdruck cher Verehrung oder persönlichen Hasses seiner ielleicht eine glänzendere Farbe geben und in tücken ausführlicher, kirchlicher, localer sein Hr. Ranke ist der Meinung, dafs ihm grade in erhältnisse sich reinere historische Gesichtspuncte müfsten: er fafst die Geschichte der Päpste in ltgeschichtlichen Entwicklung und Wirksamkeit findet, dafs die päpstliche Gewalt, wenn er von ndsätzen absieht, welche ihr Dasein bedingen, sie nicht aufgeben kann, ohne sich selbst zu n richten, übrigens von den Schicksalen, welche päische Menschheit betroffen haben, immer nicht bis in ihr inneres Wesen berührt worden als dere. Daher in den Zeiten, welche das Buch im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert tete er die Umwandlungen, welche das Papsttroffen, wie es gefährdet, erschüttert, sich denhauptet und befestigt, aufs neue ausbreitet, eine g vordringt, endlich aber wieder einhält und eiermaligen Verfalle zuneigt.

e in die Untersuchung einzugehen, ob diese bei der Bearbeitung der Geschichte der Päpste Zeitraum die richtige ist, glaubt Referent, dafs historischem Gesichtspunct aus, von dem hier chichte der Päpste gefafst wird, einer näheren die handschriftlichen Quellen hätten unterworlen müssen, damit festgesetzt werde, in wie weit n als unparteiischen Nachrichten Glauben beiberechtigt sei. Grade die Personen zum Theil, bgefafst, lassen vermuthen, dafs sie zwar von rfällen und Verhältnissen unterrichtet sein konnhe ihren Zeitgenossen verborgen blieben, aber ndern Seite auch Vieles mit Parteilichkeit und heit berichteten und beurtheilten, da Verhältd Stellung häufig den einfachsten Zuständen ne Färbung geben. Daher läfst sich nicht leugein nicht unbedeutender Theil dieser Gesandtrichte, Briefe, Abhandlungen u. s. w. in die ler Parteischriften gehört. Damit ist aber keibehauptet, dafs sie überhaupt nicht zu den geschichtlichen Quellen gehören. Es lassen sich aus ihnen ohne allen Zweifel für die Geschichte sehr wichtige Resultate gewinnen, wenn sie neben unverdächtigen historischen Quellen zur Auffindung mancher verborgener Triebfedern mit Umsicht benutzt werden: für die Statistik und den Staatsmechanismus im 16. und 17. Jahrhunderte aber haben sie einen unbestreitbaren Werth, denn über manche europäische Staaten möchten sie vielleicht die einzigen noch vorhandenen Quellen sein, welche so genaue Angaben des finanziellen Zustandes, der Einkünfte und Ausgaben, der Streitkräfte u. s. w. enthalten.

In Frankfurt a. M., wo auf der Stadtbibliothek eine nicht weniger bedeutende Collection von Venezianischen Gesandtschaftsberichten und andern italienischen politischen Schriften als die Berliner Sammlung der *Informationi politiche* sich befindet, hat Referent eine nicht kleine Anzahl dieser Relationen durchgegangen, worunter theils solche, die von Hrn. Ranke in Berlin, Wien oder Venedig benutzt worden, theils viele andere sind, die von ihm nicht unter seinen benutzten Quellen genannt worden. Besonders reich ist die Frankfurter Sammlung an Relationen für das 17te Jahrhundert, weswegen sie bei der Fortsetzung des Werkes von Hrn. Ranke nicht unbenutzt gelassen werden durfte, da allein über die päpstliche Geschichte mehrere Bände mit Relationen, Instructionen, Abhandlungen, Briefen u. s. w. vorkommen. Vergleicht man mehrere Relationen venezianischer Gesandten mit einander, so läfst sich eine übereinstimmende Art im Gange der Abfassung der Berichte nicht verkennen. Es geht deutlich daraus hervor, dafs der Gesandte in seiner Instruction angewiesen war über gewisse stehende Puncte zu berichten. Diese aber waren meistens folgende:

1) Eine Beschreibung des Landes und seiner Bewohner.
2) Eine kurze Uebersicht der Geschichte des Staates bis auf die Zeit des Gesandtschaftsantritts.
3) Schilderung des Fürsten, seiner körperlichen und geistigen Eigenschaften, seiner Familie, seines Hofes, seiner Minister und Günstlinge, der Art und Weise der Regierung.
4) Zustand der Finanzen, Einkünfte und Ausgaben des Staates.
5) Aufzählung und Vertheilung der Streitkräfte des Landes.
6) Die friedlichen und feindlichen Verhältnisse des

Staates zu den übrigen Staaten und besonders zu Venedig.

Nr. 1. u. 2. (die geographischen und historischen Punkte) sind bei vielen Gesandtschaftsberichten, um nicht dasselbe zu wiederholen, was die Vorgänger einberichtet hatten, übergangen, vornehmlich geschieht das im 17ten Jahrhunderte, wo die Verbreitung der Karten, geographischen Bücher und historischen Uebersichten den Bericht über beide Punkte nicht mehr so nothwendig machte. Daher bemerkt auch ein Gesandter dieses ausdrücklich in seiner Relation, daſs er sich enthalte über die Geographie des Landes zu sprechen, da man diese aus den Karten und Büchern am besten ersehen könne. Bei den der Republik Venedig aber entfernter gelegenen Ländern wird das Geographische in den Relationen nicht übergangen.

Nr. 3. (die Schilderung des Fürsten und seines Hofes und seiner Regierung) gehört mit zu dem interessantesten Theil der Relationen, da derselbe eine Menge Data liefert, die man sonst nirgends findet. Uebrigens mag grade hier der Ausdruck persönlicher Zuneigung oder persönlichen Hasses nicht selten vorkommen. Daher nicht jede Charakterschilderung in den Relationen als unbedingte Wahrheit anzunehmen ist, am wenigsten aber wenn sie mit den unverdächtigen anderweitigen Quellen in Widerspruch steht.

(Der Beschluſs folgt.)

LXXV.

Philipp Hainhofers Reise-Tagebuch, enthaltend Schilderungen aus Franken, Sachsen, der Mark Brandenburg und Pommern im Jahre 1617. *Stettin* 1834.

Die verheerenden Kriege des 17ten Jahrhunderts und ihre bedeutenden Folgen haben den Historikern bis auf die neuesten Zeiten ununterbrochen Veranlassung zu ausgedehnten Forschungen gegeben, ohne daſs die Arbeiten derselben bis jetzt einen klaren Blick in die verwickelten Verhältnisse dieses Zeitraumes gegönnt hätten. Die Masse der Leiden und Trübsale dieser Zeit ist zu groſs, als daſs sich der menschliche Geist leicht darüber erheben und einigen Trost aus freundlichern Verhältnissen derselben Zeit schöpfen könnte. Es fehlt auch gewiſs nicht an Verhältnissen dieser Art; dabei dürfen wir uns den Trost nicht versagen, daſs, so lange wir noch an Empfänglichkeit der Menschen für Glück glauben, es an beruhigenden Bildern in einer historischen Epoche nicht fehlen darf und fehlen kann. Ist dies aber der Fall, so gehören sie mit zum wesentlichen Charakter einer Zeit und dürfen nicht übergangen werden, wenn die schichte eines Volks während eines ganzen Jahrhunderts nicht in Thränen und Blut auflösen soll.

Dennoch hat es bisher an ausreichendem Stoff einer um senden Sittengeschichte des 17ten Jahrhunderts gemangelt. vorliegende Werk, welches der Archivar Baron von Meden Stettin aus dem Königl. Preuſs. Archive daselbst herausgege und zugleich den „Baltischen Studien" des Pommerschen rischen Vereins einverleibt hat, giebt nicht allein einen willk menen Beitrag zu der Geschichte des 17ten Jahrhunderts ihrer erhebenden Seite, sondern macht uns dabei auch mit ei Manne bekannt, welcher in der Geschichte deutscher K eine ehrenwerthe Stelle einnimmt.

Philipp Hainhofer war aus einer angesehenen Familie burgs entsprossen. Nach einer sorgfältigen, classischen Er hung studirte er die Rechte in Padua und Siena, durchreiste lien und setzte dann seine Studien, mit denen er auch das fremden Sprachen verband, in Cölln und Amsterdam fort. seiner Heimkehr trat er in den groſsen Rath von Augsburg begann zu derselben Zeit ein gründliches Studium der K und die Anlegung werthvoller Sammlungen. Bald ward Leben reicher; an Gelegenheit zur Wirksamkeit konnte es da Augsburg noch immer ein Hauptort des Verkehrs war. fehlen. Hainhofer ward Agent und Correspondent der K Frankreich und nach und nach nicht nur Correspondent, son auch Geschäftsträger und Gesandter der meisten deutschen sten in wichtigen Angelegenheiten; von mehrern war er Amtsbestallungen formlich als Rath in ihre Dienste aufge men. Es gingen die wichtigsten Geschäfte durch seine Hä mit seinen Geschäften stieg sein Einfluſs und sein Ruf. reiste ein Fürst oder irgend ein angesehener Mann durch s Vaterstadt, der nicht bei ihm eingekehrt wäre und ih seine Schätze bewundert hätte. Eine der wichtigsten Peri seines Lebens war die Anwesenheit Gustav Adolphs in Augsb

Wer die Wichtigkeit der Correspondenz in jenem Zeit kennt, wird eingestehen, daſs Hainhofer schon als vertra Geschäftsführer der deutschen Fürsten seiner Zeit ein Mann hohem Interesse sein müsse. Was aber seinem Leben und W ken einen besondern Reiz giebt, ist der Umstand, daſs er ernstes, bewegtes Leben in einer fürchterlichen Zeit durch Kunst in einem hohen Grade zu verschönern und zu erheite verstand. Selbst Künstler, — Maler und Architekt, — übte daher durch seine künstlerische Thätigkeit und sein Beispiel ni nur einen bedeutenden Einfluſs auf die damalige Künstlerw aus (wovon noch der sogenannte *Pommersche Kunstschrank* der Kunstkammer auf dem Schlosse zu Berlin einen rede Beweis giebt), sondern machte auch das häusliche Leben a deutschen Fürstenhöfen reicher; die er nicht nur mit Pol und Rath, sondern auch mit Kunstschätzen aller Art versor Vorzüglich muſste er an dem Hofe des frommen, gelehrten kunstliebenden Herzogs Philipp II. von Pommern willkom sein, und dieser Fürst ruhte auch nicht eher, als bis sein Fr ihm im Jahre 1617 in Stettin einen Besuch machte. Das dieser Reise geführte Tagebuch bildet den Inhalt des vorlie den Werkes, welches durch seine Wahrheit und Lebendigk durch seine Wärme und Frische eine ungemeine Theilna erregt und sicher zu den bedeutendsten „*Memoiren*" des 1 Jahrhunderts gehört. Wir verweisen die Freunde einer sol Gattung von Schriften auf das Buch selbst, das man durch zelne Auszüge doch nicht genieſst und kennen lernt. — Leben Hainhofers reicht bis zum Jahre 1647.

Wir können dem Herrn Herausgeber für die köstliche theilung nur dankbar sein, und zugleich dafür, daſs er *Lebenslauf Hainhofers* aus dem 17ten Jahrhundert aus der Bi thek zu Wolfenbüttel und ein reiches Verzeichniſs anderer H hoferscher Werke in verschiedenen Bibliotheken hinzugefügt von diesen heben wir vorzüglich einen Briefwechsel Hainho von 1576 bis 1645 in 8 Bänden auf der wolfenbüttelschen Bi thek hervor.

G. C. F. Lisch, in Schwerin.

№ 78.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

April 1835.

*römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat
sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert.
on Leopold Ranke. Erster Band.*

(Schlufs.)

Höchst wichtig für die Geschichte aber bleiben die
ztzten Punkte, über die von den Gesandten berich-
urde. Nr. 4. u. 5. in Bezug auf den innern Zu-
der Staaten in finanzieller und militärischer Rück-
Nr. 6. aber in Bezug auf die Politik und Verhält-
der Staaten zu einander. Bei dem letzten aber darf
ergessen werden, dafs Alles vom Gesichtspunkt der
nischen Republik aus beurtheilt wird, wornach
s auch gewürdigt werden mufs.

Die Relationen wurden häufig erst am Ende der
dtschaft, welche gewöhnlich mehrere Jahre dau-
bgestattet: im Laufe der Gesandtschaft selbst
über jeden einzelnen wichtigen Vorfall in einem
io berichtet. In den Relationen beziehen sich
Gesandten auf die Depeschen, wo sie das Nä-
gegeben.

z besonders wichtig sind zur nähern Kenntnifs
päischen Verhältnisse die Relationen derjenigen
en, welche schon vorher eine Reihe von Jahren
schiedenen Höfen Gesandtschaften bekleidet hat-
war Michele Giustiniani neunzehn Jahre Ge-
gewesen in Spanien, Deutschland, England und
, als er seine Relation am letztern Ort in der
älfte des 17. Jahrhunderts abfafste.

dem Refer. keineswegs die Wichtigkeit des Ge-
der venezianischen Relationen für die neuere
hte verkennt, im Gegentheil ihre Benutzung
s für nothwendig hält, so glaubt er doch, dafs
en allein die Geschichte keines Landes vollstän-
d richtig geschrieben werden könnte, selbst wenn
eine ununterbrochene Reihe von Gesandtschafts-
berichten vorlägen. Nur bei einer ganz vertrauten Kenntnifs mit der neuern europäischen Staatengeschichte und ihren Quellen können durch die Relationen viele Lücken in der Geschichte ausgefüllt, Thatsachen berichtigt, verborgene Triebfedern grofser Ereignisse aufgefunden werden, wie aus dem Werke des Hrn. Ranke ersehen werden kann.

Was nun den Inhalt des ersten Bandes der Geschichte der Päpste selbst angeht, so beschäftigt sich Hr. Ranke in demselben nur mit dem sechszehnten Jahrhunderte bis auf Sixtus V. Von den vier Büchern, welche der Band umfafst, enthält das erste drei Capitel: 1) über die Epochen des Papstthums als Einleitung (S. 3—42), 2) die Kirche und der Kirchenstaat im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts (S. 43—78), und 3) politische Verwicklungen. Zusammenhang der Reformation mit denselben (S. 79—128) unter den Päpsten Leo X., Adrian VI., Clemens VII.

Das zweite Buch, welches wie die folgenden keine Capitelunterabtheilung hat, führt die Ueberschrift „Regeneration des Katholicismus" (S. 129—232). In besondern Abschnitten wird von den Analogien des Protestantismus in Italien, den Versuchen einer Aussöhnung mit den Protestanten, von den neuen Orden, besonders dem der Jesuiten, von der Inquisition, den frühern Sitzungen des tridentiner Conciliums u. s. w. gehandelt.

Das dritte Buch (S. 233—374), „die Päpste um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts" enthält die Geschichte von Paul III., Julius III., Marcellus II., Paul IV., Pius IV. und Pius V. mit besonderer Rücksicht auf den Fortgang der Protestanten unter Paul's IV. Regierung und die spätern Sitzungen des Conciliums zu Trient unter Pius IV.

Das vierte Buch (S. 375—516) handelt vom Hof und Staat und den Zeiten Gregor's XIII. und Sixtus V.

Schon nach dem Umfange des Buches kann man

nicht erwarten, hier eine vollständige Geschichte der genannten Päpste zu erhalten. Hr. Ranke stellt sie meist nur dar, in so weit seine handschriftlichen Quellen ausreichten, oder es nothwendig war, den Umrissen ein gewisses Leben zu geben. Auf das Bekannte, Gedruckte, Abgehandelte, wird nicht häufig Rücksicht genommen: man findet dagegen eine Menge neuer Thatsachen, neue Andeutungen über den Zusammenhang wichtiger Ereignisse, ein weites Feld für weitere Untersuchungen und Forschungen, für Streitschriften.

Es müfste der in diesen Blättern gestattete Raum einer Anzeige überschritten werden, wollte man nur das Wichtigere näher beurtheilen. Es soll daher nur Einiges berührt werden, was durch die handschriftlichen Quellen neu dargestellt worden ist. Dahin rechnen wir besonders das, was über das Verhältnifs des Kaisers Karl V. und des Papstes Clemens VII. zu den Protestanten gesagt wird. S. 85 „den Fürsten in ihren Verwickelungen mit dem römischen Stuhle (war) nichts so erwünscht gewesen, als demselben eine geistliche Opposition hervorzurufen. — Wann aber stand dem Papst ein kühnerer glücklicherer Feind auf, als Luther? Seine Erscheinung allein, seine Existenz gab ihm eine wichtige politische Bedeutung. Von dieser Seite fafste Maximilian die Sache; er hätte nicht gelitten, dafs dem Mönche Gewalt geschähe." Hr. Ranke hält es nicht für zufällig, dafs der Kaiser an demselben Tage die Acht über Luther ausgesprochen, an welchem der Vertrag des Papstes mit Karl V. zur Wiedereroberung Maylands ausgefertigt wurde: dann erst wäre die Einigkeit zwischen beiden wieder hergestellt gewesen und Karl hätte dem Papst diese Concession machen müssen, um jene zu befestigen. Dafs aber die Italiener die Gewissenhaftigkeit des Kaisers in der Beobachtung des versprochenen sichern Geleites für Luther anders auslegten und darin nur einen Vorwand des Kaisers sahen, dafs er Luther sicher ziehen lasse, um ihn dann wieder gegen den Papst zu gebrauchen, giebt einen Beweis, wie unrichtig man oft einfache Vorfälle aus der Ferne betrachtet, zumal wenn die Gemüther mit Argwohn erfüllt sind. — Wo das Benehmen des Kaisers gegen den Papst räthselhaft ist, bei der Einnahme Roms durch die kaiserlichen Truppen im J. 1527 giebt Hr. Ranke aus den handschriftlichen Quellen keine andere als die schon wenig genügenden bekannten Nachrichten.

Zuviel offenbar folgert der Hr. Verf. aus k[...] Andeutungen in Relationen S. 120 fll.:

„Indem er (Franz I.) sich nun zugleich so eng dem Papste verbündete, vereinigte er gewissermafsen [...]testanten und Papst in das nämliche System. Un[...] erkennen wir, was die politische Stärke der Su[...] ausmachte, welche die Protestanten eingenommen [...]ten. Der Kaiser konnte nicht beabsichtigen, [...] Papste so gradehin aufs neue zu unterwerfen; [...] diente sich vielmehr ihrer Bewegung, um diesen in Schach zu halten. Allmählig zeigte sich, dafs der Papst nicht wünschte, sie auf Gnade oder U[...] dem Kaiser unterworfen zu sehen: nicht so gans [...]wufst war sogar die Verbindung Clemens VII. [...] nen; er hoffte ihre Opposition wider den Kai[...] benutzen, um diesem hinwiederum zu schaffen zu ma[...]

Hr. Ranke geht dann noch weiter und möch[...] ziemlich allgemeinen Ausdrücken des am franzö[...] Hofe im Jahre 1535 befindlichen venezianische[...] sandten Marino Giustiniani schliefsen, dafs die [...]gung in Deutschland, wodurch mit Hülfe des La[...]fen Philipp von Hessen der vertriebene Herzo[...] Würtemberg wieder in sein Land eingesetzt [...] nicht nur vom König Franz I. von Frankreich [...]tet, sondern auch von Papst Clemens VII. bei [...] Zusammenkunft mit Franz in Marseille beschlos[...]den sei, und dafs die protestantischen Truppen allein in die östreichischen Erblande hätten vordri[...] sondern auch nach Italien kommen sollen, um des[...]ser Mailand zu entreissen, wozu insgeheim der [...] mitzuwirken sich verbindlich gemacht habe.

Dafs der französische König einen solchen [...] hatte, mag sein, dafs aber der Papst in denselben eingehen können, ermangelt jeder vernünftigen [...]scheinlichkeit.

Ueber die späteren Sitzungen des tridentine[...]ciliums hat Hr. Ranke in der Bibliothek Altieri [...] ein höcht wichtiges Document aufgefunden, w[...] über die Beseitigung der grofsen Hindernisse [...] glücklichen Beendigung des Conciliums vielen Auf[...] giebt. Weder Sarpi noch Pallavicini haben dies[...]cument gekannt. Es ist dieses eine Relation des [...]lichen Legaten Morone, über seine Sendung a[...] Kaiser Ferdinand, woraus zu ersehen ist, dafs nur Einverständnifs und Uebereinkunft mit den vorneh[...]

ichen Fürsten der Papst die glückliche Been-
des Conciliums zu Stand brachte. In dieser
gung mit dem Fürstenthume findet Hr. Ranke
eine der wichtigsten Bedingungen für die ganze
Entwickelung: daher sieht er in Pius IV. den
'apst, der die Tendenz der Hierarchie, sich der
en Gewalt entgegenzusetzen, mit Bewufstsein

h der strenge Papst Pius V. hegte gleiche Ge-
n wie sein Vorgänger, und er suchte diese den
hen Fürsten seiner Zeit mitzutheilen. S. 370
Ranke in dieser Beziehung: — „Die franzö-
Unruhen hatten noch eine andere Rückwir-
tus den Ereignissen einer Zeit tauchen immer
llgemeine politische Ueberzeugungen auf, wel-
i die Welt praktisch beherrschen. Die katho-
Fürsten glaubten inne zu werden, dafs es ei-
t ins Verderben stürze, wenn er Veränderun-
ler Religion gestatte. Hatte Pius IV. gesagt,
e könne nicht fertig werden ohne die Fürsten,
i jetzt die Fürsten (die katholischen) überzeugt,
sie sei eine Vereinigung mit der Kirche un-
ich nothwendig. Fortwährend predigte es ihnen

ist interessant und grofsentheils aus handschrift-
richten entnommen ist das, was im vierten
378—418 über die Verwaltung und die Fi-
s Kirchenstaates zusammengestellt ist.
sehr der eigentliche Nepotismus nach der Mitte
zehnten Jahrhunderts aus der Geschichte der
schwunden war, wird vornehmlich im Leben
es Gregor XIII. auseinandergesetzt. Seine
um die Beförderung des Unterrichts und der
aften und um die Verbesserung des Calen-
n kurz berührt: ausführlich aber wird von
erwaltung unter seiner Regierung gehandelt.
Staatseinkünfte vermehren wollte, aber we-
geistliche Concessionen, noch durch neue
noch durch den Verkauf kirchlicher Einkünfte,
auf den Rath seines Kammersecretairs einen
eil der Schlösser und Güter der Barone des
tes ein, indem er behauptete, dieselben seien
i den Abgang der eigentlich belehnten Linie,
h die Nichtabtragung des schuldigen Zinses
e heimgefallen. Durch diese zwar im Rechte
begründete, in der Ausführung aber alles Recht ver-
letzende Mafsregel ward fast aller Besitz im Kirchen-
staat ungewifs und unsicher, da die meisten Gutsbe-
sitzer ihre Rechte nicht urkundlich nachweisen konn-
ten. Beinahe die ganze Romagna gerieth in Auflö-
sung: Parteiungen, Gewalt, Mord, Raub erfüllten das
ganze Land und die Provinzen durchzogen grofse Schaa-
ren Banditen. Warum der kräftige Papst nicht im
Stande war dieser Auflösung aller Ordnung zu steu-
ern, wird aus den Gesandtschaftsberichten (S. 434 fl.)
nachgewiesen. Die weitern Einziehungen der nach den
Gesetzen heimgefallenen Lehen unterblieben zwar, aber
die Ruhe war deswegen nicht hergestellt.

Obwohl die Geschichte des Papstes Sixtus V. schon mehrere einzelne Bearbeitungen erhalten hat, so wird man doch finden, dafs Herr Ranke nach seinen handschriftlichen Quellen manche Data berichtigt, im Ganzen aber fast eine neue Darstellung dieses Papstes gegeben hat. Die gewöhnliche Erzählung wie Sixtus V. auf den Stuhl Petri gelangt, wird S. 443 verworfen: „Es ist zwar unzählige Mal wiederholt worden, welche Ränke Cardinal Montalto angewandt habe, um zur Tiara zu gelangen: wie demüthig er sich angestellt, wie er gebeugt, hustend und am Stabe einhergeschlichen: — der Kenner wird von vorn herein erachten, dafs daran nicht viel Wahres ist: nicht auf diese Weise werden die höchsten Würden erworben."

Aus zwei florentinischen Depeschen, welche in Rom benutzt wurden, wird vermuthet, dafs der Grofsherzog Franz von Toscana einen grofsen Antheil an der Wahl gehabt. Ein Beispiel von Selbstbeherrschung, welches der Cardinal Montalto gab und das jedermann bewunderte, möchte am meisten seine Wahl herbeigeführt, und durch eine sonderbare Verwechslung die gewöhnliche Erzählung, wie er zur päpstlichen Würde gelangt, veranlafst haben. Nach der unverfälschten Erzählung des Vorgangs, bemerkt Hr. Ranke, heifst es ausdrücklich, dafs er nach den Umständen noch in ziemlich frischem Alter, nämlich 64 Jahre, und von starker und guter Complexion war.

In der Geschichte Sixtus V. führt Hr. Ranke einzelne interessante Partieen näher aus. Auf welche Weise die Banditen ausgerottet, der Kirchenstaat beruhigt worden, wird S. 445 fll. angegeben. Bei der Beurtheilung der Staatsverwaltung dieses Papstes, wird

dieselbe nach allen Richtungen beleuchtet. Dafs Sixtus V. erst das Nepotenregiment zerstört habe, wie man nicht selten behauptet hat, zeigt Herr Ranke in seiner Unwahrheit, indem dasselbe eigentlich schon unter Pius IV., Pius V. und Gregor XIII. nicht mehr bestanden hatte. Eine andere Art des Nepotismus aber bildete sich seit Sixtus V. aus. Es gab fast immer zwei bevorzugte Nepoten, von denen der eine zum Cardinal erhoben, die oberste Verwaltung kirchlicher und politischer Geschäfte in die Hand bekam, der andere von weltlichem Stande, reich verheirathet, mit liegenden Gründen und Luoghi di Monte ausgestattet, ein Majorat stiftete und sich ein fürstliches Haus gründete.

Was über den blühenden Zustand der Finanzen unter Sixtus V. Regierung mitgetheilt ist, macht recht anschaulich, wie es möglich war in wenigen Jahren einen Schatz von fünf Millionen Scudi zu sammeln, der zur Vertheidigung und Ausbreitung des katholischen Glaubens verwendet werden sollte.

Obwohl Sixtus V. ein Freund von grofsen Bauunternehmungen war, so spricht ihm Herr Ranke doch jeden Sinn für die Schönheit der Ueberreste des Alterthums ab, wovon er einen grofsen Theil zerstören liefs. Nach der handschriftlichen Lebensbeschreibung des Papstes, zu welcher er selbst eigenhändige Bemerkungen fügte, lag ihm nur deshalb die Aufstellung des Obelisken vor S. Peter so sehr am Herzen, weil er die Denkmale des Unglaubens an dem nämlichen Orte dem Kreuze unterworfen zu sehen wünschte, wo einst die Christen den Kreuzestod erleiden müssen.

Als Schlufs fügt der Herr Verfasser zwei Abschnitte bei, den einen über die Veränderungen, welche die römische Curie im sechszehnten Jahrhunderte betroffen und ihren Zustand unter Sixtus V., den andern über die Veränderung der geistigen Richtung überhaupt, wobei zugleich der Zustand der Künste und Wissenschaften besprochen wird. Herr Ranke glaubt, die Restauration des Katholicismus habe auf die Wissenschaft reprimirend, hingegen auf die Kunst und Poesie befördernd gewirkt, indem die Kirche den wissenschaftlichen Forschungen eine Grenzlinie vorzeic nete, der Kunst und Poesie aber einen Inhalt, ein lebendigen Gegenstand gab, und nachdem diese B hauptung an den damaligen Künstlern und ihren Kun werken, Dichtern und ihren Poesieen nachzuweis versucht worden, wird die Schlufsbemerkung gegeb S. 499. „Geistliche Sentimentalität und Hingerisse heit war der vorzüglichste Gegenstand der Poesie u Mahlerei. Unmittelbarer, dringender, unwiderstehlic als jede Unterweisung und jede andere Kunst, in d Reiche eines idealen Ausdrucks auch zugleich rein angemessener, stellte dies die Musik dar und umf damit die Gemüther."

Dafs Herr Ranke eine eigenthümliche Darst lungsweise hat, geistreich schreibt und damit gründ ches Studium und Gelehrsamkeit verbindet, ist sch aus seinen frühern historischen Arbeiten bekannt. Au dieses Buch ist reich an Ideen, zieht an durch ei höchst lebendige Darstellung, giebt einzelne sehr g lehrte Ausführungen, aber ein in sich geschlosse historische Ganze liefert es nicht. Dieses lag höc wahrscheinlich auch nicht in der Absicht des Her Verfassers: denn sonst würde er nicht einzelne Pa thieen nur in allgemeinen Umrissen gezeichnet, a dere hingegen sehr sorgfältig ausgeführt haben. In dem das weniger Interessante übergangen oder nur be rührt wurde und die durch Charakter, Geistesgröß Originalität ausgezeichneten historischen Personen au führlich nach allen Richtungen geschildert im Vorde grund ihre Stelle erhielten, mufste die Darstellun ansprechend, lebendig, ausdrucksvoll werden. Ei solche Behandlungsweise der Geschichte wird aber n durch Quellen der Art wie die venezianischen Gesan schaftsberichte möglich.

Möchte Herr Ranke sich auch dazu entschliefs mit dem, was für die deutsche, französische, eng sche Geschichte sich aus den Relationen gewinnen läl (und dieses scheint nicht unbedeutend), die historisc Literatur zu bereichern.

Aschbach.

№ 79.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1835.

LXXVI.

Tafeln der Geschichte. — Die Hauptmomente der äufsern politischen Verhältnisse und des innern geistigen Entwicklungsgangs der Völker und Staaten alter und neuer Welt, in chronologischer und ethnographischer Ordnung von Dr. Eduard Vehse, *königl. sächsischem Archivar. 60 Tafeln auf Doppelfolioblättern: Abtheilung I. politische Geschichte: 36 Tafeln. Abth. II. Cultur-Geschichte: 24 Tafeln. Dresden 1834. Ch. Fr. Grimmersche Buchhandlung. — Nach einem ganz neuen Plane mit illuminirten Länder- und Völker-Colonnen.*

Das Ganze sollte zufolge des vorangeschickten Projekts in zwölf Lieferungen binnen spätestens achtzehn Monaten ans Licht treten. Sechs von ihnen, ein und zwanzig Tafeln enthaltend, und auf denselben die ganze Geschichte der alten Welt bis 400 n. Chr. u. die des Mittelalters bis zum Jahre 1000, — liegen gegenwärtig dem Referenten vor Augen. In dem Prospekt und zwei den ganzen Reigen beginnenden Uebersichts-Tafeln ist auf die Weise in der gedrängtesten Kürze der reichhaltige Inhalt des Ganzen seiner Tendenz und allgemeinen Architektonik nach entfaltet. In zwanzig Verticalcolumnen: (China, Indien, Tartarei, Arabien, Assyrien, Babylonien, Persien, Palästina, Syrien, Phönizien, Kleinasien, Aegypten, Africa, Griechenland, Byzanz, Pforte, Italien, Deutschland, Frankreich, England, Spanien, Schweden, Dänemark, Norwegen, Ungarn, Polen, Rufsland, America) — sind die gesammten Länder und Völker alter und neuer Zeit eingeschaltet und durch zwölf Farbenabstufungen von einander unterschieden, damit sich gleichzeitig erkennen lasse, wie sich der Einflufs der weltgeschichtlichen Völker nach Zeit und Raum, nach ihrer Dauer und ihrer geographischen Entwicklung über die verschiedenen Ländergebiete verbreite. Auf eine analoge Weise ist das gesammte Material der Culturgeschichte in fünf und zwanzig senkrechte Spalten folgendergestalt eingeschichtet: Religionen und Cultus — Staatsverfassung und Stände — Justiz und Gesetzgebung, Polizei — Finanzen — Krieg und Marine — Ackerbau, Bergbau, Vieh- und Obstzucht — Handel, Gewerbe, (die Städte) — Politik und auswärtige Verhältnisse — Cultur im allgemeinen Fortgang der Künste und Wissenschaften — Schöne Wissensch., Poesie, Kritik — Philosoph. Wissenschaften — Naturwissenschaften — Histor. Wissensch. — Baukunst — Plastik — Malerei — Musik — Luxus, Sitten und Gebräuche — Erziehung — Erfindungen — Reisen. Auch hier ist wiederum der Antheil der verschiedenen Völkergruppen an diesen gesammten geistigen Interessen durch die Färbung noch besonders herausgehoben und abgezweigt. Die dem Werke zum Grunde liegende Idee und Tendenz wird sich nicht kürzer und zugleich vollständiger mittheilen lassen, als indem wir uns der Worte des Verfs. bedienen. „Im Allgemeinen ist das Werk auf das *Bedürfnifs derjenigen* berechnet, die einen Ueberblick über das Feld der Geschichte im Grofsen und Ganzen gewinnen und den mannigfaltigen Zusammenhang des äufsern politischen und innern geistigen Entwicklungsganges der Völker und Staaten bei *Lectüre, Studien* und *Geschäften* sich gegenwärtig erhalten wollen. Es ist die Absicht, nur charakteristisch ausgewählte Thatsachen, mit Ausschlufs alles nicht unmittelbar auf sie gegründeten Raisonnements, und mit Vermeidung blofs trockner Nomenclatur aufzunehmen und auf solche Weise hinzustellen, dafs jede Thatsache sich nach ihrem faktischen und Causalzusammenhange selbst erkläre, und das Detail sich unwillkürlich unter allgemeine Gesichtspunkte zusammenordne. *Dies*, die *Ausführlichkeit der Angaben* und die *überwiegende Rücksicht auf den Culturprocefs* soll das *Charakteristische* sein, wodurch sich

dieses Werk von allen bisher erschienenen ähnlichen unterscheidet; der vielleicht gröfste Nutzen dieser Tafeln aber in der Möglichkeit bestehen, die alle einsichtsvollen Benutzer derselben erhalten, sich selbst Combinationen der gleichzeitigen Fakten und mannigfache Abstractionen aus diesen Combinationen zu machen, wodurch auf die Geschichte eine Fülle von ganz neuen und überraschenden Schlaglichtern fällt. — Es soll ferner aus jeder Tafel ein *anschauliches Bild* der betreffenden Zeitperiode mit allen ihren durch die Farbengebung und die Gruppirung der Thatsachen lebendig heraustretenden Hauptindividualitäten resultiren, und die *Orientirung* auf ähnliche Weise erleichtert werden, wie auf den colorirten *geographischen Charten.* Vermittelst der Auskunft, die Staaten des ersten Ranges und vornämlich die weltherrschenden *Nationen* in den Köpfen der Columnen durch illuminirte *breite Felder*, in denen ihre Namen stehen, auszuzeichnen; — die Namen der Staaten vom zweiten Range aber, welche noch durch politischen Einflufs oder geistige Bildung sich bis zu entschiedener Bedeutsamkeit emporgeschwungen, mit daruntergesetzten *schmalen Farbenstrichen* zu versehen; — diejenigen Länder aber deren Geschichte dunkel oder isolirt und ohne Wechselbeziehung geblieben, ganz weifs zu halten — sollen einmal die Staaten nach einer dreifachen Rangordnung in Hinsicht auf ihre politische Bedeutsamkeit classifizirt; ferner eine Einsicht in das Ineinandergreifen der auswärtigen Verhältnisse und ihren gegenseitigen politischen Verkehr, in den Grad ihrer Unabhängigkeit, friedlichen und feindseligen Conflikte u. s. w. gewonnen und endlich das geschichtliche Element mit den geographischen Verhältnissen verbunden werden." —

Der Verf., durchdrungen von dem Gewicht der mannigfaltigen Anforderungen, welche durch eine so weitschichtige und allumfassende Aufgabe an den Bearbeiter gemacht werden, erwartet von dem Billigkeitsgefühle seines Publicums, dafs es bei dem Vergleiche des vor Augen liegenden Ergebnisses seiner wirklichen Leistungen, mit der seinem eignen Geiste vorschwebenden Idee und den, in Gemäfsheit ihrer, gesteigerten Ansprüchen einer sich nach allen Richtungen verbreitenden Kritik, einen gerechten Mafsstab anlegen und berücksichtigen werde; dafs das, was er unternommen, zur musterhaften Vollbringung der Gesammtkraft mehrerer, in die einzelnen Fächer vorzugsweise eingeweiheten Männer, —
und wir möchten hinzusetzen, der nur im Laufe
Zeit und allmäligen methodischen Entwicklung stuf
weis zu gewinnenden Reife — bedarf. Ohne Zwei
reicht das bisjetzt erschienene Fragment des Werk
hin, um demselben in mehr als einer Rücksicht und
denklich den Preis vor allen übrigen zeither beka
gewordenen Darstellungen ähnlicher Art zuerkennen
dürfen. Der Fleifs, die Umsicht und Gewissenhaftigk
mit der eine so inhalts- und beziehungsreiche Ma
geschichtlich interessanter Daten und Notizen aus d
Continuum der historischen Wissenschaft ausgeschied
und nach Zeit, Ort und Wechselbezug in das entsp
chende Fachwerk eingefugt worden, verdient ein dur
aus belobendes Anerkenntnifs. Man mufs, um von d
Umfang der darauf verwendeten Mühe und Beharrlic
keit eine genügende Vorstellung zu gewinnen, sich sel
mit verwandten Ausführungen beschäftigt, man m
sich in der Anwendung derselben durch längere Ben
zung erst eine gewisse Geläufigkeit erworben haben, t
das Verdienstliche einer solchen Arbeit und das gan
Mafs ihres mannigfachen Gebrauchswerthes kennen u
nach Gebühr schätzen zu lernen. Wenn erst eine s
che viel gegliederte und reich ausgestattete Gestaltu
in ihrer äufsern Vollendung und in der Gesammthe
ihrer Bestandtheile vor den Augen des prüfenden Be
schauers daliegt, wird mit Leichtigkeit einzelnes Man
gelhafte im Umrifs, oder Lückenhaftes in der Ausfü
lung entdeckt und verbessert, aber auch leicht manch
als Unvollkommenheit voreilig gescholten, was der Ve
fasser eben so wohl in dieser Beziehung erkannt, ab
nach sorgfältiger Prüfung und Beachtung sich kreuze
der Rücksichten dennoch als den kleinern Uebelsta
beizubehalten sich veranlafst gefunden hatte. Ist all
dings der Urgedanke oder das Princip der Anordnu
welches den Vehsischen Geschichtstafeln zum Grun
liegt, seinen wesentlichen Elementen nach grade nic
durchaus neu oder schlechthin unbekannt; hat man n
gleich seit längerer Zeit des tabellarischen durch irge
welche Färbungsmodalität belebten Schematism bedie
um in das Chaos weitschichtigen Details methodisc
Verknüpfung des atomistischen Stoffs, bequemes Au
finden der einzelnen Gegenstände und rapiden Uebe
blick der systematischen Gliederung einzuordnen, s
hat man von dieser Auskunft auch selbst im Gebie
der Historie sonst schon auf mehr als eine Weise Ge
brauch gemacht, um die successive Entwicklung de

[Gle]ichzeitigen und die Wechselbeziehung von Land- Volk- [un]d Staatsverband, von Faktum, Motiv und Strebung, [ih]rer Unterschiedenheit und ihrer Verschlungenheit und [Zus]ammengehörigkeit nach zum Verständnisse zu brin[gen]: — so ist bei alledem doch nicht in Abrede zu [ste]llen, dafs der Verfasser sich dieser Construktionsele[me]nte auf eine ihm eigenthümliche, sinnreiche, und dem [be]absichtigten Zwecke entsprechende Weise bemächtigt [ha]be, welche noch obenein den Vorzug besitzt, dafs [si]e ihrem wesentlichen Charakter nach mit Leichtigkeit [si]ch auf andre nicht illuminirte Darstellungen dieser [Ar]t übertragen und solchergestalt deren Uebersichtlich[ke]it und Gebrauchswerth in irgend welcher beliebigen [Ri]chtung oder Bezugnahme erhöhet werden kann.

Dafs durch diese und ähnliche Form- und Farben[sc]hematismen nicht nur der Unterricht sondern auch [da]s Selbststudium und die Speculation der Geschichte [all]gemein gefördert, erleichtert, einerseits vereinfacht, [and]rerseits vermannigfacht werde, ist keinem Zweifel [unt]erworfen; und jeder, selbst minder musterhafte Ver[su]ch, dazu einen Beitrag zu liefern und diese Methode [i]n Aufnahme zu bringen, sollte dankbar anerkannt wer[den]. Hiezu mitzuwirken, ist der Hauptzweck dieser Anzeige. Eine vollständig und gründlich durchgeführte Prüfung der angemessenen Auswahl und faktischen Rich[t]igkeit des Aufgenommenen, wie des Organism der [A]nordnung bleibt billig andrer Zeit und Veranlassung [vor]behalten.

Rühle v. Lilienstern.

LXXVII.

[D]ie Evangelien des Matthäus, Marcus und Lucas, in Uebereinstimmung gebracht und erklärt von Dr. Conrad Glöckler. Frankfurt a. M. 1834. XVIII. und 906 S. 8.

Der Verf. dieser harmonischen Erklärung der Evan[geli]en hat sich bereits durch seine Schrift über die Sa[kr]amente und seinen Commentar zum Römerbrief als [sel]bstforschender Ausleger der biblischen Wahrheiten [be]kannt gemacht. Er ist dabei dennoch ein gläubiger [Au]sleger, d. i. ein solcher, der eine wirklich gesche[hen]e göttliche Offenbarung im strengern Sinn annimmt, [un]d seine Exegese auf ihr Dasein und ihre klaren Aus[sp]rüche, nicht auf die für das Göttliche ganz unzuläng[lic]hen Ansichten der natürlichen Vernunft gründet, welche höchstens, Licht borgend von der Offenbarung, eine kleine Strecke Wegs damit, scheinbar von sich aus, erhellen kann. Neben der Nothwendigkeit strenger grammatischer Interpretation und der Nachweisung des logischen Zusammenhangs der Gedanken und des Pragmatismus der Begebenheiten, erkennt er eine doppelte Natur an, wie jeder Offenbarungsgläubige mufs, „eine Natur des Körpers und der gesammten Körperwelt, und eine Natur des Geistes und der gesammten geistigen Welt," redet hierüber sehr richtig in der Vorrede des gegenwärtigen Werks, und erklärt demnach die Wunder als Wunder, sieht die Dämonischen als Dämonische an, u. dgl. mehr. „Bei der Betrachtung der Wunder," sagt er, „kann man mit dem vollsten Rechte sagen: Es ist Alles natürlich; man mufs sie nur vom richtigen Standpunkt aus und nach den Gesetzen derjenigen Natur betrachten, aus welcher sie entsprungen sind, nämlich, wenn ich so sagen darf, nach den Gesetzen der Natur Gottes." Und unstreitig hat er hier denjenigen Punkt getroffen, der bei aller Klarheit der Sache (wefswegen wir ihn unstreitig oder unbestreitbar nennen dürfen) so oft verkannt und ganz vergeblich in Streit gezogen wird.

Was Ref. gegen den würdigen Verf. als Exegeten überhaupt bemerken mufs, ist — was ihn andrerseits als unabhängig von dem blinden Autoritätsglauben rechtfertigt — eine überwiegende Neigung zur Selbstständigkeit und Neuheit der Ansichten, öfters verbunden mit allzu scharfsinniger Auffassung des Buchstabens ohne gehörige Berücksichtigung des fremden Sprachgebrauchs. Nur dadurch, dafs er die Versuchung hiezu überwinden und das Eigene mit dem Vorhandenen ruhig abzuwägen lernen wird, möchte seine Exegese der Vollendung entgegenreifen können. Die Väter haben 1800 Jahre lang und sogar weit länger gebaut; der Rationalismus drohte ihre Grundpfeiler umzureissen; aber auch wir dürfen nur mit Vorsicht ihr Einzelnes tadeln, zumal wo es sich nicht unter ihnen selbst von Meinungsverschiedenheiten handelt. Sie waren Menschen, aber sie hatten den verheifsenen Geist, und dieser erfordert Achtung und ein scharfes Nachsehen, ob sie ihn wohl verstanden haben. So will auch ein jedes Idiom wohl gekannt und nicht unmittelbar und in allen Fällen mit dem andern (mit der teutschen Muttersprache) verglichen sein. Es giebt überdem Deutungen, die ihren Grund haben, aber die gemeine nicht aufheben; denn das Wort Gottes ist göttlicher Natur.

Es ist des Raums dieser Anzeige wegen kaum möglich, die Hauptentdeckung des Verfs., nämlich seine Behauptung, dafs „die Dauer des öffentlichen Auftretens Christi, anstatt auf drei Jahre und etwas drüber, sich blofs vom Spätsommer des Jahrs 782 *a. u. c.* oder 28 *p. Chr.* bis zum Osterfeste des Jahrs 784 *a. u. c.*" (*u. c.* oder *ab u. c.* oder *p. u. c.*) „oder 30 *p. Chr.*, also nur auf ungefähr 1½ Jahr erstreckt habe," zu beleuchten. Es wird hinreichend sein, diesen Satz anzudeuten, um die Chronologen des N. T. zur nähern Untersuchung aufzufordern, die leicht ungünstig für den Verf. ausfallen dürfte. Doch wird zuvörderst noch die von ihm versprochene Erklärung des Evangeliums Johannis abzuwarten sein, deren Abgang hier die Beurtheilung dieser evangelischen Zeitrechnung um so unthunlicher macht.

In der Einleitung wird das Evangelium Matthäi als streng chronologisch angesehen, und die Ursprünglichkeit seines griechischen Textes mit guten Gründen vertheidigt. Der Zeitordnung des Matthäus wird sodann vor der des Marcus bei den einzelnen (vielleicht doch nur scheinbaren?) Abweichungen der Vorzug gegeben, und der Zusammenhang des Evangeliums des Lucas nicht als chronologisch, sondern als pragmatisch zum Zweck des Beweises, dafs die Heiden zur Theilnahme an der Erlösung berufen seien, betrachtet, wohin auch besonders die Apostelgeschichte ziele.

Nach Aufstellung von harmonischen Uebersichten beginnt sodann der Commentar, welcher sich zuerst mit Festsetzung des Geburtsjahrs Christi beschäftigt. Das Resultat ist, was schon Andre angenommen haben, dafs Christus drei Jahre früher, als die Petavische Rechnung mit sich bringt, geboren sei. Dadurch kämen wir auf J. d. W. 3980, was auch das Meiste für sich hat. Hinsichtlich der Lebensdauer Christi wird hier abermals bemerkt, dafs in den Evangelien zwar mehrere Osterfeste vorkommen, aber nicht drei, wie man bei der vereinzelten Betrachtung des Evangeliums Johannis glauben sollte, sondern nur zwei Osterfeste, indem das von Johannes als das erste erzählte offenbar eins und dasselbe sei mit dem letzten Osterfeste, an welchem Jesus gekreuzigt worden, in einem Alter von 31 Jahren und ungefähr 4 Monaten; und hievon ist eben die hier auszusetzende Frage. Es kommt hauptsächlich darauf an, ob der Verf. seine Behauptung (S. 47. 49) wird erwe[isen] können, dafs die Austreibung der Verkäufer u[nd] Wechsler aus dem Tempel, welche Johannes schon i[m] 2. Cap. gleich nach der Hochzeit zu Kana erzählt, nic[ht] zweimal vorgefallen, sondern dieselbe sei, welche d[ie] drei ersten Evangelisten nach dem Einzug Christi [in] Jerusalem und kurz vor seinem Tode berichten. W[as] der Verf. hier mit Wenigem bemerkt, reicht noch nic[ht] zu. Die „Juden" fragten (Joh. 2, 18.): „Was zeig[st] du uns für ein Zeichen, dafs du solches thun mögest[?"] Obgleich die Ausgetriebenen seine höhere Autorität w[ohl] empfunden hatten, so verlangten jene doch eine bess[ere] Beglaubigung des ihnen noch unbekannten Prophet[en;] er that auch aufserdem hierauf (Vs. 23) noch Wund[er,] die Viele zum Glauben an ihn bewogen, und den B[e]such des Nikodemus veranlafsten (C. 3, 2.). Nach d[er] zweiten Tempelreinigung thaten zwar die Hohenpries[ter] und Aeltesten eine ähnliche Frage (Matth. 21, 23. Ma[rc.] 11, 28. Luc. 20, 2.), aber in allgemeinerem Bezug a[uf] sein ganzes Lehr- und Prophetenamt, und jedenfa[lls] konnte sie zweimal an ihn geschehen, wie die Ha[nd]lung selbst, als nach zwei Jahren sich derselbe Mi[ss]brauch wieder vorfand. Sogar ist es wahrscheinlic[h,] dafs was zuerst die Juden überhaupt in Verwunderu[ng] setzte, beim zweiten Mal eine dringendere und förml[i]chere Anfrage ihrer Obern veranlafste.

Wir wollen nun diesen von mehreren Seiten empfe[h]lungswerthen und in richtigem Geist geschriebenen Co[m]mentar durchgehen, und der Kürze halben hauptsächli[ch] nur bemerken, wo Ref. mit der einzelnen Auslegu[ng] nicht einverstanden ist. — Matth. 1, 19 ἀπολῦσαι, nic[ht] „das Verlöbnifs aufzulösen," sondern: *sie* (αὐτὴν o[b] Variante) zu entlassen (abzulösen). — Luc. 1, 2 (S. [..]) wird allzu gezwungen construirt: καθὼς παρέδοσαν [ἡμῖν] τοῦ λόγου, οἱ ἀπ᾽ ἀρχῆς αὐτόπται καὶ ὑπηρέται (τῶν πραγμάτων) γενόμενοι, und ὑπηρέται Theilnehmer, Geh[ül]fen, übersetzt. Die gewöhnliche Interpretation ist [ge]sund; vgl. Apostelg. 26, 16: ὑπηρέτην καὶ μάρτυρα ὧν εἶδες κ. τ. λ. — Vs. 3 ist πᾶσι nicht auf πολλοὶ zu [be]ziehen; auf Personen bezogen, heifst παρακολουθεῖν na[ch]folgen, nachahmen, was Lucas nicht sagen will; da[her] ist πράγμασι zu verstehen. Vergl. die Beispiele [bei] Schleusner Art. παρακολ. —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 80.
Jahrbücher
für
[w]issenschaftliche Kritik.

April 1835.

[Di]e *Evangelien des Matthäus, Marcus und Lucas, in Uebereinstimmung gebracht und erklärt von Dr. Conrad Glöckler.*

(Schlufs.)

Vs. 8 soll ἔναντι τοῦ θεοῦ nicht gleichbedeutend mit [ἐνώπ]ιον sein, sondern anstatt, an der Stelle Gottes be[deu]ten; abermals gezwungen und unnöthig, auch läfst [sic]h von Gott selbst nicht sagen, dafs er Priesteramts [pfl]ege. 2 Mos. 6, 12 haben die Alex. ἔναντι κυρίου für [...]. — Vs. 13 das Gebet des Zacharias um einen [Sohn] kann weit früher geschehen und jetzt erst erhört [word]en sein; doch ist auch der Bezug auf die Erlösung [des] Volks u. s. w. möglich und wahrscheinlich. — Vs. [1]7 ist προελεύσεται allzu ausdrucksvoll, als dafs der Sinn: [er] wird der Vorläufer des Herrn sein, willkürlich hei[ße]n könnte, vollends wenn man V. 76 vergleicht. — [Vs]. 18 κατὰ τί, nicht „wozu, warum," sondern wobei, [wor]an, במה ארע Gen. 15, 8, wo die Alex. ebenfalls: [κα]τὰ τί γνώσομαι. — Vs. 29 ποταπὸς heifst nicht *cujas*, [son]dern dieses heifst ποδαπὸς, wenigstens der Regel [na]ch; ersteres ist umfassender. — Vs. 35 ἐπισκιάζειν nicht [blo]fs „Schutz und Schirm gewähren;" die angeführten [St]ellen nebst 2 Mos. 40, 34 u. s. w. deuten auf ein Meh[re]res. — Luc. 2, 25 παράκλησις „Zurufung" (Verhei[ßu]ng) ist zu buchstäblich; dem Sprachgebrauch nach [is]t Trost, תנחומים. — Vs. 26 κεχρηματισμένον, aber[ma]ls sprachwidrig: „es war ihm aufgetragen worden [vo]n dem h. Geist, d. h. es war ihm von dem h. Geist [di]e Stellung angewiesen worden," gegen den sehr be[sti]mmten Wortgebrauch von Orakeln. Das Stammwort [χρῆ]μα hat hiebei nicht die Bedeutung von *negotium*, son[de]rn von *usus* (Auskunft). Eben so unrichtig S. 119 zu [M]atth. 2, 12. — Ebenso Vs. 31 κατὰ πρόσωπον „hin[si]chtlich der Person — hinsichtlich jedes Einzelnen"; es [is]t לפני. — Vs. 35 ὅπως geht vornehmlich auf Vs. 31, und der Anfang von Vs. 35 ist nur Consequenz. — Vs. 38 ἀνθωμολογεῖτο „sie sagte dagegen auf ihrer Seite ganz dasselbe dem Herrn," wider den Sprachgebrauch; es ist הודה, vergl. die Alex. Man sehe, was oben im Allgemeinen an der Methode des Verfs. getadelt worden. — Von dem Stern der Weisen Matth. 2 wird zu Vs. 9 angenommen, dafs er seine natürliche Bahn gehabt habe; allein der Text möchte etwas Anderes sagen. Mit Recht aber wird die Idee einer gewissen Constellation verworfen. — Matth. 2, 23. die Stadt Nazareth hat ihren Namen nicht von נצר, Zweig, sondern von נזר, Krone, s. die Bemerkung von Simonis im *Onomast. N. T. p.* 111. — Dafs bei der Taufe Jesu der h. Geist, nicht blofs nach Art, sondern in Gestalt einer Taube herabgefahren sei, wird S. 147 f. mit unzureichenden Argumenten bestritten; gleich unvollkommen ist die Erklärung von dem Oeffnen des Himmels. — Wenn S. 152 behauptet wird, der Geist Matth. 4, 1. sei Christi eigener (menschlicher?) Geist gewesen, so stimmt hiezu wenigstens nicht die Parallele Luc. 4, 1. — S. 155 f. wird unter dem Versucher zwar der Teufel verstanden, aber keine sichtbare Erscheinung desselben angenommen, sondern „die Versuchung Christi sei, wie jede Versuchung, etwas durchaus Innerliches" gewesen. Ein Beweis für diese längst bekannte Meinung wird nicht beigebracht, möchte auch nicht beigebracht werden können. — Matth. 4, 4 soll das Futurum ζήσεται sich auf das zukünftige Leben beziehen, was unmöglich der nächste Sinn sein kann; vgl. 5 Mos. 8, 3 יחיה, wo nicht von dem Manna des zukünftigen Lebens die Rede ist. — S. 159. 162, zu Matth. 4, 12: παρεδόθη, nicht *dem* Herodes überliefert, sondern von ihm in den Kerker, s. Luc. 3, 19. 20. Matth. 14, 3. 4. — Die Entwickelung der Makarismen im Eingang der Bergpredigt verdient belobende Auszeichnung; aber der Zusatz beim Verlästern und Verfolgen Vs. 10 u. 11: „vor Gericht," ist zu

eingeschränkt. — Die „kleinsten Gebote" Matth. 5, 19 versteht der Verf. von dem Umfang der Worte (die 10 Gebote); allein es ist vielmehr nach dem Folgenden ihr feinster und scheinbar geringster Sinn. — Vs. 20 *περισσεύειν*, wird im Griechischen nicht mit dem Accusativ construirt, wie im Teutschen: *einen* übertreffen, sondern mit dem Genitiv oder mit Präpositionen wie *παρά* und *ὑπέρ*, und steht hier, wie an so vielen Stellen, absolut, *πλεῖον* aber mit dem Genitiv allerdings anstatt *παρὰ* (*τὴν δικ. τῶν γραμμ.*). Die Vulg. treffend: *nisi abundaverit justitia vestra plus quam scribarum etc.* — S. 198 f. die Stelle 5 Mos. 24, 1 ff. läfst zwiefach eine richtige Auslegung zu, wenn nur nicht die Scheidung, sondern der Scheidebrief, als geboten betrachtet wird. — S. 200. dafs Matth. 5, 33 „unter dem Falschschwören nur der Fall der Gelübde gemeint" sei, ist zu eingeschränkt. Wie kann: *μὴ ὀμόσαι ὅλως*, blofs heifsen: „überhaupt kein Gelübde in der Form des Schwurs thun?" — Vs. 39 *ἀντιστῆναι* heifst nirgends: sich gleichstellen. — Vs. 48 warum sollte das Fut. *ἔσεσθε* nicht imperative Bedeutung haben können? desgl. C. 6, 5. Wenn nur *μὴ* und nicht auch *οὐ* einen Imperativ bilden könnte, so wäre auch Vs. 21 *οὐ φονεύσεις* kein Imperativ, vgl. C. 19, 18. Röm. 13, 9, wo überall *οὐ*. Es ist dasselbe wie mit אל und לא. — C. 7, 6. ist die Erklärung: Lafst die Heiligkeit, wonach ihr strebt, sich nicht mit der Lasterhaftigkeit gemein machen, nicht zureichend. M. vergl. S. 474 oben aus Bengel: *Nam qui mysterium etc.* — Wenn Vs. 14 *τί* die rechte Lesart ist, so ist: Wie sehr! (מה) allerdings befriedigend. Vergl. S. 272 unten zu C. 8, 26. — Vs. 15: „Nehmet euch zusammen, dafs ihr keine falsche Propheten werdet," mit der Versicherung: „*προσέχειν* (mit *ἀπὸ*?) kann nie in dem Sinn von fliehen, vermeiden u. s. w. stehen," während d. Verf. C. 10, 17 doch übersetzt: „seid aber vorsichtig vor den Menschen," und sogar dort hernach: „nehmet euch vor denselben in Acht." — S. 268 Luc. 9, 62: „Wer durch seine Besitzergreifung der Mittel zur Erhaltung seines leiblichen Lebens das Nachherige, die Zukunft, berücksichtigt," wenigstens viel zu speciel. Der Pflug zielt auf das neue Ackerwerk, 1 Kor. 3, 6—9, überhaupt auf die neue Lebensbestimmung. — S. 278 unten, nicht: „obgleich nur Einer", s. Luc. 8, 30. — Wenn S. 280 behauptet wird: „Es ist für den bösen Geist viel leichter zu ertragen, dafs er in sein eigenes Reich fortgeschickt wird, als dafs ihm aufgetragen (!) wird, in Thiere zu fahren," so stim dieses nicht zu Luc. 8, 31. 32, und es wäre sonst no viel dagegen zu erinnern. — S. 290. Ob Matthäus sch früher auf dem Berge zum Apostel erwählt word kann nach Matth. 9, 9 und den Parallelen sehr die Fra sein; indessen mufs der Verf. dieses annehmen, weil Luc. 6, 17 ff. entschieden für identisch mit der Be predigt bei Matthäus hält. — S. 295, Matth. 9, 16 u Marc. 2, 21 ist *πλήρωμα* schwerlich das Loch, sond die Ausfüllung = *ἐπίβλημα*, daher nicht Accusativ so dern Nominativ, und *αἴρει* steht absolut, wie *σχίζει* L 5, 36, nicht „er zerschneidet." — S. 303. Matth. 9, möchten die Worte Christi kein blofses Vorgeben sondern einen tiefern Sinn enthalten. — S. 314. Th mas heifst *δίδυμος* nicht bei Lucas, sondern bei Joh nes. — S. 349. Matth. 11, 25. Bei *ἐξομολογοῦμαι* ist h und in ähnlichen Stellen nicht der Begriff des Einv ständnisses, der Beistimmung, sondern des Einbeken nisses, des belobenden Zeugnisses (wie in הודה) Grunde zu legen. — Der Vf. behandelt zuweilen bekan oder geringfügige Dinge weitläufig (wie überhaupt u sere Exegeten öfters um bessere Kürze zu ersuchen w ren), und übergeht Stellen, die der Erklärung bedürft sind, z. B. S. 371, Matth. 12, 27. — S. 394. *λύχνος* i die Lampe, besonders die angezündete, auch die Facke und *λυχνία* der Leuchter, Candelaber. — S. 406, Lu 4, 23: *πάντως ἐρεῖτέ μοι*, allerdings werdet ihr zu m sagen, Fut. nicht: „auf alle Weise sagt ihr mir." — 409, Vs. 25: *ἐπ' ἀληθείας*, nicht: „zur Bekräftigung d ausgesprochenen Wahrheit sage ich euch," sondern, „w man es gewöhnlich übersetzt," in Wahrheit, s. Ma 12, 32. Luc. 22, 59. Apostelgesch. 4, 27. Hebr. אמת Wie mag der Verf. so vergeblich tadeln! — S. 42 Marc. 6, 40: „*ἀνὰ ἑκατὸν* bezeichnet die Anzahl der Th nehmer an einer Gesellschaft, und *ἀνὰ πεντήκοντα* b zeichnet die Anzahl der Gesellschaften selber," also 50 m 100 = 5000. So sinnreich diese Erklärung ist, so w nig möchte sie zu *ἀνὰ* passen, und Lucas sagt einfac „zu fünfzigen," C. 9, 14, wo es sonst heifsen müfst *κλισίας πεντήκοντα*. — S. 443, Matth. 15, 13: Alle Pfla zen = „jeder Plan" u. s. w., viel zu entfernt; verg C. 12, 33, und was Schleusner v. *φυτεία* aus den Ra binen bemerkt. — S. 486 möchte den Worten des P trus bei der Verklärung ein consequenterer Sinn beig legt sein, als sie nach der eigenen Angabe der Eva

ten hatten. Die Consequenz lag in der Handlung sti. Uebrigens: οὐ γὰρ ᾔδει, „er hatte nicht gese- (!), was er sprechen wird." Bekanntlich hat das med. οἶδα (wenn auch ursprünglich: ich habe ge- n) die Bedeutung eines Präsens: ich weifs, daher Plusquamperf. εἴδειν und ᾔδειν die eines Imperf. ich te. Sodann ist der Conjunctiv λαλήσῃ, oder nach er Lesart der Optativ oder das Futurum (αι, ει), r Teutsches: was er reden *wollte*, der Wortver- l mithin sehr einfach. — S. 493. In ἀποκατα- s Matth. 17, 11 dürfte ein Mehreres zu suchen als der Verf. unter Berufung auf L. de Dieu an- t; s. Luc. 1, 16. 17. — S. 532. Ohne Ausschlufs geistlichen Absicht möchte ἑτοιμάζειν doch zunächst leibliche Aufnahme bezielen; man sehe dieses Wort ndern Stellen. — S. 558 f. Matth. 20, 21. Salome offenbar so wenig die von dem Verf. ihr beige- n erleuchteten Begriffe von dem Reiche Gottes, hren voreiligen sinnlichen Vorstellungen, die viele er mit ihr theilten, und die sich hernach in dem anna! aussprachen, das Prädicat der „Verrücktheit" ihrt. Wenn ein Zimmermannssohn aus Davids Stamm ig werden konnte, so konnten seine Verwandten, leich arme Fischer, wohl Minister werden. Vergl. 24—28. — S. 566 werden die Worte des Zachäus . 19, 8 wider den Zusammenhang nicht von einem fertigen Entschlufs, sondern von einem Rühmen des- erklärt, was er im Verborgenen schon gethan habe.— 83, Luc. 14, 4 soll ἐπιλαβόμενος nicht bedeuten: ihn mend, sondern: sich herausnehmend. Den Gegen- tis s. Matth. 14, 31. Marc. 8, 23. Luc. 9, 47. C. 30. Apostelg. 23, 19. — S. 594, Luc. 15, 22 πρώ- nicht das vorige, sondern das beste Kleid, welches Sinn der Parabel weit angemessener. — S. 597, 16, 9 kann Rec. unter den Freunden weder Gott n, noch unter ἐκλείπειν blofs das Sterben verstehen; leichen kann er damit nicht einverstanden sein, dafs S. 601 f. das Gleichnifs von dem reichen Mann Lazarus keine Belehrung über den Zustand der storbenen enthalten soll. Desgleichen S. 605 mit Verbindung, in welche Luc. 17 Vs. 5 und 7 gesetzt len will. Desgleichen S. 609 f. mit der tadelnden besserung der gewöhnlichen Erklärung von Luc. 18, nd der Interpretation von καὶ μακροθυμῶν ἐπ' αὐτοῖς 7. Desgleichen mit der von ἤ (γάρ, al. περ) ἐκεῖ- νος Vs. 14; vgl. C. 15, 7. 1 Kor. 14, 19. — S. 621 f. ist die Behauptung, dafs Jesus auf der Eselin und nicht auf dem Füllen geritten habe, und dieses nur mitgelau- fen sei, offenbar falsch; s. Marc. 11, 2. 4. 7. Luc. 19, 30. 33. 35. Joh. 12, 14. 15, und selbst die Stelle bei Sacharja. „Auf welchem noch nie ein Mensch gesessen ist," beweist nicht, dafs das Füllen jetzo noch zu jung dazu, sondern nur, dafs es noch von Niemand geritten war. Man ritt vorzüglich auf jungen Thieren, 1 Mos. 49, 11. Richt. 10, 4. C. 12, 14. — S. 666 f. Luc. 10, 29: „er wollte sich selbst rechtfertigen," heifst eben nicht: „es war ein edles Streben in diesem Schriftgelehrten — es lag ihm recht am Herzen, sich selber gerecht zu ma- chen." — S. 668 möchte in γενόμενος der Hebraismus übel angebracht sein. — S. 676, Matth. 23, 14 μακρὰ ist: lang, der natürlichste Sinn, nicht: laut. — S. 677. Vs. 15. Warum soll hier nicht ein Proselyte aus dem Heidenthum, sondern ein Bekehrter zum Pharisäerthum verstanden werden? Letzteres versteht sich bei jenem und seinen Bekehrern von selbst. — S. 683, Matth. 23, 31 μαρτυρεῖτε ist nicht Imperativ, s. Luc. 11, 48, und hierüber S. 693. — S. 700 und anderwärts ist das πλὴν übel verstanden, es heifst: vielmehr, nur u. s. w. אך. — S. 702 scheint der Verf. keinen genauen Begriff vom Gebrauch des Gürtels zu haben. — S. 715, Matth. 24, 2 οὐ βλέπετε π. τ. „bekümmert euch nicht um dieses Al- les." Das οὐ ist הלא und βλέπειν sehen, wie in den Parall. — S. 723, Luc. 21, 24: „Bis dafs erfüllt sind die Zeiten der Völker, hat den Sinn: bis dafs die Dauer des Zornes dieser Völker beendigt sein wird" — ganz unzulänglich, so wie überhaupt die Einsicht in den Zu- sammenhang der letzten Weissagung Christi unvollkom- men. — S. 737, Matth. 24, 51 διχοτομεῖν absondern, ha- ben schon Andre; allein das Wort ist zu stark dafür. — S. 738 f. wird angenommen, das Bild sage, dafs zehn Jungfrauen „auf einmal" *ihrem* Bräutigam entgegenge- gangen seien. Das ist ein Irrthum. Wie die Braut und die 10 Jungfrauen verschieden und doch einerlei sind, wäre hier zu weitläufig. — S. 803, Luc. 22, 37 τὰ περὶ ἐμοῦ sind allerdings die Weissagungen, wie die erste Hälfte des Verses beweist. — S. 810, Vs. 46: „Betet stehend," müfste wohl heifsen: „Aufstehend, oder viel- mehr: aufgestanden, betet." — S. 820: „setzt ihn zur öffentlichen Ausstellung auf einen Stuhl auf dem soge- nannten Hochpflaster am Tempel," ist unrichtig. Ἐκάθισε

ist intransitiv, und das Lithostroton war nicht am Tempel. — S. 875, Matth. 27, 66: „sie stellten vor den Stein eine Wache wie ein Siegel, welches Niemand verletzen darf," reimt sich weder zum Styl der Erzählung, noch zu einer von den beiden Interpunctionen. Buchstäblich heifst die Stelle: „Sie aber hingehend verwahreten das Grab, versiegelnd den Stein (,) mit der Wache." Vergl. Dan. 6, 17.

Recensent hat sich hauptsächlich an das Sprachliche in diesem Commentar gehalten, wo er am meisten zu erinnern fand, und mufs die Harmonie und Chronologie, insonderheit was über das Osterfest und Passamahl zu Matth. 26 sehr ausführlich gesagt wird, der umständlichern Prüfung der Leser überlassen. Im Ganzen kann er den wohlgemeinten Wunsch nicht unterdrücken, dafs der Verfasser seinen Forschungen, besonders den philologischen, geraumere Zeit gönnen möge.

J. F. v. Meyer.

LXXVIII.

Erinnerungen an Winckelmann. Abhandlung von A. Krech. Berlin, 1835. 4.

Wenn bisweilen bändereiche Schriften in unsern Anzeigen ohne Nachtheil für die Wissenschaften übergangen werden dürfen, so haben wir dagegen um ihrer Bedeutung willen auch öfters kleine Schriften hervorzuheben, deren Erscheinungsweise die allgemeine Aufmerksamkeit sonst wenig in Anspruch zu nehmen pflegt. Dies ist der Fall bei dem trefflichen Aufsatze, dessen wir hier gedenken. Als Einladungsschrift zu einer Schulprüfung, — unter welcher Gestalt im Preufsischen oft die ausgezeichnetsten und werthvollsten Abhandlungen erscheinen, oder vielmehr verborgen bleiben, — wird uns hier eine frische und lebhafte Schilderung Winckelmanns dargeboten, in welcher einige Züge wo nicht völlig neu, doch mit besonderer Kraft gezeichnet sind. Was einen solchen Heros unsrer Bildung und Litteratur auf würdige Weise bespricht, darf uns nicht gleichgültig sein, es gehört nicht uns allein mehr an, sondern der ganzen kunstgelehrten Welt, die unsern grofsen Landsmann sich angeeignet hat. Nach der meisterhaften Darstellung durch Goethe, der sorgsamen Herausgabe der Werke durch J. Schu und Meyer, der Briefe durch Förster, und manchem guten W von Gurlitt, Morgenstern und Andern, ist die Betrachtung W ckelmanns und seiner Schriften und Wirksamkeit noch kei wegs abgeschlossen, sondern eigentlich erst gründlich ange und wir freuen uns, hier einen schätzbaren Beitrag dazu mi theilt zu sehen. Der Hr. Verf. giebt durch denselben ein se nes Zeugnifs geistvoller und eindringender Beschäftigung einem so werthvollen Gegenstande. Vier besondere Karak bezüge desselben sind es, welche er diesmal hauptsächlich l vorhebt, und seinen Abschnitten als Ueberschriften setzt. heifsen: Religion, Unabhängigkeit, Darstellung, Reiselust. I Hrn. Verf. sind Goethe's Ansichten und Aussprüche wohlbeka und in hohem Werthe: es ist kein geringes Lob für die se gen, dafs sie neben so Grofsem und Vollendeten ein selbstst diges Verdienst gar wohl behaupten können. Von besonde Wichtigkeit für die Einsicht in Winckelmanns Karakter ersch uns vorzüglich der erste Abschnitt, wo die Meinung Goeth dafs in Winckelmann das Heidnische eingeboren gewesen, best ten und dafür die Nachweisung versucht wird, er sei im H zen immerdar ein protestantischer Christ geblieben. Die Grü und Zeugnisse hiefür sind allerdings triftig, und die Vorli Winckelmanns für protestantische Lieder bleibt ein merkwü ger und rührender Zug in ihm. Ob indefs die kindliche Ges nung an eine bestimmte Kirchenform, besonders wenn diese sel so mannigfache Denkweisen in und neben sich gedeihen lä wie damals die protestantische, einen wahren Glauben an de dogmatischen Inhalt nothwendig voraussetze, darüber dürfte t wenigstens noch einiger Zweifel bleiben. Uebrigens meint d Hr. Verf. nicht, durch seine Deutung ein Lob für Winckelma einzutauschen, sondern nur den Tadel, dem derselbe auch nicht entgehen kann, aus andrer Richtung herzuleiten. In d nachfolgenden Abschnitten ist gleicherweise viel Eigengeschi tes und glücklich Zusammengestelltes, und das Ganze auch v trefflich geschrieben, welches einer Schrift über Winckelma der selber den gröfsten Werth auf gut Schreiben legte und d selbe für „das schwerste Menschenwerk" erklärte, nur ein Merk mehr giebt, dafs sie ihres Gegenstandes würdig sei. Zu bemerk bleibt noch, dafs diese Abhandlung zugleich die hundertjähr Feier des Tages bezeichnet, an welchem Winckelmann als Sc ler in das Köllnische Gymnasium zu Berlin aufgenommen w den; diese Aufnahme geschah am 18. März 1735. —

V. v. E.

№ 81.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

LXXIX.

Geschichte von England von J. M. Lappenberg. Erster Band. Mit einer Karte. Hamburg 1834. *Bei Friedrich Perthes.*

Das Werk, dessen Anzeige und Beurtheilung wir hier übernommen haben, bildet einen Bestandtheil der von Heeren und Ukert veranstalteten Sammlung europäischer Staatengeschichten. Wir können den Herausgebern und dem Publicum zu der günstigen Wahl, welche jene in Betreff des Bearbeiters der englischen Geschichte getroffen haben, nicht anders als Glück wünschen. Es ist dieses Buch, dessen erster bisher erschienener Band auch als eine selbstständige Geschichte der Angelsachsen betrachtet werden könnte, in der That ein überaus gelungenes Werk zu nennen. Der Verf. hat aufser seiner Liebe zur Sache und einer auf jeder Seite seiner Arbeit sich bewährenden Gründlichkeit, zu dieser auch alle diejenigen erforderlichen Kenntnisse mitgebracht, welche denjenigen Engländern, die bisher die Geschichte ihres Vaterlandes beschrieben haben, fehlen, und verbindet mit jenen Eigenschaften auch das Talent einer angenehmen Darstellung, durch die er das Interesse des Lesers auch an solchen Stellen zu fesseln weifs, wo er durch den thatsächlichen Stoff der Geschichte weniger unterstützt wird, als an andern. Sind bei dieser Bearbeitung der englischen Geschichte die Quellen mit grofser Genauigkeit geprüft und ist auf diese Weise das wirklich und unzweifelhaft Geschehene mit scharfem Messer der Kritik von jeder Hülle und Einkleidung gesondert worden, so versteht sich der Verf. auf der andern Seite sehr gut darauf, seine Darstellung durch geschicktes Einweben der oft so anmuthigen Sage noch belebter zu machen, während die ersten Blicke, welche er von Zeit zu Zeit auf spätere Jahrhunderte und auf die Gegenwart wirft, dem überall würdig gehaltenen Vortrage noch mehr den Charakter wahrer historischer Gravität verleihen.

Es passen diese Bemerkungen auf jeden der einzelnen Abschnitte des vorliegenden Werkes und wir sind überzeugt, dafs dasselbe überall eine günstige Aufnahme und Anerkennung finden wird; nicht leicht aber möchte es Jemand mit gröfserem Interesse lesen als dasjenige ist, welches es bei dem Unterzeichneten erregt hat, der, nachdem er sich seit Jahren von dem Detailstudium der angelsächsischen Geschichte entfernt hatte, jetzt an der Hand des Verfs. jenes ihm befreundete Gebiet auf eine so angenehme Weise durchwandern konnte. Wenn er denn auf dieser Pilgerschaft, so wie auf der grofsen durch dieses Leben, andre religiöse Ansichten hat als manche derjenigen sind, welche der Verf. ausspricht und auf welche derselbe seine Beurtheilung kirchlicher Verhältnisse gründet, so möchte dies der einzige Hauptpunkt sein, in welchem wir nicht mit einander übereinstimmten. Da aber eben dieser Punkt mit der grofsen kirchlichen Streitfrage der drei letzten Jahrhunderte zusammenhängt, so ist es besser, ihn hier für die Folge zu übergehen. Damit scheint uns aber nicht in Verbindung zu stehen die Beurtheilung des Verhältnisses zwischen den britischen und angelsächsischen Christen, bei welchem wir uns gedrungen fühlen, dem Verf. gegen seine Ansichten einige Einwendungen zu machen. Zuvörderst etliche Bemerkungen über die Vertheilung des Stoffes in dem vorliegenden Werke.

Die ältere Geschichte Britanniens bis zum Jahre 1066 zerlegt sich fast von selbst in fünf sich streng von einander unterscheidende Abschnitte; diese bilden daher gleichsam eine naturgemäfse Eintheilung jener Geschichte und sind auch von dem Verf. beachtet worden. Da unsre Kenntnisse über die ältesten Zeiten Britanniens nicht umfangreich sind, so läfst sich die Geschichte dieser Insel *vor* und *unter* den Römern bis zum fünf-

ten Jahrhunderte bequem zusammenfassen. In einem sehr in die Augen fallenden Gegensatze zu dieser in dem ersten Abschnitte behandelten Periode steht die der Eroberung Britanniens durch die Sachsen, Angeln und Jüten und der Gründung ihrer verschiedenen Reiche, die man gewöhnlich unter dem Ausdrucke *Heptarchie* begreift. Diesen technischen Ausdruck erwähnt der Verf. zwar auch, aber nur in einer mifsbilligenden Weise und er hat vollkommen Recht darin, wenn er sich bemühet ihn als irreleitend zu verbannen; derselbe kann gar nicht als charakteristisch bezeichnend für diese Periode gebraucht werden, da für manche Zeiten in dieser älteren angelsächsischen Geschichte eben sowohl von einer Oktarchie und Hexarchie als von einer Heptarchie gesprochen werden kann. Die von dem Verf. glücklich gelöste Aufgabe, die Geschichte der einzelnen angelsächsischen Reiche neben einander darzustellen, war in der That nicht leicht. Sein Verfahren hiebei war das, soviel als möglich diese Geschichten an einzelne ihnen gemeinschaftliche Punkte z. B. Einführung des Christenthums und für die letzte Zeit dieser Periode an einzelne ausgezeichnete Persönlichkeiten, die auf das Schicksal aller oder mehrerer jener Reiche einen entscheidenden Einflufs geübt haben, anzureihen. Von diesem Zeitraume unterscheiden sich dann wieder die beiden folgenden Jahrhunderte wesentlich dadurch, dafs die kleinen Reiche zu einem Ganzen vereinigt sind und dafs fast gleichzeitig mit dieser Vereinigung die Angriffe der Dänen auf Britannien erfolgen und dann nicht nur bis ins eilfte Jahrhundert fortdauern, sondern auch zur Vertreibung der königlichen aus dem Stamme Cerdics entsprossenen Dynastie und zur Begründung einer dänischen Herrschaft in Britannien führen. Als den eigentlichen Held dieses dritten Abschnittes englischer Geschichte stellt uns der Verf. den grofsen König Aalfred in seinem ganzen thatenreichen Wirken als muthigen Befreier seines Vaterlandes von fremder Knechtschaft und als weisen Erzieher seines Volkes vor Augen. Er bezeichnet die Zeit nach den Siegen des Königs über die Dänen als „das wahre Fest seiner Regierung, die höchste Feier seines Lebens" und zeigt nun, was Aalfred Alles gethan zur Wiederherstellung und Verbesserung des Zustandes seines Landes, schildert seine Sorge für die Rechtspflege und seine Bemühungen für Kunst und Wissenschaft u. s. w.; auffallend ist es, dafs Aalfred zum Zwecke der Schiffsbauten von auswärts her friesische Seeleute kommen lassen mufste. In welchem Ge satze zu diesem Fürsten erscheint hundert Jahre ihm sein Enkel Aethelred, des glücklichsten Kö Eedgars Sohn! Unglück und Ungeschick boten sich Hand, um den Dänen die Herrschaft Englands zu schaffen. Es warnt jedoch der Verf. vor zu stre Urtheil über Aethelred, über welchen wir meisten durch die gegen ihn partheiisch eingenommenen mannischen Chronisten Zeugnifs haben. Von gan sonderem Werthe halten wir in diesem Abschnitte die allgemeinen Betrachtungen über die Dänen und mannen (S. 279—289), woran sich denn weiter eine interessante Erläuterung der Regner Lodbr anreihet. Die sechs und zwanzigjährige Herrsch Dänen bildet dann den vierten Abschnitt; unter de Königen dieses Stammes ist der erste *Cnut* ebe mit dem Beinamen des Grofsen geziert; auch ih der Verf. sehr richtig gezeichnet, wenn er vo sagt: „der tapfere Krieger zeigte sich als einen b nenen und weisen Regenten, welcher alle Seg des Friedens anzuerkennen, zu fördern und zu be verstand; er war ein Eroberer, der nicht gehafst w und unter welchem das Volk glücklicher erschien unter seinen eignen Königen." Desto unglücklicher es aber unter Cnuts Söhnen und als im Jahre 104 vertriebene Dynastie zurückkehrte, so diente ei gentlich nur zur Vorläuferin für das kommende Ha tengeschlecht. Die Geschichte der Regierungen Edw des Bekenners und Harolds oder die des Unterg der Könige aus angelsächsischem Stamme bildet Inhalt des fünften Abschnittes, an dessen Schlufs überaus lebhafte und anziehende Schilderung der Sch bei Hastings gestellt ist.

Aufserdem hat uns aber der Verf. noch mit andern Abhandlungen beschenkt, denen wir einen fsen Werth beilegen, nämlich mit einer literäri Einleitung, welche der Geschichtsdarstellung vora schickt ist und mit einer Entwicklung der inneren stände der Angelsachsen, welche den sechsten und ten Abschnitt dieses ersten Bandes ausmacht. Einleitung ist eine aufserordentlich verdienstliche A sie ist — wie auch der Verf. selbst seinen Zweck bei bezeichnet — nicht eine blofse Zusammenstel literarischer Notizen, sondern eine genaue Würdi der einzelnen Geschichtsquellen, wobei die Eigent lichkeit derselben und ihr Verhältnifs und Ableitung

von einander in ein klares Licht gestellt wird. Verf. macht hier zunächst auf die Sammlungen der lichen Chronisten und vornämlich auch auf die ver- lichen Bemühungen der jetzt zusammengetretenen ordcommission aufmerksam und geht dann zu dem angegebenen Zwecke gründlich beurtheilend die onisten, die walisischen sowohl als auch die angel- sischen und normannischen, durch. Hierauf berück- tigt er die englischen Reimchroniken und die neue- englischen Geschichtschreiber, deren er jeden im zelnen mit wenigen Worten charakterisirt. Das Werk st liefert unzählige Beläge, wie der deutsche Verf. die gelehrtesten unter den Historikern Englands eine sehr genügende Weise widerlegt und ihnen so sches Versehen und so manche Nachlässigkeit auf- t. — Wir haben absichtlich auf diese literarische leitung ganz besonders aufmerksam machen wollen, gerade solche Arbeiten, auf so umsichtige Weise vom Verf. angelegt, außerordentlich belehrend sind. Deutschlands Geschichte ließe sich eine solche lite- sche Einleitung zu einem eigenen Buche verarbeiten.

Diese Bemerkungen mögen hinreichen um den Cha- ter des vorliegenden Werkes und die Behandlungs- ise des gegebenen Stoffes im Allgemeinen zu bezeich- ; wir schließen hieran noch einige Betrachtungen einzelne Punkte an. — Zum Beginn der eigentli- Geschichte würden wir eine kurze Schilderung der eren Beschaffenheit des Landes, welches der Schau- der zu erzählenden Thatsachen ist, in der Art wie ütter sie über ganze Welttheile so klar zu geben , daß sie vor den Augen des Zuhörenden zu lie- scheinen, sehr willkommen geheißen haben. Es dem Leser, der sich in eine weite Vergangenheit ckversetzen muß, dies leichter, wenn ihm gleichsam hysische Boden untergeschoben wird; auf diesem eiste wandelnd, kann er um so ungehemmter sich Anschauung der Thaten und Ereignisse hingeben, he vor seinen Blicken vorübergeführt werden. Wä- wir nicht durch die Sorgfalt verwöhnt, mit welcher Verf. seine historischen Bilder auszeichnet, so wür- wir diesen Wunsch nicht haben laut werden las- — Bei dieser Gelegenheit können wir auch nicht in, darauf hinzuweisen, wie wir dem Verf. manchen n Aufschluß über die Geographie und Topographie älteren Britanniens durch die Benutzung des Richard Cirencester verdanken. Diese zwar schon vor län- gerer Zeit (in Dänemark) gedruckte Quelle war in Deutsch- land selbst unserm größten Kenner älterer Geographie unbekannt geblieben. Auch über die inneren Zustände der alten Briten erhalten wir manche interessante Mitthei- lungen. Diese sind vorzüglich geschöpft aus den grie- chischen und römischen Schriftstellern, denn nur beding- ter Weise werden zu diesen Nachrichten die Haupt- punkte beigefügt, welche sich in Betreff der geselligen Verhältnisse aus den Gesetzen des britischen Königs Dyonwall Moelmud entnehmen lassen. Dies geschieht aus dem Grunde, weil diese Gesetze sehr viele Kenn- zeichen späteren, theils römischen, theils sächsischen Einflusses an sich tragen. Merkwürdig aber und wohl als echt britisch anzusprechen ist der Grundsatz, daß in den Clansversammlungen die verheiratheten Frauen eben- falls mitstimmen, auch scheinen die britischen Weiber in Betreff der Erbfolge mehr begünstigt zu sein und überhaupt eine politisch bedeutendere Rolle zu spielen, als sie ihnen bei den germanischen Stämmen in älterer Zeit zustand. So treten in der britischen Geschichte öfters Königinnen an der Spitze einzelner Stämme auf z. B. die Cartismandua, die Boadicea, womit sich die Stellung der Welleda bei den deutschen Bructerern nicht vergleichen läßt. Und wenn auch Tacitus die durch spätere Quellen vielfach bestätigte Nachricht enthält, daß die Germanen viel auf die Weissagungen der Frauen gegeben hätten, so scheint daraus doch noch keineswegs auf eine Gleichstellung der Weiber mit den Männern in der Rechtsfähigkeit geschlossen werden zu dürfen. Auch verdient die Bestimmung jener vermeintlich bereits 400 Jahre vor Christi Geburt abgefaßten Gesetze Be- achtung, daß freigeborne Männer und Frauen (wohl um sich in ihren Freiheitsrechten behaupten zu kön- nen) fünf Aecker Landes besitzen müßten.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXXX.

Jacob Sturm's Deutschland's Fauna in Abbildungen nach der Natur, mit Beschreibungen. IIte Abthei- lung. Die Vögel. Bearbeitet von J. H. C. F. und J. W. Sturm. Nürnberg bei Jacob Sturm. gr. 8. 3 Hefte mit je 6 kolorirten Kupfertafeln. 1stes Heft 1829, 2tes H. 1830, 3tes H. 1834.

Des ehrwürdigen, genauen und unermüdlich fleißigen Sturm Flora Deutschlands nach allen ihren verschiedenen Abtheilungen, seine ganz besonders zahlreichen entomologischen Arbeiten, die

gleichfalls entweder ziemlich weit gediehenen oder bereits vollendeten Darstellungen der übrigen niederen Thiere und der Amphibien Deutschlands von seiner Hand, die höchst rühmliche Art und Weise, wie er beinahe all sein Thun, sein ganzes Künstlerleben nur der Naturgeschichte seines Vaterlandes gewidmet, und dieselbe auf das vielfachste zu fördern gesucht hat, endlich der ausgezeichnete Reichthum seiner Naturalien-Sammlungen, besonders in gewissen Fächern, und die durchgängige, sorgfältige Bestimmung besonders seiner Insecten-Vorräthe, sind allgemein bekannt. Vor einigen Jahren hat er nun durch seine beiden Söhne nach gleicher Einrichtung mit dem Plane seiner übrigen Fauna und Flora auch die Darstellung der Vögel beginnen lassen; einer Thierklasse, mit welcher sie, ihrem Vorworte zufolge, sich vorzugsweise gern beschäftigt haben.

Das Ganze soll sich bei seiner Vollendung auf etwa 60—70 Hefte belaufen. Leider ist während der beiden ersten Jahre nur je 1 Heft erschienen, und dann sind, wie die Nachricht auf dem Umschlage zu dem dritten Hefte sagt, „in Folge unabwendbarer Hindernisse" 3 Jahre vergangen, in welchen gar nichts davon ausgegeben wurde. Das erste Heft enthält 6 Arten, *Corvus glandarius*, *Fringilla montium s. flavirostris*, *Parus cyanus*, *P. coeruleus*, *Phalaropus cinereus* und *Podiceps auritus;* das zweite 5 Arten, *Parus lugubris*, *P. palustris*, *Columba livia* (2 Tafeln), *Procellaria pelagica* und *Mormon fratercula;* das dritte 4 Arten, *Falco rufipes* (2 Tafeln), *Pyrrhocorax alpinus*, *Merula rosea* und *Sterna anglica* (2 Tafeln). Man sieht hieraus, dafs zwar keine systematische Reihefolge stattfindet, die auch ausdrücklich nicht beabsichtigt wurde, dafür aber der Vortheil bleibt, dafs die Besitzer sich Kupfer und Text nach jedem ihnen selbst beliebigen Systeme ordnen können, da letzterer nicht paginirt und für jede Species abgesondert gedruckt ist. Ein Uebelstand für den Anfänger bleibt es, dafs er sonach hier nirgends Gattungskennzeichen findet. Der Text überhaupt ist von bedeutend verschiedenem Werthe je nach den Kräften der Bearbeiter: am schwächsten und unvollständigsten im ersten Hefte, wo er von den beiden Söhnen Sturm's allein bearbeitet worden ist und nur das Bekannteste oder Wichtigste enthält. Besser wird derselbe im zweiten Hefte, wo Dr. Michahelles in *Parus lugubris* eine für Deutschland neue Species, von ihm zuerst bei Triest gefunden, beschreibt, auch die Geschichte der *Columba livia* durch manche neue Beobachtungen bereichert; und im dritten, wo der verstorbene Wagler in der von ihm bearbeiteten Geschichte des *Falco rufipes*, des *Corvus pyrrhocorax* (*Pyrrhocorax alpinus*), und der *Sterna anglica* überall mehr oder weniger Neues aus eigenen Erfahrungen geliefert hat. Der Text bleibt sonach zwar einerseits weit davon entfernt, die Verhältnisse der beschriebenen Thiere unter sich und zur Aufsenwelt nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft zu erschöpfen und somit ein detaillirtes Bild ihres Wesens zu liefern. Doch mufs man auf der andern Seite bekennen; dafs derselbe (der Text), wenn die Herausgeber sich fernerhin ähnlicher Beihülfe zu erfreuen haben sollten, nicht blofs zur zweckmäfsigen Verbreitung vieles schon Bekannten dienen, sondern auch zu wirklichen Erweiterung der Wissenschaft selbst mit beitrage werde. Denn, wie wir gesehen haben, ist diefs theilweise scho gegenwärtig geschehen, und Ref. bedauert sehr das gegenwä tig besprochene Werkchen nicht schon vor wenigstens eine halben Jahre gekannt zu haben, um die neue Species, mit we cher die ornithologische Fauna Deutschlands durch dasselbe b reichert worden ist, *Parus lugubris Natt.*, noch in den kürzli erschienenen 1sten Theil seines Handbuches der Naturgeschich der Vögel Europa's unter die Zahl der befiederten Bewohn Deutschlands aufnehmen zu können.

Die Abbildungen, dem Plane nach offenbar die Hauptsach bei diesem literarischen Unternehmen und sämmtlich Original sind durchgängig gut, manche wirklich recht ausgezeichnet z nennen. Sie übertreffen die Naumannschen im Allgemein meist an Feinheit und Sauberkeit des Stiches, was allerding schon mit durch das meist kleinere Format bedingt erschein in Betreff des Lebens und der Treue der Zeichnung stehen ihnen wenig oder kaum nach, ja manche dürften noch einig Vorzug vor jenen verdienen; und was das Kolorit betrifft, möchte die Entscheidung zum Vortheile der einen oder der ande nicht leicht sein, besonders da beide noch immer Manches z wünschen übrig lassen. Im Ganzen behalten die Sturmschen de Vorzug gröfserer Feinheit im Ausmalen, die Naumannschen [illegible] gegen nur theilweise den einer gröfseren Lebhaftigkeit und T[illegible] der Farben.

Loben, und zwar mehr als gewöhnlich loben, mufs jede welcher die Art der Leistungen erwägt, die Wohlfeilheit de Ganzen; obgleich man hierbei allerdings z. B. im Vergleiche mit dem Naumannschen Werke auch wieder nicht übersehen darf, dafs bei letzterem die Tafeln weit gröfser sind und mei jede 2, oft 3, nicht selten sogar 4 einzelne Figuren enthal Uebrigens sieht auch Ref. wenigstens bei der Treue der Bild keinen triftigen Grund, um in den Tadel ihrer Kleinheit einz stimmen. (Das Format des Papiers ist grofs 8., dafs der [illegible] der wie des Satzes jedoch so, dafs das Ganze auch wieder, wen man will, gleich den früheren Heften der Sturmschen Flora u Fauna, in Taschenformat gebunden werden kann.)

Recht unangenehm fällt schon das graue Ansehen und [illegible] Rauhigkeit des Papiers ins Auge; noch lebhafter zu rügen [illegible] aber die ungewöhnliche Fahrlässigkeit in dem sonst nicht u gefälligen Drucke. Rec. kann sich in der That gar nicht eri nern, je ein typographisches Product so voll Druckfehler ge hen zu haben, wie diese schätzenswerthe deutsche Fauna. Ma kann nicht anders glauben, als dafs der Text von einem se ungenauen Schriftsetzer nur ganz flüchtig in die Formen gew fen und sofort ohne alle Correctur abgedruckt worden [illegible] müsse. — Aber wohl weder ein Druck- noch ein bloser gewöh licher Schreibfehler kann es sein, wenn überall, (zusammen [illegible] ben Mal) und zwar auch unter der Kupfertafel — *Phalarop* statt *Phalaropus* steht. Gloger.

№ 82.

Jahrbücher für ssenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

'chte von England von J. M. Lappeng. Erster Band.

(Fortsetzung.)

s Ackermafs von fünf Hyden Landes findet sich den angelsächsischen Gesetzen als nothwendiquisit für das Besitzthum desjenigen, welcher die eines Thans haben wollte. Das Vorkommen der in jenen Gesetzen berechtigt durchaus nicht — der Verf. bemerkt — zu der Annahme, dafs len Briten erst durch die Angelsachsen zugekommen, sondern weiset nur auf eine in höherem Alme verborgene Verbrüderung des celtischen und nischen Volksstammes hin. Kommt ja doch auch r Antigone des Sophocles ein Ordale vor. Die ten Gottesurtheile sind freilich ganz eigenthümliArt, wenigstens darf man ihnen einigermafsen die be beizählen, einen Stier an eingeseiftem Schweife alten, der sich die der Unkeuschheit angeschul-Frauen unterziehen müssen (*Leg. Wallicae II. d. Wotton. p.* 81. 82). — Aus den Bemerkungen ie römische Provinzialverfassung heben wir hier sonders die den *Comes littoris Saxonici* betrefhervor. Man hat diesem Ausdrucke verschie-Deutungen gegeben; die Erklärung des Verfs. ist streitig die richtige, wornach die seit dem dritbrhunderte beginnenden und vorzüglich von dem gen Carausius begünstigten *Ansiedlungen* der en in Britannien zu jener erst in der *Notitia* di-um vorkommenden Bezeichnung die Veranlassung en haben. Carausius bereitete auf diese Weise ermanisirung oder Saxonisirung des Landes vor. Mit dieser bisher noch nicht berücksichtigten Wicht des Carausius läfst sich nun auch eine andre ht des Verfs. in Zusammenhang bringen, die nämdafs die ältesten Nachrichten, welche wir über die hnlich in das Jahr 449 gesetzte Ankunft des Hengist und Horsa haben, keineswegs als historisch wahr, sondern zum grofsen Theile als sagenhaft zu betrachten seien. Diese, so wie die weiter unten zu erwähnende ethnographische Untersuchung des Verfs. gehören mit zu den interessantesten Bestandtheilen seines Buches. Zunächst macht er auf die eigenthümlichen chronologischen Angaben aufmerksam, welche die angelsächsische Chronik über die Geschichte des Königreiches Kent enthält. Hiebei tritt ganz auffallend die Zahl *acht* entgegen; acht Jahre nach Ankunft der Sachsen ist die Schlacht bei Crayford, acht Jahre darauf die Schlacht bei Wyppedesfleth, und eben so viel Zeit später ein grofser Sieg der Sachsen über die Briten; fünfmal acht Jahre nach seiner Ankunft stirbt Hengist und dreimal acht Jahre nach ihm sein Sohn Aesi oder Erich, also achtmal acht Jahre seit der Ankunft der Sachsen in Britannien. Nach achtzig Jahren (zwischen dieser Zeit findet sich keine chronologische Angabe in der Geschichte des von Hengist gestifteten Königreiches Kent) wird Aethelbert als König genannt, er regierte sechsmal und jeder seiner Nachfolger Eadbeld und Earconbert dreimal acht Jahre. Aus Zusammenstellung der einzelnen Nachrichten erweiset der Verf., dafs die Angabe der Jahreszahl 449 für die Ankunft der Eroberer Kents unzweifelhaft unrichtig ist, und dafs dies wahrscheinlich darin seinen Grund hat, dafs, bei der Vorliebe für die Zahl acht, auch von dem Abzuge der Römer aus Britannien, der im Jahre 409 erfolgte, bis zur Ankunft der Angelsachsen fünfmal acht Jahre verflossen sein mufsten. An diese merkwürdige Erscheinung reihet nun der Verf. eine Mehrzahl von Betrachtungen, theils über das Sagenhafte in der Geschichte des Hengist, der nach dem Gedichte von Beowulf als ein Friese erscheint, theils über das altgermanische Zahlensystem an. Zu den in den Noten gemachten Bemerkungen über jene Vorliebe für die gedachte Zahl und das Vorherrschen derselben bei einzelnen Instituten möchte sich vielleicht noch hinzufügen lassen, dafs

beim Bergbau die Eintheilung des Tages in dreimal acht Stunden (Schichten) üblich ist und dafs ein Unterschied in den Rechtsverhältnissen gemacht wird, je nachdem acht oder mehr Theilnehmer (Lehnschaft oder Gewerkschaft) an dem *dominium utile* der Grube participiren. Es würde sich aus dieser Untersuchung noch Vieles des Interessanten hervorheben lassen, allein wir beschränken uns darauf noch auf die Frage hinzuweisen, welche der Verf. in Betreff unsrer acht ersten sogenannten arabischen Ziffern aufwirft, ob diese nämlich nicht ihrem wahren Ursprunge nach die acht ersten Zeichen des angelsächsischen Runenalphabetes seien, denen sie der Gestalt nach viel näher kämen, als den wirklichen arabischen Ziffern. Wir müssen die Beantwortung dieser Frage Sachkundigeren überlassen, wünschten aber selbst schon aus der eignen Anschauung der bei Grimm abgebildeten Runen Etwas zur Unterstützung jener Hypothese sagen zu können, allein hier ist uns bei der Rune *uur* der Vergleich mit unserer Zahl 2, wenn wir sie uns auch in der älteren Gestalt z denken, und bei der Rune *huun* der Vergleich mit unsrer Zahl 8, wenn wir auch die alte Form CIↃ uns vor Augen stellten, am Schwersten geworden. Für das Vorkommen der Runen bei den Deutschen zur Zeit des Tacitus dürfte aufser der angeführten Stelle dieses Schriftstellers auch noch diejenige zu allegiren sein, in welcher von dem Looswerfen die Rede ist (*Germania c.* 10.) und zu den Bemerkungen über die Rune *huun* und den Ausdruck *hundert* liefse sich noch der Titel der *Lex Salica*, welcher die Ueberschrift: *Incipiunt Chunnas* führt, zur Vergleichung benutzen.

Schon oben erwähnten wir der ethnographischen Untersuchung, die sich an die eben berührten Forschungen des Verfs. anschliefst. Der Zweck derselben ist darauf gerichtet, die Stammesverschiedenheit der einzelnen in Britannien eingewanderten Völker, mit Berücksichtigung ihrer früheren heimathlichen Wohnsitze darzuthun. Es werden hier drei Hauptvölker unterschieden, die *Sachsen*, welche von der Elbe herkamen und den gröfsten Theil des südlichen Britanniens in Besitz nahmen, die *Angeln* aus dem Schleswigischen, denen aufser den südlichen Gegenden Schottlands der gröfste Theil des nach ihnen benannten Englands zufiel, nämlich die vier Königreiche Ostanglien, Mercia, Bernicia und Deira, und die *Jüten*, welche Kent, die Insel Wight und einen Theil des Königreiches Wessex bevölkerten. Die früheren Wohnsitze der Sachsen werden *Altsach[sen]* von Beda genannt; dieser Ausdruck ist aber nicht id[en]tisch mit Holstein, Holsatia, Holtsatia und es schei[nen] sich mit diesem am besten die Namen der Dorsä[ten], Wiltsäten, Sumersäten in England vergleichen zu lass[en], welche allerdings mit unserm heutigen: sitzen (ver[gl.] Grimm, D. G. II. S. 25. nro. 281.) zusammenhäng[en] dürften, aber doch keineswegs mit dem Namen: Sa[ch]sen zu verwechseln sind. Der Verf. stellt nun All[es] was sich irgend auffinden liefs, auf, wodurch sich j[e]drei Stämme auch nach ihrer Einwanderung in Britanni[en] von einander unterschieden, und weiset namentlich [...] in dieser Hinsicht auf die Wichtigkeit zweier H[and]schriften im anglischen Dialekte hin. Nächst der Sp[ra]che haben sich diese Stämme auch in ihrem Rechte v[on] einander unterschieden und es glaubt der Verf. den M[an]gel eigentlich anglischer Quellen (während wir säch[si]sche und kentisch-jütische Gesetze haben) durch [...] deutsche *Lex Angliorum et Werinorum* ersetzen [zu] können und so kommen wir auch hier auf diese *Cr[...] Interpretum*. Der Vf. unterstützt seine Ansicht, näc[hst] Anführung von Parallelstellen aus der *Lex Anglior[um] et Werinorum* und den angelsächsischen Gesetzen, i[ns]sonderheit auch durch die Gestalt, in welcher jene un[d] die *Lex Saxonum* in der corveyischen Handschrift vor[]kommen. Unterzeichneter hat selbst früher, ehe er durc[h] Kraut's bekannten Aufsatz in den Eranien belehrt wurd[e], viel Gewicht auf die Anordnung der Titel und auf d[ie] Ueberschriften dieser Handschrift gelegt (s. Deutsch. P[a]vatr. I. 30. 31.), mufs aber dennoch gestehen, dafs [er] sich die Ansicht, die *Lex Angliorum et Werinor[um]* stehe *vorzugsweise* in einem genetischen Zusammenhan[g] mit den angelsächsischen Gesetzen, *wenigstens bis je[tzt]* noch nicht hat aneignen können.

Nachdem der Verf. ausführlich die Kämpfe der ge[r]manischen Eroberer mit den Briten geschildert und b[ei] dieser Gelegenheit auch der Heldenthaten des König[s] *Arthur* gedacht hat, kommt er auf die sogenannte *Bre[t]walda*-Würde zu sprechen. Er erläutert dieselb[e] dahin, dafs, so wie die Sachsen in ihrer früheren He[i]math gewohnt gewesen seien für die Zeiten des Kri[e]ges aus der Mitte ihrer Ealdormannen Einen als Her[]zog an die Spitze des Heeres zu stellen, so habe auc[h] nach Stiftung ihrer Reiche in Britannien der ihnen alle[n] gemeinschaftliche Kampf gegen die Briten das Bedürf[]nifs nach einem gemeinsamen Heerführer erzeugt; ei[n]

lcher sei dann aus der Zahl der Könige durch deren, wie ihres Adels Wahl bestellt worden und zwar gewöhnlich derjenige, dessen Land am Meisten den Angriffen der Briten blosgestellt war. Wenn wirklich unter dem Bretwalda Etwas mehr als der blos faktische Gewalthaber zu verstehen ist, so ist offenbar diese Erklärung, die die heimathlichen Verhältnisse der Sachsen mit den neu entstandenen geschickt in Verbindung bringt, die passendste; die ganze Art und Weise aber, in welcher die Chronisten von dem Bretwalda sprechen, scheint mich nur darauf hinzudeuten, dafs sie sich kein solches durch Wahl angeordnetes, gleichsam juristisches Verhältnifs dabei gedacht, sondern dafs sie denjenigen angelsächsischen König, der durch Waffenthaten, einerlei ob gegen die Briten oder gegen seine Stammesgenossen und durch Unterwerfung seiner Gegner sich ausgezeichnete, mit dem hochtrabenden Namen Bretwalda belegt haben; auch möchte die Stelle aus *Henric. Huntind.: omnia jura regni Anglorum, reges scilicet et proceres et tribunos in ditione sua tenebat*, schwerlich auf eine Wahl des Bretwalda Seitens dieser *reges* und proceres zu deuten sein.

Zu der Schilderung der Kämpfe der Angelsachsen unter einander bietet dem Verf. die Einführung des Christenthums und die durch dasselbe bewirkte Vermittlung und Versöhnung der feindlichen Könige und Völker, einen freudigen Gegensatz dar, den er mit aller Wärme des Gefühles willkommen heifst. Bei dieser Gelegenheit kommt er auf die oben berührte von ihm angenommene wesentliche Verschiedenheit der britischen und der katholischen Kirche zu sprechen. Er findet diese Verschiedenheit in folgenden Punkten (S. 136): in der abweichenden Ansicht der Briten über die Ansetzung des Osterfestes, den Schnitt der Tonsur, die priesterliche Einsegnung der Ehe, die Priesterehe, in dem Mangel bischöflicher Succession oder der Ordination der britischen Bischöfe, deren fast jede Kirche einen besafs, durch Presbyter, vor Allem aber in der Nichtanerkennung des Supremats des römischen Papstes."

Allein hier möge uns zuvörderst die Frage erlaubt sein, welches denn eigentlich die Quellen sind, aus denen wir überhaupt Etwas über die britische Kirche erfahren? Beschränken sich diese nicht auf Gildas, Beda und außer denjenigen Stücken, welche bei *Wilkins, Concil. Tom. I.* abgedruckt sind, auf die von Mabillon herausgegebene britische Litanei? In diesen Quellen finden wir aber weder von jener Ordination (davon weiter unten) noch von den abweichenden Ansichten über die priesterliche Einsegnung der Ehe, noch über die Priesterehe ein Wort. Oder soll auf den letzteren Gegenstand die Aeufserung Beda's, dafs die britischen Geistlichen sich *castitati ecclesiasticae contraria* zu Schulden kommen liefsen, sich beziehen? Gesetzt den Fall, dem wäre so, so würde, wenn es sich um die altbritische Kirche handelt, das Zeugnifs des Gildas den Vorzug verdienen; dieser aber klagend über den Verfall des britischen Clerus, sagt, dafs die Priester ihre Mütter und Schwestern aus dem Hause trieben und mit andern Weibern lebten (bei *Gale p.* 23); hier ist aber noch von keiner Priesterehe die Rede, und wenn die Stelle aus Beda darnach nicht eben so zu verstehen wäre, so würde sie doch immer nur davon Zeugnifs geben, dafs zu Beda's Zeit gegen die Grundsätze der früheren britischen Kirche die Priesterehe hin und wieder vorgekommen sei; dies war aber in noch späterer Zeit in Frankreich und in Deutschland auch der Fall und doch überall gleich durch die Canones verboten. Die unerhebliche Meinungsverschiedenheit über den Schnitt der Tonsur können wir übergehen, wichtiger aber ist der Streit über die Ansetzung der Osterfeier. Der Verf. findet gerade in der britischen Berechnung des Osterfestes einen Grund, dafs die britische Kirche mit den orientalischen zusammenhänge und sich auf die ältesten unmittelbaren Ueberlieferungen aus Judäa stütze und glaubt daher (S. 45), dafs den Legenden über die Predigt der Lehre von Christus durch morgenländische Apostel sich eine historische Basis unterlegen lasse; er verwirft auch nicht geradezu die Anwesenheit Josephs von Arimathia in Britannien, sondern nur soviel, dafs ihm die Gründung des Klosters Glastonbury zugeschrieben werden dürfe. Abgesehen davon, dafs nach den Legenden auch viele andre Kirchen ihren Ursprung unmittelbar aus dem Oriente herleiten (z. B. die von Marseille von Lazarus, dem Freunde Jesu), ohne dafs bei ihnen von solchen abweichenden Ansichten in Betreff des Osterfestes die Rede wäre, wollen wir nur auf den Umstand aufmerksam machen: dafs, wenn die britische Kirche unmittelbar aus Judäa stammte, ihre Osterberechnung mit der römischen bis zum Jahre 444 durchaus dieselbe war, dafs aber, wenn aus der Ansetzung des Osterfestes der Zusammenhang mit kleinasiatischen Kirchen erwiesen sein soll, die Briten sogenannte Quartodecimaner gewe-

sen sein müfsten, d. h. sie würden das Osterfest mit den Juden am 14ten Nisan gefeiert haben, auch dann, wenn dieses kein Sonntag gewesen wäre; Quartodecimaner waren sie aber nicht (S. Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte. Bd. 1. S. 716. 717). Schon zuvor bemerkten wir, dafs man in Rom bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts eben so berechnet habe, wie die Briten es thaten; erst nicht lange Zeit vorher, ehe Augustinus nach Britannien kam, hatte man dort den alten fehlerhaften Cyclus von 84 Jahren verlassen, und, nach einem kurzen Gebrauche des von dem Aquitanier Victorius erfundenen Cyclus von 532 Jahren, den *Cyclus decemnovennalis* des Dionysius Exiguus an die Stelle gesetzt. Aber dafs die Briten ihrem Kalender selbst nicht recht traueten, geht daraus hervor, dafs sie nachmals die Verbesserungen desselben durch Sulpitius Severus von den Iren annahmen, wodurch sie der römischen Berechnungsweise auf eine unbedeutende Kleinigkeit ganz nahe kamen, was nur von den mit übertriebenem Eifer beseelten angelsächsischen Geistlichen mifsverstanden wurde, wie denn überhaupt der Streit bei dem Nationalhasse zwischen den Briten und Angelsachsen, vielfältig und durch jede unbedeutende Kleinigkeit neue Nahrung erhielt. — Zwei Punkte sind nunmehr noch zu erörtern geblieben, nämlich der Mangel bischöflicher Succession oder die Ordination der Bischöfe durch Presbyter und die Nichtanerkennung des päpstlichen Primats. Was den ersteren Punkt anbetrifft, so kann — da die obigen Quellen darüber schweigen — strenge genommen davon in Betreff der britischen Kirche gar nicht die Rede sein, sondern jene Meinung beruhet zunächst auf einer Verwechselung mit der irischen Kirche. Offenbar hat hier der Verf. die Stelle beim Beda im Auge, wo dieser von der ausgedehnten Jurisdiction des Abtes von Hy spricht, welcher sogar mehrere Bischöfe untergeordnet waren. Das Kloster von Hy war vom heiligen Columba, der aus Demuth die bischöfliche Würde nicht annehmen wollte, gestiftet, aber aus seinem Kloster gingen Bischöfe hervor, die aus Ehrfurcht von dem heiligen Columba auch seinen Nachfolgern, den Aebten von Hy untergeben blieben. Dafs diese Bischöfe aber von Presbytern ordinirt worden seien, weil sie aus jenem Kloster hervorgingen, ist durchaus nicht anzunehmen, nicht nur, weil sie ja füglich von den benachbarten Bischöfen dinirt werden konnten, sondern ganz besonders des nicht, weil sich unter den Mönchen in dem Kloster selbst ein Bischof befand (S. *Usser. Britann. ecc Antiquit. p.* 701). Ganz nach dem Muster von Hy w auch die Colonie dieses Klosters, Lindisfarne, von Ai (der ein Irländer, nicht aber wie der Verf. annimmt Schotte war) eingerichtet und auch in diesem Klo gab es einen Bischof. Die ganze Verschiedenheit irischen *und* britischen Kirche von der römischen r cirt sich aber hinsichtlich der Ordination der Bisc darauf, dafs diese dort in einer einfacheren Form meistens nur von *einem* Bischofe vollzogen wurde, für Usser (a. a. O. p. 684) ein wichtiges Zeugnifs dem Leben des Bischofs Kentigern von Glasgow anfü Ueber diese Verhältnisse findet sich auch Vieles in im Jahre 1684 erschienenen Schrift des anglikanisc Bischofs von S. Asaph und Worcester, W. Lloyd: *torical account of church government, as it wa Great-Britain and Ireland, when they received christian religion.* — Hinsichtlich der Nichtaner nung des päpstlichen Primats Seitens der Briten bem der Verf. (S. 136), dafs dieser Grundsatz nicht ausdrü lich von den Zeitgenossen ausgesprochen werde, a eben dieser Umstand habe jenen unbedeutend schein den Kämpfen und äufseren Anordnungen grofse Wi tigkeit verliehen. Der Verf. giebt damit zu erkenn dafs er — wie auch schon von Engländern geschehe das zuerst von Spelman bekannt gemachte vermeint altbritische Document (eine Erklärung des Abtes Di von Bangor an Augustinus), welches zur Unterstütz jener Meinung öfters angeführt wird, für ein spät Machwerk halte. Wir dürfen hier aber wohl ers darauf aufmerksam machen, dafs es aufserordentlich fallend ist, dafs ein so wichtiger Grundsatz, wie Verwerfung des päpstlichen Primats, gar nicht von Zeitgenossen bei Gelegenheit der Streitigkeiten erw wird und zweitens darauf, dafs sich bei Gildas (6 *I. p.* 24) eine Stelle findet, die anders gar nicht standen werden kann als so, dafs britische Geistl zur Zeit jenes Schriftstellers häufig nach Rom ge gen seien, um dort ihre Ansprüche auf Kirchenämte Britannien durchzusetzen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 83.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

hichte von England von J. M. Lappen-rg. Erster Band.

(Schlufs.)

ür den Zusammenhang der britischen Kirche mit pricht aufserdem auch noch die oben angeführte i bei Mabillon; über sie und über Vieles, was hier gedeutet werden konnte, findet sich Ausführliches zweiten Abtheilung der auch in diesen Blättern angezeigten Kirchengeschichte von Döllinger. ßlich aber sind bei diesen Verhältnissen wohl noch de Umstände überhaupt zu berücksichtigen: Hätte ch ein erheblicher kirchlicher Unterschied zwischen britischen und römischen Kirche bestanden, wie e dann wohl Augustinus die britischen Bischöfe auf-en können, mit ihm gemeinschaftlich an der Bekeh-der Angelsachsen zu arbeiten? sollte er es gewollt n, dafs die Briten ihre abweichenden Glaubensleh-eiter verbreiteten und ihm gleichsam unter seine das Unkraut streueten? Wie ist es ferner denkbar, ie römisch-angelsächsische Geistlichkeit die briti-und irischen Bischöfe sich gegenüber doch als äßige Bischöfe anerkannt haben? Und endlich sich doch etwas von der inneren Verschiedenheit itischen und irischen von der römischen Kirche t haben, als zu Anfang des siebenten Jahrhunderts chaaren von Glaubensboten aus Irland und Britan-ausgingen, denen auch so viele deutsche Kirchen Gründung verdanken. Ist jemals von Rom aus die Glaubenslehre des heil. Columba, des heil. , Kilian, Emmeran u. s. w. etwas eingewendet n?

Mit Uebergehung der vielen interessanten Einzeln-, die wir aus den folgenden Abschnitten des Bu-hervorheben könnten, (z. B. der geschickten Deu-der Sage von der Freundschaft Rollo's und des Kö-t Aelfred oder gar Aethelstan durch den Umstand, dafs der Dänenkönig Guthrun nach seiner Taufe den Namen Aethelstan erhielt), wenden wir uns zum Schlusse zu der Darstellung der inneren Zustände der Angelsachsen. Der Verf. behandelt dieselben nach den Rubriken: Staatsrecht, Privat- und Strafrecht, Rechtspflege, städtische Verfassung und Landescultur. Um hier zunächst einige allgemeine Ansichten hervorzuheben, welche wir hieraus entnehmen, so ist mit dem Verf. auf die merkwürdige Erscheinung hinzuweisen, dafs in Britannien alle europäischen Nationalitäten, die slawische ausgenommen, zusammentreffen und dafs schon aus diesem einen Grunde die englische Verfassung überhaupt von einer so grofsen Bedeutung sei. Aber auch das ist nicht zu übersehen, dafs dasjenige, was wir angelsächsisch nennen, insonderheit angelsächsische Verfassung, schon anzusehen ist als hervorgegangen aus einer Mischung sächsischer und anglischer Verfassung, wie jener Ausdruck selbst schon darauf hinzeigt. Der Verf. bekennt sich sodann auch zu der Ansicht, der wir vollkommen beistimmen, dafs schon die angelsächsische Zeit das Lehnswesen und das Ritterthum ausgebildet habe, so wie auch die Bemerkung, dafs die beiden Institute Gottesurtheile und Tortur in einem nahen Zusammenhange mit einander ständen, gewifs sehr richtig ist. Ueber die Geschwornengerichte dürfen wir uns in dem folgenden Bande mehr Aufschlufs versprechen, doch deutet der Verf. seine Ansicht, dafs sie allein aus dem Institute der Urtheile hervorgegangen seien, schon jetzt (S. 606) an. Bei der städtischen Verfassung wird jeder Zusammenhang mit älteren römischen Einrichtungen mit Recht zurückgewiesen und gezeigt, welche rein germanischen Verhältnisse, insonderheit die Gilden, zur Ausbildung der städtischen Corporationen geführt haben. Dagegen ist der Verf. der Meinung, dafs die Hofämter wohl sämmtlich aus der römisch-byzantinischen Hofverfassung entlehnt seien; hier möchte aber bei dem Ausdruck *Stallere* für Marschall doch wohl der römische

Ursprung des Wortes in Zweifel zu ziehen sein; es ist möglich, dafs er mit *Stabulum* zusammenhängt, allein die deutsche Ableitung (vergl. Grimm, D. G. II. S. 41 nro. 464.) scheint doch näher zu liegen. — Für das Wort *Graf* bietet der Verf. die Lambardsche Erklärung von *reafan, refan,* also *spoliator* und *exactor*; Unterzeichneter hat seine frühere Deutung durch *gefera* in neuerer Zeit (deutsche Gesch. I.) aufgegeben und sich zu der von Grimm (deutsche Rechtsalterth. 753) gegebenen bekannt, durch welche die Wichtigkeit des Grafen für das Gefolgschaftswesen bewahrt wird; er wagt nicht zu entscheiden, allein der Verf. wird gewifs auf einen Compromifs auf Grimm gerne eingehen. Dagegen scheint die Erklärung, welche der Verf. für den Ausdruck *Sagibarones* giebt, indem er dieselbe für Immunitätsherren hält, vieles für sich zu haben; eine Verwechselung aber ist es wohl, wenn der Verf. die *wite theowas* des angelsächsischen Rechts durch „weifse Theowas" (d. h. Unfreie) wiedergiebt, es sind offenbar solche, die zur Strafe (*wite*) in die Unfreiheit gekommen sind. Schliefslich mögen noch einige Druckfehler bemerkt werden; S. 383 mufs es heifsen: welchen der tapfere Kanzler Turketul erschlug; S. 443: Witan; auch S. 75 *oder* S. 69 mufs ein Fehler in den angegebenen Jahreszahlen 428 oder 443 sein. —

Wir beendigen diese Anzeige, indem wir von diesem Werke mit aufrichtigem Danke scheiden. Den hohen Werth desselben in vollkommenem Mafse anerkennend, wünschen wir dem Verf. zu seiner und zur Ehre deutscher Wissenschaft eine baldige Uebersetzung seiner gediegenen Arbeit ins Englische.

George Phillips.

LXXXI.

Muscologia Germanica, oder Beschreibung der deutschen Laubmoose. Im erweiterten Umfange nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft, nebst Erörterung der Standörter und ihrer Entdecker, der Synonyme seit Hoffmann und Roth, mit erläuternden Anmerkungen. Bearbeitet von Dr. J. W. P. Hübener. Leipzig, 1833. *XII u.* 772 *S.* 8.

Hepaticologia Germanica (,) oder Beschreibung der deutschen Lebermoose. Im erweiterten Umfange nach dem jetzigen Stande der [W]*issenschaft, nebst Erörterung der Standö*[rter] *und ihrer Entdecker, kritisch und mit er*[läu]*ternden Anmerkungen bearbeitet von Dr* [J.] *W. P. Hübener. Mannheim,* 1834. *L*[] *und* 314 *S. gr.* 8.

Die beiden Werke, deren wir hier gedenken [wol]len, entsprechen in so fern einem Bedürfnifs und [füllen] eine Lücke unsrer botanischen Literatur aus, als [es bis]her noch an einer vollständigen Naturbeschreibu[ng der] deutschen Laub- und Lebermoose in deutscher S[prache] fehlte, in welcher die zahlreichen Freunde der [Botanik,] die der lateinischen Sprache unkundig sind, Bel[ehrung] suchen könnten. Der Hr. Verf. hat dieses Bed[ürfnifs] richtig verstanden, und den Plan seiner beiden W[erke] dem gemäfs wohl angelegt; darum wird es seinen [Schrif]ten nicht an Käufern und Lesern fehlen, und der N[utzen] wird nicht ausbleiben; liegt ja schon darin, dafs [einem] Mangel abgeholfen werde, die Bürgschaft einer [gewis]sen Nützlichkeit, ganz abgesehen von der Besc[haffen]heit des Hülfsmittels!

Man darf aber von dem Hrn. Verf. noch [rüh]men, und versichern, dafs er in der Charakteri[stik der] Gattungen und Arten, in wohlgeordneten Besch[reibun]gen, in vergleichenden von vieler Sachkenntni[fs und] [ge]genwärtiger Anschauung zeugenden Anmerkung[en,] wohlgewählter Synonymie sehr Erspriefsliches g[eleistet] und für ein erstes Bedürfnifs befriedigend gearbeitet [hat.]

Doch sind die beiden genannten Werke in [jeder] Hinsicht nicht von gleichem Werthe.

Die *Muscologia germanica* zeigt den Verf. mehr vorbereitet, und dieses konnte auch nicht [anders] sein, da die Laubmoose seit langer Zeit mit ein[er ins] Einzelne tief eindringenden Liebhaberei unter[su]diert und bearbeitet worden, da zahlreiche Werk[e, von] denen wir nur die von Hedwig, Bridel und Sch[wägri]chen nennen wollen, die Naturbeschreibung diese[r Ge]wächse mit grofser Ausführlichkeit abhandeln, u[nd be]queme Sammlungen getrockneter Moose, vor[züglich] Funks Moostaschenherbarium, über die Mehrza[hl der] bis jetzt bekannten deutschen Moosarten sichere [Aus]kunft gaben. So vorbereitet, hat der Verf., w[ie be]kannt, auf seiner Reise durch die Nord-Europ[äischen] Reiche den Laubmoosen eine vorzügliche Aufmer[ksam]keit geschenkt, auch später sich denselben mit ein[]

[...]weit gehenden Vorliebe gewidmet, daher er sich [...]n hinlänglich zu einem solchen Unternehmen gerüstet [h]aben durfte.

Der Beweis hiefür liegt in der Arbeit selbst. Hr. [H]übener verstand, seine Vorgänger zu benutzen, die [S]phäre, die er bearbeitet, erscheint ihm in bekannter [G]estalt, es tritt ihm des Neu- und Unentdeckt-Scheinen-[de]n nicht eben viel entgegen, und wo er dergleichen [he]rvorhebt, da ergiebt sich bald, dafs er es aus klarer [Dar]stellung des früher Bekannten für etwas Anderes, [fü]r etwas Unbekanntes hielt. Diesem entspricht auch [d]ie Darstellung; sie findet den Ausdruck, ohne ihn zu [su]chen, — sie bleibt natürlich und einfach.

Aber als Hr. H. dieses erste Werk mit Glück vol-[le]ndet sah, gedachte er, auch die *Lebermoose* auf ähn-[li]che Weise zu bearbeiten, auf deren Studium er offen-[ba]r schon darum weniger vorbereitet sein konnte, weil [e]s noch mit manchen Schwierigkeiten umgeben ist, die [be]i dem der Laubmoose schon längst hinweggeräumt [sin]d, und weil die Hauptwerke über diesen Zweig in [S]prachen geschrieben sind, die dem Hrn. Verf. nicht ganz geläufig scheinen, oder die ihrer Kostbarkeit und Seltenheit wegen ihm nur periodisch zu Gebot standen.

Wie nun die Zierlichkeit dieser Gewächse, das Ge-heimnifs, das auf ihrem Bau zu ruhen scheint, und die Ahnung ihrer Bedeutsamkeit für einen höheren morpho-logischen Zweck, in gleichem Mafse mit dem Widerstreit des Materials und der Hülfsmittel den jugendlichen Beob-achter immer mehr anzog und zur Begeisterung für den Gegenstand fortführte, — fühlte er sich berufen, eine eigne Bahn zu suchen und auf dem dunkeln Gebiete durch *Entdeckungen* Licht zu verbreiten. Dieses Stre-[ben] drückt sich, nicht ganz erfreulich, in der *Hepatico-logia germanica* aus; man sieht auf jeder Seite, dafs [de]r Hr. Verf. für *diese* Aufgabe zu schnell an's Werk [gin]g, zu rasch fortschritt. Die Einleitung, bestimmt in [me]hreren Abschnitten den Bau der Lebermoose nach [ver]schiedenen Gesichtspuncten zu schildern, die Geschichte ih-[re]r Bearbeitung, das Geographische, die systematische Anordnung u. s. w. zu erläutern, sucht ihrem Gegen-[sta]nde durch einen gewissen Schmuck der Rede, in wel-[ch]em sich der Vf. besonders gefällt, ein höheres Inter-[ess]e zu verleihen, und wird dadurch oft unklar, über-[si]eht die *Sachen* um *Worte* zu finden und verfällt häufig [da], wo das Streben nach Gründlichkeit am sichtlichsten hervortritt oder hervortreten sollte, in die gröfste Ober-flächlichkeit.

(Der Beschlufs folgt.)

LXXXII.

Biblisch-geschichtliche Darstellung der Hebräischen Musik, deren Ursprung, Zunahme, Glanzpunkt, Abnahme und gänzlicher Verfall, mit Bezugnahme auf die den Israeliten sprachlich verwandten Völker. Nach dem hebr. Original-Texte und nächst diesem nach den besten Quellen, mit besonderer Hinweisung auf des Verfassers nächst zu erscheinende musikalisch-kritische Bibliothek bearbeitet, und den Bibelfreunden, der Geistlichkeit, einem gebildeten Israelitischen Publikum und den Freunden der Tonkunst insbesondere zugeeignet von Pet. Jos. Schneider, Dr. der Philos. und Musik. Bonn, 1834. Verlag von Dunst et Comp. XXV. u. XC. S. 8.

Von einer Geschichte der Hebräischen Musik fordert man vor Allem eine Bestimmung der Instrumente, des Charakters dieser Musik, ihres Verhältnisses und ihrer Beziehungen zur jetzigen Tonkunst. Es wird also hierzu nothwendig sein, über die Instrument-Namen, die musikalischen Ausdrücke, die sich in den Hebräisch-biblischen Schriften, namentlich in den Psalmen-Ueberschriften finden, gründliche Untersuchungen anzustellen, was sich von der Musik anderer alter Völker auffinden läfst, hiermit zu vergleichen, die geschichtlichen Data über diese Musik bis in die letzten Zeiten zu verfolgen und über die Periode der Uebergänge derselben in die christliche Kirchenmusik Licht zu verbreiten. Ueber das letztere fehlt es noch gar sehr an vollständigen Untersuchungen. Würden sie gelingen, so liefse sich ausmachen, wie viel in der Kirchenmusik von der Hebräischen (die auf jede Weise ihre Grundlage bildet) geblieben, was der Einflufs der Griechischen und die Einführung des vierstimmigen Satzes hieran verändert. Man würde also auf diese Weise dahin kommen, sich von dem melodischen Charakter der alten Hebräischen Musik ziemlich richtige Vorstellungen machen zu können, und dies würde zunächst auch über die Ausdrücke der Griechischen Tempelmusik mehr Aufschlufs geben. Der Verf. ist hinter allen diesen Forderungen weit zurückgeblieben. Eine ziemliche Belesenheit, die man ihm zugestehen mufs, hat ihn zu eigener Forschung nicht geführt. Er begnügt sich damit, was Andere gesagt, nachzusprechen, oder eigene Behauptungen ohne sichere Begründung hinzustellen. Von den Eigenthümlichkeiten seines Buches wird man sich aus folgenden Mittheilungen eine Ansicht verschaffen können.

Der Verf. behauptet S. XI., dafs einem musikalischen Geschichtsforscher das Studium der orientalischen Literatur unerläfslich sei. Er sagt dies, um diejenigen bitter zu tadeln, welche *Jubal* „den Erfinder der Tonkunst" genannt, da es doch nur heifse: „von ihm sind hergekommen die Geigen und Pfeifen" (wobei demnach nur an Instrumental-Musik gedacht werden könne). Indefs der Verf. macht von seinen eigenen orientalischen Studien fast keinen andern Gebrauch, als dafs er recht

oft die Worte des Hebräischen Textes anführt, jedoch durch so viele Druckfehler, namentlich in den Vokalpunkten entstellt, dafs er oft ein höchst sonderbares Ansehen gewinnt. An eine eigentlich philosophische selbständige Untersuchung der musikalischen Ausdrücke und der Instrument-Namen der Hebräer ist gar nicht zu denken. Auch an der angeführten Stelle behält der Verf. die Worte der Luth. Uebersetzung bei, ohne sich auf eine wirkliche Deutung der dort gebrauchten Ausdrücke *Kinnor* und *Ugab*, einzulassen. Zwar wird S. XV. gesagt: „Niemand wird unter *Geiger* unsere Geige verstehen wollen." Denn „der Einfall, einem verächtlichen Schafdarm durch einen mit Colophonium gestrichenen Rofsschweif himmlische Töne zu entlocken, ist sicher in weit späteren Zeiten reif geworden." Aber weit einfacher wäre es gewesen, sprachlich nachzuweisen, dafs *Kinnor* nichts Anderes als „Cither" sei.

Wer sehen will, wie der Verf. es anfängt, die Bedeutung der Instrument-Namen sicher zu stellen, lese unter andern S. XXIX. Anm. 24. Hier werden die Schriftsteller, welche *Keren* und *Schofar*, *beide* für krummgebogen halten (und zwar mit Recht, denn beides bezeichnet nur dasselbe Instrument *Horn*, nur dafs bei der Benennung *Schofar* auf den Ton, bei *Keren* auf das Material Rücksicht genommen ist) mit Tadel angeführt. „Wir bleiben", schliefst der Verf., „nun einmal *gerade* stehen, *mindestens* doch mit *einem* Fufse! der *andere* mag *krumm gebogen* sein!! — Dergleichen Versehen und Verirrungen, auch im Gebiete der Wissenschaft, sind übrigens nicht selten. Wer sie alle aufgezählt, *gleichgestellt* und mindestens doch der Hauptsache nach, auf den rechten Weg zurückgeführt, und die Wissenschaft selbst *sicher gestellt* zu sehen wünscht, der beliebe nur die Bibliothek von I—VI. nachzuschlagen."

Das hier und fast auf jeder Seite des Buches angeführte Werk ist des Verfs. „musikalisch-kritische Bibliothek", für welches derselbe (am Schlusse der Vorrede) einen Verleger wünscht, da der erstere „sogenannte" Verleger den Umfang des Buches zu grofs gefunden.

Nicht ganz ohne Grund macht der Verf. S. XI. auf das Bedeutsame in den Namen *Mahalaleel* (Lob Gottes) 1 Mos. 5, 12. aufmerksam, woraus er schliefst, dafs damals schon „musikalische" Lobpreisungen Gottes stattgefunden hätten, folglich die Vokalmusik schon in Uebung war, zu welcher dann durch Erfindung des *Jubal* auch die Instrumental-Musik kam.

Mit Recht macht der Verf. darauf aufmerksam, dafs die Musik bei den Hebräern von Männern geübt wurde, die die höchsten Aemter verwaltet, aber er behauptet etwas ganz Eigenes, wenn er sagt: „Wir finden, dafs ein jeder Anführer oder Richter gemeiniglich nicht nur mit dem prophetischen, sondern auch mit dem *bardischen* Charakter bekleidet war." S. XXXIV.

Was den Charakter der Hebr. Musik betrifft, so meint der Verf., dafs dieselbe nur Melodie, nicht aber Harmonie gehabt. Man spricht allerdings dieser und der alten Musik überhaupt unsere Harmonie mit völligem Rechte ab. Indefs scheint es dem Verf. (aus welchen Gründen wird nicht gesagt) wahrscheinlich, dafs die Hebräer „schon die Moll- und Durtöne kannten." S. LVII. Es läfst sich aber (diese wunderbare musikalisch-historische Betrachtung wird hiermit in Verbindung gebracht) „nicht behaupten, wie einige neuere Rabbinen zur Ehre ihres Volkes zu erweisen suchen, dafs sie schon die *Samaritaner* gekannt hätten! — Haltbar und standfest sind solche Beweise schon darum nicht zu nennen; weil ihnen, abgesehen von allen *andern*, schon die Möglichkeit abgeht. Wir wissen, dafs das „Samaritanische" in der Mitte steht, zwischen dem Aramäischen und Hebräischen; das Hebräische oder die Hebräische Sprache selbst aber nur ein einzelner Dialekt eines gröfsern vorderasiatischen Sprach- und Völkerstammes ist. Wir wissen aber auch, dafs die meisten dieser Dialekte ausgestorben sind — dies gerade der samaritanische meist — oder nur noch in unbedeutenden Distrikten fortleben; — nun möchte ich wissen, welche haltbare consequent aufgestellte Behauptungen diese gelehrten Rabbinen noch auszukramen vermögen! Auf welchen Wegen uns in hellen Gängen bis zu dem fraglichen so sehr verdunkelten Volkchen hinleiten wollen!"

Uebrigens wird „die Art der Musik" nach S. LIII., „wahrscheinlich wie die der Aegypter und Griechen beschaffen gewesen sein: *weil keine Nachrichten vorhanden sind, die meiner Annahme widersprächen*", ein Argument, das allerdings unumstöfslich ist.

Die Art und Weise der Aufführung Hebräischer Tempelmusiken wird S. LIV. zum Theil geschildert: „Die Musik nahm allezeit nach Ausgiefsung des Trankopferweines ihren Anfang und weil die Sänger diesen Procefs nicht so genau von ihrer Bühne beobachten konnten, so wurde ihnen vom Priester vermittelst der Schwingung eines Schweifstuches das Zeichen gegeben, worauf sogleich die Cymbeln gerührt wurden. Die Trompeter (eigentlich Kuhhornisten), welche alle Priester waren, hatten nicht einerlei Platz mit den Sängern, indem sie auf den Stufen des Altars standen. Da ein jeder Psalm in 3 Theile pflegte unterschieden zu werden, und zwischen jedem Theil sich die Trompeten hören liefsen: so fiel auf solchen Schall das Volk auf sein Angesicht vor Gott zur Erde nieder." Eine Anmerkung hierzu enthält keinesweges die Belege für diese ergreifende Schilderung, aber eine andere nicht minder wichtige Bemerkung: „die Trompeten verrichteten also damals denjenigen Dienst, welchen bei uns die Orgel, zwischen den Choral-Strofen zu verrichten pflegt. Nur findet der Unterschied statt: dafs damals das Volk aus purer Andacht zur Erde niederfiel, und heute der Halbgebildete aus Verdrufs und Aerger, während des Zwischenspiels, worin der Organist mit Bravour-Läufen seine Kunst zu zeigen sich bestrebt, sein Angesicht verbirgt —: der feinfühlende ausgebildete Musiker *aber* ohnmächtig zur Erde fallen könnte."

Der Verf. giebt selbst ein Urtheil über sein Buch ab, S. LXVIII.: „Nun glaube ich schliefslich meine Leser versichern zu können, auch *hier* (*dort* vergl. Bibl. I—VI.) zum ersten und *eine*, von allen bisherigen Verfahrungsweisen, im wesentlichen zwar *abweichende* und lediglich auf die Zeugnisse der heiligen Schrift sich gründende, *darum* aber auch *wahre*, *zuverlässige* und *unwiderlegbare* Geschichte der Hebr. Musik im Allgemeinen und *sachgemäfs besondern*, geschrieben zu haben." Dem Verf. bleibt nur übrig noch hinzuzusetzen, dafs gewifs Niemand das Buch unerfreut aus den Händen legen wird.

№ 84.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

...cologia Germanica, oder Beschreibung der ...utschen Laubmoose. Im erweiterten Umfange ...ch dem jetzigen Stande der Wissenschaft, ...st Erörterung der Standörter und ihrer ...tdecker, der Synonyme seit Hoffmann und ...th, mit erläuternden Anmerkungen. Bear... ...et von Dr. J. W. P. Hübener.

...aticologia Germanica (,) oder Beschreibung ... deutschen Lebermoose. Im erweiterten ...nfange nach dem jetzigen Stande der Wis... ...schaft, nebst Erörterung der Standörter und ...rer Entdecker, kritisch und mit erläuternden ...merkungen bearbeitet von Dr. J. W. P. ...übener.

(Schlufs.)

Die „Uebersicht der Fortpflanzungsorgane" (S. II.) z. B. also an: „Wenn wir das schöne stille Sein ... Gewächsreiche betrachten, so finden wir *auch* ... ein vegetatives Leben und Lebensalter (!), wir ... Geschlechter, Befruchtung, Geburt und Tod! ...alle feiern ein frohes Fest der Aphrodite," und so ... in diesem Tone noch eine gute Weile, ohne dafs ...gend etwas herauslesen könnten, was nicht unmit... ...in der Voraussetzung: dafs die Lebermoose Pflan... ...zen, enthalten wäre. Seltsame, undeutsche und ...aupt unklare Wendungen, Ausdrücke u. s. w. ge... ...aus demselben Streben nach einem sogenannten ...nden Style hervor. Von Wiebel, dem Verf. der ... *Werthemensis*, heifst es, S. XLIX: „Ueberhaupt ...icht es diesem Autor zum Vorwurf, dafs er, ohne ...an die Grundgesetze der Botanik zu binden" (was ...dazu ganz falsch ist, denn Wiebel wich blos von ...en *Formen* der Diagnostik ab) „sein Werk mit gro... ... Willkür durchführte, und so geschieht *dem Recht*, ...on die späteren Forscher *es des Gesetzes der An-erkennung überheben;*" (soll heifsen: es nicht berücksichtigen). — S. XVIII. „die herrschende Form der Blät- „ter (der Lebermoose) *kreist sich* um das Eiförmige." — „Entbilden" z. B. „Innovationen *ent*bilden," — „Entbil- „dung" z. B.: „nach dieser Entbildung" (nämlich nach der Entwicklung der Befruchtungsorgane) „streben ja „alle" S. III., — „hieraus *ent*leiten wir die Inconse- „quenz u. s. w.," — und mehrere dergleichen, mit sichtlicher Auswahl beigebrachte und häufig wiederkehrende Sprachfehler dringen dem Rec. den Zuruf ab: willst du schon zierlich erscheinen? — und wie es dann bei dem Dichter weiter lautet.

Man könnte sich leicht darüber hinwegsetzen, wenn nicht bei dem nichtigen Streben sich interessant zu machen und mit dem Publicum zu kokettiren, gar leicht ein gutes Talent vernachlässigt, eine frische Kraft untergraben würde. Schon zeigt sich die Folge bei Vergleichung solcher Abschnitte, worin Stellen, wie die erwähnten, vorkommen, mit andern, bei deren Bearbeitung Hr. H. sich seinem Gegenstande mehr hingab und von ihm leiten liefs, wie z. B. in dem siebenten (S. XXXVII—XLVII), von der *geographischen Verbreitung der Lebermoose*, welcher die Lebermoose in ihrer Verbreitung über die Erde auf eine anziehende und unterhaltende (discursive) Weise, fast ohne alle verunstaltende Ausschmückung darstellt.

Wie schon oben erwähnt wurde, ging aus der einen Quelle, — dem zu raschen Anfang und Fortgang der Arbeit, — ein anderer, sehr wesentlicher Uebelstand hervor. Um über neu aufzustellende Arten auf einem formenreichen und formwandelnden Gebiete mit Sicherheit zu entscheiden, mufs man die früher bekannt gewordenen und im System aufgeführten in lebhafter Anschauung sich klar vergegenwärtigen können. Wer zu oft auf einem schon wohl bearbeiteten Florengebiet Neues erblickt, verräth in der Regel dadurch, dafs er das Alte nicht gründlich genug kennt. Darüber aber,

dafs man nicht von allen deutschen Lebermoosen ein klares Bild vor Augen habe, darf sich niemand wundern; es ist nicht leicht, zu dieser Klarheit zu gelangen, ja, ohne Hookers Werk war dieses fast unmöglich, bis uns vor Kurzem Hr. Ekart Hookers Abbildungen, mit manchen andern vermehrt, auf seine Weise zugänglich machte. Flüchtige Blicke auf solche Werke genügen nicht, und Lindenbergs wichtige Arbeit forderte ein langes und vieljähriges Studium unmittelbar an der Natur, um sich allmälig über die Hauptformen gehörig zu verständigen. Hr. H. hat offenbar mehrere der bekannten und beschriebenen Lebermoos-Arten in den Darstellungen seiner Vorgänger nicht erkannt, und entweder eine ganz andre Pflanze dafür genommen, oder auch die früher bekannte, wahrscheinlich nach Autorität (doch ohne dieses zu erwähnen) für sich stehen lassen, *dieselbe* Pflanze aber unter einem neuen Namen und oft an einer sehr entfernten Stelle nochmals aufgeführt. Da hier der Ort nicht ist um dergleichen ins Einzelne zu verfolgen, so will ich nur beispielsweise Folgendes berühren. Die fruchttragende *Jungermannia Sphagni* sieht der unfruchtbaren sehr wenig ähnlich, hat fast aufrechte, hornförmige, mit kleinen anliegenden Blättchen in drei Reihen besetzte Stämmchen, welche an dem kriechenden Grundtheil auf kurzen seitlichen Aesten fructificiren. Ich beobachtete diese Pflanze im Jahr 1816. und beschrieb sie in der Vorrede zu Martius *Flora Erlangensis cryptogamica* unter dem Namen: *Jungermannia denudata*, konnte dieses auch mit um so gröfserer Zuversicht thun, weil die Beschreibungen der Autoren, die der *Jungermannia Sphagni* gedachten, diese Species mit andern vermengten und deshalb ihre Fruktification unrichtig darstellen. Hookers 2te Supplementtafel war mir damals noch nicht zu Gesichte gekommen (das Werk wurde erst Ende 1816 vollendet). Wer aber meine *Jungermannia denudata* kennt, wird beim ersten Blick auf die genannte Tafel wissen, dafs sie keine andere, als die dort abgebildete sei; dasselbe mufs demjenigen begegnen, welcher die *J. Sphagni* in allen diesen Zuständen schon kennt, und dann erst meine ehemalige *J. denudata* erblickt. Hr. Hübener beschreibt aber S. 77 die *J. Sphagni* mit dem Citat: *Hooker brit. Jungerm. t.* 33. *et Suppl. t.* 24. (soll heifsen II.), und giebt daselbst eine treue Schilderung der fruchttragenden Pflanze; er beschreibt aber auch, S. 101 als *Jungerm. denudata* eine hievon ganz verschiedene, mit *J. sphaerocarpa* verwandte, vielleicht ganz in d Formenkreis derselben fallende Art, wozu er unbede lich alle die Stellen citirt, welche zur fruchttragend *J. Sphagni*, der ehemaligen *J. denudata* gehören, endlich aber stellt er S. 156 dieselbe *J. denudata* od *J. Sphagni fructifera* noch einmal als eine neue „s same" Species unter dem Namen: *Jungermannia Se meyeri* auf. — *Jungermannia Mülleri* heifst eine Ju germannia, die Hr. Lindenberg zuerst nach meinen M theilungen in den *Hepaticae Europaeae* bekannt mach Hr. H. beschreibt sie S. 153 recht gut, aber S. 175 no einmal unter dem Namen *Jungermannia Libertae*, w er hier die Unterblätter übersah und nun auf die Sa turen der Hüllblätter (nicht ohne Grund für die St welche sie unter den Jungermannien, denen die Un blätter fehlen, einnehmen mufste), ein Gewicht legte.

Aus solchen und ähnlichen Gründen dürften die neuen Jungermannien, womit dieses Werk unsere Flo bereichert, gar sehr zusammenschmelzen, wofür der freilich auch manche andere, wohl begründete Art, d hier noch fehlt, wieder zu der Summe des Ganzen hi zukommen wird. Hr. Hübener zählt, mit Ausschlufs d *frondosae*, 129 deutsche Jungermannien. Dafs er al *J. frondosae*, nach einem scheinbar auf die Fructifica tionstheile gegründeten Charakter für *eine* Gattung hal ten will, ist eben so wenig zu loben, als dafs er diese Gattung mit dem Namen: *Gymnomitrion* (*um*) belegt welchen Corda schon auf eine ganz anders umschrieben Lebermoos-Gattung angewendet hat. Statt *Echino trion Hüben.* S. 46 sollte stehen: *Cordae;* denn und diese Gattung ist von Hrn. Corda aufgestellt und be nannt. Den Gruppen der *Marchantiaceen*, Riccieen u. s. w. ist von dem Verf. verhältnifsmäfsig geringer Flei gewidmet worden; dagegen hat er in den Beschreibun gen der eigentlichen Jungermannien vielfältig seine glück liche Anlage bewährt, in Pflanzenbeschreibungen ei zum Ganzen sich rundendes Bild seines Gegenstande zu entfalten. — Die Unterabtheilungen, in welche di Gattung *Jungermannia* zerfällt wurde, sind allzu zahl reich, und erschweren, da sie gröfstentheils blos künst lich, nicht aber aus der Natur geschöpft sind, das Nach schlagen sehr.

In der systematischen Anordnung der *Laubmoos* folgte Hr. H. gröfstentheils Brideln. Er zählt 63 Gat tungen und 495 Arten nebst einigen wenigen zweifelhaf ten. Als neue Gattung stellt der Verf., unter dem Na

Dermatodon, die *Weissia Starkeana*, *affinis*, *lan*-
..., *pilifera Funk. (D. Funkii Hübn.)*, *latifolia* und
... *Hübn.* zusammen. Die Gattung *Oreas Brid.* heifst
wegen der früheren gleichnamigen, welche Cha-
... aufgestellt, *Apiocarpum*.

Die Einrichtung des Drucks, die Anordnung der Sy-
... und was sonst in solchen Werken zur Bequem-
... dient und zum Gebrauch einladet, verdienen
... erwähnt zu werden. In der *Muscologia* (bes-
... wohl *Bryologia*) hätte man wünschen mögen,
... Freunde und Beförderer des Werks, z. B. Hrn.
..., nicht etwa blos überhaupt (was bei dem Ge-
... nicht einmal der Fall ist) sondern im Texte
... den zahlreichen Stellen, denen sein Name nur
... gereichen könnte, ausdrücklich erwähnt zu
...

Nees v. Esenbeck.

LXXXIII.

Partikeln dafs, ut, quod und die Construc-
... des Accusativs mit dem Infinitiv für sich
... in ihrem Zusammenhange mit der Attrac-
..., aus dem Gesichtspunkte der philosophi-
... Grammatik betrachtet von Wilhelm
...indau, Dr. der Philosophie. Halle 1831.

Die Grammatik der klassischen Sprachen, Jahrhun-
... hindurch mit vielem Eifer von gelehrten und oft
scharfsinnigen Philologen betrieben, ist allmälig zu
... grofsen, mit mannichfaltigem Stoff reichlich ange-
... Gebäude geworden, welches aber weder auf
... tüchtigen Fundamente beruht, noch nach einem
...ischen Plane so ausgeführt ist, dafs alle einzelne
... gehöriges Licht hätten und in dem richtigen Ver-
... zu einander und zum Ganzen ständen. Wäh-
... Viele daran Einzelnes weiter ausbauten, jeder nach
... besonderen Idee, blieb den Andern nichts weiter
... als sich in dem weitläuftigen Labyrinthe mög-
... zu orientiren und etwa Wegweiser aufzustellen
... sonst mancherlei Erleichterungen zu suchen, damit
... liebe Jugend in den dunkeln Gängen nicht stofse
... falle oder ganz verirre. Ohne Zweifel ist dabei
..., was noth thut, ziemlich allgemein fühlbar ge-
..., und es hat in der That in unsrer Zeit nicht
... Versuchen gefehlt, entweder das Ganze der Gram-
matik zu einer in sich konsequenten Wissenschaft zu
erheben und mit philosophischem Geiste zu ordnen, oder
wenigstens einzelne Theile vom philosophischen Ge-
sichtspunkte aus zu betrachten, deren Natur nothwen-
dig erst durchschaut sein mufs, ehe man sie in das rich-
tige Verhältnifs zum Ganzen stellen kann. Lieb war
es uns daher, in der vorliegenden Schrift einen Beitrag
zur lateinischen Grammatik zu finden, und zwar über
gewisse Theile derselben, die man beim Unterricht der
Anfänger zusammenzustellen pflegt, um die Erlernung
der gewöhnlichen Regeln über die Uebersetzung des
deutschen *dafs* zu erleichtern; je weniger nun diese
Theile ihrer Natur nach etwas mit einander gemein ha-
ben, desto nöthiger war es gerade hier, den wissen-
schaftlichen Zusammenhang zu erforschen und die Ver-
schiedenheiten gründlich darzulegen.

Wie nun der Verf. seine Aufgabe gefafst hat, da-
mit sind wir im Ganzen einverstanden; er will, wie aus
der Vorrede und aus §. 10 erhellt, das Gleiche und das
Verschiedene in verschiedenen Sprachen in seinen Grün-
den als auf den Gesetzen des Denkens beruhend nach-
weisen, und er erkennt an, dafs dabei die Kenntnifs des
Einzelnen nöthig sei, um daraus die besondere, in jeder
Sprache ausgedrückte Vorstellungsweise zu erkennen,
und dafs diese, so wie sie ist, von der Spekulation re-
spektirt werden müsse. — Leider aber ist dies so ziem-
lich das Einzige, was wir von dem wesentlichen Inhalte
des Buchs billigen können. Der Verf. hat aufser sei-
nem löblichen Streben auch bewiesen, dafs es ihm nicht
an der Fähigkeit fehlt, die verschiedenen Erscheinungen
in den Sprachen philosophisch aufzufassen; aber wenn
er wirklich zu Resultaten gelangen will, wird es vor
allen Dingen nöthig sein, dafs er die von ihm selbst
gestellte Aufgabe löst, dafs er sich eine genaue Kennt-
nifs des Einzelnen erwirbt, um von da aus sein Ziel zu
erreichen. Dagegen hat er bei diesem ersten Versuche
sich begnügt, das Einzelne als bekannt vorauszusetzen,
oder wo er die darin noch obwaltende Dunkelheit nicht
verkennen konnte, die Untersuchung von sich abzuwei-
sen; und so legt er denn nur das Aeufsere, ich möchte
sagen die Form des Ausdrucks zum Grunde, nicht sei-
nen wahren Sinn und die Gesetze seines Gebrauchs.
Was die letzteren anbetrifft, so ist es ihm hinreichend,
sie so zu erwähnen, wie sie in den alltäglichen Schul-
grammatiken zu lesen sind, ohne auch nur zu ahnden,
dafs diese Satzungen hin und wieder unrichtig oder un-

zusammenhangend und einer philosophischen Darstellung durchweg bedürftig sind. Die Folge davon ist, dafs die ganze Untersuchung sich auf der Oberfläche bewegt, dafs ihre Ergebnisse sich darauf beschränken, die Spracherscheinungen nicht etwa in ihren Gründen zu erforschen, sondern sie nur mit allgemeinen Ausdrücken zu beschreiben, wie man etwa eine mathematische Aufgabe durch allgemeine Zeichen darstellen kann, ohne sie doch zu lösen. Der Verf. scheint eine philosophische Sprache für Philosophie zu halten, und daher hat er sich mit jener begnügt auf eine höchst unangenehme Weise; denn abgesehen von seinem gezwungenen, mit vielen nicht selten unpassenden Bildern und metaphorischen Ausdrücken überladenen Styl, sind die in seinen Worten verhüllten Gedanken meistens ganz gewöhnlich und unwichtig; scharfe Bestimmtheit vermifst man durchweg, und an Widersprüchen fehlt es nicht.

Es ist hier nicht der Ort, der ganzen Untersuchung Schritt vor Schritt zu folgen; auch würde es nicht eben erspriefslich sein, und der Verf. ist vielleicht im Lauf der drei Jahre seit der Erscheinung seines Buchs schon selbst seines Irrthums inne geworden. Daher mag es genügen, nur einzelne Belege unseres Urtheils anzuführen.

Nach einer kurzen Einleitung über die Entstehung der Sprachen (wobei vorzugsweise der Verstand als thätig angegeben wird, während darüber Richtigeres pag. 4 Anm. gesagt ist), ferner über den Fortschritt der Sprachen zum Bessern und Schlechtern wird das deutsche *dafs* für ein Wort erklärt, das durch Willkür und Gedankenlosigkeit seine ursprüngliche Bedeutung verloren habe; ein übler Anfang, da man doch gewifs nur in den äufsersten Nothfällen und bei augenscheinlicher Verwirrung zu einer solchen Erklärung seine Zuflucht zu nehmen berechtigt ist. Es wird nun hierbei und im Folgenden vorausgesetzt, nicht bewiesen, dafs unser *dafs* ursprünglich *pron. demonstr.* sei, gegen die Analogie von *quod*, ὅτι u. s. w. Ja selbst der im §. 4 geführte Beweis, dafs es *nicht nothwendig* sei, *dafs* als ursprüngliches *pron. relat.* zu nehmen, ist keinesweges genügend. Die ganze Auseinandersetzung pag. 6 über die Bedeutung des *dafs* giebt den Beweis, wie der [illegible] mit unnützen philosophischen Phrasen ganz ge[illegible] Dinge sagt; er liefert nämlich von der ganzen 20 [illegible] len langen, schwerfälligen Erklärung gleich darauf [illegible] eine Uebersetzung mit den wenigen, für sich gen[illegible] den Worten: „Hiermit ist gesagt, dafs beide Sätze [illegible] die demonstrative Natur des Wortes *das* verbunden [illegible] als zusammengehörige erkannt werden." Was [illegible] von der Unmittelbarkeit gesagt wird, in welcher [illegible] *dafs* angeknüpfte Satz belassen wird, der „die [illegible] lichkeit des Factums, so wie es ist oder geschie[illegible] lebendiger Wahrheit aufzeigt", ist sehr unklar [illegible] doch am Ende weiter nichts heifsen, als dafs ein [illegible] Satz eben ein Satz ist, und nicht ein Satzglied, [illegible] *acc. c. inf.*; denn dafs die Abhängigkeit nicht [illegible] drückt wäre, kann man nicht sagen, da sie deutli[illegible] nug in der Wortstellung liegt, die der Verf. ga[illegible] berücksichtigt.

Nachdem nun gesagt ist, wie das pron. *das* i[illegible] Conjunction übergegangen sei und so seinen ursp[illegible] chen Sinn verloren habe, werden davon deutsch[illegible] lateinische Beispiele angeführt, in denen das *dafs*, [illegible] es *pron.* wäre, entweder in einem andern Casus a[illegible] Nom. oder Acc. stehen würde, oder in denen es [illegible] ein andres Demonstrativum überflüssiger Weise [illegible] leitet wird, z. B. ich sage das, dafs —. Das [illegible] sche Beispiel für diesen Fall giebt einen starken B[illegible] von der Flüchtigkeit des Verf.; nämlich in dem S[illegible] *Quod honestum non est, id utile ut sit, effici non p*[illegible] hält der Verf. das pron. *id* offenbar für das Subje[illegible] *effici non potest*, das dann durch den Satz mit *ut* [illegible] ter ausgeführt würde, da es doch offenbar Subjec[illegible] *utile sit* ist, in Bezug auf *quod*. Aufserdem lieg[illegible] bei die wunderliche Meinung zum Grunde, dafs [illegible] sprünglich ein *pron. demonstr.* sei, wie denn auc[illegible] wo der Verf. die Bezeichnung von Zweck und A[illegible] in *dafs* nur unter der Voraussetzung erklären [illegible] nen glaubt, dafs es *pron. demonstr.* sei, zugleic[illegible] hauptet wird, dafs dieselbe Erscheinung und de[illegible] Grund dafür bei *ut* stattfinde.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 85.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

Die Partikeln *dafs*, *ut*, *quod* und die Construction des Accusativs mit dem Infinitiv für sich und in ihrem Zusammenhange mit der Attraction, aus dem Gesichtspunkte der philosophischen Grammatik betrachtet von Wilhelm Lindau.

(Schlufs.)

Der Verfasser hält also wirklich *ut* nicht für ein Adverbium und zwar für ein relativum, sondern für ein *pron. demonstr.* wie *das*, doch um die Verwirrung vollständig zu machen, stützt er seine Meinung wieder durch eine Vergleichung mit dem wahren *pron. relativum*; und von diesem behauptet er obenein, dafs es die Bedeutung der Absicht und des Zweckes habe, ja er legt ihm defshalb geradezu „die Geltung eines demonstrativen, d. h. vorwärts deutenden" Pronomens bei, verkehrt es also in sein gerades Gegentheil, da es doch auf der Hand liegt, dafs das *pron. rel.* an sich keinesweges Absicht und Zweck ausdrückt, sondern nur mittels des darauffolgenden Conjunctivs. Bei so oberflächlicher und durchaus haltloser Betrachtung, die so nicht auf die ursprüngliche Bedeutung von *ut* und auf dessen Gebrauch eingeht, ist es denn nicht zu verwundern, dafs wir in demselben §. 5 einen andern starken Irrthum finden; bei der ganzen Erörterung nämlich über den finalen Sinn, wobei wiederum viele unnütze Worte gemacht sind, die eine an sich klare Sache nur unklar machen, liegt die Meinung zum Grunde, dafs *ut* nicht nur auf Zweck und Absicht hindeuten könnte, sondern auch auf jedes andere Ziel der Vorstellung, was zwar von *dafs* richtig, von *ut* aber durchaus falsch ist. Eben so wenig hat sich der Verf. um den Unterschied von *dafs* und *damit* bekümmert, was ihn sonst über diese Wörter wie über *ut* zu belehrenden Resultaten geführt haben würde. Was er nun weiterhin §. 17 endlich herausbringt, dafs *ut* stehe, wenn der zweite Satz ein Aeufseres, dem ersten Satze Anderes und für sich zu Fassendes ausdrücke, das ist doch in der That wiederum weiter nichts, als was er schon oben vom deutschen *dafs* gesagt hatte, dafs nämlich der abhängige Satz eben ein besonderer Satz ist. Daher ist es denn auch dem Vf. nicht möglich gewesen, den Unterschied zwischen *ut* und *quod* gründlich herzuleiten und zu erweisen; er stellt vielmehr §. 19 ohne weiteres die Behauptung hin, dafs der durch *quod* angefügte Satz einen erörternden, auseinandersetzenden, oft auch den Grund angebenden Charakter hat in Beziehung auf den vorhergehenden, und das ist wahrscheinlich ein Lehrsatz aus der „besonderen Grammatik," d. h. der gewöhnlichen Schulgrammatik, welcher er denn auch wohl den Beweis dafür überläfst. Als Unterschied zwischen *ut* und *quod* stellt er sodann §. 20 auf, dafs zwischen den durch *ut* verbundenen Sätzen, die sich als Andere gedacht werden, keine nahe, innere Beziehung stattfinde, dafs dagegen der Grund einer Gemüthsbewegung in viel innigerm, und zwar eingreifendem Verhältnifs zu der Gemüthsbewegung selbst stehe. Aber wer wird dem Verf. glauben können, dafs in Sätzen wie *cupio ut venias* und *gaudeo quod venturus es* das *ut venias* weniger innig mit *cupio* verbunden sei als *quod venturus es* mit *gaudeo*? zumahl da er gar nicht angiebt, wonach er den Grad der Innigkeit bestimmt wissen will. Was sagt er nun vollends von Sätzen, wo *quod* nicht den Grund einer Gemüthsbewegung ausdrückt, sondern sich auf *hoc*, *id*, *illud* bezieht? — „Es sind deutlich hervortretende Correlate, die sich gegenseitig die Hand geben und die gegenseitige Beziehung der Sätze erkennen lassen." Kann man etwas überflüssigeres bemerken? Es kam darauf an, diese gegenseitige Beziehung näher zu bestimmen; oder soll etwa durch das „Handgeben" ausgedrückt sein, dafs sie auch in diesem Falle inniger sei als bei *ut*? Keinesweges; der Verf. fährt fort: „Man „darf nicht etwa meinen, dafs der durch *quod* angefügte

„Satz abhängig von dem vorhergehenden sei; es läfst „sich im Gegentheile *oft* nachweisen, dafs er logisch „unabhängiger sei, als der, worauf er bezogen wird, „obgleich es grammatisch anders erscheint. Dasselbe „gilt bei *gaudeo, doleo, angor etc.*, weil der Grund der „Freude von der Freude selbst nimmermehr als abhängig gedacht werden kann. Dies müssen auch die La„teiner gefühlt haben, wie der nach *quod gewöhnlich* „folgende Indicativ zu erkennen giebt." Was sollen wir nun hiernach über den Unterschied von *ut* und *quod*, über die gröfsere oder geringere Innigkeit der Verbindung annehmen? wie sollen wir die dargelegten Widersprüche vereinigen? Dafs dem Verf. selbst die Sache ganz unklar ist, geht auch daraus hervor, dafs er in allgemeinen, nichtssagenden Ausdrücken von *oft* nachweisbarer logischer Unabhängigkeit des mit *quod* angeknüpften Satzes, von dem *gewöhnlich* auf *quod* folgenden Indicativ spricht; denn was aus bestimmten Gründen in manchen Fällen nothwendig, in andern unmöglich ist, davon kann man nicht sagen, dafs es oft oder gewöhnlich sei.

Eben so wenig, wie nun durch solche Erörterungen die Bedeutungen und die Unterschiede von *dafs, damit, ut* und *quod* irgend Jemand klar geworden sein können, eben so wenig hat der Verf. irgend eine von den mancherlei den Acc. c. inf. betreffenden Fragen auf eine genügende Weise gelöst. Durch einen wahren Hokuspokus verwandelt er ihn, wo er grammatisches Subject ist, in das Object, und am Ende, da auch das noch nicht ausreichen will, nimmt er doch wieder seine schon oben dagewesene Zuflucht zur Gedankenlosigkeit, oder, wie er es hier nennt p. 40., zu einer Art von logischem Anakoluthon. Den schon von dem alten trefflichen Thom. Linacer bemerkten Fall, wo der Acc. c. inf. ein andrer Casus ist als Nom. oder Acc., berücksichtigt er gar nicht, und eben so wenig den griechischen Sprachgebrauch.

Der Raum verbietet uns, noch weiter auf die Behauptungen des Verfs. einzugehen und dabei auch Rücksicht zu nehmen auf den zweiten Abschnitt seiner Schrift, worin er die entgegengesetzten Meinungen Andrer zu widerlegen versucht. Ohnehin will er auch noch eine besondere Schrift über den Infinitiv herausgeben, worin er unter andern zu beweisen hofft, dafs der Infin. praes., gegen die gewöhnliche Meinung, auch rücksichtlich der Zeit unbestimmt ist; möge er dabei nur bedenken, dafs nach der gewöhnlichen Meinung der Inf. praes. g[illegible] blos die Gegenwart an sich, sondern auch die [illegible] d. h. die Gleichzeitigkeit ausdrückt. Möge e[r] haupt nicht die Regeln der gewöhnlichen Gramm[atik als] unumstöfsliche Axiome zum Grunde legen, sonde[rn] sie entweder zu beweisen und tiefer zu begründ[en oder] sie umzustofsen und durch bessere zu ersetzen[,] aber mit genauer Rücksicht auf die ursprüngli[che Be]deutung der Worte und Formen; möge er si[ch] eine genaue Kenntnifs des Einzelnen und ein[e aus] der Gründe sich bewufste Einsicht in den S[prach]brauch und seine Gesetze erwerben; dann wird [er ei]gentlich unter andern auch bemerken, dafs die gewöhnliche Benennung der *verba volendi* ei[nen gro]ben Schnitzer enthält; dann wird er aber auch [in den] Hauptsachen zu wirklichen Resultaten kommen, [wäh]rend wir jetzt gestehen müssen, dafs seine Schrift d[er latei]nischen Grammatik keinen Nutzen gebracht hat.

F. Haase, in Schulpfo[rte].

LXXXIV.

Chrestomathia Arabica grammatica histo[rica in] usum scholarum Arabicarum ex codici[bus] editis conscripta a Dr. Georg. Guil. Fre[ytag] *prof. lit. Orient. publ. ord. Bonnae* [a]d *[Rhe]num.* 1834. 8.

Seitdem die allmälige Verbreitung der in[dischen] Sprachkenntnifs eine wesentlich veränderte Ansch[auungs-] und Behandlungsweise der sogenannten classisch[en Spra]chen hervorgebracht hat und täglich mehr hervo[rbringt,] läfst sich auch ein Einflufs auf die Behandlun[g] der semitischen Sprachen nicht verkennen. All[erdings] gehören diese beiden Familien verschiedenen [Volks]stämmen an, und es bleibt den nachfolgenden [Forschern] übrig zu ermitteln, inwiefern die sprachlichen V[erhältnisse] in beiden dieselben seien, und ob etwa die ansc[heinend] grofse Verschiedenheit der Sprachkörper vorzügl[ich] bestehe in der verschiedenen Art und Weise di[e Wur]zeln zu benutzen, aus ihnen Wortkörper zu [bilden]ren; — allein diese bis jetzt angenommene V[erschie]denheit der Sprachfamilien konnte dennoch einig[en Ein]flufs von der einen auf Forschungen in der [andern] nicht hindern, weil man durch die eigentlich [wissen]schaftliche Behandlung der indogermanischen Sp[rachen]

[.] sprachlichen Principien überhaupt gelangte, welche [.] bei Beschäftigung mit einer neuen Familie ganz [b]ewufst angewandt, und in den neuen, auch für diese [..]chen daraus entspringenden Resultaten, bewährt wur[de]. — Gleichwie sich unter den sogenannten classi[sch]en Philologen, welche ihr Studium zweier Sprachen [ni]cht durch das einer dritten vermehren lassen wollten, [..]älig eine Opposition bildete, welche nachgerade fast [die] Geregeltheit von politischen Oppositionen in der [fran]zösischen Kammer angenommen zu haben scheint, [so en]tstanden anfänglich heftige Collisionen, als Ewald [zuer]st mit einer neuen Behandlungsweise der hebräi[sch]en Sprache auftrat. Gesenius hatte seit langen Jah[ren] das Monopol hebräischer Grammatiker zu sein, wel[ches] er errang durch die ungemeine Fafslichkeit, worin [er] den Schüler die hebräische Sprache darzulegen wufste, [ein] Verdienst, was nicht genug zu loben ist und unge[me]in viel beigetragen hat zur Verallgemeinerung der [Ken]ntnifs dieser Sprache. Was Gesenius für die he[brä]ische Sprache war, war seit langer Zeit Sacy für die [ara]bische, nur dafs Letzterer in seiner Grammatik eine [gew]isse französische Weitläuftigkeit beibehielt, welche [den] Totalüberblick erschwerte und Gesenius glücklich [verm]ieden hatte. Weiter geht inzwischen der Vergleich [z]wischen diesen beiden vorzüglichen Männern nicht. Als [de]r Zeitgeist in Deutschland darauf drang, das Wort [n]icht mehr als einen todten Körper zu betrachten, als [di]e erste Krisis in dem Kampfe zwischen denen, wel[che] die Sprache blofs positiv eingelernt, und denen wel[che s]ie verstanden wissen wollten, vorübergegangen war, [wu]fste Gesenius, in dem wissenschaftlichsten Lande [Euro]pas lebend, den Zeitgeist verstehen und sich dem[selbe]n anschmiegen. Zeugnifs davon geben nicht blofs [die] neusten Ausgaben der Grammatik, sondern na[ment]lich sein neustes hebr. Lexicon. Anders im Arabi[sche]n. Sacy's neuste Grammatik zeigt keinen Einflufs [der] neuen Forschungen.

Der Herausgeber vorliegender arabischen Chresto[mat]hie, ein mit der arabischen Sprache insofern ausge[zeich]net vertrauter Mann, als das Verständnifs darin [ver]fafster Schriften für ihn ohne alle Schwierigkeit ist, [ein] Mann, welchem manche jetzt lebende Lehrer der [arab]ischen Sprache — unter ihnen Referent — aufs dank[bars]te verpflichtet sind und stets bleiben werden als ih[rem] Lehrer, gehört der Sacyschen Schule seiner Bildung [und] seinem jetzigen Standpunkte nach an. Wüfsten wir dies nicht schon aus seinen früheren Schriften, so würde gegenwärtige Chrestomathie den Beleg dafür geben.

Während nach unserer Ansicht das Hauptstreben des Lehrers dahin gerichtet sein mufs, den Schüler gleich vom Beginnen an aufmerksam zu machen, welche Theile einer Wortform die radicalen, welche die zur Ableitung und Formbildung dienenden seien, so dafs er mit der Bedeutung der Wurzel wie der ableitenden Sprachtheile die Bedeutung des Worts in seinem Entstehen erhalte: geht Herr Freytag in dem ersten Theile seiner Chrestomathie recht eigentlich darauf aus, den Schüler lediglich mit der äufseren Gestaltung des Wortkörpers bekannt zu machen, also nicht etwa auf die Verstandeskraft, sondern blos auf das Gedächtnifs durch öftere Vorführung der Formen einzuwirken. Wir finden da z. B. einen Abschnitt, überschrieben أَلْفِعْلُ الأسْمُ لْحَرْفُ, worin Beispiele gegeben werden, die den Schüler mit Nominal — Verbal — Formen und Partikeln bekannt machen sollen. Vorrede II. *Primum ut quae essent grammaticae partes, tirones cognoscerent, verborum, nominum particularumque exempla proposui.* — Lenken wir einen Augenblick von obiger Betrachtung ab, und bedenken wir, welche Leute jene *tirones* sind. Chrestomathien müssen sich etwas verschieden gestalten je nach der Sprache, zu deren Verbreitung sie geschrieben werden, und zwar deshalb, weil unsere künftigen Gelehrten nicht jede Sprache in denselben Jahren ihres Alters lernen. Lateinisch und Griechisch lernen wir als Knaben, zu einer Zeit wo unsere Gedächtnifskraft bei weitem das Vermögen des Verstandes überwiegt. Will man in dem Alter also vorzugsweise durchs Gedächtnifs erlernen lassen, was die Denkkraft noch nicht fassen und begreifen kann, so läfst sich weniger dagegen sagen. Jacobs griechische Chrestomathie mag darauf ausgehen, den Knaben mit den Redetheilen bekannt zu machen. Aber wann lernen wir die arabische Sprache? Keinenfalls ehe die Universität bezogen wird, und dann noch erst erfahren sollen, dafs in einer Sprache Verba, Nomina und Partikeln existiren, ist für den Studenten wenigstens unangenehm. Hat sich die Sache doch selbst in der hebräischen Sprache nicht so gestaltet, obgleich diese schon auf den höheren Klassen gelehrter Schulen gelehrt wird. Kaum dafs man eine Chrestomathie gebraucht — Gesenius Lesebuch wird nicht sowohl gelesen, als gleich begonnen mit dem alten Testament.

Dafs es unsrem Herausgeber mehr um Einprägung der äufseren Gestalt des Worts und der Form, als um das Verständnifs derselben zu thun gewesen, belegt der Umstand, dafs er Letzteres aufgeopfert hat, um das Erste zu erreichen. Um nämlich den Schüler mit der Form bekannt zu machen, setzt er eine Reihe von Sätzen an einander, die in gar keinem Zusammenhange stehen, und als abgerissene Theile entweder unverständlich oder leicht mifszudeuten sind. Er weifs das selbst. Vorrede III. *Non autem sum nescius, in illis a me propositis exemplis inde tironibus intelligendi quandam difficultatem oriri, quod a reliquo sermone disjuncta inter se non sint connexa.* Wenn er nun eben daselbst hinzufügt, dafs dies freilich eine Unannehmlichkeit für ihn gewesen sei, die inzwischen durch die Lehrer wenigstens vermindert werden könne, so erhellt doch hieraus, dafs das eigentliche Verständnifs der Sprachformen nur eine untergeordnete Rücksicht bei Abfassung dieses Abschnittes gewesen sei. — Aufrichtig müssen wir aber gestehen, dafs wir nicht einsehen, worin der Vortheil einer solchen Beispielsammlung bestehe, wenn wir bedenken, dafs auf einer Seite des Korans eben so gut Nominalformen, Verba und Partikeln vorkommen, worauf der Lehrer die Aufmerksamkeit der Schüler hinrichten kann, als in diesem Abschnitte — und hat der Koran dann den Vortheil, dafs keine Mifsdeutung möglich ist.

Was die abgerissenen Sätze selbst anbetrifft, so erkennt man leicht, dafs ein grofser Theil derselben dem Koran entnommen ist; ein zweiter nicht kleiner Theil stammt aus Kalilah und Dimnah, andere gehören historischen Schriftstellern, Locmans Fabeln u. s. w. an. Die in den einzelnen Sätzen beigefügten arabischen Zahlzeichen scheinen den Schüler auf grammatische Regeln aufmerksam machen zu sollen. Dies ist nicht gesagt; wir schliefsen es aber aus des Herausgebers Bemerkung, Vorr. II. — — *multa — exempla in ordinem grammaticae accommodatum redegi, ut si quis, memoriae inter legendum singulas grammaticae regulas mandans via praescripta paulatim progressus esset, — — — grammaticae partes animo teneret.* Ganz deutlich ist uns die Sache nicht. Man liest z. B. zu Anfang: مَنْ عَرَفَ نَفْسَهُ (٢) وَقَدْ عَرَفَ رَبَّهُ دَاخِلٌ أَسَدٌ بَيْنَ(٣) ثَوْرَيْنِ (٤). Zu نَفْسَهُ ist Nummer 2 ges[etzt,] scheint es um anzudeuten, dies sei ein Nomen; zu [...] wird Num. 3 gesetzt, um anzudeuten, es sei ein [...] — oder vielleicht auch, es sei Accusativ eines Nom[ens ...] denn das ist es ja in der That. Zu ثَوْرَيْنِ wird N[um. 4] gesetzt, weil es ein Nomen im Dual ist. Nachher [...] مَرِضَ als Verbum mit No. 5; warum aber ward [...] nicht schon mit einer Nummer als Verbum bezeich[net?] Dann folgt مَنْ mit No. 6, obgleich es als erstes [Wort] jenes Satzes unbezeichnet blieb. Es scheint uns [...] grofse Willkür zu herrschen, denn man könnte [so] viele Nummern machen, als Wörter vorhanden sind. Im zweiten Paragraphen folgen die Verba, welche n[icht] von der einfachen, sondern der vermehrten, verstärk[ten] Radix abgeleitet sind. Dafs der Herausgeber diese [...] Conjugationen nennt, während der Araber den richti[gen] Ausdruck المزيد الفعل فيه gebraucht, sowie [dafs] er sie getrennt hat von dem aus der einfachen Wu[rzel] abgeleiteten Verbum, war freilich nach dem vorhin [aus]sprochenen Standpunkte Herrn Freytags zu fürchten. [Es hat] aber den wesentlichen Nachtheil, dafs der Schüler zu dem Wahne verleitet wird, das aus der einfachen Wur[zel] hergeleitete Verbum sei identisch mit der Wurzel u[nd] liege zu Grunde für die übrigen Verba. Gleich [als] wenn im lateinischen *agitare* ein Derivat oder eine Co[n]jugation des Verbums *agere* wäre. — Daher ist [auch] im dritten Paragraph *das regelmäfsige Verbum* co[nju]girt تصريف الفعل السالم, und davon geschieden [die] Conjugation der Conjugationen (denn so müfste [man] sich consequent ausdrücken) im 4ten Paragraph. V[om] fünften an folgen die unregelmäfsigen Verbalbildung[en,] nachher die *verba negandi* und *admirandi*. Nom[ina] kennt der Verf. keine andre, als vom Verbo abge[lei]tete, worin der oben bereits berührte Irrthum wied[er]holt ist, dafs die Verbalform der einfachen Wurzel [mit] der Wurzel identisch sei, während doch die für die V[er]balform charakteristischen Vocale gerade häufig ga[nz] fehlen im Nomen. Diese Nomina folgen von §. 13. [...]

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 86.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

Chrestomathia Arabica grammatica historica, in usum scholarum Arabicarum ex codicibus ineditis conscripta a Dr. Georg. Guil. **Freytag.**

(Fortsetzung).

Mit diesen Beispielen sind die ersten 30 Seiten der Chrestomathie angefüllt. Ich kann nicht umhin zu glauben, dafs auch die Schüler, welche mit Ernst sich vorgenommen haben eine so schwierige Sprache als die arabische ist zu erlernen, ermüdet und abgeschreckt werden, wenn man sie nöthigen will, diese 30 Seiten, ihrem Inhalt, durchzulesen. In den Jahren, wo das Arabische erlernt wird, weicht das Gedächtnifs schon der Denkkraft und Beobachtungsgabe. Diese wollen beschäftigt sein durch Stoff und sind nicht zufrieden mit unzusammenhängenden Sätzen. Als den leichtesten Stoff für die erste Zeit scheint sich im Arabischen die Mährchen- und Fabelwelt darzubieten. Daher billigten wir insofern ganz Kosegartens Verfahren bei Sammlung seiner Chrestomathie, Mährchen aus tausend und einer Nacht an die Spitze zu stellen. Nur konnten wir den früher mehrfach ausgesprochenen Tadel, dafs sie hinsichtlich der *Sprache* unglücklich gewählt seien, gleich anfangs nicht zurückdrängen.

Hier tritt nun der Abschnitt, den Freytag als den zweiten in seiner Chrestomathie folgen läfst, als eine wesentlich bessere Aushülfe ein. Fünf und dreifsig kleine Erzählungen, geschrieben von Schemsoddin Abu Abdillah Muhammed ben Ahmed, in reinem classischen Arabisch, gröfstentheils in der Zeit des Propheten und der Chalifen spielend, sind ganz dazu geeignet, dem Schüler nicht blofs durch einen leichtfliefsenden historischen Stil den Zugang zur Sprache leicht und annehmlich zu machen, sondern ihn zugleich anzulocken durch den eigenthümlich ernsten Humor, der sich in manchen arabischen Erzählungen findet, und ihn gelegentlich bekannt zu machen mit historisch bedeutsamen Persönlichkeiten wie mit den Eigenthümlichkeiten der Schriftsteller und des Volkes, welches fortan gerade der Gegenstand seines Studiums werden soll. Geben wir eine der kürzeren dieser Geschichten als Beispiel.

„Es pflegte Abdollah Almamun unter Kasâis Leitung den Kor-an zu lesen. Er war nämlich damals „noch Kind. Kasâi aber hatte die Gewohnheit das Haupt „zu senken während Jener vor ihm las, dagegen, sobald Mamun falsch las, das Haupt zu erheben und ihn „anzusehen, worauf Abdollah seinen Fehler verbesserte. „Eines Tages las Abdollah die Sure der Schlachtordnung „(الصف, es ist die 61ste Sure des Korân). Als er nun „gelesen hatte: O Ihr die Ihr glaubt, warum sagt Ihr, „was Ihr nicht vollführt? (Sur. 61, 2), erhob Kasâi sein „Haupt. Abdollah sah ihn an, wiederholte dann den „Vers, aber fand, dafs er ihn richtig gelesen. Er vollendete nun seine Lection und Kasâi ging weg. Inzwischen kam Abdollah Almamun zum Reschîd und „sagte: O Herr der Gläubigen, hast du Kasâi nicht Etwas versprochen, was du ihm nicht gehalten hast? „Er antwortete: Allerdings bat er um Etwas zu lesen, „und ich habe es ihm versprochen. Hat er denn dir „Etwas davon gesagt? — Er verneinte es. — Was hat „dich denn darauf gebracht? — Als Antwort erzählte er „ihm den Vorfall, und den Chalifen erfreute dieser „Scharfsinn und die Aufmerksamkeit des Knaben." —

Diese und die übrigen Erzählungen, welche die Seiten 31 bis 84 einnehmen, sind entnommen aus einer Handschrift der hiesigen (Koppenhag.) Königlichen Bibliothek. Eine Durchsicht unseres Cataloges lehrt, dafs es der mit No. 20. in 4 bezeichnete Codex ist; derselbe ist leserlich, obwohl nicht elegant geschrieben, im Jahre der Hedschra 1173 durch die Hand des Omar ben Omar Albedrâvi عمر بن عمر البدراوي gefertigt, und von Niebuhr in Arabien angekauft. Schemsoddin schrieb 10 Bücher solcher Erzählungen, welche er abtheilte nach

den Gegenständen derselben. Z. B. Erstes Buch: über die Vortrefflichkeit der Erzählungen und die Vorzüglichkeit der Antworten der Scharfsinnigen في نجابة الانبآ وحسن اجوبة الاذكيآ. Zweites Buch. Ueber Handlungen edler Männer aus der Vorzeit, und ihr Vertrauen auf Gott rücksichtlich der guten Folgen. في فعايل الاجواد من السلف وثقتهم بالله في حسن الخلف. — Drittes Buch: Ueber Ertheilung von Wohlthaten und Unterstützung des Bedrängten في اصطناع المعروف واغاثة الملهوف. Viertes Buch: Ueber die Milde und deren gute Früchte, über die Verzeihung und deren schöne Folgen في الحلم وطيب ثمرته والعفو وحسن عاقبته, — und so fort. Freytag hat seine 35 Erzählungen willkürlich aus diesen ausgewählt. Einen grofsen Theil haben wir namentlich im zweiten und dritten Buch gefunden. Schemsoddin erklärt sich in der Vorrede über den Ursprung des Buchs folgendermafsen: „Da ich mit grofser Liebe die Schriften gebildeter Männer las und mich mit dem Studium von Werken „früherer Gelehrten beschäftigte, fand ich, dafs die meisten derselben Fruchtbares und Nützliches (eigentlich „Regen und Fett) enthielten. Da entstand der Wunsch, „aus ihnen eine Schrift zu sammeln, die angenehme „Erzählungen und vorzügliche Darstellungen in sich begriffe. So sammelte ich dieses Buch, meidend sowohl „einen zu grofsen Umfang als einen zu erhabnen Styl."

فاني لما كنت مولعا بمطالعة كتب المتادبين مشتغلا بقراة اخبار المتقدمين وجدت اكثرها يشتمل علي غث وسمين في غبت ان اجمع منها كتابا مختصرا علي مستحسن الحكايات ومستجود الروايات فجمعت هذا الكتاب وحميته من الاكثار والاطناب

Der Titel des Manuscripts lautet: Auswahl aus den vorzüglichsten Erzählungen. كتاب المختار من نوادر الاخبار. — Wir haben eine Anzahl Erzählungen verglichen in der Handschrift, und mit Vergnügen die allgemeine und wohlbegründete Meinung von Freytag's Genauigkeit in dem Abdruck arabischer Texte auch hier bewährt gefunden. Einzelne Ungenauigkeiten dürfen dieses Urtheil nicht schwächen. Zu diesen gehört z. B., dafs p. 31 l. 4 nach den Worten انت العرب تقضي باحكامهم eine nähere Nachricht über die a bischen Physiognomen ausgelassen ist, die das Ma script p. 10 in folgenden Worten giebt: لا يحتقوا الابقوم او ثقوه عندهم وللشرع حكم بالقضا بقولهم dafs lin. 5 يقفو (vielleicht nur Druckfehler) statt قفوا steht, wie man es im Manuscript findet, dafs pag. lin. 3 *a f.* steht فاتة منك statt منجرة منك (p. 21 *cod.*) u. s. w.

Wir zweifeln nicht, dafs die Ueberzahl derjenig welche diese Chrestomathie für einen Anfangscursus Arabischen zu Grunde legen, mit diesen Erzählung beginnen und die ersten dreifsig Seiten überspring wird. Hat der Schüler sich durch diese einigermaß die Gesetze der Sprache angeeignet und verstehen g lernt, kann er mit Nutzen zu Fachroddins bekann Werke تاريخ الدول fortschreiten, und aus dem p 84—96 folgenden Abschnitte sich das Bild eines R genten, wie ihn der Orientale verlangte, entwerf Haupttugenden der Regenten, sagt Fachroddin aus R (الرزي), sind Einsicht العقل, Gerechtigkeit عدل und Wissenschaft, eine Frucht der Einsicht, العلم. Doc bedürfe er nicht des Umfangs des Wissens, wie ma ihn von Gelehrten verlange, nur insoweit sei es ih unentbehrlich, dafs er mit Gelehrten sich über ihre Wi senschaft unterhalten könne. Dies liefse sich erreiche ohne dafs man schreiben und lesen könne; Beleg dav seien Muajjadeddin Muhammed, der Vezier, und Be roddin Lulu. Es lasse sich bemerken, wie verschiede Dynastien verschiedenen Zweigen der Wissenschaft ih Zuneigung zugewandt hätten. Die Perserkönige hät vorzüglich die philosophischen, juristischen, historisch und geometrischen Wissenschaften protegirt, die islam schen Regenten vorzüglich die sprachlichen — üb Grammatik, Lexicographie, Poesie, Historie. Unter d Mongolendynastie dagegen lagen alle diese Wissenscha ten danieder und an deren Stelle trat die Zähl- un Rechenkunst, Arzneiwissenschaft und Astronomie. —

(Der Beschlufs folgt.)

LXXXV.

Aristotelis de intelligentia sive mente sententia, exp sita a F. G. Starke, phil. doct. in gymnas

Neo-Ruppinensi professore. Neo-Ruppini, 1833. 33 S. 4.

Aristoteles sagt in einer Stelle der Metaphysik, dafs derje- der zuerst den νοῦς als Ursache der Welt und der ganzen [illegible]ung gesetzt habe, im Vergleich mit den frühern Philoso- [illegible] gleichsam nüchtern gewesen sei. Wem aber diese An- [illegible] als ihrem ersten Urheber zuzuschreiben sei, möchte wohl [illegible]erlich mit völliger Gewifsheit auszumitteln sein, da gerade [illegible] Begriff zu denjenigen gehört, die nach der Verschieden- [illegible] des philosophischen Standpunktes eine verschiedene Bedeu- [illegible] erhalten. Die Untersuchungen über den νοῦς gehören zum [illegible] eines philosophischen Systems, und schon aus diesem [illegible]nde ist es wichtig, seine jedesmalige Bedeutung kennen zu [illegible]. Die richtige Auffassung desselben in der Philosophie des [illegible]teles ist so entscheidend, dafs durch sie allein das so lang [illegible] Vorurtheil beseitigt wird, als bewege sich dieser Philo- [illegible] bei seinen Untersuchungen nur in den niedern Kreisen des [illegible]. Der Verf. der oben bezeichneten Abhandlung hat sich [illegible] Aufgabe gestellt, den νοῦς bei Aristoteles in seinem ganzen [illegible] zu bestimmen. Das Interesse, welches diese Untersu- [illegible] schon an sich gewährt, wird bei dieser Arbeit noch er- [illegible] durch den ruhigen Gang der Forschung und die reine [illegible]che. Um so mehr halten wir uns aber auch schon wegen [illegible] Wichtigkeit des Gegenstandes selbst verpflichtet, diejenigen [illegible]kte, in denen wir dem Verf. nicht beistimmen können, so [illegible] es hier geschehen kann, näher zu berühren.

Die Schrift zerfällt in drei Theile. Zuerst untersucht der Verf., wie Arist. in allen Theilen der Philosophie von dem νοῦς sprechen konnte (p. 2—7); darauf handelt er vom νοῦς im All- gemeinen (p. 8—22.) und endlich vom menschlichen νοῦς (p. 22—33.). Die Philosophie ist nach Arist. die Wissen- [illegible]aft, deren Zweck das Wissen selbst ist, nämlich das Wissen [illegible] dem wahrhaft Seienden. Die Möglichkeit dieses Wissens [illegible] auf der Erkenntnifs der Prinzipien der Dinge, und diese [illegible]zipien sind ewig und unveränderlich. Dasjenige Prinzip, [illegible]ches alle andern in sich vereinigt, ist Gott. Die Erkenntnifs [illegible] Prinzipien ist der Gegenstand der ersten Philosophie oder Theologie, die deshalb die höchste und göttlichste aller [illegible]enschaften heifst. Der Verf. widerlegt (p. 3. Anmerk. 3.) [illegible] Recht die Meinung, als sei nach Arist. der Mensch von die- [illegible] Wissen ausgeschlossen; vielmehr behauptet Arist., der Mensch [illegible] immer mehr von dem Sterblichen sich frei machen, und [illegible] bessern, dem göttlichen Theile seiner selbst gemäfs leben. — [illegible] nun die erste Philosophie das Sein, das Göttliche in den [illegible] aufsucht, so mufs sie allen Wissenschaften gemeinsam [illegible]. Das Ewige ist der eigentliche Gegenstand des νοῦς; da [illegible] alle Dinge mehr oder weniger Theil am Göttlichen haben, [illegible] folgt daraus, dafs in allen Wissenschaften von dem νοῦς die [illegible] sein kann.

In den Büchern über die Seele kömmt der νοῦς ποιητικός, [illegible]ητικός, πρακτικός und θεωρητικός vor. Zuvörderst spricht der Verf. von den beiden zuerst genannten, und legt bei dieser Un- [illegible]suchung die Stelle *de an. III.*, 5. zu Grunde. Das richtige Verständnifs dieses Kapitels ist mit manchen Schwierigkeiten verbunden, und der Versuch, sie alle zu beseitigen, konnte wohl nicht in der Absicht des Verfs. liegen; aber wir sind auch zugleich überzeugt, dafs eine genaue, ins Einzelne gehende Betrachtung der Stelle den Verf. vor der, wie wir wenigstens annehmen müssen, falschen Auffassung des νοῦς ποιητικός und παθητικός bewahrt hätte. So viel, sagt der Verf., sei in jenem Kapitel klar, dafs der νοῦς deshalb ποιητικός heifse, weil er Alles thue, παθητικός, weil er Alles werden könne; ersterer eine ewige, von der Materie getrennte Substanz, letzterer vergänglich (p. 8.)! Diese so festgestellte Unterscheidung sucht nun Herr Starke zunächst zu begründen und deutlich zu machen. Wir wollen den Gang der Untersuchung hier kurz angeben.

Es giebt zwei Arten der ewigen Substanzen, die einen haben eine Form in der Materie, das Leben der andern ist von der Materie getrennt; zu diesen letztern gehört der νοῦς: für ihn gilt keine Bewegung, keine Veränderung, kein Stoff; da keine Bewegung, auch keine Zeit; er ist nothwendig und deshalb einfach. Was bewegt wird, dem ist Ruhe entgegengesetzt; dem aber nichts entgegengesetzt ist, dessen Ruhe ist Thätigkeit. Was nothwendig ist, ist einfach und kann niemals anders sein, deshalb ist es das Beste und Wahrste. Weil diesem nichts entgegengesetzt ist, so betrachtet es sich selbst (ἡ νόησις νοήσεως νόησις), und in dieser Betrachtung seiner selbst besteht die Wesenheit des νοῦς und seine Glückseligkeit. Diese Betrachtung ist aber keine leere: er schaut das ewige und erste Sein der Dinge an, welches *gleichsam* den zweiten Theil seiner selbst ausmacht, obgleich beide Theile Eins sind. Auf dieser Einheit des νοῦς beruht alle Wahrheit und alles Wissen der Wahrheit. An diesem νοῦς hat auch der Mensch Theil, und das Leben, das er diesem gemäfs führt, ist ein göttliches und das eigentliche Leben. Obgleich Gott als absoluter Intelligenz kein Machen, Schaffen zukömmt, so ist er dennoch der Urheber aller Dinge, da die Formen der Dinge, die er als ihren Zweck anschaut, Leben und Wirklichkeit haben, und mit dem Stoffe in Gemeinschaft tretend, diesen bilden. Diese Form bedarf nichts; der Stoff aber, mit dem die Beraubung (στέρησις) verbunden ist, strebt nach ihr als seinem Zwecke; so geht sie in die Dinge über und bildet sie. So macht Gott Alles durch sein Denken. Dies ist der νοῦς θεωρητικός. Obgleich der ν. ποιητικὸς ebenfalls eine einfache, ewige Natur ist, so hat er doch eine gewisse Gemeinschaft mit dem, was leidet. Was er macht, das wird nicht nur durch ihn, sondern er selbst geht auch über in die Gemeinschaft dessen, was wird. So wird er Alles und deshalb heifst er ν. παθητικός (p. 13. 14. 22). Wie sich die Kunst zum Stoffe verhält, so verhält sich auch der ν. ποιητικὸς zum Stoffe: er führt das, was der Möglichkeit nach ist, zu seinem Zweck. —

Diese Bestimmung des ν. ποιητικὸς und παθητικὸς scheint uns verfehlt. Wir gehen deshalb auf die vom Verf. zu Grunde gelegte Stelle (*de an. III.*, 5.) zurück, und verweisen dabei auf den Kommentar Trendelenburg's zu den Büchern des Arist. üb. d. Seele, namentlich zu dieser Stelle. — Die Philosophie des Ar. ist kein blofser Empirismus, der durch Abstraktion von den

Gegenständen der Sinnenwelt die allgemeinen Sätze und somit die Wahrheit findet, vielmehr sind die Prinzipien in dem νοῦς gegeben. Dieser als das Göttliche in dem Menschen ist nicht eine Fortsetzung oder höhere Stufe in der Reihe der übrigen Geisteskräfte, sondern mit ihm beginnt gewissermafsen eine neue Reihe; deshalb sagt Arist., er komme von aufsen (*θύραθεν*) in den Menschen. Plato lehrte, der Geist als ewig habe auch die Erinnerung des frühern Lebens, dagegen macht Arist., indem auch er die Ewigkeit des νοῦς annimmt, die Unterscheidung zwischen *ν. ποιητικὸς* und *παθητικός*: ersterer ist ewig, letzterer vergänglich. Sollte jener die Erinnerung des frühern Lebens haben, so fände ein Leiden bei ihm statt, er wäre vergänglich; aber ihm kommt *ἀπάθεια* zu, und in ihm sind die ewigen Prinzipien enthalten. Der *ν. παθητικὸς* umfafst die niedern Geisteskräfte, die dem erstern nöthig sind zum Aufnehmen, aber nicht zum Verstehen der Dinge; *παθ.* heifst er, weil er von den Dingen afficirt wird; vergänglich mufs er schon deshalb sein, weil er von den vergänglichen Dingen abhängt. Hrn. Starke's Auffassung des *ν. ποιητικός*, der dadurch *παθητικὸς* wird, dafs er in den Stoff übergeht, scheint uns mit den Worten des angeführten Kapitels zu streiten. Konnte Arist. beide so einander entgegensetzen? Dem νοῦς kommt *ἀπάθεια* zu, das νοοῦν und das *νοούμενον* ist dasselbe; wie kann nun der *ν. ποιητ.* ein *παθητ.* werden? Beide sind völlig von einander geschieden; ohne jenen kann dieser nichts denken, d. h. ohne die in jenem enthaltenen Prinzipien zu Grunde zu legen. Nach jener Ansicht käme auch der Gottheit ein *ν. παθητ.* zu, was ebenso sehr dem Begriffe wie den ausdrücklichen Zeugnissen widerspricht. — Der *ν. θεωρητικὸς* ist in Bezug auf die Gottheit zugleich *ποιητ.*; er kommt auch dem Menschen zu, in sofern dieser der Gottheit verwandt ist, und ist also der von aufsen in den Menschen kommende göttliche Geist. Der Verf. erklärt den *νοῦς ποιητ.* in seinem Unterschiede von *ν. θεωρ.* als den, der die Gedanken Gottes in den Stoff einführt, während dieser, das Beste in sich enthaltend, in ewiger Glückseligkeit ruht. Seinetwegen wird Alles gebildet, und deswegen ist er der Zweck des *ν. ποιητ.* (p. 21. cf. p. 13.), darnach wäre das Denken Gottes nicht das unmittelbar Schaffende, sondern es bedürfte noch eines vermittelnden Prinzips. Wie kann nun aber der *ν. θεωρ.* der Zweck des *ν. ποιητ.* sein, da ja durch das blofse Denken des *ν. θεωρ.* Alles Leben hat? Er ist der *ν. ποιητ.* selbst.

Die Thätigkeit des menschlichen νοῦς ist eine poetische, praktische und theoretische. Bei der Erläuterung dieser drei Thätigkeiten spricht der Vf. zuerst von dem Wesen der Kunst. Nachahmung und Lust haben die Kunst hervorgebracht, denn so wie mit jeder sittlichen Handlung, so ist auch mit der Nachahmung des Schönen eine Lust verbunden. Je sorgfältiger diese Nachahmung ist, d. h. je mehr sie das Göttliche in den Dingen ergreift; desto gröfser ist die aus ihr hervorgehende Lehre und Freude. Deshalb legt Arist auch dem Phidias und Polyklet Weisheit bei. Die Poesie hat nicht nur etwas Philosophisches, sondern auch etwas Göttliches. Der Dichter schaut das Wes[en] der Dinge an, und in dieser Anschauung ist sein Geist gleich[-] sam aus ihm getreten. Das ist Begeisterung, die auch Pla[to] dem Dichter zuschreibt, aber die Einsicht in die Dinge, das E[r-] greifen des Wesens der Dinge läugnet. Deshalb hält er sie a[uch] nicht für passende Lehrer der Wahrheit und Sittlichkeit; [...] ist Poesie nur Nachahmung im dritten Grade von der Wahrh[eit] entfernt, sie giebt nur Schatten der Dinge: Arist. hingegen b[e-] hauptet von der Kunst, sie trage zur Läuterung der Seele b[ei.] Das Nähere hierüber findet sich klar dargestellt p. 27—30. Der übrige Theil der Abhandlung spricht von dem νοῦς πρ[ακτι-] κὸς und *θεωρητικός*. Wir brechen hier ab, um noch auf ei[nige] andere Punkte aufmerksam zu machen.

p. 5. wird dem Arist. die Behauptung zugeschrieben, [da]ſs die Prinzipien durch Induktion von den Einzeldingen erla[ngt] werden. Wir wissen wohl, dafs viele Stellen in den Ari[st.] Büchern sich finden, die für sich betrachtet eine solche Mei[nung] zulassen; aber dagegen zeugen auch viele, und was die Hau[pt-] sache ist, die richtige Auffassung des νοῦς ist damit unver[ein-] bar. In ihm, dem göttlichen, von aufsen in den Menschen k[om-] menden, sind die Prinzipien enthalten; nicht erst werden [sie] durch die Sinne gewonnen. Deshalb heifst es *met. XI.*, 7. [λαμ-] *βάνουσι δὲ τὸ τί ἐστιν* (*αἱ ἐπιστῆμαι*) *αἱ μὲν διὰ τῆς αἰσθήσεως* [...] *δ' ὑποτιθέμεναι.* (cf. Trendelenb. l. l. p. 495. Michelet ad E[th.] Nic. p. 262.)

p. 6. setzt der Verf. die Begriffe τὸ *τί ἦν εἶναι*, *ἐντελέ[χεια]* und *mundus intelligibilis* als gleichbedeutend. — Nach unser[er] Ansicht sind sie bei Arist. völlig von einander zu scheiden. T[ὸ] *τί ἦν εἶναι* ist der gleichsam zeugende Begriff, durch den der [...] thätige Stoff zu Leben und Thätigkeit getrieben wird (cf. Tren[-] del. l. l. p. 192); *ἐντελέχεια* ist die Thätigkeit, durch welche e[t-] was Bestimmtes erzeugt wird, so dafs also die Form nothwen[-] dig mit ihr verbunden ist; sie ist eine der Möglichkeiten in d[ie] Wirklichkeit geführt. Die *ἐντελέχεια* ist zu vergleichen mit d[er] Form (*εἶδος*), so wie die *δύναμις* mit dem Stoffe (*ὕλη*). G[anz] richtig legt der Verf. bei der Definition dieses Begriffes (p. [...]) die Stelle *de an. II.*, 4, 4. zu Grunde: *ἔτι τοῦ δυνάμει ὄντος λό-* *γος ἐντελέχεια.* Der Unterschied zwischen *ἐντελέχεια* und *ἐνέργ[εια]* wird richtig angegeben. Ferner will der Verf. das τὸ τί ἦν [εἶναι] als *mundus intelligibilis* dem Arist. zuschreiben. Plato ver[steht] unter der intelligiblen Welt das vollkommne Ideal, nach [wel-] cher Gott diese Welt gebildet hat. Aber dieses Ideal kann [in] der sichtbaren Welt als einer Nachbildung nicht enthalten se[in,] also bleibt jenes von dieser getrennt. *Τὸ τί ἦν εἶναι* ist aber d[as] wahrhaft Seiende in den Dingen selbst, der eigentliche Beg[riff] des Dinges, während die intelligible Welt bei Plato dem [...] als Muster dient. Der Verf. räumt zwar ein, dafs Arist. [die] intelligible Welt enger mit dem Stoffe verbinde; aber eben da[rin] liegt auch der Unterschied und der Grund, weshalb das τὸ [τί ἦν] *εἶναι* nicht mehr intelligible Welt ist.

Dr. Ch. Pansch, in Oldenburg.

№ 87.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

Chrestomathia Arabica grammatica historica, in usum scholarum Arabicarum ex codicibus ineditis conscripta a Dr. Georg. Guil. Freytag.

(Schlufs.)

„Wenn Buzurdjmihr meine, dafs auch Hafs eine für den Regenten nothwendige Eigenschaft sei, so irre er. Nothwendig dagegen sei es für den König, Ehrfurcht einzuflöfsen (الهيبة), strenge Kriminaljustiz zu üben (السياسة), Verträge und Versprechen zu halten (الوفاء بالعهود) sich sorgfältig bekannt zu machen mit den Zuständen des Reichs und der Unterthanen الاطلاع علي غوامض احوال الملكة ودقايق امور الرعية. — Nach Buzurdjmihr müsse der König gleich der Erde seine Geheimnisse verbergen und geduldig sein, gleich dem Feuer verfahren gegen Missethäter, gleich dem Wasser milde sein gegen den, der sich ihm sanft erweise; er müsse scharfhöriger sein als das Pferd, scharfsichtiger als der Adler, ein besserer Wegweiser, als der Vogel Kathâ, vorsichtiger als die Krähe, kräftiger als der Löwe, mächtiger und schneller im Angriffe als die ... Gute Rathgeber könne er nicht entbehren, wie ... einem Beispiele in des Propheten Geschichte, nämlich in der Schlacht bei Bedr, erwiesen wird. Dem Könige folgen in seinen Neigungen und Gewohnheiten die Untergebenen. (الناس علي دين ملوكهم) Durch ... blofse Misfallen des Königs fühlt der Unterthan sich schwach und kraftlos, durch das blofse Wohlgefallen desselben ist er stark. Diesen Einflufs auf die Menschen hat kein andres menschliches Wesen. — Die eigenthümliche Stellung des Königs befreit ihn von Zorn, Lüge, Habsucht, Neid, Eidschwüren. — Dagegen mufs er darnach streben sich frei zu halten von heftiger Uebereilung, Angst, Ueberdrufs und Ekel." Dieser Abschnitt ist wahrscheinlich aus dem ersten Theile von Fachroddins Werke entnommen und vermuthlich nach dem Pariser Codex mitgetheilt, der nach Sacy's Angabe im Jahr 701 der Hedschra angefertigt ist. Der Schriftsteller ist bereits durch andere Abschnitte in Sacy's Chrestomathie und Freytag's *loca historica* als leichtverständlich und classisch bekannt. Diesem Abschnitte folgt ein Auszug aus Kemaleddins bekanntem زبدة الحلب في تاريخ حلب, wovon ebenfalls ein Abschnitt in Freytag's *loca historica* zu lesen steht, und welches Werk aus desselben Gelehrten *Selecta ex historia Halebi* und „Regierung des Saahd-Aldaula" hinlänglich bekannt ist. Der Verfasser lebte etwas später, als Fachroddin. Der Schüler schreitet in diesem Stücke zur Lesung eines vocallosen Textes fort, wie es zweckdienlich ist. Seite 139 folgt sodann von einem Achmed Almokri ein Abschnitt über die spanischen Araber, und zuletzt die Krone des Werkes, ein Theil des ausgezeichneten historischen Werkes des Ibn Chaldun (*fin. sec.* 8 *H.*), wobei besonders erfreulich ist, dafs der Herausgeber mehrere Codices gehabt hat, da der Pariser mangelhaft und schlecht geschrieben ist. Der Tuneser Ibn Chaldun, lebend in den Jahren 732—808, wie Abulmahasen berichtet, zeichnet sich vor den übrigen arabischen Geschichtschreibern sehr vortheilhaft aus. Er nannte sein Werk: Buch der Beispiele und Sammlung der ersten Entwickelungszustände und der geschichtlichen Facta zur Zeit der Araber, Perser und Berbern und der gleichzeitigen grofsen Regenten. كتاب العبر وديوان المبتدا والخبر في ايام العرب والعجم والبربر ومن عاصرهم من ذوي السلطان الاكبر. In der Vorrede zu diesem Werke berichtet er selbst, dafs es zerfiele in eine Einleitung und 3 Bücher. „Die Einleitung handelt von der Vorzüglichkeit der Geschichtswissenschaft, der Rectificirung ihrer Zweige, und der Darlegung von Irrthümern der Historiker. Das erste Buch handelt vom civilisirten Leben überhaupt, und den wesentlichen Momenten desselben, dem König- und

„Kaiserthum, den Erwerbszweigen, Lebensweisen, Kün„sten und Wissenschaften, sowie den Ursachen, welche „all' dieses hervorriefen. Das zweite Buch enthält die „Geschichte der Araber vom Anfange des Chalifats bis „auf meine Zeit. — Das dritte handelt die Geschichte „der Berbern ab." (Vergl. den arabischen Text in *Schulz sur le grande ouvrage historique et critique d'Ibn Khaldoun pag.* 11). Aus dieser Inhaltsangabe erhellt, dafs Freytag's Meinung, Ibn Chaldun sei eine *prolegomena* zur Geschichte („*quem in historiam prolegomena appellare licet*" Vorwort pag. V.) nicht richtig sei, da man höchstens das erste Buch mit diesem Namen belegen könnte. Aus diesem scheint der in der Chrestomathie abgedruckte Abschnitt entnommen zu sein. Denn der Verfasser handelt darin vom Chalifat und Imamat, über die Schiiten, über den Huldigungseid u. s. w. — Noch wollte der Herausgeber diesen Stücken gereimte Prosa und Gedichte beifügen. Erstere würde uns sehr passend geschienen sein. Doch kann man als Schüler sie kennen lernen aus den 3 Fabeln, welche in Freytag's Büchlein *loca historica* u. s. w. am Schlusse gegeben sind. Gedichte aber auch einer Chrestomathie einzuverleiben, scheint uns weniger nothwendig, da sie in keiner Hinsicht so nützlich sind für den Anfänger, als Prosa, und deren so manche auf Kosten der Historiker herausgegeben wurden, dafs letztere gerne die ersten zu verdrängen beginnen können. Sucht man sie in einer Chrestomathie, so benutze man *Grangeret de la Granges* Chrestomathie, die nicht mehr bekannt geworden ist, als sie es verdient.

Johannsen.

LXXXVI.

Specimen academicum sistens praenotiones problematis, quo potuerit modo homo a Deo desciscere, ipsamque problematis solutionem. Venia summe venerandae facultatis theologicae ad imperialem Alexandream in Finnia Universitatem, publicae censurae defert Mag. Joh. Mat. Sundwall, *Philos. et Hist. Natur. ad Gymnasium Aböense Lector, Professor. Helsingforsiae,* 1832. 37 *S.* 4.

Die spekulative Theologie ist diejenige *Form* der christlichen Dogmatik, welche sich aus dem *Inhalte* der christlichen Wahrheit entwickelt, und diesem als Eigenthum angehört, um ihn mehr und mehr zu durchdringen. Zu dieser Durchdringung ist in Beziehung die christliche *Dogmatik* in unseren Zeiten ein Anfang gemacht worden: es ist nun an der Zeit, zu erwarten, dafs auch die christliche *Ethik*, als Beziehung der Dogmatik auf den Menschen, in gl Weise wissenschaftlich erörtert und belebt und mit Dogma in Verbindung gesetzt oder vielmehr in ursprüngliche und wesentliche Verbindung mit der T rie restituirt werde. Zur Vorbereitung der ethi Wissenschaft gehören aber hauptsächlich drei F welche das Verhältnifs Gottes zum Menschen be oder die Theologie mit der Anthropologie in Verb bringen, und eben deswegen, so oft sie auch wortet werden, den Gedanken immer wieder von in Anspruch nehmen. Es fragt sich *erstens:* w Gott die Welt und den Menschen geschaffen hat warum sich Gott zur Schöpfung herabgelassen u ser sich mitgetheilt hat? *cur communicaverit se cum homine seu ente in universum finito?* Es frag *zweitens:* wie der zum Ebenbilde Gottes gesch Mensch von diesem seinem Urbilde und hiermi gleich von dem Ebenbilde abfallen konnte! *quo p rit modo homo a Deo desciscere?* — Es fragt sich *tens:* wie der Mensch aus diesem Abfalle ent in den ersten Zustand der Unschuld zu dessen ler Entwicklung zurückversetzt werden kann: *quo poterit homo in statum restitui integritatis.*

Die erste Frage war mit andern Worten: Gott nicht an sich selbst genug? *Quomodo est possibilis et in universum possibile ens finitum uti sibi sufficientissimus et consummatissimus rio est cogitandus Deus, quid quasi boni per ens dam praeter Deum potest effici? Continere creatio mundi hanc repugnantiam, ut sit ens cons tissimum non* p e r *s e consummatum.* Oder wird Gott erst durch seine Schöpfung vollkommen? wär' er von seinem eigenen Werke abhängig, und dieses nicht Er selbst. Darauf ist die Antwort absolute Liebe ist der Gegensatz des Solipsismus. *Dei tollit omnem sui-sufficientiam expanditque omnia alia possibilia.* Die Liebe besteht in der S verläugnung: die Liebe liebt das — Andere: u Schöpfung besteht in dieser Selbstverläugnung: allerdings das Wesen Gottes dieses, nicht allein zu

So ist nun der Mensch da, von Gott geschaffen d.
s sind von Gott dem Menschen die Elemente des
chen Seins gegeben, als *initia humanae naturae,*
n rite explicitis ad similitudinem cum Deo
ere posset homo. Aber mehr ist nicht gegeben,
ieser *Inhalt:* dessen Entwickelung oder Realisa-
in der dem Inhalte angemessenen *Form* war dem
chen selbst, als dem Ebenbilde Gottes, anvertraut.
er nun seine Idee d. h. seine Gemeinschaft mit
, d. h. seine Freiheit nicht realisirt hat, dies ist
Sünde, seine Schuld. Das *Erste* ist die *unmittelbare*
eit d. i. unmittelbare Einheit des Sollens und Wol-
identitas inter legalitatem et moralitatem imme-
a; dies ist der *status innocentiae.* Aber hierbei
und sollte es nicht bleiben. Das *Zweite* ist der
chied, das Bewufstsein des Gegensatzes, *status*
tionis, nicht *status peccati*: Unterschied, nicht Schei-
; Fortgang, nicht Abfall. Das *Dritte* ist die im
stsein *vermittelte* Freiheit, *identitas reconci-*
, status hominis regeneratus: nam vera liber-
solum per regenerationem hominis effici potest:
immediate enim potest homo esse vere liber:
que verae libertatis essentia ea, ut non per ge-
, sed per regenerationem esse possit.

„Ursprünglich, *originitus*, war der Mensch in Ge-
schaft mit Gott, Gottes Abbild, aber diese Gemein-
war *unmittelbar, fuit sola possessio, nullo quasi*
firmata, Besitz, aber nicht Eigenthum. Das Be-
stsein dieser Gemeinschaft konnte aber ohne Be-
stsein des Unterschieds sich nicht entwickeln, *oriri*
uit absque sollicitatione ad defectionem; con-
que hujus sollicitationis (tentationis) erat libe-
arbitrium; Willkür ist gleichsam die Brücke
wahren Freiheit. *Ipse lapsus tamen hominis ista*
citatione solum possibilis, non autem necessa-
ad plenam libertatem."

In den beiden Worten „*Ich bin*" ist des Menschen
ster Gipfel und tiefster Fall enthalten. „Ich bin"
der Ausdruck seiner Gemeinschaft mit Gott: „Ich
" ist der Ausdruck des Sündenfalls. Denn das Sein
nach seiner Wahrheit nicht blofses Sein, nicht das
ittelbare Sein, sondern das Sein-Sollen, die Frei-
des Seins, d. h. das sich selbst setzende Sein, das
, das ebenso bald subjectiv ist als objectiv. Die-
wahre Sein, *causa sui*, ist Gott, darum ist nicht das
, sondern Gott das Princip aller Dinge, oder das
Subject des Seins, das Denken, welches das Sein an ihm hat. Indem nun der geschaffene Mensch nach seiner Ebenbildlichkeit zum Bewufstsein kommt, so drückt sich dieses Bewufstsein in den beiden Worten aus: „*Ich bin*"; damit ist das subjective und objective Verhältnifs des Menschen ausgedrückt: dies ist daher *actus conscientiae solennissimus.* Dieses „*Ich bin*" heifst nach seiner Wahrheit nichts anders als: Ich bin d. h. ich bin *in Gott*, welchem allein das Sein zukommt: oder mit andern Worten: das Hauptstück ist nicht *Ich*, denn dieses ist *für sich* nichtig, sondern dieses, dafs dieses Ich in *Gott* ist, dafs ihm das *Sein* Gottes mit angehört. Es bedarf aber nur einer falschen Betonung, es bedarf nur einer Verrückung des Accents: und dasselbige, welches den Menschen zu Gott erhebt, stürzt ihn in den Abgrund des Verderbens; es ist schon geschehen, indem der Mensch an seinem Ich mit dem Tone haften und darin sitzen bleibt. Hiermit verkehrt sich die Aussage des Bewufstseins: „Ich bin" in die Dissonanz „Ich bin"; denn hiermit ist Ich Gott geworden und das Sein, welches nach seiner Wahrheit göttlich war und in seiner absoluten Fülle nur der Gottheit zukommt, wird zum Prädikate des Ich herabgesetzt, worüber es seine Bedeutung verliert und zum blofsen Sein entstellt wird. Es kommt Alles darauf an, dafs das wahre *Sein* als *Sein-Sollen*, das Sein-Sollen als die absolute Selbstbestimmung Gottes erkannt wird: das blofse Sein ist nicht wirklich, nicht absolut: sondern diese absolute Wirklichkeit kommt nur dem Sein-Sollen, der göttlichen Freiheit zu. — —

Dieses ist der allgemeine Inhalt des vorliegenden lateinischen Programms, welches den wenigsten Lesern zu Gesicht gekommen sein wird. Es ist schon darum wichtig, weil es Fragen zur Sprache bringt, auf welche es jetzt vornehmlich ankommt: und es kann nur erfreulich sein, dafs über diese Fragen eine Stimme von Helsingfors zu uns herüber tönt, welche sich namentlich an Franz Baaders Vorlesungen über spekulative Dogmatik entwickelt zu haben scheint. Hier ist hauptsächlich die Frage über die Möglichkeit des Sündenfalls, über das Verhältnifs des Bösen zum Vernünftigen, Wirklichen, Freien verhandelt. Und es wäre zu wünschen, dafs dieses Thema auch auf den deutschen Universitäten den ganzen Ernst des Gedankens und zwar den *spekulativen* Gedanken in Bewegung setzte, um sich in ihm *abzuspiegeln.* Es ist dieselbe Frage, welche Ref. auch seinerseits schon mehr als einmal zur Sprache ge-

bracht hat: sie ist zuletzt auch in diesen Blättern *) in kurzer Red' und Antwort an- und ausgedeutet worden.

In der vorliegenden kleinen Schrift hat die Frage über den *Sündenfall* des Menschen ihre richtige Stellung insofern erhalten, als ihr das Kapitel von der *Schöpfung* des Menschen vorausgeht, und die Lehre von der *Erlösung* nachfolgt. Es wird aber auch zugleich bemerkt, dafs der Sündenfall nicht die *nothwendige* Folge der Entwickelung des Menschen sei, zu welcher es zwar gehört, versucht zu werden, aber nicht, zu fallen: und dafs eben so wenig die Erlösung die Sünde voraussetze, denn der Mensch würde auch ohne Sünde zu seiner Entwickelung ebensowohl der kontinuirlichen *Erlösung* bedürfen, — der Generation folgt immer Regeneration, — als er zur *Selbst*entwickelung vorschreiten mufste. An dieser ist er gefallen, um jene hat er sich gebracht, d. h. um die *Stetigkeit* der Erlösung, welche dadurch unterbrochen worden ist.

Die erste Frage über die *Schöpfung* überhaupt und die Schöpfung des *Menschen* insbesondere wird in der vorliegenden Abhandlung nur Einleitungsweise berührt, um zur Erörterung der zweiten Frage gelangen zu können: sie ist auch ohne den Begriff der *Trinität* nicht zu beantworten, wie wir anderwärts ausgeführt haben. Die letzte Frage über die *Erlösung* lag aufserhalb des Zweckes der akademischen Probeschrift: sie kann mit drei Worten ausgedrückt werden: *Cur Deus homo?* oder bestimmter und schriftmäfsiger: *Cur Deus hominis filius? Cur Deus caro?* Warum ist der göttliche Urmensch ein endlicher Mensch und in die Schwachheit des Fleisches versenket worden?

Zwischen beiden Fragen liegt das Kapitel der *Sünde*, nämlich das dritte Kapitel der Genesis. Zur weiteren Verständigung und Ausführung ist Folgendes hinzuzusetzen. Die Sünde ist *nicht nothwendig*, sondern Willkür: sie ist auch *nicht zufällig*, sondern abfällig: sie ist auch *nicht wirklich*, wiewohl ihr einzelne Momente der Wirklichkeit, Dasein, Fürsichsein, Existenz, Erscheinung zukommen.

---

*) Jahrb. 1834. II. Dec. S. 621. S. 888.

Die Sünde ist weder ein Akt der Nothwendigkeit, noch eine That der Freiheit, aber es ist Etwas an ihr, das nothwendig ist, nämlich das Moment des Fürsichseins, nur dafs es in ihr verstockt und von der Totalität der Momente der Entwickelung abfällt: es ist auch Etwas an ihr, das auf Freiheit deutet, nämlich die Willkür, welche der Vermittelung der Freiheit vorausgeht, aber die Sünde selbst ist das Gegentheil der Freiheit, nämlich Knechtschaft, denn Freiheit ist die Bestimmung des Willens nach seinem eigensten Wesen, aber die Sünde ist der Abfall von dem eigensten Wesen des Willens. Die Willkür ist zügellos: sie hat mit der Freiheit, zu deren Vermittelung sie gegeben ist, dieses gemein, dafs ihr *von aufsen* keine Schranke gesetzt ist: sie bestehet in dieser negativen Freiheit, und diese Freiheit ist ihr gegeben, nicht dafs sie ohne Zucht und Gesetz sei, sondern dafs sie in dem Wesen des Willens selbst das immanente göttliche Gesetz finde, von welchem sie sich aber in der Sünde lossagt und hiermit der Knechtschaft verfällt.

So ist auch die Sünde *nicht zufällig*, denn zufällig ist alles Einzelne, als solches, als vereinzeltes Moment im Ganzen, das aber zum Ganzen gehört und damit zusammenhängt, nur dafs wir den Zusammenhang nicht erkennen. Zufälliges deutet auf ein Zugehöriges, Zufall auf einen nur noch nicht zur Einsicht gekommenen Zusammenhang: das Böse gehört aber als *That* nicht zu dem Ganzen, es ist der Abfall aus dem Zusammenhange. Aber es ist Etwas an der Sünde, das zum Ganzen gehört, nämlich das Moment selbst, dessen Verstockung das Böse ist. Die Auflösung dieser Verstockung ist die Wiederherstellung des Zusammenhanges, Erlösung.

Die Sünde ist auch *nicht wirklich*. Wirklich ist nur — das Rationale, hiermit das Sittliche, und vernünftig ist nur — das Denken d. h. die Durchdringung aller Momente des Denkens, sittlich ist nur die Einheit des Willens mit den im Denken selbst enthaltenen Gesetzen des Denkens. Das Böse ist aber das Irrationale, das Verstockte und Verstockende, das Undurchdringliche, Unvernünftige.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 88.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

Specimen academicum sistens praenotiones problematis, quo potuerit modo homo a Deo desciscere, ipsamque problematis solutionem. Venia summe venerandae facultatis theologicae ad imperialem Alexandream in Finnia Universitatem, publicae censurae defert Mag. Joh. Mat. S u n d w a l l.

(Schlufs.)

Diese Andeutung führt uns auf ein weitverbreitetes Vorurtheil, mit dessen Erörterung wir schliefsen. Sie sagen: „Es ist doch in jedem individuellen und „hiermit von allem Andern unterschiedenen wirklichen „Leben etwas *Irrationales*, nämlich Etwas, das in den „allgemeinen Kategorieen, welche uns die Logik *ein-„zeln* vorzählt, nicht enthalten ist, und dieses unbe-„kannte, hiermit *irrationale* Etwas ist es eben, wodurch „sich eins vom andern unterscheidet, wodurch die Man-„nigfaltigkeit erzeugt wird, welcher die logischen Be-„stimmungen ihr graues Einerlei nicht aufdringen kön-„nen." Darauf ist zu antworten: Jedes einzelne, individuelle, hiermit wirkliche Leben ist allerdings mehr, als die einzelnen Kategorieen, *aus* denen es bestehet, denn es besteht *in* der *Totalität* der Kategorieen, in welcher die Einzelnheit derselben negirt ist. In jedem durchsichtigen Glase ist mehr als Asche und Sand, das Glas ist die Negation seiner einzelnen Bestandtheile, die Durchdringung derselben im Feuer, ohne dafs etwas Anderes dazu gekommen ist. Diese Durchdringung ist eben die lebendige Fülle der nur in ihrer Vereinzelung abstrakten Momente. Sie erwiedern darauf: „Allein wie „erklärt sich hieraus die Individualität, die Verschieden-„heit, da sich doch die Kategorieen als allgemeine Be-„griffsbestimmungen in allen unterschiedenen Wesen „gleich bleiben?" Aber wir antworten nicht, wir fragen vielmehr weiter: Ist denn nicht eben diese Verschiedenheit auch ein Gesetz des Denkens, nach welchem Zweie nicht einerlei sind? Sind nicht der Farben Tausend und aber Tausend, und ihrer doch nur drei Kategorieen, oder sechs, aus deren unterschiedener Stellung und Kombination ihrer Legion hervorgehen?

Es ist die feinste Potenz des Materialismus, wenn sie meinen, dafs im Leben mehr enthalten sei, als das Denken mit seinen Momenten, und zur Fülle des Lebens noch etwas Anderes hinzutrete, als das Denken; vielmehr ist das, was mehr, was voller, dichter zu sein scheint, ein Mangel etlicher Kategorieen. Das Denken hat hingegen seinen Leib und Inhalt an ihm selbst, und hat somit auch die Fülle an ihm selbst.

Wenn hiernach allein das Böse irrational oder unvernünftig, und unwirklich ist, so ist damit auch schon gesagt, dafs die Sünde dem Willen Gottes entgegen ist. Denn der Wille Gottes ist wirklich, und will nur die Wirklichkeit, d. h. die flüssige Kontinuität und Durchdringlichkeit aller Momente oder Kategorieen des Seins und des Denkens, in welcher die Vernünftigkeit besteht. Dagegen kann gesagt werden, dafs das *Dasein* und die *Erscheinung* des Bösen, nachdem es von dem Subjecte gewollt und geschehen ist, in dem Willen Gottes liegen; das heifst: Gott will, dafs das Böse, nachdem es gewollt und gethan ist, doch nicht realisirt werde, nicht zur Wirklichkeit komme, sondern in den Momenten des blofsen *Daseins* und *Fürsichseins*, der Existenz und *Erscheinung* verstocke, und — verkomme. Dies ist die Strafe der Sünde: diese Strafe ist das Gericht der Verstockung. *Gott verstocket, welchen er will*, 2 Mos. 4, 21. Röm. 9, 18. Das ist ein gewaltiges Gottes Wort! es heifst: das Gericht der Verstockung folgt der Verstockung *des Menschen in der Sünde*, und enthält die Verstockung *der Sünde in dem Menschen*, so dafs sie, in ihr selbst gehalten und festgebannt, nicht weiter kann, bis sie von sich selbst ablässet, wie das Eis, so lange Eis bleibt, bis es mittelst der Wärme sich löset und flüssig wird. Die Verstockung des Subjects in der Sünde ist seine That,

die Verstockung der Sünde in dem Menschen ist ihre Folge oder Strafe. Die Verstockung des Sünders lässet Gott zu, weil er dem Menschen zum Selbst erschaffen hat und ihn daher gewähren läfst: die Verstockung der Sünde ist aber das Werk Gottes selbst.

So viel für diesmal! Sind es nicht Früchte, die wir bringen, so sind es doch Saamenkörner, welche eben sowohl Früchte voraussetzen, als versprechen. Es ist nichts unbilliger, so schreibt Sundwall mit Franz Baader, als wenn man einem Saamenhändler vorwirft, dafs er keine Früchte zu Markte bringt. —

C. F. Göschel.

LXXXVII.

Catalogue raisonné des objets de zoologie, recueillis dans un voyage au Caucase et jusqu'aux frontières actuelles de la Perse, entrepris par ordre de S. M. l'Empereur. Par E. Ménétries, conservateur du Musée zoologique de l'Academie impériale des sciences de St. Petersbourg etc. St. Petersbourg, 1832. IV. u. 272 u. wiederum XXXIV. u. VI S. in gr. 4.

Die Reise, deren Hauptergebnisse für Zoologie hier zusammengestellt werden, war zunächst die wissenschaftliche, i. J. 1829 von den Herren Kupffer, Lenz und Meyer unter der militärischen Leitung des General-Lieutenant Emanuel unternommene Expedition nach dem Kaukasus, welcher sich Hr. Ménétries als Zoolog anschlofs. Die Eile, mit welcher letzterer, seinen längst vorausgegangenen Gefährten kaum eben von Petersburg nachgekommen, sogleich nach den Höhen aufbrechen mufste, die hieraus entspringende Unmöglichkeit, die nöthigen Vorbereitungen mit Ruhe zu treffen, die kurze Dauer der Untersuchung auf jenen Gebirgen selbst, welche nicht einmal einen vollen Monat währte, so wie endlich die Nothwendigkeit, sich zur Sicherheit gegen Anfälle der Bewohner stets von einer, natürlich oft hinderlichen, militärischen Wache begleiten zu lassen, müssen es mit Recht entschuldigen, wenn dort von Hrn. Ménétries weniger geleistet werden konnte, als man allerdings für manchen Punkt wünschen möchte. Er hat aber jedenfalls im Ganzen mehr zu Stande gebracht, als man unter solchen Umständen zu erwarten berechtigt gewesen wäre; und sein Buch giebt in mancher Hinsicht mehr, als der bescheidene Titel desselben ve[rs]pricht.

Ein kurzer Abrifs der Reise auf den eigentliche[n] Gebirgen sowohl, als nachher in den benachbarten Pr[o]vinzen bis fast in die letzten Monate des folgenden Jahre[s] steht S. 1—11, nachdem noch eine Vorbemerkung [von] $1\frac{1}{2}$ S. vorangegangen ist. S. 12—15 sind einige, leid[er] zu kurze, allgemeine Bemerkungen über die in Betra[cht] kommenden Gegenden und ihre Produkte oder dergl. be[i]gebracht, während andere bereits in dem Reisebericht vorkommen. S. 16—25 folgt dann die Aufzählung d[er] Säugethiere mit den nöthigsten Bemerkungen; S. 26-58 stehen ebenso die Vögel verzeichnet; S. 59—71 d[ie] Amphibien; S. 75—89 die Fische; S. 90—268 die In[]secten; S. 269—271 die Weichthiere. Jeder dieser Ab[]theilungen geht eine, nur der Klasse der Fische vi[er], der Liste der Insecten gegen drei Seiten, allgemei[ne] Andeutungen voraus. S. I—XXX. läuft dann ein tabe[l]larischer Ueberblick der geographischen Verbreitung d[er] erwähnten Thiere überhaupt und in den bereisten Pr[o]vinzen insbesondere fort. S. XXXI—XXXIII find[et] sich eine numerische Recapitulation der vorhergehend[en] Tabellen. S. I—IV kommt das alphabetische Regist[er] der aufgeführten Gattungen (nicht Arten); S. V. Berich[]tigungen und Druckfehler. — Die Herausgabe gescha[h] auf Veranlassung der Akademie der Wissenschaften z[u] Petersburg.

Dem Ref. hat diese Schrift, sobald er von ihr e[r]fuhr, schon im Voraus viel Interesse erregt: besonde[rs] weil, abgesehen von der Wichtigkeit solcher Unter[su]chungen für die Gesetze der Verbreitung, er selbst z[u]fällig der erste war, welcher, namentlich in Betreff d[er] Säugethiere und Vögel, genauere Beobachtungen die[ser] Art über die Verbreitung von Thieren in einem bestim[m]ten Gebirgsstriche (dem Riesengebirge) mit Angabe [so]wohl der absoluten Höhen, wie der Beschaffenheit ih[rer] Umgebungen angestellt und bekannt gemacht hat. (Isis v. 1827, S. 566—609). Hr. Ménétries hat für le[tz]tere wenig, für erstere nicht genug, und für beide üb[er]haupt wohl nicht so viel gethan, als selbst ein so kur[zes] Bereisen des Gebirges doch immer noch gestattet hab[en] könnte. Zum Theile mufs man den Grund hiervon [ge]wifs auf die Umstände schieben; der Hauptfehler ind[ess] möchte wohl zunächst darin liegen, dafs Hr. M. bei A[n]gabe der Höhen (Tabelle S. I—XXX) viel zu allgem[ein] und summarisch verfährt, indem er von 2—6000, v

000 und von 8—10,000 Fufs Seehöhe rechnet. Da aber, sobald man erst zu gewissen Höhengraden ngt ist, oft schon 200′ einen merklichen, 100′ zu-n doch einigen Unterschied in der Vegetation, und t auch in Betreff des Vorkommens von Thieren rken; so sind Angaben nach einer Stufenfolge von oder gar 4000′ in viel zu grofsem, vagem Mafs-angelegt. Dadurch hat die Arbeit zu unserem leb-n Bedauern sehr viel von ihrem Werthe für die enschaft, und zwar für eine noch ganz neue Seite lben, verloren. Uebrigens hätte gleichwohl immer bedeutend nachgeholfen werden können, wenn Hr. ich hätte entschliefsen wollen, umfassendere und ändigere allgemeine Charakteristiken des Gebirges den verschiedenen wichtigsten Höhenstufen voraus-hicken. (Die Nothwendigkeit hiervon erscheint ge-bei einem so interessanten und in klimatologischer icht zum Theile so eigenthümlichen, daher für die reitung der thierischen, wie der pflanzlichen orga-en Natur sehr wichtigen Gebirge eben so einleuch-, wie seine Ausführung, zumal nach mannigfachen, grofsen Theile bereits veröffentlichen Vorarbeiten mischen Botaniker und Physiker, besonders für M. leicht gewesen sein möchte). Man würde dann, auch nicht ohne Mühe, die Data der Barometer-ungen in der tabellarischen Uebersicht dazu be-n können, um sich jene allgemeinen Orts-Verhält-für die speciellen Fälle mit genügender Sicherheit t zu entwickeln und zu suchen.

Sonst ist diese tabellarische Uebersicht so gut an-t, dafs man sie in mehrfacher Hinsicht nur rühmen . Deshalb mufs man sie immer noch als dankens-e Gabe hinnehmen, wenn man gleich gerade hier-auch wieder lebhaft daran erinnert wird, wie t sie noch um Vieles nützlicher und die ganze Ar-zu einem Muster in ihrer Art hätte gemacht wer-können. Die erste Rubrik der Tabellen giebt die m. Namen. In der zweiten Hauptrubrik, *Caucase* schrieben, welche wieder in drei Unterabtheilungen, *des montagnes* 2 *à* 6000′, *Régions cisalpines* 6 *à* und *Hautes Alpes* 8 *à* 10000′, zerfällt, bezeichnet Sternchen die Höhenregion jedes Thieres. Eben so ein gleiches Zeichen sein Vorkommen zu erken-in den drei folgenden Rubriken, welche die Ueber-ften führen: *Côtes occidentales de la mer Cas-e; Salian jusqu'à Lenkoran;* und *Montagnes de Talyche,* — 6000′. Die letzte Rubrik, *Pays où ces espèces ont été trouvées jusqu'à ce jour*, liefert eine Uebersicht der Gesammtverbreitung der genannten Species; freilich meist nur nach den, inzwischen durch neuere Untersuchungen sehr unzureichend gewordenen Angaben von Temminck in seinem *Manuel d'ornithologie.*

Von Insecten sind eine sehr bedeutende Zahl neuer Arten beschrieben, gegen deren Aechtheit Ref. um so weniger sich ein Urtheil erlauben darf, da in diesem Zweige gerade Hr. M. seine Hauptstärke kund giebt, Ref. dagegen hierin seine Schwäche bekennen mufs. Sie werden mit Recht das günstige Vorurtheil guter Begründung für sich behalten. Umgekehrt ist die Sache in Betreff der Wirbelthiere. Hier mufs sich Rec. namentlich fast ohne einige Ausnahme gegen die neuen Säugethier- und Vögelarten (2 von jenen, 10 von diesen) erklären, welche der Verf. aufzustellen versucht hat. Mehrere der letzteren waren ganz eben so, wie sie hier beschrieben werden, schon bekannt, ja zum Theile seit sehr langer Zeit bekannt; andere sind blofs klimatische Varietäten, und waren theils als solche, theils als vermeinte Arten gleichfalls schon beschrieben. Nur einige waren allerdings noch nicht vor Hrn. M. bekannt gemacht worden; aber darunter ist vielleicht blofs eine, *Anas angustirostris Mén.*, eine wirkliche Art.

Vespertilio serotinus? des Verfs. scheint bestimmt *V. noctula L. s. V. proterus Kuhl.*; *Vesp. n.* 2 mag wohl *V. pygmaeus Leach* sein; *V. n.* 3 ist zu kurz und zu unkenntlich beschrieben, als dafs man sie bestimmen könnte (S. 17—18). Merkwürdig ist (S. 18) das Vorkommen eines weifsen Exemplars vom kleinen Wiesel (*Mustela vulgaris*) im Kaukasus: da dieses Thier sein weifses Winterkleid zwar in Scandinavien überall, bei uns aber (z. B. auf dem schlesischen Gebirge und in Thüringen) nur höchst selten und tiefer im Süden nie mehr anlegt, sondern das ganze Jahr hindurch braun bleibt. So ferner die, freilich noch nicht verbürgte Nachricht von dem Vorkommen schwarzer Füchse daselbst (S. 19); und die Gewifsheit von dem Vorkommen des wahren Tigers nicht weit vom oder vielleicht selbst am und im Kaukasus (S. 20). Ebenso (S. 21—22) der Umstand, dafs man eine Art Ziesel, *Spermophilus musicus Ménétr.*, die vielleicht wirklich von *Arctomys citillus Pall.* verschieden ist, hoch auf den Alpen, nahe unter der Schneelinie findet. Dagegen ist der schwarze Ham-

ster, *Cricetus nigricans Brandt*, wohl (was schon Pallas glaubte) nur eine solche schwärzliche Ausartung unseres gemeinen, wie man deren nun schon bei fast allen näher bekannten Säugethieren gefunden hat, und die fast immer bei allen Species etwas kleiner sind. Zu unbestimmt in kritischer Hinsicht, aber gleichfalls interessant ist (S. 23) der Artikel: „*Lepus timidus Linn. Il parait, que c'est le seul lièvre, qui se trouve au Caucase; mais il est en revanche très commun. Sur les Alpes, près de neiges éternelles, on en voit de blancs. Il est moins abondant dans le Khanat de Talyche.*" Hier bleibt noch ein grofser Zweifel übrig. Meint der Verf. wirklich den wahren *Lepus timidus Linné's*, welcher aber der *L. variabilis Bechsteins* und der französischen Naturforscher ist; so wäre, da derselbe *im Winter überall* weifs wird, die Sache wohl so zu nehmen, dafs auf dem Kaukasus nahe an der Schneegränze manche auch *zum Sommer* weifs bleiben. Dies ist wenigstens das Wahrscheinlichere, und wäre merkwürdig deshalb, weil im ganz hohen Norden dasselbe geschieht. (Daher die beständig weifse, vermeinte Species *L. glacialis Leach.* aus Grönland und dem nördlichsten gebirgigen Scandinavien). Sollte dagegen das Thier gemeint sein, welches Bechstein und die Franzosen *etc. Lepus timidus* nennen, nämlich unser gemeiner deutscher, französischer und südeuropäischer Hase; so wäre es eine ganz neue und sehr interessante Erfahrung, wenn er auf dem Kaukasus unter gleichen Umständen mit dem veränderlichen auch gleich diesem einen weifsen Pelz anlegte, den er sonst niemals hat. Vorkommen könnte er wohl in der That leicht auch in jenen Höhen, da er bereits auf deutschen (z. B. dem Riesengebirge) bis zur Gränze des Holzwuchses hinauf geht. — Seine frühere Species *Cervus pygargus* hat Pallas in der *Zoographia* selbst zurückgenommen, und dort als blofse Varietät zu *C. capreolus* gezogen; Hr. M. scheint nun (S. 23) auch den bestimmten Uebergang beider in einander gefunden zu haben. Nicht ohne Interesse sind S. 24—25 die Nachrichten über die Raçen der Hausthiere in Kaukasien.

Auch der ornithologische Theil enthält so manche wichtige Notiz über Einzelnes, was nicht gerade allein für die Verbreitung der Thiere von Interesse ist; freilich zugleich wieder manches Unrichtige. Die von dem Verf. allerdings selbst in Frage gestellte *Muscicapa albicollis? Temm.* auf den Ruinen von Baku ist [ohne] Zweifel *Saxicola leucomela*, welche in jenen Gege[nden] vorkommt; *Sax. saltator Ménétr.* aber (S. 30) [ist] *aurita Temm.*; seine *Sylvia familiaris* wohl nicht [ver]schieden von *S. galactotes (!) Temm.* Eben so [ist sei]ner *S. icterops* ohne Zweifel nur die südliche, ve[rklei]nerte Varietät der *S. cinerea*, welche die meisten [Or]nithologen bereits seit mehreren Jahrzehenden unter [den] Namen *S. passerina* und *S. conspicillata* als beso[ndere] Arten beschreiben. Doch der Raum gebietet, diese [ein]zelnen Bemerkungen zu schliefsen; und Rec. meint, [zumal] unter Bezug auf seinen früheren Ausspruch übe[r die] neuen Vogelspecies des Verfs., um so mehr hie[r ab]brechen zu dürfen, da ihre Namen in dem gegen[wärtig] beendigten ersten Theile seines Handbuches der [Natur]geschichte der Vögel Europas je an ihrem Orte mit angeführt stehen. Uebrigens bleibt aber zur [Recht]fertigung des Hrn. M. zu erwähnen: dafs er [keines]wegs etwa aus Grundsatz zur Zahl derer gehört, [wel]che das Aufstellen neuer Species gleichsam *ex pr[ofesso]* treiben. Im Gegentheile ist auch er einer von [denen], welche sich öffentlich gegen diese Uebertreibung [nament]lich von Seiten des hierdurch bekannt gewordene[n Pa]stor Brehm ausgesprochen haben.

Verhältnifsmäfsig noch mehr vorgeschlagene S[pecies] enthält die Aufzählung der Amphibien. Doch sc[heinen] unter diesen viele besser begründet, wenn gleich von ihnen ohne Zweifel manche werden wieder e[inge]hen müssen. Hier ist zugleich (S. 63) eine neu[e Gat]tung, dem *Gymnodactylus* wenigstens sehr nahe [ver]wandt, wenn nicht damit zusammenfallend, [unter dem] Namen *Ophisops* (!) aufgestellt.

Bei den Fischen, wo wir keiner neuen Art be[geg]nen, auch hin und wieder sonst, sind die russischen [Na]men mit Beifügung der Aussprache beigefügt, was passend erscheint.

Sehr viele und, wie nicht zu zweifeln, wi[chtige] Bereicherungen hat diesem Werke die Entomolog[ie zu] danken. Nächst den vom Verf. selbst entdeckten [und] benannten sind darin auch viele weniger bekann[t ge]wordene Arten, welche andere Schriftsteller in Re[isen] bestimmt hatten, charakterisirt. Alles, was hierin [von] Hrn. M. geschehen ist, dürfte schon deshalb sel[bst ge]kommen sein, weil es, wie bekannt, viel leicht[er ist,] Naturalien aus vielen Theilen des fernen Amerik[a, als] aus jenen und manchen anderen Gegenden Ru[fslands] und des inneren Asiens, zu erhalten und ken[nen zu] lernen. Von manchen Abtheilungen, z. B. den [Cara]bicinen, ist der 4te Theil (63 Arten), bei ande[ren, z. B.] den Kurzdeckern der dritte (12 Arten), bei de[n Ste]noxes (!) und *Heteromeren* schon mehr als ½, [bei den] Rüsselkäfern sogar etwas über die Hälfte aller Art[en neu.] Die durch alle Klassen fortlaufende Zahlenreihe der [Arten] schliefst mit nr. 1307. Druck und Papier sind [gut.]

Glog[er.]

№ 89.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

LXXXVIII.

Geschichte der Grafen von Mansfeld von Ludwig Ferdinand Niemann. *Mit 3 lithographirten Abbildungen (darstellend 1. den Grafen Peter Ernst. 2. Die Ruinen des Schlosses Mansfeld. 3. Das mansfeldsche und mansfeldsche Wappen). Aschersleben* 1834. *Druck u. Verlag von C. Lorleberg. XVI.* 359. *gr.* 8.

Unter den edeln Geschlechtern, welche ihren Sitz am Harze hatten, und deshalb insgesammt Harzgrafen genannt wurden, nahmen die Mansfelder viele Jahrhunderte hindurch eine ausgezeichnete, ja vielleicht die bedeutendste Stellung ein. Fast gleichzeitig mit ihrem beglaubigten Auftreten in der Geschichte bekämpft Graf Hoier in der Schlacht am Welfesholze als Führer der kaiserlichen Mannen die empörten Sachsen, und grofse Hoffnungen gingen dem Geschlechte mit seinem Falle verloren. Doch bald erhob es sich durch die Entdeckung der Kupfer- und Silbergruben am Unterharze zu gröfserm Glanze, und erweiterte seine Besitzungen nach allen Seiten, vornämlich nach den gesegneten Bezirken der Saale und Unstrut, von welchen die Volksrede entstand, wen Gott lieb hat dem giebt er eine Wohnung in der Grafschaft Mansfeld. Um die Zeit der Reformation stand das Geschlecht in gröfster Kraftfülle, welche zum Theil durch Anstrengungen für die Sache der Glaubensfreiheit, zum Theil durch innern Zwist, sorglosen Haushalt und durch übermäfsig üppiges Wuchern der Nebenzweige verzehrt wurde. Schon am Ende desselben Jahrhunderts wurde ihr Land einer Sequestration unterworfen, und sie selbst flüchteten sich, wie so viele heruntergekommene Reichsgrafengeschlechter, unter die schützenden Flügel des kaiserlichen Adlers in Wien. Dort wurden ihnen neue Güter, die höchsten Staatsämter und sogar die Reichsfürstenwürde verliehen. Um die Zeit als dieser neue Glanz auf die eine Linie des Hauses fiel, wurde der letzte von der lutherischen Linie, welcher unter den Ruinen der Stammburg gelebt hatte, mit Helm und Schild begraben. Die katholische Linie, ihrem unter Sequestration stehenden Lande fast ganz entfremdet, erlosch 1780, und die Grafschaft, wo man noch jetzt der guten Grafen und ihrer Herrschaft gern gedenkt, fiel den beiden sequestrirenden Oberlehnsherrn Preufsen und Sachsen anheim, welche dem Hause Colloredo, dem Erben der Alodialgüter, die Fortführung des alten ruhmvollen Namens gestatteten.

Die Geschichte des mansfeldischen Hauses führt uns zwar viele merkwürdige und bedeutende Persönlichkeiten vor, mehr als irgend ein anderes Geschlecht von demselben Range aufweisen kann, z. B. den sagenhaften Hoier, den Kämpfer am Welfesholze, Albrecht, den schicksals- und geistesverwandten Philipps von Hessen, Agnes die Gemalin Gebhards von Cöln, Peter Ernst, den unverzagten Vorfechter der Protestanten im 30jährigen Kriege, und unter den höchsten Staatsbeamten des österreich-spanischen Hauses haben sich viele Mansfelder hervorgethan, aber dem ungeachtet kann eine blofse Familiengeschichte dieses Geschlechts kein anhaltendes Interesse erwecken, vielmehr mufs diesem Gegenstand eine Seite abgewonnen werden, wodurch er in einen höhern Kreis historischer Erscheinungen versetzt wird, wie z. B. in der Geschlechtsgeschichte derer von Schliefen geschehen ist. Auch für solche Anforderungen bietet die Geschichte der Mansfelder reichen Stoff dar. Vor allem könnten lehrreiche Untersuchungen über ihre verwickelten Lehnsverhältnisse angestellt werden, über die Ursachen, welche hier die Bildung eines reichsunmittelbaren Gebiets gehindert haben, trotz der scheinbar schwachen bischöflichen Oberlehnsherrlichkeit, trotz des Reichthums der Grafen an

edeln Metallen, die dem Emporkommen andrer Häuser so förderlich waren. Eine nicht geringere Aufmerksamkeit müfste dem Bergwerk selbst, und den daraus unmittelbar zu Kaiser und Reich entstehenden Beziehungen des gräflichen Hauses geschenkt werden. Zuletzt wäre es für die allgemeine deutsche Geschichte wichtig, wenn an einem Beispiele nachgewiesen würde, wie zerstörend das Schuldenwesen des höhern Adels auf dessen Existenz gewirkt hat, wenn er nicht konnte oder nicht wollte zu dem rettenden Mittel der Landstände schreiten. Zu solchen Untersuchungen könnte die Geschichte der Grafen veranlassen, aber auch ehe dieses Geschlecht erscheint, fällt durch eigenthümliche Gunst des Schicksals, schon aus dem Dunkel der Völkerwandrung Licht auf diese Gegenden des innern Deutschlands. Von dort zogen die Sachsen mit den Langobarden nach Italien, hier stiefsen die Stämme der Slawen, Sachsen und Thüringer zusammen (noch jetzt wird das Land durchschnitten von der Sprachscheide des Hoch- und Plattdeutschen), hier waren die frühen Schenkungen der Carolinger an Fulda, in den Gauen, welche nach den Schwaben, Friesen und Hessen genannt sind.

Die Geschichte der Grafen und ihres Landes ist schon zweimal ausführlich geschrieben worden. Einmal zur Zeit ihrer gröfsten Blüthe von Cyriac Spangenberg, dessen stürmische Lebensschicksale die Vollendung seines sehr ausführlichen Werkes verhindert haben, dann von Francke, als das Haus sich schon seinem Ende zuneigte. Zwar haben beide Männer nach dem Standpunkte ihrer Zeit beurtheilt Lobenswerthes geleistet, doch würde eine neue nach den jetzigen Bedürfnissen und Ansichten abgefafste, d. h. vornämlich auf urkundliche Forschung sich stützende Bearbeitung desselben Gegenstandes, eine von vielen Seiten schon längst gehegte Erwartung befriedigen. In dieser Weise unternommen, wäre denn freilich die Geschichtschreibung dieser Grafschaft bei weitem schwieriger, als es auf den ersten Blick scheinen dürfte. Spangenberg, welcher auf Veranlassung der Grafen schrieb, konnte reiche Urkundenschätze benutzen. Aus diesen zog er heraus, was ihm wichtig zu sein schien, anderes in unsern Augen Bedeutenderes, liefs er unbeachtet liegen. Vielerlei Diplome waren sicherlich schon in dem thüringischen Bauernkriege, dessen Verheerungen sich auf die Klöster der Grafschaft erstreckten, vertilgt worden, [illegible] rere wurden wohl durch die endlosen Verpfändu[illegible] einzelner Stücke der Grafschaft zerstreut; am [illegible] greifendsten haben die Verwüstungen des 30jäh[illegible] Krieges, und die Feuersbrünste des 17ten Jahrhu[illegible] zerstört. Keine einzige Stadt dieses Gebiets hat [illegible] mern eines Archivs gerettet. Zuletzt sind gewifs viele Familienurkunden mit der katholischen Linie [illegible] Prag und Wien, und von da in den Besitz des [illegible] Colloredo-Mansfeld gekommen. Demungeachtet [illegible] sich mit einiger Regsamkeit eine beträchtliche [illegible] von Urkunden zusammenbringen lassen, 1) au[illegible] ehemaligen Archiv des Oberaufseheramtes in Ei[illegible] 2) aus dem Archiv des Bergamtes in Eisleben, [illegible] vorhandenen Privatsammlungen, und 4) wahrsch[illegible] auch aus dem Archive des Hauses Colloredo-[illegible] feld. Ein solches Unternehmen scheint aber ni[illegible] dem Plane Herrn Niemann's gelegen zu habe[illegible] spricht wohl von einem Urkundenschatze, zu dess[illegible] bung man keinen Ausländer zulassen wolle, [illegible] kein Inländer Schritte dazu thue (p. 1). Ist He[illegible] mann (er hat die angeführte Notiz aus einem 18[illegible] druckten Wochenblatte entnommen) jetzt noch [illegible] länder? Hat er den Schatz zu heben versucht? [illegible] scheint es so. Er wollte vielmehr, nach einem [illegible] nügend motivirten Grunde, den Charakter [illegible] schlechtsgeschichte festhalten, d. h. die Schicks[illegible] gräflichen Personen allein zum Gegenstand sei[illegible] beit machen. Durch diese willkürliche, unzulässige [illegible] nung umgeht er die Erörterung der Gaue, Gra[illegible] ten, Decanatsbezirke und ähnlicher wichtigen [illegible] stände, findet aber dafür Raum einige Fabeln au[illegible] ners Turnierbuche, dem er jedoch selbst nicht [illegible] schenkt, mitzutheilen. Die vorhin angedeutete[illegible] tigen Punkte, sind entweder gar nicht, oder un[illegible] nügend beantwortet. Zwischen den Nebelbilde[illegible] Rüxnerschen Turnierhelden finden sich einige [illegible] der mansfeldschen Ortschaften verzeichnet, wie [illegible] mälig in den Urkunden erscheinen, aber ohne [illegible] Genauigkeit, p. 10 sind z. B. mehrere Ortsname[illegible] sprungen und das wichtige Document in Hrn. v. L[illegible] Archiv für die Geschichte des preufsischen Staats [illegible] p. 213 ist gar nicht benutzt worden. Dergleich[illegible] gaben müfsten, wenn der Herr Verfasser nur e[illegible] nealogie der Grafen schreiben wollte, gänzlich

ssen werden, jetzt erinnern sie nur an das unausführ-ure, schwankende des Plans, und an eine gewisse Zufäl-ligkeit in dem Ursprung des Buches, wodurch zugleich ch das Stillschweigen, oder die ungenügende Aus-kunft über bedeutende Männer des gräflichen Hauses z. B. des Grafen Burchard erklärt werden kann. Am unangenehmsten tritt diese Zufälligkeit in dem soge-nannten Urkundenbuche hervor, über welches der Herr Verfasser sagt, um ein vollständigeres Urkundenver-zeichnifs (denn nur in einem solchen besteht das Ur-kundenbuch) zu liefern, müfste ihm mehr *Mufse* und Einsicht gröfserer Bibliotheken und Archive ge-stattet werden. Diese gröfsere Vollständigkeit hätte der Herr Verfasser schon erreichen können, wenn er nur alle Urkunden, von denen er selbst (z. B. die von 1109) oder Francke spricht, aufgezeichnet hätte. Au-fserdem finden sich noch mansfeldsche Urkunden in an-dern leicht zugänglichen Büchern z. B. in Justus Schöpfer unverbranntem Luther 2 Th. Eine Darlegung der ein-zelnen, ziemlich zahlreichen Irrthümer, würde gegen die Tendenz dieser Blätter sein, wenden wir uns lieber zu der angenehmern Pflicht des Dankens. Der Hr. Ver-fasser hat sich nämlich ein Verdienst erworben durch die genauere Darstellung der Schicksale des Grafen Ernst. Ueber diesen unerschrockenen, unermüdlichen Parteigänger erschienen zahlreiche, theils wohlwollende, theils feindselige Flugschriften, als Vertreter unserer Zeitungsblätter, sie wurden vielfältig nachgedruckt, und erschienen in verschiedenen Ausgaben. Wenn auch ihre historische Glaubwürdigkeit manchen Zweifeln un-terliegt, so bleiben sie doch jedenfalls ein schätzbarer Beitrag zu der Geschichte jenes Krieges. Der Herr Verfasser erhielt diese Blätter aus der Bibliothek zu Wolfenbüttel, und beschreibt sie p. 322—328.

Karl Lehmann.

LXXXIX.

Betrachtungen über die christlichen Glaubenslehren. Von D. J. P. Mynster, Bischof von Seeland, Or-densbischof, Königl. dänischem Confessionarius, Com-mandeur des Danebrogordens, Danebrogsmann. Ue-bersetzt von Theodor Schorn. Erster Band. Ham-burg 1835. 472 *S.* 8.

Die Schrift gehört eigentlich der paränetischen Gattung an, welcher diese Jahrbücher verschlossen sind. Doch hat sie, wiewohl, wie es scheint, aus Predigten entstanden, nicht die Form der-selben und vereinigt so viele Vorzüge in sich, dafs sie es wohl verdient, vor so vielen ähnlichen der Art bemerklich gemacht zu werden. Die darin angestellten Betrachtungen sind geist-reich — hiermit ist ihr wesentlicher Charakter bezeichnet. Es liegt darin, dafs sie Gedanken, wenn auch nicht immer stark und bestimmt hervortretend, doch im Hintergrund zeigen und als die bewegende Seele der Darstellung erscheinen lassen. Durch sie ist der verehrte Herr Verf. mitten in seiner leben-digen, blühenden Redeweise doch gegen den armseligen Flitter-staat frappanter Bilder, kühner Wendungen und eitler rhetori-scher Kunstgriffe geschützt, womit heutiges Tages so viele die Geistlosigkeit und Gedankenblöfse des Inhalts bedecken. Es weht in diesen Betrachtungen ein sanfter Gedankenzug; es geht ein mildes Licht und eine kräftige Wärme durch diese Darstel-lungen; man sieht hier nicht zwei oder drei arme Vorstellun-gen sich beständig wiederholen oder im Rauch und Dampf über-triebener Schildereien und herzbrechender Tiraden aufgehen. Die Bildung vieler sogenannter gebildeter Zuhörerschaften, selbst von hohem Stand, ist heutiges Tages so gering in der Religion, dafs sie dergleichen zu ihrer Unterhaltung und Erschütterung verlangen, und viele Prediger, welche den Zuhörer gern bei seiner schwachen, statt bei seiner starken Seite angreifen, schwach ihnen darin nachgeben. Der Herr Verf. rechnet auf Hörer oder Leser, die an dem Inhalt des christlichen Glaubens ein denkendes Interesse nehmen. Der Standpunkt der Betrach-tung ist der empirisch-psychologische; es werden uns interes-sante Ansichten, fromme Gefühle und Erscheinungen der Seele, innere Erfahrungen, bestimmte Gemüths- und Lebens-Zustände mitgetheilt, in der Weise der unmittelbaren, phantasiereichen Vorstellung und ohne sich gerade an dem Faden strenger und trockener Erkenntnifs fortzuspinnen. Hat diese freie Betrach-tungsweise den Vortheil, dafs sie überall Interessantes berüh-ren, die Klarheit, die Evidenz als das höchste Gesetz befolgen kann, wie es der Hr. Verf. verlangt, so hat sie auch das Schwie-rige, dafs sie zu dem tiefen christlichen Lehrinhalt im Mifsver-hältnifs steht: denn läfst sie sich auf solche Punkte ein, der-gleichen Vernunft und Offenbarung, die göttlichen Eigenschaf-ten, Dreieinigkeit, Abfall der Welt von Gott, Menschwerdung Gottes und Versöhnung der Welt ist, wie sich denn diese Be-trachtungen über alle Grundlehren des christlichen Glaubens er-strecken, so zeigen sich überall Widersprüche, Fragen und Zwei-fel der forschenden Vernunft, welche der Auflösung bedürfen und in Absicht auf welche nicht gleichsam mit Gewalt bei ei-nem Glauben stille zu stehen ist, der, was er doch ist, kein Wissen wäre; sondern dieses mufs mehr oder weniger doch auch aus ihm heraus. Die Unerforschlichkeit Gottes, welche der Hr. Verf. sehr schön beschreibt (aber in Wahrheit nur die Uner-schöpflichkeit seiner Erkenntnifs ist), die Unbegreiflichkeit der göttlichen Dinge, auf der er besteht, will dann mit demjenigen nicht recht zusammenstimmen, was alles schon als in dem Ge-danken der göttlichen Offenbarung enthalten, dargethan worden

ist. Hiermit zieht der Herr Verf. das ganze Interesse an sich, welches der Jacobische Standpunkt hat, nur, dafs auf diesem der christliche Glaube an Offenbarung, den der Hr. Verf. aufs würdigste behauptet, ausdrücklich und auch ganz consequent aufgegeben war. Der Unterschied ist hier, dafs der Hr. Verf. dem Offenbarungsbegriff zufolge, keinesweges das Wissen des Menschen von Gott leugnet, sondern nur beschränkt und es mit Jacobi nur auf das Dasein, nicht auf das Wesen Gottes bezieht, und sich statt mit der Erkenntnifs, vielmehr nur mit der Kenntnifs, der richtigen und klaren, beruhigt. Die Betrachtungen über die Eigenschaften Gottes lassen es aber doch keinesweges bei solcher an sich blofs äufserlichen Kenntnifs und Notiznahme bewenden, sondern eignen die bestimmten Schrifterkenntnisse durchgängig auch dem Gefühl an. Diese Betrachtungsweise charakterisirt sich am besten in den Worten S. 136. „Doch nutzt es nur wenig, dafs dieses Alles auch mit den heiligsten Buchstaben geschrieben vor uns da liegt, wenn diese nicht zu einer lebendigen Stimme erwachen, die in unser Herz hineinspricht. Achten wir aber hier genau auf die Ermahnung des göttlichen Worts, so fühlen wir, das, was es uns hiervon sagt, das wissen wir alle schon tief in unserm Gewissen." Und Seite 189: „Eine jede Lehre der Schrift, wie geheimnifsvoll und unergründlich sie auch sei, sollen wir aufnehmen in unsern stillen Sinn, in unser Gewissen, in unser Herz, und dann sollen wir uns fragen, ob sie überflüssig sei, ob sie entbehrt werden könne, ob wir sie hintansetzen und dennoch uns noch Christen nennen können." Es ist also die Absicht, was in uns ist, an der Lehre der Schrift klar zu machen, und zu deutlicher Erkenntnifs, zu subjectiver Lebendigkeit und Gewifsheit zu erheben, um davon einen praktischen Eindruck zu empfangen. Diese Absicht bringt es mit sich, sich auf das Moment der Belehrung durch in sich zusammenhängende und fortschreitende Gedankenentwickelung nicht tief einzulassen, in der Besorgnifs, sie möchte mit dem vorgesetzten Zweck nicht zu vereinigen sein. Die höhere Aufgabe wird es aber doch sein, das unmittelbare Gefühl in bestimmten Gedanken zu fassen, das so zu Gedanken gebrachte Gefühl zu den allgemeinen Wahrheiten des christlichen Glaubens zu erhöhen und zu erweitern und mit diesen vereinigt und durch dieselben zur Reinheit der Idee gestimmt das Gefühl anzusprechen und zu praktischem Zweck zu bestimmen. Statt dessen befolgt der Hr. Vf. in diesen Betrachtungen meistens den Gang, den christlichen Glaubensinhalt von vorn herein als geheimnifsvoll und über den Gedanken und die Vernunft erhaben darzustellen, den natürlichen Zweifel an denselben heranzubringen, dann sich auf die Beschränktheit des menschlichen Geistes zu berufen, der die Tiefen der Gottheit nicht zu erforschen vermöge, hierauf sich der göttlichen Offenbarung in der Schrift unbedingt unterzuordnen und sie nun um so mehr ins Herz hineinzuführen, welches di Räthsel lösen soll, „wenn die rechte Lösung überhaupt hieni den zu finden ist." S. 421. Es läfst sich bezweifeln, ob d Herz in dieser Weise Erkenntnifsgrund genug habe, um sei Zuversicht darauf zu bauen. Denn hat der Geist, wenigste Gott als Geist, in dem Menschen wohnend und Gott erkenne nicht die Kraft, die ihm der Apostel Paulus ausdrücklich z schreibt, Alles, auch die Tiefen der Gottheit zu erforschen, begreift man nicht, wie der Mensch an Offenbarung Gottes gl ben und sie gar in der Schrift anerkennen kann, und noch w niger, wie das erkenntnifslose Gefühl und Herz soll die Stä sein, wo demungeachtet Frieden und Zuversicht wohnt und „ die holdselige Botschaft des Evangeliums in das zerschlage Herz hineintönen kann, so, dafs es sie annehmen und es da ein Heilmittel finden kann, welches es nicht in verderblich Schlummer wiegt, sondern es mit der Kraft zum Guten und B len erfüllt." S. 422. Es kann doch dies alles nur um der e kannten Wahrheit und Nothwendigkeit willen geschehen. sagt der Hr. Verf. auch: „Ich will mich unter das Kreuz Je Christi setzen. — Ich will nicht die Tiefen in dem Rathschlu der Gottheit zu ergründen suchen, sondern eher die Tiefen des Menschen Herzen. Ich will zu erkennen streben, was dem Herzen eines aufrichtigen Menschen vorgehen mufs, w cher es recht fest glaubt, dafs Christus um unserer Sünde w dahin gegeben ist u. s. w." Obgleich aber der Hr. Vf. sich überwi gend an die subjective Seite hält und die objective Lehre der Schri und Kirche gleichsam nur zusammenhält und vergleicht mit der int siven Frömmigkeit, so geht er doch wenigstens an alle, selbst d speculativsten Wahrheiten der christlichen Religion heran, nic nur um sie anzuerkennen, sondern auch einen Blick in ihre geheim nifsvolle Tiefe zu wagen, um von da aus, was ihm mit Rec die Hauptangelegenheit ist, einen Eindruck aufs Herz mitzune men. Zeugnifs davon könnte mehr als eine schöne Stelle a Und so können wir dieses als eine grofse Zierde dieser Sch aussprechen, dafs sich darin der hohen, über alle Parteimein gen, wie sich gebührt, erhabenen Stellung des Herrn Verf. g mäfs, die untergeordneten Gegensätze der theologischen Ans ten von Offenbarung und Vernunft, von Supernaturalismus u Rationalismus, von Glaubens-Objectivität und Subjectivität, Glauben und Wissen oder wie man sie sonst noch bezeich mag, durch die That aufs beste im Einklang zeigen, wie sie v söhnt *sind* in der christlichen Kirche und wie sie es *werden* in theologischen Wissenschaft. Denn dieses beides — das Versöhnt und *werden* — bildet an sich ein Ganzes, worin sich der ge seitige Mangel ergänzt; daher die Wissenschaft nicht des Gl bens der Kirche und diese der Wissenschaft nicht ohne An theil entrathen kann.

D. Marheineke.

№ 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

XC.

acobi und die Philosophie seiner Zeit. Ein Versuch das wissenschaftliche Fundament der Philosophie historisch zu erörtern. Von J. Kuhn. Mainz 1834. 558 S.

Die Aufgabe des Verfs. dieser Schrift ist die Darstellung und Beurtheilung der Jacobischen Philosophie, an und vermittelst derselben das Fundament der Philosophie zu bestimmen und zu erörtern. Sein Verhältniß zu Jacobi ist jedoch, wie schon aus diesem Zwecke erhellt, kein rein historisches, sondern ein innerlich bestimmtes. Zwei Momente haben wir daher in seiner Schrift zu unterscheiden: seine Uebereinstimmung mit Jacobi und seine eigenthümliche Verschiedenheit von ihm.

Seine Uebereinstimmung mit dem Pempelforter Philosophen beurkundet der Verf. hinlänglich schon in der anzen Art und Weise, wie er die neuere Philosophie, ie er in das Gebiet seiner Aufgabe nothwendig hineinziehen mufs, indem die Jacobische Philosophie nur in rer Opposition und Relation zu ihr gehörig begriffen nd gewürdigt werden kann, auffafst und beurtheilt; denn e Begriffe der Demonstration, des Wissens, des Denens liegen so, wie J. sie bestimmte, seinen Urtheilen, s die leitenden Principien zu Grunde. Er macht desegen der neuern Philosophie den Vorwurf, dafs sie das Primitive im menschlichen Bewufstsein ignorirt" (p. 30), dafs sie das (im Sinne der Mathematik) demonstrative Wissen für das allein wahre Wissen gehalten abe (p. 61—69, 309—311), dafs nur das durch Vorstellungen vermittelte vom Bedingten zum Bedingten fortschreitende und über dasselbe nicht hinauskommende, as endliche äufserliche Wissen ihr Wissen gewesen sei. o heifst es p. 77: „Eine Folge des Cartesianismus war ie Einführung der Demonstration in die Philosophie d. des durchgängigen Vermittelns der Vorstellungen und Begriffe durch einander zum Zwecke der Erlangung der philosophischen Wahrheit. Dafs ein Gott sei, und Dinge aufser uns, dafs diese in causalem Zusammenhange stehen, sind Sätze, welche nicht eher für gewifs gehalten werden durften, bis sie bewiesen waren und aus keinem andern Grunde (!) Wahrheit haben sollten, als wegen ihrer Demonstrationen" p. 83: „Die Existenz Gottes geht nicht unmittelbar aus der Vorstellung von Gott hervor, sondern mufs durch einen Schlufs daraus abgeleitet werden. Gott *ist* also, sobald nur die Existenz der Vorstellung von ihm in unserm Bewufstsein nachgewiesen werden kann durch einen Schlufs." Es ist allerdings nicht zu leugnen, dafs die Herrschaft, welche die mathematische Methode nicht nur sondern auch überhaupt die mathematische Anschauung über die Geister der neuern Philosophen ausübte, nachtheilige Wirkungen zur Folge hatte, dafs es eine mangelhafte Seite der neuern Philosophie war, dafs sie auf ihre Gegenstände die Form der mathematischen Demonstration anwandte. Allein wenn man tiefer auf die philosophischen Systeme der neueren Zeit eingeht, so verschwindet dieser Mangel vor ihrem Inhalte als ein blofser Mangel in der Form. Denn die Schlufs- und Beweisform hat in ihnen nur die Bedeutung einer *subjectiven*, nicht einer realen, objectiven Vermittlung. Die Art, wie der Verf. in den angeführten Stellen den cartesianischen Beweis vom Dasein Gottes auffafst und ausdrückt, widerspricht daher gänzlich nicht nur dem Geiste, sondern auch sogar den ausdrücklichen wörtlichen Bestimmungen des C. Die Gewifsheit nämlich, dafs Gott ist, ist nicht die Folge eines Schlusses, ist vielmehr *unmittelbar* mit der Idee Gottes selbst gegeben. C. sagt: das Wesen Gottes allein enthält nothwendige Existenz d. h. das Sein ist unmittelbar mit ihm eins. Nun ist aber das Wesen Gegenstand der Idee; es ist also, da im Object der Idee zwischen Wesen und Sein kein Mittelglied liegt, das sie als unterschiedene erst verbände, zugleich, unmittelbar mit dem Wesen Gottes seine Existenz Gegenstand der

Idee d. h. eben die Idee von Gott enthält die unmittelbare Gewifsheit ihrer Realität und Objectivität in sich. Die Verknüpfung oder Vermittlung der Existenz mit dem Wesen, wie sie die Schlufsform enthält, hat keinen andern Zweck, als gerade ihre *unmittelbare* Identität zu zeigen. Die Form des Schlusses verschwindet daher vor dem Inhalt des Schlusses als ein blofser Nothbehelf des Subjects, der für das Object ohne alle reelle Bedeutung ist. Von *dem* unmittelbaren Wissen, das Jacobi selbst auf dem Gebiete des Uebersinnlichen geltend machte, wufste freilich Cartesius nichts. So glücklich wie er waren überhaupt die neuern Philosophen nicht. Ihm flogen ja — dem Sonntagskinde — im eigentlichen Sinne die Tauben gebraten in den Mund. Er afs — der vor allen Philosophen Bevorzugte — die Früchte vom Baume der Erkenntnifs herab, ohne irgend eines vermittelnden Werkzeugs dazu zu bedürfen; er afs sie herab blofs mittelst der mirakulösen Magie seines auserlesenen Geschmacksinnes, ohne seine Hände, ja ohne das lästige Gebifs des allzermalmenden Verstandes mit den gemeinen Hunds- und Eckzähnen seiner logischen Begriffe dabei zu appliciren. Cartesius dagegen machte, wie so vielen andern seiner Leidensgefährten und Brüder *in corpore*, die Materie mit ihren fünf Sinnen gewaltig zu schaffen; sie stand ihm als eine Gränze zwischen ihm und der Wahrheit im Wege; denn die Materie abstrahirt von Gott. Um zum Lichte hindurchzudringen, fand er daher kein andres Mittel, als vom Sinnlichen zu abstrahiren, als zu denken, geleitet von dem richtigen Instinkt, dafs, wie Empedokles sagte, „das Gleiche nur mit dem Gleichen," das Unsinnliche nur wieder mit dem Unsinnlichen erkannt wird, dafs Gott, da sein Wesen un- und übersinnlich, folglich auch sein Sein es ist, nur auf eine ihm correspondirende, d. i. auch selbst un- und übersinnliche Weise, also nur durch das Denken, als die einzige objective, der Natur des Gegenstandes adäquate Thätigkeit im Menschen ergriffen werden kann; denn was ist das Denken in seiner allernächsten ersten Bedeutung anders, als eine Abkehr von der störenden und zerstreuenden Aufsenwelt, als ein Abstrahiren vom Sinnlichen und eben damit ein übersinnliches Sinnen? Insofern ist nun allerdings die Idee Gottes und die Gewifsheit von seiner Existenz eine mittelbare, denn dazu reicht nicht hin, Augen und Ohren aufzusperren, sie ist vermittelt durch die Abstraktion vom Sinnlichen, durch das Denken. *Ἄνευ ἱδρῶ[τος] οὐδὲν διδόασι θεοί*, am wenigsten die Seligkeit der [U]eberzeugung von ihrem Dasein. Allein mit der I[dee] Gottes, wenn sie einmal erreicht ist, ist auch alle wei[tere] Vermittlung abgebrochen, denn der Beweis von ih[rer] Realität ist nur das Mittel, wodurch das Subject [die] *unmittelbare Identität* der Existenz und des We[sens] in Gott sich veranschaulicht. *Quod autem ad De[um] attinet*, sagt C. (*Medit. V.*), um nur diese eine St[elle] anzuführen, *certe nisi praejudiciis obruerer et re[rum] sensibilium imagines cogitationem meam omni ex pa[rte] obsiderent, nihil illo prius aut facilius agnoscerem: [nam] quid e x s e a p e r t i u s, quam summum ens esse, [aut] Deum, ad cujus solius essentiam existentia perti[net], existere.* Nur wer ganz rohe sinnliche Vorstellun[gen] vom Denken sich macht, kann überhaupt verken[nen], dafs auch ihm die Unmittelbarkeit zukommt, dafs [wir] gar nichts denken und erkennen könnten, wenn [das] Denken blofse Vermittlung in sich wäre; denn d[ann] wäre es ja eine mit der Zeit völlig identische Thä[tig]keit, eine reine Succession von Vorher und Nachher, [in] der die erste Grundbedingung alles Denkens: die I[den]tität mit sich und die Verbindung des Unterschiede[nen] und Mannigfaltigen in Ein Bewufstsein verloren gin[ge]. Das Denken ist wesentlich die zeitfreie Identität, [die] simultane Zusammenfassung seiner Vermittlungsreihe; es ist immer zugleich ein alles Folgende anticipire[n]der, über das Discursive übergreifender Act, ein [Act] der Intuition. Für das Subject entfaltet sich freilich [das] Denken in einer successiven Reihe von sich gegen[seiti]g bedingenden und von einander abhängigen Ged[an]ken, aber das betrifft nur die Erscheinung, nicht [das] Wesen des Denkens, bei dem leider! die meisten M[en]schen den Unterschied zwischen Phänomen und D[ing] an sich, Erscheinung und Wesen, welchen sie [so] überall so gerne berücksichtigen, sonderbarer W[eise] völlig übersehen. Wenn nun aber schon dem Den[ken] als solchem, als Thätigkeit überhaupt die Unmittel[bar]keit zukommt, um wievielmehr kommt ihm diese [in] seinem tiefsten Inhalte, in seiner Versenkung in die I[dee] des Unendlichen, die Idee Gottes zu, in welcher [der] sonst gültige Unterschied zwischen Idealität und Re[ali]tät, Denken und Sein sich aufhebt, wie bei Carte[sius] in dem ontologischen Beweise?

Es ist daher auch ganz unrichtig, wenn der V

p. 21 sagt: „nach den Systemen der neuern und neusten Philosophie haben die Vorstellungen der übersinnlichen Dinge oder die Ideen zu der Erkenntnifs dieser Dinge und zu ihnen selbst dasselbe Verhältnifs, wie die Vorstellungen im engern Sinne zu der sinnlichen Erkenntnifs und ihrem Objecte." Denn steht etwa die Idee Gottes, die darin vor allen andern Ideen nach C. sich auszeichnet, dafs sie *nothwendige* (d. i. vom Wesen untrennbare) Existenz in sich begreift, in demselben Verhältnifs zu ihrem Objecte, in dem die Vorstellungen der sinnlichen Dinge, deren Existenz nur eine mögliche und zufällige, also nicht in ihrer Idee enthalten ist, zu diesen sinnlichen Dingen stehen? Oder steht die Idee der Substanz bei Spinoza, die gar nicht anders als *seiend* gedacht werden kann, in demselben Verhältnifs zu ihrem Objecte und der Erkenntnifs desselben, in welchem die Ideen der endlichen Modificationen, die gedacht werden können, ohne zu existiren, zu diesen stehn? Findet hier nicht eine wesentliche Differenz statt? Oder haben denn die Ideen, welche nach Leibnitz uns eingeboren sind, weil und wie wir uns selbst eingeboren sind, *(quod ipsi nobis innati sumus)* deren Bewufstsein eins ist mit unserm Selbstbewufstsein, die wir rein aus uns selbst erkennen, *(veritates menti inscriptae omnes ex hac nostri perceptione fluunt)* dasselbe Verhältnifs zu ihren Gegenständen, als die Vorstellungen, die wir aus den Sinnen schöpfen, die also nur mittelbar mit unserm Selbstbewufstsein verknüpft sind, zu ihren Gegenständen? So unrichtig wie diese sind aber auch die weitern Behauptungen des Verfs., wie z. B. dafs der tiefe inhaltsreiche Gedanke des C.: *Cogito ergo sum* ein „identischer Satz ist", dafs „der Grund (!) seiner Gewifsheit der Widerspruch der gegentheiligen Annahme sei", als wäre dieser Satz des C. nicht gerade defswegen dieser Satz, der er ist und kein andrer, dafs er *durch sich selbst allein*, durch seinen *Inhalt* schlechthin gewifs ist, und als dürfte man jener Stelle bei C., die, oberflächlich genommen, allerdings diesen Mifsverstand veranlassen kann, eine solche Bedeutung und Wichtigkeit einräumen, als der Verf. Indefs der enge Raum, der uns verstattet ist, verbietet uns, weiter in seine Beurtheilungs- und Auffassungsweise der Geschichte einzugehen. Nur seine Ansicht vom Pantheismus des Spinoza möge noch kürzlich berührt werden, da über diese so viel beschrieene Materie die trivialsten und schlechtesten Vorstellungen im Publikum grassiren und die Ansichten des Vf. hiervon nicht abweichen. „Der Pantheist", sagt er nämlich unter anderm, „liegt ausgestreckt auf dem Boden des Nichtzuunterscheidenden; alle Gestalten fliefsen in einander" u. s. w. Wüfste man nicht, dafs die meisten gelehrten Herren einen wahrhaft blinden Hafs gegen alle wirklichen oder sogenannten pantheistischen Principien hegen, so würde man solche und ähnliche Urtheile über Spinoza und andere ihm verwandte Geister für unbegreiflich halten, da, auch nur äufserlich angeschaut, seine ganze Philosophie nichts weiter ist als eine ausführliche Bestimmung von der Differenz zwischen dem Unendlichen und Endlichen. Ist denn nicht schon von vornen herein gleich in den Definitionen dieser Unterschied von Sp. gesetzt? Beruht nicht bei der zu Grunde liegenden Identität gerade auf dieser Differenz das Interessante seiner Philosophie? Kommen denn der Substanz nicht *besondere*, sie vor allen Dingen und Wesen auszeichnende und bevorziehende Bestimmungen zu? Ist die Substanz nicht dadurch *besonders* bestimmt, dafs sie *allein in sich* ist, dafs nur in ihr der Begriff des Seins rein aufgeht, dafs nur sie Substanz ist, alle andern Dinge aber nur in ihr sind und bestehen, nur endliche Weisen d. i. Participationen des Seins sind? Ist nicht das ganze System des Sp. eine innere Gradation von dem absoluten unendlichen Maafse des Seins, welches die Substanz ist, bis herab zu den endlichen beschränkten Graden des Seins? Mäht also der Pantheist so ohne allen Unterschied mit der Sichel blinder Nothwendigkeit das Endliche nieder? Er huldigt allerdings nicht dem Polytheismus, sei es nun dafs dieser in einen gegenwärtigen Olympus oder in ein fernes zukünftiges Jenseits seine unendlichen Endlichkeiten, seine unsterblichen Individuen versetzt; er vergöttert nicht das Endliche; er sagt nicht wie der Dualist: Gott *und* das Endliche ist, als käme beiden gleiche Realität zu, als wäre beider Sein auf gleiche Weise gewifs; er giebt Jedem nach seinem Maafse, dem Unendlichen unendliches, dem Endlichen endliches (beschränktes, negatives) Sein. Hebt also der Spinozismus den Standpunkt der Erfahrung auf, wie der Verf. meint? Er hebt ihn nicht nur nicht auf, sondern er braucht ihn auch nicht aufzuheben, denn die Erfahrung lehrt selbst sowohl im Gebiete der Natur als Geschichte, dafs die einzelnen endlichen Dinge und Wesen sich selbst aufheben, ver-

gänglich sind, dafs ihnen nur ein *gewisses* d. i. negatives, aber kein gottgleiches, unsterbliches, absolutes Sein zukommt. Und diese Gradation des Seins beruht nicht etwa, wie die unterschiedenen Attribute des Denkens und der Ausdehnung, die nur aus der cartesischen Philosophie aufgenommen sind, auf der zufälligen, der Substanz äufserlichen Unterscheidungs-Thätigkeit des Subjectes, sondern sie liegt in dem ursprünglichen Begriffe der Substanz, als welche nicht eine leere, kahle und flache Identität, sondern die Fülle alles Seins, der gedrängte Inhalt, der rein geistige Extract, die Quintessenz, die ausgesuchte Anthologie der Wirklichkeit, die reiche, unergründliche Schatz- und Fundgrube aller Realität und Perfection, die unerschöpfliche Quelle unendlicher Arten und Weisen des Seins ist. Das nähere Princip der Gradation und damit das reale Medium zwischen dem Unendlichen und Endlichen ist aber bei Sp. der Modus, der von ihm in den unendlichen und endlichen unterschieden wird, so dafs der Modus also der verbindende Gattungsbegriff ist, indem die beiden entgegengesetzten Begriffe des Endlichen und Unendlichen von ihm prädicirt werden. Zunächst ist nämlich der Modus allgemeine, (im Sinne des Sp.) undeterminirte Bestimmtheit und insofern eins mit der Substanz; aber, da er überhaupt Bestimmtheit ist, so ist er zugleich die Quelle näherer, speciellerer, und dadurch die einzelnen endlichen Dinge in ihrer Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit begründender Bestimmtheit.

So sehr übrigens der Verf., um auf ihn wieder zurückzukommen, in seinen Urtheilen über die neuere und neuste Philosophie, abgesehen von andern Punkten der Uebereinstimmung, von Jacobi's Ansichten bestimmt ist, so nimmt er doch darin einen völlig eigenthümlichen Standpunkt ein, dafs er „die Möglichkeit einer Wissenschaft des Absoluten auf dem Grunde des Relativen" p. 338 statuirt, dafs er die Philosophie J's. als das Glied eines Gegensatzes, als ein Extrem auffafst, und daher die Kluft, die J. zwischen dem mittelbaren und unmittelbaren Wissen machte, durch Verbindungsmittel auszufüllen sucht — ein Bestreben, dessen Verdienstlichkeit unbedenklich anzuerkennen ist. So sagt der Vf. ganz richtig p. 422: „jeder reale Wissensact stellt das ganze Bewufstsein auf eine besondere Weise dar." p. 420: „Mittelbares Wissen und unmittelbares Wissen sind für sich genommen nichts, kommen auch niemals rein als solche vor, sind blofse Momente oder Pole eines ungetheilten Ga[...] Die Weise nun, wie der Vf. das Mittelbare und Un[...]bare mit einander zu vereinbaren sucht, mag aus folg[...] Stelle erhellen: „Das Unveränderliche an der mensch[...] Erkenntnifs wird nicht in der Art unmittelbar er[...] wie Jacobi will, der diesem Worte die möglichst [...]ste Bedeutung giebt, und dadurch, als durch eine [...] Kluft, die unmittelbare Erkenntnifs und ihr Obje[...] der mittelbaren Erkenntnifs und ihrem Objecte [...] Denn das Unveränderliche besteht ja nicht schl[...] für sich, sondern an (!) dem Veränderlichen [...] Nachweisung desselben an diesem ist zwar nur [...] einen *salto*, also gleichfalls unmittelbar möglich [...] darum noch nicht durch einen *salto* aus dem [...] sondern aus einem Gegebenen, dergestalt, dafs d[...]telbare *Schwungkraft* (!) und *Richtung* (!) zugleic[...] Unmittelbaren giebt. Darin nur, nämlich aus [...] gegebenen Mittelbaren nicht in ununterbrochener S[...]reihe, also auf mittelbare Weise, sondern in eine[...]ren, aber gleichfalls bestimmten Weise zum Un[...]baren zu gelangen, besteht das eigentliche We[...] Speculation gegenüber der Demonstration p. 45 [...]mittelbare Wissen und Erkennen bleibt das nat[...] Vehikel, um das Unmittelbare mittelbar und u[...]bar zugleich zu erkennen": p. 48 und 407. [...] dürfte dieser schwierige Knoten von dem Verfasser schwerlich befriedigend aufgelöst sein. Er schein[...] auch selbst gefühlt zu haben, wenn er sagt: diese[...]blem, nämlich das richtige Verhältnifs des pri[...] und abgeleiteten Bewufstseins, „*ganz* zu erklären [...] niemals möglich sein; denn soweit man auch [...] vordringen mag und gerade je weiter man [...] desto näher rückt ein Punkt, der ein absolutes G[...]nifs bezeichnet" p. 409 u. p. 50. Uebrigens ist [...]lich schon an und für sich selber ein höchst [...] und mifsliches Unternehmen, von dem unmitt[...] Wissen, wie Jacobi es bestimmte, auch nur ei[...]bergang zum mittelbaren Wissen auffinden zu [...] da gerade in seiner rigorosen Ausschliefslichk[...] seiner unvermittelbaren, lediglich mit der Per[...]keit, dem Gefühl identischen Subjectivität das [...]thümliche Wesen des unmittelbaren Wissens, [...] Ende doch nichts ist als eine Idiosynkrasie der [...] Zeit, enthalten ist.

Ludwig Feuerba[ch]

№ 91.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

XCI.

Horatii Flacci Carmina recensuit P. Hofman Peerlkamp. Harlemi 1834. *XXXII. u.* 551 S. 8.

Unter den römischen Dichtern sind Virgil und Horaz, welche auch auf den Gang und Charakter ihrer vaterländischen Poesie vor anderen eingewirkt haben, in Gemeingut der modernen Welt geworden. Indessen hat Virgil ganz eigentlich eine bleibende fruchtbare Stätte sich in Italien erworben, in dem Lande, welchem er vermöge seiner örtlichen Darstellungen, seiner Gesinnung und geistigen Farbe wesentlich angehört; Horaz, der Stoff, Denkart, Komposition weder einer engeren Landschaft verdankt noch auf den Nutzen einer solchen berechnet, ist seiner Weissagung zufolge im ganzen gebildeten Europa einheimisch, und mehr als selbst die klassischen Griechen im Norden nicht minder als im Süden ein Kosmopolit. Und diese schrankenlose Wirksamkeit verdankt er am wenigsten seiner dichterischen Kunst: andere Dichter haben im lyrischen Gesang, in der Charakteristik von Sitten und Zuständen, in den Ergiefsungen der einsamen Selbstbetrachtung mehr Wärme des Vortrags, gröfsere Tiefe und Lebhaftigkeit des Gefühls und vollends glänzenderen Umfang in philosophischer Beobachtung entwickelt; sondern die kluge Resignation und klare Lebensweisheit, welche sich innerhalb der ruhig erwogenen Gegenwart und ihres bescheidenen Genusses ohne vor- und rückwärts zu schweifen genügen läfst, und mit gleich sicherem Mafs im bündigsten Wort, in der gediegensten Eleganz zum Verstande spricht, jener gültige Kern der menschlichen Erfahrung fand in allen Zeiten den empfänglichsten Boden, und die Weltmänner, mochten sie früh oder spät diesem Lehrer sich zuwenden, waren auch ohne Hülfe der Philologen fähig in den Geist seiner Dichtung einzudringen. Wenn nun keiner sich wundern wird, dafs eine so erstaunliche Menge von Exemplaren, wovon die *Bibliotheca Horatiana* nur ein mäfsiges Verzeichnifs giebt, das weit verbreitete Bedürfnifs der Lesung befriedigen mufste: so mag die Wahrnehmung, wie wenig der Schwarm von Herausgebern bisher gefördert habe, noch leichter zu begreifen sein. Niemand begehrte den innersten Gehalt eines Meisters, den jeder gleichsam seinen Hausgöttern beizählte, glossirt zu sehen, und man überliefs es den Erklärern, welche vor lauter materiellem Interesse kaum die Frage nach den persönlichen Anlässen und Bezügen der Gedichte, die Angemessenheit des Plans oder Ausdrucks und was dem gleicht in der Nähe zu beschauen vermochten, die Einzelheiten mittelst einer reichen Gelehrsamkeit von Belegen Schritt vor Schritt abzuzählen. Aber um vieles lässiger betrieb man das kritische Geschäft, das gewissermafsen Sache des Luxus und des unbequemen Herkommens schien; die Haufen der Lesarten führten zu geringen Aenderungen und erregten selten das Verlangen nach vollständiger Kollation der besten Handschriften; sogar die rüstigen Kämpfer der Konjekturalkritik dünkten höchstens gut zu sein, um an ihnen zu Gunsten einer zweifellosen Vulgata zum Ritter zu werden. Seltsam genug wagten die Ausleger des Mannes, welcher das *Nil admirari* als den Wahlspruch seines Lebens fast auf allen Blättern empfahl, in scheuer Bewunderung nicht einmal die Aufgaben der Interpretation zu lösen, denen sie sich beim mittelmäfsigsten Autor mühselig unterzogen, geschweige die künstlerische Leistung desselben in strenger Analyse zu würdigen: und so kam es, dafs er am meisten den betriebsamen Rektoren anheim fiel, welche gestützt auf den selbständigsten Kommentator *Lambin* und dessen Supplemente, *Torrentius*, *Cruquius* und die Kompilation von *Jani*, gehoben noch durch die ästhetischen Zuthaten des vorigen Jahrhunderts, ihr Monopol beinah homiletisch zu handhaben pflegten. Mancher selbst unter unseren Zeitgenossen ist wohl bei der Kluft, welche

zwischen den Chrien des verseichteten Schul-Horaz und dem gesunden Witz des weltmännischen Dichters zusehends sich offenbarte, lange betroffen gewesen und erst spät von seinem Unglauben an die vielbesprochenen Geheimnisse des Horaz zurückgekommen.

Nicht ohne Schwierigkeit und starke Verirrungen hat sich also der Weg einer unparteiischen Methodik geltend gemacht; ihre Gänge waren kühn und überraschend, ihre Principien schwankend und streitig, ihre Resultate zerstückt, bald im Selbstvertrauen vorschnell, bald auch schüchtern hingeworfen, mit sich im Zwiespalt, ohne den Anspruch auf allgemeine Ueberzeugung: kurz, mit Horaz zu reden — *et adhuc vestigia ruris.* Die früheren Versuche der Art, die vom älteren Scaliger und von Fr. Guyet, bedürfen nur einer leichten Erwähnung; des ersteren Gedanken und Grillen, die er gleich einem Alexandrinischen Problemenmacher in seiner Poetik ausstreute, sind nun ziemlich vergessen; die Bedenken des Guyet blieben wie fast alles von diesem scharfsichtigen aber eigensinnigen Manne versteckt am Rande seines Exemplars, und niemand gebrauchte sie als Sanadon. Unstreitig hat hier der einzige Bentley Epoche gemacht, dessen Namen fast unzertrennlich an Horaz geknüpft ist: und doch vermochte sein Werk weder die Zeitgenossen aus dem Schlummer zu rütteln, noch, seitdem holländische und deutsche Philologen des ersten Ranges auf diesen kritischen Schatz hingewiesen hatten, ein unbefangenes Studium anzuregen, sondern verschmäht und als unvermeidliches Uebel von den Horazischen Litteratoren ertragen, wandelte es sich in das objective Lehrbuch der Alterthumsforscher um, an dem Jünger und Meister eine Schule durchzumachen haben. Die Wichtigkeit einer so glänzenden Schöpfung verdient es, dafs wir ihren Standpunkt und Gehalt für einen Augenblick erwägen. Nicht leichtsinnig oder (wie mehre seiner Gegner wähnten) mit der Nothdurft von Lexicis gerüstet hatte Bentley seine Ausgabe unternommen, wenngleich er sie in den Nebenstunden einer durch bittere Händel getrübten Mufse beeilen mufste: vielmehr war er mit den Vorräthen der Kritik und Interpretation völlig aufs Reine gekommen, und indem er seine Leser nachdrücklich erinnerte, dafs die Arbeiten der Vorgänger eine blofse Voraussetzung und unerläfsliche Stufe für das jetzige Zeitalter darstellten (*Diffusa illa lectio et eruditio . . . partis duntaxat infimae et initiorum apparatusque locum obtinet*), liefs er sie unter seiner Führung, ohne Vorurtheil für handschriftlic Tradition, alles nach dem zwingenden Sinn des poe schen Gedankens abmessen und muthig einen Glaub an die höheren Kräfte der Divination gewinnen. A dieser genialen Thätigkeit entsprangen zwei Extre beide hypothetischer Natur und mitten unter Zweife unumstöfslich, einerseits die Konjektur, welche von d Schlägen einer kecken, sich selbst überbietenden Syl gistik eingeleitet und wegen der Schärfe, Durchsicht keit und Reichthums der Kombination häufiger in ihr Irrgängen als im wahrhaften Ergebnifs fruchtbar werd gegenüber die gute, fast ideale Meinung vom Dicht der wie billig immer das richtigste gedacht und in ei ner untadelhafter Form werde ausgesprochen haben. S hen wir nun sogleich dasjenige ab, was Bentley zu G fallen seiner logischen, oft an Prosa streifenden Aesth tik sündigte, so lassen sich auch mit einiger Nothw digkeit die Grade des Widerspruchs bestimmen, welc dieser mündigen Kritik entgegen treten mufsten u entgegen traten. Die Konjektur konnte man zuweil vernichten, öfter schob man sie als eitle Möglichke als Spiel einer üppigen Phantasie zurück; den gro gen Gliederbau der Dialektik erklärte man für ein Tr gebilde der Sophistik, es war verzeihlich, dafs man d furchtbare Waffe hafste, die so grausam die hülfreic Maschinerie der rhetorischen Polterkammer (z. B. d *hypallage* und was sonst mit einem *vestram fidem gra matici* und ähnlichen Scheltworten beseitigt wird) z schlug und von der er selber voraussah, dafs sie d Eitelkeit des gelehrten Haufens beleidigen würde; w aber das Horazische Ideal betrifft, so war das künst rische Bewufstsein zwar auf beiden Parteien eines u dasselbe, doch der einzelne sichtbar im Nachtheil geg die Menge, welche durchaus auf demselben Standpun das für edel und geschmackvoll ausgab, was jener gemein und ungeniefsbar verdammte. Hier durfte n mand Verständigung erwarten, wo keine höchste N mit evidenter Beweiskraft vorlag und sogar nicht e mal ein Kriegesstand anerkannt war. So ruhte d dieser Kampf bis auf unsere Tage; nur dafs Markla eine der argwöhnischen Naturen, durch einen parado Machtspruch seine sorglosen Zeitgenossen störte. De er scheute sich nicht im Greisenalter zu bekennen, d er im Horaz unzähliges Dunkel finde (*in toto op vix una est Ode, Sermo vel Epistola, in quibus hoc n sentio, dum lego*); diese Dunkelheit aber leitete er v

Verfälschungen her, welche sich aus dem Gebrauch Schulen und Klöstern in die Exemplare des Horaz t minder als der anderen römischen Autoren eingechen hätten. Was Markland ohne Beleg und Entelung hinwarf, hat erst jetzt Peerlkamp, Professor eyden, in rücksichtloser Konsequenz an Oden und len zu bestätigen versucht: eine Leistung, die, wie bigen Umrissen hervorgeht, nicht gewöhnliche Frei- und Selbständigkeit des Geistes verräth, und schon änzlich unbefangene Polemik, welcher die Stimmen lenge gleichgültig sind, ein reines Interesse verdient. Allerdings gebührt dem gegenwärtigen Buche noch einer anderen Seite her, wenn auch nur im enge- Sinne der Fachgelehrsamkeit, einige Aufmerksam- Es ist nämlich die erste Produktion, mit der die re holländische Philologie hervortritt und ein Zeugihrer Fortschritte giebt. Denn was uns dorther Ausgaben Monographieen und vermischten Werken serem Jahrhunderte zugekommen, seitdem die land- liche Manier der Niederländer zugleich mit den älzungen ihrer Republik erloschen war, etwa Beitungen von Ovid, Appulejus, Xenophon dem Ero-, Kleomedes, Theon, Darstellungen der platonischen osophie, die litterarischen Berichte der *Bibliotheca ica Nova* mit manchem verwandtem: das alles schien, den Bewegungen der Nachbarn unberührt, zweifelauf der Grenze zwischen Altem und Neuem zu steim Stil verleugnete es niemals die selbstgefällige rur der Wyttenbachischen Latinität; in der fragarischen Auffassung von Lesarten und in der masiften, durch Parallelen vermittelten Interpretation, ben der Anklang einer fremden Methode herlief, iten sich die Farben der Burmannischen und Hemisischen Zucht; auch verweilte man noch sehnig an den Apotheosen und Reliquien der beiden n Schulhäupter, und mochte nicht das Rüstzeug klassischen Form gegen den lebendigen Ton des gen, noch zum öfteren barbarisch gescholtenen s tauschen. Anders das Werk von Peerlkamp. Verf. bewährt ein umfassendes Studium der röen Litteratur und Sprache; die zahlreichen Citan sind dem jedesmaligen Zwecke gemäfs erlesen bgewogen, und wenn auch bisweilen entbehrlich um der Observation willen hingestellt, doch nicht gt oder unnütz; das Urtheil reif, gebildet und selbst ie Kritik sich in Sprünge verliert besonnen; der Ausdruck individuell, lebhaft und mannigfaltig, obwohl seine Reinheit durch Nachlässigkeiten getrübt wird. Dennoch ist diese Kenntnifs und Gewandtheit noch beträchtlich von wissenschaftlicher Anschauung und Gewifsheit entfernt; eine Norm für das was Horaz und Nicht-Horaz bedeuten soll, ohne die sogar die kaltblütigste Skepsis kein Vertrauen erweckt, vermifst man überall; und indem wir dem Treiben einer zerstörenden Polemik nachgehen, welche den Lyriker in grofsen und kleinen Partieen zerstückt, verdünnt und gleichsam dem Messer eines Exercitienmeisters unterwirft, mögen wir immerhin einen solchen Aufwand an Scharfsinn und Sachkenntnifs bewundern, aber nimmer ein Herz zur unerquicklichen Kunst fassen. Dieses Mifsbehagen darf uns indessen nicht hindern, sowohl die verborgenen oder halblauten Grundsätze des Herausgebers als auch den unleugbaren Gewinn seiner negativen Forschung in einer bündigen Summe zu vergegenwärtigen, zu sichten und anderen zur ernsten Prüfung anzuempfehlen. Es scheint natürlich mit der Rechenschaft zu beginnen, welche die Vorrede verspricht, und ihr Ergebnifs mit der im einzelnen geübten Praxis zusammenzuhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

XCII.

Handbuch für den Liebhaber der Stuben-, Haus- und aller der Zähmung werthen Vögel, enthaltend die genauesten Beschreibungen von 200 europäischen Vögelarten, und eine gründliche, auf vielen Beobachtungen beruhende Anweisung, die in- und ausländischen Vögel zu fangen, einzugewöhnen, zu füttern, zu warten, fortzupflanzen, vor Krankheiten zu bewahren und von denselben zu heilen. Unter Mitwirkung des Hrn. Felix Grafen von Gourcy-Droitaumont herausgegeben von Ch. L. Brehm, Pfarrer zu Renthendorf, (bei Neustadt a. d. Orla) u. s. w. — Mit 8 ganz treu und sorgfältig nach der Natur gezeichneten illuminirten Kupfertafeln. Jlmenau 1832. Druck und Verlag von Bernh. Fr. Voigt. (XXXVI. und 412 S., gr. 8. 3 Rthlr.).

Was dieses, nicht eigentlich wissenschaftliche Buch doch einer kurzen Anzeige in einer Zeitschrift für wissenschaftliche Kritik werth macht, sind eine nicht unbedeutende Zahl neuer und schätzbarer, meist von dem Grafen Gourcy-Droitaumont herrührender Beobachtungen über Sitten und Gesang seltener Vögelarten überhaupt; — (abgesehen also von ihrem Verhalten lediglich als Stubenvögel; obgleich auch dieses immer ein na-

turhistorisches Interesse behält.) Leider bedarf es jedoch etwas vielen Suchens, um dieses Neue und wissenschaftlich Wichtigere herauszufinden.

Der lange vielversprechende Titel würde uns eigentlich der Mühe zu sagen, was dieses Werk Gutes enthalte, überheben können: wenn derselbe nicht eben gerade defshalb einiger Erläuterung bedürfte, weil sein Eigenlob doch nur *cum grano salis* zu nehmen ist. —

Die „genauesten" unter den darin enthaltenen „Vogel-Beschreibungen" können nämlich beinahe gut genannt werden. Es finden sich aber von solchen, welche zu dieser Kategorie gehören, schon eben nicht viele vor. — Von einer Anweisung auch die „*aus*ländischen Vögel zu fangen", kann, wie begreiflich, gar kaum die Rede sein, da diese fast sämmtlich auf 5 Octav-Seiten völlig expedirt sind. Selbst was über den Fang der inländischen Vögel (auf den verschiedenen Arten von Heerden mit Treib- und Schlaggarnen, Schlingen, Leimruthen, Fallkasten, vor dem Karze, mit Raubvogelfallen und dergl.) überhaupt gesagt wird (S. 55—6), sind und sollen auch nur Andeutungen sein, die blofs einen ungefähren Begriff geben können. Doch folgt das Nöthigste über den Fang der einzelnen Vogelarten später überall nach; aber wohl selten so, dafs nicht gar Manches als hinlänglich bekannt vorausgesetzt würde, was nirgends im Buche allgemein verständlich genug angegeben ist. — Das „Fortpflanzen" in der Gefangenschaft endlich mufs man wenigstens bei den eigentlichen Stubenvögeln, vollends aber bei gewöhnlichen einheimischen Arten, die man ja immer leicht wieder haben kann, für eben so unnöthig halten, als es im hohem Grade Kosten verursachend und schwierig ist. Denn die Versuche bleiben, wie bekannt (mit Ausnahme unseres nun völlig domesticirten Kanarienvogels) selbst bei allem Aufwande von Zeit und Mühe doch meistens ganz erfolglos. — Zum gröfseren Theile recht gut sind die Krankheiten der Vögel und deren Heilung, und sehr genau die ganze Pflege dieser Thiere in dem Buche behandelt. Ueberhaupt erfüllt dasselbe gewifs seine nächste Bestimmung besser, als sonst eines der bisher vorhandenen von gleicher Tendenz; und es verdient schon darum selbst von wissenschaftlicher Seite einigen Dank, weil auch der Ornitholog nicht selten in den Fall kommt, Vögel um wirklich wissenschaftlicher Zwecke willen zu halten.

Indessen, den gegenwärtigen Zeitumständen gemäfs, könnte das Werk doch immer nicht blofs merklich besser ausgefallen, sondern es könnte zugleich auch ohne Verringerung seines extensiven und intensiven Gehaltes, von merklich geringerem Umfange sein, wodurch es wohlfeiler geworden sein würde: — wenn nur seine Anlage bald danach gemacht worden wäre; besonders wenn der Verf. die nicht blofs weit übersichtlichere, sondern auch in jeder Hinsicht viel compendiösere, systematische Anordnung bei Aufführung der Species gewählt hätte. So aber zeugt schon die ganze Einrichtung des Buches nicht von dem Streben eine nach Moglichkeit grofse Masse von Inhalt auf den kleinsten Raum zusammenzudrängen. Auch kann die in denselben versuchte Eintheilung der Sing-Vögel nach dem ungefä ren Werthe ihres Gesanges, in *Sänger ersten*, *zweiten*, *drit und vierten Ranges* (I—IV), fast eben so wenig consequent u gerecht, als übersichtlich genannt werden. Letzteres kann überhaupt darum nicht sein: weil sie Vögel Einer Gattung, also ähnliche Eigenschaften haben, jedoch nicht auch einen glei guten Gesang besitzen, übrigens aber doch meist gleiche B handlung verlangen, sehr unbequem von einander trennt. (Ueb diefs kann man ja so einem jeden Vogel erst dann seinen re ten Platz anweisen, wenn man seinen Gesang genau kenn Consequent kann sie auch nicht werden: da nicht allein das U theil hierüber eine Sache persönlichen Geschmacks bleibt, so dern sogar nicht einmal alle Individuen Einer Art in einer u derselben Gegend, viel weniger in verschiedenen Landstrich einander im Gesange und in dessem Werthe so bestimmt gl chen. Und in der That hat sich der Verf. selbst bewogen g funden, von dem Wiesenpieper (*Anthus pratensis*) die eine V rietät (S. 139) unter die Sänger des zweiten, die übrigen V gel der Art (S. 210) unter die Sänger dritten Ranges zu stell Gerecht endlich gegen die kleinen Betheiligten ist diese E theilung insbesondere in dem vorliegenden Buche nicht; und mancher von ihnen würde sich für berechtigt halten, lebhaft gegen zu reclamiren, wenn er es vermöchte. Denn sie stell B. den von Natur äufserst schlechtsingenden Gimpel (S. 1 welcher nur die Fähigkeit besitzt, bei recht guter Abrichtu künstliche Melodien treu aufzufassen und schön vorzutrag über den von Natur wirklich gutsingenden Wasserpieper u über die fahle Grasmücke, über die Misteldrossel, den B Hänfling und Stieglitz; ferner den Rohrammer über den sch renden oder Wald-Laubvogel (*Sylvia sibilatrix*) u. s. w. was nach aller practischen Vogelkenner Ansicht gewifs sehr recht ist. Sollte aber doch einmal eine solche ohngefä Uebersicht des musikalischen Ranges gegeben werden: so h es eben so gut in Form eines blofsen Verzeichnisses, mit H weisung auf die Stelle, wo von jeder Art nach der system schen Reihefolge die Rede ist, geschehen können, hier aber i es umgekehrt gemacht. — Nicht viel besser steht es mit der E theilung derjenigen Vögel, welche (V) um des Sprechens w len, (VI) ihrer Schönheit wegen, (VII) aus besonderer Liebhab rei, und (VIII) des Nutzens wegen gehalten werden. —

Uebrigens ist der Verf. in dieser Schrift doch endlich vo seinem, mindestens sonderbaren und wissenschaftlich durchau unbegründeten, daher auch früherhin von allen Seiten angegr fenen, und trotz all seinem Widerstreben längst allgemein ve worfenen Verfahren zurückgekommen, sämmtliche Vogel-Spec in mehrere (meist in 3, zum Theile 4, 5 oder gar noch me zu zerspalten: d. h. blofse, meist ganz unbedeutend abe chende Varietäten als vermeintliche eigene Arten aufzustellen.

Druck und Papier sind ziemlich gut. Die 8 Kupfertafe 48 Figuren enthaltend, hat man ohne sonstige Veränderung fser der neuen Numerirung, aus dem im Jahre 1831 bei dem ben Verleger erschienenen „Handbuche der N. G. aller Vö Deutschlands" von demselben Verf. entnommen. Auch n Eine von Allen kann mit Recht als „sorgfältig illuminirt" rühmt werden, und öfters sind die Farben ganz verfehlt. T 3—8 (von Bädecker gezeichnet) sind hinsichtlich des Ent fes theils mittelmäfsig, theils gut; nur mit Abrechnung der ohne Ausnahme zu dicken Schnäbel und Füfse, und der m zu grofsen Dicke des Körpers. Tafel 1 und 2 aber enthal 11 (von Goetz) durchaus verzeichnete, zugleich noch schlech colorirte und geschmacklos gruppirte, wirklich in allen Verh nissen verfehlte Mifsgestalten, welche das Buch nur verun ren konnen und es ohne Noth vertheuern helfen. Es sind D stellungen, deren heut in der That Verfasser und Verleger meisten Bilder A B C Bücher sich schämen würden; Mus wie man eben *nicht* zeichnen müsse! — Diefs zur nothwe gen Modification dessen was der Titel verheifst.

Gloger.

№ 92.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

Horatii Flacci Carmina recensuit P. Hofman Peerlkamp.

(Fortsetzung.)

Die Vorrede hebt mit der anmuthigen Erzählung des Verfs. an, wie Horaz ihn frühzeitig gefesselt und in philologischer Thätigkeit beschäftigt habe, wie die Erklärung desselben ihm in dem Lehramt an einer Menge von Stellen, worüber ehemals die Kommentatoren beruhigten, immer dunkler erschienen und bei längerer Betrachtung problematisch geworden sei, so dafs in einem so lichtvollen, von den ausgezeichnetsten Männern erläuterten Dichter nicht einmal die Konjektur ihren Platz fand oder fruchtete. Da erst erkannte er als letztes Mittel die Verwerfung von mancherlei untergeschobenen Versen; sobald dieser Weg in der Gedichtsammlung vollständig verfolgt war, fiel ein Bedenken nach dem andern fort, und die Rede trat in ihren ursprünglichen, von keinen Fehlern entstellten Zusammenhang ein; die Schüchternheit aber, welche den Urheber so starker Paradoxen im Angesicht der Gelehrten befallen mufste, wurde durch die Zeit und Markland's Beitritt gemindert. Dafs er endlich zur Bekanntmachung seiner immer mehr abgeschlossenen Kritik schritt, dies erwartet wohl jeder zu hören; und wir thun besser die Thatsachen und Erklärungsweisen jener ungewöhnlichen Interpolationen im Horaz vorzuführen. Der Anfang zwar verräth keine sonderliche Schärfe des Urtheils, wenn die verschiedensten Fälle, *Plautinische Komödien*, das *Pervigilium Veneris*, Kleinigkeiten unter dem Namen von Virgil, Ovid und anderen mehr sammt den Täuschungen neuerer Philologen in bunter Reihe aufgezählt werden; desto gewisseres läfst die nächstfolgende Kombination hoffen. Horaz (heifst es p. IX. sqq.) starb, als er die einzelnen Bücher seiner Gedichte noch nicht zur Sammlung hatte verbinden können; seine Freunde klassificirten alles analoge unter bequeme Schemata, die Abschreiber verfuhren hier willkürlich und um die Zeitfolge unbekümmert, sie griffen aber auch das Innere des *Corpus* an, weil die lyrische Form, die Neuerungen im Sprachschatz, die griechische Farbe, die nur Kennern der Griechen verständlich war, zur Aenderung aufforderten; zuletzt kamen untergeschobene Dichtungen und Verse hinzu, da die wachsende Vorliebe für Horaz sich gern auf jede Weise befriedigen wollte. Dieser Neigung verdanke man einige Gemeinplätze und Einschiebsel in den jetzigen *Carmina*, muthmafslich von der Hand des *Caesius Bassus* und ähnlicher Lyriker; nebenher lief die Emsigkeit der Grammatiker und Rhetoren, welche Themata zur Uebung aus poetischen Stoffen und auf Verhältnisse der Dichter bezüglich (etwa, *Horatius Maecenatem ad coenam invitat; Horatius se commendat Maecenati*) verarbeiten liefsen und hiedurch einen erheblichen Zuschufs nächst rhetorischem Geschwätz im Horaz (*hinc in Carminibus toties idem argumentum, easdem imagines et sententias, verbis paulum mutatis, invenimus*) bewirkten; das Mittelalter trug bei dem Eifer, den es vorzüglich diesem Autor unter den wenigen Lateinern widmete, nicht wenig zur Umgestaltung des Ausdrucks bei, nachdem *Mavortius* und *Felix* im J. 530. gemeinschaftlich, weder durch gute Codices noch durch eigenes Talent unterstützt, unsere vermeinten *Horatii Carmina* revidirt hatten. Zum Beschlufs wird auf Anlafs der Befangenheit, womit die meisten das Hergebrachte zu verehren gesonnen sind, wenn nicht bei ihnen schon der Verdacht Wurzel gefafst hat, an zwei von *Pallavicini* gegen Ende des ersten Buches gefundene *carmina* erinnert, und das eine derselben versuchsweise mit einem lobpreisenden Kommentare versehen, wie solcher unter anderen Umständen und vielleicht noch enthusiastischer würde gehört sein: ein übermüthiger Spuk, der für den Scherz zu viel, für den Ernst zu wenig bedeutet, da kein Zeitalter sich von so handgreiflichem Betrug übertölpeln läfst. Noch ist der *Oudendorpischen*

dictata in Carm. L. I., welche durch Fleifs und Genauigkeit die Mehrzahl der uns bekannten Kollegienhefte von holländischen Philologen übertreffen, gedacht worden, weiterhin auch das wichtigste derselben im Auszuge mitgetheilt.

Soweit die Fabel vom interpolirten Horaz: denn eben für ein blofses Märchen darf man diese mühsame Verkettung von halbwahren und übertriebenen Notizen halten. Auch verräth unser Verf. kein so ganz reines Gewissen, wenn er sich unter anderem p. XXX. äufsert: *Molestis censorum disputationibus non respondere visum est. — Non invideo, dummodo meam me tenere viam patiantur.* Auf der Recensenten „*cramben centies recoctam*" hier und sonst antworten zu müssen, wäre freilich hart; aber in einer so jugendlichen und schlüpfrigen Untersuchung, wo weder einer alles sieht und stets das Rechte trifft, noch das gesammte Publicum durchaus Unrecht haben und taub gegen klare Gründe der Vernunft sein kann, sollte man die Saiten nicht zu hoch spannen, sondern der ruhigen wechselseitigen Verständigung, dem langsamen Vorrücken in kritischer Methodik, allenfalls auch der Zeit ihren Spielraum verstatten. Betrachten wir aber das früheste Stadium der Verderbung, angeblich das erste Jahrhundert der Kaiserherrschaft: wie mochte damals Horaz jenen wilden Verfälschungen ausgesetzt sein? Er und Virgil waren seit Augustus, nach dem Zeugnifs Quintilian's (I, 8, 5.), die normalen Lehrbücher der römischen Jugend: wer aber weifs nicht, mit welcher Eifersucht die Schule in guten Tagen ihre Bücher hütet und vor bösen Einflüssen bewahrt? wie könnte den Grammatikern, welche fast ihr Lebelang mit peinlicher Betriebsamkeit über Reinheit der gelesensten Autoren wachten, ein irgend gewaltsamer Unfug entgangen sein? gesteht nicht P. selber, dafs eine grofse Zahl der ihm verdächtigen Stellen nicht nur von ziemlich alten Gewährsmännern citirt und durch Anspielungen behauptet, sondern bereits von Quintilian (z. B. *Carm. I*, 12, 41.) anerkannt werde? Gröfser ist der Irrthum, wenn die damaligen Abschreiber aus mangelhafter Kenntnifs des Griechischen ihren Horaz überarbeitet haben sollen. In keiner Periode der römischen Litteratur war man inniger und allgemeiner mit der griechischen Sprache vertraut als im Abschnitt von Tiberius bis auf Hadrian; und wäre man auch in geringerem Grade derselben mächtig gewesen, so treten doch Horazens Gräcismen nirgend allzu schroff oder zum Nachtheil der Deutlichkeit (wie etwa beim Prop hervor. Noch weniger will uns in den Sinn, dafs Neuheit der lyrischen Form zu jenem treulosen Ha werk verführen mochte. Seit dem Prinzipat übte sich zu Rom in allen erdenklichen Tändeleien und V mafsen der Lyrik; habe man indessen viel oder se diese Gattung betrieben, immer lag die Versuchung, einem Meister der lyrischen Polymetrie, welcher Schülerschaft durch keine stehende Phraseologie bequ lich machte, um die Wette zu laufen, minder nahe beim Epos: dem Ovid und Lukan, dem Lukrez Klaudian sind Hunderte von Hexametern und Distic nachgeäfft, untergeschoben, verdreht worden, besser Virgil als Autor der Schule davon, in den *Carm* vom Horaz aber liefsen sich bisher nur etliche frei k ponirte Strophen (I, 2. III, 4. 11. 17. IV, 4. aufser einzelstehenden Verse IV, 8, 17.) entdecken, die g äufserlich als mythologische *Specimina* eingelegt wa Höchstens gelten solche Beiläufer für unschuldige Sp von Lesern; dafs aber die Rhetoren fingirte Thes stellten, wie oben versichert wurde, hat seine Richt keit für prosaische Deklamation, nicht für die Poe Doch es sei dem Verf. alles, worauf er fufst, einstwei zugestanden: wie sollen wir das unerhörte Stillschw gen der bewährtesten und zahlreichsten Codices ein so fleifsig abgeschriebenen Dichters auslegen, die wed durch Randbemerkungen und Auslassung noch dur starke Variation oder leisere Spuren (wie solches Autoren sogar der Fall, deren diplomatische Traditi ganz dürftig ist) auf Betrug hinweisen? Beim Virgil terstützen die beiden Familien der Handschriften, ind sie konsequent aus einander gehen und doch in d Hauptstücken zusammentreffen, jede tiefere Forschu der Kritik; beim Horaz hätten sich alle Zeugen des terthums wider uns verschworen! während gerade den *Carmina* nicht einmal eine so scharfe Differenz merkt wird als in *Serm. I*, 6, 126. wo *fugio rabi tempora signi* und *fugio Campum lusumque trigon* sich gegenüber stehen.

Wir wollen aber nicht länger bei der Theorie ve weilen, sondern die Praxis in Erwägung ziehen, d wie gewöhnlich mehr Sicherheit und Tüchtigkeit die Analyse besitzt. Es kann nun nicht dem geringst Zweifel unterworfen sein, dafs Peerlkamp viele Schwi rigkeiten in Gedanken und Latinität zuerst wahrgenom men, überdies sehr beträchtliche Versehen und Fahrlä

ten der angesehensten Interpreten gerügt und an- zur Warnung aufgedeckt habe: dafs mithin seine ng zu den verdienstlichsten Arbeiten über Horaz . Wenn man also häufig gezwungen und geneigt volle Stärke der Beweisführung im Kommentare ennen, so bereut der Leser vielleicht seine Will- keit, sobald er die Resultate jener Demonstration xte durchläuft. Denn ein seltsames Gefühl mufs ich regen beim Anblick unseres Doppelhoraz, in- ieser *Horatiomastix* eine gute Zahl langer und Gedichte, Strophen und Zeilen, worin man fast ohnt war, durch den rechts und links gesäten acher Druck verurtheilt und dadurch ein unheim- Gemisch von klassischen und schlechten Produk- unter die Augen gerückt hat. Aber etwas selbst- würde dies Verfahren desjenigen sein, der ein Wagestück mit kaltem Blut verdammt, obgleich nicht alle Begründung absprechen konnte. Hier ts als das nothwendige Gegenstück zum bishe- irren Treiben im Horaz hervorgetreten, und wenn cht ehrlich sich entschliefst von vorn anzufangen, fst, die Armuth der mit ihren Reichthümern prun- Horazischen Litteratur in der schärfsten Revi- beleuchten, so werden uns die beiden Extreme ige Schritte gefördert haben. Sichtbar sind beide ohne Mafs und Wahrheit dort zurückgeblieben, Ziele fehlgesprungen: die meisten Erklärer lie- h an der Aufsenseite genügen und schlummer- los um Methode und kräftige Forschung eben Punkte, wo sie, statt jeden Flecken mit dem ler Liebe zu verhüllen, die Waffen einer wacke- irie und Wissenschaft üben sollten; ihre wach- Gegner, Bentley und die wenigen Anhänger odischen Kritik, führten ihre meisten Probleme, der Interpretation einen reichen Stoff gewährt uf einen gemächlichen Prozefs der Emendation Was darf man aber thun und lassen, um die tigen Klippen zu meiden und um des ewigen s, ob nicht versteckte Fehler übersehen wor- h vollständig zu entschlagen? Ref. wagt nicht etwas, das einem Kanon ähnlich klänge, preis- sondern meint, dafs es vorläufig genüge, das andere Moment in Erinnerung zu bringen, wor- Hyperkritik des Herausgebers am lebhaftesten Zuerst nun und vor allen Dingen wollen wir lerblichen Satze (p. 87) widersprechen: *Equidem Horatium non agnosco nisi in illis ingenii monumentis, quae tam apta et rotunda sunt, ut nihil demere possis, quia elegantiam minuas.* Niemand ertheilt uns die Befugnifs zu diesem hochgeschraubten Axiom, am wenigsten Horaz der lyrische Dichter, den weder Zeitverhältnisse noch Individualität noch Charakter der römischen Lyrik und Abzweckung seiner Oden auf den Gipfel des Genies, der objectiven Weltbetrachtung und der künstlerischen Vollendung hoben oder berechtigten. Ohnehin sind seine wie jedermanns Studien langsam vorgerückt und ihre Stufen noch jetzt an manchen Schwächen und Mifsgriffen kenntlich, deren Spur zu verwischen nichts anderes als Muthwillen und Ungerechtigkeit gegen den strebenden Autor wäre. Offenbar leidet das erste Buch an allen den Mängeln, welche den Anfänger einer ungewohnten Gattung in Hinsicht auf Beherrschung des Sprachschatzes, der Form und Erfahrung drücken mufsten; im zweiten finden wir ihn reifer, beschränkt auf ein engeres Gebiet und gezügelt durch ein ruhiges Bewufstsein seiner Mittel; das dritte bewährt sich als die gediegene Frucht des Mannesalters, das eine harmonische Macht über die poetische Darstellung und den Geist des geselligen Lebens errungen hat; im letzten erscheint er auf den Rückzug bedacht, und indem der frühere Glanz allmälig erlischt, der Ton immer gehaltener und dem engen Raume des entsagenden Dichterlebens gemäfser wird, überzeugen wir uns leicht, dafs Horaz ernstlich von jenen halb jugendlichen Spielen des Melos Abschied nehme. Auch ist es nicht so unmöglich als die neuesten Differenzen erwarten lassen, die Chronologie der *Carmina* hiermit in Einklang zu setzen; gegenwärtig wird es schon genug sein, wenn wir den geistig von einander abgesonderten Gesängen nicht einerlei kritisches Gesetz zuerkennen. Eine zweite Bemerkung gilt den Worten p. 47. *Ego interdum doleo Quintilianum felicem Horatii audaciam memoravisse. Multi enim interpretes, omnia frustra conati, tandem securi ad eam audaciam veluti sacram ancoram confugiunt.* Im allgemeinen dünkt uns habe man bisher weder die Eigenthümlichkeit der Dichterrede in der Augustischen Zeit noch das Verhältnifs der Sprache vom Horaz zum Gehalt seiner Dichtung gebührend in Anschlag gebracht. In Betreff der ersteren ist es augenscheinlich, dafs sie ein gleichmäfsig ausgeprägtes Idiom von geistesverwandten Genossenschaften (*collegia poetarum*), eine ganz entschiedene Kunstsprache darlegt,

die trotz der sehr individuellen Mannigfaltigkeit in wesentlicher Uebereinstimmung sich erhält und das rhetorische Element, den Grundzug des Lateins, in seiner vollen Stärke besitzt. Eine Formenbildung der Art kann nicht ohne die Figur, die Mischung von Begriffen, die Neuerung bestehen, sie vermag gar bequem als Werk des Verstandes bis zur Täuschung einer dichterischen Phantasie sich abzurunden, aber niemals wird sie (wie schon das Beispiel der Alexandrinischen Kunstpoeten lehrt) den Irrgängen der blofs logischen Kombination, der Uebertreibung und sonstigen Klippen einer prachtvollen Diktion entgehen. Ohne daher grämlich oder unempfänglich für die wahrhafte Bedeutung dieses unermüdlichen Sprachschatzes zu sein, wird man in der Zergliederung des Virgil, Properz, Ovid ihren Ausdruck bei aller Geistigkeit und Symmetrie oft unzulänglich finden; und auch Horaz theilt das Schicksal seiner Gefährten. Denn Letzterer verdankt, wie Lessing von sich selber gesteht, das Beste seiner Poesie einzig und allein der Kritik, deren Wirkung sich nicht obenhin auf die knappe, fast symbolische Behandlung seines Stoffes erstreckt. Von dem Darsteller einer mäfsigen Geselligkeit und Sinnesart, der mit einem äufserst erlesenen Kreise der gebildetsten Männer innerhalb gemessener Principien und Zustände verkehrt, der Empfindungen und Leidenschaften (nirgend vielleicht herber als in der bunten Gallerie von Liebesdingen, welche der buchstäblichen Auslegung des ironischen „*mille puellarum, puerorum mille furores*" spottet) nach dem Gebot seiner Topik beherrscht und der zufälligen Persönlichkeit mehr oder minder entkleidet, darf man nicht den warmen Hauch, den raschen Flug eines in der Fülle von Objecten verschwimmenden Gemüths erwarten; Horaz hält die Fäden seines Themas kühl zusammen, ihre Fugen und Knoten hat er kein Bedenken nackt vor Augen zu legen, und das Vermögen dieser abstrakten Schöpfungskraft entwickelt sich eben so natürlich als glänzend am Reichthum der Sentenzen und rhetorischen Erweiterung. Es wäre leicht eine gute Reihe von charakteristischen Zügen hieran zu knüpfen; besser werden wir mit den begonnenen Umrissen das verbinden, worin Peerlkamp seinen Autor aus wahrer oder mifsverstandener Liebe zu purifiziren sucht. Aus Mangel aber an Raum müssen wir mit einigen Proben uns zufrieden geben, wün schen jedoch, dafs ein vollständigeres Bild vom Ganze in anderen Blättern entworfen werde.

Um nun mit den Gedichten anzufangen, die der He ausgeber gänzlich umstöfst, so sind es im ersten Buc folgende: c. 20. (wo unter minder erheblichen Einwe dungen der Widerspruch in *modicis cantharis*, *non imago* vom Echo gesagt und der Epitritus *Vaticani* ge tend gemacht werden) und c. 30. angeblich ein Cen aus Horazischen Phrasen: eher mag man indessen die Kleinigkeit ein „*exile et ieiunum argumentum*" nenn als den windigen Einwurf, *solutis Gratiae zonis* (d. Χάριτες ἀχίτωνες und ähnliches in steter Zeichnung Göttinnen, s. Böttiger Aldobr. Hochz. S. 146 fg.) Mannspersonen gegenüber eine anstöfsige Scene, Mercurius tauge nicht zum Begleiter der Venus (s. lenfalls Stellen bei *Bergl. in Arist. Pac.* 455. *Harp v.* Ψιθυριστὴς Ἑρμῆς, *Seneca de Benef. I*, 3. um den Hermaphroditen zu schweigen), so ganz ernstl ausgesprochen sehen. Im zweiten Buche sind c. 11. 15. als späte *loci communes* verdammt; woven jenes nige matte Wendungen neben untadelhaften Ausdrüc enthält (nur für Hypochonder schickt es sich *worth* aus der christlichen Zeit herzuleiten), nichts um h das *schlechteste* Gedicht unter den Horazischen zu e blicken; gegen c. 15. ist blofs eine wässerige Analy gerichtet; mit noch geringerem Erfolge das siebzehr um mehr als die Hälfte verstümmelt. Aber eine reic Beute gewährt das dritte Buch, und sogleich die ers überwiegend sentenziösen und systematisch in einan eingreifenden Dichtungen, an denen immer die Aus lung der oben angedeuteten Fugen, *commissurae* o wie man sie heifsen will, Streit und Mühe gemacht Unser Kritiker ist dafür auf ein scheinbar gelindes tel zur Auskunft gerathen, das jedoch näher betrac nur den verschlungenen Knoten etwas breiter zerrt: die Hypothese von einem in 14 Kapiteln bestehen *carmen gnomicum* (gegen Ende des Buches p. 519- in seinem alten Zusammenhange kombinirt), des Haupt und Glieder in c. 1—6. stecken, der Schweif lorener Weise in c. 16. ausläuft, wovon aber die schreiber alles verzettelten.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 93.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

Q. Horatii Flacci Carmina recensuit P. Hofman **Peerlkamp.**

(Schlufs.)

Zu Gunsten dieses Katechismus hat er unter andeem, man kann sagen mit der Verwegenheit eines Anfängers, die wichtige Rede der Juno c. 3. als unerbittliches Hindernifs ausgestofsen, nämlich als *oratio composita ab antiquiore aliquo grammatico;* während man s c. 27. weit eher sich entschliefsen würde die locker angeknüpfte Digression von der Europa „*magis lusum ingenii luxuriantis quam castigati poetae*" aufzuopfern. Ferner sind geächtet c. 8. als *thema grammaticum* (wo nach Entfernung der zweiten Strophe weniges bedenklich sein kann) und diesem verwandt das scherzhafte c. 17, das höchstens vier Verse zu viel hat; dann aus besseren Gründen c. 14. Im vierten Buche hat kein Gedicht zu gänzlicher Verwerfung Anlafs gegeben; doch sind mehrere der berühmtesten (wie 2. 4. 6. 14.) um einen erheblichen Theil des Ganzen, worin die Rhetorik weiter ausgreift, gebüfst worden. An den Epoden liefs nur einzelnes (am meisten c. 16.) den Argwohn aufkommen; ebenso das *Carmen Saeculare:* dort wird mindestens die Vermuthung, dafs die zweite Strophe, *quo Sibyllini monuere versus, virgines lectas puerosque castos dis, quibus septem placuere colles, dicere carmen,* aus ärmlichen Glossemen zusammengeflossen sei, eine höhere Stufe der Wahrscheinlichkeit behaupten.

Doch einen freieren Spielraum und zugleich höheren Werth besitzt die Kritik gegen gröfsere und kleine Versreihen durch sämmtliche Gedichte hin. Im allgemeinen gilt von dieser Polemik, dafs die Mehrzahl der Censuren auf eine andere Formel zurückzuführen sei, indem man theils der Interpretation mehr Umfang, Schärfe und was häufig noth thut lebendigere Begründung des Einzelnen im Ganzen zumuthet, theils nach unbefangener Abschätzung des Für und Wider die Schwächen und Halbheiten der Horazischen Poesie zugiebt. Auch wird man darum noch nicht von einer Prüfung des Mifsfälligen abspringen wollen, weil der Herausgeber mehrmals auch den Schatten des Ungewöhnlichen, selbst lexikologe Neuerungen auf die Wageschale legt, und gleichsam in der Geburt belauert, mit Phrasen der Art, „*Scripsit necessitate metri; non credo esse Latinum, nec vidi exemplum; bis in eodem carmine; Horatius sic potius scripsisset; impeditus verborum ordo, qualem Horatius studiose evitat*", u. a. Wenn er z. B. in I, 28, 20. bei den Worten, *nullum saeva caput Proserpina fugit,* einen Grammatiker zu erwischen glaubt „*metro coactus ad notam ipsi figuram hypallagen confugiens scripsit*", denn Horaz müfste ja wohl gesetzt haben, *nulli trux capiti Proserpina parcit:* so scheint er Gras wachsen zu sehen; man vergl. nur *Propert. II,* 18, 30. *num fugere minus Thessala tela Phryges,* oder *Apollon. I,* 689. *εἰ καί με ταῦν ἔτι πεφρίκασι Κῆρες.* Lieber wünschten wir, es hätten viele seiner Entscheidungen denjenigen Grad der Evidenz, welchen die Mifsbilligung von *III,* 30, 11. 12. *et qua pauper aquae Daunus agrestium regnavit populorum, ex humili potens* besitzt. Jetzt aber kommt diesen Kritiken ein ungleicher Anspruch auf Stärke zu, mehrere reichen nicht einmal an die blitzenden Gedanken der Bentleyschen Syllogistik, einige sind auch aus oberflächlicher Ansicht vom Plane des Gedichts hervorgegangen. Ref. mufs sich auf ein Paar Belege einschränken. Die Dedikation des ersten Buches ist weder tief noch frei von Schwächen der Ausführung; P. meint sie durch etliche Ausschnitte völlig geheilt zu haben „*ego septem versibus deletis dignum poeta Romano carmen effeci*"; man erwäge hiegegen ob ohne vs. 3—5. 9. 10. 30. 35. der logische Zusammenhang und das Wesen des dichterischen Glaubensbekenntnisses unversehrt sei. C. I, 6. verstümmelt er um die beiden letzten Strophen; die vorletzte könnte man zur Noth entbehren, aber wie sollte man bei Vs. 12. ohne den Gegensatz 17—20. (vergl. die ähnliche For-

derung für *I*, 15.) abbrechen, oder das komische Bild, *proelia virginum sectis in iuvenes* (auf Wangen wie Furchen hingezogen) *unguibus acrium*, darum für täppisch halten, weil anständige Leute *„antequam ad convivia ibant ungues resecaverant"!* Ein besonderes Unglück aber hat ihn bei *I*, 12. betroffen; wovon gelegentlich (Grundrifs d. R. Litt. Anm. 118.) erinnert worden, dafs dieses Gedicht, wie schon aus dem Verfolge der Gedanken und dem ungewöhnlich schlichten Tone sich ergiebt, eine patriotische Nachbildung der alten Tischlieder sei. Unser Kritiker hat, da er eine glänzende Darstellung des erhabenen Stoffes erwartete, durchgängig getäuscht und in seinem Wahne durch kleine Ungenauigkeiten (z. B. die Erwähnung der *Scauri*) bestärkt — vs. 33—48. als bares Wasser oder Gebräu aus *Aeneis VI.* hinausgeschüttet; selbst nicht beim schönen Ausdruck, *Crescit occulto velut arbor aevo fama Marcelli* (sehr ähnliche Züge der stillen sorgsamen Pflege s. bei *Hom. Il.* σ'. 56 *fg. Pindar. Nem.* 8, 68 *sqq. Catull.* 62, 39. u. a.), sich besonnen und des scholastischen Einfalles *„fama potius dicenda erat celerrime crescere"* erwehrt. Nicht eben verschieden klingt die Bestreitung von *II*, 1, 9—12. wo jeder augenblicklich wahrnimmt, dafs mit Vernichtung der dritten Strophe Plan und Tendenz des Ganzen zerstört werde; wie das gewählte *res ordinaris* nach den Bemerkungen von *Hemsterhuis* (*Thom. M. p.* 188 *sq.*) oder *Ruhnkenius* (*Praef. Schell. p. XII.*) hindern durfte, läfst sich kaum begreifen. Mit noch gröfserem Rechte mögen die Verehrer des Dichters zürnen, dafs C. I, 24. seinen kunstreichen Anfang verlieren und mit einem stürmischen *ergo* anheben solle; nämlich weil der Verf. mit anderen *praecipe* in einer Aufforderung an die Muse, dieses Lied vielen Tausenden zu verkünden (*Ovid. Trist. II*, 364. *Catull.* 68, 45. *sed dicam vobis, vos porro dicite multis millibus*, nach *Apollon. I*, 22.), nicht verstand.

Endlich fügen wir, da diese Blätter einer weiteren Ausführung keinen Raum gestatten, einen flüchtigen Ueberblick mindestens von denjenigen Konjekturen vor, die Peerlkamp über die schwierigsten Stellen im ersten Buche vorträgt. Zwar scheint seine Stärke nicht in der Konjekturalkritik zu ruhen; doch sind mehrere seiner Vermuthungen scharfsinnig oder geeignet zu besseren Anregungen, wenigstens oft nicht schlechter als viele Sprösslinge der kritischen Laune, mit denen uns die Herausgeber reichlich bedacht haben. Den Anfang mache das berühmte *siccis oculis I*, 3, 18. (nach *Ä-schyli Sept. Th.* 681. gearbeitet), wo P. sich am En[de] zur Ausstofsung dieses und anderer Verse entschlie[fst]. Unelegant ist 4, 16. *iam te premet nox fabulae[que] manes*, und was darauf folgt, („*ego aliquid Hora[tio] dignum excogitavi*") *et domus exilium Plutonia* 6, [...] *quam rem cunque . . . miles te duce gesseris:* we[der] in sprachlicher noch historischer Hinsicht befriedige[nd]. 7, 5. *Est quibus unum opus intactae sunt Pallad[is ar]ces*, unrhythmisch und unhorazisch, doch blofs er[son]nen, um sich der beiden nächsten Verse zu entledig[en]; weiterhin vs. 8. *plurimus in Iunonis honore*, mit O[u]dendorp. 12, 12. *blandum et auritas fidibus ca[nu]ducere quercus*, wo *cautes* der besseren Steigerung [we]gen gewünscht wird. Daselbst vs. 31. *et minax*, [...] *sic voluere*, ein müfsiger und holziger Ausdruck, [...] dessen es rathsam war, die ganze Strophe für Inter[po]lation und Mifsdeutung des *simul refulsit* zu erklär[en]. Dann vs. 52. *tu secundo Caesare regnas*, wo die gö[tt]liche Herrschaft gar von der August's bedingt wäre. [...] *extr. suprema haud citius solvit amor die:* Fehlg[riff] wie *pellas* in *II*, 2, 14. *relinquor ossa Epod.* 17, [...] Nicht annehmlicher 14, 7. *vix durare carinâ possit [im]periosius aequor.* 17, 16. *ruris honorem* abhängig [vo]n *manabit*, als ob das Füllhorn seine Früchte ausschütte[te]. 21, 12. *humeros* für *humerum.* 31, 5. *Graia* für *grata*. 32. *extr. mihi tuque salve*, was bedeuten soll, *tu eti[am] mihi salve:* dafs *cunque, jedesmal*, richtig sei, lehrt *Lu-cret. V*, 313. 583. In c. 35. wo Peerlk. Kritik meiste[ns] in den Nebel greift, vs. 21. *cana Fides*, dann *sed co[mi]tem abnegat.* 37, 3. *ornate pulvinar deorum, tem[pus] erat, dapibus, sodales.* Daselbst vs. 18. *premit* für *cit[us]*. Mit dem dürftigen Vorschlage, *nihil allabores. Sed[u]lum curae neque te ministrum* schliefst das erste Buch.

Indem wir hiemit vom Herausgeber scheiden, wiederholen wir den Wunsch, dafs sein Werk, welches ungeachtet vieler Auswüchse mit Ernst und gründlicher Gelehrsamkeit unternommen ist, mitten unter den Wüsten und unfruchtbaren Kompilationen unserer Tage nicht verloren gehen möge.

Bernhardy.

XCIII.

De alimentorum concoctione experimenta nova. Instituit, exposuit cum adversa digestionis organ. valetu-

dine comparavit **Carolus Henricus Schultz**, *M. Dr. et Prof. p. o. Berol.* 1834. *4. c. tab. aeri inc.*

Das lebhafte Interesse welches der berühmte Verf. der in No. 29. der Jahrbücher befindlichen Recension für die in dieser Schrift erzählten Versuche gezeigt hat, möchte es vielen Lesern wünschenswerth machen etwas Näheres über den Inhalt dieser Versuche zu erfahren, weshalb der Unterzeichnete es übernommen hat die wesentlichsten Ergebnisse derselben hier in der Kürze nachträglich mitzutheilen, um so mehr als ihn der Herr Verf. jener Recens. selbst hierzu durch die freundliche Anzeige, dafs nur die Rücksicht auf die mehr allgemeine Tendenz der Jahrbücher ihn hätte abhalten können mehr von den Resultaten der Versuche aufzuführen", zu ermuntern die Güte gehabt hat. Wir dürfen die Selbstbeobachtungen dabei übergehen, weil sie mit den Versuchen weiter in keiner näheren Beziehung stehen, als dafs sie die Veranlassung dazu gewesen sind. Bei der ersten Reihe von Experimenten über die Verdaulichkeit der Speisen kam es darauf an, die Reihenfolge der Digestion verschiedener von den Thieren gleichzeitig verschluckter Speisen und die Verschiedenheiten in ihren Veränderungen kennen zu lernen, weil dieses allein den Maafsstab für die relative Verdaulichkeit derselben abgeben kann. Versuche der Art, wie sie neulich Beaumont angestellt hat, so dafs er blofs die Dauer der Digestion ganzer Mahlzeiten, die zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen äufseren Umständen genommen waren, aufführt, geben keinen sichern Aufschlufs über die Verdaulichkeit, so dafs auch B. selbst keine bestimmte Resultate hat anführen können. Die in obiger Schrift erzählten Versuche ergeben folgendes. Hunde, die zugleich gebratenes, geräuchertes, gekochtes und rohes Fleisch verschluckt haben, verdauen zuerst das gekochte, dann das rohe, zuletzt das gebratene und geräucherte. Verschlucken sie in derselben Mahlzeit Austern, geräucherten Lachs, Hering, gekochtes Schweine- und Ochsenfleisch; so verschwinden zuerst die Austern und zugleich die gekochten Fleischstücke, (doch später das Schweinefleisch) und zuletzt der Lachs und der Hering. Verschlucken sie gekochtes Fleisch mit gekochten Kartoffeln und rothen Rüben, so sind die beiden letzten noch unverändert im Magen übrig, wenn alles Fleisch verschwunden ist. Verschlucken sie gleichzeitig alten Käse, gekochtes Hühnerfleisch, gekochtes Hechtfleisch, gebratenes, gekochtes und rohes Kalbfleisch, so verschwindet zuerst der Käse mit dem gekochten Hühnerfleisch, dann das gekochte Rind- und Kalbfleisch, zuletzt das rohe Kalbfleisch, die Fischstücke und der Braten. Verschlucken sie zugleich holländischen Käse, Fisch und Krebsscheeren, fette Spickgans, Schweinebraten und gekochtes Rindfleisch, so verschwindet zuerst das gekochte Rindfleisch und der Käse, dann der Schweinebraten, später die Spickgans, und wenn beinahe alles verdaut ist sind die Krebsstücke noch unverändert übrig. Erhalten Hunde in einem Futter Austern mit altem Käse, so werden die Austern früher verdaut als wenn sie solche ohne Käse verschluckt haben. Hierbei zeigt sich, dafs die am meisten verdauten Speisereste (wie gekochtes Fleisch, Käse) auch am sauersten, dagegen die weniger verdauten Stücke (wie Spickgans, Krebsscheeren, Braten) weniger sauer sind, so dafs die mit Wasser abgewaschenen Krebsscheeren, nachdem sie 4 Stunden im Magen waren, oft ganz neutral reagiren, während das gekochte Fleisch nach dem Abwaschen auch im Inneren durch und durch sauer reagirt. Gemäfs der schwereren Verdaulichkeit der Pflanzennahrung verweilt diese im Magen länger als thierische, und demgemäfs haben die herbivoren und carnivoren Thiere eine verschiedene Magenform, welche den Speisen eine ganz verschiedene Art von Bewegung mittheilt. Bei den herbivoren ist die kleine Magencurvatur ganz kurz, Oesophagus und Pylorus stehen dicht neben einander, und die grofse Curvatur bildet beinahe in einem ganzen Kugelabschnitt den fast runden Magen. Die Speisen werden daher nur von der einen Seite (der grofsen Curvatur) in Bewegung gesetzt und drehen sich fast kugelförmig um ihre Axe, während nur der geringere digerirte Theil sich gegen den Pylorus fortbewegt. Bei carnivoren, wo die kleine Curvatur gedehnter ist und der Magen mehr darmähnlich, werden die Speisen mehr von beiden Seiten (nämlich von der kleinen und grofsen Curvatur), fortgestofsen und gegen den Pylorus bewegt, so dafs sie sich nicht lange im Magen aufhalten können. Der Mensch als Omnivore hat einen Magen, welcher zwischen beiden in der Mitte steht, aber in den verschiedenen Lebensaltern und Zuständen bald mehr dem der herbivoren bald mehr dem der carnivoren Thiere ähnlich werden kann. Mit diesen verschiedenen Magenformen und der dadurch bedingten verschiedenen Art der Bewegung des Inhalts hängt zusammen, dafs auch die antiperistaltische Bewegung beim Erbrechen den Inhalt bei carnivoren leicht rückwärts gegen den Oesophagus treibt, wogegen in der runden Magenform der herbivoren der Inhalt nur umgekehrt rotirt, und dies enthält den Grund, warum dergleichen Thiere, wie die Kaninchen, nicht brechen können. Kinder Erbrechen leichter, weil sich ihre Magenform mehr der der carnivoren Thiere, z. B. der Hunde, nähert, Erwachsene besonders wenn sie mehr von vegetabilischer Kost leben, brechen schwerer und oft wird das Brechen fast unmöglich. Der schwarze Kaffee reizt die peristaltische Magenbewegung so sehr, dafs die Speisen zum Theil unverdaut aus dem Magen in den Darm übergehen, und die wenig veränderten Fleischfasern, welche sonst schon im Duodeno verschwinden, durch das Mikroskop im ganzen Darm entdeckt werden; weshalb der Kaffee nach Anfüllung des Magens getrunken durch Entleerung zwar augenblickliche Erleichterung verschafft; aber später krankhafte Coecum-Digestion erregt.

In der Reihe von Versuchen über die Dickdarmverdauung zeigte sich, dafs die Speisen bei herbivoren und omnivoren Thieren (welchen letzteren auch der Mensch ähnlich ist) nicht blofs wiederholt sauer werden, wie schon Viridet beobachtete, sondern nun auch in bestimmten Digestions-Perioden wieder durch Zuflufs von Galle neutralisirt und chylificirt werden, wie vorher im Duodeno. Die Magendigestion ruht in dieser Zeit und die Galle fliefst durch den leeren Dünndarm zum Coecum. Oeffnet man in dieser Periode die Thiere, so findet man reine Galle von alkalischer Reaktion im ganzen Dünndarm. Werden dage-

gen die Thiere in dieser Periode wieder gefüttert und bald darauf geöffnet, so findet man den Blinddarminhalt sauer, indem die Galle von dem neu aus dem Magen zufliefsenden sauren Chymus absorbirt wird, so dafs zuweilen der ganze Darminhalt sauer reagirt. Durch die nach diesen Digestions-Perioden eingerichtete Art der Fütterung kann man ganz nach Belieben den Darminhalt der Thiere sauer oder alkalisch machen, und zwar so, dafs sich diese verschiedene Reaktion bis auf die Exkremente erstreckt. Oeffnet man ein Thier, dessen Blinddarmdigestion noch nicht vollendet, während der Magen leer ist, so findet man im ganzen Dünndarm Galle, allein den Blinddarm ohne peristaltische Bewegung und die Blinddarmklappe geschlossen; die Galle aber vor dieser Klappe angehäuft, während hinter der Klappe der Blinddarminhalt sauer reagirt. Diese Klappe scheint daher den Nutzen zu haben, während der Coecumdigestion den Zuflufs der Galle zum Blinddarm aufzuhalten. Nach vollendeter Coecumdigestion fängt die peristaltische Bewegung im Blinddarm wieder an, die Klappe öffnet sich, und die Galle fliefst zu. Dieses ist durch 11 verschiedene Arten von Versuchen erläutert worden. So lange bei Kindern die Magenform derjenigen der carnivoren Thiere ähnlich ist, ist der Blinddarm weniger entwickelt; dagegen stärker bei Erwachsenen, wo diese Ausbildung oft krankhaft gesteigert wird. Die Blinddarmdigestion ist bei Thieren und Menschen Abends und Nachts erhöht. Zu dieser Zeit fressen die Thiere instinktmäfsig wenig oder gar nicht. Beim Menschen hat das Essen zur Zeit der erhöhten Coecumdigestion die Folge, dafs dieselbe wegen Mangel an Gallenzuflufs nicht vollendet werden kann, so dafs selbst die Exkremente am Ende eine saure Reaktion zeigen, welche man durch Unterlassung des Essens zu dieser Zeit hindern kann. Wird solche widernatürliche Lebensart fortgesetzt, so wird, weil die Leber nicht gleichzeitig für die Magen- und die Coecumdigestion Galle liefern kann, sowohl die Magen als die Coecumdigestion gestört, indem die Speisen gröfstentheils unchymifizirt zum Coecum gehen und die Funktion desselben krankhaft erhöhen. Eine weitere Erörterung dieser Verhältnisse, besonders in Beziehung auf krankhafte Zustände, ist in der Schrift gegeben.

Die Versuche über die Säurebildung im Magen beschäftigen sich zuerst mit dem Grad der Säurebildung. Früher hatte man denselben blofs nach dem Grade der Röthung des Lackmuspapiers beurtheilt. Hier ist er durch Sättigung des Speisebreies mit kohlensaurem Kali näher bestimmt. Der Chymus von Pflanzennahrung erforderte im Ganzen zwischen 0,4 bis 1,5 Procent kohlensaures Kali zur Sättigung. Der Chymus von Fleischspeisen erforderte zwischen 2,08—3 Procent. Käse und Austern geben Speisebrei, der 1,2—1,59 Procent Kali zur Neutralisation erfordert. Hiernach wären Käse und Austern, obgleich leicht verdaulich, doch nicht so nahrhaft als Fleisch.

Die Säure im Speisebrei (besonders aus dem Fundus des Magens) von Pflanzennahrung läfst sich bei manchen Thier[illegible] überdestilliren, und erweist sich als reine Essigsäure. Die Sä[illegible] im Chymus von Fleischnahrung und auch bei manchen Thier[illegible] von Pflanzennahrung (besonders aus dem Pylorus des Mage[illegible] liefs sich direkt nicht überdestilliren (Milchsäure), aber zeig[illegible] sich dadurch als modifizirte Essigsäure, dafs sie mit Kali ges[illegible] tigt und davon durch Phosphorsäure geschieden flüchtig [illegible] schien und alle Eigenschaften der Essigsäure hatte. Da [illegible] manchen Thieren die Säure im Fundus flüchtig, im Pylorus a[illegible] nicht flüchtig ist, so scheint die Essigsäure sich in die [illegible] flüchtige Form durch den Digestionsprocefs zu modifiziren. [illegible] der Destillation geht oft Salmiak, der sich in bedeutender Me[illegible] in den Flüssigkeiten des Darmkanals findet, mit über und [illegible] Veranlassung geben auf Gegenwart von freier Salzsäure [illegible] schliefsen.

Aus den Versuchen über den Zustand des nüchternen [illegible]gens bei Pferden und Hunden, die längere Zeit gehungert hat[illegible] und bei winterschlafenden Fröschen, ergab sich, dafs der ga[illegible] Darmkanal im nüchternen Zustande von Speichel und Galle [illegible] kalisch wird, und dafs, wenn aller saurer Speisebrei verschw[illegible] den, (was erst 5—6 Stunden nach der vollendeten Digestion [illegible] schieht, da sich die Magenwände mit der Säure während [illegible] Magendigestion imprägniren) auch durch Einführung unauflö[illegible] cher Dinge in den Magen keine saure Sekretion erregt wer[illegible] kann. Speichel wurde bei einem Pferde aus einer Parotis i[illegible] Stunden 55 Unzen 7 Drachmen abgesondert. Er war so a[illegible] lisch, das jede Drachme einen Tropfen Essig zur Neutralisat[illegible] erforderte. Der neutralisirte Speichel wurde aber nach ei[illegible] Stunden wieder alkalisch. Auch der saure Speichel einiger [illegible] schen wurde nach 6—8 Stunden in der Kälte ohne Zersetz[illegible] alkalisch. Die Galle fand sich im gesunden Zustand immer [illegible] kalisch, aber die Alkalescenz rührte weder von Ammonium (denn auch die eingedickte Galle ist alkalisch) noch von k[illegible] lensaurem Natrum, denn die weingeistige Solution behält [illegible] Alkalescenz, verliert sie aber durch längeres Stehen. Es sch[illegible] ein eigenes organisches Alkaloid die Ursache der Alkalesc[illegible] der Galle. Der Grad der Alkalescenz der Galle ist so [illegible] dafs im Durchschnitt zur Sättigung einer Unze derselben [illegible] halbe Drachme Essig gehört. Zur Neutralisation eines Th[illegible] von Speisebrei im Zwölffingerdarm gehören bei carnivoren Th[illegible] ren im Mittel drei Theile, bei herbivoren zwei Theile Ga[illegible] Die Säure des Chymus im Blinddarm erfordert ¼ Theil G[illegible] zur Neutralisation. Da der Speisebrei sowohl im Verlauf [illegible] Dünndarms als im Dickdarm bei gesunder Digestion ganz [illegible] tral wird, so hat also ein Hund, der täglich ohngefähr 6 U[illegible] Chymus von Fleisch bildet, zur Chylification desselben 18 U[illegible] Galle nöthig. Beim Ochsen erfordern ohngefähr 20 Pfd. im [illegible]gen gebildeter Chymus 40 Pfd. Galle täglich im Duodenu[illegible] bei der abermaligen Säuerung im Blinddarm noch 10 Pfd [illegible] dafs also im Ganzen 50 Pfd. Galle zur vollendeten Verda[illegible] bei einem Ochsen täglich erforderlich sind. Da der nüch[illegible] Magen immer alkalisch, die Säurebildung im Speisebrei ver[illegible] den ist nach der Verdaulichkeit der Nahrungsmittel, und die [illegible] schiedenen zu gleicher Zeit im Magen digerirten Speisen [illegible] ganz verschiedenen Grad von Säurung zeigen, auch der [illegible] lich ganz leere, von allem sauren Speisebrei befreite Mage[illegible] kalisch ist, und durch Reizung nicht zu einer sauren Sekr[illegible] veranlafst werden kann, so scheint die Theorie einer chemi[illegible] Auflösung der Speisen in sogenannten Magensaft nichts a[illegible] Irrthum, und die hauptsächlich im Magen wirksame Flüss[illegible] der beständig zufliefsende Speichel zu sein, dessen wä[illegible] Theile absorbirt werden, so dafs er in diesem natürlich [illegible] trirten Zustande, in Verbindung mit Magenschleim, das dar[illegible] was man Magensaft genannt hat.

Dr. C. H. Schultz

№ 94.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.
Mai 1835.

XCIV.

Examen critique des travaux de feu M. Champollion sur les Hiéroglyphes. Par Mr. J. Klaproth. Ouvrage orné de trois planches. Paris 1832.

Bemerkungen über den Thierkreis von Denderah, von Goulianof; aus dem Russischen übersetzt von C. Goldbach. Dresden 1832.

Examen d'un passage des Stromates de Saint Clément d'Alexandrie relatif aux écritures égyptiennes. Par Mr. Edouard Dulaurier. Paris 1833.

Es ist bekannt, dafs Klaproth in seiner *Lettre sur la découverte des hiéroglyphes acrologiques*, 1827. von Champollions Erklärungen hieroglyphischer Schriftgruppen mit grofser Achtung sprach, darauf aber, als Champollion die von Klaproth aufgestellte acrologische Erklärungsart verwarf, mit jenem sich deshalb entzweite, und nun in der *Seconde lettre sur les hiéroglyphes*, 1827. erklärte, er werde jetzt die Champollionschen Deutungen einer strengen Kritik unterwerfen, und der Welt zeigen, was von Champollions Methode zu erwarten sei. Diese verheifsene Kritik erschien darauf als Vorrede zu der von Dorow und Klaproth herausgegebenen *Collection d'antiquités égyptiennes recueillies par Mr. le chevalier Palin*, 1829. Ich habe mich über den Inhalt derselben im Jahrgange 1830. Monat September, dieser Zeitschrift erklärt. Klaproth hat nun, nachdem Champollion gestorben war, jene Kritik in dem vorliegenden Werke No. 1. noch einmal wieder bekannt gemacht. Einiges hat er aus dem früheren Abdrucke weggelassen, z. B. seine übertriebene Behauptung von der starken Einmischung griechischer und arabischer Worte in die koptische Sprache. Früher sagte er, über ein Drittheil der koptischen Worte bestehe in griechischen, und ungefähr ein Viertheil in arabischen. In meiner gedachten Recension habe ich bemerklich gemacht, wie ungegründet dieses Vorgeben und die daraus gezogenen Folgerungen seien. Jetzt drückt K. sich über diesen Punkt viel unbestimmter aus. Andres ist in dem neuen Abdrucke hinzugekommen, oder weiter ausgeführt worden. Vieles aber stimmt mit dem früheren Abdrucke wörtlich überein.

Ehe ich mich wieder zu der Klaprothschen Kritik wende, mufs ich über das von Champollion Geleistete einiges im Allgemeinen bemerken. Man mufs bei Champollion unterscheiden die *Erklärungsfacta* und die *Erklärungstheorie*. In Betreff der Erklärungsfacta, oder der wirklichen Erklärungen einzelner hieroglyphischer Gruppen, hat Champollion sehr viel Beifallswerthes, zum Theil bereits über allen Zweifel Erhabenes geleistet, und keinem anderem als ihm wird dieses verdankt. Andres unter seinen Erklärungsfactis blieb zweifelhaft, ward von ihm selbst später für unrichtig erkannt, und anders dargestellt. Dafs auch dergleichen unter seinen Erklärungen vorkam, kann keinen Gelehrten befremden, der mit den in diesem Felde obwaltenden aufserordentlichen Schwierigkeiten einigermafsen bekannt ist. Eine vollständige *Erklärungstheorie*, nach deren Regeln alle hieroglyphische Texte gelesen und übersetzt werden könnten, vermochte er nicht zu liefern. Doch hat er auch in diesem Punkte wenigstens soviel hinlänglich dargethan, sowohl theoretisch, wie praktisch, dafs ein Theil der hieroglyphischen Schriftgruppen *alphabetische Schrift*, ein andrer Theil aber *symbolische Schrift* enthält. Es kann jetzt gar keinem Zweifel mehr unterliegen, dafs z. B. die Gruppe:

alphabetischer Natur ist, und, von der Rechten zur Linken gelesen, die fünf Buchstaben: p t a m n bezeichnet,

welche den bekannten ägyptischen Mannesnamen Petamon, d. i. *der dem Amon gehörende*, bilden. Ebenso ist es vollkommen sicher, dafs das Zeichen:

symbolischer Natur ist, und *Wohnung*, *Behausung*, bedeutet. In dieser Mischung alphabetischer und symbolischer Schrift, und in der daraus erwachsenden grofsen Anzahl der Schriftzeichen, liegt die eigenthümliche Einrichtung, und die Schwierigkeit der Erklärung der ägyptischen Schrift. Ein und dasselbe Zeichen kann auch an der einen Stelle alphabetisch, an der andren symbolisch gebraucht sein. Wer nun die Gränze zwischen den alphabetischen und den symbolischen Zeichen angeben, und den Werth jedes einzelnen Zeichens beider Classen zu bestimmen vermöchte, der könnte eine vollständige Erklärungstheorie liefern. Allein von dieser vollständigen Lösung des Problemes sind wir noch weit entfernt, und, soviel mir bekannt, hat auch Champollion niemals behauptet, dafs er in seinen Entdeckungen bis zu diesem Punkte fortgeschritten sei.

Was die einzelnen von Champollion gegebenen *Erklärungsfacta* anlangt, deren Zuverlässigkeit angenommen werden darf, so gehören dahin die Namen altägyptischer Könige, wie Amenophis, Thutmosis, Ramses, Meiamon, Sesonchis, Osortasen, Nephereus, Acoris, Psammetichus; die Namen späterer Beherrscher Aegyptens, wie Xerxes, Alexander, Philippos, Ptolemaeus, Berenike, Arsinoe, Kleopatra, Caesar, Autokrator, Tiberius, Nero, Sebastos, Traianus, Sabina; die Namen ägyptischer Privatpersonen, wie Petamon, Tentamon, Amonmai, Amonset, Sotimes, Petarpre, Petosiris, Petisis, Horamon, Horsiesis; die Namen fremder Privatpersonen, wie Antinous, Lucillus, Sextus, Africanus, Rufus; die Namen ägyptischer Götter, wie Amon, Jsis, Osiris, Horus, Phtah, Amon ra, Anubis, Aroeris, Sokaris, Suchis, Thoth, Jmuthes; die Bezeichnungen mancher Begriffe, wie: Gott, Göttin, Götter, König, Königin, Welt, Himmel, Sonne, Mond, Land, Ort, Tempel, Kind; die Namen mancher ägyptischer Städte, wie Memphis, Thebe, Pselkis, Hermopolis, Ombos, Aphroditopolis, Philae; manche Ehrentitel der Götter und der Fürsten, wie: von Chnubis geliebt, liebend den Phtah, von Phtah geliebt, Sohn der Sonne die ihn liebt; einige grammatische Partikeln, wie den männlichen Artikel, den weiblichen Artikel, die Bezeichnung des Pluralis; viele hieroglyphische Bezeichnungen einzelner Buchstaben, oder sogenannte phonetische Hieroglyphen. Ferner hat Champollion auch für die hieratische und die enchorische Schrift die Bezeichnungen der Monate, und den gröfsten Theil der Zahlzeichen nachgewiesen, und dabei den merkwürdigen Umstand aufgedeckt, dafs für das Datiren der Monatstage eine besondre Zahlenreihe gebraucht wird. Zu den Früchten der Entdeckungen Champollion's müssen hinzugerechnet werden, manche sichere Erklärungen einzelner Gruppen, welche von andren Männern wie Salt, Rosellini, Yorke, Leake, nach Champollion's Methode geliefert worden sind. Die Beweise für die Richtigkeit dieser Erklärungen liegen vornämlich in entsprechenden griechischen Inschriften. Blicken wir dreifsig Jahre zurück, so war damals von allem hier eben aufgeführten nichts bekannt oder erklärt. Dafs die von Champollion gegebenen, zuverlässigen Erklärungen, ungeachtet sie nur zerstreute Einzelnheiten betreffen, uns dennoch schon wichtige historische Aufklärungen verschafft haben, über das Alter und den Zweck vieler ägyptischer Tempelruinen und ägyptischer astronomischer Denkmäler, über die Benennungen und die Genealogie der ägyptischen Könige, über die Einrichtung der ägyptischen Schrift selbst, liegt klar am Tage.

Ueber die Einrichtung der ägyptischen Schrift machte Champollion unter anderem, in seinem *Précis*, *second édit. pag.* 158. 159. die Bemerkung, dafs öfter in einem hieroglyphischen Texte die Benennung erst alphabetisch und dann sogleich hinterher noch einmal, und zwar symbolisch geschrieben wird. Er führte dies besonders in Bezug auf die Namen der Götter an. Der Satz erhält seine Bestätigung auch in Bezug auf die Namen der Städte, z. B. in den Inschriften zu Dakke, oder dem alten Pselkis, in Nubien, welche durch Gau bekannt geworden sind. Die dortigen griechischen Inschriften sagen, der Tempel sei dem Hermes, genannt Pythnubis, geweiht. Wir finden denn auch eine hieroglyphische Zeile dort, deren Sinn ist: *Hermes, Gott, dreifach grofs, Vorsteher des Tempels zu Pselk.* Der Name Pselk ist nun erst alphabetisch ausgedrückt, und zwar also:



Das grofse Viereck zur Rechten ist, wie ich schon oben angeführt habe, ein symbolisches Zeichen, welches: *Be-*

zung bedeutet, und in den Namen der Städte häufig rkommt. Wir wollen einstweilen annehmen, die Aussache des Zeichens sei *ma* gewesen, welches Wort im ägyptischen *locus* bedeutet; das Alte Testament könnte auf die Aussprache *no* führen, da es den Namen Thebens, oder des *loci Amonis*, bekanntlich *no amon* schreibt. Es folgt die gebrochene Linie, welche häufig den Buchstaben *n*, und daher auch den ägyptischen Artikel *n* bezeichnet. Das kleine Quadrat darunter ist der Buchstabe *p* und daher auch der männliche Artikel *p*. Der Haken ist *s*; das Oval ist *r* und *l*, welche beide Buchstaben im ägyptischen häufig mit einander wechseln; die gehenkelte Schaale ist *k*. Wir erhalten also:

m a — n — p — s l k

d. i. *locus pselk*, oder *locus scorpionis*. Denn *selk* bedeutet: der Scorpion; im neueren Koptischen wird das Wort *scli* und *scri* geschrieben, mit der gewöhnlichen Vertauschung von *l* und *r*. Die Griechen hätten daher die Stadt Pselkis, nach ihrer gewöhnlichen Weise die ägyptischen Städtenamen zu übersetzen, auch Scorpiopolis nennen können. Auf jenen alphabetisch geschriebenen Namen der Stadt folgt nun unmittelbar in der hieroglyphischen Zeile derselbe Name symbolisch geschrieben, und zwar also:

Diese Gruppe bedeutet: *Scorpionenort*. Vorn steht der Scorpion; der Halbkreis und der gekreuzte Kreis sind ein Zeichen, welches in den Ortsnamen öfter vorkommt, und *regio* bedeutet; Champollion hat es in seinem *Précis* pl. 14. nro. 240. und 244. auch aufgeführt.

Ein andres Beispiel, wie der Name einer Stadt zwar nicht alphabetisch, aber doch *phonetisch* geschrieben wird, nämlich so, dafs der Laut des Namens bezeichnet war, giebt der Name der Stadt Hermopolis, so wie er auf einem im Turiner Museum befindlichen Altare geschrieben steht. Champollion erwähnte in seiner *Seconde lettre a Mr. le duc de Blacas pag.* 111. diesen Altar, und die darauf stehenden Städtenamen, und Seyffarth hat in seinen Beiträgen, Heft 3. Tab. 2. eine Abbildung jener geographischen Inschrift geliefert. Die Stadt Hermopolis hiefs bei den Aegyptern *Schmûn*, wie Champollion in seinem Buche: *l'Egypte sous les Pharaons, tom.* 1. *pag.* 291. zeigt. Der Name der Stadt ist nun auf jenem Altare folgendermafsen bezeichnet:



Das grofse Viereck mit dem kleinen in der Ecke haben wir schon als Zeichen für: *Ort*, kennen gelernt. Die acht kleinen Striche darin sind das gewöhnliche hieroglyphische Zahlzeichen für: *acht*. Die Zahl *acht* heifst aber in der oberägyptischen Mundart: *schmûn*, grade so wie die Stadt. Jene Gruppe bedeutet also: *der Ort schmûn*, d. i. Hermopolis.

Ich wende mich nun zu Klaproths Kritik der Entdeckungen Champollions. Diese Kritik scheint keine unbefangene und unparteiische zu sein, sondern zum Zwecke zu haben, die Meinung von Champollions Entdeckungen möglichst ungünstig zu stimmen. Ein unparteiischer Richter mufste in den Erklärungen Champollions die verschiedenen Classen, die *sicheren* Erklärungen, und die *unsicheren*, unterscheiden; zuvörderst eine vollständige Schilderung der sicheren dem Leser vorlegen, damit dieser eine deutliche Vorstellung von dem Verdienstvollen erhalte, was Champollion geleistet hat; und sodann die Gränze zeigen, wo die theils unsicheren, theils unrichtigen Erklärungen Champollions anfangen, und Proben derselben mittheilen. Nur auf diesen letzteren Punkt scheint es Klaproth abgesehen zu haben; er beschäftiget sich blofs damit, Proben der unvollkommneren Erklärungen zu geben, und gelegentlich Aeufserungen hinzuwerfen, welche den der Sache unkundigen Leser zu der Meinung führen müssen, als seien alle Erklärungen Champollions unglaubwürdig. So sagt er S. 44: *Voilà, je pense, beaucoup d'exemples qui nous donnent déjà une mesure assez convenable de la foi qu'on doit avoir dans les assertions de M. Champollion, et de la solidité des principes qu'il a établis dans son Précis du système hiéroglyphique.* Alle *assertions* Champollions werden hier für den unkundigen Leser mit gleichem Verdammungsurtheile belegt, obgleich Klaproth sehr wohl weifs, dafs viel Richtiges unter jenen *assertions* sich befindet, und obgleich er von diesen richtigen Erklärungen Champollions selbst Gebrauch macht, z. B. in dem, was er über den Namen der Stadt Pselkis pag. 129 vorträgt.

Die oben von mir aufgezählten gesicherten Erklä-

rungen Champollions greift Klaproth nicht an. Er kann dies auch nicht thun, da er sie selbst für richtig hält, und, wie eben gesagt, selbst benutzt. Er macht aber auch den Leser nicht auf sie aufmerksam, sondern übergeht sie in der eigentlichen Charakterisirung der Erklärungen Champollions fast mit Stillschweigen; nur gelegentlich, und für den oberflächlichen Leser fast unmerklich, erwähnt er einiges davon, nämlich da, wo er selbst aus ihnen argumentirt, und sie gebraucht. Hier konnte er sie natürlich nicht ganz umgehen. Eine flüchtige und unvollständige Andeutung derselben giebt er p. 19. 20. 148. Er spendet dem Verdienste Champollions zwar in der Vorrede ein Paar allgemeine lobende Floskeln, indem er z. B. jenen nennt: einen *savant trop tôt enlevé aux sciences qu'il cultivait avec tant de succès et de gloire*; er fügt hier auch nachsichtig hinzu, es würde unbillig sein von dem Entdecker des alphabetischen Theiles der hieroglyphischen Schrift schon zu verlangen, dafs er alle hieroglyphische Texte gleichwie eine: *gazette*, geläufig solle lesen und übersetzen können. Aber wenn man nachher das Buch lieset, und nichts Andres über Champollions Leistungen kennt, weifs man eigentlich nicht recht, worin denn eigentlich jener *succès* Champollions könne bestanden haben, da das Buch nur von lächerlichen, kindischen und lügenhaften Erklärungen Champollions erzählt, und nur solche mit Sorgfalt analysirt.

Wo das Buch einer gesicherten Erklärung Champollions gedenkt, sucht es wenigstens deren Verdienstlichkeit herabzusetzen. Es räumt z. B. S. 20 ein, dafs Champollion die Namen und Epitheta ägyptischer Könige richtig entziffert habe; aber, fügt es sogleich hinzu, diefs sei ja keine Kunst gewesen; denn dazu habe man ja gute Hülfsmittel in den Königskatalogen des Manethon, und jeder *bon déchiffreur* würde dasselbe Resultat wie Champollion haben liefern können. Dies geben wir gern zu. Was von einem Menschen erfunden worden ist, konnte auch von andern Menschen erfunden werden, welche gleiche Aufmerksamkeit, und gleiche Hülfsmittel für den Gegenstand anwendeten. Allein ist denn dies ein Grund dazu, dem wirklichen Erfinder das Verdienst der Erfindung abzusprechen? Keine einzige Erfindung würde dann dazu berechtigen, ihrem Urheber irgend einen Ruhm ihrer wegen zuzusprechen. Und wenn denn jene Entzifferung s[...] war, warum hat Herr Klaproth selbst sie nicht lange vor Champollion geliefert? Warum ist sie den gelehrten Männern entgangen, welche vor C[...]pollion *ex professo* mit den Hieroglyphen sich b[...]tigten? Man mufs hierbei unwillkürlich an das [...] Columbus denken. Sonderbarer kann man doch [...] That über eine Entdeckung nicht urtheilen, als ind[...] sie erst einräumt, dann aber hinzusetzt, erheblich [...] nicht, weil sichere Hülfsmittel vorhanden seien, [...] zu der Entdeckung führten, und aus welchen dere[...]tigkeit deutlich hervorgehe.

Hierauf sagt Klaproth S. 22, eine Entdecku[...] Champollion freilich gemacht; aber sie werde [...] weit führen: *si l'on examine avec soin les déco[...] de M. Champollion, on est convaincu qu'elles [...]vent servir qu'à lire une partie des noms d[...] d'Egypte, mais qu'elles ne conduiront vraisembla[...] jamais à une intelligence même superficielle des [...]tions égyptiennes, et des nombreux écrits sur [...] qu'on trouve dans les tombeaux de ce pays.* D[...] jene Behauptung Klaproth's, Champollion's Ent[...]gen könnten *nur zur Lesung einiger Königsnam[...]*ren, ungegründet sei, ergiebt sich aus der oben [...]gegebenen kurzen Aufzählung der einzelnen [...] sicherer Erklärungen, welche Champollion's Entd[...]gen herbeigeführt haben. Dafs aber auch Klaproth recht gut wufste, die Entdeckungen Champollion[...]schränkten sich nicht auf einige Königsnamen, [...] sich daraus, dafs Klaproth an mehreren Stellen [...]chen Erklärungen Champollion's Gebrauch mach[...]che keineswegs zu den *einigen Königsnamen* [...] Er lieset z. B. S. 130 den Namen der Stadt P[...] dafs er den einzelnen Zeichen denselben alphab[...] Werth beilegt, welchen ihnen Champollion z[...] er erklärt dort die hieroglyphischen Gruppen: *Gott, grofs, Vorsteher, Gegend*, grade so, wi[...]pollion deren Werth angab. Ebenso räumt Kl[...] doch auch wieder ein, Champollion habe auch [...] *namen* entziffert, nur mit dem gewöhnlichen [...] welcher, wenn eine unbestreitbare Erklärung C[...]lions erwähnt werden mufs, nicht auszubleiben[...] *il n'étoit pas très difficile de les découvrir [...] inscriptions.*

(Der Beschlufs folgt.)

№ 95.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

Examen critique des travaux de feu M. Champollion sur les Hiéroglyphes. Par Mr. J. Klaproth.

Bemerkungen über den Thierkreis von Dendersh, von Goulianof; aus dem Russischen übersetzt von C. Goldbach.

Examen d'un passage des Stromates de Saint Clément d'Alexandrie relatif aux écritures égyptiennes. Par Mr. Edouard Dulaurier.

(Schlufs.)

Klaproth scheint durchaus zu verlangen, dafs hampollion etwas durch göttliche Eingebung ohne ülfsmittel entdeckt haben müsse, wenn seine Lösg des Problemes als eine schwierige und verdienste genannt werden solle. Da nun Klaproth S. 21 die üchte der Erklärungen Champollions auf *einige Kögsnamen* beschränkt, gleichwohl aber an andern Stel- indirect jenen Erklärungen einen gröfsern Umfang gesteht, so frägt es sich, wo denn die *bonne foi* in nem seinem Berichte über Champollions Leistungen ibt.

Klaproth klagt wiederholt über *Ignoranten*, welche Meinung verbreitet hätten, Champollion könne alle eroglyphischen Texte erklären. In der Vorrede heifst : *les ignorans seuls ont donc pu croire que M. Champllion, en découvrant l'alphabet phonétique de l'écrire ancienne de l'Égypte, étoit parvenu par ce preier succès, à déchiffrer le contenu des inscriptions des monumens hiéroglyphiques.* Ferner p. 1: *depuis ix ans on parle avec enthousiasme de la découverte l'alphabet phonétique faite par feu M. Champollion.* laproth mufs sich in einem Kreise solcher Ignoranten Paris befunden haben, welche ihn vielleicht mit Aerer erfüllten. Unter den mir bekannt gewordenen Gelehrten, welche öffentliche Urtheile über Champollion's Entdeckungen fällten, habe ich dergleichen Ignoranten nicht bemerkt. Ich beziehe mich in dieser Hinsicht auf die Recensionen, welche Sacy im *Journal des savans*, Young in englischen Blättern, Otfried Müller in den göttingischen Anzeigen, über Champollion's Schriften geliefert haben. Mehrere Artikel darüber habe auch ich in verschiedenen deutschen Zeitschriften bekannt gemacht. Alle diese Recensionen haben sehr richtig den wahren Umfang der Entdeckungen Champollion's dargestellt, welcher für den einigermafsen aufmerksamen Leser der Schriften Champollion's durchaus nicht schwierig zu erkennen ist. Jene Recensionen sind weit davon entfernt gewesen, zu berichten, Champollion könne alle hieroglyphischen Texte lesen und übersetzen; und ebensowenig haben sie behauptet, dafs alle von Champollion vorgetragenen, zum Theil auch nur als muthmafsliche in Vorschlag gebrachten, richtig seien. Auch in meiner Schrift *de prisca Aegyptiorum litteratura* sagte ich p. 1: *esti enim in hoc litterarum genere plura nuper, vel certa, vel probabiliora, per virorum doctorum diligentiam reperta sunt, multum, ut mihi videtur, tamen abest, ut ratio litteraturae aegyptiacae ita penitus iam perspecta sit, ut omnia scripta aegyptiaca feliciter explicare possimus.*

Ich mufs endlich noch einige Beispiele der Ausstellungen anführen, welche nun Klaproth gegen einzelne der unsicheren und unrichtigen Erklärungen Champollions macht. Er hält sich dabei vorzüglich an solche Fälle, in welchen Champollion über den Sinn eines Zeichens schwankte, und seine Meinung darüber öfter änderte. Zuerst führt er an, das *Auge ohne Wimpern* habe Ch. anfangs für ein *s* gehalten, hernach für einen Vokal, bisweilen auch für ein figuratives Zeichen, welches *Auge* bedeute. Klaproth scheint einzuräumen, dafs es einen Vokal bezeichne, namentlich *i* in den Namen

Arsinoe, Berenike. Er beschwert sich öfter darüber, dafs ein und dasselbe Zeichen von Ch. bald als *Buchstabe*, bald als *symbolisches Zeichen* erklärt werde. Inzwischen scheint ein solcher doppelter Gebrauch bei einigen Zeichen in der That statt gefunden zu haben. Der *Kreis* bezeichnet häufig die Sonne, welche bekanntlich ägyptisch *ra* und *re* hiefs; daher wird der Kreis auch alphabetisch gebraucht zur Bezeichnung der Sylbe *re* in dem ägyptischen Männernamen Petarpre, so wie ich ihn in meiner obengedachten Schrift S. 35 habe abbilden lassen. Die Sylbe *re* scheint denn auch freilich in der *Bedeutung* dieses Namens wieder den Sinn: *Sonne*, zu haben, und die Bedeutung des Namens zu sein: *der dem Orus Sonne angehörende.*

Klaproth bemerkt ferner S. 28. 29, dafs Champollion in dem Verzeichnisse der alphabetischen Hieroglyphen in der zweiten Ausgabe manches geändert, einige früher darin aufgenommene Zeichen gestrichen, und andere an deren Stelle gesetzt habe. Da die Zahl der einzelnen Hieroglyphen grofs ist, und Champollion seine Forschungen immer fortsetzte, so können jene Aenderungen an und für sich nicht auffallen, noch getadelt werden. Denn bei allen solchen Untersuchungen heifst es mit Recht: *dies diem docet*, und das hartnäckige Beharren bei einer einmal gegebenen Erklärung kann als allgemeiner Grundsatz unmöglich gebilligt werden. Damit will ich keinesweges behaupten, dafs alle dergleichen von Champollion vorgenommenen Aenderungen richtig seien; aber Klaproth hat auch nicht deren Unrichtigkeit nachgewiesen, sondern das blofse Dasein der Aenderungen bemerklich gemacht. Er führt ferner S. 31. 32 an, Ch. habe eine *fliegende Ente* anfangs für ein *e*, später für ein *p* gehalten, einen *gefüllten Kreis* für ein *u*, einen *gestreiften Kreis* hingegen für ein *k*. Die hierauf folgenden Bemerkungen beziehen sich hauptsächlich auf den schon erwähnten Umstand, dafs ein und dasselbe Zeichen bald als *Buchstabe*, bald als *symbolisches* Zeichen genommen werde; z. B. dafs das Zeichen ʃ bald den Vokal *u*, *o*, bald den Begriff *Gott* bezeichnen solle. Gleichwohl spricht für diese doppelte Bedeutung des Zeichens sehr vieles. Man darf nur die Namen Ptolemaeus, Amonius, Antimachos, in der enchorischen Schrift ansehen. Hierauf kritisirt Klaproth die Erklärungen mancher wahrscheinlich symbolischer Gruppen; z. B. in der Gruppe, welche *König* bedeutet, vermuthete Champollion das koptische Wort *suten* Leitung; er be dagegen, dafs *König* doch nur durch das Wo *puro*, bezeichnet worden zu sein scheine. Ich w die einzelnen Ausstellungen nicht weiter, weil, w schon anfangs sagte, allerdings viele Erklärungen pollions nur hypothetisch sind, und Klaproth al Recht dagegen Bedenken vortragen kann. Ma auch einräumen, dafs Champollion in manchen Fä wenig Grund für seine vorgeschlagenen Erklä hatte, und sich weiter wagte, als wohin er mit heit fortschreiten konnte, daher denn spätere Ae rungen nothwendig folgen mufsten.

Schliefslich bemerke ich, dafs die in einem aus feindseligen Geiste gegen Champollion ab Klaprothsche Kritik eigentlich ein günstiges Z für Champollion ablegt, indem sie sich doch ge sieht, die im Eingange von mir aufgezählten b Erklärungen Champollions gelten zu lassen.

Der Verfasser der Schrift *Nro.* 2. Herr Go ist der Freund Klaproths, welcher mit diesem men die akrologische Erklärung der Hieroglyphe schlug. Herr Goulianof spricht grade wie Kl selbst. Ob C. Goldbach identisch sei mit J. Kl mufs ich dahingestellt sein lassen. Gegen den S gen Schott trat J. Klaproth bekanntlich unter den men W. Lauterbach auf. Goulianof stimmt mit C pollion darin überein, dafs der Thierkreis von Den mit alphabetischen Hieroglyphen den Titel *Auto* enthalte; nur fügt er hinzu, befinde sich auch ne Monogramm dabei, welches *tb* zu lesen sei, un Namen Tiberius bezeichne. Sobald Goulianof von pollions Entdeckungen spricht, glaubt man Kl selbst zu hören. Am Schlusse kündigt Goulian Theorie an, *alle Hieroglyphen seien blofse U rungen des Semitischen Alphabetes.* Dies ist d Theorie, welche früher Seyffarth vertheidigte, w sagte, die Hieroglyphen seien kalligraphische U rungen der semitischen Buchstaben. Jetzt hat e Theorie aufgegeben, und dafür diese astrologisch gestellt: *die Hieroglyphen erhielten ihren alp schen Werth nach Mafsgabe ihrer, und aller Dinge, Vertheilung unter die Schutzherrschaft de zelnen Planeten*; z. B. der *Käfer* steht unter der schaft des Marsplaneten; daher bezeichnet der wenn er als Buchstabe gebraucht wird, den Buchs

eil dieser unter der Herrschaft des Marsplaneten ; *Systema astronom. aegypt. pag.* 367.

n der Schrift *Nro.* 3. liefert der Verfasser eine ie und scharfsinnige Erläuterung der bekannten des Clemens über die verschiedenen Arten der glyphen. Zweifelhaft blieb in dieser Stelle bisher welche Art Clemens gemeint habe mit den Wor- *ἡ μὲν ἐστι διὰ τῶν πρώτων στοιχείων κυριολογική.* nahm bisher das Wort *στοιχεῖον* immer in dem : *Buchstabe.* Der Verfasser zeigt nun aus Aristo- und andren griechischen Schriftstellern, dafs *στοι-* überhaupt die *elementa* eines Dinges, und daher die *Form* desselben bezeichnete, und dafs daher es diejenigen Hieroglyphen meinte, welche ein durch seine erste äufsere Form bezeichnen; z. B. Begriff *Haus* durch Zeichnung eines Hauses, den ff *Stier* durch Zeichnung eines Stieres. Es ist diejenige Art der Hieroglyphen, welche Champol- *figuratifs propres* nannte. Von Champollions suchungen spricht der Verfasser mit Achtung, be- aber, dafs er in einigen Grundsätzen von ihm iche. Sehr richtig sagt er, man müsse bei Cham- n unterscheiden: *ce qui est de fait, et ce qui est ctrine*, das heifst, die einzelnen *Erklärungen* selbst, lie daraus abgeleiteten *Erklärungsgrundsätze.* Der sser verspricht, seine eigenen Ansichten über die ferung der Hieroglyphen bekannt zu machen, und, dem Inhalte dieser kleinen Schrift, darf man von Dulaurier nur schätzbares erwarten.

J. G. L. Kosegarten.

XCV.

ater Jahrbücher für Literatur, Statistik und nst, besonders Rufslands, herausgegeben vom Prof. . Blum, Bunge, Goebel, Neue, Struve, dicus v. d. Borg, Prof. Dr. Friedländer, use, Rathke, Walter. Zweiter Band sechs fte. Riga und Dorpat. Verlag v. Ed. Frantzen, 4.

en der Ref. mit Freude dem Auftrage Folge leistet, vor- e Zeitschrift anzuzeigen, so kann er wiederum nicht um- erst über sein eignes Verhältnifs zu derselben Etwas zu en. Nicht nur, dafs die Redaction derselben aus lauter ekannten und verehrten, zum Theil innig befreundeten, n besteht, sondern zu der Zeit, als der Plan zu dieser Zeitschrift gefafst wurde, ward der Ref. selbst zur Mitarbeit aufgefordert; ja, grade in diesem Bande befindet sich ein Aufsatz von ihm selbst, zu jener Zeit eingesandt. Sollte darum das Unternehmen des Ref. sich nicht selber widersprechen, so mufste er sich darauf beschränken, statt einer eigentlichen Beurtheilung nur eine Relation dessen zu geben, was diese Zeitschrift tendirt.

Die Dorpater Universität hat durch das Zusammentreffen der mannigfaltigsten Umstände eine sehr eigenthümliche Stellung. Von den Universitäten, welche unter dem russischen Scepter stehen, ist sie die einzige deutsche, d. h. sie hat nicht nur die Einrichtungen der Universitäten Deutschlands, sondern es sind ihre Professoren —, dem gröfsten Theil nach aus Deutschland gekommene, die übrigen in den Ostsee-Provinzen geborene — Deutsche, und die Vorlesungen werden alle in deutscher Sprache gehalten. Wenn darum alle deutschen Unterthanen des russischen Reichs ihre Studien, zum Theil wenigstens, in Dorpat machen, so hat die Universität in den deutschen Provinzen einen direkten Einflufs auf die Bildung noch aufserdem dadurch, dafs die oberste Leitung aller Schulen in diesen Provinzen, Gliedern der Universität übergeben ist, so dafs jene Provinzen die Universität als den unmittelbaren Brennpunkt anzusehn pflegen, aus dem ihre Bildung strahlt. — In einer andern Beziehung reicht der Einflufs dieser Universität über die Grenzen der, zunächst an sie geknüpften, Provinzen hinaus, denn da nur sie eine evangelisch theologische Facultät besitzt, so wird sie von Allen, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollen, auch in den entferntesten Provinzen, gekannt und besucht. Namentlich in den letzten Jahren haben sich auch geborne Russen mehr als früher hingezogen, um sich der deutschen Bildung Früchte in *der* Universität anzueignen, deren Bedeutung eben ist, deutsche Bildung nach Rufsland zu verpflanzen und dort zu pflegen, eine Bedeutung, die auch von der Regierung erkannt ist, welche die jungen Männer z. B. die zu Professoren der *russischen* Universitäten sich bilden sollen, gerade in Dorpat ihre Studien fortsetzen liefs, um sich auf Deutschland vorzubereiten. Sollte darum eine gelehrte Zeitschrift in deutscher Sprache erscheinen, so konnte, sollte sie irgend eine Bedeutung haben, sie nur von dieser Universität ausgehen, daher die allgemeine Theilnahme, womit in Rufsland dieses Unternehmen begrüfst ward. —

Die eigenthümliche Lage dieser Universität zeichnete *dann* aber auch den Weg vor, der bei einem solchen Unternehmen einzuschlagen war. Eine Literaturzeitung der Art zu geben, wie die in Deutschland herauskommenden sind, wo ein Ueberblick und eine Beurtheilung des Neusten in der deutschen Literatur gegeben wird, — darauf mufste verzichtet werden. Denn bei der Entlegenheit der Universität, bei dem langsamen Gange, auf welchem die Bücher bezogen worden, und den kleinen Vorräthen der wenigen Buchhändler wird man erst durch Zeitschriften auf ein Werk aufmerksam, und eine Beurtheilung käme oft, wenn das Interesse daran, (oft sogar schon am beurtheilten Werke,) geschwunden wäre, heraus. Sollte also diese Zeit-

schrift eine Bedeutung haben, so mufste sie sich eine Aufgabe stellen, wo von einem Zuspätkommen nicht die Rede sein kann, das heifst sie konnte entweder selbstständige Abhandlungen geben, oder *solche* Anzeigen deutscher Schriften, die wenn auch andere Zeitschriften zuvorgekommen waren, ihren Werth behielten, d. h. Ueberblicke über den ganzen Stand einer Wissenschaft, und Anzeigen Epoche machender Werke, *endlich* aber Beurtheilungen *solcher* Schriften, wo die Redactoren sich mehr Competenz als allen deutschen Zeitschriften zuschreiben konnten, nämlich der Schriften, die Rufsland betreffen. — Alle diese drei Gesichtspunkte hielten die Redactoren auch in der That fest, aber dennoch bilden sie nur den kleinern Theil der Aufgabe, welche sie sich stellten.

Der gröfsere Theil derselben ist, einen möglichst genauen Bericht über das geistige Leben Rufslands und seiner Bewohner zu geben, nicht nur den in Rufsland lebenden Deutschen, sondern, ja vornehmlich, dem ganzen Deutschland. Und auch diese Aufgabe ist eine, welche durch die eigenthümliche Lage der Universität Dorpat gegeben ist. Denn wenn sie einerseits wie gesagt, die Bestimmung hat, deutsche Bildung nach Rufsland zu verpflanzen, so hat sie *andrerseits* mehr als irgend Jemand die Befähigung, dem Mutterlande Nachricht zu geben von allen geistigen Erscheinungen in dem Lande, in welchem sie wirkt. Das Interesse, welches man in Deutschland an Rufsland nimmt, wächst täglich, und mit ihm das Verlangen, Sicheres über dieses Land zu erfahren. Die Nachrichten aber, die diesem Verlangen entgegenkommen, sind, man kann es nicht leugnen, ungenügend und erwecken auch nicht besonderes Zutrauen. Von dem literarischen Leben Rufslands, so sehr es auch nur im Entstehen ist, hört man, einige schlechte Uebersetzungen russischer Romane abgerechnet, so gut wie Nichts, — von der Beschaffenheit des Landes und dem Leben seiner Bewohner u. s. f. geben dazwischen Reisebeschreibungen Nachricht, die theils Unkenntnifs, theils keinen ganz lautern Willen auf den ersten Seiten verrathen, — ja selbst die statistischen Nachrichten findet man nur mangelhaft und unzusammenhängend in fliegenden Blättern. Es mufste darum wünschenswerth sein, vollständige und wohl verbürgte Nachrichten über *alle* diese Gegenstände zu erhalten, namentlich durch solche Männer, welche Deutschland kennen und eben darum auch die Gesichtspunkte, von welchen aus der Deutsche die Beobachtungen gemacht wünscht, und die dabei Gelegenheit hätten, sorgfältig Wahres vom Falschen durch Vergleichung mit der eigenen Erfahrung zu sichten. — Die vorliegenden Jahrbücher haben nun die Absicht, allen diesen Forderungen zu genügen, und alle Bedingungen dazu sind gegeben. Es sind erstlich die Beobachtungen deutscher Männer in ihnen niedergelegt. Von den Redactoren, welche der Titel nennt, sind, da der Letzte mit Tode abgegangen, nur zwei in den Ostsee-Provinzen geboren, die Uebrigen als Männer von wissenschaftlichem Ruf aus Deutschland hingerufen worden. Andrerseits sind sie doch auch nicht blofse Durchreisende, die ihre Notizen geben zugleich mit ihren vorgefafsten Meinungen, und die aus Einzelheiten sich ein falsches Bild zusammensetzen, das sie statt der Wirklichkeit schildern, sondern es sind Männer, die lange Zeit jenes Land bewohnen, sich ihm einverleibt und zum Theil durch Familienbande eng verknüpft haben. Endlich ist den Herausgebern von Männern, die die höchsten Stellen im Staat einnehmen, thätiger Beistand durch authentische Nachrichten versprochen, ohne dafs darum die Zeitschrift im geringsten den Character der wissenschaftlichen Selbstständigkeit einzubüfsen hätte. Nach diesen vorläufigen Bemerkungen geben wir hier ein Inhalts-Verzeichnifs dieses Bandes.

Ausländische Werke sind in diesem Bande fünf beurtheilt: *Eymundar-Saga etc. Hafniae* 1833. — Zwei englische ... stische Werke, — Wilken: Verh. der Russen zum Byzant. Reich u. s. w. — A. Erman, Reise um die Erde u. s. w. 1ster Band. (Erster Artikel der Recension). —

Was nun den Hauptbestandtheil betrifft, so enthält dieser Band 1) vier selbstständige Abhandlungen, 2) unter vier Nummern kritische und literarische Uebersichten, 3) Kritiken und Anzeigen von in Rufsland erschienenen Schriften (16 an der Zahl; 2 theologischen, 1 philosophischen, 3 medicinischen, 1 juri... stischen in deutscher Sprache), 4) Anzeigen neuer Werke aus russischen Journalen gezogen, 34 an der Zahl, 5) Beiträge zur Länder und Völkerkunde, 6) Literarische Statistik, 7) Bibliographischen Bericht, 8) Kunstnachrichten. —

Die Herausgeber haben den aufgestellten Zweck stets im Auge behalten. Was Bedeutenderes dort erschien, hat eine ausführliche Beurtheilung, minder Bedeutendes eine Anzeige erhalten. Dafs nicht mehr und nicht Bedeutenderes anzuzeigen war, kann natürlich nicht den Herausgebern zur Last gelegt werden. Was sie und den Ton der ganzen Zeitschrift betrifft, so hat sie sich frei gehalten von allen leeren Lobsprüchen, welche, wo fast nur sich bekannte Männer sich beurtheilen, so leicht kommen, — sie hat überhaupt eine würdige Haltung. Wenn die aus den russischen Journalen ausgezogenen Anzeigen belletristischer Werke in russischer Sprache, zu freigebig mit Lob erscheinen, so mufs man, wie in jeder Genügsamkeit, so auch in dieser wenigstens die Freude *daran* anerkennen, dafs überhaupt Etwas geleistet wird. — Die statistischen Nachrichten enthalten viele wichtige Notizen uber das Schulwesen, — ferner die Statuten einiger Universitäten u. s. f. — Ref. kann darum diese Anzeige nur mit dem Wunsche schliefsen, dafs der Zweck, den diese Jahrbücher mit haben, in Deutschland gelesen zu werden, mehr als bisher erreicht werde. Auch dieser Band würde dazu dienen, irrige Meinungen zu berichtigen, und unrichtige Nachrichten zu widerlegen.

Dr. Erdmann.

№ 96.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

XCVI.

Grundrifs der allgemeinen Weltgeschichte für Gymnasien und andere höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht für Gebildete von Dr. E. A. **Schmidt.** *In drei (besonders käuflichen) Abtheilungen, alte, mittlere und neuere Geschichte. Berlin* 1833. 143. 162. 140 *S.* 8.

Lehrbuch der allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten; für Lehrer und zum Selbstunterricht, bearbeitet von **F. A. Pischon**, *Archidiakonus an der Nikolaikirche und Professor am königl. Cadettencorps in Berlin. Erster Theil. Geschichte des Alterthums. Berlin,* 1833. *Mit Register* 387 *S. gr.* 8.

Keine Litteratur ist so reich als die Deutsche an Lehrbüchern und Compendien jeder Wissenschaft, besonders der eigentlichen Schulwissenschaften. Es wird in Deutschland vieles gelehrt, was bei andern Nationen nur gelernt wird. In der Regel hat die Wissenschaft mit dieser Zurichtung des hergebrachten Stoffs für äußere Zwecke nichts zu thun; ja es ist an der Zeit, dafs sie sich ernstlich gegen den Mifsbrauch erklärt, indem so häufig blofs der Bequemlichkeit unselbständiger Lehrer gefröhnt wird, denen ein dürftiges Pensum zugemessen wird, was sie maschinenmäfsig nachmessen sollen, oder ein unzeitiges Verlangen nach Autorruhm den jungen Lehrer antreibt, wenn er sich eben ein Heftchen für *seinen* Gebrauch zusammengekleibt hat, es mit dem bescheidenen Anspruch allgemeiner Brauchbarkeit, oder *Einführung*, wie es heifst, ans Licht zu stellen. Bei dieser wachsenden Fluth von Lehr- Hand- und Hülfsbüchern ist es nöthig von Zeit zu Zeit diejenigen auszuzeichnen, die dem vorhandenen Bedürfnifs des Unterrichts am angemessensten entgegenkommen, und dazu gehören ohne Zweifel die oben genannten Lehrbücher der Geschichte. Beider Verfasser sind Lehrer an einer grofsen Unterrichtsanstalt für die dem Offizierstande bestimmte Jugend im Preufsischen Staate, aber ihre Lehrbücher halten sich von jeder Standes- und Berufsbeschränkung ganz entfernt und eignen sich überhaupt für den höheren Unterricht, Nr. 2. vorzugsweise vielmehr für den Unterricht in Lateinischen Schulen.

Der Grundrifs des Hrn. Dr. *Schmidt* enthält in gedrängter aber zusammenhängender Darstellung den factischen Zusammenhang der allgemeinen Geschichte, so, wie ein sorgfältiger Lehrer, der kein Factum von einiger Erheblichkeit übergehen wollte, in einem zweijährigen Cursus mit reifen Schülern bei wöchentlich 2 bis 3 Stunden vortragen würde. Die Sprache ist überaus gleichmäfsig, bündig, gewählt. Die Abschnitte, Perioden und Zeiträume sind durchaus sachgemäfs angenommen, die der alten Geschichte ethnographisch, die der mittleren und neuern synchronistisch, mit geschickter Unterordnung der minder bedeutenden Staaten. Ueber die Cultur der Zeit folgen kurze, sachenreiche Uebersichten. In der alten Geschichte sind Quellen *und* Bearbeitungen in zweckmäfsiger Auswahl angegeben, theils vor der historischen Darstellung jedes Abschnitts, theils unter dem Text: in der mittleren und neuen Geschichte sind die Quellen gar nicht oder weniger als die Bearbeitungen berücksichtigt. Wir müssen dies als eine Mangelhaftigkeit bezeichnen, der durch einige Seiten mehr leicht hätte abgeholfen werden können. Gründliche Sachkenntnifs leuchtet überall hervor: neuere Untersuchungen, nahmentlich in der alten Geschichte, sind nicht unbenutzt geblieben: nur selten hat sich der Verf. dabei kleine Irrthümer zu Schulden kommen lassen, beispielsweise: S. 78 wird er die Behauptung „dafs L. Brutus ein Plebejer gewesen," aus der Plebität des Cäsariciden M. Brutus nicht beweisen können; oder was giebt es sonst für Beweise? S. 81 heifst es unrichtig,

vom Dictator sei keine Provocation gewesen; S. 83 soll der Zinsfufs im J. 347 v. Chr. in Rom auf 5 Procent herabgesetzt worden sein: das fenus semunciarium ist aber $4\frac{1}{6}$ Procent, wenn nicht der Verf. ein zehnmonatliches Jahr von 304 Tagen annehmen will, dessen Unstatthaftigkeit *Ideler* in dem Handbuch der Chronologie vollständig erwiesen hat. Diese Ausstellungen selbst mögen die Gründlichkeit des Verfs. wo es ihm angemessen schien in Einzelnes einzugehen beweisen.

Nur Eines haben wir an der Auffassung des Ganzen auszusetzen, dies, dafs der geistige Fortschritt in der Geschichte nicht genug hervortritt, am wenigsten, wo es am nöthigsten ist, in der neuern Geschichte. Der sogenannte *factische* Stoff überwiegt durchaus; die Durchdringung desselben mit einer moralischen oder politischen oder philosophischen Idee, je nachdem der Verf. die Bewegung der Geschichte hätte auffassen wollen, fehlt. Herr Schmidt scheint diesen Mangel selbst gefühlt zu haben. In der mittleren Geschichte fügt er unter dem Text Anmerkungen hinzu, in denen jene Bewegung in politischer Hinsicht betrachtet wird. Als hinzukommende Anmerkungen erscheinen sie unverhältnifsmäfsig lang, aber der Verf. wufste wohl, dafs das eigentliche Interesse der Geschichte in ihnen liegt. Die neuere Geschichte ist dagegen reine Factizität und wird mitunter ermüdend in diesem Gewirr der Begebenheiten, durch welche kein Urtheil über erreichtes oder verfehltes Ziel dringt. Friedrichs des Grofsen Bedeutung als Gipfel der würdigen Souveränität und Vorbild aller Pflichtmäfsigkeit auf dem Herrscherthron tritt nicht hervor; selbst das Phänomen der neusten Zeit Bonaparte wird weder bei seinem Auftreten, noch da er das ganze Festland beherrschte, gewürdigt; er heifst nur ein Mahl „der 26jährige." Der Wiedererhebung der zu Boden getretenen Deutschen Nationalität wird mit keinem Worte gedacht, nur den Russen wird, gleichsam zufällig, „begeisterte Anstrengung" zugeschrieben.

An Zusammendrängung des möglichst vielen Einzelnen in schwer zu übertreffender Präcision, ohne Ueberladung und stilistische Schwerfälligkeit, finden wir den Abrifs musterhaft. Es wird aber dem Lehrer schwer werden danach zu dociren; denn, wenn er nicht im Stande ist ein neues Element hineinzutragen, so wird er nur wiederholen, umschreiben und auseinander legen können, was der Verf. zusammengedrängt hat. Am meisten eignet sich dieser Abrifs zur Privatlectüre des schon Gebildeten, der sich einen möglichst raschen und doch sachlich reichhaltigen Ueberblick der geschichtlichen Vorgänge erwerben, oder seine zerstreuten factischen Kenntnisse wieder vereinigen will.

Das *Lehrbuch* des Herrn *Pischon* (bis jetzt erst die alte Geschichte) hat eine durchaus praktische, pädagogische, Einrichtung. Es besteht aus Textesparagraphen die auch besonders gedruckt unter dem Titel *Leitfaden* zum Gebrauch für die Schüler beim Unterricht erschienen sind, und aus klein gedruckten Anmerkungen die welche Zusätze, Erweiterungen und Erläuterungen für den Lehrer, der nach dem Leitfaden unterrichtet, und für den repetirenden Schüler enthalten. Der Verf. empfiehlt auf dem Titel und in der Vorrede auch noch den Gebrauch des Buchs zum *Selbstunterricht*. Dieser will uns aber nicht recht einleuchten, denn die Anmerkungen sind gar zu häufig blofs Andeutungen für den Kundigen, und ungenügend für den, der sich erst unterrichten will. Was helfen z. B. einem solchen die *Stichwörter* „Themistokles' List" oder „Themistokles in Sparta", wenn er nicht schon weifs, worin jene List bestanden, und was Themistokles in Sparta verrichtet hat? Dies ist ein Uebelstand, der den Gebrauch des Buches auch für Lehrer, d. h. zur Vorbereitung auf den Unterricht, den sie ertheilen sollen, erschwert. Wenigstens müssen sie noch eine andere zusammenhängende und ausführliche Darstellung zu Rathe ziehen, wenn sie die abgerissenen Sätze im Sinn des Verfs. verstehen wollen. Haben sie dies einmahl gethan, so werden ihnen die Anmerkungen ein bequemer Leitfaden sein, wie sie ihre Vorträge über die Paragraphen des Textes einzurichten haben. Aber wäre es nicht viel rathsamer gewesen die Anmerkungen von vorn herein so weit lesbar und ausführlich zu machen, dafs der schwache Lehrer zur Noth anderer Hülfsmittel entrathen sein könnte? Der Verf. hat das auch im Verlauf seiner Arbeit mehr und mehr erkannt: er wird, je näher dem Ende, desto ausführlicher; freilich nicht blofs in den Anmerkungen, sondern auch im Text (welche Inconsequenz das Gegentheil von dem *nonum prematur in annum* bezeugt); aber was die Anmerkungen betrifft, so giebt er mit Recht die blofsen Stichwörter auf, und wenn auch die abgerissene Art des Ausdrucks bleibt, so ist doch darin alles Wesentliche enthalten. Wir würden den Verfasser auffordern bei einer zweiten Ausgabe erstlich auch dem ersten Drittheil des Buches, der Asiatischen

d Griechischen Geschichte, denselben Grad sachli- r Ausführlichkeit zu geben, den die Römische Ge- hichte bekommen hat. Denn die Asiatische nahment- h eignet sich jetzt ungefähr für Quartaner, während Römische Primanern genügt. Zweitens die abge- nen Andeutungen mehr und mehr in zusammenge- gten Bericht oder Erläuterung zu verwandeln. Eine *ntellende* Erzählung verlangt man nicht, doch giebt einen Mittelweg, der ohne des Verfs. pädagogischer sicht zu nahe zu treten, mit geringer Erweiterung Bogenzahl dem Bedürfnifs derer, die Belehrung su- en, genügen würde. Wenn es S. 313 undeutsch heifst *lexander Severus regiert vortrefflich* (*Herodian ellt es wohl anders*), *doch auch streng*, *so gegen die oldaten*, *auch einzelne Christenverfolgungen* (*so die ngfrau Cäcilia nach Eusebius getödtet*), *obschon Alex. ll Apollonius*, *Christus*, *Abraham und Orpheus ver- rt haben*," so wäre es doch wahrlich nicht schwer mit nigen Wörtern mehr dieser formlosen Abgerissenheit mmatischen Zusammenhang zu geben.

Sonst ist die Form von Textesparagraphen und er- ternden Anmerkungen gewifs die passendste für ein chulbuch, zugleich auch, wenn die Schüler blofs den Text esitzen, die bequemste für Lehrer von schwachen Ga- en und Kenntnissen. Was die Anordnung des Stoffes trifft, so ist die alte Geschichte in vier Zeiträume, is Cyrus, bis Alexander, bis Actium und bis zum Un- rgange eingetheilt. Dies scheint auf synchronistische nordnung zu führen; aber der Hr. Verf. berücksich- igt diese Eintheilung fernerhin nicht, sondern wandelt ie im Buche selbst in die richtigere ethnographische um, siaten, Griechen, Macedonier und Römer. In der Pe- iodeneintheilung ist es unpassend, dafs die Perserkriege rst mit 490, statt mit 500 beginnen. Dadurch ist Zu- ammengehöriges durch den Einschub vieles Fremdarti- en (der Spezial- und Kulturgeschichte der ältern Jahr- underte bis zum Jahre 490) getrennt.

Die Gelehrsamkeit und der Fleifs des Verfs. verdient usgezeichnete Anerkennung. Die Anmerkungen enthal- ten einen Schatz von factischen, zum Theil recht entle- genen Notizen, die ein geübter Lehrer leicht zu einem interessanten Vortrag verarbeiten kann. Die Quellen der Geschichte sind im Texte nahmhaft gemacht, und in den Anmerkungen wird nicht selten auf sie verwie- sen. Bearbeitungen werden nirgends ausdrücklich an- gegeben, aber aus dem ganzen Buche leuchtet die Wahr- heit der Versicherung in der Vorrede ein, dafs der Vf. die Litteratur der Geschichte im Allgemeinen und im Einzelnen, so weit sie seinem Maafsstabe von Ausführ- lichkeit zusagte, gekannt und benutzt hat. Für die Rö- mische Königsgeschichte hat er sogar im Texte eine doppelte Darstellung gegeben, zuerst die überlieferte, dann eine wahrscheinlichere, wie er sie nennt, nähmlich die Niebuhrische. Aber eben deswegen, weil das Buch nicht den thörichten Anspruch macht, ohne die zahlrei- chen Vorarbeiten anderer entstanden zu sein, sondern umgekehrt verheifst, das Beste aus den neuesten Bear- beitungen, mit den Quellen verglichen, wiederzugeben, hätte der Verf. auch wirklich die Litteratur der Spezial- schriften an Ort und Stelle angeben sollen, damit der Lehrer, den er unterstützen will, erführe, wo er das Wei- tere am besten nachlesen könne. Der wirklich brauch- baren Spezialgeschichten giebt es nicht so viel, dafs da- durch das Buch auch nur um 3 Seiten stärker geworden wäre.

Bei dem Umfange des Buchs und dem reichen Stoff der Anmerkungen kann die Kritik eine Anzahl Mifs- griffe rügen, ohne deswegen die Gelehrsamkeit des Vfs. oder die Brauchbarkeit seiner Arbeit in Zweifel zu zie- hen, zumahl da unser Verf. nicht abgeneigt ist, Hypo- thesen, die sich ihm in abhandelnden Schriften darbie- ten, sogleich auf dieses Gebiet des Schulunterrichts zu verpflanzen, wie er denn z. B. ohne Weiteres S. 14 behauptet, die phonetischen Zeichen der Aegyptischen Hieroglyphenschrift seien *vollständig entziffert*, und S. 132 flgd. manche unerwiesene Behauptungen Niebuhrs in der neusten Ausgabe seiner Römischen Geschichte als unbedenklich empfiehlt. S. 5 heifst es: „dem Con- futse werden unter den heiligen Büchern der Tschu-king *oder* Schi-ging zugeschrieben." Was ist das für ein *Oder*, ein gleichsetzendes oder schwankendes? Beides ist aber falsch. Dem Confutse werden *alle* sogenann- ten Fünf-Bücher (Wu-king) mit ungleichem Antheil zu- geschrieben, ein philosophisches, zwei historische (der Schu-king und der Tschün-tsju), eine Liedersammlung (Schi-king) und ein Buch über das äufsere Benehmen. S. 30 „Vor den Phratrien (in Athen) Aufnahme unter die *Männer*." Das ist sehr zweifelhaft. Vielmehr Vor- stellung der *Kinder* und Einzeichnung in die Geschlechts- listen. Gleich darauf: „Es gab also 10,800 Genneten, die überzähligen (atriakastoi) rückten allmählig ein." Dies möchte dem Verf. schwer fallen zu beweisen; we-

nigstens hat niemahls dergleichen in so polizeilicher Regelmäfsigkeit bestanden. Hinter die Zahl hätte der Vf. getrost ein Fragezeichen setzen sollen, was S. 42 als Zweifel an der Zahl der bei Marathon gebliebenen 192 Athener nicht passend angebracht ist. War es nicht eine Ehre, bei Marathon für das Vaterland sein Blut verspritzt zu haben? Warum sollte die Zahl der Gebliebenen verringert worden sein? S. 90 ist die Eintheilung des Macedonischen Heeres durchaus unrichtig angegeben, vergl. des Ref. Abhandlung über diesen Gegenstand in der Zeitschrift für die Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, 2. Band, Berl. 1824. S. 96 *Kelainai* liegt nicht in Syrien, sondern in Lydien. S. 169 heifst es: „die Colonien Roms sehr bedeutend als *Abzugskanäle* der schädlichen Stoffe" — übelgewählter Ausdruck und für diese Zeit unrichtig — „da auch Latiner Colonien anlegen konnten." Die Latiner legen keine Colonien an, wenn sie auch von den Römern zur Theilnahme zugelassen werden; diese heifsen daher auch nicht coloniae *Latinorum*, wie der Verf. hat, sondern Latinae. S. 169 flg. ist die Beschreibung der *Präfecturen* in Italien verworren. Es heifst: „diese Präfecten werden theils vom Volke *durch ein Collegium der Sechsundzwanziger* gewählt, theils vom Praetor urbanus geschickt." Was ist das für ein seltsames *Wahlcollegium* der XXVIviri? Die IVviri in Campaniam sind selbst ein Theil der XXVIviri. Die Sechsundzwanziger sind die jährlichen sogenannten niederen Magistratus. S. 210 soll *Angusticlavium* ein äufseres Kennzeichen des Röm. Ritters sein. Was ist das für ein Wort? Doch wohl der clavus angustus. S. 211 ist es bei der sonst präzisen Beschreibung des Römischen Lagers unrichtig, dafs die portae principales ein Drittheil von der *Rückseite* entfernt gewesen. Vielmehr $\frac{2}{3}$, oder der Verf. mufs die porta praetoria in der Rückseite angebracht, und den Plan verkehrt genommen haben. S. 343 sollen *sechs* praefecti praetorio durch Constantin eingesetzt sein. Nein, es sind nur 4 praefecti praetorio. Der Verf. rechnet vielleicht die beiden praefecti urbis, in Rom und in Constantinopel, hinzu, die aber eine durchaus verschiedene Bedeutung haben.

Jedoch diese und dergleichen Ausstellungen sollen unser Urtheil über die Brauchbarkeit des Buches nicht aufheben, so sehr wir auch wünschen müssen, dafs der geehrte Verf. Gelegenheit erhalten möge, sie in einer zweiten Ausgabe zu berichtigen. Dann wird er a[uch] die Ungleichheit der Behandlung zu Anfang und g[egen] Ende des Buches beseitigen, und eine Anzahl sin[nstö]render Druckfehler entfernen können, die jetzt aller V[er]besserung gespottet zu haben scheinen. S. 88 we[rden] 1000 Makedonen nach Hause entlassen, und S. 91 [ist] es richtiger 10,000. S. 124 wird eine Landschaft [im] südlichen Italien *Bruttium* genannt, was der Hr. V[f.] im Anhange berichtigt und dafür Bruttii oder ager B[rut]tius gesetzt haben will. Aber dicht daneben hat er [den] „*Laventinischen* Busen" unberichtigt gelassen, der [doch] wohl kein anderer als der *Tarentinische* ist.

C. G. Zumpt.

XCVII.

Meine Beobachtungen über die am Eisleber Sal[zsee] vorkommenden Vögel. Ein kleiner Beitrag zur [Vo]gelkunde. Von A. Just. Leipzig 1832. *In C[om]mission bei Chr. E. Kollmann. IV. und* 116 [S.] *klein* 8.

Unter diesem Titel hat der Verfasser, der wahrschein[lich] Forstmann ist und sein kurzes Vorwort von Querfurth au[s da]tirt, vorläufig eine Reihe von Erfahrungen über die den E[isle]ber Salzsee und dessen Ufer besuchenden Wasser- (Wad- [und] Schwimm-) Vögel zusammengestellt; Nachrichten, welche [er] durch fortgesetzte Beobachtungen mit der Zeit zu vervollstän[]digen gedenkt. Es sind Bemerkungen über den Aufenthalt [und] das Betragen der Thiere, ohne Beschreibungen, welche l[etz]tere auch in der That ganz entbehrlich sind und das Sch[rift]chen nur vertheuert haben würden, da man dem Verf. bald [be]merkt, dafs er völlig mit seinem Gegenstande vertraut ist [und] seine diagnostischen Bestimmungen den Stempel voller Zu[ver]lässigkeit tragen. Etwas, was diesen einfach und ansprech[end,] freilich auch nicht besonders correct, aber recht unterhal[tend] geschriebenen Nachrichten überhaupt, vorzüglich jedoch in [den] Augen des ornithologischen Jägers, eine sehr ansprechende [Le]bendigkeit giebt, sind eine Menge von Erzählungen über [die] von dem Verf. nach den aufgeführten selteneren Vögeln a[nge]stellten Jagden, deren Art und Verlauf immer dazu dient, [die] Eigenheiten dieser Thiere näher kennen zu lernen. Für di[esen] Zweck liefert das kleine Buch in der That gar manchen, [] erwünschten Beitrag und sichert seinem Verf., welcher [sich] überall als tüchtigen practischen Vogelkenner zeigt, den fre[und]lichen Dank der wissenschaftlichen Leser; so wie wir auch [nicht] zweifeln, dafs der blofse Jagdfreund dasselbe, schon als M[ittel] zur Unterhaltungs-Lectüre betrachtet, nicht ohne Befriedig[ung] aus der Hand legen werde. — Der Druck ist ziemlich gut, [das] Papier ist mittelmäfsig.

Gloger.

№ 97.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

XCVIII.

Ueber Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie von J. H. Fichte. Zweiter spekulativer Theil. Auch unter dem Titel: *Grundzüge zum Systeme der Philosophie. Erste Abtheilung: das Erkennen als Selbsterkennen. Heidelberg im Verlag der akademischen Buchhandlung bei J. C. B. Mohr.* 1833. *Vorr. S. XVIII, Text* 317 *S.*

Wie der flüssige Zusammenhang der Vorstellungen momentan durch eine fixe Idee unterbrochen werden kann, zum Unglück des Menschen, so finden wir selbst in der Geschichte ganze Zeitalter, durch welche sich irgend eine fixe Vorstellung hindurchzieht, und den allgemein geistigen Zusammenhang wenn nicht aufhebt, doch gewaltsam stört. Auch in der Wissenschaft und ihrer Geschichte begegnen uns solche Vorstellungen, die den Fortgang der Erkenntnifs der Wahrheit zwar nicht aufhalten können, aber doch zum Schaden der Wissenschaft denselben unterbrechen, und wohl gar rückgängig zu machen streben. Dafs auch dergleichen fixe Vorstellungen und Ideen in Betreff einer wissenschaftlichen Lehre ein respectables Vorurtheil abgeben können, versteht sich von selbst.

Heutiges Tags fängt in Hinsicht der Hegelschen Philosophie eine solche fixe Idee an, sich in den Köpfen mehrerer Individuen zu bilden und festzusetzen. Sie wird fast in allen Büchern der Zeitpolemik gegen diese Philosophie laut. Man kann sie, wie in unseres Verfassers Büchern, so auch noch in den Büchern mehrerer Andern finden.

Diese fixe Vorstellung ist mit einem Wort der *Pantheismus*, nach welcher Hegel nur die *Immanenz* Gottes in der Welt lehren soll, nicht auch die *Transcendenz* Gottes aufser der Welt. Nichts ist unbegründeter und ungerechter, als dieser Vorwurf, der die ganze Hegelsche Philosophie in ihrem innersten Kernpunkt entstellt und verdreht. Diese Herren reifsen die innere und lebendige Einheit der Hegelschen Lehre, die Einheit der Immanenz und Transcendenz auseinander, indem sie beide Bestimmungen als entgegengesetzte Bestimmungen fixiren, und damit sowohl die eine als die andre zur fixen Idee machen. Die fixe Vorstellung von der Immanenz bürden sie Hegel auf, indem sie die fixe Idee der Transcendenz für sich behalten, und mit dieser gegen jene polemisiren. Ihre ganze Polemik ist deshalb eine fixe Idee, die nicht von der Stelle kömmt.

Indem sie die Transcendenz von der Immanenz trennen, meinen sie, die Wissenschaft zu fördern. Denn Hegel mache sich, wie sie glauben, blofs einseitig mit der Immanenz zu thun. Aber im Gegentheil, sie hemmen den Fortgang der Wissenschaft, welche über diese Trennung und Einseitigkeit durch Hegel längst hinaus ist. Sie fallen deshalb auf einen frühern Standpunkt zurück. Dieser Standpunkt ist der Dualismus, welcher an dem Unterschiede Gottes von der Welt, an dem Göttlichen als einem der Welt jenseitigen Wesen einseitig festhält.

Sie sprechen ihre fixe Vorstellung von der Immanenz als der vermeinten Lehre Hegels so aus, dafs Gott nach Hegel blofs Resultat des dialektischen Processes und der Dinge, oder dafs Gott, der absolute Geist, nur das Letzte, nicht das Erste sei. Das Erste sei das Sein gleich Nichts. Aber Gott ist nach Hegel das Erste wie das Letzte, er ist als Resultat der Bewegung das Ursprüngliche, oder nach dem Ausdruck des *Aristoteles* das Unbewegte, was Alles bewegt. Dieser falschen Vorstellung, als sei Gott nach Hegel nur Resultat der Welt und ihrer Bewegung, oder das Letzte, stellen sie nun ihre fixe Idee von der Transcendenz entgegen. Sie wollen Gott, um seine Transcendenz zu sichern, als das Erste in den Vordergrund gestellt wissen, oder mit Gott

anfangen. Aber damit machen sie Gott zum absoluten Prius, das blofs *unbewegt* und *unmittelbar* ist. So ist Gott freilich nicht Resultat der Welt, das Letzte, aber auch nicht wirklich das Erste, *weil er es nicht aufhebt*, Resultat zu sein. Aber dies geschieht in der Philosophie Hegels, welche nicht einseitig an der Immanenz festhält, wie sie sagen, sondern eben so sehr die Transcendenz lehrt, nur nicht einseitig, wie sie thun, die ihm die Immanenz vorwerfen, oder höchstens wie z. B. Weifse die Transcendenz mit der Immanenz äufserlich tingiren. Nach Hegel ist weder die Immanenz noch die Transcendenz fix und fest, sondern sind beide flüssige Bestimmungen. Nach ihm *ist* Gott nicht blofs das Ursprüngliche, sondern *manifestirt* sich als dasselbe, indem er als das Letzte zugleich das Erste ist.

Aber keiner hat den Hegelschen Standpunkt (schon im ersten Theil dieser Schrift) so verrückt und verschoben, so verfälscht und gänzlich auf den Kopf gestellt, als der Verfasser. Sein Thun und Treiben ist zu plump, um etwa eine Rechtsverdreherschelmenkunst im Aristophanischen Sinn zu sein, denn es beruht auf halbem Studium. Uns kann es gar nicht einfallen, ihn belehren zu wollen, indem uns nur einfällt, was Jean Paul über solche Belehrung längst gesagt hat.

Genug, seine fixe Idee ist, dafs nach Hegel das Einzelne blofs zum Schein bestehe, indem das Allgemeine über dasselbe übergreife, wobei er sich, beiläufig erwähnt, auf Gablers Anzeige der Hegelschen Encyklopädie in diesen Jahrbüchern beruft. Dies gilt nur von der schlechten Immanenz, die an der äufsern Form klebt, nicht von der wahren, welche die Transcendenz nicht ausschliefst. Diese wahre Immanenz, die die immanente Form ist, ist die Immanenz der Hegelschen Philosophie, die der Verf., indem er sie für die schlechte Immanenz ausgiebt, nicht versteht. Die schlechte Immanenz ist nach Hegel das Eitle, Vergängliche an den Dingen, nicht die immanente Form der Dinge selbst, wodurch sie bestehen. Nach dieser Form sind die Dinge Dinge an sich, welche ewige Natur der Dinge der Inhalt und Gegenstand der Hegelschen Philosophie ist.

Die schlechte Immanenz ist der eigentliche Pantheismus, dessen Hegel öfters eben so falsch als ungerecht von so Vielen beschuldigt wird. Solche mögen nur zusehen, wie der Verf. auch, dafs sie nicht in denselben Pantheismus verfallen, sie wissen gar nicht, wenn sie gleich sich Himmel weit von ihm entfernt dünken, wie nahe sie ihm sind, weil sie sich in der Erkenntniß nicht zur wahren Immanenz erheben. Freilich ist die Vorstellung dem Inhalt nach pantheistisch, wornach das Einzelne blofs äufsere Form ist, und keinen Bestand hat, aber auch der Form nach dualistisch aus demselben Grunde. Pantheismus und Dualismus begegnen sich hier. In diesem Sinne nannte Ref. selbst noch das Schellingsche System dualistisch, worüber der Verf. sich höchlich verwundert. Nach seiner eben so oberflächlichen als falschen Kritik des Schellingschen und Hegelschen Systems im ersten Theil dieses Buchs ist das ganz in der Ordnung. Das Schellingsche System heifst ja allgemein Identitätssystem, was das grade Gegentheil des Dualismus ist. Wie sollte es dualistisch sein können? Aber in diesem System ist die Form des Seins Gottes dem Sein Gottes selbst nicht gemäfs, indem das, was von Gott die Einheit ist, nämlich die Natur und der Geist, und die Einheit, welche Gott selbst ist, ins Unendliche unterschieden bleiben. Deshalb bringt dies System es auch noch nicht zur immanenten Form, als der derjenigen, welche den Unterschied wirklich zur Einheit aufhebt. Im Grunde enthält auch die neuste Erklärung Schellings in dem Vorwort zu der Cousinschen Brochüre nichts anders, als den Dualismus der Einheit und des Unterschiedes Gottes und der Welt, wogegen die wahre, immanente Form diese Einheit und dieser Unterschied in einer Einheit ist.

Es ist possirlich zu sehen, wie der Verf. den Einwürfen des Ref. begegnet, die dieser ihm in der Anzeige des ersten Theils seines Buchs mit Fug und Recht gemacht hat. Dafs er sich gegen den Ref. deshalb ungebührlich aufführt, will dieser ganz und gar übersehen. Der Vf. beklagt sich darüber, dafs Ref. gesagt, er kenne die Hegelsche Methode der Manifestation nicht, und fasse die logischen Denkbestimmungen nicht als allgemein vernünftige Bestimmungen auf. Ref. müsse doch das Gegentheil bei ihm gelesen haben. Aber es kömmt nicht darauf an, ob man die Worte richtig niedergeschrieben hat, sondern vielmehr darauf, ob man auch wirklich den Sinn der Worte versteht. Wie Viele reden nicht mit Hegels Worten, und machen seine Gedanken zu Worten ohne Sinn. — Wie konnte doch der Verfasser Hegel des Pantheismus zeihen, wenn er die Hegelsche Methode richtig verstanden und aufgefaßt hätte? Und wie konnte er gleichfalls die Hegelsche Logik ein Rechenexempel auf gut Glück nennen, wenn

r dieselbe wirklich nach ihrem wesentlichen Gehalt kannt und begriffen hätte? Fast jeder weifs, dafs diese gik die tiefste und grofsartigste Dialektik ist. Sollte r Verf. wirklich nicht wissen, dafs in einem Rechenempel, überhaupt in der Arithmetik keine Dialektik funden wird?

Im ersten Theil dieses Buchs hatte der Verf. als gels Lehre ausgegeben, dafs Gott nur im Menschen r Persönlichkeit komme, oder zum Selbstbewufstsein. es hatte ihm Ref. als eine factische Unwahrheit vorhalten. Nun will er dies dem Ref. komisch genug gar aus Hegels Encykl. §. 564, S. 576, 3te Ausgabe chweisen, mit folgenden Worten Hegels selbst: „Was ott als Geist ist, dies richtig und bestimmt im Gedanen zu fassen, dazu wird gründliche Speculation erforert. Es sind zunächst die Sätze darin enthalten: Gott t nur Gott, insofern er sich selber weifs; sein Sichissen ist *ferner* sein *Selbstbewufstsein im Menschen*, d das Wissen des Menschen *von* Gott, das *fortgeht* m Sichwissen des Menschen *in* Gott." Hegel sagt er ausdrücklich, dafs in dem Gedanken, was Gott als eist ist, *Sätze* enthalten seien. Aber aus diesen *Sätzen* acht der Vf. *einen* Satz, so dafs er nicht einmal richg liest, und noch weniger, was er ab- und niederchreibt, versteht. Der *erste* Satz ist: Gott ist nur Gott, sofern er sich selber weifs d. h. *zuerst* ist Gott Wisen, an und für sich Selbstbewufstsein. Dieser Satz, elcher für sich ein Satz ist, drückt die Transcendenz s. Dann folgt der *zweite* Satz: sein Sichwissen ist rner sein Selbstbewufstsein im Menschen. In dem Vort „ferner" liegt schon, dafs auch dieser Satz für ch ein Satz ist. Derselbe drückt die Immanenz aus. Venn Gott dem menschlichen Geist nicht immanent wäre, önnte dieser von Gott nicht wissen, und nicht dazu rgehen, sich in Gott zu wissen. Aber darum ist derlbe so wenig Gott, als Gott *nur* im Menschen Selbstwufstsein ist. Der Verf. sieht in allem dem nur die ere Einerleiheit, die von keinem so gründlich widergt ist, als von Hegel. Dazu meint er nach dem ordiästen Verstand, dafs der Mensch, um Gott zu wissen, ott selbst sein müsse. Er verwechselt Gott haben und ott sein. Wir haben dies nur deswegen hervorgehoen, um unsern Lesern ein factisches Beispiel vorzuühren, was man nicht unverständiger Weise alles aus peculativen Sätzen machen kann.

Ferner hatte Ref. in jener Anzeige des ersten Theils sich über die Aeufserung des Verfs. in Betreff des Anfangs der Hegelschen Philosophie ausgelassen. Der Vf. meinte, dafs das reine Sein, womit Hegel anfängt, nicht der rechte Anfang sei. Dieser müsse erst gefunden, und von einer Theorie des Bewufstseins aus gemacht werden. Eine solche Theorie, entgegnete Ref., habe Hegel in der Phänomenologie des Geistes gegeben. Aber dies habe schon früher Kant versucht, erwiederte der Verf., was Ref. gar nicht geleugnet hatte. Nur ist die Kantische Theorie fehlgeschlagen, und fängt übel an, weil sie theoretisch und praktisch die Vernunft voraussetzt. Diese Voraussetzung mufste durch das Bewufstsein selbst aufgehoben werden, was in der Phänomenologie des Geistes geschehen ist. In dieser macht sich die Vernunft durch die Erkenntnifs von aller Voraussetzung frei, indem sie sich wirklich zur Erkenntnifs der Wahrheit vollendet, was in der Kantischen Kritik nicht der Fall ist. Darum meinte Ref., es könne mit dem Bewufstsein angefangen werden, insofern dasselbe sich zum reinen Gedanken aufhebt, und von allem Gegebnen reinigt. Aber der reine Anfang werde nur dadurch möglich, dafs der Gegensatz des Bewufstseins wirklich geschwunden sei. Daraus zieht nun der Verf. den Schlufs, dafs Ref. nicht nur einen Anfang wolle, sondern zwei, und dafs er nicht zu wissen scheine, welcher von beiden der rechte Anfang sei. Der Anfang des Bewufstseins hebt sich mit dem Gegensatz desselben auf, und geht dem logischen Anfang nicht wirklich vorher, als wenn er neben diesem ein besondrer Anfang wäre. Im logischen Gedanken als dem aufgelösten Gegensatz des Bewufstseins ist er verschwunden.

Aber Ref. erkennt gar keinen rechten oder wirklichen Anfang der Philosophie an, weil derselbe eine Voraussetzung sein würde. Es giebt eigentlich gar keinen Anfang der Philosophie, denn diese fängt überall, auf jeder Stufe an. Alle Stufen sind jede die vollendete Totalität, jeder wirklicher Anfang ist blofs scheinbar. Nun sagt der Verf. in der Vorrede ausdrücklich, dafs die Frage nach dem Anfang des Systems entscheidend sei. Indem wir ihn beim Wort halten, werden wir zeigen, dafs sein Anfang ein wirklicher Anfang der Philosophie selbst, und deshalb eine Voraussetzung ist, womit dies ganze Buch nach der von ihm selbst aufgestellten Theorie über den Haufen fallen würde.

Für's erste glaubt der Vf., dafs nach Hegel die Philosophie mit dem Sein gleich Nichts wirklich anfange.

Alsdann wäre sie dem Inhalt nach bestimmt, und das Sein würde statt Nichts Etwas sein. Dies Sein ist blofs Ausgang der Erkenntnifs, nicht wirklicher Anfang, auch ist es nichts aufser dem Werden, weshalb eigentlich von diesem ausgegangen wird. Nach Hegel ist die Philosophie gar nicht dem Inhalt nach bestimmt, wie dies noch bei Schelling der Fall ist, sondern blofs der Form nach. Sonst würde sich der Inhalt nicht durch sich selbst beweisen, sondern vorausgesetzt werden. Der Verf. vergleicht die Abstraction des Seins bei Hegel mit dem von allem Inhalt abstrahirten Begriff des Bewufstseins, welchen er den Urbegriff nennt. Aber dieser ist nur durch den Gegensatz des Bewufstseins möglich, und entsteht aus diesem Gegensatz, anstatt die Abstraction des Seins der aufgelöste Gegensatz des Bewufstseins ist. Ueberhaupt ist das Sein, welches bei Hegel den Anfang macht, weder von Seiten des Bewufstseins, noch seiner selbst, sondern vom Standpunkt des Begriffs zu betrachten. Dieser giebt als Princip der Freiheit seinen immanenten Bestimmungen die Unmittelbarkeit des Seins, und den Schein des Wesens. Aber das Sein (Objectives) und das Wesen (Subjectives) ist jener Freiheit wegen jedes an sich die Einheit und Totalität des Begriffs selbst. Denn Freies kann nur Freies wollen. Dasselbe gilt von dem ganzen Inhalt der Hegelschen Philosophie, kein Moment macht den bestimmten Anfang, weder die Logik noch die Natur und der Geist, keins ist im Grunde *mehr*, wie die alle Zeit dualistischen Mehrer des Reichs wollen, sondern jedes verhält sich eben so sehr nach der andern Bestimmung, weil jedes die ganze Totalität ist. Siehe Hegels Encykl. gleich erste Ausg. §. 475 u. folgd. Nach diesen §§ ist der Schlufs, dem zu Folge „die logische Idee als das Allgemeine (Idee an sich) durch die Natur (Idee für sich) sich zum Einzelnen und Concreten, dem Geist (Idee an und für sich) bestimmt, blofs eine Form der Erscheinung und Vermittlung, deren Einseitigkeit von der Philosophie selbst aufgehoben wird, in dem Resultat, dafs kein Moment den bestimmten Anfang macht, sondern jedes eben so sehr vermittelnd als vermittelt, und eben so unmittelbar identisch die eine Substanz ist."

Alsdann will der Vf. den wirklichen Anfang selbst finden. Er sagt, dafs man, um denselben zu finden, auf den Kantischen Standpunkt zurückgehen müsse. Indem er auf denselben wirklich zurückkehrt, braucht er ihn nicht erst selbst zu finden, sondern kann ihn als schon gefunden aufnehmen. Bei Kant *findet* er denn auc den Anfang im wirklichen Sinn des Worts, weshalb auch die Philosophie, wie Kant, mit Sinn und Verstan mit dem Selbstbewufstsein anfängt. Er irrt aber gew tig, wenn er glaubt, dafs das Selbstbewufstsein unmitt bar sei. Es ist zwar Erstes und Gewisses, aber ist z gleich freies Urtheil, und Vermittlung mit sich selb es ist als Wissen Verhältnifs zu sich selbst, Beziehu Weil deshalb nicht Unmittelbares, ist der Anfang d Vfs. kein eigentlicher Anfang. Er mufste schon auf d blofs Abstracte reflectirt haben, um im Gegensatz geg dasselbe das Selbstbewufstsein als Anfang nur anneh und aufstellen zu können. Hiemit können wir die Fr nach dem Anfang der Philosophie, weil der Anfang d Vfs. kein reiner Anfang ist, schon als erledigt betra ten, und sein ganzes Buch laut Vorrede als beseit ansehen.

Der Vf. führt wie Kant das Wissen ein ins Bewu sein und Selbstbewufstsein, und darum auf eine verg gene Stufe der Bildung zurück. Deshalb sollte m glauben, müfste er bescheiden thun, wie sich's geh aber an Grofsthun und Uebermuth sucht er seines Gl chen. Es kann darum nicht schaden, wenn ihm die ein wenig gebrochen wird. Er geht wie Kant von He psychologischen Bestimmungen aus, indem er so wen als dieser über das blofs Subjective hinauskömmt. Aber das hindert ihn gar nicht, diesen Rückfall für einen Fortschritt auszugeben, wie Viele seines Gleichen thu In Betreff des Anfangs selbst unterscheidet er den su jectiven Antrieb zum Philosophiren von dem objectiv des Systems. Den erstern nennt er den Entschlu überhaupt denken zu wollen (wie Hegel), den letzte bezeichnet er als unmittelbares Bewufstsein, wie d selbe mit dem Gegensatz des Zufälligen und Nothwe digen behaftet sei. Dasselbe sagt Kant, wenn er b hauptet, dafs, weil in der Wahrnehmung Nothwendig und Allgemeines nicht zu finden sei, deshalb zum De ken fortgegangen werden müsse. Das Bewufstsein s nicht blofs als reines gegeben sein, sondern als Bestim tes, beides durch einander, keins soll einseitig aus de andern hergeleitet werden. Das Bewufstsein soll si als Gegensatz des Seins und Denkens unmittelbar gegeb finden. Aber wo Gegensatz ist, ist Vermittlung, der V zeigt nicht auf, wie das Bewufstsein dazu kömmt, solch entgegengesetzte Bestimmungen in sich zu vereinigen

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 98.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

Ueber Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie von J. H. Fichte.

(Fortsetzung.)

Auch hält er nicht rein am Bewufstsein fest, wie er ... seiner Theorie zu Folge thun sollte, sondern bringt ...chweg psychische Bestimmungen hinein, er geht, wie ...hon erinnert, nicht blofs von solchen Bestimmungen ... Diese gehören dem Bewufstsein als solchem aber ...cht an, sie setzen vielmehr die Auflösung des Gegen...tzes und Bewufstseins voraus. In dieser Beziehung ...mmt er das Bewufstsein als das Gemeinsame des Wahr...hmens und Denkens, als Abbilden und Wiederbilden ...eser Bestimmungen.

In der *ersten* Epoche, wie der Verf. schreibt, be...achtet er das Ich, wie dasselbe als wahrnehmendes ...ich vom Unmittelbarsten durch die innere Kraft des ...ildens befreite. Das Bewufstsein soll sich in seiner ...nmittelbaren Gegebenheit nach drei Stufen verlaufen: ...s wahrnehmend, gewahrend und anerkennend, was ...ieder psychologisch ist. Darnach soll es erst zur ein...chen Empfindung als zu sich selbst kommen. Aber ...ie dies geschieht, läfst der Verf. auf sich beruhen. ...nstatt dessen findet er es so, dafs Ich sich unmittel...ar als sinnlich empfindendes anschaue, oder einen Leib ...abe. Dies ist höchst oberflächlich. Es wäre zu zei...n gewesen, wie der Geist zunächst als Leben und ...ebensgefühl sich organisirt, und gliedert, oder verleib...cht. Denn dadurch, nämlich durch die Sinnenbildung ...ird das Empfinden erst möglich. Von einer Entwicke...ng des Gefühls durch den Sinn zur Empfindung wird ...ber gänzlich abstrahirt. Der Verf. deducirt eben nicht, ...ondern setzt voraus, denn er hat es ja mit der unmit...elbaren Gegebenheit im Anfang zu thun. Darum nennt ...r auch die Empfindung einfach, was sie gar nicht ist, ...ie ist nicht wie das Gefühl unbestimmt und einfach, ...ondern bestimmt. Mit dem Gefühl hätte der Verf. anfangen müssen, wenn er das Bewufstsein in psychischer Bestimmung fassen wollte, nur das Gefühl ist unmittelbar. Mit der Empfindung fängt Ich nicht unmittelbar von sich selbst, sondern von Anderm an. Empfindung ist Gefühl im Andern, nicht reines Gefühl und Selbstgefühl. Jenes setzt dieses voraus.

Alsdann betrachtet der Verf. weiter, wie Ich allem Empfinden gegenüber zu sich selbst kommt, zum Bewufstsein und Selbstbewufstsein. Dies nämlich geschehe durch fortwährende Erneuerung der Selbstempfindung. Dadurch soll das Bewufstsein vorstellende Thätigkeit werden, Erinnerung und Einbildungskraft, indem es die Empfindungen zu innerlichen Vorstellungen mache. Insofern es darin den weitern Stoff alles Erkennens habe, wird ihm das Bewufstsein Trieb nach dem Empfundenen, und damit zum Willen. Daher soll Empfinden, Vorstellen und Wollen im Bewufstsein ursprünglich eins und gegeben sein. Mit dieser unmittelbaren Annahme des Theoretischen und Praktischen mufs aber der Verf. von der Selbstbestimmung des erstern zum letztern abstrahiren. Deshalb will er sich auch nur an das Theoretische halten, an das Empfinden und Vorstellen, und das Praktische des Willens von der Untersuchung ausschliefsen. Dies ist ganz inconsequent. Der Wille darf, wenn er zu dem ursprünglich Gegebenen des Bewufstseins gehören soll, nicht von der Untersuchung ausgeschlossen werden. Dadurch wird eine grofse Lücke in der Erkenntnifs offen gelassen. Es ist klar, dafs der Verf. mit dem Willen, mit dem Geist nichts anzufangen weifs.

In der *zweiten* Epoche wird Ich als vorstellendes entwickelt, nach den Stufen der Erinnerung, Einbildungskraft und Sprachdarstellung. Wie nach Kant Ich alle Vorstellungen begleiten kann, soll auch hier das Ich als Selbstanschauung die ursprüngliche Einheit und Grundbedingung sein. Zur Erinnerung rechnet der Vf. noch das Gedächtnifs, welches er bewufste Erinnerung

nennt. Aber das Gedächtnifs ist wie die Einbildungskraft productiv zu fassen, weil es Zeichen für die Vorstellungen erschafft, und deshalb von der bloſsen Empfindung frei ist, was von der Erinnerung nicht gesagt werden kann. Auch diese Epoche ist bloſs psychologisch, ohne metaphysischen Gehalt, wie es eine Theorie der Erkenntnifs erfordert.

In der *dritten* Epoche macht der Verf. das Ich als denkendes zum Inhalt nach den Stufen des Begriffs, Urtheils und Schlusses. Das Bilden der Begriffe und das Urtheilen betrachtet er auf gewöhnliche Weise, vom Standpunkt des Bewuſstseins, nur die Lehre vom Schluſs ist aus Hegel entnommen. Daneben spricht er von der allgemeinen Bestimmung des Begriffs, in welcher Hegel das ausgebildete Verhältnifs von Besonderm und Einzelnem anticipirt haben soll. Aber das Allgemeine des Begriffs ist nach Hegel ohne die beiden andern Bestimmungen des Besondern und Einzelnen gar nicht möglich. In der Abstraction von diesen ist das Allgemeine gar nicht Begriffsbestimmung, sondern nichts. Die vermeinte Anticipation rührt von der abstracten Vorstellung her, welche der Verf. sich vom Allgemeinen macht, aber in der ganzen Hegelschen Philosophie gar keine Stelle hat. Nach Hegel ist vielmehr jede Begriffsbestimmung der *ganze Begriff*, erst indem sich das ursprünglich Eine theilt, kömmt es zum Urtheil, für sich und abgetrennt von den andern hat keine Bestimmung mit dem Begriffe etwas zu schaffen. Solchen offenbaren Miſsgriffen des Verfs. begegnen wir nur zu häufig, sie alle buchstäblich berichtigen zu wollen, dazu würde gar zu viel Geduld gehören, und mehr Lust, als Ref. hat. Nur muſs er nicht glauben, daſs er mit solchen oft höchst trivialen und leeren Bemerkungen den Mann beurtheilt, dem er noch die wenigen speculativen Begriffe, die er hat, verdankt. Da er Begriff, Urtheil und Schluſs wieder ganz in das Bereich des Bewuſstseins herabziehen möchte, kommt bei ihm der Begriff nicht dazu, seine Bestimmungen als das Objective zu setzen. Was herauskömmt, sind bloſs die gewöhnlichen Kategorien und Reflexionsbestimmungen.

In der *vierten* Epoche bespricht der Verf. das Ich als erkennendes, indem das Denken durch den Schluſs zum Erkennen werden soll. Das Bewuſstsein soll zum Denken entwickelt sich darin selbst begreifen und verstehen lernen. Diese Bestimmung habe die Philosophie auch bei Hegel, aber Hegel postulire das absolute Denken, indem er es aus dem nicht absolut den[illegible] Bewuſstsein nicht entwickele. Die Phänomenolo[illegible] Geistes muſs dem Verf. ganz unverständlich ge[illegible] sein, denn diese entwickelt, nicht nur, wie das B[illegible] sein in der Erkenntnifs des Gegenstandes sich versteht und begreift, sondern auch wie das nich[illegible] lut denkende Bewuſstsein sich wirklich zum a[illegible] Denken vollendet. Auch hier hat Hegel, wie wieder wirklich vollbracht, was er nicht gethan soll. Alsdann hat die Phänomenologie des Geist[illegible] den engen Standpunkt des bloſsen Bewuſstseins, Kantische Kritik und vorliegendes Buch nach d[illegible] gang und Beispiel der erstern, sondern enthüllt wesentliche und wahre Natur des Geistes selbst Gesammtgebiet seiner Erscheinung im Bewuſstse[illegible] gen solchen Reichthum der Gestalten nimmt [illegible] Inhalt dieses Buchs gar zu kahl und armselig [illegible]

Das Erkennen selbst gestaltet sich dem V[illegible] empirisches, reflectirendes und speculatives. Erste[illegible] zelt ihm in der Anschauung, und bestimmt sich zum aposteriorischen Denken fort. Das zweit[illegible] das Denken selbst, wohin die Skepsis, die Kr[illegible] der subjective Idealismus gerechnet wird. Zulet[illegible] die Reflexion genöthigt, den Schein aufzugeb[illegible] das Urseiende, das Wahre zu finden. Darum das letzte das Princip aus, wodurch das Bew[illegible] den Quell der Wahrheit in sich selbst finde. vom Absoluten soll es dasselbe im reinen Den[illegible] sich selbst entwickeln. Dies fange mit der V[illegible] anschauung an, und gehe zum speculativen De[illegible] solchem fort, aber endige mit dem speculativ[illegible] enden Erkennen. Hiebei zieht der Verf. die Be[illegible] des Widerspruchs in der Hegelschen Dialektik tracht, welche Betrachtung abermals der factis[illegible] weis ist, daſs er die Hegelsche Methode der M[illegible] tion trotz seiner Versicherung gar nicht faſst, i[illegible] die falsche Behauptung in Cours zu bringen su[illegible] Hegel an dem Gegensatz des *a priori* und *a p[illegible]* haften bleibe. Nun ist aber die speculative [illegible] Hegels als Einheit der analytischen und synth[illegible] Methode der aufgelöste Gegensatz des *a prior[illegible] posteriori*, und deshalb wieder das Gegentheil v[illegible] was der Verf. berichtet und versichert. Fer[illegible] Hegel den Widerspruch und die Dialektik blo[illegible] der negativen Seite kennen, als das Hervorarbei[illegible] Widerspruchs, womit es bei der Aufhebung d[illegible]

Widersprechenden als Resultat sein Verbleiben habe. Das Resultat der Aufhebung soll bei Hegel unendliche Negation, nicht die daraus hervorgehende positive concrete Wirklichkeit sein. Es ist aber Welt bekannt, dafs Hegel nicht bei dem blofs dialektischen Moment, dem Widerspruch, oder dem Sich-Aufheben entgegengesetzter Bestimmungen stehen bleibt, sondern zum Positiv-Vernünftigen fortgeht, was ihm erst das wahrhaft Speculative ist. Gleich in der ersten Ausg. der Hegelschen Encykl. finden sich im 16ten §. S. 18 folgende Worte: „die Dialektik hat ein *positives* Resultat (also kein negatives, wie der Verf. hinzuschreiben sich nicht entblödet), weil sie einen bestimmten Inhalt hat, ihr Resultat nicht das leere Nichts, sondern die Negation von gewissen Bestimmungen ist, welche deswegen im Resultat enthalten sind." Da ist also mit dürren Worten das Gegentheil von des Verfs. Behauptung bei Hegel selbst zu finden und zu lesen. Freilich ist das Dialektische nach Hegel die eigne Natur der Dinge, und hat nicht in einer äufsern Reflexion seinen Sitz. Es wird die Negation, die das Beschränkte und Endliche an sich ist, durch dasselbe gesetzt. Im Endlichen liegt das Andre seiner selbst, wodurch es sich aufhebt, indem es zum Andern in Beziehung ist. Es hält den Widerspruch nicht aus, sondern geht zu Grunde, ohne dafs dies aber das Letzte wäre. Dies würde wieder die schlechte Immanenz sein, das Letzte ist vielmehr der aufgehobne Widerspruch, die immanente Form, wodurch es an sich ist, oder absolute Position. Diese vermeinte Negation des Widerspruchs soll ferner bei Hegel das Kreatürliche zum unendlich Aufgehobnen, zur schlechten Endlichkeit machen. Aber Hegel kennt solche schlechte Endlichkeit gar nicht, wie der Verf. fabelt, er weifs ebenfalls nur von der guten, wie der Verf. das Endliche art nennt, von der Individuation, aber auch nicht blofs von dieser, wie der Verf., sondern vom Geist. Und dies schlechte Endliche soll der Grund sein, warum der Vf. Hegel berichtigen will, und auf welcher Berichtigung er seine Theorie basirt. — Der Verf. spricht unter andern in der Vorrede, dafs Ref. in Betreff seiner das Ding geredet habe, was nicht sei. Eben dies Ding macht er zum Grunde seiner Theorie, das Ding, was nicht ist.

Aber Ref. hat nicht das Ding geredet, was nicht ist. Sondern er redete, in Betreff des Verfs., wie sich's nun auch erwiesen hat, das Ding, wie's geworden ist, und wirklich ist. Er sagte nämlich in der Anzeige des ersten Theils dieses Buchs: „die Unmittelbarkeit wird der Verf. zur *Grundlage* machen (ist auch geschehn), alsdann zur Vermittlung übergehen, und sich diese als einen Durchgangspunkt aufheben lassen. Dadurch wird er zur Unmittelbarkeit aus der Reflexion zurückkehren, und dieselbe für gerechtfertigt halten. Dies Glauben (Vernunftanschauung, wie der Verf. es nennt) und Wissen neben einander wird er für die Lösung der Aufgabe ansehen, das Subject mit dem Object zu verhöhnen." So ist es wirklich, Ref. hat wahr prophezeiht. Wenn nämlich das Bewufstsein Gott blofs in sich findet, wie der Verf. will, kann auch die Vermittlung nicht anders als in das Bewufstsein fallen, es kann sich auf Gott als das Ursprüngliche nur besinnen. Insofern das Bewufstsein Subject und Object der Erkenntnifs, und Gott nur Gott des Bewufstseins ist, wird die Ichform nicht durchbrechen. Da das blofs Subjective des Bewufstseins beharrt, spiegelt sich Gott nur in der Ichheit ab. Aber solches Gottbesinnen, solche Offenbarung Gottes im Bewufstsein ist nicht wirkliche Offenbarung, welche nur vom Standpunkt des Geistes möglich ist.

(Der Beschlufs folgt.)

XCIX.

Naturgeschichte der Insekten, besonders in Hinsicht ihrer ersten Zustände als Larven und Puppen von P. Fr. Bouché, Mitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin u. s. w. Erste Lieferung mit 10 *Kupfertafeln. Berlin, Nicolai* 1834. 8. 216 *S.*

Diese Schrift ist unter den zahlreichen systematischen Arbeiten, welche in neuerer Zeit über Gegenstände der Entomologie in gröfserem oder geringerem Umfange erschienen sind, eine überraschende und um so angenehmere Erscheinung, als der Glaube an die Fähigkeit unseres Zeitalters zu Arbeiten, wie wir sie bei *Reaumur* und *de Geer* mit Recht bewundern, verloren gegangen und an seine Stelle die Meinung getreten zu sein schien, nur systematisch ordnende oder anatomisch-physiologische Untersuchungen könnten der Entomologie förderlich und ersprießlich werden. Den Gegenbeweis liefert die Arbeit des Herrn *Bouché*; sie zeigt, dafs die alleinige Betrachtung des letzten vollkommenen Lebenszustandes für die natürliche Systematik nicht ausreiche, und dafs, wenn man die Verwandlungsverhältnisse der Kerfe übersieht, auch eine natürliche Stufenfolge der Familien aufzufinden kaum möglich sei. Es hat freilich der Herr Verf. diese Ansicht nirgends selbst ausgesprochen;

allein sie drängt sich dem aufmerksamen Leser beim Durchgehen des Werkes so sehr auf, dafs man sie dennoch als die Grundidee des Gegebenen bezeichnen mufs. Schon die Annahme des vom *Referenten* in mehreren Arbeiten aufgestellten und nachgewiesenen Systemes, welches ganz auf der eben ausgesprochenen Ansicht gegründet ist, zeugt für die gleiche des Verfs., und es rechtfertigen sich zum Theil jene vom *Ref.* getroffenen Eintheilungen durch die Beobachtungen des Herrn Bouché, während sie andern Theils durch dieselben verbessert und verändert werden. —

Indem es nämlich die Aufgabe des Verfs. war, die Larvenzustände und Verwandtschaftsverhältnisse der Insekten zu schildern, mufste er von der Verschiedenheit zweier Hauptgruppen unter den Kerfen, welche *Ref.* als *Insecta ametabola* und *Ins. metabola* bezeichnet hatte, ausgehen. Von den Ersteren, oder den Kerfen mit *unvollkommener Verwandlung*, wird nur die Gattung *Coccus Lin.* einer näheren Untersuchung unterworfen und eine neue Gruppe derselben unter dem Namen *Aspidiotus* aufgestellt, welche sich durch das freie, die Larven und Weibchen stets bedeckende, Schild von allen verwandten unterscheidet.

Die Kerfe mit *vollkommener Verwandlung* werden in der Reihenfolge des genannten Systems aufgeführt; es folgen also zunächst die *Zweiflügler* (*Diptera Lin.*). Diesen hat Hr. *Bouché* mit Recht die gröfste Aufmerksamkeit gewidmet, da sie bisher die am wenigsten bekannten waren. Den Unterschied, dafs einige ihrer Larven sich vor dem Uebergange in die Puppe häuten, andere als Puppe in der alten Larvenhaut stecken bleiben, hebt der Verf. ganz besonders hervor. Zur ersteren Gruppe gehören die Familien: *Tipularia* (25 Art.), *Scenopinea* (1 Art), *Empidodea* (1 Art), *Leptodea* (1 Art), *Therevanidae* (2 Art.), *Asilina* und *Tabanina*; zur letzteren alle übrigen. Aus beiden Gruppen werden die Larven vieler Arten beschrieben, theils überhaupt zuerst, theils kenntlicher und charakteristischer als vorher von Anderen; sehr zahlreich sind besonders die Beobachtungen über Glieder der Familie *Muscina*, wovon 55 Arten, insgesammt aber 95 Arten, im Larvenzustande beschrieben werden, manche auch im vollkommenen Lebensalter zuerst. — Unter den *Schmetterlingen* (*Lepidoptera Lin.*), deren Verwandlungsgeschichte schon am vollständigsten bekannt war, wurden besonders die zahlreichen Formen der *Mikrolepidopteren* genauer beobachtet und die früher nicht beachtete Verwandlungsgeschichte vieler längst bekannter Arten mitgetheilt; die Gesammtzahl der beobachteten Arten beläuft sich auf 54. — Die Larven der folgenden Ordnung, *Immen* (*Hymenoptera Lin.*), zeigen wie die der *Zweiflügler*, eine doppelte Verschiedenheit, insofern die meisten fufslos, einige dagegen mit vielen Füfsen ausgerüstet sind. Letztere, die Familie der *Blattwespen* (*Tenthredonodea*) bezeichnend, verlangten wegen hinreichender Bekanntschaft nur eine kurze Beachtung, daher nur 8 Arten im Larvenzustande beschrieben wurden; erstere dagegen werden weitläuftiger abgehandelt. Neu sind besonders die Verwandlungsverhältnisse vieler (45 Arten) *Schlupfwespen* (*Ichneumonodea*) zumal hinsichtlich der Wohnthiere, in denen sie als Larven leben; wobei denn auch viele früher noch nicht beobachtete Arten im vollkommenen Lebenszustande beschrieben werden, oft jedoch, das läfst sich nicht leugnen, kürzer als der Leser es wünschen dürfte, indem ja grade diese Insekten so veränderlich und in ihren charakteristischen Artunterschieden so spitzfindig gebildet sind. Uebrigens wurden aus dieser Ordnung im Ganzen 70 Arten in Betracht gezogen. — Der letzten Ordnung, den *Käfern* (*Coleoptera Lin.*), ist ein geringerer Raum gestattet, als man es vermöge des grofsen Umfanges derselben erwarten sollte; allein es treten ja grade bei dieser Ordnung ganz besondere Schwierigkeiten ein, welche die Beobachtung ihrer früheren Lebensstände erschweren. Herr *Bouché* deutet den verschiedenen Bau der Larven nur an, ohne, was sehr verdienstlich gewesen wäre, eine Zusammenstellung und Uebersicht der Familien nach dem Bau ihrer Larven zu geben. Von den 36 hier im Larvenstande geschilderten Käfern gehören 4 den früher in dieser Lebensperiode noch nicht beobachteten Micropteren, 5 den Ela[illegible]ren, 7 den Curculionen, 3 den Chrysomelinen, die übrigen einzeln verschiedenen anderen Familien an, unter welchen sich als besonders wichtig für die natürliche Systematik die Gattungen *Nitidula*, *Byturus*, *Crypticus*, *Pytho*, *Mycetocharis* und [illegible] auszeichnen; alle gehören zur Gruppe der mit *sechs* deutlich gegliederten hornigen Füfsen versehenen Larven. — Eine kurze *Nachlese* führt von *Insectis ametabolis* noch einen *Thrips*, von *Ins. metabolis* mehrere *Dipteren* und einen *Eulophus* auf, welche die Zahl aller hier in ihrer Verwandlung geschilderten Kerfe auf 278 Arten steigern. —

Was die Art der Behandlung anbetrifft, so ist es besonders anzuerkennen, dafs Herr *Bouché* sich einer lobenswerthen Kürze befleifsigt hat, und darin zumal von seinen Vorbildern *Réaumur* und *de Geer* abgewichen ist, dafs er sich nicht mit Nebendingen befafste, sondern überall die Hauptsachen bündig hervorhob. Trotz dem kann *Ref.* nicht umhin den Wunsch auszusprechen, der Herr *Verf.* möge bei der Fortsetzung seines Werkes in der Beschreibung etwas ausführlicher sein, und namentlich auf die Schilderung der Mundtheile, Fühler und Beine eine noch gröfsere Sorgfalt verwenden. Dieser Wunsch würde sich kaum dem Leser aufdringen können, wenn die auf 10 Tafeln beigegebenen Abbildungen weniger schematisch gehalten wären, und mehr Individuelles und Charakteristisches sich an ihnen erkennen liefse, was leider nicht immer der Fall ist. — Nichtsdestoweniger ist die Arbeit von ganz besonderer Wichtigkeit, und wird gewifs durch das viele Neue und Anziehende, welches sie enthält, Andere zu gleichen Beobachtungen auffordern, oder diejenigen, welche schon ähnliche Beobachtungen gemacht haben, zur Bekanntmachung derselben veranlassen. *Ref.* wünscht, dafs sie aufser anderen heilsamen Folgen für die Wissenschaft, ganz besonders die eben angedeutete haben möge, damit wir endlich einmal über die Verwandlungsverhältnisse der Kerfe vollständig unterrichtet werden. Aus eben diesem Grunde sehen wir der folgenden Lieferung mit gespannter Erwartung entgegen. — Druck und Papier sind gut.

Burmeister.

№ 99.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1835.

Ueber Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie von J. H. Fichte.

(Schlufs.)

So fällt denn unser Verf. wieder auf den Standpunkt der Reflexion und Unmittelbarkeit, wie so viele andere, zurück. Darum spricht er auch gern davon, dafs der arme Mensch ein halbvollendetes, ahnendes und sehnsüchtiges Wesen sei, dafs ihm das Höchste nur mit Sehnsucht und geheimer Trauer gemischt erscheine, und was dergleichen mehr ist. Dies mag allen schwachen Geistern gesagt sein, die neben der Erkenntnifs und der Macht und Tiefe des Geistes nun einmal von der Ohnmacht des Nichtwissens und Gefühls nicht lassen können. Der Verf. hat oft viel Suade ganze S. hindurch, und ist insbesondre redselig, wenn der speculative Gedanke herrschen sollte. Nach dem Platonischen Ausdruck ist aber nicht Allen vergönnt, unverwandt in die Sonne zu blicken, den speculativen Gedanken unverrückt zu ertragen. Er redet dafür lieber von Urgrundsätzen und Urgesetzen (von welchen Thatsachen des Bewufstseins längst nicht mehr die Rede sein sollte) ungefähr so, wie Samuel Square bei Bulwer in England und den Engländern.

Ob der Verf., indem er dies liest, das Gefühl haben mag, wir setzen hinzu, des Lächerlichen, welches entsteht, wenn von allem, was man beabsichtigt, das Gegentheil herauskommt, und die Reflexion auf sich selbst zurückgeworfen wird, dürfen wir kaum glauben, weil dazu vor allen gehört, dafs man nichts habe in sich fix und fest werden lassen. Er wird ferner es sich angelegen sein lassen, in allen Journalen nach der Reihe die unglaublichsten Cruditäten, Vorurtheile und Abgeschmacktheiten bis zum Unsinn über Hegel und die Hegelsche Philosophie möglichst zu verbreiten. Unwissende und Uebelwollende giebt es allenthalben, die solch' marktschreierisches Thun und Treiben für wissenschaftliche Einsicht halten dürfen.

Diese Anzeige ist etwas verspätet worden. Es gehört (wenigstens für den Ref.) eine eigne Ueberwindung dazu, an dergleichen Zeit und Mühe zu verlieren. Aber weil so Viele nicht müde werden, immer fort von Neuem ihre fixen Ideen und Meinungen an den Mann zu bringen, die selbst auch im Publikum nach und nach fix und fest werden dürften, hat er seine Unlust für diesmal wieder besiegt. Er hat aber nicht geglaubt, allen denen, und am wenigsten dem Verf. die fixen Vorstellungen über die Hegelsche Philosophie benehmen zu können, welcher letztre sich, wie keiner, in dieselben hineinbornirt hat. Mögen sie fortfahren, die gröbsten und factischen Unwahrheiten dem Publikum immerfort zu wiederholen, als da sind: dafs Hegel die Unsterblichkeit der Seele läugne, dafs nach ihm keine freie Schöpfung und Offenbarung Gottes möglich sei, und keine substanzielle Individualität des creatürlichen Geistes; dafs er nicht mit der Idee von Gott zur Persönlichkeit des Geistes hindurchgedrungen, und Gott nach ihm nur im creatürlichen Bewufstsein Person werde, und zuletzt, um dem Absurden die Krone aufzusetzen, dafs Gott sich erst in des Philosophen Person vollendet habe. Die Wahrheit wird den Sieg behalten. —

Ein philosophisches System mufs sich selbst die Bahn brechen, was ohne Kampf nicht möglich ist, wenn es anders keine einsame Sache bleiben soll. Es mufs sich durch den Kampf der Anerkennung und des Verständnisses in das Bewufstsein der Zeit hineinarbeiten, wodurch es eine gemeinsame Sache, ein Gemeingut wird. Die Angriffe gegen die Hegelsche Philosophie sind bis jetzt nur Mifsverständnisse über sie gewesen, die ihren Kernpunkt unberührt gelassen, ja meistens nicht einmal geahnet haben. Aber sie haben dazu gedient und werden ferner dazu dienen, dafs Andre sich veranlafst sehen, was Hegel in Betreff des Verständnisses oft nur angedeutet hat, näher zu bestimmen, und dem allgemeinen Bewufstsein zugänglicher zu machen.

Wir aber schliefsen mit der Platonischen Klage, dafs es schwer sei, den Schöpfer zu erkennen, und wenn man ihn erkannt habe, es unmöglich ist, dies Allen zu sagen, oder verständlich zu machen.

Hinrichs.

C.

1. *Meletemata botanica. Auctoribus Henrico* Schott *et Stephano* Endlicher. *Vindobonae* 1832. *typis Caroli Gerold.* 36 *S. u.* 5 *Kupfert. Roy. Fol.*

Atakta Botanika. Nova genera et species plantarum, descripta et iconibus illustrata a Stephano Endlicher. 1—4*te Lieferung. Vindobonae* 1833. *apud Frid. Beck. Zusammen* 26 *S. Text u.* 40 *Kupfert. Roy. Fol.*

No. 1. ist eine Ehrengabe, dem würdigen Vorsteher des botanischen Gartens zu Calcutta, Hrn. Wallich, während seines, für alle Botaniker Europas so lehr- und gewinnreichen Aufenthalts in Europa dargebracht, und diesem Zwecke gemäfs von den beiden Herrn Verfassern aufs Beste ausgestattet. Papier, Druck und Tafeln gehören zu dem Schönsten, was uns in dieser Art vorgekommen, und was insbesondere die 5 Tafeln anbelangt, so gewähren diese dem Auge alles, was es nur immer von der radirten Manier auf Stein erwarten kann.

Die ersten beiden Tafeln stellen die, von Herrn Schott in Brasilien entdeckten und hier von Hrn. Endlicher bearbeiteten *Balanophoreen* Gattungen: *Lophophytum* und *Scybalium* dar, und der Verf. verfolgt die, dadurch eingeleitete Untersuchung weiter, um uns ein vollständiges Bild dieser seltsamsten Gruppe des Gewächsreichs in ihrem ganzen Umfange zu zeichnen, dieselbe als eine eigne *Klasse* festzustellen, und alle bekannten Gattungen nach ihren Ordnungen und Zünften mit den darunter begriffenen Arten zusammen zu stellen. Als das charakteristische Merkmal betrachtete Hr. E. mit Recht die unvollkommne Ausbildung der Saamen, welche klein, sporenartig und ohne vorgebildeten Embryo sind, neben einer ziemlich weit gediehenen Entwicklung der äufsern Fructificationstheile. Wenn er als zweites, noch gewichtiger scheinendes Merkmal die gänzliche Abwesenheit des Gefäfssystems anerkennt, so ist dieses schon früher durch Hrn. v. Martius Beobachtung, welche der Gattung *Langsdorffia* Gefäfse zuschreibt, ganz neuerlich aber durch Hrn. Rob. Brown, der bei *Rafflesia*, *Hydnora*, *Cytisus*, *Cynomorium* und *Helosis* Spiral-Gefäfse gefunden hat, zwar aufgehoben, es darf aber immer noch ein bedeutungsvolles Zurück-treten des Spiralgefäfssystems gegen das Zellsystem mit in den Complex der harmonisch verbundenen Merkmale, welche diese Classe charakterisiren, aufgenommen werden, und diese wird immerhin ihre Stelle an der Grenze der niederern sogenannten Zellenpflanzen und der Gefäfs-pflanzen beibehalten können. Das parasitische Verhält-nifs ist allen gemein. Sie haben keine Spaltöffnungen, keine grünen Blattgebilde, viele unter ihnen nicht ein-mal einen Stamm. Einerseits steht die gigantische *Raf-flesia*, welche Hrn. Rob. Brown zu einer seiner geist-vollsten Arbeiten Anlafs gegeben und Hrn. Blume, der ihr die Gattung *Brugmansia* beigesellte, weiter in das gründliche Studium der ganzen Gruppe hineingeführt hat. Die einige Fufs im Durchmesser haltende, stengellos auf Cistus-Wurzeln schmarotzende, hoch- und buntgefärbte *Rafflesia*, mit ihren in jeder Hinsicht abnorm gebilde-ten Fructificationstheilen, schliefst sich durch Blume's *Brugmansia* an die noch kleinere (erbsengrofse) Gattung *Apodanthes* an, die in Guiana aus der Rinde der *Case-ria macrophylla* hervorkeimt, und welcher erst vor Kurzem (*Annales des sc. naturelles* 1834. *Juillet p.* 1. *t.* 1.) Hr. Guillemin die Gattung *Pilostyles* zur Seite gestellt hat, — vielleicht nur die männliche Pflanze einer andern Species von *Apodanthes* darstellend, — welche von Bertero in Chili auf dem Stamme der *Adesmia ar-borea* gefunden wurde.

Fremdartiger nimmt sich schon die, von Hrn. Prof. Meyer in den *Actis Naturae Curiosorum (Vol. XVI.* 2.) und vor Kurzem weiter durch Hrn. Rob. Brown unter-suchte und erläuterte Gattung *Aphyteia* des südlichen Africas aus. —

Die *Cytineen* zeigen sich schon vielblumig auf einem mehr erhobenen Stamme, getrennten Geschlechts; die männliche, 4—6spaltige Blüthe bringt auf gemein-schaftlichem Träger doppelt so viele Staubbeutel als die Blüthe Abschnitte hat, und der mit dem Blüthenrohr er-wachsene einfächrige Fruchtknoten hat an den Wänden acht Saamenböden. — Bei den *Balanophoreen* stehen die Blüthen, gleichfalls getrennten Geschlechts, auf be-sondern Blüthenböden; die männliche Blüthe hat entwe-der nackte, einzelne, oder 3 durch die Träger verbun-

lene Staubfäden in einer dreitheiligen Blüthe; die weibliche Blüthe ist ohne Blüthendecke, zweigrifflig, mit zweifächrigem Fruchtknoten, der in eine einfächrige Frucht mit geballten, einen einfachen Saamen vorstellenden Keimkörnern übergeht. Nach dieser wesentlichen Abstufung der immer tiefersinkenden Ausbildung nimmt Hr. Endlicher in der Classe der *Rhizantheen* 3 Ordnungen an, nämlich:

I. *Balanophoreae*, welche wieder in 4 Tribus zerfallen:

1. *Lophophytae* mit freien Staubfäden ohne Blüthendecken und mit mehreren Blüthenböden auf einem Stamme; dahin 1) das merkwürdige *Lophophytum* dieses Werks, Fufslang, gleich dem Kolben einer Aroidee ähnlich mit vielen halbkugligen Haufen weiblicher — nach der Spitze zu mit ähnlichen Haufen männlicher Blüthen in spiraliger Stellung bedeckt; ein Zwischenraum trennt die beiden Geschlechter. Der Stamm ist unterhalb beschuppt; unter den weiblichen Blüthenböden steht ein kurzes Deckblatt; statt der Blüthendecken mischen sich stumpfe fleischige Schuppen zwischen die Staubfäden. Von Schott in Brasilien entdeckt. — 2) *Sarcophyte Sparrm. (Ichthyosma Schlechtend.)*.

2. *Cynomorieae*, mit freien Staubfäden und einem einzelnen eingeschlechtigen Köpfchen auf jedem Stamm. — Die Europäische Gattung *Cynomorium*.

3. *Helosieae*, drei verwachsene Staubfäden; die einzeln auf dem Ende der Stengel stehenden eingeschlechtigen Köpfchen sind mit abfallenden Deckblättern umgeben. Gattungen sind: 1) *Helosis* mit 5 Arten, und *Scybalium* (*Fungiforme*) gleichsam eine schwammartig wachsende *Dorstenia*. Die Scheibe, auf kurzem verkehrt-kegelförmigem schuppigem Stiele, trägt zwischen dichten Spreublättchen die Blüthen, und die männlichen sind aufserdem noch mit Fäden untermischt; oft stellen sich, zu einer mehr knolligen Masse verwachsend, mehrere weibliche Scheiben um die endständige männliche herum. Die Pflanze wird 1—2 Zoll hoch, und die Scheibe gegen 1 Zoll breit. Man glaubt eine eigenthümliche monströse Form von *Eriocaulon* zu erblicken. Auch diese Pflanze entdeckte Herr Schott in Brasilien.

4. *Langsdorffieae*, — wie *Helosieae*, aber ohne Deckblätter um die Blüthenböden. Dazu die Gattungen *Langsdorffia* und *Balanophora*.

II. *Cytineae*, der Grundcharakter wurde schon oben angedeutet. Dazu gehört eigentlich nur *Cytinus Lin.* Herr Endlicher bringt aber noch als *Genera affinia* hieher: 1) *Hypolepis Pers.* die schwerlich von *Cytinus* verschieden ist; 2) *Aphyteia Thunberg*; 3) *Apodanthes Poit.* Unsrer Meinung nach mufs *Aphyteia* eine eigne Ordnung: *Hydnoreae* bilden, *Apodanthes* aber, nebst der hier noch einzuschaltenden Gattung *Pylostyles Guillem.* zur dritten (oder wenn *Aphyteia* zur Ordnung erhoben wird, zur vierten) Ordnung, *Rafflesieae*, wohin noch aufser den beiden genannten kleinen Nebenbildern die stattlichen *Brugmansia* und *Rafflesia* gehören, versetzt werden.

Am Schlusse dieser Abhandlung S. 15, nimmt Hr. Schott von der hie und da angeregten Verwandtschaft der Rhizantheen mit den *Aroideen* die Veranlassung, eine *Synopsis Aroidearum* anzureihen, welche viel Licht auf diese schwierige Familie wirft, und künftig als Canon für dieselbe dienen wird. Diese Abhandlung erstreckt sich bis S. 22 und legt alle bekannten Aroideen in 42 Gattungen auseinander; sie leidet aber keinen Auszug, eben so wenig als die nun folgenden, von beiden Herausgebern abzuleitenden Beschreibungen einzelner Pflanzen, deren jede wieder zu den lehrreichsten Excursen Gelegenheit bietet. Wir wollen die hier beschriebenen Pflanzen blofs nennen. *Mayaca Vandellii* Taf. 3; *Ungeria floribunda*, eine schöne Sterculiaceen-Gattung, Hrn. Dr. Unger zu Kitzbühl in Tyrol gewidmet, Taf. 4; *Methorium canum* aus Neu-Holland, — worauf Betrachtungen über die Familie der Sterculiaceen und eine synoptische Zusammenstellung der dazu gehörenden Gattungen dieses schöne Werk abschliefsen.

Ein Werk wie das unter No. 2 angeführte, kann hier nicht in seinen Einzelnheiten verfolgt und dargelegt werden. Der Titel charakterisirt es hinlänglich: es enthält botanische Atakta, und zwar aus dem Gebiete der systematischen Pflanzenkenntnifs, — Beschreibungen einzelner, seltener, merkwürdiger oder neuer Pflanzen.

Dabei könnte man freilich zunächst auf den Gedanken kommen, dafs es solche Werke, die das Einzelne des Gewächsreiches vereinzelt darstellen, schon eine grofse Menge gegeben habe und noch gebe.

Man darf aber Herrn Endlichers Atakta nur zur Hand nehmen, um sich bald zu überzeugen, dafs es Werke dieser Art nur wenige gegeben habe, und dafs

gegenwärtig nichts im Gange ist, was sich diesem an die Seite stellen liefse.

Wer nämlich, durchdrungen von der richtigen Erkenntnifs der im Pflanzenreich allgemein waltenden und bildenden Gesetze, eine einzelne Pflanzenspecies durch alle Besonderheiten ihres Baues verfolgt, dem wird die Reconstruction aller dieser Einzelnheiten zur Einheit der ganzen Pflanze unmittelbar zur anschaulichen Construction eines *Bildungsgesetzes*, welches er somit als real vor seinen Augen hinlegt und dem Beschauer so vor Augen stellt, dafs dieser ein Besonderes schauend, zugleich die identische Nothwendigkeit des Allgemeinen der Idee mitanschaut, und sich dieser Identität nicht weniger klar, als bei einer mathematischen Construction, bewufst wird.

Wenn nun der Darstellende noch aufser dem seine Wahl des Darzustellenden schon in diesem Geiste trifft, und von Anbeginn aus einer umfassenden Kenntnifs des Gewächsreichs herausblickend, das Einzelne nach seiner Bedeutsamkeit für das Höhere, nach seiner Anschaulichkeit oder auch nach seiner prägnanten Fülle und Verwicklung, zu würdigen weifs, so erhebt er dadurch sein Werk weit über die Stufe der gewöhnlichen, nur das Einzelne als solches und in seiner trüben Verschlossenheit vorliegenden Bilderwerke, und giebt ihm eine wissenschaftliche, in Bildern Ideen verkündende Bedeutung.

Dazu gehört aber, was die bildliche Darstellung anbelangt, vor allen Dingen ein gutes Geschick des Zeichners, eine sichere Haltung, die schon im Bilde des individuellen Ganzen alle Einzelnheiten hervorzuheben weifs, und weiter noch der eindringende Verstand, der auf das Bedeutsame einen sinnreichen Nachdruck legen und dessen Eindruck auf den Beschauer verstärken kann, ohne dadurch die Harmonie der Züge zu stören. Herr Professor Braun aus Carlsruhe, zeigte bei der Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Stuttgart im Herbste 1834 der botanischen Section Zeichnungen von *Charen* vor, die in diesem Geiste entworfen, alles hinter sich lassen, was uns noch in ähnlicher Art vorgekommen ist.

Was nun ein solches Bild im Gesammtausdrucke dargeboten hat, mufs dann weiter in analytischen Figuren aufs vollständigste und vielseitigste auseinande legt und treulichst dargestellt werden, und zwar einem grofsen Maafsstabe, der die völligste, hinl ins Auge fallende Umgrenzung jeder, auch der kleinsten Besonderheit mit kräftiger Bestimmthei läfst; mehrseitige Ansichten körperlicher Dimens müssen sich untereinander ergänzen, und wo di sammtheit der Anordnung nicht auf der Fläche de fel vollständig darzulegen ist, da müssen ideale und kürliche Bezeichnungen, Diagramme, das Verei wieder in seinen wahren Zusammenhang bringe begreiflich machen.

Herr Endlicher hat in diesem Stück bewiese er in Bauers Fufsstapfen als würdigster Nachfolg ten könne, ja er hat in kunstreichen idealen schnitten, in der Fertigkeit, Lagen, Stellungen, anderfolge und Deckungen einzelner zu einem verbundner Theile nachbildend oder durch Zeich Anschauung zu bringen, ihn übertroffen, wie es nem Manne zu erwarten war, dem kein Fortschr serer Wissenschaft bis auf diesen Tag fremd ben ist.

Endlich was das Bild zeigt, soll die Besch in Worten der lebendigen Anschauung *nach* — d schauer des Abbilds *vor*sprechen.

Wir können unsere Anzeige mit der Versic schliefsen, dafs Hrn. Endlichers Atakta allen A rungen, die in einer solchen Aufgabe liegen, völl spreche, und dafs sie folglich nach unserer Ue gung hoch zu rühmen und zu empfehlen sei.

Alle in diesem Werke abgebildeten Pflanz noch nirgends in Abbildung geliefert; nur *Di scandens*, Taf. I. und II. und *Hemispadon pilo III.* kamen schon in der *botanischen Zeitung* sie Herr Endlicher selbst mittheilte, — der merk gen Gattung *Ceratotheca* aber hatte derselbe sc her in der Linnäa eine geistreiche Abhandlung bildliche Darstellung gewidmet.

Ueber *Ficinia aphylla*, Tab. XII., will ic eine Bemerkung hinzufügen. Die Kapsche Pfla terscheidet sich von den übrigen Ficinien sehr a durch ihren Bau im Allgemeinen, und hat au einen zweispaltigen Griffel und eine biconvexe während alle mit dem gemeinsamen Ausdruck d nien-Gattung begabte Arten auch einen dreis Griffel und eine dreiseitige Frucht haben. Ich daher aus diesem Typus in meiner „*Uebersicht peraceen-Gattungen*" in *Schlechtendals Linnäa* 3tes Heft, S. 291 die Gattung *Schoenidium*. Al nym gehört hieher: *Schoenus lateralis Vahl.* p. 211, welchen Namen ich a. a. O. wieder (*Schoenidium laterale*), nachdem ich mich ü habe, dafs beide Pflanzen wirklich zusammen

Nees v. Esenbe

№ 100.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.
Mai 1835.

CI.

Die Aesthetik aus dem Gesichtspunkte gebildeter Freunde des Schönen. Vorlesungen gehalten zu Bremen von Dr. W. E. Weber. Erste Abtheilung. Leipzig u. Darmstadt, 1834. *bei Leske*. 360 S. 8.

Ref., obgleich Philosoph von Profession, gehört doch keineswegs zu denen, die auf die Rechte ihrer Wissenschaft eifersüchtig, jedem nicht gerade schulgerechten der ausdrücklich auf speculative Principien begründeten Versuche einer Verständigung über ästhetische Gegenstände den Eintritt in das Bereich der Literatur verwehren möchten. Er weiſs den Gewinn zu schätzen, der unserer Zeit aus der Gewohnheit einer denkenden Beschäftigung mit den groſsen Dichtern unserer und früherer Zeiten, und mit der Kunst in ihrem ganzen Umfange, auch unabhängig von eigentlicher philosophischer Wissenschaft, erwachsen ist. Es ist ihm nicht unbemerkt geblieben, daſs es heut zu Tage gar nicht wenige giebt, denen solche Beschäftigung die Stelle nicht etwa nur des philosophischen Denkens, sondern selbst der religiösen Andacht vertreten muſs; die in ihr geradezu das Einzige haben, was sie über das prosaische Treiben der Welt und die gemeine Alltäglichkeit hebt. Wenn irgend jemand, so ist er bereit, das Bedürfniſs anzuerkennen, daſs durch leicht verständliche, jedem Gebildeten zugängliche Darstellungen ein gründliches und lebendiges Verständniſs der Poesie und Kunst im Ganzen wie im Einzelnen, immer von neuem wieder gefördert werde, und solche Darstellungen, wenn sie uns geboten werden, mit aufrichtigem Danke zu nehmen. Bei Darstellungen solcher Art kommt es ihm keineswegs darauf an, wie viel oder wie wenig ausdrückliche Ehre der Philosophie überhaupt oder gewissen bestimmten philosophischen Bestrebungen von ihnen gezollt werde; ist nur der Kern des Gedankens in ihnen ein edler und tüchtiger, so gestaltet sich das Verhältniſs zur Philosophie von selbst, und es bedarf nicht einer ausdrücklichen Anerkennung auch der streng wissenschaftlichen Leistungen oder Beziehung auf solche. Nicht hingegen vermag Ref. seinerseits die Toleranz und Anerkennung so weit zu erstrecken, daſs er einem princip- und ideenlosen Raisonnement die Berechtigung sich als ästhetische Wissenschaft zu gebärden zugestehen und es gut heiſsen sollte, wenn solches Raisonnement, das Verdienst der ästhetischen Betrachtung einzig in das, was sich für diese Betrachtung von selbst verstehen sollte, in den richtigen *Geschmack* oder die Genuſs- und Unterscheidungsfähigkeit des Schönen, und dann etwa noch in die Gabe eines eleganten, wort- und phrasenreichen Ausdrucks setzend, dabei auf die eigentliche Philosophie, als auf eine für das Verständniſs des Schönen völlig unnütze, ja dieses Verständnisses nothwendig und überall entbehrende Schulfüchserei hochmüthig herabblickt.

Daſs ein Mann wie Hr. Weber, als gelehrter Kenner des Alterthums, als gebildeter und geschmackvoller Kritiker und über Beides noch als tüchtiger Schulmann vortheilhaft bekannt und vielfach gerühmt, einen solchen Miſsgriff begehen konnte, wie ihn das gegenwärtige Werk enthält, kann nur das lebhafteste Bedauern erwecken. Wenn irgend ein Anderer, so sollte ein Lehrer der Jugend, ein Vorsteher und Lenker des Erziehungswesens das Bewuſstsein hegen, welchen Nachtheil aller gründlichen Bildung solch flaches und prätentiöses, ästhetisches Raisonniren und Schönthun bringt. Wir zweifeln auch keinen Augenblick, daſs der Hr. Verf. uns diesen Nachtheil, und das Verwerfliche der gemeinhin so genannten Belletristerei im Allgemeinen zugeben wird. Wie es aber hat geschehen können, daſs er selbst, ohne es gewahr zu werden, in diesen Fehler

gefallen ist, darauf dürfte es vielleicht der Mühe lohnen, mit einigen Worten aufmerksam zu machen. — Wir sehen in ihm, nur mit Uebertragung in andere Zeitverhältnisse und einen andern Literaturkreis, genau denselben Irrthum sich wiederholen, der in früherer Zeit so manchen ehrenwerthen Schulmann zu einer gehaltlosen, aber durch elegante Latinität bestechenden Rhetorik und Phraseologie über Gegenstände oder Sentenzen, die durch das Studium des Alterthums angeregt wurden, verleitete. Gewifs waren diese würdigen Männer nicht weniger, als Hr. Weber von der Trefflichkeit unserer neuern Dichter es ist, von der Trefflichkeit und dem hohen Werthe der Alten durchdrungen und begeistert; gewifs standen sie nicht minder aufrichtig und ehrlich in der Meinung, durch ihre sorgfältig ausgearbeiteten, obgleich überall nur von selbst sich Verstehendes breit auseinander legenden Discurse das Verständnifs jener Alten in einem gediegenen Zusammenhange zu eröffnen, wie Hr. Weber durch seine Vorlesungen das Verständnifs unserer Künstler und Dichter. Was aber den Beweis betrifft, den die Darstellung selbst durch ihren Styl und ihre Form für ihr Eingedrungensein in den Geist und Sinn ihres Gegenstandes zu führen hat, so war der ciceronianische Periodenbau jener gründlich gelehrten Abhandlungen kein schlechterer, als die zierliche und kunstreich verschlungene, aber etwas frostige deutsche Schreibart unsers Hrn. Verfs., welche vorzüglich Goethen zu ihrem, doch schwerlich überall richtig erfafsten Vorbilde zu haben scheint. Die Verachtung, welche jenen Männern ihre Versenkung in den Geist und die Formen der alten classischen Welt gegen alles Moderne einflöfste, findet ihr Gegenbild in der Geringschätzung, mit welcher Hrn. Weber seine ästhetische Studien gegen die speculativ philosophischen erfüllt haben. Wenn man jene obgleich auf ehrenwerthem Grunde beruhende, doch hin und wieder in das Lächerliche übergehende Vorliebe für das Alterthum als *Pedanterei* bezeichnet hat, so dürfte auch dieser Ausdruck wohl auf die Vergötterung einiger grofsen neueren Schriftsteller sich übertragen lassen, wenn dieselbe dergestalt zur fixen Idee geworden ist, dafs sie z. B. Hrn. Weber verleitet, Börne'n, dem er alle seine andern Sünden zu vergeben sich geneigt zeigt, nur diese eine als unerlafslich zu behalten, dafs er Goethe'n gelästert. — Ref. mufs, um nicht mifsverstanden zu werden, hinzufügen, dafs er gegen das Urtheil, welches der Verf. über Börne ausspricht, nichts einzuwenden hat, aber dafs es ihm scheinen will, als ob man Börne's Humor dasselbe Recht, wie gegen so vieles andere Grofse und Würdige, auch gegen Goethe, zugestehen müsse. Hr. Weber nimmt für Aristophanes das Recht in Anspruch, den Sokrates zu verspotten. Ist Börne, worauf ungefähr Hrn. Webers Andeutungen über ihn hinauszukommen scheinen, ein moderner Aristophanes, warum sollte er nicht für sich ein gleiches Recht gegen Goethe in Anspruch nehmen können? Oder warum sollte Goethe durch Börne's Verunglimpfung mehr verletzt werden, als Sokrates durch die Verunglimpfung des Aristophanes? Warum, als weil Hr. Weber Partei in seiner Vorliebe für Goethe, aber nicht mehr wie andere vor ihm, denen er dies gewaltig übel nimmt, und sie vornehm deshalb zurecht weist, für Sokrates, ist.

Bei der Parallele, wie wir sie hier zwischen der ehemaligen Schulrhetorik und einer phraseologischen Aesthetik der Art, wie die vorliegende es ist, ziehen, können wir uns jedoch nicht verbergen, dafs die Gefahr und der Nachtheil, welchen die erstere brachte, stets ein ungleich geringerer war, als welchen die letztere uns zu bringen scheint. Jene nämlich setzte doch bei ihren Lesern ein gründliches Studium, wenigstens der alten Sprachen und des Aeufserlichen der alten Denk- und Ausdrucksweise voraus; diese hingegen ist nur allzu geeignet, der Eitelkeit und dem Dünkel Solcher zu schmeicheln, die auf dem königlichen Wege einer genufsreichen Lecture von Dichterwerken und einer epicureischen Kunstbeschauung eben dahin zu gelangen meinen, wohin Andere nur die ernste Arbeit des Gedankens führt. Wir können uns recht lebhaft die selbstgefällige Miene der eleganten Cirkel vergegenwärtigen, vor denen Hr. Weber gesprochen und für die er geschrieben hat, wenn sie durch die wohlgesetzten Worte des Redners belehrt werden, dafs, was sie selbst schon längst bei der Lectüre von Göthe, Jean Paul, Leopold Schefer gedacht und empfunden, nebst den allgemeinen Vorstellungen, Reflexionen und Redensarten über Kunstschönes, die ihnen gleichfalls längst geläufig waren oder es beim Anhören jener Worte augenblicklich werden, die höchste Weisheit, und alle Schulwissenschaft dagegen gering zu schätzen ist. Wir hegen zu der Gewissenhaftigkeit und zu dem pädagogischen Takte des Hrn. Weber das

ge Zutrauen, dafs er den Zöglingen seiner Gelehrten-
ule den Eintritt in seine ästhetischen Vorlesungen un-
sagen, und die Lecture seines Buches widerrathen
d; denn diese wenigstens wären zu beklagen, wenn
dadurch zu einer falschen Richtung verleitet werden
ten, während an den Mitgliedern jener Cirkel freilich
der Regel nach dieser Seite hin wenig mehr zu ver-
ben sein mag. Nicht, dafs wir die heranreifende Ju-
d von der Lecture und auch von der denkenden Be-
htung der Kunst überhaupt, und insbesondere der
rländischen Dichter ausgeschlossen wissen wollten.
lmehr sind wir bereit, die Einführung dieser Studien
in den wissenschaftlichen Jugendunterricht als ei-
erfreulichen Gewinn anzuerkennen, dafern sich nur
nthalben Männer finden, die aus der ästhetischen Ge-
ständlichkeit auf populär eindringliche Weise einen
chaften Gedankeninhalt hervorzuentwickeln verste-
Dies nämlich ist es, was wir von aller und jeder
ctirenden Behandlung jener Gegenstände, sei die-
nun der Jugend oder auch „gebildeten Freunden
Schönen" gewidmet, fordern, dafern wir ihr irgend
Werth oder Berechtigung zugestehen sollen: dafs
len Leser oder Hörer, wo nicht zu einem lebendigen
ufstsein, doch wenigstens zu einer Ahnung der *Pro-*
e bringe, die für den denkenden Geist in der Kunst
der Schönheit niedergelegt sind. Der schwerste Ta-
ür ein Unternehmen solcher Art ist uns dieser, wenn
rch das ganze Gebiet jener Gegenständlichkeit so
und eben gemacht wird, dafs für den Betrachter
die mindeste Schwierigkeit, nicht der kleinste An-
der ihn zum Weiterdenken anregt, übrig bleibt.
verlangen nicht, dafs Alle, zu denen über Schön-
Kunst und Poesie gesprochen wird, zu Philosophen
det werden sollen, wohl aber verlangen wir, dafs
nen eine, wenn auch noch so ferne und leise Vor-
indung dessen geweckt werde, was die Werke der
e und Kunst für den Philosophen sind. Wenn es
Aesthetiker nicht dahin bringen kann, dafs seine
rer die Art und Weise, wie in jenen Werken das
el der Welt und des Lebens niedergelegt ist, *gewahr*
en — die *Lösung* des Räthsels mögen sie immer-
Andern überlassen —: so ist sein Beginnen ein eit-
nd nichtiges.

Doppelt bedauerlich war uns der Charakter des ge-
ärtigen Werkes noch darum, weil er den Gegnern
der darin ausgesprochenen kritisch-ästhetischen Ansich-
ten über Werth und Unwerth neuerer Dichter, welche
mit wenigen Ausnahmen die richtigen sind, und dem ge-
bildeten Geschmacke des Hrn. Verfs. Ehre machen, ei-
nen willkommenen Vorwand zur Schmähung dessen ge-
ben wird, was hier als der hauptsächlichste Gegenstand
der Verehrung ausgesprochen wird. Wäre z. B. die
Art, wie hier Göthe gefeiert wird, die dem Geiste und
Sinne unsers grofsen Dichters wirklich gemäfse, so würde
der Tadel, den Wolfgang Menzel fortwährend über den
Dichter, und der Spott, den er über dessen Anhänger aus-
giefst, aufhören ein ungerechter zu sein. Aber wenn
von irgend einem Schriftsteller, so hätte Hr. Weber von
Göthe lernen können, was es heifst, in den Sinn und
Geist bedeutender literarischer Erscheinungen betrach-
tend einzudringen, und wie das Recht, seine Bewunde-
rung grofser Menschen oder Kunstwerke auszusprechen
und geltend zu machen, nicht dadurch erworben wird,
dafs man die Bewunderung für sie empfindet und in
wohlklingende Floskeln einzukleiden weifs, sondern al-
lein dadurch, dafs man diese Bewunderung in höherem
Sinne zu motiviren, dafs man sich zu ihnen in eine in-
dividuelle und persönliche Beziehung zu setzen und ih-
ren eigenthümlichen Inhalt auf eine Weise, die selbst
der Eigenthümlichkeit nicht entbehrt, an das Licht zu
ziehen versteht. Wo Göthe solcher individuellen Be-
ziehung entbehrte, da hat er, so grofs auch seine Hoch-
achtung, seine Bewunderung für so manches ihm Begeg-
nende war, so lebhaft und so tief er von allem Aechten
und Schönen ergriffen ward, jederzeit geschwiegen. Dafs
er stets wohlgefällig auf Alle, welche Verehrung und
Bewunderung für ihn zur Schau trugen, hingeblickt, ist
eine Verläumdung; nur Solche beachtete er und freute
sich ihrer, die von irgend einer Seite her ein originel-
les Eindringen in seinen Geist beurkundeten. Wir ge-
ben zu, dafs, wer eine zusammenhängende Uebersicht
der Aesthetik geben will, manche Erscheinungen der
Poesie und Kunst auf eine mehr allgemeine Weise zu
berühren, und hergebrachte, fertige Urtheile und Ansich-
ten über dieselben zu wiederholen nicht wohl umhin
kann. Aber auch hier wird billig, wenn nicht überall
eigentliche Originalität der kritischen Aeufserung, so we-
nigstens Einreihung des Bekannten in einen eigenthüm-
lichen wissenschaftlichen Zusammenhang, wodurch die-
ses Bekannte in ein neues Licht gestellt wird, oder ein

erhöhtes Gewicht erlangt, gefordert. Wer aber, wie Hr. Weber, die gesammte geistige Substanz seiner Wissenschaft so ausschliefslich in die receptive Seite derselben, in die Anschauung und Bewunderung des gegebenen Kunstschönen verlegt, und für den Ausdruck und die beredte Darlegung seiner ästhetischen Denk- und Sinnesweise so viel Prätention macht, von dem erwartet man allerdings, dafs er nicht blofs mit bewährten, sondern auch, einigermafsen wenigstens, mit neuen und eigenthümlichen kritischen Gesichtspunkten und Wendungen anregend und belebend hervortreten wird. Wir aber müssen bekennen, in dem ganzen Buche auch nicht Einem wahrhaft neu zu nennenden Gedanken begegnet zu sein.

L. H. Weifse.

CII.

Observationes neurologicae, quas ut locum in facult. med. Univ. litt. Frid. Guil. rite otineret evulgavit Frid. Schlemm, M. et Ch. Dr. et Prof. p. o. etc. Berol. 1834. *4o. cum III. tab. aeri inc.*

Diese Schrift des verehrten Herrn Verf. enthält einige neue Beiträge zur Anatomie des Menschen, welche um so dankenswerther sind, als auf diesem so viel bebauten Felde die neuen Früchte immer seltener werden. Die Natur des Gegenstandes erlaubt es nicht die Darstellungen des Hrn Verf. so weit ins Einzelne hier zu verfolgen, dafs dem Leser ein vollständiges Bild des Geleisteten gegeben werden könnte. Wir begnügen uns deshalb nur die wesentlichsten Punkte anzudeuten, welche in den mitgetheilten vier Arten von Beobachtungen enthalten sind.

I. Ueber die Zahl der Sakral- und Steifsbeinnerven und über die an den Steifsbeinnerven neu entdeckten Ganglien. Frühere Schriftsteller weichen in Angabe der Zahl dieser Nerven sehr von einander ab, indem einige 5, andere 6 Steifsbeinnerven oder 5 Steifsbein- und 1 Sakralnerven beschreiben. Durch 7 verschiedene Beobachtungen, von denen 5 an männlichen und 2 an weiblichen Leichnamen angestellt sind, gelangt der Verf. zu folgenden Resultaten: 1) Man findet in jedem Rückenmark 5 Sakral- und 1 Steifsbeinnerven. 2) Selten jedoch zeigen sich 2 Steifsbeinnerven, was eine Abnormität zu sein scheint. 3) Die Steifsbeinnerven haben ebenfalls Spinalganglien. Sie liegen innerhalb des Sackes der *Dura mater*, bald am Ursprung bald am Ende, bald in der Mitte der Wurzeln. Nur in einigen Nerven fand sich kein Ganglion, was der Verf. einer Verletzung beim Präpariren zuschreibt. 4) Die Steifsbeinnerven haben, wie die übrigen Spinalnerven, zwei Wurzeln, von denen eine in seltenen Fällen fehlt. 5) Das Ganglion der 5 Sakralnerven liegt, entweder auf einer oder auf beiden Seiten innerhalb des Sackes der *Dura mater*, daher es von Einigen, die es aufserhalb des Sackes gesucht zu haben scheinen, übersehen ist. 6) Die Ganglien der Steifsbeinnerven nennt der Hr. Verf. *G. spinalia infim.* s. *ischitico-coccigea*. Bock hat zwar dieser Ganglien Erwähnung gethan, aber ihnen eine andere Stelle (nämlich aufserhalb des Sackes der *Dura mater*) gegeben als sie wirklich haben, so daß sich der Hr. Verf. demnach mit Recht diese Beobachtung als die seinige vindicirt.

II. Ueber die verschiedene Zahl der Wurzeln des Ganglion *ciliare*, so wie über einige bisher übersehene Nervenzweige welche zum unteren geraden Augenmuskel gehen. Der Hr. Verf. führt an, dafs Varietäten in der Wurzelbildung des *Gangl. ciliare* bereits von Zinn, Meckel, Sömmering, Arnold, Bock beschrieben seien. Der Hr. Verf. erzählt zwei neue Beobachtungen. Bei der einen fand sich, dafs die lange Wurzel vom *N. naso-ciliaris* einen Zweig zum *N. lacrymalis* gab, und drei kurze Wurzeln aus dem *N. oculo-motorius* kamen. Hier fanden sich zugleich drei Nervenzweige aus dem *N. oculo-motor.* zum unteren geraden Augenmuskel. In der zweiten Beobachtung verband sich die lange Wurzel des Ganglion mit einem Aestchen aus dem oberen Zweige des *N. ocul. mot.* Die kurze Wurzel war doppelt fach und zugleich ging ein Zweig vom *N. sympathicus* zum Ganglion.

III. Beobachtung über eine Varietät in dem Ursprung des Ohr- und Hinterhauptzweiges vom *N. facialis*, deren Verlauf in den Muskeln genau beschrieben wird.

IV. Ueber die Augennerven (mit Ausnahme des *N. optici*) und den *N. Vidianus* des Truthahns. Wir begnügen uns auf die letzteren Beobachtungen nur aufmerksam gemacht zu haben, da eine Angabe des Inhalts ohne die erläuternden Figuren doch nicht anschaulich werden kann. Die Kupfertafeln sind wie die Beobachtungen selbst mit ausnehmender Sorgfalt ausgeführt. Die erste Tafel enthält eine Abbildung der Sakral- und Steifsbeinnerven mit den Ganglien und in zwei besonderen Figuren die Varietäten der Wurzeln des *Ganglion ciliare*. Die beiden letzten Tafeln stellen die Augennerven beim Puter vor.

Dr. C. H. Schultz

№ 101.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

CIII.

Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche, von Dr. Aug. Neander. Zweiter Band in 3 Abtheilungen. Hamburg 1829—1831. *bei Fr. Perthes.* 1072 S. 8. *).

Erster Artikel.

Der ehrwürdige Herr Verfasser des im Jahrgang 1828 dieser Jahrbücher beurtheilten ersten Bandes der Kirchengeschichte, hat seitdem mit unermüdlichem und geistigem Fleifs sein Werk fortgesetzt. Der zweite Band, welcher die Kirchengeschichte von Constantin dem Grofsen bis auf Gregor den Grofsen enthält, ist seit Jahren schon in den Händen aller derer nicht nur, in deren Beruf es liegt, die Vergangenheit der Kirche wissenschaftlich zu verfolgen, sondern auch vieler, die ohne diese Nöthigung des Berufes eines Werkes sich freuen, welches mit stets sich selber gleicher Sinnigkeit die frühere Gestalt der Kirche ihnen vergegenwärtigt. Das Werk hat sich schon in die Zeit eingelebt und einen merkwürdigen Wechselverkehr der verschiedensten Richtungen" um sich herum hervorgebracht. Der Standpunkt des Werkes hat in einem weiten Umfange Anklang gefunden und seine Seele und Gesinnung die Zeit in einem solchen Zustande getroffen, dafs sie die Beseelung der heterogensten Glieder werden könnte. Indem es das Geschäft und die Pflicht des Rec. ist, diese Seele, das Wesentliche vorliegenden Werkes zu bestimmen, so erwächst ihm aus der Stellung desselben der Vortheil, dafs es vom Vf. gleichsam abgelöst und als der Ausdruck eines gröfseren Kreises anerkannt ist. Dieser Vortheil scheint aber zu verschwinden, wenn Ref. auf das Terrain reflektirt, auf dem der Hr. Verf. jenem Kreise seine eigentliche Herzensgesinnung mittheilt — die Vorreden. Wenn nämlich die Beurtheilung nicht nur eine einsame Sache sein, sondern sich an den Kreis richten will, in den das Werk so vielfach eingegriffen hat, so scheint durch jene Vorreden alle Möglichkeit wissenschaftlicher Communikation abgeschnitten zu sein.

„Die Demuth des Herzens und die Freiheit von Menschenknechtschaft" bestimmt Hr. Neander (Band I. Abtheil. III. Vorr. p. XIV) mit dem vollen Bewufstsein, welches dem eingreifenden Wirken zukommt, als die beiden Punkte, um welche sich die Ellipse seiner Wirksamkeit abzurunden habe. Beide Punkte waren entscheidend, um sogleich von Anfang an nach zwei Seiten hin ihre anziehende Kraft zu äufsern. Nur die freudige Begrüfsung des Pietismus und, die schonendste Beschuldigung desselben trennte die beiden Seiten, welche im Grunde des Werkes sich dennoch die Hände boten und ihre Union repräsentirt sahen.

Die Theologie hatte in vielen Gemüthern sich dadurch aus der Verkümmerung des Objects zu erheben begonnen, dafs sie wieder zur Betrachtung „göttlicher Dinge" geworden war. Die Wissenschaft wurde zum unmittelbaren Hineinleben in die „göttliche Kraft des Christenthums", von der man das Gefühl bestimmt fühlte. Eine Kirchengeschichte, in der ihr heruntergekommenes „Skelett" von jenem Gefühl wieder erwärmt die „Stimme der Erbauung" erhalten hatte, mufste bedeutungsvoll in den Kreis derjenigen eingreifen, welche nun ihrem „praktischen Bedürfnisse" soweit abgeholfen sahen, dafs sie die Offenbarungen ihres unsichtbaren Princips im Spiegel der Geschichte reflektirt erhielten. Das Nichtwissen des Gefühls, von wannen sein Princip komme und wohin es fahre, empfing aus der Hand der gründ-

*) Nachdem der Hr. Prof. Dr. Pelt in Kiel vor mehreren Jahren die fernere Beurtheilung dieses wichtigen Werkes übernommen, zuletzt aber der Soc. f. wiss. Kritik den Wunsch geäufsert hatte, diese Arbeit einem Andern überwiesen zu sehen, ist dem Unterzeichneten dies Geschäft übertragen worden, dem er sich auch mit Vergnügen unterzogen hat.

lichsten Gelehrsamkeit in der Geschichte den „Compafs", der es im Fluktuiren sichern sollte.

Die eigenthümliche Erscheinung, dafs auch der Rationalismus sehr bald sich in das Werk hineinfinden konnte und nur der Respekt vor dem „Pietismus" desselben eine Scheidewand zog, hat der Hr. Verf. auch aufser dem Werke in dem Vorwort zu Band I. Abth. III. genügend erklärt. Das Christenthum, heifst es p. IX, sei „keine Offenbarung eines spekulativen dogmatischen Systems." Ja im Vorwort zu Band II. Abth. II. p. VIII bekennt der Hr. Vf., dafs ihm „ein orthodoxes Pabstthum" „ein Gräuel" sei. Die Scheu, welche im System und in der Orthodoxie Knechtschaft unter menschliche Bestimmungen fürchtet, bildet nun die Brücke der Gegensätze, welche in diesem Werke sich vereinigt sahen. Die „Geistesfreiheit" ist das Wort, an dem sie sich erkennen, nur dafs das Gefühl des Göttlichen der Pietismus der Geistesfreiheit ist.

Für die Beurtheilung würde das einzige, aber wichtige Interesse darin bestehen, wenn nachgewiesen würde, wie das „lebendige Christenthum" in den Gegensätzen dieses Werkes, in der Verbindung des Pietismus und des Rationalismus, des Gefühls und des Verstandes nach nichts anderm als nach seinem Verständnifs, nach dem Begriffe ringt. Dagegen aber verbinden sich wiederum beide Gegensätze mit der äufsersten Anstrengung, weil sie in ihrer *wahren* Einheit ihr Nebeneinander zu verlieren fürchten und der Hr. Verf. stimmt „von ganzem Herzen" in die Erklärung des Rationalismus gegen diejenigen ein, „die den lebendigmachenden Geist durch Formeln zu bauen suchen." Vorr. zu Band I. Abth. III. p. XII. Und nach dieser offnen Erklärung der Herzensgemeinschaft unterzieht sich der Hr. Vf. dem Geschäfte, das Herz, was nach seiner Theorie den Theologen macht, in „Verachtung" gegen diejenigen zu ergiefsen, welche *„nach gewissen Schulformeln eine Geschichte a priori zurechtmachen."* Es vergeht keine Gelegenheit einer Vorrede, die der Hr. Vf. nicht dazu benutzte, die Verachtung und Präscription entweder zu wiederholen oder in neuen Herzensergiefsungen sein Herz zu erleichtern, und noch die Dedikation des letzterschienenen 3ten Bandes der Kirchengeschichte schliefst mit der heftigsten Expectoration gegen „anmafsende Begriffsvergöttrung."

Eine wissenschaftliche Beziehung scheint so unmöglich gemacht zu sein; die Verachtung ist unbedingt und eigentlich *sans phrase*, zugleich aber in dieser absoluten Form hinreichend im Kreise der „Geistesfreiheit" Scheu und Furcht vor jenen Begriffsformeln hervorzurufen und das Vorurtheil zu unterhalten, dafs die wissenschaftliche Methode der Geschichtschreibung, die sich die objective nennt, den Inhalt der Geschichte alterire, dem Reichthum des geschichtlichen Lebens im Begriff Zwang anthue und den Stoff zu Meinungen über ihn verflüchtige.

Dennoch ist schon dadurch, dafs der Abscheu und die Verachtung selbst sich als Vorurtheil beweiset, der wissenschaftliche Verkehr wieder hergestellt, ja nothwendig gemacht, denn es ist nun Pflicht der Wissenschaft, dem mühelosen Vorurtheil ihr schwer erarbeitetes Urtheil nahezubringen. Noch weniger aber ist die Hoffnung aufzugeben, dafs wenn in den Vorreden die Humanität, die Verständigung im Denken, im Begriff verachtet wird, im Werke selbst das Humane, das Denken wiederkehrt und auch so wieder den wissenschaftlichen Verkehr anknüpft. Dann aber ist die entscheidende Frage die: ist nicht vielmehr das Denken, das sich dem Begriff der Sache entgegensetzt, eben die Form des *a priori*, welche nothwendig die Sache alterirt und dem Zwang der subjectiven Meinung anheim giebt! Ist nicht die Methode, die den Zwang des Begriffs flieht, ein fremder Zwang für die Sache?

I. Die Frage nach der historischen Methode des Werkes ist zunächst die Frage nach seinem Anfang. Womit also fängt das Werk an? Hier mufs es sich sogleich entscheiden, wie durch die Subjectivität das spröde Entweder - Oder des Subjects und Objects, worauf die Vorwürfe jenes Vorurtheils basirt sind, gelöset wird. Womit also beginnt das Werk? Mit einem absoluten Akt des Subjects, es theilt den Stoff ein, oder vielmehr da es sogleich mit dem ersten Abschnitt, von der Ausbreitung und Beschränkung der Kirche beginnt, das Werk setzt jenen absoluten Akt des Subjects voraus und setzt ihn als wahr voraus. Das Werk beginnt mit einer subjectiven Voraussetzung.

Es kann zwar das Werk damit gerade seine Voraussetzungslosigkeit bezeugen, dafs es ohne weiteres mit dem Anfange beginnt und aus dem Verlauf des Inhalts die Nothwendigkeit seiner Eintheilung rechtfertigt. Zu dem Zwecke müfste jeder Abschnitt dadurch seine nothwendige Stellung beweisen, dafs sein Inhalt, die einzelne geschichtliche Bethätigung der Kirche aus dem

alt des vorhergehenden Abschnittes resultirt. Da ner die Mehrheit der geschichtlichen Bethätigungen Kirche darin eine Einheit ist, dafs die Eine Kirche ihnen sich bethätigt, die Eine Idee der Kirche in en sich geäufsert hat, so wird zur Rechtfertigung Eintheilung die Darstellung dieser Idee und des chlichen Bewufstseins in seiner Einheit gefordert. r vielmehr eben dieses Eine kirchliche Bewufstsein s in jedem einzelnen Abschnitt als bestimmende cht auftreten und nun den Zusammenhang des Ein-en reguliren. Die Einheit dieser kirchlichen Idee die Darstellung ihrer Bethätigung im Einzelnen nt aber der Hr. Vf. im Vorwort zu Band II. Abth. p. IX „armselige Begriffsformeln, in die Alles hin-assen mufs." Er selbst widersetzt sich also jener nseitigen Beziehung des Mannigfaltigen und der Einen in diesem. Die Eintheilung soll nicht gerechtfertigt len. Und doch heifst es p. X, dafs die in der Ge-chte an das Licht geförderte Wahrheit „von dem ten des Göttlichen zeugt;" sollte ein solches Wal-nicht in seiner Einheit und als die leitende und re-le Macht des Einzelnen bestimmt gewufst werden en! Wenn das Göttliche sich bezeugt hat, so ist t selbst schon ein Verhältnifs seiner zur Erschei-, zu einem Umfange von Erscheinungen bezeichnet dies Verhältnifs mufs als die durchgehende Weise s Bezeugens den Kreis der Erscheinungen zusam-uschliefsen vermögen. Denn es selbst das Göttli-st doch das Eine in der Zersplitterung der Erschei-en; es mufs die Ordnung und das System der Er-nung bestimmen, d. h. das Verhältnifs des Göttli-zu dem, worin es sich bezeugt, mufs als die durch-nde Macht, als die Eine Idee der Erscheinung mt sein, um das System der Erscheinung zu er-n. Der Hr. Verf. bekennt somit selbst die Noth-igkeit der Einen dominirenden Idee. Soll aber diese er regelnden Autorität erkannt werden, so mufs Göttliche seine neutrale Form von sich abthun. als dieses unbestimmte Neutrum kann es weder selbst in seiner erscheinenden Bezeugung wissen, kann es gewufst werden. Im Werke selbst nun dies Bezeugen als die die Periode bestimmende und Gliederung schaffende Idee nirgends hervorgehoben. Göttliche bleibt unbestimmt.

Daher ist es nun auch völlig willkürlich und nur subjective Construktion der Geschichte, wenn *a priori* die einzelnen Abschnitte festgesetzt werden und eben so *a priori* ihre Aufeinanderfolge bestimmt wird. Weshalb ist die Geschichte der Lehre der vierte Abschnitt, weshalb geht er nicht dem Abschnitt von der Geschichte des Cultus und der Darstellung des christl. Lebens vorn oder könnten nicht noch mehrere, nicht andere Abschnitte gemacht werden? Alles dies wird nicht bestimmt, wird beliebig abgemacht, und es kommt nun darauf an, wie ist in den einzelnen Abschnitten verfahren, begiebt sich das Subject in ihnen seiner *a priori*schen Gewalt oder überhaupt, welches Verhältnifs nimmt es zum einzelnen Stoff der Geschichte ein?

Den ersten Abschnitt bildet „die Ausbreitung und Beschränkung der Kirche in der Welt" p. 1—183. Die Kategorie des Raumes giebt also hier das bestimmende Princip ab und zwar wird „von dem Verhalten der römischen Kaiser zur Kirche, von der schriftlichen Polemik der Heiden gegen das Christenthum, von den verschiedenen Hindernissen, welche der Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden entgegenstanden und von der Ausbreitung des Christenthums aufserhalb des römischen Reichs" gehandelt. Ref. will nicht sogleich darüber urtheilen, weshalb die innerlichsten Fakten, die Herausbildung der gegenseitigen Stellung von Kirche und Staat und die wissenschaftliche Polemik des Heidenthums, unter die äufserlichste Kategorie des Raumes subsumirt werden. Es wäre dies ein Vorurtheil, wenn nicht vorher untersucht ist, ob denn jene Fakten in der That als innre, geistige Fakten aufgefafst sind.

Das Werk nimmt die Geschichte an dem Punkte auf, wo die christliche Kirche aus der blutigen diokletianischen Verfolgung siegreich hervorgegangen war und die Möglichkeit einer weitern Bethätigung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat findet es „in dem Eigensinn des Fanatismus und des Despotismus, den keine Erfahrung zu belehren vermag" p. 1. Immerhin mag der Erzähler mit diesen Worten seinen persönlichen Abscheu gegen Thaten aussprechen, die aus jenem Verhältnifs hervorgingen, es selbst ist damit noch nicht dargestellt, nur das subjective Gefühl über es ist ausgesprochen. Wenn nun der Eigensinn des Fanatismus und Despotismus überwunden ist, was doch im Anfang unsrer Periode geschieht und wenn nichts als dieser Eigensinn sich mit der Kirche in Verhältnifs gesetzt hat, so scheint die Kirche nach ihrem Triumph einsam und allein zu stehen, denn was ihr Gegensatz war, ist gefallen. Der

Hr. Verf. sieht sich aber doch wieder gezwungen im zweiten Abschnitt vom Verhältnifs der Kirche und des Staates zu sprechen und somit scheint jener Eigensinn nicht nur der Eigensinn des Fanatismus gewesen zu sein, nicht nur der Eigensinn eines subjectiven Phantoms, sondern er mufs eine Substanz in sich getragen haben, welche ihn zu dieser Opposition berechtigte und welche blieb, nachdem er selbst besiegt war. So ist es, es war der Eigensinn des Staates, der seine Existenz gefährdet glaubte, als die christliche Kirche mit ihrer mächtigen Innerlichkeit an ihn herantrat, und der zugleich wohl erkannte, dafs es das gelte, was er für sein Princip hielt, das Heidnische in ihm. Je mehr die Kirche in sich erstarkte und ihr Selbstbewufstsein tiefer entwickelte, um so heftiger war sein Widerstand, bis die höchste Stufe des kirchlichen Bewufstseins unter Diokletian den blutigsten Gegendruck hervorrief. Der Staat wollte sich erhalten, dazu war er berechtigt, das mufste er, aber sein absoluter Eigensinn war es, dafs er sich als heidnischen erhalten wollte.

Diese Berechtigung des Staates, sich vor der Innerlichkeit der Kirche zu sichern, giebt der Hr. Verf. nicht zu, noch weniger, dafs die Kirche von Anfang an dahin arbeitete, ihre Innerlichkeit zu äufsern und so auch in ein positives Verhältnifs zum Staat zu treten. Hat die Kirche dies nicht von Anfang an gethan, sobald sie sich in der Welt constituirte, so erscheint es dann höchst unbegreiflich und beklagenswerth, dafs sie endlich dies ihr positives Verhältnifs zum Staate zur Erscheinung brachte. Der zureichende Grund dieser Veränderung ist daher dem Verf. Constantin p. 184. Bis auf Constantin war die Kirche „ein in sich abgeschlossenes Ganze." Von Constantin an datirt sich die „Staatskirche;" Constantin hat sie geschaffen.

Das einzige Verhältnifs, welches der Hr. Vf. der Kirche vor Constantin zum Staate zuschreibt, ist, dafs sie „vom Staat bekämpft sei" p. 184. Wir wollen noch nicht fragen, ob es der Kirche geziemte, ohne Continuität mit ihrem Gegensatz sich als Ganzes in sich abzuschliefsen. Die Geschichte bezeugt zu laut, dafs es nicht geschehen sei. Die Kirche hat sich von Anfang an mit dem Staat in die lebhafteste Beziehung gesetzt, sie hat ihn auf die gründlichste Weise bekämpft, ihn in seinem innersten Centrum angegriffen und auf eine ihrer würdige Weise überwunden. Sie ist nicht nur bekämpft worden, sie hat den Staat noch mehr bekämpft, sie hat sein heidnisches Princip bis zum Untergang bekämpft. Mit dieser Polemik gegen den Staat verband die Kirche das bestimmte Bewufstsein, dafs sie nicht gegen den Staat als solchen, sondern nur gegen das Heidnische in ihm sich feindlich verhalte. Den Staat erkannte sie von Anfang an als nothwendig, als berechtigt an. Gegen die Idee des Staates ist die Kirche des Alterthums nie aufgetreten. So ergiebt sich nicht nur die Schärfe jenes feindlichen Verhältnisses der Kirche gegen den Staat, sondern auch ihr positives Verhalten gegen ihn, kraft dessen sie ihn gerade zu erhalten und zu vollenden suchte, indem sie ihn vom Heidnischen befreite und ihr göttliches Princip als die Bestätigung seiner innern Gesetze ihm einpflanzte.

Aus diesem auch in den ersten Jahrhunderten des christlichen Alterthums schon vorhandenem immanenten Verhältnisse der Kirche zum Staate wäre es allein zu erklären, dafs der Staat nicht völlig in sich untergieng, wenn es erlaubt wäre einen so abstrakten und daher unwahren Gedanken auszusprechen. Der Staat wenigstens von seiner Seite war auf seinen eignen Ruin ausgegangen, als er sich nur in der heidnischen Form erhalten wollte. Die Kirche hat ihn kraft jenes innern Verhältnisses zu ihm gerettet und dadurch wohlbehalten aus der Krisis herausgeführt, dafs sie ihn zwang in sie einzugehen, sie anzuerkennen und ihre Anerkennung zum Zweck seines innern Zweikampfes zu erheben. Dies geschah durch Constantin.

Der Hr. Verf. bedauert p. 7, dafs von dem „religiösen Bildungsgang des Mannes," von dem die Umgestaltung des Verhältnisses von Kirche und Staat „ausging," zu wenig „Merkmale" gegeben wären, um in die „psychologische Entwicklung" desselben ins Klare zu kommen. Schon das Gefühl dieses Mangels hätte dazu hinführen sollen, den Grund dieser Umgestaltung nicht nur in Constantin, sondern in der frühern Stellung von Kirche und Staat zu suchen. Wenn Constantin's Entwicklung Merkmale fehlen, so giebt es doch Gedanken und ihre Thaten in der frühern Dialektik des Staats und der Kirche, welche hinreichend für jene Merkmale, die für sich nichts mehr als Denkzettel statt des Denkens sind, entschädigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 102.

Jahrbücher für issenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

meine Geschichte der christlichen Religion d Kirche, von Dr. Aug. Neander. Zwei- Band in 3 Abtheilungen.

(Fortsetzung).

ogleich das zweite Edict, welches Constantin in inschaft mit Licin a. 313 erliefs, überschreitet Deduction aus der psychologischen Verfassung ei- objectes. Wenn auch die allgemeine Gewissens- t, die in diesem Edict als Gesetz ausgesprochen noch nicht dem Gesichtspunkt der Kirche ange- n war, denn diese will das Wahre als solches an- t wissen, so mufs doch auch der Hr. Vf. in ihm influfs des Christenthums, wenn auch als „mittel- anerkennen p. 19. Sobald dieser Einflufs aber ttelbarer ist, so mufs sich auch geschichtlich ver- lassen, wie er sich vermittelt hat. Diese Ver- g liegt in der oben angedeuteten frühern Stellung rche und des Staates, und nur sie ist geschicht- Die Muthmafsungen aber, welche unser Werk e psychologische Entwicklung des Constantin zu Behuf aufstellt, sind nur subjectiv und das Re- einer *a priori* gebildeten Historie. Die nächste llung lag darin, dafs die Kirche durch den Sieg e Diokletianische Verfolgung an objectiver Kraft nen hatte. Die Stellung der Kirche vermittelte dicte und Rescripte, sie waren die Resultate der Entwicklung der Kirche. Nicht die Kaiser dictir- sie waren vielmehr dieselbe gegenseitige Dia- des Staates und der Kirche, die früher in Ver- gen sich Luft machte, jetzt beim hervortretenden r Gemeinde des Geistes auf dem Forum der Welt rechtlicher Form aussprach. Der Staat des Al- s lernte an seinem siegreichen Gegner die Macht , welche ihn selbst und alle seine feindlichen An- ngen überdaure, und in der er allein seine eigne ng gewinnen könne. Wenn daher der Hr. Vf. p. 21 sagt, dafs der Krieg zwischen Constantin und Licin a. 323 kein Religionskrieg war, weil er nur von politischen Beweggründen hervorgerufen sei und wenn hinzugefügt wird, dafs man von beiden Seiten wohl wufste, vom Ausgange des Kampfes hänge der Sieg der heidnischen oder der christlichen Parthei ab, so ist dies Bewufstsein der damaligen Welt doch eine sehr grofse Beschränkung jenes nur politischen Charakters. Ja noch mehr, wenn Constantin seine religiöse Ueberzeugung aus diesem Krieg erhöhter und gestärkter zurückbrachte, wie p. 26 angedeutet wird, so weiset dies noch zwingender auf die Macht der Kirche hin, die jetzt einen so hohen Grad von Kraft erlangt hatte, dafs sie die eine Hälfte des Reichs in den Kampf gegen die heidnische Parthei ausschicken und dem Ganzen das Bewufstsein mittheilen konnte, es handle sich um ihre Existenz. Es war nicht nur die List, im Zwiespalt beider Reichshälften ihre Anerkennung und Grund und Boden zu gewinnen, ohne dafs die Streitenden von ihr gewufst hätten, sondern es war jetzt der Glaube der Welt, der mit vollem Bewufstsein sich seine äufsere und erscheinende Existenz verschaffte. Die Kirche hat gesiegt und den Staat in ihre Mitte und sich in den Staat eingeführt.

Rubricirt nun vorliegendes Werk diese That der Kirche unter „die Ausbreitung und Beschränkung" derselben, so ist das in sofern richtig, als jetzt die Kirche Raum gewonnen hat, ihre Idee und das Bewufstsein von ihr in die erscheinende Wirklichkeit hinüberzutragen. Dafs dies aber That der Kirche selber gewesen sei, ist in der blofsen Kategorie des Raumes nicht auszusprechen, das Gegentheil wird vielmehr behauptet, wenn eben diese That nur als „Verhalten der römischen Kaiser gegen die Kirche" zusammengefafst wird. Die Kirchengeschichte wird so nur zu dem was an der Kirche und mit ihr geschehen sei, nicht von dem, was sie gethan hat. Für so äufserliche Fakten ist die *a priori* gesetzte Kategorie des Raumes wenigstens die gerech-

teste; sie spricht den zufälligen, losen und zerfallenden Charakter des unter sie rubricirten selber aus. Die Alteration der Geschichte bezeichnet sich mit ihrer eignen Ueberschrift.

Wenn in dem Akte, in dem Kirche und Staat ihren Gegensatz überwunden haben, die That der Kirche selber nicht anerkannt ist, so mufs dies für die Auffassung der Einheit von Kirche und Staat von Constantin an ganz besonders einflufsreich sein. Fahren wir zunächst fort, das „Verhalten der Kaiser zur Kirche" zu verfolgen, ob auch dieses weitere Verhalten nicht nur von den Kaisern ausging, sondern von der Kirche selbst bedingt wird.

Ref. berührt nur in Kurzem das Verfahren des Constantius, der mit äufserer Gewalt das Heidenthum zu unterdrücken suchte. Auch er stand hierin nicht allein und that es nicht nur als Kaiser. Der Hr. Vf. mufs zu seinem Leidwesen bezeugen, dafs christliche Kirchenlehrer den Kaiser selbst dazu aufforderten und nicht weniger mit äufsern Mitteln das äufsere Residuum des in der geistigen Polemik überwundenen Heidenthums, seine Leiche völlig zu beseitigen suchten. Ref. geht sogleich zur kurzen aber wichtigen Regierung Julian's über mit der wiederholten Frage, ob hier auch nur von einem Verhalten der Kaiser gegen die Kirche und ob nicht vielmehr von einem Verhalten, ja von einer That der Kirche selbst in ihrem gröfsten Widerpart die Rede sein müsse.

Das Urtheil vorliegenden Werkes über die Gestalt des Heidenthums, wie es Julian zu behaupten und zur Herrschaft zu führen suchte, kann nur mit der völligsten Einstimmung berichtet werden. Dies „aus den Schulen schwülstiger, mystischer Philosophen oder Sophisten und eitler Rhetoren hervorgehende, den alten Volksaberglauben neu aufputzende Religionsgebäude, wird ein in sich selbst kraft- und kernloses" genannt, „ein Flitterwerk, das kaum Jemanden die Begeistrung Martyrer zu werden, mittheilen konnte" p. 49. Das sind ganz richtige Prädikate, aber es sind auch nur Prädikate. Die Sache selber sind sie nicht. Sie sind nur subjective Aussagen über sie.

Es hat dem Hrn. Verf. nicht gefallen, diese merkwürdige letzte Erscheinung der heidnischen Philosophie näher darzustellen, nur gelegentliche Aussprüche Julian's, die aus ihr entlehnt sind, werden angeführt und in der deshalb unnöthigen Rubrik „von der schriftlichen Polemik der Heiden gegen das Christenthum" nicht wenig nur einzelne Sarkasmen Julian's erwähnt, so dafs je Prädikate um so zufälliger erscheinen, weil ihr Subje nicht selber zur Sprache kommt. Diese letzte Gest der heidnischen Philosophie hätte es um so mehr v dient, näher bestimmt zu werden, da sie am heftigst unter allen Formen der alten Philosophie gegen d Christenthum aufgestanden ist, vornehmlich aber, da s alle Kraft, die in ihr war, aus der Berührung mit de Christenthum oder vielmehr aus ihm selber erhalten hat

Zuerst in Philo den Schein der christlichen Log lehre anticipirend, sodann in den gnostischen Syste begierig nach dem wirklich erschienenen Christenth greifend und sich mit ihm vermischend, war die A xandrinische Philosophie endlich von den grofsen A xandrinischen Kirchenlehrern so weit mit dem Glaube inhalt versöhnt, dafs der allgemeine Glaube der Kir zum Inhalt des Wissens geworden war. Was war anders, was die Philosophie dieser Vereinigung mit christlichen Lehre entgegentrieb als der Schatten christlichen Idee in ihr, der nach dem Fleisch und des wirklichen Christus verlangte, um zur belebten G stalt zu werden? Was war es anders als eben d Saamenkörner der chrirtlichen Idee, die die Kirchenl rer aus der heidnischen Philosophie zusammensuch um ihr christliches Eigenthumsrecht geltend zu mach So tritt die intensive Macht eines innerlichen Verh nisses der christlichen Wahrheit zu jener Philoso herein. Feindlich wurde dies Verhältnifs, als der S der christlichen Idee im Heidenthum für sich beste wollte und sich in der neoplatonischen Philosophie lich der heidnischen Götterwelt einbildete. Diese bildung schuf jene haltungslose Schwärmerei und doketische Welt ihrer Götter. Und als die Kirch der Bestimmung der Trinitätslehre das, wovon die nische Philosophie nur den Schein besafs, im tie Akt der Erinnrung sich gesichert hatte, rief sie selbst die Polemik der Einbildung gegen sich her Julian übernahm die kurze Rolle, die Welt des Sch gegen die Realität zu behaupten und das Vergeb Hohle und Bodenlose dieses Unternehmens sprach statt zu handeln nur in gereizten Sarkasmen aus. S ganze Erscheinung war nur der von der vollsten W lichkeit aufgereizte Schein. Die letzte Reaktion Heidenthumes war bedingt durch die eigne That Kirche.

Das weitere Verhalten der römischen Kaiser zur
istlichen Kirche vom Tode Julian's bis Justinian p.
–120 hätte vielmehr das Verhalten der Kaiser in
heit mit der Kirche zum untergehenden Heidenthum
nannt werden müssen, wie denn auch nichts anderes
diesem Abschnitt berichtet wird. Der Hr. Verf. hat
h *a priori* dafür entschieden, dafs die Kirche von An-
g, selbst von Constantin an, nicht sich noch mehr
Kaiser und Reich verhalten habe, als diese zu ihr;
That der Kirche sich zu öffentlicher Anerkennung
bringen, ist als That der Kirche geläugnet worden
es fragt sich, wie ist das Resultat dieses kirchli-
Aktes, die Einheit von Kirche und Staat aufge-
t worden!

II. Da der Hr. Vf. der Kirche von Anfang an we-
lich gar kein Verhältnifs zum Staate zuschreibt,
die Kirche sei ein in sich abgeschlofsnes Ganze
sen, nur der Staat habe sich durch Verfolgungen
ihr verhalten, und dafs das Christenthum Staatsreli-
geworden, sei von den übergetretenen römischen
ern bewirkt, aus alle dem folgt, dafs er die einge-
ne Einheit von Kirche und Staat als den störenden
hemmenden Einflufs „einer fremdartigen weltlichen
it" auf die Kirche ansehen mufs. Von p. 184—191
it die Auseinandersetzung in den bittersten Kla-
über das betrübende Schauspiel, wie die despotische
ür des Staats in die kirchliche Entwicklung sich
mischt habe. Das Verderben des Staates habe sich
b, wie es im byzantinischen Reich geschah, der
e mittheilen müssen und die Wahrheit sei zur
geworden.

So richtig nun diese klagende Historie in Bezug
nzelne Erscheinungen ist, so unwahr ist sie, wenn
e Meinung, die ihr zu Grunde liegt, reflektirt wird.
sie die Ausbildung der „Staatskirche" als die
al der Lüge und Knechtschaft darstellt, meint die
ie jene Ausbildung selbst dargestellt, begriffen und
ch den Begriff der Staatskirche in seiner Unwahr-
emonstrirt zu haben. Die Gewifsheit dieser Mei-
steigert sich zum Horror und Abscheu vor dieser
chtlichen Erscheinung selber. Hier stellt sich aber
ch das Unangemessene zwischen der Meinung und
Inhalt heraus; sie meint der Sache gewifs zu
ja sie begriffen zu haben und doch bringt sie es
um Gefühl des Abscheu's. Sie spricht nicht die
selber aus, sondern nur ihr Gefühl bei der Sache.
Das Gefühl äufsert sich über die Sache und indem es
sich äufsert, sich mittheilt, theilt es nicht die Sache mit,
diese bleibt aufser der Region des Gefühles, welches
sich von ihr nur abgestofsen fühlt.

(Die Fortsetzung folgt.)

CIV.

View of the origin and migrations of the polynesian nation, demonstrating their ancient discovery and progressive settlement of the continent of America, by J. Dunmore Lang, principal of the Australian college, Sidney u. s. w. London, 1834. 8.

Die vor drei Jahrhunderten erfolgte Entdeckung Amerikas hat mit der Erforschung der im grofsen südlichen Ocean zerstreuten Länder, welche in unsere Tage fällt, viel mehr gemein, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Namentlich sind beide grofse Ereignisse von ganz analogem Einflusse auf die Erweiterung der Wissenschaften gewesen, und es ist kaum für zufällig zu halten, dafs, so wie bald nach der Entdeckung Amerikas der Eifer und Fleifs der europäischen Gelehrten sich darauf wandte, die Abstammung der Amerikaner zu entgründen, so in unseren Tagen seit Reinhold Forster die Untersuchung der Stammverwandtschaft der Polynesier untereinander sowohl, als besonders mit den asiatischen Völkern eine Lieblingssache und ein Hauptpunkt der Erörterung geworden ist. Man ist jedoch darin bis jetzt noch zu keinem Resultate gekommen, und das vorliegende Werk liefert den neusten Versuch zur Schlichtung der grofsen Streitfrage, ein Versuch, der sich von allen bisherigen dadurch unterscheidet, dafs er zugleich die frühere Untersuchung aufnimmt, und die Abstammung der Amerikaner mit der der Polynesier in die engste Verbindung setzt.

In der Vorrede berichtet der Verf. über die Entstehung seines Werkes. Es ist auf einer Reise von Australien nach Europa geschrieben. Daher heifst es (p. VI.): *it would have given me much pleasure to have it in my power to spend a few days in the library of the british museum to collect facts and illustrations bearing on the subject of investigation in the following pages, from works thatare not elsewhere obtainable.* Trotz dem heifst es weiter unten (p. VII.): *i flatter myself, it* (*the work*) *will enable the reader to answer to his own entire satisfaction a question which has hitherto remained un answered* u. s. w. Der Verf. giebt es also gewissermafsen zu, dafs ihm die nöthigen Hülfsmittel und Kenntnisse, ohne welche einen so schwierigen Gegenstand zu behandeln, doch sehr mifslich ist, gefehlt haben. Die günstige Meinung aber, die er von seinem Werke hegt, können wir nicht im mindesten theilen; nach unserer aufrichtigen Meinung ist vielmehr von allen bisherigen Versuchen, jenes Problem zu lösen, dieser der allerunglücklichste.

Dies Urtheil zu begründen, werden wir den Lesern dieser Blätter eine Uebersicht des ohne alle Abtheilung fortlaufenden Werkes geben. Es zerfällt in drei Hauptabschnitte, in denen der Beweis geliefert wird, dafs die Polynesier und die malaiischen

Stämme nahe verwandt sind, dafs sie beide von den Mongolen herstammen, und dafs sie zugleich die Vorfahren der Amerikaner sind. Der Verf. denkt sich nämlich mongolische Stämme aus China etwa absegelnd, und allmählig eine Gruppe des Oceans nach der andern bevölkernd, bis sie dann endlich an den grofsen Continent von Amerika gelangen; die Einwürfe aber, die aus den Passatwinden gegen eine solche Richtung der Bevölkerung hergenommen sind, bestreitet er mit den gewöhnlichen bekannten Gründen. Jeder jener drei Sätze wird auf doppelte Art bewiesen, durch die Aufstellung der Aehnlichkeiten in Sitten und Gebräuchen und durch Nachweisung der Gleichförmigkeit in den Sprachen. Was die erste Art des Beweises betrifft, so werden wir uns darüber aller Bemerkungen enthalten, da der Verf. es unterlassen hat, nachzuweisen, was denn allgemein menschlich und speciell volksthümlich ist; wir sind übrigens überzeugt, dafs Zusammenstellungen der Art in dieser Untersuchung nichts entscheiden können. Viel gröfseres Interesse haben die Bemerkungen über die Sprachen, und sie können zugleich als ein Muster dienen, auf welche sonderbare Weise engliche Gelehrte dergleichen Gegenstände zu behandeln pflegen.

Indem wir den sprachlichen Beweis des erstes Satzes und des Verf. Bemerkungen über die Verwandtschaft der polynesischen und malaiischen Sprachen ganz übergehen, weil wir hier nichts als das längst Bekannte finden, wenden wir uns sogleich zum zweiten Theile, der von der Stammverwandschaft der polynesischen und mongolischen Sprachen handelt, die der Verf. besonders am Chinesischen und Neuseeländischen nachweiset. Wir sind ganz aufser Stande, die Bemerkungen Lang's über die erste Sprache zu würdigen, allein es scheint aus einigen Stellen des Buches zu erhellen, dafs sie nicht tiefer sind, als was er von einigen chinesischen Handwerkern in Sidney erfahren konnte. Im Wesentlichen lernen wir jedoch, dafs es im Chinesischen wie im Neuseeländischen, gewisse Partikeln, (was unter diesem Worte verstanden sei, ist ganz unklar,) gebe, die gleichlautend seien, ohne darum, wie es scheint, gleichbedeutend zu sein. Aber es mufs sehr gerechtes Mifstrauen erregen, wenn dem zu Liebe neuseeländische Worte, wie *tohunga, toki, pepe,* so getrennt werden, dafs die Partikeln *to* und *pe* darin sich finden. Sollten denn die Missionarien, die Grammatiken und Bücher in jener Sprache verfafst haben, wirklich jene Partikeln so lange verkannt haben, da sie alle jene und viele andere Wörter stets für ein Ganzes gehalten haben? Wenn dann Lang ferner eine Sprachähnlichkeit darin finden will, dafs beide Sprachen keine Flexion haben, und neue Begriffe durch eine blofse Zusammenstellung verschiedener Worte bilden, so ist das wunderlich; wenn aber endlich aus dem blofsen Klang und Anblick (*the very aspect.* p. 44) chinesischer und neuseeländischer Redensarten, (immer ohne Rücksicht auf Gleichheit der Stämme und der Bedeutung) etwas gefolgert werden soll, so führt uns das auf diejenige Weise der Untersuchung, die, wie sich gleich zeigen wird, die Hauptsache des Ganzen ausmacht.

Denn in der Vergleichung der polynesischen und amerikanischen Sprachen geht der Verf. so sehr über alles vernünftige Maafs hinaus, dafs, wenn ein Deutscher dergleichen aufstellen wollte, man es höchstens für eine Ironie halten würde. Es fehlten ihm alle Mittel diesen Gegenstand zu untersuchen, er befa[fs] keine Grammatik, kein Lexicon irgend einer amerikanisch[en] Sprache; es stand ihm nichts zur Seite, wovon er ausgehen konnte als ein Vocabular von kaum 80 Wörtern eines gujanisch[en] Stammes vom Flusse Essequebo, und die Eingennamen, die [illegible] auf der Landcharte zusammen gelesen hat, und mit solch[en] Mitteln ging er an das Werk, die Identität zweier so ausg[e]dehnten Sprachfamilien zu beweisen. Wie das geschieht, dav[on] geben wir nur ein Beispiel. Das eben erwähnte Vocabular h[at] Wörter, wie *maroho*, *maamu*, *mahoro* u. s. w., das Neuseel[än]dische andre wie *mahana, marama, maha.* Aus diesem ungef[ähr] ähnlichen Klange (denn die Bedeutung dieser Wörter ist h[im]melweit verschieden,) folgt denn die Sprachverwandtschaft, [und] der Verf. nennt das alles Ernstes *a presumtive evidence of [a] general affinity between the polynesian and the Indo-ameri[can] languages* (p. 145). Wir beneiden Lang gewifs nicht um [die] Kunst, aus dem ungefähren Gleichklange von Wörtern versch[ie]dener Sprachen ohne Rücksicht auf Bedeutung und gramm[ati]schen Sinn, über die Verwandtschaft der Sprachen zu entsch[ei]den, wir glauben nicht, dafs die Lehre von der *identity of sou[nd]* (eine Methode, die freilich bequem genug ist) der Wissensch[aft] grofsen Vortheil verschaffen werde.

Es finden sich aufserdem in Langs Werke noch manch[e] neue Ansichten, deren einige ergötzlich genug sind. Die [be]kannte Anthropophagie der Neuseeländer und anderer poly[nesi]scher Stämme leitet er her von der grofsen Noth, in welche [die] ersten Entdecker bei ihren unvermeidlich oft sehr langen [See]reisen gerathen sein müssen. Sie hätten sich deshalb zu[letzt] aus Hunger einander verzehrt, und als sie später ans Land [ge]kommen, die einmal eingeführte Sitte beibehalten (s. S. 70 [ff.]). Ein Mann, wie R. Forster, dessen Erklärung jener Erschei[nung] aus dem Mangel an animalischer Nahrung freilich auch fa[lsch] ist, konnte allerdings nicht darauf fallen, dafs es Menschenfr[es]ser aus Gewohnheit geben könne. An einer andern Stelle [(S.] 150 ff.) erfahren wir des Verf. Ansichten über die gro[fsen] Sprachenfamilien des menschlichen Geschlechts. Es giebt de[ren] drei, die mongolische (mit den polynesischen und amerikanis[chen] Sprachen), die kaukasische, wozu hier das Sanskrit, das Pe[rsi]sche, das Celtische, das Deutsche und das Pelasgische (!) [ge]rechnet werden, und die afrikanische (die Sprachen der afri[ka]nischen Neger und der Papua umfassend). Die koptische [und] magyarische Sprache gehören entschieden zu dem mongolisch[en], die semitischen und slavischen Sprachen scheinen aus einer V[er]mischung des kaukasichen und mongolischen Sprachstammes [ent]standen zu sein. Doch, das mag genügen.

Meinicke.

№ 103.

Jahrbücher für ·issenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

'gemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche, von Dr. Aug. Neander. Zweiter Band in 3 Abtheilungen.

(Fortsetzung.)

Das Gefühl steht so in der Meinung, allein dazu rzeugt zu sein, ein Inneres zu besitzen, ja das Inste selber zu sein. Hat aber der Staat nicht auch Innres, so dafs der Stolz jenes Privilegiums wenigm einen Rivalen erhält! Und kommt es in dieser alität nothwendig zur Frage, welches das wahrhafte re sei, siegt da nicht der Staat, weil dessen Innres r Geist ist, der nicht nur Gefühl bleibt und somit nur Innres, sondern die Welt seiner objectiven Erscheig mit der stärksten Anstrengung ausarbeitet? Das fühl ferner fühlt sich nur als jenen Horror, sofern es nen Gegensatz, die Erscheinung von sich stöfst, es iefst sich nur im Gegensatz. Nicht so der Staat, unablässig dahin arbeitet, sein Innres und seine Erinung als Eins zu wissen und in dieser Einheit zum ufstsein seiner Idee zu gelangen.

So beweis't sich vielmehr der Staat als die über jeinnre Gefühl unendlich erhabne selbstbewufste Obtivität des Begriffs. Dem Gefühl kommt es nun zu, as Innere dessen, was sein Anstofs war, einzugehen wenn es sich zu diesem Begriff des Staates erbohat, sich ernstlich, ohne Stolz und Abscheu zu frasoll der Staat nur dazu bestimmt sein, aufserhalb Kirche zu stehen! Diese Frage aber wirft der Hr. nicht einmal im ganzen Werke auf und ehe Ref. pricht, dafs sie *a priori* verneint sei, ist noch zu rsuchen, ob der Hr. Verf. nicht von der Idee der he aus zur Einheit derselben mit dem Staate gelangt.

Damit wird auf den letzten innersten Grund jener nung reflektirt. Denn nun mufs es an den Tag men, ob das Gefühl, welches der Grund dieser Meig ist, an der Idee der Kirche die Möglichkeit besitze, seine abstrakte Innerlichkeit und den Abscheu vor der Erscheinung zu überwinden. Wenn das Gefühl im Innern des Staates nicht den Begriff anerkennen will, der über seine objective Erscheinung hinaus in die Idee der Kirche übergreift, erkennt es vielleicht im Innern der Kirche die Idee an, die in ihrer Erscheinung nothwendig in den Begriff des Staates eingreift? Auf diese Frage antwortet der Hr. Vf. im Vorwort zu Band II. Abth. I., dafs der Begriff der unsichtbaren Kirche das Grundprincip seines Werkes sei, und im Werke selbst antwortet darauf das durchgehende verletzte Bewufstsein, diesen Begriff der Kirche ununterbrochen von der Erscheinung widerlegt zu sehen. Denn das unsichtbare Princip erscheint, und formt sich in Verfassung, Lehre, Cultus. Das Verhältnifs des Princips zu seiner Erscheinung ist daher nur das, dafs es die Erscheinung nicht ist. Der Begriff der Kirche ist nichts von dem, was er gesetzt hat. Das Gefühl sagt nur, was der Begriff der Kirche nicht ist, was er ist, ist nicht gesagt.

Dieses Nichtsagen und Nichtwissen was der Begriff der Kirche ist, ist also das Princip des Werkes und der Grund des Widerwillens gegen die „Staatskirche." Die *a priori* gesetzte Hypothese der unsichtbaren Kirche kann sich nur in dieser Opposition gegen die Geschichte erhalten, indem sie meint die Erscheinung sei doch nicht das, was die Innerlichkeit ihres Gefühles sei, denn die Erscheinung sei ja das Sichtbare, das Aeufsere. Das Gefühl bedenkt aber nicht, dafs seine eigne Existenz, sein einziger Unterhalt aus diesem Aeufsern fliefst, denn es ist nur wirklich, so lange es sagt, es sei nicht das Aeufsere; es wäre nicht das Innre, wenn es das Aeufsere nicht hätte, dem es sich entgegensetzte. Würde das Gefühl dies bedenken, so würde es sich zum Bewufstsein den Weg bahnen, dafs das Aeufsere überhaupt nicht ohne das Innre ist und das Innre nicht das Innre, wenn es sich nicht äufserte. Der Hr. Verf. fühlt die Nothwendigkeit dieses Uebergangs durch das ganze

Werk hindurch und zwar mit Recht als etwas, was noch nicht das wahre Verhältnifs des Innern und Aeufsern sei, denn er klagt über die Verwechslung des Innern und Aeufsern. Diese Klage ist nichts als die unbefriedigte Ahndung der Idee der Kirche, der es wesentlich ist ihre Erscheinung zu setzen und sich als übergreifendes Princip der Erscheinung zu wissen. In der Kirchengeschichte, die sich zum Bewufstsein dieser Idee erhoben hat, wird keine Klage gehört werden, kein subjectives Meistern der geschichtlichen Entwicklung. Das unglückliche Bewufstsein wird vielmehr auf diesem Standpunkt zur beruhigten Gewifsheit, dafs die Idee der Kirche auch geschichtlich über ihre noch unvollkommne Erscheinung hinausgeht, wie sie an sich über ihr erhaben ist und ohne Unterlafs daran arbeitet, die ihr angemessene Erscheinung zu setzen.

Will nun der Hr. Verf. gar kein Verhältnifs der Kirche zum Staat statuiren? Wohl; doch nur die „sicherste" und „reinste" Weise dieses Verhältnisses, die Einwirkung durch die „Gesinnung" der der unsichtbaren Kirche Angehörigen. Diese Art der Einwirkung der Kirche auf den Staat habe aber ihre Reinheit verloren, als das Christenthum „Staatsreligion" geworden war.

Es ist die eigne Schuld des von der Wirklichkeit sich zurückziehenden Gefühls, wenn seine Meinung die abstrakteste wird, als solche Abstraktion nothwendig in ihr Gegentheil übergeht und so sich selber ihr Ende und ihren Untergang bereitet. Die Gesinnung nämlich scheint das reinste, unschuldigste und unverfänglichste Medium zu sein, durch welches hindurch Staat und Kirche sich verhalten und vereinigen können. Die Gesinnung mufs sogar als das Fundament betrachtet werden, auf dem der Staat die Sicherheit seiner Existenz und von dem aus die Freiheit, sein Zweck, der Wille seines Rechtes, wenn noch nicht ihren wahren Inhalt doch ihre Richtung auf den Willen Gottes erhalte. Besteht aber nicht die Pflicht des Staates darin, nicht auf dieser Grundlage der Gesinnung nur stehen zu bleiben, sondern auf ihr eine Welt des Rechts zu schaffen, *erscheint* nicht auch die unsichtbare Kirche, gehen in dieser beiderseitigen Reflexion in sich Staat und Kirche nicht auseinander, und tritt nun nicht erst die schwierigste Frage nach dem Verhältnifs dieser freien Wirklichkeiten zu einander ein? Diese Frage läfst der Herr Verf. ungelöst, weil er die Ausbildung der erscheinenden Wirklichkeit der Kirche auch in ihrer „innern Organisation" p. 206—252 als einem Abfall von einem Zustand ansieht — der aber nirgends existirt hat.

Hätte die Kirche auch des frühesten Alterthums nur durch die Gesinnung sich auf den Staat bezogen, wahrlich der Staat wäre an ihr zergangen und zertrümmert. Die Kirche hätte den Staat, der die Gesinnung zur Bestimmtheit und zur besondern Gestalt seiner Gesetze und die Vernünftigkeit seiner Gesetze zu wirklichen Zuständen umschafft, seiner Auflösung entgegenführt, wenn sie nur die abstrakte Innerlichkeit der Gesinnung gegen ihn bethätigt hätte. Sie hat aber von Anfang an die Gesinnung im System ihrer Verfassung, in Lehre und Kultus zur Form der Bestimmtheit herauszuarbeiten gesucht und dieselbe Bestimmtheit am Organismus des Staates achten gelernt. Kraft ihrer Ausbildung des Allgemeinen zum Kreise der einzelnen Bestimmungen hat sie ihre Einheit mit dem Staate herbeigeführt. Je mehr sie in der Entwicklung ihres Lehrbegriffs, in der Geschichte ihrer Disciplin, in der Ausbildung des Kultus und in der Sicherung ihrer Verfassung zunahm, um so mehr arbeitete sie sich dazu aus, den Staat, der die Welt umfafste, in sich aufzunehmen. Die reine Gesinnung hätte als unbestimmte und unbeschränkte Innerlichkeit dem Organismus des Staates ein Ende gemacht, oder wenn sie sich den einzelnen Bestimmungen des Rechtes im Staate fügte, dennoch als das gedrückte Gefühl der frommen Innerlichkeit ihre Sprödigkeit bewahrt. Die alte Kirche war aber nicht nur die *ecclesia pre*[...] sie triumphirte durch das *erscheinende* System ihrer Innerlichkeit.

Die Vorstellung der unsichtbaren Kirche, welche die sinnlichste Kategorie auf die geistigern Verhältnisse überträgt, kann dies erscheinende System sich nur als ein sichtbares Object vorstellen. Erschien aber die Aeusserung der kirchlichen Gesinnung zur Bestimmtheit des Lehrbegriffs nicht selbst als das Innerste und im Bewufstsein der vernünftigen Welt, welche der Staat [...] Störte der Staat nur als eine fremdartige weltliche Macht die Kirche, als er an ihrer Ausbildung Theil nahm, könnte der Hr. Verfasser nicht eben so gut sagen, die Kirche störte den Staat, als sie ihn zwang ihre Bestimmungen auch als seine anzuerkennen? In der That [...] war es in dem Momente, als die Kirche ihre gläubige Gesinnung im System ihres Lehrbegriffs zu äufsern begann, dafs das „Fremdartige" des Staates und der Kirche dem Bewufstsein ihrer Einheit wich. Wie ist also

gt es sich endlich, die Entwicklung des kirchlichen hrbegriffs und das Verhältnifs des Staats zu dieser chlichen That aufgefafst?

III. In Beziehung auf die Lehrentwicklung bezeich- der Herr Verf. als den Wendepunkt der Perioden und nach Constantin mit Recht die Ueberwindung heidnischen und jüdischen Gegensatzes, und mit glei- Recht wird der Herr Verf. sogleich im Anfange s Abschnittes p. 494 auf eine „Wechselwirkung" der Entwicklungsgange der begrifflichen Auffassung des stenthums" eingetretenen Veränderung mit der von „äufserlichen Verhältnissen" d. h. vom Staat ausge- en Veränderung hingeführt.

Der Hr. Verf. giebt in den angeführten Worten das piel, mit welcher unabweisbaren Aufdringlichkeit t der verachtete Begriff schon in der Sprache vom ect sein Zeugnifs verlangt, wie er aus dem Object einfachen Betrachtung entgegenkommt und wie in m anfangenden Flusse des Subjects und Objects Einheit sich zu formen sucht. Der Herr Verfasser t nämlich hier zu einer „Wechselwirkung" zwi- der dogmatischen Arbeit der Kirche und ihrem ältnifs zum Staat. Der spröde Argwohn gegen die skirche scheint so biegsamer und versöhnlicher zu en und die Verachtung des Begriffs scheint der Be- ung mit ihm entgegenzugehen. Was ist die Wech- kung anderes als die letzte und höchste Anstren- den Begriff zu erreichen? Denn wenn in ihr die ung der Ursache ebensowohl wieder die Ursache gt, so ist dies die reine Beziehung der Ursache in Wirkung auf sich selbst, die reine Beziehung auf selber, der Begriff. Wenn Staat und Kirche mit- der in Wechselwirkung stehen, die Einwirkung Kirche auf den Staat die Einwirkung des Staats auf rvorruft, die Beziehung der Idee der Kirche auf Begriff des Staats die Beziehung des letzteren auf tere mit sich führt, ist dies möglich ohne das Ver- ge in beiden und sucht die Wechselwirkung des den immanent Vernünftigen nicht seine Correspon- seine Einheit, das Bewufstsein, den Begriff seiner t herauszubilden? In der Anerkennung dieser selwirkung von Staat und Kirche ist der Hr. Vf. em Wege auch ihre Einheit anzuerkennen, und die Wechselwirkung hindurch auch den Begriff Einheit zu erreichen, sobald er das Gefühl aus sei- ner Verschlossenheit dem Eindruck der Seele und des Triebes jener Wechselwirkung nur darbieten will.

Dazu gehörte, dafs das Gefühl den Schrein seines Innern öffnete, und indem es dem Begriff der Sache sich zugänglich macht, sich aufopferte und aufhörte nur Gefühl zu sein. Das ist zuviel. Der Hr. Verf. verwirft den Begriff wieder, dem er so nahe stand, zugleich mit der Wechselwirkung von Staat und Kirche. Von ihr ist im Folgenden keine Rede mehr, nur das wird weiter ausgeführt, dafs die begriffliche Ueberwindung des Gegensatzes mit dem Judenthum und Heidenthum „so ganz von innen heraus" sich bilden mufste. Der Hafen des Innern ist wieder erreicht; aber auch nur des Innern im Subject, nicht im Object. Hätte sich der Verf. dem Wege in dessen Tiefe anvertraut, er würde das „von innen heraus" nicht verloren haben; denn die beginnende Causalität jener Wechselwirkung ging aus dem Innersten, aus der Idee der Kirche hervor; aber er würde sich dann auch im Resultat dieser Wechselwirkung, in der Erscheinung, vor der er sich so scheut, eingewohnt, in ihr das Innere wiedergefunden haben. Wie die Kirche nämlich nur dadurch das Heidenthum überwinden konnte, dafs sie das Christliche in ihm als λόγος σπερματικὸς anerkannte und dies Logische in ihm von der heidnischen Hülle entkleidete, so konnte sie auch den heidnischen Staat nur dadurch überwinden, dafs sie das Vernünftige in ihm anerkannte, in es einging und vom Heidnischen befreite. Da aber der Staat das Vernünftige in ihm zur Erscheinung umzubilden hat, so erhielt die Kirche, als sie „so ganz von innen heraus" oder „begrifflich" das Heidenthum überwunden hatte, am „christlichen" Staat auch in der Existenz die Anschauung ihres Sieges über das Heidenthum. Das war das Zweite in jener Wechselwirkung; der Staat in der Einheit mit der Kirche demonstrirte auch von Seiten seiner Erscheinung die Endlichkeit des Heidenthums. Denn seine Erscheinung als christlicher war die Erscheinung dessen, „was ganz von innen heraus sich bilden mufste." Das Dritte endlich, worin die Wechselwirkung sich vollendete, würde darin bestehen, dafs das, was aus der Idee der Kirche in die Erscheinung des Staates sich hinübergesetzt hat, aus der Erscheinung heraus sich zum Wissen seiner Innerlichkeit wieder sammele. In diesem Wissen würde die Einheit von Kirche und Staat ihren höchsten Ausdruck erhalten. Dies geschah im Symbol.

Der Hr. Verf. scheute sich in die Erscheinung jener Wechselwirkung einzugehen; wir kehren zu ihm zurück, ob seine weitere Darstellung von der Entwicklung des christlichen Glaubensinhalts zum Dogma ihn am Ende zur Versöhnung mit der Wechselwirkung von Staat und Kirche bewogen hat.

Die Arbeit der Kirche in der Entwicklung ihres Lehrbegriffs nimmt der Hr. Verfasser da auf, wo sich manche Keime von Gegensätzen in der Auffassung der einzelnen christlichen Lehren gebildet hatten, p. 495. Der Grund der Ausbildung der vorhandenenen Keime wird zugleich den Grund der Keime selbst enthalten müssen, weil sie nur von diesem Grunde an das Tageslicht hervorgetrieben werden konnten. Indem der Herr Verf. wirklich auf diesen Grund eingeht, in den Grund der Sache niedergeht, was sucht er anders als den Begriff, den Begriff der Sache, und zwar den Einen Begriff der Sache in jenen vielverzweigten und in sich verschlungenen Streitigkeiten? Wird der Hr. Verf. sich bei dieser letzten Entscheidung der Sache, dem Dogma mit ganzer Seele einmal hingeben und die Seele der Sache in sich aufnehmen, dem Begriff des Dogma sich einbegreifen? In dem „Wesen der menschlichen Natur" findet er den Grund der dogmatischen Gegensätze vor. „Es lag in dem Wesen der menschlichen Natur, dafs die Keime dieser Gegensätze sich immer weiter entfalteten und entwickelten," heifst es p. 495. „Wie einmal die menschliche Natur beschaffen ist, konnte nur aus den Gegensätzen heraus die harmonische Auffassung des Christenthums hervorgehen," tröstet sich ebend. der Verfasser.

Mit diesem Gedanken des „Wesens" betritt der Hr. Verf. wieder die Vorstufe des Begriffs, es kommt nur auf ihn an, dieses Wesen aus seinem innern Dunkel herauszuführen und seine Attribute als die freien Selbstbestimmungen des Begriffs zu erkennen. Wenn das „Wesen" der menschlichen Natur das Wesen jener Streitigkeiten, von dem sie gesetzt, von dem aus sie verstanden sein sollen, wenn in diesem Wesen die Einheit des Subjects und Objects verhüllt ist, was ist dies geheimnifsvolle Wesen? Ohne die Beantwortung dieser dringenden wichtigen Frage darf der Verf. zum Einzelnen nicht übergehen, denn nur aus der Erkenntnifs dieses Wesens sollen ja die einzelnen Gegensätze erst verstanden werden. Trotz der Wichtigkeit dieser Frage, trotz der Gewalt mit der der Begriff aus dem Wesen hervorstrebt, bleibt das Wesen unbestimmt, es bleibt als das unerkannte Ansich im dunkeln, trüben, unerleuchteten Grunde liegen und der Hr. Verf. geht sogleich zu so manchen „Traurigen" über, was sich in jenen Streitigkeiten äufserte, ohne zu bestimmen, ob dies auch die wesentliche Aeufserung jenes Wesens gewesen sei.

Das Unerkannte und Unbegriffene also bildet wieder den *a priori* feststehenden Ausgangspunkt. Da aber dieser keinen Impuls zu einem kräftigen sichern Fortgang der Methode geben, da er den Lebensodem des Begriffs der Entwicklung nicht einhauchen kann, denn er selbst ist nicht begriffen, so fixirt der Verf. einzelne Kräfte der menschlichen Natur, um die Lehrstreitigkeiten aus ihnen zu erklären. Seine Methode ist die psychologische. Weil aus Grundrichtungen der menschlichen Natur ein Werden der Gegensätze aufgezeigt werden soll, so rühmt sich diese Methode genetisch zu sein. In Wahrheit aber würde sie dies erst dann sein, wenn nicht mehr einzelne Kräfte das Bestimmende der Gegensätze sind, sondern wenn aus dem Einen Wesen der menschlichen Natur die Gegensätze sich entwickelten. Darin wäre auch die reelle Möglichkeit gegeben, dafs sie zur Einheit zurückkehrten. In der Anerkennung dieser Einheit, die die Gegensätze ihre feindliche Spannung aufzugeben bewegt, fürchtet aber der Herr Verf. nicht mehr und hartnäckiger als den Verlust der Freiheit, er verabscheut in dieser Einheit den „Gräuel eines dogmatischen, orthodoxen Pabstthums" und diesen Abscheu vor der Einheit des Begriffes im Herzen erwähnt er mit keinem Worte in der allgemeinen Einleitung zu den Lehrstreitigkeiten, dafs es auch eine Kirche gab, die über die Gegensätze sich erhob; mit ganzer Seele vielmehr lebt er sich in die beiden Grundrichtungen der menschlichen Natur ein, die nach ihm allein jene Streitigkeiten bestimmten und in interessanten Persönlichkeiten und Schulen sich aussprachen, in den sondernden Verstand und in das Gefühl. Hier fühlt sich der Verf. wohl und bringt er gediegene Schätze seiner Untersuchungen zu Tage. Gaben aber diese Phänomene, diese Grundrichtungen der menschlichen Natur nicht in der Geschichte selber ihre Gediegenheit auf, indem die Kirche ihre Sprödigkeit in die Form des Dogma umschmolz und die getheilten Richtungen zur Einheit, die einzelnen Glieder zur Gestalt vereinigte?

(Der Beschlufs folgt.)

№ 104.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

gemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche, von Dr. Aug. Neander. Zweier Band in 3 Abtheilungen.

(Schlufs.)

Der Vf. hätte sich in der Erscheinung dieser Grundungen nur nicht abschliefsen sollen, er würde ihre seitige Reflexion aufeinander und ihren Trieb zur heit des Begriffs herausgefühlt haben. Weisen sie Phänomene der Einen menschlichen Natur nicht auf Wesen derselben, welches in ihnen erscheint und Grundrichtungen haben sie nicht ein Object, worauf sich richten, und da sie in dieser Richtung auf das ect als das Wesen der menschlichen Natur noch oberlich aber wahr das Denken des Objects bezeugen, en sie nicht selbst über das nur Psychologische hinzur wissenschaftlichen Methode, die in ihnen den ing des kirchlichen Wissens, die beginnende Bewe-g des gläubigen Subjectes zur Erkenntnifs des Glauinhalts erkennt? Der Hr. Vf. wehrt diese Bewegung Subjects zur Einheit seines Bewufstseins mit seinem ibensinhalt ab. Die That der Kirche interessirt ihn iger als das System eines Heresiarchen und er will Wahre eines solchen Systems auch nicht im System Kirche wiederfinden. Nur der Standpunkt, wo das ufstsein noch für sich in der Trennung vom Object Geistesfreiheit exercirt, kann sein Mitgefühl eruen und die Herzlichkeit seiner Theologie überfliemachen. Darüber verkennt er aber die „Geistesheit" auf dem Punkte, wo das Bewufstsein aus der nung von seinem Inhalte befreit ist, wo der Geist Gemeinde von ihren Gliedern gewufst wird, indem selbst das reelle Wissen in ihnen ist. Dieses Wis-welches im Dogma und Symbol sich aussprach, ist das wahrhafte „Wesen der menschlichen Natur," sen noch unvollendete Erscheinungen die Gegensätze kirchlichen Lehrentwicklung bildeten. Als das kirchliche Wissen ist es die Erscheinung, die dem Wesen in Wahrheit angemessen ist; es ist der Geist. In ihm hat das nur Psychologische und nur Subjective sein Ende, weil in ihm der Gegensatz mit dem Inhalt, der jenes nur Subjective bewirkte und verknöcherte, zur Einheit mit dem gewufsten Inhalt geworden ist. —

Der Hr. Verf. legte in dem oben Angeführten das stärkste Zeugnifs dafür ab, mit welcher Gewalt der Begriff der Sache auch dem Widerwillen sich aufdrängt, mit welchem Zauber die Denkbestimmung in der Sache den Gegner selbst in ihren Kreis zu ziehen sucht. Die Idee ist dessen gewifs, wenn erst der Kampf in ernstlicher, aufrichtiger Weise mit ihr beginnt, dafs ihr Sieg dem Besiegten zu Gute kommt, sein Segen wird. Hätte der Vf. sich in den Kampf auf Leben und Tod mit diesem Begriff, der ihm entgegen kam, eingelassen, er würde ein Innres gefunden haben, welches seine Innerlichkeit nicht nur erfüllt, sondern auch durch die Fülle unendlich erweitert hätte. Hr. Neander hat sich diesem Entgegenkommen der Idee aus der Geschichte verschlossen, die Denkbestimmungen, die er fand, liefs er unbenutzt liegen, er verkehrte sie zu unfruchtbaren Verstandesbestimmungen und nun in sein Gefühl eingeschlossen, verkannte er zuletzt auch die That der Kirche, die ihre Aufgabe im Wissen ihres absoluten Princips vollführte. In dieser Abgeschlossenheit macht ihn alles mifsmüthig, was das nur Subjective überschreitet, und wird ihm was der Lebenstrieb der Kirche war, ein Quell von Traurigkeit.

So wird es p. 495 als das „Traurige" der kirchlichen Lehrstreitigkeiten bezeichnet, dafs „in diesen Gegensätzen die Einheit des Alle verbindenden christlichen Bewufstseins ganz vergessen werden konnte, dafs jede Parthei den Gegensatz nur von ihrem Standpunkt aus auffafste." Kurz zuvor hiefs es „das Christenthum mufste auch in diese Gegensätze eingehen." War das Christenthum in diese Gegensätze eingegangen, wie es in der

That war, so waren es doch nicht nur die Partheien der Subjecte, die sich befeindeten, so waren es die in den Unterschied eingegangenen Momente des „Christenthums" selber, die in der Erbittrung der Dialektik sich suchten, sich entgegenkamen, nach ihrer Einheit rangen — und war es nicht die Kirche, die jeden Schein des „Traurigen" tilgte, als sie die Einheit der in den Unterschied gespannten und gefangenen Momente vollbrachte, ja mit Bewufstsein vollbrachte? Diese Siegesfreude der Idee über die Gegensätze klingt fast auf jeder Seite der Werke eines Athanasius, Augustinus und Leo wieder.

Das Gefühl kann in seinen Klagen elegisch und selbst in seiner Trauer schön und erhebend sein, aber nur, wenn sein Fonds die Idee ist, zu der es sich aus der Nichtigkeit der einzelnen Erscheinung zurückzieht. Der Gedanke mufs auch der elegischen Klage Kraft und Haltung geben. Dieses Mark fehlt dem Gefühl des Vfs.; es ist nur triste und gereizte Unzufriedenheit, weil es vom wirklichen Gedanken sich abwendet und nun nur postulirt, was in der erfreulichsten Wirklichkeit vorhanden ist und verneinen möchte, was geschehen ist. So heifst es p. 496: „Alles würde anders geworden sein, „wenn man das Verhältnifs der einzelnen christlichen „Lehren zu dem, was das eigenthümliche Grundwesen „des Evangelii ist, zu der Lehre von Christus als dem „Erlöser der Menschheit mit klarem Bewufstsein aufgefafst und festgehalten hätte". Dieses Postulat tritt in den unglücklichsten Widerspruch gegen die am offnen Tageslicht liegende Vernunft der Geschichte. Fordert der Vf., dafs das einzelne Dogma in stätiger Beziehung auf die Lehre vom Erlöser hätte bestimmt werden sollen, so antwortet darauf das Bewufstsein der kirchlichen Heroen, denen eben die Beziehung auf den Glauben der Gemeinde an den Erlöser die Bürgschaft war, dafs das gewonnene Dogma der Glaube der Gemeinde sei. Die Beziehung auf das „Grundwesen des Christenthums," auf die „Lehre vom Erlöser" ging soweit, dafs diese Lehre im Alterthum nicht einmal als bestimmtes Dogma ausgebildet, sondern in den einzelnen Dogmen bestimmt wurde; sie war der Mittelpunkt, der sich zum System der Dogmen erweiterte. Die Forderung des Verfs. ist wahrhaft beruhigend in der Geschichte erfüllt. Meint aber seine Forderung, jene Beziehung hätte nur anders, nicht so immanent geschehen sollen, und verwirft er jene kirchliche That, so tritt er wieder damit in Widerspruch, dafs eine Lehre nur christlich ist, wenn sie zu „Grundwesen des Christenthums" sich nicht nur ver sondern es in sich trägt und bestimmt.

Es liegt im Wesen der nur subjectiven Refle über die Sache, nicht nur das Gegentheil von dem diese ist zu sagen, sondern auch die eigne Meinun vorzutragen, dafs sie sich selbst in ihr Gegentheil kehrt, ohne dafs es der nur subjectiv Reflektirende v So beklagt der Hr. Verf. p. 496, dafs „man in j „dogmatischen Streitigkeiten nicht anerkannt habe, „die begrifflichen Auffassungen, sobald nur die Ei „in dem Grundwesen des Christenthums auch im „griff festgehalten wurde, wohl nebeneinander best „konnten." Was fassen diese „begrifflichen Auffa gen" anders auf, als das Grundwesen des Christenth ist das nicht ihre Einheit, die Mitte, die sie um versammelt? Diese Einheit ist das innerste Centrum ner Verschiedenheit. Der Hr. Verf. postulirt sie neben der Mannigfaltigkeit. Hat er nie gefühlt, wi Einheit in jener Verschiedenheit sich hervorzuarb hervorzuringen sucht, um zum Bewufstsein, zum B ihrer selbst zu gelangen? Hat er im Streit und K dieser Dialektik nie sich an dem erquickenden An gelabt, wie die Einheit in den Gegensätzen irrend sucht, wie sie die Gegensätze abarbeitet, die Vers denheit abstreift, um ihre wahrhafte Gestalt herv treiben? Ref. mufs mit Betrübnifs sagen: Nein! E ihm schon zum *a priori* geworden, dafs das kirch Dogma diese Einheit des Begriffs nicht entlockt! Würde er sie sonst noch postuliren? Nach allen S nun, nach denen man auf sein Postulat reflektire, schwimmt und zerfliefst es in Unbestimmtheit, ebe es sich der wirklichen Geschichte gegenüber am r sten meinte. Wenn der Hr. Vf. auch die Einhei Begriff fodert, mufs denn dieser Begriff nicht der w sein und kann er noch gleichgültig neben der Vers denheit existiren? Der kirchliche Lehrbegriff erhob über die Verschiedenheit und war so wenig gleichg gegen die Verschiedenheit, dafs er ihre Einheit in That war. Nur die Gegensätze, so lange sie sich Gegensätze verhärteten, verläugneten die in ihnen handene Einheit. Sie hielten die Reflexion auf die Seite des Glaubensinhalts fest, die Reflexion auf andere schlossen sie aus. Da somit in jeder Lehrs tigkeit die Doppelseitigkeit des sich gegenseitig schliefsenden Widerspruchs eintrat, so reflektirte

rche auf das, was die Partheien mit ihr verband, was Gegensätze gegenseitig verband, auf die in ihnen rennten Momente der Wahrheit, sie schlofs sie im hrbegriff zusammen. Das allgemeine Bewufstsein der meinde wurde so zur Gewifsheit seiner „Einheit im ndwesen des Christenthums." Die Gemeinden hingen, welche das erlangt haben, was jenes Postulat für mannigfaltigen Auffassungen wünscht, das Nebeneinderbestehen, sind entweder nur zu einer kümmerlichen Bewufstlosigkeit versunkenen Existenz gekommen, sie in sich verdumpft, wie die Nestorianischen Gemein- im Orient, oder sie sind untergegangen, wie die Arianchen Staaten des Occidents.

Die Einheit des allgemeinen Lehrbegriffs mufs dawohl auch mehr Lebenskraft mitgetheilt haben, als Hr. Verf. meint, wenn er klagt, dafs „das Streben h einer beschränkten und beschränkenden Einförmigt am Ende die freie und naturgemäfse Entwicklung christlichen Glaubenslebens hemmen mufste." Jene meinden, die sich frei von der beschränkenden Einmigkeit entwickeln konnten, sind abgestorben vom ibe der Kirche oder sind nur erstarrte, gelähmte Glie- an ihm. Das Leben der Kirche nahm aber in dem afse zu, als sie das Bewufstsein ihres Princips im gma bestimmte und gestaltete. Beschränkung kann e Gestaltung insofern genannt werden, als jede Bilg formlos und diffus wird, wenn sie durch ihr eig- inneres Gesetz nicht begränzt und beschränkt wird. aber die Kirche in der Entwicklung ihres innern etzes es mit Freiheit als ihr Gesetz setzte, so ist Dogma, das Resultat dieser Entwicklung, kein Joch, welches man alle verschiedenen Geistesrichtungen einzwängen wollte," sondern es war die freie Selbstimmung der Kirche. Der Gläubige der Gemeinde mittelte dadurch seine Einheit mit dem Dogma, dafs es vermittelst des Bewufstseins, es sei die Bestimmtt seines Glaubens, auch als die Selbstbestimmung seiWillens anerkannte. Jenes Joch ist das unendlich machende Joch, welches der Gläubige um so mehr sich nimmt, je mehr der Herr in seiner Kirche Gek gewinnt und je mehr das Bewufstsein seiner gehenden Gegenwart die Schranke für die Abstraktion Willkür und die belebende Befreiung des objecti- Gedankens wird. —

Das Convolut von Klagen, die zum Verständnifs folgenden Lehrstreitigkeiten vorausgeschickt werden, erhält endlich seine gewichtigste Beilage mit der Bemerkung p. 496, dafs „der Gang dieser Streitigkeiten durch die Einmischung einer fremdartigen Staatsmacht noch nachtheiliger wurde." Ref. folgte dem Hrn. Vf. in seine Reflexion über „die kirchliche Lehrentwicklung" in der Erwartung, ob er hier am Ende die Reflexion bis zu ihrem Ende, bis zum Begriff der Erscheinung, dafs in unsrer Periode, wie in der ganzen Kirchengeschichte der Staat im kirchlichen Symbol sich als Mitwisser bethätigt hat, fortführen werde. In dem Gange des Objects, in dem Verlauf der Lehrentwicklung liegt wenigstens eine Kraft, die mit fast unwiderstehlicher Gewalt das Subject in seine Bewegung zu ziehen vermag und zur Anerkennung des immer wiederkehrenden Fakti, dafs Staat und Kirche sich im Symbol begegnen, bewegen kann.

Ref. erwartete hier die letzte Entscheidung über „die Staatskirche." Der Hr. Vf. hat sie gegeben. Er hat in obigen Klagen die Entwicklung der Kirche zum Dogma, zum Symbol abgebrochen, die Bewegung zur Bestimmtheit mit *a priori*'scher Gewaltthätigkeit unterbrochen und nun dem Staat und der Kirche die geistige Nahrung ihrer Einheit entzogen. Der Gang jener kirchlichen Entwicklung war „traurig und nachtheilig" und nun ist es noch „nachtheiliger," wenn der Staat auch zu jener Entwicklung hinzutritt.

Der Hr. Verf. erklärt somit, unserer Periode nicht bis zu ihrem Höhepunkt folgen zu wollen, er fürchtet, das Gefühl müsse in der Schärfe ihrer dogmatischen Bestimmtheit erkalten und die Geistesfreiheit in der Einheit der Kirche mit dem Staat dem Despotismus erliegen. Sein Gefühl bricht mit der Geschichte und sein Bericht ist der Ergufs der vom Object beleidigten Subjectivität. Auf diesem Scheidepunkte, wo das Subject durch den „Gräuel" der Staatskirche die „Wahrheit zur Lüge" umgewandelt glaubt, ist es nur die Liebe des im Object verachteten Begriffs, welche noch einmal dem starren Gefühl zuspricht, in dem sie ihm den Besitz dessen weiset, was es nur postulirt. Die Kirche „hätte" in ihrer Lehrentwicklung frei sein sollen. In Wirklichkeit aber war und ist es nur die eigne Reflexion der Kirche auf ihr inneres Princip, wenn sie dazu übergeht, den Inhalt ihres Glaubens zum System der Dogmen zu entfalten. Keine Macht der Erde kann sie davon abhalten oder darin unterstützen, wenn ihr Geist sich dem Geschäft unterzieht, aus der Unbestimmtheit des Gefühls heraus den Glau-

bensinhalt in seinen innern Bestimmungen zu wissen. Die Abfassung des Symbols ist daher immer kirchliche Arbeit gewesen, und die Anmafsung einiger römischer Kaiser, Glaubensedikte zu erlassen und sich das, was der Kirche zukommt, zu arrogiren, trug sogleich den Keim des schleunigsten Unterganges in sich. Die Kirche verwand solche Angriffe auf ihre Würde durch den leisesten Gegendruck ihrer Activität. Dieses absolute Recht der Kirche hatte der Hr. Verf. im Sinn, wenn er über das Eingreifen des Staates in die kirchliche Lehrentwicklung so bitter klagt, die Kirche hat es besessen.

Soll aber dieses Recht dazu übergehen, Unrecht zu werden, dafs die Kirche den Staat als absoluten Layen von sich entfernt hielt? In der Ausbildung ihres Lehrbegriffs kommt sie im Gegentheil dem Staat entgegen, wie der Staat durch seinen Begriff befähigt ist, ihr eben dort entgegen zu kommen. Der Staat ist nicht nur die unmittelbare Existenz und Ausbreitung seiner Vernünftigkeit, sondern er weifs diese als sein Gesetz, als ein System von Gesetzen. Was er ist, davon verschafft ihm seine Weltweisheit auch die Wissenschaft. Wird er der christliche, so wird die ihm wesentliche Wissenschaft aus der Weltweisheit zum Wissen des in ihm christlichen, oder der Staat kann nicht in die Kirche eingehen, ohne zu wissen, was ihre Wahrheit ist. Der erste Akt, den der Staat bei seinem Eintritt in die Kirche ausführte, war daher die Forderung der Bestimmtheit des Wissens; diese Forderung war aber auf dem Punkte, durch die freie That der Kirche realisirt zu werden, als diese die Wahrheit ihres Glaubens im System ihrer Lehre zu äufsern begann und sich zubereitete, das „Fremdartige" zwischen ihr und dem Staat zu beseitigen, indem sie die Bestimmtheit ihres Bewufstseins nun auch dem Bewufstsein des Staates mittheilen, und in der Einheit des Bewufstseins ihre Einheit mit dem Staat gründen konnte. Als der Staat in die Kirche einging, verlangte er zu Nicaea diese Bestimmtheit des Wissens, die Kirche sprach im Symbol das Resultat ihrer vorangegangenen Reflexion auf ihr absolutes Princip aus, der Staat erkannte ihr Bewufstsein ihres Princips als die nothwendige Bestimmtheit seines Bewufstseins an, und ihre Einheit war vollbracht. Jedes neue Symbol der Kirche bezeugt seitdem mit dem Wachsthum ihrer innern Reflexion zugleich die tiefere Begründung ihrer Einheit mit dem Staat.

Selbst das Mangelhafte der ersten Erscheinung dieser Einheit ist nur dann verstanden, wenn es als Mangel an der Erscheinung der innern Vernünftigkeit der Sache begriffen ist. Dem Gefühl erscheint sie allein gegen die Vortrefflichkeit seiner Innerlichkeit gehalten als mangelhaft und es kann sein in der Erscheinung der byzantinischen Staatskirche gedrücktes Herz nur in die bittersten Vorwürfe ergiefsen. Der Begriff erkennt auch in diesem noch abstrakten Ineinandersein von Kirche und Staat die Nothwendigkeit, mit der sich beide zu einigen suchen, ja den Triumph der Kirche, die ihre Substanz zur Substanz jenes Reiches erhoben hatte und der Theologie für immer ihren Platz im Staate bestimmte. Der Geschichtschreiber mufs sich mit derselben objectiven Geduld bearbeiten, mit der der Begriff sich durch die Phänomene seiner einzelnen Gestalten hindurchwindet und keine eher verläfst, bis er nicht die Kraft erhalten hat, sie zu zerbrechen und seine höhere Erscheinung zu schaffen. Weil das Gefühl die tolerante und mühsame Ausbreitung des Begriffs nicht kennt, sondern Alles in den Knäuel seiner spröden Punktualität zusammenfassen möchte, so vergeht es sich voreilig an der einzelnen Erscheinung und verlangt es, sie hätte, um die wahre zu sein, nichts als diese eigne Innerlichkeit des Gefühles sein müssen. Mit der Einbildung, „Alles würde anders geworden sein" construirt es sich *a priori* eine Geschichte über der Geschichte, versetzt es die wirkliche Geschichte und behauptet es *a priori*, diese sei nicht die wahre, weil sie nicht seiner Einbildung entspricht. Das Gefühl verfestet sich *a priori* zum Gegensatz und Widerspruch gegen die Geschichte.

Die Wissenschaft erweicht und löset diesen Gegensatz des *a priori* und der Geschichte bis zu ihrer gegenseitigen Versöhnung, indem sie den Begriff des *a priori*'schen entkleidet, vielmehr die Erscheinung ihrer verachteten und vom Gefühl verschmähten Aeufserlichkeit entkleidet, sie vielmehr als Erscheinung des Begriffes weifs. Sie erkennt in der Erscheinung die Entäufserung des Begriffs und als dies Erkennen ist sie nichts als die Erinnerung solcher Entäufserung. Die Resignation auf alles *a priori* ist die begriffene Erscheinung.

B. Bauer.

№ 105.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

CV.

Le Monde comme il est; par le Marquis de Custine. Paris, chez Eugène Renduel, 1835. 2 *Vols.* 8.

Goethe nennt in einem Briefe an Zelter die neusten anzösischen Romane und verwandte Dichtungen *eine Litteratur der Verzweiflung*, und grade das merkwür-gste und eigenthümlichste Werk aus diesem Kreise, ictor Hugo's *Notre-Dame de Paris*, mufs ihm hiefür Beleg dienen. Wir dürften seiner scharfen, bis zum willen gesteigerten Kritik dieses Buches mit gutem unde mancherlei entgegensetzen; allein, auch zugege-n, dafs jener bezeichnungsvolle Ausspruch im Allge-in wohlgültig und treffend sei, — wie denn Goethe etwas Leeres und blofs Eingebildetes oder Willkür-hes sagt, sondern immer ein Wirkliches, Angeschau-vor Augen hat, — so dünkt uns doch, der weltkun-ge Greis, der von seiner hohen Warte das ihn umwo-nde Leben mit seltner Einsicht und Klarheit beobach-t und beurtheilt, habe diesmal den Gegenstand, der ihm anstöfsig und widrig erscheint, in einer zu vereinzel-n Betrachtung aufgefafst. Die Litteratur steht nicht r sich allein; ihre Gestalt, ihr Glanz und ihre Ver-nklung, ihr Stoff und ihre Richtung, hängen nicht von r Laune der Schriftsteller ab, sondern von Volks- und Veltbezügen, die sich in den Geisteserzeugnissen ab-ücken, und mit denen sie stets im lebendigen Zusam-enhange anzuschauen sind. Goethe hat diese Verhält-isse der Französischen Litteratur, eben so wie de-n innere Bestandtheile, im gegenwärtigen Falle wie es scheint, mit zu eiligem Unmuth abgefertigt. Ihm erde das nicht verargt, er hat mehr als jeder Andere las Recht, auch eine Stimmung des Augenblicks abschlie-fsend auszusprechen, und er hat auch in ihr ein glück-liches Wort gesagt, das bleiben wird: uns aber gebührt, dasselbe anzuerkennen, ohne uns davon beschränken zu lassen.

So fällt uns bei jenem Französischen Romantismus alsobald der Bezug auf, welchen diese Anhäufung von Schrecknissen und Ausschweifungen, Absonderlichkeiten und Verzerrungen, worin sich die Schriftsteller überbie-ten, zu dem heutigen Lebenszustande hat, der solche Bilder zum Vergnügen annimmt. Da finden wir denn, dafs in diese Litteratur sich alles Entsetzliche und Furcht-bare gezogen hat, was ein Menschenalter früher in zer-störender Wirklichkeit wüthete; wir finden als Dichtung und zur Unterhaltung den Lesern in die Hände gege-ben, was früher als grimmige Gewaltthat über ihren Köpfen schwebte, und blutig ihre Nacken traf; während jetzt sogar bei den anerkanntesten Verbrechen die To-desstrafe nur selten noch in Anwendung kommt! Diese Verwandlung jenes grauenvollen Zustandes, der politi-schen Terreur, an welche kein Franzose ohne tiefe Be-stürzung und Scham zurückzudenken vermag, in einen litterarischen Nachklang, ist ohne Zweifel ein nothwen-diges und heilsames Mittelglied in den Uebergängen, zu welchen die jetzige Welt genöthigt ist. Wenn aber, nach Gesetzen einer auch im Geistigen waltenden Naturent-wicklung, diese romantische Terreur als eine Bürgschaft dastehen dürfte, dafs die politische erschöpft und ihre Wiederkehr ferner unmöglich ist, so hätte man der Phan-tasie wohl nur zu danken, und mit Befriedigung anzuer-kennen, dafs sie den dämonischen Fluthen einen Raum eröffnet, in welchem sie unschädlicher hinströmen, und ihre Macht schon verloren haben. Wer würde reicher und fruchtbarer seine Betrachtungen hier angeknüpft ha-ben, als eben Goethe, wäre sein Blick in dieser Richtung nur einen Moment festgehalten worden!

Aber auch für die innern Bestandtheile selbst, wel-che jene Litteratur bilden, scheint uns eine schärfere Unterscheidung nöthig, als der allgemeine Spruch Goe-

the's zulassen will. An Gehalt wie an Darstellung sind die Schriften, welche hier zusammengefafst werden, höchst ungleich, und keineswegs in eine und dieselbe Verdammnifs zu werfen. Allerdings herrscht in den meisten eine verzweiflungsvolle Stimmung, eine trostlose Weltansicht, und den vernichtenden Eindruck, den die Ausschliefsung der Himmelsmächte aus den Schilderungen des jammervollen Irdischen im Gemüth hervorbringt, vermag keine Verschwendung von Geist und Talent aufzuheben. Die Verzweiflung für sich allein hört auf poetisch zu sein, sie thut wie ein wirkliches Uebel weh, und dem Schmerze weicht man aus. Allein zu verbannen ist sie darum aus der Poesie noch nicht, sie ist in ihr, wie im Leben selbst, ein unabweisliches Element, und Goethe selber sagt: „Wer nicht verzweifeln kann, der mufs nicht leben." Nur soll sie in gehöriger Mischung herantreten, und die entgegengesetzten Elemente der Versöhnung, des Trostes, der Erhebung dürfen uns nicht fehlen. Diese nothwendige, mildernde und erweckende Beimischung mangelt aber so wenig dem berühmten Romane Victor Hugo's, als vielen andern Schriften derselben Schule, wenn auch nicht immer durch ausdrückliche Formeln und Gestalten dafür gesorgt ist, jene Elemente so bestimmt, wie die des Schauderhaften und Schrecklichen, hervorzustellen; sie sind in dem Ganzen oft nur als Auflösung vorhanden, aber darum nicht minder lebendig, und sie sind es, welche solchen Schriften, die sonst den gesunden Sinn nur abstofsen müfsten, den mächtigen Reiz und die grofse Wirkung geben, die niemand ihnen abläugnen kann. Mag das höhere Leben in diesen Dichtungen für den einzelnen Fall immerhin erliegen, dadurch entgeht es ihnen nicht; dies geschieht nur da, wo dasselbe schlechterdings geläugnet, oder dessen Wesenheit sich dadurch aufhebt, dafs alle Erscheinungen desselben auf Gemeines und Todtes zurückgeführt werden. Von dieser letztern Art sind allerdings manche Erzeugnisse der Französischen Romantiker, die wir in ihrer traurigen Menschenfeindlichkeit und Gottentbehrung nur mit einigen Versuchen der Französischen Metaphysiker des achtzehnten Jahrhunderts, zum Beispiel mit dem verrufenen *Système de la nature*, vergleichen können. Allein die bessern der heutigen Schriftsteller gehen unläugbar auf einer andern Bahn, und weit entfernt, dem Schrecklichen, das sie darstellen, als einer Allmacht zu huldigen, lassen sie über demselben ein Höheres ahnden, bei welchem Zuflucht und Trost gewä[hrt] sind. Wir können hier neben Hugo namentlich auf Alf[red] de Vigny und Balzac hinweisen, von denen freilich le[tz]terer so ungleich in seinen Erzeugnissen als fruchtbar [ist].

Seit kurzem indefs arbeitet sich aus den Trümm[ern] so vieles Zerstörten, neben dem Nichtigen und Verw[or]renen, welches noch lange Zeit den Hauptbestandt[heil] der Französischen Romantik zu bilden bestimmt sch[eint], ein neubelebender Geist in ganz entschiedener Gest[alt] hervor, und die bisher nur aufgelösten Elemente ei[nes] trostreichen Höheren erscheinen in ausdrücklicher Se[lbst]ständigkeit. Es ist bekannt, dafs die Französischen R[o]mantiker ihrem politischen Karakter nach wesentlich d[em] alten Frankreich, dem legitimen und hierarchischen [an]gehören; im Gegensatze der revolutionairen Schri[ftstel]ler, welche mit gröfserer Strenge auf die sogena[nnten] klassischen Formen ihrer früheren Litteratur halten; b[eide] Partheien scheinen hiebei in Widerspruch mit si[ch sel]ber zu gerathen, folgen aber mit richtigem Tak[t] dem Gebot ihres wahren Verhältnisses. Die Republ[ika]ner bedürfen der trocknen Denkart und Verstandes[auf]klärung, die vor der Revolution herrschend waren; [die] Freunde des Königthums und der Kirche wenden [sich] zu den Wunderkräften des Mittelalters. Die legiti[mi]sche Richtung ist in der Politik zwar geschlagen, [aber] in der Litteratur ist sie die Herrscherin des Tages, [sie] nimmt Theil an dem Sturme der Zerstörung, den [...] sie nur fortsetzen mufs, wenn sie zu einem ihr gem[äfsen] Ziele gelangen will; aber sie darf auch schon den [...] und die Richtung zeigen, in denen sie das wahre L[eben] zu finden hofft, ja zu besitzen meint. Nach den le[tzten] Stürmen mag es in Frankreich unmöglich sein, da[s ge]fallene Königthum als Mitte eines höheren Lebens [wie]deraufzunehmen und anzupreisen; die entschieden[sten] Anhänger versuchen es nicht, diese politische Seite [ihrer] Denkart durch ästhetische Behandlung geltend [zu ma]chen. Anders aber steht die religiöse Seite, für die[se ist] kein wesentlicher Halt verloren, sie hat vielleicht d[urch] Scheidung manches Unreinen nur gewonnen, sie kann [...] als ein fester Mittelpunkt geschildert und angeboten [wer]den, und mit Eifer wird dieses Element, die kathol[ische] Religion und Kirche, in den Kreis der ästhetischen [Ge]bilde gezogen, die bisher eines solchen Bestandthe[ils] meist entbehrten. Könnte es gelingen, dieses Ele[ment] in seiner Wesenheit wirklich zum Geiste der dicht[...]

chen Erzeugnisse und in dem Sinne der Leser wurzeln u machen, so würde gegen ein so mächtiges Positive lle Steigerung und Vielfachheit des Negativen nicht mehr ufkommen, und mit der Litteratur der Verzweiflung wäre s dann vorbei. Ob es je zu diesem Ergebnifs kommen önne, und wie weit überhaupt in dieser Richtung vorudringen sei, wollen wir nicht entscheiden. Uns genügt ier, den Versuch anzumerken, der gemacht wird, auf iese Weise dem trüben Wuste zu entsteigen, und in der erstörung und Nacht eine helle Zuflucht zu gewinnen. lit grofsem Geist und Talent hat neuerlich Sainte-Beuve icht nur die Kraft des katholischen Glaubens, sondern ogar die Formen des katholischen Priesterthums in eine lovelle verwebt, welche zu den edelsten und schönsten ichterischen Erzeugnissen gehören würde, wenn der Aur vermocht hätte, die unreinen Stoffe so würdig wie ie reinen zu behandeln. Eine merkwürdige Erscheiung in gleicher Hinsicht dünkt uns das Buch von Cuine, zu dessen Anzeige wir diese Vorbetrachtungen nöig hielten.

Der Marquis von Custine ist ein Enkel des berühmn Generals, verlor seinen Grofsvater und Vater durch s Beil der Guillotine, und gehörte, wie durch Geburt d Stand, so auch durch Sinn und Streben von jeher r royalistisch-kirchlichen Denkart an. Zuerst aufgetren als Schriftsteller ist er, unsres Wissens, durch eine ovelle „Aloys", in welcher höchst eigenthümliche Lensverwicklungen und innere Erfahrungen spielen, und dlich durch katholische Frömmigkeit abgeschlossen und ruhigt werden. Darauf gab er unter dem Titel *Méoires et voyages* eine Reihe von Reisebildern aus Italien d England, voll geistreicher Ansichten und Bemerkunn, die durch eine lebhafte und anmuthige Schreibart ch besonders gehoben sind. Der gegenwärtige Roman reinigt die beiden Richtungen des Verfassers, welche sher getrennt erschienen waren, sichre Auffassung der fsern Welt, Schilderung der Natur und der Lebensrhältnisse, und daneben Aufschliefsung der inneren Güthswelt, leidenschaftliches Wesen der Herzen, und rang und Hinweisung zum Religiösen. Seiner Dichng liegt unstreitig Wahrheit zum Grunde, wir möchn die einzelnen Bestandtheile, Bilder wie Gefühle, mmtlich aus dem Leben entlehnt glauben; nur die Ange, durch welche sich alles zu einem Ganzen reiht, t erfunden, und sehr glücklich erfunden. Der Verfasser hat ein ganz neues und überaus reiches Triebwerk angewandt, wie dasselbe noch in keinem Romane vorkommt. Der Held ist ein junger Mann, der sich auf den Wogen der Eitelkeit und des Genusses dahintragen läfst, die Gunst des Augenblickes wahrnimmt, und als eine solche auch den Besitz einer reichen Erbin betrachtet, die er ihres Vermögens wegen heirathen will, ungeachtet sie sehr häfslich ist. Er bekennt seine Zwecke und Meinungen, ist aber im Innern besser als diese, und er mufs sich in die Häfsliche, die er nur zu heirathen dachte, leidenschaftlich verlieben. Sie aber, die ihn schon liebte, als er sich und sie noch mifskannte, mufs ihn verachten, da man ihr seine Denkart enthüllt; und dieser Keim des Unheils entwickelt sich nun fort und fort, unter stets erneuertem Verkennen und Leiden, zu unwiderruflicher Trennung, zum völligen Untergange. Der Verfasser hat von beiden Motiven, der ächten Liebe, welche das Herz eines sich selbst herzlos glaubenden Mannes ergreift, und dem Mifstrauen eines Mädchens, die das Erwünschte in dem falschen Scheine nicht zu erkennen vermag, allen reichsten Vortheil gezogen, und ein grofses, tiefes, verhängnifsvolles inneres Leben an den Tag gestellt. Wo die äufsere Welt der Geselligkeit, ihre Bewegungen und Ränke eingreifen, finden wir die Schilderung oft allzu grell, die Personen zu sehr in Träger bestimmter Richtungen und Eigenheiten verwandelt, aber die einzelnen Zustände wahr und lebendig, die Bilder der Zeit und ihrer Verhältnisse in sprechenden Zügen vortrefflich ausgedrückt. Von besonderem Werthe ist das Gemählde der Normandie, des landschaftlichen Karakters dieser Provinz, und der Art und Sitten ihrer Einwohner. Der Verfasser, für das alte Frankreich gestimmt, verläugnet keineswegs die traurige Rolle, welche dieses in der unreinen Vertretung spielt, die sich demselben im Gemisch und Kampfe der Neuerungen aufgedrängt hat. Er verehrt das Königthum, aber den Hof, wie er sich gestaltet hat, giebt er preis; die katholische Religion ist ihm heilig, aber in dem falschen Treiben ihrer unredlichen Diener sieht er nicht das Priesterthum; ebensowenig will er die beschränkte Gemeinheit des Volks und die Aristokratie in ihrer Entartung vertheidigen. Mit grofser Geistesfreiheit sondert er die falschen und verdorbenen Formen von dem Wesen der Dinge, und hält sich an dies, indem er fallen läfst, was nicht bestehen kann. Er gewinnt auf diese Weise wirk-

lich ein höheres Positive, das über den Trümmern der Lebenswirren siegreich schwebt. Das Höchste dieses Positiven ist ihm die katholische Kirche, seine letzte Zuflucht und Tröstung der katholische Priester, dessen Auftreten und Wirken allein die Stürme der Welt zu beruhigen vermag. Zwar in dem Verlaufe des Romans selber hat dieses Element keine Stelle gefunden, die Geschichtserzählung führt alles dem Verderben zu, und ohne die Lehre und Warnung, welche der Verfasser als solcher eigends hinzugesellt, wäre der Ausgang einer der verzweiflungsvollsten. Auf diese Weise jedoch, indem der Autor gleichsam neben seiner Darstellung mitwandelt, und durch persönliche Meinung ergänzt, was er als Dichter unvollständig läfst, nimmt das Buch eine seltsame Gestalt; es ist weniger als ein Kunstwerk, und mehr; es ist ein Buch voll wahren Lebensgehaltes, indem es die Erfahrungen, Gefühlsweisen, Ansichten und Hoffnungen eines eigenthümlichen, reichbegabten, in der Fülle der Welt wie in den Tiefen der Seele heimischen Menschen darlegt. Wenn zuweilen die ordnende Kunst und die Mafsverhältnisse des Meisters vermifst werden, — wie dies besonders in dem allzu starken Gebrauche des Zufalls häufig eintritt, — so fehlen doch Talent und Anmuth nicht, und das Ganze durchblitzen unzählige feine Züge der schärfsten Beobachtung, die treffendsten Bemerkungen, die geistreichsten und gewichtigsten Betrachtungen. Selbst für die politische Beurtheilung des heutigen Frankreichs gewährt das Buch eine schätzenswerthe Ausbeute, und es ist wohlthuend, dieses Land nebst seinen Zuständen einmal aus dem Standpunkt einer eigenthümlichen Gemüthsart betrachtet zu sehen.

Hr. von Custine kennt Deutschland und seine Litteratur. An einer Stelle seines Buches werden die Wahlverwandtschaften von Goethe angeführt, jedoch mit einem Mifsverstande, der freilich auch in Deutschland noch oft genug vorkommt. Er meint nämlich, der Goethe'sche Roman lehre die Auflösung der Ehe und vernichte deren Heiligkeit. Dies ist allerdings der Stoff des Buches; aber nicht sein Inhalt. Wann wird man diese Verwechslung aufhören sehen? Wäre es richtig, wäre es erlaubt, den Inhalt lediglich nach dem Stoffe zu deuten, welches Verdammungsurtheil würde Hr. von Custine gegen se[in] eignes Buch auszusprechen haben! Wir sind weit e[nt]fernt, diesem solche Mifsdeutung zu geben, wie er [sie] den Wahlverwandtschaften giebt, über deren rein[en] und hohen Gehalt die Tagesmeinung irren kann, die späteren Leser aber sich mehr und mehr v[er]ständigen werden, und hiezu durch Weifse's und G[ö]schels eindringende Erörterungen schon trefflichst an[ge]leitet sind. —

Varnhagen von Ense.

CVI.

Due opuscoli archeologici di Niccolò Maggi[ore]. Palermo dalla tipographia del Giorn. letter[ario] 1834. 8. S. 44 *mit einer Kupfertafel.*

Eine Publication von einigem Interesse für die archit[ekto]nischen Alterthümer Siciliens. In dem ersten Aufsatze, Be[mer]kungen auf einer antiquarischen Reise von Palermo über G[ir]genti, Selinus und Segesta zurück, beschäftigt sich der V[f.] hauptsächlich mit dem Beweise, wie unsicher alle tradition[ellen] Benennungen der Agrigentinischen Tempel, mit Ausnahme [des] grofsen Juppiterstempel, sind: besonders zeigt er die Unrich[tig]keit der Benennungen *Tempel der Concordia* und *Juno Lucin[a]* vollkommen genügend. Ueber die nunmehr zu Ende gebrach[ten] Ausgrabungen im Theater von Segesta, von denen er inte[res]sante Kunde giebt, sehen wir das Genauere im Zusammenha[ng] in den *Antichità della Sicilia* vom *Duca Serradifalco* entg[egen]. Die nach der Versicherung des Hrn. Maggiore genauer als [frü]her copirte Inschrift in *Erice* macht immer noch grofse Anspr[üche] an den Scharfsinn eines Erklärers. Sie ist: *τημιτανφαιπ καικιλιου λευκιου υιου μετελλου πασιων λευκου σιουρι* . . . *τρυω χιλ·αρχησας*. Der zweite Aufsatz handelt von den sogena[nnten] Giganten in den Ruinen des Juppiterstempel zu Agrigent, [co]lossale Tragstatuen, wie es scheint, deren drei noch im spä[ten] Mittelalter standen und in das Stadtwappen von Agrigent [auf]genommen wurden. Herr Maggiore stellt gegen Cockerell [und] andere Restauratoren seine Ansicht auf, dafs sie in den Pfei[lern] der Cella nischenartig eingefügt waren, wogegen sich nichts [er]hebliches einwenden lassen wird, da es doch scheint, [dafs] Cockerell's Restauration als zu kühn beseitigt werden mufs.

C. G. Z.

№ 106.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

CVII.

Le Antichità della Sicilia esposte ed illustrate per Domenico Lo Faso Pietrasanta Duca di Serradifalco, socio di varie Accademie. Volume II. (le antichità di Selinunte.) Palermo presso Andrea Altieri, 1834. 108 *Seiten Text und Noten,* 35 *Kupfertafeln oder lithogr. Blätter. Fol. (Aus Leipzig durch die Brockhausische Buchandlung zu beziehen.)*

Die Antiquitäten eines so reichen und klassischen Landes, wie Sicilien ist, verlangen von Zeit zu Zeit neu bearbeitet zu werden, weil die Entdeckungen bei dem wiederbelebten und rastlos fortschreitenden Interesse der Untersuchung sich häufen, und der Fortschritt der Wissenschaft eine andere und andere Behandlung wünschenswerth macht. Der Vf. des vorliegenden Bandes will sie nach einem umfassenden Plan, mit Segesta beginnend, der alten Strafse an den Küsten herum über Selinus, Agrigent, Acrä, Syracus, Catana, Tauromenium, Tyndaris, bis Soluntum folgend, beschreiben. Er hat diesen Band, der die Beschreibung der Alterthümer von *Selinus* enthält, und der *zweite* mit Rücksicht auf den ganzen Plan heifst, zuerst ans Licht gestellt, weil er sobald als möglich seinen eignen trefflichen Fund von fünf Metopenreliefs den Freunden des Alterthums mittheilen wollte. Inzwischen sind auch die Ausgrabungen am und im Theater von Segesta beendigt worden, und der erste Band, der, zugleich mit der Beschreibung des alten Segesta, auch dasjenige Allgemeine, was die ganze Insel betrifft, als Einleitung zum grofsen Werke enthalten soll, wird unmittelbar dem vorliegenden Bande folgen. Wir dürfen dem Unternehmen den besten Fortgang versprechen. Der edle Verfasser, schon früher durch einige archäologische Abhandlungen bekannt, ist von dem rühmlichsten Eifer erfüllt, die Alterthümer seines Vaterlandes aufzuhellen; die Theilnahme seiner Landsleute unterstützt ihn dabei, die Litteratur des Auslands ist ihm nicht unbekannt, und nahmentlich sind wir durch seine Kenntnifs der neusten deutschen Litteratur dieses Faches überrascht worden. Es ist also zu wünschen, dafs auch diesseits der Alpen das kostbare Unternehmen von den Freunden der Kunst und des Alterthums begünstigt werde und ermuthigender Antheil sich ausspreche.

Der vorliegende Band zerfällt in drei Abtheilungen, indem zuerst von der Geschichte der Stadt, dann von den architektonischen Ueberresten derselben, und zuletzt von den Skulpturen, die erst im letzten Decennium aufgefunden sind, gehandelt wird. In den Noten zu jedem dieser drei Theile werden die Citate und weiteren gelehrten Beweise beigebracht.

Die *Geschichte* der Stadt *Selinus* ist in vollkommen genügender Ausführlichkeit vorgetragen worden. Das Resultat ist dies, dafs Selinus von seiner Stiftung 628 vor Chr. bis zu seiner ersten Zerstörung durch die Karthager im Jahre 409 als die mächtigste Stadt im westlichen Theil der Insel blühte. Durch Gränzstreitigkeiten mit dem benachbarten Segesta veranlafste es erstlich die Feldzüge der Athener nach Sicilien, dann die Ausbreitung der Karthagischen Macht auf der Insel und seine eigne Zerstörung. Aber nach derselben erstand es von neuem durch exilirte Syrakusaner, wahrscheinlich in dem engeren Umkreise der jetzt sogenannten Akropolis, auf dem westlichen der beiden mit Ruinen bedeckten Hügel. Auch diese Stadt wurde nochmahls von den Karthagern im ersten Römischen Kriege um 250, als sie sich auf die Behauptung der westlichsten Vorgebirge der Insel beschränkten, aus militärischen Rücksichten zerstört, die Einwohner nach Lilybäum verpflanzt. Einen Wiederaufbau der Stadt und eine dritte Zerstörung durch die Saracenen im Mittelalter stellt der Hr. Duca wegen Mangels an genügenden Beweisen in

Abrede — anders als unser gelehrte Mitarbeiter, Hr. Reinganum, der in seinem Buche *Selinus und ihr Gebiet* (Leipzig 1827. 8.) dem ältesten der Sicilischen gelehrten Antiquare, dem Fazellus, folgend den endlichen Untergang der Stadt in das Jahr 827 nach Chr. setzt. Diese Schrift des Deutschen Gelehrten scheint unser Sicilische Verf. nicht aus eigner Ansicht zu kennen; er citirt zwar einmahl etwas undeutlich wahrscheinlich eine Recension derselben „V. anche Göttling in Reinganum Ueber Selinus, Hermes p. 243," in Betreff des Stiftungsjahres der Stadt, die Abhandlung selbst aber nirgends. Sie würde ihm sonst noch einige Beiträge zu seinem Zweck geliefert haben und verdiente jeden Falls berücksichtigt zu werden. Der Hr. Duca ist darin vollständiger, dafs er unter den litterarisch berühmten Selinuntiern auch des alten Dichters Aristoxenus gedenkt, den Hr. Reinganum anzuführen vergessen hat; s. Hephaestion p. 45 edit. Lond. aus welcher Stelle hervorgeht, dafs Aristoxenus älter als Epicharmus gewesen und das anapästische Metrum geübt hat. Aber wiederum übergeht der Hr. Duca die Münzen von Selinus, wohl mit Unrecht, da aus denselben interessante Belege über die Verehrung des Flusses Hypsas und das städtische Wahrzeichen den *Eppich* zu entnehmen sind. Der S. 4 erwähnte Rhodier *Pentalo* ist richtiger *Pentatlo* (Pentathlus), und war Bundesgenofs der Selinuntier, nicht der Segestaner, so dafs es auf derselben Seite nicht *pei primi* heifsen mufs, sondern *pei secondi.* Ferner sind p. 8 nicht *seicento condotti nell' interno dell' Africa,* sondern *cinque mila,* wie Diodor 13, 57 entschieden sagt. Der Hr. Verf. liefs sich doch nicht etwa durch das Zahlzeichen der Lat. Uebersetzung ꟾƆƆ täuschen? Eine treffliche Zugabe zur Abhandlung ist die genaue Karte der Gegend mit Angabe der zerstreuten Ruinen.

Diese Tempelüberreste werden in der zweiten Abtheilung des Werkes behandelt und nach sicheren Grundlagen restaurirt. Es sind im Ganzen sieben in zwei Gruppen. Die eine westliche Gruppe innerhalb der sogenannten Akropolis besteht aus 4, die andere weiter östlich gelegene aus 3 Tempelruinen. Zu der letztern gehört der kolossale Hypäthros, der nach dem Zeustempel in Agrigent der gröfste aller antiken Tempelruinen überhaupt ist. Ja er weicht diesem nur in der Breite und im Diameter der Säulen, sonst ist er etwas länger, indem er 425 Palmen, jener nur 417 mifst. Aber die Breite macht den Unterschied bedeutend, indem der Agrigentische Tempel 203, der Selinuntische 192 Palme[n] Breite hat. Er hat der ganzen Gruppe mit Recht d[en] heutigen Nahmen *Riesenpfeiler* gegeben. Auf der dri[t]ten Tafel werden die Grundrisse aller sieben Temp[el] nach gleichem Maafsstabe zusammengestellt; Grundr[isse] Aufrifs und die merkwürdigsten Architecturstücke d[er] einzelnen Tempel sind auf den folgenden Platten ge[ge]ben; die Maafse der Theile sind genau verzeichnet n[ach] Sicilianischen Palmen, die sich zum Französischen F[ufs] wie 1 zu 1,26 verhalten. Alle Selinuntischen Tem[pel] gehören mit Ausnahme einer kleinen Capelle auf d[er] Akropolis zur Gattung peripteros; der kolossale Hyp[ä]thros hat aufser der Vorzelle noch eine Säulenhalle u[nd] zeichnet sich durch die Angemessenheit seiner Verhä[lt]nisse ungemein aus: 8 Säulen in Front, 17 auf den S[ei]ten, Vorhalle von 4 Säulen in Front und 2 in der Ti[efe]. Der feste Kalkstein der Gebäude brach eine gute d[eut]sche Meile nordwestlich von Selinus in Steinbrüch[en] die ganz zu Tage liegen und gleichsam eben erst v[er]lassen worden sind. Es ist bekannt, dafs nur etwa [...] Säulen im Ganzen noch stehen, und dafs die meisten [in] einer solchen Regelmäfsigkeit niedergeworfen lieg[en] dafs man daraus auf eine Zerstörung durch ein Erd[be]ben geschlossen hat. Wahrscheinlich ist dies aber [...] eine Folge der planmäfsigen Räumung der Stadt d[urch] die Karthager und der Auswanderung ihrer Einwoh[ner] die keinen Nachfolgern Ansiedelung auf ihrem heim[at]lichen Boden gestatten wollten. Der Graus der V[er]wirrung und der Sieg der Zwietracht über die friedli[che] Kunst der Alten, der auf jeden Reisenden heutiges T[a]ges einen tiefen melancholischen Eindruck macht, t[ritt] auf der ersten lithographirten Tafel hervor, die ein[en] mahlerischen Prospect von dem Hügel der Akrop[olis] auf das Feld der Ruinen giebt.

Ein besonderes Interesse gewähren diese architect[o]nischen Ueberreste noch durch einen lange verkannt[en] oder nicht hinlänglich beachteten Umstand. Mehre[re] von diesen Tempeln geben deutliches Zeugnifs von d[er] bei den Alten häufig geübten Kunst des farbigen An[]strichs der Gebäude, dergestalt, dafs nicht etwa bl[o]fs das ganze Gebäude einen gleichförmigen Anstrich d[es] aufgetragenen Stucks erhielt, sondern dafs die archi[]tektonischen Linien und Ornamente durch abwechselnde Farben, weifs, schwarz (oder aschgrau), blau, grün, gelb und roth hervorgehoben wurden. Nach Tafel VII (über den kleinen Tempel B auf der Akropolis) ist die Grund-

rbe des Gebäudes und der Säulen blafsgelb, das Band s Architravs und die Leisten des Hauptgesimses sind th. die Triglyphen und die Riemchen unter ihnen blau, Kanäle schwarz, die Tropfen weifs u. s. f. Aehnh die architektonischen Ornamente an den Tempeln und F aufserhalb der Akropolis auf den Tafeln XVII d XX. Auch die Metopen des Tempels C auf der ropolis haben einen farbigen (rothen) Grund, und die ulpturen in denselben sind durch farbigen Anstrich zelner Theile gehoben. Man denke sich den festlich teren Anblick eines so geschmückten Bauwerks: wir chten nicht, dafs die grofsartige Schönheit der Architur darunter litt, wenn der Anstrich nur den Zweck te die architektonischen Glieder abzusondern. Der rf. stellt darüber S. 26 flgd. interessante Thatsachen ammen, aus denen er die *Allgemeinheit* des Gebrauchs folgert, den man bisher aus Vorurtheil entweder ganz verkannt und gemifsbilligt oder nur wenig achtet habe. Er leitet ihn aus Aegypten, als dem terlande der höheren Baukunst, ab. Nur deshalb, t er, sprechen die Alten nicht davon, weil er ganz wöhnlich gewesen. Die Sache selbst leidet keinen eifel, und ist in neuster Zeit von vielen Seiten her geregt worden, besonders von *Hittorf* in seinem mére sur l'architecture polychrome, welches unser Verf. nt, und von *Semper* in den Bemerkungen über belte Architectur und Plastik bei den Alten, welche rift dem Hrn. Duca noch nicht bekannt sein konnte *). ch in Rom hat man an der Trajanssäule neuerdings en nach der Verschiedenheit der abgebildeten Gegenände wechselnden Farbenüberzug entdecken wollen. n dürfte aber leicht, so wie früher in der Abneigung gen allen farbigen Schmuck in der Architectur und ulptur, so vielleicht bald auch in der Empfehlung wiet zu weit gehen. In Reliefs scheint man nur die hlechtigkeit des Steines durch farbigen Anstrich bekt oder verbessert zu haben, während der Marmor gefärbt gelassen wurde, und bei architektonischen erken wird die Sitte nach Ort und Zeit sehr gewechselt haben. Von Vielfarbigkeit der Façade Römischer Bauwerke vernimmt man durchaus nichts, und die nicht seltene Erwähnung von einfachem Abweifsen (albare, dealbare) der öffentlichen Gebäude in Rom (z. B. Cic. in Verr. I, 55) möchte auch dagegen zeugen. Doch verdient die Sache alle Beachtung praktischer Architecten, weshalb wir ihnen die Ansicht der Tafel VII sehr empfehlen; denn so viel ist gewifs, dafs der gebildete Kunstsinn der Alten an verschwärzten und unkenntlichen Ornamenten keinen Gefallen fand, sondern entweder durch bunte Färbung oder häufiges Abweifsen dem Auge zu Hülfe kam.

(Der Beschlufs folgt.)

*) Bei dem Abdruck dieser Anzeige geht Ref. auch eine Abhandlung von Dr. Franz *Kugler* über die Polychromie der Griechischen Architektur und Skulptur und ihre Gränzen, Berlin 1835, zu. Diese Gränzen sind in der Architectur keine andern, als wie sie an den Selinuntischen Bauwerken erscheinen, aber in den wenigsten Fällen scheint die bunte Färbung so weit geführt zu sein.

CVIII.

Catalogue of Manuscripts in the British Museum. New Series. Vol. I. (Part I. The Arundel Manuscripts.) Printed by order of the Trustees (London) 1831. VIII. 168 S. Fol. Mit acht Kupfertafeln, welche Schriftproben und Nachbildungen von Gemälden verschiedener Handschriften darstellen.

So wie schon früher von verschiedenen Sammlungen, welche nach und nach mit der reichen Bibliothek des British Museum zu London vereinigt worden sind, Verzeichnisse durch den Druck in glänzender Ausstattung bekannt gemacht worden sind (von den Cottonian Manuscripts im Jahre 1802 in Einem Foliobande, von den Harleian Manuscripts in den Jahren 1808 bis 1812 in vier Folianten, von den Landsdown Manuscripts im Jahre 1819 in Einem Foliobande): so eröffnet der vorliegende schöne Band, wovon die hiesige Königliche Bibliothek ein Exemplar mit colorirten Kupfertafeln der Freigebigkeit des Königl. Preufs. Gesandten zu London, Hrn. Freih. v. Bülow, als Geschenk verdankt, eine neue Reihe solcher höchst dankenswerther Verzeichnisse.

Der Verfasser dieses Verzeichnisses der Arundelschen Handschriften, Herr J. Forshall, einer der Trustees des Britischen Museums und als ein ausgezeichneter Gelehrter im Fache der Aramäischen Sprachen bekannt, theilt in der Vorrede die Geschichte der von ihm beschriebenen Sammlung mit; und wir heben aus dieser Vorrede die nachfolgenden Notizen aus. Die Arundelsche Sammlung verdankte ihre Entstehung dem Thomas Earl von Arundel, Enkel des bekannten im Jahre 1572 wegen seines Einverständnisses mit Maria Stuart verurtheilten und hingerichteten Herzogs Thomas von Norfolk (s. Fr. v. Raumer Gesch. Europa's seit dem Ende des 15 Jahrh. Th. II. S. 527—529). Thomas Earl von Arundel (geb. 1592, gest. zu Padua 1636), obgleich die Theilnahme seiner Vorfahren an mifslungenen politischen Umtrieben eine beträchtliche Verminderung des Vermögens und Einflusses seiner Familie zur Folge gehabt hatte, verwandte gleichwohl bedeutende Summen auf die Unterstützung von Gelehrten und Künstlern und sammelte mit leidenschaftlichem Eifer Merkwürdigkeiten für Kunst und Wissenschaft; Camden und Selden waren seine vertrauten Freunde, der berühmte

Kupferstecher Wenceslaus Hollar wurde durch ihn aus Prag nach London gezogen, und für die Sammlung des Daniel Nice von Münzen, geschnittenen Steinen und andern Merkwürdigkeiten bezahlte er mit Einem Male 10,000 Pfund Sterling. In seiner Sammlung befand sich die berühmte, von seinem Enkel Heinrich Howard, Herzog von Norfolk, der Universität Oxford geschenkte Parische Chronik, deren Wichtigkeit für die ältere griechische Geschichte und Chronologie von Böckh im zweiten Bande des *Corpus inscriptionum graecarum* in einer höchst lehrreichen Weise von Neuem geltend gemacht worden ist. Als die Sammlungen des Grafen Arundel nach dessen Tode zerstreut wurden, so kamen durch Schenkung des eben gedachten Herzogs Heinrich von Norfolk im Jahre 1681 die gedruckten Bücher des Grafen in den Besitz der Royal Society, und die Handschriften desselben wurden zwischen dieser gelehrten Gesellschaft und der in den Fächern der Heraldik so wie der Geschichte und Alterthümer von Grofsbritanien sehr beträchtlichen, Bibliothek des *College of Arms* getheilt. Von dieser beträchtlichen ehemaligen Arundelschen Bibliothek gingen die Handschriften, welche der Royal Society zugefallen waren, im Jahre 1831 vermöge einer Vereinbarung zwischen jener Gesellschaft und den Trustees des Britischen Museums an das letztere über, mit Ausnahme eines Chartulariums über verschiedene Grundbesitzungen der Familie Howard, welches die Royal Society an den jetzigen Herzog von Norfolk zurückgab, und der Handschriften in der Hebräischen und andern Morgenländischen Sprachen, die noch gegenwärtig im Lokale der Royal Society in Sommerset-House aufbewahrt werden.

Die Zahl der nunmehr in der Bibliothek des Britischen Museums befindlichen Arundelschen und in dem vorliegenden Kataloge verzeichneten Handschriften beträgt 550, welche der Graf Thomas von Arundel zum gröfsern Theil auf seinen Reisen vorzüglich in den Niederlanden und Italien gesammelt zu haben scheint. Mehrere jener Handschriften befanden sich ehemals in deutschen Büchersammlungen, zehn derselben wanderten aus der Bibliothek des Carthäuser Klosters zu Mainz nach England, eine noch beträchtlichere Zahl war ehemals das Besitzthum des Nürnberger Patriciers Johann Pirckheymer, des Urenkels von dem als Numismatiker und lateinischen Dichter berühmten Bilibald Pirckheymer, und auch das Marienkloster zu Eberbach hat einen Codex (No. 490) beigesteuert. Die Arundelsche Sammlung ist nicht reich an alten Manuscripten classischer Schriftsteller; denn wir können für die römische Litteratur nur *Plinii historia naturalis* und den paläographisch sehr merkwürdigen Sallust, beide aus dem zwölften Jahrhunderte, von welchen auch schöne Facsimile's mitgetheilt werden, und den Codex von *Isidori Origines* aus dem zehnten Jahrhunderte, von welchem ebenfalls ein Facsimile gegeben worden ist, als wichtig bezeichnen; und unter den wenigen griechischen Handschriften verdienen nur genannt zu werden die *Codices* des Thucydides und des Hephaestion, beide auf Papier aus dem funfzehnten Jahrhunderte, und in paläographischer Beziehung die Handschriften der Homilien des Basilius und des Johannes Chrysostomus, deren erstere in das zehnte Jahrhundert, die andere in das eilfte Jahrhundert von Herrn Forshall gesetzt werden. Wir erwähnen jedoch aus den griechischen Handschriften noch der Chronik von Cypern aus den Jahren 1456 bis 1474 (No. 518.), welche für die Geschichte von Cypern in dieser Zeit nicht unwichtig zu sein scheint; auch der unter No. 516 angeführte Codex der Novellen mag der Berücksichtigung werth sein. Dagegen ist die Arundelsche Sammlung sehr reich an wichtigen Handschriften für die Geschichte und die Sprachen der drei vereinigten britischen Reiche, unter welchen wir einen Pergamentcodex aus dem vierzehnten Jahrhundert im Dialekte der Grafschaft Kent, den Bestiarius in englischen Versen aus dem dreizehnten Jahrhunderte, den lateinischen Psalter mit Angelsachsischen Interlinearglossen aus dem eilften Jahrhundert, die Pergamenthandschrift der dem Johann Wickliffe zugeschriebenen englischen Bibelübersetzung aus dem funfzehnten Jahrhunderte, den Codex in irischer Sprache medicinischen und philosophischen Inhalts aus verschiedenen Zeiten vom dreizehnten bis funfzehnten Jahrhunderte No. 333, so wie die Handschrift No. 285, welche Gedichte und prosaische Aufsätze in schottischer Sprache aus dem sechszehnten Jahrhunderte enthält, auszeichnen. Auch eine schöne und mit Gemälden gezierte, aber leider! verstümmelte Handschrift der Chronik des Johann Froissart, welche auf mehreren Randgemälden die Straufsfedern und den Wahlspruch des Prinzen Arthur von Wales, des ältern Bruders von König Heinrich VIII.: „Ich dien" elle" darstellt und wahrscheinlich für diesen Fürsten geschrieben wurde, findet sich in dieser Sammlung. Unter den Handschriften für die deutsche Geschichte empfehlen wir denen, welche mit der Geschichte des Kaisers Sigismund sich beschäftigen wollen, den Codex No. 6, so wie auch die Handschriften der Chronik des Otto von Freysingen aus dem funfzehnten, der Chronik des Regino aus dem zehnten Jahrhunderte, und der gleichzeitigen Chronik von Trier bis zum Jahre 1131 genannt zu werden verdienen; ein deutscher Bibliothekar würde übrigens bei dem Codex No. 371 nicht auf die Angabe beschränkt haben: *Nomina rectorum civitatis cujusdam in Germania*, da es wahrscheinlich leicht sein wird, die *civitatem quandam* zu ermitteln. Endlich erwähnen wir noch der Handschrift No. 2[illegible], welche mehrere sehr merkwürdige Aufsätze von Leonardo da Vinci's eigner Hand mittheilt, unter andern nach der Bezeichnung des Herrn Forshall *Payments made for colours* und *Directions for an equestrian portrait of Mess. Antonio Gri[maldi]*, und der für die Geschichte der Musik nicht unwichtigen Handschrift No. 248 aus dem vierzehnten Jahrhunderte, in welcher sich mehrere mit Melodie versehenen lateinische und englische geistliche Lieder finden; so wie in palaeographischer Beziehung des medicinischen Codex No. 166 aus dem neunten Jahrhunderte und einer der ältesten bekannten Handschriften auf Lumpenpapier No. 266, welche eine lateinische Uebersetzung der *Phaenomena* des Aratus enthält.

Die Angaben des Herrn Forshall von dem Inhalte der verzeichneten Handschriften sind sehr kurz gefafst, und geben von weniger bekannten Werken die Anfänge; weitere Mittheilungen finden sich nur selten. Vorzüglich dankenswerth sind aber die S. 12 mitgetheilten Sprachproben aus dem vorerwähnten, in dem Dialecte der Grafschaft Kent geschriebenen Codex. Dagegen vermifst man ungern bei vielen weniger bekannten Artikeln die Angabe, wann und wo sie bereits gedruckt worden.

Die Facsimile's der Schriftarten und Gemälde aus drei für die Palaeographie und Kunstgeschichte, merkwürdigen Handschriften der Arundelschen Sammlung zeichnen sich durch sehr saubere Ausführung aus und scheinen auch des Verdienstes der Treue nicht zu ermangeln; wir bedauern nur, dafs Hr. Forshall sich bei den Facsimile's der Schriftarten überall auf wenige Zeilen beschränkt hat, dafs sich dadurch kein ganz sicheres Urtheil über das Alter der Handschriften gewinnen läfst; indefs sind uns doch die Angaben des Hrn. Forshall über das Alter der *Codices* 166, 213 und 386 nach den daraus mitgetheilten Facsimile's zweifelhaft geworden.

Möchten die Trustees des Britischen Museums diesem schönen Bande bald ähnliche verdienstliche Mittheilungen folgen lassen!

Wilken.

№ 107.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

ntichità della Sicilia esposte ed illustrate per omenico **Lo Faso Pietrasanta Duca di erradifalco.**

(Schlufs.)

Die dritte Abtheilung beschäftigt sich mit den Skulp-erresten der Tempel, so viele bis jetzt mehr oder ger beschädigt aus den Trümmern hervorgezogen Es sind jetzt 10 Metopenreliefs entdeckt, 5 wur-im Jahre 1823 von den Englischen Architekten s und Angell gefunden und von dem letztern in Werke Sculptured Metopes discovered amongst the of the ancient city of Selinus London 1827 zuerst nt gemacht. (S. unsers Hirt Recension in den üchern für wissensch. Kritik Jahrg. 1830 nr. 22.). andere viel besser erhaltene hat der Duca di Ser-lco selbst aus den Trümmern hervorgezogen. Sie n jetzt hier sämmtlich in lithographirten Abbildun-usammengestellt, beschrieben und erklärt. Von inf erstern gehören 3 zu dem mittlern Tempel auf urg, dessen 10 Metopen in der Front mit Reliefs emselben feinen Kalkstein des Gebäudes ausgesetzt ; die Englischen Architekten waren aber nur im s drei der mittelsten mit gehöriger Sicherheit aus nzelnen Bruckstücken wieder zusammenzusetzen. Ir. Verf. leitet die Beschreibung derselben mit ei-chtigen und gelehrten Abhandlung über die Ent-ng der Griechischen Kunst aus der Aegyptischen r zeigt wie lange der Aegyptische Stil noch in henland bestand, und wie erst allmälig die Fes-er hieratischen Einförmigkeit abgestreift wurden e Nachahmung der schönen Natur in zahlreiche-thletenbildern und Weihgeschenken die Oberhand n. In diesen 3 Reliefs zeigt sich schon Natur-eit, aber noch beherrscht von dem Gesetz des dä-en und hieratischen Stils. Der Inhalt der Dar-g kann nach den darüber geführten Verhandlun-gen (s. Böttiger's Amalthea, Band III. S. 307 flgd.) nicht mehr zweifelhaft sein. Auf der von der Mitte am meisten entfernten Metope ist Herakles, der die beiden gebundenen Kerkopen, die Köpfe nach unten, auf einem Tragebalken forträgt; auf der nächsten Perseus, der der monströsen Gorgone den Kopf abschneidet, neben ihm Athene; auf der mittelsten eine Quadrige mit zwei zur Seite stehenden weiblichen Gebilden und einer sehr beschädigten Figur auf dem Wagen. Der Hr. Duca erklärt sich für Pelops Wagenkampf und bringt zur Unterstützung seiner Ansicht die Abbildung eines ähnlichen Reliefs bei; aber die Sache bleibt zweifelhaft, und Ref. sieht nicht ein, warum es nicht vielmehr das Viergespann der Athene selbst sein sollte.

Die zwei folgenden Reliefs von dem mittelsten der Tempel aufserhalb der Burg sind nur in ihrer unteren Hälfte erhalten. Sie stellen den Sieg einer weiblichen Figur über einen zu Boden liegenden männlichen Krieger dar. Der Hr. Herzog glaubt, den Sieg der Athene über den Giganten Pallas, und den der Artemis über den Giganten Gration, indem er ausführt, dafs die Giganten bisweilen auch ohne Schlangenfüfse dargestellt seien. Der Stil dieser beiden Reliefs nähert sich schon dem Vollendeten: der Verf. bemerkt die unzweifelhafte Aehnlichkeit mit dem Stil der Aeginetischen Bildwerke.

Einen noch höheren Grad von Vollendung in leichter und mannigfaltiger Bewegung und Genauigkeit der Ausführung zeigen aber die von dem Herzog selbst im Jahre 1831 entdeckten Reliefs der Metopen am südlichsten der drei Tempel aufserhalb der Burg (E), die auf Tafel 30—34 dieses Werks treu abgebildet sind. Es ist der Beachtung werth, dafs diese Ornamente die Metopen der Vor- und Hinterzelle dieses Tempels schmückten, während die Metopen am Porticus desselben ohne Skulpturen waren. Köpfe und äufserste Gliedmaafsen sind meist von weifsem Griechischen Marmor eingesetzt, das Uebrige aus dem feinen weifslichen Kalkstein gear-

beitet, der in der Nähe der Stadt gebrochen wird. Daraus geht hervor, dafs mit Ausnahme des Marmors das Uebrige einen Farbenanstrich gehabt hat, von welchem aber der Herausgeber wohl keine sichtbaren Reste mehr gefunden haben mufs, weil er nicht davon spricht. Das erste dieser Reliefs stellt Apollo vor, der die Daphne verfolgt, ist aber sehr beschädigt. Das zweite Minerva, woran nicht zu zweifeln ist, in Begriff einen männlichen Krieger zu tödten: er sinkt schon; Minerva dringt auf ihn ein. Der Hr. Herzog hält ihn für den Giganten Pallas, wogegen nichts Erhebliches zu erinnern. Die dritte Darstellung ist Actaeon von Hunden zerfleischt, sehr ausdrucksvoll. Diana, sonst nicht eben charakteristisch gebildet, steht dabei. Das vierte Relief enthält eine weibliche Figur, die den Schleier mit beiden Händen von ihrem Gesichte weghebt, eine sitzende männliche bis auf die Hüften entblöfst, hält sie bei dem linken Arme fest. Der Hr. Herzog erklärt, es sei *Semele*, welche Juppitern an die Erfüllung seiner Zusage ihr in seiner göttlichen Gestalt zu erscheinen, mahne. Er zweifelt aber selbst an der Richtigkeit seiner Erklärung. Auch Ref. meint anders. Juppiter ist nicht zu verkennen: er blickt verlangend. Die Göttin vor ihm ist die eheliche Juno, an ihrem Diadem und dem Schleier kenntlich, eine würdig gehaltene göttliche *συνουσία* von schöner Arbeit *). Die fünfte Gruppe ist Herkules in jugendlicher Gestaltung, mit der Linken einen Gegner am Helme fassend, mit der Rechten ausholend, um ihm den letzten Schlag beizubringen. Nach der Zeichnung könnte man noch zweifeln, ob dieser Gegner die Amazonenkönigin Hippolyte wäre; man könnte an einen der Minyeischen Krieger denken, von deren Bedrückung Herkules, seine

*) Es kommt uns rechtzeitig ein kleiner Aufsatz über die Selinuntischen und Olympischen Metopen von unserm verehrten *Hirt* zu, der in diesen Tagen am Geburtsfeste der ewigen Roma gelesen wurde. Er äufsert sich darin über diese Gruppe folgendermafsen: „Es liefse sich hier an die eifersüchtige Juno denken, die sich dem Juppiter entzogen hatte, bis der Gott die List erdachte, dafs er wirklich mit einer Geliebten umherzöge. Worüber Juno, um sich hiervon zu überzeugen, eilend herbeikam. Aber da sie anstatt einer Geliebten nur eine hölzerne Figur fand, söhnte sie sich mit dem Gemahl, der sie am Arme festhält, sobald wieder aus. (Paus. IX, 3.) Indessen hat die Erklärung des Herausgebers auch nichts gegen sich, dafs es Juppiter sei, der der Semele auf ihren Wunsch in der Glorie des Gottes erscheine."

erste Waffenthat, Theben befreite. Aber dafs es e weibliche Figur sei wird durch eine andere Bemerk entschieden, dafs Kopf, Hände und Füfse von weif Marmor sind, und dafs dies auf diesen Reliefs durch allein bei den weiblichen Gestalten der Fall ist. I mit ist die Bemerkung zu verbinden, dafs auch auf senbildern häufig Frauenzimmer durch die weifse F bei Kopf, Händen und Füfsen unterschieden wer (Vergl. Hrn. *Maggiore's* kleine Abhandlung Festa ziale nel depinto di un antico vaso plastico, Pal 1832, p. 6 sq.).

Wir haben, wie der edle Verf. zuletzt ausführ diesen Skulpturen verglichen mit denen an den At schen Bauwerken, die deutlichsten Belege von Gange, den die Griechische Kunst bis zu ihrer vo deten Ausbildung genommen hat *). Auch in der A tektur ist bei grofser Aehnlichkeit der Anlage im zen der Fortschritt von dem ältesten Tempel auf Akropolis (demselben, dessen Metope den Herkules lampyges mit den Kerkopen vorstellt) bis zu dem lossalen Hypäthros auf dem östlichen Tempelhügel zu verkennen. Dieser scheint sogar noch nicht vollendet gewesen zu sein, als Selinus nach sch immer steigender Blüthe in die Gewalt der feindse

*) Es sei uns erlaubt aus dem angezogenen Aufsatze von noch eine Stelle über diese Kunstmonumente mitzuth „Die Kunst stellt sich in den sieben (zuletzt erwäh Metopen schon in einer Vollkommenheit dar, dafs si ohne Bedenken mit den Werken aus den Zeiten des und Pericles vergleichen läfst. Die Composition de schiedenen Gruppen, die Verhältnisse der Figuren, die raktere, die Zeichnung des Nackten und der Gewände so gut verstanden und gemacht, dafs man keinen An nehmen kann, sie den Reliefarbeiten am Theseustempe am Parthenon gleichzusetzen, und dafs sie die Arbeit Metopen in Olympia insofern übertreffen, dafs letzter gen der gröfseren Entfernung vom Auge und der Hö rer Stellung weniger ausgearbeitet sind. Dabei dürfe nicht unbemerkt lassen, dafs man in dem Stil der Se tischen Reliefs noch Einiges wahrnimmt, was an die fr Epoche erinnert, wie die Haarbildung des Actäon u Juppiter, und die gesuchte Fältelung der weiblichen G der, welche übrigens aufs Zierlichste und mit einer g sen Grofsartigkeit bewegt und ausgeführt sind, wie di nerva und die Semele (Juno), auch die Amazone da Solche Werke bezeichnen die Uebergangsperiode von Conventionellen zum Naturgemäfsen und Charakteristi in dem Zeitalter des Phidias und seiner Zeitgenosse Beginn der achtziger Olympiaden."

arthager fiel. Wir sind dem Hrn. Herzog für die rgfältige Zusammenstellung und die gelehrte Beschreiung der Architektur- und Sculpturüberreste der Stadt ne vorzügliche Anerkennung schuldig und wünschen, ſs er fortfahren möge die Alterthümer seines schönen aterlandes zu erläutern, für dessen Ehre er glüht, cui nto amore di patria teneramente ci stringe, sagt er ite 54.

C. G. Zumpt.

CIX.

W. Hufeland neue Auswahl kleiner medizinischer Schriften. Erster Band. Berlin 1834. Mit Rücksicht auf die früheren Bände: Kleine med. Schriften. Bd. 1—4. Berlin 1825—28.

Es ist eine besondere Auszeichnung in dem wissenschaftlichen Geiste Hufeland's, daſs in seinen Erzeugnissen immer die Kern- und Lebensfragen der Wissenschaft hervorgehoben und sogleich der Nektar s den Blumen der Wissenschaft darin verarbeitet ist. ie wichtigste dieser Lebensfragen jetzt von Neuem zu sprechen, möchte um so zeitgemäſser sein, als eine rwaltende Richtung zu rein sinnlicher Anschauung und rstellung in der Medizin die Aufmerksamkeit von eselben abgewendet oder sie überschüttet, und auf ne Weise erschwert hat, mit der Wissenschaft über e Sphäre des Ameisenlebens hinauszukommen. Es t hier die Frage von der Erregbarkeit des organischen bens gemeint. Wir nehmen daher Veranlassung aus m reichen Inhalte der kleinen med. Schriften Hufed's vorzüglich diejenigen Abhandlungen zur näheren heilnahme wieder vorzuführen, in denen jene Frage handelt wird, um so mehr als diese den Kern bilden, n welchen die wissenschaftlichen Leistungen des Hrn. rfs. krystallisirt sind. Um diese Frage drehten sich cht nur die Lehren des Brownianismus, sondern aus r ist ebenso das Princip der Homöopathie und der ehre von den gastrischen Entzündungen hervorgegann und eben weil sie der gemeinsame Quell so einſsreicher Systeme hat werden können, wird man imer wieder auf diese Fragen hingewiesen. Das Verltniſs Hufeland's zur Erregungstheorie gehört zu den rchtbarsten Theilen seines wissenschaftlichen Lebens, ber dieses Verhältniſs ist nicht ohne bedeutende kritische Bewegungen befestigt worden, mit deren Aufhören die Theorie der Medizin in Deutschland beinahe verdrängt worden wäre. Ihre wesentlichen Fortschritte sind durch die Verhandlungen über jene Streitfragen erzeugt worden, und wer dieses erkennt, wird sich über die nach ihrer Beendigung eingetretene Ruhe mit denen, welche ihre gemächliche Eintracht über den Gang der Wissenschaft stellen möchten, nicht wie über ein höchstes Gut freuen, denn mit dieser Ruhe schreitet die Seele der Wissenschaft zu Grabe. Die Fortschritte dieser werden durch die aus ihr selbst sich entwickelnden Gegensätze geboren, und der Streit derjenigen, welche diese vertheidigen oder bekämpfen, ist die bewegende Seele des Wachsthums unserer Erkenntniſs und zugleich der bloſse Ausdruck der in der Sache selbst liegenden Widersprüche, welche sich zu einem höheren Ganzen zu vereinigen streben. Darum ist wohl nie etwas Groſses wie überall, so auch in unserer Wissenschaft vollbracht worden, ohne daſs die Urheber davon ihre Principien mühsam hätten erkämpfen müssen. Auch ist es immer der Mühe werth an der Lebhaftigkeit solcher wissenschaftlichen Erörterungen Theil zu nehmen, wenn sie nur mit Ernst die Sache fördern und die Persönlichkeit dabei in den Hintergrund tritt, denn diese macht eigentlich nur das Wesen der Partheilichkeit aus, die man von dem sachlichen Gegensatz wohl zu unterscheiden hat. In diesem Betracht sind diejenigen tadelnswerth, welche, wie sie sagen, unpartheiisch an keinem Gegensatz Theil nehmen wollen, denn sie entfremden sich den Sachen, wenn sie auch ihre Persönlichkeit dabei zeitlich erhalten. Gröſser wird aber das Verdienst um die Fortschritte der Wissenschaft, wenn jemand einen von der Zeit geforderten und erschaffenen wissenschaftlichen Gegensatz nicht bloſs gegen den anderen mit Haltung und Ausdauer vertheidigt, sondern ihn in sich weiter ausbildet und zu einem organischen Ganzen gestaltet, in welchem zugleich die nothwendigen Widersprüche aufgelöst sind. In diesem Fall befand sich der Patriarch unserer heutigen Wissenschaft, Hr. Staatsrath Hufeland, indem er sich die Aufgabe machte in Deutschland den Begriff der Lebenserregung gegenüber dem Chemismus und Mechanismus einzuführen. Da diese Zeit einen Wendepunkt in der wissenschaftlichen Gestaltung der neueren Medizin bildet, dessen Wirkungen vielleicht erst späterhin in ihrer ganzen Bedeutung zur Erkenntniſs kommen, so muſs uns daran gelegen

sein dem deutschen Geist und Fleifs eine Arbeit zu vindiziren, deren ganzen Ursprung man wohl mit Unrecht dem John Brown zuzurechnen pflegt, während vielleicht die einseitige und unvollkommene Auffassung der Erregungstheorie durch J. Brown vorzugsweise Schuld daran ist, dafs man wegen der vielen darin enthaltenen Irrthümer häufig die ganze Theorie für irrthümlich falsch gehalten, und so als etwas Widerlegtes der Vergessenheit zu überliefern sich bemüht hat. Um dieses klarer zu machen und den wahren Werth der Theorie der Lebenserregung für die neuere Medizin, wie sie von Hufeland dargestellt worden, einzusehen, wollen wir einen kurzen Rückblick auf die historischen Gegensätze der Medizin früherer Zeit werfen. Wir finden zunächst den Hauptgegensatz wissenschaftlicher Entwickelung in dem Verhältnifs der Medizin der Alten zu der modernen Medizin seit der Reformationszeit. Dieser Gegensatz besteht darin, dafs erst in der modernen Medizin der Begriff des Organismus als eines *selbstthätigen* Ganzen im Gegensatz des Makrokosmus zum Grunde liegt. Wie sehr man auch geneigt sein möchte in der Medizin der Alten den Begriff der Lebenserregung in ihren naturgetreuen Schilderungen des Verlaufs der Krankheiten und ihrer Krisen, besonders aber der Wirkungen der Heilkraft der Natur zu erkennen, so sieht man leicht, dafs alles dieses auf die Theorie ihrer Medizin nicht den mindesten Einflufs hatte, wenn man ihre Lehre von den Elementen und Qualitäten betrachtet, deren harmonische Verbindung die Gesundheit und deren Disharmonie, durch Ueberwiegen oder Mangel, die Krankheit erzeugen sollte; denn dieselben Qualitäten waren ihnen auch die Ursache der Thätigkeiten im Makrokosmus und somit war der innere Unterschied des organischen Lebens von diesem nicht vorhanden, obgleich sie den äufseren historisch wohl kannten. Die Kur der Krankheiten, sobald die Heilkraft der Natur nicht mehr ausreichte, ging nun nach den Regeln der Wirkung der Qualitäten vor sich, deren Gegensätze sie auch in allen Arzneien als das Wirksame annahmen. Es wurden also hitzige Krankheiten mit kalten Arzneien, feuchte Krankheiten mit trockenen Arzneien u. s. w. kurirt. Die Alten wollten also nicht durch die Arzneien den Körper zu einer bestimmten Reaktion erregen, auch sahen sie die Krankheit selbst nicht als eine krankhafte Lebenserregung an, sondern der innere Verlauf der Wirkungen der Kra heitsursachen und Arzneien war ihnen durchaus fre oder wurde zum Wenigsten ihren Heilideen nicht Grunde gelegt, indem sie die Krankheit als eine (lität mit ihrer entgegengesetzten im Arzneimittel un telbar aufheben wollten.

Darum waren auch mit dem Erwachen des Beg der organischen Lebenserregung und deren Unters von den Qualitäten des Makrokosmus, jene Punkt der Theorie der Medizin der Alten besonders Ge stände der eifrigen, und wenn gleich wüsten und wi doch tief ahnenden Widerlegung durch Theophr Paracelsus. Nachdem mit diesem der Keim vom griff des Erregungsprocesses, welcher den Aufsch der modernen Medizin bedingte, zuerst in die Wi schaft eingeführt worden, ist es auch die Pflicht der senschaft diesen Keim zu besserer Entwickelung in selbst zu pflegen und zum Gedeihen zu bringen, die Wissenschaft ihre eigenen Früchte in einem gebildeten Zustande geniefse, und diese nicht, jener Keim weggeworfen und im unfruchtbaren B von der rohen Hand der Homöopathie kümmerlic halten sich zu Mifswachs gestaltet in ungeniefsbare strositäten auswachsen. Um diese Entwickelung und entwickelung gehörig zu verstehen und die weitere faltung zu überschauen, sind wir genöthigt, zuers die früheren Zustände Rücksicht zu nehmen, wobe jedoch nur das Wesentliche kurz zusammenfassen, wegen des Weiteren auf unsere Homöobiotik verw Wenn die Qualitäten die eigentliche (nächste) Ur der Krankheit wären, sagt Paracelsus, so müfste dem Aufheben der Qualität auch die Krankheit hen, aber dies ist nicht der Fall und die Qualit zeugt sich als Symptom auch nach ihrer Entfernung mer von Neuem aus dem Wesen der Krankheit, der Winter neuen Schnee bringt, wenn man den wegkehrt, und man kann also eben so wenig Aufheben der Qualität der Krankheit das Wesen selben heilen, als man durch Entfernung des Sc den Winter vertreiben kann. Wie das Leben haupt, so müssen wir uns auch die Krankheit dem Bilde des Zeugungsprocesses vorstellen, aus chem alle Qualitäten von innen heraus durch Erregung mittelst des Archäus hervorsprossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 108.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

W. Hufeland neue Auswahl kleiner medi- inischer Schriften.

(Fortsetzung.)

Die Krankheiten entstehen als organische Indivi- im Körper nicht aus Qualitäten, sondern wie Pflan- aus dem Saamen, und so entspinnt sich auch die einwirkung als eine innere Kraftentwickelung durch Aufregung der Gesundheit, welche in jedem kran- Körper noch übrig ist. In diesen Sätzen war zu- st nur der Mangel in der Theorie der Alten erkannt der Keim zu einer dem Begriff der Organisation nessenen Lehre der Erregung unentwickelt und allgemein enthalten. Es blieb die Aufgabe der spä- Zeit diese Lehre organischer Erregung durch das ndere der einzelnen Systeme durchzubilden, was auch nur wieder dadurch möglich wurde, dafs sich so viele wissenschaftliche Gegensätze vorerst bil- als organische Systeme vorhanden waren.

Zunächst war der Procefs der Assimilation schwer rganischer Erregungsprocefs zu fassen, weil die sche Masse darin mit überwiegenden Erscheinun- ervortritt und diejenigen, welche diese Seite ge- und kranker Lebenserscheinungen vorzugsweise ige halten, suchten sie aus den neu aufgefundenen on der Lehre von den allgemeinen Qualitäten der wohl zu unterscheidenden Gesetzen der Chemie klären, ohne auf die Seite der darin herrschenden nerregung Rücksicht zu nehmen. Was Helmont Sylvius bei näherer Verfolgung dieser Seite der isation der Wissenschaft genützt, bleibt im dank- Andenken, ungeachtet ihre Bestrebungen die che- n Lehre auch auf die übrigen Funktionen des Kör- nzuwenden, natürlich misglücken mufsten. Was schen von Helmont und Sylvius für die Theorie igestion geschehen, geschah für die nähere Ein- in den Mechanismus der Muskel- und Blutbewe- gung, des Athemholens u. s. w. von Bernoulli, Borelli, Boerhaave, weil diese Aerzte einsahen, dafs die Funktionen, deren Studium sie beschäftigte, chemisch nicht zu erklären seien. Aber die Einseitigkeit des Boerhaave, weil er so glücklich die angeführten Funktionen mechanisch in ihrer Wirkung erklären konnte, nun auch alle übrigen Funktionen und namentlich die Sekretionen und Nervenwirkungen nach diesen Gesetzen zu erklären, führte nothwendig bald zur Erkenntnifs seiner Irrthümer und zugleich des Bedürfnisses einer besseren Ansicht des Nervenlebens nach den schon von Paracelsus im Allgemeinen ausgesprochenen Ideen organisch-selbstthätiger Keimkraft und Erregung. Glisson brach die Bahn, auf welcher Stahl, Friedrich Hoffmann, Willis folgten, indem die Thätigkeit des Nervensystems als selbstkräftiger Erregungsprocefs näher mit seinen Sympathieen und Antagonismen erkannt wurde. Daraus ging die Lehre des Dynamismus im Gegensatz gegen den Chemismus und Mechanismus hervor. Die Muskelbewegung hielt man im Allgemeinen noch mehr vom Nervensystem abhängig, obgleich Glisson sie unter dem Namen der Irritabilität unterschieden hatte. Bis soweit war die Erregung der Selbstthätigkeit des Organismus von Aufsen nur in den allgemeinen Erscheinungen der Wirkungen der Wärme, der Luft, des Lichts u. s. w. auf die Entwickelung des Körpers im Ganzen betrachtet; Erregung eines besonderen Organs kannte man nur am Nervensystem. Daher war die Entdeckung der Irritabilität der bisher nur für elastisch gehaltenen Muskelfasern durch Haller eine Veranlassung in diesen Organen dem Erregungsprocefs überhaupt grofse Aufmerksamkeit zu schenken. Es ist in frischem Andenken, mit welchem Geist Alex. von Humboldt in seinem Versuche über die gereizte Muskelfaser alles übertraf, was sonst über diesen Gegenstand erschienen war. War in den früheren Ansichten mehr die Idee der Selbsterregung des Organismus aus innerem Princip, wie es Stahl be-

sonders in seiner organischen Seelenlehre darstellte, so trat nun mit der Kenntnifs der Muskelreizbarkeit mehr die Erregung des Organismus durch äufsere Potenzen vor die Augen und diese Entgegensetzung der Auffassungsweise führte direkt zu der einseitigen Theorie der Erregbarkeit von John Brown. An der Irritabilität der Muskeln lernte man den Begriff der allgemeinen Erregbarkeit mehr versinnlichen, indem man ihn auf andere Organe übertrug. Diese abstrakte Verallgemeinerung der Hallerschen Irritabilitätslehre macht das Wesen der Brownschen Erregungstheorie aus; denn in ihr ist die Erregung aller Organe unter dem Bilde der Hallerschen Irritabilität aufgefafst, insofern die Muskelerregung durch äufsere Reize geschieht. Aus diesen historischen Elementen erkennt man leicht, welchen Standpunkt die Brownsche Lehre einnimmt: dafs sie nämlich die eine Seite der Paracelsischen Zeugungs- und Erregungstheorie, die der äufseren Reizung auffafste; aber die andere Seite der Selbsterregung übersah. Es liegt, im Gegensatz des Materialismus, das Wahre darin, dafs alle Organe ebenso, wie die Muskeln, erregbar, d. i. dafs sie durch Reize zu ihrer eigenen Thätigkeit bestimmbar sind; aber zugleich ist das Falsche darin verflochten, dafs die Erregung der verschiedenen Organe darin gleichsam identifizirt und die besonderen Eigenthümlichkeiten derselben nicht aufgefafst sind, so wie auch nicht erkannt ist, dafs die Selbsterregung vor der Einwirkung und nach der Entfernung der Reize eine nothwendige Voraussetzung der Erregung von Aufsen ist.

Diese Seite ist es aber, welche man bei Hufeland nicht etwa blofs angedeutet, sondern im Zusammenhange mit der Medizin durchgreifend entwickelt findet, und zwar so, dafs auch die Seite der Erregung durch äufsere Reize bei Hufeland in klares Licht gestellt wurde. In dieser Ansicht fand sich also eine glückliche Vereinigung der Wahrheiten des Dynamismus und der weiter entwickelten Irritabilitätslehre als Gesetz allgemeiner Erregung von Aufsen. Wie sich nun näher die Hufelandschen und Brownschen Sätze zu einander verhalten, wünschen wir jetzt in einigen Hauptzügen, welche auch verm. Schriften 4. B. p. 321 zusammengefafst sind, näher darzustellen, aus denen zugleich hervorgehen wird, dafs abgesehen von aller Differenz die Hufelandschen Sätze in Deutschland früher als die Brownschen vorgetragen sind, etwas das uns selbst bei Abfassung unsres Grundrisses der Physiologie wegen schwieriger Zugäng-lichkeit der Quellen entgangen war.

Als Hr. Staatsrath Hufeland im Jahr 1783, d[...] Jahre seiner Promotion, seine wissenschaftliche Laufba[hn] begann, war die Lage der Medizin ohngefähr folgen[de:] die Theorie und die Praxis waren unvereinigt; in d[er] ersten herrschten bei vielen rein chemische, materi[elle] Ansichten, bei manchem fing die Nerventheorie an E[in-]gang zu finden, die grofsen Entdeckungen Haller's [...] Irritabilität und Sensibilität waren da, aber nicht in [die] Theorie der Medizin aufgenommen. In der Praxis fo[lgte] man den Vorschriften Fr. Hoffmann's, Stahl's, Sy[den-]ham's, Boerhaave's und v. Swieten's, jeder nach s[einer] Weise. Stoll's Gastrizismus und die ihm huldig[ende] Göttinger Schule fanden viel Anhänger und die au[slee-]rende Methode nahm überhand. Hufeland fühlte [das] Bedürfnifs, die Theorie mit der Praxis, den Materi[alis-]mus mit dem Dynamismus zu vereinigen und [...] Theorie und Praxis, Materialismus und Dynamismu[s un-]ter ein Einheitsprincip zurückzuführen.

Dieses Einheitsprincip fand derselbe in der Ide[e des] Lebens und der Lebenskraft und nachfolgendes w[aren] die Grundideen seines Systems, welche von ihm [...] vor Brown's Erscheinen schon vom Jahr 1793 [...] Jena öffentlich vorgetragen und in seiner Patho[logie] durch den Druck bekannt gemacht waren, welche [...]her die wesentlichen Differenzpunkte der Hufeland[schen] Ansicht von der Brownschen und der Gegenstand [des] Streits wurden. Wir stellen ihnen die Brownschen [...] jedesmal gegenüber.

I. Das Grundprincip des organischen Lebe[ns ist] die Lebenskraft. Sie erhebt den Körper, den sie [...] zu einer höheren Stufe des Daseins und äufsert si[ch in] drei Hauptqualitäten, die das Lebende von dem N[icht-]lebenden unterscheiden und alle Erscheinungen und F[unk-]tionen des Lebens in sich begreifen.

1. Sie theilt dem Körper die Eigenschaft mit [äu-]fsere Eindrücke als Reize zu percipiren (Reizfähig[keit,] Erregbarkeit). Erregbarkeit umfafst aber keines[wegs] den Begriff der Lebenskraft überhaupt (wie Brow[n be-]hauptet), sondern ist nur eine der Manifestatione[n der-]selben. Die Lebenskraft steht höher als Erregbar[keit.] Lebenskraft ist nach Brown blofs Erregbarkeit.

2. Sie giebt der Materie und den chemischen [Ver-]hältnissen derselben einen eigenthümlichen Kar[akter,] wodurch die Gesetze der allgemeinen todten Ch[emie]

zum Theil aufgehoben, zum Theil verändert werden, den Karakter der Vitalität, der selbst den flüssigen Bestandtheilen inwohnt und durch welchen auch die flüssigen Materien z. E. das Blut als belebt betrachtet werden muſs. Das Blut fault nicht, so lange es belebt ist. — Hiervon enthält die Brownsche Erregungstheorie gar nichts.

3. Sie giebt dem Körper, den sie erfüllt, Selbstständigkeit, Autokratie, die Kraft sich zu erhalten, die äuſsere Natur in sich aufzunehmen und in sich zu verwandeln, schädliche Einwirkungen abzuwehren und sich von neuem wieder auszugleichen, sich mannigfaltig zu reproduciren und seines Gleichen hervorzubringen (Metamorphose, Reproduktion, Plastik), Assimilation, Heilkraft, Zeugungskraft, Schöpferkraft. — Nach Brown ist das Lebendige bloſs Erregbarkeit, passives Instrument, auf welchem die Reize ihre Skala spielen und ihm nicht bloſs die Aeuſserung, sondern auch seine innere Stimmung (die Grade der Erregbarkeit) geben ohne alle Selbstthätigkeit und Schöpferkraft.

II. Die Veränderungen des Lebens sind nicht bloſs quantitativ (*plus* und *minus*) sondern auch qualitativ, wohin auch die spezifischen gehören. — Es giebt nur quantitative Veränderungen des Lebens (*plus* und *minus*) nach J. Brown.

III. Das Wesen, die nächste Ursache jeder Krankheit ist eben eine innere Qualitätsveränderung des Lebens, die quantitative Veränderung der Reize ist nur entfernte Ursache. — Das Wesen jeder Krankheit besteht dagegen nach Brown nur in verändertem quantitativen Erregungszustand und ist also entweder Sthenie oder Asthenie.

(Der Beschluſs folgt.)

CX.

Ueber Sein, Werden und Nichts. Eine Excursion über vier Paragraphen in Hegels Encyklopädie von R. v. L. Erste Abtheilung 79 S. *Zweite Abtheilung mit einer lithographirten Tafel* 218 S. *Berlin bei Dümmler* 1833, 8.

Der gröſste Theil der Einwürfe, welche der Hegelschen Philosophie in vorliegender Schrift gemacht werden, beruht darauf, daſs der Hr. Verf. die Hegelsche Logik von dem Standpunkt der formalen Logik aus bekämpft, bei welchem Verhältniſs dann freilich nur alle die Miſsverständnisse sich erneuen können, welche dem speculativen Denken von dem nur discursiven so oft gemacht sind. Rec. kann die Bemerkung nicht zurückhalten, daſs gerade in Bezug auf die Begriffe des Seins, Nichtseins, Werdens und Daseins die Griechische Philosophie von den Eleaten ab bereits so erschöpfend gewesen ist, daſs, bei historischer Bekanntschaft mit ihr, in unserer Zeit eine Menge von Bedenklichkeiten und Verwunderungen in Ansehung der „Hegelianik" wohl unterwegs geblieben sein würden. Doch es ist diese Seite des Streites schon so oft Gegenstand der Discussion gewesen, daſs man, immer dasselbe wiederholen zu müssen, ermüdet. Ich wende mich daher zu demjenigen, was den eigenthümlichen Kern deser Schriften ausmacht. Dies ist die Frage nach dem Verhältniſs der *Mathematik zur speculativen Darstellung*. Mit groſser Kenntniſs der Mathematik sucht der Hr. Verf. darzuthun, daſs die Philosophie für ihre Lehre sich wesentlich verbessern würde, wenn sie die Begriffe durch geometrische Figuren veranschaulichte. Diesen Lieblingsgedanken weiſs er mit eben so viel Gewandtheit als Beredsamkeit bis auf einen gewissen Grad plausibel zu machen. Wir können uns jedoch von den angerühmten Vortheilen der intuitiven Versinnlichung, die man schon so oft versucht hat, nicht überzeugen. Die Speculation ist auf die Reinheit des Gedankens eifersüchtig und bedarf, den Begriff zu begreifen, vor allen Dingen des Begriffs. Der Methode wegen konnte sich die Philosophie an die Mathematik wenden, so lange ihre Disciplinen noch ungetrennt in einander verschlungen waren, wie die Pythagoräische Philosophie diesen Standpunkt einnahm. Sie hatte noch keine Logik, noch keine Metaphysik. Sie konnte daher an den Unterschieden der Zahl und an den einfachen Raumfiguren den Gedanken entdecken, denn das Logische ist allem Concreten immanent, kann also darin gefunden werden, und die Zahl, die an sich selbst eine Kategorie ist, kann die Kategorien der Identität, der Differenz und der aufgehobenen Differenz wegen der Bestimmtheit, mit welcher sie den Unterschied der Discretion und Continuität enthält, besonders nahe bringen. Allein der *Gedanke an und für sich* ist noch nicht gedacht, wenn ich ihn in etwas *Anderem*, als er selbst ist, betrachte. Um die Identität z. B. als solche zu denken, muſs ich nothwendig von allem Identischen d. h. von allem Besonderen, worin die Identität einen Moment ausmacht, abstrahiren, widrigenfalls ich das Logische nicht als Logisches, sondern das Logische, afficirt von anderen Bestimmungen, synthesirt mit ihm fremdem Stoffe vor mir haben würde. In seinem Staat bestimmt Plato das Studium der Mathematik für die *Krieger*, weil diese für ihren Beruf zur Auffassung von Terrainverhältnissen u. s. w., einer zwischen dem Sinnlichen und Nichtsinnlichen schwebenden Wissenschaft bedürften, den Philosophen aber ertheilt er das Studium der Dialektik. Aristoteles zeigt an vielen Orten seiner Metaphysik, besonders aber in den letzten Büchern, das Unzureichende der arithmetischen und geometrischen Bestimmungen für den reinen Begriff. Von Sextus Polemik *adversus Mathematicos* will ich nicht einmal reden, aber noch bemerken, daſs die späteren Pythagoräer, z. B. Hierokles in seiner Auslegung der goldenen Sprüche, indem sie, genährt durch das Studium der Platonischen und Aristotelischen Schriften, die Zahlen und Raumfiguren *erklären*, sie zu dem machen, was sie von *diesem* Standpunkt aus sind, zu *Beispielen* des reinen Gedankens. Bei der Wiederherstellung des Studiums der Platonischen Philosophie erneute man auch, wie Zorgi besonders

that, die Pythagoräische Ansicht. Durch die Rosenkreuzer und andere auf geheimes Wissen gerichtete Gesellschaften hat sich die dumpfe Ehrfurcht vor der speculativen Bedeutung der Zahl immerfort lebendig erhalten. In Deutschland war es der Hofrath von Eckartshausen, der 1794 und 1795 eine Zahlenlehre der Natur und Probaseologie versuchte, und Jacob Wagner 1830 in seinem Organon, wo sich die eigene Widerlegung dieses Standpunktes sehr naiv dadurch ausdrückt, dafs zu einer Zahl 3, 4, 7 u. s. f. immer hinzugefügt wird: das heifst. Der Herr Verf. der vorliegenden Schrift hebt die Geometrie hervor. Da, wie wir schon berührten, das Logische als das absolut Einfache jedem concreten Inhalt an sich immanent ist, da die Kategorien Alles durchdringen, so kann auch das Geometrische sich diesem allgemeinen Gesetz nicht entziehen und die Möglichkeit einer *Philosophie der Mathematik* beruht hierauf. Denn ist eine Darstellung, welche im Geometrischen, im Punkt, in der Linie, im Kreise u. s. f. die logischen Kategorien nachweist, im Grunde etwas Anderes, als eine Darstellung des Geometrischen in logischer Bestimmtheit! Der Hr. Verf. glaubt durch das mathematisch-intuitive Element der Speculation einen Dienst zu leisten; II. S. 191: „Wir werden dadurch in den Stand gesetzt, das Verhalten der verschiedenen Modificationen des Seins unabhängig von irgend welcher Inhaltserfüllung des Seienden (ist aber nicht der Raum, da er der Natur angehört, schon ein besonderer Inhalt, ein concreter Gedanke gegen den Gedanken des Seins an sich, oder, um es so zu nennen, gegen das Sein als logisches!), als ein Abstraktes oder abgesondert für sich Gedachtes, auch isolirt (haben die Raumfigurationen unter sich etwa keinen Zusammenhang!) veranschaulichen zu können; eine Aufgabe, welche so häufig vorkommt, aber wegen der Zweideutigkeit und des concreten Wesens aller Wortsprache, die philosophischen Expositionen so schwierig und schwerverständlich macht." Diese Verkennung der Sprache ist bei dem Hrn. Verf., der sich so viel mit der Mathematik beschäftigt hat, begreiflich, ungerecht bleibt sie immer. Kein Philosoph von Plato an bis auf Hegel und Herbart herunter hat sich genirt, für einfache Begriffsbestimmungen sich geometrischer Beispiele zur Verdeutlichung zu bedienen. Für die tieferen logischen Momente wird aber eine solche Darstellung geradezu *unmöglich.* Die Zeichnungen werden so complicirt, dafs die Exegese viel mehr Schwierigkeit macht, als wenn man bei dem Logischen und Metaphysischen als solchem stehen bliebe. Ja man ist nicht, wie eben Krause's Logik dies zur Genüge bewiesen hat, vor dem Absurden sicher, wenn man Bestimmungen, wie das Wesen, die Substanz und ähnliche *abbilden* will. Zwischen der freien Selbstbewegung des Begriffs und der todten Linearität bleibt ein unausfüllbarer Hiatus. Sollen, wie doch in der Logik und Metaphysik gefordert werden mufs, die *Kategorien* selbst gedacht werden, ist es dann einerlei, ob man sie *in* der räumlichen Anschauung oder *rein für sich* ohne dieselbe denkt? Warum will man nicht bei dem alten Platonischen Wege bleiben, den die Geschichte der Philosophie selbst hat durchmachen müssen, die Beschäftigung mit der Mathematik in Bezug auf die Erziehung der subjectiven Intelligenz zur Speculation als eine ersprießliche Vorübung festzuhalten? Müssen die räumlich-intuitiven Figuren nicht durch die Sprache erklärt, mufs nicht, für die Speculation von ihnen zum Begriff selbst übergegangen werden!

Wenn aber der Sprache als dem darstellenden Medium der Philosophie der Vorwurf der Unbestimmtheit und Zweideutigkeit gemacht wird, so fragt sich, ob denn die symbolische Sprache der Geometrie in Bezug auf den Begriff nicht auch daran leidet, ob sie nicht ein noch gröfserer Umweg ist? Da ihre Figurationen offenbar erst durch das *Aussprechen ihrer Bedeutung bestimmten Sinn* erhalten, so zeigt sich ja die Sprache als Meisterin der Symbolik, diese selbst aber als abhängig von dem im Sprechen sich offenbarenden Denken, und daher sogar der *Willkür* seines Bestimmens preisgegeben. Der Hr. Verf. sagt z. B. S. 176 der zweiten Abtheilung: „Symbolisch können wir in räumlicher Construction das Nichts darstellen durch den mathematischen Punkt, das All durch die Totalität des Raums, das bestimmte Etwas durch die Beschränkung der unendlichen Ausdehnung des Raumes in das der Form und dem Inhalt nach endlich gemachte Räumliche. Den Punkt und den Raum können wir hierbei begreifen als die beiden Pole des Unendlichen, als die sich entgegengesetzten Grenzbegriffe des Endlichen, das Endliche selbst als die Indifferenz zwischen beiden u. s. w." Kann diese Symbolik nicht der Kritik unterworfen werden? Wäre z. B nicht das All selbst als das Nichts zu setzen! Denn der Raum an sich ist ohne Grenze; die Unbestimmtheit ist schon Bestimmtheit. Das All des Seins schlägt daher durch sich selbst unmittelbar in den Nihilismus um. Der Punkt aber ist ja schon Bestimmung des Raums. Er ist der aus dem abstracten Sein zum Dasein hervortretende Raum; kann er daher wohl zur Symbolik des Nichts dienen? Ist er nicht vielmehr, da der Punkt zugleich in viele Punkte, in die Entgegensetzung gegen sich um schlägt, als Symbol des Etwas zu nehmen, des Daseins, welches sich anderes Dasein gegenübersetzt! Wir wollen diese Kritik nicht weiter verfolgen; es wird aus ihr bereits einleuchten, daß der Gedanke sein *eigener* Richter ist. Ohne den Gedanken und ohne seine in der Sprache ausgedrückte Darstellung bleiben die Symbole dunkel, ja todt. Wenn der Hr. Verf. II. S. 192 das abstracte Werden als Dirention des mathematischen Punktes zur mathematischen Linie darstellt, und nun Anfang und Ende, Quantität, Qualität und Grenze an der Linie findet, so mufs ich doch darauf zurückkommen, zu fragen, ob ich denn wohl den die Anschauung der Endpunkte einer Linie a, b schon den Begriff des Anfangs und Endes *an sich*, durch die Anschauung der qualitativen Bestimmtheit der Linie als der geraden oder krummen schon den Begriff der Qualität *an sich* u. s. f. erhalte!

Der Hr. Verf. ist auch oft ganz nahe an diesem Resultat, da er es an philosophischer Erörterung nicht fehlen läfst. Er hat sich aber einmal in der Ansicht festgesetzt, die Hegelsche Darstellung der Philosophie sei absolut unklar, und gegen das fixirte Bild Babylonischer Sprachverwirrung und tollgewordener widerspruchvoller Terminologie lächelt ihn nun die weiße Fläche des Papiers und die Reinlichkeit und Abgeschlossenheit der geometrischen Figuren mit besänftigender Verständigkeit, mit erfreulicher Heiterkeit an.

K. R.

№ 109.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

W. Hufeland neue Auswahl kleiner medizinischer Schriften.

(Schlufs.)

IV. Jede Einwirkung auf das Lebende bringt gleichzeitig Reizung, Veränderung der Erregung (Reizung oder Entreizung) und Veränderung der organischen Mischung (dynamische und materielle Veränderung) hervor. Jede Lebensaktion begreift beides. — Jede Einwirkung auf das Lebende wirkt nichts weiter als entweder Erhöhung oder Verminderung der Reizung, nach der Theorie Brown's.

V. Jede Krankheitserzeugung geschieht durch Veränderung des Reizverhältnisses und des Materiellen zugleich; ja das letzte ist oft das überwiegende und bestimmt ihren Karakter mehr als das erstere. — Jede Krankheitserregung geschieht nach Brown nur durch Vermehrung oder Entziehung der Reize. Materielle, spezifische Krankheiten giebt es gar nicht, eben so fehlen die Dyskrasieen.

VI. Jede Krankheit ruft die Selbstthätigkeit der Natur zur Abwehrung und Ausgleichung (Heilkraft der Natur) hervor und sie constituirt selbst einen Theil der Krankheit durch ihre Gegenwirkung. — Heilkraft der Natur, Selbsthülfe, Krise existiren gar nicht in der Brown'schen Erregungstheorie.

VII. So entsteht der Heilungsprocefs der Natur, die Krisis. Sie besteht nicht blofs in dem Ausgleichen des Reizverhältnisses, sondern auch in der Bearbeitung, Assimilation oder Ausscheidung des krankhaften Stoffes. (*Coctio*, *Crisis* der Alten). — Die Krise besteht nach Brown blofs in der Ausgleichung des Reizverhältnisses. Die erfolgenden materiellen Absonderungen sind nur symptomatische, gleichgültige.

VIII. Eben so mufs die Kunstheilung (Therapie) beides umfassen, die Wiederherstellung des Gleichgewichts im Reizverhältnifs und die Verarbeitung oder Ausscheidung des Krankheitsstoffes, und die letzte Seite ist oft die wichtigste. — Die Heilkunst besteht in nichts als im Geben und Entziehen der Reize nach J. Brown.

IX. Alle Heilmittel wirken auf doppelte Art, durch Veränderung der Reizung und durch Veränderung der organischen Mischung (dynamisch und materiell) zugleich. — Alle Heilmittel wirken nach Brown nur auf zweierlei Art, entweder sie geben oder sie entziehen Reiz. Spezifische Mittel giebt es nicht.

X. Das Blut ist nicht blofs ein passives im Körper herumgetriebenes Fluidum, was blofs als Reiz für das Herz und die Gefäfse dient, sondern ein Belebtes, ein flüssiges Lebensorgan, ja die Mutter und Quelle alles Lebens, der eigentliche Sitz der Plastik und Schöpferkraft, aus welchem Alles wird und sich erzeugt, das innere *Agens*, selbst der die Nerven belebende Stoff. Es giebt selbst spezifische Krankheiten des Bluts. — Das Blut ist etwas Passives und blofs als äufserre Reiz für das Herz zu betrachten, nach der Brown'schen Theorie.

XI. Es giebt primäre Krankheiten der Säfte, theils durch Fehler des Bluts, theils durch unmittelbare Aufnahme krankmachender Stoffe in die Säfte, theils durch Unterdrückung der Sekretionen. — Diese existiren nicht in der Erregungstheorie.

XII. Schwäche kann entstehen durch Erschöpfung (Ueberreizung), Mangel an Reiz, aber auch durch Unterdrückung, Hemmung der Kraft (*oppressio virium*) und Mangel der inneren Bedingungen der Vitalität der organischen Materie. — Die Brown'sche Eintheilung in direkte und indirekte Schwäche ist folglich einseitig und zu eng, auch keineswegs neu.

XIII. Die Gesetze der Sympathie (Mitleidenschaft) und des Antagonismus (der Gegenwirkung, die Hervorrufung einer Thätigkeit durch Unterdrückung einer anderen) sind die Grundlagen aller organischen Verbindung, und das, wodurch erst der Organismus mit seinen verschiedenen Organen ein Ganzes, ein gemeinschaftlich

zu gleichem Zweck Hinwirkendes wird. Sie sind aber auch höchst wichtig für die Pathogenie und begründen und bedingen eine Menge Krankheiten, (sympathische, antagonistische Krankheiten). Und sonach ist ihre Berücksichtigung zur Kur unentbehrlich. Die Heilung durch Erregung einer anderen Krankheit oder Thätigkeit, die ganze Lehre vom Gegenreiz; Ableitung, Uebertragung, gehört hieher. — Von allem diesen weifs die Brown'sche Lehre gar nichts, sie kennt weder Metastase, noch Ableitung, noch Gegenreiz.

XIV. Eine gründliche Diagnosis der Krankheiten verlangt Berücksichtigung des Vergangenen (Anamnesis, Genesis), der Gegenwart (die Phänomene, Symptome) und die Constitution, sowohl der allgemeinen als der individuellen. — Die Diagnose nach der Brown'schen Theorie betrifft blofs die Kenntnifs des Vorhergegangenen, ob Reize zu viel oder zu wenig gegeben sind, und wird so ein blofses Rechnungsexempel durch Addition und Subtraktion. Die Symptome sind unnütz.

XV. Der menschliche Organismus ist der Inbegriff und die Darstellung der ganzen Natur im Kleinen (die kleine Welt, Mikrokosmus). Die Medizin mufs also die ganze Natur umfassen, und bedarf, wo sie gründlich sein soll, nicht allein der Anatomie, Physiologie, sondern auch der Chemie, Physik. — Die ganze Medizin besteht nach Brown blofs in der Kenntnifs und Beurtheilung des Reizverhältnisses und in der Vermehrung oder Verminderung der Reize nach der Skala der Erregbarkeit. Anatomie, Chemie, Physik, Naturkunde sind überflüssig und helfen zu nichts.

Man könnte, was man in der That oft hört, fragen, wozu nützt es jetzt noch wieder auf die Erregungstheorie zurückzukommen, da sie längst widerlegt ist? Aber hierbei kommt es uns darauf an, die Art ihrer nothwendigen Entwickelung und ihre Bedeutung in der Geschichte der Medizin aufzufassen, aus welcher deutlich wird, dafs ungeachtet der darin herrschenden Mifsverständnisse das Princip, aus denen sie hervorging, ein unabweisbares Element in dem Fortschreiten unserer Erkenntnifs ist. Man ist mit Unrecht abgeschreckt durch die einseitige und ungenügende Form, in welcher Brown seine Sätze vortrug, von dem ganzen organischen Princip abgegangen, und hat sich dadurch von der zeitgemäfsen wissenschaftlichen Haltung entfernt. Die theoretischen Irrthümer Brown's haben die Aerzte dem Empirismus und Materialismus gleichsam in die Arme geschenkt, und das Bewufstsein dieser Zustände macht jetzt immer das Bedürfnifs eines auf Erfahrung begründeten th tischen Leitsterns beim Handeln fühlbar. Es ist die falsche Seite der praktischen Folgerungen im Bro nismus, sondern der lebendige Begriff des Organ aus dem die Erregungstheorie hervorgegangen ist, auf es hier ankömmt. Dieser Begriff, welcher ganzen substantiellen Procefs der Selbsterregung der Erregung durch die Aufsenwelt in seiner beson Durchbildung umfafst, macht das Wesen der n nen Medizin aus, oder sollte es wenigstens ausm und wie oft man auch durch irrthümliche Anwe jenes Begriffs in eizelnen Fällen dahin kommen denselben zu verlassen, so wird man durch di Grund aus dem Organismus widersprechenden thesen des Materialismus und des Empirismus immer von neuem auf den Erregungsprocefs in doppelten Beziehung zurückgeführt werden. Wie von Hufeland im Princip ausgesprochen ist, müss gesunden und kranken Functionen als Erregung cesse durch sich selbst und von Aufsen erkannt w und selbst in dem Respirations- und Digestionsp ist es nur der Todesprocefs des Chemismus, wo die Qualitäten der von Aufsen aufgenommenen angeeignet werden, um in die Erregung überzug Zu dieser Erkenntnifs reicht freilich die formelle B mung von Brown, der die Selbsterregung gar nich von der äufseren Erregung nur die quantitative nic qualitative Seite kennt, keinesweges aus, sondern hört eine weit reichere Durchbildung der Erken der primitiven Selbsterregung und deren wirkende gensätzen im Organismus dazu, während die Err von Aufsen nur einen geringeren Theil der Lebenst keiten ausmacht. In jenem umfassenden Sinn aber muf tiefere Kenntnifs des Erregungsprocesses jeder He zum Grunde liegen, und ohne diese ist keine wissens liche Medizin möglich. In der That ist die Wirkun Arzneien nur eine besondere Form der äufseren gung und nur vermittelst dieses Erregungsprocesse Heilung möglich. Kein Arzneimittel kann unmitt auf die Krankheit einwirken, denn dieses würde der Theorie der Qualitäten der Alten geschehen, in der That ist der Chemismus unserer Zeit nicht die Neigung wieder in die Irrthümer der Theorie den Elementen und Qualitäten der Alten zurückzufa *Nur die organischen Reaktionen, welche die Arzne*

Körper hervorbringen, sind es, durch deren Vermitte-lung die Heilung geschieht. Der Organismus muſs durch seine eigene Thätigkeit die Krankheit zu entfernen, auf-geregt werden, weil die Krankheit selbst eine organi-sche Erregung und keine physikalische Qualität ist. Es sind im Wesentlichen dieselben Reaktionen, die wir durch die Heilmittel erregen, welche unter gewissen Umstän-den als Heilkraft der Natur von selbst entstehen, und hieran sieht man deutlich, daſs es immer die gesunden Funktio-nen sind, welche hauptsächlich nach rein physiologischen Gesetzen gegen die Krankheit aufgeregt werden. Eben-sowenig als die Heilkraft der Natur eine physikalische Qualität ist, ist es die Wirkung der Arzneien, und hier-t zeigt sich besonders der Widerspruch in der Theo-rie der Medizin der Alten bei Anwendung von Arzneien und bei ihren naturhistorischen Schilderungen der Krank-heiten, wovon eben gesprochen worden ist. Es ist von der höchsten Wichtigkeit zu erkennen, daſs die Heil-kraft der Natur keine *qualitas occulta*, sondern eine or-ganische Reaktion der gesunden Funktionen gegen die Krankheiten ist; denn mit dieser Einsicht treten zu-gleich die Mängel und Einseitigkeiten der Brownschen Theorie, welche von Hufeland bekämpft und so vollständig im Zusammenhang verbessert worden, hervor, und zwar besonders die Seite, daſs die Gesundheits- und Krank-heitserregungen nicht bloſs quantitative, gradweise Ver-schiedenheiten von starker und schwacher Erregung sind; sondern vielmehr zugleich auch qualitative, specifisch und in der Substanz der Organe verschiedene Thätig-keiten. Denn wie dieses Specifische durch die Heilkraft der Natur vorzüglich in der Art und Beschaffenheit der Krisen hervortritt, so ist es ebenso in der Arzneiwir-kung vorhanden und zu erzielen. Hierin tritt nun deut-lich das Einseitige der Wiedergeburt der Brownschen Erregungstheorie in unseren Tagen hervor, nämlich der Lehre von den gastrischen und Darmentzündungen der französischen Aerzte. Dies sind nämlich Entzündungen, welche Nervenfieber hervorbringen, wo also eine quan-titativ erhöhte Erregung (Hyperathenie Browns) eine Reihe von quantitativ verminderten Erregungen (Asthe-nie) als Symptome hervorbringen müſste. Wie ist es möglich, daſs die Kur dieser Krankheiten bei solchen inneren Widersprüchen ihrer Theorie eine sichere, ver-trauenvolle Haltung gewinnen kann? Und diese Wider-sprüche wird man nie auflösen können, so lange man nicht die qualitative und die quantitative Seite des Erre-gungsprocesses und ganz ins Besondere den inneren Proceſs der Selbsterregung in ihrer organischen Verei-nigung durchschaut. Denn wo dieses nicht ist, wird man von den Miſsgriffen durch jene Theorie in der Praxis immer wieder auf die sinnliche und principlose Empirie zurückfallen, in der man an der eigenen Einsicht ver-zweifelt. Wie reimt es sich zusammen, daſs in einem Wechselfieber mit dergleichen Darmentzündungen die China meistens sicher hilft, während man bei anderen Symptomen derselben Darmzustände nur allein mit rein antiphlogistischen Mitteln der Theorie nach verfährt? Die rein sinnliche Empirie in den Erfolgen einer Kur-methode kann hier ohne Einsicht in den inneren Ver-lauf der Thätigkeiten zu keinem allgemeinen Resultate führen, denn in vielen Körpern werden die Krankheiten bei den entgegengesetzten und widersprechendsten Me-thoden zur Gesundheit zurückgeführt, und es bleibt hier nichts übrig als auf die Genesis und die qualitative Na-tur jener Entzündungen zurückzugehen, und ihr Ver-hältniſs zur Natur der Funktionen derjenigen Organe, in denen sie stattfinden, zu untersuchen, um einzusehen, wie die quantitative Seite der Kur hier in den Organen der Digestion, in deren Thätigkeit vorzugsweise die qua-litative über die quantitative Seite überwiegend ist, in der That eine untergeordnete ist, während die Haupt-sache auf die qualitative Leitung der Lebensthätigkeit ankömmt. Es ist nicht unsere Absicht die Auflösung jener Widersprüche, welche wir in der Homöobiotik wei-ter verfolgten, hier durchzuführen, sondern es kömmt uns nur darauf an zu zeigen, wie wesentlich die wei-tere Ausbildung der Erregungstheorie im Geiste Hufe-lands und nach dem zeitgemäſsen Zustand der Wissen-schaft für die Praxis ist, wie groſs und wichtig der Un-terschied zwischen einer durchgreifenden Einsicht in die Natur des organischen Erregungsprocesses nach der Seite der Selbsterregung (Autokratie und Schöpferkraft nach Hu-feland) und der äuſseren Erregung, und in beiden nach ih-ren quantitativen und qualitativen Beziehungen, von jener kümmerlichen nicht etwa halben sondern kaum vierthei-ligen Theorie Brown's ist. Aber ich komme darauf zu-rück, so verkümmert und unvollkommen eine solche Theorie an sich ist, so ist doch das allgemeine Princip der organischen Erregung darin erhalten, und dies ist durchaus im Geiste der modernen Medizin, und steht offenbar höher als die der Vorzeit angehörigen materia-listischen und physikalisch-qualitativen Theorien. Eine

wesentliche Sache in der besonderen Durchbildung des Erregungsprocesses ist zunächst die Auflösung des Begriffs der Lebenskraft oder Autokratie überhaupt in den Begriff der Selbsterregung; die Zurückführung des reinen Dynamismus auf den inneren Procefs. Denn keine Kraft, und also auch nicht die Lebenskraft, ist etwas Einfaches und unmittelbar Wirkendes, sondern immer kommt die Kraft durch einen Procefs, worin eine Wechselwirkung innerer Gegensätze stattfindet, zu Stande, und im Lebensprocefs ist eben diese Wechselwirkung die Selbsterregung; d. i. die Erregung des Organismus durch seine eigenen organischen Elemente, vor aller Einwirkung äufserer Reize. Wenn man auf diese Weise in die Analyse der Lebenskraft eingeht, wie sie durch den Procefs der Selbsterregung entsteht, so rückt man der Einsicht in den inneren Zusammenhang der Erscheinungen, durch welche die Lebenskraft sich im gesunden und kranken Zustande äufsert, ein merkliches näher, und die wirkenden Ursachen der Zustände, welche der Arzt zu leiten hat, liegen nun nicht als etwas Fremdartiges hinter dem Leben, sondern treten unmittelbar in den Kreis der physiologischen und medizinischen Untersuchung. Auf diese Weise wird der Procefs der Selbsterregung gerade so wie der Procefs der äufseren Erregung zergliedert, und es ist zwischen beiden nur der Unterschied, dafs im Procefs der Selbsterregung die äufseren Reize der Brownschen Erregungstheorie nun als Theile des Organismus selbst gefunden werden müssen. Aber hierin liegt eben der grofse Mifsgriff der Brownschen Erregungstheorie, dafs der Procefs der Selbsterregung darin so sehr verkannt wurde, dafs man offenbar organische Glieder des Selbsterregungsprocesses als äufsere Reize betrachtete, wie das Blut, und somit den wahren Begriff des Lebens eigentlich ganz zerstörte. Das Verhältnifs des Bluts zu den Organen des Körpers ist nun aber gerade ein solches, dafs darin die wirksamen Glieder der Selbsterregung in sich und somit die Analyse vieler Erscheinungen der Lebenskraft und ihrer Autokratie hätte gegeben werden können. Hierbei aber kömmt es freilich nicht allein darauf an, dieses Verhältnifs im Allgemeinen zu erkennen, sondern durch die besondere Gliederung des Körpers im Einzelnen zu verfolgen, vorzüglich um die rechte Bedeutung der in der Selbsterregung begriffenen Gegensätze und Glieder zufassen, dafs nämlich jedes Einzelne dieser Gegsätze nicht in sich selbstkräftig und selbstständig sondern blofs in Verbindung mit seinem Gegen durch die Wechselwirkung seine Lebenskraft äufs In dieser Beziehung scheint der Dynamismus daria sonders gefehlt zu haben, dafs er selbstständige unelbar wirkende Lebenskräfte in den an sich unsel ständigen Organen und Theilen des Organismus nahm. Auf diese Weise kann man sagen, dafs wahre Bedeutung des Bluts im Dynamismus, der es etwas selbstständig Lebendiges betrachtete, eben so nig als im Brownianismus, der es als einen äufs Reiz ansah, vollkommen richtig aufgefafst ist, d das Blutleben ist ein relatives, unselbstständiges, seine Lebenskraft nur in Wechselwirkung mit den T len des Organismus äufsert und seine wahre Kra der Einheit mit diesem hat. Dieses Verhältnifs ist aber das der Selbsterregung des Organismus durch s eigenen Glieder, worin das Blut blofs den einen Ge satz der Wechselwirkung ausmacht. Darum könnte in einer Rücksicht sagen, dafs die Wahrheit des l lebens in der Mitte liege zwischen dem Dynamis und der Brown'schen Erregungstheorie, indem in l terer wenigstens das Blut als Reiz (freilich ganz im schen Sinn) im Verhältnifs zu den Organen aufge ist, während dieses Verhältnifs im Dynamismus, sich überhaupt nicht auf die Zergliederung der Leb kräfte einliefs, ganz übersehen wurde. Wäre im B nianismus erkannt worden, dafs der Erregungspro ein doppelter: nämlich 1) ein äufserer und 2) ein Sel erregungsprocefs sei, so hätten die sogenannten inn Reize darin eine ganz andere Bedeutung erhalten viele Widersprüche hätten sich gelöst. Aus allem sen wird es klar sein, wie sehr viel weiter und Bedürfnissen der Wissenschaft entsprechender, die felandsche Erregungstheorie, welche die Begriffe Dynamismus in sich aufnahm und verarbeitete, ersch und wie sehr es wünschenswerth ist, dafs dem G der modernen Medizin gemäfs, in diesem Sinne sich Principien unserer Wissenschaft mehr ausbilden.

Dr. C. H. Schultz.

№ 110.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

CXI.

Andeutungen über Landschaftsgärtnerei verbunden mit der Beschreibung ihrer practischen Anwendung in Muskau. Vom Fürsten von Pückler-Muskau. Mit 44 Ansichten und 4 Grundplänen. Stuttgart, 1834. *Hallberger'sche Verlagshandlung.* 288 S. 8.

So gewiſs es ist, daſs die äuſsere Form und der eigenthümliche Typus der Bildung, in welchem irgend ein organisches Wesen und zuhöchst der Mensch erscheint, jedesmal ein bald leichter, bald schwerer zu verstehender Ausdruck gerade dieser besonderen Individualität sei, so gewiſs darf man auch sagen, daſs auf gleiche Weise der gewählte Aufenthalt, die Art, wie man diesen Aufenthalt sich angenehm zu machen, denselben zu verzieren und zu genieſsen sucht, stets von höchster Bedeutung erscheine, um die Eigenthümlichkeit irgend eines Menschen noch näher zu bezeichnen. Wenn daher Jemand einmal den Ausdruck brauchte, die Art, wie dieses oder jenes Individuum sein Haus, seine Wohnung, sein Zimmer anzuordnen und zu halten gewohnt sei, könne die äuſsere Hieroglyphe seiner innern Persönlichkeit genannt werden, so stimmen wir diesem Ausspruche nicht nur vollkommen bei, sondern sind noch überdies der Meinung, daſs derselbe viel weiter ausgedehnt werden könne und auf tausenderlei Aeuſserlichkeiten, Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche seine Anwendung gestatte. Bei dieser Rücksicht ist es aber ins Besondere, daſs wir die Möglichkeit erkennen, durch das Studium der verschiedenen Gebräuche, Kleidungen, Wohnungen, Hausgeräthe u. s. w. bei verschiedenen Völkerschaften und zu verschiedenen Zeiten, auf das Feld einer, wir möchten sagen vergleichenden menschlichen Psychologie, zurückgeführt zu werden, und wir dürfen wohl allerdings behaupten, daſs uns die Eigenthümlichkeit eines Menschen in einem hohen Grade vorstellig werden müsse, sobald es möglich geworden ist, uns seine sämmtlichen äuſseren Umgebungen, seine Wohnung, Kleidung, Lebensweise u. s. w. vollkommen deutlich zu machen. In dieser Beziehung ist es nun auch, daſs es eines Theil ein besonderes Interesse gewähren müſste, vergleichend zusammenzustellen, auf welche verschiedene Weise der Mensch in verschiedenen Ländern und Zeiten gesucht hat, seinen Wohnsitz mit bald kleinern, bald gröſsern, bald einfachen, bald prächtigen Gartenanlagen zu umgeben und diese Anlagen bald vorzugsweise dem Nutzen und der Sorge für seine Ernährung, bald vorzugsweise seinem Vergnügen, ja seiner Ueppigkeit zu widmen; andern Theils muſs es aber auch eine wichtige Aufgabe genannt werden, nach genauer Kenntniſs des gegenwärtigen Zustandes unserer gesellschaftlichen Verhältnisse und unserer gegenwärtigen Cultur mit Aufmerksamkeit und Scharfsinn zu untersuchen, welche Art, namentlich von gröſsern Gartenanlagen für unsere Zeit und unsere Gegenden als die angemessenste, geschmackvollste und der weitern Ausbildung ächten Natursinnes förderlichste dargestellt zu werden verdiene. Das hier vorliegende Werk hat sich ins Besondere letztere Aufgabe als Ziel gesteckt, und der Leser ist um so sicherer berechtigt, hierüber bedeutende und nutzbare Erörterungen zu erfahren, da sie von einem Manne herrühren, welcher als geistreicher Schriftsteller längst bekannt, seine Kenntnisse in diesem Felde durch die ausgedehntesten eignen mit dem gröſsten Aufwande begründeten Anlagen bewiesen hat; ja erfahren wir gegenwärtig, daſs der Verfasser so eben auf einer Reise durch das alte Wunderland Aegypten und den Orient, durch die Türkei und Griechenland begriffen sei, so sprechen wir um so mehr die Hoffnung aus, daſs eben derselbe zu einer andern Zeit auch einmal die Lösung der erstern Aufgabe unternehmen werde und dürfen vielleicht seine jetzige Reise um so bestimm-

ter als Vorbereitung hierzu ansehen, als schon Link in seinem Buche: die Urwelt, mit grofser Bestimmtheit nachgewiesen hat, dafs alle eigentliche Gartenkunst aus dem Orient, ja aus dem östlichen Asien und zwar zumeist erst in Folge der Kreuzzüge nach Europa gebracht worden sei. Und welche reiche Gelegenheit zu interessanten Vergleichungen und scharfsinnigen Bemerkungen würde sich nicht allein darbieten, wenn man nur das höchst eigenthümliche Verhältnifs der italiänischen, der französischen und der englischen Gartenkunst gründlich erörtern, und es mit den Eigenthümlichkeiten dieser verschiedenen Nationen vergleichen wollte! —

Um nun dem Leser einen Ueberblick zu geben, von dem was in der hier vorliegenden fürstlichen Gabe geboten sei, wird ein doch einigermafsen tieferes Eingehen in die einzelnen Abschnitte unerläfslich und geben wir uns daran jetzt diesen Gang, ganz unserer Sinnesart gemäfs zu versuchen, so hoffen wir dadurch zugleich dem besonderen Wunsche des Gebers zu genügen, welcher diese seine Bestrebungen von Jemandem beurtheilt und gewürdigt wünschte, welcher seinen Sinn für landschaftliche Schönheiten der Natur durch eigne, wenn auch von denen des Verfs. ganz verschiedenartige Leistungen bewährt hätte.

„Wir sind, man mufs es gestehen, in einem grofsen Theile von Deutschland, kaum noch zur zweckmäfsigen Verfolgung des eignen Nutzens aufgewacht, und nur Wenige haben ihren Sinn und ihr Bestreben vorzugsweise, ohne Rücksicht auf Vortheil, blofs dem Schönen zugewendet; eine allgemeine verständige Verbindung beider Zwecke wird noch seltener angetroffen."

In diesen Anfangs-Worten der Einleitung drückt sich so ziemlich die Richtung aus, nach welcher der Verf. seine Leser aufmerksam zu machen sucht auf zweckmäfsige Verschönerung der Gärten und namentlich der Umgebungen ihrer Landgüter, dabei noch manche bei uns obwaltende Mifsbräuche rügend und England, wenn auch nicht als unbedingtes Muster, doch als sehr wohl zu brauchendes Vorbild zu dergleichen Verbesserungen aufstellend. — Das Buch selbst zerfällt dann in zwei Abtheilungen. Die erste: Andeutungen für Landschaftsgärtnerei im Allgemeinen, die zweite: Beschreibung des Parks zu Muskau und seiner Entstehung. Die zweite, in mehrere Unterabtheilungen, nach den verschiednen zu nehmenden Wegen geordnet, läfst hier eine besondere Anzeige natürlich nicht zu kann nur einladen, an Ort und Stelle sich von Anmuthigen dieser seit Jahren von vielen Fremde suchten und mit Beifall gesehenen Anlagen zu üb gen und auch denen, welche dieses gerade nicht kö wird aus der Betrachtung der gröfstentheils sehr gezeichneten und geschmackvoll lithographirten das Freundliche und Zierliche dieser Oertlichke leuchten. Die Tafeln 15. 19. 20. 29., die vor hübsch gezeichnete Tafel 38. so wie die grofsen fügten Pläne sind vorzüglich geeignet, sich ein ches Bild dieses in einer von der Natur nicht se günstigten Gegend geschaffenen Aufenthaltes zu genwärtigen, und wir können nur dabei wünsche dem Ordner und Erhalter derselben nach mannigf Lebenserfahrungen sich das bewähre, was im Ve nifs altpersischen Glaubens in Goethe's *„Parsi* gesagt ist, wenn es heifst:

„Habt ihr Erd' und Wasser so im Reinen,
Wird die Sonne gern durch Lüfte scheinen,
Wo sie ihrer würdig aufgenommen,
Leben wirkt, dem Leben Heil und Frommen."

Was dagegen die erste Abtheilung betrifft, so b wir uns hier noch einige nähere Beleuchtungen e zelnen Abschnitte, in welchen der Verfasser se danken über Gartenanlagen im Allgemeinen aus chen hat, vor.

Zuerst gestehen wir hier nun frei, dafs wir einleitende Betrachtungen *darüber* vermifst habe che Oertlichkeiten überhaupt gewählt werden um Anlagen solcher Art zu versuchen. Es sche nämlich, dafs, wenn von gröfseren Unternehmung ser Art die Rede ist, sich wohl vorher die Fra dringen müsse, ob diese oder jene Oertlichke eine solche Bemühung und einen solchen Aufwa diene? — Der verewigte Jean Paul rief in seine schule der Aesthetik denjenigen, welche sich durch philosophische Studien zu Dichtern bilden wollte

„Vor allen Dingen, liebe Leute, habt Genie!"

und so meinen wir, verhält es sich auch mit d zierung und Verschönerung der freien Natur; vo Dingen soll etwas da sein, was des Verzierens u Geniefsens werth ist, bevor besondere Bestrebu dieser Beziehung gemacht werden. Es kommt mehr oder weniger entweder auf blofse Architekt auch ungenügende Tändelei hinaus. Ist man nu

ch darüber einig, so ist es ferner eine nicht unwich-
e Aufgabe, nun mit feinem Natursinne aus dieser
ttlichkeit heraus zu fühlen, für welche Art weiterer
sbildung und Verschönerung sie ins Besondere geeig-
sei. Auf diese Weise gelingt es ja wohl zuweilen
Maler, dafs, wenn er irgend eine ganz einfache
urscene ihrem innern Sinne nach aufzufassen und
der darzustellen versteht, er aus den einfachsten Mo-
n das interessanteste Kunstwerk darstellt; und ebenso
n es dem Pädagogen, nämlich dem, der es wahrhaft
gelingen, wenn er die Eigenthümlichkeiten eines Kin-
recht erkannt hat, selbst bei mäfsigen Anlagen zu
vickelung einer höchst bedeutenden Persönlichkeit
utragen. Zwar sagt der Verf. im 1. Abschnitt der
btheilung, es müsse eine Gartenanlage auf *einer*
idee beruhen und es könne dieselbe *auch mit*
h die vorgefundene Localität bedingt werden; allein
scheint es, dafs wohl hier tiefer hätte eingegangen
en können. Im zweiten Abschnitte, über vergrö-
Ausdehnung der Gartenanlagen, sind über das
st Relative dieser Begriffe und über die Art, wie
urch eine sinnige Anordnung das Kleine grofs, so
anderntheils durch eine abgeschmackte Anordnung
rofse klein erscheinen kann, sehr feine Bemerkun-
mitgetheilt. Eben so scheint uns gröfstentheils
mäfsig, was im 3. Abschnitte über die Umschlie-
und im 4. Abschnitte über die Gruppirung land-
licher Anlagen im Grofsen, so wie die der Ge-
gesagt ist; nur scheint uns, dafs von allen diesen
n gerade eben so wie bei den eigentlichen Wer-
ildender Kunst allgemeine Regeln immer nur sehr
ten Werth haben können; und wenn der Verf.
S. 38. bei Wohngebäuden eines Parks eine ge-
Unregelmäfsigkeit derselben der reinen Symmetrie
ht, so geben wir zwar gern zu, dafs, sobald in
Unregelmäfsigkeit eine geschichtliche Bedeutung
r allmählichen Entstehung der Wohnungen sich
thut (wie man dies bei manchen durch Jahrhun-
n- und fortgebaueten Schlössern mit Vergnügen
t), diese Unregelmäfsigkeit dann sehr malerisch
nen könne; möchten aber doch hieraus keine
eine Regel entnehmen, da wir uns sehr wohl auch
hr symmetrische Baulichkeit mitten in einer an-
tenen Parkanlage als höchst anmuthig vorstellen
n.
er fünfte Abschnitt enthält über verschiedene Be-
deutungen und Anordnungen von Park und Gärten
manche lehrreiche Andeutung, doch hätte wohl bei der
Erwähnung der Wintergärten und Treibhäuser hier eine
passende Stelle gefunden, was über sinnvolle Anordnung
der letzteren gesagt werden kann, wenn sie, wie z. B.
das prachtvolle Palmenhaus auf der Pfaueninsel bei Potsdam, sich die Aufgabe stellen, das Bild einer reicheren
und üppigeren Vegetation aus einer fremden Himmelsgegend in beschränktem Raume nachzubilden. Der
sechste Abschnitt ist für das Materielle der Anlegung
von Park, Wiesen und Gartenrasen sehr lehrreich, und
eben so, was über das Versetzen gröfserer Bäume im
siebenten Abschnitt gesagt ist. Dem Fürsten ist es gelungen, Bäume von 80 Fufs Höhe mit Beibehaltung aller
Aeste und Wurzeln zu versetzen, und aufser den belehrenden Mittheilungen hierüber mögen die Winke über
anmuthigere Anpflanzungen von Gebüschen und eine
bessere weniger jene Art von verzweifelnder Langeweile
herbeiführende Weise, Alleen an den Landstrafsen anzulegen, alle Beachtung erhalten. Der folgende Abschnitt beschäftigt sich mit zweckmäfsiger Anlegung der
Wege; der 9. und 10. erwägt die Leitung und Ausbreitung des Wassers und die Verzierung der Inseln. In
dem 10. Abschnitte, wo von den Felsen die Rede ist,
scheint der Verf. selbst das Mifsliche solcher Nachbildungen zu fühlen und geht ziemlich schnell darüber hin.
Der 12. u. 13. Abschnitt von den Erdarbeiten und von Erhaltung der Garten- und Parkanlagen überhaupt, schliefsen
die erste Abtheilung dieser harmlosen und doch lehrreichen, mit viel Eleganz in Druck und Papier ausgestatteten Schrift, wir aber schliefsen mit ihnen die Betrachtung des Ganzen, indem wir wünschen, dafs dem Fürsten auch fernerhin die Erwägung und Vervollkommnung einer heitern, den feinern Lebensgenufs befördernden Kunst genehm bleiben möge, einer Kunst, welche
der nach allen Seiten hin Leben spendende Goethe einst
an den Ufern der Ilm pflegte und ehrte, indem er in
dem unter seinen Händen gediehenen Park von Weimar dem *Genio hujus loci* ein einfaches Denkmal
gründete.

Carus.

CXII.

Epaminondas und Thebens Kampf um die Hegemonie von Ed. Bauch. Breslau, Max und Comp. 1834. 84 *S. gr.* 8.

Herr Bauch hat sich einen reichhaltigen und höchst interessanten Stoff zur Eröffnung seiner schriftstellerischen Thätig-

keit erwählt. Epaminondas ist eine der herrlichsten Gestalten des Alterthums, der philosophische und im Griechischen Sinn religiöseste Staatsmann, der vollendete Strateg; neben ihm der feurige und poetische Pelopidas, das ganze Thebanische Volk aufgeregt durch Liebe und Hafs, die kräftigsten Athleten durchglüht von Ehrgeiz. Was für ein vielsagendes Lob spendet der karge Xenophon dem Epaminondas, wo er sich verwundert, wie das ganze Heer der Böoter vor der Schlacht von Mantinea ganz allein auf Epaminondas blickte, alle Mühseligkeit bei Tag und Nacht freudig ertrug, keiner Gefahr sich entzog, und sobald *er* eine Schlacht ansagte, sogleich nur bedacht war Helme und Schilde zu putzen, Schwerdter und Lanzen zu schleifen, die Arkader Thebaner sein wollten, und niemand im ganzen Heere daran zweifelte unter seiner Führung zum Sieg und Ruhm zu gehen! Ja, Epaminondas ist Theben, und Thebens Ruhm ist Epaminondas. Es giebt kein leuchtenderes Beispiel in der Geschichte, wie *ein* Mann durch Tiefe der Gesinnung ein ganzes Volk durchdringen und erheben kann. Hr. Bauch konnte zuversichtlich die beiden Stoffe, Epaminondas Leben und Thebens Hegemonie, vereinigen oder den einen dem andern unterordnen, aber dazu gehörte diejenige künstlerische Sicherheit, die ihm noch fehlt. Was er jetzt geliefert hat, ist weder Biographie noch Spezialgeschichte eines Zeitraumes in der Entwicklung des Griechischen Volks. Biographie ist es nicht, der Anlage nach, denn der Verf. kommt S. 7 nur beiläufig auf Epaminondas, indem er erzählt, dafs die Spartanische Verfolgung in Theben *ihn nicht* traf, und von dieser Negative bahnt er sich den Weg zum Positiven mit folgenden Worten: „Es mag hier *nachgeholt* werden, was wir von seiner Jugend erfahren." Und fernerhin wird das interessanteste Biographische in die Noten verwiesen, ohne im Text zu einem vollständigen Bilde des Mannes verarbeitet zu werden. Aber auch eine Spezialgeschichte der grofsen Begebenheit ist es nicht. Diese geht doch offenbar von der widerrechtlichen Besetzung der Kadmea durch die Spartaner aus. Und eine so wichtige Begebenheit führt Hr. Bauch beinah als Nebensache Seite 6 mit den Worten ein: „Es ist *bekannt*, wie wenige Jahre darauf der Spartiate Phöbidas — die Kadmea besetzte." Dergestalt ist es auch *bekannt*, dafs die Spartaner bei Leuktra geschlagen wurden. Wollte Hr. Bauch Thebens Kampf um die Hegemonie darstellen, so mufste er auf den Geist des Thebanischen Volks, auf die Zustände Böotiens und auf die Politik der einzelnen Griechischen Staaten bei weitem tiefer eingehen, als er es gethan hat. Nur ganz beiläufig wird Athens gedacht; die verworrenen Zustände in Arkadien, von denen doch Epaminondas Strategie und Thebens Politik ganz abhängt, werden nicht gründlich beleuchtet; vor allem aber erfahren wir gar nichts Spezielles über die Verfassung Thebens, über die Anordnung der Verhältnisse zum übrigen Böotien, über die Wahl, Zahl und Befugnisse der Böotarchen, die Lokalität der Städte, die Kräfte und Mittel des Volks. Es ist wirklich merkwürdig, wie Hr. Bauch den Kampf Thebens um die Hegemonie Griechenlands beschreiben will, ohne sich vorher so genau als möglich mit dem Leser über die Bedingungen und die ersten Schritte dazu verständigt zu haben. S. 20 heifst es: „Theben strebte in dieser Zeit *immer mehr* nicht nur Bundesvorort, sondern Hauptstadt des Landes zu werden." Aber gerade dies *immer mehr*, da es ein Präcedens voraussetzt, und der Unterschied zwischen einem Vorort und einer Hauptstadt, wie Hr. Bauch diese Wörter gebraucht, mufste entwickelt werden. Er sagt freilich in der Vorrede, „er h[abe] sich die Geschichte [und] Cultur des Böotischen Bundeslandes zur Aufgabe für gereiftere Jahre und Studien gestellt." So bleibt uns also für die gegenwärtige Schrift nur zu bedauern übrig, dafs er nicht wenigstens einen Theil dieser Aufgabe bereits erfüllt hatte. Was der V[erf.] für jetzt leistet, ist dies, dafs er alles Factische, was sich a[uf] Thebens Geschichte von der Einnahme der Kadmea an bis a[uf] die Schlacht bei Mantinea bezieht, hauptsächlich aus Xenoph[on] und Diodorus, aber auch mit Berücksichtigung der Abweichungen und Nachträge bei anderen Autoren, fleifsig zusammenstellt; aber was von ihm selbst hätte ausgehen sollen, die Construction alles Einzelnen zu einem lebendigen Gesammtbilde [des] Volks in der Zeit, das fehlt noch gröfstentheils. Ein stilistisches Ornament, dafs er Epaminondas vor der Schlacht von Leuktra eine Rede halten läfst, und darin die ganze Masse der Prophezeiungen und Vorbedeutungen, die den Sturz der Spartanischen Herrschaft begleiten, einflicht, wird schwerlich auf Thucydideische Angemessenheit Anspruch machen konnen. Nach Art [der] Alten waren diese Omina in der Erzählung zur Spannung [des] Lesers zu benutzen, für uns bezeugen sie die Wichtigkeit, welche die Zeitgenossen der Begebenheit beimafsen, im Mu[nde] des Feldherren macht ihre weitläuftige Herzählung und B[e]schreibung den angemessenen Eindruck nicht.

Im Uebrigen ist uns manches Einzelne aufgestofsen, w[as] ein schärferes Eingehen in die Sache vermissen läfst. Seite [...] heifst es: „Bald erhielt die heilige Schaar in der Kadmea [...]liche *Wohnung* und Unterricht." Dies wird in den Druckfe[hlern] verbessert „*und Unterhalt*." Wie kann sich Hr. Bauch der[glei]chen denken? Plutarch im Pelop. 18 (nicht 23) sagt *δημοσ[ίᾳ] δίαιταν*. Das heifst aber nichts anders als sie erhielten ein [be]stimmtes Lokal auf der Burg angewiesen, wo sie sich in [den] Waffen üben konnten. S. 41 Note: „Xenophon giebt die T[od]ten in der Schlacht von Leuktra auf 1000 Lacedämonier [und] 400 Spartiaten an." Falsch. Xenoph. sagt deutlichst *συμπ[εσόν]των μὲν Λακεδαιμονίων χιλίους, αὐτῶν δὲ τῶν Σπαρτιατῶν [...] τετρακοσίους*, also im Ganzen Bürger von Sparta und Peri[öken] zusammen 1000. Und so sagt auch Plutarch an zwei Stel[len]. In der Beschreibung der Schlacht von Mantinea heifst es: [„er] verstärkte die Angriffsmasse *nach vornen*, während er den sch[wä]cheren Theil des Heeres *mehr in den Hintergrund* stellte." W[as] ist das *Nach vornen* und *mehr in den Hintergrund*! Xenoph[on] ist d[eu]tlich genug: *ἔμβολον ποιήσας πόῤῥω ἀπέστησεν*, d. h. er [bil]dete eine Colonne im Centrum, wo er sich befund, und ma[chte] mit dieser den Angriff um die feindliche Linie zu sprengen, [den] Flügel versagte er. Warum entzieht Herr Bauch dem E[pa]minondas seinen letzten Trost? Er sagt: „er starb wahrsche[in]lich nicht in dem Glauben, dafs der Sieg seinem Vaterlande [ge]höre." Warum? „Weil er Frieden zu machen rieth." Aller[dings] war sich der tiefdenkende Mann wohl bewufst, was Theben [an] ihm verlor. Aber macht man Frieden nicht am besten [nach] dem Siege? Xenophon fälscht aus Vorliebe für die Lace[dämo]nier das Resultat des glorreichen Kampfes, wenn er sagt: [nach] der Schlacht entstand noch gröfsere Verworrenheit in Griech[en]land, als vorher war. Denn der Friede folgte unmittelbar, [und] Theben errichte darin was es nur wünschen konnte, [dafs] Athen von Sparta abtrat, und alle Staaten Messeniens Sel[bst]ständigkeit anerkannten. Sparta schlofs sich deshalb von [dem] Frieden aus: desto besser für Theben: denn Sparta setzte [sich] dadurch in immerwährenden Kriegszustand gegen Megalo[polis] und Messene, und nöthigte diese an Theben zu halten.

C. G. Zumpt.

№ 111.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

CXIII.

Gruppe: Wendepunkt der Philosophie im ..zehnten Jahrhundert. Berlin, 1834. X. | *S.* 8.

31 gab Hr. Gruppe seinen Antäus heraus. Die- ese sollte die speculative Philosophie sein. Das glaubt, nach den eigenen Worten des Verfs., den r allein dann bekämpft „wenn der Mensch, ein der Erde, den Boden nicht unter den Füfsen ver- us dem er mit seinem Wissen und Denken em- achsen." Ich nahm an jenem Titel einigen An- Will man in Mythen sprechen, so schien mir das treffendste Bild luftiger Speculation, Antäus meinen Erfahrungswissenschaft, welche so lange und tüchtig ist, als sie durch Berührung mit der Gäa sich erfrischt und sich nicht zum schwin- Flug unverstandener, metaphysischer Faseleien n läfst. Herakles, der Sohn einer reizenden hen und des wissenden Zeus, kann ein Bild der tion werden. Auf der Erde fufsend, aber den zum strahlenden Aether gewandt, hält er den so lange in die Luft, bis er ausathmet. Hera- fste der Titel des Buchs sein.

gewandter Sprache regte es tausendfache Dinge eschichte der Philosophie, Naturwissenschaft, k, Theologie, Sprachwissenschaft, Philosophie chichte, Pietismus wurden in den Briefen be- . Zum erstenmal erfuhr die Welt unwiderleg- dumm doch im Grunde alle von ihr gepriese- culativen Philosophen gewesen sind und noch gleich wir jetzt vergleichende Natur- und Sprach- aben. Ob sich die Geschichte der speculativen hie an Hrn. Gr. wegen dieses Verraths ihres Geheimnisses vielleicht einst dadurch rächen fs sie seine gescheuten Entdeckungen, den merk- n Wendepunkt, mit Stillschweigen übergeht? Denn die unangenehme Wahrheit ignorirt man gern und Hr. G. ist fürchterlich wahr. Mit bewundernswerther Leichtigkeit spricht er das Unerhörteste aus, z. B. dafs Plato und Aristoteles keine selbstständige Forscher und ohne klares Bewufstsein über ihre Lehre gewesen wären (S. 296) u. dgl. m. Doch gestehen wir gern, dafs uns die offene Dreistigkeit Gruppe's immerhin besser gefällt, als die katzenbuckelhafte Schmiegsamkeit und amphibolische, im Tadel liebkosende, im Lob verwundende Manier einiger unserer Kritiker, die, sobald es zum entscheidenden Kampf kommen soll, immer vorgeben, es sei nicht der Ort, tiefer einzudringen.

Uebrigens war die Briefform nur das Mittel, ganz nach Belieben, ohne innere Consequenz, bald von diesem, bald von jenem schwatzen zu können. Nach seinen dichterischen Leistungen in den Winden und im Alboin trauen wir Hrn. G. unbedenklich das Talent zu, einen Briefwechsel zu schreiben. Damals konnte oder wollte er sich nicht die Zeit dazu nehmen und gab nur desultorische Abhandlungen mit der Ueberschrift: mein Freund. Die fieberhafte Bewegung, in welche so Viele durch die Mannigfaltigkeit unserer heutigen Interessen versetzt sind, ja die wohl uns Alle jetzt mehr oder weniger ergriffen hat, klopft in jenem Buch mit raschen Pulsschlägen. Der Vf. hat so Viel und Vielerlei gelesen, empfunden, gedacht, geschaut und nun dringt bald dies bald jenes an ihn heran, so dafs er gar nicht recht zu sich selbst kommt und sich bei dem Versuch, die Erscheinungen zu bewältigen, selbst in sie verliert. Wir führen nur Eines an. Er greift die Hegelsche Philosophie der Geschichte an, weil sie die Freiheit des Geistes zum Princip ihrer Nothwendigkeit macht. Er wirft dagegen die Instanz des Klimatischen ein, was die leibliche und geistige Physiognomie eines Volkes entschieden bestimme. Nun glauben wir nach dem, was Hegel in der Encyklopädie über die Unterschiede der Raçen, der Stamm- und Localgeister sagt, dafs er gewifs nicht

im Entferntesten geleugnet haben wird, wie jeder Volksgeist sich mit einer bestimmten Natur vermählt, so dafs die physikalische Beschaffenheit eines Landes in der Bildung des Geistes ein nothwendiges Moment ausmacht und in seiner individuellen Erscheinung sich ausprägt. Karl Ritter's geistreiche Erdkunde kann zur Hegelschen Geschichtsphilosophie sich unmöglich feindselig verhalten. Gruppe, das geographische Moment als Basis der Geschichte fixirend, geht aber so weit, dafs er alle geschichtliche Formation aus der Gestaltung der Gebirge, Ströme, aus der Eigenheit der Atmosphäre u. s. w. ableitet und in seiner ironisirenden Opposition die chinesische Unkunst aus dem mifsförmigen Habitus der mongolischen Raçe, die behaglich breite Betriebsamkeit des Holländers aus seinen Canalbauten, die schnellkräftige Industrie des Engländers aus seinen grofsen Steinkohlenlagern u. s. w. deducirt. —

Das vorliegende Buch trägt nun denselben Inhalt, wie der Antäus, vor, nur ruhiger und geordneter. Nach einem derben Manifest gegen alle Metaphysik und einer Wiederholung seiner Theorie des Denkens in Verhältnifs zur Sprache folgt eine Kritik der bedeutendsten philosophischen Systeme und auf diese eine Exposition der Methode, durch welche Hr. G. die ganze Philosophie umgestalten will. Das kritische Verdienst ist sein gröfstes; seine Umrisse fremder Philosopheme sind oft treffend, einzelne Bemerkungen neu und glücklich. Was aber den Kern seiner Ansicht betrifft, so wird er sich in seiner Erwartung, die Philosophie einem Wendepunkt entgegenzuführen, gänzlich täuschen. Wie in Frankreich die politischen Parteien sich erst gar nicht mit dem Gedanken befreunden können, dafs die Revolution keine permanente zu sein vermag, so wiederkäut auch die deutsche Literatur noch immer den Gedanken, durch eine Revolution der Philosophie endlich das System zu schaffen, von dem man sagen könne: *il sera desormais une vérité.* Das Hegelsche soll es einmal nicht sein. Dies allein wird für ausgemachte Wahrheit gehalten. Obschon man seine Anhänger, z. B. mich selbst, wüthende Fanatiker nennt, so soll es selbst doch nur ein charakterloses *juste milieu* für die preufsischen Zustände sein. Eine solche Insinuation ist absolut begreiflich. Der Neoschellingianismus, Stahl, Sengler, Bachmann, Fischer, Weifse, Fichte, Branifs, Gruppe und anonyme Stimmen erheben sich gegen Hegel und verheifsen eine andere Aera der Philosophie. Gruppe's Wendepunkt würde sie aber, da er gar nichts enthält, was nicht sc dagewesen wäre, nur rückwärts wenden. Er geht a lich davon aus, dafs die Philosophie, verführt durch Autorität des Aristotelischen Organons, sich in ei Hexenkreis realitätsloser Begriffe eingepfercht h Wolle sie nun aus demselben heraus, so vermöge das nur durch eine Methode, welche sie die Ers nungen im Verhältnifs ihrer wahrhaften Abhängi von einander begreifen lehrt. Die Erfahrung giebt einen mannigfaltigen Stoff, der aber das Erkenne seiner unmittelbaren Zusammenhanglosigkeit nicht friedigt. Der Zusammenhang erst macht die Phäno interessant. Man mufs also die Erscheinungen ve chen, um in ihnen das Gemeinsame aufzufinden. Vergleichen ist Urtheilen und in der Uebertragun Gleichheit auf das Verschiedene liegt das Wesen ächten Erkenntnifsactes. Die Forschung darf abe Vergleichen nie abschliefsen; sie mufs ununterbre fortschreiten und sich, um zur immer gröfseren Ve fachung des Mannigfaltigen zu gelangen, um die a meinen Gesetze zu entdecken, die Aussicht in die endliche Verflechtung der Dinge offen erhalten. Sprache ist nur Mittel der Darstellung. Sie hat Sinn nur den bestimmten Erscheinungen und Ans ungen gegenüber. Aufserdem wird sie flach und deutig. Sie sagt in ihrer Relativität nicht mehr, sie ursprünglich sagt. Die Methode mufs daher seits die Geschichte der Phänomene controliren, um Erscheinung in ihrer Eigenthümlichkeit zu ergr ihre specifische Dignität nicht zu verletzen, die m che Abhängigkeit der einen von der anderen nicht künstliche Combination zu verwirren. Andererseits sie die Geschichte der Sprache controliren, um Wort in seiner wahrhaften und wechselnden Bede zu gebrauchen, die Worte nicht für sich schon al griffe gelten zu lassen und den Gedanken in seine burtsfrische, wie er dem denkenden Geist entkeim erfassen.

Dies ist die Summe der neuen Gruppe'schen T rie, die uns für den Standpunkt der Beobachtung vernünftig erscheint. Wir müssen uns aber hö wundern, wenn Hr. G. damit etwas Neues gesa haben glaubt. Als die mittelalterliche Scholastik i rer logischen Trunkenheit die Vernunft dem Ver desschlufs geopfert hatte, da konnte Baco mit re Recht gegen sie auf die Natur, auf das Object, zu

Interwerfung des Erkennens unter dasselbe hinweisen. Von dem Rechnen mit gehaltlosen Begriffen, vom Spiel mit leblosen Formeln konnte er zur Anschauung des Gegebenen aufrufen und eine Restauration der Wissenschaft proclamiren. Vom düstern Beinhause verknöcherter Abstractionen führte er die Menschheit in den heiteren Garten des ewig blühenden Naturlebens. Aus einer Wahl, ohne Noth, macht Hr. G. seine Stellung zu einer ähnlichen, nur dafs er zur Naturempirie noch die vergleichende Sprachanatomie hinzufügt, welche Baco noch nicht kannte und die erst in der jüngeren Zeit durch Grimm, Bopp, v. Humboldt u. A. geschaffen ist. Hat er aber, wie Baco, ein Recht zur Polemik gegen die Speculation? Wir dächten, so wenig, als jetzt die Speculation wegen der Empirie sich beklagen darf. Die Speculation ist seit Baco empirischer, die Empirie seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts speculativer geworden. Seit Kant hat die Speculation entschieden ihren Blick nicht mehr träumerisch über die Erde in eine gestaltlose Ideenwelt hinausschweifen lassen. Im Gegentheil hat sie den Trieb empirischer Forschung genährt und nur theils den Cruditäten der ganz gedankenlosen, das Object blödsinnig anstierenden Empirie, theils der schlechten Metaphysik und Logik sich widersetzt, welche die Klarheit der Phänomene durch einen Qualm schlechter Hypothesen und unkritisch gebrauchter Kategorieen, wie besonders Atom, Kraft, Ursach, trüben, was Hr. Gr. selbst den Naturforschern zum bittern Vorwurf macht. Wenn Kant erklärte, dafs das Ding-an-sich unbegreiflich sei, so mufste sich die Wissenschaft, welche das Urtheil zu ihrem Vorurtheil, zu ihrer Ueberzeugung machte, desto fester an die einzig zugängliche Welt der Erscheinungen anklammern. Wenn Schelling in Natur und Geschichte das schöpferische Weben des göttlichen Geistes zu ahnen und zu deuten anfing, so mufste das die Begeisterung für die Kenntnifs der Thatsachen erfüllen. Wenn Hegel die Metaphysik und Logik der Philosophie der Natur und des Geistes coordinirte, so mufste der Wahn verschwinden, als wäre die Metaphysik eine vornehmere Richtung der Philosophie, aber, wegen der Immanenz des Logischen im Natürlichen und Geistigen auch der Wahn, als wären die logischen Formen und metaphysischen Kategorieen nur eine Garderobe fertiger Kleider, in welche die Phänomene der Natur und Geschichte nur eingehüllt würden, um sich in der Gesellschaft der Herrn Philosophen standesmäfsig zeigen zu dürfen. Da dem Object der Erfahrungswissenschaften der Begriff an und für sich immanent ist, so können sie gar nicht anders, als auf Momente des Begriffs zu stofsen. Der Begriff ist das gelobte Land, zu welchem ihre Sehnsucht, ihnen oft unbewufst, sie durch die Wüste der einzelnen Wahrnehmungen und Versuche hintreibt. Je mehr sie seiner Gliederung sich nähern, um so lichtvoller und fruchtbarer ist die Erfahrung. Kein Physiker und Historiker, wenn er nicht ganz zum blofsen Instrument und Document geworden, wird sich heut zu Tage mit der rohen Thatsache begnügen. Man will allgemein, auch wo man, aus Furcht vor Leerheit, gegen Einmischung des Philosophirens protestirt, den Verband der Facta. In diesem Trieb liegt es, wenn wir, um ein Lieblingsbeispiel des Verfs. anzuführen, die Physik vom Magnetismus und der Elektricität zum Galvanismus, so zum Elektrochemismus und, seit Faraday's Entdeckung, zum elektro-chemischen Magnetismus fortschreiten sahen. Hierin liegt es, wenn die Weltgeschichte sich uns nicht mehr in todte Massen zerbröckelt, sondern zum Organismus wird, in welchem die Völkerindividualitäten sich als Glieder regen. Hierin liegt es, wenn die Sprachen uns nicht mehr ein Aggregat von Wörtern, einen Wust trockener Regeln und Ausnahmen, sondern ein harmonisches Gebilde der reinsten Vernunftconsequenz darbieten. Hätte Hr. Gr. daher gesagt, der Wendepunkt unserer jetzigen Philosophie sei die reale Versöhnung der Empirie und Speculation, so würde er, statt Widerspruch, nur Zustimmung erfahren.

Nous ne voyons, que ce que nous sommes préparés de voir. Diesen Ausspruch Ramonds führt der Verf. beifällig an. Wir wenden ihn auf ihn selbst an. Er hat, wir müssen es ganz dürr heraussagen, das Wesen des Logischen und Metaphysischen total mifsverstanden und macht es daher zur Vogelscheuche, auf die er beständig schimpft. Wirklich hat es mit dem Logischen eine ähnliche Bewandnifs, wie mit jenen Silenstatuen der Alten, von denen Plato im Symposion spricht, welche, von Aufsen grämlich und häfslich, inwendig die entzückendsten Götterbilder verbargen. Hr. G. sieht in der sichtbaren Welt nicht das unsichtbare Reich der Kategorieen in der Fülle seines unendlichen Reizes. Er erblickt das Logische nur in den concreten Gestalten der Wörter und Phänomene. Um bei dem ganz Vereinzelten stehen zu bleiben, ist er zu gebildet. Er will das Wesen der Erscheinung, obschon er gern, um alle Er-

innerung an die ihm verhafste Ontologie zu entfernen, sich des Ausdrucks, Gesetz, Abhängigkeit der Erscheinungen von einander, Zusammenhang, bedient. Hier mufs er jedoch mit sich in Widerspruch gerathen. Er mufs die Kategorieen voraussetzen. Das Ding und seine Merkmale, Gattung und Individuum, Subject und Prädicat, Grund und Existenz, Einheit und Unterschied u. s. f. treten unaufhörlich, ungesucht, unabweisbar in seine Darstellung ein. Um seiner Methode nur irgend eine Handhabe finden zu können, mufs er selbst zum Logischen und Metaphysischen fortgehen und gewährt dabei das lächerliche Schauspiel, gegen das Denken durch den Gedanken zu kämpfen, dafs alle jene Kategorieen nur Worte, nichts als Worte wären. Die armen Worte, die sich gegen den Sprecher nicht vertheidigen können!

Wenn man im Buch die häufigen und herben Ausfälle gegen die gröfsten Philosophen wegen ihrer Verkennung des wahren Zieles der Philosophie gelesen hat; wenn man voll ist von Begierde, wie denn Hr. G. auf einigen Seiten das grofse Räthsel lösen und für solche Wohlthat sich den unsterblichen Dank der so lange im Dunkel tappenden Menschheit verdienen werde; wenn er endlich mit stolzer Süffisance die Ouvertüre des letzten Capitels in siegverkündenden Tönen erschmettern läfst und dann nur längst Bekanntes wieder flüchtig aufwärmt; sich immer, weil ihm das strenge Denken nicht zusagt, auf die Beispiele wirft, mit ihrem amüsanten Köder den Leser zu bestechen; in der Controlirung der Beobachtung weit hinter der Sorgfalt zurückbleibt, welche Baco im ersten Buch des Organon der Lehre von den Instanzen widmet; nur ganz nachlässig einige Winke verstreut und, nachdem er noch einen Pfeil gegen den Hochmuth und gegenseitigen Neid der philosophischen Schulen abgedrückt hat, sich Mitarbeiter wünscht, die grofse Metamorphose der Wissenschaft nach der neuen Methode in's Werk zu setzen: so ist man von solch naivem Uebermuth wirklich so aufser Fassung gesetzt, dafs man, da Hr. G. kein übler Komödiendichter ist, auf die Vermuthung geräth, sein ganzes Buch sei nur eine Farçe, das neunzehnte Jahrhundert zum Besten zu haben. Sich einzubilden, die Philosophen hätten von den griechischen Weisen an bis auf Hegel und Herbart und Cousin herunter die logischen und metaphysischen Bestimmungen zur Guillotine gemacht, unter welcher sie das vollsaftige Leben der Phänomene sich verbluten liefsen, um nachher die entseelten Schatten mit tyrannischer Willkür hin und her zu zerren; sie hätten, alle qualitative Eigenheit der Dinge vertilgend, mit unverzeihlicher Kurzsichtigkeit ein nur logisches Kriterium der Wahrheit festgehalten, besonders Aristoteles (Aristoteles, der Schöpfer der Naturgeschichte, dessen Problemata allein schon ein glänzender Beweis seiner feinsinnigen und vielseitigen Beobachtung wären); sie hätten das Verhältnifs zwischen Denken und Sprechen mifskannt und vom wahrhaften Erkenntnifsact, dem Vergleichen des Gegebenen, nichts gewufst — diese und andere Einbildungen gehören zu den Privatideen des Hrn. Gr., die er nun auch zum Gemeingut zu machen trachtet. — Charakteristisch ist für seine Manier, dafs er sich theils ganz im Allgemeinen hält, theils in das ganz Einzelne sich vergräbt, plötzlich einzelne Bücher, wenn es sein kann, weniger gelesene, einzelne Stellen, besonders abgelegnere, originaliter Griechisch, Englisch, Französisch citirt und commentirt. Der Adlerblick jener kategorisch hingestellten allgemeinen Uebersichten, die Erudition dieser Einzelheiten frappiren und nöthigen vor Hrn. Gr.'s kritischem Scharfsinn und vor seiner, ich möchte sagen, allgegenwärtigen Gelehrsamkeit billigen Respect ein. Allein wir vermissen ein inniges Durchdringen der Gegenstände. Die Besonderung, die Mitte zwischen dem Allgemeinen und Einzelnen, fehlt gröfstentheils. Daraus mufsten eine Menge Einseitigkeiten entstehen, welche der Mangel an überschauender Besonnenheit, ein hastiges Hin- und Herspringen, noch vermehrt. Am reichlichsten hat er seinen Tadel über das Hegelsche System S. 396 ergossen, in dessen Klängen nach S. 110 „nur Köpfe, welche schon längst an Hohles gewöhnt sind, Tiefe vernehmen können." Es mufs doch etwas an der Leerheit der Hegel'schen Schule daran sein, denn Hr. Gr. stimmt in seinem Urtheil mit dem eines Mannes überein, der in der Philosophie Zutrauen verdient: Hr. Schelling ist ganz der Meinung des Hrn. Gruppe.

Hr. Gr. spricht über die H.'sche Philosophie mit selbstgefälliger Sicherheit ab. Ob er sie aber studirt hat! Wir bezweifeln. Wenigstens bliebe uns unerklärlich, weshalb er das, was Hegel z. B. in der Vorrede zur zweiten Ausgabe der Logik von der Sprache sagt, was er in der Phänomenologie vom Standpunkt des Wahrnehmens und Beobachtens und in der Logik vom Reflexionsurtheil und Reflexionsschlufs entwickelt, mit absolutem Stillschweigen überginge, da an den zuletzt bezeichneten Orten die Methode, welche Gr. anstrebt, viel schärfer, als er selbst es thut, dargestellt, aber zugleich auch über ihre Beschränktheit zum Begriff hinaus geführt ist. Der Begriff ist die untrennbare Einheit sich widersprechender und dadurch gerade zusammenhängender Bestimmungen. Die burschicose Laune Hrn. Gr.'s nennt ihn kurzweg „Unsinn." Und doch hat er den Plato, der sich immer in der Dialektik bewegt, viel gelesen; doch freilich *nous ne voyons, que ce que nous sommes préparés de voir.* Das Ablehnen des Widerspruchs und eine dünkelhafte Eingenommenheit werden Hr. Gr. noch lange zum Feinde der Speculation machen und ihn, bei allem Reichthum an Talent, womit die Natur ihn ausgestattet hat, bei aller Regsamkeit seines Interesses, unfehlbar zwingen, statt einen Wendepunkt der Philosophie herbeizuführen, sich nur auf dem Absatz seiner eigenen, grundlosen Meinungen herumzudrehen.

Karl Rosenkranz.

№ 112.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

CXIV.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Drei Theile. Berlin, 1834. *Duncker und Humblot*. 588, 620 *u*. 598 *S*. *gr*. 8.

Der Genius dieses Buches hat nicht umsonst zu ...er Zeit gesprochen. Seit zwei Jahren, wo die erste ...trautere Mittheilung davon geschah, hat Rahels Geist ...rch alle Kreise des Lebens und der Gesellschaft eine ...sserordentliche Bewegung verbreitet, und die Erken...enden wie die Verkennenden haben selbst da, wo sie ... Gröfse einer solchen Persönlichkeit als etwas Drük...endes für angewohnte Auffassungsformen empfanden, ...nigstens das Uebergewicht und die Urmächtigkeit die... Erscheinung im Verschw...genen geehrt. Der ganz ...fernstehenden Stimmen ist nur eine einzige laut ge...rden, und zwar von Jena aus, diesem freundlichen ...kt einer stillen geistigen Gemeinsamkeit, wo der mit ... dortigen Lebenskreisen Vertraute sonst gerade der ...meinsten Verehrung für dies Buch begegnet. Viel...ht hat aber gerade diese dortige Begeisterung, wie ...zu geschehen pflegt, auf der andern Seite die Oppo...n wachgerufen, und einen verdrossenen Mann zu ...m flachen Ausfall, der auch nicht das geringste Op...tionstalent verrathen, veranlafst. Dagegen haben es ...erswo Andere von ihren verschiedenen Standpunkten ...ommen, und mit mehr oder weniger Bezüglichkeit ... zu eigen gemacht, während die Tieferdringenden ...de durch das, was hier für so Viele das Erschrek...de, ja das Entsetzliche ist, unendlich gelernt und ...onnen haben, nämlich durch die beispiellose *Auf...tigkeit*, mit der in Rahels Briefen das Geheimste und ...ehrlichste im Innern der menschlichen Natur an den ... gelegt und zu Worte gebracht wird. Diese Auf...tigkeit in Selbstbekenntnissen wie in Selbstkennt... war neu und einzig, und trat, bei aller Absichtslo...eit im momentanen Briefergufs, mit einem so grofs-artigen Talent des Beichtens hervor, dafs sogleich das Allgemeinste an das Individuellste geknüpft wurde, und an Pein und Weh persönlicher Zustände, Stimmungen und Geisteszuckungen das metaphysische Urweh des ganzen Weltuniversums wie zum Durchbruch und in Frage kam. Wenn im gemeinen Moralkatechismus unter den gebotenen Tugenden auch die *Aufrichtigkeit* steht, so bedenkt man doch selten, was dieses ungeheuere Wort, das oft wie ein zischendes Gorgonenhaupt mit giftiger Schlangenumwindung ins Leben tritt, im Eigentlichsten Alles in sich begreift. Gegen meinen Nächsten aufrichtig sein, d. h. nicht Nein zu sagen, wo ich Ja sage, ihm nicht zu verschweigen, wenn ich mich verheirathe, ein Loos in der Lotterie gewinne, oder meinen Bruder durch den Tod verliere, will anständige Bürgerpflicht und läfst ein gutes Herz zu; aber ob ich Alles, was auf dem Dunkelsten der Seele in mir vorgeht, was mir oft selbst kaum klar ist, und was wie ein tückisches Meer von ungezügelten Gedanken über Welt und Menschen aus mir herausbrechen würde, immer aussprechen und damit geltend machen soll? — Durch wie viele drohende Nachtgespenster würde ich da nicht meine Mitbürger beunruhigen! Eine gewisse Schamhaftigkeit umhüllt auch gerade die geheimste Gedankenwelt wie eine zartverschlossene Knospe, und manche verworrene Selbstgespräche, die Zweifel, Begierden, Wünsche und alle unsere himmelstürmende Metaphysik miteinander führen, verwehrt, zum Glück gesellschaftlicher Unbefangenheit, die Keuschheit des Mittheilens in ganzer Nacktheit laut werden zu lassen. Wenn daher Kant einmal sagte, die Menschen würden vor einander laufen, wenn sie sich immer in äufserster Offenheit einander gegenüberblicken sollten, so läfst sich dagegen auf der andern Seite wahrnehmen, wie jene jungfräuliche Keuschheit im Mittheilen des geheimsten Innenlebens in den Selbstbekenntnissen grofser Männer etwas Dichterisches zu der Wahrheit hinzusetzt, als ein milderndes und verschlei-

erndes Element unerträglicher Wirklichkeiten. So ist das „Wahrheit *und* Dichtung" gewissermafsen eine klassische Firma für Lebensbekenntnisse geworden und hat seitdem mannigfach den Confessionen anderer ausgezeichneter Persönlichkeiten gedient, während wir uns zugleich an jenen infernalischen Sack Goethes erinnern, von dem wir durch Falk in seinem bekannten Buche erfahren, und in den Alles von entstandenen Papieren und Schriften hineingesteckt wurde, was die Aufregung und Empörung der unmittelbarsten und allerinnersten Natur erzeugt, was ein monologisirender Groll des ringenden Geistes an schonungslosen Gedanken eingegeben, und was, um Entstellung der eigenen Persönlichkeit in den Augen des Publikums zu verhüten, für die späteste oder niemals erfolgende Mittheilung versteckt werden sollte. Und welcher grofse Geist hätte nicht ein solches infernalisches Bündel mit sich und in seinen Gedanken herumgeschleppt, dessen verborgene Flammen er sorgfältig zu hüten gehabt, und von wie Wenigen ist die Aufrichtigkeit so weit getrieben worden, dafs sie auch das gefährlichste Feuer, das im Geheimsten in ihnen loderte, knisternd und in ungeläuterter Schwere, wie es war, in die Welt hinausgeschüttet haben!

Dennoch erscheint es von Zeit zu Zeit wie eine erntereiche Wohlthat des Geschlechts, wenn Naturen, mit einer so ungeheuern Aufrichtigkeit begabt, hervortreten, deren Geist die Gewittermacht hat, das ganze Erdreich des innern Menschen zu unterwühlen, und bis in die versteckteste Blutader des Herzens beleuchtende Blitze zu schleudern, zugleich aber auch die erhabene Grausamkeit, dies eigene Herz mitten im zuckenden Lebenspuls in die Hand zu fassen und aus dem Busen herauszunehmen, um es sich mit Blut und Faser in seine Bestandtheile zu zerlegen! Da ist es, als bräche eine ganze Sündfluth von Fragen ohne Antwort, Zweifeln ohne Hoffnung, Betrachtungen ohne Ankergrund auf uns herein, und auf der gefahrvollen Arche, in der wir mit den letzten Trümmern der Schöpfung sitzen, dies Chaos von Himmel, Meer und Erde durchschwimmend, in die Elemente aufgelöst, harren wir mit banger Sehnsucht auf die endlich hereinflatternde Taube, die uns das grüne Oelblatt des Friedens bringen soll! Macht das Buch Rahel in seiner äufsersten und gewaltsamsten Metaphysik menschlicher Selbstbetrachtung zunächst diesen aufruhrartigen Natureindruck, so ist doch sogleich hinzuzunehmen, wie die Gedankenstürme, die hier rück-

haltlos aufgeschüttelt werden, befruchtend in die See[le]
greifen, das zum Leben Nothwendigste, mithin das P[o]
sitive in jeder Zeile berühren, und die gröfsten Frage[n]
der Zeit und Zukunft, denen heut Niemand sich entzi[ehen]
gen kann, schon dadurch, dafs sie dieselben nur in B[e]
wegung setzen, der Lösung nahebringen und zur[ück]
helfen. Dann giebt dies Buch, nur in der Stimme
hingeworfener Briefe redend, die aber gerade der
mittelbarste Abdruck eines ganz sich selbst überlasse[nen]
Geisteslebens sind, eben durch dies unendliche Her[um]
wühlen und Heraufbeschwören eines baaren, unver[mit]
telten, gleich rohen Goldklumpen aus Bergesschacht
grabnen Seelengehalts, eine beredte Mahnung und
grofses Zeugnifs für die Mitwelt von sich. Dies
einer Zeit, wo so viel mechanische Bildungen
hen, wo so viel Ueberlieferung jede eigenkräftige
ginalität schwächt, soviel Baumschulenzucht das
und freie Naturleben der Entwickelung beengt und
rändert, dies ist in einer solchen Zeit die hohe Mah[nung]
an ein urmächtiges Bewegen und Entfalten aus
nellster Persönlichkeit heraus, an ein productive[s]
selbstinneres Erzeugen und Behandeln jener Ideen,
denen Gegenwart und Geschichte voll sind, und
Individuum denselben Prozefs schöpferisch durch[ma]
müssen, den sie in der Welthistorie beschreiben.

Und so ist dies die Zeitbedeutung des Buches,
dafs sich an einer unendlich bewegungsvollen Pe[rsön]
lichkeit jenes Ziehen, Zucken und Wetterändern in
xion, Gesinnung und Gestaltung einer ganzen M[ensch]
heitsepoche, mit einem Wort die bangen Wesen
Uebergangsperiode, theils schildern, theils vorber[ei]
digen und mit dunkler Prophetie in die Zukunft
weisen. Denn wie sehr sich auch in Rahel ver[schie]
denartige Bildungselemente begegnen, die aus
Theil ihres Lebens her noch in Stimmungen und
ximen des achtzehnten Jahrhunderts hinüberreichen
Bd. I. S. 390, wo sie ihre eigenste Geistesrichtung
würdig auf Friedrich den Grofsen zurückdatirt,
aber, im Jahre 1808, zum ersten Mal nach die[ser]
hin erschüttert fühlt; ferner I. 211. wo ihr der
sche Unterschied von Deutschland und Frankreich
nicht gegenständlich herausgetreten) so brechen
solchen unaufhörlich mit dem Weltganzen in
befindlichen Naturen die Verbindungspunkte von
che zu Epoche hinüber nicht ab, und wir tref[fen]
dem Schwung der rollenden Jahre weiter und

gehend, selbst bis auf Momente, wo Rahel St. Simonistischen Umgestaltungsideen Raum giebt, die sie freilich, wie Alles, eigenthümlich und aus sich selbst heraus in sich verarbeitet, zum Theil aber schon früher auf ihre Weise angedeutet hat, ehe noch von jener Sekte und ihrem merkwürdigen Urheber eine Kunde in der Welt gewesen. Dies sind die Ideen, welche einen Neubau der socialen Verhältnisse, eine Fortentwickelung der Religion, und die Herstellung und Begründung einer befriedigendsten Periode des Völkerlebens im Auge haben: ein bedeutungsschwangerer Messianismus der Zukunft, der sich mit hochrothen Feuerzeichen an den Horizont der Zeit mahlt.

„Es mufs eine neue Erfindung gemacht werden. Die alten sind verbraucht!" ruft Rahel schon im Jahre 1820 aus (III. 20.). Und sie hat mit raschen lebenskräftigen Pulsen Welt und Zeit in sich durchgelebt, und vermag an den Schlägen ihres eigenen unbefriedigten Herzens abzuzählen, was dieser alten Erde, an der sich Gesetzgeber, Religionsstifter, Helden, Weise, Dichter und Denker seit Jahrtausenden erschöpft haben, noch fehlt; was ihr gegeben werden könnte, und was sie zu fordern berechtigt wäre. Dabei fühlt sich Rahel schon von ihrer Geburt her in eine feindliche und auf die Opposition angelegte Stellung zu allen diesen bestehenden Weltverhältnissen gesetzt (I. 133). Um so mehr jedoch hält sie sich „an ihres Herzens Kraft," und läfst ihren Geist mit desto schärferer und unbezwinglicherer Selbständigkeit zu dem der allgemeinen Vernunft Gemäfsen durchdringen, weil sie, wie ihr einmal in zu bitterer Empfindung entfährt, „aus der Welt durch die Geburt gestofsen" (I. 321.). In einer solchen Natur, die so sehr von ächt welthistorischem Leben und Anschauung erfüllt ist, kann jedoch schon von dieser Seite her, der historischen, die Bedeutung des Christenthums nicht unempfunden und unverlangt bleiben, sie macht sich vielmehr bei Rahel als ein nothwendiges welthistorisches Element geltend, und zwar mehr wie dieses, denn wie ein religiöses. Obwohl sie auch die individuelle Seite des Christenthums keineswegs verkennt, und ihm seine Stätte im Gemüth und in den geheimsten Bedürfnissen der Persönlichkeit einräumt, so kommt sie doch zu gleicher Zeit zu der, ihr schwer zuzugebenden Ansicht, dafs die jetzige Gestalt der Religion bereits eine veraltete und ausgelebte sei, und dafs dieser ganze Zustand der Menschheit schon „zu lange daure" (I. 262.). Es heifst an dieser Stelle: „diese ganze Lehre ist in einem Seelenzustande entstanden und erfunden, der nicht dauern kann; sie ist der Moment der Weihe der Verläugnung und Wiedergeburt; das *neue* Leben ist also im Tode zu finden, worauf sie sich bezieht, und wir fangen mit ihr an. Sie ist eigentlich die Religion, die aufs aller Heiligste getrieben in jeder Seele *allein* ausbrechen und wirken und leben, und eigentlich nicht mitgetheilt werden sollte." Und an einem andern Orte heifst es: „die jetzige Gestalt der Religion ist ein beinahe zufälliger Moment in der Entwickelung des menschlichen Gemüths, und gehört mit zu seinen Krankheiten. Sie hält zu lange an, und wird zu lange angehalten. Beides thut grofsen Schaden. Besonders ist es jetzt schon närrisch, da dieses unbewufste Anhalten mit eigensinnigem leeren Bewufstsein vollführt wird, und, wo Bewufstsein eintreten sollte, wirkliche bewufstlose Starrheit wie eine Krankheit zu heilen vor uns steht." Aber gleichwohl will sie das, was der weltverbesserungslustige St. Simonismus den modernsten Bedürfnissen hierin entgegenzubieten gemeint hat, keineswegs als die sogenannte *neue Religion* gelten wissen, und widerspricht überhaupt, dafs dies, welchen Werth sie ihm auch sonst beilegen möchte, irgendwie *Religion* genannt werden könnte (III. 555 flgd.). Denn wie hätte *sie*, die mit Angelus Silesius und St. Martin ihr Lebelang eine tiefgehegte Wahlverwandtschaft unterhalten, deren Gemüthsanschauungen mit ächt christlicher Mystik erfüllt waren (z. B. wenn sie sich in das Fufsende von Gottes Mantel wie ein Kind eingewickelt träumt) und deren inneres Leben, trotz seiner stürmischen und sprudelnden Weltunruhe und Schiffbrüchigkeit, doch tagtäglich nur nach dem ewigen Frieden im Geist und in der Wahrheit schreit, wie hätte sie an ein Endziel der Menschengeschichte glauben und sich hingeben können, wo alle geistigen Gedankenzusammenhänge des Geschlechts in blofse Associationen der Formen verwandelt würden, mithin statt des lebendigen und productiven Geistes die gewerksame Hand herrschen und in gleichmäfsiger Vertheilung von Arbeit und Genufs jene ungestörte Glückseeligkeitsepoche anbrechen sollte, die nichts Höheres kennt als sich selbst, und in solcher Selbstsättigung diesen Zustand, welcher die Apotheose der Industrie ist, als ihren Gott anbetet! Von der religiösen Seite gab es wohl keine widerstrebendere Gesinnung gegen die St. Simonistische Lebensreform, als in Rahel, in deren Gedanken eine den Men-

schengeist zu seinem eigensten Rechte bringende *Weltreligion* lag.

(Die Fortsetzung folgt.)

CXV.

Betrachtungen über die Verhältnisse der christlichen Religion zur gegenwärtigen Lage Frankreichs, von G. de Felice, *Pastor der reformirten Kirche zu Bolbec in Frankreich. Aus dem Französischen übersetzt von* H. Hilliger, *des h. Predigtamtes Cand. Mit einem Vorworte und einigen Anmerkungen versehen und herausgegeben von C. Gr. v. B. Berlin,* 1834. *Duncker und Humblot. XVI. und* 64 *S.* 8.

Schriften, welche die Kunde auswärtiger Tagesliteratur befördern helfen, sind, wenn sie auch nur ein geringeres Schärflein zur Beförderung des Austausches der geistigen Produkte in den verschiedenen Ländern beitragen, doch immer willkommen, und dieses um so mehr, als ein geübter und heller Blick die Wahl leitete, und je weniger (wie neulich von Herrn Carové geschehen ist) das Verschiedenartigste zusammengerafft und Elemente in einer bunten Reihe durcheinander geworfen werden, welche sich von selbst nimmer zu einem Ganzen verbunden hätten. Vorliegende Uebersetzung eines Werkchens von Felice verdient gerade in Deutschland näher gekannt zu werden, weil es einen Beweis davon liefert, dafs es auch inmitten der Französischen Nation nicht an Solchen fehlt, welche in ähnlicher Weise, als deutsche Theologen, sowohl den Keim als das Princip, aus welchem der entartete sittliche und politische Zustand jenes Volkes hervorging, als auch das Mittel zur Befreiung aus demselben, richtig erkannt haben. Es führt uns recht eigentlich in das Herz dieser gepriesenen Nation hinein und enthüllt den Moder und die Todtengebeine, welche sich unter der prunkenden Decke einer geträumten Freiheit so mühsam zu verbergen suchen, und legt das untrüglichste Zeugnifs von der religiösen und sittlichen Verwilderung Frankreichs ab. Ja es giebt uns eigentlich nicht, was der Titel ankündigt: eine Schilderung des Verhältnisses der christlichen Religion zu dem französischen Volke, es bezweckt vielmehr zu beweisen, dafs ein solches Verhältnifs bei der überwiegenden Mehrzahl so gut wie gar nicht vorhanden sei, dafs Frömmigkeit, Gott, Ewigkeit u. s. w. verhafste Namen seien, ja dafs die vermeinten Beförderer der politischen Aufklärung mit ihren philanthropischen Gesinnungen mit der frechsten Schamlosigkeit alle christliche Frömmigkeit zu Boden drücken und alle, das Heil der Seele befördernde, Mittel zertrümmern. So eigentlich in der Ausführung mehr politisch gehalten, ruht doch das Büchlein auf dem Fundamente der Religion, indem sich ein tiefer Schmerz über diese moralische und religiöse Gesunkenhe[it] seines Volkes, verbunden mit dem aufrichtigsten Verlangen na[ch] der Beendigung solchen Zustandes durch die Wiederbelebung d[es] lebendigen Glaubens an Christum als den Erlöser, durch d[as] Ganze hindurchzieht. Im ersten Abschnitte (über das Ve[r]hältnifs der christlichen Religion zu dem Wohlstande der n[ie]deren Stände) wird die primitive Ursache der französischen R[e]volution und des tiefen Falles Frankreichs abgeleitet aus de[m] Mangel an wahrer Religiosität, welche den deutschen Staat durch das freimachende Princip der Reformation gesichert g[e]blieben. Die beiden Hebel des Christenthums seien die Erkenn[t]nifs einerseits der Würde, andererseits der Niedrigkeit des Me[n]schen. Das Princip von der Würde des Menschen habe vor in Frankreich geherrscht, es sei aber mit dem Principe d[er] Frömmigkeit nicht im Gleichgewichte geblieben, die Nat[ion] habe nur immer nach ihren Rechten, nie nach ihren Pflicht[en] gefragt und so jeden Funken von Religion erstickt. Die A[uf]klärer *unterrichteten* zwar das Volk, es sei aber an keine E[r]*ziehung* zu denken für das Rechte, Wahre und Gute, welche [al]lein durch das Evangelium, durch das Erwachen des christlich[en] Glaubens geschehen könne. Zu ihm zurückzukehren, sei [die] einzige sichere und unabweisbare Bedingung des Friedens, [der] Sicherheit für die Zukunft und des Fortschrittes in der Bild[ung]. Aehnlich ist der zweite Abschnitt: über die Verhältnisse [der] christlichen Religion zu dem Wohlstand der mittleren Stä[nde]. Auch dieser die eigentliche Souverainität Frankreichs bilde[nde] Stand, der an der Spitze des Ministeriums stehe, die gesetz[ge]bende Gewalt in der Deputirtenkammer ausübe, und die Ges[etze] in den Gerichtshöfen vollziehe, ermangele der nothwendigen [Er]fordernisse zu gesetzlicher Freiheit, weil er weder sich[eren] Grundsätzen noch einer politischen Moral, sondern nur Lei[den]schaften und Interessen folge; auch er müsse daher durch d[en] mächtigen Hebel umgestaltet werden, welcher ihm erha[bene] Grundsätze, gesellige Tugenden und aufopfernde Liebe für [das] Vaterland einpräge. Und dies einzige kräftige Mittel, den [Na]tionalcharakter wieder zu heben, sei die Religion, das Evan[ge]lium, welches allein die Unterwerfung der eigenen Interessen [un]ter die allgemeinen, die Befolgung der Gesetze aus Liebe [und] die Versöhnung des Menschen mit Gott und mit sich sel[bst] erzeuge.

In der Vorrede, welche die Uebersetzung des Buches in[s] Publikum eingeführt hat, steigert sich in noch höherem M[aße] als in der Schrift selbst die gerechte Indignation über die [tiefe] Verwilderung des sittlichen und religiösen Bodens der franz[ösi]schen Nation. Es beurkundet sich in ihr ein eben so fromm[er] und biederer, fein gebildeter und wohlunterrichteter als pat[rio]tischer Charakter, der im inneren Drange mit wenig Wo[rten] auf kleinem Raume seinen Gefühlen Luft verschafft hat. [Die] Uebersetzung ist leicht und die Sprache gefällig.

№ 113.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.
Juni 1835.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Drei Theile.

(Fortsetzung.)

Aber da ihre Briefe, trotz alles Zusammenhangs ihrer Persönlichkeit, kein System sind und sein sollen, sondern bald nur wie begeisterte Improvisationen, bald wie räthselvolle Prophezeiungen eines hingerissenen Moments dastehen, so läfst sich daraus nicht beweisen, inwieweit Rahel daran geglaubt, dafs eben das Christenthum selbst und nur dieses es sei, welches auch zu einer solchen Weltreligion, in der die erstrebenswerthe, die menschliche Einheit von Welt und Geist sich vollbringe, *entwickelbar* und einzig bestimmbar sei. An eine weltzerstörende, die Materie ertödtende Richtung des Christenthums scheint sie zu denken, wenn sie (I. 263.) sagt, dafs diese Religion, angewandt auf Leben und Staat, verkehrt und Jahrtausende hemmend gewirkt habe — eine Idee, deren sich Herr Heine in seinen letzten Aufsätzen über deutsche Religion und Philosophie mit einer allzu schneidenden und handgreiflichen Consequenz bemächtigt hat. Gewisse, ich möchte sagen, in ihrem Gott unbarmherzige Pietisten, die in solchen Gedanken Rahels nichts als das bloſse zweischneidige Wort des Widerspruches sehen werden, mögen aber hingehen unter die dunkeln Säulengänge der Geschichte, und den Geist des Geschehenen, die ewigen Schatten der vergangenen Ereignisse fragen! Der christliche Staat ist noch nicht zu seinem Recht gekommen, und wirft sich alle die Jahrhunderte hindurch in tausend Zuckungen und krankhaften Vielgestaltigkeiten seiner Formen herum, ohne mit den Elementen, die gerade christliches Princip und christliche Einrichtung in ihn gebracht, nämlich den feudalistischen, zu Heil, Ausgleichung und Befriedigung zu gelangen. Aber die Frage mufs nur immer auf den Grund der Sache selbst wieder zurückgewandt werden, d. h. auf die ursprüngliche Idee des Christenthums, die für historische Verzerrungen unter den Geschlechtern nicht in Bufse genommen werden kann, vielmehr, da sie Gott und Welt mit Versöhnung durchdrungen, als der einzige Ausgangspunkt jeder Fortentwickelung der modernen Religionsanschauung zu betrachten ist. Aber über diese Gegenstände, die mit allen daran sich knüpfenden Bezügen noch in so scheuer Knospe der Zukunft versteckt liegen, läfst sich nicht rechten mit einer Individualität, die bei ihren Mittheilungen nur das Vorrecht in Anspruch genommen hat, sich in ihrem eigensten Selbst offenbaren zu dürfen, die uns in allen ihren Bekenntnissen nur ihren eigenthümlichen und geheimsten Entwickelungsgang veranschaulichen will, und wo wir von ihr abweichen, doch immer jedem Urtheil die unerläfsliche Rücksicht, dafs hier nur das Originalbild einer besondern Persönlichkeit sich daran abzeichne, abfordert.

In ihren Ansichten über die socialen Verhältnisse und deren Reformen befindet sich Rahel mit manchen St. Simonistischen Tendenzen weniger in Widerspruch. Ueber die *Ehe* erwachen ihre eignen alten Gedanken, als sie der St. Simonisten Verbesserungsprojekte darüber vernimmt: (III. 550.) „Heute Freitag den 22. Januar 1832. kam A. mit dem Globe vom 12. zu mir herein: „Sie müssen den Artikel *sur les femmes* lesen; über die Ehe ganz neue Gedanken; aber zuletzt ganz mystisch." — Sagen Sie mir nur den Inhalt! — „Es soll eine Ehe Statt haben; und bei der auch Freiheit. Man soll in und aufser der Ehe leben können. Eine Musterehe soll existiren, die das durch die That beweist." — Voreilig! schrie ich: ich verstehe das! Wie von einem kurzen Blitz war meine alte Gedankenmasse auf einen einzigen Augenblick beleuchtet. — „Lesen Sie nur; es ist ganz mystisch; wer weifs was noch für Gedanken zur Weiterbildung dieser Ideen entstehn; sie fordern Frauen auf, ihre Inspirationen mitzutheilen" u. s. w. — Ich verstehe: sagte ich: es ist schon in den

Eben so, wie sie sagen, die Saint-Simonisten, in den schlechten schon: sie fügen sich, und wollen auch frei sein; der ganze menschliche Zustand ist so: unbedingt — von innen —, und bedingt — von aufsen. So ist auch, und kann nicht anders sein, die Ehe: aber mit Bewufstsein soll dies geschehn; und ich setze jetzt hinzu: dafs dies überhaupt der Inbegriff höchster Bildung, religiöser, ist: Einwilligung, durch Einsicht und Herzensübung, in das Gegebene, Vorgefundene, Mögliche. Anschliefsen an das, was wir Höchstes kennen. Nun will ich den Globe lesen. — Abends. Ich habe nichts hinzuzusetzen." — Von ihren eignen Ideen, wo sie diese socialen Umgestaltungsrichtungen berühren, deutet sie Folgendes merkwürdig an: (III. 19.). „Natürliche Kinder werden die genannt, welche keine Staatskinder sind; wie Naturrecht und Staatsrecht. Kinder sollten nur Mütter haben, und deren Namen haben; und die Mutter das Vermögen und die Macht der Familien: so bestellt es die Natur; man mufs diese nur sittlicher machen; ihr zuwiderzuhandeln gelingt bis zur Lösung der Aufgabe doch nie; fürchterlich ist die Natur darin, dafs eine Frau gemifsbraucht werden kann, und wider Lust und Willen einen Menschen erzeugen kann. Diese grofse Kränkung mufs durch menschliche Anstalten und Einrichtungen wieder gut gemacht werden: und zeigt an, wie sehr das Kind der Frau gehört. Jesus hat nur eine Mutter. Allen Kindern sollte ein ideeller Vater constituirt werden, und alle Mütter so unschuldig und in Ehren gehalten werden, wie Marie." — Dazu vergleiche man III. 181 flgd. und, in Zurückbeziehung auf die Persönlichkeit, I. 181. an welcher letzteren Stelle (Jahreszahl 1799.) es heifst: „Noch auf eine Manier kann ich heirathen, wenn ich dem Menschen fast gleichgültig bin, und *er alle* seine Freiheit behält, und mir seine Person gefällt. Das fühl' ich, und weifs ich deutlich. Vorurtheile mufs er schon einmal nicht haben, sonst halt' ich's nicht aus. Tugendhaft will ich gern sein: das bin ich jetzt auch — und bin zu nichts anderem gemacht — nur zum Lügen mufs mich ein dummer Mann nicht zwingen können, und ich mich stellen müfste als ob ich ihn ehrte. *Reden mufs ich können*, was ich will; und mein Lästern mufs er lieben; und wenn ich ihn ehren könnte; was *ich* ehren nenne!! — ich *glaube*, ich weifs nicht — ich wäre *noch* glücklicher, als durch die Liebe." Hier tritt bei Rahel zugleich die Empfindung der beengten Sphäre weiblichen Berufs mit ins Spiel, an die das Bewufstsein grofsartiger und selbständiger Kraft sich betrübt mufs gefangen geben, und so deutet sie schon I. 55 flgd. (in einem Briefe vom Jahre 1793., welcher in der früheren Ausgabe dieses Buches noch fehlte) für jene *Emancipation der Frauen*, deren nachher der St. Simonismus mit abenteuerliche[r] Theorie sich anzunehmen sucht, die heftigsten, aus dem Leben sprechenden Argumente an: — „kann ein Frauenzimmer dafür, wenn es auch ein Mensch ist! Wenn meine Mutter gutmüthig und hart genug gewesen wär[e] und sie hätte nur ahnden können, wie ich werden würde, so hätte sie mich bei meinem ersten Schrei in hiesig[em] Staub ersticken sollen. Ein *ohnmächtiges* Wesen, d[as] es *für nichts* gerechnet wird, nun *so* zu Hause zu sitz[en] und das Himmel und Erde, Menschen und Vieh wi[der] sich hätte, wenn es weg wollte (und das Gedanken [hat] wie ein andrer Mensch) und richtig zu Hause bleib[en] mufs, das, wenn's *mouvements* macht, die merklich [sind,] Vorwürfe aller Art verschlucken mufs, die man [ihm] mit *raison* macht; weil es wirklich nicht *raison* ist [zu] schütteln, denn fallen *die* Gläser, die Spinnrocken, [die] Flore, die Nähzeuge weg, so haut alles ein." — A[lles] dies sind einzelne und doch tief zusammenhängende F[ä]den eines grofsen Gespinnstes, das uns die Zeit im[mer] wunderlicher über den Kopf wirft, und aus dem [wir] wie aus dem ganzen Gewinde dieser in Aufrührung [ge]kommenen socialen Emancipationsfragen, uns nur re[tten] können durch den festen Glauben an die Geschich[te,] die, indem sie die verwirrende ist, zugleich die löse[nde] wird für jede Richtung, die sie auf das hohe Meer [ih]rer Bewegungen hinausgetrieben hat. Es gilt aber [un]erschrocken und offen anzudeuten das, was Jeglic[her] von diesen Zuckungen und Dröhnungen in sich [ver]spürt, um die ganze Pathologie dieser Zustände von [al]len Seiten her in immer schärferen Umschreibungen [und] dringlicheren Symptomen zu liefern und einzusamm[eln.] Denn anders als pathologisch lassen sich diese von [der] Bewegung ergriffenen Zustände noch nicht betracht[en,] und man kann zu ihrer Lösung fürerst nichts wei[ter] thun als sie zu schildern. Therapeutisch läfst sich nic[hts] damit und dagegen machen, und keine Heilmethode li[egt] aus den Ueberlieferungen der Vergangenheit vor, [um] dies brennende Fieber der Zukunft in so vielen ed[len] Gemüthern zu bannen. Und hier wird die bis auf [den] innersten Nerv schonungslos dringende *Aufrichtig[keit]* einer solchen Natur, wie Rahel, welthistorisch, weil sie

ildernd, indem sie die geheimste Feuerstätte einer
ern Menschenentwickelung enthüllt und in einem all-
igen, obwohl nirgend zu einer Befriedigung kommen-
Werdeprozefs das Arbeiten aller Hämmer und Rä-
werke des von der Zeit getriebenen Herzens klingen
springen läfst. „Es ist nicht gut — heifst es I.
— auch nur das Geringste zu verschweigen: und
n man alles sagen könnte, wäre alles besser. Auf
Vollkommenheit müfste sich jedes Individuum üben,
die Menschheit sie erwarten mufs."

Jetzt bleibt noch ein dritter Uebergangsmoment zu
ichnen, welcher besonders die Kunst betrifft im Ver-
ifs zu derjenigen Epoche der Menschheit, die, wie
nsrige, eine von der Reflexion gefangen genom-
Stadie des Völkerlebens darzustellen scheint. Ra-
agt III. 78 flgd. „— Alle Zustände lassen sich nicht
erisch sublimiren: es giebt auch Völker, die in
nden leben, die nur einer rechtlichen, sittlichen
serung fähig sind; auch sprungweise zu viel von
esammtbildung der Erde bekommen haben, und
eriode ihrer Kunst — die ich jedem Volke von
atur zugestehe — überschritten haben. Wie ich
glaube, dafs sie überhaupt für jetzt überschritten
Die Untersuchung, welche diese Behauptung vor-
zt, kann jeder Einzelne in seinem eignen Leben
len: ob spätere Verhältnisse, combinirteres Wis-
päter sich entwickelnde Interessen, ausgedehnteres
nghalten, in allen diesen Dingen tieferes, vielfäl-
Studiren, der Kampf mit der Welt in reiferen
, eine traurigere und auch höhere Klarheit, ihn
von Kunsterzeugnissen und Kunstvorsätzen abhal-
Die Welt bewegt sich aber immer; erzeugt im-
eue Menschen und frische Verhältnisse; nichts
nglich Menschliches wird vertilgt werden; so we-
r Wild des Waldes werden, oder als ein Mann in
er Welt kommen wird; und so braucht uns we-
s unsere Liebe zur Kunst oder deren Werke
zu sein. Getrieben nur können sie nicht wer-
licht einmal vom besten Willen; von Eitelkeit und
berei an Nationalität gar nicht. Freien Lauf lasse
nen; gute Zustände aller Art bereite man; und
Jeder auf seiner Stelle; das ist das herrlichste
rungsmittel; und die Wahrheitsliebe pflege man
h doppelt bedacht in sich! Alle Werke der Kunst
sich gleich als Karikatur ohne sie." — In die-
orten Rahels wird der Kunstverzweiflung und der
Kunsthoffnung der Gegenwart fast gleiche Nahrung und
Stütze geboten, gerade wie es in der Stimmung unse-
rer Tage, in ihrer Schaffens-Lust und Unlust, in ihren
Werdedrang und in ihrer Lähmung, gemischt und ne-
beneinander sich vorfindet. Die geisterhafte Versenkung
in das allgemeine Wissen des Grundes der Dinge, in
welcher die freilebendige Gestalt verblassen mufs vor
ihrer eigenen sie auflösenden Bedeutung und Bezüglich-
keit, läfst die *Möglichkeit* eines Ueberschrittenseins der
Kunstepoche hervortreten. Daran zu glauben oder nicht,
ist etwas so rein Individuelles, dafs sich gar nichts da-
für oder dawider ausmachen läfst und es fast gleichgül-
tig scheint. Aber mehr zu beherzigen ist das Geschicht-
liche, dafs sich bisher keine ächte Nationalblüthe irgendwo
in der Lostrennung von der Kunstepoche gezeigt, denn
die industrielle Epoche unserer socialen Propheten ist
noch ein Chimärenbild, für das in der menschlichen Na-
tur selbst wenig Grundtriebe sprechen und zeugen, wie
ich mir denn überhaupt, da mir die Kunst ein höchstes
Nationales ist, nichts höchstes Nationales zu denken
vermag ohne die Kunst. Und hier tritt uns Rahel wie-
der mit ihrem herrlichen Gedanken entgegen, dafs nichts
ursprünglich Menschliches sich werde vertilgen lassen!
So ist uns allerdings nicht bange um unsere Liebe zur
Kunst, und wenn uns die Kunstwerkerzeugung auf dem
Papiere mifslingen sollte, so sind wir im Voraus be-
dacht, nicht dabei stehen zu bleiben, und das, was
Kunstwerk werden soll, im Leben, im Staat und in un-
serer ganzen Menschenbildung geltend zu machen. Aber
die Schwere unseres überfüllten Bewufstseins ist es, die
uns bedenklich macht in allem Heldenthum der *That*,
und in gedankenvoller Feigheit, möcht' ich sagen, unser
bestes Leben verzetteln und erfolglos hinbringen läfst.
Hier gehört jene merkwürdige weissagerische Aeufse-
rung her, die Rahel schon im Jahre 1811 in dem treff-
lichen Briefe an Marwitz (I. 503 flgd.) ausdrückt: „Sie
können der Zeit nicht entfliehen. Es giebt nur Local-
wahrheiten, und die Zeit ist nichts, als die Bedingung,
unter welcher sie sich bewegen, entwickeln, leben, wir-
ken. Alle bekannte Wesen sind darin streng gebannt;
jeder Mensch in seine Zeit. Unsere ist die des sich
selbst ins Unendliche, bis zum Schwindel, bespiegelnden
Bewufstseins. Und die gröfsten Heldenanlagen, die wir-
kungsreichste und fähigste Natur mufs austrocknen, ver-
gehen, in Luft und Flammen aufgehen, wenn sie dop-
pelt begabt, recht menschlich begabt ist; wenn ihr ein

speculativer sinnender Geist zugesellt ist, ein scharfes, intelligentes Verständnifs, eine zu bewegende Dichterphantasie, ein starkes, aber zartes Herz. Einem verstehenden Menschen ist in der zerstückelten *neuen* Welt, wo Griechen, Römer, Barbaren und Christen *ausgehaust* haben, nichts übrig als das Heldenthum der Wissenschaft. Staatshelden, die erst vernichten und erobern wollen, haben und dürfen kein grofses Bewufstsein haben. Sogar Staatsverwalter müssen den Kranken, den sie vor sich haben, talentartig, ziemlich empirisch und instinctartig behandeln. Auf eine andere Weise gebricht der Muth, und der Augenblick, mit allen Vortheilen schwanger, avortirt. Sie nun sind der Mensch mit den doppelten Gaben, mit dem zwiefachen Sinn; und wie geknebelt, erdrosselt, stehen Sie mitten drin. Dies ist Ihr Unglück, Ihr Leid. Sie *scheinen* zu schwanken und eine ausgesogene Welt ist es, die farb- und marklos um Sie her wogt. Ich spreche nicht, wie alle Menschen, von der armen französischen Revolution: die war schon da, eh' sie ausbrach. Zu zerrieben liegen die Elemente der Menschheit von den Jahrhunderten da, weil es der Staub der Trümmern ist, die Gottlosigkeit und Blödsinn geschlagen haben; nicht eine heilsame Mischung, durch frommes Beginnen und ehrliches Handeln erzeugt." —

Kam es darauf an, diese in das Fortbewegungsleben der Zeit und in die allgemeinsten Conflicte der heutigen Gemüther einschlagende Bedeutung des Buches Rahel zur Sprache zu bringen, während in unserm frühern Artikel in diesen Blättern die Persönlichkeit und das ganze Bild der Individualität hervorgehoben wurde: so entschlagen wir uns selbst für diesmal aller der aufgeregten Fragen, die den Uebergang und die Entwicklung angehn, mit den eignen Worten Rahels: (I. 505.) „das Grübeln über Rettung und die Zeit, die ambitiösen Versuche, sind das Schlechteste. Leben, lieben, studiren, fleifsig sein, heirathen, wenn's so kommt, jede Kleinigkeit recht und lebendig machen, dies ist immer gelebt, und dies wehrt niemand. Und von einer grofsen, immer gröfsern Vereinigung dieses wollender Menschen sollte nichts, gar nichts entstehen?" —

Die genaueren und verstehenderen Freunde des Buches, denen es schon in seiner ersten Mittheilung Studium nicht nur, sondern auch Quell der Selbstforschung und Selbsterkenntnifs wurde, werden von selbst beeifert sein, die von uns angedeuteten Punkte als die Radien einer grofsen Gesammtansicht zu verfolgen und zu verbinden und den Zusammenhang mit dieser Persönlichkeit sowohl als mit der Zeit überall, wo es auf das Flüssigmachen jener Richtungen hingeht, durch die eigene Lectüre sich weiter auszuspinnen. Denn dem vertrauten Lesen, dem ab und zu gepflogenen geistigen Umgang mufs hier vor allen Dingen mehr, als der Kritik, der Gehalt dieser Erscheinung überlassen bleib[en], an der ein Jeder seine eigenste Stellung zum Le[ben] und zur Welt sich ermessen und erprüfen mag, ob[er] da, wo er von ihr abweicht, sich empört und zu ein[em] bannschleudernden Urtheil herausgefordert zu fühl[en]. Denn jeder tieferen und eigenthümlicheren Natur k[ann] im Grunde nichts Besseres widerfahren, als dafs [ihr] ganzes Wesen mit Allem, was darin ist, in die Oeff[ent]lichkeit hinausgegeben wird, um in das Allgemeine [den] Gewinn seiner besondersten Bildung überzuströmen. [Ihr] Werth beruht in ihrem Sein, und daher ist kein Be[den]ken und kein Verkennen erheblich und anzuschla[gen], da es nur darauf ankommt, dafs sie *ist*, und von [der] Welt als ein Daseiendes, mithin seine Stelle Haben[des] gewufst wird. Was aber *ist*, wird auch wirken. [Und] so sehen wir, wie sich Rahel selbst schon im J[ahre] 1810 mit einer künftigen öffentlichen Herausgabe [ihrer] Briefe, weil sie ihr Leben sind, befreundet zeigt: [I.] 465 flgd. in dem merkwürdigen Briefe an Varnh[agen]: „Keiner von uns will mehr, dafs mein ehrliches Le[ben] auch geschaut werde von solchen, die es selbst [...] und genug findet man immer, unter Deutschlands [...]sern, wenn man nur drucken läfst. Immerfort [...] die Erde auch wieder solche. Ich weifs, welche Fr[eude] welches Behagen mir ein Fünkchen Wahrheit in [der] Schrift aufbewahrt macht! Nur davon bekömmt die [Ver]gangenheit Leben, die Gegenwart Festigkeit; und e[...] künstlerischen Standpunkt, betrachtet zu werden; [...] Empfindungen, Betrachtungen durch eine Historie e[...] schaffen Mufse, Götterzeit und Freiheit; wo sonst allein Stofsen und Drängen und Dringen, und sch[...]liches Sehen und Thun möglich ist; im wirklichen [Le]ben des bedingten beschränkten Tages, wie er vor[...] steht! Nicht weil es *mein* Leben ist, aber weil es ein [wah]res ist; weil ich auch vieles um mich her oft, mit kl[einen] unbeabsichtigten Zügen, für Forscher, wie z. E. ich [...]ner bin, wahr, und sogar geschicht-ergänzend ausspr[...]

(Der Beschlufs folgt.)

№ 114.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Drei Theile.

(Schlufs.)

„Und endlich, weil ich ein Kraftstück der Natur ein Eckmensch in ihrem Gebilde der Menschheit, sie mich hinwarf, nicht legte, zum grimmigen Kampf dem, was das Schicksal nur konnte verabfolgen las- jeder Kampfgesell der Natur, der gröfsern Ge- chte, ist in einen Geschichtsmoment geworfen, wo kämpfen mufs wie bei einem Thiergefecht in der na; glückliche Veteranen, wirken weiter, zu ihrem der Menschen Bewufstsein; unglückliche, zerschel- mich trugen Gedanken und Unschuld, als ich zer- llt schon war, empor, zwischen Himmel und Erde. , wie es mit mir ist, kann ich nicht sagen; ich will s mehr. Kein Plan, kein Bild; es schwankt und ndet die Erde mit den Lebensgütern; der Lebens- s ist alles! Sehen, lieben, verstehen, nichts wollen, duldig sich fügen. Das grofse Sein verehren, nicht sern, erfinden und bessern wollen; und lustig sein, immer güter! So wie ich war und werde, mögen e Brüder mich sehen! Ich aber selbst will aus mei- Briefen alles suchen, und verwerfen; und nicht in g, fünfzig Jahren, wie Du der Guten schreibst, rn viel früher; ich will noch leben, wenn man's Ich *mache* mir nichts aus der Welt. Ich habe n *Plan;* wer den nicht auszuführen hat, hat keine licht; und Schande kann ich nicht haben: Schande, ür das Leben hemmte; andere achte ich, wie Du , nicht. Nur *meine* Billigung ist mir nöthig und ig." — —

Diese dreibändige Ausgabe, die schon mit einem e des sechzehnjährigen Mädchens beginnt, hilft Bild Geist, Inneres und Aeufseres, nach allen Seiten hin enswerth vervollständigen und ausmalen. Das be- ernswürdig Ausgedehnte ihrer Verbindungen, der grofs-weltlichste Verkehr, die immer auf den innersten Inhalt losgehende Berührung, worin Rahel mit allen Bedeutenden, Geachteten und Bemerkenswerthen ihrer Zeit gestanden, und dabei oftmals ein ächt sokratisches Talent des Hervorlockens der eigenthümlichsten Natur bei den Andern entwickelte, böten hier eine fast unerschöpfliche Fundgrube dar, um diesen reichhaltigen Mittheilungen eine immer neue und mannigfaltige Staffage zu geben. So liefse sich über dies Buch noch in einem, späterer Gelegenheit aufzubehaltenden Artikel in der Weise berichten, dafs die den Mittelpunkt bildende Individualität in dem eigenthümlichen Reflex ihrer Verhältnisse näher dargestellt würde, mit charakteristischer Vorführung dieser mannigfachen Persönlichkeiten selbst, mit denen sie sich zu Austausch und Wechselwirkung begegnet. Aber was uns in dieser neuen, so bedeutend ergänzten Ausgabe noch schärfer als sonst entgegentritt, ist das grofsartig Unglückliche, das eine solche Natur, die immer die äufsersten Enden aller Gedanken und Anschauungen zu verfolgen gedrungen wird, in sich beherbergt. Denn sie, die immer nach Welt-Satisfaction (was ihr auch die „Persönlichkeits-Befriedigung" ist) schmachtet, weifs sich am Ende nur damit zu trösten, dafs es kein Glück in der Welt giebt, sondern nur „Sieg und Plaisir" (I. 183.), aber das Siegerische ihres Geistes verschafft ihr dennoch manche schöne Stunde. Nur die Metaphysik, die in ihr in beständigem Aufruhr war, drängt sich ihr auf Wegen und Stegen nach und heftet sich mit unersättlicher Frage an jeden unscheinbaren Moment des Hinlebens fest. Wenn sie lacht, ergreift es sie plötzlich, dafs sie bei sich tief sich wundern mufs, wie sie über etwas lachen könne, was sie selbst gesagt hat (I. 68.). Wenn sie sich bewegt, kann sie sich gar nicht erklären, was *Bewegung* ist (I. 148.). Wenn sie *will*, fühlt sie sich bei Gedanken über das *Wollen* betroffen, stellt Betrachtungen über menschlichen Willen und Urwillen an (III. 40.). Und ein anderes Mal (III.

31.) kommt sie sich, mit einer höchst metaphysischen Anschauung, wie ein „Adjectiv" Gottes vor, indem sie über die menschliche Persönlichkeit sich erörtert: „den Urgeist beurtheile ich *nur* nach meiner Mitgift von ihm, im Verhältnifs von mir zu ihm: nicht ungemessen, ungebührlich, was er sein kann. Der Gedanke Sein schwindet mir sogar bei solchen Möglichkeiten. Wie ein Adjectiv komme ich mir vor." — Und dann steigert sich auch wohl der unbefriedigte Reiz der Speculation bis zum Seherartigen und Prophetischen, letzterer Trieb oft seltsam in die tausend Zufälligkeiten des Lebens hineingreifend, indem eine ungemein leise und scharfhörige Combination so oft weissagerisch wird, sollte sie auch nur dem Herrn Thiers schon im Jahre 1823 ein Ministerium prophezeit haben (III. 93. vgl. 89.).

Bei diesen grofsen Eigenschaften, die auf das Allgemeine gerichtet sind, fehlen auch die weiblichen Einseitigkeiten nicht. Auf die äufsere Lebensform, Anstand, Kleidung, Sitte, feine Welt, herrscht, in Beurtheilung und Begünstigung Anderer, nach Frauenart, grofse Rücksicht vor (I. 170.). Im zu harten Urtheil über die Staël bestätigt sich die Erfahrung, dafs eine bedeutende Frau der andern nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen kann. Der scharf zersetzende Sinn für Persönlichkeiten macht sich geltend, wenn sie sich Jean Paul immer *schmutzig* habe denken müssen (I. 201.) weil er keinen Geschmack habe. Wie sich aber hierin das Weibliche nicht verläugnet, so tritt es auch in allem Milden, Guten und Wohlthuenden bei Rahel hervor, und diese unsere abermalige Betrachtung über sie kann für diesmal wohl nicht besser beschlossen werden, als durch ein merkwürdiges Selbstbekenntnifs über die einzige *Grazie*, von der Rahel in ihrer Natur reden zu dürfen glaubte, und in welcher sie freilich die Urquelle aller übrigen bezeichnet: (II. 186 flgd.) „Eher kann ich nach dem eignen Herzen mit der Hand fassen, und es verletzen, als ein Angesicht kränken, und ein gekränktes sehen. Und zu dankbar bin ich, weil es mir zu schlecht ging, und ich gleich an lauter Leisten und Vergelten denke; auch weil nur *ich* immer leistete, dies letzte ist ganz leidenschaftlich und mechanisch zugleich geworden. Dies alles kommt daher: weil die holde, freigebige, sorglose Natur mir eins der feinsten und stark organisirtesten Herzen gegeben hat, die auf der Erde sind; weil ich keine persönliche Liebenswürdigkeit habe, und man es also nicht sieht: weil auch mein rauher, strenger, heftiger, launenhafter, genialischer, fast toller Vater übersah, und es brach, *brach*. Mir jedes Talent [illegible] That zerbrach, ohne solchen Charakter schwächen [illegible] können. Nun arbeitet dieser ewig verkehrt, wie ei[ne] Pflanze, die nach der Erde hineintreibt: die schönst[en] Eigenschaften werden die widrigsten. Du wirst es g[ar] verstehen! Ich wäre ein sehr, für Aller Augen, v[er]krüppeltes Geschöpf geworden, läge nicht grofsart[ige] Betrachtung der Natur aller Dinge in mir, und je[nes] Vergessen der Persönlichkeit, ohne welches die ge[fähr]lischsten Menschen auf der Erde, und in jeder Wis[sen]schaft, keine wären. Dies ist der einzige Leichtsi[nn] den mir der doch gütige Gott mitgegeben; und die [ein]zige Grazie in meiner ganzen Natur. Zugleich [mein] Glück, die Sphäre meines Gebets — jeder Erhebung[,] mein eigentlichstes Dasein, die expansive Möglich[keit] zu fernern Existenzen, das höchste Leben, welches [zu] anderm Leben hinauf glimmt und flammt." —

Dr. Th. Mundt.

CXVI.

1. *Platon's Erziehungslehre, als Pädagogik [für] die Einzelnen und als Staatspädagogik, [oder] dessen praktische Philosophie, aus den [Quel]len dargestellt von Dr. Alexander Kapp[, er]stem Oberlehrer am Archigymnasio zu S[oest.] Minden und Leipzig,* 1833. *Verlag von [Fer]dinand Efsmann.* 472 *und XXIV S.* 8.
2. *Dr. Emil Snethlage, Prof. am Joach[ims]thalischen Gymn. in Berlin, über das eth[ische] Princip der Platonischen Erziehung. [Ber]lin,* 1834. 4.

Eine einsichtige Zusammenstellung dessen, w[as ein] tief in die Natur der Dinge forschender Mann üb[er] Erziehung des Menschen gedacht, hätte bei der [zuneh]menden Wichtigkeit dieser Sache gewifs schon g[egründe]ten Anspruch auf unseren Dank, auch wenn jene[r nicht] den Standpunkt einnähme, welcher die Platonisch[e Phi]losophie zu einer so hohen, ja weltgeschichtliche[n Be]deutung erhebt, fast wie das gesammte hellenisch[e Le]ben selbst hat. Nämlich in dem Einen Platon [ist] gleichsam die ganze Hellas beisammen. Zwar [ei]genthümlich nur dem Ref. und, so lange er den B[...]

geführt hat, auch für wunderlich mag die folgende auptung gelten: dafs der philosophirende hellenische st, indem er gestrebt, was die Aufgabe aller Philo- ie ist, das Göttliche in der Form des Gedankens Bewufstsein zu bringen, im Verfolge dieses Stre- che er seinen höchsten Begriff gefunden, alle frü- Begriffe des menschlichen Geistes von Anfang einmal durchdacht hat, so dafs die Gedanken der nischen Philosophie vor Sokrates und Platon in der die Gedanken der früheren morgenländischen Welt- ichte sind. Um mich bestimmter auszudrücken, da nähere Bezeichnung dieser Sache sich weder von höheren Zwecke dieser Blätter überhaupt, noch dem zunächst gegebenen gar weit entfernen dürfte: ganz eigenthümlichen Hauptformen der Bildung früheren Weltgeschichte oder des alten Morgenlan- nd der früheren Geschichte der hellenischen Phi- ie, die Schinesische und die Pythagorische, die he und die Eleatische, die Persische und die He- tische, und, wenn auch dadurch ein ganzes Nest orurtheilen gleich Wespen aufgestört werden mag, die israelitische und die anaxagorische Erkennt- sind dieselbigen, nicht in Einzelnem und Zufälli- sondern zuvörderst im Princip, in der *ἀρχή*, auf man aber umdeutend auch sogleich den pytha- en Spruch: *ἀρχὴ δὲ καὶ ἥμισυ παντός*, anwenden nd dann in dem ganzen eigenthümlichen Wesen ntwickelung, die schinesische und die pythago- Erkenntnifs, und das ist gleichsam die Probe die- hauptungen, auch in ihrer sittlichen Verwirkli- so dafs die genannten Philosophieen nur in hel- r Klarheit des Geistes die höchsten Begriffe je- ker wiedergeben und die eigenthümliche Ver- in ihnen waltet. Denn ganz gemäfs der Na- verschiedenen Stellung, erscheint freilich die ltung derselben Erkenntnisse bei den helleni- ilosophen in der Form der Philosophie, bei genländischen Völkern aber in der Form der mehr oder minder sinnlichen Vorstellung, und ser letzteren langem Leben weit ausgesponnen leich mit vielem von aufsen Aufgenommenen geschichtlichen verwebt.

Behauptung, welche sowohl die Geschichte ischen Philosophie für sich und im Verhält- hellenischen Leben, als auch die des gesamm- thums in ein anderes Licht stellen will, ist, so wunderlich sie sich ausnehmen mag, doch in vielen Stücken gar nicht neu. Denn z. B. von den alten heiligen Denkmälern der schinesischen sogenannten Schule der Gelehrten, welche eben das eigenthümlich schinesische Erkennen bewahrt, hat schon de Guignes, der Uebersetzer des Schu-King, geradezu gesagt: *Ces monumens paroissent ne nous présenter que le Pythagorisme;* und er fragt: *Est-ce le hazard, qui a produit cette conformité de sentimens entre cette école et celle de Pythagore?* S. *Mém. de l'Acad. des Inscr. t. XXXVIII.* p. 279. Eine genauere Untersuchung und Vergleichung findet in der That, dafs die schinesische Zahlenphilosophie selbst in dem tiefsten Grunde Pythagorisch ist, z. B. gleich nach einer Stelle, welche der gelehrte Pater Amiot (s. über ihn Abel-Remüsat im *Journ. des Sav.* 1820, *sept. p.* 567.) aus dem *Hoaï-nan-tseu* übersetzt hat: „*Un, en tant que seul, ne sauroit engendrer; mais il engendre tout, en tant qu'il renferme en soi les deux principes, dont l'accord et l'union produisent tout.* S. *Mém. des Miss. t. VI. p.* 118. Wobei Amiot selbst nicht daran gedacht hat, dafs auch „nach Aristoteles das Eins gerade und ungerade ist bei den Pythagoreern, also beide Gegensätze enthält." S. Böckh's Philolaos S. 53. *Aristot. Metaph. I,* 5. Und doch läfst auch der schinesische Philosoph a. a. O. aus dem Eins hervorgehen die Zwei und die Drei, das Urgerade und Urungerade, den allgemeinen Gegensatz des Irdischen und Himmlischen, und sagt dabei: „*de 3 toutes choses sont engendrées,*" sowie die Pythagoreer: *τὸ πᾶν καὶ τὰ πάντα τοῖς τρισὶν ὥρισαι*, nach Aristoteles *de coelo I,* 1. und wie dieser dazu die hier freilich nur unwesentliche Bemerkung macht: *διὸ παρὰ τῆς φύσεως εἰληφότες ὥσπερ νόμους ἐκείνης καὶ πρὸς τὰς ἁγιστείας τῶν θεῶν χρώμεθα τῷ ἀριθμῷ, τούτῳ* (vgl. *Jambl. Vit. Pythag.* 28, 152. *ed. Kiessling.*), so auch *Hoaï-nan-tseu:* „*C'est pourquoi, lorsqu' anciennement on faisoit les cérémonies respectueuses en l'honneur des Ancêtres, on faisoit trois offrandes, on pleuroit trois fois,*" *etc.* Und dafs der Gegensatz der geraden und ungeraden Zahlen auch bei den Schinesen sich vorzüglich auf die Musikbildung bezieht, indem sie erkennen nach Amiot: *c'est au moyen de ces deux sortes de nombres que se forme le système musical*, sowie bei den Pythagoreern nach Aristoteles *Metaph. I,* 5.; dafs ferner dieser Gegensatz als ein allgemeiner der Dinge, *yang* und *yen*, von jenen in denselben Formen des Männlichen und Weiblichen u.

u. w. aufgefafst wird, wie von diesen; kurz, denn wie liefse sich hier Alles aufführen, dafs die Uebereinstimmung auch in der Entwickelung der Grundansicht eine durchaus wesentliche ist, das kann man zu vollem Genüge darthun, und haben auch schon die peckingschen Jesuiten in vielem Einzelnen bemerkt. Aber deren schätzbare Mittheilungen werden bei uns schon seit langer Zeit vernachlässigt und wie auf Uebereinkommen verachtet selbst gegen die Zeugnisse solcher Kenner, wie Abel-Remüsat, der doch im *Journ. des Sav.* 1827, *nov. p.* 694. (vgl. 1820, *sept. p.* 567.) erklärt: *Les lettres, les mémoires, les traductions des missionnaires de la Chine, forment encore le fonds, où l'on peut puiser avec le plus de sécurité*; und wie der Protestant Morrison, der in der *Introd.* zu seinem *Dictionary of the Chinese Language p. XI.* anerkennt: *Some of the Missionaries of the Romish church, who took the lead in Chinese literature, have always written respectably on the subject.* S. das Weitere das. Dagegen verbreiten sich die Urtheile unberufener Richter, und man läfst sich über das schinesiche Wesen, das alte und jetzige, lieber belehren durch Berichte der Reisenden, die einmal nach Canton oder auch nach Peking gekommen und sich umgesehen; was sich, den sonstigen Werth jener Berichte unangetastet, ungefähr ebenso ausnimmt, als wenn der Hinterasiate sich durch eine Reise nach Cadix oder auch durch Deutschland, indem er sich umsähe, über das Wesen der christlichen Welt unterrichten wollte. Nicht auf solchen Grund ist gebaut, und daher ganz lächerlich erscheinen wird den Meisten gar die Behauptung: dafs auch die schinesische grofse Familie oder der schinesische Staat ursprünglich und so weit er noch jetzt in der alten Eigenthümlichkeit fortbesteht, in seinem ganzen Wesen nichts Anderes ist, als der berühmte pythagorische Bund: jene sittliche Verwirklichung der Philosophie des Mafses und der Harmonie in dem zum Staat erweiterten Begriffe der Familie. Diesen Begriff haben die Schinesen selbst mit Aristotelischer Gründlichkeit erkannt; denn was Aristoteles *Polit. I*, 3. aufstellt: *πρῶτα δὲ καὶ ἐλάχιϛα μέρη οἰκίας· δεσπότης καὶ δοῦλος* (bei den Hellenen), *καὶ πόσις καὶ ἄλοχος, καὶ πατὴρ καὶ τέκνα* (vgl. Hegel's Grundl. d. Philos. d. Rechts §. 160.), das sind die drei *Kang* der schinesischen Politik: *kiûn tchhin* d. i. *princeps et subjectus, foû tseù* d. i. *pater et filius*, und *foû foù* d. i. *maritus et uxor*, diese drei Verhältnisse, *auxquels réduisent toutes les obligations que les hommes vi[vant] en Société, ont a remplir les uns envers les au[tres]* S. *Mém. des Miss. t. II. p.* 175. Vgl. *San-tsi-*[...] bei *Montucci's Parallel p.* 126 der Urschrift. [...] auch die wesentliche Uebereinstimmung des schi[nesi-]schen und pythagorischen Urstaates aufzuzeigen, ist [hier] weder Zweck noch Raum; nur noch eine einzelne [Be-]merkung darüber, was gleich äufserlich an dem [...] am meisten auffällt, sei erlaubt, nämlich: auch [die] Regelung und Abgemessenheit des geselligen Leben[s bei] den Schinesen, über welches bekanntlich selbst ei[n ei-]genes Tribunal gesetzt ist, widerspricht ganz un[d gar] nicht dem Sinne der Pythagoreer, nach dem was [Iam-]blichos *Vit. Pythag.* 33, 233. von letzteren bericht[et:] *τῇ μελλούσῃ ἀληθινῇ ἔσεσθαι φιλίᾳ ὡς πλεῖϛα δεῖν [...]σαν εἶναι τὰ ὡρισμένα καὶ νενομισμένα, καὶ [...] ταῦτα δεῖν εἶναι κεκριμένα καὶ μὴ εἰκῇ, καὶ δῆτα [...] ἔθος ἕκαϛον κατακεχωρισμένα, ὅπως μήτε ὁμιλία μ[...] ὀλιγώρως τε καὶ εἰκῇ γίνηται*, u. s. w. Vgl. eben[d.] 180—81. und Amiot's Anm. in den *Mém. des M[iss.] XII. p.* 223. In einer Stelle, welche Abel-Remü[sat] *Essai sur la langue et la littérature chinoise p.* [...] f. in Uebersetzung und Urschrift mittheilt, behaupt[et] *Li-ki*: „*Les cérémonies forment le coeur des pe[uples] et font qu'ils ne pèchent ni par excès ni par d[éfaut] (Qu'ils gardent un juste milieu dans leurs actions[.] musique met la concorde entre les hommes et les em[pêche] de se livrer à des contradictions et à des disput[es.]*

Ref. hat aus den Ergebnissen, welche ihm [...] gen und die er dereinst, zugleich, soweit es ihm [mög-]lich, mit den urkundlichen Belegen oder doch mi[t den] Zeugnissen der mit den Quellen Vertrauten zu [...] Jeden eigener Beurtheilung und Vergleichung [mitzu-]theilen gedenkt, die feste Ueberzeugung gewonne[n, dafs] Nichts so sehr geeignet ist, wie diese Untersuch[ung,] das einfache Verständnifs der alten morgenländi[schen] Volksgeister und damit überhaupt eine Wissensch[aft der] Weltgeschichte zu eröffnen, in welcher die Völker [...] morgenländischen nur beiläufig mit Hinzuziehung d[er hel-]lenischen Philosophen) aus sich selbst erklärt un[d be-]griffen werden, und nicht aus vorausgesetzten allg[emei-]nen logischen Formen, in denen wie in weite[n Rah-]men freilich jede Volkseigenthümlichkeit umfafst [wer-]den kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 115.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

Platon's Erziehungslehre, als Pädagogik für die Einzelnen und als Staatspädagogik, oder dessen praktische Philosophie, aus den Quellen dargestellt von Dr. Alexander Kapp.

Dr. Emil Snethlage, über das ethische Princip der Platonischen Erziehung.

(Fortsetzung).

Aus dem unermeſslichen Stoffe sei zum Beweise Ein Beispiel hervorzuheben vergönnt. Vorausgen hier, was leicht wäre darzuthun, wenn es nicht Raum verböte, daſs der höchste Begriff des Göttn. Brahm, den Hindus nichts Anderes ist, als das n Sein des Parmenides: wie erklärt sich an dem amen Hindu, der die höchste Stufe der Vollendung trebt, jene völlige Abstraction und Versenkung in es leeres Denken oder in reine Gedankenlosigkeit, l ganz besonders jene uns so räthselhaft klingende nassung desselben: in solchem Verhalten sei er ihm selbst; wie, sage ich, erklärt sich dies einfacher l rechtfertigt sich gründlicher, als nach der Philoso des Parmenides: τὸ γὰρ αὐτὸ νοεῖν ἐςί τε καὶ εἶναι, tin. *Ennead. V*, 1, 8. vgl. *Brandis Comment. Eleat. I. p.* 117. Am deutlichsten ist die Uebereinstimng beider Ansichten in diesen Ausdrücken: τὸ δὲ ἓν πάντων εἶναί φησι νοεῖν τε καὶ νοητὸν καὶ νοῦν, *Simplic. Aristot. Phys. p.* 31. *s. m.* und: *Oportet, quod intelentem, et intellectionem, et intellectum factum (rem prehensam), unum cognoscas, Oupnek'hat ed. Anquedu Perron, vol. II. p.* 293. So ersieht man in der einbar wunderlichen Anmaſsung des Hindu, statt Unns, vielmehr eine gründliche Erkenntniſs dessen, was s der höchste Begriff des Göttlichen ist, und zwar selbe Erkenntniſs, welche von demselben Begriffe, m Sein d. i. Brahm oder τὸ ὄν, auch Hegel in seiner ogik aufstellt, da er es als „reines Denken oder Anschauen" gefaſst wissen will. S. seine Encyklop. d. philos. Wiss. 2. Ausg. §. 86. Eben darum kann das Göttliche dem Hindu, weil es reines Denken selbst ist, nicht Gegenstand des Denkens werden. *Id in cogitationem non intrat, Oupnek'hat vol. I. p.* 337. *Ille, forma scientiae, cum qua re (per quam rem) scitus fiat? ibid. p.* 171. Vgl. besonders *vol. II. p.* 222. Kurz, es ist jene Versenkung des Hindu nichts Anderes, als die Parmenideische Erkenntniſs nur in der Form der Religion. Und nicht bloſs im höchsten Begriffe des Göttlichen kommt Parmenides, der berühmteste und gründlichste unter den Eleaten, überein mit der Wedanta, *the most celebrated Indian school* und *the scope and end of the Véda* nach W. Jones in den *Asiat. Research. vol. IV.* p. 171, sondern auch im Princip der Scheinwelt oder der Welt der Maya. Οὗτος γὰρ κατασκευάζων τὴν τοῦ παντὸς γένεσιν „πρῶτον μὲν" φησιν „Ἔρωτα θεῶν μητίσατο πάντων," sagt Aristoteles *Metaph. I*, 4. und die Wedanta in der Darstellung der Schöpfung: „*First desire was formed in his mind*," bei *Colebrooke on the Védas, Asiat. Research. vol. VIII. p.* 405. Vgl. Rhode über relig. Bildung, Mythologie und Philos. d. Hindus B. II. S. 339. Ja *asat*, in welcher Form diese Scheinwelt aufgefaſst wird, ist genau das Griechische μὴ ὄν, nach W. v. Humboldt in der Ind. Bibl. B. II. S. 241. Daſs übrigens auch die anderen mannigfaltigen Richtungen, welche in Hellas sich aus dem Wesen der eleatischen Philosophie entwickelt haben, wie die sophistische, die eristische oder megarische, die kynische (hat ja Diogenes von Sinope sogar seinen Trinkbecher ganz wedagemäſs weggeworfen, nach *Oupnek'hat vol. II. p.* 280.), die atomistische und andere, die zum Theil, aber auch schon gegen Schleiermachers Dafürhalten in der vortrefflichen Abhandlung über den Werth des Sokrates als Philosophen, Abh. d. Berl. Akad. 1814—15. S. 56, von Sokrates sind abgeleitet worden, daſs auch diese Richtungen in dem Begriffe des indischen Wesens müs-

deren vibrirende Bewegung entweder die umgebende Flüssigkeit in Strömungen geräth, oder umgekehrt die ganzen Körper, welche mit solchen Wimpern besetzt sind, sich in der Flüssigkeit fortrudern. Im Jahr 1683 hatte von Heide zuerst solche Bewegungen an den Cirrhen der Miefsmuschel gesehen, die dadurch das Wasser sprudelnd um sich herumspülen, und wenn sie abgeschnitten sind, selbst im Wasser fortrudern. Steinbuch sah später eine gleiche Bewegung um die Kiemen der Batrachierlarven, welche die im Wasser leicht sichtbaren kleinen fremden Körperchen in schnellen Strömen mit dem Wasser in Bewegung setzen. Leeuwenhoek erkannte, dafs die Embryonen der Austern sich durch solche feine Wimpern im Wasser fortbewegen, auch war ihm nicht unbekannt, dafs die Infusionsthiere durch solche zitternde Wimperchen umherschwimmen, was später von Gleichen, Fontana, O. F. Müller bestätigten. Die drehenden Bewegungen der Embryonen der Teichhornschnecke im Ei, hatte Swammerdamm, die schwimmenden Bewegungen der Polypeneier, welche ebenfalls durch dergleichen Wimpern erzeugt werden, Ellis und später Cavolini beschrieben, bis in neuerer Zeit mehrere Naturforscher, wie Dutrochet, Raspail, Ermann, Carus, von Baer, Ehrenberg, ähnliche Beobachtungen weiter verfolgten. Man kannte aber dergleichen Bewegungen nur bei Bauchwirbelthiern. Die Verf. obiger Schrift, von denen der eine als sorgfältiger Forscher längst rühmlichst bekannt, der andere eben besonders durch seinen Antheil an diesen Untersuchungen, welche die überraschendsten Aufschlüsse über mehrere dunkle Phänomene des Lebens geben, seine Tüchtigkeit bekundet, belehren uns nun, dafs auch auf den inneren Membranen der Wirbelthiere und selbst des Menschen ähnliche Bewegungen zu sehen sind. Sie entdeckten sie zuerst an der Schleimhaut der fallopischen Röhren eines seit drei Tagen trächtigen Kaninchenweibchen, fanden sie bald ebenso in den Ovidukten der Vögel wieder, und wurden hierdurch veranlafst ihren Untersuchungen einen weiteren Umfang zu geben. Sie fanden dergleichen Bewegungen aufser den Strahlenthieren bei vielen Mollusken, Amphibien, Vögeln und Säugthieren und zwar bei den Amphibienlarven ähnlich wie bei den Schneckenembryonen auf der ganzen Haut; bei Mollusken im ganzen Darm; bei Amphibien in der Mund- und Rachenhöle; auf der Lungenschleimhaut bei Säugthieren, Vögeln, Amphibien, Mollusken; ebenso in der Schleimhaut der weiblichen Genitalien bei Säugthieren, Vögeln, Amphibien, Mollusken. Sonderbarerweise haben sie bei Fischen an keinem Organ solche Bewegungen gesehen, auch nicht im Darmkanal der Amphibien, Vögel und Säugthiere, wie denn auch mehrere andere Häute, z. B. die serösen Häute, die Harnblase keine derselben zeigten. Auf den Häuten der höheren Thiere beobachteten sie diese Bewegungen, indem sie Stückchen davon falteten, zwischen zwei Gläser festhielten, und den umgeschlagenen Rand, an dem die Wimpern frei hervorstehen, mit Hülfe des Mikroskops betrachteten. Mit blofsen Augen kann man die Wimpern selbst nicht, wohl aber das dadurch in Strömungen versetzte Wasser sehen, und hieran ihr Dasein und ihre Bewegung erkennen. In der Regel bewegen sich die einzelnen Wimpern radschlagend, d. h. sie beschreiben von der fixirten Basis aus trichterförmige Ri nen. Seltner bewegen sie sich wellenförmig oder beugen si hakenformig. Die Verf. geben genaue Maafse von den Höh der vibrirenden Ränder, verfolgen die Richtung der Bewegun zeigen, dafs sie in getrennten Stücken und nach dem Tode l gere Zeit dauern; bestimmen die Einwirkung mehrerer che schen Agenzien auf diese Bewegungen an den Kiemen der M lermuscheln; zeigen, dafs sich die Vibrationen in den getrenn Organen der Wirbelthiere lange erhalten lassen, wenn man in Blut taucht, was aber mit denen der Bauchwirbelthiere ni so gelingt; erzählen, dafs auch bei winterschlafenden Frös und Igeln die Bewegungen nicht aufhören, und gehen dann Folgerungen über die Bedeutung, die Funktion und den Zw derselben über. Sie erklären diese Bewegungen für ein sel ständiges und allgemeines morphologisches Urphänomen der getativen Organe, was von keinem anderen organischen Syste weder vom Nerven- noch vom Muskelsystem, abhängig sei, keiner bestimmten Funktion eines Organs vorstehe, dafs Flüssigkeiten und Theile, die darin enthalten sind, wie z. B. Schleim auf der Lungenschleimhaut, durch diese Bewegunge den Membranen weiter bewegt werden könnten. Indem wir geehrten Verfn. vollkommen darin beistimmen, dafs diese renden Bewegungen als selbstständige Actionen zu betrac sind, welche nicht einer einzelnen bestimmten Funktion ve hen, sondern in verschiedenen Organen verschiedene Zwecke ben, wollen wir jedoch zum Beweis der Aufmerksamkeit, welcher wir dem Inhalt der Schrift gefolgt sind, die Bemer nicht unterdrücken, dafs die Verf. bei Aufstellung ihrer F sätze vielleicht nur die Vibrationen in inneren Organen be heren Thieren im Auge gehabt, die Zwecke derselben bei n ren Thieren aber scheinbar hintenangestellt haben. Denn be Infusorien, die durch diese Vibrationen willkürlich schwim und Nahrung herbeischaffen, und sie nach Belieben ins setzen und anhalten können, ist es doch offenbar, dafs si rekt von dem animalen Leben dieser Thiere, wie die Mu bewegungen von dem Nervensystem abhängig sind, und vielleicht weniger zum vegetativen als zum animalen Lebe hören. So wie man also hier diesen Bewegungen, wegen Abhängigkeit von dem Willen der Thiere, eine durchaus *relative* Selbstständigkeit zugestehen kann, scheint es auch in den vegetativen Organen eine entfernte Abhängigkeit vo Zustande der Lebensthätigkeit derselben, für deren Zweck da sind, vorhanden ist, und dafs diese Zwecke, wie z. B Fortleitung der Eier in den Ovidukten, doch bestimmter a her anzuschlagen sein möchten, als die Verf. anzunehme neigt sind. Vielleicht wären auch die willkürlichen Vibrat von den nothwendigen des organischen Lebens zu untersch Indem wir nun mit aufrichtigem Dank von dieser eben s lungenen als fleifsigen Arbeit scheiden, wollen wir nicht theilen versäumen, dafs wir mit Vergnügen erfahren, da Verf im Begriff sind, auch durch genau ausgeführte Zei gen die Erscheinungen der Vibrationen anschaulich zu m

Dr. C. H. Schult

№ 116.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

Platon's Erziehungslehre, als Pädagogik für die Einzelnen und als Staatspädagogik, oder dessen praktische Philosophie, aus den Quellen dargestellt von Dr. Alexander Kapp.

Dr. Emil Snethlage, über das ethische Princip der Platonischen Erziehung.

(Schlufs.)

Und um so mehr hätte Ref. eine solche Einleitung wartet, weil dann nicht nur die Erziehung der Einlnen sich in Bezug auf den Staat nicht ziellos bewen würde, sondern auch weil, da der Zweck der Erhung der Einzelnen in Bezug auf den Staat nur im ofsen, was er in Bezug auf den Einzelnen als soln im Kleinen, nämlich die Verwirklichung derselben rechtigkeit in der Seele des Staates und in der Seele s Einzelnen, beides auch in der Betrachtung nicht tte getrennt werden sollen; was Platon nicht thut im und 4. Buche seines Staates, wohl aber hier der Vf., dem er blofs den Zweck der Erziehung in Bezug auf n Einzelnen als solchen in der Vorbemerkung entickelt. Aber auch nicht als eine blofse Vorbemerkung tte das Wichtigste, der Beweggrund und das Ziel dier Sache, hingegeben werden sollen. Der höchste sittche Zweck der Erziehung für den Einzelnen als solen ist aber, dies legt hier der Verf. aus Platon dar, e Gerechtigkeit, und aus der Betrachtung der Natur s Menschen geht hervor, wie derselbe erreicht werde, mlich durch die harmonische Bewegung oder Thätigeit und Ausbildung des Körpers und der Seele sowohl r sich als im Verhältnifs zu einander. Die Ausbilung des Körpers wird erzielt durch die Gymnastik; e der Seele, durch die Musik im weiteren Sinne, elche bewirkt, dafs die drei Hauptvermögen der Seele rhältnifsmäfsige Bewegungen haben, so dafs das Beehrungsvermögen, zwischen dem Zwerchfell und Nabel, ur nach dem Rechten und Erlaubten strebt und sich unterwirft dem höchsten, der Vernunft, die im Haupte thronend dem Göttlichen zugewendet und selbst göttlich und unsterblich ist, und deren Herrschaft über die Begierden durch das in der Brust dazwischen wohnende eiferartige Vermögen, den sittlichen Muth, geltend gemacht wird. So entsteht in dem Menschen jene Haltung, welche Gerechtigkeit heifst, der Inbegriff aller Tugenden und Zweck aller geistigen Erziehung. Wir bemerken gleich hier, dafs derselbe Zweck auch in dem Ganzen des Staates verwirklicht werden soll in dem harmonischen Zusammenwirken der drei Hauptvermögen der Staatsseele: des Standes der Gewerbetreibenden, der Krieger oder Wächter, und der Philosophen oder Herrscher.

Der erste Theil handelt nun von der Propädeutik oder Erziehung vor der Geburt, da auch Platon erkennt, dafs sich auf den Menschen schon in seinem ersten Ursprunge einwirken lasse, sowohl bei der Schliefsung der Ehe, als bei der Zeugung selbst, als auch während der Schwangerschaft.

Der zweite Theil, die peculiäre Pädagogik, begreift in der ersten Abtheilung die Zeit bis zum vollendeten sechsten Jahre, wo sich die beiden Geschlechter trennen, und zeigt gleichmäfsig die Einwirkung auf die Bildung des Körpers und der Seele, auf die der letzteren besonders bei den Spielen und durch Mährchenerzählung. Die zweite Abtheilung behandelt dann zuerst die Erziehung der männlichen Jugend, welche besteht in der Bildung des Leibes durch Gymnastik, und in der Bildung der Seele durch Musik im weiteren Sinne, d. i. Elementarunterricht, Dichtkunst, und eigentliche Musik; ferner gehört dazu die gesammte Wissenschaft, nämlich Arithmetik, Geometrie und Astronomie, die, aus dem Sinnlichen zum Geistigen führend, am besten vorbereiten für die höchste Wissenschaft, die Philosophie als Erkenntnifs des Göttlichen an sich. Indem aber diese letztere dem reifen Alter und blofs den Tüchtig-

sten, zu künftigen Herrschern Auserwählten vorbehalten wird, greift sie schon in die Andragogik über; jedoch als das Höchste der Ausbildung des Einzelnen wird sie nicht mit Unrecht gleich hier angeschlossen. Bei allen diesen Gegenständen, dies verdient ausgezeichnet zu werden an der Behandlungsweise des Verfs., wird immer vorerst auf das Wesen derselben nach Platon's Ansicht zurückgegangen, z. B. bei dem Elementarunterricht auf das Verhalten der Sprache hinsichtlich der Erforschung des Wesens der Dinge nach dem Kratylus. Zuletzt wird von dem Verf. das höchste Ziel der Gesammterziehung des Einzelnen nochmals ausführlicher dargelegt, welches in intellectueller Hinsicht ist die Erkenntnifs des Urbildes der Welt, der Idee des Guten und Schönen an sich, in sittlicher die schon in der Vorbemerkung als Ziel bezeichnete Gerechtigkeit, die nur Eine Seelenverfassung ist, die wahrhaft aristokratische; wogegen die Ungerechtigkeit an dem Einzelnen sich vornehmlich in den vier Formen hervorthut, die an der grofsen Psyche des Staates im zweiten Haupttheile des Werkes als die timokratische, oligarchische, demokratische und tyrannische unterschieden werden. Nach der Erziehung der männlichen Jugend wird vom Verf. noch die der weiblichen nachgeholt, welche aus der Grundansicht, dafs die Natur des weiblichen Geschlechtes keine wesentlich andere, als die des männlichen, sondern nur eine schwächere sei, im Ganzen auf gleiche Weise festgestellt wird.

Den dritten Theil, die Andragogik, hat der Verf. nach eigener Ansicht in vier Abtheilungen gegliedert, von denen die erste behandelt die Selbsterkenntnifs als erste Forderung an den Mann, hier allerdings gleichsam das ὅθεν ἡ ἀρχὴ τῆς κινήσεως, die zweite die Charakterbildung des Mannes, und die dritte die Bildung desselben zu und in den verschiedenen Arten des Berufes, die hier kurzweg angenommen werden, und deren Nothwendigkeit aus der Idee des Staates erst am Ende des Buches, obwohl auch dort nicht vollständig, aufgezeigt wird, so dafs wir also nach diesem Plane des Vfs. den Mann hier in Sphären sich bewegen sehen, deren Bedeutung, die auch des Mannes Bewegung in ihnen bestimmen müfste, wir noch nicht kennen, da sie erst daraus hervorgeht, als welche Momente in der Idee des Staates jene gefafst werden; daher wir uns hier überall das letzte Warum, wenn nicht aus vorheriger Bekanntschaft mit Platon, nicht zu beantworten vermögen. Diese Arten des Berufes sind: der des Arztes und G nastikers, des Kriegers, des Lehrers und Erziehers Staatsredners in theoretischer und praktischer Hin und des Gesetzgebers und Herrschers. Die vierte theilung behandelt die Bildung des Mannes zum F lienvater.

In dem vierten Theile oder zweiten Haupttheile Werkes, in der Staatspädagogik, tritt der Haupt des ganzen Planes noch stärker hervor, als in der ziehung der Einzelnen, die wenigstens nicht in Hin auf den Zweck der Erziehung für den Einzelnen solchen, sondern nur in Hinsicht auf den mit je untrennbar vereinigten Gesammtzweck, die Verwi chung der Idee des Staates, sich ziellos bewegt. hier wird in einer Vorbemerkung blofs die Noth digkeit der Gesetze überhaupt erörtert, nicht aber Idee selbst, welche auch durch die Gesetze verwirk werden soll und dieselben bestimmt, sondern diese zuletzt, und wir werden ohne Weiteres in dem e besonderen Theile eingeführt in „die Staatserzie in unmittelbarer Wirksamkeit," worunter verstanden die Staatsordnungen in Hinsicht auf die Religion auf die geistige und körperliche Bildung, in dem z ten in die Staatserziehung durch gesellige Leben hältnisse, in dem dritten in die durch Anordnungen das Leben ganzer Stände, als des Standes der Skl und Handwerker, der Krieger und der Herrscher dem vierten in die durch Einwirkungen auf den S als solchen, und hier wird erstens dargelegt, wa der Gründung des Staates zu beachten, zweitens hinsichtlich der Staatswissenschaft und Staatskun leisten sei, und jetzt drittens wird endlich die E rung gegeben der gerechten und wahrhaft aristok schen oder theokratischen Staatsverfassung, des h sten Zweckes, um dessentwillen das Frühere alle angeordnet worden ist, sowie die Erklärung der Hauptformen der Ungerechtigkeit. Indem dies ge schieht, so werden wir durch jene Bewegung und ordnungen hindurch zu dem ersten Bewegendes Anordnenden wie durch ein langes Dunkel an das L geführt, und wir müssen jetzt gleichsam diese Fa in die Hand nehmend zurückkehren und das, was vorher im Zwielicht erblickt, von neuem betrachten, es nun erst in seiner wahren Bedeutung, in seiner ziehung auf den höchsten Zweck, zu erkennen.

Gründlicher nach dieser Seite verfährt der Verf.

trefflichen Programms des Königl. Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin vom Oct. 1834. über das ethische rincip der Platonischen Erziehung, Prof. Dr. Snethlage. lenn indem auch dieser die Teleologie der Platonischen rziehung ganz richtig so auffafst S. 3 „sie ist ihrem Vesen und Charakter nach politisch, d. h. eine Erzieung für und durch den Staat und hat mithin zur Hauptufgabe die Bildung des Menschen zum Bürger:" so ist mgemäfs seine Betrachtung S. 6 u. f. „Es beruht so hienach das ethische Erziehungsprincip Platon's auf inem Staatsprincipe selbst und wir müssen es daher förderst hier nachweisen, ehe wir es in seiner Anndung auf die Erziehung darzustellen und zu beurtilen versuchen."

Dies ist demnach in Kürze zusammengefafst, des ferenten unvorgreifliches Urtheil: dafs der Hauptin des Werkes allerdings verfehlt sei, dafs dasbe aber dennoch, nächst Platon's eigenen Schriften, die schätzbarste Fundgrube seiner praktischen Phiophie gelten werde. Und je voller Ref. anerkennt, sehr der Verf. sich sowohl des Geistes, als des Umges dieses Stoffes bemächtigt hat, desto lebhafter nscht er, dafs es demselben gefallen möchte, in einer iten Auflage des Werkes uns lieber geradezu den tonischen Staat aus und nach seiner Idee und *darin* Erziehungslehre und gesammte praktische Philosoie Platon's, soweit es möglich ist, musivisch darzules. Denn gerade dann, wenn die Platonische Erziengslehre nur als Bewegung aus jener Idee zur Verrklichung eben derselben erscheint, mufs ihre eigentche Bedeutung in allen ihren Einzelheiten am klarsten rvortreten. Aug. Gladisch, in Posen.

CXVIII.

assicorum Auctorum e Vaticanis codicibus editorum Tomus IV. Curante Angelo Maio. Romae 1831. *XIV. u.* 528 *S. Tomus V. ib.* 1833. *XLVIII. u.* 604 *S.* 8.

Die Oktavausgabe der von Mai besorgten *Classici Vaticanis codd. editi* hatte den Zweck im bequemen Format und in mäfsigem Umfange kleinere Stücke ch hervorgezogener Autoren zu sammeln und dem mittelbaren Gebrauch *„iuventuti docendae et occupahominibus recreandis"* näher zu bringen. Für besonderen Genufs und mannigfaltiges Interesse ist zwar weniger gesorgt, mehrere glückliche Fünde (wie von Ciceronianischen Werken) sind mit geringen Zugaben blofs wiederholt, auch gehört ein erheblicher Theil derselben nicht einmal dem Vatikan an, und liefsen daher füglich den Titel *Collectio classicorum auctorum Vaticana* erwarten; doch besitzen einige Stücke namentlich in den drei letzten Bänden einen subsidiären Werth für das litterargeschichtliche Studium, und wenn man auch wenig Ursache hat im Einzelnen lange zu verweilen, so könnte man doch schon wegen ihrer mannigfachen Anwendbarkeit nicht füglich eine summarische Kenntnifs davon umgehen. Unter diesem engeren praktischen Gesichtspunkte hat Ref. einen Ueberblick von *Tom. IV.* und *V.* zu entwerfen unternommen. Seinem Inhalte nach fällt ersterer der griechischen, letzterer der römischen Litteratur zu, welcher übrigens dem Philologen einen nur mittelmäfsigen Nutzen gewährt.

Tom. IV. p. 1—196. Ὀρειβασίου ἰατρικῶν συναγωγῶν ἐκ τοῦ μδ' — ν' βιβλίου. Der gelehrte Arzt *Oribasius* aus Pergamum, ein vertrauter Freund des Kaisers Julian, legte mittelst systematischer Auszüge zuerst eine medizinische Bibliothek aus den Schriften der berühmtesten Aerzte in 70 Büchern an, dann drängte er diese Massen gröfstentheils in einem Kompendium von neun Büchern zusammen: s. *Photii Bibl. p.* 176. Galen bildete den Kern, dem alles Andere mehr kompilatorisch als berichtigend sich anschlofs. Hiervon sind uns nur Trümmer in sehr beschränktem Umfange zugekommen, und zwar die meisten in lateinischer Uebersetzung, ehe *Matthaei* zu Moskau die funfzehn ersten Bücher Griechisch, doch verkürzt und in wenigen Exemplaren herausgab. Aufserdem besafs man B. 46. u. 47. in den *Chirurgi Graeci* von *Cocchi.* Nicht verächtlich ist daher der Nachtrag von *Mai*, welcher aus einem *MS. Vatic. Saec. XIV.* die Bücher 44. 45. 48—50. zum ersten Male in der Urschrift bekannt gemacht hat; wenngleich ihr chirurgischer Inhalt (über Abscesse, Geschwulste, Bandagen und *de pudendorum morbis*) vielleicht selbst zur Erkenntnifs der griechischen Arzneikunde weniges beiträgt. Die wichtigsten Gewährsmänner, deren Stellen hier chrestomathisch aufgeführt werden, sind nächst Hippokrates und Galen (die Mai gänzlich fortliefs, auch ohne die etwas wesentlicheren Variationen auszuheben) *Antyllus, Heliodorus* (mit dem Supplemente *p.* 276—78.), *Rufus* (ebenfalls ergänzt *p.* 197 ff.), Män-

ner, welche zwar etwas trocken, nachlässig und in alltäglicher Diktion nach dem Brauch des Handwerks schrieben, aber ohne Zweifel geordneter und korrekter als der fehlerhafte Text des nirgend allzu ängstlichen Herausgebers glauben läfst. Demnach wird der künftige Bearbeiter des Oribasius, als welchen Hr. *Diez* sich angekündigt hat, ein weites Feld für Kritik vorfinden, und überdies mancherlei Aufschlüsse zu ertheilen haben, die man von einem Sachkenner am natürlichsten erwartet, zuerst über Person und Litteratur einiger Aerzte, von denen hier einige sonst unbekannte Notizen vorkommen, dann über das Verhältnifs ihrer Theorie zum Stande der griechischen Medizin, ferner über die Reinheit und Authentie der vorliegenden Exzerpte, denn man kann billig muthmafsen, dafs die Form und materielle Breite der Oribasischen Bücher durch die Hand jüngerer Epitomatoren etliches eingebüfst habe. Vorläufig wäre nur der Zuwachs an medizinischer Terminologie zu bemerken, den die Wörterbücher hieraus empfangen. Einzelheiten von allgemeinerem Interesse findet man wenig, am meisten in zerstreuten Randnoten oder Scholien: unter anderen folgende. Bei der Erwähnung von Pestbeulen (*λοιμώδεις βουβῶνες*), welche namentlich in Libyen, Aegypten und Syrien einheimisch seien, wird auch gedacht eines *Διονύσιος ὁ Κυρτός*, d. h. aus der Aegyptischen Stadt *Κύρτος*, wie *Stephanus Byzantius* unter Autorität des *Herennius Philo ἐν τῷ περὶ ἰατρικῶν* angiebt. Letzteren nennt auch ein Zusatz unter dem Texte: *ὁ Φίλων ἐν τῷ θ' περὶ βιβλιοθήκης κτήσεως καὶ Ἕρμηππος ἐν τῷ ι' περὶ τῶν ἐνδόξων ἀνδρῶν ἰατρῶν καὶ ὁ Σωρανὸς ἐν ταῖς τῶν ἰατρῶν διαδοχαῖς*, wo mehreres verdorben ist. Bis ein gründlicher Beweis geführt sein wird, dafs *Hermippus* (gleichviel ob der Smyrnäer oder der Schüler jenes Philo) über berühmte Männer oder Aerzte oder gar *περὶ ἐνδ. ἀνδρῶν ἰατρῶν* geschrieben habe, ziehen wir vor nach der Andeutung bei *Suidas* v. *Φίλων* (*γέγραπται δὲ αὐτῷ περὶ κτήσεως καὶ ἐκλογῆς βιβλίων, βιβλία ιβ'. περὶ πόλεων καὶ οὓς ἑκάστη αὐτῶν ἐνδόξους ἤνεγκε, βιβλία λ'.*) einiges in seine Fugen zu rücken, anderes zu streichen, etwa so: *Ὁ Ἑρέννιος Φίλων ἐν τῷ θ' περὶ βιβλιακῆς κτήσεως καὶ ἐν τῷ ι' περὶ ἐνδόξων ἀνδρῶν καὶ ὁ Σωρανὸς ἐν ταῖς τῶν ἰατρῶν διαδοχαῖς.* Die hauptsächlichen Geschäfte der damaligen Chirurgie sind aus einer Art von Definition zu erkennen *p.* 27. *χειρουργία δὲ δύναται τεμεῖν, καῦσαι, περιελεῖν, ξῦσαι, ὀστοῦν ἀπ…* *τὸν χόνδρον ἐκγλύψαι*: aufserdem die vier Klassen ä… cher Instrumente *p.* 119 *sq.* Merkwürdiger ist die hä… in B. 45. ausgesprochene Behutsamkeit, der Natur … vorzugreifen, vielmehr den Entwickelungsgang der Kr… heit aufs gelindeste zu unterstützen; wobei gelegen… der Ausspruch *p.* 72. „wäre jemand ein so geschic… Arzt, dafs er ein Fieber bewirken könnte, brauchte … auch für das Uebel kein weiteres Heilmittel aufz… chen." Von beiläufigen Citaten *p.* 29. *Ἑλλάδιος ὁ πολλὴν χρῆσιν συναγαγὼν, ἐν τῷ ξ στοιχείῳ.* Ueber … sonst nicht unbekanntes Kapitel der Pathologie, die … *φαντασίας* (s. *Plutarchi Qu. Symp.* 8, 9.) mit einer … nen Stufe der *λεοντίασις*, erfährt man durch Rufus *p.* 5… 77. einiges Nähere, namentlich dafs man Analogieen … selben in der *κακοχυμία*, worüber ein dem Demokrit … tergeschobenes Werk existire, zu erblicken me… noch interessanter sind die diätetischen Mittel für … Krankheit (*p.* 66 *sq.*), mäfsige palästrische Uebu… z. B. Schwingungen am *κώρυκος* (worüber ein ums… liches Fragment aus Oribasius, das man hier ve… lich sucht, bei *Mercurialis de Arte Gymn. II,* 4… hiernächst in der Matthäischen Sammlung), eigentl… liche Bäder, besonders mit scharfen Laugen, *οἷά ἐν τῆς Ἰταλίας ἄλβουλα καὶ τὰ νεπίουσα* (!)*) *καὶ τὰ ἐν …δονίᾳ* (*Ruhnk. in Tim. p.* 272.) *καὶ τὰ ἐν Κρήτῃ κ… Θρᾴκης τὰ ἐν Ἀγχιαλῷ.* Ein Krankheitsfall, den A… lap im berühmten Tempel zu Pergamum nach Ar… Kuren beim Aristides u. a. (vgl. *Sprengel* Gesc… Med. *I. p.* 224 ff.) behandelte, wird vorgetragen … Auch wäre die Nachricht (*p.* 155 *sq.*) nicht zu vers… hen, dafs *Apellides* und *Archimedes* im Schiffs… den Flaschenzug mit drei Rollen (*τρίσπαστος*, F… *X*, 2.) anwandten, *Pasikrates* aber in verjüngtem … denselben auf die chirurgische Praxis übertrug: s… für *Schneider* zu den *Eclog. Phys. p.* 308 ff.

P. 202—274. *Procopii Epistolae ineditae*, 1… Zahl. Vom Rhetor *Prokop* unter Kaiser Anastasiu… nem der letzten Mitglieder der Sophistik, waren b… *dus* bereits 60 Briefe herausgegeben; den obigen … schufs gab Mai aus einem Vatikanischen MS. „*…stili venustate captus.*"

*) Schr. *Νέπεσινα*, bei *Nepete.*

(Der Beschlufs folgt.)

№ 117.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

sicorum Auctorum e Vaticanis codicibus edirum Tomus IV. et V. *Curante Angelo Maio.*

(Schluſs.)

Nun verräth zwar der Stil einen belesenen und geten Mann, und wer Fragmente der Komiker samwird dort manche Anspielung auf sonst unbekannte ten und Verse finden; aber richtigen Geschmack ifst man in diesen affektirten und prunkhaften Gestücken. Historischen Werth besitzen sie gar nicht, ie bloſs abstrakte Themen der Schule ausführen. so wenig stöfst man auf gelehrte Einzelheiten: der Witz des attischen Demagogen Stratokles *p.* τί γὰρ ἠδίκουν, εἰ δυοῖν ἡμέραιν ἡδίους γεγόνατε δι' kehrt bei Plutarch *Demetr.* 11. wieder, nur in minenauem Ausdruck; und der bedeutsame Ausspruch Πολέμων τῆς Ἀσιανῆς τερατείας τὴν ἀρχαίαν ῥη-ν ἐκάθηρεν, wird durch sonstige Nachrichten entch gemacht. Beigegeben ist noch auf zwei Sein Bruchstück dieses Prokop ἐκ τῶν εἰς τὰ Ἡρόδολογικὰ κεφάλαια ἀντιῤῥήσεων.

Hierauf folgen mit geringer Unterbrechung mehler Schriften, welche Mai zuerst in Mailand hergeben hatte, meistentheils treu wiederholt. Zuerst ede des *Isäus de Cleonymi hereditate*, welche der benachbarten über Menekles Erbschaft in neueiten, jene mittelst des *Ambrosianus* um die Hälfte, zt und berichtigt sind. Dann die Rede des *The-s de praefectura sua*, welche dieser auf Anlaſs J. 384 übernommenen Präfektur zu Konstantinorieb, um gegen die Miſsdeutungen der Uebelgen aus spekulativen Sätzen und berühmten Beispien beweisen, daſs der Philosoph ohne Nachtheil seiber alles Weltliche erhabenen Wissenschaft auch aktischer und bürgerlicher Thätigkeit sich befaslüfe. Der Ton ist wie sonst beim Themistius and würdig, der Ausdruck nach den besten Prosaikern gebildet; hingegen der Gehalt mittelmäſsig und auf ein enges Geleise von Gedanken beschränkt, welche stets in seinen Kompositionen wiederkehren und auch hier ein fast kompilatorisches Gewebe der ihm eigenen *loci communes* abgeben. Diese Schrift nun entnahm Mai aus dem *Ambrosianus*, dem Hauptcodex des Redners, mit einer Zugabe meistentheils erklärender Anmerkungen, die er jetzt verkürzt und mit Konjekturen von *Jacobs* bereichert hat; eine noch gröſsere Zahl von Muthmaſsungen dieses scharfsinnigen Kritikers findet sich mit sämmtlichen Noten Mai's in der Dindorfischen Ausgabe, wo gedachte Rede den letzten Platz einnimmt, auch andere kleinere Supplemente (hier *p.* 351 *sq.* angegeben) bereits eingeschaltet sind. Von gröſserem Interesse möchte der Brief des Philosophen *Porphyrius ad Marcellam p.* 356—401. sein, ein merkwürdiges Aktenstück sowohl zur Theosophie des Neuplatonismus als zur Beurtheilung der heidnischen Partei im 3. Jahrhundert. Porphyrius spricht in seiner trüben schwerfälligen Diktion zur Marcella, welche er als Wittwe mit fünf Kindern zu sich nahm, ohne selber Vermögen zu besitzen: daſs er die eheliche Verbindung nur um Erziehung ihrer Kinder willen eingehe, daſs die Bestimmung des Menschen, durch die Schaubühne des flüchtigen Lebens für ein reineres Dasein geübt zu werden, an die Läuterung der Seele als das wahrhafte Geschäft der Weisheit geknüpft sei, und was sonst von Resignation und Selbstbeschauung halb mönchisch und im Anfluge christlicher Denkart ausgeführt wird. Der Schluſs des Büchleins fehlt, miſslicher ist die Verderbung des Textes, den *Jacobs*, *Boissonade* u. a. vielfach emendirt haben; weniges von Belang fügen die jetzigen Noten von Mai hinzu, dessen 1816. gegebene Einleitung man vielleicht ungern vermiſst, doch hat *Orelli* in *Opusc. Sent. Vol. I.* den wesentlichen Bestand des früheren Abdrucks wiederholt. Darauf zwei Schriften des *Philo Iudaeus*, ehemals aus einem Florentiner hervorgezogen, jetzt durch

ein Fragment aus dem Kommentare zur *Exodus* erweitert (*p.* 402—441.): für das Studium des Philo von keinem namhaften Gewinn. Dasselbe gilt von der langweiligen Deklamation *des Aristides gegen Demosthenes* in Sachen des Leptines, erschienen 1825 — und unter uns schon 1827. durch eine sorgfältige Revision von *Grauert* verbreitet. Zum Schluſs auf einigen Seiten *Atticismi*, eine sophistische von allen Orten zusammengelesene Phraseologie von geringem Werth, die *Villoison* zuerst mittheilte, Mai aus einem *Ambrosianus* vervollständigt und berichtigt hat. Uebrigens ist gelegentlich (*p.* 445 *sq.*) ein *griechischer Papyrus* aus dem Vatikan eingeschoben, eine (wie Mai sehr unsicher vermuthet) 88. *a. C.* von einem Tempeldiener verfaſste Klageschrift mit dem kurzen Bescheid des Strategen. Viel unbedeutender sind drei Papyre gegen Ende des fünften Bandes (nebst zwei ähnlichen und einem lateinischen Papyrus *p.* 352—63.), worunter das erste Stück wegen seines Inhaltes und argen Stiles auffällt oder vielmehr Verdacht erregt.

Aus der griechischen Welt treten wir nicht ohne Verwunderung in die Barbarei des römischen Kaiserthums, die sich in heiligen und profanen Monumenten des eben genannten Bandes offenbart.

Tom. V. p. 1—149. *Virgilius Maro de octo partibus orationis:* in 8 *Epistolae* und mehreren *Epitomae.* Ein Grammatiker *Virgilius* ist freilich eine neue und unerwartete Erscheinung; doch weit überraschender als die Neuheit des Namens und der Person sein könnte, tritt der wunderbare Gehalt dieses grammatischen Romans entgegen. Hören wir hierüber zuerst Mai, der aus den reichen Besitzthümern des Vatikans und anderer italienischer Bibliotheken für lateinische Grammatik und statt einer ausführlichen Erzählung *de grammaticis et glossariis Vaticanis tam Graecis quam Latinis* uns etwas eigensinnig mit solchen Gaben bedacht hat. Gedachten Virgilius also fand er in einer Neapolitaner Handschrift aus dem XI. Jahrhundert, welche von zahllosen Fehlern wimmelt; er schrieb ihn mit eigenem Wohlgefallen ab *„quantum sermonis duritia offendebar, tantum copia eruditionis peregrinoque magisterii genere delectabar"*, und berichtigte den Text nach Möglichkeit. Sonst lieſs sich von Werken desselben Grammatikers nichts ermitteln; in der *Bibl. Angelica* giebt es nur noch einen geringfügigen Auszug, s. p. XXIII. Den wenigsten Anstoſs giebt nun der Name selber, da die Benennung *Virgilius* auch während d Mittelalters in Frankreich unter Geistlichen nicht selt war; den Beinamen *Maro* (s. p. 129) verdankt er d Gelehrsamkeit eines Mannes, der ihm mehrmals *Aene meus* heiſst, d. h. wie sich aus den Stellen abnehm läſst, des Virgilius Lehrer, nicht sein Vater, wie M aus der Phrase *mi fili* schlieſst. Wie soll man aber s Zeitalter bestimmen? Einzelne Namen, deren er geden auf irgend historische Personen zu deuten, auf welch Wege Mai das sechste Jahrhundert zu erkennen mei ist völlig unstatthaft; wofür die Erwähnung p. 106 ei *Blastus genere pheregus* (l. *varaegus*, unrichtig M *frisius*) dienlicher sein möchte; aber märchenhaft kli der Gedanke (p. XIII.), hinter den erlauchten Auto *Cicero, Cato, Horatius, Lucanus, Varro* u. a. wel Virgil häufig aufführt, ohne daſs eines seiner Citate träfe, maskirte Zeitgenossen zu wittern, ähnlich pomphaften Namen aus der vermeinten Akademie K des Groſsen. Sicherer mag schon die Betrachtung Sprache sein, wenn diesen Titel ein Kauderwelsch dient, das selbst in Makaronischer Poesie kaum sei gleichen hat. Man könnte hier leicht auf eine in Vorstellung gerathen, wenn man auf die Worte Mai p. XXI. sq. hört: *„Virgilii Latinitas non s plurimorum novitate vocabulorum, quae tamen ind Latinae sunt, legentes percellit, verum etiam Celti ut puto, Francicis vel quomodocunque borealibus m cis quoque, vel ut ipse V. loquitur philosophicis — cibus ad portentum abundat."* Diese Latinität aber in ihrem wesentlichen Bestande sehr natürlich, wandt und mit einem Anfluge von lateinischer Färb dahin, die fast muthwillig durch selbstgemachte Wö einer barbarischen Fabrik (*anterioritas, coaeternali consuetudinaris, foederamen, omnimodatim, magnim* und ärgeres im Verzeichniſs bei Mai p. XXV. sq durch griechische Brocken (*anthropeus, epila, erg machira*) und auffallender durch ganze Klassen neu prägter Schälle gestört wird, dergleichen man im 6. Jahrhundert bei den Franken entweder gar nicht in weit mehr gleichmäſsiger Barbarei erwarten sol Belege des neumodischen Unfugs seien die rein erf denen Präpositionen und Interjektionen p. 89 sqq., jenen z. B. *con pro apud, salion pro ante, cyr pro adversus, trasso pro contra etc.* mit einem B empel etwa des *Andrianus „con tecta numande iub soni et laetitiae"*, weiterhin Interjektionen von hexe

igem Zauber, *gloriandi, ut rassam, rave, samia, arap, laborandi, ut faticalpin, eugan, suaden-i, ut ques, goos, dolendi, ut pappen, leon etc.*, unter Dinge um die man in Glossaren sich vergeblich bemühen würde. Dieser Vokabelschmidt hat gut reden an *zwölf* Sorten Latinität, deren Proben p. 124—27 ein Hypochonder widerstehen mag, z. B. wenn in der *atinitas quinta*, genannt *metrofia, hoc est intel-ctualis*, aufgeführt werden, *ysoph religio, dipts no-ilitas, utiob honor.* Und doch ist solches Rothwelsch ne Kleinigkeit, wenn man die sogar ihrem Klange ich aus der Luft gegriffenen Gewährsmänner (*Balap-tus, Bientius, Bregandus, Galbungus, Glengus* u. a.) id die ganz überschwänglichen Theoreme betrachtet, nen man das berühmte Motto zuweisen könnte, *cave ctor ne ridendo rumparis.* Um nichts von Lehrsätzen sagen, wie wenn das Pronomen *ego* sich unterschei-n soll vom Verbum *ego, quod est vivo, sua* gleich-ls vom Nomen *sua, hoc est domus*, oder wenn *verbum* stammt von *ver i. e. verber* und *bum ex bucino ed vox reboat*: wollen wir uns an der Notiz p. 123 genügen lassen, „einst sei ein Greis *Donatus* in oja gewesen, der tausend Jahre lebte, ferner den Ro-ulus besuchte, bei ihm eine Schule hielt und zahllose cher schrieb, auch einen Zuhörer noch in Troja am *rgilius* zog, *qui LXX. volumina de ratione metri ripsit*" etc. Wer sich nun überzeugen kann, dafs je-ch im Mittelalter solche Grammatik vorhanden war, g immerhin einen Autor glaublich finden, welcher ch dunklen Traditionen und Namen in der Einfalt nes Herzens ein technisches Gerüst aufführte: dann d wenigstens der ehrliche *Jo. Malelas*, der bisher sam auf dem Gipfel der Tölpelei safs, sich freuen ei-n nicht geringeren Gesellen erworben zu haben. Wer r die Fülle des Trugs namentlich in Erdichtung von en und Fragmenten derselben erwägt, dürfte nicht hl an einen Codex des XI. Jahrhunderts glauben, mehr aus dem Zeitraum der aufblühenden Alterthums-dien eine der Täuschungen vermuthen, von denen ir selber unbewufst eine stattliche Probe am *Apuleius orthographia* gegeben hat. Einer weiteren Analyse s Virgilischen Buches sind wir hiernach auf jeden ll überhoben.

Ganz anders lautet ein hierauf folgender *Gramma-us Vaticanus* p. 153—328, herausgegeben aus einer hr alterthümlichen Handschrift des VI. oder VII. Jahrhunderts. Für den Verfasser hält Mai jenen *Probus*, unter dessen Namen wir eine Sammlung prosodischer Regeln (*Lindem. Corp. Gramm. I.*) besitzen; und wenn er, auch durch diplomatische Gründe bewogen, letztere als den zweiten Abschnitt, die vorliegende Elementarlehre als den ersten einer lateinischen Technik betrachtet, so verfährt er sicherer als wenn ihm einige wenige Definitionen der populärsten Art, die sonst dem Probus beigelegt werden, zum Beweise dienen, während er selbst gesteht: „*Sed et aliae multae a Putschianis grammaticis auctoritates Probi laudatae mihi in grammatico Vaticano non occurrebant.*" Uebrigens ist der sachliche Gewinn dieser klar und bündig geschriebenen Formenlehre sehr unbedeutend, da nur die Praxis, nicht die gelehrte Forschung hierbei bezweckt wurde: weshalb bis auf etliche grammatische Bruchstücke des *Varro* und *älteren Plinius*, dann Citationen des *Lucilius* und *Sallust* jeder Schein von Belesenheit fern bleibt. Noch geringeres Interesse haben *Abbonis Floriacensis quaestiones grammaticales* p. 329—349. Der französische Diakonus *Abbo* im X. Jahrhunderte zeigt in diesen an englische Benediktiner gerichteten Kleinigkeiten, wie schwach zwar die lateinische Sprachkenntnifs damals bestellt war, wie jedoch die Lesung der älteren Grammatiker noch immer fortdauerte. Den Beschlufs dieser ersten Abtheilung machen die oben erwähnten Papyre mit einem griechischen Trostschreiben des ägyptischen Bischofs *Serapion.*

Die zweite Abtheilung eröffnen *Carmina vetera Christianorum ex codicibus Vaticanis* vom IV. bis mindestens zum IX. Jahrhundert, über deren Werth uns Kenner des Faches belehren werden. Vor anderen ragen die Namen des *Paulinus* von Nola und des *Johannes Scotus* hervor, der öfter Griechisches einmischt, freilich auch Hexameter wie diesen, Ὀρθόδοξος ἄναξ εὐσηβὴς κλυτὸς ὁπλίτης. Aufserdem läuft Profanes unter, namentlich ein Drama *Amphitryon.* Hierauf *Hisperica famina* p. 479—500. ein Quodlibet in phantastisch-bombastischem Latein und zugleich nothwendiges Supplement zum obigen Virgilius; dann eine weitläuftige Metrik von *S. Aldhelmus.* Von diesen Neuigkeiten läfst sich wie von manchen philologischen Dingen nur urtheilen: Schade um das schöne Papier.

G. Bernhardy.

CXIX.

***Perikles als Staatsmann während der gefahrvollsten Zeit seines Wirkens. Von Dr. J. A. Kutzen, Privatdocenten der Geschichte an der Universität zu Breslau. Im Verlage bei Gebhardt in Grimma*, 1834. 202 S. 8.**

Die Betrachtung der grofsen Männer in der Geschichte ist unerschöpflich: es steht dem jungen Gelehrten und Schriftsteller wohl an die erste Bethätigung seiner Studien durch die Darstellung eines grofsen Charakters zu geben. Hr. Kutzen beschäftigt sich in der vorliegenden Schrift mit der umständlichen Entwickelung der politischen Ansicht und Thätigkeit des Perikles in den ersten Jahren des Peloponnesischen Krieges. Es handelt sich darum, ob Perikles klug daran that jenen unheilvollen Krieg, der die Blüthe Griechenlands zerstörte, aufzunehmen, ob er berechtigt war den Sieg Athens zu hoffen, ob seine Maafsregeln der Kriegführung die richtigen waren. Hr. Kutzen rechtfertigt Perikles vollkommen, und in der That ist es keinem Zweifel unterworfen, dafs Athen, wenn es sich von der Bahn, die Perikles vorgeschrieben, nicht entfernt hätte, wenn es sich nahmentlich enthalten hätte einen andern grofsen Krieg vor gänzlicher Beendigung des Peloponnesischen zu unternehmen, auf das Glänzendste die Ueberlegenheit einer Seemacht über eine Landmacht bethätigt haben würde. Im fünften Kapitel handelt Hr. Kutzen von Perikles' Macht während der letzten Zeit seines Wirkens und von den Ursachen davon. Dafs Perikles gleich einem Monarchen über Athen herrschte, sagt Thucydides: wodurch, das führt Hr. Kutzen aus, durch sein Rednertalent, seine erhabene Gesinnung, Vaterlandsliebe, Unbestechlichkeit. Das ist alles richtig, und es können noch mehr Tugenden des Perikles angeführt werden, aber das Eigentliche und Eigenthümliche ist, dafs kein Staatsmann, so wie er, sich g a n z dem Staate hingab. „Man sah ihn, sagt Plutarch Cap. 7, in der Stadt nur einen einzigen Weg gehen, auf den Markt und in das Rathhaus. Einladungen zu Gastmählern und allen dergleichen Ergötzlichkeiten gab er auf. In der ganzen langen Zeit seiner politischen Thätigkeit ging er zu keinem Freunde zu Tische, nur einmahl zur Hochzeit eines Verwandten, aber auch da blieb er nur, bis die Trauung vollendet war, sogleich stand er auf und ging nach Hause." Mit der ganzen Kraft seiner Gesinnung und seines Talents ergab sich Perikles der Staatsverwaltung, auf dem Wege zur Macht that er manches Ungehörige, aber einmahl dazu gelangt, erzwang er von allen Bürgern das Geständnifs, dafs sie keinem Besseren anvertraut werden könnte.

Der Verf. hält sich durchaus im Einverständnifs mit T
cydides, und eigentlich ist seine ganze Arbeit nur eine Zu
menstellung und Erörterung der Aussprüche dieses Histori
den er in der ersten Beilage eben so umständlich als den gl
würdigsten und sichersten Führer bei der Beurtheilung de
rikles darstellt. In einer zweiten Beilage excerpirt er Griech
alle Sentenzen, die in den Reden des Perikles bei Thucy
vorkommen; und in einer dritten stellt er eine Sammlung
Urtheile über Perikles von 21 neueren meist Deutschen H
rikern und Philologen, von der Englischen (Hallischen) a
meinen Weltgeschichte an bis auf Zinkeisen, zusammen. E
darunter viel schön Gedachtes und Gesagtes, doch auch ma
Verkehrte und Triviale. Und wozu soll uns die ganze S
lung dienen! Zum Beweise, wie verschieden über eine hi
sche Person geurtheilt werden kann! Wer zweifelt daran!
ches ist auch wohl nur Uebereilung momentaner Stimmung
dafs *Schlosser* in der Weltgeschichte einmahl von einem re
ten Perikles sprechen konnte. Wie viel erspriefslicher wä
gewesen, wenn der Verf. selbst alle seine fleifsig zusamm
brachten Materialien zu einer vollständigen Schilderung de
rikles, seiner *ganzen* politischen Thätigkeit, nicht jener b
Jahre allein, die in der That sehr einfach, nothwendig u
erkannt ist, benutzt hätte! Dann würden ihm ganz andere
bleme zu lösen vorgekommen sein; er würde die demago
Thätigkeit des Perikles auch von ihrer bedenklichen Seite
betrachten müssen, während sie in den ersten Jahren des
ponnesischen Krieges über allen Zweifel erhaben und ane
preiswürdig erscheint.

Nehmen wir die Schrift wie sie vorliegt, so giebt sie
nifs von einer fleifsigen Lectüre des Thucydides und von
cher Benutzung der dahin einschlagenden neuern antiquari
Schriften; und so wie dies das Beste verspricht von eine
ginnenden Docenten der allgemeinen Geschichte, zumahl
Gewandtheit seiner Sprache unverkennbar ist, so würde
ihm doch für künftige historische Monographien noch sch
gere Stoffe empfehlen müssen. Eine einzige historische U
tigkeit ist uns anstöfsig gewesen, S 118, wo es heifst:
kles verlor durch die Pest — — endlich den letzten
Sohne, der vermöge eines Gesetzes, das Perikles selbst
lafst, (Plut. im Per Cap. 37) als wirklicher Athener
sollte." Die Sache mit dem Gesetze verhält sich nach de
Verf. selbst citirten Stelle ganz anders; und dieser legit
Sohn des Perikles *überlebte* ja den Vater, war 24 Jahre
einer der Strategen in der Schlacht bei den Arginussen
wurde in Folge des bekannten Prozesses hingerichtet.
Xenophon Hellen. I, 6, 16

C. G. Zump

№ 118.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

CXX.

'wechsel zwischen Goethe und Zelter in den hren 1796 *bis* 1832. *Herausgegeben von iedrich Wilhelm Riemer, Großherzogl. chs. Hofrathe und Bibliothekar. Thl.* 4. *I S. mit einer Tabelle. — Thl.* 5. 461 *S. — l.* 6. *nebst Verzeichniß und Register* 480 *S. 'lin,* 1834. *bei Duncker und Humblot.* 8.

n die frühere Abhandlung eines dahingeschiede- reundlichen Mannes über die drei ersten Bände gedachten Briefwechsels schließe sich hier der t eines Jüngern, der nicht ohne schmerzliche Er- ; die ihm liebgewordne Pflicht erfüllt, seine un- blichen Anschauungen des merkwürdigen Verhält- zwischen Goethe und Zelter hier zur Mittheilung ngen. Die letzten drei Bände liefern in einer Reihe brieflicher Relationen die historischen Do- te der Freundschaft beider Männer vom Anfange ires 1825 bis zu Goethe's Todestage. Die Ste- der Correspondenz ist ununterbrochen wie die eitige Neigung, die sich in Ermangelung einer Bedürfniß gefühlten tagtäglichen mündlichen Um- ing schriftlich bethätigt, und Zelters mehrmals olter Besuch in Weimar ist mit nur kurzen Un- bungen ein wohlthätiges Ferment zu angefrisch- ebung und Vertiefung der bei Zelters Eigenheit elten in die flache Breite der Tageswelt verfal- Interessen. Goethe hatte so viele, das tiefste leben berührende und aufregende Neigungen in hon erlebt und überlebt, so viel schimmernden der Weltlichkeit und so viel klarste Offenbarun- r geheimnißvolleren Mächte des menschlichen es aus persönlichen Beziehungen mannigfacher h angeeignet, das Leben der Besten seiner Blü- t wie einen Theil seiner selber mitdurchlebt, nach dem Hinscheiden der hohen Genossen seines Strebens war das eigne Streben in sich selbst gesättigt, und nachdem er von Liebe und Nichtliebe der Welt viel überduldet und selbst die dämonischen Ergüsse einer betäubten und betäubenden Mädchenseele, die unermüdlich schien in das hellblaue Firmament seiner behäbigen Ruhe die zerfahrenden Sternschnuppen ihrer wundersüchtigen Laune hineinzuschleudern, mit Milde und ohne Härte überdauert, da mußte ihm das Verhältniß zu Zelter, das dies alles nicht gab, durch die Treue einer kindlichen Angehörigkeit aufrecht erhalten, wie eine Erholung im Negligee der Abendstunde des Lebens erscheinen und so eine Geltung ganz eigenthümlicher Art für ihn gewinnen. Das Verhältniß zwischen Beiden hat mit dem Beginne des Jahres 1825 schon eine Engigkeit — ich möchte nicht sagen Innigkeit — gewonnen, daß sich Neigung und Gewohnheit auf Seiten des Dichters nicht mehr trennen lassen, vielmehr beides sich zu einem Bedürfniß tagtäglicher Conversation durchdrungen hat. Es wird vielleicht jetzt schon allgemeiner eingeräumt, daß es bei den Gaben letzter Hand, die wir als schließliche Willensmeinungen Goethe's erhielten, sehr oft weit weniger darauf ankommt, *was* er giebt, sondern *wie* er's giebt und in welche Beziehung er sich zu den Objecten des Lebens damals stellte. Daß in Kunst und Wissenschaft doch ein längerer und mithin tieferer und reicherer Lebensathem sei als in der Brust auch des begabtesten Individuums, und daß, wo sich ein Konflict und Widerstreit zwischen beiden erhebt, das Einzelleben doch endlich still in sich versinkt und besiegt zurücktritt, während das Leben sich selber in neuen Kreisen weiterlebt, dürfte sich aus dem Bereiche der Thatsachen aller Zeiten schwer verläugnen lassen. Auch in „Kunst und Alterthum" waren manche kritische Aeußerungen Goethe's nur Bülletins über sein letztliches Verhalten in geistiger Bezugnahme; die Summe der Wirklichkeiten blieb unerschöpft, ungeprüft, un-

gemessen. Und so sei denn hier angedeutet, aber auch sogleich bei Seite gestellt, dafs es eine Thorheit ist, sich aus den vorliegenden Briefen vom J. 1825 bis zum 22. März 1832 eine genügende Offenbarung schöpfen zu wollen über die wichtigsten Ereignisse in Kunst, Wissenschaft und Leben damaliger Zeit. Wer sich in Ermangelung eigner Haltungskraft aus der Geschichte einer Persönlichkeit Trost, Erbauung oder Lebensmaximen irgend einer Art heraussucht, kann weder gehindert noch getadelt werden; von durchgreifender Erfassung eines eignen und eigenthümlichen Lebensprocesses kann aber dabei nicht mehr die Rede sein. Wir lassen jedoch diese Betrachtung als hier weniger an ihrer Stelle fallen und wenden uns zu den Briefen selbst. Einmal zugegeben, dafs wir es hier mit der Verhaltungsweise zweier verschiedentlich bedingten Persönlichkeiten zu einer Zeit zu thun haben, die sie *nicht* beherrschten, können wir doch der Bezüge voll positiven, ewig gültigen Gehalts so viele auffinden, dafs dem Briefwechsel nicht blofs seine allgemein literarische Bedeutsamkeit, sondern auch ein psychologisches Interesse der feinsten Art für alle Zeit gesichert bleibt. Dies Interesse geht noch weit über den Antheil hinaus, den wir der ungenirten Entwickelung der Zelterschen Persönlichkeit zollen, es sättigt sich auch nicht ganz in dem freudigen Erstaunen, Bewundern und Verwundern, das uns beim Anblick der häuslichen Bequemlichkeit des greisen, ehrwürdigen Dichters ergreift: es liegt vielmehr noch versteckter in einem Etwas, das ich nur erst im Verlaufe dessen, was hier zu sagen ist, aussprechen kann.

Es wird allgemein zugestanden, dafs sich Zelter um das Institut der Berliner Singakademie, das er als Nachfolger seines Lehrers Fasch leitete, bleibende Verdienste erworben hat. Als Musiker in der alten classischen Schule des deutschen Kirchenstyls erzogen, war er recht eigentlich dazu berufen, die Bedeutsamkeit eines Instituts zu sichern, dem es zur Aufgabe gestellt zu sein scheint, auch in der protestantischen Welt einen gewissen Zusammenhang zwischen Musik und Christenthum festzuhalten. Man sprach von Zelters Direction mit unbedingter Hochachtung, er lenkte und beherrschte die vielen hundert Instrumental- und Stimmenkräfte seiner Akademie mit eben so sicherer Hand als früher die Pfeifen seiner Orgel, und wenn ihn Blücher einmal einen guten General genannt hat, so war damit nicht blofs ein passendes Gleichnifs für Zelter als Director gegeben, sondern beide Gestalten waren durch diesen A
spruch in eine verwandtschaftliche Nähe gerückt, w
che durch einzelne persönliche Züge beider Männer k
nesweges aufgehoben wurde. Ueber Zelter als C
ponist darf hier kein begründetes Urtheil erwartet w
den, nur soviel glaube ich andeuten zu können,
sich derselbe in seinen kirchlichen Compositionen
wohl sehr eng in den Grenzen seiner Schule hielt:
dafs er durch und durch der Mann dieser seiner
war, ist ein charakteristischer Zug des seltenen Ma
und so mufste denn eine derbe, kerngesunde Frö
keit, wie sie auf verwandtem Gebiete nur in der
therschen Diction zu finden ist, ihm wie seiner S
angehören. Ein Oratorium zu componiren, in wel
sich das simple, einsame, nicht selten auch eintönig
bet zu einer religiösen Weltanschauung steigert,
man dem alten Musikus wohl zutrauen dürfen,
zwischen einer Zelterschen Kirchencomposition un
nem Oratorium von Händel oder Haydn liegt doch
leicht derselbe Abstand wie zwischen einem streng
testantischen Kirchenliede und Dante's göttlicher C
die. War nun Zelters Talent hier auf einem
Kreise geblieben, wenn auch innerhalb dieser G
höchst vollendet und wirksam, so setzten ihn doch
Balladencompositionen in einen weiteren Conte
Richtungen der Kultur seiner Zeit. Schiller und
the waren entzückt, ihre Lieder auf so ganz eigne
tönen zu hören. Ihre Entzückung mochte aber fa
eine freudige Ueberraschung darüber sein, wie es
lich sei, so treu zu componiren und mit so viel
haltsamkeit von Seiten des musikalischen Künstle
Worte nur in Tönen zu wiegen, aus denen nich
deres herausklingt als der zur Melodie herausge
Rhythmus des Verses und die Seele des Liedes
Beethovens Composition eines lyrischen Gedichtes
uns *auch* die Seele des Textes, aber doch in ga
derer, bedeutsamerer Weise, denn sie ist nicht die S
die sich an den schlanken Leib des Verses sch
nicht eingekörpert bleibt und nur mit den Glieder
Gedichtes sich gleichmäfsig verlautbart. Beeth
Lieder-Composition ist vielmehr die frei geworde
che, die ihren Körper zerbricht, erst in dieser Fr
zu sich selbst kömmt und abgelöst von aller fre
Fessel ein eignes, selbstständiges, mithin erst ein
liches Dasein erreicht. So gewifs aber Mozarts
berflöte noch etwas ganz anderes ist und giebt al

kanedersche Text, so gewifs ist es auch, dafs die
ik durch ein dienerisches Anschmiegen an die Worte
Dichters nicht ihr Eigenstes und Höchstes zu geben
ag. In diesem dienerischen Anschmiegen hat aber
ers Balladencomposition lediglich ihre Bedeutsamkeit.
Gedichten, die wie „der Erlkönig," „der König von
e," in dem strengeren, mehr an den nordischen und
schen Rhythmus erinnernden Balladenstyl gehalten
bemächtigt sich Zelters Intuition auf die glücklich-
Weise des Stoffes, während seine Töne bei Pro-
n, in denen, wie in der „Braut von Korinth," der
ntischen Ausmahlerei schon vom Dichter mehr Spiel-
gegeben ist, die Fülle des weiter ausgebauten
s gewifs nicht erschöpfen, geschweige überflügeln.
Wir sehen überhaupt in Zelter einen Mann, der
r als gewöhnlich die Epoche erster, naturderber
armloser Kindheitsentwickelung in sich festgehal-
at. Es ist als wenn Kind und Mann in ihm zu-
engestofsen sind, ohne dafs sein inneres Wesen
nglingsepochen miterlebt hat. Das Strebende, Ver-
ade, das Sehnsüchtige und alle Blüthen und Düfte
Jugendbegeisterung, die eine Durchgangsperiode
r Entwickelung des modernen Künstlers zu sein
, sind seinem innern Menschen fern geblieben
bringt er die naiv zutappende Ungenirtheit kind-
Seelenanschauung ziemlich barsch und unvermit-
die volle Wirklichkeitswelt des Mannes. Bei
ren seiner Compositionen lief mir der Gedanke
den Sinn, dafs die ganze Zeltersche Muse gewis-
sen im Mutterschoofse der Kunst sitzen geblieben
r war ein Ettrik-Schäfer in der Musik, wobei
wohl zu beachten sein dürfte, dafs es weit leich-
turdichter als Naturcomponisten geben könne, weil
tere zur Entfaltung und Entäufserung eines mu-
chen Gedankens einer Menge künstlicher Mittel
deren der Poet überhoben ist. Daher aber auch
ter, der das Technische seiner Kunst auf unge-
che Weise in Besitz hatte, dieser Widerstreit
n seinem Naturtalent und seiner künstlichen Kunst,
derstreit, der sich in der Person des Mannes in
auf Literatur, Welt, Zeit und Geselligkeit in ge-
er Potenz zeigte, da sein innerer Mensch in die
seines Jahrhunderts nicht völlig aufgenommen
liegt in diesem Zwiespalt nun auch das eigent-
eressante seiner ganzen Erscheinung, und kön-
einen gewissen stillen Jubel nicht ganz unter-
drücken, der sich in uns regt, wenn der alte Maurermeister im Musikus sich geltend macht und Zelter seinen banausisch gesunden und naturkräftigen Humor wie ein unbehauenes Cyclopenstück seines Metiers in die verzärtelte und verzimperte Affectation mancher Richtungen im geselligen und Kunstleben hineinschleudert, so müssen wir doch in diesem Zusammentreffen unvermittelter Kräfte und Regungen zugleich auch die Zerbrechlichkeit der Urtheile dieses Mannes über Zeit und Zeitgenossen bedingt sehen. Zelter hat nie etwas erstrebt in seiner Kunst; was er nicht in sich fand, mochte er nicht erwerben, und das wirklich Vorgefundne beliefs er in seiner natürlichen Simplicität. Er giebt in dieser Beziehung das wohlthuende Bild einer gesunden Künstlergestalt und steht gegen alle kränkliche Strebsamkeit und alle sich selbst übernehmende und aufstachelnde Geniethuerei im baarsten Gegensatze. Diesen Kontrast zu vielen Erscheinungen seiner Zeit in Kunst und Leben fühlte Zelter nicht blofs, sondern er verfolgte ihn absichtlich und hat recht eigentlich einen wahren Kitzel daran, seine barsche Faust in alle Dinge des Berliner Gesellschaftslebens zu stecken. Einige Briefstellen, wo der burleske Musikus gegen Frömmelei und Prüderie seinen scharfkantigen, vierschrötigen Witz einherschreiten läfst, sind fast grofsartig classisch und werden bleibende Dokumente sein zur Charakteristik der Zeit. Zelter war ein frommer Biedermann, ein treuer Gatte, er liebte seine Kinder mehr wie sein eignes Herz. Die Spartanische Rauhigkeit des alten Musikus glich einem im Meer der Unschuld abgewaschenen Bärenpelz, mit dem er die nymphenhafte, verdächtige Scham in Schrecken setzte. Das Gefühl seiner schlagenden Wirksamkeit und vor allem der Beifall Goethes hat ihn aber auch oft genug die Grenzen seiner Sphäre und die Möglichkeit seines Urtheils überschreiten lassen, so dafs er sich, auf die tappende Sicherheit seines Instinctes gestützt, nicht selten in den Harnisch einer ungewöhnlichen Arroganz warf. Goethe liebte so sehr die Gesundheit des Gemüthes, dafs er, wo er nur diese fand, selbst mit der Rohheit vorlieb nahm, und wenn die Trivialität in Bezug auf einen geistigen Hintergrund tritt und in einer gewissen Bedeutsamkeit hingenommen wird, so ist sie allerdings nicht das mehr was sie scheint, oder scheint nicht mehr was sie ist.

Wir sehen Goethe während der Jahre der zweiten Hälfte des Briefwechsels ein höchst einsiedlerisches Le-

ben führen. Der achtzigjährige Greis fühlt gar manche Fäden, die ihn früher mächtig mit der Welt verbanden, schlaffer geworden, manche ganz durchschnitten, viele liefs er unwillig fallen. Bei aller patriarchalischen Würde, die er bis auf den letzten Athemzug behauptet, zieht doch mehr oder weniger eine Abspannung wie ein leiser Schmerz durch seine Adern. Nach den grofsen Thaten seines literarischen Lebens thut ihm eine stille Abgeschiedenheit gut. Auch sind die gröfsten Menschen, die an seinem Herzen gelegen, nicht mehr im Reiche der Lebendigen, selbst der edle fürstliche Freund scheidet von ihm, der einzige Sohn kehrt nicht wieder und so zieht er sich stiller in die Einsamkeit zurück, da er doch einmal einsam dastehen soll; das Gefühl der Isolirtheit wird der Vorbote einer langsam herannahenden Auflösung. Unsere Sorge für sein Dasein wächst, je weiter der Briefverkehr sich hinzieht. Der Greis überblickt die Spuren seines Wandels und es beseelt ihn nur noch der einzige Wunsch, sich fertig als Individualität hinzustellen und der Nachwelt dann zu überlassen, wie sie zu ihm sich zu stellen habe. Er rückt die einzelnen Fragmente und Scenen seines zweiten Faust-Theiles an einander, verbindet und vollendet das Ganze, überarbeitet manche Stücke seiner Biographie und ist rastlos bemüht, die Ausgabe letzter Hand zu betreiben. Seine geräuschlose Thätigkeit ist wunderbar. Jeder Tag, jede Stunde ist ihm köstlich, jeden Augenblick benutzt er, um das Gegründete zu befestigen, das Erbaute und Geschaffene edel zu behaupten. Eine so vollendete Klarheit über sein Leben, so ruhiger, beseligender Abschlufs mit sich und seinem Wirken, eine so gelungene, saubere und zarte Ausmeifselung der ganzen Gruppe eines vielverschlungenen Lebensbildes war selten oder nie irgend wem vergönnt. Die Zumuthung mancher jugendlich Heftigen wird abgefertigt und wenn ein Unwille heifser in ihm aufsteigt, treten Augenblicke ein, wo er der Aeufserung Raum giebt, dafs die Gegenwart etwas Absurdes für ihn habe. Sonst lebt er abgelöst vom Treiben des Momentes, nur die Sorge für sein gewesenes Leben hält ihn wach. Dazu bedarf er der häuslichsten Bequemlichkeit, und je mehr die Farbenpracht seines Himmels verbleicht, je mehr die Abendstunden herüberdämmern, desto tra[...] cher rückt er, wie zu gegenwärtigster Nähe, an den[...] ten Musikus seinen Sessel heran und lauscht auf [...] Geplauder „seines alten Kauz", der ihm aus einem [...] geregten Residenzleben allerlei Schwänke mitzuth[...] nicht müde wird. Es ist rührend, wie die beiden [...] ten sich die Hände drücken und es erwacht bei di[...] Traulichkeit auf unserer Seite nur die Besorgnifs, [...] grobluslige Musikus möchte bei seinen Fabeln aus [...] baaren blanken Wirklichkeit, womit er dem Alt[...] die Grillen vertreiben zu können wähnt, die resp[...] volle Kindlichkeit gegen Goethe, die eigentlich Ze[...] Religion ist, am Ende noch aus den Augen se[...] Goethe verzieht auch über den ridicülsten Klatsch k[...] Miene, er läfst den alten Zelter gewähren und w[...] sen, er läfst ihn selbst um sich wuchern, diesen [...] nen Buxbaum menschlicher und artistischer Simplic[...] „Schon manchmal habe ich bedacht", — schreibt e[...] ter anderem, — „wie wir beide gleichsam an die [...] gegengesetzten Enden der socialen Welt angewi[...] sind; Du, in die kreiselnde Bewegung einer volkrei[...] Königstadt verschlungen, hast alles persönlich zu b[...] hen, unterrichtest und lehrst, giebst und geniefsest [...] beitest und vollbringst, versammelst und dirigirst, g[...] test und herrschest und was nicht alles; hiezu noch [...] Familienzirkel und fremde Gelage gerechnet, da [...] es denn schon etwas auszuhalten. Indessen ich ein [...] wie *Merlin* vom leuchtenden Grabe her, mein ei[...] Echo ruhig und gelegentlich in der Nähe, wohl au[...] die Ferne vernehmen lasse."

„Du thust mir einen wahren Freundschaftsdie[...] — heifst es an andrer Stelle — wenn Du mir ma[...] mal das Berliner Treiben, als Schattenspiel, durch m[...] Einsiedelei führst; kaum dafs ich mein kleines Hi[...] zimmer verlasse, das Du kennst, Tag und Nacht bes[...] tigt, die Kräfte zu nutzen, die mir geblieben sind. [...] manche Forderungen von Innen und Aufsen setzen [...] fort, erneuern sich auch wohl, und so geht ein T[...] oft ein Theil der Nacht hin, wo ich Deiner viel ged[...] und oft wünschte mich mit Dir auszureden; wozu D[...] Briefe gar löblichen Text enthalten."

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 119.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

fwechsel zwischen Goethe und Zelter in den hren 1796 *bis* 1832. *Herausgegeben von iedrich Wilhelm Riemer.*

(Fortsetzung.)

o läfst sich Goethe die neuesten Erscheinungen in , Wissenschaft und Leben der preufsischen Haupt- wie ein Schattenspiel vorführen, da der eigentliche t einer lebendigen Wirklichkeit für ihn schon wo anders lag, und wenn wir so die Auffassung scheinungswelt in unsrer Gegenwart gelten las- o können wir kaum umhin, bei manchen Solöcis- die der alte Musikus rapportirt, in Bezug auf ihn auszurufen: *ecco il vero policinello*! Nur ein ein- Mal findet sich in Goethe's Gegenäufserungen ein rf in folgender milden, verklärten Weise: „Aus Briefen werd' ich das Schickliche nach und nach len; denn, ob ich gleich dem geistreichen Kreise, h damit befafst, nur zur Seite bleibe, und mich um Tendenz noch um Urtheil bekümmere, wie en Herren es am Schlusse des Jahres 1831 alle e zu halten haben; so geb' ich doch gern etwas il es als eine Art von Sauerteig, die geistlose he Zeitungsexistenz zu balanciren, oder wenig- s incommodiren vermag. Zuvörderst aber hab' melden, dafs ich in meine Klosterzelle mich zu- zogen, wo die Sonne, grade jetzt bei ihrem Auf- mir horizontal in meine Stube scheint und mich Untergange nicht verläfst, so dafs sie mir durch dringlichkeit oft unbequem wird, auf den Grad, h sie wirklich auf einige Zeit ausschliefsen mufs. kommt mir ein altes Verslein in den Sinn, wel- bersetzt, ohngefähr also lauten wird:

„Mit Liebe nicht, nur mit Respect
Können wir uns mit Dir vereinen:
O Sonne! thätest Du Deinen Effect
Ohne zu scheinen."

elter hat in seinen Kinnbacken etwas Zermalmen- des, seine Zunge ist schwer aber auch spitz, sein Hu- mor ist *sans quartier* schrecklich derb, dabei zugleich feist und wohlgefällig, wie sich denn auf Goethe's viel- fach gespendeten Beifall eine Verwöhnung bei ihm sicht- lich macht. Goethe vergleicht ihn in seinem Erzählungs- eifer mit einer wohl conditionirten Mühle, die zum Um- schwung ihres Räderwerkes Wasser brauche und da- mit ihre Steine sich nicht selbst aufreiben, Waizen die Fülle nöthig habe; sein Mühlgraben, sagt er, bedürfe des Zuflusses von aufsen. Sehen wir nun so Goethe's Verhalten und Bewufstsein in Bezug auf Zelter gesi- chert, so dürfen wir uns dem Wohlgefallen an der Kernhaftigkeit des barocken Mannes füglich hingeben. Seine Ausdrücke aus der Herberge sind von ganz eig- ner Trefflichkeit, und seine ungenirte Derbheit findet nur in Rabelais ihres Gleichen, wie denn auch der Alte kein Buch kennt, das er lieber geschrieben haben möchte als den Pantagruel. Sein Instinct führt ihn bei Beurtheilung literarischer Dinge oft sicher genug, er giebt den Kern der Sache zum Besten, wirft aber mit- unter, indem er ihn offerirt, auch die Schaale dem Em- pfänger an die Stirn. Sein Witz trifft manchmal den Nagel auf den Kopf, schlägt aber täppisch genug noch häufiger Kopf und Nagel in Stücke. Wir sehen in ihm zugleich einen Mann, den ein drängendes, ein ehrliches, aber doch sanguinisches Gelüst treibt und quält, sich für den Unbill zu rächen, den ihm die blofs materiellen Elemente seines früheren Lebens angethan, und wenn seine nervige Faust die verzärtelte Idealistik mancher Zeitrichtungen rücksichtslos durchschüttelt, so erglüht der seltsame Mann dabei in einem Feuer ehrlicher Auf- regung, das den betheiligten Personen wie eine diabolische Flamme boshafter Laune erscheinen mag. Hierher gehören die Ausfälle gegen Tiedge und der durchlaufende Spott über aufstrebende musikalische und dichterische Talente Ber- lins, die jedoch sämmtlich in Schutz zu nehmen bei der zeitlosen, wenn nicht zeitwidrigen Richtung derselben

zum Theil aufser der Möglichkeit liegt. Eine völlige Verkennung aus Beschränktheit ergiebt sich in Zelters Urtheilen über Weber und Spohr. Ueber Spontini springen dem Alten die widersprechendsten Dinge über die Lippen. Gluck wird nur äufserst selten erwähnt. In Mozart sucht er sich blofs die Anklänge und Erinnerungen an die alte Schule auf, und indem er diese Züge auch in den reifsten Werken des Meisters mehr als billig verfolgt, geht es ihm wie in verwandtem Kunstgebiet den Eifrigen, die noch in Rafaels Spätwerken Perugino's Pinselstriche herauszufinden sich abmühen. So erklärt er unter anderem den Gesang der schwarzen Männer in der Zauberflöte für ein Stück in Bachschem Styl und erinnert lächerlich genug an die Musik des Lutherschen Chorals: „Wenn wir in höchsten Nöthen". Dies genügt um die Ansicht zu belegen, dafs Zelter aller Befähigung für die Romantik in seiner Kunst und insonderheit für Auffassung dramatischer Musik entbehrte. Es lag ihm alle Romantik selbst in der Ahnung fern, und so mufste er, weil ihm in der Entfaltung seines innern Menschen die eigentliche Jünglingsepoche versagt war, auch auf dem Gebiete der ihm eignen Kunst, durch eine ziemlich weite Kluft von seiner Zeit getrennt bleiben. Man erhole sich Raths beim alten Musikus über Kirchentonarten, Contrapunkt und Fugenkunst, man beherzige seine Andeutungen über das Technische seiner Kunst, über Akustik, Structur der Proscenik, Bauart des Orchesterraumes, man erwäge seine Aussprüche über das Verhältnifs zwischen Melodie und Harmonie; aber man suche in seinen Bekenntnissen kein Bewufstsein über die Kunstleistungen der Zeit und tröste sich damit, dafs Polonius als Staatsmann ein ungefähres Gegenstück war für Zelter als Kritiker, wie es ihm denn in Bezug auf Goethe auch nicht an angemafster Bescheidenheit, noch weniger an gebotenem Enthusiasmus fehlt, um allenfalls „eine Wolke für ein Kameel" zu halten. In seinem Verhältnifs zur Berliner Singakademie, deren Geschichte in seinen Relationen genau zu verfolgen ist, behauptete er eine patriarchalische Würde, die jedoch sein Wesen nicht ganz erfüllt, vielmehr durfte zur Ergänzung seiner Natur der Hang zur Burleske nicht fehlen, dem nur ein ausgedehnterer Horizont abging, um Zelters Briefe zu wichtigeren Beiträgen zu einer deutschen *chronique scandaleuse* zu machen. In diesem Gemisch von solidem Ernst und skurriler Laune liegt aber der ganze Reiz seiner Erscheinung.

Endlich gehört auch noch ein Stück Idealistik d
um das Wesen des Mannes, das eigentlich nur d
seine Seltenheit bedeutsam erscheinen konnte, zu
enden und in sich abzuschliefsen. Was Zelter als C
ponist schuf, hat er eigentlich weniger geschaffen
es ihn wie eine plötzliche Eingebung und wie ein
zer Lichtblick überkam, der ein Leben voll angeler
Vegetation erhellte. Daher die Naturmaximen s
Melodieen, daher auch die Ueberraschung über sich
und die Freude an der eignen ungeahnten Schöpf
Diese Naivetät versöhnt durchaus wieder mit ihm.
so war denn Goethe's Liebe zu ihm auch wie e
ungeahnet Ueberkommenes, sie war für Zelter ein E
gelium, das ihn wie den Hirten des Feldes überr
der mit offnen Augen und Ohren der frohen Bot
entgegenstaunt. Dieser Gesichtszug des Hirten
der Krippe blieb ihm eigen, da er die ganze Er
nung des Geistes nicht zu fassen im Stande war.
gehört mit zur Charakteristik des Verhältnisses zwi
Goethe und Zelter. Als Entgegnung für durchaus
zweideutige Beweise von Liebe und Hinneigung
Zelter nichts zu bieten als sein ganzes Selbst. I
gab er freilich sein Alles, aber dies war *sub speci
terni* immer nicht allzu viel gegen das was er emp
Diese unbedingte Hingebung war wie eine geistige
eigenschaft, in der es ihm möglich wurde, als Co
nist das blofse Instrument für die Goethesche Li
poesie zu werden. Daher eben in seinen Compositi
die getreue Resonanz der Verse seines Dichters und
tiefsinnige Austönen der Seele eines Goetheschen
des. Das hat nur eine Liebe, und eine fast wei
sich anschmiegende Liebe vermocht. Und so stöfs
Betrachter denn hier wieder auf etwas Räthselhaft
Seelenleben, wenn man bedenkt, wie auch dieser h
schroffe, täppische Mann in diesem Verhältnifs
Dichter den Antheil des „ewig Weiblichen" in der
schennatur, an das Goethe's Chorgesang im zw
Faust-Theile das Wunder der Erlösung knüpft,
verläugnen durfte. Zelter macht sich in jeder Weise
Dichter zu eigen, er fühlt in ihm, ohne ihn ganz zu be
fen, seine Seele, seine geistige Freude und sein Bew
sein, und so mufste ihm dies alles mit hinweggenom
werden als Goethe verschied. Seines Bleibens konnte
lange mehr sein, er mufste bald folgen, sein Tod
mit dieser Macht geistiger Angehörigkeit, meines D
haltens, über alle blofs materialistische Deutung hin

Gegen Ende des Jahres 1830, nachdem Goethe bei plötzlichem, lebensgefährlichem Blutverlust dem Tode ziemlich nah in's Angesicht geblickt, wird der Briefstyl immer rascher, ungeordneter, drängender. Das Bedürfnifs der Mittheilung steigt und es scheint, als hätten Beide kaum Zeit sich an den Tisch zu setzen, die Feder zu ergreifen oder den Schreiber zu rufen. Es ist als schrieben sie nicht mehr, als sprächen sie eilig hinüber und herüber und es ist ergreifend zu hören, wie sich alles berichten, das Unbedeutendste, das der Moment aufruft und verschlingt. Hat sich doch für den Dichter das Gröfste und das Tiefste längst erschöpft, und doch ist das Leben noch da und will seinen Tribut: so fristet man sich gegenseitig und drängt sich an einander und drückt sich fester, wiederholter die Hand alter Treue; der Rest wird ja bald genug Schweigen und eine ewige stille Liebe! „Hätt' ich die Hälfte deiner Fehler" — sagt Zelter — „ich hielte mich schon brav. Mir bist Du Einer, der schon lange nach seinem Tode lebt, und komm' ich und sehe Dich bei Leib und Leben, so komme ich mir selber wie abgeschieden ..." So sehen sich beide schon von Zeit zu Zeit mit verklärten Augen an. Dazwischen brummt Zelter doch wieder mit dem Contrabafs seiner Werkellaune. Das Treiben der Gegenwart bringt seine Mifstöne schreiend dazwischen und der alte Musikus hat Indiscretion genug, dem verehrten Dichter alles zu hinterbringen, was für das Ohr nicht mehr taugt. Einige Timonische Ausdrücke springen über Goethe's Lippe, Zelter tummelt sich practisch in den widerstreitenden Richtungen des inneren Lebens umher und so erscheinen sie denn im Verhältnifs zu ihrer Zeit nicht selten wie zwei alte verdiente Krieger in der Defensive, der Eine im Gefühl eines Weltzusammenhanges, weil er weifs, dafs wer den Moment ergriffen mit ganzer Seele, dem die Ewigkeit nicht entgeht; der Andere vom Augenblick getrieben und beherrscht, aber mit einer handfesten, unverwüstlichen „Wehrmannstactik" ausgerüstet, mit der er sich auch im feindlichsten Elemente Raum zu verschaffen weifs.

(Der Beschlufs folgt.)

CXXI.

Neugriechische Grammatik nebst einer kurzen Chrestomathie mit einem Wörterbuch, für den Schul- und Privatgebrauch. Herausgegeben von Dr. Fedor Possart. Leipzig, Reichenbach. 1834. *X.* 346 *S. gr.* 8.

Der Verfasser, dessen Namen schon manche Grammatik und Chrestomathie an der Stirne trägt; z. B. eine spanische, persische, italienische, scheint, aufgemuntert durch die politische Gestaltung des neuen Griechenlands, und den auf kurze Frist epidemisch gewesenen Wahn, als müsse Deutschland nun mit einem Male die neugriechische Sprache erlernen, sich die nicht geringe Mühe aufgebürdet zu haben, die vorfindigen, mehr oder minder brauchbaren Lehrbücher dieser noch so wenig wissenschaftlich erläuterten Sprache zu durchgehen, um aus ihnen ein vollständigeres als jedes einzelne zu gestalten. — Die Zusammensetzung der vorliegenden Sprachlehre aus den meisten der bisher erschienenen, dürfte nun derselben bei Nichtkennern leicht den Ruf der Vollständigkeit erwerben, den sie aber, untersucht man genauer, nicht ganz verdienen würde; denn als natürliche Folge der oben angedeuteten Verfahrungsart kündet sich die Beschaffenheit derselben an; neben Brauchbarem und Vollgültigem, erscheint Ueberflüssiges und nicht Stichhaltiges, wir entdecken Einzelnheiten, die eine tiefe Kenntnifs der Sprache zu verrathen scheinen, und stofsen auf Blöfsen, die unsere gute Meinung vernichten, wir haben zu viel und zu wenig. — Die neugriechische Sprache kann, so dünkt uns, aus den bis jetzt erschienenen Hülfsbüchern *allein* nicht erlernt werden, tritt nicht langer Umgang mit Griechen selbst und zwar verschiedener Landestheile hinzu. In den meisten bisherigen Sprachlehren ist jene oft unmerklich, selten scharf abgegränzt sich hinziehende Scheidelinie zwischen der Sprache des alten und neuen Griechenlands unzählig oft überschritten. — Rühren sie von griechischen Verfassern her, so sind diese nur zu oft durch die Sucht, die Sprache ihres Vaterlandes so edel als nur immer möglich darzustellen, zu sehr ins Altgriechische gerathen; rühren sie hingegen von Fremden her, so haben diese selten nur jene, wenn auch unbedeutenden Eigenthümlichkeiten erkannt, die so sehr zum Wesen einer Sprache gehören, welche durch äufseren, fremdartigen Einflufs so mosaikartig sich gestaltet hat. — An diesen Uebeln seiner Bestandtheile laborirt nun auch vorliegendes Werk und, wie begreiflich, an beiden. —

Die Vorrede schon bietet manche Blöfse, wozu z. B. p. VIII. in einer neugriechischen Sprachlehre „Beispiele" als Belege der Regeln „die nicht rein neugriechisch, sondern ganz altgriechisch sind", solche wären vielmehr sorgfältig in dem Buche zu vermeiden gewesen, statt ihnen hier das Wort zu sprechen. — p. IX. „ζ und ϑ sind für Deutsche schwer auszusprechen", ϑ ja, doch nimmermehr ζ, welches ganz das deutsche s im Worte: Wiese ist, und doch gewifs nicht schwer auszusprechen, — dagegen scheinen dem Verf. die Schwierigkeiten der Aussprache des γ überhaupt oder im Konflicte mit ρ nicht aufgefallen zu sein, ein Klang, der weder durch *g* noch *j* auch nur annähernd bezeichnet wird; was wäre vollends vom δ zu sagen, das der Verf. p. 9 kurzweg mit *dh* abfertigt, hier in der Vorrede unter den schwer auszusprechenden aber gar nicht erwähnt; — δ im Zusammentreffen mit σ und in der Nähe eines ϑ hat manchen Frem-

den an der Möglichkeit die Aussprache des Neugriechischen zu erlernen, das überdies noch sehr schnell und doch rein, nicht dem Englichen ähnlich bequem gerundet, gesprochen wird, fast mit Recht zweifeln gemacht. —

p. 16. §. 36. Sind die Ausnahmen von der Regel, dafs die Namen der Berge, Winde, Flüsse und Monate männlich seien, viel zu wenig genau aufgezählt, so z. B. unter den Flüssen nur die Morava und Maritza genannt, während fast alle Flüsse Deutschlands, die im Deutschen *feminina* sind, hierunter zu zählen waren.

p. 18. §. 42. Der bestimmte Artikel ὁ, ἡ, τὸ heifst im gemeinen Leben *„nicht* immer" ἡ statt αἱ und Accusativ τᾶις statt τάς, nur einige Bewohner kleiner Inseln haben es in ihrem Dialekte, überhaupt nur übler Gebrauch, dasselbe gilt von p. 20 §. 49 und zwar von αις statt ας im Accusativ pluralis.

p. 20 §. 49. erscheinen unter den Ausnahmen *ῥάγα, σαπύλα, ἀκτῖνα* und *τρύπα*, die doch ganz nach der aufgestellten Regel gehen; an anderen Orten nimmt der Verf. wieder häufig die Ausnahmen in die Regel, so z. B. p. 24 §. 62 stellt er den Accusativ von *ἄνθρωπος* geradezu als — *πον oder πο*. —

p. 25 §. 64 οἱ *μάςοραι* kommt nie vor, immer nur *μάςοροι* oder *μάςοραις*.

p. 30 §. 79 ὁ *πῆχυς* die Elle, ist altgriechisch („hellenistisch") im Neugriechischen heifst sie ἡ und τὸ *πῆχυ*, dasselbe gilt von den Geschlechtsformen *χαριεις, εσσα, εν*. p. 37 §. 103. ebenso p. 42 §. 113. *μελας*, das im Neugriechischen durch *μαύρος* ersetzt wird. —

p. 44 §. 118. Unter jenen Beiwörtern, denen der Superlativ mangeln soll, ist füglich *νέος* jung, und *γεῤῥὸς* gesund wegzulassen, da sie allerdings diese Vergleichungsstufe haben, *νεώτατος* und *γεῤῥότατος*.

p. 45 §. 122 fehlt der Name der Sammlungszahlen, sie heifsen *'Αναλογικὰ*, siehe *Bojadschis* Sprachlehre p. 45, welche der Verf. etwas undankbar mit „mangelhaft" in der Einleitung abfertigt, deren Regeln aber häufig wörtlich und ganz mit denselben Beispielen im vorliegenden Werke erscheinen. — Bei dem Geschlechte der Beiwörter wäre übrigens *Bojadschi* besser zu benutzen gewesen, der p. 12 die Regel aufstellt, dafs die zusammengesetzten Beiwörter auf ος meistentheils *generis communis* sind, so z. B. ὁ *ἄδικος κριτὴς* und ἡ *ἄδικος κρίσις*.

p. 47 § 132 um *halb* auszudrücken bedient man sich des Wortes *ἥμισυ*, oder des in der gemeinen Sprache gebräuchlichen *μισὸς, ή, ὀν*. Hier wäre hinzuzufügen, dafs *μισὸς* in solchem Falle häufig mit dem Zahlworte, zu dem es gehört, förmlich vereint wird, z. B. *δυόμισυ* dritthalb und auch als Bezeichnung der Stunde halb drei Uhr, für *δύο καὶ μισῇ* (scil. *ὥρα*.).

p. 51. §. 141 *τοῦ λόγουμου* für ein Fürwort auszugeben, dürfte kaum zu billigen sein, übrigens wäre hier hinzuzufügen, dafs bei dieser Zusammensetzung das Geschlechtswort wegfällt, wenn ein Vorwort vorausgeht, z. B. *'Ακόμη ἔχω χρείαν ἀπὸ λόγου σου*, ich bedarf ihrer noch.

p. 53 §. 144. Anmerk. 1. Nicht blofs in Gedichten, sondern sehr häufig in der Umgangssprache erscheint *αὐτουνοῦ, αὐτηνῆς* u. s. w.

p. 59 §. 152. *'Επειδή τις τὸν ἐρώτησεν* heifst nicht: „hierauf fragte ihn einer" sondern: weil ihn einer fragte.

p. 60 §. 155. Unter die Formen den Optativ im Neugriechischen auszudrücken, wäre füglich auch jene mit *ἄς* aufzunehmen gewesen, z. B. *ἄς λείψῃ*, es möge wegbleiben.

p. 63 §. 169. Wäre anzudeuten, wozu denn eigentlich der Charakter bei Zeitwörtern: (*Τελικὸν* oder *Χαρακτηριςικὸν* scil. σημεῖον) zu beachten sei, nämlich um mit Hülfe desselben die allgemeine Form der Abwandlung insbesondere anwenden zu können.

p. 65 §. 179. Nicht blofs die angeführten Zeitwörter verwandeln im Aoristus Activi ζ in ξ, die Anzahl derselben ist nicht so geringe als der Verf. glauben macht, z. B. *φωνάζω* ich rufe *ἐφώναξα, συνάζω* ich sammle, *ἐσύναξα, ςιβάζω* ich häufe auf *ἐςίβαξα* u. s. w.

Doch so viel möge genügen den theoretischen Theil des Lehrbuchs zu beleuchten, wenn auch die fortgesetzte Untersuchung noch manches Irrige entdeckte, das der Raum jedoch hier alles der Reihe nach aufzuführen nicht gestattet, das Angedeutete dürfte schon für unseren Zweck hinreichend sein, nämlich zu zeigen, dafs dem vorliegenden Werke, trotz allem Anscheine von Vollständigkeit, noch manche Verbesserung zu wünschen sei.

Der praktische Theil, welcher „Vorübungen" „ein neugriechisches Lesebuch für Anfänger mit Anmerkungen, nebst kurzen Biographien der Schriftsteller" und ein noch kürzeres Wörterbuch enthält, bietet nicht minder Grund zur Klage. — Vieles ist flüchtig übersetzt, die Biographien mancher Schriftsteller, wie die Angabe ihrer Werke doch gar zu mangelhaft; übrigens wäre bei den Uebungen zum Uebersetzen eine systematische Anordnung des Stoffes zu wünschen gewesen, die dem Lernenden allmählig Schwierigeres geboten hätte, die Folge der Uebersetzungsstücke nach den alphabetisch gereihten Namen der Schriftsteller ist durchaus verwerflich. —

Das Werk, das der Verf. lieferte, ist allerdings ein beachtenswerthes, setzt nicht geringe Mühe voraus, und ist als Compilation wirklich das reichhaltigste über seinen Gegenstand, deshalb aber noch nicht das beste *Lehrbuch*, sondern vielmehr mit grofser Vorsicht zu gebrauchen. — Wir können den Wunsch nicht unterdrücken, Herr Possart hätte mit der Herausgabe seiner Grammatik noch gewartet; er will Griechenland besuchen, wie wir aus p. VII. der Vorrede erfahren, möge ihm dieser die Mittel an die Hand geben, seiner Sprachlehre die nöthigen Verbesserungen angedeihen zu lassen, und sein etwas kühnes Versprechen am Ende der Einleitung, nach Erwähnung der bisherigen neugriechischen Wörterbücher, „ein vollständigeres wird nächstens der Verfasser liefern", auch wirklich erfüllen zu können. —

Die Anzahl der Druckfehler, in einem Lehrbuche besonders störend, ist grofs, ja sie haben sich sogar in die „Verbesserungen" am Ende eingeschlichen. — Doch diese selbst sind weniger als genau abgefafst, wie hätte sonst p. 257 *ἀνθρ...* im Genitiv Sing. *ἀνθρωπους* haben können! — Die typographische Ausstattung ist ziemlich gefällig. —

Th. G. v. Karajan.

№ 120.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1835.

Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 *bis* 1832. *Herausgegeben von Friedrich Wilhelm* ***Riemer.***

(Schlufs.)

Nach und nach flöfsen des Dichters Briefe wieder icherheit ein, man schöpft stärkenden Muth, es ist die tzte ätherische Erholung des in aller Gesundheit ru-lg hinsterbenden Greises, der noch einmal mit voller rust aufathmet. Das Jahr 1832 beginnt. Der Brief-echsel ist nach wie vor lebhaft. Goethe schliefst testa-entarisch alles ab, er giebt noch einige letzte Blicke nd Winke über Zelters Natur. Der alte treue Musi-us ist ganz gesichert wieder, tobt und poltert in dem ifgeregten Leben der Berliner Welt tapfer umher, hleudert in komischer Leidenschaft die harten, schwer-rdaulichen Bissen seiner Unterhaltung nach wie vor m Freunde hin und treibt es gewohnter Weise fort, me den Moment zu ahnen, wo der Genius des Dich-rs schon in lächelnder Verklärung über ihm steht. t macht einen eignen wehmüthig ironischen Eindruck, fs Zelter noch grade am Todestage Goethes einen ief voll skurriler Lappalien schreiben mufste und zum meintlichen Amüsement des grofsen Freundes ganz ohlgemuth seine Gemeinplätze nach Weimar hinüber-ndet, während dort die Stunde bereits geschlagen t und der Weiser an der Uhr des Lebens wie die nne zu Gibeon stille steht, vor der die gutmüthig wissende Erde noch eine Weile um sich selbst rotirt. n Begräbnifstage Goethe's langte der letzte Brief Zel-s in Weimar an. „Was kann ich von mir sagen? Ihnen? zu allen dort? und überall?" schreibt er ei-ge Tage darauf an den Kanzler von Müller. „Wie dahinging vor mir, so rück' ich Ihm nun täglich nä-r und werd' Ihn einholen, den holden Frieden zu rewigen, der so viel Jahre nach einander den Raum von sechsunddreifsig Meilen zwischen uns erheitert und belebt hat. — Ich bin wie eine Wittwe, die ihren Mann verliert, ihren Herrn und Versorger! Und doch darf ich nicht trauern; ich mufs erstaunen über den Reichthum, den er mir zugebracht hat. Solchen Schatz hab' ich zu bewahren und mir die Zinsen zu Capital zu machen. Verzeihen Sie, edler Freund! ich soll ja nicht klagen, und doch wollen die alten Augen nicht gehorchen und Stich halten. Ihn aber habe ich auch einmal weinen sehen, das mufs mich rechtfertigen."

Wir können nicht umhin, schliefslich auf einige Aeufserungen Goethe's hinzudeuten, die nicht blofs den Anschein einer Willkür des Urtheils haben, sondern in der That nur für die Bedürfnisse seiner Subjectivität Geltung gewinnen. Dafs bei Gelegenheit einiger neuen bühnenfähigen Bearbeitungen des Macbeth und Cäsar, über deren Zuschnitt Zelter berichtet, Goethe's Mifsliebe gegen diese Geburten der Britischen Muse laut wird, kann nur für eine wiederholte Erhärtung einer Antipathie angesehen werden, die in Bezug auf seine eigne dramatische Poesie characteristisch, für seine Richtung und Natur nothwendig war. Sie gehörte, da die Tendenz, die mit dem Götz eröffnet war, nicht weiter verfolgt wurde, zu Goethe's Idiosyncrasieen. Bei Erwähnung einer Gedichtsammlung des süddeutschen Gustav Pfizer läfst Goethe das Wort fallen, dafs aus der Region, in welcher Uhland walte, wohl „nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes" hervorgehen möchte. Es sei wundersam, wie sich „die Herrlein einen gewissen sittig-religiös-poetischen Bettlermantel so geschickt umzuschlagen wüfsten, dafs wenn auch der Ellenbogen herausgucke, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten müsse." Dafs Goethe in der Uhlandschen Liederpoesie die Formen seiner eignen Muse nur formell erweitert sah, aber eine Erweiterung und einen neuen Flügelschlag der dichte-

rischen Seele in derselben vermifste, ist für ihn wie für diese Poesie, die mehr oder weniger auf alten Bahnen wandelt, höchst bezeichnend. Endlich über Lessing. Es ist in den Briefen vielfach von der Unzulänglichkeit der Aristotelischen Zwecktheorie in Bezug auf die Tragödie die Rede, man vertheidigt die naive Unmittelbarkeit des Kunstwerks, das nur um sein selbst willen dasei, der Dichter dürfe nichts intendiren, nichts wollen mit seinem Stück als sein Stück, alle Absichtlichkeit eines berechneten Calcüls wird verworfen. Mit diesen, wenn auch nicht so prägnant herausgestellten Anschauungen gewaffnet, fällt der alte Zelter in seiner gutmüthig trotzigen Weise über Lessings Emilia Galotti her, zerzupft die Gestalten, die Situationen, findet alles gemacht, gesucht, berechnet, und travestirt ziemlich barsch und ziemlich witzig einen *„denkenden"* Künstler. Goethe läfst es ruhig geschehen und erwiedert: „Dein reines eignes Verhältnifs zu Emilia Galotti soll Dir nicht verkümmert werden. Zu seiner Zeit stieg das Stück, wie die Insel Delos, aus der Gottsched-Gellert-Weifsischen u. s. w. Wasserfluth, um eine kreisende Göttin barmherzig aufzunehmen. Wir jungen Leute ermuthigten uns daran und wurden Lessing deshalb viel schuldig. Auf dem jetzigen Grade der Kultur kann es nicht mehr wirksam sein. Untersuchen wir's genau, so haben wir davor Respect wie vor einer Mumie, die uns von alter, hoher Würde des Aufbewahrten ein Zeugnifs giebt."

In diesen Worten des Dichters liegt ein unentbehrliches Zeugnifs, dafs dasjenige, was man Pietät für die Altvordern nennt, nicht zu einer Schreckgestalt werden dürfe, die mit gespenstiger Macht den Schritt hemmt und mit Hand- und Fufsschellen droht, wenn sich der Muth bekundet, den Nerv der Gegenwart rücksichtslos zu erfassen und in dem Ergreifen des Moments das noch lebendige Leben zu bethätigen. Nur indem sich Goethe die alternden Geburten der Literatur wie *„Mumien"* fern rückte, war es ihm vergönnt, eine neue Aera heraufzurufen, denn indem er nur *sich* lebte, lebte er den Bedürfnissen und den Interessen seiner Zeit. Es liefse sich noch manches im Briefwechsel als hierauf bezüglich hervorheben; manche scheinbar befremdliche Aeufserungen gewinnen dadurch einen eigenthümlichen, in andern Mittheilungen nicht in gleichem Mafse gebotenen Reiz. Zweckgemäfser aber als mit Herausstellung dieser Genugthuung, glaube ich diese Betrachtung üb den Briefwechsel nicht schliefsen zu können.

Dr. F. G. Kühne.

CXXII.

1. *Anleitung zur Kenntnifs sämmtlicher in de Pharmacopoea Borussica aufgeführten of cinellen Gewächse nach natürlichen Fam lien. Von Karl Sigismund Kunth, Ritter u s. w. Berlin, bei Duncker und Humblot. VI u.* 488 *S.* 8.
2. *Handbuch der medicinisch-pharmaceutisch Botanik. Nach den natürlichen Familien d Gewächsreichs bearbeitet von Dr. Th. Fri Ludw. Nees v. Esenbeck, und Dr. Ca Heinrich Ebermayer.* 1*ster und* 2*ter Ban Düsseldorf, bei Arnz und Comp.* 1830 *u.* 183 *VIII. und* 894 *S. in fortlaufenden Seitenza len,* 3*ter Band,* 1832. *VIII. u.* 602 *S.* 8.

Der Titel des unter Nr. 1. angeführten Werks b zeichnet den Inhalt genau und die Vorrede bestimmt i noch näher. Die werthvolle Ausführung wird durch d Namen des Verfs. verbürgt, und wir könnten unsre Rece sion hiermit schliefsen, wenn uns nicht eine nähere B trachtung des Werks erfreute, eine Unterscheidung, die bei in Erwägung kommt, der Erwähnung werth schien

Der Herr Verfasser will eine gründliche und a führliche Beschreibung der in der Preufsischen Ph makopöe enthaltenen Pflanzen nach dem natürlich System liefern. Er handelt S. 1—22 vom *Bau der G wächse im Allgemeinen*, und erklärt (S. 23—26) d *Jussieusche System* und die natürliche Methode üb haupt. Dann folgen die *officinellen Pflanzen* in Ordnung des Jussieuschen Systems, doch hie und mit einiger Abweichung. Classen, Familien, Trib Gattungen werden charakterisirt, die Species ausfü lich beschrieben. Nur einzelne gute Abbildungen die Preufsische Pharmakopöe werden citirt, sonst nige Hauptschriftsteller blofs namentlich angeführt. D gebräuchlichen Theile werden in aller Kürze genau doch wird nur selten ihrer Eigenschaften, noch we ger ihrer Anwendung, oder verwandter und leicht

mit zu verwechselnder Theile anderer Pflanzen gedacht. Auch aus den Familien-Charakteren blieben die allgemeinen Eigenschaften der darin enthaltenen Pflanzen ausgeschlossen. Wir haben eine rein botanische Arbeit eines vortrefflichen Botanikers vor uns, deren Gegenstand die Pflanzen der Preufsischen Pharmakopöe sind.

Man kann von diesem Werke rühmen, dafs es den botanischen Theil der Lehre von den officinellen Pflanzen ausführlicher und sorgfältiger abhandele, als die meisten Handbücher der pharmaceutischen Botanik, und dafs es zugleich, indem es nur einen Theil dieser Wissenschaft enthält, kürzer und wohlfeiler sei, als diese letzteren. Dabei läfst sich aber nicht verkennen, dafs derjenige, welcher auch die übrigen Zweige kennen will, denn doch wieder irgend ein vollständiges Handbuch der pharmaceutischen Botanik besitzen und gebrauchen müsse, wodurch wenigstens der Vortheil der Wohlfeilheit wegfällt.

In so fern nun Aerzten und Pharmaceuten nicht bemerkt bleibt, dafs sie nicht *blofs* die officinellen Pflanzen, nach ihren Namen, ihren Formen und manchen dem *Botaniker* interessanten Eigenthümlichkeiten kennen und sich in dem Mafse, in welchem sie in diese wissenschaftlichen Tiefen eindringen, über die Kenntnifs anderer, gemeiner Dinge, als da sind: die Theile die man gebraucht, und im verstümmelten, entstellten Zustande erkennen mufs, die Merkmale ihrer Aechtheit, der leicht zu verwechselnden oder betrüglich untergeschobenen, die Zusammensetzung ihrer Bestandtheile u. s. w. hinwegsetzen dürfen, — sondern dafs sie die *Supellex medica* in ihrem ganzen Umfange von Grund aus kennen und in lebendiger Anschauung bewahren sollen, — in so fern kann und soll ein Werk, wie das vorliegende, jedem Arzt und Pharmaceuten aufs angelegentlichste empfohlen bleiben, wobei vielleicht auch *dieses* noch zu erinnern wäre, dafs man durch den concentrirten Ueberblick des Pflanzenbaus, welchen der erste Abschnitt gewährt, doch nur mit Hülfe der geistreichen Vorträge des Herrn Verfassers, oder eines anderweitigen Unterrichts in der Botanik überhaupt, zum richtigen Verständnifs des beschreibenden Textes gelange.

Dergleichen Erinnerungen scheinen in unserer Zeit nur nicht überflüssig, wo sich die Aerzte so gern und leicht über die Kenntnifs dieses Theils ihrer Werkzeuge hinwegsetzen, das Beispiel der guten Chirurgen nicht beachtend, welche ihre Instrumente bis in die *kleinste Besonderheit* kennen und beurtheilen zu müssen glauben, und sich nicht darauf berufen mögen, dafs diefs die Sache des Instrumentenmachers sei.

Wenn solche Zustände eintreten, in welchen ein irrthümliches Geringschätzen integranter Theile eines wissenschaftlichen Körpers dem Theil wie dem Ganzen Nachtheil bereitet, giebt es wohl kein besseres Mittel zur Abhülfe, als dafs man die vernachlässigten Zweige in ihrem *Umfange* und in ihrer *gewichtigen Masse* vor Augen lege, damit der Aufmerksame gewahr werde, *was* und wie *vieles* er *nicht* weifs.

Daher verträgt es sich gar wohl mit dem unbedingten Lobe, welches wir dem angezeigten Werke ertheilen müssen, dafs wir neben demselben eines anderen Werkes aus der Reihe derer erwähnen, in welchen die pharmaceutische Botanik als ein wissenschaftlich *abgeschlossenes Ganze* und als ein wesentlicher *Zweig der Heilkunde* aufgestellt wird.

Ein Pharmaceut, der Botaniker ist und die Beförderung des Studiums der Pharmacie als seinen Beruf betrachtet, hat sich mit einem Arzte, der Naturforscher ist, zur Bearbeitung des unter Nr. 2. angeführten Werkes verbunden. Beider Thätigkeit bedingt sich wechselseitig. Sie denken sich ihre Aufgabe so, dafs die pharmaceutische Botanik schon nicht mehr *Hülfswissenschaft* der Medicin, sondern selbst ein *Theil* der *medicinischen Wissenschaft* sei und in dem Organismus dieser Wissenschaft stehe. Indem sie die Botanik, als Hülfswissenschaft, verläfst, setzt sie dieselbe zugleich voraus und nimmt aus ihrem vollen Gebiete *den* Inhalt herüber, der bis jetzt in der Heilkunde eine Anwendung gefunden, und den sie nun auf diese Anwendung vollständig zu beziehen hat, ohne selbst eine Anwendungs- (d. i. Heilmittel-) Lehre zu werden. Hier ist ihre Grenze; sie giebt der Heilmittellehre alles, was diese aus dem Pflanzenreiche verlangt, nach den Typen des Gewächsreiches geordnet, streng gesichtet, vor Mifsgriffen und Betrug gesichert, als Waare sortirt, geprüft und mit Ursprungszeugnissen, Angaben der Handelswege, der in- und ausländischen Kultur, Zurichtung u. s. w. versehen, auch zur Anknüpfung an die Heilmittellehre, nach ihren Eigenschaften und Wirkungen auf den gesunden und kranken menschlichen Körper erläutert, wobei das, was im All-

gemeinen über die medicinischen Eigenschaften der natürlichen Familien des Gewächsreiches schon ermittelt ist, vorleuchtet, die Erfahrung aber den Ausschlag giebt.

In dieser Hinsicht können wir die Behandlung des ärztlichen Theils nicht genug rühmen. Der Verfasser desselben, Herr Kreisphysikus Ebermayer, ist sehr gründlich bekannt mit allem, was man als Prämisse für die Praxis in der Lehre von den homologen Eigenschaften der zu einer natürlichen Familie gehörenden Pflanzen finden kann, und wird dadurch zu der Idee einer allgemeinen, aber auf unendliche Weise modificirten, Wirkung aller Pflanzen erhoben, nach welcher ihm keine Pflanze mehr absolut gleichgültig (medicinisches Unkraut) ist. Wohl beschränkt er sich auf die Waare, welche seine Kunden nach der Pharmakopöe von ihm verlangen, aber gern überläfst er sich kleinen Abschweifungen und Seitenblicken auf andere als nützlich bekannte und empfohlene Gewächse, wobei sich manche, den Arzt und Pharmaceuten interessirende Notiz, und durchgängig eine erfreuliche Belesenheit ergiebt.

Der andere Verfasser dachte sich seinen Leser als Einen, welcher in der Botanik das *testimonium maturitatis* erhalten hat, und nun, weil er Arzt sein will, die Pflanzen in Bezug auf seinen *Heilzweck* zu betrachten gedenkt. Wie dem Leser, so ist auch dem Verfasser die Pflanze nicht mehr die *Hauptsache*, sondern er neigt mit Liebe und Eifer zur Erwägung dessen, was von ihr *in die Anwendung übergeht.* Die officinellen Gewächse werden in derselben, von unten heraufsteigenden Anordnung, wie bei Herrn Kunth, systematisch abgehandelt und zugleich benutzt, um durch sie das natürliche Pflanzensystem anschaulich zu machen. Daher sind alle *Abstufungen* desselben zur Genüge angegeben und nach ihren Hauptmerkmalen charakterisirt. Auch die *Gattungen* und *Arten* werden vollständig beschrieben; doch geht die Beschreibung der Species nicht, wie bei Herrn Kunth, bis tief ins Einzelne, um bei der Beschauung der officinellen Species stille zu stehen, sondern sie hat nur den Zweck der sichersten Feststellung und unterscheidenden Erkenntnifs jeder Heilpflanze, als worauf es hier vorzüglich ankömmt. Dagegen wird nun weiter mit möglichster Gründlichkeit erörtert, wel[che] Theile, und unter welchen im Handel üblichen Bene[n]nungen, in welchen Qualitäten u. s. w. dieselben [von] dieser Pflanze in unseren Officinen vorkommen, wel[che] ähnlich benannten und in ähnlichen Fällen gebräuc[hli]chen *nicht* von ihr abstammen, und welche ande[re] Pflanzen diese liefern, — dann auch, welche (rela[tiv] wirkungslosen, oder schädlich und zweckwidrig wirk[en]den Pflanzen zu Verwechslungen führen. So reiht [sich] um jede einzelne Pflanze ein Kreis botanischer [und] pharmaceutischer Betrachtungen, mit welchem zunä[chst] der eigentlich *pharmakognostische* Theil jedes Absch[nitts] in Verbindung tritt und durch die Vielseitigkeit [der] Vergleichung erst sein gehöriges Licht erhält. Mit [der] Betrachtung der *organisch-chemischen Zusammensetz[ung]* der aus jeder Pflanze gewonnenen Heilmittel, und [dem] Fingerzeig, welchen dieses zerlegende Eindringen ins [In]nere der pharmaceutischen wie der ärztlichen Pr[axis] giebt, schliefst der Verfasser seine Aufgabe, die [somit] von dem zweiten Verfasser, wie schon erwähnt, [der] Medicin noch um einen Schritt näher geführt wird, w[äh]rend die praktische Pharmacie in jenen allgemeinen [An]gaben den Schlüssel zu den verschiedenen, aus j[eder] Drogue darzustellenden Präparaten findet, das Beson[dere] aber in ihrer Pharmakopöe zu suchen hat.

So darf man wohl getrost dieses Werk, das durch eine reinliche typographische Ausstattung [nicht] weniger als durch Wohlfeilheit auszeichnet, empfe[hlen], und die Besitzer desselben werden finden, dafs sie [ne]ben demselben nicht oft das Bedürfnifs fühlen wer[den], für die erste und nächste Belehrung zu anderen W[er]ken ihre Zuflucht zu nehmen; wohl aber dürften [die] meisten erst bei dessen Gebrauch den vollen Werth [der] *zuerst genannten Anleitung* einsehen lernen und [mit] befriedigendem Unterricht davon Gebrauch machen.

Es bleibt zu wünschen, dafs die Verfasser ih[rem] Versprechen gemäfs, fortfahren, neue Entdeckungen, [Be]richtigungen und Verbesserungen zu sammeln, und sie durch die Herausgabe der sich so erzeugenden S[up]plementsbände diesem Werke eine zeitgemäfse Fri[sche] und Jugendlichkeit zu erhalten streben.

Nees v. Esenbeck.

Jahrbücher

für

issenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Jahrgang 1835.

Zweiter Band.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1835.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

№ 1.

Jahrbücher

für

vissenschaftliche Kritik.

Juli 1835.

I.

ie Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht von Friedr. Jul. **Stahl**. *Erster Band. Die Genesis der gegenwärtigen Rechtsphilosophie. Heidelberg* 1830. *XVI.* 362 *S. Zweiter Band. Christliche Rechts- und Staatslehre. Erste Abtheilung. Heidelberg* 1833. *XVI.* 344 *S.*

Nachdem der Verf. in dem ersten Bande zur nie- rschlagenden Beschämung der menschlichen Vernunft, e nun, für immer gewitzigt, sich nicht mehr unterste- n wird, auf eigne Faust zu speculiren, die grofsen ilosophen, ehemals die Götzen ihrer Zeit, namentlich nen Spinoza (S. 62—67), Fichte und Hegel als gott- e Heiden aus dem Reiche des zeitlichen und ewigen bens in das Scheol der dürren todten Abstraktion abgeschleudert und hiermit den negativen und theo- ischen Beweis von den Schwächen der Vernunft ge- fert hat: so folgt denn nun in dem zweiten positiven eile, dem wir daher auch wegen seiner gröfsern ichtigkeit aus Mangel an Raum allein diese Anzeige timmt haben, der praktische und positive Beweis, er jedoch — und zwar ganz consequenter Weise — r nicht mehr von der Vernunft Anderer, sondern sei- eignen ablegt. Der Verf. geht nämlich bei seiner ilosophie von den Principien des Christenthums aus, l er mufste daher, nachdem er die Splitter in den gen der Andern aufgezeigt hat, die Balken in seinem nen Auge öffentlich zur Schau tragen, um so mehr, eben gerade diese Balken die einzigen festen Stüt- seines philosophischen Gebäudes sind. Denn hätte nicht da Blöfsen seiner eignen Vernunft aufgedeckt, wäre Er ja als die Instanz übrig geblieben, an wel- die menschliche Vernunft, nachdem sie doch bereits dem ersten Theile den Procefs verloren, noch immer und gewifs mit Erfolg hätte appelliren können. Erkennen wir hierin die tiefe Ironie des Verfassers! Die Philosophen sind gefallen durch eine fremde Hand. Er aber fällt durch seine eigne; er stirbt den Tod des Helden, den Tod des Märtyrers, um die Wahrheit seiner Philosophie, dafs es mit der Vernunft nichts ist, mit seinem Blute zu besiegeln.

Doch zur Sache! Das Buch beginnt auf eine wunderlich-pathetische Weise — indefs wir abstrahiren von einer Charakteristik seiner subjectiven Beschaffenheiten, wir beabsichtigen lediglich eine Kritik der Sache — von der Freiheit und Persönlichkeit Gottes, als dem Principe, an welches von nun an die Philosophie und die Wissenschaften überhaupt angebunden werden sollen. Die bisherigen Begriffe der Philosophie von der Freiheit sind aber nach dem Verf. nur negative Begriffe, so auch der Begriff der Selbstbestimmung. „Auch das nothwendig Wirkende, das Gesetz, der Mechanismus ist nicht von Anderem bestimmt" (d. h. also nach des Verfs. Theorie wird die Uhr nicht von einem Andern, sondern von sich selbst aufgezogen). „Der positive Begriff der Freiheit ist, dafs dieses eigne Wesen, welches von keinem andern bestimmt wird, auch ein schöpferisches sei, d. i. dafs ihm eine *unendliche Wahl* zukomme." „Freiheit ist Wahl." „Bei der Vorstellung der Freiheit stellt sich unserem Bewufstsein auch die der Wahl unzertrennlich dar. Wer keine Wahl hat, den wird niemand frei nennen." Schon in ihrem Anfange giebt die sogenannte positive Philosophie des Verfs. ein augenfälliges Beispiel von der gränzenlosen Oberflächlichkeit und Unwahrhaftigkeit, mit der sie die bereits vorhandnen tiefen Bestimmungen der Philosophie von der Freiheit auffafst. Von der Selbstbestimmung (der Spontaneität), um nur bei dieser als der allgemeinsten Bestimmung stehen zu bleiben, ist unzertrennlich die Actuosität. Mit dem Begriffe eines bestimmt seienden Wesens wurde von jeher in der Philosophie der

Begriff eines passiven, mit dem Begriffe aber eines sich selbstbestimmenden der Begriff eines durch und aus sich selbst activen Wesens verbunden. Man denke z. B. nur an die Leibnitzischen Monaden. Der Begriff des Geistes, des Lebens (im Allgemeinen), der aus sich selbst zeugenden und schaffenden Kraft ist also identisch mit dem Begriffe der Selbstbestimmung. Dem Verf. aber ist die Selbstbestimmung eins mit Nicht- von Anderm bestimmt-werden, und daher aus dem ganz natürlichen Grunde, weil er sie nur negativ auffafst und ausdrückt, ein negativer Begriff, gleichwie jeder positive Satz, negativ ausgedrückt, nichtssagend ist. Die ursprünglich in dem Begriffe der Selbstbestimmung schon enthaltene und mitgedachte Bestimmung der schaffenden Thätigkeit bringt er erst, nachdem er sie eigenmächtig daraus weggelassen hat, hintennach herbei und zwar als eine *besondere*, aparte Bestimmung, und verbindet dann nach seiner leicht-fertigen Manier durch ein gedankenloses: d. i. das Schaffen mit dem Wählen, als verstände sich deren Einheit von selber. Die Art, wie der Verf. die Philosophie versteht und beurtheilt, besteht überhaupt darin, dafs er durch die eigne Seichtigkeit seiner Auffassung ihre Ideen auf das Minimum ihres Inhalts reducirt, dafs er gerade den Kern aus ihnen herausfallen läfst, und nur die leere Schaale in seinen Händen behält, um dann die eignen Bestimmungen als die wahren positiven Bestimmungen hineinlegen zu können. Das Schönste aber dabei ist, dafs der sogenannte negative Begriff immer gerade der positive wahre Begriff; dagegen der sogenannte positive Begriff nicht nur der allernegativste, dürftigste Begriff, sondern vielmehr die der Sache unangemessenste, die begriff- und gedankenloseste Bestimmung ist, die man sich nur immer vorstellen kann. Denn was soll man dazu sagen, wenn man liest, dafs die Wahl der positive Begriff der Freiheit, ja der absoluten Freiheit Gottes sein soll? Die Wahl ist so wenig Freiheit, dafs gerade nur in der *Negation* der Wahl die Freiheit besteht, dafs accurat da, wo die Wahl aufhört, die Freiheit anfängt. Wahl macht Qual. Frei fühlt sich der Mensch nur da, wo er es zum Entschlufs, zur Entscheidung, zur *bestimmten*, das Gegentheil, ja die Möglichkeit des Gegentheils ausschliefsenden Handlung gebracht hat, frei fühlt er sich nur im *Thun*, aber nicht im Wählen, frei also nur in der Kraft der Selbstbestimmung, in der Energie, die Wahl aufzuheben, sich selbst seine Nothwendigkeit zu sein. Die lebendige That, der positive Begriff der F[...]heit ist die *Selbst-Bestimmung*, die Wahl nur ein[...] Freiheit, wie sie am Endlichen, im menschlichen I[...]viduum erscheint, voraus- und entgegengesetzter, ein[...] Unbestimmtheit und Unentschiedenheit, also auf ei[...] Mangel beruhender, folglich ein aufzuhebender, [...]cher Zustand — ein Zustand, keine That, keine E[...]gie. Der göttlichen Freiheit wird daher der Me[...] nur in solchen Momenten des Lebens theilhaftig, seine Handlungen, Worte, Empfindungen, Geda[...] den Charakter der absoluten Bestimmtheit d. i. der N[...]wendigkeit an sich tragen. Der schöpferische [...] des Menschen ist, wenn und indem er wählt, aus herausgerissen, in einem unseligen Mittelzustand [...]schen Schaffen und Nichtschaffen. Nur da fühlt [...] Mensch sich frei, wird er die Kraft des Schaffens [...] eine beseligende Weise inne, wo seine Empfindu[...] und Gedanken die Möglichkeit des Andersseins [...]schliefsen, wo sie mit ihrem Gegenstand identische [...] nothwendige sind, wo sein Kopf kein Lexikon i[...] dem er aus einer Menge gleichbedeutender oder [...]wandter Ausdrücke den passendsten nach Gutdü[...] auswählt, sondern ein geistvolles Collectaneenbuc[...] zu sagen, in dem lauter ἅπαξ λεγόμενα vorkommen. [...] der Mensch erhebt sich vermöge der Schranke s[...] Individualität nie, auch in den Momenten der höch[...] Freiheit, in den Momenten seiner geistigen Schöp[...]gen nicht in das ungetrübte Gefühl und Bewufs[...] der absoluten Vollkommenheit und Nothwendigkei[...] bleibt ihm immer noch im Hintergrunde das wenn g[...] schwache Gefühl der Möglichkeit des Anders- und [...]serseins übrig. Wahl ist also ein unverkennbares [...]chen der *Beschränktheit* eines Wesens. Das G[...] trifft mit Einem Schlage den Nagel auf den Kopf [...] wählt nicht.

Es ist richtig: die Auswahl, die der Verf. nach [...]ner unzuverlässigen, schwankenden, begrifflosen Co[...]sionsmethode nicht von Wahl unterscheidet, bed[...] im Leben soviel als Reichthum. „Freiheit, sagt der [...] ist Reichthum, aber nicht ein Reichthum des Besi[...] sondern der Erzeugung" — ein Zusatz, der jedoch [...] nicht in Betracht kommt — und als einen „unwider[...]lichen!" Beweis von dem Dasein einer unendlichen W[...] führt er ein Beispiel ihrer Wirkungen an, nämlich [...] dafs es „unzählige Steine und Muscheln und Gewä[...] und unzählige menschliche Individualitäten giebt."

richtig, wer eine reiche Garderobe hat, ist nicht be-
ränkt und abhängig, wie der arme Teufel, der nur
en Rock im Vermögen hat und daher, wenn er zer-
en ist, beim schönsten Wetter zu Hause bleiben
ss, wenn er gleich herzlich gerne ausgehen möchte.
Reiche kann, frei vom Zwange der Noth, nach Be-
en zwischen Diesem oder Jenem wählen; aber *diese*
iheit ist selbst nur eine *beschränkte*, fällt selbst in
Gebiet der Unfreiheit hinein; nur in Bezug auf das
ondere, auf dieses oder jenes Individuum, aber nicht
Bezug auf die *Sphäre*, die Gattung, zu der diese In-
duen gehören, ist er frei (also z. B. wohl frei in
Beziehung, ob er heute den schwarzen, den rothen
r blauen Rock anziehen will, aber nicht frei in Be-
auf den Rock selbst). Reichthum ist eben so gut
ängigkeit als Armuth. Die Auswahl, der Reichthum
t eine Fülle an zwar der Beschaffenheit nach ver-
denen, aber doch im *Wesen gleichen* Dingen vor-
Aber gerade dieser Ueberfluss deckt die Blöfse
Reichthums auf, zeigt ihn in seinem Elend, seiner
tigkeit und Geistlosigkeit. Dem Geiste genügt voll-
men ein einziges Individuum aus einer Fülle *we-*
gleicher Dinge. Und der Mensch ist daher gerade
frei, dafs er sich nur auf das Nothwendige be-
änkt. Die Armuth eines Diogenes ist ein würdige-
und richtigeres Beispiel der Freiheit, als der Reich-
eines Krösus. Wir sehen daher die positive Phi-
phie schon in ihrem obersten und wichtigsten Be-
in ihrer ganzen Eitelkeit und Nichtigkeit. Statt
mit dem Begriffe der Freiheit in das Gebiet des
tes zu erheben, führt sie uns vielmehr, um unsre
n mit dem nur einer kindischen Phantasie imponi-
en Farbenreiz einer unendlichen Mannigfaltigkeit
lenden, in einen Galanteriewaarenladen als den an-
ssensten Platz, wo sie ihre tiefen Mysterien von
Schöpfung der Welt auskramen kann. „Es ist noth-
lig, sagt der Verf., dafs die Schöpfung göttlich ist.
es war nicht nothwendig, dafs die Schöpfung ge-
diese wurde, die sie nun wirklich ist, Gott konnte
ermefsliche Fülle seines Wesens auch in anderer
der mannigfachsten Weise offenbaren." Welch ein
ischer Gedanke! als wäre das Wort Gottes, die
nicht ein ἅπαξ λεγόμενον, als wäre Gott nicht gerade
egen Gott, weil, was er schafft, schlechterdings so
ie es sein soll, d. i. absolut der Idee gleich und
is, und daher da, wo zwischen dem Begriff und
dem Object, zwischen der Idee und dem Product oder
dem Dasein eine absolute Identität Statt findet, nicht
alle Möglichkeit des Andersseins, folglich alle Auswahl
und Mannigfaltigkeit ausgeschlossen. Nur dem Elend,
der Noth des materiellen Daseins verdankt die Mannig-
faltigkeit ihren Ursprung. So kommt die Mannigfaltig-
keit der menschlichen Individualitäten nur daher, dafs
kein einzelnes Individuum wegen seiner Beschränktheit
der adäquate Ausdruck der Idee, der Gattung ist und
daher die Natur den Mangel der einen Existenz durch
die Schöpfung eines andern Wesens zu ergänzen sucht,
um durch diese Mannigfaltigkeit im Dasein die Einheit
des Wesens darzustellen. Alle Varietät existirt nur für
die sinnliche Anschauung; in der wahrhaften, der gött-
lichen Anschauung ist sie nur der Ausdruck des einfa-
chen sich überall gleichen Wesens. Vor Gott machen
die unzähligen mannigfaltigen Menschen nur Ein We-
sen, d. i. *den* Menschen aus.

Eben so wie die Auswahl d. i. die *unbestimmte* Wahl, die Wahl zwischen blofs Verschiedenem, fällt aber auch die Wahl als *bestimmte* Wahl, als Wahl zwischen Entgegengesetztem in das Gebiet der gemeinsten Empirie. Der Verf. sagt selbst richtig — ein Gedanke, den er jedoch offenbar nicht seiner Philosophie verdankt, sondern, der ihm glücklicher Weise gerade noch zur rechten Zeit aus irgend einem Katechismus eingefallen ist —: „Gott ist allerdings auch eine (so! das ist nur eine!) Möglichkeit versagt . . . die Möglichkeit des Ungöttlichen." „Er kann nicht zugleich das Böse (absolut) wollen." „Die Wahl zwischen Gut und Bös ist allerdings bei Gott nicht, und ist gerade ein Widerspruch gegen die Freiheit, sondern Wahl überhaupt (!) und zwar unendliche schaffende Wahl." Allein da in Gott keine Wahl zwischen Gut und Bös, diesen sittlichen Gegensätzen ist, so ist in ihm überhaupt keine Wahl zwischen Gegensätzen, denn Nicht-schaffen (I. B. 313. 325) — oder wie man sonst die Gegensätze der Wahl ausdrücken will — ist für Gott eben so gut eine Impotenz, ein Mangel, ein rein Negatives, wie das Böse; folglich ist in ihm gar keine Wahl, denn Wahl ist nur denkbar zwischen Verschiedenen oder Entgegengesetzten. Im Endlichen ist die Negation einer positiven Bestimmung selbst wieder etwas Bestimmtes, Positives, kein rein Negatives; die Gegensätze sind in ihm beide Realitäten. Aber eben deswegen kann auch nur im Endlichen Wahl Statt finden; denn wie sollte da, wo

das Eine ein rein Negatives, das Andre ein rein Positives ist, die Wahl Platz haben? Der Esel Buridans steht in der Mitte zwischen Heu und Wasser, die beide für ihn Realitäten sind, und das *Plus* oder *Minus* derselben bestimmt nur der intensivere Grad des Durstes oder Hungers. Aber die Negation einer Bestimmung, wie sie in Gott ist und gedacht wird, ist eine reine bloſse Negation, denn die Realitäten in Gott sind nicht einseitige, sondern absolute, darum gegensatzlose Realitäten. So ist Nicht-schaffen im Endlichen ein positiver Zustand, eine Realität: Ruhe, Erholung; aber in Gott ist *nur* Schaffen. Das Nicht-können-nicht-schaffen gerade das ist die absolut positive Kraft Gottes, seine Freiheit, gleichwie das Nicht-anders-sein-können, die unbedingte Verneinung der Möglichkeit irgend eines Andersseins das absolute Sein Gottes ausmacht. Wahl und Auswahl sind also durch und durch, schlechterdings Gottes unwürdige Bestimmungen — Bestimmungen, von denen wir nicht Dieses oder Jenes, sondern die wir selbst ganz und gar ohne alle Schonung fahren lassen müssen, um uns zur Idee Gottes und der Freiheit auch nur erheben zu *können*. Durch die Prädikate: „unendlich, schaffend, zeugend" wodurch sie specifisch von der menschlichen Wahl unterschieden werden sollen, werden sie nicht fähig, die göttliche Natur auszudrücken, weil sie ihren Wesen nach, *toto genere*, ihrer unwürdig und von ihr abgetrennt sind, und es überdem im höchsten Grade gedankenlos ist, Bestimmungen, die in die Sphäre der äuſsersten Endlichkeit hineinfallen, das Prädikat des Unendlichen anzukleben. Das Endliche hat nur einen Sinn in der Schranke seiner Bestimmtheit, so auch die Wahl. Die unendliche, die schaffende Wahl ist daher eine leere Phrase, ein Unding.

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Journal of a three years residence in Abyssinia in furtherance of the objects of the Church missionary society by the Rev. Sam. Gobat, one of the Societys missionaries. London, 1834. 8.

Ueber die Entstehung dieses Werkes giebt die im Namen der anglicanischen Missionsgesellschaft geschriebene Vorrede die nöthige Auskunft. Diese Gesellschaft sandte, nachdem sie Bibelübersetzungen in der Landessprache vorbereitet hatte, zwei Missionarien, Kugler und Gobat, im Dezember 1829 nach Ab[illegible] sinen, welche daselbst bei dem Fürsten von Tigre, Sebaga[illegible] die beste Aufnahme fanden, Kugler blieb bei diesem, währ[illegible] Gobat allein nach Gondar reisete (im Februar 1830); hiermit [illegible] ginnt Gobats Journal, das ein Abdruck seines Tagebuches [illegible] In Gondar blieb er über 6 Monate, und kehrte dann nach T[illegible] zurück, der Rest des Tagebuches schildert den Tod seines[illegible] fährten und seinen durch die inneren Kriege, in denen Seb[illegible] dis erlag und seine Herrschaft zu Grunde ging, sehr verzö[illegible] ten Aufenthalt im Lande bis zu seiner Rückkehr nach Eu[illegible] (im Dezember 1832).

Was die Missionsgesellschaft bei der Publication d[illegible] Werkes, (denn ihr hat man es zu danken) bezweckt habe[illegible] nicht recht klar. Den bei weitem gröſsten Theil des Tag[illegible] ches füllen religiöse Unterhaltungen des Missionar mit vers[illegible] denen Landeseinwohnern, wobei es natürlich an Wiederhol[illegible] nicht fehlt. Gobat zeigt überall eine groſse Besonnenheit [illegible] einen ächt christlichen Sinn, und es ist nicht zu bezweifeln, [illegible] er in Zukunft für die Sache des Christenthums in diesem L[illegible] sehr bedeutend werden kann. Aber aus diesem Tagebuche [illegible] man nichts kennen, als höchstens den Zustand eines [illegible] stenthum sich bekennenden Volkes, dem das Wesen dieser [illegible] gion ganz verloren gegangen ist, oder sich vielmehr in [illegible] Menge leerer und nichtiger Spitzfündigkeiten aufgeloset ha[illegible] das Amt eines Missionar hier eigenthümlich schwierig m[illegible] müssen. Auch dem Geschichtsforscher mag dies deshalb [illegible] essant sein, da, wie wir glauben, sich hier ein treues Bil[illegible] religiösen Zustandes findet, in dem die Unterthanen der b[illegible] tinischen Kaiser sich Jahrhunderte lang befunden haben [illegible]

Wenn wir übrigens auch die aufrichtigste Achtung vo[illegible] Amte der Missionarien haben, und überzeugt sind, daſs [illegible] hohem Maaſse zeitraubend und angreifend ist, so glaube[illegible] doch andrerseits, daſs es diesen Männern nicht schwer [illegible] kann, ihre müſsigen Stunden, (deren Gobat wenigstens nich[illegible] nige gehabt hat) mit der Erforschung der Natur und der [illegible] thümlichkeiten der Einwohner auszufüllen. Wie wichtig [illegible] Untersuchungen, zumal bei der Bekanntschaft der Missiona[illegible] den Landessprachen, für die Wissenschaft werden müssen, [illegible] lich wird es dringend nothwendig sein, ohne vorgefaſste [illegible] ten an dergleichen zu gehen) bedarf keiner Ausführung. [illegible] gleichen hat Gobat unterlassen. Denn die im Anfange des [illegible] nals gegebne Schilderung seiner Reise von Adigrate nach [illegible] dar, so wie die im letzten Kapitel zusammengestellten B[illegible] kungen über den politischen und religiösen Zustand des [illegible] und seiner Bewohner, sind eigentlich nur geringfügig un[illegible] Erwartungen, die man an ein Werk der Art macht, nich[illegible] sprechend.

Vor dem Journale findet man noch einen Aufsatz d[illegible] kannten Orientalen Lee, worin das Wichtigste aus der ab[illegible] schen Kirchengeschichte zusammengestellt ist. Eine hübsche Charte von Arrowsmith ziert das Buch.

№ 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1835.

Die Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht von Friedr. Jul. Stahl.

(Fortsetzung).

Nachdem nun also der Verf. mit apodiktischer Gewißheit in den wunderschönsten Phrasen das Wesen der Freiheit in die Wahl gesetzt und so das schwierige Kapitel von der Freiheit mit leichter Mühe abgefertigt hat; kommt ihm plötzlich S. 26, wie ein Pudel, der seinen Herrn verloren hat, der leidige Begriff der Nothwendigkeit zwischen die Beine gelaufen. Die Wahl wurde angewandt, um die Nothwendigkeit von Gott auszuschließen, gleichwohl ist dieser Begriff aber wie ein zudringlicher Gläubiger, der seine Forderungen in aller Strenge geltend macht. Es wäre besser, denkt der Verf. bei sich im Stillen, wenn dieser Begriff gar nicht wäre, aber da er nun einmal leider Gottes! ist und als eine unläugbare Realität sich dem menschlichen Bewußtsein aufdringt, so muß man ihm doch auch, wenigstens *honoris causa*, eine Stelle in der Philosophie zu verschaffen suchen. Man denkt vielleicht, daß der Verf. über das Plätzchen, das er der Nothwendigkeit einräumen soll, in große Verlegenheit gerathen wird, aber man irrt sich. Er placirt ohne allen Anstand bloß vermittelst des Machtspruchs: „Gottes Freiheit ist durchaus nicht dasselbe mit der Nothwendigkeit in keiner Beziehung, aber doch mit ihr geeint" zur Rechten Gottes die Freiheit, zur Linken die Nothwendigkeit. Wundere sich Keiner darob und frage: *wie* die Nothwendigkeit mit der Freiheit zusammenhänge. Die Freiheit, die Freiheit, und nochmals die Freiheit ist ja von nun an das Princip der Welt und der Wissenschaft, nicht der strenge, rigorose, langweilige Vernunftzusammenhang, der vielmehr „für immer entfernt und abgehalten werden soll" S. 19, und der Mensch ist das Ebenbild Gottes, der absoluten Freiheit. Und das Ebenbild stellt sein Urbild in der Wissenschaft darin dar, daß der Grund dieser Verknüpfung der Nothwendigkeit mit der Freiheit, so wie der Verbindung aller andern Prädikate mit ihren Subjekten nicht Gesetz, Vernunft, Nothwendigkeit, sondern der Wille, die freie That, der lebendige Entschluß des Ebenbildes ist, das im Besitze seiner unendlichen Wahlfülle eben so wie die Nothwendigkeit auch irgend einen andern beliebigen Begriff mit der Freiheit hätte verknüpfen können. Zwar giebt sich die positive Philosophie, um den Vorwurf der Willkürlichkeit nicht an sich kommen zu lassen, auch den Schein von Deductionen und Vermittlungen, aber sie verdeckt die erste Willkürlichkeit immer nur durch eine zweite noch gröbere Willkürlichkeit. Durch ganz fremde, mit den Haaren herbeigezogene Bestimmungen sucht sie nämlich zwei an sich unvereinbare, nur durch die gesetz- und gedankenwidrigste Willkür zusammengeflickte Begriffe mit einander zu vermitteln. So sucht denn auch hier der Verf. scheinbar die Freiheit mit der Nothwendigkeit in einen Zusammenhang zu setzen, und zwar dadurch, daß er die Prädikate „der Bestimmtheit und Unveränderlichkeit Gottes" zwischen jene zwei heterogene Begriffe einschiebt. S. 25. 26. „Die Person, in dieser Weise macht der Verf. seinen Uebergang von der Freiheit zur Nothwendigkeit, ist ein bestimmtes an Kräften und Eigenschaften reiches Wesen und ist selbstbewußter Geist." Aber — abgesehen von diesem letzteren komischen Nachsatz, dem zufolge das Wesen der Person: der selbstbewußte Geist als eine besondre, nachträgliche Eigenschaft erscheint — ist denn der Stein, der Baum, das Thier nicht auch ein bestimmtes, an Kräften und Eigenschaften reiches Wesen? Ist diese Bestimmung aus dem Begriffe der Freiheit und Persönlichkeit abgeleitet? Ist damit etwas Bestimmtes, Besonderes von ihr ausgesagt? Oder sind wir nicht vielmehr plötzlich aus dem Gebiete der Freiheit in das Gebiet der Botanik, Mineralogie und Zoologie versetzt? Wie hängen denn überhaupt die Begriffe des Wesens und

der Bestimmtheit mit dem Begriffe der Persönlichkeit zusammen! Jacobi sagt: „Meine Philosophie fragt: *wer* ist Gott, nicht, *was* ist er!" und spricht dadurch die grofse Differenz zwischen diesen Begriffen deutlich genug aus. Der *Terminus medius* zwischen dem Begriffe eines bestimmten Wesens und der Persönlichkeit, das Band also zwischen der Freiheit und Nothwendigkeit ist bei dem Verf. daher nicht ein *bestimmter Gedanke*, nicht ein vernünftiger Grund, nicht logischer Zusammenhang, sondern im Gegentheil die gedankenlose Willkür, die später auch die Persönlichkeit Gottes auf die nämliche gesetzlose Weise mit der Dreieinigkeit verknüpft, obgleich Gott ganz in dem antitrinitarischen Sinne eines Jacobi's von dem Verf. als persönlicher gefafst und bestimmt wird. Aber dergleichen Widersprüche und Gesetzlosigkeiten incommodiren natürlich nicht das laxe Gewissen der positiven Philosophie des Verfs. Sie ist ja schon von Hause aus nichts weiter als eine willkürliche Composition von den widerstreitendsten Elementen, die man sich nur vorstellen kann, nämlich von Vorstellungen, 1) aus der Persönlichkeitsphilosophie Jacobi's (vergl. z. B. auch I. B. S. 53—55 wo die Entgegensetzung des Logischen und Geschichtlichen fast verbotenus mit Jacobi's Lehre von der logischen Identität des Grundes und der Folge im Gegensatze gegen die reale Causalität übereinstimmt), 2) aus der Naturphilosophie Schellings, die oft plötzlich, aber in ganz entstellten, kaum mehr kenntlichen Zügen (z. B. oben in den Ansichten über den Mechanismus) aus dem Hintergrunde hervortritt, 3) aus der Leibnitzischen Philosophie von den unendlichen möglichen Welten, unter denen Gott diese wirkliche zur Hervorbringung auswählte, 4) aus der kirchlichen Orthodoxie und Symbolik, 5) aus dem eignen Kopfe des Verfs., *quantum satis*. Und ihr oberstes Princip selbst, wenn wir durch ihre Machinationen und sophistischen Intriguen ihrer unbestimmten, ausweichenden, nie bei der Klinge bleibenden, aalschlüpfrigen, faselnden, schlupfwinklichen Methode hindurch mit penetranten Blicken ihr auf den Grund schauen und die Sache in geraden teutschen Worten beim rechten Namen nennen wollen, ist nichts als der von der Vernunft abgetrennte, durch sie nicht bestimmte, für sich selbst als Realität fixirte Wille, d. h. die *absolute Willkür*, die unter dem schönen Namen der Freiheit als das höchste Wesen auf den Thron gesetzt wird. Wenn man der Philosophie, die der Verf. nach seiner

Confusionsmanier immer die rationalistische nenn als wäre die Philosophie nicht allein sich selbst gl eben so weit von Mystik als dem sogenannten Rat lismus entfernt, als wäre sie nicht, wie doch die E rung beweist, auf gleiche Weise von den Rational wie von den Mystikern stets mifsverstanden und feindet worden — den Vorwurf macht — ob e Vorwurf ist, lassen wir hier dahin gestellt sein — sie die Vernunft — doch wohl nicht die Vernunft sie im Individuum als ein gewisses Quantum von l kraft und Erkenntnifs erscheint, sondern wie sie a für sich selber in ihrem wahren Wesen ist — zu macht: so trifft die positive Un-philosophie dagege gegründete Vorwurf, dafs sie die Impotenz, das U mögen, logisch, d. i. vernünftig, nothwendig zu d dafs sie die Geistesschwäche, die Ideenassociation der träumerischen Phantasie d. i. die Zufälligkei Willkürlichkeit des Denkens aufser sich als ab Macht verselbstständigt, um sich über sich selbst z ruhigen und zu trösten. Die Bestimmungen und drücke, die den Begriff der Willkür von Gott ab ten scheinen, wie die Begriffe der Bestimmtheit Nothwendigkeit, sind nur die feine Baumwollenemb die um das köstliche, aber höchst zerbrechliche Id göttlichen Wahlfreiheit oder Freiwilligkeit her wickelt wird, um es vor Druck und Stofs einer gen Kritik wohl zu verwahren; sind nur äufse Dekorationen, die blofs in den Fällen der dringe lebensgefährlichsten Noth die positive Philosophi der negativen, aber nur auf einige Augenblicke, er um sich vor dem ungläubigen Pöbel damit in R zu setzen; sind nur Complimente, die das Ebenbil tes dem rationellen Menschen defswegen macht beide in einem zwar sehr lockern, doch gewisse fsen collegialischem Verhältnifs zu einander stehen es die Weltklugheit und Convenienz erfordern, man auch innerlich sich spinnenfeind ist, wenigst Aeufsern das Dekorum zu beobachten; sind nu cale oder vielmehr schmeichelhafte Handschreib die Vernunft des Inhalts: „Sie möchte doch ja nic dem Worte Willkür an Willkür denken und etw einbilden, dafs damit der ihrem Stande gebühr Ehre etwas hätte derogirt werden sollen; um sie kommen zu satisfaciren, sei man sogar auf der bereit, statt des Wortes Willkür, das delikatere Wahl, ja Freiheit, ja selbst Nothwendigkeit un

ie sonst nur noch verlange, zu setzen. Man gebe ihr
lemit ein für alle Mal das *Ehrenwort*, dafs man stets
it ihr, wenigstens vor der Welt, in gutem Vernehmen
u stehen angelegentlichst sich bemühen werde." Frü-
ere Mystiker, die von denselben Principien ausgingen,
aren so ehrlich und kühn, das Schoofskind der mo-
ernen Mystik bei seinem wahren Namen zu nennen.
avater sagt irgendwo geradezu: „Wir bedürfen einen
illkürlichen Gott." Und der französische Mystiker Poi-
t ging soweit, dafs er die sittlichen Gesetze und Ver-
unftwahrheiten nicht durch sich selbst bestehen und
lten sein liefs, sondern sie von dem *Liberum Arbitrium*
ottes abhängig machte. Aber freilich in unserer Zeit
eht das nicht mehr so gerade zu an. Man hat wenig-
tens so viel Respect vor der Philosophie, dafs, wenn
an auch im Innern sie verläugnet, doch wenigstens
sserlich sich den Schein derselben giebt. Namentlich
t dies der Fall mit der sogenannten positiven Philoso-
ie. Obwohl sie die schwachsinnigste Mystik von der
elt ist, obwohl sie in ihrem innersten Grunde den
ickfinstersten Obscurantismus birgt und die directe
rnichtung des Princips wahrhafter Wissenschaft und
rnunfterkenntnifs in sich enthält, macht sie doch sich
d Andern, sei es nun absichtlich oder unabsichtlich,
ten blauen Dunst von Philosophie vor. Wollte der
Vf. entgegnen: die Willkür finde in Gott nicht Statt,
an Gott sei ein bestimmtes Wesen; er könne nicht
ders handeln als gemäfs dieser seiner Bestimmtheit,
der er Gott ist; seine Handlungen und Thaten trü-
n also auch den Stempel dieser Bestimmtheit an sich:
entgegnen wir, dafs eben der Begriff der Bestimmt-
it, wie schon oben angedeutet wurde, nur von der
phistik, nicht des Scharfsinns, sondern der Schwach-
nigkeit eingeschaltet würde. Denn was ist, wenn
r näher fragen, diese Bestimmtheit Gottes? nichts an-
es als eben die absolute Wahl oder Willkür, die, als
s Wesen der Freiheit, das Wesen Gottes ist. Gott
ndelt also immer seiner Natur gemäfs, wenn auch
ich seine Handlungen rein willkürliche sind — denn
en die absolute Willkür ist sein bestimmtes Wesen —
d alle seine Handlungen sind bestimmte, denn sie
gen sammt und sonders den Charakter der Willkür
t sich. O Heil Dir, positive Philosophie, Du segens-
ichstes Produkt der allerneusten Zeit! Sonst nahmen
e Menschen nur in aufserordentlichen Fällen, nur da,
o sie auf Fakta stiefsen, welche sie, von unzureichen-
den Principien ausgehend, nicht mit der Vernunft in
Uebereinstimmung bringen konnten, zu dem Willen Got-
tes ihre Zuflucht und nannten daher denselben offen-
herzig genug den Zufluchtsort der Unwissenheit, das
Asylum ignorantiae. Jetzt aber wird das Asyl der Igno-
ranz sogar zum Princip der Wissenschaft gemacht, also
z. B. der Stufengang in der Natur folgender Mafsen
deducirt: „Gott schuf die Welt zur Offenbarung seines
Wesens und seiner Herrlichkeit. Er wollte aber in die-
ser Offenbarung einen Stufengang" S. 49! O herrliches
Vorspiel jener goldnen Zeit, wo „alle Wissenschaft wie-
der Geschichte und Erzählung, und dann erst die letzte
Weisheit sein wird" S. 38, wo die aus Altersschwäche
kindisch gewordne Menschheit von den lebendigen Tha-
ten Gottes, wie von den Abenteuern eines Romanhel-
den sich erzählen, wo sie Mythen und Mährchen, Theo-
gonieen *à la* Homer und Hesiod einem Plato und Ari-
stoteles vorziehen wird, wo die Rockenstuben an die
Stelle der Academieen treten werden!

Indefs brauchen wir nicht erst von der Zukunft zu
erwarten, welche Früchte die allerneuste Philosophie der
Wissenschaft bringen wird. Eine köstliche Frucht be-
sitzen wir bereits durch die Gunst des Schicksals an
der christlichen Staats- und Rechtslehre, man merke
wohl: an der *christlichen* Staats- und Rechtslehre des
Hrn. Verfs. Denn die positive Philosophie — und eben
darum nennt sie sich auch die gläubige, die christliche
Philosophie im Gegensatze der rationalistischen — be-
hauptet, dafs die Wissenschaften, folglich auch die
Rechtsphilosophie nur dann eine sichere Basis haben
und bleibende, befriedigende Resultate liefern wird, wenn
sie durch die Lehren des Christenthums begründet wird.
„Es ist gewifs (sagt der Verf. in der Vorrede S. XI):
durch die christliche Lehre lösen sich die Probleme,
mit welchen die ganze Periode der rationalistischen Phi-
losophie vergeblich sich beschäftigt hat: der Begriff des
Rechts und sein Verhältnifs zur Sittlichkeit, die Unter-
scheidung des öffentlichen und des Privatrechts u. s. w.
kurz die Ableitung und die innerste Bedeutung eines
jeden Instituts, endlich das System des Rechts d. i. sein
wahrer wirklicher Zusammenhang." Und in dieser Ge-
wifsheit hat es denn wirklich der wahrheitliebende Vf.
unternommen, eine orthodoxe Rechtslehre zu schreiben.
Es ist dies Unternehmen auch in der That ganz im
Geiste der positiven Philosophie, — denn die Confu-
sion, die Willkür ist ihr innerstes und oberstes Prin-

cip — aber eben defswegen ein eben sowohl dem Geiste des Christenthums, als dem Geiste des Rechts durch und durch widersprechendes Unternehmen. Der wesentliche Unterschied und Vorzug der christlichen Religion vor allen andern Religionen besteht gerade darin, dafs es das *Wesen* der Religion lauter und rein von allen fremden, der Religion an sich äufserlichen Ingredienzen und Interessen zur Wirklichkeit gebracht hat, so dafs es eine Verunreinigung und Auslöschung der specifischen Differenz des Christenthums ist, die rechtlichen d. i. weltlichen Institute aus ihm ableiten zu wollen. *Mein Reich ist nicht von dieser Welt,* sagte sein göttlicher Stifter. Die Liebe (sowohl objectiv als Bestimmung Gottes, als subjectiv, als sittliche Bestimmung des Menschen) ist das Wesen des Christenthums. Die Liebe aber hat nichts zu eigen, sie weifs nichts von Hab- und Selbstsucht, nichts von Besitz und Eigenthum, nichts von Verträgen, denn sie giebt, ohne einen Gegendienst zu fordern, nichts von Beleidigung und Injurienprocessen. Das Recht dagegen begründet die grofse Scheidung in Mein und Dein, und ist darin, obwohl es andrerseits die Gemeinschaft unter den Menschen gerade dadurch wieder erzeugt, dafs es Jedem ohne Unterschied das Seine giebt und sichert, die Quelle alles Haders und Zwiespalts; es isolirt den Menschen, concentrirt ihn auf sich selbst, setzt ihn als ein eignes für sich seiendes Wesen dem Andern gegenüber. Der Christ (d. h. natürlich der wahre, der mit dem Geiste des Christenthums identische) hat kein Eigenthum, das heifst: er ist nur äufserlicher, sinnlicher, nicht geistiger Besitzer dessen, was er zufällig hat. Er ist in seiner Gesinnung davon frei; es hat keine Realität für ihn; sein Geist hängt nicht an solchen Dingen. Die rechtliche Person dagegen betrachtet das, was sie hat, als wirkliches *Eigenthum,* als einen Theil von sich selbst; sie ist versessen, erpicht darauf, fixirt es im Geiste, in der Gesinnung; es ist für sie eine Herzens- und Gewissenssache, während es für den Christen ein Adiaphoron ist. Kurz für die rechtliche Person ist das Eigenthum ein *Ding an sich*, ein *Sein*, für den Christen dagegen ein blofses Accidenz, ein *μὴ ὄν,* eine Nullität. Die Basis des Eigenthums ist darum im Christenthum nicht zu suchen; es darf aus ihm nicht begründet und deducirt werden. Das *Alte* Testament *giebt* das Gebot: Du sollst nicht stehlen. Das Christenthum *setzt* dieses und ähnliche [Ge]bote und deren Anerkennung *voraus*, aber dergleich[en] äufserliche Pflichten und ihre Erfüllung hat für dass[elbe] nicht mehr die Bedeutung des Religiösen. Es kam [in] die Welt, nicht um zu scheiden, sondern zu einen, [nicht] um die rechtlichen Verhältnisse und Unterschiede [zu be]gründen, sondern um ihnen ihre Schärfe zu nehm[en,] sie zu lindern und zu mäfsigen. Hierin allein liegt [sein] Zusammenhang mit dem Rechte. Das Recht im str[en]gen Sinne festgehalten, widerspricht dem Christenth[um,] man müfste denn die Logik und Hermeneutik der [po]sitiven Philosophie anerkennen und etwa ihr zufo[lge,] wenn einer z. B. wegen einer Maulschelle dem An[dern] vor Gericht einen Injurienprocefs an den Hals w[irft,] wozu er im Namen und Geiste des Rechts vollkom[men] befugt ist, diese Handlung für eine sachgetreue [Aus]legung und praktische Anwendung des bekannten [Ge]botes Christi: „So dir Jemand einen Streich giebt [auf] deinen rechten Backen, so biete ihm den andern [auch] dar!" erklären. Selbst die Ehe hat insofern, als sie [den] Menschen particularisirt und säcularisirt, den Man[n in]teressirt auf das Seinige macht, engherziger, um [das] Endliche überhaupt besorgter, einen die allgemeine [gei]stige Liebe beeinträchtigenden Charakter. Der Ap[ostel] Paulus, ob er gleich ganz im Geiste des Christenth[ums] *die* Lehre, welche die Ehe *verbietet*, eine Teufels[lehre] nennt, giebt doch bekanntlich deutlich genug dem [ehe]losen Stande den Vorzug. In der Augsburger Co[nfes]sion wird eigentlich nur aus negativen Gründen, um der menschlichen Schwachheit willen das C[ölibat] verworfen. Die Apologie derselben behauptet die [Hei]ligkeit und Christlichkeit des Ehestandes bei den G[läu]bigen, sagt aber doch wenigstens, dafs „die Jung[frau]schaft oder Keuschheit eine höhere Gabe denn der [Ehe]stand" sei. Doch die ganze Geschichte des Christenth[ums,] welche freilich die positive Philosophie bei der Beg[rün]dung ihrer Staats- und Rechtslehre nicht besonder[s re]spectirt, da sie überhaupt aus der Geschichte, ob sie sich, wahrscheinlich aber nur aus Ironie, die [ge]schichtliche nennt, nur solche Dinge excerpirt, die gerade in ihren Kram passen, hat diese Artikel b[e]in zu bedeutenden und bekannten Thatsachen und [Er]scheinungen exponirt, als dafs es nöthig wäre, Worte hierüber zu verlieren.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 3.
Jahrbücher
für
ʋissenschaftliche Kritik.

Juli 1835.

ie Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht von Friedr. Jul. Stahl.

(Schlufs.)

Recht und Christenthum sind selbstständige, ledig-h *durch sich selbst bestimmte*, begreifliche und be-ündete Wesenheiten, die nur so lange in ihrer Digni-t und Integrität bleiben, als sie in ihren naturgemäfsen hranken gehalten, in keine *fleischliche* Vermischung bracht werden. Wenn daher, ungeachtet seiner Na-r- und Vernunftwidrigkeit, dennoch der Versuch ge-acht wird, beide zusammen zu schmelzen, was anders nn das Resultat sein, als ein unfruchtbares, geistloses iel der Phantasie, eine Tändelei mit frommen Bild-en! — Lafst uns denn sehen, ob des Verfs. Begrün-ngen der rechtlichen Bestimmungen und Verhältnisse s dem Christenthum etwas andres als gedankenlose ielereien sind! S. 119 wird das Privat- und öffentliche cht also begründet und unterschieden: „Jedes Ver-ltnifs, in welchem der Mensch steht, weil er das Eben-ld Gottes ist, ist ein Verhältnifs des Privatrechts; in lchem er aber steht, weil er das Geschöpf Gottes, n zu dienen, von ihm erfüllt zu sein bestimmt ist, ist s Verhältnifs des öffentlichen Rechts. Das Urbild des ivatrechts ist das Wesen, das des öffentlichen die errschaft Gottes." Aber was ist mit diesen vagen, un-stimmten Bildern ausgesagt! Wie gedankenlos ist es, s Wesen und die Herrschaft Gottes so von einander unterscheiden, als könnte die Herrschaft für sich als was Reales, Substantives, als ein positiver Begriff dem esen gegenübergesetzt werden! Welche Confusion, ei der Begründung des Staatsrechts die Ebenbildlich-eit Gottes, die Majestät nicht dem Staate, dem Herr-cher, sondern dem Individuum im Privatrechte zuzu-chreiben, als wäre nicht dadurch, dafs das Individuum ls solches schon das Ebenbild Gottes ist, die Basis zur egründung des Staats von Vorne herein hinweggenom-men! Der Verf. beweist aber hiedurch, dafs sein christ-liches Staatsrecht nur durch theologische Phrasen und Bilder, aber nicht durch wesentliche Begriffsbestimmun-gen von den frühern abstrakten Naturrechten, die er doch so vornehm abgefertigt hat, sich unterscheidet. Das im Privatrecht in seiner Einzelheit als selbstständig anerkannte Individuum nämlich, das die frühern Natur-rechtslehren als ein Absolutes fixirten und so dem Staats-verbande voraussetzten, ist hier eben so als ein Abso-lutes, aber unter dem frommen Ausdruck des Ebenbildes Gottes fixirt, und das öffentliche Recht, der Staat er-scheint daher auch hier, dieser Voraussetzung gegen-über, als eine blofse Einschränkung, als eine Negation der Ebenbildlichkeit Gottes, und daher selbst als etwas in seinem Wesen nur Negatives. Das Privatrecht ist das Absolute, es hat sein Urbild d. i. seinen Grund in Gottes Wesen selbst, aber das öffentliche Recht hat zu seiner Basis die Herrschaft Gottes — einen nur relati-ven und negativen, höchst prekären Begriff; denn Gott kann sein und gedacht werden, ohne Herrscher zu sein, Herrschaft drückt keine wesentliche Realität aus. Es ist übrigens leichter einzusehen, wie die Menschen selbst aus dem *Status naturalis* eines Hobbes sich in den *Status civilis* fügen und begeben, als wie diese majestätischen, gottebenbildlichen Menschen sich zu ei-nem Staatsverbande und zum Gehorsam verstehen kön-nen. Wenn das Individuum im Gehorsam seine Gott-ähnlichkeit aufgiebt, so ist es vollkommen berechtigt, dem Staate keinen Gehorsam zu leisten, d. h. ihm nicht seine Gottebenbildlichkeit zum Opfer zu bringen.

S. 231 wird das Eigenthum also deducirt: „der Mensch ist das Ebenbild Gottes nicht blofs an Freiheit und Persönlichkeit, sondern auch an Macht über den Stoff. Er ist als Herr in die Natur gesetzt, sie soll ihm dienen zu seiner Befriedigung — darauf beruht das *Vermögen*." Diese Deduktion begründet aber so wenig das Eigenthum, giebt so wenig einen bestimmten Begriff

von ihm, dafs ein Physiolog, der im Geiste des Verfs. philosophirte, dasselbe Argument zur Deduktion des Essens und Trinkens folgender Mafsen benutzen könnte: „damit der Mensch auch an Macht über den Stoff Gott ähnlich sei, dazu und zu diesem Zweck allein hat er zermalmende Zähne in seinem Kiefer und einen allverzehrenden Magen in seinem Unterleibe. Er ist als Herr in die Natur gesetzt, sie soll ihm dienen zu seiner Befriedigung — darauf beruht das *Essen* und *Trinken*." In der That ist es auch eben so ungereimt, in Gott, dem unendlichen Wesen, dessen Idee uns nur entsteht, indem wir uns über die erbärmliche Beschränktheit endlicher Verhältnisse erheben, eine Bestimmung aufzusuchen, aus der als dem Urbilde das Eigenthum deducirbar ist, als es ungereimt wäre, zum Behufe der Deduction des Essens und Trinkens eine analoge Funktion in Gott aufsuchen zu wollen. Es erhellt aber hieraus zur Genüge, welche erhabne Begriffe der Verf. von Gott haben mufs, wenn er mit dem Gedanken an ihn die Vorstellung des Eigenthums verknüpfen kann. Daher es uns auch nicht befremden kann, wenn er sogar den Zeugungsprocefs schnurstracks aus Gott ableitet. S. 240 heifst es: „damit der Mensch auch durch Zeugung Gott ähnlich sei, befindet er sich in der Familie. Die geoffenbarte Lehre von der ewigen Zeugung des Sohns kann allein das Wesen der Familie aufklären." Ja wohl! Das Wesen der Familie kann nur aus einer von ihr entlehnten, auf Gott nur gleichnifsweise angewandten Vorstellung abgeleitet und begriffen werden! *Idololatrie* ist der Geist der positiven Philosophie; ihr Erkenntnifsprincip besteht in nichts Anderm, als das Bild einer Sache für die Sache selbst zu nehmen, um dann hintendrein wieder aus dem Bilde als dem Urbilde die reale Sache als das Nachbild (S. 42) zu construiren. Obige Deduction ist daher auch gerade so geist- und gedankenvoll, wie wenn er aus dem bildlichen Ausdruck: der Geist fliefst aus vom Vater und Sohne, den Ursprung und Begriff des Wassers uns veranschaulicht und deducirt hätte. Jammerschade ist es nur, dafs der Vf. bei seinen Deduktionen so äufserst inconsequent ist und uns z. B. bei der Ableitung der Ehe aus Gott nicht die Polygamie als die christliche Form der Ehe construirt hat, etwa in dieser Art: damit der Mensch auch in der Ehe eine Auswahl habe und als das Ebenbild der göttlichen Freiheit, die in der absoluten Auswahl besteht, sich darstelle, lebt er in der Vielweiberei. Aber was ist Inconsequenz für den Verf.! Er hat ja von Vorne he allen Vernunftzusammenhang, alle Nothwendigkeit eine lästige Bürde sich vom Halse geworfen, und Willkür Thür und Thor geöffnet. Demgemäfs ni er bei seinen Deduktionen des Rechts *ad libitum* die, bald jene Bestimmung, bald eine reale, bald nur bildliche, bald eine metaphysische, bald eine n lische Eigenschaft zum Princip aus seinem *Deus ex china* heraus, schöpft dabei zugleich einige Bestim gen aus der eigenthümlichen selbstständigen Natur jedesmaligen Gegenstands oder aus der Rechtsge samkeit, und wenn er auch mit diesen Principien ausreicht, so nimmt er zuletzt noch den Zustand Menschen in der Zeitlichkeit als ein eigenthüml Princip mit zu Hülfe. So leitet er das Dienstbote hältnifs aus dem Zustande des Menschen in der lichkeit ab, wahrscheinlich aber nur defswegen, w in Gott kein Urbild dafür fand. Der Verf. hätte j schon aus christlicher Liebe darauf bedacht sein s den armen Dienstboten auch ein Plätzchen im Hi ausfindig zu machen. Nach des Refer. unmafsgebl Meinung hätte er ja an den Engeln ein schönes bild für sie finden können. *Sat sapienti.*

Ludwig Feuerbach

III.

Jupiter. Recherches sur ce dieu, sur son c et sur les monumens, qui le représentent. vrage précédé d'un Essai sur l'esprit d religion grecque, par T. B. Éméric-Da membre de l'Institut royal d. F., Cheva de la légion d'honneur. Paris, 1833. Imp roy. T. I. CCLXXXVII et 349 S. T. II. S. in gr. 8.

Was unsere Philologen, und gerade die, w mit Mythengeschichte umgehen, seit einem Jahrze sichtbar vermieden, das hat hier ein Gelehrter des N barvolks unternommen: hinauszusegeln auf die hohe der Mythologie. Bei uns begnügt man sich derzeit Küstenfahrt, man hält sich möglichst nah am fe Lande der Geschichte, man vertröstet die Neugier auf die Zukunft, wann erst die vergleichende, allgem Sprachforschung werde Compafs und Seekarten ge fert haben. Diese Schüchternheit der Unsrigen zu

klären, fordert gewissermafsen der Gegensatz auf, in welchem der Muth und Sinn des Verfs. bei einer Inhalts-Uebersicht seines Werkes erscheinen wird. Obgleich nämlich, wie der Titel sagt, Jupiter, sein Cult und seine Darstellung in der Kunst den Gegenstand des Werkes ausmacht, so werden doch diese Untersuchungen keineswegs in der Beschränkung gehalten, wie die neueren Monographieen deutscher Mythologen, sondern Ursprung, Geist und Geschichte der gesammten griechischen Mythologie sind derselben Betrachtung, freilich nur auf allgemeine Weise, aber so unterworfen, als sie mit Entschiedenheit definirt werden. Insofern [illegible]rin der Verf. die Anerkennung beurkundet, dafs in der Geschichte des griechischen Götterglaubens und Göttendienstes die Reproduction seiner besondern Kreise in der Durchforschung seines Universums nicht zu [illegible]nnen sei, müssen wir ihm aus Erfahrung beipflichten. Denn die absondernde Behandlung einzelner Mythenreihen und Cultuszweige, wie sie bei uns von verdienstvollen Männern angewendet wurde, hat in der Methode einen Theil der natürlichen Vortheile sich selbst entzogen, in den Resultaten einen Theil blofs scheinbare Früchte geärntet. Nicht, als wär' es unmöglich in [de]r Mythologie wie in andern Wissenschaften einzelne [Ca]pitel für sich zu behandeln; aber immer mufs das [Ga]nze in seinen wesentlichen Bestimmungen schon ge[wus]st sein und in der Darstellung mit ausgesprochen [we]rden. Sonst fühlt sich der Leser und der Historiker [me]ist in einem Gewebe von Beziehungen, die so lange [nic]hts treffend Bestimmtes lehren können, als dasjenige [unb]estimmt und jenseits gelassen ist, worauf sie sich be[zieh]en. Bei dem Verf. im Gegentheil finden wir eine [Ueb]ersichtlichkeit des Planes und eine augenfällige Ord[nun]g, welche erklärten Voraussetzungen folgt. Aber [um] jeden Preis wünsch' ich diese Bequemlichkeit nicht. [So] gewifs es ist, dafs wir in der Historie nichts We[sent]liches finden können, ohne es wesentlich vorausge[setz]t zu haben: so besteht doch der eigenthümliche [We]rth und Reiz historischer Studien gerade darin, dafs unsere Voraussetzungen erst durch die Vermittlung den entgegenkommenden mannigfaltigen Bezügen [des] Stoffes in ihrer Potenz, ihrer wahren Entfaltung und [T]iefung kennen lernen. Dies fällt aber weg, wenn [m]an der Schwelle der Studien die Anticipate mit ei[ner] Präcision ausbilden, welche sie in Schlüsse verwan[deln] und die Studien, als die erst nachfolgenden Untersätze, despotisch dominirt. Dieses bewufste Vorgreifen wird dann doch wieder unbewufst, indem die Geschichte unter unsern Händen Gestalten annimmt, die nur wir hineinlegen, und eine apodiktische Form in ihren Epochen, die nur unsere Auffassung ist.

Die Epochen, welche der Verf. macht, sind folgende: Anfangs betet der Grieche den Himmel, die Sterne und die Elemente an. Hauptgott ist *Uranos*, das *Aetherfeuer*, welches, der Erde vermählt, Sonne und Sterne gebildet. Diese „*physique grossière*", die erste Basis der Religion, wurde nachmals von *Orpheus* und *Homer* dahin regulirt, dafs alle Götter Enkel des *Okeanos* seien (des Urwassers oder der feuchten Materie). II. Epoche (unbestimmt, wann): *Phönizier* bringen den Cult des *Chronos* oder *Kronos* nach Griechenland, welcher Gott, die *Zeit*, von den Autochthonen adoptirt, an die Stelle des Uranos tritt. Verschiedene Gottheiten kommen an aus *Libyen* und *Syrien*, namentlich *Neptun*, *Merkur*, *Venus-Urania*, und werden, „nach bereits üblicher Dichtersprache," der Dynastie des Kronos einverleibt. III. Gegen 1980 oder 1960 v. Chr. bringt ein Fremder (*quelque avanturier aujourdhui inconnu*) in den Peloponnes den Cult des *Ammon*, eines *libyschen*, ursprünglich *ägyptischen Sonnengottes*. Derselbe war in Aegypten Sohn des Phtha (höchsten Gottes, *Aetherfeuers*, Weltschöpfers) und der Athor (feuchten Materie des Chaos-Urwasser-schwarze Venus). Von Phtha und Athor stammten dort alle Götter, nämlich die vier Elemente und die Gestirne, verehrt unter verschiedenen symbolischen Namen, in dem Sinne, dafs von ihnen alle Körper organisirt seien. Die Seelen von Phtha emanirt; das Körperliche der Götter und aller Lebendigen von Athor gebildet. Der Sonnen-Ammon ist kein altägyptischer Gott; er kam erst auf, als die Frühlings-Nachtgleiche zum erstenmal in der Constellation des *Widders* vorging, 2266 v. Chr. (nach der Berechnung von *Francoeur*, der jedoch geneigt ist, das Datum noch etwas jünger anzunehmen). In Griechenland verbreitete den Cult des Ammon der König *Pelasgus* in *Argolis* 1885, sein Sohn *Lykaon* in *Arkadien* 1880. Derselbe Pelasgus, *Thesprotien* erobernd, das nachmalige Thessalien, gründete hier demselben Ammon ein Orakel, das dann 1727 nach *Dodona* verpflanzt ward. Einige Jahre nachher stiften vier *Pelasg.-Arkadische* Fürsten eben so viele Städte auf *Kreta* und etabliren darin denselben Gott; desgleichen in *Lyktos* dessen gleichnamiger Grün-

der, der Sohn *Lykaon's II.*, gegen 1550. 30 Jahre nachher befestigt vollends *Minos I.* diesen Cult. Von Anfang aber war Ammon's Name griechisch wiedergegeben worden mit Dis (Tag, Klarheit, Licht), und so hiefs er immer noch. Aufserdem herrschte *Kronos* noch immer als höchster Gott über Griechenland im Ganzen. IV. 1570 oder 60 eröffnet in *Athen Kekrops I.*, ein Fürst von *ägyptischem* Blut, der König von Attika und Böotien geworden, den Cult des *Zeus*, welcher Gott „seiner physischen Natur nach" ganz derselbe wie Uranos und Phtha ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

IV.

Die Lehre von der Compensation von D. A. O. Krug. Rechts-Consulenten und Privat-Docenten in Leipzig. Leipzig 1833, bei F. Ch. W. Vogel.

Der Verfasser hat durch das vorliegende Werk eine bisher vielfach bemerkte Lücke in der civilistischen Literatur auszufüllen gesucht; denn aufser einigen früheren Gelehrten, welche diese Lehre zum Gegenstand eigener Bearbeitung machten, wurde dieselbe nur im Zusammenhange mit andern Doctrinen, in der Regel nach dem Zustande ihrer erlangten Durchbildung und nicht immer am gehörigen Orte abgehandelt *), wobei nicht selten eine klare Vorstellung über ihr eigentliches Wesen besonders aus dem Grunde mangelte, weil man mit der Entwickelungsgeschichte derselben, welche, wie überall, so auch hier, das zu Erforschung des Gegenstandes und Auffassung desselben seinem wahren Charakter nach unentbehrliche Licht gewährt, nicht in dem erforderlichen Maafse vertraut sein mochte. Erst die neueste Zeit, welcher überall das in dieser Hinsicht früherhin Versäumte nachzuholen, vorbehalten scheint, hat sich auch in dieser Lehre nicht unbezeugt gelassen, wovon die Arbeiten Einert's, Hasse's und Bethmann-Hollweg's einen vollständigen Beweis liefern. Und so wurde es denn unter prüfender Benutzung der Arbeiten seiner Vorgänger dem Verf. bei eigener Vertr[illegible] heit mit den Quellen möglich, eine umfassendere und richtig[illegible] Darstellung von dem bekannten Institute zu liefern, als bisher der Fall war. Derselbe sucht nach kurzen Vorbe[illegible] kungen über Quellen, Literatur und die verschiedenen Ent[illegible] lungen der Lehre, dieselbe von ihrem Ursprunge aus zu [illegible] wickeln. Hier stellt er nun dar, wie dieses Institut dem [illegible] ren, rücksichtslosen Civilrechte in seiner frühesten Periode, Zeit der *leges actiones* — fremd war und sein mufste, wie e[illegible] dann durch das Medium der die Strenge des Rechts mit men[illegible] lichen Verhältnissen versöhnenden Prätur Anerkennung fa[illegible] einzelnen Momenten, allmälig aber durch die allgemeine F[illegible] der *exceptio doli* auch im civilen Rechte Eingang gewann, von da aus, auf dem Boden der das Civilrecht mildernden [illegible] läuternden *aequitas* (allgemeiner Rechtsvernünftigkeit) s[illegible] Ausdehnung erhielt, dafs am Ende der historischen Recht[illegible] wickelung Kaiser *Justinian* in c. 14 c. *de compens.* die a[illegible] meine Verordnung erlassen konnte: *compensationes ex* om[illegible] *actionibus ipso iure fieri* (*sancimus*). Diesen Satz interpr[illegible] aber der Verf., nachdem er schon früherhin in seiner Abh[illegible] lung ausgeführt hat, dafs die Worte *ipso iure* eine zwei[illegible] Bedeutung haben, nämlich 1) „*ohne Weiteres*" 2) „*nach* [illegible] *recht*" im Gegensatz des prätorischen Rechtes, dahin: wen[illegible] heifse *compensatio fit ipso iure*, so wäre darunter nicht die [illegible] kung der Compensation, sondern nur so viel zu verstehen, diejenigen Wirkungen, *welche sie wirklich hat*, (diese w[illegible] aber im Kap. IV. der Abhandlung ausführlich beschrieben) Weiteres, ohne Erklärung der Partelen blofs durch die Ex[illegible] der Gegenforderung eintreten, wobei es dem Betheiligten immer noch freistehe, ob er von dem ihm gewordenen R[illegible] Gebrauch machen wolle, indem sich dieser Satz nur a[illegible] Fiction der Zahlung und das daraus entspringende Rech[illegible] Schuldners, seine Schuld als getilgt zu betrachten, nicht abe[illegible] dessen Geltendmachung beziehe.

Mit dieser historischen Entwickelungs-Geschichte des [illegible] tutes endigt das erste Buch der Schrift. Der Verf. geht h[illegible] zu dem zweiten über, in welchem er von den (materiellen [illegible] dingungen der *compensatio* handelt. Auch hierin gewährt e[illegible] wohl durch die Reichhaltigkeit der zu erörternden Gegenst[illegible] als durch die Erörterung selbst, nicht minder durch ein[illegible] sachgemäfse Bemerkungen dem Leser volle Befriedigung. Schlufs der Schrift macht das dritte Buch, in welchem s[illegible] Verf. über die Rechtsmittel verbreitet, welche gestattet zur Geltendmachung der *aequitas compensationis*. Auch hier es nicht an Zeugnissen gründlicher Behandlungsweise, und auch hie und da in der Abhandlung Einzelnes zu erinnern so kann man um so leichter davon Umgang nehmen, da[illegible] Ganze einen gerechten Anspruch auf Anerkennung und Z[illegible] denheit machen kann.

Hunger

*) Den passendsten Platz wies ihr wohl der grofse Jurist des 16ten Jahrhunderts, H. Donellus, im Systeme des Röm. Civilrechtes an. Nachdem er nämlich von lib. XVI. C. 1. *Comment. iur. civ.* an von den Arten, wie Obligationen aufgehoben werden, und zwar bis C. IX. von dem „*genus liberationis, quo tollitur obligatio — iure — sua sponte etiam invitis iis, ad quos ea res pertinet*" etc. gehandelt hat, so beginnt er mit diesem Kapitel von den Liberationsarten zu sprechen, welche *ordentlicher Weise* „*facto atque opera*" der Betheiligten herbeigeführt werden. Darunter zählt er: die 1) *solutio*, 2) *facta, quae solutionis vicem habent*, 3) die *dissolutio consensu*. Unter die ad 2. angegebenen *facta*, „*quae cum vere solutiones non sint, iure tamen habeantur pro solutione*" rechnet er *a)* die *oblatio debiti*, *b)* die *rei obsignatio sollenniter facta*, *c)* die *compensatio*.

№ 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1835.

Iupiter. Recherches sur ce dieu, sur son culte, et sur les monumens, qui le représentent. Ouvrage précédé d'un Essai sur l'esprit de la religion grecque, par T. B. Émeric-David.

(Fortsetzung.)

„Trotz lebhafter Opposition steigt Zeus Cult allmählig, bis er endlich Chef der himmlischen Dynastie der halben bekannten Welt ward. Cekrops hatte ihn, weil er die *griechisch-phönizische* Religion nicht ganz zerstören wollte, mit *Kronos* Familie durch verschiedene Verwandtschaftsbande verbunden. Auch gab man ihm Kinder: Apollon, Diana, Mars, Hebe, die Jahreszeiten, Grazien, Musen, wodurch „das System der religiösen Physik vollständiger und der symbolische Hof der Götter verschönert wurde." V. Etwa 50 J. nach Cekrops Reformation (1510 oder 15) gründen die *Daktylen*, kretische Priester, in Pisa die *Olympischen Spiele*, die himmlische Bahn der Sonne darstellten, genannt *Arbeiten der Sonne*. Noch war *Kronos* Patron der Spiele. Aber 50—60 J. später, da der Gott des Cekrops sein Reich nach *Elis* verbreitet, *rangen Zeus* und *Kronos* an den *Olympien*, Kronos, besiegt, sank in den Tartaros und die Herrschaft der Welt wurde der Preis des Kampfes. VI. Im Laufe des folgenden Jahrhunderts suchten die Priester von *Kreta* ihren Gott *Dis- (Ammon)* zu ehren durch den Beinamen *Zeus:* beide Namen versetzt konnten bedeuten *wärmende*, *belebende Sonne*. Dieser Ehrentitel ward adoptirt in *Phrygien*, *Arkadien*, *Messenien*. Bald unterschied die Sprache des Volks diese Namen nicht mehr; sie wurden endlich selbst *in der Declination vermischt* und liehen einander wechselsweise die Casusformen. Dieser *Namens-Vermengung* folgte die der *Ideen*. Der höchste Gott wird vom Volk verehrt, als wär' er Sonnen-Gott, der kretische und arkadische Sonnengott, als wär' er der höchste. Die Philosophen von Anaxagoras an mehrten die Verwirrung durch Entgegenstellung spiritualistischer Lehren. Daher Sekten-Streit und Angriffe auf die Religion, mit der Behauptung, vernunftgemäfsere Dogmen und eine reinere Moral zu lehren. Trotz alledem blieb die *Nationalreligion* im Wesentlichen dieselbe. Culte, Feste, Statüen, Münzen zeigen sie uns unverändert nicht nur in Perikles Zeit, sondern bis zur gänzlichen Zerstörung unter den Kaisern von Constantinopel. Die *Kirchen-Väter* selbst, wenn sie als Historiker (nicht im euhemeristischen Sinn) vom Paganism sprechen, schildern diesen Cult als unter ihren Augen bestehend, wie er schon in den Zeiten des wahren Orpheus, des Homer, des Hesiod, des Pherekydes, des Thales bestand." —

Das ist Alles bestimmt und klar von Jahrtausend zu Jahrtausend; aber auch wahr? Der Verf. scheint selbst von einem Zweifel berührt worden zu sein. In einer angehängten Note „über *Cekrops I.*, Kg. v. Attika," ficht er für dessen persönliche Existenz und ägyptische Abkunft. Zwar giebt er zu, die Reformation, die er diesem Könige zuschrieb, sei, ungeachtet der Aehnlichkeit ihrer Ideen mit ägyptischen, eben so denkbar, auch wenn Cekrops geborener Grieche und selbst, wenn sein Name blofs Symbol für diese Reformation gewesen. Dennoch will er seine Wirklichkeit und Herkunft aus Aegypten mit den älteren Mythologen und Chronologen von Sigonius bis Clavier festhalten; da die neueren höchst schätzbaren Gelehrten, die seit wenigen Jahren diese alte Tradition angegriffen, kein positives Zeugnifs für sich hätten, nur blofse Conjecturen, gegen sich aber die Zeugnisse des Euripides, Platon, Theopomp u. s. w. *).

*) In Euripides Jon heifst Erichthonios der erste, erdentsprofsne Ahn der Erechtheiden (v. 267 f. 999 f., als dessen Pflegerinnen — nach gemeiner Sage — die Töchter des Kekrops genannt werden (v. 272.). Kekrops erscheint also älter als Erichthonios, der Erdgeborene oder Autochthon. Darin sieht der Verf. ein stillschweigendes Geständnifs, dafs

Der Vf. schliefst diese Vertheidigung: „Vergessen wir nicht, dafs wenn die Alten ihre Religion unter symbolische Formen glaubten bergen zu müssen, gleichw das Alterthum auch seine Thatsachen und wirkliche I sonen hat, die zu bezweifeln nicht möglich ist, ohne einer Verneinung zur andern zuletzt in absoluten I rhonismus zu verfallen." — Gewifs wäre es Pyrrho mus, zu läugnen, dafs es unter den ältesten Griec Personen und Thatsachen gab; aber ob gerade die, v che die jüngeren und jüngsten erzählten? Die Grü aus welchen das Letztere geläugnet wird, können dadurch nicht entkräftet werden, dafs *sie* vieles enth ten, was unbesehen für Geschichte galt. — Man is nig darüber, dafs die Geschichte der hellenischen then und die historische Kunde der Götterdienste trennbar sei von der gesammten Vorgeschichte der tion. Für diese Vorgeschichte aber kann es keine dern Ueberlieferungen geben als nur sehr mittel und vielfach umgebildete.

Was während der Entstehung und Jugendzeit Nation in ihrem Leben, Glauben, Handeln, Gestalt Vorgang war, ist nicht in dieser Gestalt übergega in Erinnerung und Sitte der folgenden Geschlec Umgekehrt; es war der Fortschritt der Vorgänge, die Verwandlung des Glaubens und Handelns, wa Erinnerung bestimmte, was die Sitte bildete. Mit j neuen Zustande des Volkes, in jedem Uebergange nes Lebens verändert sich ihm auch seine Vergan heit. Und so lange die Erinnerung keine andere I hat, als Zeichen und Bilder von wandelbarer Bedeu und keine andere Bewegung als die unendlich symp tische der Sage: so lange ist die Vorzeit nur das I spiel wechselnder Gegenwart. So hatten mit dem chischen Volke seine Sagen und Gebräuche, seine

---

Kekrops nicht Autochthon und folglich Aegypter gewesen sei. Aber mit welchem Recht? Weder Euripides sagt dies (vielmehr wird in derselben Tragödie v. 1163 f. Kekrops mit Schlangenfüfsen, d. i. als Autochthon geschildert), noch sagt es sonst einer vor Euripides; nicht einmal Herodot, der doch von Kekrops (VIII, 44) spricht und sonst so geneigt ist zu Ableitungen aus Aegypten Dagegen noch bei Apollodor III, 14, 1, Hygin 48, Antonin Lib 6, wird Kekrops ausdrücklich Autochthon und Kind der Erde genannt. Um die ursprünglichen Verhältnisse des Mythus ganz aus dem Spiele zu lassen, so ist klar, warum auch in der Euripideischen Gestalt der Sage Erichthonios wieder Kind der Erde sein mufste, trotzdem, dafs schon sein Vorfahr Kekrops es gewesen war. Kekrops hatte nämlich keinen Erben, denn wo sein Sohn Erysichthon genannt wird, geschieht es mit der Bemerkung, dafs derselbe früh und kinderlos gestorben (S. d. Erkl. z. Apollod. III, 14, 1). Wo also wäre die Autochthonie der Athener geblieben, wenn nicht ein abermaliger Erdensohn, Erichthonios, sich gefunden hätte? — Dies vermeintliche Zeugnifs also fällt weg. Das zweite im *Timäos* XII, 6 sagt durchaus nicht, dafs Kekrops ein Aegypter gewesen; sondern blofs, dafs dieselbe Göttin Neith, welche Sais gegründet, *ein Jahrtausend früher* Athen gestiftet und hier so, wie *nachmals* in Sais, Kasten eingerichtet habe. So erzählten, nach Platon, die Saitischen Priester dem Solon. Wäre es wahr, so würde daraus doch keine Blutsverwandtschaft der Saiter und Athener folgen. *Οἰκείωσις* bezeichnet nur Angehörigkeit irgend einer Art. So sagt Herodot I, 4: die Perser *οἰκειεῦνται* (betrachten als ihnen angehörig) ganz Asien und alle darin wohnenden Barbarenvölker; womit gewifs nicht gesagt sein soll, sie hätten alle diese Völker für ihre Blutsverwandte gehalten. Die angebliche *οἰκείωσις* der Athener und Saiten bestand eben darin, dafs beider Göttin dieselbe sein sollte. Dafs dies zu Platons Zeit die Priester von Sais behauptet, ist gar nicht unwahrscheinlich. Denn als er hinkam, war man dort und besonders in der Saitischen Gegend schon seit 300 Jahren immer mehr mit den Hellenen, zumal Joniern, deren Stammgöttin Athene war (Apaturia), befreundet und mit ihren Sagen bekannt (Herod. II, 97. 178. 163). Schwerlich aber werden sie schon dem Solon es erzählt haben, da noch Herodot, der sich ausführlich mit ihnen unterhielt (II, 28), auch die Göttin von Sais schon Athene nennt, dennoch einer solchen Anwendung dieser Vergleichung beider Göttinnen auf den Ursprung der Städte Sais und Athen nirgends Erwähnung thut. Im fragmentarischen Anhang zum Timäos, im Kritias, wird unter andern Urathenern zuerst Kekrops genannt, der also selbst nach dieser Priestersage nicht aus dem tausend Jahre jüngeren Sais abstammen kann. Im Menexenos aber heifst es: „Weder irgend ein Pelops, noch ein Danaos, noch Kadmos, noch *Aegyptos* hat sich b niedergelassen; wir sind von reinem Hellenenblut, Mischvolk." Platons Zeugnifs ist also gleichfalls gege Verf. So wäre Theopomp, Platons Zeitg., der erste Kekrops für einen Saiter erklärt, aber in einer Sc schrift gegen die Hauptstaaten von Griechenland. I sogar sehr zweifelhaft, dafs diese Schrift von Theo herrühre (O. Müller Prolegom. zu einer wissenschaftl thol. S. 98. 176). Was helfen nun dem Verf. die unte uneinigen Zeugnisse einiger Atthidenschreiber aus de der Ptolemäer (die Apollodor nicht annahm), des D der so unkritisch er sonst ist, die Behauptungen der (I, 29 g. E.) selbst verwirft, was ein Paar Scholiaste Kirchenväter, deren Quellen eben nur ägyptisirende griechische Schriftsteller gewesen sein können!

er und Heroen bereits eine complicirte Folge von Me-
amorphosen durchlebt, als die Schrift allmählig in Auf-
ahme kam. Die Epoche selbst, wann die letztere ein-
rat, ist dunkel. Man hat sich in neuerer Zeit häufig
estrebt, der Kritik, welcher F. A. Wolf diese Frage
nterwarf, etwas abzudingen. Es steht sehr zu bezwei-
ln, dafs ein genaues Erwägen seine Darstellung hy-
erkritisch finden werde. Weitere Stützgründe dersel-
en lassen sich eher finden als eine Wiederlegung.
Venn von einzelnen Akten für Familien oder Städte,
on Inschriften und Verzeichnissen im Lapidarstyl die
ede ist, so läfst sich markten um einige Jahrzehende
uf und ab. Bücherschreibung aber oder Aufzeichnung
rößerer Gedichte auch nur da und dort, kann nicht
or der dreifsigsten Olympiade — in einiger Verbreitung
icht vor der sechzigsten mit Sicherheit angenommen
erden. Die Büchersammlungen eines Peisistratos und
olykrates werden weit weniger im Ankaufen vorhan-
ener Bücher, als im ersten Aufschreiben mündlich über-
eferter Gedichte, Lieder, Sprüche, und im Verbinden
ngebotener einzelner Tafeln und kleiner Schriftstücke
standen haben. Es war noch zu gewöhnlich, dafs der
änger wanderte von Land zu Land, sein Lied von
und zu Mund; es war noch zu ungewöhnlich, dafs der
ehrer für das gröfsere Publikum eine andere Form als
e poetische, rhapsodirende, für die engeren Schüler
n anderes Mittel als Gespräch und Umgang gewählt
ätte. Pherekydes von Syros gegen Ende der fünfziger
Olympiaden soll zuerst ein Buch in Prosa geschrieben
ben. Was die Dichter betrifft, so ist man allerdings
ersucht, von einem Epiker Peisandros, einem Kykliker
esches (um Olympias dreifsig) anzunehmen, dafs sie
bst ihre Gedichte geschrieben. Warum nicht? Zwar
chteten jene Epiker für Zuhörer, nicht für Leser; dies
weist nicht nur die Sage vom Wettstreit des Lesches
t Arktinos (die sich auch anders erklären läfst), son-
n mehr noch der Umstand, dafs selbst hundert und
eihundert Jahre später noch Philosophen, wie Xeno-
nes, Parmenides, Empedokles ihre Lehren in epische
m gefafst, rhaspodirend mittheilten. Auch die Lo-
graphen noch bis auf Thukydides arbeiteten für Zu-
rer (Thuc. I. §. 21). Indefs leuchtet auf der andern
ite ein, dafs, wenn einmal Schrift gegeben war, die
den, die zu einem ausgedehnteren Gebrauche dersel-
n veranlafst waren, eben jene Epiker gewesen, die
was Umfassendes unternahmen. Wenn auch ihr Ge-
dächtnifs der Nachhilfe durch Schrift noch nicht be-
durfte, so war der Wunsch, ihr Werk der Familie und
der Nachwelt zu sichern, Motiv genug. Auch soll ja
bereits um Lesches Zeit Terpandros (freilich ein Name,
auf den Vieles zusammengetragen ist) Notenbezeich-
nung (durch Buchstaben) eingeführt haben. Erscheint
in dieser Erfindung die Schrift als Mittel der musika-
lisch-poetischen Unterweisung und Mittheilung, so ist
die Aufzeichnung der Liederworte zu gleichem Behuf,
wo nicht vorangegangen, doch sehr natürlich in Verbin-
dung damit befördert worden. Von den älteren Lyri-
kern, wie Archilochos und Alkman, und selbst von der
Sappho, dem Alkäos und allen andern bis in die fünf-
ziger Olympiaden, läfst sich darum, weil später Gedicht-
sammlungen unter ihrem Namen sich finden, keineswegs
behaupten, dafs sie selbst diese Liederbücher geschrie-
ben. Wenn sie und Andere auch einzelne ihrer Lie-
der, die sie in Gesangschulen oder bei Spielen und Gast-
mahlen mittheilten, gleichzeitig aufgezeichnet haben, so
ist von den Sammlungen aus vielen Gründen wahrschein-
lich, dafs sie erst später entstanden, und dafs unter dem
Namen eines Meisters, der eine oder mehrere Gattungen
und Weisen aufgebracht, allerlei Verwandtes zusammen-
geflossen sei. Auf ähnliche Resultate führen Untersu-
chungen über die älteren Gnomiker, Elegiker, die An-
fänge der Komödie und Tragödie. Hätte es dazumal
schon eben so viele gesammelte Poesien als Dichter ge-
geben, die ganze Bildung und Literatur der Griechen
würde einen anderen, abstracteren Gang angenommen
haben. Wenn unter den Jonischen Philosophen Anaxi-
mandros um die fünfzigste Olympiade zuerst ein kur-
zes Buch in Prosa abfafste, war dies jedenfalls etwas
aufserordentliches; da selbst die Entstehung der Logo-
graphie mehrere Olympiaden später gesetzt wird. Und
doch urtheilte über die Aechtheit von Geschichtsbüchern,
die man diesem Zeitraume zuwies, schon die Alexandri-
nische Kritik ungünstig. Warum aber hatten sich nicht
ächte Prosaschriften aus dieser Zeit erhalten können,
wenn doch so viele ächte Liederbücher aus viel älterer
Zeit sich erhalten hatten? Ich denke, die Liederbücher
waren eben nicht älter. Als Ganze, als *oeuvres complètes
de Tyrtée, d'Arion, de Sappho*, waren sie nicht älter
denn die Bücher eines Kadmos von Milet (um Ol. 60),
oder seiner zweifelhaften Vorgänger, wohl aber zum gro-
fsen Theil jünger; allein für ächt wurden sie darum doch
von den Alexandrinern und mit Grund erkannt. Ob-

schon nach dem Tode der Meister gesammelt, rührten sie doch wirklich von ihnen und ihren Kunst-Erben her, wenn auch nicht alle unmittelbar. Lieder in ihrer gebundenen und tönenden Form pflanzen sich leichter, weiter, sicherer fort. Der Musikunterricht, der Festbrauch, Stolz und Gewerbe des Geschlechtes und Liebe des Volkes tragen und bewahren sie. Auch wird das einzelne, weil es kürzer als eine Chronik ist, leichter und darum früher aufgeschrieben, wird, weil es ein Publikum schon vor der Aufzeichnung hat, leichter verbreitet; und kunstliebende Machthaber, wie die Peisistratiden, finden da und dort Vieles vor, was einen Namen trägt und leicht zur Sammlung anwächst. Ein Notizenbuch dagegen, zumal ein beschränktes, unbeholfenes, wie die ersten sein müssen, entbehrt der lebendigen Fortpflanzung durch erbliche Träger und Wiederhall im Volk, wird entbehrlich gemacht durch weiter geführte Versuche, geht verloren, sobald nicht zur Zeit seiner Entstehung Schreiben, Lesen, Schriftverbreiten schon etwas gewöhnliches war. Herodotos, als er gegen Ende der 70er Olympiaden anfing für das Werk seines ganzen Lebens zu arbeiten, hatte wohl die bedeutendsten Epopöen nicht nur gehört, auch gelesen, zum Theil wohl schon in der Schule (er erwähnt Leseschulen auf Chios in der 70ten Ol.). Er, der wandernde, wohlhabende, konnte nach und nach noch manches Andere zu Gesicht oder zu Kauf bekommen, das Arimaspen-Epos von Aristeas, ein und das andere Lied von Archilochos oder Sappho, Alkäos, kleine Logoi von Aesop oder einen Milesischen von Krösos und Atys und dergl. Unter seinen Vorgängern aber ist der nahe Hekatäos der einzige, den er nennt. Und dafs die eigentlichen Quellen seiner Kunde von volksthümlichen Zuständen und geschichtlichen Vorgängen Augenschein und mündliche Nachfrage waren, bezeugt sein ganzes Werk. Man sieht, zu einer etwas umfassenden Uebersicht der geschichtlichen Erinnerungen und Denkmale seiner Nation, konnte selbst ein durch Bildung und Mittel begünstigter Grieche vor den achtziger Olympiaden nicht gelangen.

Also etwa 460 Jahre vor unserer Zeitreichnung begann erst für forschende Griechen sich ein Bild von der Vorgeschichte ihres Volkes allmälig zusammenzusetzen. Zusammenzusetzen sag' ich; denn hier eine Te pelgenealogie, dort ein Siegerverzeichnifs, hier eine W inschrift, ein aufgezeichneter Orakelspruch, eine Sta urkunde, dort die gangbare Erklärung eines Fes brauchs, eines Familienrechtes, einer städtischen S zerstreute, örtliche Sagen waren der eine Theil i Quellen. Den anderen bildeten alte und jüngere l dengedichte, einzelne Lieder mit historischen Anspie gen und wenige Vorgänger, die aus Epen und Loc gen kleine Spezialgeschichten gezogen hatten. Auf so disparaten Mittel sehen wir die ersten ausgedehnt Versuche eines Hekatäos, Herodot, Hellanikos gr det. Kein Wunder, wenn sie, obwohl einander na der Zeit, häufig von einander abwichen. Kein Wu wenn Hekatäos von vorn herein gestand, er habe vielen und lächerlichen Sagen das Wahrscheinli herausgewählt; wenn Hellanikos seine Kritik auf chronologische Anordnung nach poetischen und hall tischen Genealogien beschränkte, und wenn Her verschiedene Sagen einander gegenüberstellend, se seits am liebsten aus Bräuchen und Götterdiensten nographische Schlüsse zog. Kein Wunder auch, Herodot's jüngerer Zeitgenofs Thukydides von de ten Völkerverhältnissen bis herab zu den Perserkri kaum etwas Weiteres für erkennbar hielt, als w in achtzehn kurze Kapitel zusammenfafste.

Wie wäre es nun möglich, dafs diese Anfäng ner griechischen Nationalhistorie irgend etwas Au tisches über einzelne Menschen erfahren hätten, di derthalb Jahrtausende vor ihnen gelebt, wie der König Pelasgus und Prinz Lykaon? Durch welche tel sollten ihnen oder dem ersten Unternehmer eine sammtgeschichte, dem Anaximenes von Lampsak Platon's Zeit, oder den Historikern aus der Schul Isokrates — durch welche Mittel sollten ihnen si Angaben zugekommen sein über Anstalten, die vo send Jahren getroffen worden, wie, nach dem die Reformation des Kekrops? — Wie viel Gesc und Chronologie in den Hauptquellen dieser Schri ler, den Sängen und Sagen enthalten sein konnte, sich der Verf. leicht deutlich machen können durch gleichungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 5.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Juli 1835.

Jupiter. Recherches sur ce dieu, sur son culte, et sur les monumens, qui le représentent. Ouvrage précédé d'un Essai sur l'esprit de la religion grecque, par T. B. Éméric-David.

(Fortsetzung.)

Die Lieder z. B. und Romane von Carl dem Groſsen, diese Sagen und Fabeln, die zum Theil schon im nächsten Geschlechte nach dem Tode des Kaisers aufkamen, lieſsen sich eben so füglich, wie die Sagen griechischer Stämme von ihren Vorfahren, zu einer Geschichte dieses Kaisers und seines Reiches verbinden. Doch ist dies ja schon im eilften Jahrhundert geschehen in dem Buche, welches dem Erzbischof Turpin zugeschrieben wurde. Betrachte nun der Verf. den Abstand dieser Sagenhistorie gegen die wirkliche und beglaubigte; bringe er in Anschlag, daſs es gleichwohl nur zwei Jahrhunderte sind, die zwischen ihr und der Zeit liegen, die sie beschreibt; erwäge er, wie die Veränderungen, die während dieser Zeit in den Zuständen und der Bildung des fränkischen Volkes vorgingen, ungleich geringer sind als die, welche die griechische Nation in der so viel längern und so viel heftiger bewegten Periode ihrer Vorgeschichte durchzumachen hatte: so kann der Schluſs nicht fehlen, daſs jene sagenhaften Kunden griechischer Vorzeit in einem noch viel gröſseren Miſsverhältnisse mit den einstigen Begebenheiten stehen muſsten und ihr Zusammenhang keineswegs ein chronologischer sein konnte. Wenn in den Sagen von Carl dem Groſsen ihm z. B. die Gründung eines Klosters zugeschrieben wird, das erst lange nach seinem Tode gestiftet ward, so haben wir aus derselben Zeit schriftliche Documente, die den Historiker vor der Aufnahme solcher Daten schützen: welche Mittel aber hatte ein Pherekydes von Leros oder ein späterer Atthidenschreiber, das zu rectificiren, was einem König Kekrops, einer Theseus die Sage und die Dichtung beilegte? Er konnte nur, was diese boten, vergleichend ordnen und nach Gründen der Wahrscheinlichkeit sichten. Aber war die ausgleichende Anordnung darum eine historische? Wenn Ephoros, weil in verschiedenen Landschaften Ueberlieferungen von Pelasgern hier mit den ältesten Namen lokaler Genealogie, dort mit nähergerückten verknüpft waren, hieraus eine Succession von Heerzügen und Wanderungen dieses Volkes combinirte: hat darum diese Succession stattgefunden? Wenn die Genealogieen sicher wären. Aber die Sage verkürzt einen Stammbaum, wo die Motive der Erinnerung wegfallen, einen andern verlängert sie, wo sich Geschlechter verbinden und ihre beiderseitigen Vorfahren zu einer einzigen mythischen Ahnenreihe verknüpfen. Oder die Redaction nach Gründen der Wahrscheinlichkeit — verwandelt diese den Mythus in Geschichte? Wenn die Sage erzählt: Apoll schlug den Drachen Python, und Ephoros bessert: Apoll erschlug einen Tyrannen zu Pytho Namens Drache; ist es nun ein geschichtliches Factum? Ueberall aber waren es solche Maximen, wodurch die griechischen Historiker den bunt durcheinander gewürfelten Reichthum der Sage nach und nach in eine Scheingeschichte von motivirtem Zusammenhang und ordentlicher Zeitfolge verwandelten. Diese Maximen dürfen wir nicht adoptiren. Wir finden es natürlich, daſs die Parische Marmorchronik (v. Chr. 246) oder ihre Vorgänger, nachdem zeitlose Sage zur Folgenreihe auseinandergezogen war, mit einem ersten Kekrops anhub und im 8ten Geschlechte nach ihm wieder einen Kekrops aufführte; allein wir können begreifen, wie Kekrops Vater des Erysichthon und dann wieder des Pandion heiſsen konnte, ohne daſs wir nöthig hätten, einen ersten und einen zweiten Kekrops im 16ten und im 11ten Jahrhundert v. Chr. anzunehmen. Wie viel Söhne des Zeus giebt es nicht: wer wird für alle diese von Pelasgos bis auf Alexander d. Gr. immer wieder andere und spätere Zeus-Väter ansetzen wollen! Aber, sagt man,

Zeus war ein Gott; Kekrops ein Sterblicher, ein König. Immerhin kann es da und dort Könige dieses Namens gegeben haben; denn Kerkops (dasselbe Wort) kommt als Menschen-Name vor. Aber der attische Urkönig und Landespatron, der erdgeborene erste Mensch kann nicht in eine Reihe mit wirklichen Menschen gestellt werden. Nach Euripides und Aristophanes und allen Späteren war Kekrops halb Mann, halb Schlange; dasselbe sagt sein Name: der Schwänzer. Diese antike Leibeszierde dürfen wir ihm nicht ohne weiteres abschneiden, um einen wirklichen König an ihm zu haben. Er war, laut der Sage, Schiedsrichter zwischen den Gottheiten der Burg von Athen; seine Töchter, deren Namen zugleich Beinamen der Göttin von Athen sind, waren vermählt mit Göttern; sie selbst wurden göttlich verehrt in Athen, und der Agraulos fielen Menschenopfer in Salamis auf Cypern. Das sieht nicht nach einer Menschenfamilie aus. Und das gerade ist das historisch Documentirte. Denn das Gottesdienstliche, der sanktionirte Gebrauch ist das allgemein Anerkannte, Unantastbare, Dauerhafte; während sein ideales Gegenbild, der Mythus — und seine Deutung, die Legende, mit dem Zeitgeiste sich verwandeln.

Wenn nun aber diesemzufolge die Mythen dem ursprünglichen Inhalte des Cultus nicht adäquat sein können: so entsteht die Frage: welches überhaupt ist das Verhältnifs der Mythen zum religiösen Glauben und Götterdienst? — Dies führt uns auf eine andere Seite des vorliegenden Werkes. Gleichwie nämlich der Verf. auf der einen Seite aus der Mythologie der Griechen, Geschichte und Chronologie einfach abziehen zu können glaubt: so hat er anderntheils als ihren angeblichen Inhalt ein Dogmensystem herausgezogen, welches ihm zufolge der Grieche selbst darunter verstand und wufste. Der Inhalt ist kurz dieser:

„*Der höchste Gott* ist der Aether oder Geist, Schöpfer der *Himmelskörper und Elemente*, Quell aller Seelen, die durch eine kleine Zugabe irdischer Materie eine Art physischer Existenz erhalten. Dieser Gott ist unsichtbar, unerschaffen, allmächtig, allweise, gerecht. Die *geistlose Materie* ist zwar auch ewig; aber ganz dem Aethergott unterworfen, und das Uebel nicht Folge ihres Widerstandes, sondern ihrer Schwäche. *C'est ainsi que la théologie gréco-égyptienne croyoit échapper au dualisme.*"

„Diese Dogmatik findet sich vollständig im Cultus des *Zeus und seiner Kinder*; nur dafs die Religion *reelle* und *fictive* Götter unterschied. Der Cult be[z] sich auf die reellen: die Himmelskörper und Elem[ente] war aber in dieser Beziehung geheim. Ein äufserer [u] öffentlicher Cult bezog sich auf die fictiven Gö[tter] Diese jedoch waren nichts anderes als Symbole [u] Figuren der reellen; und ihre Legenden, die Myt[hen] stellten nichts anderes dar als die wunderbaren Wirk[un]gen jener reellen Natursubstanzen: die Mythen von Z[eus] malten die Wirkungen des Aether-Geistes, von Apol[lon] die der Sonne, von Neptun des Wassers u. s. w."

Diese Ansicht war bekanntlich schon sehr oft [...] Ihre Beweise hat sie immer aus eben den Quellen [ge]nommen, die auch der Verf. anführt: aus den Sch[rif]ten des Platon im Kratylos, dem Varro, Cicero, den [Kir]chenvätern und jenen Stoikern, Neu-Pythagoreern, [Neu]platonikern, welche die *patres* zu Gegnern hatten. [Be]sonders viel baut der Verf. auf die Kirchenväter, da [sie] auf das Heidenthum, wie es war und galt, sich ein[las]sen mufsten, um von ihrer Widerlegung Erfolg zu [hof]fen. Gewifs! Aber auf das Heidenthum, wie es zu [ih]rer Zeit war und (Andern anders) galt; und jeder Hi[sto]riker wird unbesehen voraussetzen, dafs es vor Jahr[hun]derten und Jahrtausenden anders beschaffen war. [Es] lehrt die Geschichte aller Religionen, selbst solcher, [die] zu ihrer Grundlage sanktionirte, dogmatische Urku[nden] haben; wie viel mehr solcher, die keine Dokumente [ei]ner Glaubenslehre und Glaubensregel besitzen. [Die] Griechen hatten kein heiliges Lehrbuch, ihre Reli[gion] keinen Lehrbegriff. Sanktionirt war der Cultus: [ihn] hatten die Götter persönlich oder durch Orakelsp[rüche] oder durch erwählte Propheten eingesetzt: ihn tradi[rten] die Nachkommen derjenigen, welchen sie zuerst [sich] geoffenbart, die Gemeinden und in diesen die e[rbli]chen Propheten und Opferdiener. Darüber wachte [zu]gleich der Staat. So bezog sich aller religiöse U[nter]richt blofs auf die Art und Weise, wie diese oder [jene] Gottheit verehrt sein wolle. Dagegen eine Religion[s]kunde oder ein Priesterunterricht über das Wesen [der] Götter und über das, was man zu glauben und nicht [zu] glauben habe — der Art gab es nichts in den grie[chi]schen Staaten.

Man hat zwar unzähligemal behauptet, die My[ste]rien seien solche Schulen der Dogmatik gewesen; [noch] aber hat niemand beweisen können, dafs etwas ande[res] als Zeremonien, Symbole, Darstellungen den Inhalt [der] Mysterien ausgemacht; niemand, dafs die ἱεροὶ λόγοι

zweilen dabei vorkommen, etwas anderes gewesen als
eheime Erzählungen von solchen Götterhandlungen und
ötterschicksalen, in welchen der Grund und Werth
ines gebräuchlichen Symbols liegen sollte. Gerade hier-
uf, dafs die Mysterien blofs auf Ritualien und Legen-
en hinauslaufen, pochen die Kirchenväter, deren Zeug-
ifs dem Verf. so viel gilt, häufig und deutlich genug.

(Der Beschlufs folgt.)

V.

*heologische Auslegung des paulinischen Sendschrei-
bens an die Kolosser. Herausgegeben von Wilhelm
Böhmer, Dr. der Theol., ordentl. Professor in der
evangel. theol. Fakultät zu Breslau, ordentl. Mit-
gliede der histor. theol. Gesellschaft zu Leipzig.
Breslau, im Verlag bei Josef Max u. Comp.* 1835.

Der Kolosserbrief hat sich in der letzten Zeit besonderer Auf-
rksamkeit zu erfreuen gehabt. Zuerst waren es die räthsel-
ften Irrlehrer des zweiten Kapitels, welche zu Untersuchun-
n reizten; hauptsächlich aber seit vor einigen Jahren ein ge-
iger Theologe in einer Abhandlung über einen Theil des
ten Kapitels den jetzt allgemein anerkannten Grundsätzen
ender Schriftauslegung auf unerhörte Weise Hohn gespro-
n, ist mehr als Ein David gegen jenen Goliath mit Erfolg
die Schranken getreten. Hr. Dr. Böhmer hatte schon frü-
eine Isagoge in den Brief, und eine Auslegung von Kap. 1,
-23 herausgegeben, und tritt nun mit einem vollständigen
mentar zu demselben auf.

Gegen einen Commentar zum Kolosserbrief, welcher, wie
vorliegende, ohne die Einleitung, rücksichtlich deren der
f. auf seine frühere Schrift verweist, 422 Seiten stark ist,
fs zum Voraus der Verdacht entstehen, es werde ihn die
ge über unnöthige Weitschweifigkeit treffen, welche man ge-
so viele der neueren exegetischen Arbeiten mit Recht führt.
ir, dafs eine Beurtheilung der vornehmsten fremden Erklä-
gen in einen Commentar gehöre, hält der Hr. Verf. in der
rede (S. XII. ff.) mit Recht fest: doch besteht theils auch
in ein Maafs, theils giebt es Punkte, welche entweder an
h so unbedeutend sind, oder von dem Gegenstande so weit
egen, dafs sie nur zu berühren, geschweige denn verschiede-
Ansichten über dieselben anzuführen, zu viel ist, und hierge-
hat der Verf. häufig verstofsen. So, gleich von vorne her-
was soll man von einem Commentar zum Kolosserbrief den-
, welcher bei Gelegenheit des im Eingang befindlichen Na-
s: Paulus, der Untersuchungen über den Namenswechsel des
stels gedenkt, und in diese, nicht etwa weil sie der Ausle-
g der Apostelgeschichte, oder vielleicht auch des Römerbriefs,
m dieser die Reihe der paulinischen Schriften eröffnet, zu
rlassen sei, sondern lediglich aus dem Grunde sich nicht wei-
einläfst, weil sich der Gegenstand schon in so vielen Schrif-
behandelt finde, von welchen sofort eine Reihe namhaft ge-
macht wird (S. 1 u. 2); von einem Commentar, welcher sich
ebenso aus Anlafs des im Grufse genannten Timotheus nur mit
Mühe enthält, eine Biographie desselben zu liefern, und wenig-
stens das sich nicht versagen kann, über die Bedeutung des Na-
mens und den Grund, warum er dem Manne möge beigelegt
worden sein, sich auszubreiten (S. 4)!

In der Auslegung zeigt sich Hr. B., was das Grammatische
betrifft, auf erfreuliche Weise auf dem Wege Winer's u. A., und
trifft meistens das Richtige; nur wäre auch hier mehr Sparsam-
keit zu wünschen, und Bemerkungen, wie: τὴν ἀγάπην stammt
her von ἀγαπάω (S. 21.) konnten billig geschenkt werden. In-
dem der Hr. Verf. neben dem Grammatischen auch die in Be-
tracht kommenden historischen Momente nach Gebühr berück-
sichtigt, bekommt seine Exegese im Ganzen den objectiven Ge-
halt der von ihm ausgelegten Schrift zu fassen, und er erhebt
sich über diejenigen, welche, indem sie jenes Beides vernach-
lässigen, in der Schriftauslegung nur ihre eigenen subjectiven
Gedanken zu Tage fördern; namentlich zeigt er sich der Schleier-
macher'schen Deutung des Hauptabschnitts im ersten Kapitel
überlegen, in welcher sich die schlechte, mit dem Socinianismus
und Rationalismus gemeinschaftliche, exegetische Grundlage der
Theologie jenes scharfsinnigen Mannes, ein wahres *desinit in
piscem mulier formosa superne,* auf merkwürdige Weise kundge-
geben hat. Indefs die grammatisch-historische Interpretation
hält der Verf. (Vorr. S. IX. ff.) zur Ermittelung des vollen Ge-
haltes der biblischen Schriften nicht für zureichend, sondern nur
für die Grundlage des äufserlichen Verständnisses derselben;
wer bei ihr stehen bleibe, der sinke zum blofsen Historiker und
Philologen herab, und weil nur von dem Göttlichen in uns das
Göttliche in jenen Schriften, als das Verwandte vom Verwand-
ten, erkannt werden könne, so müsse zu dem grammatisch-hi-
storischen noch das christlich-religiöse Element hinzukommen,
d. h. der Exeget müsse sich von dem Bewufstsein des in Jesu
Christo geoffenbarten Gottes leiten lassen, und diese beiden Ele-
mente bilden in ihrer Einheit die theologische Auslegung, wie
defswegen der Hr. Verf. seine vorliegende Arbeit betitelt hat.
Dabei wird gegen Rückert's Behauptung polemisirt, dafs der
Exeget als solcher weder fromm noch gottlos sei, und hiervon
nur so viel gelten gelassen, dafs er nicht von dogmatischen
Vorurtheilen eingenommen sein, und diese dem auszulegenden
Schriftsteller nicht aufdringen dürfe.

Sehen wir zu, wie weit Hr. B. diesen von ihm selbst be-
zeichneten Fehler vermieden hat. Wenn er bei Erklärung des
πρωτότοκος πάσης κτίσεως (V. 15.) von der Bemerkung ausgeht,
die Anhänger des Arius haben behauptet, durch jenen Ausdruck
werde der Sohn Gottes zu den Geschöpfen gerechnet (S. 51):
so mufs dieses Ausgehen vom arianischen Streit sogleich die Be-
fürchtung erregen, es möchte den Verf. das Interesse der atha-
nasianischen Orthodoxie in seiner Auslegung bestechen, wie über-
haupt, wo von späteren dogmatischen Distinctionen in der Exe-
gese ausgegangen wird, sich fast unvermeidlich die Neigung ein-
stellt, die Bestimmtheit des kirchlichen Dogmas schon in der
biblischen Lehre zu suchen. Wenn der Verf. hierauf mit Recht
einerseits festhält, dafs in πρωτότοκος unmittelbar nicht ein Ge-

schaffensein sondern ein Geborensein liege, und andrerseits zugiebt, dafs durch den Zusatz: *πάσης κτίσεως* die Creatur als die nachgeborene dargestellt werde, hierauf jedoch sich verwahrend fortfährt: „aber keineswegs als die *nachgezeugte;* denn nur der Sohn ist aus dem Wesen des Vaters *gezeugt*, d. h. er ist dergestalt aus dem Vater hervorgegangen, dafs ihm das Wesen des Vaters mitgetheilt ist; die Creatur dagegen ist aus Nichts hervorgebracht, d. h. geschaffen" (S. 52 Anmerk.): so ist hier bereits das Befürchtete eingetroffen, und durch spätere dogmatische Bestimmungen der einfache Sinn des Apostels ganz verdeckt. Ebenso verhält es sich, wenn zu *τὰ πάντα δι' αὐτῦ ἔκτισαι* bemerkt wird, in *διὰ* liege nicht nothwendig ein Subordinationsbegriff, da ja Jemand auch vermittelst einer ihm an Würde gleichstehenden Person etwas bewirken könne (S. 60), und wenn dann vollends hinzugefügt ist: „hierbei versteht es sich natürlich von selbst, dafs der Sohn, von Seiten seiner Menschennatur betrachtet, inferiörer als die väterliche Gottheit ist", so glaubt man sich in die Exegese eines vergangenen Jahrhunderts zurückversetzt. Auch sonst richtet diese kirchliche Unterscheidung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo, wie sie vom Verf. zur Erläuterung paulinischer Sätze angewendet wird, Verwirrung an; oder ist es etwas Anderes, wenn (S. 65 f.) gesagt wird, *αὐτός ἐςιν ἡ κεφαλὴ τῦ σώματος, τῆς ἐκκλησίας* (V. 18) beziehe sich auf die Menschennatur des Sohnes Gottes, die zur Belohnung für den von ihrer Seite dem Vater geleisteten Gehorsam die Oberherrschaft über die Kirche empfangen habe; das *αὐτός ἐςι πρὸ πάντων* (V. 17.) hingegen betreffe seine göttliche Natur; bei dem *εἰκὼν τῦ Θεῦ* (V. 15) aber sei an beide in Christo verbundene Naturen zu denken (S. 49)! Wenn der Vf. in demselben Zusammenhang, um die Bezeichnung der *κυριότητες* auf Klassen höherer Wesen zu begründen, fragt: „warum sollte nicht auch den Ordnungen der *αἰῶνες*, auf welche die Speculationen der Gnostiker sich häufig bezogen, ein wahres Moment zu Grunde liegen?" (S. 58) so vergifst er, dafs er als Exeget gar nicht die Wahrheit der Vorstellungen seines Autors an sich, sondern nur die Möglichkeit, wie der Autor zu denselben gekommen, darzuthun hat; wenn er S. 59 äufsert: „ob der Apostel diese Ordnungen der Engel damals im Geiste geschaut habe, als er nach 2 Kor. 12, 2. *ἕως τρίτυ ὀρανῦ* entzückt war, — lassen wir billig dahingestellt sein, zumal da dem Paulus nach Gal. 1, 12 (oder wie der Verf. durchweg schreibt 1 Gal. 12, woneben dann höchst verwirrend, wie oben, 2 Kor. 12 stehen kann) die *ἀποκάλυψις Ἰησῦ Χριςῦ* zu Theil geworden ist, deren materielles Ingredienz die genetische Beziehung, worin die Engel zu dem Sohne stehen, auch gewesen sein kann", so ist dies eine sehr unkritische Bemerkung; endlich wenn es S. 50 heifst: „dafs sich das göttliche Urwesen durch ein aus ihm hervorgehendes Princip offenbare, ist eine, altorientalischen Religionssystemen, z. B. dem persischen, inhärirende tiefe Idee, deren Erfindung über menschliches Vermögen hinausliegt, und welche zweifelsohne eine Spolie der Urrevelation der Gottheit an die Menschheit ist", so kann dies, in dieser Form wenigstens, nur eine lächerliche Erbaulichkeit genannt werden.

Diesemnach möchte man sehr wünschen, der Hr. Verf. h[...] das, was er das christlich-religiöse Element heifst, aus [...] Exegese weggelassen, und wäre den Grundsätzen gefolgt, w[...] neuestens Rückert mit so vielem Erfolge in Ausführung geb[...] hat. Die ganze Controverse, ob der biblische Ausleger [...] seinem grammatisch-historischen Apparat auch noch einem [...] giösen Interesse Einflufs gestatten dürfe oder nicht, beruh[...] den logischen Kategorieen von Identität und Unterschied, I[...] und Form in Bezug auf die Religion. Allerdings in Betref[...] Inhaltes findet zwischen dem neutestamentlichen Schrif[...] ler und seinem christlichen Ausleger eine Identität statt, i[...] fern das reine Sublimat religiöser Ideen, aus jenen Sch[...] herauspräparirt, kein anderes ist, als was auch die Philos[...] unsrer Tage noch als das Wahre erkennt, und in der Ane[...] nung dieser Identität besteht, richtig aufgefafst, das religiö[...] teresse des Exegeten; aber in Hinsicht der Form, in w[...] der neutestamentliche Schriftsteller und in welcher der j[...] Theolog jenen Inhalt hat, findet die totalste Differenz sta[...] die ganze Weltanschauung unsrer Zeit eine andere als d[...] Juden zu Jesu und der Apostel Zeiten ist, und in dieser [...] hung darf der Exeget nicht erschrecken, aus den bibli[...] Büchern Vorstellungen herauszubringen, welche, in dieser [...] die jetzige Bildung sich nicht aneignen kann. Da nun die [...] gese zunächst nur die Vorstellungen der Schriftsteller in [...] ursprünglichen Form vor uns auszubreiten hat, deren eins[...] Gehalt aber herauszuziehen und als auch uns angehörig [...] erweisen, das Geschäft der Dogmatik ist, wovon auch der [...] (S. XI. der Vorr.) eine Ahnung zeigt: so fällt die ganze [...] tigkeit der Exegese in das Gebiet des Unterschieds zwi[...] den Ansichten des Autors und des Auslegers herein, und es [...] dabei, dafs der gegen diese Differenz gleichgültigste Au[...] der beste ist.

Als ein auffallender Mangel der vorliegenden Schri[...] noch die altfränkische Geschmacklosigkeit, oder um die [...] teste Bezeichnung zu gebrauchen, Philisterhaftigkeit, des [...] schen Ausdrucks hervorzuheben. Sie zeigt sich theils in [...] Vorliebe für absolute deutsche Formen und Wendungen, [...] ans Licht stellen, in Obacht nehmen, die Jetztzeit, der [...] scheid, zweifelsohne, einziglich, selbe u. s. w., theils in [...] wahren Leidenschaft für Herübernahme lateinischer Zeitw[...] in welcher Rücksicht nicht blofs gewöhnlichere Formen, [...] ediren, exponiren, componiren, versiren, interpretiren, alle[...] approbiren, quiesciren, differiren, correspondiren, urgiren, [...] ren u. s. w. in ihrer oft unmittelbaren Aufeinanderfolge ([...] B. S. 58) widrig werden, sondern auch unerhörte Wörter [...] enucleiren (S. 1), u. dergl. in Erstaunen setzen. Zuweilen [...] dieses Bestreben zu offenbaren Fehlern fort, wie denn i[...] beim Verf. beliebten Form: inferiörer (S. 58, 60) ein dopp[...] Comparativ enthalten ist, dergleichen einen man freilich [...] hätte, um die Inferiorität des Buches in dieser Hinsicht [...] genug auszudrücken.

Straufs in Tübingen

№ 6.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.
Juli 1835.

piter. Recherches sur ce dieu, sur son culte, et sur les monumens, qui le représentent. Ouvrage précédé d'un Essai sur l'esprit de la religion grecque, par T. B. Éméric-David.

(Schlufs.)

Eben so wenig sind wir berechtigt, die Dichtun-n, etwa des Homer und Hesiod, von welchen Hero- sagt, dafs sie den Griechen ihre Götterlehre ge-cht, als dogmatische Urkunden zu betrachten. Dann re, ihnen zu widersprechen, Frevel gewesen; was es cht war. Nach der Hesiodischen Theogonie z. B. ist os gleich nach dem Chaos da, sammt der Erde, ohne burt; auch Jbykos liefs ihn aus dem Chaos hervor-hen; Sappho aber nannte ihn einen Sohn der Erde d des Himmels, Alkäos des Zephyros und der Jris, usilaos des Aethers und der Nacht, Simonides des es und der Aphrodite, eine Orphische Theogonie des onos, ein Olenischer Hymnus der Eileithyia; Euripi- des Zeus und der Aphrodite, Aristophanes in der erzhaften Vögeltheogonie liefs ihn aus einem Windei r Nacht entflattern; dasselbe gab ernsthaft ein Orphi-her Hymnus an; Platon bezeichnete ihn als Kind des ittels und der Dürftigkeit; Antagoras, der rhodische chter, sagte (nach Krantor): er zweifle, ob er den os den ersten jener Unsterblichen nennen solle, die m Erebos mit der Königin Nacht erzeugt, oder ein nd der sinnreichen Kypris, oder der Erde, oder der inde; Cicero hatte griechische Theologen vor sich, elche einen ersten Eros, Sohn des Hermes und der sten Artemis, einen zweiten, des Hermes und der eiten Aphrodite Sohn, und als dritten den Anteros m Ares und der Aphrodite angaben u. s. w. Dies *ein* Beispiel; aber die ganze griechische Mythologie steht aus solchen. Da ist nicht *ein* Gott von einfa-em, fixirtem Begriff, nicht *ein* Mythus von einer sank-nirten Form, die keine andere Art der Erzählung zuliefse; eine Wandelbarkeit, die in *dem* Grade unmöglich wäre, wenn, wie der Verf. will, Gottheiten und Mythen nur Chiffern einer systematischen und stabilen Lehre gewesen. — Bei den Philosophen allerdings, Pythagoras, den Eleaten, Herakleitos, finden wir den Gebrauch von Götternamen und Mythen verbunden mit einer dogmatischen und systematischen Tendenz; aber obwohl ihre Speculation in einem nothwendigen Zusammenhange mit der Religion ihres Volkes stand, so waren sie doch nicht priesterliche Exegeten dieser Religion, weder ihrer Absicht, noch ihrer Geltung nach. Vielmehr zeigt sich bei Pythagoras ein wählerisches Aufnehmen der positiven Religion, bei den Eleaten ein absichtliches Unterscheiden und Scheiden ihrer Philosopheme auch in der mythischen Form von den Formen der Volksmythologie; und wenn am meisten in dem tiefen Geiste des Herakleitos die natürliche Symbolik der Volksreligion überging in eine speculative, so konnte dies nur durch ein Uebergreifen geschehen, welches ihn gleichfalls nöthigte seiner Erkenntnifs eine originale Form zu geben, die sie vom Volksmythus und allgemeinen Götterglauben entschieden sonderte. Daher spricht auch bei ihm, wie bei jenen andern Weisen, eine Opposition gegen die herrschende Mythologie sich deutlich aus. Nirgends aber beziehen sich diese Philosophen auf eine Mysterienlehre zu ihrer Rechtfertigung, noch ward ihnen vorgeworfen, die geheime Dogmatik evulgirt zu haben. — Die Erklärung der Volksmythologie war in keiner Weise verbunden mit der Religion der Griechen; sie war ein gelehrtes Privatgeschäft. Die ersten Versuche darin machten die älteren Interpreten Homers (οἱ ἀρχαῖοι Ὁμηρικοί) in der Zeit der Sophisten, welche letzteren gleichfalls, da Erklärungen aller Art zu ihren Bildungsmethoden gehörten, mitunter Götter und Mythen auf natürliche und moralische Begriffe nicht nur anwandten, sondern gelegentlich auch reducirten. Die Heraklitiker in Sokrates

Zeit gingen schon viel weiter. Durch eine kühne Etymologie verwandelten sie die Namen der Volksgötter in eben so viele Nomenklaturen für die Substanzen und Agentien, die in ihrem Systeme vorkamen. Diese ungeschickten Griffe parodirt Platon im Kratylos so muthwillig und so offenbar, dafs es in Erstaunen setzt, wenn der Verf. (wie einst auch unsere sogenannten Symboliker) diese persiflirenden Wortspiele für baaren Ernst und Mysterien-Inhalt hinnimmt. Ueber die wahre Stellung Platons gegenüber der Mythologie und öffentlichen Religion lassen gleich sein erstes Werk, der Phädros, und wieder die späteren, Politie und was an sie sich schliefst, keinen Zweifel übrig. Dafs Ideen in der Volksreligion seien, erkannte er besser als jene fertigen Ausleger, eben so sehr aber, dafs ihre gewordene Form eine verwilderte, ihr Verhältnifs zur Zeitbildung ein incongruentes, ihr Zustand der sei, in welchem sie weder an sich, noch mittelst Auslegung das Bedürfnifs des Geistes befriedigen könne. Eben jene Verwilderung und Incongruenz hatte die Sekten der Orphiker und Pythagoristen erzeugt. Die älteren Orphiker waren wohl zerstreute Geschlechter, welche einen thrakischen Cult bewahrten, nicht anders als wie da und dort bei den Völkerschaften der historischen Zeit einzelne Familien einen altkarischen, pelasgischen, phrygischen Cult entweder privatim erhielten oder auch in Verbindung mit Poesie, Musik, Chresmologie unter Staatsaufsicht für das Volk, dem sie einverleibt waren, verwalteten. Dafs Pythagoras einer solchen Orphikerfamilie angehörte, ist nicht unwahrscheinlich, erweislich aber nur so viel, dafs in Herodot's Zeit, drei bis vier Jahrzehende nach Auflösung des Pythagorischen Bundes, Orphiker und Pythagoristen gewisse Sektengebräuche mit einander gemein hatten. Aus den Tragikern erhellt, dafs zur selben Zeit die Orphiker eine partikuläre Ascetik und Spekulation mit gewissen Weihen und Culten der Mysteriengötter verbanden. Das speculative Element ist ohne Zweifel in die Orphischen Gentilsacra durch die sich ihnen anschliefsenden Pythagoristen hineingetreten; wovon jene Stelle Herodot's die erste Spur, eine andere gleichzeitige Andeutung die (an sich nicht sichere) Behauptung des Dichters Jon gewährt, Pythagoras habe dem Orpheus Einiges untergelegt. Offenbar kamen diese durch Philosophen umgestalteten Gentil-Weihen einem Zeitbedürfnifs entgegen und gewannen, obschon Privatinstitute, ein steigendes Ansehen. Dies beweist, aufser jenen Stellen der Tragiker, die nicht seltene nicht immer ungünstige Berücksichtigung dieser An ten bei Platon, wenn gleich dieser ihre Lehren nu ein Draufsenstehender und blofs in dem Sinne ben in welchem er auch anderweitige Dichtersprüche, g bare Meinungen, Motive der Volksreligion zu der N weisung verwendet, dafs die Bestandtheile philoso scher Erkenntnifs auch in anderen Bildungskreisen mentarisch vorhanden seien, was wir bei Aristo wiederfinden. Einen andern Beweis für das erwe Ansehen orphischer Weihen giebt der Umstand, wir in derselben Zeit Privatculte der allgemeinen T nahme für Geld geöffnet sehen, wie die Sabazie Korybantika. Man wird diese nicht für schlechthin tisch mit jenen Orphiker-Weihen zu nehmen h welche die Pythagoristen sich angeeignet hatten. aus der Gunst, welche die halbphilosophischen W bei nicht Wenigen, auch bei Gebildeten gefunde klärt sich leicht, dafs nunmehr verschiedene Geschle in welchen Culte erblich waren, die auf dieselben ähnliche Gottheiten wie die Orphisch-Pythagoristi sich bezogen, die neue Blüthe der letzteren den i verwandten Sacra sich zu Nutze machten und ih ligiösen Familiengebräuche, bisher von ihnen n sich geübt, dem Volke darboten. Gewifs waren e Theil arme und ungebildete Leute, die nun her men und aus der Specialreligion ihrer Väter ein erwarteten Erwerb, theils vagirend, theils in den ten durch Errichtung von Buden gewannen, wo s Musäos, Thamyris, Orpheus heilige Lieder verk und Leute, wie den Deisidämon bei Theophrast, natlich sammt Weib und Kind einweihten. Die Aufnahme, der sie genossen, war bedeutend genu den Staat bedenklich zu machen, der nicht wufst er diese Privat-Mysterien gegenüber den öffentlicl betrachten habe. Die Sabazien-Priesterin Ninus hingerichtet, weil ihr Gewerbe eine Anmafsung schien, was nur den sanktionirten Mysterien (in sis u. a.) zustehen sollte. Aber Aeschines Mutter kothea ward mit Genehmigung des Staats ihre Na gerin. Bei ihr war der junge Demosthenes einge worden, der als Mann und Volksredner jenem s Gegner Aeschines den Ministrantendienst, den de bei seiner Mutter verrichtet, nicht hätte spottweis rücken können, wenn nicht ein gut Theil des V diese Leute doch verachtet hätte. Allein solche

en werden verlacht und darum nicht weniger be- t und nicht zuletzt von den Lachern; die Ministran- verachtet man, ihre Ministerien aber sucht, ihren scheut man, und die wenigsten Menschen denken chieden über solche Dinge. Dafs zur selben Zeit mit Philosophie versetzten Orgien weiter um sich en, verrathen die letzten der Platonischen Dialoge, n Pythagoreische Ansichten der Volksreligion und agoreische Mythologeme sich reflectiren. Ein an- s Zeugnifs liefern die Blicke auf Orphische Theo- und Literatur in des Aristoteles Abhandlungen. Cicero Nat. D. I, 38, wofern die Stelle nicht in- lirt ist, erkannte auch Aristoteles einen Pythagoreer en Verf. eines Orphischen Gedichtes. Gewifs blühte ls diese Sekte fort. Denn sie ist eine beliebte Ziel- be für den Witz der mittleren Komödie. Alexis, hanes, der jüngere Kratinos, Heniochos, Mnesima- machten sich lustig über die Pythagoristen. Daraus chliefsen, dafs ihre Orgien verachtet wurden, hiefse lte Komik verkennen. Sie theilten diese Ehre mit n und der Akademie, mit den Weisen des Lykeion der Stoa, die alle auf der Bühne parodirt wurden, ihre Erscheinung bedeutend genug war, um ein sches Witzfeuer zu nähren.

In dieser Orphiker-Pythagoristen-Sekte haben wir etwas dem Aehnliches, was der Verf. von der grie- ien Volksreligion voraussetzt. Während nämlich etztere sich selbst nicht erklärte, sondern nur her- lich fortbestand, und während die Nachfolger der erwähnten Heraklitiker, die Kyniker und Stoiker lythologie in ihre Physik übersetzten ohne Rück- ng auf die Volksreligion, machten diese Neu-Or- r ihre Philosophie wirklich zu einer Religion, in er Gebräuche und Symbole der Volksreligion sich agten. Sie lehrten eine Theologie, die eben so eine durch Mythologie mystificirte Speculation als durch Speculation mystificirte Mythologie heifsen Sie gingen mit Bewufstsein von einer zur an- über. So erhielt die Volksmythologie, was ihr der wünscht, eine coexistirende Dogmatik. Aber eben eweist, dafs das ursprüngliche Verhältnifs ein an- war. Denn diese neue dogmatische Religion scheidet lentlich von der des Volkes durch eine verschiedene gonie, durch eine verschiedene Rangordnung der Göt- urch einen verschiedenen Cultus. Den letzteren be- d ist es höchst charakteristisch, dafs es ein Haupt- für diese Orphiker war, nur unblutige, unschuldig bilische Opfer zu bringen, sehr im Gegensatz gegen lten Hekatomben der Volksreligion. Die Götter tzteren waren leibhaftig, tüchtig, gierig und wollten nahrhafte Kost. Die Götter der neuen Theologie t einen schwachen Magen, der nur leichte Säftchen gen konnte. Woher das? Ich will es dem Verf. . Dafs ihnen die Dogmatik extrahirt war, das hatte ötter so schwach gemacht und nahezu entseelt. So die Dogmatik noch in den Göttern verschlossen so dafs auch die Mysterien nichts anders zu thun en, als die Gestalten dieser Götter uud ihr gewal- Thun und Leiden vorzustellen, so lange waren diese Göttergestalten nothwendig. Denn nur in ihnen hatte das Volk seinen Glauben, nur in ihrer Anschauung sein Göttliches, weil keine Lehre da war, die es mafs, keine Kunst, die es zerlegte. Diese Göttergestalten wa- ren selbst der thätige, schöpferische Glaube des Volkes, der sich erst hervorbringen, setzen, festigen mufste, der keine Zeit hatte, sich zu recapituliren, eh er ganz da war. Und darum war dieser thätige Glaube immer in Bewegung, und weil der Geist des Volkes in diesen Göt- tergestalten sich gestaltend lebendige Bewegung war, so waren diese Gestalten lebendig und thätig und darum hungrig und brauchten tüchtige Opfer. Als aber diese Götter herausgetreten waren in Liedern und Geschich- ten, fest geworden in Tempeln und Kunstgebilden, da stellten sie sich von selbst nebeneinander in Amphiktyo- nieen und in epische Theogonieen, und ihre Bewegung ward eine regelmäfsige im Cultus. Nun wurde der Glaube ruhig und fröhlich und feierte seine Götter nicht nur mit Fleisch und Wein, sondern auch mit herrlichen Spielen der Gymnastik und Musik und sie wurden immer schö- ner; denn die Dogmatik war nur die Ruhe und Seelig- keit des Glaubens, die sich in ihren Gestalten wiegte als das innere Gleichgewicht und sie zum schönsten Ebenmafs rundete. Als aber die Götter so fertig und abgeschlossen waren, standen sie als eine besondere Welt da, so selbstgenügsam, dafs nichts mehr daran zu schaf- fen war. Der thätige Geist des Volkes, da er nichts mehr zu schaffen hatte, fing an, in das Innere seiner Welt zu dringen, und weil er die Götter für unantast- bar und undurchdringlich hielt, so fing er an bei den Elementen, gegen welche die Götter, seit sie selbst ge- nügsam geworden, gleichgültig waren. Die Götter blie- ben stehen; der thätige Geist aber gewann einen neuen Spielraum in den Dingen, die er trennen und verbinden lernte, bis sie alle in Flufs kamen. Nun hatte der Geist in den Dingen seine Unruhe (wie einst in den Göttern) und nun trieb er auch diese Unruhe so lange bis sie zu einer Ruhe, Ordnung, Einheit kam. Nunmehr war ihm aber diese Einheit das Wesen der Dinge und seine Ruhe; und darum war nun sie das Göttliche; und sie war doch anders beschaffen als jene alten Götter, deren Gestalten noch immer fest standen. Von jener Einheit wufste der Geist, woher sie war; denn sie war nicht aus ihm herausgetreten, sondern er hatte sie in sich durch Trennen und Verknüpfen der Dinge gefunden. Von den Göttern aber wufste er nicht mehr, woher sie waren; denn seit sie geschlossen, war er aus ihnen gewichen und ihre Gestalten waren aufser ihm zurückgeblieben. Darum waren diese Götter jetzt blofs das herkömmlich Gegebene; jene Einheit aber war das bewufst Nothwen- dige. Dasselbe, wodurch einst die Götter geworden wa- ren, war nicht mehr in ihnen, sondern hatte die Gestalt einer bewufsten Nothwendigkeit im denkenden Geist. Dies aber ist Dogmatik. Diese also war nicht mehr in den Göttern gebunden, sondern getrennt von ihnen für sich in der Philosophie. Eigentlich waren die Götter dadurch schon um ihre Nothwendigkeit gebracht. Allein die ganze Wirklichkeit, die Zusammenfügung des Staa- tes, der Sitten, der Kunst, der Sprache, was alles allsei-

tig mit ihren Gestalten zusammenhing, hielt diese noch fest. Aber der Geist war noch nicht beruhigt. Auf der einen Seite hatte er nun eine gegebene Wirklichkeit, die den Göttern gehörte, aber nicht bewufst nothwendig war, auf der andern eine bewufst nothwendige Einheit, die aber dies nur in ihm, nicht aufser ihm wirklich war. Nun hatte der Geist seine Unruhe in sich und suchte eine höhere Ruhe in dem, was nothwendig und wirklich, bewufst und gegeben zugleich sei; und er drang auf sein wahres Wesen, das Gute der Selbsterkenntnifs. Jetzt endlich, als der Geist das Gute als Wesen und Zweck in sich gefunden hatte, jetzt waren alle Dinge nur Stoffe und Stufen des Guten, und die Götter — Bilder. Denn auch das Andere, was sie bisher gehalten: Staat, Kunst, Sitte, *sollte* jetzt dem Guten unterworfen werden, und so konnten die Götter nur noch entweder als *eine* Gottheit das Gute selbst sein, wobei aber ihre herkömmlichen Gestalten verschwanden, oder als viele konnten sie Formen und Abbilder des Guten sein. Aber auch als diese Abbilder waren die Volksgötter dem Geist entbehrlich; denn er hatte das Gute in sich und konnte die Formen desselben in sich entwickeln. Jetzt also war die vollständige Dogmatik, war der Götter Wesen und Form im freien Besitz des Geistes, und darum hatten diese Volksgötter keine Macht mehr über ihn, sondern er über sie, und darum fing er an mit ihnen zu schalten, sie zu deuten, zu lösen, zu läugnen, bei Seite zu stellen, zu verbessern. Dies ist der historische Beweis dafür, dafs die griechischen Götter, wenn sie, wie der Vf. will, von Anfang nur Zeichen einer neben ihnen, somit eigentlich über ihnen stehenden Dogmatik gewesen, unmöglich so lange, so fest und vollgestaltig im Glauben, Staat und Kunst hätten leben können; sondern todtgeboren wären sie gewesen. Nur ein äufserlicher Zwang, wie ihn der freie Hellene nicht kannte, hätte eine solche nüchterne, unfruchtbare Hieroglyphik äufserlich erhalten können, aber dann wäre das Volk erstarrt in seiner Bildung, ähnlich jenen seltsamen Figuranten am Nil, deren beste Kunst war, todte Körper todt zu erhalten. Denn da die Bestandtheile menschlicher Bildung nur in einander leben, nur durch einander sich weiter entwickeln können: mufs jedes Volk, sobald die seinigen in abstracter Trennung fixirt sind, zur Mumie werden. Die Geschichte der Hellenen im Gegentheil war höchste Vitalität, Entwicklung, ja bacchantische Verschwendung des Geistes. Darum wird ihr Nachglanz in unserer Erinnerung immer wieder bewundert und ist doch so schwer zu verstehen.

Es war das Gefühl jener Verschwendung, jener Entwicklung, die, was sie gesetzt hatte, alles wieder aufzuheben drohte, welches die Neu-Orphiker und Pythagoristen drängte, die Dogmatik wieder hineinzutreiben in die Götter. Allerdings war dies der einzige Weg, wie für die Gebildeten der Zeit der Untergang der gegebenen Religion abgewehrt werden konnte. Dem dialektischen Verstande gilt die unmittelbare Gestalt nicht mehr; die Religion konnte nur noch eine mittelbare sein. Es ist daher einfältig, wenn man die Pythagoristen Ve[…] scher der Volksreligion, Trugpfaffen nennt. Diese Vo[…] religion war nicht mehr; sie waren die Religiosen[…] Zeit; ihr Bestreben war edel, wenn es anders edel[…] die Uebereinstimmung zu suchen zwischen Vernunft[…] Religion. Als Platon starb, waren diese Theologen[…] reits mehr als eine partikuläre Schule; sie repräs[…] ten den Zeitgeist. Dies läfst sich schon daraus ab[…] men, dafs auch die andern Philosophenschulen, vo[…] lich Akademiker und Stoiker sehr vieles von ihnen[…] nahmen und sich aneigneten. Wie weit und in we[…] Art damals von solchen Kreisen aus Rückwirkun[…] den öffentlichen Cultus statt fand, ist eine noch u[…] gelös'te Frage. Dafs aber bei den zunehmenden […] rieen, Schmausbrüderschaften und solchen Vereine[…] immer auch ein religiöses und mitunter ein philos[…] sches Moment hatten, die Gelegenheit zur Verbre[…] von Dogmen und Agenden nicht fehlte, und dafs[…] der öffentliche Cultus nicht ganz zurückbleiben k[…] ist von selbst einleuchtend. Mit dem Verfall der[…] chischen Staaten und Sitten vermehrten sich dies[…] strebungen, den Mangel des Positiven zu ersetzen[…] arteten immer weiter aus. Die stärksten Ferment[…] hielt die mystische Theologie, als nach Alexande[…] Sittenverkehr und Austausch der Gelehrsamkeit mit[…] Orient und Aegypten mehr und mehr zunahm. I[…] xandrien mischte sich chaldäische und ägyptische […] sophie mit griechischer Mystik, und die letztere li[…] sich bald gefallen, dafs sie von den ersteren absta[…] sollte. Mit der Theokrasie gingen die Versuche […] in Hand, aller Religionen Einheit philosophirend so[…] als historisch durch eine fabelhafte Urgeschichte n[…] weisen. Jetzt wurde wirklich verfälscht. Alten […] sophen und Wundermännern wurden Schriften u[…] schoben, auch von Alexandrinischen Juden O[…] worin der mosaische Monotheismus als das Mys[…] des Heidenthums bezeichnet ward. Pythagoristen[…] gier, Kabbalisten assimilirten sich einander sch[…] ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Den E[…] auf Griechenland, auf die Vorstellungen von den[…] tern und die örtlichen Culte, sieht man aus Pl[…] und bald nach ihm aus Pausanias, trotzdem, dafs […] diese Männer mit entschiedener Liebe das alt un[…] Hellenische bewahren möchten. Alle diese Verän[…] gen aber in der Religion und Theologie des H[…] thums waren vorgegangen, eh die Kirchenväter […] ben. Während sie schrieben, vom 2—5ten Jahrh[…] nahm stets noch Orgienwesen, Religionsmacherei, die roheste Mystik und auch die speculative, in d[…] Neuplatoniker Philosophie und Götterlehre zum le[…] mal ausglichen, nahm die Auflösung sämmtlicher[…] dengötter in ein Reich von Gespenstern und Fo[…] zu. Wie sehr täuscht sich also der Verf., indem […] Angaben der Kirchenväter als Zeugnisse für den[…] Götterglauben und die Volksmythologie der Griec[…] Anspruch nimmt.

Ad. Schöl[…]

№ 7.

Jahrbücher
für
‹w›issenschaftliche Kritik.

Juli 1835.

VI.

‹All›gemeine Geschichte der christlichen Religion ‹u›nd Kirche, von Dr. Aug. **Neander.** *Zwei‹t›er Band in 3 Abtheilungen. Hamburg* 1829—‹1›831. *bei Fr. Perthes.* 1072 *S.* 8.

Zweiter Artikel.

„Wir erwähnen zuerst die Lehrstreitigkeit, deren ‹Er›gebnisse auf die ganze Entwicklung der Gotteslehre ‹den› gröfsten Einflufs hatten, die Streitigkeiten über die ‹Dre›ieinigkeitslehre, aus denen sich alles übrige am ‹best›en ableiten läfst." Mit diesen Worten sucht der Verf. p. 516 die Anordnung im Bericht der einzel‹nen› Lehrstreitigkeiten, zu dessen Beurtheilung Ref. über‹geht›, zu rechtfertigen.

Das Bedürfnifs einer „*Ableitung*" steht dem Be‹dürf›nifs und Verlangen nach der Methode am nächsten, ‹und› es zeugt von dem Gefühl, dafs der Gang und die ‹Ent›wicklung der Lehrstreitigkeiten von einer innern vernünftigen Nothwendigkeit gegliedert sein müsse. ‹Es› soll sich von den Streitigkeiten über die Dreiei‹nigk›eitslehre alles übrige „am besten" ableiten lassen, ‹es s›cheint hiemit die erste Streitigkeit zu den folgenden ‹sich› wie das Allgemeine zu dem Besondern und Ein‹zel›en zu verhalten, denn sonst könnte das Folgende ‹nich›t aus dem Früheren abgeleitet, nicht als dessen fortge‹setz›te Besonderung und Entwicklung angesehen werden.

Der Hr. Verf. hatte in den allgemeinen Vorbemer‹kun›gen über die Lehrstreitigkeiten mit dem Gange der ‹Ges›chichte gebrochen und ihn als traurig und der christ‹liche›n Wahrheit nachtheilig dargestellt. Mit jenem Ein‹gan›ge scheint er in den so beklagten Streitigkeiten we‹nigs›tens die Spur einer innern ihnen selbst angehörigen ‹Met›hode, eine gewisse Ordnung anzuerkennen, durch ‹wel›che ihre geschichtliche Erscheinung über die nach‹thei›ligen Einflüsse der „Staatsmacht" und „Formelknechtschaft" hinausging und einem höhern Gesetz gehorchte. Diese Anerkennung eines immanenten Gesetzes scheint sich auch in der Anordnung der Streitigkeiten auszusprechen. Auf die Streitigkeiten über die „Trinitätslehre" p. 516—607 folgen sogleich die über „die Person Christi" p. 607—785 und den Beschlufs bilden die Streitigkeiten über die „Anthropologie" p. 795—925.

Die Geschichte entspricht also dem System der Dogmatik oder sie repräsentirt die Methode, welche keine Dogmatik ohne ihren eignen Nachtheil aufgeben kann. Die christliche Gemeinde vertiefte sich in ihr göttliches Princip zuerst in seiner ewigen Offenbarung, die aller Zeit vorangeht, sodann in seiner geschichtlichen Offenbarung und endlich in seiner bleibenden Gegenwart und Bethätigung in den Einzelnen. Nach den ewigen Momenten der Idee Gottes versenkte sich die Gemeinde zuerst in das stille Mysterium der Offenbarung des Vaters im Sohn und heiligen Geist, darauf wandte sie sich zur Offenbarung des Sohnes und zuletzt stieg sie in ihre Innerlichkeit nieder, um das Reich des Geistes und die Gnadenwirkungen desselben in ihr selbst zu erforschen. Wird diese Bewegung der Kirche, in der sie ihren Lehrbegriff constituirte nach den Momenten des Begriffs selber bestimmt, so erhob sie sich zuerst zur Idee Gottes in ihrer ungetrübten durchsichtigen Allgemeinheit, sodann wandte sie sich zur begreifenden Erkenntnifs Christi, dessen Persönlichkeit als die vollendete Einheit der allgemeinen Idee und des einzelnen Selbstbewufstseins dem Moment der Besonderheit entspricht und endlich concentrirte sie sich in die Subjectivität des Einzelnen, um in ihr die Wirksamkeit der allgemeinen Idee und der Gnade Christi begreifend zu bestimmen.

Sobald dieses Gesetz im Verlauf der kirchlichen Lehrstreitigkeiten anerkannt wird, so verlieren diese auch den erdrückenden Schein der Verwirrung. In sie hineinspielende Leidenschaften und partikuläre Interessen vermögen sie nicht mehr zu trüben und die ge-

schichtliche Betrachtung erhält die freie Uebersicht von ihrem Gange. Denn ihre gegenseitige Ableitung beweist, dafs die eigne Methode der Geschichte von der logischen Methode der Vertiefung des Allgemeinen zum Einzelnen nicht verschieden war.

Der Hr. Verf. hat sich zur Nachweisung dieser logischen Nothwendigkeit innerhalb der Geschichte verpflichtet, wenn er sagt, aus der Streitigkeit über die Trinitätslehre lasse „sich alles Uebrige am besten ableiten." Es fragt sich daher vor allem, wie ist diese Ableitung und die Rechtfertigung seiner Methode geschehen. Zunächst wenn das Folgende von dem Frühern am besten abgeleitet wird, so ist dies die wesentliche Voraussetzung von jenem und das Verständnifs alles Folgenden würde von der Einsicht, weshalb das Frühere die nothwendige Voraussetzung des Spätern sei, abhängen. Der Hr. Verf. hat gefühlt, dafs es darauf ankam zu begründen, weshalb mit der Streitigkeit über die Trinitätslehre der Anfang geschah. Er sagt p. 516: „diese Lehrstreitigkeiten sind eine natürliche Folge" aber er bestimmt diesen ihren „natürlichen" Hervorgang nicht aus der Natur, aus dem Wesen, dem Begriff der Sache selbst, sondern er schiebt die Frage nur weiter zurück, ohne sie zu lösen. Jene Lehrstreitigkeiten sind nach ihm nur „eine natürliche Folge der Gegensätze in der Auffassung der Trinitätslehre, welche sich im Verlauf der vorigen Periode gebildet hatten." Der Grund jenes Anfangs wird statt in der Sache selbst, in dem der Zeit nach Vorangegangenem gesucht. Da aber die Streitigkeiten über die Trinitätslehre in der Zeit vor Arius einzig und allein unter den einzelnen Dogmen öffentliche und allgemeine Theilnahme erregten, so bleibt immer die Frage: woher kommt es, dafs diese Lehre die Kirche sogleich von Anfang an beschäftigte und die Arianischen Streitigkeiten nur „die natürliche Folge" oder Fortsetzung der bis dahin in die höchste Spannung getretenen Gegensätze waren? Die Frage ist nur zu lösen im Begriff, mit dem die Geschichte übereinstimmt, da sie nichts als seine erscheinende Evolution ist. Die Kirche begann deshalb mit der Bestimmung des Dogma von der Trinität, weil es ihr unmöglich war ihr göttliches Princip in Christo und seine Gnadenwirkungen in ihr zu erkennen, ehe sie es nicht in ihm selbst erkannt hatte. Zuvor mufste sie sich im Begriff die Erkenntnifs, dafs Gott sich in ewiger Weise offenbar sei, gesichert haben, ehe sie die Offenbarung Gottes in der Welt im Dogma begreif erkennen konnte. Das Dogma von der Trinität war Voraussetzung, ohne welche alle ferneren dogmatisc Bestimmungen der Kirche unmöglich waren, weil Allgemeine die Voraussetzung des Einzelnen ist.

Wenn der Hr. Verf. nicht sogleich im Anfange Anordnung seines Berichts begründet hat, so ist es n lich, dafs in den Uebergängen von einer Streitig zur andern die Methode seiner Ableitung anzutre ist. Dergleichen ist nun bei dem Uebergang zu Streitigkeiten über die Anthropologie p. 795 nich finden; es wird nur von einem zum andern überge gen. Und doch wäre ganz besonders die Rechtfertig nothwendig gewesen, weshalb die Zeitfolge verletz da der Sieg des Augustinischen Systems vorläufig schieden war, als die Nestorianischen Streitigkeiten gannen. Sollte die Anordnung nicht arbiträr sein war hervorzuheben, dafs der Widerspruch der Zeit nur ein scheinbarer war, vielmehr durch andre B hungen ausgeglichen wurde. Denn der Occident Orient gingen in den Streitigkeiten über die Gnade Freiheit auseinander, weil der Occident allein d seine Innerlichkeit dazu befähigt war, die Tiefen Geistes in seinen Wirkungen in den Einzelnen z forschen. Der Parallelismus der Zeit hatte für b Theile keine Geltung mehr, da die abendländische che von jetzt an der morgenländischen unendlich ausgeeilt war und sich in ihren eignen höhern Kr bewegte. Sodann war für den Occident die Frage die Person Christi schon entschieden, ehe der O unter so viel Qualen und Anstrengungen die Lö der Frage sich erarbeitete, und selbst da war es Abendländer, der den Zwiespalt beruhigte, indem er aussprach, was der Occident längst schon in sei Bewufstsein getragen hatte. Die Stellung der anthr logischen Streitigkeiten nach den Nestorianischen deren Folgen wird auch deshalb gefordert, weil sie die letzteren weit hinausgriffen, sich durch das g Mittelalter hindurchzogen und in der Rechtfertigu lehre die Hauptfrage der Reformation bildeten.

Ohne diese Begründung bleibt die historische ordnung willkürlich, ein Abschnitt wird an den vor gehenden nicht anders als anhangsweise gefügt und Eintheilung des geschichtlichen Stoffes ist nichts w als seine Zerstücklung. Nur wenn der Fortschritt Idee in der Geschichte mit Bewufstsein befolgt wird,

mit der Ableitung Ernst und wird die Eintheilung aller Freiheit der Idee zu einer gebieterischen Nothwendigkeit. Obgleich der Hr. Verf. sich vielfach gegen solche Nothwendigkeit äufsert, so spricht er dennoch an der einzigen Stelle, in der er wirklich sich an Ableitung der Streitigkeiten begiebt p. 607 nicht weniger von einer Nothwendigkeit. „Mit der Geschichte der Lehre von dem göttlichen Wesen Christi, heifst es dort, hängt die Geschichte der Lehre von seiner menschlichen Natur und dem Verhältnisse des Menschlichen zum Göttlichen in seiner Person genau zusammen; denn die entgegengesetzten Richtungen in der Auffassung jener Lehre „„mufsten"" ihren Einflufs auch auf die verschiedenartige Auffassung dieser Lehre verbreiten." Damit ist aber nur ein Zusammenhang der Lehrstreitigkeiten bis auf Apollinaris bezeichnet. Erst als gegen diesen die Totalität der menschlichen Natur in Christo behauptet war, konnte der eigentliche Streit eintreten, in dem sich aber keine Differenz in der Lehre von der Trinität mit Bewufstsein äufserte. Der Zusammenhang, obwohl er als ein „Müssen" aufträte, reicht bei weitem nicht bis zur Spitze der Nestorianischen Streitigkeiten aus. Der einzige wahre Zusammenhang ist allein der, dafs die Kirche nachdem sie den Begriff der Gottheit im ὁμοούσιον bestimmt hatte, nun auch den Begriff der Persönlichkeit bestimmen mufste, in der die göttliche und menschliche Natur Eins ist. Das ist die Nothwendigkeit der Idee, welcher die Geschichte in freier Weise diente, jede andre Ableitung ist zufällig oder wenn sie die beste zu sein behauptet, so heifst dies nur sie ist die bequemste.

Ehe Ref. zu dem Einzelnen übergeht, ist noch das allgemeine Verhältnifs zu berühren, in welches sich der Hr. Verf. zu der geschichtlichen Erscheinung, dafs in diesen Streitigkeiten die Dogmen als *einzelne* behandelt wurden, gesetzt hat. Entweder schliefst der Hr. Verf. wie p. 523 aus der Beschaffenheit einer dogmatischen „Richtung" und aus dem Entwicklungsgange der menschlichen Natur, dafs sich die „Richtung", wenn sie den Sieg erhalten hätte „weiter ausgesprochen haben würde" d. h. sich auch in den übrigen Lehren geltend gemacht haben würde; oder er bemerkt wie p. 576 von der Differenz des Eunomius und Gregor Nyss., sie würde, „weiter ausgebildet", „was aber damals noch nicht möglich" gewesen sei, noch auf eine andre Frage hingeführt haben. Oder er vermifst wie p. 637 die „Klarheit" des Bewufstseins über die dogmatischen Gegensätze, Kraft deren man die Differenz bis auf ihren tiefsten Grund hätte zurückführen sollen; „man blieb vielmehr stehen bei der gerade zufällig in der Erscheinung hervortretenden Aeufserung der Gegensätze." In dieser Weise wird jede Gelegenheit herbeigezogen, um, vom Standpunkt der modernen Theologie aus, den Arbeiten der alten Kirche ihre Beschränktheit vorzuwerfen oder anzudeuten, wie damals schon, wenn auch unbewufst, moderne Gegensätze zu Grunde gelegen hätten. Das Sinnige dieses Räsonnements geht durch seine beständige Wiederkehr verloren; es ermüdet und erschlafft die Theilnahme an der Sache selbst wie ein altkluger Chor, der die Entwicklung einer Aktion durch die Wiederholung einer und derselben Sentenz unterbricht. Allerdings ist es die Gröfse der modernen Theologie, dafs die Gegensätze zur Form reiner Denkbestimmungen erhoben sind. Aber statt immer wieder zu diesem modernen Bewufstsein zu recurriren, wäre ein für allemal zu entwickeln gewesen, dafs jene Denkbestimmungen und abstrakten Gegensätze an sich auch im Alterthum vorhanden waren, aber zunächst sich durch die einzelnen Dogmen hindurcharbeiten mufsten, um sich sodann in ihrer reinen Innerlichkeit zu orientiren. Jenes Recurriren wird um so störender und lästiger, je mehr der Hr. Verf. die einzelnen dogmatischen Gegensätze der alten Kirche in der That nicht aus den einfachen Gegensätzen erklärt, die bei der Entwicklung des Begriffs sich als selbstständige Momente zu behaupten suchen, sondern aus dieser und jener Schule. Das Gefühl dieses Mangels, dafs er weder im Begriff noch in dessen geschichtlicher Entwicklung den hinreichenden Grund der Erscheinung nachweist, treibt ihn deshalb immer in die neuere Zeit zurück, um aus ihr einen Mafsstab für das Alterthum zu holen.

Dies ist die Eine Seite, die Rücksicht auf die moderne Theologie, welche der Hr. Verf. sich offen hält, wenn die dogmatischen Streitigkeiten zu sehr als beschränkt oder als bewufstlos geführt erscheinen. Aber nicht genug hiemit, auch die Rücksicht auf die vorangehenden Jahrhunderte hat sich der Verf. vorbehalten, um sich über die Beschränktheit der dogmatischen Fragen durch eine freie Aussicht nach allen Seiten hin zu trösten. p. 497 heifst es: „die verschiedenen dogmatischen Geistesrichtungen, welche in der vorigen Periode „auf eine universellere und vollständigere Weise sich

„entwickeln und aussprechen konnten, traten jetzt gröfs-„tentheils nur in den Streitigkeiten über einzelne Leh-„ren bestimmter hervor und kamen gröfstentheils nicht „dazu, sich in gröfserem Umfange und consequenter zu „entfalten." Dafs diese Reflexion in klagendem Sinne gemeint sei, bezeugt unter vielem andern das Vorwort zu Band I, Abth. II, p. VII. Es wird hier das „Anziehendere, Interessantere und Lehrreichere" der dogmatischen Gegensätze in den ersten 3 Jahrhunderten gegen „die oft in ausgedörrte Dialektik sich verlierenden Lehrstreitigkeiten" der orientalischen Kirche in den folgenden Jahrhunderten gepriesen. Jene hätten sich „freier und grofsartiger" entwickeln können, weil sie nicht wie diese „durch den ertödtenden Einflufs einer Hof- und Staatskirche gehemmt oder unterdrückt" seien. Während der Hr. Verf. also einem so wichtigen Akt der Kirche als jene drei dogmatischen Streitigkeiten sind, sich total hingeben sollte, ist die Theilnahme seines Herzens zwischen der vorangehenden und der viel spätern Zeit getheilt, der mitteninne liegende, zu behandelnde Stoff geht leer aus oder hat immer den peinigenden Vorwurf zu erwarten, weder das Anziehende der vorangehenden Jahrhunderte zu besitzen, noch die reine Polarität moderner Gegensätze erreicht zu haben. Die Antwort, ob das Geschichte oder ihre Alteration und Vernichtung sei, liegt schon in der Frage und in der blofsen Anführung der Reflexionen des Verfs.; sie wird aber noch schlagender durch die einfachste Reflexion auf jene abstrakten Reflexionen selber.

Soll die Geschichte dem relativen Mafsstab des „Anziehenden, Interessanten" unterliegen, so könnten die Gegensätze des Judaismus, Realismus, Gnosticismus, Montanismus und der Alexandrinischen Gnosis immerhin insofern anziehender als die späteren Streitigkeiten über einzelne Dogmen erscheinen, als das Interesse an einer jugendlichen weit aussehenden Unternehmung das an einer einzelnen That, in die sich alle Kräfte hineingelegt haben, für manchen übertrifft. Das Ueberschwengliche, Alles in seinen Bereich Ziehende eines ersten Ansatzes kann grofsartiger erscheinen, als die mühsame Ausführung, die sich, um zu einem Resultat zu kommen, zusammen fassen und beschränken mufs. In der That aber ist nichts unpassender als ein solches Abmessen des Interesse, denn die Kraft des ersten Ansatzes, die Frische des jugendlichen Vorsatzes geht in der einzelnen Produktion nicht verloren, sondern gewinnt an Tiefe und Sicherheit. Die Gegensätze, welche sich den kirchlichen Richtungen der ersten Jahrhunderte a sprachen, sind in den einzelnen Streitigkeiten nicht tergegangen, sondern erhöht und geschärft wieder kehrt. Zudem ist es ein Vergehen gegen die Wü der Geschichte, besonders im hiesigen Fall, wenn r bei jedem Fortschritt sehnsüchtig in die erste Zeit jugendlichen Aufblühens zurücksieht, als wenn die sultate der Vergangenheit im Fortgang der Entwickl verloren wären. Es ist nicht ein Titelchen von al was die Kirche in den ersten drei Jahrhunderten dog tisch gewonnen hatte, erloschen; ohne den Schatz Vergangenheit zu besitzen, wäre es der Kirche n einmal möglich gewesen, die einzelnen Dogmen zu stimmen. Schon ihr selbstständiges christliches Bew sein war das unveräufserliche Vermächtnifs ihres Kam mit dem Judaismus; die allgemeine *regula fidei* der Canon der ihr anvertrauten Schriften war das sultat des Kampfes zwischen dem Realismus und Gn cismus und die Alexandrinische Gnosis hatte die K befähigt, den noch einfachen Glaubensinhalt im Be auszulegen, nachdem sie den Widerspruch des (bens und Wissens zuerst gemildert hatte. Es ist n dahintengeblieben, was den Geschichtschreiber z dauernden Rückblicken in die Vergangenheit zwi sondern mit allen Schätzen ihrer Vorzeit bereichert die christliche Kirche in die schwierige Arbeit des griffes ein, um ihr allgemeines Bewufstsein als Sy zu objectiviren.

Diese Arbeit war jetzt nothwendig, weil in jenen grofsartigen und interessanten Streitigkeiten ersten Jahrhunderte kein einziges Dogma zur Besti heit gekommen war. Sollte es aber zur begreif Erkenntnifs und Auslegung des Glaubensinhaltes men, so war diese nur möglich durch Besondrung Bestimmung der einzelnen Momente desselben. S zum Erkennen, Begreifen, Auslegen geschritten so wird eben zum Bestimmen des Einzelnen überg gen. Daher kommt es, dafs mit dem Anfange des ten Jahrhunderts die Streitigkeiten über einzelne men begannen und wie ihr Verlauf der Methode Systems entspricht, so sind sie als einzelne der gesc liche Abdruck von dem Wesen des Begriffs, der n seinen Momenten erkannt wird. Da aber endlic Kirche wufste, dafs sie das Ganze im Einzelnen be me und auslege, dafs es sich im einzelnen Dogm

Wesen und um die Idee des Christenthums handle, ..id jeder Schein der Zufälligkeit getilgt und jeder ..s zu Klagen über die Vereinzelung der streitigen ..en entfernt. Es war jedesmal die Totalität der ..lichen Idee, die sich in die einzelnen Dogmen ver-, woraus allein die ökumenische Theilnahme an Streitigkeiten erklärlich ist.

Die Geschichtschreibung, welche diese Concentra-..der Idee in der geschichtlichen Ausarbeitung ihrer ..nte verkennt und entweder sehnsüchtig in die frü-..Unbestimmtheit zurückblickt oder voreilig moderne ..nde zum Mafsstabe braucht, hat dadurch die Ge-..te durchaus verrückt. Wie und wie weit dies auf ..arstellung des Einzelnen eingewirkt hat, wie weit .. ersten Artikel unsrer Anzeige hervorgehobenen ..ten zu dieser Verrückung noch beigetragen ha-..st jetzt näher nachzuweisen.

Der erste Abschnitt *„von den Lehrstreitigkei-..er die Dreieinigkeitslehre"* könnte als der einzige ..nzen Bandes fast für einen unpartheiischen wenig ..en Bericht erklärt werden, insofern für keine .. sich ein vorherrschendes Interesse zeigt. Der ..stand selber, um den es sich handelte, das der ..en Theologie so fern stehende Dogma von der .., die wenig anziehende und an sich unbedeu-..ersönlichkeit des Arius, die handgreiflichen schaam-..ntriguen der Arianer, der Mangel an fähigen gro-..rsönlichkeiten, die sich für den Arianischen Lehr-..erhoben hätten, das für den Verf. Abstofsende ..eutendsten unter ihnen, des Eunomius, alles dies ..e, dafs der Sieg des ὁμοούσιον und die Niederlage ..anismus ganz ruhig und gelassen berichtet wird. ..lafs der Eifer des Hrn. Verf. wie anderwärts ..sonders erwärme, wird die Folge der Begeben-..ziemlich theilnahmlos berichtet. Selbst die Ge-..keit, deren Aufwand in den folgenden Abschnit-..bewundert werden mufs, hat hier sich weniger .. anderwärts mitgetheilt.

..chichtlich im wahren Sinn ist wegen dieser Par-..keit der Bericht aber noch nicht. Der Mangel ..n besteht gerade darin, dafs für die Idee, die ..rch diese Streitigkeiten hindurch bewegte, nicht ..genommen, dafs sie nicht als Princip, Anfang ..le derselben anerkannt ist. Wäre dies gesche-.. würden alle Nüancen des Gegensatzes vom .. Arianismus an bis zu den feinsten Schattirungen des Semiarianismus ihr vollgültiges Interesse erhalten haben. Die Verfolgung der Begebenheiten würde ihre theilnahmlose Neutralität aufgegeben und die höchste Spannkraft erreicht haben, wenn jene Phänomene für die Darstellung nur deshalb Bedeutung gewönnen, weil sie sich selbst im geschichtlichen Verlauf des Streits der Totalität des kirchlichen Dogma unterordnen und einbegreifen.

Das nächste Zeugnifs gegen den geschichtlichen Charakter des Abschnitts ist das negative, dafs die Persönlichkeit des Mannes, der das kirchliche Dogma zur Substanz seines Lebens erhoben hatte, des Athanasius, bei weitem zu sehr in den Hintergrund tritt. Er wird erwähnt, einiges von seinen Bemühungen um das ὁμοούσιον angeführt, die Wechsel seines Lebens werden berührt, ja p. 545 ist sogar mit trefflichem Takt der speculative Mittelpunkt seines Systems hervorgehoben, dennoch ist seiner Gröfse nicht genug gethan. So wie Athanasius das kirchliche Dogma mit allem seinem Denken Eins gemacht hatte, so repräsentirt er in seinen Schicksalen sämmtliche Wechsel, die die Anerkennung des Dogma bis zu seinem endlichen Siege erlebte. Selbst sein langer Aufenthalt im Abendlande, seine nahen Berührungen mit dem römischen Stuhl sind äufserst bedeutungsvolle Züge in seinem Bilde, sie weisen ihm wie keinem griechischen Kirchenlehrer die vermittelnde Stellung zwischen dem Orient und Occident an, wie er denn auch die dogmatische Objectivität des Abendlandes mit der dialektischen Beweglichkeit des Orients in sich vereinigte. Die Geschichte, welche sich für die Idee entschieden hat, kann Athanasius nicht weit genug in den Vordergrund stellen. Der Hr. Verf. hat dies unterlassen, weil er jenes nicht gethan hat.

Das positive Zeugnifs gegen die wahre Geschichtlichkeit des Berichts sind die Bemühungen des Verfs., der Stimme des Kaisers auf dem Concil zu Nicäa mehr Gewicht beizulegen, als sie nach dem damaligen Standpunkt der dogmatischen Entwicklung haben konnte. Das nicänische Symbol wird „eine aufgedrungene Glaubensformel" genannt und die Vereinigung der Partheien eine „von aufsen her erkünstelte und erzwungene" p. 542.

Gäbe es vor dem Concil zu Nicaea keinen Kampf des Monarchianismus und der Subordinationslehre, in dem beide Gegensätze bis auf Sabellius und Dionysius Alex. sich immer höher steigerten und sich immer wissenschaftlicher ausbildeten, weil erst die wissenschaftli-

che Form die Polemik und Vermittlung möglich machte, forderten nicht beide Gegensätze gerade im Streit ihre Beruhigung und wiesen nicht die Kirchenlehrer in ihrem Schwanken zwischen beiden Systemen auf die Möglichkeit und Nothwendigkeit ihrer Vereinigung hin, so wäre freilich der Kaiser das Bindemittel beider Partheien gewesen. Beachtet man den Brief des römischen Dionysius, wie der Hr. Verf. thut, so gar wenig, ja fast gar nicht, erschöpft man sich statt dessen in breite Lobeserhebungen des „friedliebenden" Dionysius Alex. (Band I, Abth. III. p. 692), der von der bedeutenden geistigen Superiorität des römischen Bischofs imponirt durch Nachgeben den Ausbruch des Streites noch hinausschob, hat der Geschichtschreiber in jenem römischen Schreiben das Nicänische Symbol nicht im Voraus begrüfst, so mufs er dies allerdings eine aufgedrungene Glaubensformel nennen. Ist man ferner so glücklich, auf das niederträchtige Schreiben des Eusebius Caes. an seine Gemeinde fufsen zu können, der die ihm eigne dogmatische Unbestimmtheit und sein heuchlerisches Schwanken lieber vom Kaiser als von den zu Nicaea versammelten Bischöfen bestimmt wissen wollte, so liegt die „fremde Gewalt," durch die die Mehrzahl für das *ὁμοούσιον* gestimmt wurde, offen am Tage.

Der Einflufs des Kaisers auf dem Concil braucht nicht völlig geläugnet zu werden, er mag für geistige Schwächlinge oder für einige Heuchler Autorität gewesen sein, die Majorität des Concils darf mit diesem Vorwurf nicht belastet werden. Aufser der Nothwendigkeit einer öffentlichen allgemeinen Entscheidung, die der Gemeinde mit der Bestimmtheit des religiösen Bewufstseins zugleich wieder Ruhe verschaffe und die durch unbestimmte Formeln nicht umgangen werden durfte, trug gewifs das schroffe und kahle Moment der Subordination, das allein den Arianismus bildete, dazu bei, dafs die meisten bereitwillig die Nicänische Formel annahmen. Die Erscheinung nun, dafs ein halbes Jahrhundert verflofs, ehe die Formel wirklich zur festen Anerkennung kam, widerspricht keineswegs der Aufrichtigkeit der Majorität von Nicaea, noch zeugt sie von einem Zwange, durch den die Majorität herbeigeschafft sei. Die orientalische Kirche entledigte sich nach der Nicänischen Synode nicht von aufgedrungenen Bestimmungen, sondern einer Formel, die viele, das mufs zugegeben werden, angenommen hatten, ohne zu wissen, was sie an ihr besäfsen. Nicht sowohl Constantin als der erste Schreck vor dem rohen Arianismus, hatte s zur Annahme der Formel bewogen, aber der Verla der Streitigkeiten bis zur Synode von Constantino hatte der orientalischen Kirche eben dies Bewufst über das *ὁμοούσιον* zu verschaffen. Dies allein ist innre Bedeutung der semiarianischen Streitigkeiten, d noch einmal gründlich ein Moment nach dem and entwickelt und zum Wissen erhoben wurde bis zur le ten Bestimmung, dafs die Zeugung des Sohnes die fenbarung des Wesens Gottes selber sei. Die Geschic befolgte hier dasselbe vernünftige Gesetz, welches die Synode von Ephesus die von Chalcedon, auf gustin's Sieg den Semipelagianismus und die Syn von Orange folgen liefs. Der Verstand mufste während solcher Zwischenperioden in seinen vermitt den Bestrebungen abmühen. Die Partheien, welche der ersten Entscheidung sich noch nicht über einen meinsamen Ausdruck für ihr Schwanken verstän hatten, mufsten alle Möglichkeiten falscher vermitt der Stellungen durchmachen, damit das Dogma n einmal mit Bewufstsein siege, oder sich noch ein hervorbringe.

Die Kraft dieses bewufsten Sieges bewies sich in der dogmatischen Bestimmung, die den Begriff *ὁμοούσιον* vollendete und die ihre erste Entwicklung gle falls dem Athanasius verdankte, in der Bestimmung Wesen des heil. Geistes. Der nothwendige Zusam hang dieser Bestimmung mit den semiarianischen S tigkeiten ist allein aus dem innern Zweck jener Z schenperiode zu erklären. Das Moment der Vers denheit, welches in der semiarianischen Kategorie Aehnlichkeit des Vaters und Sohnes verborgen lag, beim Verhältnisse des heil. Geistes zum Vater und S desto mehr hervor. War es hier überwunden, so es auch dort geschehen und der Begriff der Tri seinem Abschlufs nahe.

Der Hr. Verf. schliefst seinen Bericht von den S tigkeiten über die Dreieinigkeitslehre passend mit il wirklichen Abschlufs durch den abendländischen Zu *filioque* zum ursprünglichen Symbol. Aber statt Freude des Geschichtschreibers, den dogmatischen S so gedankenmäfsig beendet zu sehen, bleibt hier selbe Theilnahmlosigkeit, die den ganzen Abschnitt rakterisirt. Man „glaubte" nur jene neue Bestim „aussprechen zu müssen," man „glaubte" nur „d Folge ziehen zu müssen", als ob die Idee der Gott

s nothwendig diese weitere Bestimmung fordere. Augustins spekulativer Vollendung der Dreieinig-lehre wird der Vorwurf gemacht, dafs sie diese e „zu sehr von ihrem „ „eigenthümlichen historisch-tischen" " Boden verpflanzte," er wird der „Vermi-ng zweier fremdartiger Gebiete" bezüchtigt. Und gemäfs wird die erste dogmatische That des ger-schen Abendlandes, der Zusatz *filioque*, als etwas gleichgültiges wie tausend anderes berichtet. Der Innerlichkeit des Abendlandes war es aber vor-ten, die Idee der Trinität nicht aus dem seltsamen lomerat eines „eigenthümlichen historisch-prakti-Bodens" wegzuversetzen, sondern im Gegentheil, e Tiefen des Geistes einzuführen. Vom Orient ehr mufs gesagt werden, dafs er bei allem Ver-, die Gegensätze dialektisch durchgearbeitet zu ha-die Beziehung der Idee auf das Subject weniger len hat. Will man das scheinbar so viel und meist to gar nichts sagende Wort des Praktischen gebrau-so mufs dem Augustin das grofse Verdienst gege-verden, dafs er wesentlich praktisches Interesse als er den Ausgang des Geistes vom Sohne spe-r entwickelte, aber dann mufs man dies Gespenst aktischen dahin bestimmen, dafs es sich ihm eben r um die Idee Gottes in seiner innern Offenba-als in seiner Offenbarung an die Gemeinde han-Es handelte sich ihm um die Eine religiöse ekulative Idee, dafs der Geist, der die Offenba-lottes an die Welt und die Versöhnung des Ein-mit Gott vollendet, nicht nur aus der Substanz ters, sondern auch vom Sohne, vom offenbaren ausgehen müsse. Der heil. Geist ist dem Augu-s ewige Princip der Einheit, durch welches die zur Einheit mit Gott zurückgeführt wird, weil st die wesentliche Einheit des Vaters und des ist.

orientalische Kirche hat es nicht zum Begriff istes gebracht und als sie ermattet von so gro-lektischen Anstrengungen erkrankte und erstarb, das charakteristische Zeichen ihres Verfalls, dem Geist den sohnlosen und somit unversöhn-ler zum ausschliefslichen Princip gab. Dagegen eine bedeutungsvolle Bürgschaft für die Tiefe manischen Geistes, dafs er seine dogmatische n mit dem Zusatz *filioque* begann, das ganze ter arbeitete an der systematischen Entwicklung jenes Begriffs und die neuere Zeit hat diese Arbeit trotz allen praktischen Excursen dagegen vollbracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

VII.

Commentatio anatomico-physiologica de venae azygos natura, vi atque munere. Scripsit D. Carolus Guilielmus Stark, ord. Falc. alb. Saxo-Wimar. eques, Serenifs. Magnidue. Saxo-Wimar. et Isenac. a Consiliis aulic. et archiater, in univers. litterarum Jenensi Prof. ord., fac. med. assessor etc. Accedunt tabulae II. Lipsiae (1835)!

Diese Schrift eines ausgezeichneten Arztes liefert einen schätzenswerthen Beitrag zur Lehre vom Mechanismus der centralen Blutbewegung im Foetus. Um sogleich ihre Absicht im Zusammenhange zu überschauen, mufs man sich die Verschiedenheiten des Mechanismus der Blutbewegung durch das Herz im Foetus und nach der Geburt, wie sie von Sabatier und C. F. Wolff vorgestellt und vor kurzem von Kilian im Zusammenhange weiter entwickelt und auch in den Jahrbüchern besprochen worden sind, vergegenwärtigen. Hiernach nämlich findet, wie nach der Geburt eine getrennte Lungen- und Körper-Blutbewegung, so im Foetus eine ganz getrennte Placentar- und Körper-Blutbewegung statt, indem die *Aorta adscendens* von der *descendens* sich der Funktion nach sondert, und das linke Herz das Placentarblut durch die aufsteigende Aorta zum Kopf, das (rechte) Lungenherz aber durch den Botallischen Kanal, welcher sich als absteigende Aorta fortsetzt, das Körpervenenblut grofsentheils in die Nabelarterien treibt, so dafs also die absteigende Aorta eigentlich hauptsächlich als Lungenarterie fungirt. Dies ist die von Sabatier sogenannte geschiedene Abdominal- und Cerebral-Blutbewegung. Damit sie möglich wird, ist nöthig, dafs das rein venöse Blut der oberen Hohlvene sich direkt in das Lungenherz ergiefse, das aus der Placenta zurückkehrende (arterielle) Blut aber geradezu in das linke Herz ströme. Dies ist nun nach den Untersuchungen von Wolff wirklich der Fall, indem ursprünglich die untere Hohlvene ganz in den linken (wie die obere Hohlvene in den rechten) Vorhof mündet, und später erst mit einem rechten kleinern Zweig, der durch das *Septum atriorum* sich von dem linken trennt, nur einen Theil des Bluts in das rechte Herz ergiefst, bis gegen die Geburt allmählig mit Vergröfserung der Lungenvenen auch der linke Ast der *Vena cava inferior* sich verkleinert und, mit Vergröfserung des rechten Astes, nach der Geburt obliterirt. In dieser Lehre fehlte bisher etwas, um zu beweisen, dafs wirklich die Trennung der arteriellen und venösen Blutbewegung vollständig sei; denn da die untere Hohlvene aufser der Nabelvene auch die Körpervenen der unteren Körperhälfte und besonders der Extremitäten aufnimmt, so müfste sie demnach ein Gemenge von Placentar- und Körpervenenblut erhalten, worin das Placentarblut nur den geringeren Theil ausmachte. Der umsichtige Verf. sucht nun diese Lücke hier zu ergänzen und durch genaue morphologische Beweise zu zeigen, dafs im Foetus die untere Hohlvene aufser

der Pfortader eigentlich nur die Nabelvenen in sich aufnimmt, dafs dagegen das rein venöse Blut der unteren Körperhälfte insbesondere der unteren Extremitäten anstatt wie später in die untere Hohlvene, jetzt durch die *Vena azygos* und *V. hemiazygos* aufgenommen und geradezu in die obere Hohlvene geleitet wird, so dafs in der That beinahe alles venöse Blut des ganzen Körpers sich direkt in das rechte Herz ergiefst, wie nach der Geburt. Die Beweise für diese wichtige Bedeutung der *Vena azygos* im Foetus findet nun der Verfasser darin, dafs einmal noch beim erwachsenen Menschen eine direkte oder indirekte Verbindung der *Vena azygos* und *hemiazygos* mit den *Venis iliacis* vorhanden ist; dafs ferner bei krankhafter Verschliefsung der unteren Hohlvene die *Vena azygos* sich wieder erweitert und ihre Funktionen übernimmt; dafs bei monströsen Entwickelungen zuweilen die Venen der unteren Extremitäten sich noch direkt in die *Vena azygos* fortsetzen; dafs bei den niederen Wirbelthieren, besonders den Schlangen und Fischen die Venen, welche das Blut von den hinteren Körpertheilen zurückführen, wirklich der *Vena azygos* und *hemiazygos* vergleichbar sind. Endlich zeigten dem Verf. eigene Untersuchungen an Hühner- und Säugthierembryonen, dafs die Entwickelungsgeschichte der *Vena azygos* wirklich bestätige, dafs ursprünglich die Cruralvenen sich in die *Vena azygos* und *hemiazygos* (eigentlich *azygos dextra et sinistra*) geradezu fortsetzen und nur Verbindungszweige mit der unteren Hohlvene haben. Zu dieser Zeit besteht nach dem Verf. die untere Hohlvene nur aus dem Stamm der Nabel- und Lebervenen und der zwischen Leber und Cruralvenen gelegene Theil ist so gut wie nicht vorhanden, und bildet sich, wie derselbe vermuthet, durch Zweige, die von den Cruralvenen ausgehen und sich mit den Nierenvenen zu einem Stamm vereinen. Die Venen der Extremitäten gleichen den Rippenvenen, wie denn auch die Extremitäten selbst mit metamorphosirten Rippen verglichen werden. Die Bildung der unteren Hohlvene geschieht nach des Verfs. Ansicht in drei Perioden, welche in den niederen Wirbelthierklassen als bleibend angetroffen werden. Zuerst führen in den Embryonen der Säugthiere und Vögel die unpaaren Venen direkt das Blut der untern Körpertheile zum Herzen, dann verbreiten sie sich zuvor in Form arterieller Verzweigung in die Wolffschen Körper, und endlich später in die Nieren, aus denen die rückführenden Venen das Blut erst in die Hohlvene bringen. Ebenso sind bei den Gräthen-Fischen blofs die den unpaaren vergleichbaren Venen (weil sie vereint mit der oberen Hohlvene ins Herz treten) für die Leitung des Bluts der hinteren Körpertheile zum Herzen, während die hintere Hohlvene nur das Blut aus der Schwimmblase, der Leber und den Genitalien aufnimmt. Bei mehreren Amphibien aber steigt die untere Hohlvene zu den Nieren herab und erhält zwar das Blut der unteren Extremitäten, aber nicht direkt, sondern erst nachdem es aus den Nieren zurückkehrt. Erst bei den Schildkröten und beim Krokodill zeigt sich die Bildungsstufe der unteren Hohlvene, wo sie aus den Cruralvenen direkt zusammengesetzt wird. Wie die absteigende Aorta also nach Sabatier ursprünglich eine venöse, so hat nach unserm Verf. die untere Hohlvene anfangs eine vollkommen arterielle Natur. Insofern nun die untere Hohlvene in dieser Zeit vorzüglich nur aus Pfortader (mit der *Vena omphalomeseraica*) und der Nabel zusammengesetzt wird, hält der Verf. auch diese Venen fü teriell ähnlich den Lungenvenen, womit auch der Mange Klappen übereinstimme. Man kann auch bei abweichende sicht im Einzelnen, doch im Allgemeinen der Richtigkeit Ansichten des Verfassers eben so wenig den Beifall vers als man an der Genauigkeit der Beweisführung desselbe was auszusetzen haben wird; indessen wollen wir doch d aufmerksam machen, dafs die Idee in allen, auch den früh Bildungsstufen des Embryo höherer Thiere, nach Analog ausgebildeten Zustände, schon eine *völlig* getrennte venös arterielle Blutbewegung finden zu müssen, im allgemeinen mit der Entwicklungsgeschichte in der Thierreihe nicht einstimmend ist, indem auf den ersten Stufen, wo das G system in überwiegend peripherischer Natur hervortritt, der Unterschied zwischen Arterien und Venen eigentlich gar nicht existirt, ohne besondere Organe überall der R tions- und Bildungsprocefs zugleich vor sich gehen, und Uebergangsstufen die Trennung keinesweges sogleich voll wird. So scheint es uns denn auch nicht naturgemäfs, nehmen, dafs die Pfortader und meseraischen Venen bes in den Vogelembryonen eine gleiche und ebenso arteriell tur wie die aus der Allantois und bei Säugthieren spät der Placenta kommende Nabelvene haben sollten. Offen das Blut der meseraischen Venen mehr mit nährendem Blut der eigentlichen Nabelvenen aus der Allantois mel Respirationsstoff imprägnirt, und man darf deswegen die raischen Venen, besonders in den frühesten Bildungspe wo wie bei den niedersten Thieren der Unterschied zw Arterien- und Venenblut noch gar nicht vorhanden ist, ge radezu für arterielle Gefäfse halten, eben so wenig al voraussetzen darf, dafs das Blut der absteigenden Aort vollkommen venös ist, da ja aufser den Nabelarterien auch die renden Arterien der unteren Körpertheile daraus entspringen scheint es nicht völlig richtig, die Leber allein als Respir oder Reinigungsorgan zu betrachten, denn man sieht dar ein, wozu das schon arteriell aus der Placenta zurückke Blut nun noch zum Theil sich in die Leber verbreiten um hier zum zweiten Male gereinigt zu werden; vielme die Verbreitung eines Zweiges der Nabelvene in die Leb Embryo offenbar denselben Zweck, wie das Zuströmen de arteriellen Bluts zum Gehirn durch die aufsteigende nämlich eine reichlichere Ernährung der Leber, damit die den Centralorgane zum Behuf ihrer allen übrigen Theile aneilenden Entwickelung auch vor allen anderen den bil Stoff erhalten. — Wir versäumen nicht anzumerken, d Schrift in einer durchaus reinen und gewählten, dem klass Alterthum nachstrebenden Sprache abgefafst ist. Die Abl gen sind theils nach anderen Autoren zum Zweck ein schaulichen Beweisführung copirt, theils nach eigenen Be tungen sorgfältig entworfen und sehr zweckmäfsig ausge

Dr. C. H. Sch[illegible]

№ 8.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Juli 1835.

meine Geschichte der christlichen Religion 1 Kirche, von Dr. Aug. Neander. Zwei- Band in 3 Abtheilungen.

(Fortsetzung.)

. Gegen den indifferenten Charakter des voran- len Abschnittes sticht der zweite Abschnitt „*die ichte der Lehre von der Person Christi*" bedeu- b. Der Hr. Verf. hat entschieden Parthei genom- ir die antiochenische Lehrbestimmung. Jene Ent- mheit giebt der Darstellung eine wohlthuende Fri- nd die angestrengten Bemühungen des Verfs. für Günstlinge, die Anhänger und Vertheidiger der enischen Schule, die Kunst, mit der er ihnen den ler gröſsern Wissenschaftlichkeit, „Geistesfreiheit" eidenschaftslosigkeit zu ertheilen sucht, machen schnitt zum spannendsten und anziehendsten des Bandes. Selbst der überaus reiche Aufwand lehrsamkeit muſs dazu dienen, das Colorit der ng zu erhöhen und der Haſs gegen die Staats- die an allen Leiden jener Streitigkeiten die tragen soll, hat der Erzählung den Ausdruck armen Entrüstung gegeben. Die psychologische lung endlich, die für jede Anstrengung Cyrills ner Parthei ein intriguantes Motiv anzugeben lie keinen Schritt dieser Parthei nicht aus den hsten Interessen erklärlich machte, ist durch endenden Schimmer fast verführerisch — wenn die Idee nicht die gerechte Parthei genommen st man jedoch dies gethan, so erhält die Sache nz andre Wendung, denn man hat sich dann alität des Dogma erhoben, in der man nicht we- s der Verf. die Arbeiten der antiochenischen lankbar anerkennen wird, aber nur als Moment. rd die unrechtmäſsigen Handlungen der Cyrilli- arthei nicht läugnen, aber man wird sich ge- fühlen durch die Idee des Dogma, dem Cyrill nicht weniger diente, man wird gegen Vorurtheil und *a priori*'sche Neigung und Entscheidung argwöhnisch sein, statt sich davon beherrschen zu lassen — vor allem aber wird man nicht verschweigen, daſs es auch in je- nen Streitigkeiten eine wahre allgemeine Kirche gab, die den Streit durch ihre Bestimmungen löste, was doch der Hr. Verf. verschwiegen oder ignorirt, oder überse- hen, wenigstens nicht erwähnt hat. Die dogmatische Periode der griechischen Kirche von Nestorius an, die allerdings mit ihrer tödtlichen Erschlaffung endigte, ist in der Darstellung des Verfs. zur jammervollsten Er- scheinung geworden; jeder Gedanke einer innern Ver- söhnung ist erdrückt; daſs er aber in der That vorhan- den war und sich, je gröſser das Elend der Zeit war, um desto herrlicher bezeugte, hat der Hr. Verf. nur *a priori* geläugnet und Ref. gegen dies ungeschichtliche *a priori* zu rechtfertigen.

Der Streit des Cyrill und Nestorius kann der Prüf- stein jeder Kirchengeschichte genannt werden. Hat der Geschichtschreiber den Muth sein Gefühl oder ander- weitige Sympathieen der Idee zu opfern, so hat er es hier zu beweisen. Alle Gewaltschritte des Cyrill, alle Wuth dieses leidenschaftlichen Mannes dürfen ihn nicht so alteriren, daſs er die Idee übersieht, ohne die Cyrill keinen, auch nicht den unbedeutendsten Schritt in die- ser Angelegenheit hätte thun können. Eine Geschichte ohne Leidenschaft giebt es einmal nicht, aber wenn die objective Geschichtschreibung weiſs, daſs in dieser der feurige, freilich nicht selten gewaltthätige Zug zu welt- historischen Thaten liegt, so weiſs sie doch, daſs die Idee den Zug der Leidenschaft erst möglich macht und ihm das nothwendige Gelingen giebt. Das geknickte Gefühl spricht sich als solches selber die Kraft ab, die Idee im Kampf der Leidenschaften zu erkennen, es glaubt, es müsse umkommen, wenn es einmal aufhören soll, über „Gemüthsart" und „herrschsüchtige Handlungs- weise" welthistorischer Personen zu klagen. Als ob die

Geschichte erst auf das Gefühl gewartet hätte, damit es den Richter spiele über ihre epochemachenden Personen, als ob sie es nicht selbst in ihrem Fortgange in der Erhaltung oder Vernichtung der Werke derselben gethan hätte. Statt zu klagen, war allein zu untersuchen, welche Stellung hatte Cyrill zur frühern Unbestimmtheit der fraglichen Lehre und zu Nestorius, und vor allem: *war er durch die Idee zu seiner Opposition gegen Nestorius berechtigt.* Und war die Idee, welche Cyrill verfocht, wirklich nothwendig und von bleibendem Gehalt und will das Gefühl sich dennoch nicht aufgeben, was ist dann gröfser, reicher und wohlthuender, das gebrochene Gefühl, oder das der Freude, dafs die Idee die Macht besafs, auch durch die Leidenschaften sich siegreich hindurchzuschlagen? Die Heftigkeit der persönlichen Leidenschaften, mit denen sich bei Cyrill sein Pathos für das Dogma verband, ist nur ein Accidenz in der Erscheinung der Geschichte, ihr wahrhafter Inhalt bleibt immer die Idee, die auch ohne Cyrill noch Jahrhunderte hindurch die griechische Kirche in die unruhigsten Schwingungen versetzte. Wenn man den Gedanken nicht als den einzigen bewegenden Inhalt der Geschichte anerkennt, sondern allein an das Compakte der Leidenschaften und persönlichen Triebe sich hält, so verwandelt sich dies Compakte unmittelbar in ein unheimliches Schemen, das, man weifs nicht wovon regiert und gelenkt wird. Der Geschichtschreiber wird in diesem Gefühl der Unheimlichkeit immer wieder gezwungen, sich an einen Gedanken zu klammern. Auch der Hr. Verf. ist dazu getrieben worden, aber mit den Leidenschaften auch die Idee, die sich durch sie hindurchgewunden hat, perhorrescirend, hält er sich nur an das Eine Moment der antiochenischen Verstandesbestimmungen. Und wenn die Idee dies Moment in sich aufgenommen hat und ihre Geschichte unbarmherzig über diejenigen hinausschreitet, die es in seiner abstrakten Beschränktheit gegen das Ganze noch immer zu behaupten suchten, was bleibt auch hier dem Vf. übrig, als Jammer und Klage?

Der Historiker, welcher dergestalt für Ein Moment ausschliefslich Parthei genommen hat und sich von der Bewegung der Idee in der Gesammtheit ihrer Momente absondert, fühlt sich nothwendig in der Geschichte allein. Er sucht sich zwar aus seiner Einsamkeit und abgeschlossenen Stellung mit den entgegengesetzten Momenten in Beziehung zu setzen, die Geschichte zwingt ihn dazu, aber es geschieht nur durch die Reflexion, [...] habe die Seite, für die er sich entschieden hat, nur [...] verstanden und misverstehen wollen. Der Vorwurf [...] *„Consequenzmacherei"* ist die einzige Weise, mit d[...] die streitenden Partheien in Beziehung setzt oder [...] mehr ihre Trennung nur noch fester macht. Da [...] dieser Vorwurf die wenn auch unvollendete Refl[...] auf die entgegengesetzte Seite bezeugt, so bildet er [...] Art von Anknüpfungspunkt für die Beurtheilung. [...] lingt es dieser die gegenseitige geschichtliche Bewe[...] der Gegensätze zur Einheit der Idee und damit [...] Reflexion zu Ende, zum Begriff zu führen, so [...] auch die einseitige Stellung des Historikers wide[...]

Es war der Begriff der Persönlichkeit, um d[...] sich in den Nestorianischen Streitigkeiten handelte, [...] den sie unverständlich oder Consequenzmacherei [...] ein blofser Wortstreit bleiben. Nestorius hat die [...] des Theodorus wesentlich unverändert aufgenommen [...] Geschichtschreiber hat deshalb sogleich bei der D[...] lung des antiochenischen Systems in die Frage [...] diesem Begriff den Streit zuzuspitzen. Der Hr. [...] hat einen mit grofser Gelehrsamkeit ausgestattete[...] richt über die Lehre Theodor's dem Auftreten des [...] rius vorausgeschickt. Sagt nun hier der Bisch[...] Mopsvestia p. 633, wenn man in Christo die N[...] die göttliche und menschliche Natur unterschei[...] müsse man zwei in ihrer Vollständigkeit beharrend[...] sonen unterscheiden, so mufs der Hr. Verf. anerk[...] dafs dies nicht etwa aus der Unbestimmtheit des [...] ligen Sprachgebrauchs, sondern aus „dem Gan[...] Auffassungsweise" Theodor's zu erklären sei. [...] wirklich der reinste, baarste Ausdruck des antio[...] schen Systems. Alle weitern von Theodor aufges[...] von Nestorius wiederholten Bestimmungen ziele[...] darauf hin, der menschlichen Natur in Christo [...] ständige, für sich seiende Persönlichkeit zuzuschr[...] Die unsäglich rohen Bestimmungen, wie, dafs Jes[...] Organ sei, dessen sich die Gottheit bediente, [...] durchaus mechanische Kategorie der συνάφεια, der [...] bindung des λόγος mit „einem Menschen" bewirkt[...] dann, dafs Theodor eine wesentliche Immanenz [...] in Christo sich nicht denken konnte, sondern a[...] Inwohnen nach dem „Wohlgefallen", nach dem „[...] Gottes" annahm.

Das Gefühl des Hrn. Verfs., welches sich vo[...] Leidenschaft Cyrill's zurückgestofsen sieht, hat sic[...]

n Verstandesbestimmungen versöhnen und alliiren sen, wie das Gefühl, wenn es dem Begriff wider- t und dennoch reflektiren will, sich immer den Ver- desbestimmungen in die Arme wirft. Und doch ist Seite der Darstellung, wo sich die Neigung für die chenischen Kategorieen selbst schroff ausspricht, falls besser, als die häufig eingestreuten Reflexio- jede Parthei hätte die andre nur aus dem „Ideen- mmenhange," aus der Meinung der andern beurthei- ollen. Denn jene Seite läfst der Geschichte, wenn opponirend, ihren Gang, giebt der einen Parthei t, diese Reflexionen aber sind so schwächlich, so interesselos, dafs sie nicht einmal nach Recht oder cht der Partheien fragen, nicht sich darum beküm- , ob die Gegner der Antiochener nicht mit Recht olgerungen aus ihren Kategorieen zogen, ja wenn ch jenen Postulaten hätte geschehen können, so die Geschichte stillstehen, jede Parthei neben der n auf sich beruhen und vor nichts sich mehr hüten , als die gegründeten Folgerungen aus den dogma- n Bestimmungen der andern zu ziehen.

lles dies könnte als ein Mifsverständnifs, welches em moralischen Eifer gegen die Leidenschaftlich- yrill's nur noch mehr genährt wurde, entschuldigt n, wenn Cyrill wirklich der Mann gewesen wäre, r ein begriffloses Gefühl und für ein ἄῤῥητον ge- hätte, wie es der Verf. gern darstellen möchte. uns nur seine 12 Anathematismen erhalten und doch vielfach Gelegenheit genommen, den in ausgesprochnen Lehrbegriff näher zu entwickeln, ste ihm dennoch gegen die Antiochener der Preis issenschaftlichkeit und des Bewufstseins über die ung des Streites zuerkannt werden, wie er denn on so unbeholfenen Folgerungen, als selbst Theo- ich zu Schulden kommen liefs, frei war.

rill's geschichtlicher Ruhm wird für die begrei- Geschichte immer darin begründet sein, dafs er ssenschaftliche Wort des Räthsels, welches die ener suchten und doch verschmähten, unerschüt- festgehalten und die Antiochenische Trennung turen Christi als innern Unterschied seinerseits erschmäht hat. Den Antiochenern ging es, wie Verstand als solchen immer geht, dafs sie Eine es Unterschieds fixirten und sich dadurch den ur höhern Form des Unterschieds, der auch zur führt, abschnitten. Sie verstanden, die göttliche und menschliche Natur zu scheiden, aber sie wufsten nicht Natur und Person zu scheiden und konnten daher auch nicht die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur in der Persönlichkeit Christi begreifen. Ihr Grundirrthum, indem sie Gott sich „mit einem Menschen" verbinden liefsen, ihre gute innre Meinung mochte immerhin nach der Verbindung beider nur Eine Person annehmen, war der, dafs sie dem Menschen schon aufser dem Verhältnifs zu Gott Persönlichkeit und substanziellen Gehalt zuschrieben. Man braucht der Abstraktion, dafs der Mensch aufser Gott, abgesondert von Gott oder als dieser für sich seiende Persönlichkeit besitze und seine Substanz in sich trage, nur scharf ins Auge zu sehn, um sie für das zu erkennen, was sie ist, für eine Abstraktion. Individualität besitzt der Mensch im reinen Fürsichsein, indem er rein und allein auf sich und seiner Selbstständigkeit beruht, aber würde er nicht unmittelbar der Böse sein, wenn er in dieser Form der Selbstständigkeit bleiben und sich als „Person" vollendet glauben wollte? Er wäre in dieser dumpfen Absonderung von Gott der abstrakte Mensch. Zerbricht aber nicht das Individuum, indem es zum Selbstbewufstsein erwacht, seine dumpfe Verschlossenheit, unterscheidet es sich nicht als Subject von der Substanz, der es sich wirklich zu subjiciren hat, von der absoluten Persönlichkeit Gottes? Und ist einmal das Bewufstsein dieses Unterschiedes erwacht, so weifs auch das Subject, dafs es nicht eher sein wahres Bestehen erhält, bis es sich unbedingt an Gott hingegeben hat, um aus ihm sein Leben und seine Persönlichkeit zu erhalten. Mit Recht widersetzte sich daher Cyrill der abstrakten antiochenischen Bestimmung, nach der „ein Mensch" als schon für sich vollendete Persönlichkeit mit Gott verbunden sei. Er dringt mit Recht in der zweiten, dritten und vierten Formel seiner Anathematismen auf die Einheit der Persönlichkeit als auf die Einheit der Hypostase, denn aufser Gott entbehrt der Mensch der Hypostase, in der er wahrhaft Bestand hätte. Wie sehr es den Antiochenern unmöglich war, die vernünftige Einheit der Person als hypostatische Einheit zu begreifen, zeigte sich selbst am besonnenen Theodoret. In seiner Widerlegung des zweiten und dritten Cyrillischen Anathematismus, widersetzt er sich hartnäckig, ja mit Abscheu der hypostatischen Einheit. Und mochte er auch Natur und Hypostase oder Substanz verwechseln, so war es eben sein Irrthum, dafs er der Abstraktion der mensch-

lichen Natur aufser Gott Substanz zuschrieb. Cyrill dagegen war fern davon, in der hypostatischen Einheit eine Vermischung oder Verwandlung der Naturen zu lehren, sondern ausdrücklich setzt er gegen Theodoret's Anschuldigung auseinander, dafs er die menschliche Individualität in der Persönlichkeit Christi nicht läugne, aber er liefs sie erst in der Einheit mit Gott zu ihrem wesentlichen Gehalt kommen. Dasselbe bewies er, als er das Antiochenische Glaubensbekenntnifs unterschrieb, was der Hr. Verf. mit Unrecht als ein Nachgeben oder Nachlassen von seiner dogmatischen Entschiedenheit darstellt.

So wenig Theodorus und Nestorius gemeint waren, eine zwiefache Persönlichkeit in Christo zu statuiren, und insofern traf diese gründliche und nothwendige Consequenz nicht ihre Meinung, so wenig waren sie gesonnen, die Gottheit Christi zu läugnen. Was aber für ihre gute Herzensmeinung spricht, das spricht gegen ihren Verstand und ihre wissenschaftliche Capacität. Der baare Verstand ist gerade das unverständigste Gefangennehmen der Vernunft, wenn er nur Verstand bleiben will. Man wollte in Christo nicht zwei Personen bekennen und doch that man es, indem man der menschlichen Natur aufser Gott „perfekte" Persönlichkeit zuschrieb. Die Antiochener sträubten sich dagegen, wenn man ihnen die Läugnung der Gottheit Christi vorwarf, und doch thaten sie es, wenn sie die *idiomata* der beiden Naturen nicht den Naturen gegenseitig mittheilen wollten. Hier trat auch ihre Trennung der Persönlichkeit Christi an den Tag und daher kam es, dafs über das Wort θεοτόκος, in dem die Gemeinschaft der Idiomata beginnt, der Streit am heftigsten ausbrechen konnte und mufste.

Das von den Antiochenern beständig wiederholte Wort, dafs Gott nicht geboren werden, nicht leiden, nicht in den Tod gehen könne, ist von Gott in seinem Ansichsein ganz richtig und nie von Cyrill geläugnet worden. Aber in dieser Verstandeskategorie, die sich noch dazu nur durch die Negation des Sinnlichen erhalten kann, blieben die Antiochener stehn. Sie übersahen, dafs sie eben so, wie von der menschlichen Natur, so auch von Gott nur die Abstraktion besäfsen. Gott in seiner Abgesondertheit ist ein abstrakter Gott, von dem es dann nicht einmal heifsen kann, dafs er Mensch wird. Cyrill sagte daher nicht von einem abstrakten G dafs er von der Maria geboren sei, sondern von Gott, der Mensch ward. Cyrill stimmte mit den A chenern auch darin überein, dafs Christus nach Menschheit von der Maria geboren sei, dafs er dem Fleische (Anath. 12.) gelitten habe, gekreuzigt in den Tod gegangen sei. Der Aberwitz, dafs Ch nach der Gottheit von der Maria geboren sei, ist nie in den Sinn gekommen, noch hat er einen Vo satz ausgesprochen, dessen nothwendige Folge jen hauptung wäre. Aber das vermochten die Antioc nicht zu begreifen, wenn Cyrill die persönliche Ide der göttlichen und menschlichen Natur lehrte, so Eine und dieselbe Person Gott und Mensch ist (A 6.). Und daher war es ihnen auch ein Greuel, Cyrill die Jungfrau dennoch, obgleich er mit darin übereinkam, dafs die Gottheit von ihr nicht ren werden konnte, die Mutter Gottes nannte, der Mensch von ihr geboren ist, der Gott ist. die *communicatio idiomatum*, um die es sich in d Streit handelte und die mit dem *credo*, dafs Gott M ward, unmittelbar schon ausgesprochen ist, wird di sönlichkeit Christi in zwei Abstraktionen gespalte jenes *credo* vom Verstande, ohne dafs er es weil läugnet.

Man kann und mufs in den Unwillen des über die übereilte Leidenschaft Cyrill's, mit der Synode zu Ephesus eigenmächtig eröffnete, einsti aber die objective Geschichtschreibung wird vor Lärm des Fanatismus auf dieser Synode sich ni sehr übertäuben lassen, dafs sie nicht das Recht C gegen Nestorius anerkennen sollte. Die Folger wegen deren Nestorius verdammt wurde, wird s gerecht und nothwendig unterschreiben und we dieselben auch nicht als seine persönliche Meinu trachtet, so mufs sie die Schuld des Nestorius, d seinen Unverstand und in seine halbe, bornirte W schaftlichkeit, dafs er dies Ende seines Anfangs einsah, setzen müssen. Noch weniger wird si Streit einen Streit über armselige Begriffsformelt nen, wie der Hr. Verf. p. 673 thut, denn es ha sich um den Begriff, der der Mittelpunkt des Chr thums ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 9.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Juli 1835.

neine Geschichte der christlichen Religion ! Kirche, von Dr. Aug. Neander. Zwei- Band in 3 Abtheilungen.

(Fortsetzung.)

n allerwenigsten wird die Geschichte, die sich ıbjectiven Neigung entschlägt, wie der Hr. Verf. behaupten, dafs die Aufforderung des Bischofs s an die Versammlung von Ephesus: „Uns aber ɔbeten den Gott Logos, der uns gewürdigt hat n Fleisch unter uns zu wandeln, ohne von dem : des Vaters sich zu trennen" zu dem „Ganzen de" dieses Mannes „passe:" denn wenn auch das seiner Rede voll von fanatischer Engherzigkeit ist diese Aufforderung die wahre Substanz jenes ; und so wäre vielmehr die Verbindung von bei- passend zu nennen. Dieses „passen" ist der Ausdruck, welchen die Partheinahme für Nesto- eicht hat.

bieher hat den Hrn. Verf. in einem Streite, der ɛsichtsloseste Vertiefung in seine bewegenden ieen fordert, das vorwiegende Interesse für die ɛner zum Läugnen des Rechtes, welches Cyrill ɾerleitet. In der Fortsetzung des Streites nach le Cyrill's sucht die Erzählung das Unrecht die- nes noch dadurch zu erhöhen, dafs die ägypti- eloten als die Vertheidiger seines Lehrbegriffs !lt werden. Dioscur, der die Gegner des Euty- ' der Räubersynode verdammte, soll in demsel- resse als Cyrill handeln, dieselben Lehrbestim- zur Herrschaft zu bringen suchen. Hier aber m Wendepunkte der Streitigkeiten hätte die lliche Gerechtigkeit einschreiten und mit der eidung beider Männer auch Cyrill rechtfertigen Beide haben allerdings die gröfste Kraft zu ih- ɛrnehmungen aus dem Boden erhalten, auf dem ɛn, aus dem ägyptischen Gefühl von der Ein- heit der göttlichen und menschlichen Natur in Christo. Aber Cyrill hatte bewiesen, dafs es ihm möglich sei, von diesem Boden aus mit denen, welche auf Unterscheidung der Naturen in Christo drangen, in Gemeinschaft zu treten und dafs diese Unterscheidung auch in seiner Lehre ihren Platz habe. Nur das ist seine Schuld, dafs er nicht wieder auf seinen heimischen Boden zurückwirkte, dafs er nicht klar und unumwunden dem ägyptischen Gefühl das Bewufstsein der Unterscheidung der Naturen einpflanzte, und dies warf auch auf ihn selbst den Schein, dafs er im Kampf gegen Nestorius nahe an die entgegengesetzte Lehrbestimmung anstreife; in Dioscur hingegen raffte sich das ägyptische Gefühl zu jenen rasenden Kraftausbrüchen zusammen, die sich auf der Räubersynode äufserten. Als dieses reine reflexionslose Gefühl alliirte es sich ungescheut mit der Confusionstheorie des Eutyches, der die menschliche Natur, die menschliche Individualität in der göttlichen Natur absolut absorbirt glaubte. So weit war Cyrill nie gegangen. Nicht nur die weltliche „Klugheit" p. 714 seines Vorgängers fehlte dem Dioscur, sondern in der That das verständige dogmatische Bewufstsein, mit dem Cyrill auch der innern Unterscheidung der Naturen ihr Recht angedeihen liefs.

Die Synode von Chalcedon, welche die von Nestorius und Eutyches getrennten Momente zur Einheit verband, hat über alle Partheilichkeit erhaben die Stellung Cyrill's anerkannt. Seine Synodalschreiben bezeichnet sie eben so wie den Brief Leo's als die Norm ihres ὅρος. In diesem geschichtlichen Gedächtnifs, welches sie dem Namen des Bischofs von Alexandria widmet, hat sie ausgesprochen, dafs Cyrill für dieselbe Idee kämpfte, welcher sie selbst die streitenden Momente unterordnete. Und in eben dieser Idee ist für die begreifende Geschichte alles Unrecht der Gewaltschritte Cyrill's nicht entschuldigt, denn es bleibt Unrecht, aber so sehr negirt und getilgt, dafs es den Gedanken, dem er diente,

nicht mehr entstellen oder verdunkeln kann. Der Hr. Verf. hat sich zu diesem objectiven Standpunkt der Synode nicht erheben wollen — er erwähnt ihre Anerkennung Cyrill's mit keinem Wort.

Ueberhaupt hat der Geschichtschreiber am Symbol von Chalcedon Gelegenheit genug, aus der falschen Stellung, in die ihn der äufsre Lärm der vorangehenden Streitigkeiten und seine *a priori*'sche Entscheidung für Nestorius getrieben hat, sich zurückzuziehen und der Idee zu erinnern. Wenn eine so tiefsehende Reflexion angewandt ist, um in Cyrill's Seele alle Beweggründe seiner Schritte zu lesen, sollte man da keine Reflexion, keinen Begriff, keine eingehende Entwicklung von dem Symbol erwarten, welches die Kirche immer als die vernünftige Ueberwindung der Partheien mit Recht angesehen hat. Dazu hat der Hr. Verf. keinen Raum übrig behalten, aber wohl dazu die Hoffnung des Kaisers, auf einem allgemeinen Concil eine die Partheien vereinigende Formel zu erhalten, die Hoffnung „eines mit dem Gang theologischer Streitigkeiten unbekannten Layen" zu nennen p. 739. Der vernünftige Gang der kirchlichen Entwicklung, dafs im Symbol von Chalcedon in der Einheit der Person Christi gegen Nestorius die gegenseitige Durchdringung der göttlichen und menschlichen Natur, gegen Eutyches das immanente Moment der menschlichen Individualität erhalten ist, ist dem Verf. nicht so wichtig als die Zergliederung der „Blöfsen" und „Widersprüche," welche auf dem Concil „während des Fortgangs der Verhandlungen zum Vorschein kamen" p. 718. Das Symbol siegte aber doch über die „Blöfsen," welche sich einige Querköpfe von Bischöfen gaben, die von der Sache nichts verstanden, das Symbol war doch das Resultat des Concils. Aber für dieses Resultat hält der Hr. Verf. nur das Resümé jener Blöfsen, das Symbol wird nur im flüchtigsten Vorbeigehen erwähnt und mit dieser schreienden Dissonanz schliefst der Hr. Verf. seinen Bericht über den ersten Akt dieser Streitigkeiten und geht er zu den monophysitischen Unruhen über. Die Stimme der allgemeinen Kirche ist überhört, die „Blöfsen" sind für würdig erachtet, das Hauptgemälde der Synode von Chalcedon zu bilden und das köstliche Gold ihres Symbols ist darüber verschleudert worden.

Dafs die Entscheidung des Concils dennoch den Ausbruch der wüsten monophysitischen Streitigkeiten nicht verhindern konnte, findet dann der Verf. p. 748 „natürlich" nach jenen „Blöfsen." Der „Hergang" des Concils habe die beabsichtigte Vereinigung der Part[illegible] nicht erreichen können, *ibid.* und Anm. 1. Aus [illegible] gen Intriguen also wird die Fortdauer von Unruhe[illegible] ausconstruirt, die jahrhundertelang die griechisch[illegible] che bis zur totalen Erschöpfung zerarbeiteten — zwar mit allem Schein der Nothwendigkeit, „na[illegible] herausconstruirt. Allerdings giebt es eine solche [illegible] wendigkeit der folgenden Verwirrungen, aber [illegible] nicht in den partikulären Blöfsen einiger Beisitz[illegible] Concils zu suchen, sondern in einer Blöfse des S[illegible] selbst. Dieses hat den Begriff bestimmt, aber noc[illegible] wiegend mit negativen Prädikaten und obwohl [illegible] mer wiederkehrenden τὸν αὐτὸν das positive [illegible] der persönlichen Identität und der *communicati[illegible] matum* angedeutet ist, so vermifste das Gefühl [illegible] nophysiten den positiven Ausdruck des Begriffs[illegible] den auch ihr Monophysitismus in der Wurzel üb[illegible] den wäre. Je gröfser und wichtiger der Inhalt [illegible] diese Unruhen hervorrief, um desto heftiger un[illegible] siver waren sie, aber weil sie nur vom Gefühl [illegible] wurden, das jedem Verständnifs auswich, the[illegible] gründliches fand, um desto verwüstender wa[illegible] bis sie die griechische Kirche völlig von ihrer [illegible] schen Höhe hinunterstürzten. Zu verstehen [illegible] aber nur aus jenem Drange des Gefühls zu sei[illegible] sitiven Ausdruck zu gelangen, und dieser Drang [illegible] auch wieder die objective Geschichtschreibung m[illegible] zu versöhnen. Sie mufs anerkennen, dafs sie [illegible] griff suchten, zu dem die lutherische Concordi[illegible] *de persona Christi epit. affirm.* §. 6. den letz[illegible] fsen Schritt that, als sie sagte: *credimus*, doc[illegible] *confitemur, quod Deus sit homo et homo sit De[illegible]*

III. Es liegt nicht nur im ruhigeren Gange [illegible] treffenden Geschichte selbst, sondern auch in [illegible] stellung und Befreundung des Hrn. Verfs. mit de[illegible] dafs der dritte Abschnitt über die „*Anthropol[illegible]* Gegensatz gegen den vorangehenden Abschnitt [illegible] söhnlichsten Eindruck macht. Es findet sich k[illegible] curs, der den Vortrag störend unterbräche, das [illegible] und die Reflexion des Verfs. drängt sich nicht [illegible] waltsam zwischen die geschichtliche Entwickl[illegible] gegen den innern Gang der Streitigkeiten. Das [illegible] hat sich als innige und eingehende Theilnahme [illegible] des Moment der anthropologischen Streitigkeiten [illegible] versetzt und eben so die Darstellung des Pelagi[illegible] als des Augustinismus zu beleben gewufst. Da[illegible]

ngefühlten innern Zusammenhang dieser Systeme durch die Nachweisung, wie sie mit dem vorangeenem dogmatischen Schwanken in Verhältnifs steund wie sie aus den Persönlichkeiten ihrer Urhehervorgewachsen sind, lassen diese Darstellungen neisten früheren desselben Gegenstandes weit hinich zurück. Auch in das anthropologische System hischer Kirchenlehrer, gegen die man wegen ihrer stimmtheit in diesem Punkte leicht zur Partheilichund Vernachlässigung geneigt ist, hat sich der Hr. mit Liebe vertieft und die Ausbeute, das System Theodorus, mufs sich den Dank aller verdienen, l wenn man die Schwierigkeit der Zusammenstel desselben bedenkt, das Bild des Chrysostomus aber, urze Schilderung seines „christlichen Stoicismus") ist eins der schönsten Bilder, welche die Kiresschichte des Alterthums bisher gezeichnet hat. weniger fördernd hat sich die Reflexion zur Darg dieser Streitigkeiten verhalten, die Berechtigung elagius wird erkannt, aber der höhern des Augu meistentheils untergeordnet. Auch der Schritt stin's mit Hilfe der Staatsmacht die verkehrte und lose Stellung des Pabstes Zosimus zu paralysiren, sehr milde beurtheilt, führt wenigstens keinen hef- Excurs herbei und obgleich endlich der Semipelanus als „natürlich" p. 879 d. h. als nothwendig ein l dargestellt wird uud der Hr. Verf. sichtlich für raktische Richtung" desselben das Wort führt, so doch fern davon, den „Mangel tieferen Denkens" an diesem vermittelnden System nicht anzuer. Dennoch aber beweist sich an dem Verhält welches der Semipelagianismus zum System Au gesetzt wird, ein Mangel, der auch auf alles gehende zurückwirkt oder vielmehr aus dem Vorenden nothwendig gefolgt ist, der Mangel des ativen Begriffs, ohne den die anthropologischen gkeiten des Occidents dem vollendeten Verständh schlechterdings entziehen.

e Nothwendigkeit der vermittelnden Bemühungen mipelagianismus begründet der Verf. p. 878 dards „das christliche Gefühl durch das, was Augu er das Verhältnifs der göttlichen Gnade und Vorimmung zu dem freien Willen gesagt hatte, beworden war." Der Semipelagianismus hat allerden Anlafs seiner Existenz von den Augustinischen Bestimmungen über die Prädestination erhalten und die Polemik gegen diese auch auf die Augustinische Lehre vom Verhältnifs der Gnade zur menschlichen Freiheit übertragen. Beide Lehrbestimmungen hielt man für untrennbar Eins und jene glaubte man zugleich in dieser zu widerlegen, weil man in dieser, in dem Verhältnifs, welches Augustin der Gnade und der menschlichen Freiheit gab, den Grund seiner Prädestinationslehre suchte. Der Geschichtschreiber, welcher die verschiedenen Systeme, die sich hier entgegenstanden, entwickelt, kann nicht umhin, sein Urtheil über ihr gegenseitiges Recht und Unrecht auszusprechen, denn seine Darstellung und Entwicklung der Systeme selbst, die Anordnung der einzelnen Glieder ist nicht möglich, ohne in sie zugleich sein Urtheil niederzulegen. Der Hr. Vf. läfst dies sein Urtheil nicht nur aus seiner Darstellung hindurchscheinen, sondern er spricht es auch bestimmt aus. Augustin's „Lehre von der Gnade, sagt er p. 874, hing mit der Lehre von der Prädestination nothwendig zusammen." Wird aber dies behauptet, so mufs man auch so weit gehen, wie der Verf., wenn er ebend. sagt, dafs die pelagianische Beschuldigung, Augustin „führe unter dem Namen der Gnade ein Fatum ein und läugne den zum Wesen der menschlichen Natur gehörenden freien Willen", die Lehre Augustins „trafen." Man mufs dann bei aller Anerkennung der wissenschaftlichen Unbestimmtheit, die sich die Häupter des Semipelagianismus zu Schulden kommen liefsen, zugleich davon abzusehen vermögen und sich der „von jeder einseitigen Uebertreibung sich fernhaltenden harmonischen Richtung des christlichen Gefühls" trösten p. 907 mit dem Vorbehalt, dafs Augustin die Freiheit des Willens geläugnet und jene harmonische Richtung des christlichen Gefühls entbehrt habe. Ja, was soll der Geschichtschreiber sagen, wenn Augustin selbst deshalb so unerschütterlich auf seiner Prädestinationslehre bestand, weil er sie für die nothwendige Folgerung aus seiner Lehre von der Gnade und der menschlichen Freiheit hielt, soll man dann auch den Zusammenhang beider Lehrbestimmungen Augustin's anerkennen und wenn man den Semipelagianern gegen die Prädestination ein gewisses Recht giebt, ihnen auch gegen die andre Lehre Recht geben und ihren die Gnade und Freiheit vermittelnden Bestrebungen gegen Augustin den Preis ertheilen?

(Der Beschlufs folgt.)

VIII.

***Discoveries in Asia minor including a description of the ruins of several ancient cities and especially of Antioch of Pisidia by the Rev. F. V. J. Arundell, brit. caplain at Smyrna.* London, 1834. 2 *Vol.* 8.**

Die Halbinsel Kleinasien war bis vor nicht langer Zeit noch fast ganz eine *terra incognita*. Nur selten und flüchtig durchreiset, und genauer bloſs an den Küsten durchforscht, war das Innere stets, und ist es zum Theil noch jetzt, ganz willkührlich dargestellt, und Irrthümer, die aus Miſsverständnissen und Fehlern alter Zeiten stammen, sind auf neuen, selbst im übrigen guten Charten noch in Menge zu finden. Dieser Zustand der Dinge muſste natürlich auf die alte Geographie der Halbinsel sehr nachtheilig zurückwirken, da hier, wo die alte Bevölkerung unter so langer türkischer Herrschaft die Muttersprache fast allenthalben verlernt und die türkische angenommen hat, und das, was sonst in noch ununtersuchten Gegenden auf die Lage alter Städte hinweiset, die Aehnlichkeit der Namen, ganz wegfällt, und kein anderes Mittel zur Erforschung der Wahrheit übrig bleibt, als die Entdeckung der Ruinen und Inschriften. Und diesen Weg hat in Kleinasien bekanntlich zuerst der Oberst Leake, einer der geschicktesten Geographen unserer Zeit, mit glänzendem Erfolge eingeschlagen, seinen Fuſstapfen folgt der Verf. des vorliegenden, eben so anziehenden als verdienstlichen Werkes.

Als Kaplan bei dem Konsulat in Smyrna, hatte Arundell die beste Gelegenheit, theils genaue Nachrichten über die entlegensten Theile der Halbinsel von den Eingebornen, besonders den Kaufleuten, einzuziehen, theils durch Reisen in der Umgegend von Smyrna besonders diejenigen Punkte sorgfältig zu durchforschen, wo sich nach den Berichten der Alten und den Angaben der jetzigen Einwohner Städteruinen mit Sicherheit voraussetzen lieſsen. — Frühere Untersuchungen der Art hat er bereits in dem Werke, das den Titel *Visit to the seven churches* führt, und besonders die Nachweisung über die Ruinen von Apamea, Colossae und Sagalassus giebt, niedergelegt; hier folgt der Bericht einer zweiten gröſseren Reise durch die Halbinsel, deren Hauptzweck die fortgesetzte Erforschung der Reste des Alterthums in diesem daran so reichen Lande war. Die specielle Veranlassung dazu war, auſser einer Bemerkung Leake's, wie viel die Wissenschaft durch eine genaue Bestimmung der Lage der alten Städte Apamea, Antiochia Pisidiae, Sagalassus, Lystra und Derbe gewinnen würde, besonders auch der bei einem Geistlichen so natürliche Wunsch, die Orte zu sehen, welche durch die ersten Missionsarbeiten der Apostel für die Christen so wichtig geworden sind.

Die Reise umfaſst übrigens nur einen Zeitraum von 6 Wochen, vom 22. October bis 1. Dezember 1833. Von Smyrna ging Arundell im Thal des Hermus aufwärts über Sardes, dann durch Phrygien zur Quelle des Maeander, wo die Lage des alten Apamea mit der äuſsersten Sicherheit nachgewiesen wurde. Von da ging die Reise Ost bis Yalobatch, wo die Ruinen des alten Antiochia glücklich aufgefunden worden. Darauf begann Arundell die Rückkehr, aus Furcht vor den bereits drohenden Winterregen und den ägyptischen Truppen, die nach der Eroberung Syriens damals in Kleinasien einfielen, erforschte einen Theil des nördlichen Abhanges des Taurusgebirges um den Fluſs Cataractes, und kehrte von da in das Thal des Mäander zurück, das er bis zur Mündung durchreisete, und sich darauf über Ephesus wieder nach Smyrna begab. Die Reise umfaſst also den südwestlichen Theil der Halbinsel, die Länder Lydien, Phrygien, Pisidien und das nördliche Pamphylien. Ein Anhang schildert eine im Juni 1830 unternommene Reise aus Smyrna über Pergamus und Aivali nach Lesbos, die besonders wegen der darin mitgetheilten Nachrichten über die Versuche der englischen und amerikanischen Geistlichen, Schulen unter den kleinasiatischen Griechen zu gründen, interessant ist. Ein zweiter Anhang enthält eine ausführliche und gründliche Geschichte von Smyrna; eine Schilderung seiner Alterthümer und seines jetzigen Zustandes.

Die Untersuchungen Arundells sind deshalb besonders le[hr]reich, weil er die zur Erreichung seiner Zwecke hinreichen[den] historischen und philologischen Kenntnisse besaſs. Den[n] und weil er nie auf Geradewohl reisete, sondern stets den [Be]richten der Alten und den von den Eingebornen eingezog[enen] Erkundigungen folgte, haben seine Erforschungen auch so [schö]nen Erfolg gehabt, und man wird die Nachrichten über die [be]deutendsten der von ihm aufgefundenen Ruinen, wie über [die] von Suleiman (I, 81 ff., wahrscheinlich Clanudda), von I[..] (I, 180 Apamea), Utuburlu (Apollonia I, 236 ff.), Yalobatch ([An]tiochia I, 267 ff.), Aglason (Sagalassus II., 33 ff.) und G[..] (Cremna, falls nicht etwa hier der Ort des alten Cyrmasa [..] II, 60 ff.) mit Vergnügen lesen. Auſser diesen vorzüglich[en] Städten hat Arundell noch verschiedene andere bestimmt, [die] theils selbst von ihm besucht sind, theils seinem Wege nah[e la]gen, und er zeigt darin so viel Scharfsinn und Gelehrsam[keit], daſs man seinen Schlüssen selbst dann mit Interesse folgt, [wenn] sie auch nicht überzeugend erscheinen, (wie unter andern Eucarpia, das schwerlich auf der Stelle des heutigen Se[..] zu suchen sein möchte). Diese Untersuchungen machen [das] Werk für die alte Geographie sehr bedeutend, und als Fortsetzung und Erweiterung der Leakeschen Arbeiten ist [es], die Begründung der alten Geographie Kleinasiens, die [er]wartet werden muſs, eine Hauptquelle. Aber auch andere [Zweige] der philologischen Wissenschaften finden hier und da [..] Gewinn, und namentlich werden die zerstreut mitgetheilt[en In]schriften (besonders die drei gröſseren aus Apollonia, am [Ende] des zweiten Theiles, wobei es dem Verf. entgangen [zu] scheint, daſs die dritte, freilich sehr entstellte, ein Ged[icht ist], das zur Aufschrift für eine Quelle gedient haben mu[ſs]) Sprachforschern von groſsem Interesse sein.

Wenn aber auch die alte Geographie Hauptzweck des [..] war, so gewinnt doch ebenfalls die neue Geographie dur[ch das] Werk bedeutend. Arundell ist weder Naturforscher noch [Geo]graph von Fach, und das Buch nicht sowohl eine Reisebe[schrei]bung, als vielmehr ein Itinerar; allein er schildert sein[e ..] treu und der Natur gemäſs, und giebt dadurch ein schö[nes ..] der von ihm durchreiseten Länder, die bisher noch so w[enig unter]sucht worden sind. Auſserdem hat er sorgfältig bei d[en Ein]wohnern Erkundigungen über den Lauf der Flüsse, die [Benen]nungen der Städte und dergleichen mehr eingezogen, u[nd ..] Nachrichten tragen zur Erweiterung unserer noch so ma[ngelhaf]ten Kenntnisse vom Innern dieser berühmten Halbinsel [..] bei. Man braucht dafür keinen besseren Beweis, als [die das] Werk begleitende schöne Charte von Arrowsmith, die d[as] westliche Kleinasien von Smyrna bis Iconium giebt, [..] nach den Angaben Arundells entworfen, die bis jetzt ge[..]graphische Darstellung dieser Gegenden ist.

Aber die Benutzung dieses Werkes wird durch die Breite und Weitschweifigkeit, mit der es auf ächt [..] Weise abgefaſst ist, recht sehr erschwert. Man mag dem [..] der allenthalben eine tiefe Religiosität an den Tag legt, [..] häufigen Hinweisungen auf die Bücher der heiligen Schri[ft ver]zeihen, ob sie gleich manchmal sehr ungehörig erschein[en; al]lein wozu in einem Buche dieser Art die Aufzählung alle[r ..]lichen und oft sehr unbedeutenden Zufälle der Reise, d[ie aus]führlichen Auszüge aus seinem früheren, oben erwähnten [..] die gewöhnlich sehr oberflächlichen historischen und poli[tischen] Raisonnements, namentlich die stete Vergleichung Ta[..] mit dem jetzigen Pascha von Aegypten, endlich die m[it dem] ursprünglichen Zweck in keiner Verbindung stehenden p[..]schen und historischen Nachweisungen dienen sollen, [sieht] man schwer. Um ein Beispiel dieser Manier zu geben, [ent]hält das 14te Kapitel des ersten Bandes auf 25 Seiten eine Paraphrase eines Kapitels aus der Apostelgeschichte, ein[e ..] der bekannten Bischöfe des pisidischen Antiochia, eine G[enealo]gie der seleucidischen Königsfamilie nach Münzen, und d[ie Be]schreibung des syrischen Antiochia! Wir sagen nicht [zu viel], wenn wir behaupten, daſs das Ueberflüssige und Ungehö[rige die] Hälfte des ganzen Werkes einnimmt.

Meinick[e.]

№ 10.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Juli 1835.

ıeine Geschichte der christlichen Religion Kirche, von Dr. Aug. Neander. Zwei- Band in 3 Abtheilungen.

(Schlufs.)

ıeswegs! Wenn die begreifende Geschichte zu die- wierigsten Moment der Ausbildung des kirchlichen tritt, so wird sie bei der Zurückführung des , auf seine einfachsten, immanenten Kategorieen, Einfachheit gleichwohl die Gegensätze am stärk- lsiren, und bei der Reproduction der Systeme en eignen Principien Folgendes zu bedenken ha- afs ein an sich wahres Princip vom Urheber ei- tems auf Glieder desselben übertragen und aus- t werden kann, die ihm durchaus widersprechen; Princip, je tüchtiger und kräftiger es ist, um r ein Pathos ist, dem der Denker erliegt und solche Gewalt über ihn erhält, dafs er seinem auch in widersprechenden Parthieen zu gehor- ubt; dafs eben darin die Endlichkeit eines Sy- esteht, wenn ein an sich wahres Princip be- mit seinem Gegentheil verknüpft wird, ja in Gegentheil seinen höchsten Gipfel zu erreichen Diese Endlichkeit wird aber immer daraus zu n sein, dafs dem wahren Princip noch seine im- Vermittlung fehlt. Denn wäre diese vorhan- esen, so würde das Princip Augustin's zu einer t „*absoluten*" d. h. in sich vermittelten Prädesti- ortgeschritten sein. Die Hauptfrage, die der Ge- chreiber durch die Darstellung dieses Streites zu den hat, ist daher die: Waren die Pelagianer, e an sich eine Berechtigung hatten, auch „gegen" n irgendwie berechtigt, und wenn Augustin das Princip vertheidigte, ohne schon dessen vollen- mittlung erreicht zu haben, haben die Semipe- diese Vermittlung versucht, ohne wirklich das Princip zu vernichten!

Was die Pelagianer betrifft, so fällt ihr Unrecht und Recht eher in die Augen, weil die spekulativen Momente des Begriffs von ihnen wohl festgehalten sind, aber getrennt. Sie hatten darin Recht, dafs sie Gnade und Freiheit unterschieden, aber Unrecht, dafs sie die Freiheit auch aufser dem Verhältnifs zur Gnade, in ihrem reinen Fürsichsein für die wahre Freiheit hielten. Schwieriger ist dies Verhältnifs im System Augustin's zu fassen, die Pelagianer konnten es nur mifsverstehen; aber auch der Hr. Verf. wirft Augustin auf der Höhe seines Systems, wo er zur Einheit der Gnade und der Freiheit kommt, p. 874 die Vermischung zweier Begriffe vor, wodurch es ihm allein möglich gewesen sei einen gewissen „Schein" von Freiheit zu bewahren. Nämlich den „Begriff von der Freiheit als einem gewissen Zustande und Standpunkte der sittlichen Entwicklung" d. h. die Vollendung der Freiheit in der Einheit und gegenseitigen Durchdringung mit der Gnade habe er vermischt mit der „Freiheit als einem gewissen allgemeinen Vermögen des vernünftigen Geistes." Von der Freiheit in jenem erstern Sinne habe er eine tiefere Auffassung gegeben als im pelagianischen System stattfinden konnte, die Freiheit im letztern Sinne habe er geläugnet. Aber hier ist die verwundbare Stelle des Augustinischen Systems nicht. Augustin hat jene Begriffe nie vermischt, vielmehr als die Wirklichkeit und Möglichkeit der Freiheit scharf unterschieden. Die Möglichkeit der Freiheit (und was ist jenes „*Vermögen* des vernünftigen Geistes" anders) hat er den Pelagianern stets zugegeben und nicht nur in der Bedeutung der abstrakten Möglichkeit, weil der Mensch durch den Fall der Herrschaft der Sünde unterthan sei, sondern als nothwendig zur Idee des Menschen gehörig und in seiner Ebenbildlichkeit mit Gott begründet. Die Idee der Persönlichkeit und somit der Freiheit, die Substanz der menschlichen Natur habe von der Sünde nicht zerstört werden können, weil die Sünde selbst nichts Substanzielles sei. Die Möglichkeit der Freiheit sei daher

dem Menschen verblieben, weil ihre Nothwendigkeit in der von Gott gesetzten Idee des Menschen unzerstörbar beruhe. Obgleich ferner Augustin beides die Möglichkeit und Wirklichkeit der Freiheit unterschied, so vereinigte er doch beide Begriffe in der vollendeten Persönlichkeit des Menschen, ohne wiederum einer Vermischung zu bedürfen. Aber die Continuität der Bewegung, in der der Mensch wird, was ihm möglich ist und was er nach seiner Idee mufs, betrachtet Augustin mit Recht nie aufser der fortgehenden Gnade, durch die die Idee des Menschen und die Möglichkeit der Freiheit gesetzt ist, und die daher auch absolutes Princip ihrer Verwirklichung ist. Im Anfang und im Ende sieht er die Gnade, die sich in der Freiheit des Menschen offenbart.

Woher kommt es nun dennoch, dafs die Semipelagianer wie der Hr. Vf. die Freiheit in Augustin's System vernichtet glaubten? Die Antwort hierauf wird bestimmter sein, wenn zuvor die Frage beantwortet ist, ob die Semipelagianer wirklich die Freiheit so mit der Gnade vermittelten, dafs die Gnade als Princip aufrecht erhalten wurde. Von Cassian sagt der Vf. p. 881, er habe „gleich nachdrücklich gegen beide Extreme, sowohl gegen die Augustinische Verläugnung des freien Willens als die pelagianische Beeinträchtigung der Gnade" gesprochen. Gesprochen hat Cassian darüber viel, aber das kann doch keine Lösung der Frage genannt werden, wenn er die vermeintlichen Gegensätze so vereinigen will, dafs er roh empirisch sagt, zuweilen finde der eine der Gegensätze statt, zuweilen der andere, zuweilen komme die göttliche Gnade dem menschlichen Willen zuvor, zuweilen gehe dieser jener voran. Ein System, wenn das System genannt werden kann, was keine Ahndung von einer Einheit des Princips hat, welches dem menschlichen Willen aufser der Gnade Priorität und Principat zuschreibt, ist wesentlich *Pelagianismus*. Auch Faustus, der tüchtigste unter den Semipelagianern, hat sich von jener gedankenlosen Kategorie des zuweilen und *aliquoties* nicht entfernt und dadurch zum Pelagianismus zurückbegeben. Eine Vermittlung der Gnade und Freiheit haben die Semipelagianer so wenig erreicht, dafs sie sich nie von der pelagianischen Hypothese vom Willen als einem zweiten für sich seienden Princip losmachen konnten. Und gar die Einheit der Gnade und Freiheit, in der die Freiheit sich vollendet oder aus der Möglichkeit in die Wirklichkeit tritt oder aus ihrem Verlust im Fürsichsein des Menschen restituirt wird, war ihnen unerreichbar und unverständlich.

Woher kam es gleichwohl, dafs jene Streitigke hundert Jahre hindurch die Kirche beschäftigten! D weil Augustin nicht die Freiheit geläugnet oder il Schein nur eingeführt hatte, sondern weil er den Sc ihrer Läugnung sich zugezogen hatte. Er läfst die F heit in ihrer Einheit mit der Gnade wirklich werden, eben dieses „Werden," die wissenschaftliche Vermittl beider, die Nachweisung wie in jedem Moment die Gr das übergreifende Princip zwar ist, die Freiheit des jects aber in diesem Princip enthalten ist, dies i der Wissenschaft noch schuldig geblieben, dies ko ihm selbst die falsche Ueberzeugung geben, dafs die solute Prädestination in seiner unvermittelten Auffas die nothwendige Folge aus dem wahren Princip s Systems sei und den Semipelagianern gab es den An zu ihren vergeblichen gegen die Gnade fehlenden mittlungsversuchen. Wird von diesem in Augustin' stem noch unbestimmt Gelassenem eben so auf den E als auf die dem Gange desselben entsprechende Gesch reflektirt, so hat Augustin die Rechtfertigung und ligung unmittelbar vermischt und somit auch den w Begriff des Glaubens noch nicht entwickelt. Noch als tausend Jahre sollte das Abendland arbeiten, b den wahren Begriff der Rechtfertigung aufstellte, welche hindurch der Mensch in das reine und unge Verhältnifs zu Gott tritt, dafs alles wahrhafte W und Thun Gott und dem Menschen angehört. —

Wenn der Hr. Vf. in den beiden Hauptaktione Kirche des Alterthums, in denen sie ihr Verhältnif Welt und ihr Selbstbewufstsein bestimmte und formt lebendige Christenthum oft gefährdet sah, so könnte noch erwarten, dafs die Betrachtung und Darstellun *„christlichen Lebens"* p. 321—398 für ihn eine thuende Erholung sein wird.

Herr Neander hat sich um die Kirchengeschicht grofse Verdienst erworben, der Darstellung des ch chen Lebens mehr Aufmerksamkeit zu widmen, al her zu geschehen pflegte. Sein Princip, das fromm fühl und die Geistesfreiheit, mufste ihn besonders befähigen, die Parthieen des Volkslebens aufzufa in denen das von der Kirche Bestimmte in das Ge leben und in die allgemeine Weltanschauung einge ist oder als unbestimmtes Gefühl kirchlicher Bestim heit sich entgegensetzt. Die Schwierigkeit einer sol Darstellung des christlichen Lebens wird jedem einle ten, wenn man bedenkt, wie verschiedenartig, wechs

schillernd die Frömmigkeit zumal in einer so großen bewegten Periode, wie die in vorliegendem Bande andelte war, erscheinen mußte. Da aber dennoch Thätigkeit dieser Periode in die Eine That der Kir- ihren Gegensatz mit der Welt zu lösen, zusammen- ßt werden kann, so darf man sich auch nicht vor Frage scheuen, ob im christlichen Leben sich gleich- ein allgemeiner Charakter nachweisen und ob sein ältniß zu jener Einen That der Kirche in einer stä- Reihe sich übersehen läßt. Der Hr. Verf. meint ll die Gestalt, welche „das Ganze des christlichen ns in dieser Periode gewann" lasse sich „schon von t" also *a priori* aus den Veränderungen der kirch- n Verhältnisse ableiten. Er geht also in jene Frage einem gemeinsamen Charakter des christlichen Le- in dieser Periode ein, indessen, daß er diesen Cha- r schon von selbst aus der veränderten Stellung der e zur Welt, näher zur vernünftigen Welt des Staa- bleiten zu können meint, muß leider gleichfalls von selbst gegen seine Darstellung des christli- Lebens argwöhnisch machen, wenn man sich erin- wie der Hr. Verf. jene Veränderung so durchaus mat hat, daß er sie nur beklagen konnte.

n der That aber ist auch „der Zustand des christ- Lebens im Allgemeinen" in der Darstellung p. 326 zu einem Jammerbild geworden, nur angedeu- , daß ein wahrhaft christliches Leben im Grunde vorhanden sein mußte, erwähnt werden große nlehrer, die vom christlichen Geist der Familien , aus denen sie hervorgegangen sind. Diese An- gen verschwinden aber vor den Klagen, daß „alles ben der Heidenwelt" in die Kirche übergegangen l über den eingetretnen Gegensatz der „Geistli- und „Weltmenschen." Wenn die objective Histo- hie diese Klagen verwirft und über ihre Be- theit hinaus auf den vom Verf. nicht erwähnten des Christenthums auf Gesetzgebung des Staats, diese zunächst die Sittlichkeit des Volkes im atte, hinweist, so hat sie nicht die Absicht ein- längel zu läugnen, noch zu mildern. Allein das für ihre Pflicht anzuerkennen, daß es ein wesent- 'ortschritt der Kirche war, wenn ihre Glieder sich ehr scheu vor der Welt zurückzogen und auch tleute sich noch als Christen betrachteten, ohne nothwendig Scheinchristen zu sein. Der Hr. Vf. icht anders als während dieser Periode in der gro-ßen Masse nur Namen- und Scheinchristen sehen, ja da er dies „Scheinchristenthum durch die falsche Vorstellung von dem, was Glauben ist" noch sichrer machen läßt, so muß die ganze christliche Kirche damals nur der Schein ihrer selbst gewesen sein, die christliche Kirche müßte dann erst mit der Augsburgischen Confession begonnen haben.

Es ist erfreulich, daß das entstehende Mönchsthum, dem fast der ganze Abschnitt über das christliche Leben (p. 327—398) gewidmet ist, vom Vf. in seiner geschichtlichen Wichtigkeit und nach seiner großartigen und wohlthätigen Stellung im Gegensatz gegen die Depravation des römischen Reichs zum Theil anerkannt ist. p. 357—362 kehrt der Hr. Verf. die Lichtseiten dieser Erscheinung mit rühmlicher Anerkennung hervor; ja p. 327 sagt er, das Mönchsleben „mußte" in seiner Entwicklung befördert werden durch das Verderbniß, welches unter dem Anschein des Christenthums ernstern Seelen entgegentrat. Sobald aber der Hr. Vf. sagt „es mußte", gebraucht er dann nicht wieder selbst zur Erklärung eines geschichtlichen Fakti eine reine Denkbestimmung, construirt er nicht, verbindet er nicht die Erscheinung des Mönchsthums und das verweltlichte christliche Gefühl, welches der Lösung des Gegensatzes von Kirche und Staat folgte, durch die Kategorie der Nothwendigkeit? Wenn statt des Gegensatzes von Kirche und Staat, der innerliche Gegensatz der Weltchristen und des Mönchsthums eintrat, dieser Gegensatz eintreten mußte, mit Nothwendigkeit eintrat, was ist dann eigentlich dieses Müssen, diese Nothwendigkeit? Hier wo der Hr. Vf. wieder auf dem Wege zum Begriff war, hätte er von jener Nothwendigkeit aus nur weiter gehen sollen, sie aus ihrem Dunkel zum Begriff führen sollen, und die Darstellung des christlichen Lebens dieser Periode hätte auf die ganze Periode auch für ihn noch ein versöhnliches Licht geworfen. Die Nothwendigkeit jenes innerlichen Gegensatzes, der als innerlicher tiefer war als der frühere Gegensatz der Kirche und des Staates, ist erst im Begriff, in der Idee der Kirche zu begründen. Die Idee der Kirche verlangte nothwendig, daß ihr Gegensatz zur Welt beruhigt wurde, sie sollte in die Welt sich einwohnen. Da aber der erste Akt ihrer Einigung mit dem Staat nicht ohne mannigfache Depravation ihrer selbst ablief, so suchte sie ihre Reinheit und Unabhängigkeit von der Welt im Mönchsleben zu retten. Das Mönchsthum war die Reaktion der Kirche selbst gegen die Mängel ihrer ersten Erscheinung

als Staatskirche. Werden die Erscheinungen des christlichen Lebens dieser Periode als die That der Kirche gewufst, die ihre Idee zunächst nur in diesem innern Gegensatz, in dieser Gedoppeltheit retten und verwirklichen konnte, so ist die vom Vf. geahndete Nothwendigkeit begriffen. Der Geschichtschreiber verliert allen Grund zu klagen, er mufs sich vielmehr der Kraft der Kirche freuen, die auch in den Gegensätzen der Erscheinung ihrer Idee nicht verlustig ging. Die Kraft der Kirche hatte vielmehr zugenommen, als sie den anfänglich äufserlichen Gegensatz zur Welt in sich selbst verpflanzte, und zu einem innerlichen erhob, um ihn so desto gründlicher zu überwinden. Dieser Schlufs der Periode, die Zusammenfassung der dirimirten Erscheinung zur Einen Idee in ihr kann allein dem Geschichtschreiber den rechten versöhnlichen über den Gegensätzen erhabnen Geist geben. Mit dem begriffnen Resultat der Periode geht er zu den folgenden über und erinnert sich in neu erscheinenden Gegensätzen und Widersprüchen derselben Idee, deren Energie in immer höhern Gegensätzen und höhern Vereinigungen derselben nur wächst, jedoch bedingt ist durch ihre vorangehende Bethätigung. Zu diesem Fortgehen und Fortschreiten gehört aber, dafs der Historiker in spiegelklarer durch kein *a priori* gestörter Erinnrung das Resultat früherer Perioden mit sich führt. Er mufs ohne Abscheu auf die Bildungen der Vergangenheit zurücksehen können und sie nicht verdammt haben.

Hat dies aber der Hr. Verf. nicht gethan? Die beginnende Ausbildung der Staats-Kirche war ihm ein Greuel, die dogmatischen Streitigkeiten waren traurig und nachtheilig für das lebendige Christenthum, auch darin, dafs der Cultus sich eine bestimmte Form bildet, sieht er den Kampf des „jüdisch-heidnischen Geistes" mit dem „rein christlichen Geist" p. 492, als ob ohne Bestimmtheit der Form ein Cultus möglich sei. Und selbst im Leben, in dem sich die Resultate der Periode mit dem Gefühl und mit der Empfindung amalgamiren und die Schroffheit der frühern Weltanschauung mildern, sieht er nur den Schein des Christenthums, ohne im innerlichen Zusammenhang des Mönchsthums mit dieser Verweltlichung die That derselben Idee anzuerkennen, die sich auch in ihrer weltlichen Erscheinung offenbart hat.

Wenn nun die Idee der Kirche im Mittelalter ihre ganze Totalität in die Weltlichkeit zu versenken, alles lebendige Christenthum in den Scholastischen Systemen unterzugehen scheint, wenn die Kirche ihre eigne Kunst bildet, um die Form des Cultus vollends zu bestimmen, wenn das christliche Leben sich seine eigne Wunderwelt schafft, wie dann wenn die ersten Anfänge dazu nur zu Klagen Stoff gaben und die Idee der Kirche in ihnen schon vernichtet schien!

Der Hr. Vf. hat das Aeufserste geleistet, mit Ausdauer, Gelehrsamkeit und frommer Freimüthigkeit geleistet, was mit seinem Princip angefangen und geleistet werden kann, aber auch die Endlichkeit desselben bewiesen. Sein Werk wird für immer den höchsten Punkt repräsentiren, den die abstrakte Vorstellung von der u sichtbaren Kirche, das Gefühl des lebendigen Christe thums und die erbauliche Methode erreichen könne aber es wird auch für immer zur Warnung dienen, da jene Principien, so lange sie in der Verhärtung geg den Begriff stehen bleiben, nicht nur die Geschichte al riren, sondern auch das Gegentheil von dem leisten, w sie wollen.

Der Begriff der unsichtbaren Kirche soll das Pri cip der Kirchengeschichte sein. Die unsichtbare Kirc soll also dasjenige sein, was sich in der Geschichte d Kirche bewegt, sich in ihr bethätigt. Aber in der ga zen Darstellung des Hrn. Verf. ist nie von einer Th der Kirche die Rede. Ein Akt jenes Princips wird n erwähnt. Der Begriff der unsichtbaren Kirche ist ni mehr nur das subjective Kriterium, mit dem die G schichte gemessen und in dessen Engherzigkeit sie g zwängt wird. Denn eine Erscheinung oder eine B stimmtheit, oder eine Objectivität, in die sich die ga Idee der Kirche vertieft hat oder die von der Idee g setzt ist, kann von jenem Kriterium nicht als der u sichtbaren Kirche angehörig anerkennt werden.

Der Hr. Vf. will das lebendige Christenthum in d Geschichte aufsuchen und vom Gefühl desselben sich l ten lassen. Aber gerade Thaten, in denen das Leb der Kirche sich zu vernünftigen Organismen, zu ei schönen Leiblichkeit gegliedert und als Selbstbewu sein und Denken seines Princips sich vollendet hat, a dies verläugnet das Gefühl. Es will blofses, abstrak Leben. Wie ist aber Leben möglich ohne Leiblichk und was nützt es, wenn es nicht Wissen wird!

Das Erbauliche will der Hr. Vf. mit dem Instru ven vereinigen. Da er aber die That der Idee, die Bewufstsein der Welt ihr Reich auferbaut, nicht a kennen will, gegen das Concresciren der Idee mit Welt sich sträubt, so ist das *Erbauliche* seiner Meth unmittelbar das *Destructivste* selbst und sein Ausdr ein Miserere über Herrschaft des Weltlichen. Das G fühl der erbaulichen Methode fühlt sich nicht eher Hause, als bis es aus der Geschichte zu sich selbst rückgekehrt ist. In der Geschichte fühlt es sich bee gedrückt und vergilt es diesen Eindruck mit Zwang u Unrecht gegen die Sache der Geschichte.

Allein die Idee leistet, was der Vf. wollte, und v meidet die Mängel, in die sein Wille umschlug. zwängt die Geschichte nicht, sondern erkennt in ihr eignes freies Werden; sie bläht sich nicht aburtheil und verabscheuend gegen die geschichtliche Erschein auf, sondern geht mit Liebe in sie ein und erkennt ihr ihre Leiblichkeit; sie fühlt sich in der Geschichte h misch, denn sie erkennt in ihr sich selbst. Die Zug dieser Erkenntnifs ist dann nicht weniger, wenn sie a nicht zur Schau getragen wird, Gefühl, Empfindung u unendlicher Genufs. Denn die Idee findet sich in d Geschichte wieder und die objective Geschichtschreib ist nichts als die Seligkeit dieses Wiedersehens — Reiche Gottes.

B. Bauer.

№ 11.

Jahrbücher für ǀissenschaftliche Kritik.

Juli 1835.

IX.

ergleichende Idealpathologie. Ein Versuch die Krankheiten als Rückfälle der Idee des Lebens auf tiefere normale Lebensstufen darzustellen. Von Karl Richard Hoffmann, Medicinalrathe der k. b. Reg. des Unterdonaukreises in Passau. Stuttg. 1834. 687 *S. gr.* 8.

Ideen thun unsrer Pathologie allerdings noth, wenn ı lebendige concrete Erkenntnifs gewähren soll. Von ıer gewährt hier, wie anderwärts, ein blofses nomiıtisches Zusammendefiniren selbst im besten Falle r den todten flachen Schattenrifs. Ja, selbst alle ichthümer der Empirie im gewöhnlichen Sinne des orts liefern zu jener Erkenntnifs nur von einer Seite r Vorbedingungen und Elemente, aus denen allein e eben so wenig von selbst erwächst, als zum Wera und Gedeihen eines Gewächses der Boden und ana irdische Bedingungen hinreichen, wenn dazu nicht h die Sonne das Ihrige thut. Und wohl kommt es ıch Ideen ohne entsprechendes empirisches Materiale wenig zu fruchtbarer Erkenntnifs, als eine Sandwüste ls durch die Sonne zur blühenden Flur wird; aber ae Ideen bleiben auch alle Schätze der Empirie für hre Wissenschaft vergrabene Pfunde. Doch Ideen ıd freilich auch nicht blofs die ersten besten Vorstelıgen und Einfälle, aber auch wahren Ideen gegenüber noch anderweitiges Orientirtsein in Bezug auf Gott d Welt überhaupt und den Menschen insbesondere, wie zu ihrer Handhabung eine gemessene Methode forderlich. Nur verhältnifsmäfsig für einen besondea Kreis von Gegenständen und Erkenntnissen, wie eben wa für die Pathologie, orientirt zu sein, genügt noch cht vollauf, denn dann kann noch solch' ein ganzer reis im falschen Verhältnisse zum gröfseren Ganzen trachtet werden. Noch schlimmer ist's, wenn etwas m Principe für solch' einen besonderen Kreis zu machen gesucht wird, was seinem gesammten Inhalte nur theilweise entspricht.

Dem entsprechend, so aphoristisch und einseitig, ist neuerlich in der Pathologie eine Richtung eingeschlagen worden, besser zwar in mancher Hinsicht, als anderweitig verfolgte, darum aber doch selbst keineswegs allgenügend und unfehlbar. Man hat dabei zugleich an Gedankenblitze der neueren Naturphilosophie und an Blicke der Paracelsischen Lehre angeknüpft, die gemeinschaftlich auf Auffassung des Menschen als Mikrokosmos und der Krankheiten als organischer Individualitäten im individuellen Organismus ausgehen. Die diesem Standpunkte entstammenden wissenschaftlichen Entwickelungen haben denn auch im Allgemeinen sofort das nicht zu verkennende und wohl zu beachtende Gute, dafs sie lebendiger und concreter von der Idee des Lebens und Organismus ausgehen, mehr etwas von innen heraus Erwachsendes als äufserlich Zusammengefügtes oder blofs Abgeschattetes sind und mehrfache Einseitigkeit und Verkehrtheit vermieden oder überwunden zeigen. Und dieser Richtung gehört denn auch gegenwärtiges Buch an. Ja, von ihm mufs sogar anerkennend bemerkt werden, dafs es von dem bezeichneten Standpunkte aus eine reichere und weiter verfolgte Entwicklung darbiete, als irgend eine literarische Leistung derselben, blofs auf Pathologie beschränkten Art. Aber eben so wenig darf auch verkannt werden, dafs, wie schon die ganze Richtung eben nur Eine zum Theil zu sehr aus dem Zusammenhange mit anderen gerückte und mit schiefem und beschränktem Gesichtspunkte verfolgte ist, etwas der Art innerhalb ihrer selbst bei gegenwärtigem Buche nochmals der Fall sei.

Schon diese ganze Betrachtungsweise nämlich fafst den Menschen nicht zugleich einerseits als Organismus und in Beziehung auf die Welt, als deren Ebenbild oder als Mikrokosmos, und andrerseits als geistig freies persönliches Wesen und in Beziehung auf Gott, als Eben-

bild Gottes, in's Auge; sondern nur in ersterer Hinsicht, und selbst nach dieser mehr nur in Bezug auf das untermenschlich Irdische und Physische, als auch noch in anderen Beziehungen. Der Hr. Verf. gegenwärtiger Schrift aber macht selbst davon nachmals einseitigeren Gebrauch für die Pathologie, als andere seiner Wissens- und Glaubensgenossen, wie wir noch näher bemerklich machen werden, obwohl er diese übrigens, wie bereits erwähnt, von Seiten mannigfaltigerer und durchgeführterer Anwendung eines sonst gemeinschaftlichen Princips um ein Merkliches überbietet.

Als Grundansicht und Haupttendenz dieses Werkes bezeichnet sein Verf. selbst Folgendes. „Wie sich der Mensch aus allen früheren Stufen construirt hat, indem er sich, sie in sich einziehend, über alle emporgeschwungen hat, so zerlegt er sich in seinen Krankheiten wieder zurück in die früheren, niederen Stufen der Schöpfung, indem sich bald diese bald jene wieder herausschlingt. So hat jede Krankheit ihr Vorbild, ihren Prototyp, in irgend einem Lebensverhältnisse der Natur unter dem Menschen, und das Reich der Krankheiten ist eben so grofs, als das Reich der Natur. — Die höhere vergleichende Krankheitslehre ist demnach die, welche für einen jeden Krankheitsprocefs das entsprechende Naturwesen nachweist. — Es ist jedoch nicht genug zu wissen, welchem Naturwesen ein Krankheitsprocefs entspreche, sondern auch noch, welches die gemeinschaftliche Idee sei, der Lebenstypus, der sowohl diesem Naturwesen als dem bestimmten Krankheitsprocesse zum Grunde liegt."

Und darnach werden denn nun folgende Krankheiten — unter ihnen jedoch, zur Verdeutlichung des Wesens mehrerer Krankheitsprocesse, auch die Katamenien — in folgender Reihenfolge und den Resultaten nach in folgender Weise gedeutet.

1) Die *Scropheln* sind ein Versuch der Idee des Individualthiers, sich von der Idee des Geschlechtsthiers, welche beide innigst verschmolzen das Gesammtthier (Mensch) darstellen sollten, zu trennen und für sich aufzutreten, oder ein Herabsinken zur Menschenlarve. Die Scrophelmaterie entspricht dem Fettkörper der Insektenlarve.

2) *Rhachitis* gründet sich auf „Herausschlingung" (oft wiederkehrender Lieblingsausdruck des Verfs.) und freie unabhängige Darstellung der Idee des wirbellosen Thiers aus der Gesammtidee des menschlichen Lebens, in Folge deren die Skeletbildung rückgängig und Knochensubstanz durch verschiedene Excretionswe[illegible] eliminirt wird.

3) Die *Bleichsucht* stellt ein Herabsinken der [illegible]bertätsentwickelung auf die Stufe des Puppenzustand[illegible] der vermittelten Pubertätsentwickelung zur unvermittelt[illegible] die überwiegenden eiweifsstoffigen Säfte Chlorotisc[illegible] stellen das Analoge des verflüssigten und ausgebreit[illegible] Fettkörpers der Puppe dar.

4) Die *Katamenien* sind für den weiblichen M[illegible] schen dasselbe, was die Mauser für den Vogel und andere sich mausernde, d. h. oberhäutliche Gebilde gewissen Zeiten abwerfende Thiere ist; in beiden ein jeweiliger Selbstverjüngungsprocefs des Individu[illegible] insofern gegeben, als es je in seinen embryonischen stand zurück- und mit erneuerter Pubertätsentwickel[illegible] wieder daraus hervorgeht, dem bei der Pflanze der B[illegible] fall und das Wiederausschlagen entspricht, beim m[illegible] lichen Menschen aber die Saamenabsonderung.

5) *Tuberkeln* sind das Resultat eines Herabsin[illegible] auf die Stufe der Knollen- und Zwiebelgewächse, [illegible] auch des Keimbildungsprocesses, des Fortpflanzungs[illegible] cesses durch Keime. Die einzelne Tuberkel ist ein [illegible] zer Menschenkeim, tuberkulöse Lungen entsprechen Eiern gefüllten Eierstöcken, die Bronchien und L[illegible] röhre — Eileitern, und die Tuberkelkrankheit selbs[illegible] als einseitiges Heraustreten der Idee des Protomensc[illegible] (der ersten vollständigen Entwickelung des Mensc[illegible] der sich hierauf aber immer von Neuem erzeugt[illegible] mit der Idee des Deuteromenschen verschlungen [illegible] ben sollte, oder solch' ein einseitiges Heraustreten monokarpischen Menschen aus dem Verbande mit [illegible] polykarpischen.

6) *Gicht* ist der Ausdruck des Herabsinkens der monatlichen Regeneration (Menstruation) zur j[illegible] lichen der Knospung und Mauser; Gichtknoten sind kümmerte Menschenknospen, entsprechen dem Pflan[illegible] dorne, der Geweihbildung des Hirsches, der Geh[illegible] mauser der Kellerassel.

7) Den *Hämorrhoiden* liegt derselbe Procefs [illegible] Grunde, wie der Gicht, nur dafs er bei jenen auf N[illegible] bildung eines *vegetativen* Gliedes ausgeht, bei die[illegible] auf die eines animalischen. Der Hämorrhoidalk[illegible] ten ist nicht blofs *Varix*, sondern ein Neu-, ein tergebilde, ein verkümmertes vegetatives oder Ein[illegible] weide-Glied.

8) *Steinbildung*, besonders Harnsteinbildung, ist bei ıchsenen, was bei Kindern die Rhachitis, ein Ver- der Schalenbildung nach Art der Mollusken, eine lerholung der Mauser von Schalenthieren.

9) *Wassersucht* ist Colliquation mit der Tendenz, Menschen zum Eie zurückzubilden, wobei das „hy- tche Wasser" der amniotischen Flüssigkeit, die etzten festen Theile den Eihüllen entsprechen. Oder ersucht ist auch zu fassen als ein Schwangerge- les Organismus mit sich selbst, wie Schwanger- als normale Wassersucht, oder auch als Ausdruck urücksinkens der Regenerationsweise des Men- auf die der Blasenwürmer.

) *Krebssucht* wird für das Resultat des Herabge- seins auf die Stufe der Knospenbildung oder des nlebens erklärt, oder auch der abnormen Neigung nheitsidee des Organismus, ihre Herrschaft über ile aufzugeben und sich wieder in diese zurück- m, oder endlich auch des Strebens des Organis- ieder in den Gegensatz von Stamm und Polypen nder zu gehen.

) *Scorbut* erscheint seinem Wesen nach als Win- f des Menschen aus Mangel an Incitamenten.

) *Entzündung* soll wesentlich bestehen in Frei- rschendwerden der Produktion, welche von der ktion überwunden bleiben sollte, und bestände ıgleich in einem Zurücksinken auf das embry- Bildungsleben. Als Arten der Entzündung wer- annt

ie plastische, mit Erziehung, Ablagerung, Aus- ıg von plastischer Lymphe, wodurch das neue *eben* das beharrende alte gesetzt werde,

e suppurative, bei welcher das alte Organ auf- d ausgestofsen werde, wogegen das neue in ulation erscheine,

e hydropische, wobei es nur bis zur Auflösung Gebildes in Eiwasser, zum Fruchtstoff für das ıme, und endlich

e regenerirende, bei Wunden und Knochen-

Katarrh findet sich als Streben der Schleim- fafst, die Rolle der äufseren Haut zu über- amit aber in den nur für Wasserthiere, insbe- lollusken, normalen Zustand einzugehen, bei lie äufsere Haut Schleimhaut sei.

Rheumatismus beruht auf dem Streben der in- neren Sehnenhaut, sich in eine äufsere fibröse umzu- wandeln und den electrischen Procefs der äufseren Haut zu übernehmen, entsprechend dem normalen Zustande bei den Insekten.

(Der Beschlufs folgt.)

X.

Archiv für Naturgeschichte. In Verbindung mit meh- reren Gelehrten herausgegeben von Dr. A. F. A. Wiegmann, aufserord. Prof. an der Friedrich- Wilhelms - Universität zu Berlin. 1ster Jahrgang. 1stes und 2tes Heft. Berlin, 1835. Nicolaische Buch- handlung.

Die Veranstaltung einer zoologischen Zeitschrift ist für Deutschland ein solches allgemein fühlbares Bedürfnifs, dafs dieselbe keinesweges eine Rechtfertigung von Seiten des Be- gründers, sondern einzig und allein die Belobigung aller Freunde und Förderer der Zoologie verdient. Blicken wir auf die Nach- barstaaten, wie sie bemüht sind durch regelmäfsig erscheinende *Jahresblätter* und *Verhandlungen* dem Eifrigen ein Mittel an die Hand zu bieten, seine neuen Entdeckungen sogleich ans Licht treten zu lassen, und den Lässigeren aufzumuntern, so schönem Beispiele ungesäumt nachzufolgen; so dürfte es uns wohl be- fremden, dafs gerade Deutschland eines solchen alle Zeit ferti- gen Organes hat entbehren müssen, wiewohl die Zahl der be- mühten Beobachter keinesweges geringer ist in seinen Gauen, als anderswo. War also das Unternehmen an sich nothwendig und nützlich, so sind ebenso erfreulich und viel versprechend die Verhältnisse, unter welchen seine Ausführung versucht wurde. Denn welcher Ort in Deutschland wäre wohl tauglicher dazu, als *Berlin*, der grofse Centralpunkt wissenschaftlicher und be- sonders naturhistorischer Bestrebung und Wirksamkeit, wo jeder aufmerksame Insasse nicht blofs von den neuen Entdeckungen des Inlandes sogleich unterrichtet wird, sondern auch durch die vielen ausländischen, daselbst stets vorräthigen Zeitschriften von dem Treiben im Auslande schnelle Kunde erhält. Wo gäbe es ferner so viele hülfreiche Hände für ein solches Unternehmen, wo eine solche freundliche Bereitwilligkeit der gleichgestimm- ten Gelehrten, wo greifen alle zur Förderung des grofsen Ge- bäudes der Wissenschaft so einträchtig an, wo tragen sie sich williger, wo werden sie rüstiger vom Staate, von der horchen- den Umgebung getragen, als hier in *Berlin*, dem Wohnsitz der allseitig gerüsteten, alle Zeit fertigen Pallas Athene. Dafs end- lich ein sehr unterrichteter, von keinem Dogma in seinen An- sichten befangener, sondern der Wahrheit ein stets offenes Ohr darbietender Gelehrter an die Spitze des gleichsam gemein- schaftlichen Unternehmens getreten ist, mufs die schönsten Hoff- nungen für den ungestörten Fortgang eines unter so günstigen Auspicien veranstalteten Journales erwecken.

Dies *erste* Heft beginnt mit dem Bericht des Herrn Heraus- gebers über *die Fortschritte der Zoologie im Jahre 1834*, eine

Arbeit, in welcher mit Umsicht und Klarheit die Leistungen zur Förderung unserer Kenntnisse von den *Infusorien*, *Polypen*, *Quallen* und *Strahlthieren* gewürdigt und dargestellt sind. Darauf folgen *helminthologische Beiträge* von Hrn. *C. Th. von Siebold* in Königsberg. Sie haben das *Monostomum mutabile Zed.* zu ihrem Gegenstande, und verbreiten sich besonders über die Generationsorgane und Fortpflanzungsweise dieses Schmarotzers. Der Verf. bestätigt die schon von Herrn *A. v. Nordmann* (mikrograph. Beiträge u. s. w.) gemachte Beobachtung, dafs die jungen *Trematoden* mit Augen und Wimpern versehen sind und frei im Wasser umherschwimmen. Er bemerkte in allen diesen Jungen, so lange sie noch in der Eihülle steckten, und besonders nach dieser Zeit, einen anderen etwa um ½ kleineren Wurm, welcher mit dem Jungen zugleich aus dem Ei schlüpft, mit ihm in unveränderter Lage im Leibe des Jungen befestigt umherschwimmt, und nach einiger Zeit, indem die Haut des Jungen platzt, als selbstständiger Organismus hervorgeht. Herr *v. Siebold* weifs diese Erscheinung nicht zu erklären, *Referent* erkennt darin eine Metamorphose des Jungen und hält das eingeschachtelte Individuum für eine zweite Entwickelungsperiode des vorigen, die eintritt, wenn das vormals freie Junge sich festsetzen will. Es verliert nämlich mit der Haut die Augen und die Wimper, bekommt dagegen Saugnäpfe zum Anklammern und Festhalten. Es wird bei dieser Deutung der interessanten Beobachtung die wiederholt ausgesprochene Meinung des *Referenten*, dafs die *Trematoden*, wie alle *Helminthen*, zu den *Gliederthieren* zu rechnen seien, bestätigt; indem nur die Mitglieder dieser Hauptgruppe des Thierreiches, höchstens noch die *Frösche* aufser ihnen eine solche allgemeine Metamorphose erleiden, wobei wir indefs nicht übersehen, dafs auch die jungen *Polypen*, *Medusen*, so wie die alten *Vorticellen* vermittelst Cilien umherschwimmen und sich in der Form von den andern Lebensperioden unterscheiden. — Ein zweiter Originalaufsatz, verfafst vom Hrn. Geh. Rath *Lichtenstein*, hat die Aufstellung einer neuen Otterart (*Lutra maculicollis Licht.*) zum Gegenstande; sie stammt aus Südafrika und hat Krallen an den Vorderfüfsen, wie die nordischen Arten, aber vorn ganze Schwimmhäute, abgerundete Ohren, eine dunkelkastanienbraune Farbe und weifse Kehle. — Interessant sind die Beschreibungen der Schädel, welche Herr A. v. Humboldt in Amerika sammelte und dem verstorbenen *J. F. Meckel* zur Untersuchung mittheilte; so wie die Bemerkungen von Hrn. *Blume* über den *Culilowan-Baum* des Rumphius, welche beweisen, dafs mehrere Arten (5) der Gattung *Cinnamomum* die officinelle Rinde liefern. — Mittheilungen des Herrn Herausgebers über die schon wiederholt besprochenen Thierfährten im bunten Sandstein bei Hildburghausen, und eine Notiz aus Hrn. *Meyen's Reise* über das Material, woraus die Salangane Ostindiens ihr Nest baut, und das ohne Frage der efsbare Tang *Sphaerococcus cartilagineus Ag.* ist, machen den Schlufs des ersten Heftes. Die Abbildung der neuen Otter und des jungen *Monostomum* sind recht gut.

Das *zweite* Heft enthält zuerst den ausführlichen Bericht des Hrn. Prof. *Meyen* über die Fortschritte der Pflanzenphysiologie im Jahre 1834. Wir können von dieser fleifsige[n] ... Seiten langen Arbeit schon ihres Umfanges wegen nur eine ... diegene Würdigung des Geleisteten erwarten. — Darauf ... die Beschreibung eines *neuen chilesischen Nagers* vom H... Prof. *Pöppig* (*Psammoryctes noctivagus Pöpp.*, *Cucurrito* der ... geb.), welcher im Systeme neben *Bathyergus Ill.* stehen wi... und von diesem sich besonders durch den Bau der Vorderf... und die Länge des Schwanzes unterscheidet. Wichtig ist ... Bemerkung (S. 254), welche auch in der folgenden Abhand... des Hrn. *Dr. Erichson* sich wiederfindet (S. 268), dafs chil... sche Thiere mit Süd- und West-Afrikanern in manchen Ver... nissen bisweilen eine überraschende Aehnlichkeit darbieten ... für gleichartige, die Formen der Thierwelt bestimmende ... wirkungen an den westlichen Abhängen beider Kontinente ... chen. Die obengenannte Abhandlung hat die Aufstellung ... neuen Gattungen aus der *Lamellicornen*-Familie zum Ge... stande; die beigefügte vortreffliche Tafel stellt jede in ... charakteristischen Art dar. Ueberraschend ist bei diesen ... die fadenförmige Bildung der Unterkiefer (bei 2 Gattu... *Cratoscelis* und *Lichnia*), wofür indefs andere Familien (*Nemo... tha Latr.*) Analogien darbieten. Dieser Faden ist nicht der ei... gentliche *Kaustück* (*mando*), sondern der *lobus externus* ... das Analogon der *galea* der *Orthopteren* und des *palpus* ... der *Caraboden*, welcher bekanntlich bei allen *Lamelli...* wenngleich in sehr abweichender Form gefunden wird, ... Verf. mit dem Namen *mala externa* belegt ist, während ... *Kaustück mala interna* heifst. Nach des *Ref.* Ansicht ... jener Theil dem inneren gröfseren Taster an den accesso... Mundtheilen (oder Kaufüfsen) der *Dekapoden*, und beweist ... in diesen scheinbar abnorm gebildeten Gattungen Nichts ... Möglichkeit der Rückkehr zu den ursprünglichen Formen ... einer höheren Entwickelungsstufe des Thierreichs; welche ... scheinung uns so mancherlei Beispiele in der Thierreihe d... ten. — In der folgenden Abhandlung wird vom Hrn. *Dr... lippi* das Thier der *Solenomya mediterranea* ausführlich be... ben und auf die Verschiedenheiten im Kiemenbau der Mu... hingewiesen. Derselbe hat auch eine neue Art *Teredo...* *pusillum*) beschrieben, und auf der beigefügten Tafel, wie ... die *Solenomya*, recht gut abgebildet. — Endlich giebt der ... Herausgeber einen Bericht über die von *Rüppel* neuent... Säugethiere Abyssiniens, welcher besonders hinsichtlich der ... graphischen Verbreitung der Affen von Interesse ist. ... Auszüge aus englischen Journalen bilden den Schlufs. —

Referent kann, bei einem so empfehlenden Anfange ... nützlichen und nothwendigen Zeitschrift, nur den Wunsch ... gleichmäfsig schnellen Förderung und gleich gehaltvollen ... stattung hegen, um sich davon überzeugt zu halten, dafs ... selbe sich eines ungetheilten Beifalls werde zu erfreuen ha... denn der Werth und das Bedürfnifs eines solchen Journals ... für den gröfseren Theil des naturforschenden Publikums so ... und von solcher Bedeutung, dafs dieses ohne jenes sich ... zu unterrichten kaum im Stande sein möchte.

Burmeister

№ 12.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Juli 1835.

:leichende Idealpathologie. Ein Versuch die :ankheiten als Rückfälle der Idee des Le- :s auf tiefere normale Lebensstufen darzu- :llen. Von Karl Richard Hoffmann.

(Schlufs.)

5) *Rothlauf* ist die Erscheinung des Eingehens der :ng (Regeneration der Oberhaut) durch den mensch- Organismus, die normal nur bei Batrachiern, Vö- :nd Säugthieren vorkommt.

6) *Fieber*, selbständig, essentiel gegeben in der *:era* und im einzelnen Anfalle des einfachen rei- :Vechselfiebers, wird als Wiederholung der Selbst- :auung des bildenden Lebens in seiner Totalität :et, und von seinen 3 Stadien soll bedeuten

) das des Frostes ein Zurücksinken in den la- chaotischen Zustand, zur Herrschaft des blofs *:sen*, des unbebrüteten Eies, des vorembryonischen :, auf die Stufe der Fische, ja selbst auf die mi- :he Lebensstufe,

das der Hitze die Wiedererhebung auf die Stufe :rschenden Bildungstriebes, der reinen Produktion, :bryonischen Lebens, der Herrschaft des Bilden- : die pflanzliche, auf die Stufe des Vogels,

das Schweifsstadium endlich ein Fortrücken auf :fe der Reproduktion, des nachembryonischen Le- :er Herrschaft des Gebildeten, auf die thierische, Säugthier-Stufe.

:orm des Fiebers sei das intermittirende, das sein :n in der Längenspaltung der Vorticelle habe und : auf einem Sichzurückziehen des bildenden Le- : Menschen aus der Verbindung mit dem Plane- :ube, wann und wo derselbe der Entwickelung des hinderlich sei.

Epilepsie wird als Ergebnifs des Zurückgesun- :s des Bewegungslebens auf die Stufe des Fötus, Willkür entzogenen und gänzlich ungebundenen Bewegungstriebes, der wieder unmittelbar gewordenen Bewegung betrachtet, wozu der Prototyp die Oscillatorie liefere.

18) Die *asiatische Cholera* endlich stelle ein Eingehen des thierischen Winter- oder Jahres-Schlafes und der damit verbundenen Erstarrung dar; in der dabei Statt findenden Absonderung und Ausstofsung des Eiwassers insbesondere sei ein Wiederauseinandergehen des Menschen in den ursprünglichen Gegensatz von Embryo und Fruchtstoff gegeben, und diese Krankheit der Menschen setze ein analoges Kranksein des Planeten selbst voraus, ein Unselbständigerwerden desselben und in Folge desselben ein Zurückziehen seines Lebens aus seinen äufseren Organen, dergleichen eben auch die Menschen seien. —

Diese Deutungen erscheinen zum Theil überraschend geistreich und es bewährt sich in ihnen im Allgemeinen ein lebendiger Blick, nebst einem reichen Mafse von Kenntnissen und Scharfsinn. Manche der in Betracht gezogenen Gegenstände erscheinen dabei sicherlich erst im rechten Lichte. Gegen sonst nicht seltene mehr nur quantitative Auffassung, treten bei dieser Betrachtung einzelne erst ihrem qualitativen und specifischen Charakter nach hervor. Was sonst mehr nur nach einzelnen Momenten und Seiten erhoben erscheint und wovon man mehr nur „die Trümmer in seiner Hand" hat, das erscheint hier zum Theil als lebendige Totalität, und erst aus dieser lebendigen Wesenheit, der einfachen Idee, erscheint einzelnes Aeufserliches und sonst damit Verbundenes in's rechte Licht gesetzt und erklärt. Dahin dürften namentlich die Artikel über Scropheln, Rhachitis, Bleichsucht, zum Theil wohl auch noch über Katarrh und Rheumatismus zu zählen sein.

Anderes freilich ist im Gegentheile unverkennbar zu vag gedeutet, wie insbesondere die Epilepsie und der Scorbut. Und abermals Anderem dürfte mit Gewalt eine so specifisch bestimmte Bedeutung untergeschoben wer-

den wollen, dem sie nicht wirklich zu Grunde liegt, sondern das in der That entweder mehr nur quantitativ zu erklären ist, oder das, wenigstens zum Theil, mehr als formloserer blofser krankhafter Zustand, denn als Krankheit im eminenteren Sinne des Worts, oder auch mehr nur als einzelnes Moment oder Fragment einer solchen, ja, selbst mehr nur als Heilbestreben gegen Abnormes, als kritische Exacerbation und kritischer Ausgang, zu betrachten ist. Das Eine oder das Andere hievon scheint namentlich auf die Wassersucht, die Hämorrhoiden, so wie auf die Gicht angewendet werden zu dürfen, welche letztere eine der wenigst glücklichen und darum besonders paradox erscheinenden Deutungen erfahren haben möchte.

Leicht am allerwenigsten überzeugend und befriedigend dürften aber die Artikel: Entzündung und Fieber erscheinen, die doch eine so bedeutende Stelle in der Phathologie einnehmen und eine so grofse Rolle in ihr spielen. Und in Beziehung auf diese ist wohl die in dem vorliegenden Buche herrschende pathologische Grundansicht nicht blofs unvollkommen und falsch angewendet, sondern überhaupt gar nicht anwendbar. Hier dürfte deren Einseitigkeit und nur theilweise Competenz in der Pathologie besonders erhellen. Vor Allem nämlich erinnert das ihr zufolge dem Erkranken des Menschen nur zu Grunde liegen sollende Herabsinken desselben auf niedere, bereits überwundene Lebensstufen und das Zerfallen desselben in solches, was in höherer Einheit zusammengehalten sein sollte, sogleich mehr nur an chronische Formen des Krankseins, die hiernach mehr ihrem qualitativ-positiven Charakter und ihrer specifischen Bedeutung nach in Betracht gezogen erscheinen, indefs sie anderwärts häufig einseitig quantitativ und als auf blofser Schwäche beruhend betrachtet werden. Bei akuten Krankheitsformen drängt sich aber gegentheils im Allgemeinen mehr ein jenseitiges Excediren, mehr ein *über die Norm Hinauswollen*, als ein Herabsinken *unter* dieselbe, als zu Grunde liegend auf. Nun ist zwar auch hier öfters von einem „Sichherausschlingen" niederer, im Menschen gebändigt sein sollender Lebensformen die Rede, allein doch immer nur in auf- und abwärts gehender Richtung, und nicht eben so in vor- und aufwärts gehender. Hier rächt sich namentlich auch die einseitige Auffassung des Menschen als Mikrokosmos, die wir schon bei Paracelsus dahin ergänzt finden, dafs er in jenem auch die „obere Sphäre" der Welt wiederfindet. Aber auch von dem unseres Verfs. wesent ähnlichem Standpunkte aus hat schon Kieser nothw dig gefunden, der Krankheit in seinem engeren Si gegenüber auch wenigstens die sog. „höhere Kr heitsanlage" anzuerkennen, und Jahn erkennt ganz demselben Standpunkte aus ein doppeltes Abwei von der Norm in den angedeuteten entgegengeset Richtungen an. Ja, die Gesammtgeschichte krankh Lebens zeigt sogar, dafs das hier Vermifste im Ga gerade das Primäre und das Andere erst das Secu ist; dafs, wie in die Gesammtgeschichte sittlicher normitäten positive Normwidrigkeit in der Form Selbstüberhebung der ganzen menschlichen Persön keit das Primäre ist, dem dann erst Herabsinken, Abspannung in Folge ursprünglicher Ueberspann folgt, akutes und chronisches Kranksein im Ganze einem entsprechenden Verhältnisse stehen. Zudem, überhaupt zu wünschen und zu fordern ist, dafs di thologie vor Allem dem Grunde und Boden einer t tigen speciellen Physiologie und vollends solch' (Anthropologie unter den mannigfaltigsten Anknüpfu erwachse, so würde sich auch unserem Hrn. Verf., v er dafür nicht lieber nur die Krankheiten und ce tere niedrigere Lebensformen einander gegenüber g ten hätte, noch manches andere Verhältnifs zur p logischen Anknüpfung dargeboten haben, für Entzün und Fieber wohl namentlich das Princip des mehr schen Particularismus im Organismus einerseits und ner mehr principalen Totalität andrerseits.

Auch übrigens vermifst man bei der fraglichen trachtung der Krankheiten Mangel an Auffassung positiven Charakters derselben, im entschiedenen gensatze zur Gesundheit, nicht blofs als ein Minus selben, nicht blofs als eines Abnormen, sondern eines recht eigentlich Norm*widrigen;* indem bi Krankheit gar mehr nur als anderes Normalsein, niedrigeres Normales erscheint. Auch hier dürfte Parallele mit dem Sittlichen dienlich sein. Es giebt ein negatives und ein positives Böses, und das lett ist am wenigsten nur ein minder, ein niedrigeres Gu

Ueberhaupt wird man sich in Bezug auf Me so lange der Wahrheit in den wesentlichsten Rück ten nicht bemächtigen, als man nicht neben anderen dingungen, namentlich auch vom ganzen Menschen, einem wahrhaften und vollständigen anthropologisc Standpunkte ausgeht. Auch darin ging schon Para

, der für die ganze Medicin der neueren Zeit zu-
st die Grundlage und den Ausgangspunkt bildet —
auf wir hier bei nächster Gelegenheit zurückkom-
werden — mit gutem Beispiele voran. Er fafst den
schen nicht blofs als Organismus und als solchen
Mikrokosmos auf, sondern auch als freie geistige
önlichkeit und insofern als Ebenbild (Sohn) Gottes.
nimmt er schon gehörige Rücksicht auch auf die
he und religiöse Natur des Menschen behufs rich-
Erkenntnifs und Behandlung auch nur seiner orga-
en Verhältnisse. Darin aber zeigt sich die gegen-
g noch vorwaltende einseitig naturhistorische Weise
r Medicin, bei all' ihrem Guten, nicht blofs man-
ft, sondern selbst feindlich widerstrebend, ist so aber
der Wahrheit in und aufser ihr hinderlich und
dadurch consequenter Weise zu den furchtbarsten,
scheuungswürdigsten Ansichten. In diesem Zusam-
nge werden auch von vorliegendem Werke, bei
enheit der Betrachtung der Cholera, die Menschen
sse, selbst wohl nur peripherische, Organe des
rpers bezeichnet. Eine Ansicht, durch welche dem
sten organischen Wesen Unrecht geschieht, ge-
ige denn dem Menschen, der zwar abnormer Weise
end zu solch' einem Verhältnisse herabsinken und
n kann, dessen Bestimmung oder Norm aber eine
ndere ist. Auch in dieser Beziehung sah schon
sus richtiger. Nach ihm wirkt Bestimmungsge-
er Makrokosmus auf das ihm Entsprechende (Ana-
n Mikrokosmos lediglich als eine dessen eigene
celung nur anregen helfende Lebensbedingung.
äufsert namentlich: wiewohl die Natur grofs und
sei, so greife sie doch nur die *Ihrigen* an; nur
er Mensch gleich dem Viehe wandle, gehe es
e ihn die Sterne führen und der kälberische Ver-
ler blofs thierische Geist). Nicht so der rechte
wozu er erst werde, wenn er den ihm verliehe-
tlichen Geist herrschen lasse. Der werde durch
r weder von oben noch von unten gewältigt.
ch die gegentheilige Ansicht tritt sich das durch
iegende Buch vorzugsweise repräsentirte Zuwer-
in der Pathologie auch da, wo und soweit es
an seiner Stelle und dann recht willkommen
t in den Weg, namentlich auch in Bezug auf
chtbarsten Consequenzen für Aetiologie und The-
Vas nämlich zuerst die Aetiologie betrifft, auf
ie vorliegenden Deutungen überhaupt zu wenig
Rücksicht nehmen, so drängt sich aus der ihnen zu Grunde liegenden allgemeinen Ansicht von selbst der Schlufs auf: dafs wenigstens da und in so weit dieselbe in der Pathologie zulässig erscheint, aber doch nicht in Anwendung kommt, die äufseren Gelegenheitsursachen in der Pathogenie vielfach auf Kosten der Anlagen, Prädispositionen und prädisponirenden Ursachen überschätzt werden. Wäre nun aber noch weiter ernstlich darnach gefragt und geforscht worden: wie es denn dazu komme, dafs sich der Mensch in seinen Krankheiten zum Theil in die früheren Stufen wieder zurückzerlege, auf solche wieder zurücksinke? wie es der Idealpathologie, welche die höchste Stufe darstellen soll, welche die Krankheitslehre zu erreichen im Stande sei (S. 120), wohl zuzumuthen ist; so würde sich die Sache zunächst von angebornen zu erworbenen Krankheitsanlagen im prägnanteren Sinne des Worts zurückdatirt, von da aus an falsche Lebensweise im weitesten Sinne des Worts angeknüpft und so weiter durch nicht hinreichenden Gebrauch oder Mifsbrauch menschlicher Einsicht, des Entschlusses, der Herrschaft über Neigungen oder Abneigungen und Leidenschaften des Gemüths sich endlich im innersten, nur religiös-sittlich zu messenden Wesen der freien geistigen Persönlichkeit des Menschen concentrirt haben. Zwar so, dafs nicht in jedem individuellen Falle ganz und vollauf nur die freie Persönlichkeit des zunächst in Frage stehenden Individuums selber den Ausschlag geben mufs, sondern wohl auch die anderer Individuen, welche mit jenem im Zusammenhange stehen und auf dasselbe Einflufs ausüben. Allein zuletzt knüpft sich die Sache denn doch wesentlich an freies persönliches Leben an, zurück bis zu einer Urthat desselben in der Geschichte der Menschheit, die theils ein für allemal, theils durch stete theilweise Wiederholung für alle nachfolgenden Generationen und Individuen von Einflufs wurde. Und was für die Therapie eben daher zu folgernde Consequenzen betrifft, so wäre die wesentlichste gewesen: dafs die Behandlung der Krankheiten des Menschen gar oft mehr den *ganzen* Menschen und selbst noch weiter das tiefere Verhältnifs des Individuums zum ganzen Geschlechte ernster in's Auge zu fassen habe, wenn sie wahrhaft gedeihlich sein soll. So erst dürfte sich die Medicin überhaupt in einer Zeit, die sich so wesentlich um Persönlichkeit und Freiheit — wahre und falsche — dreht, im bessern Sinne in die Zeit schicken und zeitgemäfs sein.

Wir schliefsen mit dem Wunsche, dafs der Hr. Verf. dieser Schrift dieses längere Verweilen bei derselben als ein Zeichen unsrer Achtung erkennen möge, so wie mit der Versicherung, dafs wir ihn auf dem eingeschlagenen Wege, *mutatis mutandis*, mit Vergnügen werden fortfahren sehen.

Leupoldt.

XI.

Pieśni polskie i ruskie ludu Galicyjskiego. Zmuzyką instrumentowaną przez Karola Lipińskiego. Zebrali wydał Wacław z Oleska. We Lwowie, nakładem Franciszka Pillera 1833. *LIV u.* 514 *S. in gr.* 8.

D. i. polnische und russische Lieder des gallicischen Volkes, mit den dazu gehörigen Melodien, instrumentirt von Karl Lipinski. Gesammelt und herausgegeben von Wenzel von Oleska.

Gegenwärtiges Werk füllt eine doppelte Lücke in der polnischen oder vielmehr in der allgemeinen slawischen Litteratur aus. Die Polen besafsen bis jetzt keine einzige Sammlung von Volksliedern und liefsen sich in dieser Hinsicht von den übrigen Slawenstämmen weit überholen. Sodann ist bis jetzt auch noch nie etwas von der Mundart der den gröfsten Theil Ost-Galliciens bewohnenden Rufsniaken ans Licht getreten. Beiden Mängeln hat der Verf. durch seine reichhaltige Sammlung grofsentheils abgeholfen. Wir sagen grofsentheils; denn für das polnische Volkslied ist gewifs noch eine reiche Erndte zu halten in allen aufserhalb Gallizien gelegnen Gebieten polnischer Zunge und in Hinsicht der ruthenischen Mundart wird wohl im nord-östlichen Ungarn für Koller, den eifrigen Sammler ungrisch-slawischer Volkslieder, manches Blümchen zu pflücken übrig blieben.

Es ist erfreulich, und zum Theil von der allgemeinen philosophisch-historischen Richtung der gegenwärtigen Zeit dankbar anzunehmen, dafs, so wie allenthalben das Volkslied aus seiner bescheidnen Dunkelheit zum Tageslichte reflectirender Cultur erhoben wird, so dies besonders auch in den slawischen Ländern, und se[iner] Natur gemäfs wohl am reichhaltigsten geschieht. M[öge] dieses für die ureigne Entwicklung des slawischen [Geist]es von den besten Folgen sein.

Es könnte auffallen, dafs in der vor uns liege[nden] Sammlung sich polnische Lieder nur der gering[eren] Zahl nach befinden, die bei weitem gröfsere aber [von] rufsniakischen eingenommen wird. Dieses erklärt [der] Umstand, dafs in Gallizien mehr als zwei D[rittel] der Einwohnerschaft Klein-Russen sind, sodann auch, dafs, wie der Autor selbst gesteht, bei diese[m] slawisch-griechischen Ritus lebenden und von den flächenden historischen Einflüssen durch seine Ar[t,] Gebirge und Sprache mehr abgeschiednen Volke, eine gröfsere Zahl alterthümlicher Gebräuche und sie begleitenden Lieder, so wie auch eine gröfsere [Frei]heit der Lebensverhältnisse und ihres Ausdruckes [im] Gesang erhalten hat, indefs bei dem eigentl[ichen] Polen vermöge seiner gröfseren, durch Sprache, Rel[igion] und Regierung bedingten, nicht ganz angenehme[n Be]rührung mit den höheren Ständen, jene gemüt[liche] Unbefangenheit, die der Volksgesang fordert, läng[st ge]stört ist. Dafs diese Liederarmuth nicht in der we[niger] poetischen Anlage des Polen ihren Grund hat, bew[eisen] die zahlreichen und ausgezeichneten Kunstdichte[r der] Nation älterer und neuerer Zeit, beweisen auch di[e un]zählbaren Krakowiaken, Mazuren und andere [kleine] Gedichtsformen, die in unermefslicher Menge übe[r das] ganze Land zerstreut sind und mit ihren kurzen S[ätzen] sen alle Verhältnisse des gemeinen Lebens ums[chlin]gen. Ja man könnte, um einmal in der botani[schen] Analogie zu bleiben, die besonders dem Volksli[ede] sehr zusagt, den polnischen Krakowiak mit den [uner]mefsnen Ebenen, Getreidefeldern und Wiesen ve[rglei]chen, wo Schaaren einzelner kleiner Pflänzchen mehr oder weniger einander ähnlich sind, übe[r die] gleichförmige Landschaft sich verbreiten; indefs [das] rufsniakische Lied mit seiner gröfseren Ausführlic[hkeit] und Vollendetheit, mit seiner nur für bestimmte [...] berechneten Eigenthümlichkeit, der einsamen, a[n ih]rem Standpunkt gebundnen Gebirgspflanze zu ve[rglei]chen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 13.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1835.

Pieśni polskie i ruskie ludu Galicyjskiego. Z muzyką instrumentowaną przez Karola Lipińskiego. Zebrali wydał Wacław z Oleska.

D. i. polnische und russische Lieder des Gallicischen Volkes, mit den dazu gehörigen Melodien, instrumentirt von Karl Lipinski. Gesammelt und herausgegeben von Wenzel von Oleska.

(Fortsetzung.)

In der gegenwärtigen Sammlung hat der Autor, vielleicht Vuk Stephanowitsch in seiner serbischen Liedersammlung nachahmend, das Ganze zunächst in weibliche und männliche Gesänge getheilt. Es ist jedoch diese Eintheilung nicht in dem strengen Sinne zu nehmen, als man glauben sollte, dafs die Lieder der ersten Abtheilung blofs von Individuen weiblichen Geschlechts ihren Ursprung hätten, oder gesungen würden, jene der zweiten blofs von männlichen, sondern diese Benennungen drücken vielmehr ihren ästhetischen Charakter aus, der noch näher durch lyrisch und episch bestimmt werden könnte. Die weiblichen Gesänge erhalten ferner folgende Haupttitel:

A. Lieder bei verschiednen feierlichen Gelegenheiten, als: bei Eheverlöbnissen, Hochzeiten, Taufen und Begräbnifsmahlen.

B. Lieder bei verschiednen feierlichen Gebräuchen und Festen.

C. Lieder bei ländlichen Beschäftigungen, ferner Lieder verschiedner Stände und Lebensberufe.

D. Lieder bei ländlichen Lustbarkeiten und Tänzen.

E. Liebeslieder, Elegien und andere Gesänge vermischten Inhalts.

Die männlichen Gesänge sind längere oder kürzere Romanzen, theils mit Bezug auf allgemeine historische Begebenheiten des Landes, theils blofs einzelner Personen Schicksale darstellend.

Die Gesammtzahl dieser Lieder ist = 1496. Am reichsten ist, vermöge ihrer flüchtigen Natur und Kleinheit, die Zahl der Krakowiaken = 680. Diesen zunächst kommen die Liebes- und andre vermischte Lieder = 369. Zahlreich sind ferner die Hochzeitlieder = 149 und die Kolomyjken, eine Art Tanzlieder, rufsniakisch, ähnlich den Krakowiaken = 156. Am dürftigsten sind verhältnifsmäfsig die männlichen oder epischen Lieder ausgefallen = 37. Die beigefügten Melodieen sind ein sehr werthes Geschenk, nicht nur für den theoretischen und historischen Musiker, sondern auch für den Praktiker, der darin eine unendliche Fülle von Gedanken und neuen Anregungen finden wird. Am Ende befindet sich ein alphabetisches Register der Liederanfänge.

Wir wollen nun diese einzelnen Abtheilungen näher betrachten und einiges Interessante, so viel der Raum erlaubt, daraus mittheilen.

Die Lieder des ersten Titels, welche bei Verlöbnissen, Hochzeiten, Tauf- und Begräbnifsmahlen gesungen werden, sind durchaus rufsniakisch und es könnte auffallend scheinen, dafs dergleichen polnisch dem Autor nirgends vorgekommen sind. In der Vorrede wird bemerkt, dafs diese feierlichen Gebräuche bei den Polen meist in der Stille oder höchstens von einigen Krakowiaken begleitet begangen werden. Als Ursache wird angegeben, die immerwährende Störung des Landmanns durch das Treiben des kleinen Adels und durch die vielfachen Bedrückungen und Bevortheilungen desselben von Christen und Juden. Das russinische Volk sei zwar auch denselben und vielleicht noch gröfseren Drangsalen ausgesetzt, doch lebe es bei weitem abgeschiedener und sich selbst mehr belassen, theils wegen Verschiedenheit der Sprache, theils weil in den Gebieten desselben wenig kleiner Adel, meist nur grofse Güterbesitzer sich befinden, daher sich die alterthümlichen Sitten und Gebräuche mit ihren Liedern beständiger und reiner erhalten. Der Charakter dieser Lieder ist un-

schuldige Sinnlichkeit, kindliche Einfalt, mitunter Schalkhaftigkeit, auch wohl Grofsthuerei und feierliches Wesen, was jedoch, wenigstens für den aufserhalb dieser Kreise Befindlichen, schon in Sprache und Zuschnitt seine eigne Ironie mit sich führt. Wir wollen einige beispielsweise hier mittheilen.

Antwort der Verlobten.

Du kleine schwarze Dohle
Hast unsern Falken verführet,
Ich hab' ihn nicht verführet,
Flog er doch selbst mir nach,
Flog nach meinem leisen Fluge,
Flog nach meinem schwarzen Gefieder.
Du schön Mariechen schön
Hast unsern Hans verlocket.
Ich hab' ihn nicht verlocket,
Ging er doch selbst mir nach,
Folgt meinen kleinen Tritten,
Folgt meinem weifsen Antlitz.

Am Sonnabende vor dem Hochzeittage, der, da die übrigen Tage nicht frei sind, jedesmal auf den Sonntag verlegt werden mufs, singen die Mädchen in Gesellschaft der Braut allerlei Lieder, die auf die baldige Veränderung ihres Standes Bezug haben. Bald wird die Braut dargestellt als pflegend den geliebten Mann, der von der Jagd heimkehrend vom Regen durchnäfst worden; bald härmt sich das Mädchen, dafs ihr die Trauben abgefallen; wer wird mit ihr die Lese halten, denn sie sollen zum Winter aufbewahrt werden. Väterchen kann nicht wegen Herzeleid. In einem andern Liedchen bittet der junge Bursche die Mutter ihm noch seine Freiheit zu lassen, dafs er wie ein Fisch im Meere sich frohen Muth gewähre. Mütterchen giebt noch einen Winter zu; dann sei es Zeit zu heirathen, sich mit der Welt in Verhältnifs zu setzen.

Die Hochzeitgäste am Vorabend dem Bräutigam Geschenke bringend, kommen gleichfalls nie ohne Begleitung von Liedern, die durch glänzende Uebertreibungen ausgezeichnet sind, vielleicht um einen vortheilhaften Schein auf die bescheidnen Geschenke zu werfen.

Und so giebt es für jede Ceremonie vor und nach dem Hozeitacte eigne Lieder; so vor, während und nach dem Darbringen der Geschenke, beim Schmücken der Braut zum Brautschatz, beim Lösen der Haarflechten am Vorabend des Hochzeittags; beim Aufsetzen des bräutlichen Kopfputzes; vor und nach der Trauung; am Abende des Hochzeittages an die Neuvermählten, am Montage beim Besuche der Eltern, der Verwandten, Brautführer und Brautjungfern u. s. w. u. s. w. Wir den hier diese Lieder mit ihren sprachlichen und dern Eigenthümlichkeiten aus mehreren Kreisen, mentlich dem *Zolkiew*schen, dem Stanislawowschen, d Kolomyjschen, dem Tarnopolschen, dem Sandeks zusammengetragen. Schade, dafs die Melodieen mitgetheilt sind. In einer so ernstlich gemeinten Sa lung wie diese, die nicht blofs der Unterhaltung widmen will, sondern als historisches Monument, Theils des gegenwärtigen Volkslebens in Polen au stellt ist, sollte so was nicht fehlen, und es ist zu fen, dafs der Autor, wenn er nicht etwa die Arbeit dern überlassen mag, bei Zeiten diesen Mangel d Nachträge ersetzen wird, denn reifsend strömen Zeiten über unsern Häuptern, und so wie im Raume Monumente der Vorwelt, so zerstört jedes Jahr etwa den beweglichen Formen des Volkslebens.

Die gleichen Vorwürfe treffen die zweite Hä Wir bedauern überdies, dafs der Autor sich nicht Mühe genommen, manche, selbst dem Landeskinde d und unverständliche Worte und Ausdrücke zu erklär

Wenn er mit der Zeit Nachträge liefern sollte dürfte es ihm leicht fallen, auch nachträglich di Mangel abzuhelfen. Da das Werk zunächst für ei liche National-Polen bestimmt ist, so ist zu beden dafs die Rufsniakischen Worte und Ausdrücke allen mitten in Grofs- und Kleinpolen, in Schlesien Westpreufsen wohnenden gleich geläufig sein kö und dafs man auch die andern Slawen, welche an polnischen Litteratur Interesse finden, und deren gewifs nicht klein ist, und sich bei günstigeren Ha und Staatsverhältnissen immer mehren wird, berück tigen müsse.

(Der Beschlufs folgt.)

XII.

Anecdota Graeca e codd. manuscriptis Bibliotheca Oxoniensium descripsit I. A. Cramer. Vol. I. nii, 1835. *VIII. und* 472 *pag.* 8.

Zu den schätzbarsten Denkmälern der griechischen Le graphie gehört das *Etymologicum Magnum*, welches die sä lichen auf uns herabgekommenen Werke der Art durch Gl mäfsigkeit, Ausführlichkeit und Fülle der grammatischen A täten übertrifft. Diese Vorzüge können nicht befremden, man erwägt, dafs es wesentlich aus den exegetischen Arb vieler Zeitalter über Homer erwachsen und Homerische Ge

...keit sein Kern sei, den eine Menge beabsichtigter oder zu-...ger Beiwerke umschliefst und zuweilen vergessen macht. ...auf beruht auch die Methode des Ganzen, indem auf Anlafs ...einzelnen Artikel jedes Moment der Erklärung raisonnirend ...ickelt, die Etymologie trotz der seltsamsten Sprünge stets ...lich um Bedeutung oder Orthographie zu bestimmen, als ...der Faden hineingezogen, die verschiedensten Thatsachen ...Fragen einer unendlichen Formenlehre bald unmittelbar ...in umständlicher Digression erörtert werden, dies alles ...mitten in der anscheinenden Trockenheit Leben und In-...se von den mannigfaltigsten Zugaben empfängt, von den ...ätzen der berühmtesten Grammatiker, von Beweisstellen ...amentlich poetischen Bruchstücken, von historischen, my-...ischen und antiquarischen Denkwürdigkeiten. Indessen ...ich dieses Monument der Studien, welche unter den Kom-...aufblühten (denn auf jenen Zeitpunkt führt schon die An-...ag der Epimerismen *αι, ει, οι* unter den letzten Artikeln ...*, ι, ο)*, in seiner jetzigen Gestalt nicht ganz nach Wunsch ...en; mag man nun auf die äufsere Erscheinung oder auf ...ere *Verfassung* des Buchs sehen. Einerseits ist nämlich die ...atische Ueberlieferung noch immer mangelhaft und unser ...*ischer* Text fern von Vollständigkeit oder kritischer Sicher-...blieben; der erste Herausgeber, dem der gedachte Text ...*n*, *Kalliergos* besafs vielleicht die mittelmäfsigste aller ...hriften; wie viel hier fragmentarisch und verderbt sei, ...Ganzen das der Länge nach abgedruckte *Etym Gudia-* ...zeigt, ungeachtet seine Komposition den knapperen Gang ...Kompendium verfolgt; und die sehr ungleichen Proben ...vorzüglichsten Codices, dem *Pariser*, *Leydener*, *Utrech-* ...*Dorvillianus* in Oxford und einigen von geringerem ...weisen, dafs das gegenwärtige Etymologicum vermöge ...Hulfsmittel aufs gründlichste umgeschmolzen werden ...Gelänge es dieses Lexikon in seinem wahrhaften Reich-...seiner ursprünglichen Reinheit zu erhalten, so wäre der ...nach allen Seiten hin von gröfster Bedeutung; wenn ...ch ein solches Unternehmen, woran bei den jetzigen ...llerischen und wissenschaftlichen Verhältnissen der Phi-...niemand glauben wird, glücklich zu Stande käme, so ...doch die Schätze des Etymologicum nur dann sich ...r erweisen, sobald man sie in ihre Fächer und Bestand-...rlegt und hauptsächlich der griechischen Linguistik ...macht. Es ist bekannt, dafs in diesem Wörterbuch ...enartige Massen neben einander mechanisch geschichtet ...orunter die Beiträge des *Herodianus, Orus, Chöroboskus* ...en Technikern, und die der Homerischen Kommenta-...schieden einen Stamm bilden; Beiträge, welche nicht ...ch aus einander gerissen sind und in häufigen Wider-...rathen, sondern auch durch Excerpte bei den übrigen ...kern und Scholiasten, welche aus denselben Quellen ..., vervollständigt, berichtigt und öfters erst verständ-...en Unseres Erachtens nun soll das letzte Resultat der ...lie auf die gesammten *Etymologica* nebst den verwand-...en gerichtet sind, dahin gehen, dafs wir ein quellenmä-...mmatisches Corpus erlangen, wodurch der noch mehr-mals dürftigen Darstellung von den Dialekten, der Prosodie der Formenlehre und Wortbildung ein breiter fruchtbarer Boden erwachsen müfste.

Doch damit hat es noch gute Weile. Vor der Hand wird man wohl thun, jedes dargebotene Hülfsmittel, welches die Zersetzung der im *Etymologicum* ruhenden Massen befördern kann, sorgfältig zu nutzen. Ein solches Hülfsmittel gewähren auch die gegenwärtigen *Anecdota*, die der vermuthlich (wenn wir einen kleinen Aufsatz im *Philological Museum I*, 3. ausnehmen) hier zum ersten Mal erscheinende Herausgeber aus einem Oxforder Codex gezogen hat, Ὁμήρου Ἐπιμερισμοί, welche den ganzen Band füllen. Wieder ein grammatisches Ineditum: dürfte mancher ausrufen, dem wir in der That ein anmuthigeres Object hätten anbieten wollen. Jetzt aber bedenke man, dafs der Werth der vielen in unserem Jahrhundert gedruckten *Anecdota Graeca* wesentlich auf grammatische Stücke begründet ist, und sei nicht allzu ekel gegen ein Denkmal des Byzantinischen Fleifses, welches dem engeren Beruf der Philologie dient und beim trockensten Aussehen mehr als ein Goldkorn verbirgt. Um also zu den Homerischen Epimerismen zurückzukehren, so erinnert der Titel nicht minder als die Einrichtung des Buches an *Herodian*. Wir meinen hierbei weder eine Analogie zu den sogenannten Epimerismen des Herodian, noch irgend eine authentische Ueberlieferung, die allenfalls mit den Kompositionen des grofsen Grammatikers im Vernehmen stände: jenes ist unmöglich, weil die von Boissonade herausgegebenen Epimerismen rein orthographischen Inhalts sind und zu Gunsten des Elementarunterrichts sich aller Gelehrsamkeit entäufsert haben; ebenso wenig aber wird man den alten Herodian in einer Sammlung finden wollen, die weit spätere Männer (z. B. *Orus* und *Orion*) nennt, die Bibel mit mancherlei *glossae sacrae* anführt und einigemal dem Stoffe fremdes einmischt Ueberhaupt ist es bekannt genug, dafs die Lehren des Herodian, eben weil sie festen Fufs in den wichtigsten Kapiteln der Formenbildung gefafst haben, durch viele Hände mittelst der verschiedensten Zuschnitte gewandert sind, mithin auch mehrere der Kompilatoren von seinen Sätzen nur durch jüngere Berichte wissen: wie namentlich das *Etym. M.* p. 779 sagt, λέγουσι δέ τινες ὅτι ἐν τοῖς Ἐπιμερισμοῖς Ἡρωδιανὸς λέγει —. Ein gleiches läfst auch unsere Schrift aus der Art, wie Herodian (dessen Name herzustellen p. 216. 379) genannt und mit Rücksicht auf sonstige Arbeiten citirt wird, vermuthen; die nähere Betrachtung zeigt überdies, dafs wir darin ein auf Herodianischen Grund gebautes System Homerischer Grammatik besitzen, welches die anderweitig den Epimerismen entnommenen Artikel reiner und zusammenhängender gewährt: man vergleiche p. 297 mit *Etym. M.* p. 101 oder pp. 289, 440 mit *Bekk. Anecd. Ind.* vv. νήστης et χείρ, vor allem p. 49 sq. mit dem ärmlichen Auszug *Etym. M.* v. Ἀβακέως, wo das Schlufswort οὕτως Ἡρωδιανός, εἰς τοὺς μεγάλους ἐπιμερισμούς, eben auf ein volleres Werk der Art hinweist. Was endlich die Frage nach Zweck und Einrichtung jener Epimerismen betrifft, so wird man statt der gänzlich verfehlten Erklärung, die früher *Boissonade praef. in Herod.* p. IX. ertheilen durfte, jetzt auf den ersten Blick die richtige Auskunft gewinnen Herodian brachte

die Resultate seiner weitläuftigen und zerstreuten Forschungen zur Uebersicht und praktischen Benutzung, indem er die in Form und Wortbedeutung problematischen und klassisch gewordenen Stellen des Homer artikelweise (gewissermafsen ἐπιμερίζων) durchging und daran fast spielend eine Reihe von Belehrungen über Analoges und Anomales anknüpfte. Dieselbe Methode befolgen die vorliegenden Epimerismen, nur dafs die alphabetische Ordnung der Artikel mehr im allgemeinen als im einzelnen behauptet und manche Wiederholung nicht vermieden ist.

Der Nutzen dieses Anecdotum läfst sich als ein doppelter bezeichnen. Einerseits liefert es ein vortreffliches Supplement zu den beiden gedruckten *Etymologica*, deren Text hierdurch verbessert, ausgefüllt und in passenderen Zusammenhang gerückt wird; woraus von selber folgt, dafs eine gute Zahl grammatischer Beobachtungen, von mehr oder weniger eigenthümlichem Gehalt, und erhebliche Nachträge zum griechischen Lexikon nebenhergehen. Wir müssen uns begnügen diesen ganz offenbaren Nutzen erwähnt und zur Beachtung empfohlen zu haben, ohne durch Proben ihn Schrittweise zu belegen. Anderseits tritt uns eine Fülle von Bruchstücken, besonders der Dichter entgegen; welche keinem unwillkommen sein mag, obgleich nirgend eine historische oder sonst bedeutsame Notiz versteckt liegt. Nur ist die Verderbung und Unsicherheit der Lesart ein grofser Uebelstand; die Handschrift, ohnehin etwas nachläfsig geschrieben und lückenhaft, macht durch ihre künstlichen Abkürzungen viel zu schaffen, welche der Herausgeber nicht immer richtig aufgefafst hat. Was Ref. nach diesem Vorbericht über ein Werk von beschränktem Interesse sagen könnte, das besteht allein in einem flüchtigen Ueberblick derjenigen Fragmente, welchen man um ihrer Autoren willen einige Theilnahme widmen darf. I. *Epiker.* Vom *Hesiodus* ist aufser kleinen Einzelheiten (*πρόκριν* für *πρόκρισιν* und *εὐθύνιον* pp. 46. 55) nur angeführt p. 148 *δῶρα θεῶν μακάρων πλῆσθαι χθονί.* Vom Verf der *Titanomachie* p. 75 *αἰθέρος δ' υἱὸς Οὐρανός*: wo die Interpolation schon aus den vorstehenden Worten erhellt, *'Ωκεανοῦ δ' υἱὸν τὸν Οὐρανόν, οἱ δὲ Ἄκμονα τὸν αἰθέρα.* Von *Kreophylus* p. 327 *τοῦτο δὲ* (nämlich *ὄρηαι*) *εὑρήσομεν καὶ ἐν τῇ Οἰχαλίας ἁλώσει, ἣ εἰς Ὅμηρον ἀναφέρεται ἔστι δὲ Κρεώφυλος ὁ ποιήσας. Ἡρακλῆς δ' ἐστὶν ὁ λέγων πρὸς Ἰόλην ὦ γύναι, ταυτά τε ἐν ὀφθαλμοῖσιν ὄρηαι.* Vermuthlich nach dem Homerischen *ὢ πόποι, ἦ μέγα θαῦμα τόδ' ὀφθαλμοῖσιν ὁρῶμαι* zu ändern. Viele Fragmente des *Antimachus*; doch ohne Nennung des Gedichts; aufser etlichen *curiosis* wie *ἀμορφύειν* und *ἀκαχυνόμεν* p. 55. *ἀργεῖτε* statt *ἀγρεῖτε* Il. *τερέντερον* 413. folgendes gröfsere: 158. *τό ῥά οἱ ἀγκυλεχὲς κρέματο περὶ πάσσαλον αἰεί.* 201. *Ἄιδος ἐκπρολιποῦσα θοὸν* (i. e. *ἀσφαλῆ*) *δόμον.* 401. *κοίας* (i. e. *σφαίρας*) *ἐκ χειρῶν εἰς σκόπελον μεταρριπτάζουσι*, lies (auch im *Etym. M.* p. 770) *κ. ἐκ χειρῶν σκόπελον μέτα ῥ.* II. *Logographen.* Von *Hekatäus*, zu bemerken ein geographisches, leider corruptes Fragment p. 223 *πρὸς μὲν νότον Παῦλος καὶ Φάκος*, dann 265 *τὸν Ἡρακλέα τοῦ* (*τὸν*) *Εὐρυθέως λεών*, des E. Knecht; ein drittes Citat p. 287 gehört dem Herodotus an Von *Hellanikus* p. 344 *καὶ τὸν* [*υἱόν*] *Πέλαν ὠνομάζετο, ἐπεὶ ἐπελιώθη αὐτῷ ἡ ὄψις λακτισθέντι ὑπὸ τοῦ ἵππου.*

III. *Elegiker und Meliker.* Von *Archilochus* namentlich p. ... *τέο χολούμενος*, und zwei garstige Dinger, 164. *φῦμα μέσον ταχύ*, und 441 *φθειροὶ μοχθίζοντα.* *Mimnermus* dagegen ... 102 kahl da: *τὸ δὲ παρὰ Μιμνέρμῳ* (MS. *μιμηέρμῳ*) *Ὦ λι... λυτίμηθ', ὡς καλαὶ τῶν αἱ γυναί*, welcher Trimeter einem ... ker zufällt, mag dieser nun *Menander* sein oder, wie ... vermuthet, *Hermippus.* Gelegentlich ist des *Hipponax* zu denken, neben zwei Kleinigkeiten wegen des Verses p. ... *δέ μευ ὀδόντες ἐν τοῖσι γνάθοισι κεκινέαται*, vermuthlich ... nem *tetrameter claudus*, wenn man nicht auf Anlafs des ... p. 1197 vorzieht: *οἱ δὲ μευ ὀδόντες ἐν τοῖς γνάθοισι πάντες ...νέαται.* Aus *Stesichorus* haben nur zwei Einzelheiten ... gefunden. Von *Alcaeus*: p. 102 *ἔπετον Κυπρογενήας ...* *παλάμῃσιν*). 298 *κἀπιπλεύσειν* (vielleicht *κἀπέαλεσσεν*) ... *τερίνας ἄνθος ὀπώρας*: aufser geringerem und sonst ... *Sappho*: 190 *ἠοί, δώσομεν, ἠοὶ πατήρ.* Oefter *Alkman*: ... *τὸν ἀγῆ*, und weiterhin, *καρχαρέοισι φωναῖς.* 60 *λεπτὰ δ' ἐ... ἀνηλής* (wohl *ἀνήλατος*) *δ' ἀνάγκα.* 159 *Εὐτείχῃ τ' ἄνα...* 287 *οἶκας μὲν ὡραίῳ λίνῳ.* 418 *ὁπότε ὑπὸ τοῦ Ἰππολόχ... ἔβαλλον οὐ νῦν ὑπεστάντων*, in welchen übel erhaltenen ... *ὕπαι*, soviel als *πρότερον*, stecken soll. Das von *Apoll...* tirte *οὐρανίαφι* steht 293 *οὐρανίαφι γ' ἀείσομαι*: auch ... 442, dafs der Vers in *Etym. M.* p. 662 *ἔχει μ' ἄρης ὁ...μον*, vom Alkman sei; sowie ein anderer daselbst p. ... *μευ φρένες ἐκκεκαφέαται*, nach p. 288 an den *Anakreon*. *Ibykus*: p. 255 *παρελέξατο Καδμίδι κούρᾳ*, aufserdem ... Nichts merkwürdiges aus *Simonides*; von *Bacchylides* p. ... *μενέων δ' ἀιδής.* Daneben etliches von *Epicharmus*, ... von *Sophron*, dem auch beizulegen p. 195 *ἀλλ' ...* *Πρόκνην* (ob *Προχνίον*) *καὶ τελεύτα.* IV. *Dramatiker.* Aus... *lus*, dem vielleicht zuzuschreiben p. 119 *πᾶσα γὰρ Τε... κεν* (wohl *δίδουσιν*) *Ἕκτορος τύχης διαί*, nicht von Bedeut... wenig mehr von *Sophokles* und *Euripides.* Einiges ge... *stophanes*, doch nicht immer zuverlässiges, z. B. p. 277 gedruckt, *τὸ τῆς ἐλαίας δένδρον καὶ πάλιν παρ' Ἀριστοφ... δὲ δὴ δένδρα τὰν τοῖς ὄρχοισι*, wo zusammengehören ... *στ. ἐν τοῖς Ὄρνισι* (620), *δένδρον ἐλαίας*, das andere ... *Eupolis* zuzutheilen in *Schol. Arist. Av* 1568. Auch ... empfängt einiges, worunter p. 446 *ἄρα σφόδρ' ἀνεούρ... γέρων*; l. *ἐνεούρησεν οὐξώλης γέρων.* Andere Komiker ... lich genannt; selbst der sonst nirgend fehlende Mena... leer aus, denn p. 255 *ὁρῶ τιν' ἐπὶ τοῦ βήματος κα... παρὰ Μενάνδρῳ*, enthält einen Aristophanischen Vers 382 und der Trimeter p. 333 findet sich im *Etym.* ... 38, sowie eine Kleinigkeit in *Jo. Alex de accent.* p. ... gen ist die beträchtliche Zahl anonymer Stücke von Lyrikern und Dramatikern nicht zu übersehen. Unter ...drinern ist am fleifsigsten, doch ohne denkwürdiges, *Ca...* gebraucht. Den Beschlufs machen wir mit dem Redne... *chus*: p. 52. *Δείναρχος ὁ ῥήτωρ ἐν τῷ περὶ Εὐθυγ... ἀνάγειν πᾶς ὁ τόπος.*

Zunächst sind unter anderem Inedita des *Theogn...* sprochen.

G. Bern...

№ 14.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Juli 1835.

ni polskie i ruskie ludu Galicyjskiego. Zmuką instrumentowaną przez Karola Lipinsgo. Zebrali wydał Wacław z Oleska.
polnische und russische Lieder des gallicien Volkes, mit den dazu gehörigen Melon, instrumentirt von Karl Lipinski. Gesamlt und herausgegeben von Wenzel von eska.

(Schlufs.)

[D]ie dritte Abtheilung zählt gleichfalls nur eine ver[hältni]fsmäfsig geringe Zahl Lieder, namentlich Bauer-, [...]-, Jäger-, Soldatenlieder, endlich auch einige [...]lieder. Die meisten davon sind polnisch und viel[leicht] nicht ohne Einflufs moderner Kunstpoesie. [Ru]ssinisch sind aufser einigen Erndteliedern die [...]lieder. Gleich das erste ist sehr ausgezeichnet [...] die Wahrheit und Lebendigkeit, womit ein ar[...]er und ordnungsliebender Landmann seinen fröh[lichen] Muth ausspricht. Es scheint sehr alt zu sein, [...]ch Duale darin sich finden, die im Polnischen aufser Gebrauch gekommen sind. Das nächst[...]e, welches auch schon sonst durch Uebersetzung [...]chahmung bekannt ist, schildert mit ergreifenden [...] die Stimmung eines armen besitzlosen Land[manns]. Diese Akkorde sind für uns um so rührender, [...]durch ihre musikalische Allgemeinheit und Sym[...]de sonst verwandte Stimmung zu erregen fähig [W]elche zarte Naturliebe, welches innige Verwach[sen] mit der umgebenden lebenden Schöpfung, zeigt [...]folgendem russinischen Erndteliedchen!

Du liebe kleine Lerche
Wo wird nun sein dein Bleiben?
Wir haben den Weizen geerndtet,
In Garben ihn gebunden,
In Schober aufgehäufet.

[...] der gehörnte Mond angeredet, den Weg zu [...]en, dafs der Kranz nicht Schaden leide, so lobt das Erndtefeld sich selbst und verspricht noch reichlichere Gaben, es spricht mit den Schnittern und weiset hin auf den lohnenden weingeistigen Trank in der Kammer des Herrn des Erndtefestes.

Ein Schäferlied.

Echte Liebe läfst es sein mit der Welt zu ringen,
Treibt die Oechslein in den Wald; thut gar fröhlich singen
Dana, Dana, Dana, also thut sie singen.

Treibst die Heerd' o Mädchen aus, thu's am frühen Morgen,
Treib' sie bei dem Heu vorbei, dort bin ich verborgen
Dana — — dort bin ich verborgen.

Treib sie wo des Guckgucks Sang lustig ist zu hören,
Hab' ein Pfeifchen, Küs' in Fülle, will damit dich ehren
Dana, — — will damit dich ehren.

Schober Heu und eignes Dach sind mir nicht beschieden,
Küfst du mich, ich küss' dich wieder und dann giebt es Frieden
Dana — — und dann giebt es Frieden.

Spieler, spiele munter auf, tanzlich sind die Füfse,
Seh ich nur ein Mägdlein schön, gleich gäb' ich ihr Küsse
Dana — — gleich gäb' ich ihr Küsse.

Unter den Jägerliedern ist besonders No. 3. lächerlich und voll frohen Humors. Es enthält einen Monolog eines Haasen, der den Jägern glücklich entsprungen ist.

Unter den Soldatenliedern ist das letzte, ein rufsniakisches, schauerlich. Es ist die Schildrung eines Schlachtfeldes. Geackert ist das schwarze Feld, eingesäet die Kugeln, eingeegt mit blassen Leichen, gedüngt mit Blute. Es liegt der Kriegsmann auf dem Haufen, deckt sein Antlitz mit rothem Tuch. Nicht Sarg, nicht Grube, nicht Vater, nicht Mutter sind hier, nicht Klagelaut, nicht Glockenschall. Doch es läuten die Hufe der Pferde, es erklingen die Sporen der Krieger! Aus fremden Landen fliegt der Rabe herbei, setzt sich auf den Todtenhügel, trinket Augen. Aengstlich wandelt die Mutter, suchet den lieben Sohn. Wohl kenn' ich dein Kind, der Rabe spricht, hab' mich an ihm satt ge-

weidet. Du lieber Rabe sag' mir an, ist noch mein Sohn so blendend weifs, die Augen blau, purpurn der Mund? sind noch blond seine Haare, färbt mit Roth die Wange sich? Wohl blau sind seine Lippen und schwarz sind seine Haare, auf seinen Wänglein zu sitzen ich pflege, zu trinken die schönen Augen. Dieses Lied mit seinen kettenartigen Wiederholungen der Sätze, mit dem in jeder Strophe zweimal wiederkehrenden lustigen Verzweiflungsschrei: Hei, hei! hat einen ungeheuern Effekt. Schade dafs die Melodie dazu nicht mitgetheilt ist. — Die andern Rubriken dieser Abtheilung, die sich der Autor bei seiner Sammlung anfangs vorgeschrieben, namentlich Schiffer- Fischer- Bergknappen- und Handwerkerlieder sind noch unausgefüllt geblieben.

Desto reichlicher ist die folgende Abtheilung ausgefallen, welche Trinklieder, Gesänge zu verschiednen Tänzen und allerlei Wirthshauslieder enthält, welche letztern meist dramatischer Art sind, und die eigne meist komische Laune des Sängers vor dem Wirthshauspublikum aussprechen. Denn das Wirthshaus ist dem Volke sein Theater, seine Oper, sein Museum, seine Paläste. Hier sucht der junge Bursche seine Mimik, seine körperliche Gewandtheit im Tanze und im Ringen, schuldig oder unschuldig zu produciren; das Mädchen bringt seine Schönheit zur Schau; im Gesang, Gespräch und Erzählungen kommen alle die poetischen Anlagen, jede nach ihrer Weise zur Aeufserung, derer die hochgebildeten in der Kunst sich erfreuen. Dem Landmann kömmt hiebei seine im geistigern Genufs metamorphosirte Feldfrucht weidlich zu Hülfe, und, wenn man nur im Stande wäre, immer das gehörige Mafs zu halten, so wäre diese neuere Hippokrene gar nicht so sehr zu verachten und zu fürchten, dafs man veranlafst sein sollte, gegen sie durch unzählbare Mäfsigkeitsvereine im Heerhaufen zu ziehen.

Von Tanzliedern finden sich hier: zum polnischen Tanz, ein einziger, zum Masurek 8. Krakowiaken und Kolomyjken in gröfster Zahl, wie schon oben bemerkt, ferner mehrere Schumka's und Kosaka's.

Vor allen verdient der Krakowiak als die gebräuchlichste Form des polnischen Volksliedes unsre Beachtung. So wie der polnische Landmann nur im Fluge des Vergnügens geniefst, nur augenblickweise Zeit hat, seine Gemüthsstimmung auszusprechen, so besteht auch sein Krakowiak, seine Kolomyjka nur aus wenigen geflügelten Versen; jeder davon ist aus vier zweischlägigen Takten zusammengesetzt, von denen jeder, je n[ach]dem die Bewegung der Rede langsamer oder sch[neller] ist, eine geringere oder gröfsere Zahl von Sylben [um]fafst. Das Hauptschema ist folgendes:

1) ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | – – || ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | – –
⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ –
2) ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ || ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ ⏑ ⏑
3) ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – || ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ –

No. 1. ist die regierende Form im Krakowiak, [beson]ders constant ist der Nachsatz ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | – –; in [manchen] Fällen kommt auch die Form No. 2. vor. Im Schumkatanz herrscht die Form No. 3. vor; die[se Schum]che ist rufsniakisch. Desgleichen in der Kolo[myjka,] deren Metrum, besonders mit dem stets gleichen [Nach]satz, dem Krakowiak gleichkommt, und nur d[urch die] fast immer vorkommenden zweimal wiederholte[n] Kürzen des Vordersatzes verschieden ist, wodur[ch sie] einen viel raschern Gang zeigt, als jener. Es giebt verschieden modifizirte und verlängerte Krakow[iaken,] die nur noch durch den immer sich gleich blei[benden] Nachsatz ihren Charakter behaupten. Was den [Inhalt] dieser Liederform betrifft, so enthält sie alle g[röfsern] und kleinere bis zu den kleinsten Beziehungen [der] wechselseitigen Zuneigung oder Abneigung, Einv[erständ]nisses oder Mifsverständnisses der beiden Gesch[lechter;] nicht selten wird er didaktisch, sprichwörterlich [mora]lisirend, etwa je nachdem die Jugend oder das Alter das Wort genommen hat. Die Stimmung [ist im] Ganzen die eines fröhlichen Humors, seltner d[üster;] die meisten Stücke sind mit lieblichen Naturbilde[rn, mei]stens beziehungsvoll, oft jedoch nur wie zufä[llig ver]brämt. Die Kürze und die grofse Zahl der Kra[kowia]ken stehen mit einander im nothwendigen Wech[selver]hältnisse, und das Lied scheint in dieser Hinsi[cht zur] Selbstreflexion gekommen zu sein; denn mehre[re Kra]kowiaken sprechen ironisch von ihrer Unzahl, z.

Wald bleibt Wald, wenn ewig man mit der Axt ihn ...
Also währt der Krakowiak wohl zum jüngsten Tag.

Man singt gewöhnlich auf eine und dieselbe M[elodie] eine Unzahl derselben, die man beliebig wäh[len und] verbinden, auch wohl nach Art eines Quodlibet [zusam]mensetzen mag. Von dem rufsniakischen Kolo[myjka] gilt beinahe dasselbe.

Sollte die Kunstpoesie diese Form in ihr[en Kreis] aufnehmen wollen, so würde sie vielleicht, wenn [sie] in's Metrum noch mehr Mannigfaltigkeit hineinzi[ehen ...] eine ähnliche Anwendung erlauben, wie die zwei[...]

gische Versart. Besonders eignet sich dieselbe zu ım epigrammatischen Thema, indem sie vermöge ihrer ıotomischen Construktion den stachelförmigen Zuschnitt ;iger Einfälle, die schlagende Concentrirung scharf-iger Gedanken und pikanter Empfindungen begünstigt.
Die fünfte Abtheilung enthält Liebeslieder und an-Darstellungen des menschlichen Gemüthes, wie sie haupt der lyrischen Dichtung eigen sind. Sie ist rlich von allen am reichhaltigsten ausgefallen. Es n sich hier aufser dem allgemeinen slawischen Na-n wenig Eigenthümlichkeiten. Jedoch können wir nicht enthalten hier einige Liedchen zur Probe zu n, oder darüber zu referiren.

O Sophie lieb Sophie
Freude meiner Augen,
Rose kann, wie schön sie blühe,
Neben dir nichts taugen.

Perlen gleicht der Zahn im Munde,
Lippen rothen Beeren,
Schneeweifs ist des Halses Runde,
Schlank der Leib wie Föhren.

Stanislaw mein theures Leben
Selig ist Sophie!
Willst mir Lob' und Ehre geben,
Doppelt schön ich blühe.

Wie auch meine Schönheit töne
Meine Jugend dein Gekose,
Deine Lieb' die giebt mir Schöne,
Nimm mich, deine Rose.

5ste Lied dieser Abtheilung würde man für ein ches halten, so ähnlich ist seine Form mit einer rbischen oft wiederkehrenden: Der junge Kosak Gefahr in der Donau, was überhaupt einen gro-lufs bedeutet, zu ertrinken. Er bittet den Vater ı retten. Dieser sucht den Kahn, es findet sich Kahn und kein Ruder; und es klagt der Vater, der Sohn verderben mufs.
So geht es Strophe für Strophe mit Wiederholung ben Verse, an die Mutter, an den Bruder, an die ster; endlich an die Geliebte; die findet sogleich und Ruder, und ruft ihm seine Rettung zu.
Wie schalkhaft ist das 27ste Liedchen. Die Schä-weidend im Walde, hört den Guckuk singen. Sie ihn nach ihrer Lebensdauer; des Guckuksingens in Ende; sie läuft dem Gesange immer tiefer und in dem Wald nach, bis sie, die athemlos und er-ist, ihr Geliebter unversehens umarmt, und kocham, kocham! (ich liebe, ich liebe) ihr zuruft. Von der Zeit an horcht sie oft im Walde, ob bald erschallen werde der liebe Guckukgesang. — Ein anderes, ebenso schalkhaftes, mit Musikbegleitung ist das unter No. 87. stehende, dessen sich ein Goethe nicht geschämt hätte. Das Mädchen, nach des Nachbars Gartenerdbeeren lüstern, plündert diese alle Morgen. Der Nachbar stellt eine Vogelscheuche auf; doch es will nichts fruchten. Endlich verkleidet er sich selber in eine solche, und erhascht so das Mädchen. Nun diese ihre Strafe leiden mufs, weint sie anfangs und lacht am Ende.

Des furchtsamen Liebhabers Klagen an die Mutter
(rufsniakisch)
No. 124. (mit Musik.)

Treu dient ich dem Bau'r vier Jahre, trug der Arbeit Plagen
Mutter! trug der Arbeit Plagen.
Erndte schnitt ich, Hunger litt ich, mag er's selber sagen
Mutter! mag er's selber sagen.
Hungerte und durstete und brach mir ab am Schlafe
Mutter! brach mir ab am Schlafe
Sah nur nach dem lieben Mädchen, trieb sie aus die Schafe,
Mutter! trieb sie aus die Schafe.
Trieb sie in das Thal hernieder, frohe Lieder singend
Mutter! frohe Lieder singend.
Pflückte Blumen, unterweilen ihre Peitsche schwingend
Mutter! ihre Peitsche schwingend.
Und auch ich trieb meine Rinder in das Thal hernieder
Mutter! in das Thal hernieder.
Mit der Hirtenpfeif' begleitend ihre muntern Lieder
Mutter! ihre muntern Lieder.
Wagte nicht die Frage, ob sie mich nicht möchte haben
Mütterchen! mich möchte haben.
Ochsen vier, zwei Kühe hat sie wohl zur Morgengabe
Mütterchen! zur Morgengabe.
Goldne Fingerringe mit noch vier Korallenschnüren
Mutter! mit Korallenschnüren.
Spitzen, eigner Hände Arbeit, ihre Kleider zieren
Mutter! ihre Kleider zieren.

Ein anderes.

Schwarze Augen nun gewöhnt euch, dafs allein ihr übernachtet.
Fern mein Liebling ist, mit dem ihr schäkertet, mit dem ihr lachtet,
Fern ist mein Geliebter, fern ist meine Rosenblüthe,
Fern ist er, mit dem ich koste, bis der Morgen glühte.
Nun deckt hohes Gras die Pfade, die zu gehn er pflegte,
Nach dem Fernen dehnt sich meine Brust, die schmerzbewegte.
Zeit ist's Mutter, 's Korn zu schneiden, nieder hängt die Aehre,
Meine Stimme bricht sich Mutter, o dafs Braut ich wäre!

Doch dies wird genug sein dem Fremden eine Ahndung des eigenthümlichen Tones dieser Lieder erweckt zu haben. Die epischen Gesänge haben keinen beson-

dern Werth. Wahrscheinlich sind die echten Homeriden des polnischen Stammes längst verstummt und haben bei der offnen nord-östlichen Lage des Landes keine Spur mehr hinterlassen. Haben sich ja in dem weit verwahrteren Böhmen nur wie durch ein Wunder einzelne Laute aus der echt slawischen Heldenzeit erhalten.

Wir schliefsen unsern Bericht mit dem Wunsche, dafs alle Freunde und Pfleger der slawischen Dichtung von der Ueberzeugung durchdrungen würden, dafs ihre so reiche Volksdichtung der eigenthümliche Grund ist, auf dem sie in origineller und immer freierer Weise sich bewegen sollten, um den eigenthümlichen Geist der Poesie ihrer Nationalität zu entwickeln, dafs sie einsehen möchten, dafs sie des Fremden nicht bedürfen, sich diesem nicht unbedingt und mit flacher Nachahmung hingeben, sondern höchstens assimilirend es in sich aufnehmen und in eigner Weise wiedergeben sollten.

Purkinje.

XIII.

Geschichte Alexanders des Grofsen; von Joh. Gust. Droysen. Mit einer Karte. Berlin, 1833. bei G. Finke. 584 *S. in* 8.

Unabhängig von einander und fast gleichzeitig haben seit kurzem zwei deutsche Gelehrte Alexandern den Grofsen von Makedonien dargestellt; und beide werden unfehlbar den Zweck erreichen, dafs allmälig aus allen geschichtlichen Büchern die mannigfachen Irrthümer und Fabeln verschwinden, welche sich früher zu häufig bei den Schilderungen jenes Gegenstandes einschlichen. Als einen besonderen Theil eines gröfseren Ganzen hat nämlich Flathe in seiner Geschichte Makedoniens jene Aufgabe behandelt, und zwar seinem Plane gemäfs etwas kürzer, und ohne umfassende Berücksichtigung alles dessen, was in neueren Zeiten einzelne Abhandlungen und vorzüglich gediegene Reisebeschreibungen zur allseitigen Aufhellung an die Hand gegeben haben: ausführlicher erörtert dieselbe Aufgabe Droysen, widmet sich ihr ausschliefslich, und benutzt für dieselbe bei weitem zahlreichere Hülfsmittel. Jenes Werk ist in diesen Jahrbüchern bereits beurtheilt (N. 83. Mai 1832): gegenwärtig geschehe dasselbe mit Droysens Darstellung; und Endziel sei dabei, zu ermitteln, wie die Leistungen beider Verfasser sich in mancher Hinsicht ergänzen, und vereint fast vollständig darbieten, was die wissensch liche Kritik zu fordern berechtigt ist.

Aus keinem Grunde durfte man von Flathe ver gen, dafs er allen den Forderungen genügte, we man an einen Biographen macht; wohl aber hätte von einer besonderen Behandlung, wie sie uns Droy giebt, mit Recht erwarten können, dafs sie auch biographischen Gesichtspunkt beachten würde. Dies indessen dem Verf. nicht gefallen; und da, streng nommen, auch der Titel des Werkes dies nicht heifst, so ist es nur zu bedauern, dafs dasselbe in ner ganzen Anlage noch nicht allseitig genug gew ist. Aber der eben gerügte Mangel macht sich empfindlich bemerkbar, so oft Alexander oder irgend untergeordnete Person schärfer zu charakterisiren Freilich erwähnt Hr. Droysen vieles, welches Sei für darbietet; aber nirgends thut er einen zweiten Sc und während in dieser Hinsicht Hr. Flathe häufig zwar am meisten bei der Schilderung des Heroisch Alexanders Charakter sehr Ausgezeichnetes leistet, Hrn. Droysen jede Fertigkeit in Zeichnungen die so sehr zu fehlen, dafs sein höchst gelehrtes Werk nem gewissen frostigen, mindestens nicht recht leb len Tone gehalten ist. Jenes zeigt sich — um die Be tung mit einigen Beispielen zu belegen — bei Alex Uebergange nach Asien, den Hr. Droysen einfach e obwohl er mit Umständen verbunden war, welche die heroïschen Phantasien des jugendlichen Königs de sten Aufschlufs geben, ohne deshalb verkennen zu wie dieselben Umstände zugleich von einem beso und ruhig berechnenden Verstande herbeigeführt w und welche darum die harmonische Vereinigung zw genschaften, die selten vereinigt gefunden werden allein in dieser Vereinigung Alexandern zur Lösung Aufgabe befähigten, deutlich beurkunden; dasselbe matten Schilderungen der Vorfälle in Gordium, und im Tempel des Ammon, bei der auf Charakte nie eingehenden Erzählung der späteren Verschwör bei merkwürdigen Scenen in Persis, in Indien, Heimfahrt, an der Leiche des Hephästion und im der Kossäer; dasselbe durch den fast gänzlichen M solcher Stellen, woraus wir Alexandern als Förder Künste und Wissenschaften kennen lernten. Doch das Biographische fehlt dem Droysenschen Werk gänzlich, ist allerdings auch nicht verheifsen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 15.

Jahrbücher für issenschaftliche Kritik.

Juli 1835.

ichte Alexanders des Grofsen; von Joh. st. Droysen.

(Schlufs.)

agegen enthält es, was es verspricht, eine Ge- e und zwar — unter der schon angedeuteten Be- kung — eine pragmatische Geschichte Alexanders, dieser als Heerführer und als Stifter einer neuen chie geschildert wird. Nun war aber die politi- Virksamkeit des Königs eine doppelte, indem er lurch Waffengewalt weithin eine Umwälzung voll- t, theils vieler anderen Mittel sich bediente, um zu erobern, als das schon Eroberte neu zu for- nd in dieser neuen Gestalt leichter festzuhalten: it welchem Glücke Hr. Droysen, dem Hrn. Flathe iber, dieses Doppelte dargelegt habe, ist deshalb zu erörtern.

e Darstellung jener Reihe von Gegenständen, wel- ht unmittelbar Alexanders Feldzüge betreffen, ist roysen in der ersten Hälfte seines Werkes nicht efriedigend gelungen. Gleich zu Anfange des war, neben einer etwas gedrängteren Schilderung ge, worin sich Griechenland und Makedonien, genüber das Perserreich befanden, und neben ei- gendgeschichte Alexanders, vorzüglich das auf schichtlichem Wege nachzuweisen, wie auf hel- m Boden der Gedanke an einen Vertilgungskrieg die Perser entstand: und mochte dabei — wie en — einer Mythenzeit und der Perserkriege werden, so blieben als leuchtende Punkte der g der 10000, der Kampf des Agesilaus in Asien, Behauptung einer hellenischen Hegemonie nebst sicht der Männer, deren Wortführer für uns Iso- ist, hervorzuheben, worauf zum Schlusse auf ders Persönlichkeit ganz besonders hingewiesen mufste. Allein in der von Hrn. Droysen gege- Einleitung hat Referenten nur die Stelle angezo- gen, welche über die inneren Verhältnisse Makedoniens, vorzüglich über die grofsen Familien desselben, einen allerdings sehr beachtenswerthen Aufschlufs giebt. Dann finden sich alle die Einrichtungen, welche Alexander zur Behauptung des vorderen Kleinasiens und zur Befreundung der Völkerschaften desselben anordnete, sorgfältiger bei Flathe ausgeführt; und die Vorfälle in Gordium erzählt Droysen nur schlichtweg, ohne dafs man im geringsten erörtert liest, wie Alexander die Priesterschaft Phrygiens in sein Interesse zu ziehen und überall den religiösen Glauben des Volkes für seine Zwecke zu benutzen sucht. Ferner vermifst man bei den Ereignissen in Syrien, neben vielem Vortrefflichen, doch eine Beleuchtung der Punkte, dafs die damaligen Friedensunterhandlungen mit Darius zuerst klar machen, wie es Alexander nun zuverlässig auf eine völlige Vernichtung des Perserreiches absah, was man aus einem früheren Abschnitte seines Lebens wenigstens nicht nachweisen kann; dafs Alexander jetzt seine Streitmacht mit Asiaten zu verstärken begann, was später einmal Hr. Droysen ausdrücklich läugnet, was aber in Betreff der Seemacht von niemanden in Zweifel gezogen werden kann, von der Landmacht Hr. Flathe ziemlich genau nachgewiesen hat, und Hr. Droysen im Grunde da zugiebt, wo er Alexandern in Indien seine Fahrzeuge mit den Phöniciern, Aegyptern, Kleinasiaten u. s. w. seines Heeres bemannen läfst; dafs endlich der Sieger auch in Syrien, Phönicien und Palästina bedacht war, die Priesterschaften zu gewinnen, in Tyrus jedoch durch alte National-Feindschaft zwischen den Phöniciern und den Hellenen, noch mehr durch die Furcht, es möchte das phönicische Handels-Interesse dem hellenischen untergeordnet werden, alle Bestrebungen vereitelt sah. Allein schon bei Alexanders Aufenthalte in Aegypten wird die Verbindung mit der Priesterschaft, überhaupt die nicht-militärische Thätigkeit des Königes befriedigender beachtet, obwohl das von Flathe Gesagte Alles zu noch gröfse-

rer Klarheit erhebt: und völliger fallen jede Ausstellungen dieser Art weg, seitdem die Erzählung bis zu Alexanders Ankunft in Babylon gelangt. Die neuen Mafsregeln zur Behauptung der eroberten Provinzen, die eben daher entstandenen feindlichen Parteien im makedonischen Heere, und die daraus sich entspinnenden Verschwörungen; dieses und Aehnliches ist häufig so gelungen vorgeführt, dafs hier des Hrn. Droysen Entwickelung in keiner Hinsicht der des Hrn. Flathe nachsteht. Bei Alexanders Einrücken in Indien fehlen jedoch die Gründe, welche den König zu jener Heerfahrt bewogen; und ebenso waren die Vorfälle in Nysa schärfer zu erwägen. Referent glaubt dort eine Niederlassung der indischen Priester-Kasse zu erkennen, welche ihren Einflufs weit umher ausdehnte, jetzt auf schlaue Weise um die Gunst des Siegers buhlte, und in diesem einen Krieger wahrnahm, welcher vor allem gegen religiöse Satzungen schonend verfuhr und Priesterschaften als Stützen der Herrschergewalt sich gern befreundete. Dagegen bemerkt Hr. Droysen nur: „er übergehe jede Betrachtung, welche nicht für die pragmatische Behandlung der Begebenheiten nothwendig sei," und folgt darnach unverkennbar einer zu engen Definition des Pragmatismus. Später sind die Gründe, wefshalb Alexander die Rückfahrt gerade durch Gedrosien und Karamanien machte, ganz vorzüglich gut und vollständig angegeben, wie denn auch die Umkehr selbst als von den Kriegern erzwungen dargestellt ist, wogegen Hr. Flathe umsonst einredet. Aber die Beweggründe zum Feldzuge gegen die Kossäer fehlen, obwohl sie sehr nahe lagen, da Alexander gegen einen Volksstamm, welcher sich allerdings gegen die Perser unabhängig behauptet hatte, eigentlich nur tobte, um sich nach Hephästions Tode zu zerstreuen, und da noch einmal jugendliche Phantasien ihm den Achilles vorgaukelten, wie dieser nach dem Tode des Patroklos sich unter die Feinde stürzte. Endlich kann Referent rücksichtlich der letzten Thätigkeit des Königs in Babylon, ungeachtet der angeführten Auctorität Niebuhrs, nicht daran glauben, dafs dort Gesandte der Römer und anderer Italiäner vor Alexander erschienen wären; vielmehr ist dies selbst dem Arrian sehr verdächtig, und nach seinen Ausdrücken mufs man annehmen, dafs seine Gewährsmänner, Ptolomäus und Aristobulus, nicht einmal den Namen der Römer kannten. Allerdings rüstete Alexander zu einem Feldzuge, den eine Flotte auf dem kaspischen Meere, und zu einem anderen, den eine Flotte auf dem persischen Meerbusen unterstützen sollte, wie denn auch alle einst li[...] dem Indus getroffenen Mafsregeln auf eine beabsicht[...] Wiederholung des Feldzuges hindeuten: aber [...] auch alles, was wir von des Königs weiteren Ab[sichten] wissen, und Pläne auf das Abendland scheinen ihm [...] fremd geblieben zu sein.

Hiemit sind diejenigen Seiten von Hrn. Droysen[s W...] beleuchtet, denen nicht unbedingt und überall Lo[b er]theilt werden kann: jetzt wird es nöthig, der Lei[stun]gen zu gedenken, welche die gegründetste Empf[ehlung] verdienen; denn die Feldzüge Alexanders und die S[chau]plätze derselben hat Hr. Droysen auf eine wahrh[aft ge]lungene Weise dargestellt.

Gleich bei dem ersten Feldzuge Alexanders [in] Thracien und Illyrien tritt diese Glanzseite des W[erkes] so überraschend hervor, dafs ihr nichts bei Flathe [gleich]kommt. Lichtvoll und vollständig ist darauf die [Schil]derung der Art, auf welche Alexanders in Asie[n ein]rückendes Heer zusammengesetzt war: nur der Ge[neral]stab und die Garde (ἑταῖροι) sind etwas zu we[nig be]dacht, und auch das war zu bemerken, dafs die [...] Abtheilung des schweren Fufsvolkes, die Hyp[aspisten] aus keinen Anderen als den 7000 hellenischen B[undes]genossen und den 5000 hellenischen Söldnern be[stand], also aus Hopliten, welche den 12000 makedonische[n Pha]langiten des rechten Flügels ziemlich entsprache[n. Mit] Vergnügen folgt man Hrn. Droysen bei allen Sc[hlacht]beschreibungen, deren Fafslichkeit obendrein die [der] Karte beigegebenen Pläne erleichtern; ebenso [fin]det man alle Belagerungen dargestellt; ganz vo[rzüglich] schön sind alle Märsche und daneben jedes M[al die] Gründe vorgeführt, warum gerade diese und kei[ne an]dere Bewegungen gemacht wurden. Fast allem, [was] sich in Droysen's Werke auf das Militärische u[nd] Strategische bezieht, ist ein wohl verdienter Be[ifall zu] schenken; Referent wenigstens ist — um Kleini[gkeiten] zu übergehen — nur in zwei Punkten verschieden[er An]sicht. Der eine enthält die schon oben anders [beant]wortete Frage, wann Alexander angefangen hab[e, sein] Heer mit Asiaten zu verstärken: der andere betri[fft Ale]xanders Operationsplan in Cilicien. Hr. Droysen [wider]spricht ausdrücklich der Ansicht, als habe Alexan[der in] Cilicien planmäfsig gezaudert; und als Grund [fügt er] hinzu, dafs es keine Taktik sei, so lange nichts z[u thun,] bis der Feind einen Fehler mache. Refer. aber

gegen diesen Grund, in welchem obendrein das …thun ganz unerwiesen ist, und gegen jene Be…ptung erklären: ihm ist Alexanders Benehmen in …ien völlig räthselhaft, wenn nicht vorausgesetzt wird, König habe, ohne Furcht zu verrathen, die Perser …s Land locken wollen, wo diese von ihren Massen …en Gebrauch machen konnten; er hält sogar das Ge…ichen von Alexanders Erkrankung und vom Arzte …ppus, worüber nach Arrian die eignen Begleiter des …gs sich sehr verschieden äufserten, für etwas wahr…lich nur unter Mitwissen der unmittelbarsten Um…g Alexanders Erdichtetes, das vor allem dazu die…ollte, um unter einem guten Vorwande Zeit ver…ben und um die Feinde sich übereilen zu lassen.

…ine zweite sehr anzuerkennende Lichtseite bildet …ographische Inhalt des Werkes. Ueber Thracien …lyrien, über alle Länder, welche Alexander in Afrika, welche er weithin in Asien durchzog, findet man …n. Droysen aus älteren und jüngeren Schriftstellern …den neuesten herab so vollständigen und so zweck…en Aufschlufs ertheilt, dafs Refer. kein Werk der …n Literatur bekannt ist, worin dieser Theil der Geographie in gleichem Mafse aufgeklärt würde. … dies in solcher Allgemeinheit, dafs ein Hervorhe…n Einzelheiten gar nicht möglich ist. Denn frei…t Refer. die Schilderung der Länder, welche der …nd der Jaxartes durchströmen, und die dadurch …lexanders Bewegungen verbreitete Klarheit ganz …ich angezogen; allein vielleicht ist der Grund nur …u suchen, dafs Refer. die alte Geographie in Be…er Länder nie so klar war, als sie es durch Hrn. …s Belehrungen geworden ist.

…lich ist auch die Chronologie von Hrn. Droysen …gfältiger als von Hrn. Flathe beachtet und berich… dessen beistimmen kann Refer. nicht, wenn Da…on im Juli des Jahres 330 gestorben sein soll. …er mufs erst im Jahre 330 auf 329 Winterquar… Persis gehalten haben: nicht weil die Länge der Schlacht bei Gaugamela gemachten Märsche (ei…r entlehnten Einwurf bekämpft Hr. Droysen glück…dringend gebietet, sondern weil Alexander nach Angabe sich sehr lange in Babylon für die in…rwaltung, noch länger in Susa für die neue Or…n seines Heeres, dann lange bei der Bekämpfung …r aufhielt, nach Plutarch (Alex. 37) aber allein …4 Monate stehen blieb. Auch räumt Hr. Droysen an einer Stelle selbst ein, dafs in Persis — wo Alexander nicht an Verschmelzung, sondern mehr an Vertilgung dachte — Dinge vorfielen, welche schon seine unmittelbaren Begleiter absichtlich verschleierten, und welche jeden Falls ihn sehr lange beschäftigten. Bei der Zeitrechnung in Betreff des indischen Feldzuges giebt aber Hr. Droysen nichts Neues, sondern folgt nur Hrn. Ideler, weshalb es hier weniger der Ort sein möchte, dagegen Einrede zu erheben.

Nachdem so die Entscheidungsgründe offen dargelegt sind, ergiebt sich ein Endurtheil für die oben aufgestellte Frage beinahe von selbst. Alexander ist in Droysens Werke als Eroberer oder als Lenker der merkwürdigsten Feldzüge auf das glänzendste vorgeführt, daneben ist der Geographie Asiens ein wesentlicher und den Arbeiten der grofsen Geographen Berlins ganz entsprechender Dienst geleistet; auch wäre wohl das ganze Werk statt „Geschichte Alexanders d. G." richtiger „Geschichte der Feldzüge Alexanders" genannt: alles Biographische oder den Charakter des grofsen Makedoners Darstellende fehlt dagegen dem Werke im Grunde völlig; und als derjenige, welcher eine neue Monarchie nicht blofs durch sein siegendes Schwerdt stiftet, ist Alexander erst in der zweiten Hälfte des Werkes besser, aber nicht so, dafs manche Ergänzung nicht aus Flathe zu entlehnen wäre, geschildert. Doch wer vermöchte bei einer solchen Aufgabe allen Forderungen zu genügen! Wohl darf daher Refer. damit schliefsen, dafs das Werk dem Hrn. Droysen grofse Ehre macht und der Wissenschaft wesentlich nützt.

H. G. Plafs.

XIV.

The Geology of the South-East of England; by Gideon Mantell. London, 1833. 8. XIX. und 415 S.

Südostengland, von der Grafschaft Sussex gebildet, ist in geologischer Hinsicht, in Betreff der Kreide und Waldgebilde, einer der wichtigsten Distrikte nicht blofs des uns benachbarten Inselreiches, sondern der ganzen Erde, so weit sie jetzt durchforscht ist. Es war daher eine schöne Aufgabe, diese Gegend auszubeuten, wozu es indefs eines dort selbst ansässigen Gelehrten bedurfte, der sich im Verf. gefunden. Auch andere Geologen haben diesen Boden besucht und wichtige Entdeckungen gemacht, von denen der Verf. Jedem das Seinige zurechnet. Schon 1822 gab Verf. einen starken Quartband mit zahlreichen Abbildungen heraus, betitelt: *„the fossils of the South Downs, or illustrations of the Geology of Sussex"*, dem 1827 des-

sen andere *„Illustrations of the Geology of Sussex"* (London 4o) folgten, die hauptsachlich über die Waldgebilde und den merkwürdigen Iguanodon handeln. Vorliegendes Werk nun ist eigentlich eine neuere bequemere Ausgabe des letztern, verbessert und mit Neuem vermehrt, doch nicht mit allen Abbildungen der frühern versehen, dafür aber mit einem erst vom Verf. entdeckten neuen fossilen Saurus bereichert.

Ein Vorwort führt mit wenigen Zeilen in die Grundlagen der neueren Geologie ein. Das erste Kapitel schildert die physikalische Geographie von Sussex, und giebt einen compacten, der Geologie zu Gut kommenden Begriff von diesem Distrikte.

Das zweite Kapitel enthält die geologische Structur der Grafschaft im Allgemeinen. Eine tabellarische Zusammenstellung der Ablagerungen mit ihren Unterabtheilungen, dem Charakter, den Versteinerungen und den Localitäten, läfst die Reichhaltigkeit und Eigenthümlichkeit jener Gegend, deren Ermittelung vielen Schwierigkeiten unterlag, bequem überblicken. Noch in demselben Kapitel beginnt die ausführliche Beschreibung mit dem Alluvium, oder den natürlichen Veränderungen an der Erdrinde, von denen wir in Südostengland Zeuge sind, nämlich den Angriffen der See auf die Küste, der Entstehung von Sümpfen in Folge von Ueberschwemmungen, der Dünenbildung, den Wirkungen der Flüsse, der Anhäufung von Substanzen, die sie mit sich führen an deren Mündung, der Einwirkung der Atmosphäre, den Wäldern, welche jetzt unter Erde oder Meer liegen, woran England so reich ist, den Quellenabsätzen u. s. w. Das Studium dieser und ähnlicher Veränderungen unserer Tage hat in letzter Zeit sehr zugenommen zum Gewinn der Geologie, die manche Aufklärung dadurch erhält.

Das dritte Kapitel (S. 27—43) ist den Diluvialablagerungen eingeräumt, jenen oberflächlichen, durch zerstörende Gewalt entstandenen Gebilden aus einer Zeit, welche wohl mit der Geschichte unsers Geschlechtes verwoben sein wird. An dieser Seeküste treten diese Gebilde unter beachtenswerthen Verhältnissen auf.

Hierauf folgt im vierten Kapitel die Beschreibung der Stellen, wo sich in Sussex Tertiärgebilde finden, worunter der plastische Thon, der Londonthon und die zerstreuten Blöcke begriffen werden, letztere sind vielleicht richtiger noch zum Diluvium hinzuzunehmen

Das fünfte bis zehnte Kapitel (S. 66—179) umfafst die Beschreibung der Kreideformation, welche in Südostengland ausgezeichnet entwickelt und in ihre verschiedenen Glieder deutlich getrennt auftritt, und für deren Durchforschung der Verf viel Verdienst hat. Die einzelnen Glieder werden unter Berücksichtigung ihrer Localitäten und Einschlüsse ausführlich abgehandelt, und ein grofser Theil ihrer Versteinerungen wird durch Holzschnitte erläutert. Ueber die Fische dieser Kreideablagerungen steht nun genauere Auskunft von Agassiz zu erwarten, der seitdem des Verf. Sammlung besuchte, und sich bereits ausgesprochen hat, dafs dieselbe ihm Blicke in den inneren Bau der Kreidefische erlaubt habe, wie noch keine andere Sammlung.

Fast noch wichtiger sind die Kapitel 8, 9 und 10 (S 180 bis 333). Sie umfassen die unter der Kreide liegenden und aufser Sussex nur unvollkommen nachgewiesenen Waldgebilde (Wealden), für die alles zeugt, dafs sie Absatze eines Stromes in der Nähe des Meeres sind, der sich mit den grofsten unserer jetzigen Ströme hätte messen können. Für die dermalige Beschaffenheit von Südostengland sind diese Verhältnisse eben so befremdend, als die Geschöpfe, welche die Waldgebilde umschliefsen, hauptsächlich die mittlere Abtheilung derselben, welche Hastingsschichten genannt wird, zu denen das Tilgategestein gehört. Darin liegt ein grofser Reichthum von Reptilien verschüttet; Schildkröten mehrerer Abtheilungen, der merkwürdige Megalosaurus, der fast noch merkwürdigere pflanzenfressende Iguanodon, welcher gegen 100 Fufs Länge erreichte, und dessen Structur sehr eigenthümlich ist; man glaubte diesen Saurus blofs auf die Hastingsgesteine beschränkt; doch haben sich inzwischen Reste von diesem Thier auch im Shanklinsand (Untergrünsand) in der Nähe von Maidstone (Kent) gefunden in einem meerischen Gebilde, das seine Stelle in der geo... schen Reihenfolge unmittelbar über den Waldgebilden ... Jäger hat seine Vermuthung, der Iguanodon komme ... Keuper Würtembergs vor, wieder aufgegeben, da das ... worauf sie beruhte, nicht in einem Zahn, sondern ... zapfenförmigen Geschiebe bestand. — Es ist von der gro... Wichtigkeit für geologische Folgerungen genau die Verte... der Versteinerungen, namentlich der Wirbelthiere in de... mationen zu wissen. Ref. trägt daher kein Bedenken ... Zweifel darüber auszusprechen, dafs, nach des Verf. Angabe (S. 292) Cylindricodon, ein fossiler Saurus, der von Jäger im ... per Würtembergs entdeckt wurde, auch im Tilgategestein ... kommen solle. Zu des Verf. Annahme gaben Zähne Veranl... die Cuvier nicht wagte für Cylindricodon anzusprechen, ... nach Boué's Autorität diesem Thier angehörten. Ref. k... der aus der Beschreibung noch aus der Abbildung die ... Aehnlichkeit herausfinden, glaubt vielmehr, dafs diese Zähne ... einem jungen Iguanodon oder einem Fisch angehörten, ... Cylindricodon. Die Reste, welche Verf. für Leptorhynch... spricht, gehören wahrscheinlich zu Teleosaurus, die des ... *lus priscus* oder Aeolodon sind mehr als zweifelhaft, ... diesen Gebilden, so wie aus der Kreide wirklichen Cro... zugeschriebenen Reste gehören höchst wahrscheinlich ... an, welche von den Crocodilen hinlänglich verschieden ... so auffallend auch die Aehnlichkeit der Zähne oder die Co... tät der hintern Gelenkfläche des Wirbelkörpers mit C... sein mag. Ein neuer Saurus, den der Verf. hier aus de... stingsgestein des Waldes von Tilgate beschreibt, ist der H... saurus oder Waldsaurus, welcher ungefähr 25 Fufs L... reichte, und von dem bereits der gröfste Theil des ... vorhanden ist, durch eigenthümliche Abweichungen von ... her bekannt gewordenen fossilen Saurier sowohl als ... lebenden ausgezeichnet, und überdies, wie es scheint, ... Hautfranze über den Rücken versehen. Die Abbildung ... sen Saurus Taf. V. ist nur mittelmäfsig ausgefallen. ... führt ferner Reste von Vögeln an, und beharrt selbst ... auf deren Existenz in den Waldgebilden, nachdem die ... derselben sich als Reste von Pterodactylen erwiesen. ... her sehr zu wünschen, dafs eine nochmalige Untersuch... Knochen vorgenommen würde, welche nach des Verf. ... (S. 283) Cuvier für die Knochen von Ardea erklärte, ... mehr da Vögel nur in Tertiärgebilden mit Gewifsheit ... wiesen werden können. Uebrigens werden die Waldgebi... Verf. aufs genauste und mit Berücksichtigung der versch... Punkte, wie sie in Sussex anzutreffen sind, dargelegt.

Im elften Kapitel stellt Verf. die Resultate der geo... Untersuchungen über Südostengland zusammen, und ... Blick auf die verschiedenen geologischen Zeiten, wobei ... Waldgebilde als ein altes Delta betrachtet, und Lyell's ... von der Veränderung des Klimas und dem Aussterben ... Species vorbringt. Als Beispiel von erloschenen Spec... storischer Zeit führt er den Dodo (*Didus ineptus*) an, ... von diesem Vogel einen meisterhaften Holzschnitt (S. ...

Den Anhang (S. 362—398) bildet eine bequeme tab... Zusammenstellung der Versteinerungen aus den versch... Formationen der Grafschaft Sussex, welche zu noch sch... Ueberblick des zoologischen Charakters, den Gattungen ... Zahlen geordnet sind; ein ausführliches Register ... Schlufs.

Dieses Werk ist überaus fleifsig, gründlich und ... abgefafst, es ist reich an geologischen Thatsachen und ... chungen von Versteinerungen. Die 69 Holzschnitte ... gereichen ihm zur Zierde, von den 6 Steindruckplatten ... über die V. sich bereits nicht beifällig erklären können; ... dern sind gut Auch die Platte mit Profilen und der ... füllen ihre Bestimmung. Das Papier ist schön und der ... sehr deutlich.

Herm. v. Mey...

№ 16.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Juli 1835.

XV.

Krankheits-Familie Pyra (Schleimhaut-
anthem) beschrieben von Dr. **Eisenmann.**
langen, 1834. *bei J. J. Palm u. Ernst Enke.*
ter Band 420 *S. 2ter Band* 672 *S.* 8.

chriftsteller, die es versuchen zur Darstellung und rung eines Zweiges einer Erfahrungs-Wissenschaft neuen Weg einzuschlagen, ziehen oft und mei-auch die Gegenstände in den Kreis des Darzu-den, die früher schon hinreichend erörtert waren, jedem Handbuche nachgelesen werden können. begnügen sie sich nicht damit die neuen oder ausgegebenen Resultate ihrer Forschungen, nebst ründen, worauf sich diese stützen, klar, deutlich infach darzulegen; sie stellen ihre Studien gleich-ter den Augen ihrer Leser an, erlassen diesen len kleinsten Gedanken, der nur entfernt auf ihr weist. So ziehen die immer und immer wieder-den Sätze, die mit einem *Es scheint*, einem *Viel-* einem *Wahrscheinlich* beginnen oder endigen, rstellung in eine ermüdende Breite. Das wirk-ernigte, Kräftige, Wahre, Neue schwimmt in ei-t nur faden Brühe. Dem Wifsbegierigen wird uflich dargeboten, was ihm schon früher bekannt loch leicht zugänglich war, und was ihm zu wis-cht nützt. Diese Bemerkung trifft mit nur sehr n Ausnahmen die Anstrengungen der medicini-Schriftsteller, die auf ungewöhnlichen Wegen in nere Heiligthum der Wissenschaft zu dringen such-Auch unser Verf. kann wohl schwerlich Anspruch n, zu diesen seltenen Ausnahmen gerechnet zu n. Er machte den Versuch, eine Reihe von Krank-Formen, die in mehreren ihrer Symptome und or-hen Veränderungen, die sie hinterliefsen, auf eine förmige Art in die Sinne des Beobachters fallen, ne und dieselbe Ursache zurückzuführen, diese nachzuweisen, möglichst festzustellen, und die so gewonnenen Resultate zu einer erfolgreichen Kranken-Behandlung zu benutzen.

Es würde kein belohnendes Unternehmen sein, wollte man der umfangsreichen Untersuchung des Verfs. prüfend, billigend, lobend und tadelnd zur Seite gehen. Es liegt aufserdem nicht im Plane dieser Blätter, das Ungenügende der Hypothesen und Behauptungen eines Schriftstellers vollständig nachzuweisen. Es mufs genügen das Ziel zu bezeichnen, zu dem er hinstrebte, und den Weg, den er einschlug, und war das erstere ein erreichbares, nach Gründen darzulegen, ob es erreicht wurde oder wie weit. Aufserdem könnte man von einem Referenten eines wissenschaftlichen Buches von dem Werthe und dem Anspruche des gegenwärtigen erwarten, dafs er dasjenige heraushöbe, was der Verf. zur Erweiterung unsers Wissens sowohl in der Summe der Thatsachen, als in der Ableitung aus ihren Ursachen geleistet hat. Versuchen wir dies.

Bei vielen Krankheiten ist ein Leiden der Schleimhäute mehr oder weniger hervorstechend. Wo diese dem Auge des Beobachters erreichbar sind, erscheinen sie geröthet, aufgelockert, erweicht, mit Exanthemen mancherlei Formen besetzt. In den Leichen der an solchen Krankheiten Verstorbenen treten diese Erscheinungen meistens in noch deutlicherem Mafse hervor. Eine vermehrte Absonderung ist nicht blofs die Folge dieser organischen Veränderung, auch das Abgesonderte selbst ist qualitativ verändert. Unser Verf. vereinigt alle diese Krankheits-Formen, wie verschieden auch die Art und der Grad ihrer Erscheinungen sei, in eine Familie, die er Pyren nennt. Das innere Wesen ist ihm ein und dasselbe; alle Verschiedenheit hängt von der eigenthümlichen Thätigkeit des Organs ab, dessen Schleimhäute ergriffen wurden, und von dem Grade der Heftigkeit ihres Ergriffenseins. Hieraus folgt, dafs auch die veranlassende Ursache immer dieselbe sein mufs; und nur

in einem fremdartigen Einflusse, der sich auf die Schleimhäute ablagert, bestehen kann. Diesen sucht er in einer eigenthümlichen Veränderung der Atmosphäre, wodurch die Bildung eines Stoffes begünstigt wird, der von dem menschlichen Körper aufgenommen, sich mit dem Blute verbindet, mit diesem umläuft, und wenn er nicht vollständig durch die Ausleerungs-Organe ausgeführt werden kann, sich auf irgend eine der vielen Schleimhäute ablagert, und die Thätigkeit derselben krankhaft verändert. Diesen Stoff nennt der Verfasser Pyren-Miasma.

Dies ist der Grundgedanke der ganzen Untersuchung. Diesen befriedigend, anschaulich, und hinreichend bei jeder der verschiedenen Formen, unter denen Pyren vorkommen können und vorkamen, nachzuweisen, hat der Verf. einen nicht geringen Grad von Scharfsinn und Gelehrsamkeit aufgewandt. Allein ein anderes ist Ringen nach einem Ziele, ein anderes es erreichen. Doch ist das erstere höchst achtungswerth, besonders wenn es mit dem Ernste und der Anstrengung geschieht, die man so gern unserm Verf. zugesteht. Und wenn das zweite nicht gelang, so lag gewifs die Schuld in der Unerreichbarkeit eines solchen Zieles, und nicht in den Kräften dessen, der es zu erreichen strebte.

Die Entstehung, Ausbildung und Wirkung des in der Atmosphäre sich erzeugenden Pyren-Miasmas sucht der Verf. auf folgende Art nachzuweisen: Chemische Untersuchungen haben, soweit es durch die bisher bekannten Reagentien thunlich war, im Regen, Schnee und Nebel Bestandtheile aufgefunden, die, wenigstens in gröfseren Mengen, auf den thierischen Körper nachtheiligen Einflufs äufserten. So darf man annehmen, dafs sich unter begünstigenden Bedingungen in der Atmosphäre Stoffe ausbilden, und schwebend oder aufgelöst erhalten können, die bei dem jetzigen Stande unsers Wissens nicht isolirt dargestellt werden können, auf deren Gegenwart wir aber aus den Wirkungen zu schliefsen berechtigt sind, die wir bei Individuen erstehen sehen, die in einer solchen Atmosphäre leben. Thenard entdeckte ein Wasserstoff-Hyperoxyd; Baumgarten fand in den Thermen zu Gastein ein natürliches Wasterstoff-Suboxyd. Dies berechtigt zu der Vermuthung, dafs die meteorischen Wasser nicht immer auf derselben Stufe der Oxydation stehen. Sie sind aufserdem nach Schüblers Beobachtung bald positiv, bald negativ elektrisch. Die verschiedenen Nebel, und der entschieden elektrische Thau, müssen demnach nothwendig etwas an sein wie gemeine Wasserdämpfe. Die Elektricit gewifs das Hauptagens im grofsen Haushalte der und der Organisation, nur kennen wir es nicht g Die beiden Qualitäten der Elektricität, die physisch chemische, sind oft ganz von einander getrennt, od oder weniger vereint. Aehnliches findet auch b Luftelektricität statt. Dies mufs einen grofsen E auf die Gesundheit der Menschen haben. Die U chungen haben indessen noch zu keinem Re geführt. Bei einer die Erzeugung des Pyren-Mi begünstigenden Luftbeschaffenheit, mufsten die che bei feuchter Luft angestellt werden, die ist al zu guter Leiter. Daher mufs die Menge der El tät immer höher angenommen werden, wie die mente nachwiesen. Die beobachtete Verschiedenh Menge des kohlensauren Gases in der Atmosph verschiedenem Stande der Luft-Elektricität führt Vermuthung, dafs die Kohlensäure theilweise du Elektricität eine Zersetzung erleidet, und in Sau gas und Kohlenoxydgas verwandelt wird. Di dann am meisten in der Nähe von grofsen Wa chen geschehen, weil die Elektricität auch das zersetzt. Das so freigewordene Wasserstoffgas m dann mit dem Kohlenoxydgas zu dem Krankheit verbinden, das mit der Modersäure, der Feuch dem Sumpfmiasma verwandt ist (I. p. 40). Be standtheile wirken schon in kleinen Mengen f auf den menschlichen Organismus. Verbindet s Miasma mit dem Blute, so macht es eine kr Veränderung in demselben, die sich zuerst du Verstimmung des sympathetischen Nervensyste spricht. Kommen nun zufällige Schädlichkeiten wie Erkältung, Laufen, Schreien u. s. w., so diese wie vermittelnde Momente, und das Kra gift trifft nun auf eine schon gereizte Schleimha Krankheitsprozefs entwickelt sich und macht se genthümlichen Verlauf. Auch in den Produk veränderten Thätigkeit, der erkrankten Schle herrscht nach direkten Versuchen die saure Qual Die Alkalien müssen demnach wie ein Gegen Pyrensäure angesehen werden. Sie müssen nic das Krankheits-Agens (ein Oxycarbon-Hydrür n rer Differenz) sondern auch die abgesonderten haften Säfte neutralisiren. So erkennen wir in de moniak ein in der Pyren-Therapie unersetzliches

ch die Säuren werden denselben Zweck erfüllen. Wir sen, dafs die mineralischen Säuren und selbst auch *wohl* weniger kräftig die Pflanzen-Säuren die thieben Säuren zersetzen. Die Erfahrung hat auch die- Ansichten entsprochen. Doch hat man es zweckig gefunden, mit den chemisch wirkenden Mitteln he zu verbinden, denen wir nur eine dynamische kung zuschreiben können. Hiezu empfiehlt der Vf. Verbindung von Salmiak, Kali, Brechweinstein und a. *Um* aber die Krankheitsursache in der Luft t zu zerstören, müsse man suchen die Kohlensäure das überschüssige Wasser-Gas zu entfernen. Dies ehe am sichersten durch das Aussetzen und öftere uern von gepülvertem Aetzkali, durch Ammoniakde u. s. w. —

Dies sind die Grundgedanken, auf die der Vf. bei suchung der einzelnen Pyrenspecies immer wieder kkommt, und die er in mancherlei Formen und dungen nur zu oft wieder vorträgt. Den vorgeten Ideen sind indessen mehrere Thatsachen zum le gelegt, die noch sehr der Bestätigung bedürfen, e andere, deren Unwahrheit vollständig nachgea ist. Die Versuche von Thenard haben freilich *en*, dafs durch ein oft wiederholtes kunstreiches ühsames Verfahren das Wasser in eine syruparüssigkeit verwandelt werden kann, dessen Eigenn dem Chlor ähnlich sind; allein verdient dies ch wirklich den Namen eines Hyperoxyds des stoffes? wohl schwerlich. Und wollte man dies nräumen, würde daraus folgen, dafs Wasser in talt auch in dieser Verbindung bleiben könnte? Hypothesen würde man nicht als vermittelnde einräumen müssen, wollte man annehmen, dafs Zersetzung der Kohlensäure vermittelst der Luftität ein Theil Sauerstoff frei gemacht würde, der t dem Wasser zu einem Hyperoxyd verbinden und wirklich verbände. Ferner die Beobachtung mgarten, das Wasser der Thermen zu Gastein Wasserstoffoxyd mit einem Minimum von Sauhat in den 6 Jahren, seit sie in der gelehrten läuft, keine Bestätigung gefunden. Diese hätte weniger ausbleiben können, da sie der Chemie sik hätte eine andere Gestalt geben müssen. d die spätern Untersuchungen von Schweiggerhr siegreich entgegengetreten. Schon Reider pidem. Sumpffieber p. 292) trug eine ähnliche Hypothese zur Erklärung des Sumpfmiasmas vor; und meinte faules Wasser stehe auf einer niedern Stufe der Oxydation. Wenn es wahr wäre, dafs das Pyren-Miasma aus einer Verbindung von Kohlenoxydgas mit einem Hyperoxyd des Sauerstoffs in Gasgestalt bestände, so könnte der Rath, es durch gepülverten gebrannten Kalk zu zersetzen, wohl schwerlich den Zweck erfüllen, da das Kohlenoxydgas mit Erden und Alkalien keine Verbindung eingeht. — So scharfsinnig und mühsam der Verf. nun auch versucht hat, die obigen Ansichten, Meinungen und Hypothesen auszuschmücken, so wird es doch jedem Unbefangenen einleuchten, dafs unsere Kenntnisse von der Beschaffenheit der Atmosphäre, die wir dann beschuldigen zu müssen glauben, wenn ähnliche Krankheitsformen mehrere Menschen gleichzeitig oder nach kurzen Zwischenräumen befallen, durch die Bemühungen unsers Verfs. sich um nichts erweitert haben. So hat die Bemerkung, die Baker vor beinahe 100 Jahren machte, auch jetzt noch die vollste Anwendung: (*Opusc. med. Lond.* 1771. *p.* 50.) *Profecto quicquid nobis de hac omni quaestione scire conceditur, angusta admodum metitur circumscriptio, et laboribus quibuscunque frustra exantlatis, fateamur tandem necesse est cum optimo Sydenhamo: „Quae qualisque sit illa aëris dispositio, „nos pariter ac complura alia, circa quae et arrogans „philosophantium turba nugatur, plane ignoramus." Neque sane philosophum virum dedecet, ea nescire fateri, quae nesciat, adhibita prius ad res rite perpendendas diligentia ac incognita pro cognitis habere, eaque incertissima quae sunt pro certis vindicare; id vero dedecet.*

So gern jeder aufmerksame Leser dem Verf. Fleifs, Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Consequenz und Beharrlichkeit zugestehen wird, Eigenschaften, die er schon durch frühere Arbeiten beurkundete, so mufs es ihm doch auch auffallen, dafs sich die Schrift weniger durch selbst Beobachtetes, und der Prüfung nicht weiter Bedürftiges, als durch geistreich Angedeutetes auszeichnet. So besteht ein wesentlicher Vorzug derselben darin, auf viele Punkte aufmerksam zu machen, deren nähere Prüfung der Wissenschaft zum Gewinn gereichen würde, und Winke zu geben, wie dies einzurichten sei. Bei dieser Anerkenntnifs eigenthümlicher Vorzüge der Schrift wird es nicht tadelsüchtig erscheinen, wenn wir nun noch oft leise, oft laut mehrere Punkte herausheben und den Tadel ohne weitere Belege hinzufügen. Ermüdend sind die vielen meistens entbehrlichen, oft unangenehm anregen-

den Wiederholungen, die selbst bei höchst unbedeutenden Gegenständen und Veranlassungen vorkommen. So ist ein Recept, das in seiner Zusammensetzung nicht einmal als musterhaft aufgestellt werden kann, an 5 verschiedenen Stellen in regelmäfsiger Form mitgetheilt (I. p. 74. I. 219. II. 104. 164. 395.). So ist die Entwicklung der Bildung des hypothetischen Pyra-Miasmas bei der Schilderung einer jeden Pyrenspecies wiederholt. Auch stöfst man wiewohl nur selten auf Sätze, die früher entwickelten schnurstracks entgegentreten. Ein sehr oft entbehrlicher Reichthum von Worten nebst der Verknüpfung der verschiedenartigsten Begriffe in einem Satz hat vielen Perioden einen Umfang gegeben, der sehr oft das Verstehen erschwert. Störenden Einflufs haben auch die vielen neuen Wortbildungen für bekannte Begriffe, die Ungleichheit der chemischen Nomenclatur, die Anwendung fremder Worte, wo ein teutscher Ausdruck den Zweck erfüllte, die öfteren Abschweifungen auf Gegenstände, die der vorliegenden Untersuchung fremd sind; die Menge der Hypothesen, Meinungen, unbestimmten Sätze; das Berufen auf den Erfolg zukünftiger Beobachtungen und Versuche, das unbestimmte Nachweisen von Sätzen, die als erfahrungsmäfsig benutzt sind, die oft zu entscheidende Sprache bei schwankenden Meinungen, die Ableitung allgemeiner Erfahrungs-Sätze aus einzelnen oft noch der Wiederholung und Bestätigung bedürftigen Beobachtungen, die zu umfangsreiche Benutzung chemischer Erfahrungen und Begriffe zur Erklärung krankhafter Erscheinungen im Organismus, das einigemale willkürliche und gewaltsame Herbeiziehen einzelner Krankheitsformen in die Pyren-Familie; das Ungleiche in den Heilanzeigen, das Empfehlen von Arzneimitteln, oft ohne weitere Nachweisung der Art, Form und Gröfse der Anwendung, oft so sehr im Einzelnen, dafs die unbedeutendsten, nicht immer in der Zusammensetzung zu empfehlenden Receptformeln beigefügt werden; die fragmentarische und unvollkommne frühere Geschichte der Krankheiten, die ziemlich willkürlich ausgewählte Literatur, die zum Nachlesen empfohlen wird, unter der man selbst klassische Schriften vermifst; die mangelhafte Angabe der Synonymen. Hat man nun einen Abschnitt mit Aufmerksamkeit gelesen, so scheint einem Alles wie in einem Nebel zu schwimmen, und es bedarf eines angestrengten Nachdenkens, um die gewonnenen Resultate deutlich zum Bewufstsein zu bringen. Freilich fühlt man sich dann oft hinreichend belohnt, man freuet sich der Erweiterung und Bestätigung des bisherigen Wissens. Jeder wird diese Zufriedenheit namentlich dem Lesen der Untersuchung über das Kindbetterinnen-Fieber verdanken.

Die bisherigen Bemerkungen hatten nur eine allgemeine Beziehung. Versuchen wir es auch mit einer einzelnen Krankheitsform. Der Abschnitt über die R... mag sich der Prüfung fügen. Eigne zahlreiche Beobachtungen und Erfahrungen, so wie Kenntnifs des Historischen dieser Krankheit bestimmte die Wahl.

Der pyrösen Ruhr setzt der Verf. die typhöse ... gegen. Der Unterschied soll indessen am Kranken ... schwierig aufzufinden sein, besonders wenn die ... in Begleitung eines adynamischen Fiebers verläuft ... diese Unterscheidung sich auf die sie herbeiführ... Einflüsse beziehen? Die pyröse Ruhr wird von ... rösen Miasma in der Luft, das sich ins Blut ... und von da sich in die dicken Gedärme ablagert, ... leitet. Soll nun die typhöse Ruhr denselben E... ihre Entstehung verdanken, von denen der Typ... abhängt? Dann würden 2 Hypothesen zur ... des Ursprungs der Ruhr erforderlich sein. Eine ... mehr wie genug. Wir sehen die Ruhr immer ... dingungen entstehen, die Einflüsse voraussetzen, ... meinsam und gleichzeitig auf viele Menschen ... Alle Erscheinungen weisen dahin, dafs die ... chen Einflüsse in der Atmosphäre gesucht werden ... sen. Und so ist es unvermeidlich, ein Miasma, ... sich dessen Entstehung und Zusammensetzung ... ken mag, in der Luft vorauszusetzen, das in ... specifike Einwirkung empfänglichen Menschen die ... hafte Thätigkeit in den dicken Gedärmen erweckt. Folge dieser Einwirkung ist anfangs eine vermehrte ... zung längs des ganzen Darmkanals, dessen ... Schmerz und eine vermehrte Absonderung der S... flächen ist. Dann folgt eine vermehrte krankhafte ... tigkeit in den dicken Gedärmen selbst, die sich ... heftiges Drängen zum Stuhlgange ausspricht, den ... Darmkoth, nur Schleim und Blut, oft viel oft we... ausprefst, dann eine Zeitlang nachläfst und in ... denen Zeiträumen unter gleichen Erscheinungen ... kehrt. Dies ist die eigentliche Krankheit, ein ... der Einwirkung des Miasmas auf die dicken Gedärme ... mit einer specifiken Reizbarkeit für dasselbe beg...

(Der Beschlufs folgt.)

№ 17.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Juli 1835.

Krankheits-Familie Pyra (Schleimhaut-Exanem), beschrieben von Dr. Eisenmann.

(Schlufs.)

Alle übrigen krankhaften Erscheinungen, die gleich-
; in demselben Organismus vorkommen, sind Folge
ympathetischen Einflusses der krankhaften Thätig-
n den dicken Gedärmen auf die übrigen Organe,
werden durch Einflüsse hervorgebracht, die gleich-
mit dem Ruhrmiasma einwirkten, oder kurz vor,
kurz nachher. So verbinden sich viele Krankheits-
einungen mit der eigentlichen Ruhr, die, wenn schon
abhängig, mit dem eigentlichen Grundwesen der-
n nichts gemein haben; wie Brechen, vermehrte
nderung einer fehlerhaften Galle und anderer Darm-
und Einschliefsung derselben in dem obern Theile
armkanals wegen krampfhafter Verschliefsung der
Gedärme, kolikartige Schmerzen im Unterleibe,
hrte Bewegung in dem Blutsysteme, mit allen den
inungen, die wir als dem Fieber eigenthümlich
n, Verminderung der Ausdünstung, der Urin-Ab-
ung u. s. w. Wirken anderweitige feindselige
se zugleich mit dem Ruhrmiasma auf den Orga-
, so erfolgen Reihen von Krankheitssymptomen, die
von der Ruhr und ihrer Ursache abhängig sind,
ichzeitig mit ihr verlaufen, doch aber denselben
en Einflufs auf sie ausüben, den sie selbst von
ulden mufsten. So sah man die Ruhr in Gesell-
der Blattern verlaufen (van Geuns üb. d. Ruhr
), der Masern (Vogler v. d. Ruhr p. 17.), — des
ustens (Jawandt v. d. Ruhr p. 101.), des Rheu-
us, der Gicht (Engelhardt v. d. Ruhr p. 57.), mit
elfiebern (van Geuns p. 261.). Und so sah man
fig mit einem typhösen Fieber verbunden, wenn
rmiasma sich in einer Atmosphäre ausbildete un-
ständen, die den Typhus begünstigten und er-
: in belagerten Städten, in Feldlagern, auf Schif-
fen, in Hospitälern. Welche Gründe könnte man haben, die Ruhr von denselben Ursachen abhängig zu machen, die den Typhus erzeugten, da man so oft in Epidemien, den Typhus ohne die Ruhr, diese ohne den Typhus sieht, doch auch beide Krankheiten wieder in demselben Kranken; da man so oft und am öftersten die Ruhr sich epidemisch ausbilden sah, wo die Ursachen nicht stattfanden, die den Typhus erzeugen konnten.

Keine von dem Verf. zu der Familie der Pyren gerechnete Krankheitsform zeigt blutige Absonderung auf der erkrankten Schleimhaut; nur der Ruhr ist dies eigenthümlich. Sollte diese nun mit einigem Schein des Rechtes unter den Pyren einen Platz finden, so mufste die blutige Absonderung auf den Schleimflächen, die das Ruhrmiasma zum Sitz seiner Einwirkung eingenommen hatte, wenn nicht geläugnet, doch als häufig fehlend, und folglich unwesentlich bezeichnet werden. Der Vf. nannte daher seine *Colonpyra*, weifse Ruhr. Allein schon Frank (*Epitom. II.* §. 689.), den unser Verf. so oft als Gewährsmann benutzte, sagt, die Unterscheidung, die von der Farbe der Ausleerungen hergenommen wird, ist ohne Gewinn für die Wissenschaft. Sie beruhet aber auch nicht einmal auf richtigen Beobachtungen. Die ältern Aerzte nannten jeden mit Schmerz verbundenen häufig wiederkehrenden Durchfall Ruhr, unterschieden so mit Recht schleimigte, galligte, weifse Ruhr von der eigentlichen, die sie rothe Ruhr nannten. Macht aber schmerzhafter häufig wiederkehrender Tenesmus und der Abgang von wenigen schleimigten, mehr oder weniger mit Blut gemischten Feuchtigkeiten die wesentlichen Symptome der Ruhr aus, so fallen alle diese Unterscheidungen aus dem Gesichtspunkte der Aetiologie als unwesentlich hinweg. Sollte wohl ein Arzt bei einem Kranken während des Verlaufs der Ruhr blofs schleimigte Abgänge beobachtet haben, ohne dafs nicht ab und zu Blut damit gemischt gewesen wäre. Ich zweifle, wenn schon Sydenham sagt (*Const. Epid. IV.* 3.): *quandoque tamen ne*

minimum quidem sanguinis per omnem morbi decursum dejectionibus miscetur, und Viele es ihm nachsprachen. Wenigstens ist bei den Tausenden von Ruhrkranken, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte, kein Fall der Art vorgekommen. Man sieht oft einzelne ruhrartige Abgänge ohne Blut, und während der ersten Tage der Krankheit mehrere, allein im Fortschreiten nur sehr einzeln, während alle übrigen mit Blut gemischt sind. Und bestimmt darf behauptet werden, dafs noch nie eine Ruhrepidemie beobachtet wurde, wo die Abgänge bei allen charakteristischen Symptomen der Ruhr, bei allen Kranken ohne Blut gewesen wären. Dies gilt auch von der pyrösen Ruhr nach des Vfs. Begriffen, die wie er selbst sagt nur epidemisch vorkömmt (p. 415.). Wollte man nun die bei jeder Ruhrepidemie öfter vorkommenden unblutigen Durchfälle ohne Rücksicht, dafs die eigentlichen Ruhrsymptome nicht in ihrer Begleitung sind, Ruhren nennen, so würde man sich dem Vorwurf aussetzen, dafs man zwei wesentlich verschiedene Krankheiten mit einander verwechselte. Degener (*De dysent.* §. *XXV.*) sagt: „*Hic autem silentio praetereundum non est, non omnes, qui toto luis tempore aliquem alvi fluxum patiebantur, Dysenteria vera laborasse, diarrhoeae enim laeviores, quas Dysenteriodes, si placet, appellare poteris, morbum dysentericum non solum semper intercurrebant sed etiam adhuc vigebant, nec dum cessabant, cessante jam Dysenteria.*" Die *Dysenteria mucosa, pituitosa, alba* wird freilich hin und wieder in den Handbüchern aufgeführt, allein, geht man auf die Beobachtungen zurück, die zur Stütze nachgewiesen werden, so findet man meistens etwas anderes als was man erwartete. So soll Wagler (*de morbo mucoso*) eine solche beschrieben haben, allein er sagt: *inter tenesmos dejiciuntur excrementa tenuia sanguine permixta, quin sincerus sanguis, modo exsanguinea, biliosa, mucosa* (*pag.* 7.). Auch Willis wird als Gewährsmann angeführt. Er verwechselt aber die Cholera 1670 in London mit der Ruhr, die 1671 herrschte, und nannte beide Krankheiten *Dysenteria*. Seine Schilderung der unblutigen *Dysenteria* pafst aber nicht auf die eigentliche Ruhr. (*Pharm. rat. Edit. Lugd.* 1676. *p.* 65.) *Plurimi* — sagt er — *et vomitus et alvi dejectiones aquosas et fere limpidas et aquosas habuerunt*; hingegen von der eigentlichen Ruhr sagt er (*p.* 69.): *Dejectiones in his liquidae et sanguine diluto tinctae instar loturae carnium, in aliis crassiore cruore* *saturatae etc.* Unser Verf. vermeidet in der S
menschilderung, die übrigens erfahrungsmäfsig i
Blutes in den Abgängen Erwähnung zu thun u
merkt nur beiläufig, zuweilen sei dem Abgange
Blut beigemischt (p. 420.). Hätte er den Satz u
het, so würde er etwas Erfahrungsmäfsiges gesagt
Freilich würden dann alle die Vergleiche mit den
der Bräune, den Aphthen, der *Bronchitis malig*
Schleim-Fieber als nicht zutreffend haben weggefall
sen. Gewifs ist der Blutabgang ein wesentliche
tom der Ruhr. Die krankhafte Thätigkeit in der
Gedärmen beschränkt sich nicht allein auf die
absondernden Organe, auch die Blutgefäfse nehm
daran. Es ergiefst sich mehr oder weniger Blut
gewebe, der heftige Drang zur Ausleerung treib
den abgesonderten schleimigten Feuchtigkeiten

Das Miasma der Ruhr wird als dasselbe da
was alle Exantheme der Schleimhaut hervorbri
ein zusammengesetzter Stoff aus Sauerstoff, Kohl
Wasserstoff mit elektronegativer Qualität, und d
warum es einmal Croup, ein andermal die Ma
andermal ein Schleimfieber u. s. w. mache, in d
Zeit noch unbekannten Modifikation desselben
Möglich ist es, dafs dies der Zusammenhang s
auch nicht minder möglicherweise kann der G
unveränderter Qualität des Miasmas in der zu
denen Zeiten verschieden modificirten Reizemp
keit der einzelnen Organe liegen. Die letztere
setzung würde gewifs mehr mit unseren Ke
über die specifische Reizempfänglichkeit des Or
übereinstimmen; und es erklärlich machen, wa
bei allen Menschen, die sich der Einwirkung d
mas aussetzen, dieselbe Krankheitsform entsteht.

Die streitigen Ansichten über die Contagios
den von dem Verf. sehr kurz beseitigt. Er sp
der pyrösen Ruhr ab, der typhösen zu. Dafs
wohl die Vordersätze wie die Schlufsfolge fal
möchte nicht schwer nachzuweisen sein. Sind
thätig, die den Typhus erzeugen können, das Ruh
gleichzeitig in der Atmosphäre verbreitet, und vi
schen für die Einwirkung empfänglich, so mufs
sehr oft treffen, dafs die Ruhr in Begleitung des
verläuft, und dafs es wirklich geschehen ist,
trübe Erfahrung nur zu oft bewiesen. Allein
Theorie noch Beobachtung hat hier eben so we

breitung der Ansteckung von Körper zu Körper nach- iesen, wie in Ruhrepidemien, wo der Typhus nicht mit ipiele war. Die Beobachtung so mancher Ruhrepi- en während eines Zeitraumes von 40 Jahren, ver- en mit der Aufmerksamkeit auf Alles was andere te in dieser Zeit beobachteten, und theoretisch er- rten, hat eine in der schon 1797 herausgegebenen ndlung ausgesprochene und mit wichtigen, ich wage gen, entscheidenden Gründen unterstützte Ansicht — uhr, in welcher Verbindung von Symptomen sie verläuft, wird nie von einem Menschen auf einen n übertragen — nicht entkräften können.

lie Versicherung des Verfs., die Ruhr könne mit charlach nicht gleichzeitig in demselben Menschen fen, kann nur das Resultat negativer Beobachtun- in. Wenn Ruhr und Scharlach zu gleicher Zeit ben, so mag es sich getroffen haben, dafs beide beitsursachen in einem Individuo sich durch ihre ümliche Thätigkeit nicht äufserten. Wären sol- obachtungen auch öfter gemacht, wie die Anna- Arzneikunde nachweisen, so müfste doch noth- ; eine positive Beobachtung die Schlüsse entkräf- ie der Verf. daraus gezogen hat. Nur ein Bei- ieser Art liegt mir zur Hand. Zinke v. d. Ruhr ersichert, dafs in einer Ruhrepidemie von 1800 zu erg, bei der zu gleicher Zeit Scharlach ver- war, mehrere Kranken an beiden Formen gelit- en.

h einer andern Beobachtung, dafs die Ruhr ein Nordens sei, treten die Schilderungen der Aerzte, genheit hatten, in den Tropengegenden ihre chaft auszuüben, wie Johnson, Moseley, Anesley on diese nicht zugänglich sind, Jasper (Krank- r Tropenländer) entgegen. Wenigstens treffen hreibungen dieser Männer vollkommen mit der her Aerzte überein, und die Einwendung, die Ruhr gehöre zu den typhösen, würde keines- ne Unterscheidung rechtfertigen.

endige die Anzeige. Nicht Mangel an Veran- u weiteren Bemerkungen zwingt mich, wohl aber u Gebote stehende Raum. Ob nun gleich nur nd Tadelndes aus meiner Feder flofs, so scheide von dem Buche mit der höchsten Achtung für rfsinn, die Auffassungsgabe und Gelehrsamkeit . und gebe jedem, der sich der nicht leichten Mühe unterzieht, dem Lesen Zeit und eine ernste Aufmerksamkeit zu widmen, die Versicherung, dafs er nicht ohne Erweiterung seiner Ansichten und seines Wissens das Buch aus den Händen legen wird. Dies ist wenigstens mein Fall gewesen, was ich dankbar erkenne.

C. Matthaei.

XVI.

Story, Commentaries on the Constitution of the United States. Boston, Hillyard, Gray et Co. **1833.** ***XLIII.*** **736** ***p.*** **8.**

Der Verf. des vorliegenden Buches ist Professor der Rechte an der Universität von Massachusetts, Mitglied des obersten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten und ein vertrauter Freund des berühmten Oberrichters John Marshall. Das Werk ist daher im Sinne der gemäfsigten Föderalisten früherer und der Nationalrepublikaner jetziger Zeit geschrieben; es hat aber, so wie das früher erschienene ausführlichere Werk, zugleich den grofsen Vorzug, dafs sein Inhalt genau mit derjenigen Auslegung der Konstitution übereinstimmt, welche Marshall selbst seit dreifsig Jahren in den Gerichtshöfen gegeben hat, und die bisher von allen Parteien als das Muster der Weisheit und Gerechtigkeit verehrt worden ist.

Der Inhalt des Buches zerfällt in drei Haupttheile: die Rechtsgeschichte der englischen Kolonieen in Nordamerika, die Rechtsgeschichte der Revolution und Konföderation, und den eigentlichen Kommentar über die Verfassungsurkunde der Vereinigten Staaten. — Der Versuch, nach Anleitung dieses letzten Abschnittes die Hauptpunkte der amerikanischen Konstitution zu erörten, dürfte geeignet erscheinen, den Leser dieser Blätter über den Inhalt und den Geist des Werkes in Kenntnifs zu setzen.

Die Grundlage alles Rechts in den Vereinigten Staaten ist ist das Englische *common law*. Die Wohlthaten dieser Rechtsverfassung wurden den Ansiedlern der Kolonien durch die königlichen Freiheitsbriefe gewährleistet; allein ihre Einzelnheiten sind theils durch die Verschiedenheit des Ortes und vieler andern Verhältnisse schon während der Kolonialverfassung, theils und vorzüglich seit der Revolution dadurch modificirt worden, dafs ihr die geschriebenen Konstitutionen der einzelnen Staaten und der Vereinigten Staaten an die Seite ge-

setzt worden sind. Doch wird rechtlich vorausgesetzt, daſs diese letzteren nichts enthalten können, was dem allgemeinen Sinne des Gemeinrechts zuwiderliefe.

Die gegenwärtige Konstitution der Vereinigten Staaten ist das Werk einer dringenden Nothwendigkeit. Sie ward entworfen und von dem Volke der einzelnen Staaten angenommen, weil man sich durch die Erfahrung von der Unzulänglichkeit der Konföderationsartikel überzeugt hatte, denen gemäſs der Kongreſs während und nach der Revolution die allgemeinen Angelegenheiten des Landes zu verwalten bemüht war. Sie ist schon durch ihren Ursprung wesentlich verschieden von den Konstitutionen anderer Staaten. Denn sie wurde keineswegs von einem Theile oder der Gesammtheit der vorhandenen Behörden gegeben, sondern diese empfahlen nur dem Volke, aus seiner Mitte achtbare und einsichtsvolle Männer zu wählen, welche mit der ausdrücklichen Vollmacht zur Revision der Konföderationsartikel versehen, sich zu Philadelphia über eine den Bedürfnissen des Landes entsprechende Bundesverfassung berathen möchten. Und ferner, nachdem die Konvention (17. Sept. 1787) ihre Arbeit vollendet hatte, forderte sie den Kongreſs auf, zu veranlassen, daſs die Verfassungsurkunde in jedem einzelnen Staate dem Volke zur Bestätigung mittelst ausdrücklich erwählter Bevollmächtigten vorgelegt würde. Die Konstitution ist also in jeder Hinsicht das Werk des freien Willens des ganzen Volkes, und keine bloſse Uebereinkunft, kein Vertrag zwischen unabhängigen Staaten. Die Legislaturen oder das Volk eines oder mehrer einzelnen Staaten sind eben so wenig berechtigt, irgend einen Theil ihres Inhalts für ungültig zu erklären, als es den Bewohnern eines Distrikts von New-York oder Virginien beikommen darf, sich den Vorschriften der Konstitutionen dieser Staaten zu widersetzen, und was im letzteren Falle Meuterei und Empörung sein würde, ist nicht weniger im ersteren Aufruhr und Rebellion. Da überdem die Konstitution selbst für einen feierlichen Befehl des ganzen Volkes der Vereinigten Staaten, für das oberste Gesetz des Landes sich erklärt, und als solches anerkannt worden ist, da die Gewalt, welche sie überträgt, die Beschränkungen, die Organisation und Vertheilung der Rechte, welche sie feststellt, in jeder Hinsicht das Gan treffen, so ist sie jedem einzelnen Theile der Uni angreifbar und nur dem Volke in seiner Gesam verantwortlich.

Der wahre Sinn der Verfassungsurkunde m ihren Worten und deren Zusammenhange, aus d tur, den Ursachen und Folgen des Gegenstande dem sie redet, aus ihrem Geiste und ihrem Zwec nommen werden, wobei die bisherige praktische gung durch die gesetzgebenden und richterlich hörden als Hülfsmittel gebraucht werden soll. haupt aber muſs sie als Grundlage der National gung eine eben so günstige Auslegung finden, Konstitutionen der einzelnen Staaten. Wo die zweifelhaft erscheinen, wird also derjenige Sinn d tige sein, welcher ihren erklärten Absichten und Z am meisten entspricht.

Obgleich die Konstitution der Vereinigten und die Verfassungsurkunden der einzelnen Sta allgemeinen Zweck der Wohlfahrt des Volkes schiedenen Wegen verfolgen, so ist doch nicht meiden, daſs diese Wege sich in einzelnen berühren oder durchschneiden. Diese Berührung nen zwar an sich nie einen feindseligen Cha ben, da die Konstitution der Vereinigten Staaten stes Gesetz des Landes stets Gehorsam ford wohl aber mögen diejenigen, welche ihre Bestim in Ausführung bringen sollen, sie unrichtig und Dinge als verfassungsmäſsig anordnen, nicht gutheiſst, oder die von ihr gar nicht nähe sichtigt worden sind. In solchen Fällen ge Entscheidung in letzter Instanz dem obersten hofe der Vereinigten Staaten, weil die Konstit schreibt, daſs seine Jurisdiktion sich über all fälle erstrecken soll, die unter ihr oder durch ben mögen. Eine solche hochwichtige Stellung terlichen Behörde kann natürlich nur unter schriebenen Konstitution stattfinden; in Engl wo eine solche nicht ist, mögen der König, und die Gemeinen im Parliament versammelt ihrer Befehle, der nicht physische Unmöglichk langt, unbedingten Gehorsam fordern.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 18.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Juli 1835.

ry, *Commentaries on the Constitution of the* nited *States.*

(Fortsetzung).

Die Konstitution bezeichnet als die Zwecke ihres ins die Bildung einer vollkommneren Union, die ebthaltung des Rechts, die Sicherheit der Personen des Eigenthums im Innern, die gemeinsame Vergung gegen das Ausland, die Beförderung der allnen Wohlfahrt und die Bewahrung der Freiheit. rste Mittel, welches sie zur Erreichung dieser Ab- a anwendet, ist die Theilung der von ihr übertra- Gewalt in die gesetzgebende, die vollziehende lie richterliche. Die Theilung ist indefs nicht so , dafs sich die einzelnen Zweige der Regierung d in keinem Punkte berühren könnten, sondern onstitution sorgt nur, dafs die dem einen übertra- Befugnifs sich nicht wesentlich zugleich in den n des andern befinde.

e gesetzgebende Gewalt hat der Kongrefs, wel- s dem Hause der Repräsentanten und dem Seesteht. Mehre Gründe sprachen für diese Eing. Die Theilung der Legislatur in zwei unab- Körper schien vorzüglich geeignet, die Uebern Erlassen von Verordnungen zu hindern, wovor publik sich ganz besonders zu hüten hat. Wenn mer den Menschen mit Recht vorwirft, dafs sie atleben besser sind als im öffentlichen, wo sie en Wunsch einer Partei zu dienen, und durch ersichtliche Hoffnung auf den Beifall derselben ht selten zu Ungerechtigkeiten hinreifsen lassen, n es auch aus diesem Grunde zweckmäfsig, die ur zu theilen. Die Parteiansichten, welche etwa se der Repräsentanten obwalten, sind nicht nothdie des Senats, und die Häupter dieser letzteammlung haben keinen Einflufs auf die Beder Repräsentanten. Da beide Zweige der Legislatur verschieden konstituirt sind, und ihre Mitglieder nicht gleich lange im Amte bleiben, so beaufsichtigen sie sich gegenseitig, und hindern durch die natürliche Eifersucht, womit sie einander bewachen, jeden Angriff der gesetzgebenden Macht auf die Freiheit und das Eigenthum der Bürger.

Die Wahl der Mitglieder des Hauses der Repräsentanten findet jedesmal nach Verlauf von zwei Jahren statt. Die sonst so schwer zu entscheidende Frage, wer zum Wählen berechtigt sein solle, ist von der Konstitution ungemein glücklich beantwortet worden. Sie bestimmt, dafs die Wähler in jedem Staate diejenigen Qualifikationen haben sollen, welche von den Wählern der Mitglieder des zahlreichsten Zweiges der Legislatur in diesem Staate verlangt werden. Dies mufs einem Jeden genügen, weil Niemand fordern kann, ein Recht in Bezug auf die Bundesregierung zu üben, welches ihm gegen den Staat, worin er wohnt, nicht zugestanden wird. Diese Bestimmung erlaubte nun auch, die Anzahl der Repräsentanten von der Volkszahl abhängig zu machen. Die Konstitution bestimmte, dafs zunächst jedesmal für 30000 freie Einwohner eines Staates Ein Repräsentant zum Kongrefs gesandt werden sollte, überliefs es aber dem Kongresse, für die Zukunft einen gröfseren Divisor festzusetzen. Demgemäfs ist dieser seit zwei Jahren 47700, und die Anzahl der Repräsentanten ist 240. In den Staaten, wo die Sklaverei geduldet wird, dürfen drei Fünftel der Leibeigenen bei der Bestimmung der Anzahl der Repräsentanten als freie Einwohner in Rechnung gebracht werden: ein Zugeständnifs, welches die nördlichen und mittleren Staaten darum machten, damit der Süden sich gefallen lasse, dafs Handelsverordnungen durch einfache Majorität im Kongresse genehmigt werden dürfen. Die nördlichen und mittleren Staaten haben zwar für ihr Zugeständnifs noch das Aequivalent, dafs die direkten Steuern nach der Anzahl der Repräsentanten vertheilt werden sollen, sie haben aber bis

jetzt noch keinen Vortheil aus dieser Bestimmung gezogen, da die Union zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse dieser Steuern überhaupt gar nicht bedarf.

Die Zusammensetzung des Senats erinnert lebhaft an den Kongrefs der Konföderation. Er konnte in seiner gegenwärtigen Gestalt nur aus einem Vertrage zwischen unabhängigen Staaten hervorgehen; und dafs er gerade diese Gestalt erhielte, war die Bedingung, unter welcher die kleineren Staaten der Vertheilung der Repräsentanten nach der Volkszahl ihre Zustimmung gaben. Da nämlich jeder Staat, New-York und Pennsylvanien sowohl als Delaware und Missouri, zwei von seiner Legislatur erwählte Abgeordnete zum Senat sendet, und kein Gesetz gegeben werden kann, ohne einmal von der Mehrheit des Volkes und zweitens von der Mehrheit der Staaten gebilligt worden zu sein, so ist das Gleichgewicht zwischen den gröfseren und kleineren Gemeinwesen der Union hergestellt, und beide kämpfen mit gleichen Waffen. Man erwartete aufserdem noch manche andere Vortheile von der eigenthümlichen Konstituirung dieses Zweiges der Legislatur, und die Geschichte bezeugt, dafs man sich in diesen Hoffnungen nicht getäuscht hat. Da jedes Mitglied des Senats auf sechs Jahre erwählt wird, so erwirbt die Versammlung im Allgemeinen gröfsere Geschäftskenntnifs und bessere Einsicht in die dauernden Interessen des Landes. Der Senat hindert eine zu grofse Beweglichkeit in den Beschlüssen der Legislatur, welche dem Handel und Gewerbfleifse so nachtheilig ist. Seine Stetigkeit hält den Nationalcharakter aufrecht, und seine Mitglieder haben nicht nur gröfsere Verantwortlichkeit als die Repräsentanten, sondern sie sind auch geneigter, diese zu übernehmen. Denn da nicht zu erwarten steht, dafs die Mehrzahl der Nation sich viele Jahre hindurch gegen ihr wahres Interesse verblenden werde, so kann der Senator leicht für einige Zeit seine Popularität aufopfern, um den dauernden Ruhm des Patriotismus zu gewinnen; und es wird bei seiner Wahl vorausgesetzt, dafs er nicht anstehen werde, so zu handeln. Uebrigens bildet der Senat auf keine Weise eine Aristokratie; sein Ursprung ist im Volke, und er bleibt dadurch, dafs ein Drittheil seiner Mitglieder jedesmal nach zwei Jahren neu gewählt werden mufs, hinlänglich unter der Aufsicht seiner Konstituenten. Der Vicepräsident der Vereinigten Staaten ist Präsident des Senats, er hat aber keine Stimme bei den Verhandlungen, aufser wenn die Stimmen der Mitglieder gleich getheilt sind. Der Se ist Richter über Bestechlichkeit, Hochverrath und dere Staatsvergehen. Als richterliche Behörde lei seine Mitglieder für jeden einzelnen Fall den Eid die Versicherung des Geschwornengerichts. Eine M heit von zwei Drittheilen entscheidet für schuldig; Senat darf aber nur auf Absetzung und Unfähigkeit Verwaltung eines Amtes unter den Vereinigten St erkennen. Der Schuldige kann jedoch noch aufse bei den bürgerlichen Gerichten belangt und von d zur Strafe gezogen werden. Da der Senat auf populairen Basis ruht, so scheint die angegebene M heit von zwei Drittheilen nothwendig, um einen klagten Beamten vor den Wirkungen des Parteig zu schützen; eine gröfsere Mehrheit zu verlangen, aber auch den anerkannt Schuldigen im Voraus für los erklären. Wenn der Präsident der Vereinigten ten zur Rechenschaft gezogen wird, ist der Obe ter der Vereinigten Staaten Vorsitzender des S damit der Vicepräsident, welcher im Falle der V theilung des ersteren das Präsidentenamt erhalten von jedem Vorwurfe, aus Interesse gehandelt zu befreit bleibe.

Der Kongrefs versammelt sich gesetzlich a sten Montage im December jedes Jahres. Seine glieder erhalten eine Geldentschädigung für ihre waltung, deren Betrag sie selbst durch Stimmen heit festsetzen. Das Herkommen sprach für diese richtung und aufserdem der Wunsch, dafs Amt nen Mann von Kenntnifs und Rechtschaffenheit ten möge, dem Gemeinwesen seine Kräfte zu w Das Gehalt ist nicht so ansehnlich, dafs nicht fast Senator oder Repräsentant durch Besorgung sei genen Geschäfte mehr verdienen könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

XVII.

De Reipublicae Romanae ea forma, qua L. Co Sulla dictator totam rem Romanam ordinibus, stratibus, comitiis commutavit. Scripsit Alex. tich. Commentatio de sententia amplissimi p phorum ordinis Acad. Jenensis primario ornata mio. Lipsiae 1834. 228 *S. gr.* 8.

In der höchst interessanten Geschichte des römischen von den Gracchischen Unruhen bis zu August's Alleinher bildet einen wichtigen Wendepunkt die neue Constitution

...ber Sulla war, und, wenn auch öfter erwogen, bietet sie ... jedem Bearbeiter noch reichlichen Stoff dar. Hr. W. nun ... nicht viel zu leisten; er sagt p. 10: *nunc, quantum licebit ... rium imbecillitatem, acta et omnem, quam constituit Sulla ... is formam, accuratissime et ita describam, ut nihil omnino ... videatur,* vielleicht etwas zu kühn, da manches trotz der ... lichsten Forschungen dennoch wegen Mangel an Ueberlie... dunkel bleiben wird. Auch findet Ref. nicht, dafs Herr ... les auch nur behandelt hat. Vergeblich suchte er z. B. ... über die Vertheilung der Freigelassenen in die Tribus, ...ch keinen unbedeutenden Streit zwischen Sulla und den ...ren erregte; vergeblich auch eine vollständige Aufzählung ... Militairkolonien, die Sulla einrichtete. Herr W. begnügt ... Beispiels halber, einige wenige bekannte zu nennen.

...e ganze Abhandlung nun zerfällt in vier Haupttheile, *de ... de senatu, de magistratibus* und *Sulla ad acta sua quid ... sustentanda,* in denen die Einrichtungen Sulla's der Reihe ... handelt werden. Vorangeht bei jedem Abschnitte eine ...ibung der Vorsullanischen Zeiten, von der Ref. vor Al... ...schen möchte, dafs sie etwas kürzer wäre. Hr. W. er... ...mer von Anfang an und verweilt bei bekannten Sachen, ...em eigentlichen Zwecke fern liegen. So wird, wo von ...bunen die Rede ist, ihre Entstehung weitläuftig bespro... ...an bewiesen, welche einzelne Rechte sie hatten, ihre ...barkeit erklärt, ohne dafs man weder besonders Neues ...auch ein Nutzen für die folgende Untersuchung erhellt. ...ht waren hier brauchbare Vorgänger, wie Hüllmann, ... Ursache dieser Weitläuftigkeit! — Und doch erkennt ... manchmal nicht die wirklich vorhandenen Schwierigkei... ... p. 85, wo er von der innern Einrichtung der *comitia ... s* handelt und sagt, sie sei so bekannt und allen so *in ...* dafs er sich damit nicht aufhalten wolle. Weifs denn ... wie die einzelnen Tribus, von denen doch später auch ... *cent.* nur die Rede ist, stimmten? Ref. zweifelt; wenig... ... von *Cic. de republ.* 2, 22 gesprochen wird, erfahren ... Neues.

...Hauptbestreben Hrn. W's. scheint es gewesen zu sein, ...chtungen Sulla's aus seinem Charakter und seinen ...en zu erläutern und zu zeigen, wie er dahin gebracht ... Partei der Optimaten zu ergreifen. So allein kann ... den grofsen Theil der Einleitung erklären, der über ...amkeiten des Marius handelt, und p. 54 flgd., wo, ... die Ueberschrift verspricht, die Gestalt des Tribunats ... Sulla zu zeigen, nur einige Intriguen des L. Appulejus ... zur Begünstigung des Marius erzählt werden. Doch ... jenem Bestreben Hrn. W's. kann Ref. nicht die vielen ...lischen, halb politischen Räsonnements billigen: wie ... Ruhmbegierde sei, wie schlecht es sei Bürgerblut zu ...; dann das Lob von Sulla, wie weise seine Gesetze ... w. So interessant solche Betrachtungen, geschmack... ...wendet, als Resultate von Forschungen sind, eben so ... sie, wenn sie sich durch die ganze Untersuchung zie... Worte statt der Sachen, und erzeugen, wenn sie der ... vorangehen, statt ihr zu folgen, Behauptungen, die mit der Wahrheit nicht übereinstimmen. ... spiel findet sich p. 23. Hier ist ... Tribunen die Rede, und es wird ... nen nicht nur die *auxilii latio,* ... sondern auch das Recht, dafs sie ... jer gekränkt hätte, dem Volke in *comitiis* ... vorführen konnten, d. h. das *jus prehensionis* ... Hr. W. an: „es half den Plebejern nichts, wenn ... Unrecht der Patrizier abwehren konnten, ... waren! (Gemeinhin glaubt man doch und *Cic. de repub.* ... deutet es selbst an, dafs die Vermehrung der Tribunen ... des Tribunats eher schadete als nutzte!). Die Patrizier ... auch abgeschreckt werden, Unrecht thun zu wollen ... hielten die Tribunen *gleich anfangs* (!) das *jus prehensionis* ... Jedermann sieht, wie ungegründet diese Behauptung ist. ...dings erhielten die Tribunen jenes Recht, und, wie es nach Liv. 2, 35 scheint, mafsten sie sich es zuerst 263 a. u. c. bei der Verurtheilung des Coriolan an. Dafs aber die Bestrafung immer in *comit. trib.* erfolgte, kann Ref. nicht annehmen: diese wurden nach Liv. 2, 58 erst durch die *lex Publilia* eingerichtet, und noch weit später wurde M. Manlius in *comit. cent.,* die überhaupt allein über das Caput eines römischen Bürgers entscheiden konnten, von den Tribunen angeklagt und verurtheilt.

Wir führen nun die hauptsächlichsten Resultate, die Hr. W. aus eigener Forschung findet, an. Ueber die Jurisdiction der Tribunen wird p. 70 behauptet, Sulla habe ihnen zwar das Recht genommen, die Urtheilssprüche früherer Instanzen zu kassiren, jedoch erlaubt, dafs sie, ehe das Urtheil gesprochen wurde, durch Ermahnen und Belehren die Vorurtheile der Richter zerstören und so zur Billigkeit des Spruches beitragen konnten. Doch war dies bei den römischen Gerichten nicht Jedem erlaubt? Konnte das ein ausschliefslich den Tribunen verliehenes Recht sein? — Gleich darauf kommt Hr. W. auf die vielbesprochenen, bis jetzt noch unerklärten Stellen, *Caesar de bell. civ.* 1, 5 und Cic. in Verr. 1, 60, und mit Recht wird die Erklärung, Caesar habe ungenau oder absichtlich falsch gesprochen, verworfen. Herr W. hilft sich folgendermafsen. Er sagt, der eigentliche Gebrauch des Wortes *intercessio* ist von dem Einspruchthun eines Magistrats gegen seinen Kollegen. Bei dem Senatsbeschlufs gegen Caesar stimmte nun die Mehrzahl der Tribunen für den Senat, die übrigen dem Caesar ergebenen thaten nicht gegen den Senat, sondern gegen das Beistimmen ihrer Kollegen Einspruch. Diese Art der *intercessio* hatte Sulla den Tribunen gelassen. Doch das bekannte *par potestas plus valet* war römischer Staatsgrundsatz, und es fiel keinem Gesetzgeber ein diesen zu verändern. Daher konnte es Caesar nicht als etwas besonderes ansehen, dafs Sulla dies Recht, was jeder römische Magistrat hatte und das der Macht des Tribunats eher schädlich als nützlich war, auch den Tribunen liefs. Ferner aber hätten die dem Caesar geneigten Tribunen nach jenem Rechte nur gegen das Beistimmen ihrer Kollegen Einspruch thun können, und dann war immer noch ein Einspruchthun nöthig, um den Senatsbeschlufs ungültig zu machen.

Von den Komitien (p. 95 flgd.) meint Hr. W., Sulla habe

die Tributkomitien aufgehoben und allein die Centuriatkomitien bestehen lassen. Dies ergiebt sich ihm aus Folgendem: „Sulla lernte in Griechenland, dafs nur eine Art von Volksversammlungen mit dem Wohle des Staates verträglich sei: also wollte er dies auch in Rom einführen. In den Centuriatkomitien aber hatten die Optimaten das Uebergewicht; in den Tributkomitien der grofse Haufe. Daraus folgt, dafs er die letztern aufhob." Als Zeugnifs dient *Appian de bell. civ.* 1, 59: *Καὶ τὰς χειροτονίας μὴ κατὰ φύλας, ἀλλὰ κατὰ λόχους, ὡς Τύλλιος βασιλεὺς ἔταξε, γίγνεσθαι* (sc. *εἰσηγεῖτο Σύλλας*). Die Beurtheilung des Schlusses überläfst Ref. seinen Lesern; was aber die Stelle des Appian betrifft, so wundert er sich, dafs Hr. W. *χειροτονίας* für Komitien überhaupt nahm, da es doch blofs *comitia legibus ferendis* sind, unterschieden von *ἀρχαιρέσιαι, comitia magistratibus creandis*. Gesetze wollte Sulla nur von Centuriatkomitien geben lassen, Magistrate wurden in Centuriat- und Tributkomitien erwählt, und schon deshalb mufsten die letztern bestehen. Auch das Verhältnifs des Senats zu den Komitien scheint Hr. W. nicht recht verstanden zu haben, indem er die *auctoritas* desselben darauf bezieht, dafs er das, was das Volk beschlossen hatte, billigen oder verwerfen konnte. Der Senat hatte das *προβουλεύειν* (*App. bell. civ.* 1, 59), das Vorherbeschliefsen und liefs dann dem Volk vorlegen, worüber es entscheiden sollte; von einem nachher Billigen ist nirgends die Rede. Ferner glaubt Hr. W., Sulla habe die *provocatio ad populum* aufgehoben und beweist dies mit Cic. in Verr. 1, 13 *sublata populi Romani in unumquemque nostrum potestate*, wo der Pseudo-Asconius sagt, hierunter sei die *provocatio ad populum* zu verstehen. Doch schon Hotomann hat bewiesen, dafs dies vielmehr auf das *jus prehensionis* geht. Daher ist jene ganze Behauptung zu verwerfen.

Es folgen die Veränderungen, die Sulla im Senat vornahm. Hr. W. nimmt nach *Appian de bell. civ.* 1, 59 und 1, 100 zwei Vermehrungen desselben durch Sulla, einmal vor dem Mithridatischen Feldzuge, dann nach der gänzlichen Vernichtung des Marius, jede von 300 Rittern an, und giebt am Ende die spätern Senatoren als wenig über 400 an. Obgleich Ref. nun diese letzte Zahl für zu gering hält, da bei Cic. ad Att. 1, 14 und *post redit.* 1, 10, wo sie erwähnt wird, nur von einem *frequens senatus* die Rede ist, und es daher passender sein würde, wenn man 500 Senatoren annähme, so wäre doch selbst dieses viel zu gering. Kamen im ganzen Kriege ungefähr 100 um, (vergl. *Appian de bell. civ.* 1, 103), und war die Zahl des frühern Senats 300, so würden zu Cicero's Zeit 800 Senatoren gewesen sein. Daher mufs man annehmen, dafs jene erste Vermehrung nicht wirklich zu Stande kam; es war nur ein Vorschlag des Sulla, erst später nach völliger Unterdrückung der Marianer ausgeführt. Vielleicht würde diese Annahme auch durch Appian selbst, der kurz vorher nur von dem *εἰσηγεῖσθαι* des Sulla spr[icht,] unterstüzt werden. Hrn. W's. Meinung über die Verän[derungen] in den Gerichten weicht von der gewöhnlichen durchaus a[b. Er] glaubt nämlich, die Nachricht, dafs Sulla die *judicia* den Se[natoren] wiedergegeben habe, beziehe sich nicht nur auf die *judicia [pu]blica*, sondern auch auf die *privata*: beide hingen zusam[men] und schon unter den *judiciis* in den Gracchischen Ge[setzen] seien beide zu verstehen. Sein Grund ist nur der, er sehe n[ichts,] was dieser Meinung entgegenstände (p. 158 flgd.); doch [dafs] hierdurch weder die gewöhnliche Ansicht widerlegt, no[ch eine] neue begründet wird, erhellt leicht. Einen starken Anstofs erregt Hr. W. dadurch, dafs er den Diebstahl (*furtum*) zu [den] *judiciis publicis*, nicht zu den *privatis*, wie es doch nach [römi]schem Rechte allein möglich war, zählt.

In dem Abschnitte über die Magistrate ist eine länge[re Un]tersuchung über die Quästoren. Hier wird mit Recht die [Mei]nung von Reiz und Niebuhr gebilligt, dafs die bei Liv[ius und] Dionysius vor dem Jahre 308 a. U. erwähnten Quästoren [quae]*sitores perduellionis*, d. h. aufserordentliche Magistrate [zum In]struiren von Kriminalprozessen sind und daher mit den b[ei Ta]citus Annal. 11, 22 erwähnten Quästoren nichts gemein [haben.] Neben diesen Justizbeamten bestanden nun noch jene F[inanzbe]amte, früher als Untergebene des Konsuls von diesen, [später] vom Volke erwählt, wodurch sie dann erst eigentliche [Magistrate] wurden. So vereinigen sich alle Zeugnisse der Alte[n und Hr.] W. selbst nimmt diese Vereinigung an. Aber warum [er dann] eine alte, längst verworfene Emendation von Tac. [...] wieder hervorsucht, und dazu noch die Erklärung [...] die wieder jene Emendation unnöthig macht, [sagt] Ref. nicht. —

Hrn. W's. Darstellung sucht zwar durch rhetori[sche Wen]dungen den Leser zu fesseln, entbehrt hierbei jedoch [der Ge]wandheit und des Geschmacks. So gleich zu Anfang: [...]*termissa familiae claritudo. Recte quidem! Sed non[...] paullulum intermissa est, ut eo magis inclaresceret*, g[...] *magis splenderet*. Bald darauf: *haec est illa gloria[e ...]do, quam longissime aufugere jubet Euripides. cf. Plut. Aristot. Pol. II. c. 0. Recte! Quam enim etc.* Am [meisten An]stofs erregt aber Hrn. W's. Latinität. Wir wollen [...] p. 77 *inexplebili suo honorum fame, qui . . . . . caus[...]* als aus Eile entstanden entschuldigen; ob aber, z. B. p [...] *quam igitur Sulla longe abfuit, quin lege sanciret*, oder *quae nunc facta sunt, quoniam ad acta sua* (Sulla's nä[mlich, von] dem vorher erzählt wird) *sustentanda pertinere exi[stimavit ...] loco commemorabo* dazu zu rechnen sei, überlassen wir [der Be]urtheilung unserer Leser.

A. W[...]

№ 19.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Juli 1835.

·y, Commentaries on the Constitution of the ·ited States.

(Fortsetzung.)

lie Oberbeamten der Verwaltung, nämlich der sekretair, der Sekretair des Schatzes, des Krieges, arine und der Generalanwalt haben nicht Sitz und e im Kongrefs, sondern nur die Verpflichtung, ı nach ergangener Aufforderung über den Stand ngelegenheiten ihres Verwaltungskreises und die selben etwa vorzunehmenden Abänderungen Be- ·u erstatten. Dies ist gewissermafsen eine Ab- ıng von den allgemeinen Grundsätzen der ameri- hen Verfassung, weil die vollziehende Behörde ·h eines Theils ihrer Verantwortlichkeit entledigt Es kann ihr nämlich jetzt die Schuld, eine be- e Mafsregel vorgeschlagen oder hintertrieben zu selten oder nie erwiesen werden, wenn sie nicht ig dazu sich bekennt. Viele einsichtsvolle und ·sche Bürger der Vereinigten Staaten fürchten da- ·fs wenn Verderbnifs in das System der amerika- ı Freiheit kommen sollte, dies daher Eingang werde, weil es dem Volke nicht leicht möglich ı Präsidenten mittelst der Verantwortlichkeit sei- ·trauten Diener zu belangen und auf den Weg ·chts zurückzuführen. Die Ausschliefsung der ·amten von den Sitzungen des Kongresses ist eine nothwendige Folge der allgemeinen Bestim- ler Konstitution, dafs Niemand, so lange er ein ıter den Vereinigten Staaten verwaltet, Mitglied tionallegislatur sein darf. Sie hat aufserdem die Virkung, dafs ein so schroffer, unter allen Um- ı behaupteter Gegensatz zwischen der ministeriel- tei und der Opposition, wie er in dem englischen nent und den französischen Kammern sich zeigt, ngresse der Vereinigten Staaten nicht wohl statt- kann.

Alle Bills und Verordnungen und Beschlüsse, welche nicht Geldbewilligungen zum Gegenstand haben, für deren Gültigkeit aber die Konkurrenz beider Häuser erfordert wird, können im Senat oder im Hause der Repräsentanten zuerst vorgeschlagen und genehmigt werden. Geldbills aber müssen stets im Hause der Repräsentanten ihren Ursprung nehmen. Diese Klausel, ohne Zweifel der englischen Verfassung entlehnt, hat in Amerika nicht gleiche Wichtigkeit. Die Senatoren sind nicht weniger Vertreter des Volkes als die Repräsentanten, und sie haben kein lebenslängliches, viel weniger ein erbliches Recht an ihre Stellen. Da überdem die direkten Steuern, sollten jemals dergleichen nöthig werden, durchaus gemäfs der Anzahl der von jedem Staate gesendeten Repräsentanten vertheilt werden müssen, und die Gegenstände sowohl als der Betrag der indirekten Abgaben für jeden Staat von besonderem, oft ganz lokalem Interesse sind: so würde die Konstitution das Eigenthum der Bürger vielleicht nicht weniger kräftig geschützt, die Gesetzgebung aber erleichtert haben, wenn sie auch dem Senate das Recht zugestanden hätte, Steuerbills zuerst zu debattiren. Noch im Februar 1833, als das Haus der Repräsentanten sich über die endliche Feststellung der Einfuhrzölle durchaus nicht zu einigen vermochte, und Clay seine Abänderung des Tarifs dem Senate vorlegte, entging die Bundesregierung nur dadurch einer grofsen Verlegenheit, dafs das Haus der Repräsentanten den Vorschlag des Senators von Kentucky für sich in Erwägung zog und schnell genehmigte.

Bevor eine von beiden Häusern des Kongresses angenommene Bill Gesetzeskraft erlangt, mufs sie dem Präsidenten der Vereinigten Staaten vorgelegt und von diesem bestätigt werden. Verweigert der Präsident seine Zustimmung, so mufs er die Bill dem Hause, in welchem sie ihren Ursprung nahm, zugleich mit der Angabe seiner Gründe gegen dieselbe binnen zehn Tagen (Sonntage ausgenommen) zurücksenden. Wenn nun

nach wiederholter Erörterung der Bill eine Mehrheit von zwei Drittheilen sich für dieselbe entscheidet, so soll sie nebst den Einwendungen des Präsidenten dem andern Hause zugesendet werden, und wenn auch hier zwei Drittheile für sie stimmen, so soll sie Gesetz sein. In allen solchen Fällen aber soll laute Abstimmung durch Ja und Nein stattfinden. Wenn der Präsident eine ihm vorgelegte Bill nicht binnen zehn Tagen zurücksendet, er müfste denn durch eine Vertagung des Kongresses daran verhindert sein, so soll die Bill Gesetzeskraft haben. — Diese höchst wichtige Bestimmung der Verfassungsurkunde scheint in der Konvention von Philadelphia nur in sofern besonders erörtert worden zu sein, als man sich anfänglich nicht darüber einigen konnte, ob die zur Bestätigung einer von dem Präsidenten zurückgeschickten Bill erforderliche Mehrheit aus zwei Drittheilen oder drei Viertheilen beider Häuser bestehen solle. Sie ist aber desto mehr ein Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit geworden, seitdem Jackson sich ihrer bedient hat, um den Fortgang der Kanal- und Eisenbahnbauten zu hemmen, welche zum Theil auf Kosten der Union begonnen worden waren, und die Bank der Vereinigten Staaten ihrem Untergange nahe zu bringen. An sich erscheint das bedingte Veto des Präsidenten kaum weniger nützlich für die Freiheit des Volkes als für die Bewahrung des Ansehens der vollziehenden Behörde. Es ist nämlich ein weit kräftigeres Vertheidigungsmittel der Rechte des Präsidenten gegen die Eingriffe der Legislatur als die absolute Negative des Königs von England, welche ihrer Gehässigkeit wegen seit dem Jahre 1692 nicht mehr in Anwendung gekommen ist. Es darf ferner als eine wirksame Schutzwehr gegen übereilte, parteiische und unzweckmäfsige Gesetzgebung betrachtet werden. Niemand zwar setzt voraus, dafs ein einzelner Mann gröfsere Schätze von Verstand, Erfahrung und Rechtschaffenheit in sich vereinige, als die Mehrheit beider Häuser des Kongresses zusammengenommen; allein wenn der Präsident eine Bill zurückschickt, handelt er keineswegs in der Ueberzeugung seiner eigenen Unfehlbarkeit, sondern er glaubt nur, dafs seine eigenthümliche, mit einer besonderen und schweren Verantwortlichkeit belastete Stellung ihn befähigen könne, in der Form, der Tendenz oder den einzelnen Bestimmungen eines Gesetzentwurfs Fehler zu bemerken, welche der Legislatur entweder entgingen oder von der Mehrzahl derselben absichtlich nicht berücksichtigt wurden. Er widersteht nicht geraden
Legislatur, sondern appellirt nur an ihre Entschei
in höchster Instanz. Er erklärt, dafs er in diesem
züglich wichtigen Falle die Nothwendigkeit oder die
fassungsmäfsigkeit einer Mafsregel als noch nicht
erwiesen betrachte, bis sich zwei Drittheile des V
und der Staaten der Union dafür aussprechen, na
sie auf Alles, was sich dagegen einwenden lass,
derholt und eindringlich aufmerksam gemacht w
Mifsbrauchte aber der Präsident sein Veto, so k
ihn das Volk während seiner Verwaltung wen
einmal durch die Wahl der Repräsentanten zurecht
sen. Denn sobald diese mit der verlangten M
für eine vom Präsidenten zurückgesendete Bill sic
schieden, würde auch der Senat, der freilich in
vier Jahren nur mit einem Drittheil verändert
kann, schwerlich anstehen, ein gleiches Urtheil zu
Nichtsdestoweniger können Umstände eintreten,
denen es an die Unmöglichkeit grenzt, die von de
stitution für die Gültigkeit eines von dem Präs
verworfenen Gesetzvorschlages verlangte Mehrh
sammenzubringen, und sie sind bei den oben an
ten Beispielen bereits eingetreten. Bei der fort
den Verwerfung der Bills, welche innere Verbe
gen durch die Geldmittel der Vereinigten Staa
zweckten, hatte Jackson Madison's Beispiel u
entschiedenen Willen des Südens der Union f
welcher die Staatsbauten als eine Hauptursach d
behaltung des Tarifs verabscheuete. Was aber d
der Vereinigten Staaten betrifft, so ist die Verfa
mäfsigkeit dieses Instituts, sofern es ein Werkz
Bundesregierung ist, bereits unter Monroe's Pr
schaft durch den obersten Gerichtshof gegen die
laturen von Maryland und Ohio entschieden, u
Kongresse wiederholt anerkannt. Jackson un
seinen ersten Angriff auf die Bank schon mit
Botschaft vom December 1828, augenscheinlich
ner andern Absicht, als sich den Staaten des Süd
Westens gefällig zu zeigen. Seine Anklagen i
wurden, so wie sein Vorschlag, eine neue Bank
Mitteln und unter der unmittelbaren Aufsicht d
desregierung zu errichten, selbst von seinen ei
Anhängern als gänzlich unhaltbar verworfen. D
sident, durch diesen Widerstand gereizt, behauptet
die jetzige Bank geniefse in der Steuerfreiheit f
Privatgeschäfte eine verfassungswidrige Begünst

verwarf 1832 die Bill zur Verlängerung ihres Pri-
iums, welches 1836 sein Ende erreichen wird. Der
Grad von Aufregung, womit zu dieser Zeit die
igkeiten über den Tarif das Land heimsuchten,
Jackson's festes und würdevolles Benehmen gegen
ullificirer von Südcarolina bewirkte, dafs die Ver-
ng der Bankbill verhältnifsmäfsig wenig beachtet,
er Präsident durch eine grofse Mehrzahl der Wäh-
r die nächsten vier Jahre in seinem Amte bestä-
urde. Dies gab seinen persönlichen Anhängern
lassung, zu behaupten, das Volk der Vereinigten
n habe der Bank das Urtheil gesprochen; und un-
zt von dem Widerwillen, welchen reiche und mäch-
orporationen leicht gegen sich erregen, von der
ung der südlichen gegen die nördlichen und mitt-
taaten, in denen die meisten Aktionaire der Bank
n, und von der Eifersucht, welche die erste Han-
t der Union, New-York, gegen den Sitz der Bank,
lphia, hegt, hat der Präsident Mittel gefunden,
Vertilgungskrieg gegen das Institut zum nicht
n Schaden des Landes und ohne Zweifel gegen
illen der Mehrzahl seiner Bewohner bis jetzt mit
nzeichen des Erfolgs fortzusetzen.

r Kongrefs hat Macht, direkte und indirekte Ab-
aufzulegen und zu erheben, die Schulden der
gten Staaten zu bezahlen, und für die gemein-
Vertheidigung und die allgemeine Wohlfahrt zu
Doch sollen alle indirekten Steuern überall
ein innerhalb der Vereinigten Staaten. — Die
ler Urkunde haben hier den Auslegern Schwie-
n gemacht, denn es geht aus denselben nicht
nen deutlich hervor, ob das Recht der Steuer-
g eine besondere, für sich bestehende Befugnifs
ob es nur ausgeübt werden dürfe, *um* für die
der Staatsschulden u. s. w. zu sorgen. Der
Konstitution scheint die erstere Auslegung zu
gen, ihr Sinn spricht für die letztere. Wenn
gemeinsame Vertheidigung und die allgemeine
rt nächst der Abtragung der Nationalschuld der
nd die Grenze des Besteuerungsrechts sind, so
h gerade hierin eine Ausdehnung der Befugnifs,
lie Bundesregierung sonst auf keine Weise in
n nehmen könnte, und welche ein grofser Theil
n ihr immer nur sehr ungern zugestanden hat.
nämlich dem Kongresse das Besteuerungsrecht
itere Bestimmung zugeschrieben, so verlangte
die Natur der Sache, dafs er sich desselben nur in der
einfachen Absicht, dem Staate ein Einkommen zu ver-
schaffen, sich bediente, und dafs er die erhobenen Gel-
der nur zu den Zwecken verwendete, welche die Kon-
stitution ausdrücklich als Gegenstand seiner Sorgfalt
nennt. Der Kongrefs hätte dann natürlich kein Recht,
die Einfuhr fremder Waaren mit Steuern zu belasten
und so die amerikanischen Fabrikanten vor der Kon-
kurrenz des Auslandes zu schützen, wenn er nicht das
durch die Schutzsteuern eingehende Geld zur Deckung
der Staatsausgaben nothwendig gebrauchte; und er wäre
eben so wenig befugt, den Ueberschufs der Staatsein-
nahme auf den Bau von Chausseen, Kanälen und Schie-
nenwegen, auf die Einrichtung und den Unterhalt von
Seefeuern, die Regulirung von Strömen, die Austiefung
von Häfen und andere ähnliche Gegenstände zu ver-
wenden. Die südlichen Staaten, welche unter Jefferson's
Verwaltung den mittleren und nördlichen das Embargo
und somit den Gewerbfleifs aufdrangen, fanden die An-
sprüche, welche die Fabrikanten nach Herstellung des
Friedens mit England auf den Schutz des Staates erho-
ben, bald ungemein lästig, und behaupteten fortan die
Verfassungswidrigkeit der Schutzsteuern. Allein seit
dem Jahre 1791, wo der damalige Schatzsekretair Ha-
milton seinen berühmten Bericht über die Finanzen der
Union erstattete, hat die Mehrheit des Kongresses sich
stets das Recht zugesprochen, Steuern für die Zwecke
der allgemeinen Wohlfahrt dem Lande aufzulegen. Die
Konstitution selbst beschränkt indessen diese Befugnifs
in einigen Punkten. So darf der Kongrefs keine Steuer
auf die Ausfuhr legen; die einzelnen Staaten aber dür-
fen ohne Genehmigung des Kongresses weder die Aus-
fuhr und Einfuhr besteuern, noch ein Tonnengeld von
den einlaufenden und ausgehenden Schiffen erheben.
Direkte Steuern müssen, wie schon erwähnt, nach der
Repräsentation vertheilt werden; nach einem Urtheil-
spruche des obersten Gerichtshofes vom Jahre 1794 sind
hierunter nur Grund- und Vermögensteuer begriffen.

Der Kongrefs hat ferner das Recht, Geld auf den
Kredit der Vereinigten Staaten zu borgen, und den Han-
del der Vereinigten Staaten mit fremden Ländern und
den Indianern, so wie den Verkehr zwischen den ein-
zelnen Staaten der Union zu ordnen. — Die Wahrneh-
mung der Handelsinteressen war ein Hauptzweck bei
der Annahme der gegenwärtigen Bundesverfassung. Der
gedrückte Zustand des Handels unter der Konföderation

ist noch heut in lebhaftem Andenken bei den Amerikanern. Der Kongrefs besafs damals allerdings das Recht, Verträge mit dem Auslande zu schliefsen, allein seine Unfähigkeit, sie zu halten, machte die Befugnifs gröfstentheils nutzlos. Die Konvention von Philadelphia sah sich daher genöthigt, der neu einzurichtenden Bundesregierung eine Macht zu verleihen, deren Ausdehnung das Land wirksam vor der Wiederkehr der empfundenen Uebel und Unbequemlichkeiten schützen könnte. Hierbei war aber die Regulirung des Verkehrs zwischen den einzelnen Staaten von nicht geringerer Wichtigkeit, als das Ordnen der Handelsverhältnisse mit dem Auslande, denn wäre die erstere den einzelnen Staaten überlassen worden, so würden diejenigen, welche die Küsten und Häfen beherrschen, leicht Mittel gefunden haben, die Aus- und Einfuhr des Hinterlandes in Fesseln zu legen, und die billige Vorschrift der Konstitution, dafs die indirekten Abgaben überall gleich sein sollen, hätte auf keine Weise in Ausführung gebracht werden können. Es fragt sich aber, ob die Befugnifs des Kongresses, den Handel der Union zu ordnen, auf Gegenstände angewandt werden dürfe, die nicht direkt und unmittelbar zum Handel gehören, namentlich, ob der Kongrefs diese Macht benutzen dürfe, um den Ackerbau und den Gewerbfleifs des Landes zu schützen und zu begünstigen. Dieser Streitpunkt ist schon mehrfach berührt worden, es scheint indessen zweckmäfsig, ihn hier als ein Ganzes kurz darzustellen. Die Konstitution, behaupten die Gegner der Schutzsteuern, giebt der Bundesregierung bestimmte und ausdrücklich aufgezählte Rechte, und keines derselben kann verfassungsmäfsig weiter ausgedehnt werden, als die Worte der Konstitution reichen. Niemand leugnet, dafs wer ein Recht besitzt, auch die Mittel haben müsse, sich desselben zu bedienen, und eben so wenig, dafs Steuern ein geeignetes Mittel sein können, den Handel zu ordnen. Wohl aber mag bezweifelt werden, dafs die Macht, den Handel zu ordnen, das Recht der Aufsicht über die Manufakturen nothwendig in sich schliefse. Eine Verordnung, welche den ersteren betrifft, kann den letzteren in hohem Grade nützlich oder schädlich sein, aber diese blofse Beziehung beider Gegenstände giebt dem Kongresse kein Recht, unter dem Vorwande, den einen zu beaufsichtigen, auch des anderen sich zu bemächtig Er möchte sonst seine Gewalt auf alle möglichen u ganz individuellen Verhältnisse ausdehnen, weil zu e oder der andern Zeit Alles auf den Handel Einflu fsern oder mit ihm in Berührung treten kann. — Gerechtigkeit fordert, dafs kein Zweig der Nation dustrie auf Kosten eines andern begünstigt werde. her sind Einfuhrzölle nur an ihrem Orte, wenn sie gelegt werden, um die Bedürfnisse des Staatsha tes zu befriedigen, oder wenn sie den Zweck h die Handelsbeschränkungen, welche das Ausland erlaubt, zu vergelten. Das Einzige, was der Ko verfassungsmäfsig für die Manufakturen thun kan die für andere Zwecke aufgelegten Einfuhrzölle s zurichten, dafs sie gelegentlich dem inländische werbtreibenden einen Nutzen stiften können, w dieser selbst sich aus ihnen wie aus anderen Ko turen heraussuchen mag. — Die Freunde des m nischen Systems, des Systems der Schutzsteuern gegnen hierauf, dafs die Macht, den Handel der zu ordnen, dem Kongresse unbedingt gegeben dafs es keinen Mifsbrauch einer unbedingten M in sich schliefsen könne, wenn man sie auf der Zwecke verwendet, zu deren Erreichung sie übe nutzt wird. Wenn, sagen sie, das Recht, den zu ordnen, die Befugnifs in sich schliefst, durch legte Einfuhrzölle Vergeltung gegen das Aus üben, so ist das Recht, den Handel zu bestem gestanden; und wenn die Konstitution dem Ko stillschweigend diese Machtvollkommenheit erthe dürfte dann wagen, auf dem weiten Schauplatz, die Sorge für die öffentliche Wohlfahrt ihm seiner pflichtmäfsigen Thätigkeit Schranken zu Es handelt sich hier also nicht mehr um ein Rec dern um Politik und Zweckmäfsigkeit, und di dern, dafs der amerikanische Gewerbfleifs von d desregierung geschützt werde, nachdem die e Staaten sich der zu seiner Pflege nöthigen Mi äufsert haben. — Die Tariffrage ist bekanntlich 2. März 1833 so entschieden, dafs alle Steuern Einfuhr fremder Erzeugnisse nach und nach so dert werden sollen, dafs sie im Jahre 1842 b noch ein Fünftel des Werthes der Waaren betr

(Der Beschlufs folgt.)

№ 20.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Juli 1835.

ry, *Commentaries on the Constitution of the* …nited *States.*

(Schlufs.)

…as Recht des Kongresses, Schiffahrtsverordnungen …ben, ist theils eine nothwendige Folge der ihm an…uten Aufsicht über den Handel der Union, theils …es aus der Bestimmung der Konstitution hervor, … dem Kongresse untersagt, solche Verordnungen …treff der Küstenschiffahrt zu erlassen, wodurch ein …vor dem andern begünstigt werden könnte. Die…acht des Kongresses ist auch nie in Zweifel ge… worden, obgleich es seit dem Bestehen der Kon…n die mannigfaltigste Anwendung gefunden hat; … als Neuengland (1808) Jefferson's Embargo für …ungswidrig erklärte, bestritt es nur die Macht des …esses, Handel und Schiffahrt für eine unbestimmte …anz zu verbieten, keineswegs aber seine Befug…eide zu reguliren.

…er Kongrefs hat ferner Macht, Bankeruttgesetze …en, Münzen zu schlagen, den Werth derselben …r fremden Münzen zu bestimmen, und Postämter …ststrafsen einzurichten. Er ist befugt, die Bedin… festzusetzen, unter denen ein Ausländer Bürger …ion werden kann. Er ist berechtigt, die Miliz … Waffen zu rufen, eine See- und Landmacht zu …lten, den Krieg zu erklären und Kaperbriefe aus…n, doch darf er die zur Unterhaltung der stehen…ndtruppen erforderlichen Gelder immer nur auf …ahre im Voraus anweisen. Er hat ausschliefsli…risdiktion über den Distrikt, in welchem die …adt der Union liegt, sowie über die Forts, Ma… Zeughäuser und Schiffswerfte der Vereinigten … und alle Orte und Plätze, welche diese von den …en Staaten erworben haben mögen.

…r Kongrefs hat endlich die Befugnifs, diejenigen … zu geben, welche für die Ausübung der Rechte nothwendig und zweckmäfsig sind, womit die Konstitution die Regierung der Vereinigten Staaten und ihre Beamten bekleidet hat. — Es ist deutlich, dafs diese Bestimmung eine vielfache Veranlassung zu politischem Hader in sich schliefst, zugleich aber auch, dafs eine Regierung nicht wohl würde bestehen können, wenn sie einem Jeden die absolute Nothwendigkeit ihrer Mafsregeln erweisen müfste. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat daher stets so gehandelt, dafs die Zweckmäfsigkeit und der Nutzen eines Gesetzes statt seiner Nothwendigkeit galt. Sie hat unter Jefferson's Verwaltung, welche der strengsten Auslegung der Konstitution sich rühmte, Louisiana erworben, weil die westlichen Staaten nicht füglich einer freien Wasserkommunikation mit dem Ocean entbehren konnten, obgleich durch diesen Kauf das Gebiet der Union verdoppelt, und das Machtverhältnifs der einzelnen Staaten wesentlich verändert worden ist. Auf diesem Grunde beruht ferner das rechtliche Dasein der Bank der Vereinigten Staaten, sofern diese ein Mittel für die Finanzoperationen der Regierung ist, und das Recht des Kongresses, die Anlage von Chausseen, Kanälen, Eisenbahnen, Seeleuchten und Häfen zu befehlen oder zu unterstützen. — Es folgen jetzt im Text der Konstitution mehrere Beschränkungen der Machtvollkommenheit der Bundesregierung, welche zum Theil schon erwähnt sind. Die übrigen bestimmen: dafs die Habeas Corpus Akte nur im Falle einer Rebellion oder feindlichen Invasion suspendirt werden darf, wenn die öffentliche Sicherheit dies fordert; dafs keine Konfiskationen stattfinden sollen; dafs öffentliche Gelder nur in Folge ausdrücklicher gesetzlicher Anweisungen verausgabt werden dürfen; dafs kein Adelstitel gegeben werden soll; und dafs die Beamten der Vereinigten Staaten ohne Erlaubnifs des Kongresses kein Geschenk, Amt oder Titel von einem fremden Staate annehmen dürfen. — Die einzelnen Staaten dürfen keinen Vertrag und kein Bündnifs unter sich oder

mit fremden Mächten schliefsen, keine Markbriefe ausgeben, keine Münzen prägen, noch Papiergeld ausgeben, keine rückwirkenden Gesetze und keine Verordnung erlassen, welche die Kraft geschlossener Kontrakte schwächt.

Die vollziehende Gewalt ist in der Hand des Präsidenten der Vereinigten Staaten. — Die Konvention von Philadelphia ging bei der Begrenzung der Rechte der vollziehenden Behörde von dem Grundsatze aus, dafs die Schwäche dieser letzteren eine schwache und folglich schlechte Regierung nothwendig zur Folge habe. Während sie aber nichts versäumte, den Präsidenten mit sehr ausgedehnter Machtvollkommenheit auszurüsten, suchte sie es schon mittelst der Art seiner Wahl so einzurichten, dafs er in der Ausübung seiner Rechte nur dem Willen des Volkes folgen und keine Eifersucht erregen könnte. Der Präsident wird auf vier Jahre erwählt, und kann nach Ablauf dieser Zeit jedesmal von Neuem gewählt werden; doch hat Washington's Beispiel es zu einem Gewohnheitsgesetze gemacht, dafs Jeder sich zurückzieht, nachdem er das Amt zweimal hintereinander verwaltet hat. Jefferson, Madison und Monroe sind diesem Beispiele gefolgt, und es ist wahrscheinlich eine ganz ungegründete Behauptung, dafs Jackson jetzt daran denke, diesem Gebrauche nicht nachzukommen. Die Anzahl und die Qualifikationen der Wähler bestimmt in jedem Staate die Legislatur, doch darf kein Senator, Repräsentant oder Beamter der Vereinigten Staaten unter die Wähler aufgenommen werden. Präsident kann nur ein eingeborner Bürger der Vereinigten Staaten werden, welcher ein Alter von 35 Jahren erreicht hat. In Hinsicht des Wahlakts bestimmt die Konstitution, dafs die Wähler in jedem Staate über zwei Männer abstimmen sollen, von denen wenigstens der eine nicht Einwohner dieses Staates ist, und dafs derjenige, welcher die meisten und zugleich eine Majorität aller Stimmen erhält, Präsident, der nächstfolgende Vicepräsident sein soll. Wenn aber mehr als ein Kandidat eine Mehrheit aller Stimmen hat, oder wenn keiner diese Mehrheit für sich aufweisen kann, fällt die Wahl unter den Bewerbern dem Hause der Repräsentanten anheim, und zwar so, dafs alle Abgeordneten eines Staates Eine Stimme haben, und eine Mehrheit aller Staaten entscheidet. Diese Art der Wahl, eben so sehr geeignet, dem Einflusse des Parteigeistes entgegenzuwirken, als einen würdigen und unabhängigen Mann an die Spitze der Verwaltung zu stellen, we[...] Stimmen der Wähler selbst zur Entscheidung [...] würde sich des ungetheiltesten Beifalls erfreut [...] hätte sie zugleich hindern können, dafs der Kongre[...] der Wahlen bemächtigte. Anfangs zwar, als Wash[...] zweimal einstimmig erwählt ward, fühlte man diese [...]che der Bestimmung der Konstitution nicht, ab[...] begann schon ihren Einflufs zu fürchten, als John [...] nur mit geringer Mehrheit über Jefferson siegte; [...] schien ganz ungenügend, als (1801) die sogenannte [...]blikanische Partei in ihrem Eifer gegen die Föde[...] für Jefferson und Burr eine gleiche Anzahl Stim[...] gab, dadurch die Entscheidung dem Hause der [...]sentanten überliefs, und so den Erfolg ihrer Be[...]gen von der Politik ihres Gegners Hamilton a[...] machte. Um der Wiederkehr dieser Verlegenh[...] zubeugen, beschlofs (1804) die zur Abänderung d[...]stitution erforderliche Majorität von zwei Dritt[...] Staaten, dafs fortan die Wähler gehalten sei[...] den Mann, welchem sie das Amt des Präsid[...] übertragen wünschten, und eben so ihren Kand[...] die Vicepräsidentschaft namentlich zu bezeich[...] die streitige Wahl zwischen Jackson, John Quincy [...] Crawford und Clay im Jahre 1825 hat gezeigt, d[...] diese Bestimmung keineswegs hinreichend sei, [...]sidentenwahl von dem Hause der Repräsentant[...]hängig zu machen, sobald mehrere, in der öff[...] Meinung ziemlich gleich hochstehende Männer [...] das Amt bewerben. Seitdem sind abermals vi[...]derungen vorgeschlagen, aber nicht angenomme[...] ein Beweis, wie schwer es ist, die Bestimmu[...] Konstitution selbst in den Fällen anzutasten, [...] Veränderung allgemein als nothwendig anerka[...]

Der Präsident empfängt für seine Mühwalt[...] jährliche Geldentschädigung, welche vom Kongr[...]stimmt wird, aber um seine Unabhängigkeit z[...] während seiner Amtsführung weder vermehrt [...]mindert werden darf. Sie beträgt jetzt 25000 [...]

Der Präsident ist Befehlshaber der Land[...]macht der Vereinigten Staaten und der Miliz [...]zelnen Staaten, sobald diese zum Dienste der U[...]gerufen worden. Der Befehl über die bewaffne[...] und die Anwendung derselben für die Vollzieh[...] Gesetze, die Erhaltung der öffentlichen Ordnung [...] allgemeine Landesvertheidigung ist in Nordam[...] früheren Zeiten, so wie noch jetzt regelmäßig [...]

one übertragen worden. Nicht nur hatte der Gouver-
r jeder Kolonie oder jedes Staates stets das Kommando
Miliz, sondern auch wenn sich mehrere Provinzen
einem gemeinsamen Zwecke des Angriffs oder der
theidigung vereinigten, pflegten sie ihre bewaffnete
ht einem Oberbefehlshaber unterzuordnen, wozu ge-
nlich der Gouverneur von Massachusetts, New-York
Virginien ernannt wurde, wenn nicht das Mutter-
einen General oder Admiral herübersandte. Nach
m Vorbilde verfuhren die Vereinigten Staaten auch
end des Revolutionskrieges, und so diente die Ge-
heit als ein kräftiges Hülfsmittel, um in die Kon-
ion eine Bestimmung zu bringen, welche unter den
henden Umständen nur die besten Folgen für das all-
ine Wohl haben kann. Denn dafs der Präsident
Gewalt über die bewaffnete Macht mifsbrauche, ist
glich, da die Miliz eben so wenig als die Seemacht
die Freiheit des Landes gerichtet werden kann,
a die stehenden Landtruppen im Frieden wie im
zu wenig zahlreich und über einen zu grofsen
rtheilt sind, um dem Lande gefährlich zu werden.
ie Macht, Verträge mit dem Auslande zu schlie-
nd die höheren Verwaltungsbeamten anzustellen,
r dem Präsidenten nicht so unbedingt gegeben.
ersteren wird die Konkurrenz von wenigstens
rittheilen, zu der Aemterverleihung die Beistim-
iner Majorität des Senats erfordert. Die Anstel-
r geringeren Beamten darf der Kongrefs dem
nten allein übertragen. Die Bestimmung der Kon-
über den diplomatischen Verkehr ist so in der
er Sache gegründet, dafs sie nicht wohl andere
Folgen haben kann; wohl aber hat der Um-
afs der Präsident nicht wirksamer an einem will-
n Verfahren gegen die Beamten gehindert ist,
tzten Zeit Anlafs zu vielen und gegründeten Be-
n gegeben. Da die Konstitution nur Hochver-
stechlichkeit und andere schwere Verbrechen und
n als Ursachen der Absetzung eines Beamten
die letzteren aber nicht näher bezeichnet, so ent-
r Kongrefs bald nach Annahme derselben, dafs
ident das Recht haben solle, die Verwaltungs-
zu entlassen. Niemand fürchtete damals einen
ch der so übertragenen Gewalt, denn Washington
rei von allen Einflüssen des Parteigeistes, dafs
son und Randolph zu den wichtigsten Aemtern
e, obgleich beide keineswegs seine Freunde wa-
ren. John Adams dagegen, ein erklärter Föderalist, brachte nur Männer seiner Partei ins Amt, und die Folge war, dafs Jefferson mehrere nicht zu rechtfertigende Absetzungen vornahm, sobald er Präsident wurde, um der demokratischen Partei das Uebergewicht zu verschaffen. Madison gab nur Männern dieser Partei ein Amt; als aber nach dem Frieden mit Englang der Unterschied zwischen den Föderalisten und ihren Gegnern verschwand, hatte Monroe während seiner trefflichen Verwaltung die Wahl unter dem Talent und der Rechtschaffenheit des ganzen Landes. John Quincy Adams folgte diesem Beispiele; um so mehr aber erregte es Verwunderung, dafs Jackson, der sich früher für den strengsten Gegner alles Parteigeistes erklärt und von nichts als Reform gesprochen hatte, während des ersten Jahres aus rein persönlichen Gründen eine gröfsere Anzahl von Beamten absetzte, als alle früheren Präsidenten während der verflossenen vierzig Jahre ihres Dienstes entlassen hatten. Zwar verlangte ein Theil der Senatoren, der Präsident solle aufgefordert werden, bei jeder von ihm angeordneten Absetzung die Gründe seines Verfahrens anzugeben; allein da die Vollziehungsbehörde hierzu nicht verpflichtet ist, so verwarf die Mehrheit den Vorschlag, und es blieb dem Senate kein Mittel, der gesetzlichen Willkür des Präsidenten Einhalt zu thun, als die Nichtbestätigung derjenigen Männer, welche Jackson auf eine nicht ganz vorwurfsfreie Weise zu befördern sucht. Den geringeren Beamten dagegen vermag der Senat diesen undirekten Schutz nicht zu gewähren, weil ihre Bestätigung ihm nicht zukommt.

Der dritte Hauptabschnitt der Konstitution handelt von der richterlichen Gewalt. Die Mitglieder des obersten Gerichtshofes sowohl als die der Untergerichte der Vereinigten Staaten sind vollkommen unabhängig, weil sie ihr Amt für die Dauer ihres guten Betragens besitzen, und ein Gehalt beziehen, welches während ihrer Amtsführung weder vermehrt noch vermindert werden darf. Der Wirkungskreis dieser Behörden ist sehr ausgedehnt, und erstreckt sich auf alle Rechtsfälle, bei denen die Vereinigten Staaten Partei sind, so wie über die Streitigkeiten zwischen einzelnen Staaten, und denen, welche zwischen Bürgern verschiedener Staaten sich erheben. Der Umstand, dafs die Konstitution das höchste Gesetz des Landes ist, giebt den Gerichtshöfen der Vereinigten Staaten, und vorzüglich dem obersten Gerichtshofe, der in letzter Instanz entscheidet, die eigenthümli-

che Machtvollkommenheit, über die Verfassungsmäfsigkeit der von den einzelnen Staaten oder dem Kongresse erlassenen Gesetze und Verordnungen ein Urtheil zu fällen, und dieses Recht ist oft und stets mit dem besten Erfolge ausgeübt worden. — Die Konstitution verordnet, dafs über alle Anklagen wegen Verbrechen, Hochverrath ausgenommen, durch Geschworne entschieden werden soll. Sie erklärt, dafs Hochverrath in Widersetzlichkeit mit gewaffneter Hand und in offener Unterstützung der Feinde der Union bestehe, dafs aber die Güter eines Hochverräthers nur für die Dauer seines Lebens eingezogen werden dürfen, so wie, dafs sein Verbrechen nicht an seinen Kindern oder Angehörigen gestraft werden kann. Es ist nicht zu leugnen, dafs der oberste Gerichtshof in seiner verfassungsmäfsigen Organisation eine der stärksten Schutzwehren für die Union sowohl als für die Freiheit des einzelnen Bürgers bildet. Wo eine solche unendliche Menge von hartnäckig vertheidigten Ansichten und Interessen sich kreuzt, wo auf der einen Seite vier und zwanzig einzelne Staaten, auf der andern die vier grofsen Abtheilungen der nördlichen, mittleren, südlichen und westlichen Staaten einander und dem Ganzen gegenüberstehen, wo die öffentliche Meinung, bald auf diese, bald auf jene Seite sich neigt und die unbeschränkteste Rede- und Prefsfreiheit besteht, würde es in der That schwer sein, durch friedliche Mittel Ruhe und Ordnung zu bewahren, wenn nicht die moralische Gewalt einer im höchsten Grade durch die Rechtschaffenheit, Einsicht und Vaterlandsliebe ausgezeichneten richterlichen Behörde das Heiligthum des Gesetzes schirmte.

Die beiden letzten Abschnitte der Konstitution enthalten Bestimmungen, von denen die meisten schon angeführt wurden. Die wichtigsten der übrigen sind, dafs der Kongrefs Macht haben soll, neue Staaten, wenn diese aus den Territorien der Union oder aus der Trennung der Theile bestehender Staaten sich gebildet haben, in die Union aufzunehmen, und für die Regierung der Territorien zu sorgen; und dafs wenn zwei Drittheile beider Häuser des Kongresses eine Abänderung der Konstitution für nothwendig halten, oder wenn die Legislaturen von zwei Drittheilen der Staaten sich wegen einer solchen Abänderung an den Kongrefs wenden, dieser letztere eine Konvention zur Berathung über die Veränderung berufen soll. Ratificiren dann Viertheile der Staaten die Vorschläge der Konven[tion,] so werden diese ein wesentlicher und für Alle ver[bind]licher Theil der Konstitution. Es ist schon einige[mal] nach dieser Bestimmung gehandelt worden, und ihr [Er]sein ist zuverlässig nicht der geringste unter den [Vor]zügen der geschilderten Verfassung.

L. Kufahl.

XVIII.

Jahres-Bericht über das klinische chirurgisch-augen[ärzt]liche Institut der Königl. Friedrich-Wilhelms-[Uni]versität zu Berlin, abgestattet vom Director de[r ge]nannten Anstalt Dr. Carl Ferdinand von Gra[efe.] Nebst einer Kupfertafel. Siebenzehnte Folge. [Ber]lin 1834. Duncker u. Humblot.

Von der durch ihren berühmten Director in steter Blü[the er]haltenen chirurgischen Klinik der Berliner Universität w[ur]den während des Jahres 1833 theils in ihren Wohnungen, [theils] im Hospitale 1524 Individuen behandelt, unter welche[n sich] 1046 chirurgische und 478 Augenkranke befanden. Es g[enasen] 1217 und 22 starben. Die Zahl der chirurgischen Oper[ationen] belief sich auf 375, die der wichtigern augenärztlichen [auf 80,] die Gesammtzahl mithin auf 455. Die Anstalt wurde [von ...] Studirenden besucht. Vorliegender Bericht erstreckt s[ich zu]nächst auf Administrations- und Personalverhältnisse u[nd giebt] dann eine Uebersicht der vorgekommenen lehrreichen F[älle.] Hierher gehört zunächst die Abtragung der Augenlid[ränder der] ganzen Wimpernreihe entlang, welche wegen vorhand[ener Tri]chiasis an beiden Augen eines Individuums vorgenom[men ward.] An 5 verschiedenen Individuen wurde ferner die Core[morphosis] gemacht, eine Operation, die bekanntlich von v. Graefe i[n Deutschland] zuerst ausgeübt ist. — Guthrie's Augensalbe bew[ährte sich] gegen chronische Entzündung der Conjunctiva von [großem] Nutzen. — Die Lehre von der Rhinoplastik erhält einen [wert]vollen Beitrag durch Mittheilung eines Falles, in dem d[er ...]nische Ersatz der Nase aus der Armhaut gelang. — Die [Entfer]nung eines sehr grofsen Rachenpolypen wurde glück[lich be]werkstelligt und das dazu angewendete technische V[erfahren] wird genau mitgetheilt. — Interessant ist ein Fall, wo [in Folge] eines Scharlachfiebers nach langem Leiden eine Au[sstoßung] der rechten Unterkieferhälfte mit ihrem Gelenkkopfe [erfolgte] und der Verlust durch eine knorpliche, allmählig oss[ificirende] Masse ersetzt ward. Die Ausrottung von Kropfen g[elang an] zwei Individuen glücklich. — Die Geschichte der A[usrottung] einer an der Bauchwand vorgekommenen Fettgeschw[ulst ist we]gen der durch diese Operation bedingten Bauchfellen[tzündung] lehrreich. — Auch für andere operative Verfahrungswei[sen wer]den durch Mittheilung wichtiger Fälle belehrende Mom[ente an]geführt: es gehören hierher namentlich die *Amputatio* [...,] Steinschnitt, die Schlagaderunterbindung. — Patholog[isches In]teresse gewähren die Mittheilungen über Knochenen[tzündung,] über Mark- und Blutschwamm in ihren ursachlichen [Bedingun]gen. — Wie uns in den früheren Jahresberichten sch[on] die Resultate der Versuche mit neuen Heilmitteln m[itgetheilt] sind, erhalten wir auch diesmal Notizen über den N[utzen des] aus den Bluthen von *Spilanthes oleracea* bereiteten *P[araguay-] Roux* gegen Zahnschmerz, über das Carrageen-Moos, [über Da]vis's Auflösung des hydrojodsauren Kali's. Aufser ein[zel]nen Mittheilungen erhalten wir noch die Beschreibung [und Ab]bildung eines neuen Compressorium gegen tiefe, bei[m Stein]steinschnitte vorkommende Hämorrhagieen.

№ 21.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

August 1835.

XIX.

1. hrbuch zur *Einleitung in die Philosophie,* Joh. Fr. Herbart. *Dritte verb. Auf*le. *Königsberg,* 1834. *bei Unger.* 307 S. 8.

2. hrbuch *zur Psychologie, von Herbart.* eite verb. *Aufl. Königsberg,* 1834. *bei Un*. 203 S. *gr.* 8.

3. iefe *an einen jüngeren gelehrten Freund* r *Philosophie und besonders über Herbarts* ren, *von F. K. Griepenkerl. Braun*eig, 1832. *bei Meyer. XIV.* 178 S. 8.

4. ber *Herbart's Methode der Beziehungen. Beitrag zur Revision der Metaphysik, von* H. E. Röer. *Brauschweig,* 1833. *Ver*comtoir. *VIII.* 198 S. 12.

5. träge *zur Orientirung über Herbart's Sy*der *Philosophie von Mor. Wilh. Dro*h. *Leipzig,* 1834. *bei Vofs. VI.* 72 S. *gr.* 8.

6. äuterungen *zu Herbart's Philosophie mit* sicht *auf die Berichte, Einwürfe und Mifs*ändnisse *ihrer Gegner, von Strümpell.* ingen, 1834. *bei Dietrich.* 193 S. *gr.* 8.

e man auch über Herbart's Philosophie denke, oder wenig Befriedigung man in ihren Resulde: als geschichtliche Thatsache darf sie von derer, welche der Philosophie überhaupt eine s oberflächliche Beschäftigung widmen, mehr werden. Zur geschichtlichen Thatsache nämen sie die zwei Umstände ausgeprägt, welche t Recht als entscheidend in dieser Hinsicht zu en pflegt: der bedeutende moralische und intel- Kraftaufwand eines bereits den Zeitraum hindurch, den man gewöhnlich ein Menschenalter nennt, rastlos an ihrer Begründung und Ausbildung beschäftigten, kenntnifsreichen und charaktervollen Geistes, und sodann die Theilnahme und das eingehende Verständnifs eines noch immer im Wachsen begriffenen Kreises von Schülern und Anhängern. Wo dieses beides zusammentrifft, da entsteht billig die Voraussetzung, dafs das Ergebnifs solcher Anstrengung, das Band, welches sich als vermögend erwiesen hat, einen solchen Kreis zusammenzuschliefsen, wenn es auch nicht das ist, wofür es selbst sich giebt, doch jedenfalls mehr als eine blofs subjective Grille sein wird: ein Glied, eintretend in die Kette menschlicher Geistesbildung, eine objective Gestalt des Geistes, zu bestimmter Zeit und in bestimmter Umgebung durch die Nothwendigkeit der Entwicklungsgesetze dieses Geistes hervorgetrieben und bestimmt, für seine weitere Fortentwicklung ein Ferment zu bilden. — Dies das Urtheil, welches von einem blofs äufserlichen Standpunkte vorläufig jeder Unbefangene über den Anspruch des Herbart'schen Systems auf weitere Beachtung fällen wird. Wer bereits in dem Besitze einer Philosophie oder philosophischer Principien ist, die er für die richtigen und wahren erkennt, der wird, wenn ihm etwas der Art von aufsen geboten wird, sich dadurch aufgefordert fühlen, nicht blofs von dem solchergestalt als beachtenswerth sich ihm Aufdrängenden eine äufserlich bleibende Kenntnifs zu nehmen, nicht blofs die Kraft seiner Philosophie an der Widerlegung jener fremden, an der Bekämpfung eines Gegners, mit welchem der Kampf um so ehrenvoller ist, je höher seine Macht und Stärke angeschlagen wird, zu erproben; sondern er wird die höhere Bewährung der seinigen ausdrücklich in dem positiven Verständnisse der fremden, nämlich wo möglich in einem Verständnisse, wie sie selbst es von sich selbst nicht zu gewinnen vermag, in dem Verständnisse ihrer wahren Bedeutung, im Gegensatze der eingebildeten zu finden sich angelegen sein

lassen. Für diejenige Philosophie, welche in unsern Tagen der Herbart'schen gegenübersteht und sich ihrer als der Inhaberin einer höheren Wahrheit, als bis zu welcher jene hindurchdrang, bewufst ist, liegt solche Aufforderung zu einer nicht blofs negativen, sondern in der angedeuteten Weise positiven Kritik ihrer Gegnerin um so näher, als sie das Bewufstsein hegen darf, dafs ihr solches in Bezug auf die grofsen Gestalten, welche die geschichtliche Vergangenheit des philosophischen Strebens darbietet, entweder ganz oder zum Theil bereits gelungen ist. Warum sollte sie weniger, als sie es diesen gegenüber vermochte, einer Gestalt der Gegenwart gegenüber sich vermögend halten, sie in ihren letzten Gründen und in ihren eigentlichen und innersten, ihr selbst unbewufst bleibenden Principien zu durchdringen, und die Nothwendigkeit ihres Entstehens, ihre relative Wahrheit und Berechtigung eben so sehr, wie anderseits die Nothwendigkeit ihres Untergangs, ihre Unwahrheit und das höhere Recht einer andern Gestalt, in welche jene aufgehen wird, nachzuweisen? Zwar kann man einwenden, dafs, wenn schon von äufsern Begebenheiten öfters bemerkt worden ist, dafs es von den gleichzeitigen keine Geschichte giebt, dafs sie schon in eine gewisse Ferne getreten sein müssen, um zum Object einer geschichtlichen Betrachtung werden zu können, ein Aehnliches von der geschichtlichen Betrachtung und Würdigung philosophischer Systeme um so mehr gelten wird, als es bei solcher Würdigung recht eigentlich darauf abgesehen ist, die Systeme auch im geistigen Sinne als *vergangene* darzustellen, das heifst, als solche, die zwar nicht vor der Idee als Nichts gelten, denen ein Sein, eine Wahrheit allerdings zukommt, aber nicht die ganze, nicht die reine und volle Wahrheit, nicht eine selbstständige und bestehende, sondern eine in einer höhern, in der *gegenwärtigen* Wahrheit aufgehobene Wahrheit. — Aber diesen Einwand wird diejenige Philosophie, von deren Standpunkt aus wir hier der Herbart'schen gegenübertreten, vorläufig dadurch ablehnen, dafs sie bemerkt, wie nicht alles der Zeit nach Gegenwärtige auch dem Geiste nach wahrhaft als gegenwärtig, als eine Geltung und Bestehen habend, die nur einem Zukünftigen, nicht aber einem gleichfalls schon Gegenwärtigen weichen dürfen, zu betrachten ist. Es kommen in der Geschichte des menschlichen Geistes auch Verspätigungen vor; und wenn man auch zugestehen mufs, — was wir, wie man aus unserer Beurtheilung abnehmen wird, in Bezug auf Herbart's Philos[…] zuzugestehen unbedenklich bereit sind, dafs auch [...] solchergestalt Verspätigte seinen Grund und seine [Be]rechtigung noch in dieser Zeit haben mufs, so ist [...] solches Zugeständnifs doch keineswegs die Mögl[ichkeit] ausgeschlossen, es ausdrücklich eben als Verspät[igtes] zu erkennen, und durch diese Erkenntnifs sich über [...] Zeitmächte, welche das Reifen und Gedeihen auch [...] Verspätigten bewirkten, zu erheben.

Einzig in der Absicht, nicht zwar eine vollstä[ndige] Kritik des Herbart'schen Systems in diesem Sinn[e] — diese bleibt ein Werk von gröfserem Umfange und [...] aussehender Arbeit, aber unstreitig ein der Philos[ophie] unsers Jahrhunderts keineswegs unwürdiges, — [...] aber einige Winke zu einer solchen Kritik zu g[eben,] hat Ref. die Anzeige der oben genannten Schrift[en un]ternommen. So wenig für ihn davon die Rede [sein] kann, sich in irgend einem Sinne unter Herbart['s An]hänger zu zählen, oder sich, sei es den Principi[en oder] den Resultaten seines Systemes im Entferntesten [zu] nähern, so hegt er nicht nur für den Scharfsinn, [die Cha]rakterstärke und die in der That seltene und [...]liche Darstellungsgabe seines Urhebers die höch[ste Ach]tung, so wie zu seiner Redlichkeit und Ueberzeu[gungs]treue das unbedingteste Vertrauen, sondern er [ist] auch von der wirklichen Bedeutung und Wich[tigkeit] dieser philosophischen Erscheinung keineswegs [...] Es ist ihm wahrscheinlich, und beinahe gewifs, da[fs Her]bart's System den Gipfel seiner äufseren Anerk[ennung] und Wirksamkeit noch lange nicht erstiegen [hat, dafs] es noch eine geraume Zeit hindurch fortfahre[n wird,] sich Anhänger und Bekenner nicht nur in Deu[tschland,] sondern über kurz oder lang, sobald nur einm[al sein] Ruf dorthin gedrungen sein wird, gewifs auch, j[a viel]leicht, mehr noch, als unter uns, im Auslande zu [erwer]ben, und auf diese Jünger innerhalb der geistigen S[chranken,] welche diese denn doch ein für allemal nicht w[erden] haben überschreiten können, wohlthätig anregen[d und] fördernd, ja erhebend und befriedigend zu wirken. [Sol]ches Ansehen und solchen Wirkungskreis gönn[t] Ref. jenem Systeme von ganzem Herzen und ohne Neid, überzeugt wie er es ist, dafs dadurch der w[ahren] und eigentlichen Philosophie nicht der gering[ste Ab]bruch, sei es an äufserem oder an innerem Erfolg[e, ge]schehen kann, vielmehr derselben, welche eine [...] aus ihrem eigenen Schoofse sich immer neu erzeu[gende]

ativität zu ertragen und ihrem Andringen Trotz zu en stark genug ist, unmittelbarer oder mittelbarer ise vorgearbeitet werden mufs. Von den Anhängern lich, die Herbart gewinnt, ist mit gröfster Zuver- t anzunehmen, dafs sie, in Folge der eigenthüm- n Geistesorganisation, die zu solcher Anhänger- ft eignet, nie und unter keiner Voraussetzung Jün- ler wahren Philosophie geworden, wohl aber ohne t ihnen gemäfse System in einem Zustande, wenn von Halbheit oder geistiger Dumpfheit, so wenig- von Unbefriedigung und Halblosigkeit verblieben sein en, aus welchem, gleichviel auf welchem Wege Seele gerettet zu haben, jederzeit als hohes Ver- : geachtet werden mufs. Dagegen ist von Solchen, r die höhere Gestalt der philosophischen Specula- ion und Beruf haben, zu erwarten, dafs sie, wenn fällig in Herbart's Schule gerathen sollten, sich diese nicht jenen Sinn verdüstert und von diesem abgezogen, sondern vielmehr, ihren Geist wohl- ufgeschüttelt und zum Suchen der höheren Wahr- gespornt finden werden.

Ist ein einfaches, aber doch, so viel wenigstens ich erinnert, bis jetzt noch von Niemand ausge- nes Wort, welches, jene Eigenthümlichkeit der tischen Philosophie, wodurch sie so schroff sich alle übrige Philosophie unserer Zeit auf die Seite e gewaltsam den Faden aller stetig fortgehenden tlichen Entwickelung abbricht, zu bezeichnen Herbart's Philosophie ist *Verstandesphilosophie*; at sich das Princip des *abstracten*, die *Vernunft* cht verläugnenden oder sich von ihr losreifsen- hl aber sie, als blofs basisches Vermögen in den und zurückdrängenden *Verstandes* mit einer und Consequenz, wie bisher noch *nie*, geltend und durch alle Gebiete des menschlichen Er- hindurchgeführt. — Dafs mit diesem Ausspru- Kritik nicht abgethan ist, dafs derselbe, sowohl t. als insbesondere gegenüber einem Solchen, Herbart, allen realen Unterschied der Geistes- t längnet, sein Bedenkliches hat, verkennen wir gs. Nichtsdestoweniger glaubten wir ihn wa- üssen, da wir ihn mehr, als jede andere Be- g des fraglichen Systemes, für geeignet halten, en Standpunkt *jenseits* des Systemes und *über* eme voraussetzenden Charakteristik desselben en. Nach dem Beweise dafür, dafs demjenigen Begriffe des Verstandes, welcher diesem Standpunkte als ein längst begründeter gilt, Herbart's Philosophiren allerdings entspricht, brauchen wir nicht lange umher- zusuchen. Herbart selbst giebt als die Aufgabe seiner Philosophie diese an: die *Bearbeitung der in der Erfahrung gegebenen Begriffe;* unter dieser Bearbeitung aber versteht er eine solche, wodurch der *Widerspruch*, mit dem die Begriffe in der Unmittelbarkeit ihres Gegebenseins behaftet sind, aus ihnen *entfernt wird.* Eben dies aber, das Gesetz des Nicht-Widerspruchs, wird von unserer Philosophie für das oberste des Verstandes erkannnt, desjenigen Verstandes, den eben diese Philosophie zwar als wesentlich in der Vernunft wurzelnd, und ohne Vernunft weder zum Bewufstsein seiner selbst, noch zu einer umfassenden Thätigkeit nach aufsen zu gelangen vermögend, aber zugleich als in seiner Thätigkeit sich von der Vernunft unterscheidend, eine von der Vernunftrichtung unterschiedene eigenthümliche Richtung verfolgend erkennt. Möge uns also Niemand des thörigten Beginnens zeihen, dafs wir den Verstand der Substanz nach von der Vernunft abtrennen und beide in dem leeren Gefäfse des Seelenwesens äufserlich nebeneinander stellen wollen. Dies selbst, dafs der Verstand sich die Widersprüche, die in den Gegenständen der Erfahrung vorhanden sind, zum Bewufstsein bringt und sie daraus zu entfernen unternimmt, verdankt er der Vernunft, welche nicht etwa eine fremde, sondern die eigene Substanz des Verstandes ist. Die *Forderung* des Nicht-Widerspruchs, der absoluten Identität, gehört der Vernunft an; aber die Vernunft ist Verstand, wiefern sie es fürerst bei dieser *Forderung* bewenden läfst, und durch Trennung, Sonderung und Scheidung des Widersprechenden den Widerspruch zu verhüllen, oder wenn man will, ihn gewaltsam zu beschwichtigen beflissen ist. Will die Vernunft aus der Gestalt der blofsen *Potenz*, in welcher sie auch dem Verstande gegenwärtig ist, sich zur höhern, thätigen *Wirklichkeit*, zum *Actus* erheben, so ist ihr Geschäft dieses, das durch den Verstand Geschiedene wieder zusammenzubringen und den Widerspruch durch Vermittelung der widersprechenden Elemente, durch Verknüpfung derselben in einer höhern Einheit zu lösen.

Es liegt am Tage, dafs die Vernunft dieses ihr eigenthümliche Werk der *dialektisch speculativen* Lösung der Widersprüche um so vollständiger zu Stande bringen wird, je gröfser die Energie des Verstandes ist,

welche diesem Werke vorangeht und durch dasselbe überwunden und bezwungen werden soll. Dafs kein speculativer Denker ohne tüchtigen Verstand sein kann, dafs in jedem einzelnen die Schärfe und Klarheit des Verstandes sich zu der Stärke und Ueberlegenheit der Vernunft gesellen mufs, hat man längst zugestanden. Eben so verkennt Niemand, dafs dem Verstande ein weiter Schauplatz der Thätigkeit geöffnet ist, wo, unter blofser Voraussetzung der Vernunftwahrheit, ausdrücklich *sein* Werk, das Werk der Unterscheidung des zu Unterscheidenden, gefordert wird. Dies ist das Feld der gewöhnlich sogenannten *sciences exactes*, und es fragt sich in Bezug auf dasselbe nur, ob dasselbe hinsichtlich seiner Gegenstände ein genau begrenztes und abgeschlossenes sei, oder ob es nicht vielmehr in dem Wesen und der Aufgabe der Verstandesthätigkeit liege, Alles in ihr Bereich hereinzuziehen, und auf die ihr eigenthümliche Weise ohne ausdrückliche Mitwirkung der Vernunft, zu behandeln; ob, mit andern Worten, der Versuch verstattet sei, auch die Wissenschaft, die keinen besondern Gegenstand hat, sondern deren Gegenstand die Totalität des Seienden ist, die Philosophie, zur *science exacte* zu machen. Von der Beantwortung dieser Frage wird die Werthschätzung des Herbart'schen Systemes von Seiten derer, die sich der Aufgabe einer *Vernunft*wissenschaft bewufst sind, abhängen. Dies nämlich unterscheidet Herbart's System von allen philosophischen Systemen, die bis auf diesen Tag in irgend einem Sinne Bedeutung gewonnen haben, ohne Ausnahme, dafs es den positiven Forderungen der Vernunft schlechterdings gar nichts nachgiebt, dafs es die Vernunft als positiv thätiges Geistesvermögen wenn nicht mit Worten (wiewohl man auch diese Verläugnung auf gewisse Weise in ihm finden kann), so jedenfalls der That und Sache nach, gänzlich verläugnet. Der Inhalt dieses Systemes ist eine reine Verstandeshypothese, in ganz gleichem Sinne, nur mit unendlich weiterer Uebersicht und schärferer Einsicht in das gesammte Erkenntnifsgebiet ersonnen, wie jede beliebige Hypothese etwa der empirischen Physik. — Zwar hat es auch sonst wohl Systeme gegeben, welche ausdrücklich eine Verstandeswissenschaft sein wollten und in ihrer Darstel-

lung, um diesen Zweck zu erreichen, sich, wie z. B.
Spinozische, der mathematischen Methode bedien
Aber was diese Systeme zu speculativen macht, ist
rade das, was mit der Methode aufser Zusammenh
steht und entweder, wie dort die Einheit der Sub
unerwiesen als Postulat oder als Axiom der Dedu
vorausgeschickt, oder innerhalb der Deduction, g
unerwiesen, als Hülfsbegriff oder als Lehrsatz
schoben wird; so dafs also dort, wie schon öfter
merkt, die Methode, die der speculativen Philosoph
für allemal fremde und unangemessene, eine üb
sige Förmlichkeit bleibt. Die geschichtliche Rei
philosophischen Systeme von der ältesten bis
neueste Zeit hat zu ihren Exponenten eine Rei
cher durch Vernunft aufgefundener, die Versta
dersprüche nicht beseitigender, sondern in concre
heiten zusammenfassender und dadurch sie theils
lich lösender, theils ihre Lösung vorbereitender
begriffe. Jedes einzelne dieser Systeme ist die
rung eines solchen Grundbegriffs, wobei, ob solch
führung in Form einer Verstandeswissenschaft
oder nicht, völlig zufällig bleibt. Anders das S
Herbart's. Dieses verzichtet gänzlich und ohne
halt auf den Ruhm der Erfindung oder der Au
eines Vernunftbegriffs; es unterbricht eben dad
Continuität geschichtlicher Entwickelung; den
besteht wesentlich in der Aufeinanderfolge je
nunftbegriffe, welche nicht willkürlich unter
wechseln oder sich verdrängen, sondern in org
Gesetzmäfsigkeit sich aus einander entwickeln.
unter keiner Bedingung werden Herbart's „einf
sen" mit ihren „zufälligen Ansichten" und
„Störungen und Selbsterhaltungen" einen Platz
men in jener Reihe, die sich von dem AllEins
ten und den Zahlen des Pythagoras aus durch
Ideen und durch Aristoteles Entelechien, durch
Substanz und durch Leibnitzens Monaden, du
lectualismus und Materialismus, durch Idealis
Realismus hindurch bis zu der Idee und dem A
der neuesten Philosophie hindurchzieht. Sie
solchen Platz auch nicht; sie verwerfen jene
begriffe entweder alle oder die meisten, als eitle C

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 22.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

August 1835.

ehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, *n Joh. Fr.* **Herbart.**

ehrbuch zur Psychologie, von **Herbart.**

riefe an einen jüngern gelehrten Freund er Philosophie und besonders über Herbart's hren, von **F. K. Griepenkerl.**

eber Herbart's Methode der Beziehungen. n Beitrag zur Revision der Metaphysik, von **H. E. Röer.**

eiträge zur Orientirung über Herbart's Sy- m der Philosophie von Mor. Wilh. Dro- sch.

rläuterungen zu Herbart's Philosophie mit cksicht auf die Berichte, Einwürfe und Mifs- ständnisse ihrer Gegner, von **Strümpell.**

(Fortsetzung.)

Tohl aber macht ihr Erfinder auf einen andern Anspruch, und wir unserseits möchten unsern nossen von der entgegengesetzten Sinnesweise zu en geben, ob dieser nicht vielleicht, wenn auch nschränkung, alles Ernstes, als ein keineswegs ungsloses Verdienst ihm zuzugestehen ist: auf den mit Beseitigung aller Vorurtheile eben so, wie nd jeder Vernunftbegriffe — die so leicht zu Vor- en, zu Gegenständen eines Vernunftaberglaubens — auf dem Wege rein verständigen Denkens eine ese über das wahre Wesen der Welt und über und aller Erscheinungen aufgestellt zu haben, lcher die Widersprüche, welche auch die Ver- icht umhin kann, in allen Erfahrungsthatsachen nden, wirklich und vollständig entfernt sind; wel- o, wenn nicht die Vernunft selbst, so doch den nd (dem das Geschäft der Vernunft sich selbst gnen, auf einer gewissen Stufe geistiger Bildung nicht untersagt werden kann) vollkommen und für immer befriedigt.

Das merkwürdige in der That völlig neue Ergebnifs von Herbart's Speculation, welches, so scheint es uns, allerdings für alle Zeiten als baarer Gewinn zu achten ist, besteht darin, dafs sie durch die blofse Consequenz des abstracten Verstandes allem Materialismus und groben Empirismus ein Ende gemacht hat. „Sämmtliche Begriffe, welche die Erfahrung giebt, sind widersprechend," ist die Grunderkenntnifs, von welcher Herbart ausgeht, und in deren allenthalben gleich scharfsinniger und zur höchsten Klarheit und Evidenz herausgearbeiteter Durchführung durch alle Erkenntnifsgebiete seine Denkkraft sich am glänzendsten bethätigt. Die Begriffe aber, auf denen aller Materialismus beruht, sowohl der particuläre der Physik und übrigen Naturwissenschaft innerhalb ihres besondern Gebietes, als auch der allgemeine, philosophisch sein wollende, welcher die materialistischen Principien aus der Natur auch in die Welt des Geistes hinüberträgt, sind nichts anders, als selbst Erfahrungsbegriffe, die durch eine halb- und einseitig bleibende Abstraction aus dem Kreise des übrigen Erscheinungsmaterials herausgehoben, und als die einzig gültigen, als die vermeintliche Substanz der Erfahrung festgehalten werden. Diese Begriffe (z. B. also den Begriff der körperlichen Atomen und ihrer sogenannten Kräfte, der räumlichen Bewegung u. s. w.) zerstört Herbart auf das schonungsloseste, indem er, die Abstraction consequent bis an ihr Ende durchführend, also sie in der That zum universellen machend, nachweist, wie in jenen der Widerspruch, welchen aus der Erfahrung zu entfernen sie dienen sollen, ganz eben so, und nicht im mindesten gemildert vorhanden ist, wie in allen übrigen Erfahrungsbegriffen. Auch seine Theorie kommt zwar, wie alle Verstandesreflexion, zuletzt auf einen Atomismus hinaus; aber weil sie nicht auf halber, sondern auf vollendeter Abstraction beruht, so

sind diese Atomen das wirklich, was der Intention nach die Urwesen aller Atomistiker, von Leucipp an bis auf die neueste im Empirismus verhärtete Physik herab sein sollten, aber nicht wirklich geworden sind, schlechthin einfache und also nicht blofs nicht *actu*, sondern auch nicht *potentia* theilbare, also urkörperliche Wesenheiten, von denen *menschlicher Weise* schlechterdings nichts anderes, als nur das *reine Sein*, prädicirt werden kann. Jenen Empirikern kann in diesem Sinne das in jeder Hinsicht ihnen so nahe liegende und zugängliche Studium Herbart'scher Philosophie nicht nachdrücklich genug empfohlen werden, nicht zwar, um daraus die positive Wahrheit zu schöpfen, welche sie in eine völlig neue Erkenntnifssphäre emporheben würde, wohl aber, um zu einem deutlichern Bewufstsein dessen zu gelangen, was sie in ihrem Treiben eigentlich wollen, und wohin ihr Thun sie, wenn sie dasselbe consequent bis ans Ende fortführten, zuletzt wider ihren eigenen Willen führen müsse. — Es giebt im Bereiche der Wissenschaft Irrthümer, in Bezug auf welche unendlich viel gewonnen ist, wenn es gelingt, die Frage in ein anderes Gebiet der Untersuchung hinüberzuziehen. So würde es für die verständige Naturforschung höchst erspriefslich sein, wenn sie durch die blofse Folgerichtigkeit der Abstraction die Ueberzeugung gewönne, dafs das, was sie innerhalb ihres Gebietes durch die materialistischen Hypothesen erreichen will, in Wahrheit *hier* nicht erreicht werden kann, dafs der Verstand, wenn er innerhalb des Bereichs der sinnlichen Unmittelbarkeit eine Substanz, einen Grund der Erscheinung erhaschen will, aus Widersprüchen in Widersprüche fällt; dafs es, um solchen Grund zu finden, auch *für den Verstand* des Uebergangs in ein übersinnliches Gebiet bedarf.

Diese wohlthätigen Folgen, die wir von Herbart's Philosophie erwarten, liegen freilich mehr in der Zukunft, als dafs sie als jetzt schon bewährte gelten könnten; auch sind sie mehr negativer, als unmittelbar positiver Art. Es liegt in der Natur der Sache, dafs wir eine Philosophie, deren Stellung zu der wahren und eigentlichen Philosophie die bemerkte ist, insofern nach dem, was man eigentlich Verdienst nennt, gefragt wird, nur ein negatives werden zuschreiben können. Damit ist jedoch nicht ausgeschlossen, dafs nicht eine Gestalt des Geistes, welche auf so vollendeter Durchführung einer an sich denn doch mit Nothwendigkeit gegebenen und unter den übrigen ihren Platz behauptenden Geistesrichtung beruht, ein eigenthümliches, von allen w thätigen oder nachtheiligen Wirkungen unabhäng Interesse für sich in Anspruch nehmen wird. Herb System ist, ganz abgesehen von seinen Erfolgen, seinem, sei es schon vorhandenen oder noch zu erw den Eingreifen in das wissenschaftliche und überh das geistige Leben der Zeit, ein höchst bedeutendes denkwürdiges Phänomen des Geistes; sein Interess den speculativen Denker wird bei weitem gröfser, er es selbst, als objective Thatsache, als Gegenst ches der Betrachtung sich gegenüberstellt, als we es für sich subjectiv als Organ, um dadurch die W heit der Dinge zu erfassen, benutzen wollte. Au dieses Interesse nicht etwa ein blofs pathologische Interesse der Art, wie es der Arzt an seltenen Kr heiten, der Naturforscher an Mifsgeburten nimmt, wie es an wahrhafter Vernunftphilosophie Herbart die Seinigen nehmen mögen, welche, obgleich s uns Allen, die wir zu dieser uns bekennen, länge Gesicht gesagt haben, dafs wir *cum ratione* in dennoch nichts destoweniger fortfahren, diesen „w tigen Unsinn" ihres Studiums und ihrer Kritik w digen. Wir dagegen stehen nicht an, Herbart's P sophie als eine bei ihrer höchst schroffen, ja bor Einseitigkeit dennoch gesunde, kernhafte und tü Erscheinung des Geistes anzuerkennen. Wir betra sie als die vollkommenste zeitliche Offenbarung des nen Verstandeswesens, oder des Geistes auf der reiner Verstandesthätigkeit, und wir nehmen ein wegs geringes Interesse daran, in ihr den Begri die Natur des Verstandes selbst in seiner von der nunft ihn unterscheidenden Eigenthümlichkeit zu sehen. Die absolute Negativität des von der Ver als von seiner eigentlichen Bejahung sich emancip den Verstandes tritt klarer und eindringlicher uns Augen, wenn wir sie zu den „einfachen Wesen" ses Philosophen hypostasirt erblicken, welche, nac rem Was, nach ihrer eigentlichen Qualität dem me lichen Geiste (das heifst eben dem Verstande) schl hin unerkennbar, dennoch, bei ihrem gleichfalls klärlichen „Zusammen", „zufällige Ansichten" vor entstehen lassen, und sich in das Wechselspiel der rungen und Selbsterhaltungen" hineinbegeben, wod zwar nicht die mindeste reale Veränderung an den W sen selbst, wohl aber für einen von aufsen sie Betra tenden, die bunte Welt des Scheines, die Welt

;lehen Formen und der zeitlichen Bewegungen hervrufen wird. Die Warnungen sind für uns nicht n gegangen, durch welche Herbart so nachdrückn irrthümlichen Auffassungen seiner Principien gt, welche, in einer oder der anderen Weise, das aft Seiende, die reinen Wesen, in den Kreis des hen Geschehens, als würden sie durch dieses irle selbst afficirt, hereinziehen wollen. Denn wir en sehr wohl, dafs, was der Verstand für das e erkennen soll, dies an allem dem keinen Theil kann, wodurch, wie offenbar durch jeden mögIuhalt, sei es der sinnlichen oder der geistigen ing, ein Nichtsein in das Sein gesetzt wird. —

(Die Fortsetzung folgt.)

XX.

chtliche Erörterungen in einer Reihe einzelner ndlungen von D. Conrad Buchel. I. Ueber Natur des Pfandrechts. Marburg, 1833. *bei he.* 152 S. 8.

Verf. sucht in der vorstehenden Abhandlung eine neue über die Natur des Pfandrechts aufzustellen und zu be. Diese Ansicht hat indessen so viel Eigenthümliches, sie ihn in den Hauptpunkten selbst vortragen lassen Er beginnt seine Schrift mit einer Begriffsbestimmung drecht, die dahin lautet: das Pfandrecht ist eine *oblia securitatem crediti constituta.* Diese Definition scheint das wahre in der Sache begründete Verhältnifs ganz d darzustellen, weil dadurch sowohl die Verpfändung perlichen als die einer unkörperlichen Sache, namentdie eines Forderungsrechtes getroffen, und zugleich n des Rechtes genau bestimmt sei, welches immer *obligatio rei* besteht, und sich gerade hierdurch von en s. g. *dinglichen Sachenrechten* durchaus unterschei-S. 3. führt indessen der Verf. weiter fort: „Es ist Pfandrecht seinem Wesen nach, eine wirkliche *obligarkliches* Forderungsrecht, und unterscheidet sich von n Forderungsrechten nur dadurch, dafs hier nicht eine ndern eine Sache, als das verpflichtete Subject erd dafs ebendeshalb, wenigstens so weit eine körper-, oder ein an einer körperlichen Sache statt findendas verpflichtete Subject bildet, nicht eine *actio in* sondern eine *actio in rem* zur Geltendmachung desben ist, während es sonst ganz die Natur einer *oblilich* also nach unserm Sprachgebrauche als ein *dingerungsrecht* darstellt und deshalb in einem Systeme chts — unter die Forderungsrechte gestellt werden r hätte man alsdann unter *persönlichen* und *dingliungsrechten* zu unterscheiden. Im weiteren Verlaufe lungen sucht der Verf. seine *neue* Ansicht über die Natur des Pfandrechtes, durch sowohl äufsere als innere Gründe zu unterstützen, nachdem er vorher die Thunlichkeit gezeigt haben will, dafs die bei den auf Personen sich beziehenden Rechten stattfindenden Unterschiede auch bei dem Sachenrechte ihre Anwendbarkeit haben können. Hänge nun bei diesen Rechten ein wesentlicher Unterschied davon ab, *ob* die fragliche Person selbst der privatrechtlichen Herrschaft des Berechtigten in gröfserem oder geringerem Umfange unterworfen sei, *oder* ob dieselbe von der privatrechtlichen Gewalt des Berechtigten unabhängig, zu letzterem blos in einem solchen äufseren Beziehungs-Verhältnisse stehe, dafs dieser irgend einen Anspruch durch Vermittlung der Staatsgewalt gegen sie geltend machen könne (*ius obligationum*): so könne es zunächst nichts Widersprechendes enthalten, einen ähnlichen Unterschied auch bei den Rechten an Sachen anzunehmen, „da sich recht wohl Rechte denken lassen, kraft deren Jemand unmittelbar in Beziehung auf eine Sache als berechtigt erscheint, ohne dafs diese selbst seiner privatrechtlichen Herrschaft in bestimmter Beziehung als unterworfen zu betrachten wäre, bei welchen vielmehr die Sache zu demselben in einem ähnlichen Verhältnisse gedacht werden müfste, wie der Schuldner zu seinem Gläubiger — dafs auch bei den Rechten an Sachen sich ein blofses Beziehungs-Verhältnifs des Berechtigten zur fraglichen Sache ohne materielle Unterwerfung der Sache unter die Privatgewalt des letztern denken lasse." Diefs ist nun nach des Verf. Ansicht gerade beim Pfandrechte der Fall, wonach denn, wie er an mehreren Orten ausspricht, die verpfändete Sache dem Pfandgläubiger als Schuldner gegenübergestellt ist, und zwar so unabhängig als eine *persona obligata*, d. i. sie kann nur durch Anrufen der öffentlichen Gewalt von Ersterem in Anspruch genommen werden.

Wir müssen gestehen, dafs so einleuchtend der Verf. auch seine neue Lehre von der Natur des Pfandrechts darzustellen sucht, wir doch derselben nicht zu huldigen vermögen. Es steht ihr nämlich unsers Erachtens geradezu entgegen:

1) dafs „an und für sich schon *eine Sache* nicht ohne völlige Aufhebung aller Begriffe von Person und Sache als ein im obligatorischen Verhältnisse stehendes *Subject*, welchem Verbindlichkeiten obliegen — also auch Berechtigungen zustehen — angenommen werden kann, wenn man erwägt, dafs der Begriff von: Subject von Verbindlichkeiten sein, eine Handlungsfähigkeit des verbindlich gemachten Subjectes voraussetzt, welche einmal darin besteht, durch geäufserte Willensacte (Handlungen) sich zu einem Thun, Leisten, verbindlich machen, und dann darin, der Verbindlichkeit nachkommen, diese erfüllen zu können.

2) Dafs das R. Recht auch einen ganz der Natur der Sache gemäfsen Begriff mit der *obligatio* verbindet, was ganz unmittelbar in der Definition von *obligatio* ausgesprochen ist, wenn es heifst *„obligatio est iuris vinculum, quo necessitate adstringimur alicuius rei solvendae secundum nostrae civitatis iura."* Wer möchte hierin nicht klar und deutlich sehen, dafs das durch die *obligatio* gegebene Rechtsband nur solche Momente umschlingen sollte, welche fähig sind, sich 1) verbindlich zu machen — *adstringimur* — und 2) im Stande sind, die übernommene Verbindlichkeit zu erfüllen, und dadurch das sie umfangen haltende

Rechtsband durch solch eine Thätigkeit wieder zu lösen — *rei solvendae.* — Daraus folgt denn auch, dafs wer nicht im Stande ist, zu einem *dare, facere* sich zu verpflichten, und dies zu erledigen, auch nicht *Subject* in einem obligatorischen Verhältnisse sein kann; trifft aber dies bei der verpfändeten Sache zu, so kann sie auch als *res obligata* nicht der *persona obligata* gleichgestellt werden.

Zwar ist es nicht in Abrede zu stellen, dafs die Römer der Bildung ihres Rechtes wegen hie und da es sich erlaubten, neue Schöpfungen auf dem Boden des Rechtes hervorzurufen, wie z. B. die fingirten Personen, namentlich die *hereditas iacens*, welcher sie Persönlichkeit beilegten, sie als Repräsentantin des Verstorbenen zugleich und des künftigen Erben nach Bedürfnifs der Sache darstellten. Allein hiezu vermochte sie gewissermafsen eine Rechtsconsequenz, die darin bestand, die einmal existent gewordene sachliche Rechtssphäre nicht durch die Zufälligkeit des Todes des Erblassers auseinanderfallen zu lassen, sondern derselben mittlerweile einen Stützpunkt zu ihrem Fortbestehen in ihr selbst zu geben. Aber ohne so einen juridischen Beweggrund gehabt zu haben, fühlte sich der consequente Römersinn zu solchen Bildungen nicht berufen, wie wäre es daher denkbar, dafs der röm. Juristenverstand ohne Weiteres eine *Sache* ohne alles Bedürfnifs lediglich zur Verwirrung aller rechtlichen Begriffe und Verhältnisse zur Subjectivität erheben habe wollen. Dafs aber in dieser Beziehung kein Bedürfnifs zu solch einer abweichenden Bestimmung vorhanden war, ergiebt sich sogleich, wenn man den Zweck aller Verpfändung sich vor Augen stellt. Dieser besteht lediglich darin, dem Gläubiger für eine ihm zustehende Forderung Sicherheit zu geben. Diese Sicherheit beruht wiederum darauf, dafs die verpfändete Sache in einem Haftungsverhältnifs zum Gläubiger in Folge eines darüber eingegangenen Vertrages, dessen Object sie ist, stehe bis zu Erledigung der Forderung. Die praktische Wirkung dieses Verhältnisses besteht aber für den Gläubiger besonders darin, im äufsersten Falle durch Veräufserung des Pfandes, das ist Ausübung eines Rechtes, welches dem unbeschränkten Eigenthümer einer Sache als Bestandtheil des Eigenthums zusteht, sich bezahlt zu machen. Wo zeigt sich hier irgend eine rechtliche Nothwendigkeit, die verpfändete Sache zu einem Subjecte von Verbindlichkeiten, die ihr zu leisten obliegen, umzuzaubern, da sie vielmehr selbst das Mittel zur Abtragung der Schuld werden kann? Aus demselben Grunde stellt sich aber ferner die Unrichtigkeit der Classification der Rechte resp. der Anwendung der Verschiedenheit der Rechte und Berechtigungen, welche bei Personen an und gegen einander statt finden, auf sachliche Rechtsverhältnisse dar (S. 24), indem nach dem Gesagten eine Sache nie verbindliches Rechtssubject sein, an ihr keine Erfüllung erzwungen werden kann, wie dies bei der *persona obligata* der Fall ist: 2) das Unterwürfigkeitsverhältnifs bei Personen nicht in eine Parallele mit dem sich im Eigenthumsrechte befinden einer Sache gestellt werden kann, wenn man di[e]
sen der väterlichen Gewalt nach seinem Hauptgedanke[n]
fafst — die Sclaverei gehört nicht hieher, weil der Sclave [nicht]
als Person betrachtet wird — (*servus caput* non habet) —
hervorgegangen aus der Idee einheitlichen Familienleben[s],
welcher die ganze Familie in der alle übrigen Rechte ab[sorbi]
renden Rechtsfülle des *Paterfam.* lebt und webt, und [so]
lange, bis durch Aufheben seiner physischen Existenz ein [ande]
res Familienglied diese Stelle, ihn in seiner Rechtssphäre [reprä]
sentirend, in der Person des im Gewaltsverhältnifs [zu]
nächst stehenden Kindes einnimmt — Vielmehr möchte
überall bezüglich der Classification der Rechte die Ansicht
herausstellen: die Person und nur diese ist Subject von [Rech]
ten und Verbindlichkeiten — bildet den Concentrirpunkt [der]
Vermögensrechte; ihr gegenüber stehen die Sachen, als [Gegen]
stände, auf welche sich die von der Person ausgehenden [recht]
lichen Beziehungen erstrecken, und welche daher ein Bezie[hungs-]
Verhältnifs zwischen Person und Sache begründen, theils [auf un]
mittelbare, theils auf mittelbare Weise, Ersteres dann, [wenn]
zwischen Person und Sache nichts anderes steht, als [das]
Beziehungs-Verhältnifs zwischen beiden begründende Rech[t],
z. B. das Eigenthumsrecht, welches den Eigenthümer [in]
solche Beziehung zur Sache setzt, dafs dadurch jeden [Akt]
auf dieselbe Dispositionsweise einzuwirken, rechtlich [möglich]
ist; ferner die s. g. *iura in re*, denn der Inhaber de[rselben]
dadurch ebenfalls in ein unmittelbares Beziehungs-Verhä[ltnifs]
zur fraglichen Sache gesetzt, da ihm in Folge seiner [Berechti]
gung unmittelbare Einwirkung auf dieselbe, hinsichtlich [g...]
Bestandtheile des Eigenthumsrechtes zusteht. Eine [mittelbare]
Beziehung zwischen Person und Sache findet hingegen [nur]
da statt, wo die berechtigte Person nur durch das Mei[...]
nes Dritten — der verbindlich gemachten Person — [auf die]
Sache dahin wirken kann, dafs die *persona obligata* durch
erzwingbares Handeln, ein unmittelbares Beziehungs-Ve[rhältnifs]
zwischen der Sache und der berechtigten Person herstel[le. Bei]
des, mittelbare und unmittelbare Rechtsbeziehung, [...]
in positiver und negativer Erscheinung, geben aber de[n ...]
von Vermögen nach seiner positiven und negativen [...]
Activ- und Passivvermögen. Schliefslich wollen wir [noch]
bemerken, dafs wir keineswegs das Verdienstliche des [...]
dieser Abhandlung verkennen, obgleich wir aus den ang[eführten]
Gründen gegen seine neue Lehre unsern alten Glaube[n]
aufzuopfern vermochten. Besonders bekundet derselbe [...]
findung und Ausführung der Gründe, womit er seine An[sicht zu]
unterstützen sucht, ein tiefes Quellenstudium, und ernst[e Wis]
senschaftlichkeit, nur mufs man dieselben als für sich be[...]
gelehrte Untersuchungen und nicht als Beweisgründe [für das]
thema probandum betrachten.

Hu[...]

№ 23.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

August 1835.

hrbuch zur Einleitung in die Philosophie, *Joh. Fr. Herbart.*

hrbuch zur Psychologie, von Herbart.

iefe an einen jüngern gelehrten Freund r Philosophie und besonders über Herbart's ren, von F. K. Griepenkerl.

ber Herbart's Methode der Beziehungen. Beitrag zur Revision der Metaphysik, von H. E. Röer.

iträge zur Orientirung über Herbart's Sy- der Philosophie von Mor. Wilh. Dro- ch.

läuterungen zu Herbart's Philosophie mit ksicht auf die Berichte, Einwürfe und Miss- tändnisse ihrer Gegner, von Strümpell.

(Fortsetzung.)

fs freilich schon durch die Spaltung des Seienden Mehrheit, dafs, auffallender noch, durch die ng einer Qualität, eines Was für das einfache , ein Nichtsein in das Sein gesetzt wird, indem ehr jedes Seiende *nicht ist, was,* und *nicht ist,* das andere ist, da ferner, wenn das Seiende hat, dieses Was nicht mehr unmittelbar Eins em Sein, sondern davon unterschieden, und weit- zweites Seiende über und neben dem ersten, noch, was offenbar widersprechend, identisch ersten ist: diese und ähnliche Widersprüche *wir* zwar nicht umhin, in Herbart's *absoluter* eblich von Widerspruch völlig gereinigter *Po-* entdecken; finden es jedoch in der Ordnung, abstracte Verstand als solcher *diese* Widersprü- t gewahr wird, vielmehr sich ausdrücklich gegen lendet und aus allen Kräften sich, sie als Wi- he anzuerkennen, sträubt. Denn der Verstand ist für sich Nichts, sondern er wurzelt in der Vernunft, welche, ohne den Widersprüchen zu weichen, den Widersprüchen ihr Recht läfst; will er aber dennoch für sich sein, so mufs er dann nothgedrungener Weise, wenn nicht, wie alle bisherige abstracte Theorien, schon in empirischem Zusammenhange, so wenigstens, wie Herbart's Lehre, auf der äufsersten Grenze der Abstraction angekommen, den in dieser Abstraction noch zurückbleibenden Inhalt gewaltsam umdeuten, und das Oberste darin zu unterst kehren. Ausdrücklich in diesem verborgenen Schaden, an welchem die realen Grundprincipien von Herbart's Systeme leiden, finden wir daher alles, was wir bisher von der Natur des abstracten Verstandes wufsten, auf das Lehrreichste bestätigt, und durch diese Erkenntnifs uns in der näheren Bekanntschaft mit dem Wesen des Verstandes und mit seinem Verhältnisse zur Vernunft gefördert. — Ein ähnliches Interesse gewährt die ungeheure, obgleich vergebliche Arbeit, welche Herbart aufwendet, um in der von ihm sogenannten *Synechologie* die Widersprüche zu erklären, welche durch die Räumlichkeit und Zeitlichkeit des Daseins herbeigeführt werden. Es begegnet ihm, indem er aus dem Begriffe des *intelligiblen Raumes,* in welchem, den Schlüssen des abstracten Verstandes zufolge, keine Continuität, sondern absolute Starrheit des neben einanderseienden Punctuellen Statt finden soll, den erscheinenden, empirischen Raum, aus dem Begriffe des *wahrhaften Geschehens,* welches, wie eben dieser Verstand ihm gesagt hat, in der Störung und Selbsterhaltung der einfachen Wesen besteht, die erscheinende Zeit, Bewegung und Veränderung zu deduciren unternimmt, es begegnet ihm, sagen wir, hier, das zu Deducirende unbewufst immer wieder vorauszusetzen, vorauszusetzen freilich nicht als ein Seiendes und Wirkliches, wohl aber, denn eben dadurch wird die Täuschung möglich, als ein seiendes Nichtsein, als eine zuvor gegebene Position der *bestimmten Möglichkeit,* welche der

abstracte Verstand eben darum übersehen zu dürfen meint, weil er sich ihrer *Unwirklichkeit* bewufst ist, und diese mit der *Unwahrheit* verwechselt. Es wird uns also hier die Gelegenheit, an einem wiederum höchst lehrreichen Beispiele die Art und Weise zu beobachten, wie der Verstand, auch wo er noch so sehr allein aus sich selbst thätig zu sein und den durch die Sinne ihm gegebenen Stoff zu verarbeiten den Anschein hat, allenthalben bei dieser Thätigkeit Vernunftbegriffe im Hintergrund hat und unvermerkt sie seinen Expositionen unterschiebt. Solche Vernunftbegriffe sind nämlich hier offenbar die *Unendlichkeit*, woraus die Continuität und unendliche Theilbarkeit des Raumes und der Zeit, ferner die specifische *Dreiheit* der Momente im absoluten Begriffe, woraus die Beschränkung der räumlichen Dimensionen auf die Dreizahl hervorgeht, u. s. w. — Das merkwürdigste Beispiel aber von allen dergleichen Unterschiebungen bietet der Gebrauch, den Herbart in seiner Metaphysik, seiner Psychologie und auch in seiner Aesthetik von dem Begriffe des *Gegensatzes* macht. Durch ihren, nach Verschiedenheit ihrer einfachen, an sich uns unbekannten Qualität verschiedenartig modificirten Gegensatz, treten die einfachen Wesen unter einander in das Verhältnifs der Störung und der Selbsterhaltung, woraus die gesammte empirische Welt der Erscheinung hervorgeht. Durch ihren gleichfalls unendlich mannigfaltigen Gegensatz, werden in dem einfachen Seelenwesen die Vorstellungen, welche an sich nichts anderes sind, als einfache Selbsterhaltungen dieses Wesens, zu Kräften, die sich untereinander hemmen, stofsen und drängen, oder auch durchdringen und verschmelzen, und so das unendlich complicirte Leben der Seele und des Geistes ausmachen. Nicht minder spielt der Gegensatz in den absoluten ästhetischen Urtheilen, auf die unser Philosoph nicht nur die gewöhnlich sogenannte Aesthetik, sondern auch die gesammte praktische Philosophie begründet, eine wichtige, durchaus nicht zu entbehrende Rolle. Welcher Unbefangene sieht hier nicht, wie der von dem Baumeister des Systemes verworfene Stein, wider dessen Willen und Bewufstsein zum Grundsteine geworden ist, über dem er das System errichten mufste? Keinem nämlich, der Vernunftbegriffe als solche zu fassen und festzuhalten versteht, kann es verborgen bleiben, wie der Gegensatz, in welcher unter diesen Gestalten er auch erscheine, nichts anders ist, als der reine und klare, der unmittelbar daseiende Widerspruch selbst, nicht freilich blofs im subjectiven Denken, sondern Object, im Seienden gesetzt, und eben dadurch sein setztsein auch im Denken, seine Geltung, seine Be tung *für* das Denken rechtfertigend. Hier recht ei lich ist der Sitz jenes charakteristischen Grundn durch welchen Herbart's Philosophie das Wesen abstracten Verstandes zur deutlichsten und umfass sten Ausprägung gebracht hat: dafs sie nämlich Widerspruch, indem sie ihn aus dem Gegebenen u fernen trachtet, in Wahrheit vielmehr verfestigt un letzten und einzigen Princip alles concreten D und Geschehens erhebt. Offenbar nämlich ist de gensatz bei Herbart nicht nur, wie er auch in der ren Philosophie dies ist, ein *durchgehender*, sond ist auch, weil er unaufgelöst und unfähig, in ei here Einheit zusammenzugehen, bleibt, ein *oberste* *unbedingtes* Princip. Die einfachen Wesen, und i einfachen Wesen ihre Selbsterhaltungen, sind Gegensatze, d. h. eben sie widersprechen sich un ander; und eine Einheit, die diesen Streit verm nicht nur durch keine Erfahrung gegeben, schlechthin undenkbar und unmöglich. — Freil Herbart die Ausflucht, dieser Widerspruch, dies „schade nichts", denn was solchergestalt unterei kämpft, seien nicht die Wesen selbst nach ihrer und ihrer Wahrheit, sondern vielmehr das Nichts die „zufälligen Ansichten." Diese Ausflucht si keineswegs gemeint, ihm zu versperren oder kümmern; vielmehr wissen wir gar sehr den Ge schätzen, der für das Vernunftbewufstsein da wächst, dafs der Verstand sich in jenem Sys die Spitze hinaufgetrieben hat, wo er gedrängt i zugestehen, dafs das „wirkliche Geschehen," wel mühsam an die Stelle des scheinbaren gesetzt, sehr, wie dieses scheinbare selbst, ein Nichtige zufällige Ansicht des Seienden, also ein blofs E detes ist.

Man hat zum Theil auf Herbart's eigene, doc im Scherz, als im Ernst gegebene Veranlassung Philosophie, wegen dieses ihres Endergebnisses der Schauplatz unserer Erkenntnifs nur die W Erscheinung ist, die Dinge, wie sie an sich sind uns unerkennbar bleiben, mit der Kant'schen zusa gestellt und für im Wesentlichen identisch erklärt gen diese Zusammenstellung ist zwar neuerding Herbart's Anhängern nicht ohne Grund der U

end gemacht worden, dafs, was nach Kant subjecti-
durch die eigenthümliche Anlage und die Gesetze
s Verstandes erzeugter Schein, dies nach Herbart,
gstens zum Theil, objectiver, in den Dingen selbst
oder Schein, und daher allerdings noch im andern
e, als bei Kant, gegenständlicher Erkenntnifsinhalt
Nichtsdestoweniger besteht zwischen demjenigen,
Kant's Philosophie in ihren, noch immer so zahlrei-
unmittelbaren Bekennern und Anhängern gewor-
st, und dem, was Herbart's Philosophie von Haus
st, eine unläugbare Wahlverwandtschaft, nur dafs,
trachtet, der letzteren an Consequenz und Verstan-
härfe die entschiedene Ueberlegenheit über die er-
zuzuerkennen sein möchte; weshalb wir auch es
r Ordnung finden und der sichern Erwartung le-
dafs Herbart's System unter denen, die bisher in
Principien ihren wissenschaftlichen Haltpunkt fan-
von Tag zu Tag mehr Ausbreitung gewinnen wird.
ein anderes ist Kant's Philosophie als fertiges Sy-
ein anderes die Geistesrichtung und die Grundan-
ungen, aus denen sie ursprünglich hervorging; und
ieser letztern Seite betrachtet waltet zwischen ihr
er Herbart'schen der entschiedenste Gegensatz ob,
r je unter philosophischen Systemen bestanden hat.
ige Gedanke, durch welchen Kant eigentlich Epo-
macht hat, durch welchen es der Vernunftkritik
en ist, die ungeheuerste und inhaltschwerste Be-
, die jemals auf dem Gebiete der Philosophie
efunden hat, hervorzurufen, ist für Herbart gänz-
rloren gegangen und bis auf die letzte Spur aus
Philosophie verdrängt worden. Wir meinen den
en, wie Kant selbst es ausdrückt, einer Prüfung
tersuchung, wie wir es, die noch dunkle und
kende Vorstellung Kant's berichtigend und zu ih-
entlichen Bedeutung heranhebend, ausdrücken
einer Erkenntnifs, eines zum Bewufstsein Brin-
r *reinen Denkformen* oder *Kategorien*, die un-
g von aller bestimmten Erfahrung und *vor* aller
ng, das reine Wesen oder den Begriff des Gei-
d als solche die absolute Grundlage und Vor-
ng aller Erfahrung ausmachen. Alle Continui-
der Entwickelung der neueren Philosophie seit
ller organische Zusammenhang der Systeme Fich-
elling's und Hegel's unter sich und mit jenem
Ausgangspunkte knüpft sich nachweislich an die
ung dieses Gedankens, welcher in dem Laufe
jener Entwickelung zu dem grofsen Gebäude einer rei-
nen Vernunftwissenschaft sich entfaltet hat, einer Wis-
senschaft von dem, was das Absolute oder die Idee, d.
h. das reine Denken in seiner noch ungetrennten Ein-
heit mit dem reinen Sein, als Kategorie, als ewige,
raum- und zeitlose Denkbestimmung an und für sich
selbst und unabhängig von allem in Raum und Zeit Ge-
gebenen ist. Herbart allein unter allen deutschen Phi-
losophen seit Kant hat den Faden dieser Untersuchung
fallen lassen; er hat sich für das Problem vollkommen
unzugänglich erwiesen. Seine Philosophie ist auf die
unverholenste und unzweideutigste Weise, was Kant als
Dogmatismus bezeichnet, ein blofs gegenständliches Phi-
losophiren, ohne Bewufstsein über die Organe, durch
welche das Gegenständliche als Gegenständliches erfafst
wird, ja ohne die Forderung solchen Bewufstseins. Der
Begriff des reinen Seins als der absoluten Position, der
Begriff der logischen Wahrheit als des Nichtwider-
spruchs, eben so die Begriffe der Einheit und Vielheit,
des (nicht räumlichen) Zusammen, des Gegensatzes u.
s. w.; alle diese eigentlichen Vernunftbegriffe oder Ka-
tegorien, ohne die freilich kein Denken oder Erkennen
möglich ist, werden von ihm ohne allen Versuch einer
Rechtfertigung, ohne die Frage nach ihrer Bedeutung,
nach ihrer Begrenzung und Vollständigkeit, ja selbst
ohne das leiseste Verständnifs dieser Frage, aufgenom-
men. Sie sind und bleiben für ihn, was sie freilich
auch für den gemeinen Verstand sind, von selbst sich
verstehende: dafs es der Vernunft einfallen könne, sich
über diese ihre absoluten Voraussetzungen eine weitere
Rechenschaft zu geben oder abzufordern, von diesem
von selbst sich Verstehenden ein gründlicheres Ver-
ständnifs zu begehren, ist für Herbart so befremdend,
dafs er sich nur mit Mühe enthalten kann, dem, der
solch eine Frage aufwirft, seine gesunden Sinne abzu-
sprechen. Zwingt man ihn dennoch, auf jene Fragen,
die, wenn auch in den verschiedensten Formen, seit
Kant nicht aufgehört haben, das Grundproblem aller phi-
losophischen Speculation zu bilden, Rede zu stehen, so
giebt er die fast naiv zu nennende Antwort: es verstehe
sich, dafs alle Erkenntnifs nur für den Erkennenden
dies sei, erkennen aber könne Niemand, der nicht von
jenen Grundbegriffen ausgehe. — Man sieht hiernach,
wie der Gegensatz, in welchem sich Herbart zu Kant
befindet, dem Princip nach vollkommen derselbe ist, wie
in welchem er auch zu der neuesten Philosophie steht.

Was nämlich bei Kant nur die negative Bedeutung einer Prüfung, einer Kritik der Denkformen hatte, dasselbe hat später die positive Bedeutung einer Erkenntnifs, einer Wissenschaft des denkenden Geistes von sich selbst, von der reinen Idee, von der Totalität der Kategorien, welche die allgemeine Grundlage seines Wesens und des Wesens aller Dinge ausmachen, gewonnen. Dieselbe Untersuchung, die, halb ausgeführt und unvollendet, bei Kant das Resultat hatte, dafs wir die Dinge, wie sie an sich sind, zu erkennen nicht vermögen, hat, weiter fortgesetzt und zu ihrem Ende gebracht, sich selbst zu der Wissenschaft gestaltet, durch welche eine Erkenntnifs der Dinge, wie sie an sich sind, allerdings möglich wird. Auch von Kant also zu Herbart ist ein Uebergang nur in Folge eines Aufgebens dessen möglich, was für den Kant'schen Standpunkt das eigentlich Charakteristische ist, was freilich die eigentlichen Kantianer längst aufgegeben oder mifsverstanden haben. Das Umschlagen des transscendentalen Idealismus Kant's in den seinen Principien nach so verschiedenen, und doch seinen Ergebnissen, seiner durchaus negativen Weltansicht nach ihm so nahe stehenden Realismus Herbart's ist nicht die speculative Erhebung von einer niedern zu einer höhern Stufe des Denkens; es kann nur als Folge einer Verhärtung jenes Idealismus in der Beschränkung, die der Anfang einer neuen Richtung des Denkens, die Unmittelbarkeit und Unvollendung dieser Richtung, mit sich brachte, sich ereignen. — Es versteht sich übrigens nach allem vorhin Bemerkten, dafs wir es Herbart nicht zum *Vorwurf* machen, dem eigentlich speculativen Theile von Kant's Lehre, eben so wie dem Speculativen aller neuern Philosophie entsagt zu haben. Sein System konnte eben nur dadurch die ihm eigenthümliche Bedeutung gewinnen, dafs es, ohne irgend eine Beimischung des Vernünftigen als solchen, sich streng auf das Gebiet des Verständigen beschränkte; und ausdrücklich in der Reinheit und Sicherheit dieser Beschränkung zeigt sich Herbart, wenn nicht als ein grofser, so doch als ein starker, wenn nicht als ein tiefer, so doch als ein klarer und gediegener Geist.

Auf die merkwürdigste Weise offenbart sich der Gegensatz zwischen Kant'scher und Herbart'scher Philosophie in dem Verhältnifs, in welches sich beide Denksysteme zu den sittlich-religiösen Interessen stellen. Kant war es ausdrücklich das Gebiet dieser Interes in welches sich die auf theoretischem Gebiet gesd terte speculative Idee flüchtete. Die anregende befruchtende Kraft der Kant'schen Philosophie, die so mächtig bewährt hat, hat dieselbe wesentlich Umstande zu danken, dafs Kant in dem praktisc sittlichen Bewufstsein das Bewufstsein der Idee, der soluten Wahrheit, des Anundfürsichseienden, we sich ihm auf theoretischem Gebiet entzog, wieder Die Art und Weise, wie er dieses Bewufstsein, Erkenntnifs geltend machte, wie er nicht nur sein tenlehre, sondern auch seine Religionslehre aus kategorischen Imperativ entwickelte, hat etwas in Schroffes; sie beleidigt den Verstand, ohne die Ve zu befriedigen. Aber gerade diese Widersprüche sich als der Sporn erwiesen, der zur weiteren gung der Bahn des philosophischen Denkens antrie dem er die endliche Erreichung ihres Ziels zur legenheit des sittlichen Menschen, das heifst des g Menschen machte. Das Sittliche, als Gesetz, *derung* vorgestellt, ist zugleich die Forderung soluten Realität; das Sittliche als Gegenwart, als sich selbst befestigte und befriedigte Dasein des des geistigen oder pneumatischen Menschen, ist ohne das Bewufstsein, ohne das sei es blofs gl und schauendes, oder zugleich denkendes und wi *Erkennen* eines absolut Realen. — Gegen diese heit, welche auch den unvollkommneren Ges neuern Philosophie, der Kant'schen und der Fich einen so hohen sittlichen Adel verliehen hat, Herbart's Lehre in den schneidendsten Gegensatz zwar als hätte sie einen unsittlichen Inhalt, od ignorirte sie das Sittliche; im Gegentheil, es g ihrem Urheber zu hoher Ehre, eine durchaus rei edle Moral (die, wie man aus ihrer Darstellung lich sieht, nicht aus Convenienz, sondern aus wohlorganisirten und aufrichtigen Gemüthe stamm er in seinem Systeme keine andern Principien fand, aus dem Princip des ästhetischen Gefühls (denn gegen den Ausdruck *Gefühl* protestirt H ästhetischen Urtheils abgeleitet zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 24.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

August 1835.

Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, m Joh. Fr. Herbart.

Lehrbuch zur Psychologie, von Herbart.

Briefe an einen jüngeren gelehrten Freund ber Philosophie und besonders über Herbarts ehren, von F. K. Griepenkerl.

Ueber Herbart's Methode der Beziehungen. in Beitrag zur Revision der Metaphysik, von . H. E. Röer.

eiträge zur Orientirung über Herbart's Sym der Philosophie von Mor. Wilh. Droisch.

Erläuterungen zu Herbart's Philosophie mit ücksicht auf die Berichte, Einwürfe und Mifsrständnisse ihrer Gegner, von Strümpell.

(Fortsetzung).

ber der Gegensatz, in welchem sich Herbart dengegen das eigentliche, speculative Princip der und das ethische Princip der Speculation befindet, ich deutlich in dem Tadel kund, mit welchem er wiet als eines der vornehmlichsten Gebrechen der beidsten philosophischen Systeme dieses bezeichnet, ie praktische und theoretische Principien vermengt ntereinander verwechselt haben. Auch Herbart schreibt den Principien der Sittlichkeit, den von genannten *praktischen Ideen*, deren er fünf zählt, ewisse Absolutheit, eine unbedingte, kategorische g zu; auch er zeigt sich, und nicht ohne Erfolg, en, obgleich er die „transscendentale Freiheit" läugd ihren Begriff bekämpft, doch die Zurechnung, n der Form eines ästhetischen Urtheils *über* den hen sicher zu stellen. Aber er thut wohl daran, nzliche Abtrennung der praktischen Philosophie ielmehr (denn in dieser ist die genannte als Theil enthalten) der Aesthetik von der Metaphysik und der gesammten theoretischen Philosophie mit allem Nachdruck, der ihm zu Gebote steht, einzuschärfen. Denn Keinem, dem es, was Herbart selbst zu thun sorgfältig vermeidet, die ästhetischen Principien ausdrücklich an die metaphysischen und psychologischen zu halten und mit ihnen in Verbindung zu bringen einfallen könnte, würde es sich verbergen, wie mifslich es, von dem Standpunkte theoretischer Wahrheit betrachtet, um jene Absolutheit steht, welche der richtige moralische Sinn des Philosophen allerdings auch für jene in Anspruch nimmt. Es findet sich nämlich für dieselben bei solcher Nachforschung durchaus kein theoretischer Boden, als nur in dem Begriffe der *Vorstellung*; die ästhetischen Principien und Urtheile sind als empirisch in dem Menschen vorgefundene *Vorstellungen* oder *Vorstellungsreihen* auszusprechen. Aber die Vorstellung selbst ist bei Herbart nicht etwa das Wesen der Seele, noch weniger das Wesen der vorgestellten Dinge. Sie ist nur eine „zufällige Ansicht" des reinen Seelenwesens, und wenn die Vielheit dieser „zufälligen Ansichten," veranlafst, aber *nur* veranlafst durch die Vielheit der äufseren Dinge, mit welchen die Seele im „Zusammen" ist, bleibend und beharrend in der Seele durch ihre eigene, man sieht nicht recht woher stammende und durch welchen Begriff gerechtfertigte, Kraft des Bestehens, sich zu einer „inneren Bildung" der Seele gestaltet: so hat man sich doch zu hüten, dafs man diese innere Bildung nicht für das wahre Wesen, für das eigentliche Selbst der Seele nehme, welches vielmehr absolut einfach, und in dieser Einfachheit nicht nur allen Draufsenstehenden, sondern auch der Seele selbst, unerkennbar bleibt. Auch ist Herbart's Philosophie aufrichtig genug, einzugestehen, dafs alles Sittliche und Aesthetische nur in „Verhältnissen" seinen Sitz habe, „denen, obgleich die einzelnen Glieder wohl real sein können, eben weil sie nur Verhältnisse sind, als solchen nie Realität beigelegt werden kann," —

und eben durch diesen Ausspruch die absolute Trennung der Aesthetik von der Metaphysik zu motiviren. Offenbar also wird nach dieser Philosophie alle Moral zu etwas Relativem und subjectiv Menschlichem, und von einer absoluten Bedeutung derselben, von einer solchen, wie sie im Alterthume zuerst Sokrates entdeckte, und deren Erkenntnifs seitdem den Grundcharakter der platonischen und in neuerer Zeit derjenigen deutschen Philosophie, die von Kant beginnt, ausgemacht hat, von der Bedeutung, der zufolge nur in der *Idee des Guten* das *wahrhaft Seiende* erkannt wird, kann nicht die Rede sein. — Wir sagen nicht, dafs man nicht auch nach Principien Herbart'scher Philosophie ein moralischer, ein tugendhafter Mensch sein könne; aber wir können uns nicht verhehlen, dafs in dieser Philosophie der eigentlich innere Grund und Kern des sittlich-religiösen Bewufstseins (welches zwar nicht selbst speculatives Erkennen ist, aber die Principien des speculativen Erkennens im Keim enthält) der Consequenz des abstracten Verstandes zum Opfer gebracht ist.

Können, in Mitten solchen rein verständigen Zusammenhangs, die „praktischen Ideen" Herbart's nur das Ansehen von ungerechtfertigten Machtsprüchen haben, so steht es noch übler um die Begründung des im engern Sinne sogenannten Religionsglaubens; ja es fehlt wenig, dafs Herbart's dialektischer Verstand hier nicht zur Plattheit des gemeinen Verstandes herabsinkt, und eben dadurch seinen eigenen dialektischen Principien gewonnenes Spiel gegen die so dürftig ausgestattete Religionslehre giebt. Auf die Annahme eines verständigen und gütigen Urhebers der Welt, soll die unläugbar zweckmäfsige Anordnung des Universums eben darum leiten, weil für diese Anordnung schlechterdings kein Grund in der Nothwendigkeit der mechanischen Grundprincipien der Erscheinungswelt sich nachweisen lasse. Der „kleinsten Spur des Schönen und Schicklichen in der Natur" wird in diesem Sinne mehr Werth zugeschrieben, als „allen innern Anschauungen," worunter unstreitig auch das, was die Vernunftphilosophie sittliches und religiöses Bewufstsein nennt, verstanden ist; — also ganz der gemeine, äufserlich teleologische Beweis für das Dasein Gottes, dessen speculative Unzureichenheit bereits Kant gezeigt hat, mit ausdrücklicher Uebergehung und geflissentlicher Zurückdrängung jener Momente der *immanenten* Teleologie, auf welche Kant in allen seinen Schriften mit Recht ein so grofses Gewicht legt, die aber freilich die reine Verstandesansicht Welt nur verwirren oder in Verlegenheit bringen l nen. — Leider nur ist die Verlegenheit, in welche ner Verstand sich verwickelt finden müfste, wenn sei es von aufsen oder durch sein eigenes fortschre des Denken in die Nothwendigkeit versetzt würde, i in verschiedenen Zusammenhängen gefafsten Geda untereinander zusammenzubringen, kaum eine g gere. Wir wollen davon schweigen, dafs es schwe greiflich ist, was für ein Interesse der Welturheber ja doch wohl als solcher, auch nach Herbart, ein S der an sich, ein Wesen, und Urheber nicht des W Scheines, sondern des realen Seins der Dinge ist, soll genommen haben, die Welt des leeren Sch der zufälligen Ansichten nach Zwecken zu ordnen eben für den Standpunkt des Scheines, für die V lung, die selbst nur ein Scheinendes, aber nicht ei endes ist, als Zwecke erscheinen. Wir wollen H bart zugestehen, obgleich es ihm der reine und e Ernst der Vernunftphilosophie nimmer zugestehe dafs er den Begriff des Werdens und Entst ihm von Haus aus nur in der Welt des Schein blofs Relativen, des Nichtseienden metaphysische tung hat, auch auf das Seiende, auf die einfache sen übertrage, und diese durch einen selbstbe Welturheber geschaffen werden lasse; dafs er aus her aber diesen Welturheber mit der Anordnung des Seins, sondern nur des Scheines der Wesen b tigt zeige. Aber was sollen wir zu der Verble sagen, die es ihm gänzlich unbemerkt bleiben läfs nach seinen metaphysischen Prämissen, er durch Zurückführung der Zweckmäfsigkeit des Universu einen nach Zwecken wollenden und handelnden ber sich in einen Regrefs ins Unendliche verw Er scheint in der That an dieser Stelle ganz ver zu haben, dafs Denken, Wollen und Beschliefsen er hier dem Welturheber zuschreibt, nichts ande Vorstellen ist, und also auf die einfachen Ac Selbsterhaltung eines einfachen Wesens gegen fsen kommende Störungen zurückgeführt werden Soll also dieses alles von Gott prädicirt werden, s hiermit in Gottes einfachem Selbst nicht blofs die lichkeit, sondern die Wirklichkeit von aufsen kom der Störungen gesetzt; woraus sich sogleich die wendigkeit wenigstens einer Mehrheit von Gr ergäbe. Da aber weiter das Vorstellen Gottes nich

...es Vorstellen, sondern der unendlich complicirte Act ... tiefsten Gedankenverbindung sein soll, dieser Act ..., oder die innere Bildung, die er voraussetzt, an ...dervoller Zweckmäfsigkeit der Zweckmäfsigkeit des ...eren Weltbaus, die von ihm ausgehen soll, auf keine ...se nachstehen kann, so wird mit völlig gleichem ...te, wie für diese, auch für jene ein verständiger ...ber, also ein Schöpfer des Schöpfers gefordert, und ...rt ins Unendliche! — Dafs dies einem Denker von ...waltigem durchdringendem Scharfsinn, wie Herbart, ...hen, dafs es sich ihm verbergen konnte, wie, ein... Zweckmäfsigkeit, sei es in der Natur oder wo sonst, ...ennen, nichts anders heifst, als, dieselbe *absolut* ..., anerkennen, dafs es kein Sein und keine Wahr... ohne Zweckmäfsigkeit giebt, dafs Zweckmäfsigkeit, ...entfernt, dem Seienden von aufsen zu kommen, ...hr das Sein des Seienden ausmacht: dies ist in ...hat auf keine andere Weise, als aus einer Ver...ung solcher Art zu erklären, wie nach dem grie...n Mythus Jenen widerfuhr, die eine Göttin nackt ... hatten. Herbart hat die Gottheit des abstracten ...des in ihrer Nacktheit geschaut: darum ist sein ...erblindet gegen alles, dessen Anblick ihn von der ...iefslichen Versenkung in diese Anschauung ab... könnte.

...e Widersprüche und sonstigen Mängel, die wir ...llem diesem in den theologischen Lehren des ...'schen Systemes zu bemerken nicht umhin kön...ndern jedoch nicht, in ihm den reinsten und voll...ten wissenschaftlichen Ausdruck, der überhaupt ...n werden kann, für diejenige religiöse Denk... die wir mit dem Namen des Rationalismus be..., zu erkennen. Der eigentliche Charakter dieser ...ise besteht nämlich darin, unter vorausgesetzter ...erstandesansicht der Welt, die Spuren der Ver..., die sich aus dem Geiste nie ganz verdrängen ...zu der Vorstellung eines unerkannten und un...ren Jenseits zu hypostasiren, dessen vermeint... ...erkennbarkeit aber in Wahrheit nur das Nicht...ein des Vernünftigen ist. In diese Vorstellung ...n auf eine durch den Verstand freigegebene ...les hineingezogen, dessen Annahme oder Vor...as sittlich-religiöse Bedürfnifs erheischt, so lange, ... durch die höhere Energie dieses letzteren das ...ein von der innern Unwahrheit solchen Thuns ... wird. Der teleologische Schlufs auf einen Schöpfergott, der einzige, welcher auch dem gemeinen Verstande einleuchtet, hat, mit dialektischer Schärfe betrachtet, seinen Werth und seine Bedeutug nicht darin, als ob dadurch das bewiesen würde, was der Verstand beweisen will, sondern wesentlich darin, dafs er von der Verstandesansicht zur Vernunftansicht dialektisch hinüberleitet. In Mitten der Verstandesansicht ist und bleibt der Zweckbegriff ein Fremdling; die Zweckmäfsigkeit in der Natur erscheint für diese Ansicht, wie es Herbart richtig ausdrückt, als etwas im höchsten Grade Wunderbares. Sie dennoch verständig erklären wollen, führt unausbleiblich auf Widersprüche, auf logische Absurditäten, die der consequente rationalistische Denker, wie bereits angedeutet, nur darum nicht bemerkt, weil er durch ihre Wahrnehmung über seinen ganzen Standpunkt hinausgehoben werden würde. Kant hat diese Widersprüche, hat die dialektische Natur des Zweckbegriffs erkannt, und ist eben damit über den Rationalismus hinausgegangen und der Begründer einer wahrhaften Vernunftphilosophie geworden; Herbart übrigens in der Kunst rein verständigen Denkens ein weit gröfserer Virtuos als Kant, hat sie nicht erkannt, und vermöge dieses Nichterkennens seine Philosophie zum wissenschaftlichen Typus des reinen Rationalismus ausgeprägt.

Nach diesen allgemeineren Andeutungen über Herbart's Philosophie, zu welchen uns die offenbar im Steigen begriffene Geltung und Wichtigkeit derselben Anlafs gab, ist jetzt nur noch ein kurzer Bericht über die anzuzeigenden Schriften dieses Denkers und seiner Schüler uns verstattet. — Die beiden ersten sind neue Auflagen zweier Lehrbücher des Verfs., deren Vergleichung mit den frühern Ausgaben für uns von untergeordnetem Interesse ist, und den Anhängern dieses Philosophen überlassen bleiben mag. Das „Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie" ist ein in seiner Art vortreffliches, mit wahrer Meisterschaft des Lehrvortrags und Gedankenausdrucks abgefafstes Werk, ein Werk, dessen Studium, wie es Kennern der Philosophie die klarste und bequemste Uebersicht des Herbart'schen Standpunktes gewährt, so nicht weniger Anfängern, auch wenn dieselben später eine andere Richtung des philosophischen Denkens einschlagen, nicht anders als von grofsem Nutzen sein kann. Die Enthaltsamkeit ist nicht genug zu rühmen, mit welcher Herbart die metaphysischen Grundprincipien seines Werkes bis zum Schlusse dieser Ein-

leitung zurückhält, der ganzen übrigen Darstellung aber eine solche Haltung giebt, durch welche ohne dogmatische Präoccupation, das freie Denken des Lesers geweckt wird. Das Ganze zerfällt, nach einer allgemeinen Propädeutik, welche auf eine überaus sinnvolle, klare und für alle philosophische Speculation, die vernünftige eben so, wie die verständige, gültige Weise die dem gemeinen Bewufstsein zunächst liegenden Grundfragen derselben auseinandersetzt, in drei Haupttheile: die Logik, die Einleitung in die Aesthetik und praktische Philosophie, und die Einleitung in die Metaphysik. Die Logik ist, wie sich von selbst versteht, die gemeine Verstandeslogik, aber mit einer Schärfe und Präcision vorgetragen, welche an die logischen Darstellungen des Aristoteles erinnert. Der Uebergang zu ihr von jener ungleich inhaltvolleren Propädeutik wird, zwar nicht denen, die in Herbart's Lehre ihr Genüge finden, wohl aber solchen Lesern, die mit dem geistigen Organ zur Vernunftphilosophie ausgerüstet von diesem Buche sich in die Wissenschaft wollen einleiten lassen, auffallen, als nicht entsprechend den Erwartungen, die durch jene erregt waren. Solche Leser mögen gleich aus diesem Umstande die vorläufige Andeutung entnehmen, dafs sie in dem ganzen Buche, wie bei Herbart überhaupt, nur Anregung und Erweckung, aber nicht Befriedigung, zu suchen haben. — Die Betrachtungen über Aesthetik schickt Herbart denen über Metaphysik, die hergebrachte und unstreitig auch in der Wahrheit der Idee begründete Ordnung, welche die praktische Philosophie der theoretischen nachfolgen läfst, umkehrend voran; was bei seiner Denkweise, die beide gänzlich von einander abscheidet, nicht anders als zweckmäfsig genannt werden kann, da hiernach die praktische bei weitem die leichtere, bei weitem die dem gemeinen Verstande näherstehende ist. Den Anfängern in aller Philosophie kann auch dieser Abschnitt insofern empfohlen werden, als er den unmittelbaren sittlichen Inhalt des Bewufstseins aus der verschobenen Gestalt, in der wir ihn gemeinhin vorzustellen pflegen, auf seine (im gemeinen Sinne) logisch richtige Form zurückführt und ihn dadurch, ohne freilich irgend eines seiner Probleme im wahrhaften Sinne zu lösen, richtig verstanden erst zum Probleme philosophischer Speculation macht. — Bei weitem der wichtigste Theil des Buches aber ist die Einleitung in die Metaphysik, und zwar vorzugsweise die vier ersten Capitel derselben. In [...]sen nämlich werden die Widersprüche in den Begri[...] durch welche und in welchen der gemeine Verstand [...] Seiende denkt, mit einer durch und durch wahre[...] gedrängtester Kürze dennoch für ihren Zweck voll[...]digen, und auf das schlagendste den Kern der Sache [...]fenden Dialektik entwickelt; es werden ferner di[...]sten, roh und unentwickelt bleibenden und eben [...] sogleich wieder dem abstracten Verstande anheim[...] den Vernunftbegriffe, wodurch die philosophische [...]culation jene Widersprüche zu lösen versuchte, [...]griffe des absoluten Seins, des absoluten Werdens u[...] absoluten Qualität einer höchst scharfsinnigen u[...]dringenden, und die Bedeutung jener Begriffe [...] diesem Einfachsten die Verstandesauffassung [...]mittelbar mit der Vernunftauffassung zusammenfal[...]recht und umsichtig würdigenden Kritik unter[...] Alles dies in einer durch höchste Klarheit und Pr[...] ausgezeichneten, diesen ganzen Abschnitt zu einer [...]lich classischen Darstellung ausprägenden Sprach[...] Gedankenfügung, welche nicht verfehlen kann, j[...] philosophisches Denken irgend Empfängliche [...]sam in den Kreis dieses Denkens hineinzuzie[...] Die zwei letzten Capitel enthalten die Grundzüg[...] bart'scher Metaphysik, Naturphilosophie, Psycholo[...] Theologie selbst, in gleichfalls so gedrängter, [...] voller Darstellung; die es übrigens schwerlich [...]gen wird, das Befremden zu unterdrücken, welc[...] wir sicher glauben voraussagen zu dürfen, in [...] Lesern entstehen mufs, die durch das Vorangeh[...] ächt philosophischem, vernünftigem Denken an[...] und aufgeschüttelt, einem ganz andern Fortg[...] andern Resultaten entgegensahen.

Das „Lehrbuch zur Psychologie" (N. 2.) is[...]ner Einrichtung von dem „Lehrbuche zur Ei[...] schon dadurch verschieden, dafs es die „Gru[...] nicht an den Schlufs, sondern an den Anfang [...]trachtung stellt. Nichtsdestoweniger schlägt nac[...] Vf. eine der Methode des Lehrbuchs oder seines [...]sischen Theils verwandte Methode ein, indem er [...] der Rubrik „Empirische Psychologie" die Problem[...] Wissenschaft, dann als „Rationale Psychologie" [...] der Anwendung theils der Grundlehre, theils der a[...] vorausgesetzten metaphysischen Principien auf [...]pirischen Stoff hervorgehende Lösung der Problem[...]

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 25.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

August 1835.

Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie,
m Joh. Fr. ***Herbart.***
Lehrbuch zur Psychologie, von ***Herbart.***
Briefe an einen jüngern gelehrten Freund
er Philosophie und besonders über Herbart's
ehren, von ***F. K. Griepenkerl.***
Ueber Herbart's Methode der Beziehungen.
n Beitrag zur Revision der Metaphysik, von
. H. E. Röer.
Beiträge zur Orientirung über Herbart's Sy-
m der Philosophie von Mor. Wilh. Dro-
sch.
Erläuterungen zu Herbart's Philosophie mit
ücksicht auf die Berichte, Einwürfe und Mifs-
ständnisse ihrer Gegner, von ***Strümpell.***

(Fortsetzung.)

Dieses Verfahren scheint uns zur Erreichung der ke dieses Lehrbuchs keineswegs vortheilhaft. Her- Ansicht der Psychologie hat, bei durchgängiger ränkung auf einen einseitigen und zwar unterge- en Gesichtspunkt, doch einen wahren und wichti- ehalt; und dieser hätte bei einer andern Behand- eise in dieser compendiarischen Darstellung auf allgemein interessante und ersprießliche Weise, mer, als wohl bei der gegenwärtigen der Fall sein , geltend gemacht werden können. Die her- hte Ansicht von den verschiedenen Seelenvermö- n der sich die Herbart'sche in Gegensatz stellt, nlafs und Stoff zu einer dialektischen Betrach- welche nicht minder belehrend und anregend, wie vorigen Lehrbuche die metaphysische Dialektik, usfallen können, wenn nicht der Vf. es vorgezo- tte, von vorn herein dogmatisch zu verfahren, Fortgange, bei Darlegung der empirischen That- sachen, welche zu jener Unterscheidung der Seelenvermögen Veranlassung gegeben haben, die Unwahrheit ihrer Trennung mehr vorauszusetzen, als mit dialektischer Kunst zu entwickeln. Die Forderung einerseits einer substantiellen Einheit für das Seelenwesen, anderseits einer formalen Einheit, einer Einheit des Begriffs für die Thätigkeiten und die gesammte Erscheinungsweise dieses Wesens, welche Herbart bekanntlich in dem Begriffe der *Vorstellung* findet, würde aus jener Dialektik sich von selbst ergeben haben, und das Dogmatische über den zum ausschliefslichen Princip alles seelischen und geistigen Daseins erhobenen *Mechanismus* des Vorstellungslebens hätte dann, wie dort in dem Lehrbuche zur Einleitung die metaphysischen Principien, an den Schlufs gestellt, und dem Urtheile der Leser überlassen werden können, wiefern sie *diese* Lösung der psychologischen Probleme für eine nothwendige und für eine befriedigende erkennen wollen. — Dürfen wir unserseits über das Princip und den Gehalt der Herbart'schen Psychologie noch kürzlich unsere Stimme abgeben, so lautet dieselbe folgendergestalt. Es hat diese Psychologie ihre Bedeutung und ihren bleibenden Werth darin, dafs sie für eine wahrhaft speculative oder vernunftmäfsige Behandlung dieser Wissenschaft die verständige Grundlage giebt. Gegenüber der Ansicht des gemeinen Verstandes, welcher der unerkannt bleibenden oder auch wohl mit der Substanz des Körpers verwechselten Seelensubstanz so viele Kräfte und Eigenschaften zuschreibt, als er Arten oder Formen ihrer Erscheinung und Wirksamkeit zu unterscheiden vermag, hat der wissenschaftliche Verstand Herbart's vollkommen Recht, wenn er alle diese Momente der Erscheinung auf den einfachen Begriff der nach Verschiedenheit ihrer Gegenstände (das heifst, nach diesem Gedankenzusammenhange vielmehr, ihrer äufsern Ursachen) in sich mannigfaltigen, und zu sich selbst in Gegensatz tretenden Vorstellung als Selbsterhaltung, d. h. für uns

schlechthin als Thätigkeit, des einfachen Seelenwesens zurückführt. Dafs er auf denjenigen Begriff der Vorstellung, dessen er zur Ausführung der psychologischen Theorie nothwendig bedarf, von seinen metaphysischen Principien aus nicht ohne Erschleichung kommt, indem es sich mit Nichten von selbst versteht, dafs die Selbsterhaltungen eines einfachen Wesens als Thätigkeiten oder innere Zustände dieses Wesens fortdauern und in Gestalt von Kräften gegeneinander wirken, auch nachdem die Störung, welche sie veranlafste, weggefallen ist, sondern aus dem reinen Begriff der Selbsterhaltung, wie H. selbst ihn aufstellt, vielmehr das gerade Gegentheil folgen sollte: davon können wir hier um so mehr absehen, als es in der Natur aller Verstandesphilosophie liegt, ihre Voraussetzungen nicht wissenschaftlich begründen zu können. — Aufser der negativen Wahrheit der Widerlegung jener unhaltbaren Vorstellungen des gemeinen Verstandes, ist nun aber in Herbart's psychologischem Grundbegriffe auch eine wichtige positive Einsicht allerdings enthalten, eine Einsicht, deren Ausführung und Entwickelung zu seinen unbestreitbaren Verdiensten gehört, und sich sowohl theoretisch in der Erklärung der verschiedenen psychologischen Phänomene, als auch praktisch in der Auffassung des Freiheitsbegriffs und der Ableitung pädagogischer und criminalistischer Grundsätze und Regeln (letztere namentlich gewissen Parteiansichten unserer Zeit gegenüber, welche mit Scharfsinn, Sachkenntnifs und gesundem sittlichem Gefühl bekämpft zu haben, Herbarten zur Ehre gereicht), auf das Mannigfaltigste und Lehrreichste bethätigt. Dagegen aber bleibt die Auffassung durchaus eine einseitig realistische; sie beruht auf dem Verständnisse nur dessen, was wir die Materie des Seelenwesens, oder auch was wir die unterste, der Materie als solcher angehörende Form dieses Wesens nennen können, und sie behandelt dieses so, als ob es das Ganze wäre. Mit den falschen Vorstellungen von der Mehrheit der Seelen, und Geistesvermögen, hat Herbart zugleich auch die Wahrheit verworfen, welche von diesen Vorstellungen angestrebt, aber freilich nicht erreicht wird; eine Wahrheit, deren nothwendig durch Vernunftbegriffe zu vermittelnde Erkenntnifs sich denn allerdings auch als Erkenntnifs des wahren Wesens der Seele und des Geistes bethätigt haben würde, welches bei Herbart als unerkennbares Ansich bei Seite geschoben wird.

(Der Beschlufs folgt.)

XXI.

Geschichte von Oestreich, von Johann Grafen [illegible] *láth. Hamburg,* 1834. *bei Perthes. I. XVI.* 516.

Dieser Band bildet einen Theil der zehnten Lieferung [illegible] hochachtbaren Unternehmens einer Geschichte der europ[äischen] Staaten, welche unter Heerens und Ukerts Redaction [illegible] Reihe von Jahren erscheint, und auch diesen Jahrbücher[n] [kei]neswegen fremd geblieben ist. Nur der für gleiche Liefer[ung] angekündigte Zwillingsbruder, der letzte Band von Pfister[']scher Geschichte läfst schmerzlich lang auf sich war[ten] aber hoffentlich schon geboren, während Ref. dies nieder[schreibt] sogar bis auf die letzten Bogen in einem andern kri[tischen] Institute (Gött. gel. Anz.) schon genannt.

Wenn irgendwo, wird man vorzugsweise bei Beurt[heilung des] gegenwärtigen Werkes des Hrn. Grafen Mailath zuerst d[ie Auf]gabe selbst in ihrem Umfange und in ihrer Schwierigk[eit] vor Augen stellen müssen. Oestreich scheint dem Ref. [zu den] Ländern zu gehoren, deren historische Darstellung mit [viel]fachen — inneren und äufseren — Schwierigkeiten ve[rbunden] ist, welche nicht alle gleich leicht zu vermeiden oder [zu über]winden sind. Zuerst (und Ref. hätte gewünscht, dafs [der] Verf. auf diesen Punkt näher eingegangen wäre) ist ge[nau der] Unterschied zwischen *Oestreich* und der *östreichischen M[onarchie]* zu machen. Im gemeinen, aber nicht im wissenschaftl[ichen Le]ben, mögen sie für gleichbedeutend gelten. Indem der [Verf.] vorerst Böhmen und Ungarn mit in den Bereich der [Darstel]lung zieht, zeigt er an, dafs er es mit der *östreichischen [Mo]narchie* zu thun haben will; und das ganz in der Ord[nung] im Sinne des Unternehmens, welches wohl kaum [den mit] Oestreich politisch verbundenen Ländern und Staaten [eigene] Werke widmen wollen wird. Wenn nun an das [kleine] Stammland nach und nach eine Anzahl anderer, grö[sserer und] kleiner Staaten und Gebiete, wie aufser den genannten [...] Tirol, Mähren, Schlesien, die Lausitzen, die Gränzlän[der gegen] die Türkei wie gegen und in Italien, eine Zeitlang [die] spanischen Niederlande, dann so bedeutende Strecken [Polens] sich anschliefsen mufsten, so entsteht die Frage, ob [und wie] ren Geschichte dem Ganzen einzuverleiben sei. Die F[rage] konnte ohne einige historische Ungerechtigkeit oder G[ewaltthätig]keit kaum verneint werden. Aber das *Wie?* hat sei[ne] von dem Hrn. Verf. in der sehr kurzen Vorrede ange[deuteten] Schwierigkeiten. Als Ref. den ersten Versuch zu ei[ner all]gemeinen baierischen Geschichte nach den alten und [Haupt]standtheilen desselben machte, entschied er sich für die [Einthei]lung nach ethnographischen Elementen (nach Baiern, S[chwaben] und Franken) und glaubte ungerecht zu sein, wenn e[r Länder] und Gebiete um ihre *ältere* Geschichte — oft das ei[nzige] Bleibende im Sturme der Zeiten — einzig durch den [...] kommen liefse, dafs sie spät, mitunter erst sehr spät [...] erworben wurden. Sollten und durften sie (Manche [nahmen] es freilich so!) durch diesen Anfall um ihre ältere G[eschichte] kommen! Ref. bescheidet sich aber, dafs eine ähnli[che Dar]stellungsweise, also eine gleichzeitige Heraufführung d[er deut]schen, ungarischen, slavischen (polnischen, mährisch[en, böhmi]schen u. s. w.), italiänischen, belgischen Volksgeschi[chte un]überwindliche Schwierigkeiten haben mufste, wie gel[ungen] eine oder eine andere dem mit der ungarischen G[eschichte] hochvertrauten Verf. gewesen sein dürfte. Es blieb [also] nur die — man erlaube den Ausdruck — Anschiefsung[sweise] übrig d. h. diejenige, nach welcher die frühere Geschi[chte der] anfallenden Landes beim Zeitpunkte der Erwerbung [nachträg]lich eingeschaltet wird. Ganz treu ist aber der Hr. V[erf.] derselben nicht gewesen, indem bei der bleibenden Er[werbung] von Tirol 1363 auch dessen Vorgeschichte kürzlich [nach]geholt werden und eigentlich erst beim Jahre 1526, [nicht] gleich nach K. Maximilians I. Tode 1519 die Geschi[chte von] Böhmen und Ungarn (erstere von der ältesten Zeit, [letztere von] der Einwanderung der Magyaren an dem Ganzen ein[]verleibt oder wie der Hr. Verf. sagt „mit eilendem Blick[e über]flogen" werden sollen.

Dagegen findet Ref. es sehr passend, dafs die ganze, so oft ...n erzählte ältere Geschichte Oestreichs, des deutschen ...mlandes, bis auf die Erwerbung desselben durch die Habs...ger in einer kurzen Uebersicht auf 27 Seiten (S. 3—30) als ...eitung gegeben wird, dafs dann das Werk (gerade so wie ...von Coxe) vom Jahre 1218 die Vorgeschichte der Habs...er und Rudolfs bis zu seiner Kaiserwahl 1273 nachträgt ...mit Rudolfs Thronbesteigung vom 2ten Capitel des ersten ...stücks (warum gleichbedeutende Worte für diese Subdi...n? eigentlich beginnt. So schliefst es sich denn an dasje...n, was im Plane des ganzen Unternehmens Pfister mit ...r Geschichte der Deutschen, Band 1. und 2., als Grundla...für die aus Deutschland hervorgegangenen europäischen Staa...at geben wollen.

...ine andere zu erwägende Frage dürfte aber folgende sein. ...r. Vf. giebt eine Geschichte von Oestreich; also eines Lan...der wenn man lieber will, eines Staates. Man mag nun ...taat definiren wie man will, so wird er immer aus mehre...*oefficienten*, aus Land, Volk und Regent, oder will man ...aristokratischer das erstere als Substrat oder Unterlage ...iden andern gelten lassen, immer noch aus dem Fürsten ...en Unterthanen bestehen. Die Geschichte eines Staates ...r geographischen Unterlage — da sich auch wohl Staaten ...olche z. B. im Gebiete des Geistes und der Wissenschaft ...ndere denken liefsen — kann also nicht blofs Geschichte ...egentenhauses sein, wie innig auch dasselbe Gott sei Dank ...es Staaten mit den Interessen und dem Leben der Re...verschmolzen ist. Ja als noch ein deutsches Reich (bis ...existirte, hatte man guten Grund, deutsches Volk und ...als 2 neben einander bestehende nicht subordinirte Grö...betrachten. Ref. denkt sich unter der Geschichte eines ...eine durchgängig aus den besten Quellen geschöpfte, mit ...her Kunst angelegte und durchgeführte, von allen Ne...sichten völlig freie, *Regenten und Volk* gleichmäfsig um...Schilderung des *innern* und *äufsern* Lebens eines Staa...glaubt daher, dafs eine blofse äufsere Geschichte der ...erungen des Staatsgebietes durch Kriege und Friedens...*eben* so wenig eine vollständige Staatsgeschichte bilde, ...sich einen Baum ohne Inneres, Kern, Fasern und Saft ...kann oder wenigstens denken sollte. Gewifs gehört auch ...*hilderung* der allmähligen Entwicklung der Cultur des ...nach ihren agricolaren, technischen, gewerblichen, mer...hen, ästhetischen, moralischen, intellectuellen und wis...lichen Fort- oder Rückschritten wesentlich mit hieher; ...eine Darlegung der allmähligen Durchbildung der Staats...g und Staatsverwaltung in ihren verschiedenen Thei...ein wenn auch hier z. B. hin und wieder der Ausdruck ...ebraucht wird, so wird doch nirgends ihre Entstehung ...e Abtheilung erwähnt; wenn auch angeführt wird, dafs ...hrmals eine Reichsstadt gewesen, so wird doch der in...dtverfassung weder bei dieser noch bei anderen bedeu...Städten Erwähnung gethan; wenn von ungarischen Co...die Rede ist, konnte wohl auch eine Nachweisung über ...ung und Verfassung erwartet werden; so wie der Or...obersten gesetzgebenden und oberst-richterlichen Ge...w. Ref. bekennt, dafs er solche Entwicklungen un...vollig vermifst hat, gesteht aber, dafs es voreilig sein ...tzt schon dem Hr. Vf. diesen Mangel zum Vorwurf ma...wollen, weil gar wohl ein Hauptstück des nächsten ...eser Art von Darstellungen bestimmt sein kann. Eben ...nun gerade solche Culturabschnitte ihre eigenen Schwie...haben; so gewifs sich auch noch bei ihnen die zweite ...werfen lassen kann, ob sie schicklicher in die Darstel...äufseren Geschichte an passenden Stellen eingeflochten ...leichteren Uebersicht und Auffindung in besonders ih...dmeten Abschnitten erörtert werden: so gewifs mag ...e östreichische Monarchie diese Aufgabe, wegen ihrer ...nartigen Bestandtheile und wegen der bedeutendern ...ände einzelner Theile der Einwohner, und aus andern ...die man hier nicht aufzuzählen braucht, doppelt schwie...lan mufs sich also bescheiden, und es wie die Oestrei...machen, zufrieden sein.

...wenden uns nun zu der andern Frage, wie der Hr. Vf. seines Stoffes sich bemächtigt, und in welchen Abtheilungen er denselben seinen Lesern vorgetragen hat. Der *erste* Band zerfällt in 2 Abtheilungen: von *Rudolf dem Habsburger bis zum Tode Sigismunds* 1273—1437, *und von Albrecht II. bis zum Tode Maximilians I.*, 1437—1519. Nach der schon angeführten Einleitung (welche als Vorgeschichte eigentlich aufserhalb dieser Abtheilung gehörte) folgt das *1te Hauptstück* überschrieben: die ersten Kaiser aus dem Hause Habsburg; dann das 2te: die östreichischen Herzoge aufser dem Besitz der Kaiserwürde. — Das *dritte Hauptstück* umfafst dann die ganze oben angeführte 2te Abtheilung des ersten Bandes, oder das Haus Oestreich wieder im Besitze der Kaiserwürde bis zur Theilung des Hauses in die spanische und östreichische Linie. Es ist also die *Dynastie*, welche im Vordergrunde steht und das Abtheilungsprincip abgiebt, wogegen sich nach dem oben Gesagten, nichts weiter einwenden läfst. Wenck und Galletti theilten einmal die Geschichte des östreichischen Staats in die Geschichte *vor* der Monarchie und *in* der Monarchie mit dem Abtheilungsjahre 1326 ein, wobei freilich der Begriff *Monarchie* im alten publicistischen Sinne genommen war. Niemand wird läugnen, welchen entschiedenen Einflufs, besonders in dem östreichischen Staate, die Dynastie auf die ganze Gestaltung und Entwicklung des Staates gehabt habe — man denke an Rudolf I. selbst, aber auch an Friedrich III. (IV.), an Karl V. und wieder an Ferdinand II., an den trefflichen Maximilian II. und endlich an Karl VI! — Bei dem zweiten Hauptstücke oder der Schilderung Oestreichs seit Kaiser Friedrich III. (des Baiern Gegenkaiser) würde besonders vom 9ten Cap. entweder eine Trennung der Hauptlinien — der Albertinischen und Leopoldinischen — oder eine die schnellere Uebersicht befördernde genealogische Regententafel wünschenswerth gewesen sein, denn die am Schlusse des Bandes angehängte „Stammtafel des Hauses Oestreich in gerader Linie" giebt nur die wenigen in einer Reihe unter einander aufgezählten Namen der Fürsten, welche das Habsburgische Geschlecht bis ins 18te Jahrhundert fortgeführt haben, die streng genommen mit Maria Theresia aufhörten, weswegen die 2 letzten Namen (Leopold II. und Franz I.) als Lothringer eigentlich gar nicht mit aufzuführen gewesen wären. (Die anderen beiden Tafeln enthalten die Herzoge und Könige von Böhmen, so wie die Führer und Könige der Ungern.)

Die unter dem Texte citirten Quellen sind die bekannten. Ob nicht die *monumenta boica* besonders in den neuesten Bänden, ob des Ritters von Lang *regesta* und Böhmers Kaiserregesten und Chmel über Friedrich IV. nicht einige Ausbeute hätten gewähren können, lassen wir dahin gestellt sein. Eine einzige bis dahin noch ungedruckte Schrift: Oestreich unter Albrecht V., von dem um die östreichische Geschichte hoch verdienten Chorherrn Kurz von St. Florian, welcher sein Msc. dem Hrn. Vf. mittheilte, finden wir S. 240 angeführt; so wie auch dessen zahlreiche gedruckte Monographieen vielfach benutzt und angeführt sind. Hätte der Hr. Vf. es in seinen Plan aufgenommen, mehr von der *innern* Geschichte geben zu wollen, welches anschauliche Gemälde hätte sich allein nach den anderthalb Bänden von *Kurz* Oestreich unter Albrecht dem IV. geben lassen, welcher z. B. dem Adel, dem Ritterthum, den Festen des Hofes, den Volksbelustigungen, Kleidermoden, der peinlichen Gesetzgebung, dem Schicksal des gemeinen Volkes (II. 108—162, besonders interessant über die Leibeigenschaft in Oestreich), den Ketzern, Juden, dem Benehmen der Päbste gegen Oestreich und ihrem Einflusse auf die Schiksale desselben, den Bischöfen und niederem Clerus, Klöstern so umfassende Abschnitte widmet. Wie viel würde ein Eugen Montag daraus geschöpft haben! Dafs v. Hormayr's östreichischer Plutarch häufig benutzt ist, zeigen die Citate aus demselben, gewöhnlich mit dem Beisatze: „ohne nähere Angabe der Quellen." Ueber das häufige Citiren der Geschichte der Magyaren vom Verfasser selbst wird natürlich Niemand einen Tadel aussprechen. Der Hr. Vf. äufsert S. 435 in der Note: „er glaube, dafs es jedem Schriftsteller erlaubt sei, sich selbst abzuschreiben, wenn das Uebergetragene auf den neuen Platz besser taugt," wogegen unter dieser Beschränkung wenig einzuwenden sein dürfte. Dabei bemerkt Hr. Graf M., dafs er sich schon seit Jahren mit den *Hussiten* beschäftige und er hoffe, das Resultat seiner Bestrebungen der

Lesewelt bald in einem selbständigen Werke vorlegen zu können. Ref. erinnert sich von seinem dreijährigen Aufenthalte in Oestreich her nicht mehr, ob in dem Worte „Lesewelt" auch die Gelehrten im Gegensatz der blos zur Unterhaltung Lesenden begriffen sind; ist aber der Meinung, dafs auch eine für die letzteren also mit Benutzung der Archive geschriebene vollständige Geschichte der Hussiten, ihrer Glaubenskämpfe u. d Religionskriege sehr erwünscht sein müfste. Graf M. zeigt sich als ein unparteiischer Schriftsteller in der Behandlung des Hussitenkrieges und schiebt nicht, wie Manche, auf sie die Schuld allein. So sagt er nach der Schilderung der Schlacht der Hussiten gegen sich selbst S. 435: „So wurden die Flammen, die der un„zeitige und ungerechte Eifer der Kirchenväter zu Constanz an„gezündet hatte, nachdem sie sechzehn Jahre gelodert, durch „das Blut des ganzen hussitischen Heeres gelöscht. So ging Sig„munds an sich sinnloses Wort in Erfüllung: dafs Böhmen nur „durch Böhmen bezwungen werden könne. Der Sieg ist nicht „an Nationen gebunden, er ist die Folge des Geistes, der in „den Kriegern lebt. Die Hussiten siegten, weil ihre Führer ein„sichtsvoller, die Untergebenen tapferer waren als ihre Gegner; „sie siegten, weil sie die Begeisterung in den Kampf führte, „und ihren Gegnern dies alles mangelte. Sie erlagen, als sie „sich mit der errungenen Religionsfreiheit nicht begnügten und „das Volk, im Bedürfnifs der Ruhe, zu der Erkenntnifs gelangte, „das Schwert verschaffe Ruhe." Bei einer solchen Bearbeitung der Geschichte der Hussiten würde dann auch mehr auf die Händel der Nominalisten und Realisten Rücksicht zu nehmen sein, welches hier bei dieser Kürze natürlich nicht geschehen konnte, aber selbst auf die Stimmung der Costnitzer Väter gegen die hussitische Lehre gar nicht ohne Einflufs war. (Nur beiläufig erinnert Ref. zu S. 424, dafs wohl 5000 deutsche Studirende aus Prag ausgezogen sein mögen, dafs sie sich aber keineswegs *alle* nach Leipzig gewendet haben.)

Sehr löblich findet Ref. die historiographische Maxime, welche Graf M. S. 187 äufsert, dafs, wo die Quellen nicht reden, der Geschichtsschreiber lieber seine Unwissenheit bekennen, als durch grundlose Vermuthungen dem Leser unrichtige Vorstellungen geben solle, dafs er seinem Leser Wahrheit schuldig sei und Wahrheit auch im Bekenntnisse der Unwissenheit liege. Wie viel Ungereimtes und Unwahres würde auf diesem Wege der Geschichte erspart worden sein! Dagegen kann Ref. der S. 389 gemachten Bemerkung, dafs eine ausführliche Darstellung der Lage der Literatur in Oestreich zur Zeit Maximilians, sein Einwirken auf dieselbe, und die Früchte derselben „aufser den Gränzen der gegenwärtigen Arbeit liege," weil sie ein eigenes Buch erforderte, nur darin beistimmen, dafs allerdings ein solches hier nicht an seinem Platze sein würde, dafs aber schon mit wenigen Namen und Grundstrichen der Gang des lauten Denkens eines Volkes (denn das ist am Ende doch seine Literatur) könne angedeutet werden. Und solcher wichtiger Namen ermangelt doch Oestreich für die verschiedenen Zeiten keineswegs, man sehe nur die S. 391 für Maximilians Zeit angeführten, unter denen sogar noch eine strengere Auswahl hätte getroffen werden können. Was knüpft sich nicht allein an die Namen eines Celtes, Cuspinian, Agricola!

Wie über die Hussiten der Hr. Vf. unparteiischer als manche katholische Schriftsteller erscheint, werden auch die sonst etwas übel von den östreichischen Schriftstellern behandelten Baiern (die dafür auch wieder Repressalien brauchten!) sich weniger zu beklagen haben. Nur der S. 138 bei Ludwig dem Baier gebrauchte Ausdruck „eines vielfach treulosen Mannes" kommt dem Ref. etwas hart vor, wenn man sich ganz in die Lage dieses strebsamen, aber so vielfach angefeindeten Fürsten hineindenkt. Ohne in das Einzelne hier eingehen zu wollen, wo etwa Ref. anderer Ansicht wäre, mögen hier nur noch einige Bemerkungen ihren Platz finden.

Der Vf. theilt nicht die Ansicht jener allzuscharfsinnigen Genealogen, welche (um nicht von den römischen Aniciern zu sprechen) die Habsburger bis auf den alten Lothringer Herzog Ethicho zurückführen, sondern führt sie nur mit Bestimmtheit bis auf den Elsasser Guntram im 10ten Jahrhunderte zurück; damit sinken Heregotts ältere, Leichtlens neuere Versuche zusammen; damit stimmt auch Rich. Röpell in seiner Preisschrift über die Grafen von Habsburg überein. „Wir haben kl[...] angefangen" sagte ein Kaiser dieses Hauses. Dafs der Vf. [...]dolf Kaiser nennt, entschuldigt er selbst S. 42 mit dem [...] meinen Sprachgebrauche; es ist aber nicht angeführt, [...] der König sich nicht, wie so viele seiner Vorgänger, die [...]nen Italiens holte. Es gereicht ihm zur Ehre, dafs er [...] durch das Unglück der Hohenstaufen warnen liefs. — S. 71 [...]klärt sich Graf M. *gegen* die gewöhnlich angenommene [...] von einer Vergiftung Kaiser Albrechts I, (auch gegen Otto[...] von Hornecks Reimchronik) aus dem Grunde, weil die [...] Edelknaben, die von denselben Speisen afsen, unvergiftet [...] Dagegen spricht er sich für die von Manchen verworfene eig[...]händige Erlegung des Kaisers Adolf durch Albrecht, S. 80, [...] obgleich sie dieser selbst, wie der Vf. meint, um des [...] willen, abläugnet. — Dafs Johannes Parricida bei den [...]nern in [P]isa gestorben sei, ist auch dem Vf. das Wahrsch[...]lichste. Uebrigens erzählt der Chronist Ebendorfer bei Pez [...] rr. A., dafs noch lange nachher auf dem neuen Markte [...] ein blinder Bettler gesessen sei, der sich einen Sohn des [...] von einer Schweizer Sennerin genannt habe. Uebrigens [...] Schiller, als er in seinem Tell den Herzog nach Italien [...] Pabst wandern läfst, vielleicht in dem Augenblicke nicht [...] gedacht haben, wie Johann wohl wissen mufste, dafs damal[s] kein Pabst in Italien, sondern in Frankreich war. Ueb[er die] bekannten 5 Vocale A. E. I. O. U. wird S. 246 bemerkt, [dafs] sie nach der Meinung eines Hrn. Kaltenbank schon bei [der Kai]serwahl Albrechts II. aufgekommen wären und dass „[...] *Electus Imperator Optamus (? optimus) Vivat*" bedeuten [...] Die S. 141 angeführte Menschenzählung nach Pfund[...] „Wien starben täglich 2 — 3 Pfund" einer Salzburger C[hronik] kommt dem Ref. noch sonderbarer als dem Hrn. Vf. [...] Pfund waren 240 Pfennige, und somit die Todeszahl [...] täglich. Es käme aber darauf an, ob hier nicht [...]lichen Codex eine falsch verstandene Abbreviatur [...]dert gestanden oder der Abschreiber oder ein Nachschr[eiber beim] Dictiren nur falsch gehört habe, was ja auch bei [...]kern bekanntlich vorgekommen ist. — Ref. führte [...] dafs ein Abrifs der böhmischen und ungarischen Geschi[chte den] Beschlufs dieses Bandes macht. Die Schilderung Böh[mens un]ter seinem Karl und Ungarns unter dem grofsen [...] Matthias sind trefflich, nur vermifst Ref. alles Eingehen [auf die] Bildung der Verfassung in letzterem Lande. Der [...] *buena plebs* ist fast in keiner Beziehung gedacht. [...] auch schlimm, dafs oft gewisse Seiten entweder [...] Heuchelei und Bemäntelung der Wahrheit oder nicht [...] fallen Höherer berührt werden konnten. Rührend ist [der Gegen]satz der ungeheuern Pracht des Königs Matthias [...] der Armuth Wladislaws, (505) dem es oft am [...] fehlte und der das Fleisch für die königliche Küche [...] Fleischern borgen mufste.

Dafs der Hr. Graf seiner Feder und seines Stile[s ...] ist, bedarf nach seinen andern Leistungen keiner Ver[...] Gerade darum ist dem Ref. das Wort *Schlappe* statt [Nieder]lage (S. 65.), und fast noch mehr S. 141 der Ausdruck [...] fallen: die Pest war von Italien „im Handelswege" [...]nere von Europa gebracht worden. „Sich der Ungar[...] men" statt es mit ihnen aufnehmen, kann S. 45 [...] werden. Da der Vf. mehrmals Johannes Müllers Sch[weizerge]schichten benutzt, so darf es Wunder nehmen, wenn [...] statt Bonstetten, Engartein st. Engadin, Birkheimer [...]mer geschrieben wird. Dann möchte auch wohl der [...] geborne Gräfin Kyburg, Graf Cilly für das Mittelalter [...] modern klingen. Damals liefs man das Territoriale [...] noch nicht weg. Dagegen erhebt sich manche Stelle [...]tisch Schönen, z. B. S. 379: „Wie in einem milden [...] „ersten Blüthen des Frühlings unverhofft wieder ersch[einen] „dieser Tag (bei Terouanne) in Maximilians Leben [...] „Jahren hatte er als Jüngling an diesem Ort über [...] „Feinde seinen ersten Sieg erfochten; der jugendliche [...] „den er damals erkämpft, grünte wieder auf seinem [...] „Alles war wie einst, nur die Goldlocken des Sieg[ers waren] „Silber geworden."

Böttiger, in Erl[angen].

№ 26.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

August 1835.

ehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, n Joh. Fr. Herbart.

ehrbuch zur Psychologie, von Herbart.

riefe an einen jüngern gelehrten Freund er Philosophie und besonders über Herbart's hren, von F. K. Griepenkerl.

eber Herbart's Methode der Beziehungen. Beitrag zur Revision der Metaphysik, von H. E. Röer.

eiträge zur Orientirung über Herbart's Sym der Philosophie von Mor. Wilh. Drosch.

rläuterungen zu Herbart's Philosophie mit ücksicht auf die Berichte, Einwürfe und Mifsständnisse ihrer Gegner, von Strümpell.

(Schlufs.)

ärke und Schwäche der Vorstellungen, Verwandtderselben unter einander und Gegensatz zu einsind die dürftigen Kategorien, durch welche Hern unendlichen, unendlich gegliederten Reichthum len- und Geisteslebens erklären will, ohne auch ahnen, dafs weder Stärke noch Schwäche, wewandtschaft noch Gegensatz auch der einfachsten lungselemente ein Letztes, ein in dieser Unmitit sei es von Aufsen oder von Innen Gegebenes afs das eigentliche Interesse der psychologischen ng eben in demjenigen liegt, was den Grund Stärke und Schwäche, solcher Verwandtschaft chen Gegensatzes enthält; kurz dafs die eigentculative Psychologie eben da anhebt, wo seine ogie aufhört. Freilich kann dieses Höhere nicht len werden, ohne dabei das Vorstellungsleben e, und zwar ausschliefsliche und allumfassende ielle Basis, als den Stoff, in welchem die Formthätigkeit, die Entelechie der höhern Geistesthätigkeiten ist, wirkt und sich ausgebiert, vorauszusetzen. Darum verdient Herbart den aufrichtigen Dank der Wissenschaft, dafs er diese reale oder materielle Seite des Seelenlebens in ihr Recht eingesetzt, und sie ausdrücklich als solche, nach jener der mechanischen verwandter Betrachtungsweise, die ihr eben vermöge ihrer einseitig realistischen Natur allerdings zukommt, zu betrachten gelehrt hat. — *Ein* Irrthum war hierbei für die abstracte Verstandesansicht unvermeidlich; und leider droht dieser Irrthum die besten Kräfte Derer, die sich mit Herbart's Denkweise befreunden mögen, nach einer Richtung hin abzulenken, die wir für nicht anders als völlig unfruchtbar und unersprießlich halten können. Wenn das Seelenleben als das Resultat der Vorstellungen, als untereinander sich hemmender, drängender und stofsender, oder auch sich verbindender und verschmelzender Kräfte betrachtet wird: so liegt dem Verstande nichts näher, als ein Versuch, diese Kräfte zu berechnen, und ihre Verhältnisse in mathematische Formeln zu fassen. Die Unersprießlichkeit solchen Thuns, welches bekanntlich Herbart zum hauptsächlichen Inhalte seines gröfseren Werkes über Psychologie gemacht hat, ist schon vorlängst von einem eben so wohlwollenden als gründlichen Beurtheiler der Herbart'schen Psychologie (J. E. von Berger) nachgewiesen, und auf den, der Hauptsache nach richtigen Gesichtspunkt zurückgeführt worden, dafs es schwer fallen wird, für jene Berechnungen „eine constante, als solche stets aufzufindende Maafseinheit aufzufinden oder zu bestimmen." Wir unsern Theils halten dies nicht nur für schwer, sondern wir glauben aus Vernunftgründen die völlige Unmöglichkeit eines solchen, mit Recht geforderten Grundmaafses zu ersehen. Abgesehen nämlich davon, dafs die Vorstellung von Haus aus nichts Quantitatives ist, sondern erst in ihrer Complication mit den organischen Lebenskräften des Körpers zu etwas Quantitativem, des Mehr und Minder Em-

pfänglichen und in quantitative Verhältnisse zu Anderem Tretenden *wird* (durch welchen Umstand allein schon diejenige Art der Berechnung, welche H. intendirt, gänzlich abgeschnitten wird): so würde auch dies nichts helfen, wenn man, was jener Beurtheiler sich allenfalls noch zuzugeben willig zeigt, den Maafsstab in die organischen Kräfte selbst verlegen wollte. Es liegt nämlich nicht etwa nur in der Erfahrung, obwohl auch in dieser, sondern in dem metaphysischen *Begriffe* jener Kräfte, dafs, wiefern sie nicht selbst mechanisch wirken (was aber nur der allergeringste Theil ihrer Wirksamkeit ist), sie sich gegen alle mechanischen Kräfte schlechterdings irrational verhalten, unter sich selbst aber nur unendliche, das heifst nur solche Verhältnisse bilden, die, wenn sie berechnet werden sollen, sich (nicht etwa im figürlichen, sondern im eigentlichen und strengsten Sinne) in eine Unendlichkeit von Verhältnissen auflösen, von Verhältnissen, deren jedes zuvor berechnet sein müfste, wenn daran gedacht werden sollte, das Ganze zu berechnen. *Warum* dies so ist und so sein mufs, *warum* das Lebendige nur dadurch ein wahrhaft Seiendes ist, dafs es in jedem seiner Momente ein *actu* Unendliches, und nicht, wie das Todte, ein Endliches oder nur *potentia* Unendliches ist: dies kann freilich nur durch Vernunftphilosophie eingesehen werden; und so liegt es denn in der Bestimmung des abstracten Verstandes, sich nach dieser Richtung hin vergebens abzuarbeiten und in einem unendlichen Progresse das Unmögliche anzustreben.

Die vier übrigen hier anzuzeigenden Schriften haben Anhänger und Bekenner der Herbart'schen Philosophie zu Verfassern. Unter diesen lassen sich schon jetzt deutlich zwei Classen unterscheiden: Solche, die, durch einen anderweiten wissenschaftlichen Beruf auf die Bahn reiner Verstandesforschung geführt, durch gründliches Streben und tüchtige wissenschaftliche Gesinnung sich gedrungen finden, diese Bahn bis an ihr Endziel zu verfolgen und hier Herbart's Forschung in freiem Zusammentreffen begegnen; und eigentliche Schüler, die von dem Bekenntnisse des Systemes und der Arbeit innerhalb des Systemes Profession machen. Wie nun schon in Herbart's eigenen Schriften ein sehr fühlbarer Unterschied des Geistes und der Darstellungsweise obwaltet zwischen denjenigen Werken oder Parthien anderer Werke, welche die philosophischen Principien dieses Denkers denkend zu begründen und einzuleiten bestimmt sind, in denen also der Ausdruck und die [Of]fenbarung der allgemeinen wissenschaftlichen Denk[art] und *Gesinnung*, der geistigen Motive, aus denen [das] System hervorgeht, vorherrscht, und denjenigen, [welche] die Ausführung der Principien enthalten; wie es in [der] Natur der Sache liegt und durch das eigenthüm[liche] Talent der Darstellung, welches dieser Schriftsteller [be]sitzt, noch weiter motivirt wird, dafs für Alle, d[ie an] Herbarts Philosophie mehr ein allgemein geistige[s In]teresse nehmen, als die besonderen Interessen der S[chule] theilen, die ersteren eine bei weitem höhere un[d rei]chere Befriedigung, als die letzteren, gewähren k[önnen] (in welchem Sinne Rec. seinerseits nicht anstehen [würde] das „Lehrbuch zur Einleitung" und die „Encykl[opädie] aus praktischen Gesichtspunkten" allen übrigen S[chrif]ten des Verfs. vorzuziehen): so wird ein ähnliches [Ver]hältnifs auch unter den Schriften jener beiden C[lassen] von Anhängern sich bemerklich machen. Die vor[liegen]den Schriften scheinen dem Rec. von dem eigen[thümli]chen Charakter beider auffallende Belege zu g[eben.] Zwei derselben nämlich, die Schriften der Hr[n. Ex]penkerl und Drobisch, haben einen sehr eigen[thümli]chen Charakter und tragen durchaus das Gepräge [wah]rer Selbständigkeit, welche nicht durch den Mei[ster zur] Forschung, sondern durch die Forschung zum [Meister] geführt ward. Sie nehmen daher, als Denkmal [der] wissenschaftlichen Bedürfnisse und Richtungen, [welche] in unsern Tagen der Herbart'schen Art des Philosophi[re]rens zuführen, ein nicht unbedeutendes Interesse [auch] der Andersdenkenden für sich in Anspruch, [und wer]den, als gründlich durchdachte und gut stylisi[rte Bei]träge zur Einleitung in Herbart's Lehre, Jeder[m, der] sich mit dieser auch nur als mit einer merkw[ürdigen] Zeiterscheinung bekannt machen will, von Nutze[n sein.] Die Schriften der Hrn. Röer und Strümpell d[agegen] wenn auch unter sich von ungleichem Werthe, [haben] doch dies gemein, dafs sie Schriften innerhalb der [Schule,] Partheischriften sind, welche, da das in ihnen [Enthal]tene längst von dem Meister selbst, und besser, [jeden]falls geistreicher, gesagt ist, aufserhalb der Sch[ule we]nig Interesse haben. An positiven, eigenthümlich[en An]sichten über Natur und Geist, die zu selbständige[m Wei]terforschen Stoff und Aufforderung darböten, ist, [wenn] man die mathematische Psychologie ausnimmt, He[rbart's] Philosophie, wie alle Abstractionsphilosophie, im G[anzen] arm; der Meister hat seinen Jüngern wenig m[...]

g gelassen, und es ist daher nicht zu verwundern, ı dieselben sich in einem ziemlich engen Kreise ıgen und meist nur in Wiederholungen des schon nnten ergehen.

Die Schrift des Hrn. Griepenkerl (N. 3.) ist eine itung in die Schriften Herbart's, welche in einer s dem Zeitpunkt des Erscheinens der Schrift voll- ıgen Reihenfolge vorgeführt werden, mit der Ab- nach dieser Reihenfolge das Studium selbst zu n und den richtigen Gesichtspunkt für eine jede chriften zu eröffnen. Die Form von Briefen, wel- r Vf. gewählt hat, scheint uns für den populären : der Schrift recht wohl geeignet, und sie wird hm mit vieler Gewandtheit gehandhabt. Ueber- zeigt sich der Vf. als ein in jeder Hinsicht reifer der sein philosophisches System sich nicht nur ndig theoretisch angeeignet, sondern es auch mit ung und Charakter dergestalt durchdrungen hat, : es auf die angemessenste Weise, wie zu leh- ı auch nach aufsen im Leben zu vertreten ver- Uebrigens wendet die Schrift sich zunächst an Leser, die in aller Philosophie noch unerfahren ie enthält daher auch nicht eigentliche Polemik, ı nur gelegentliche Seitenblicke auf andere Phi- : und Rathschläge, wie das geschichtliche Stu- ıderer Philosophien mit dem der Herbart'schen nden sei, um letzteres einzuleiten, und ohne es n; Rathschläge, die freilich nur für Solche In- ıaben können, welche sogleich mit der Absicht tudium Herbart's gehen, um sich ihm ausschliefs- ugeben. — Die von uns unter N. 4. genannte st in der Reihe der hier zu erwähnenden die endste. Ihr Titel ist ziemlich willkürlich ge- enn sie handelt keineswegs blofs von Herbart's (— in der That auch ist, was Herbart „Methode hungen" nennt, eine allzu einfache Sache, als ich der Mühe lohnen könnte, ein Buch darüber ben, und man kann seine Philosophie sehr wohl und inne haben, ohne sich im Geringsten ich um die Methode gekümmert zu haben), von dem Systeme überhaupt, mit Polemik und er Kritik anderer Philosophien und Vertheidi- Herbart'schen gegen dawider erhobene Ein- er Verf. hat das Unglück gehabt, einige For- Wendungen aus Hegel's Schule aufzugreifen anzueignen; welche er denn ungeschickt ge- nug in seinen übrigen Gedankenkreis hineinträgt. Unter andern begegnet ihm dies mit dem bekannten tiefsinnigen Gedanken Hegel's über den organischen Zusammenhang der Philosophie in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Hr. Röer läfst sich einfallen, die gesammte neuere Philosophie (mit sehr unzureichender Kenntnifs derselben) als eine in sich nothwendige Entwickelungsreihe darzustellen, die mit Herbart schliefse; mit welchem vergeblichen Bemühen er sich unstreitig bei Letzterem schlechten Dank verdienen wird. — N. 5. die „Beiträge" des Hrn. Prof. Drobisch, enthalten drei sehr wohl geschriebene Abhandlungen: „über Standpunkt, Geist und Richtung von Herbart's System," welche die Stellung Herbart's in Mitten der philosophischen Gegenwart nach ihren allgemeinsten und mehr äufserlichen Beziehungen mit vieler Klarheit, und, in so weit dies bei entschiedener Ueberzeugung von der ausschliefslichen Wahrheit dieses einen Systemes möglich ist, Anspruchlosigkeit auseinandersetzt; „über die wissenschaftliche Architektonik und systematische Einheit der Herbart'chen Philosophie," welche hauptsächlich den Zweck hat, die Forderungen einer Einheit des Princips, der Art, wie solche aus dem, was wir Vernunftphilosophie nennen, hervorgehen, abzulehnen; „über zwei Hauptparadoxien der Philosophie Herbarts," worunter die Lehre dieses Philosophen von den Widersprüchen in den Erfahrungsbegriffen, und seine mathematische Psychologie verstanden werden. — An dem Verf. von N. 6., Hrn. Strümpell, hat Herbart einen tüchtigen Kämpen gewonnen, der, wohlgerüstet in aller Bewaffnung, welche das System zu gewähren vermag, und fest im Sattel sitzend, nach allen Seiten gewaltige Streiche führt, und jeden Angriff, er komme woher er wolle, wenn nicht mit wirklicher Fechtergewandtheit, so doch mit guter Zuversicht und derber logischer Faustkraft abwehrt. Da ihm der gebildete Geschmack und das Talent der originellen, geistreichen Wendungen abgeht, welche Eigenschaften Herbart's eigene Schriften (die übrigens bei ihrer grofsen Klarheit und Ausführlichkeit solcher „Erläuterungen" kaum zu bedürfen scheinen) zu einer auch für Andersdenkende so anziehenden und fesselnden Lectüre machen, so wird freilich nicht leicht einer dieser Andersdenkenden seine Schrift zur Hand nehmen, um aus ihr eine Belehrung zu schöpfen, die ihm aus der Quelle selbst frischer und anmuthiger entgegenquillt. Den Anhängern des Systemes aber ist es nicht zu ver-

denken, wenn sie sich eines so wohl eingeübten und kampflustigen Genossen freuen, dessen Auftreten, wenn auch Niemanden leicht, den Herbart selbst für sich zu gewinnen nicht vermochte, zu ihm herüberlocken, doch Vielen imponiren wird. Freilich steht zu befürchten, dafs manchen Andern die Trockenheit und unbefriedigende Leere des Inhalts jener Philosophie eben dann erst recht zum Bewufstsein kommen wird, wenn solcher Inhalt sich, entkleidet von dem Schmuck der Darstellung, mit welchem ihn Herbart auszustatten versteht, wie bei Hrn. Strümpell, in seiner nackten Blöfse darstellt.

L. H. Weifse.

XXII.

Osservazioni Antropo-Zootomico-Fisiologiche di Bartolomeo Panizza P. O. Di Notomia Umana Nell' J. R. Università di Pavia. Con dieci tavole incise in rame. Pavia. Tipografia Bizzoni MDCCCXXX. 110 *S. Folio.*

Wie wir überhaupt Italien die Wiege der europäischen Medizin nennen können, so müssen wir auch zugestehen, dafs bis auf die neueste Zeit immer noch der Heilkunde und insbesondere deren Grundpfeilern, der Anatomie und Physiologie aus diesem Lande die gröfsten und dankenswerthesten Bereicherungen zu Theil geworden sind. Besonders was Anatomie betrifft, haben die Arbeiten italienischer Gelehrten meistens ausgezeichnete Eigenthümlichkeit bewährt, welche wie vieles Andere, wenn wir sie recht ins Auge fassen, die Einwirkung klimatischer Verhältnisse und einer besonderen Volksthümlichkeit nicht verkennen läfst. Sollen wir diese Einwirkung des Klimas und der Volksthümlichkeit näher bezeichnen, so müssen wir in ersterer Beziehung an die Helligkeit des Himmels und Klarheit des Sonnenlichtes, in letzterer Beziehung an die gesunde, scharfe Sinnlichkeit des Volkes und die Ausbildung seiner Sinnesorgane durch Lust an der Beschäftigung mit Kunst vorzugsweise erinnern. In nördlicheren Ländern bei beschränktem, häufig getrübtem Tageslicht mufste erst schwieriger und später gelingen, das Bild der feinern Organisation sich vollkommen deutlich zu machen; dagegen ist es merkwürdig, wie hier Fleifs und Künstlichkeit ersetzen lehrten, was die Natur versagte, und so haben wir durch Vervollkommnung der Mikros[kope] und beharrlichste Ausdauer in neuerer Zeit von [...] Arbeiten erhalten, welche die jener von Aufsen [...] begünstigten Forscher nicht nur erreichen, sondern [in] so mancher Hinsicht noch übertreffen. Jeder, [der] die trefflichen mit ganz besonderem Kunstsinn [...] gestellten anatomischen Sammlungen eines Alessan[drini] in Bologna, eines Panizza in Pavia, so wie die [...]nen florentinischen Sammlungen selbst gesehen hat, wie jeder, der die Abhandlungen und Abbildungen [ana]tomischer Gegenstände eines Scarpa, eines Masc[agni], eines Poli, eines Panizza studiert, wird theils bewun[dern] müssen, was in einem Lande, in welchem die Wi[ssen]schaften neuerlich nur spärlich Unterstützung genie[fsen,] sich doch Aufserordentliches in dieser Art ents[tanden] hat, und wird theils entschiedene Hoffnung in sic[h er]wachen fühlen, dafs in der Zukunft bei immer vors[chrei]tender Vervollkommnung äufserer Verhältnisse [...] sem merkwürdigen Lande der Wissenschaft [...] aufserordentlichsten Bereicherungen bevorstehen. [...] wurden diese Gedanken in dem Rec. rege, al[s er] beim Studium des vorliegenden Werkes der [...] chen anatomischen Präparate und vorzüglich [der] höchst gelungenen Quecksilberinjectionen erinnert[e, wel]che er im Jahre 1821 bei Panizza selbst zu sehen [das] Vergnügen hatte, und er nun diese Erinnerung [mit den] ganz ausgezeichneten Darstellungen verglich, wel[che in] den 10 Tafeln des gegenwärtigen Werkes gegeben [sind.] Denn gestehen wir es nur ein, dafs wir, die wir [durch] unsere Sparsamkeit, ja Spärlichkeit uns immer [...] auf den doch nie ganz zulänglichen Steindruck [...]sen sehen, neuerlich nichts aufzuweisen haben, [was] Tafeln hinsichtlich der Klarheit und des gesunden [Ge]geschmackes der Darstellung mit diesen von [...] Ferreri und Anderen gezeichneten und von An[...] gestochenen Abbildungen sich völlig gleichstellen [liefse.] Wir haben Abbildungen von aufserordentlicher, [...]loser Genauigkeit, die Engländer geben Stiche [...]ner fast übertriebenen Eleganz, aber wie gesa[gt, der] klare, durchaus geschmackvolle Styl, der hier, [wie in] dem neuern grofsen Werke Panizza's, über das [...] gefäfssystem der Reptilien, vorliegenden Tafeln [...] doch immer das Ausgezeichnete, welches auf d[as ent]schiedenste auf den Kunsthimmel Italiens de[...]

(Der Beschlufs folgt.)

№ 27.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

August 1835.

rvazioni Antropo-Zootomico-Fisiologiche di rtolomeo Panizza.

(Schlufs.)

Vir geben nun unseren Lesern einen Ueberblick ı, was in den einzelnen Abhandlungen dieser an- ızootomisch-physiologischen Untersuchungen gelei- ıt; müssen indefs dabei mehr das Allgemeine ins fassen, da jeder Mann von Fach sich doch des ıdlichsten Studiums des Speciellen nicht entbre- ıann.

s enthält demnach das erste Kapitel die Untersu- über die sogenannten *Corpora cavernosa* der ra. Der Verf. widerlegt hier zuerst die trotz er bessern Angaben in das *Gros* der Anatomie chlichene Vorstellung von einem besondern caver- Zellgewebe, welches an gewissen Stellen zwi- lie Enden der Arterien und die Anfänge der Venen gt sei und namentlich an den der periodischen cenz unterworfenen Stellen des Genitalsystemes twickle. Und wenn er auch hier übergeht, dafs Vesal, Malpighi und namentlich Hunter die *Corpora cavernosa* als das, was sie sind, nämlich Venen- argestellt haben, so beweist er doch klar, dafs iegenstand neuerlich selbst bis auf Moreschi, auf schöne 1812 in Bologna gesehenen Präparate sich selbst Meckel in seiner menschlichen Ana- eruft, noch nirgends mit vollkommner Gründlich- rtert worden ist. — Nun beschreibt er die Re- seiner kunstreichen Injectionen bei Katze, Stier, er, Bär und Hund und giebt vorzüglich über das stem der Ruthe des letzteren Thieres auf der 'afel so lehrreiche Darstellungen, dafs nicht nur mit vollkommner Ueberzeugung hervorgeht, wie lschlich sogenannten cavernösen Körper durch- ıts anders als dichteste Venen-Plexus seien, son- ch auch ergiebt, dafs hier zu den drei bekannten cavernösen Körpern noch ein die Eichel bildender durch eine ganz separate Venenverzweigung entstandener vier- ter hinzukomme. Merkwürdig ist es indefs, dafs er bei diesen vielfältigen Untersuchungen doch weder auf das von Müller neuerlich zuerst näher beachtete erectile Fa- sergewebe, noch auf die sonderbaren von demselben entdeckten sogenannten *Arteriae helicinae* aufmerksam geworden ist.

Das zweite Kapitel handelt von den Lymphgefäfsen des männlichen Genitalsystemes. Er zeigt, wie hierüber bei Thieren fast nichts und bei Menschen verhältnifs- mäfsig nur wenig bis auf die neueste Zeit bekannt ge- wesen sei. Man braucht nur einen Blick auf die neuern anatomischen Handbücher zu werfen, zu sehen, wie z. B. so höchst mager diese Gegenstände im dritten Bande der gröfsern Meckel'schen Anatomie abgehandelt sind, um dem Verf. hierin vollkommen beizustimmen. Dage- gen beschreibt er nun und bildet auf der 1. 2. 3. 4. 6. 7. u. 8. Tafel vortrefflich ab die höchst merkwürdigen, in wunderbarer Zartheit die innere und äufsere Oberfläche der Ruthe, so wie die Oberfläche des Hoden bedecken- den Lymphgefäfsnetze des Hundes, des Bären, des Pfer- des und des Menschen, und zeigt zuerst, wie aus diesen mit ungeahneter Feinheit verflochtenen verschiednen Schichten solcher netzförmigen Verbreitungen, die Stäm- me der Lymphgefäfse hervorgehen. Gelegentlich wird er dabei auch auf die aufserordentlich verflochtenen En- digungen der Blutgefäfse dieser Theile geführt; macht als Beispiel derselben bemerklich, wie im Samenstrange des Thieres eine Strecke von $4\frac{1}{2}$ Pariser Zoll der ge- schlängelten *Arteria spermatica* sich bei Entfaltung dieser Biegungen bis zur Länge von 10 Fufs, 3 Zoll, 2 Linien ausdehne, und wenn er hierbei endlich zur Frage kommt, warum in *diesem* Organ gerade *dieser* eigenthümliche Gefäfsverlauf Statt finde? warum ein solches Uebergewicht der Venen über die Arterien *hier* vorkomme? u. s. w., so macht er uns dadurch nur fühl-

bar, dafs die philosophische Anatomie, welcher es obliegt, in der Entzifferung von der Bedeutung der Organe die Gründe für die jedesmalige besondere Bildung anschaulich zu machen, in der Bearbeitung der Lehre von dem Gefäfssysteme in *diesem* Sinne noch äufserst wenig geleistet habe.

Das dritte Kapitel giebt historische Bemerkungen über die Verbindung der Lymphgefäfse mit den andern Gefäfssystemen, wobei jedoch im Ganzen mehr ältere Untersuchungen berücksichtigt und von den neueren dagegen mehrere wichtige, z. B. die von Rosenthal, Luchtmanns, Lauth und Knox unbeachtet geblieben sind. Der erste Artikel handelt von den vermeintlichen Verbindungen der Lymphgefäfse mit dem Arteriensysteme, deren Ungrund schon von mehreren ältern Anatomen nachgewiesen wird. Der zweite Artikel verbreitet sich über die eben so wenig erwiesenen Ursprünge der Lymphgefäfse aus dem venösen Kapillarsysteme, und über die Meinungen der verschiedenen Anatomen hierüber. In dem dritten Artikel werden die Beobachtungen aufgezählt, welche den Zusammenhang des Lymphgefäfssystemes mit den Kanälen der Absonderungsorgane darthun sollten. In dem vierten Artikel endlich sind die hie und da gesehenen Einmündungen von Lymphgefäfsen in das Venensystem aufserhalb der Jugular- und Subclavia-Venen aufgezeichnet, wobei jedoch namentlich auf die Angaben von Fohmann und Lauth nicht genugsam Rücksicht genommen ist. Ueber alle diese Gegenstände giebt dann der Verfasser im vierten Kapitel seine eigenen mit grofser Sorgfalt angestellten Untersuchungen. Seine Injectionen der arteriellen Gefäfse bei Amphibien und Säugethieren zeigten nur äufserst selten, so z. B. *einmal* an dem Darmkanale des Hundes, den Uebergang des gefärbten Leimes oder Quecksilbers in die Lymphgefäfse und zwar, wie der Verfasser sagt, ohne sichtbare Extravasate, welche man indefs ohne Zweifel gewifs, wenn auch nur im kleinsten Raume, anzunehmen genöthigt ist. Ebensowenig ging die Masse der Injection aus den Abdominalvenen ins Lymphsystem, aufser einmal beim Schwein, jedoch auch hier ohne Zweifel in Folge eines an einem Orte selbst vom Verf. gesehenen Extravasates. Leichter erfolgte der Uebergang von der Pfortader in die Lymphgefäfse der Leber, nur nicht bei den gerade mit so reichen Lymphgefäfsnetzen ausgestatteten Lurchen. Eben so gelang es beim Pferde von den Venen der Ruthe aus das Netz der Lymphgefäfse füllen; ja selbst bei Anfüllung der Bauchvenen von *Vena iliaca externa* aus, fand die Masse von den zweigungen der Venen in den Lymphdrüsen aus Uebergang bis zum *Ductus thoracicus*; ja sogar Injectionen der Gallengefäfse der Leber, war der bergang in die Lymphgefäfse mehrmals zu erzwi und es wird selbst S. 40 ein besonderer Versuch geführt, welcher beweisen soll, dafs hierbei keine reifsung der feinsten Gefäfse im Spiel gewesen könne. Der Verfasser mag es uns jedoch nicht deuten, dafs wir diesem Versuche keine Bewei beilegen, und dafs wir überhaupt von allen diesen meintlichen Ueberströmungen durch Zwischenkanä einem Gefäfssysteme ins andere nicht viel halten, es ist zwar im lebendigen Organismus nichts so soluter Starrheit und Undurchdringlichkeit, wie kennt die Endosmose und Exosmose der Flüssig hier schlechterdings keine Schranken, weil alle nannten Festgebilde von ihr durchdrungen werden lein was die regelmäfsigen Strömungen und den bau der verschiedenen Gefäfssysteme betrifft, so ihnen durchaus kein unsicheres Hin- und Her ken zu denken, und so gewifs als im Weltall nirgends ein ungeschicktes Zusammenstofsen fo fort schwingender Weltkörper zu denken ist, el wenig ist ein ungeschicktes Hinüberschweifen v seiner ganzen Entstehung nach stets ein Ganz denden Blutgefäfssysteme in das System der Ly fäfse oder in das System der Absonderungswer möglich. Finden wir daher nun noch in Folgend zahlreichsten Versuche angestellt und beschriebe che durch Injectionen es ins Reine bringen soll nicht auch seiner Seits das Lymphgefäfssyste noch an anderen Stellen, und namentlich in den Drüsen mit dem Venensystem in Verbindung se möchte man fast bedauern, dafs der grofse Fle die nicht mindere Geschicklichkeit nicht auf bedeu vollere Gegenstände verwendet worden sind; de stimmen allerdings Müller bei, wenn dieser in Physiologie auch jenen Beobachtungen, wo im der Drüsen Lymph- und Venensystem sich zu den schienen, keine vollkommne Beweiskraft zugest Wichtiger sind die Beobachtungen über die L drüsen der Vögel, bei denen er sechs zu jeder des Halses und zwei an den Seiten der Becken-

hreibt und letztere schön abbildet, zugleich auch *zuerst* jener merkwürdigen Lymphzellen oder phherzen der Vögel an der Aufsenseite des Kreuzs gedenkt *), deren Entdeckung als wirkliche reäfsig und eigenthümlich pulsirende Lymphherzen len Amphibien, etwas später, Herrn Professor J. r sehr viel Ehre gemacht hat, eine Entdeckung, e abermals beweist, eines Theils, dafs, wenn es ich auf Darstellung einer organischen Verbindung iedner Systeme abgesehen ist, die Natur dann *eine* solche Verbindung, wir möchten sagen mit gewissen Eclat und durch Aufstellung symmetribesonderer Organisationen zu Stande bringt; an- Theils um wie viel schneller man zu bedeuten- Vahrnehmungen im Reiche des Lebendigen gewenn man mit scharfem, sichern Blick den Leocefs mit Sorgsamkeit und Stetigkeit verfolgt und h *in einer* Reihe von Bildungen genetisch beobals wenn man mit noch so scrupulöser Genauigm Leichnam künstlichen, complicirten, aber auch irreführenden Experimenten unterwirft.

s fünfte Kapitel beschäftigt sich mit Betrachtunber das Werk von Lippi: „*Illustrazioni anatoomparative del Systema linfatico-chylifero etc.*", lcher in vieler Hinsicht interessanten Kritik wir iel bemerken wollen, dafs unser Verf. einzig und Lippi darin beitritt, dafs innerhalb der Drüsen rbindung von Venen und Lymphgefäfsen Statt Dafs ich indefs gegenwärtig auch dieser Meinung ehr beitreten kann, obwohl ich die dahin zielenaben verschiedener zum Theil von Panizza nicht er Schriftsteller in der 2. Ausg. meiner Zootoh habe stehen lassen, ist bereits oben mit hinn Gründen von mir bemerkt worden.

sechste und letzte Kapitel enthält dann noch ch-physiologische Untersuchungen über die Epind die Schleimhäute. Es beginnt mit einer then und wohlbegründeten Widerlegung der Mascagni's, welcher Epidermis und Epithelium, er an so vielen andern Orten die schönsten ngen wirklicher Lymphgefäfse gegeben hatte, ebenfalls als ein innigst verflochtenes Netz von Lymphgefäfsen darzustellen versuchte. Um das Schlagende dieser Widerlegung ganz zu fühlen, braucht man nur zu lesen S. 84, wie es dem Verfasser gelang, an einem in den feinsten Lymphgefäfsnetzen der Oberfläche injicirten Penis das Epithelium der Eichel theilweise hinwegzunehmen, ohne dafs auch nur ein Tröpfchen Quecksilber austrat. Eben so beweist er, dafs keine Blutgefäfse in die Structur dieser Häute eingehen. Da hingegen ist ihm freilich noch keine Ahnung beigekommen von den höchst merkwürdigen eigenthümlichen Spiralgefäfsen der Epidermis, welche Purkinje und Al. Wendt neuerlich entdeckt, beschrieben und abgebildet haben. Die letzten 8 Seiten geben die Erklärung der trefflichen Tafeln und schliefsen somit dieses auch durch Schönheit des Druckes und des Papieres ausgezeichnete und nicht ohne grofse Opfer des Verfs. an's Licht gestellte Werk.

Carus.

*) Panizza diese Lymphblasen bei einer lebenden Gans , flofs eine klare leicht zu einem zitternden Gelee gede Lymphe in solcher Menge aus, dafs in 4 Minuten ffeelöffel voll gesammelt werden konnte. Von Pulsasah er nichts, so wenig als späterhin Müller.

XXIII.

Jahresbericht der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften über die Fortschritte der Botanik. Der Akademie übergeben von Joh. Em. **Wikström.** *Uebersetzt und mit Zusätzen versehen von C. T.* **Beilschmied.** *Breslau, in Commission bei J. Max und Comp.* 1834. 1835. *Jahrg.* 1829. 102 *S.* 1830. 164 *S.* 1831. 200 *S.* 1832. 186 *S.* 8. — *Jahrg.* 1834 *unter der Presse.*

Die Jahresberichte, welche die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Stockholm über die Litteratur der Naturwissenschaften alljährlich bearbeiten läfst und herausgiebt, gehören mit zu dem Verdienstlichsten, was überhaupt in solcher Art unternommen werden kann. Wer sich selbst schnell übersichtlich unterrichten will, noch mehr, wer, im eigenen Produciren begriffen, nachzusehen hat, ob etwa einschlagende Arbeiten Anderer noch zuzuziehen und näher zu beachten seien, der wird vergeblich ein anderes Werk suchen, das ihm mehr, ja nur eben so viele Belehrung gewährte, als diese Jahresberichte, und zwar reichlicher noch in der vorliegenden Uebersetzung, als selbst in dem Originale, weil der Herr Uebersetzer aus einer umfassenden Lectüre dasjenige nachgetragen hat, was dem Original-Bericht hie und da mangelte.

Man würde sehr irren, wenn man das Unternehmen einer Uebersetzung der in Schweden erscheinenden Jahresberichte über die Litteratur der Naturwissenschaften für etwas „Weithergeholtes," und daher für überflüssig halten wollte. Was man nicht in der Nähe haben *kann*, mufs man, sofern man dessen

bedarf, aus der Fremde holen; dafs aber *solche* Berichte, wie namentlich die von Hrn. Wikström über die Jahrgänge der botanischen Literatur gelieferten, nicht leicht zu haben, ja, wie die Dinge jetzt stehen, kaum anderswo, als im äufsersten Thule zu erzeugen seien, läfst sich durch eine nähere Betrachtung der Aufgabe erweisen. Wir verlangen einen rein objectiven *Bericht*, ohne Hafs noch Gunst verfafst. Wie seelige Götter sollen die Berichterstatter unberührt bleiben von dem, was die producirende Masse bewegt und durch Entzweiung befruchtet. Das Geschehene soll sich kund thun in kurzer Rede aus unsichtbarem Munde, — Wahres oder Falsches, unserer eigenen Richtung Zusagendes oder Widerspenstiges, Alles soll uns mit derselben Unbefangenheit zugetheilt werden, und Thatsachen sollen sich nur an Thatsachen bewähren oder entkräften. Es ist leicht einzusehen, dafs die Königl. Schwedische Akademie in dem kleineren Kreise wissenschaftlicher Männer, welche dieses Reich bewohnen, Einen und den Andern finden könne, der einer solchen Aufgabe gewachsen ist; der in stiller Beschaulichkeit die literarischen Producte der Zeit herbeikommen sieht aus fernen Landen als Zeugen und Boten des wissenschaftlichen Geistes, welcher sich überall nach allen Richtungen mit den verschiedensten Kräften und Mitteln thätig beweist, und der nun, nachdem er von allen diesen willkommenen Mittheilungen genaue Kenntnifs genommen, auf Geheifs die Früchte des Jahres in einen belehrenden Ueberblick zusammenfafst. Versetzt man sich selbst in Gedanken dahin, so traut man sich wohl zu, dort etwas dieser Art liefern zu können. Je beweglicher aber und je mehr durcheinander greifend die Sphären vieler in einen wissenschaftlichen Bildungsprozefs einschlagender Bestrebungen sind, um so schwerer, ja fast unmöglich erscheint die Aufgabe, den Zustand einer Wissenschaft in einer noch lebendig fortwirkenden Periode so zu beschreiben, wie man ein Naturproduct schildert, und sich und alles, was dem Ich anhängt, darüber zu vergessen. Sind wir noch jung, so halten wir noch zu viel auf das Einzelne, was uns selbst zunächst anzog, in die Forschung einführte, nah oder fern in Berührung brachte, so dafs wir nun mit zu dem gehören, was wir zu beschreiben hätten; sind wir alt, so haben wir schon zu viele frühere Irrthümer aufgeben müssen, um auf Einzelnes schweres Gewicht zu legen, sind in dem, was wir als das Ganze unseres wissenschaftlichen Lebens betrachten, zu wenig verstanden, zu oft irrthümlich oder böswillig gestört, oder um das Beste und Eigenste durch schweigende Benutzung ohne alle Anerkennung verkürzt worden, um noch die erforderliche Gutmüthigkeit und beschauliche Gemüthsruhe mitzubringen. So verwandelt sich denn der Bericht entweder in eine rhetorische Uebung zur Feier eines akademischen Festes, oder in ein amtliches Gutachten vom sicheren Sitze aus, oder in ein ungleichartiges Gemisch von ambulatorischer Anzeige und scharf ins Einzelne gehender, reizbarer und reizender Kritik. Vergleichungen bieten sich von selbst dar. So viel aber ist gewifs, dafs der, welcher nach einem Berichte im oben angegebenen Sinne sucht, und eines solchen bedarf, denselben in der Fremde, nicht bei seinen nächsten Bekannten und Kollegen suchen musse.

Es ist also sehr verdienstlich, dafs man uns eine vollständige Uebersetzung eines so schätzbaren Werkes, als die schwedischen Jahresberichte, in die Hand giebt; und wenn der Uebersetzer ein Mann ist, der, zwar nicht im äufsersten [illegible] wohnend, doch in Gesinnung und unabhängiger Stellung wohl jenen Verff. zur Seite gestellt werden kann, wenn der es unternimmt, seine Uebersetzung durch Eintragen des im Original Fehlenden zu vervollständigen, kleine Irrthümer zu berichtigen, lehrreiche Bemerkungen beizufügen, und folglich mehr als eine blofse Uebersetzung zu liefern, — wenn er dabei, wie Hr. Beilschmied, das Interesse des Käufers und Lesers auf [illegible] Weise im Auge hat, und ein schönes, doch sehr compress gedrucktes Werk um den billigsten Preis verbreitet, so ist es billig, dafs die dankbare Anerkennung eines solchen Verdienstes laut werde, um den Herrn Uebersetzer zu ermuthigen und das dabei interessirte Publicum an seine Pflicht zu mahnen. Es ist nämlich zu erwägen, dafs das Werk, um seinem Zwecke zu entsprechen, *vollständig sein*, und dafs die Uebersetzung bis zu den, schon vom Hrn. Professor Muller übersetzten Jahrgängen 1823—25 zurückgeführt, gleichzeitig aber, und dann während, die neuesten Jahrgange, wie sie an's Licht treten, bald übertragen werden müssen. Diese nothwendige Vollständigkeit ist eben so eine Bedingung der Brauchbarkeit, als der merkantilischen Sicherstellung und Verbreitung eines Werks, und der Hr. Uebersetzer hat demnach, indem er aus reinem Interesse fur die Sache zum *Selbstverlage* [illegible] sich zugleich in die Nothwendigkeit bedeutender Opfer [illegible] kelt, welche er bringen mufs, um der Gefahr eines bedeutenden Verlustes zu entgehen, während er überhaupt [illegible] vollen Ersatz seiner Auslagen rechnet, sondern mit einer in unsern Tagen seltnen Hingebung und Uneigennützigkeit [illegible] terhaltung, welche ihm diese Arbeit in Mufsestunden [illegible] durch ein Namhaftes sich zu erkaufen beschlossen hat, [illegible] wohl andere Genusse mit Geld erkauft, ohne dabei an [illegible] nützige Zwecke zu denken. Möge das Publicum dieses [illegible] zigen und sich auf die geeignete Weise die Vollständigkeit [illegible] die Fortführung dieses Unternehmens sichern!

Ueber die Einrichtung der schwedischen Jahresberichte sagen wir nichts. Sie ist aus früheren Uebersetzungen [illegible] dem Originale hinlänglich bekannt und als höchst zweck[illegible] zu rühmen. Ihre Aufgabe ist: von jeder Erscheinung der [illegible] ratur, auch von anderweitigen Leistungen auf dem Gebiete [illegible] verschiedenen Zweige der Naturkunde, eine in so [illegible] gende Notiz zu ertheilen, dafs der Kundige von dem [illegible] derselben eine klare Vorstellung gewinnen, und nach [illegible] entweder dadurch den Gebrauch des Werkes selbst [illegible] finden, oder sich weiter umsehen könne. Die Werke [illegible] systematisch geordnet, die beschreibenden reihen sich [illegible] nach der Folge des Natursystems des Pflanzenreichs [illegible] der. So wird alles bequem zu handhaben, und in fort[illegible] Durchsicht auch lesbar und übersichtlich. Ueber [illegible] welche nicht unmittelbar vorlagen, werden Recensionen [illegible] terarische Anzeigen benutzt. Hier hat nun der Ueber[illegible] Vieles zur Ergänzung und Berichtigung beigebracht; in [illegible] ordnung aber nahm er keine Aenderung vor, und hat [illegible] von der Akademie aus sehr guten Gründen eingeführte [illegible] rung der schwedischen botanischen Literatur von der [illegible] beibehalten. Dem Jahrgange 1832 sind zwei Stein[illegible] feln zur Erläuterung der Zusätze über Pflanzengeogr[illegible] gefügt.

Nees von Esenbeck.

№ 28.

Jahrbücher

für

issenschaftliche Kritik.

August 1835.

XXIV.

Schnaase: Niederländische Briefe. Stuttart und Tübingen, 1834. *XII.* 539 *S. gr.* 8.

Zuvörderst enthält dies Buch eine wirkliche Reisereibung durch die vorzüglichsten niederländischen e *von* Scheweningen aus über Antwerpen bis Bründ Lüttich. Der Verf. ist ein guter Beobachter, ie Natur nicht minder als das Treiben der Menim bleibend Charakteristischen der Nationalität Spiel des luftigen Zufalls nach ihrer Bedeutsamm fassen und mit einfach anmuthiger, von der der bestimmten Anschauung belebten Sprache *tragen* weifs. — Sodann finden wir über die gem Merkwürdigkeiten, Kirchen, Rathhäuser, Sta*Bilder*, sehr genaue Notizenblätter, bei denen der auch auf Descamps Reise Rücksicht nimmt. — h aber, und das scheint uns der Kern des Ganebt der Verf. sich das Geschaute durch Betrachnzueignen. Er sucht das Einzelne, was sich ihm *ogt*, aus der Geschichte abzuleiten und sich die Nothwendigkeit seiner Form zu erklären. So er, wie er sich dessen nach der Vorrede auch t ist, einen wichtigen Beitrag zur *Philosophie schichte vom Standpunkt der Kunst aus.* Rehat die Niederlande nicht bereis't; er ist den hinunter nur bis Cöln gekommen und vermag *veder* über die Reise noch über das Notizenblatt u sagen. Wenn er nun dennoch eine Anzeige nder Schrift versucht, so glaubt er dazu durch ichtung auf die allgemeine Geschichte der Poechtigt zu sein, welche ihn von vielen Seiten her er grofsen Freude zu ähnlichen Resultaten get und in *dieser* Hinsicht nichts Anmafsendes zu hmen. Er beruft sich deshalb namentlich auf die ng zu seiner Geschichte der deutschen Poesie elalter und auf die universalhistorische Schlufsübersicht im dritten Bande seines Handbuchs einer allgemeinen Geschichte der Poesie. Dafs er zugleich der Entwicklung der bildenden Kunst nicht fremd geblieben ist, glaubt er durch die Darstellung der kirchlichen Archäologie in seiner theologischen Encyklopädie bewiesen zu haben.

Schnaase ist in Ansehung der zwiefachen Gabe philosophischer Divinationskraft und historischer Sicherheit höchst glücklich zu preisen. Mit speculativer Tiefe dringt er bis in die geheimste Oekonomie eines Kunstwerks; mit historischer Gelehrsamkeit in die ganze Breite der gegebenen Zustände, welche die Existenz seines individuellen Daseins vermittelten. Referent hat gelegentlich Descamps Reise durch Flandern und Brabant, deutsche Uebers. Leipz. 1771, das Tagebuch einer Reise durch Holland und England von Sophie de la Roche, 2te Aufl. 1791, und des trefflichen George Forster's Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland u. s. f. 3 Bde. Berlin 1791—1794, verglichen. Führte es nicht zu weit, so liefse sich aus der vereinzelnden Parallele mit Schnaase viel Lehrreiches schöpfen. Hier nur so viel. Descamps verfertigt einen blofsen Katalog der Kunstwerke, wie ihn Schnaase's Notizenblatt auch giebt. Sophie de la Roche bekümmert sich vornehmlich um das gesellige Leben, dessen Schilderung Schnaase in seinen Reisebericht aufnimmt. Forster ist vielseitig im Wahrnehmen, unerschöpflich in der Reflexion, mag er über Basaltgebirge oder Kunstwerke, über Aberglauben oder Walkmühlen sprechen. Der Kunst widmet er grofse Aufmerksamkeit, allein mit einer Vorliebe für sanfte Grazie, für Correctheit der Zeichnung, Verständigkeit der Anordnung, genug für den späteren italienischen Styl. Das Mystische der Eykschen Schule, das Energische von Rubens, das Phantastische der Genremaler sagt ihm nur partiell zu. Er repräsentirt noch den Standpunkt, der sich im vorigen Jahrhundert durch die Winckelmannsche Lehre vom

Ideal der bildenden Kunst erzeugt hatte und mit welchem die ergänzende Lehre vom Charakteristischen erst in Kampf treten mufste. Schn. hat diesen Kampf hinter sich, so wie den späteren der einseitigen Hervorhebung der älteren italienischen und deutschen Malerei gegen die jüngere italienische, überhaupt der mittelaltrigen Kunst gegen die antike und den antikisirenden Styl. Schn. hat keine Vorliebe; seine Gerechtigkeit ist jedoch nicht Indifferenz, sondern entspringt aus der philosophischen Ueberzeugung, in jeder grofsen Gestalt des Geistes ein nothwendiges Moment seiner Manifestation anerkennen und ihr demgemäfs eine Stelle in der historischen Totalität anweisen zu müssen. Seine Entwicklung der Genremalerei, seine Deduction der architektonischen Perspektive und die Charakteristik von Rubens sind in diesem Betracht ganz aufserordentliche Leistungen.

Besonderen Tact besitzt der Verf., geschichtliche Erscheinungen aus geistigen Principien abzuleiten, wo man bisher nur bis auf natürliche zurückgegangen war. So zeigt er z. B. dafs nicht etwa blofs der Mangel an Bruchsteinen, vielmehr der ganze Complex der Verhältnisse den deutschen Orden zu seinem massenhaften Baustyl nöthigte; in den Niederlanden dagegen spricht sich überall die zierliche Mannigfaltigkeit der süddeutschen und französischen Bauart aus, obschon die Architektur ebenfalls, wie jenseits der Elbe, auf gebrannten Steinen basirt war. Hagen's so eben erschienene Geschichte der Baukunst des deutschen Ordens bestätigt im Ganzen Schnaase's Ansicht. In der Auffassung der landschaftlichen Malerei scheint der Verf. jedoch die Beziehung der Kunst auf den Geist zu übertreiben, indem er den selbstständigen Reiz des Naturlebens der Architektur aufopfert. Ref. hat an einem anderen Ort durch Beispiele auszuführen gesucht, wie sich hier ein dreifaches Verhältnifs darstellt: 1) die sich selbst überlassene, jungfräuliche Natur; 2) eine Natur, in welcher die Cultur zum Gleichgewicht gekommen, wo also auf dem Boden des Naturelements die Architektur und Staffage erscheint; 3) Landschaften, in welchen das Naturleben von dem Architektonischen überwältigt wird. Sollten, der Kürze wegen, Beispiele im Grofsen genannt werden, so würden Landschaften aus dem Inneren Brasiliens den ersten, italienische den zweiten, holländische den dritten Typus haben. In Bezug auf die Macht, welche der Geist über die Natur ausübt, so wie in Bezug auf die Einheit des Geistes mit der Natur stimm
wir Schn. bei. Jedes Volk ist mit seinem Lande a
das Innigste verwachsen, so dafs, was dem Geist u
was der Natur angehört, nicht gesondert werden kan
Zwischen dem Reingeistigen und dem Reinnatürlich
stellt sich in der Erscheinung die Architektur in
Mitte. Sie drückt eben sowohl die Physiognomie e
bestimmten Volksgeistes als die Eigenthümlichkeit
ner natürlichen Localität aus. Die platte Dachform
Südens spricht ebensowohl die Heiterkeit des Him
wie der Menschen, die spitzwinklichte Giebelconstru
des Nordens ebensowohl das nebelhaft Trübe der
genvollen Atmosphäre wie den Ernst der in sich a
schlossenen Individualität der Germanen aus. Dafs
her durch die Architektur das Charakteristische
Natur recht hervorgehoben wird, ist keine Frage,
die Freiheit des Menschen und die Nothwendigkeit
Natur gelangen in ihren Werken zur unmittelb
Durchdringung. In der geschichtlichen Ausbildung
einzelnen Kunstgattungen geht auch bekanntlich
roische Malerei der landschaftlichen voran, die a
mälig zur eigenen Darstellung sich absonderte. W
aber nicht die Landschaft an sich, die Natur in
ihrer wilden Integrität, namentlich in Gebirgsp
und Seeprospecten, ganz abgesehen von aller A
tur und Staffage, soll Gegenstand sein können,
wir nicht ein. Wenigstens dürfte das Princip, die
schaft nur als Wohnsitz des Menschen zu betr
zu einer unbilligen Beschränkung führen, wo
nicht zu vergessen ist, dafs eine Staffage von T
wie Möwen, Störche, Gemsen, Rehe, Wölfe,
sen u. s. w. ein integrirendes Moment der La
ausmacht. Die Beziehung des Menschen auf die
kann ja durch Weniges, durch einen Wanderer,
durch ein Boot, eine Brücke, einen eingetreten
und dgl. hinreichend angedeutet werden. — B
ausgezeichneten Talent des Verfs., das Verwa
Heterogenen herauszugreifen, versteht es sich von
dafs er eine Menge anziehender Bemerkungen
die unmöglich besonders besprochen werden könn
äufsert er z. B. S. 69, dafs im *hetruskischen S*
was Christliches liege. Wir wissen nicht, ob der
dies zuerst ausspricht. Uns fiel aber in derselb
ziehung schon immer als eine gewisse Vorbild
christlichen Bauweise die von allen sonstigen F
der alten Welt abweichende Tempelconstruction d

ker auf, nämlich drei Zellen nebeneinander zu bauen, on die mittelste die gröfste war (S. Stieglitz Gechte der Baukunst, Nürnberg 1827, S. 200). Schnaa-Ansicht wird dadurch erweitert und bestätigt. — In Notizenblättern kommen auch Untersuchungen vor, ie sehr speciell in die Akribie der Kunstgeschichte eifen, z. B. die Excursion über den Namen Hemm- wo der Verf. gegen den Gebrauch des Namens nling sich erklärt.

Dies Detail wird oft der Berichtigung bedürfen, oft weifelt werden können. In der philosophischen ndlung der Kunstgeschichte dagegen wird sich der gröfstentheils der Zustimmung zu erfreuen haben. alten, wie schon gesagt, diese Seite seiner Lein für die bedeutendste und glauben sowohl für igen, welche das Buch bereits besitzen, als für die, durch diese Anzeige erst darauf hingelenkt wer- vielleicht für den Verf. selbst, etwas Verdienst- und Willkommenes zu unternehmen, wenn wir ersichtliche Zusammenstellung der Hauptresultate die, bei dem Reichthum an Gegenständen und Neuheit vieler Combinationen, freilich nicht leicht chn. beginnt, wie ein Platonischer Dialog, mit en, fafslichen Bestimmungen, um mit den höchstractionen zu enden. Wir werden, für unseren das Buch umgekehrt gerade von hinten zurück-üssen.

n allgemeinen Begriff des Verfs. von der Kunst tellung der Idee durch das Medium der sinnlirm, als einer Naturreligion, wie er sie einmal o wie die Scheidung der Kunst in das Gebiet enden, musikalischen und poetischen (S. 443) üssen wir voraussetzen. Nun wird aber die Folgerung gemacht, dafs jede Kunst sich in unterscheidet, welche eine Reproduction jener nen Unterschiede sind. Die bildende Kunst stellt e Architektur die geistige Wirklichkeit im Raum rliche, symbolische Weise dar; in der Sculpnigt sie den Geist so unmittelbar mit dem Kör- dafs dasselbe in seiner Beseelung plastischen gewinnt; in der Malerei endlich wird das he ein blofser Schein. Sie stellt nicht nur die ge Durchdringung des Körperlichen vom Gei-, sondern ist durch ihre illusorische Kraft zur ität und zur Enthüllung der geistigen Indiviefähigt. — Für sich kann sich jedoch dieselbe erst in der Musik manifestiren, weil der Ton, in der Zeit verklingend, die zarteste, intensivste Verkörperung der Innerlichkeit ist. In ihr wird das *Rhythmische* mit seiner symmetrischen Bestimmtheit die erste Stufe, auf welcher sich das *Melodische* als zweite entwickelt, bis im *Harmonischen* die abstracte Tactbewegung und die musikalische Individualisirung der Melodie zum vollstimmigen Ganzen vereinigen. — Dem Ton fehlt aber die Klarheit und Schärfe der Vorstellung und des Gedankens, welche die Poesie besitzt, die jedoch ebenfalls auf ihre Weise jene Differenz in sich wiederholt. Im *Epischen* erscheint der allgemeine Volksgeist; im *Lyrischen* besondert er sich zur individuellen Mannigfaltigkeit, indem das Sittliche des Epischen zum Sinnlichen, die objective Ruhe in subjective Leidenschaft übergeht; im *Dramatischen* umspannt er das ganze Reich der geistigen Wirklichkeit in der eigensten Form ihrer Erscheinung.

Diese Bestimmungen werden nun aber von dem Verf. in Bezug auf die geschichtliche Entwicklung der Kunst in Perioden geordnet: 1) eine epische (wenn man will, embryonische), in welcher die Kunst als anfangende mit sich noch in Einheit ist; 2) eine Periode des Gegensatzes, indem die Architektur und die Musik ihre bestimmtere Bildung beginnen, wodurch von selbst die Sculptur auf der einen Seite, auf der anderen durch den Fortschritt des musikalischen Elementes die Lyrik herbeigeführt wird; 3) die dritte Periode hebt den in der zweiten herrschenden Gegensatz von Objectivität und Subjectivität durch das Drama im Poetischen auf, mit dessen Existenz aber auch für die anderen Künste ein neues Gesetz der Gestaltung und ein Zusammenwirken aller Künste zu harmonischen Effecten vorhanden ist.

Wendet man sich nun zur Weltgeschichte, so meint der Verf., dafs die allgemeinen Perioden der Kunst sich auf dieselbe Weise unterscheiden. Im Orient nämlich, in der ersten Gestaltung der Kunst, waltet das Architektonische, Rhythmische und Epische. Die antike Kunst nimmt diese Elemente in sich auf, arbeitet aber die Sculptur, Melodik und Lyrik bis zur höchsten Virtuosität aus. In der christlich-germanischen Kunst dringt von vorn herein ein dramatischer Geist durch alle Formationen, weshalb in der bildenden Kunst die Malerei zu nie gesehenem Glanz erblüht, die Musik aber die gewaltigsten Harmonieen erschafft, von denen das Alterthum gewifs keine Ahnung hatte. Für die Poesie ist dies Gesetz nach unserer Erfahrung so wahr, und so

durchgreifend, dafs es selbst schon in den heidnischen Dichtungen als dem ältesten Beginn der nordischen Epik gefunden wird.

Für die Ausbildung der Kunst kommt es wesentlich darauf an, ob ein Volk durch seine Naturbestimmtheit eine *einseitige* Richtung darin nimmt, oder ob es in mehreren, vielleicht in allen Künsten sich auszeichnen kann. Der *Anlage* nach (S. 439) ist im Geist, weil er *an sich* überall *derselbe*, die Möglichkeit aller Künste gegeben; der Sinn für eine besondere Kunstform verbirgt sich oft nur in einer anderen. Diese Betrachtung wird von Schn. sehr interessant erläutert. Die Italiener haben nach ihm grofsen Farbensinn, allein nur in der Malerei, nicht in der Poesie, wo ihre Bilder mehr blofse Umrisse, matte Reflexe sind. Die Briten dagegen, ohne bedeutende Maler zu besitzen (wobei man aber doch wohl von der neuesten Zeit abstrahiren mufs), überraschen in ihrer Poesie durch die reichste, glühendste Bildlichkeit und werden auch in der beschreibenden Gattung von keiner Nation übertroffen. Bei den Deutschen tritt der heiteren Ausbreitung in der bunten Farbenfülle die philosophische Neigung störend entgegen, ist aber dafür durch das Insichgeben des Geistes der Musik günstig. Bei den Spaniern wirkt die Tendenz zu den Contrasten des pathetischen Effects der malerischen Vollendung entgegen; bei den Franzosen die irdische, praktisch-politische Klugheit, die ein völliges Aufgehen in die Mysterien religiöser Begeisterung, ohne welche die Kunst niemals den höchsten Gipfel erlangt, nicht zuläfst. — Im Orient ergänzen sich die Völker wohl in ihrer künstlerischen Einseitigkeit, aber ohne sich aus der Vereinzelung zum Zusammenhang zu erheben. Sie endigen daher mit dem schroffen Dualismus, auf der einen Seite bei den Aegyptern den im Brüten über sich verstummenden Geist ganz in die Materie einzubilden, auf der anderen bei den Hebräern die Materie als ein substanzloses, verschwindendes Dasein dem nur im Wort sich wahrhaft offenbarenden Geist, der in Psalmen gepriesen wird, unterzuordnen. In der antiken Welt löste sich dieser Dualismus auf; alle Künste wurden in allen Gattungen bis zur Erschöpfung durchgebildet. Der Form nach war der Geist befriedigt, dem Inhalt nach erfafste er durch die Vermittelung des Christenthums ein tieferes Princip, das der *an und für sich freien Individualität* (S. 201), ein Standpunkt, der auch wiederum zu einer tieferen Entzweiung des Einzelnen mit dem Allgemeinen führte und für die Völker ständigkeit seiner Erscheinung sich erst allmälig durch bilden konnte. Zuerst stellte die christliche Kirche Begriff der Menschheit als solche eine äufserliche Einheit für alle Völker hin. Aber im Kampf miteinander drängten die Nationalitäten ihr besonderes Selbstbewufstsein hervor, woraus aber als Resultat die an schon gesetzte innere Einheit aller christlichen Völkerindividuen als wirkliche sich erzeugt. In Uebereinstimmung mit diesem Gange setzt nun Schn. bis 1000 erst eine *architektonische* Periode und versteht ter, dafs in der bildenden Kunst die Architektur, in Musik die Rhythmik, in der Poesie die Epik über während alle anderen Richtungen noch in der Kn befangen sind. In der *Architektur* war (S. 157 lien das bildliche Element vorherrschend und Reinheit der Bauformen. In Frankreich, England Deutschland fehlte ein solcher Einflufs, wie durch die fortdauernde Anschauung so vielfach der antiken Kunst erfuhr und die Baukunst sich daher mit der Blüthe des Epos zur selbst unvermischten Klarheit, bis späterhin die Sculptur Ueberwucht pflanzenhafter Formationen die Eigenlichkeit des Architektonischen verzerrte, wenigstens verdeckte. In der antiken Baukunst war das der Gebäude das Wesentliche, das Innere tungslos. In der christlichen Baukunst ward Substantielle und drängte von selbst zur *per-schen* Anordnung. Damit ward natürlich auch fsere gänzlich verändert, indem die Säulenstellung Aufsen hin verschwand und das Innere durch struction der Pfeiler und Kreuzgewölbe eine ken fremde Weite bekam. Im christl. Baustyl scheidet Schn. ein doppeltes, das *südwestliche* östliche System. Jenes, aus der vorgothischen lich Byzantinisch genannten Baukunst sich los bildete sich zur reichsten Zierlichkeit aus. dualisirte die Masse. Daher neben dem Mittel Langhauses eine auch zwei niedrigere Abseiten besonderen Fenstern; daher ein Polygonschluss Chors, oft noch in Capellen auslaufend; da lerien, Spitzthürmchen, Hohlleisten, Riemchen

(Der Beschlufs folgt.)

№ 29.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

August 1835.

'Schnaase: *Niederländische Briefe.*

(Schlufs.)

)as nordöstliche dagegen hügelt sich nicht so em- ondern lagert sich mehr in die Breite, seine ern- 'ürde in der Festigkeit der Verhältnisse suchend. eitenschiffe sind gleich hoch mit dem Hauptschiff, ach keine doppelten Fenster; der Chorschlufs ist ıt (wie namentlich auch am Königsberger Dom); ände kehren grofse Flächen heraus.

ie zweite Periode rechnet der Vf. bis etwa zum ten Jahrhundert. Er nennt sie die *plastısch- che.* Durch gleichmäfsige Entwicklung aller Kün- cheint *Italien* darin in einem ähnlichen Verhält- den andern Völkern, wie früherhin Griechenland *ient.* Die Sculptur wird von ihm kräftig erneuet, lerei vollendet. In den Niederlanden und bei den *ıen* steht die Malerei geraume Zeit hindurch s sehr hoch. Die Italiener (S. 379) neigen sich mehr zum Reizenden, bis sie in charakterloser eit untergehen. Die Niederländer und Deutsche n mehr christlichen Ernst, der sich jedoch oft in *t* verliert.

siebzehnten und achtzehnten Jahrh. bildete sich *natisch-harmonische* Periode, welche nur mög- de, insofern unter den verschiedenen europäi- ölkern eine Wechselwirkung ihrer verschiede- seitigkeiten sich bildete. Bei den gemischten den Spaniern, Franzosen und Engländern über- *Poesie,* insbesondere die dramatische, weil sie eftigen, schicksalvollen Kämpfen bewegten. Bei zosen wurden zwar, wie in Italien, alle Künste jedoch ohne die classische Vollendung der Ita- erreichen, so dafs als das Epochemachende das Drama erwähnt werden kann. Die Deut- ıoben, während sie nach der Verwüstung des hrigen Krieges übrigens fast durchaus in eine prosaische Stimmung, in ein pedantisches Wesen versanken, die Musik durch Bach, Händel, Gluck, Mozart zu einer beispiellosen Höhe. Die Niederländer (S. 471) standen zwischen der weltlichen Rührigkeit der Romanen und der beschaulichen Innerlichkeit der Deutschen in der Mitte und diese Stellung gerade zwischen der Tiefe des germanischen Sinnes und der äufserlichen, wechselvollen Regsamkeit des romanischen war der Entfaltung der malerischen Tendenz höchst günstig. Die Anfänge der niederländischen Malerei weisen über Mastricht nach dem kirchlich-strengen Cöln zurück (S. 320). In der rheinisch-byzantinischen Schule sucht der deutsche Geist sich vom Mechanischen der typischen Tradition bereits loszuringen. In der Eykschen Schule ist dies gelungen; jedoch wirkt die alte Regel zunächst noch vortheilhaft auf die symmetrische Gruppirung. Die Compositionen sind universell. So naturgetreu das Einzelnste gemalt ist, so kommt es doch nicht so sehr auf die einzelnen Figuren und Gegenstände, als auf die Totalität, auf die allseitige Fülle des Lebens an. Als das vollkommenste Product dieses Kreises dürfte nach Schnaase's Meinung das grofse Genter Bild, die Anbetung des Lammes, anzusehen sein, von welchem sechs Flügel und eine Copie des einen Mittelbildes durch Michael Cocxin sich im Berliner Museum befinden. In einem Altargemälde zu Antwerpen, einer Bestattung Christi von Quintin Messys, glaubt der Verf. einen entschiedenen Absprung von der Eykschen Harmonie zum Streben nach individueller Charakteristik wahrzunehmen. Liefsen sich noch ähnliche Bilder auffinden, so würde man die Fortstufung der Kunst Schritt vor Schritt verfolgen können; allein bei der fast unglaublichen Zerstörung, welche die Werke der älteren Maler in den kirchlichen Stürmen des sechszehnten Jahrh. erlitten, ist das kaum noch zu hoffen. Hemmling wird S. 327 ff. sorgfältig und ausführlich betrachtet. Durch Johann von Maubeuge (S. 247)

wurde die Verbindung der niederländischen Malerei mit der italienischen eingeleitet. Schoorel, Bernhardin von Orley, Franz Floris, Martin de Vos u. A. gewannen aus ihr für Zeichnung und Colorit mannigfache Vortheile, geriethen aber auch in ein Schwanken zwischen dem angeborenen und dem angebildeten Sinn und gaben für die durch Nachahmung angeeignete Manier nicht selten die ursprüngliche, eigenthümliche Erfindungskraft preis. Rubens (S. 261 ff.) ist als die vollkommene Einheit dieses Studiums der italienischen Malerei und des nationalen Gefühls zu betrachten. Bei ihm ist der einzelne Mensch die Hauptsache; die epische Masse ist nicht sein Element, woher es kommt, dafs auf seinen Gemälden bei Häufung der Figuren nicht selten etwas Verworrenes erscheint. Die schwierige Aufgabe, welche Rubens nach Schn. löste, war (wenn wir ihn recht verstanden haben), das Geistige mit dem Sinnlichen so in *Einheit* darzustellen, dafs dennoch die *Trennung* des Geistes vom Sinnlichen erschiene. Bei den Italienern war die Einheit des Körperlichen mit dem Geistigen mehr eine unmittelbare, weshalb ihre Formen sich so tief mit der Antike ersättigen und so reizend werden konnten. Bei den Deutschen und Niederländern brach die Entzweiung des Geistes mit dem Körperlichen immer selbstbewufster hervor. Der Kampf des aufstrebenden Gemüths verkümmerte die Vollwüchsigkeit und harmonische Rundung der Gestalt. Rubens schuf daher starke Figuren, welche den schwellenden Drang der Sinnlichkeit und zugleich die Zucht offenbarten, welcher sie der seiner selbst mächtig gewordene Geist unterwarf. Aus diesem Standpunkt wird S. 267 ff. das Eigenthümliche in dem Habitus und der Physiognomie der Rubensschen Gestalten sehr scharfsinnig bis in das Detail abgeleitet.

Bei den Niederländern wiederholt sich der Unterschied des Romanischen und Germanischen. Belgien nämlich gehört mit seinem Leben wie mit seiner Kunst dem Romanischen an: in der Religion katholisch, im Leben weltlicher Heiterkeit ergeben, in der Malerei nach Italien gewendet; Holland dagegen im Glauben protestantisch, im Leben voll ehrbarer Gravität, in der Malerei entschieden der *Genremalerei* zugeneigt S. 83 ff. Bei den Alten konnte sich etwas dieser Gattung Analoges erst im Verfall des öffentlichen Lebens bilden, denn, da früherhin die Kunst in allen ihren Schöpfungen vom heroischen Geist der allgemeinen Sittlichkeit durchdrungen war, so konnte sie auf das Einzelne, auf den Moment, genug auf das, was wir jetzt *gemüthlich* nennen, [illegible] es dem *Individuum* als solchem Befriedigung gew[illegible] keinen grofsen Nachdruck legen und erst, als das Pri[illegible]vatleben eine gröfsere Breite einnahm, gewann man [illegible] und Stimmung zum Auffassen des Individuellen, [illegible]tigen. Nichtsdestoweniger haben solche Darstellun[gen] bei den Alten etwas Leeres; das Komische liegt [haupt]sächlich nur in einer eckigen, marionettenhaften S[illegible]heit und Uebertreibung. Weil man in der Richtung [auf] das Ideal vor Allem die sittliche Würde anstrebte, [illegible] wirkte auch selbst dann, als die allgemeine Sittlich[keit] sich auflöste, die Scheu vor dem Portraitartigen [illegible] fehlte den Alten an Gefühl für die innerste Selbs[tstän]digkeit des Gemüths, welche das Christenthum [illegible] Aber zur heroischen Kraft, welche das Alterthum [aus]zeichnete, gesellte es die asketische Abtödtung, [den] Kampf gegen die zum Genufs der Sinnlichkeit [und] Lust, zum Bösen verlockende Natur. Doch gerade den Widerspruch gegen die *gemeine* Natur kam [illegible] selbst zu Ehren; indem man zuerst mit Arg[wohn] sie reflectirte, verwandelte die Erkenntnifs das [Miss]trauen gegen sie in Liebe. Dies Anerkennen des [Ge]wöhnlichen als eines an sich Unendlichen erzeugt[e ein] gesellschaftliches Wesen, eine Häuslichkeit und [illegible]lichkeit des Privatlebens, wie sie weder die Alt[en noch] das in Gegensätzen zerrissene Mittelalter kannten. [Aus] dieser Erfassung der frei gelassenen, bei sich [illegible]schen, in ihrer Beschränkung glücklichen Indiv[idualität] wuchs die Genremalerei hervor. Wir erinnern [illegible] hierbei, dafs von einem gründlichen Kenner der [illegible] bereits gezeigt worden ist, dafs die Niederlän[der das] Princip der Individualität noch nicht in seiner [illegible] Tiefe ergriffen haben, wie Manche wohl schon [illegible] möchten. Das Alterthum stellte im Einzelnen [das All]gemeine, das Mittelalter im Einzelnen das [illegible] die Niederländer das Besondere im Uebergang [illegible] Einzelnen, unsere heutige Malerei das Individ[illegible] die Einheit des Besonderen und Allgemeinen [illegible] dar. Namentlich in Betreff von Gerhard Dow [illegible]nert: „Von einer eigenthümlichen Erfindung, [illegible]dringlichen Bezeichnung des Seelenlebens, ein[er Dar]stellung des Sinnigen ist weder in den stattlich [illegible]firten Gesellschaftszimmern, noch auf den bunt[en Jahr]märkten, noch in den tumultuarischen Dorfsch[enken et]was zu entdecken. Die grellen Unterschiede [illegible] deutlich die Getrenntheit der Stände erkennen [illegible]

se geziemt das Wohlberechnete, einer anderen das gelassene; die Magd unter dem blankgescheuerten hengeräth, der grofsthuige Quacksalber und Zahnher, der Maler selbst, der mit dem Attribut der tte aus dem Fenster schaut, ist immer Repräsenvon Vielen. Der Einzelne geht leer aus." Nachdie Genremalerei in Idyllen aller Art die Forder Geselligkeit durchmessen hatte, mufste sie sich ie Anatomie der Stillleben, welche durch Zusamtellung mancherlei Geräthschaften „den Geist des nten Bewohners nur andeuten," der Blumen- und ustücke verlieren (S. 149 ff.). Wenn man aber t annimmt, dafs bei dieser Gattung die Copie der *en* Natur die Hauptsache gewesen, so weifs ase diesen Irrthum geschickt zu widerlegen, in*r zeigt*, wie gerade in der Zusammenordnung der n und Früchte, in der Wahl der Farbe des Hinndes, in der Beleuchtung die gröfste Kunst und fertigkeit aufgewendet wurde.

s der heroischen Malerei und Genremalerei erch *im* siebzehnten Jahrh. allmälig die *Landschaft* ff. Die Alten hatten einen grofsen, treuen Natur*der* mit scharfer Begrenzung das Einzelne in ihr , allein sie hatten kein Naturgefühl als *Gefühl für tur*. Für die Hebräer war die Natur nur ein tand, in dessen Entstehen und Vergehen sie die Gottes anschauten; bei den Griechen wurde sie ifs des menschlichen Thuns. Erst in der christWelt ging die Natur dem Geist als ein Ganzes il er in ihr sich selbst als Ganzes begriff; er h tiefer als je von ihr getrennt, um sich inniger t ihr zusammenzuschliefsen. Die Eyksche Schule kühner Hand alle poetischen Elemente des Nas zusammen; es entstand gleichzeitig die empiaturwissenschaft; die Nationen hatten sich anin ihre eigenthümliche Localität abgeschieden. derung der nordischen Künstler nach Italien nlassung zum Vergleich der Naturdifferenzen hete durch den Gegensatz der Formen die Kraft Aneignung, so dafs die Landschaft selbstständich hervortreten konnte und seitdem ein conlauptelement der Malerei ausmacht, das sichtr immer mannigfaltigeren und grandioseren g entgegengeht. —

ind wir bei dem Anfang des trefflichen Buches t und sind überzeugt, dafs, was auch im Einzelnen darin mangelhaft sein möge, die allgemeine Kunstgeschichte mit ihm entschieden einen grofsen Schritt vorwärts gethan hat. Noch mehr solcher Arbeiten wie diese, wie Rumohr's italienische Forschungen, wie die eben erschienenen Werke über die Geschichte der Musik und Aehnliches, und wir dürfen erwarten, dafs auch die systematische Aesthetik binnen Kurzem einen neuen Aufschwung nehmen wird; die Geschichtforschung wird den speculativen Gedanken entzünden, denn es ist nur zu sehr Thatsache, dafs wohl keine oft bearbeitete Wissenschaft aus purer Unwissenheit so dürftig, so lückenhaft, falsch und geistlos geblieben ist, als die Aesthetik. Die oberflächlichsten Compendien, durch eine wohlfeile äufsere Vollständigkeit bestechend, sind im Gebrauch, während die speculativeren, kenntnifsreicheren Behandlungen dieser Wissenschaft, wie von Trahndorff, kaum dem Namen nach bekannt sind. Wer wird sich nicht an der Ahnung entzücken, dafs wir einst eine Aesthetik besitzen müssen, in der jedes Element so speculativ und historisch zugleich entwickelt wird, als Schnaase z. B. mit der Lehre vom Pfeilerabstand und Kreuzgewölbe gethan hat.

Karl Rosenkranz.

XXV.

Das wechselnde Farbenverhältnifs in den verschiedenen Lebensperioden des Blattes nach seinen Erscheinungen und Ursachen von Dr. Philipp Anton Pieper. Nebst 4 lithographirte Tafeln. Berlin 1834.

Der Verf. stellt in dieser Schrift die Farbe der Blätter als eine Wirkung des Lichts und äufserer Einflüsse überhaupt auf die Lebensthätigkeit der Pflanze dar, und sucht die chemischen Veränderungen der Stoffbildung in der Pflanze hierbei als ursächliche Verhältnisse ganz auszuschliefsen. Um dieses näher zu erklären, vergleicht derselbe zuerst die Regenbogenfarben des prismatischen Farbenbildes mit den Erscheinungen der Pflanzenfarben. Die Regenbogenfarben des Farbenbildes sind polarische Gegensätze von Roth, als positivem, und Violett als negativem Pol, zwischen denen das Grün in der Mitte durch Gelb und Orange zu Roth, und durch Blau und Indigo zu Violett wieder übergeht. Dieses polare Verhalten zeigt sich auch in den farbigen Pflanzensäften, unter denen sich die blau-rothen von den gelb-rothen als Gegensätze bestimmt unterscheiden und mit den prismatischen Farben übereinstimmen. Den Farbengegensätzen entsprechend ist die ganze Pflanze polar, indem die Wurzel die positive, der Stengel die negative Seite bildet, welcher Gegensatz sich in den einzelnen Theilen als Blattrippe

und Parenchym als obere und untere Blattfläche wiederholt. Nun entspricht Roth, Orange, Gelb der Wurzelseite; Blau, Indigo, Violett der Stengelseite und das indifferente Grün den Blättern, so dafs in allen diesen Theilen die Farbenveränderungen in derselben Ordnung wie im Farbenbilde entstehen. Der Grad der Färbung geht dem Grade der Lebenserregung der Pflanze durch das Licht parallel, so dafs Verdunkelung des Lichts die Pflanzenfarben bleicht. Aber es ist nicht unmittelbar und allein die physikalische Wirkung des Lichts, sondern die eigenthümliche Lebenserregung der Pflanze, welche bei gleichen Lichtgraden alle Farbenänderungen durchläuft; obgleich im Allgemeinen die gelb-rothen Farben mehr dem finsteren Winter und dem Polarklima, und die blau-rothen dem helleren Sommer und dem Tropenklima entsprechen. Ueberhaupt ist eine günstige üppige Vegetation durch Vorwalten der Stengelfarben, eine ungünstige, sinkende Vegetation durch ein Ueberwiegen der Wurzelfarben ausgezeichnet, wodurch zugleich auch die Farbe bestimmt wird. Das Blatt bringt nun seinen Farbenwechsel dadurch zu Stande, dafs es bei der Entwickelung aus der Knospe und dem Keim von der Wurzelvegetation zur Stengelvegetation durch die Farbenüanzen von Roth, Orange, Gelb zum Grünen, das in verschiedenen Graden blau-grün werden kann, vorschreitet; hingegen beim allmähligen Absterben von der Stengelvegetation wieder zur Wurzelvegetation durch die prismatischen Farben von Indigo, Violett zu Roth (oder Orange oder Gelb) zurückschreitet.

Alles dieses ist ziemlich consequent mit richtiger Einsicht der Farbenlehre und mit sinniger Betrachtung des Pflanzenlebens im Allgemeinen vorgetragen; doch ohne dafs der Verf. eine nähere Bekanntschaft mit der Anatomie und Physiologie der Pflanzen zeigt. Der Verf. führt einige Versuche über die Wirkung des gefärbten Lichtes auf die Vegetation an, welche mit denen von Tessier, Sennebier, Sucrow darin übereinstimmen, dafs Pflanzen unter gefärbten Gläsern, wie im Schatten sich verhalten, wobei aber Gelb nachtheiliger wirkt als Blau; jedoch sieht man nicht, ob derselbe die Beobachtungen der genannten Naturforscher gekannt hat. Auch ist die Ansicht von der Polarität der prismatischen Farben und der Uebereinstimmung der Pflanzenfarben in ihrem Wechsel mit den prismatischen Farben nicht neu: Biot, Goethe, Schübler u. a. haben sie nach Newton vorgetragen; aber die Idee, dafs nicht chemische Veränderungen in der Stoffbildung, sondern allein das Vorschreiten der Vegetation von der Wurzel- zur Stengelvegetation, und das Rückschreiten von der Stengel- zur Wurzelvegetation die Ursachen des Farbenwechsels seien, ist dem Verf. eigenthümlich.

Um den Werth dieser Idee zu beurtheilen, mufs man wohl den Vergleich zwischen Wurzel- und Stengelleben und der Farbengegensätze von dem Ausschliefsen der chemischen V[eränderungen] beim Farbenwechsel unterscheiden. Obgleich erstere, als allgemeine Idee, richtig ist und auf die Lebens[zu]stände bei der Farbenbildung zweckmäfsig hinführt, so ist doch die Art wie, und die Ursache wodurch unmittelbar Farbenänderung entsteht, ohne das Eingehen auf die Verä[nde]rungen der Stoffbildungen, nicht klar, und man mufs sich den äufseren Erscheinungen begnügen. Der Verf. sucht chemische Idee, dafs eine Oxydation und Alkalisation die [Ur]sache der Farbenbildung sei (ohne dafs er jedoch die A[rt] welche er im Sinn hat, bestimmt anführt, wahrscheinlich er Schübler), dadurch zu widerlegen, dafs die meisten g[rünen] Pflanzentheile sauer reagiren, während sie nach jener Th[eorie] neutral sein müfsten. Indessen ist damit nicht bewiesen überhaupt die chemischen Verhältnisse bei der Farbenb[ildung] als Produkte des Lebens nicht wirksam sind, und man um diese Verhältnisse einzusehen, viel tiefer und gen[auer in] die Natur der Stoffbildung eingehen, da ja die grünen [Blätter] nur in der ersten Tageshälfte sauer, später neutral sind, man es bei dem Portulak u. a. Blättern schmeckt, dafs Morgens sauer, Abends bitter ist; ferner dafs die Blä[tter] so lange sie Sauerstoffgas aushauchen grün bleiben, durch Entkohlung (mittelst Kohlensäurebildung durch [Sauer]stoff) der blaue Farbenstoff dem grünen Parenchym a[ll]-ganz entzogen wird, und nur das Gelbe übrig bleibt, in den gelben Flecken auf den Blättern die Epiderm[is der] Blattflächen fast gar kein Parenchym zwischen sich b[at]. bleibt richtig, was man aber schon früher eingesehen dafs nur durch die Lebenserregung jene Stoffveränderun[gen zu] Stande kommen; aber sie sind doch das Mittel, ohne weder das Leben die Farben erzeugen, noch der Natur[forscher] ihre Entstehung vollkommen erklären kann. Im Ganz[en kann] man von dem Werke sagen, dafs es mit Liebe zur Sa[che] mit einiger Breite geschrieben ist, dafs die Idee des [Verf.] dem Einflufs der Lebenserregung der Pflanze auf die richtig und die Farbenänderungen selbst in den Ueb[ergängen] von Wurzel- zu Stengelfarben chromatisch gut dargestellt, dafs aber eine vorwaltende Betrachtung durch das Ge[müth den] Verf. nicht gestattet hat, in die inneren Verhältnisse [der Or]ganisation und Stoffbildung bei der Farbenbildung durch wissenschaftliche Untersuchung einzugehen, so dafs Anerkennung, welche man von einer Seite dem Ver[f. zollen] kann, doch noch eine sehr wichtige Seite in der Be[handlung] des Gegenstandes mit Unrecht ausgeschlossen ist.

Auf den Steindrucktafeln sind Schemate zur Versi[nnlichung] der Farbengegensätze dargestellt.

№ 30.

Jahrbücher

für

issenschaftliche Kritik.

August 1835.

XXVI.

letzte Symboliker. Eine durch die symbo-chen Werke Dr. J. A. Möhler's und Dr. F. Baur's veranlafste Schrift, in Briefen, von ton Günther, Weltpriester. Wien, 1834. *uck und Verlag von J. B. Wallishausser.*

ei neuer Anregung eines Kampfes, der bereits ahrhunderten mit aller Heftigkeit geführt wurde otz vieler Unionsversuche nicht geschlichtet wer-onnte, darf man mit Sicherheit erwarten, dafs die iden in einer dem gegenwärtigen Standpunkte ssenschaft, wie überhaupt der inzwischen fortge-nen Geistesbildung angemessenen Haltung und fang auf dem Kampfplatze erscheinen und im *nicht* sowohl nur auf fortgesetzte Bekämpfung alten fruchtlosen Weise, als vielmehr auf gegen-tiefere Durchdringung und höhere wissenschaft-ermittlung ernstlich bedacht sind. Jahrhunderte doch wohl über die Mündigkeit oder Unmün-Selbständigkeit oder Haltlosigkeit eines in Kraft neuaufgeblühten religiösen Lebens genü-Zeugnifs ablegen, und die früher obwaltenden igen Vorurtheile recht gründlich zu nichte ma-dafs der erneuerte Kampf nun auch nothwen-ganz anders gestalten mufs. Denn hat einmal ihrem Hervortreten schwer bekämpfte Partei glücklich überstandener Feuerproben ihre Man-bewährt, sich gegen die widerstreitenden Mächte Bestehen gesichert und den Umfang ihres Da-ein organisch gegliedertes Ganze nach innen aufsen consolidirt, so mufs es mindestens wi-scheinen, wenn dieselbe im Grunde für durch-ächtig gehalten, ihrem Dasein keine wahrhaft Kraft zugeschrieben, ihr ganzes Leben nur kümmerliche Ausgeburt betrachtet wird. Wo entkräfteten oder geschwächten Zustandes viel-mehr eine tiefere Bekräftigung und weitere Ausbildung sich augenscheinlich kund thut und somit die schwer errungene Selbständigkeit in lebendiger Regsamkeit und frischer Thatkraft sich unverletzt erhalten hat — da von einer Nichtigkeit des Wesens und der Existenz reden zu wollen, würde doch eine entsetzliche Befan-genheit, ja eine leichtsinnige Verhöhnung der Geschichte oder des thatsächlichen Bestandes der Dinge verrathen. Und dennoch ist in der neuesten Zeit ein sehr ernster und kräftiger Versuch gemacht, der Hauptsache nach ganz von dem bekannten papistischen Gesichtspunkte aus mit dem alten Rüstzeuge d. h. mit den neugeschärf-ten Waffen der ersten römischen Polemik den Protestan-tismus anzugreifen und nach scheinbar entblöfster Ohn-macht unter die verlassene Mutterpflege zurückzuweisen. Dieses Attentat macht bekanntlich den wesentlichen In-halt einer *Symbolik* aus, in welcher mit unverkennbarer gelehrter Umsicht, kritischem Scharfsinne und dialekti-scher Gewandtheit zugleich alle Künste einer spitzfindi-gen, trügerischen und arglistigen Polemik vereinigt sind, indem die protestantische Kirche, statt in ihrem evange-lischen Principe anerkannt zu werden, wie eine in grund-loser Willkür und eigensinniger Widersetzlichkeit fu-fsende häretische Secte behandelt, demgemäfs, statt in den objectiven Glaubens- und Lehrelementen ihrer sym-bolischen Bekenntnisse dargestellt, meistens in subjecti-ven Privatäufserungen dieses oder jenes Reformators zerrüttet, noch obenein nicht selten widersinnig ausge-legt, und so, statt mit wissenschaftlicher Unparteilichkeit und symbolischer Gewissenhaftigkeit nach ihrem offen-kundigen Charakter gewürdigt, im Gegentheil mit der gröfsesten Befangenheit, ja unverkennbarer Böswilligkeit verunglimpft wird. Und diesem in allen Seiten mög-lichst geschmählerten Protestantismus gegenüber erscheint alsdann auf dem vorausgesetzten absoluten Grunde der Bibel und Tradition der römisch-hierarchische Papismus als die eine urchristlich allgemeine oder apostolisch-ka-

und Parenchym als obere und untere Blattfläche wiederholt. Nun entspricht Roth, Orange, Gelb der Wurzelseite; Blau, Indigo, Violett der Stengelseite und das indifferente Grün den Blättern, so dafs in allen diesen Theilen die Farbenveränderungen in derselben Ordnung wie im Farbenbilde entstehen. Der Grad der Färbung geht dem Grade der Lebenserregung der Pflanze durch das Licht parallel, so dafs Verdunkelung des Lichts die Pflanzenfarben bleicht. Aber es ist nicht unmittelbar und allein die physikalische Wirkung des Lichts, sondern die eigenthümliche Lebenserregung der Pflanze, welche bei gleichen Lichtgraden alle Farbenänderungen durchläuft; obgleich im Allgemeinen die gelb-rothen Farben mehr dem finsteren Winter und dem Polarklima, und die blau-rothen dem helleren Sommer und dem Tropenklima entsprechen. Ueberhaupt ist eine günstige üppige Vegetation durch Vorwalten der Stengelfarben, eine ungünstige, sinkende Vegetation durch ein Ueberwiegen der Wurzelfarben ausgezeichnet, wodurch zugleich auch die Farbe bestimmt wird. Das Blatt bringt nun seinen Farbenwechsel dadurch zu Stande, dafs es bei der Entwickelung aus der Knospe und dem Keim von der Wurzelvegetation zur Stengelvegetation durch die Farbenüanzen von Roth, Orange, Gelb zum Grünen, das in verschiedenen Graden blau-grün werden kann, vorschreitet; hingegen beim allmähligen Absterben von der Stengelvegetation wieder zur Wurzelvegetation durch die prismatischen Farben von Indigo, Violett zu Roth (oder Orange oder Gelb) zurückschreitet.

Alles dieses ist ziemlich consequent mit richtiger Einsicht der Farbenlehre und mit sinniger Betrachtung des Pflanzenlebens im Allgemeinen vorgetragen; doch ohne dafs der Verf. eine nähere Bekanntschaft mit der Anatomie und Physiologie der Pflanzen zeigt. Der Verf. führt einige Versuche über die Wirkung des gefärbten Lichtes auf die Vegetation an, welche mit denen von Tessier, Sennebier, Sucrow darin übereinstimmen, dafs Pflanzen unter gefärbten Gläsern, wie im Schatten sich verhalten, wobei aber Gelb nachtheiliger wirkt als Blau; jedoch sieht man nicht, ob derselbe die Beobachtungen der genannten Naturforscher gekannt hat. Auch ist die Ansicht von der Polarität der prismatischen Farben und der Uebereinstimmung der Pflanzenfarben in ihrem Wechsel mit den prismatischen Farben nicht neu: Biot, Goethe, Schübler u. a. haben sie nach Newton vorgetragen; aber die Idee, dafs nicht chemische Veränderungen in der Stoffbildung, sondern allein das Vorschreiten der Vegetation von der Wurzel- zur Stengelvegetation, und das Rückschreiten von der Stengel- zur Wurzelvegetation die Ursachen des Farbenwechsels seien, ist dem Verf. eigenthümlich.

Um den Werth dieser Idee zu beurtheilen, mufs man wohl den Vergleich zwischen Wurzel- und Stengelleben ... Farbengegensätze von dem Ausschliefsen der chem... änderungen beim Farbenwechsel unterscheiden. O... erstere, als allgemeine Idee, richtig ist und auf d... stände bei der Farbenbildung zweckmäfsig hinführ... doch die Art wie, und die Ursache wodurch uns... Farbenänderung entsteht, ohne das Eingehen auf di... rungen der Stoffbildungen, nicht klar, und man mu... den äufseren Erscheinungen begnügen. Der Verf ... chemische Idee, dafs eine Oxydation und Alkalisat... sache der Farbenbildung sei (ohne dafs er jedoch di... welche er im Sinn hat, bestimmt anführt, wahrschein... er Schübler), dadurch zu widerlegen, dafs die meist... Pflanzentheile sauer reagiren, während sie nach jene... neutral sein müfsten. Indessen ist damit nicht bew... überhaupt die chemischen Verhältnisse bei der Farb... als Produkte des Lebens nicht wirksam sind, und ... um diese Verhältnisse einzusehen, viel tiefer und g... die Natur der Stoffbildung eingehen, da ja die grün... nur in der ersten Tageshälfte sauer, später neutral sind... man es bei dem Portulak u. a. Blättern schmeckt, da... Morgens sauer, Abends bitter ist; ferner dafs die E... so lange sie Sauerstoffgas aushauchen grün bleiben, ... durch Entkohlung (mittelst Kohlensäurebildung durch ... stoff) der blaue Farbenstoff dem grünen Parenchym ... ganz entzogen wird, und nur das Gelbe übrig blei... in den gelben Flecken auf den Blättern die Epiderm... Blattflächen fast gar kein Parenchym zwischen sich ... bleibt richtig, was man aber schon früher eingeseh... dafs nur durch die Lebenserregung jene Stoffveränder... Stande kommen; aber sie sind doch das Mittel, ohne ... weder das Leben die Farben erzeugen, noch der Na... ihre Entstehung vollkommen erklären kann. Im Gan... man von dem Werke sagen, dafs es mit Liebe zur Sa... mit einiger Breite geschrieben ist, dafs die Idee des V... dem Einflufs der Lebenserregung der Pflanze auf ... richtig und die Farbenänderungen selbst in den L... von Wurzel- zu Stengelfarben chromatisch gut dargest... dafs aber eine vorwaltende Betrachtung durch das G... Verf. nicht gestattet hat, in die inneren Verhältnis... ganisation und Stoffbildung bei der Farbenbildung du... wissenschaftliche Untersuchung einzugehen, so dafs ... Anerkennung, welche man von einer Seite dem Ve... kann, doch noch eine sehr wichtige Seite in der Be... des Gegenstandes mit Unrecht ausgeschlossen ist.

Auf den Steindrucktafeln sind Schemate zur Ver... der Farbengegensätze dargestellt.

№ 30.

Jahrbüc

für

issenschaftli

August 1835.

XXVI.

letzte Symboliker. Eine durch die symbo-
chen Werke Dr. J. A. Möhler's und Dr. F.
Baur's veranlafste Schrift, in Briefen, von
ton Günther, Weltpriester. Wien, 1834.
uck und Verlag von J. B. Wallishausser.

ei neuer Anregung eines Kampfes, der bereits
hrhunderten mit aller Heftigkeit geführt wurde
otz vieler Unionsversuche nicht geschlichtet wer-
nnte, darf man mit Sicherheit erwarten, dafs die
enden in einer dem gegenwärtigen Standpunkte
ssenschaft, wie überhaupt der inzwischen fortge-
nen Geistesbildung angemessenen Haltung und
nung auf dem Kampfplatze erscheinen und im
nicht sowohl nur auf fortgesetzte Bekämpfung
alten fruchtlosen Weise, als vielmehr auf gegen-
tiefere Durchdringung und höhere wissenschaft-
ermittlung ernstlich bedacht sind. Jahrhunderte
doch wohl über die Mündigkeit oder Unmün-
Selbständigkeit oder Haltlosigkeit eines in
Kraft neuaufgeblühten religiösen Lebens genü-
Zeugnifs ablegen, und die früher obwaltenden
igen Vorurtheile recht gründlich zu nichte ma-
dafs der erneuerte Kampf nun auch nothwen-
ganz anders gestalten mufs. Denn hat einmal
ihrem Hervortreten schwer bekämpfte Partei
glücklich überstandener Feuerproben ihre Man-
bewährt, sich gegen die widerstreitenden Mächte
s Bestehen gesichert und den Umfang ihres Da-
ein organisch gegliedertes Ganze nach innen
aufsen consolidirt, so mufs es mindestens wi-
scheinen, wenn dieselbe im Grunde für durch-
ächtig gehalten, ihrem Dasein keine wahrhaft
Kraft zugeschrieben, ihr ganzes Leben nur
kümmerliche Ausgeburt betrachtet wird. Wo
entkräfteten oder geschwächten Zustandes viel-

mehr eine
sich auge
errungene
und frisc
da von ei
reden zu
genheit, j
oder des
Und den
und kräf
ganz von
aus mit
ten Waf
tismus a
macht u
Dieses A
halt ein
gelehrte
scher G
gen, tr
indem
lischen
loser V
fsende
den o
bolisc
ven P
zerrü
legt,
und
kun
grö
ver
lich
als
Bi
al

gänzende (allbefriedigende) Princip sei
chliche Geist, so meint der Hr. Verf. (p.
atur selber wesenhaft Göttliches, nun dann
solch ein Geist seines Gottes aufser ihm
r ja ohnehin das selber ist, was er be-
Aber wozu soll denn auch vernünftiger
nsch eines Gottes aufser sich bedürfen,
r innersten Natur nach nicht göttlichen
o keinen inneren göttlichen Antrieb hat?
s Bedürfnifs, von dem er doch im Grunde
s das Thier spüren könnte, wenn ihm
desselben eben so fern wie diesem
ist nun darin gar für ein logischer Zu-
afs der Mensch, wenn er wesentlich
Gott in ihm sich wirklich lebendig und
t, und er nur in Gott sein wahrhaftes
ott selber ist? Danach wäre dann der
wesenhaft vernünftig ist oder Vernunft
unft selbst, und brauchte aufser seiner
jectivität keine Vernunft anzuerkennen,
fs sicher am einleuchtendsten seine
hun würde. — Die Ansicht des Hrn.
lenschen ist in dem letzten Citate all-
itausgesprochen; die Welt überhaupt
„realisirte Gottesgedanke", und in ihr
ur und der Geist, aber beide gleich
ohl auf einander bezogene, doch gleich
, Substanzen die den Menschen als
nstituirenden Principe aus, und lassen
Beziehungen als „Doppelwesen" er-
65. u. a.). Hinsichtlich des Verhält-
der Menschengeist als creatürlich zwar
h Gott in Lebensthätigkeit gesetzt
realisirter ewiger Gottesgedanke ist
liche Princip eine freie Substanz, die
isse, das sie mit dem absoluten Prin-
Qualität bewahrt (p. 193.). Demnach
einen offnen freien Spielraum im ir-
abhängig für sich, während Gott jen-
ichen Dinge hinter den Wolken und
chtbaren Räumen ewig unbegreiflich
sogar das Christenthum nie gelehrt
die Welt geschaffen, um in dersel-
faltung seines absoluten Wesens sei-
genheit ein Ende zu machen. Dann
elbst zur Welt geworden, aber auch

und Parenchym als obere und untere Blattfläche wiederholt. Nun entspricht Roth, Orange, Gelb der Wurzelseite; Blau, Indigo, Violett der Stengelseite und das indifferente Grün den Blättern, so dafs in allen diesen Theilen die Farbenveränderungen in derselben Ordnung wie im Farbenbilde entstehen. Der Grad der Färbung geht dem Grade der Lebenserregung der Pflanze durch das Licht parallel, so dafs Verdunkelung des Lichts die Pflanzenfarben bleicht. Aber es ist nicht unmittelbar und allein die physikalische Wirkung des Lichts, sondern die eigenthümliche Lebenserregung der Pflanze, welche bei gleichen Lichtgraden alle Farbenänderungen durchläuft; obgleich im Allgemeinen die gelb-rothen Farben mehr dem finsteren Winter und dem Polarklima, und die blau-rothen dem helleren Sommer und dem Tropenklima entsprechen. Ueberhaupt ist eine günstige üppige Vegetation durch Vorwalten der Stengelfarben, eine ungünstige, sinkende Vegetation durch ein Ueberwiegen der Wurzelfarben ausgezeichnet, wodurch zugleich auch die Farbe bestimmt wird. Das Blatt bringt nun seinen Farbenwechsel dadurch zu Stande, dafs es bei der Entwickelung aus der Knospe und dem Keim von der Wurzelvegetation zur Stengelvegetation durch die Farbenüanzen von Roth, Orange, Gelb zum Grünen, das in verschiedenen Graden blau-grün werden kann, vorschreitet; hingegen beim allmähligen Absterben von der Stengelvegetation wieder zur Wurzelvegetation durch die prismatischen Earben von Indigo, Violett zu Roth (oder Orange oder Gelb) zurückschreitet.

Alles dieses ist ziemlich consequent mit richtiger Einsicht der Farbenlehre und mit sinniger Betrachtung des Pflanzenlebens im Allgemeinen vorgetragen; doch ohne dafs der Verf. eine nähere Bekanntschaft mit der Anatomie und Physiologie der Pflanzen zeigt. Der Verf. führt einige Versuche über die Wirkung des gefärbten Lichtes auf die Vegetation an, welche mit denen von Tessier, Sennebier, Sucrow darin übereinstimmen, dafs Pflanzen unter gefärbten Gläsern, wie im Schatten sich verhalten, wobei aber Gelb nachtheiliger wirkt als Blau; jedoch sieht man nicht, ob derselbe die Beobachtungen der genannten Naturforscher gekannt hat. Auch ist die Ansicht von der Polarität der prismatischen Farben und der Uebereinstimmung der Pflanzenfarben in ihrem Wechsel mit den prismatischen Farben nicht neu: Biot, Goethe, Schübler u. a. haben sie nach Newton vorgetragen; aber die Idee, dafs nicht chemische Veränderungen in der Stoffbildung, sondern allein das Vorschreiten der Vegetation von der Wurzel- zur Stengelvegetation, und das Rückschreiten von der Stengel- zur Wurzelvegetation die Ursachen des Farbenwechsels seien, ist dem Verf. eigenthümlich.

Um den Werth dieser Idee zu beurtheilen, mufs man wohl den Vergleich zwischen Wurzel- und Stengelleben und [illegible] Farbengegensätze von dem Ausschliefsen der chemischen [illegible]änderungen beim Farbenwechsel unterscheiden. Obgleich [illegible] erstere, als allgemeine Idee, richtig ist und auf die Lebens[illegible]stände bei der Farbenbildung zweckmäfsig hinführt, so [illegible] doch die Art wie, und die Ursache wodurch unmittelbar [illegible] Farbenänderung entsteht, ohne das Eingehen auf die Ver[illegible]rungen der Stoffbildungen, nicht klar, und man mufs sich [illegible] den äufseren Erscheinungen begnügen. Der Verf. sucht [illegible] chemische Idee, dafs eine Oxydation und Alkalisation die [illegible]sache der Farbenbildung sei (ohne dafs er jedoch die Art [illegible] welche er im Sinn hat, bestimmt anführt, wahrscheinlich [illegible] er Schübler'), dadurch zu widerlegen, dafs die meisten [illegible] Pflanzentheile sauer reagiren, während sie nach jener [illegible] neutral sein müfsten. Indessen ist damit nicht bewiesen, [illegible] überhaupt die chemischen Verhältnisse bei der Farbenb[illegible] als Produkte des Lebens nicht wirksam sind, und man [illegible] um diese Verhältnisse einzusehen, viel tiefer und genau[illegible] die Natur der Stoffbildung eingehen, da ja die grünen [illegible] nur in der ersten Tageshälfte sauer, später neutral sind [illegible] man es bei dem Portulak u. a. Blättern schmeckt, dafs [illegible] Morgens sauer, Abends bitter ist; ferner dafs die Blä[illegible] so lange sie Sauerstoffgas aushauchen grün bleiben, [illegible] durch Entkohlung (mittelst Kohlensäurebildung durch [illegible]stoff) der blaue Farbenstoff dem grünen Parenchym [illegible] ganz entzogen wird, und nur das Gelbe übrig bleibt [illegible] in den gelben Flecken auf den Blättern die Epiderm[illegible] Blattflächen fast gar kein Parenchym zwischen sich [illegible] bleibt richtig, was man aber schon früher eingesehen [illegible] dafs nur durch die Lebenserregung jene Stoffveränderung[illegible] Stande kommen; aber sie sind doch das Mittel, ohne [illegible] weder das Leben die Farben erzeugen, noch der Natur[illegible] ihre Entstehung vollkommen erklären kann. Im Ganze[illegible] man von dem Werke sagen, dafs es mit Liebe zur Sach[illegible] mit einiger Breite geschrieben ist, dafs die Idee des [illegible] dem Einflufs der Lebenserregung der Pflanze auf [illegible] richtig und die Farbenänderungen selbst in den Leb[illegible] von Wurzel- zu Stengelfarben chromatisch gut dargestel[illegible] dafs aber eine vorwaltende Betrachtung durch das Ge[illegible] Verf. nicht gestattet hat, in die inneren Verhältnisse [illegible]ganisation und Stoffbildung bei der Farbenbildung durch [illegible] wissenschaftliche Untersuchung einzugehen, so dafs [illegible] Anerkennung, welche man von einer Seite dem Verf. [illegible] kann, doch noch eine sehr wichtige Seite in der Beu[illegible] des Gegenstandes mit Unrecht ausgeschlossen ist.

Auf den Steindrucktafeln sind Schemate zur Versin[illegible] der Farbengegensätze dargestellt.

№ 30.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.
August 1835.

XXVI.

letzte Symboliker. Eine durch die symbo-hen Werke Dr. J. A. Möhler's und Dr. F. Baur's veranlafste Schrift, in Briefen, von 'on **Günther**, *Weltpriester. Wien,* 1834. *uck und Verlag von J. B. Wallishausser.*

:i neuer Anregung eines Kampfes, der bereits hrbunderten mit aller Heftigkeit geführt wurde ɔtz vieler Unionsversuche nicht geschlichtet wer- ınnte, darf man mit Sicherheit erwarten, dafs die ɪnden in einer dem gegenwärtigen Standpunkte senschaft, wie überhaupt der inzwischen fortge- ɪnen Geistesbildung angemessenen Haltung und ɔung auf dem Kampfplatze erscheinen und im *nicht* sowohl nur auf fortgesetzte Bekämpfung ɪlten fruchtlosen Weise, als vielmehr auf gegen- tiefere Durchdringung und höhere wissenschaft- ɜrmittlung ernstlich bedacht sind. Jahrhunderte doch wohl über die Mündigkeit oder Unmün- Selbständigkeit oder Haltlosigkeit eines in Kraft neuaufgeblühten religiösen Lebens genü- Zeugnifs ablegen, und die früher obwaltenden ɪigen Vorurtheile recht gründlich zu nichte ma- dafs der erneuerte Kampf nun auch nothwen- ganz anders gestalten mufs. Denn hat einmal ihrem Hervortreten schwer bekämpfte Partei glücklich überstandener Feuerproben ihre Man- bewährt, sich gegen die widerstreitenden Mächte s Bestehen gesichert und den Umfang ihres Da- ein organisch gegliedertes Ganze nach innen aufsen consolidirt, so mufs es mindestens wi- scheinen, wenn dieselbe im Grunde für durch- ɪächtig gehalten, ihrem Dasein keine wahrhaft ɜ Kraft zugeschrieben, ihr ganzes Leben nur kümmerliche Ausgeburt betrachtet wird. Wo entkräfteten oder geschwächten Zustandes viel- mehr eine tiefere Bekräftigung und weitere Ausbildung sich augenscheinlich kund thut und somit die schwer errungene Selbständigkeit in lebendiger Regsamkeit und frischer Thatkraft sich unverletzt erhalten hat — da von einer Nichtigkeit des Wesens und der Existenz reden zu wollen, würde doch eine entsetzliche Befangenheit, ja eine leichtsinnige Verhöhnung der Geschichte oder des thatsächlichen Bestandes der Dinge verrathen. Und dennoch ist in der neuesten Zeit ein sehr ernster und kräftiger Versuch gemacht, der Hauptsache nach ganz von dem bekannten papistischen Gesichtspunkte aus mit dem alten Rüstzeuge d. h. mit den neugeschärften Waffen der ersten römischen Polemik den Protestantismus anzugreifen und nach scheinbar entblöfster Ohnmacht unter die verlassene Mutterpflege zurückzuweisen. Dieses Attentat macht bekanntlich den wesentlichen Inhalt einer *Symbolik* aus, in welcher mit unverkennbarer gelehrter Umsicht, kritischem Scharfsinne und dialektischer Gewandtheit zugleich alle Künste einer spitzfindigen, trügerischen und arglistigen Polemik vereinigt sind, indem die protestantische Kirche, statt in ihrem evangelischen Principe anerkannt zu werden, wie eine in grundloser Willkür und eigensinniger Widersetzlichkeit fufsende häretische Secte behandelt, demgemäfs, statt in den objectiven Glaubens- und Lehrelementen ihrer symbolischen Bekenntnisse dargestellt, meistens in subjectiven Privatäufserungen dieses oder jenes Reformators zerrüttet, noch obenein nicht selten widersinnig ausgelegt, und so, statt mit wissenschaftlicher Unparteilichkeit und symbolischer Gewissenhaftigkeit nach ihrem offenkundigen Charakter gewürdigt, im Gegentheil mit der gröfsesten Befangenheit, ja unverkennbarer Böswilligkeit verunglimpft wird. Und diesem in allen Seiten möglichst geschmählerten Protestantismus gegenüber erscheint alsdann auf dem vorausgesetzten absoluten Grunde der Bibel und Tradition der römisch-hierarchische Papismus als die eine urchristlich allgemeine oder apostolisch-ka-

tholische Kirche, wird als solche in ihren Lehren, Instituten oder Gebräuchen, wie es gerade dem gefälligen Belieben am passendsten scheint, durch eine blendende Auswahl biblischer, altkirchlicher, scholastischer oder tridentinischer Bestimmungen gerechtfertigt, und, was sich hiernach schon fast von selbst versteht, über alle anstöfsigen Meinungen, Verirrungen und Mifsbräuche himmelweit hinausgesetzt, ja in den allbekanntesten Mängeln und Gebrechen entweder unter mancherlei kindlichen Liebeshandthierungen möglichst bedeckt oder mit rein subjectiven Gründen und leichtfertigen Behauptungen schönstens bemäntelt. Von diesem der Wissenschaft und insbesondere der Symbolik höchst unwürdigen Verhalten des mit allen Streitkünsten und Kriegslisten wohl bekannten Gegners sind die unwidersprechlichsten Beweise dem unbefangenen Blicke in den von Baur, Nitzsch und Marheineke geschehenen lichtvollen Beleuchtungen thatsächlich vorgelegt, indem man durch diese Organe der evangelisch-protestantischen Kirche, mit gemeinsamer sorgfältiger Rücksicht auf die in symbolische Formen eingehüllten argen Ausbrüche, schrittweise die kühnen Feld- und Winkelzüge des katholischen Herrn Symbolikers scharfsinnig aufgedeckt, die Lehren der protestantischen Glaubensbekenntnisse in ihrem ungetrübten Lichte gewissenhaft theologisch entfaltet, und das Verhältnifs der protestantischen Kirche zu der römischen eben so gründlich historisch, wie tief wissenschaftlich dargestellt sieht. Und nun entsprach es vollkommen der von vorn herein angenommenen Stellung des Hrn. Möhler, sich nach dem über ihn gehaltenen christlichen Kriegsgerichte durch geschickte Verschleierung der Hauptsachen, durch geräuschvolle Ostentation mit mancherlei Nebendingen und durch platte persönliche Verletzungen rechtfertigen zu wollen, überdies aber nur mit dem einen überlegenen Gegner seine Kräfte zu messen, da gegen die beiden anderen schon ein kampfrüstiger Bundesgenosse im Anzuge sei. Dieser ist nun wirklich auf dem Kampfplatze erschienen und hat seine Anfechtungen, Angriffe und Vertheidigungen in obigem Werke offenkundig werden lassen; allein auch er hat es, wie schon der Titel besagt, vornehmlich nur mit Baur zu thun, läfst aber bald durch diesen bald eigenhändig auf die rücksichtslos dargebotenen Blöfsen seines katholischen Vorfechters scharfe Hiebe fallen, so dafs man in der That mitunter den zu Hülfe gekommenen Freund vom Feinde kaum zu unterscheiden vermag. Der äufseren Form nach beste[ht das] vorliegende Werk aus Briefen, in denen wechse[lweise] das protestantische und das katholische Bewufstsein [mit] lebhaftem Interesse sich unverhohlen aussprechen, zwar in einer nervös schlagfertigen Sprache, [aber] mit oft störenden Vergleichungen, Bildern, Gleich[nissen] und Allegorien, geschärft durch barocke und bi[ttere] Sarkasmen, getrübt durch ungeziemende Witzeleien [und] Anzüglichkeiten, wovon gleich die Vorrede in der [...]rischen Namensverdrehung eine geschmacklose [...] zum Besten giebt (p. IV.). Es ist bei aller Auf[merk]samkeit häufig eine schwere Aufgabe, durch den [...]ten Wortnebel des obigen Werkes zum reinen [...] des Gedankens hindurchzudringen und das ve[...] *Point de vue* des Hrn. Vfs. ausfindig zu machen; so viel ist doch fast allenthalben klar, dafs er [sei]nem Vorgänger in vielen Beziehungen charakteri[stisch] verschieden, im Durchschnitt die Controverspunkte [klar] und unparteiisch bezeichnet, deren Lichtseiten [mit] zugefügter Erklärung offen darlegt, die gege[nseitigen] Beziehungen zur vermittelnden Annäherung [...] hebt und sich womöglich über den streitenden [...] zu halten sucht, wobei ihm sein scharfer theol[ogischer] Reflexionsblick gar sehr zu Statten kommt, wie [aus der] nachfolgenden Charakterisirung seines *allgemeine[n Stand]punktes*, *besonderen Gesichtspunktes* und seiner [eigen]*thümlichen Ansichten* erhellen wird.

Das Gottesbewufstsein des Hrn. Verfs. ver[möge] seiner Weltanschauung ist nach häufig wiederhol[ten Ge]ständnisse schroff *dualistisch* und tritt von diesem [Stand]punkte aus als Grundansicht in mannigfaltigen B[eziehu]nen deutlich hervor, so dafs der vorausgesetzte [...]liche Zwiespalt in weiterer substanzieller Ent[wicklung] recht gründlich durchgeführt wird. Dabei ist [er]kennbar, dafs der Hr. Vf. mit tiefer Einsicht u[nd] dialektischer Umsicht die Gegenstände seiner [Untersu]chung in ihren verschiedenen Bestandtheilen, [gegen]seitigen Verhältnissen und resultirenden Zust[änden], welche dreifache Berücksichtigung der Objecte [er] häufig an den kirchlichen Bestimmungen ver[...] scharf zu bezeichnen weifs; aber zur wahrhaf[ten] wirklichen Einigung in einem absoluten Voll[...]punkte d. h. zum systematisch-wissenschaftlich[en Be]greifen im Geiste kömmt es nirgends und kann [es] kommen, weil die geschiedenen Principe, Sub[...] Elemente u. s. w. selbständig für sich bestehen

und nur in gewisser Relation so zu einander wie em jenseits ihrer in unerreichbarer Ferne liegenden lsten Gegenstande stehen. Gott ist der Reflexion Hrn. Vfs. gegenüber als unbeschränkteste Substanz in sich verschlossen und darf aus dieser undurchdring- Verborgenheit im eigentlichen Sinne nie zur Offen- g seines Wesens gelangen, und wenn gleich die liche Trinitätslehre keinesweges geläugnet wird, so doch ungeachtet derselben die Gottheit ein abstract heistisches Jenseits, ausgeschieden von aller Wirk- it und Gegenwart. Es ist für den Hrn. Vf. höchst wärtig: Gott als einen integrirenden Theil irgend Creatur ausrufen zu hören, weil in einem solchen such die Creatur sich den Anspruch auf die In- ng der göttlichen Natur beilegen dürfe" (p. 31.). irt sich allerdings etwas frivol an, und würde in Tone als Ausdruck einer leichtsinnig religiösen ung und oberflächlich wissenschaftlichen Bildung nen werden können; allein wenn nun gleich die irung als übermüthige Anmafsung erscheint, so och sicher weder Gott für den Menschen, noch für jenen ein Adiaphoron sein, wie wenn beide ültig und unbekümmert um einander in selbsti- bgeschlossenheit gleich unabhängig für sich be- , da ja in solchem Falle der Mensch auf den der unbeschränkten Absolutheit erhoben, und gegen zu einem fern hinschleichenden gespen- Nachtschatten herabgewürdigt schiene. Mit der der Integrirung soll doch nicht etwa das of- Sein Gottes als des Geistes, oder seine in über- lich liebevoller und gnadenreicher Providenz Wirklichkeit und Wirksamkeit mitten in der eit geläugnet und das menschliche Dasein als lich sich selbst überlassenes, also im Grunde sen wie im Wollen und Thun als ein Gott ent- angesehen werden? Gott ist nach christlicher der vermittelst Christi im Menschen wohnende ht so ein integrirendes Nebenglied, sondern das absolute Princip aller Wahrheit und Hei- m dem sich der Mensch nicht als integriren- ern als bedürftiges Wesen verhält; was wäre ch wohl unchristlicher und unvernünftiger, als pten, dafs der Bedürftige den in der unendli- e aller Gnade und Wahrheit absolut Bedürf- grade wie dieser jenen integrire, oder dafs sowenig für den Menschen, wie dieser für jenen das ergänzende (allbefriedigende) Princip sei? „Ist der menschliche Geist, so meint der Hr. Verf. (p. 35.), statt Creatur selber wesenhaft Göttliches, nun dann bedarf freilich solch ein Geist seines Gottes aufser ihm nicht — da er ja ohnehin das selber ist, was er bedarf" u. s. w. Aber wozu soll denn auch vernünftiger Weise der Mensch eines Gottes aufser sich bedürfen, wenn er seiner innersten Natur nach nicht göttlichen Wesens ist, also keinen inneren göttlichen Antrieb hat? Woher denn das Bedürfnifs, von dem er doch im Grunde nichts mehr als das Thier spüren könnte, wenn ihm der Gegenstand desselben eben so fern wie diesem läge? Und was ist nun darin gar für ein logischer Zusammenhang, dafs der Mensch, wenn er wesentlich göttlich ist, also Gott in ihm sich wirklich lebendig und wirksam erweiset, und er nur in Gott sein wahrhaftes Bestehen hat, Gott selber ist? Danach wäre dann der Mensch, weil er wesenhaft vernünftig ist oder Vernunft besitzt, die Vernunft selbst, und brauchte aufser seiner egoistischen Subjectivität keine Vernunft anzuerkennen, wodurch er indefs sicher am einleuchtendsten seine Unvernunft darthun würde. — Die Ansicht des Hrn. Verf. über den Menschen ist in dem letzten Citate allgemein schon mitausgesprochen; die Welt überhaupt ist nach ihm der „realisirte Gottesgedanke", und in ihr machen die Natur und der Geist, aber beide gleich creatürliche, obwohl auf einander bezogene, doch gleich sehr geschiedene, Substanzen die den Menschen als Creatur Gottes constituirenden Principe aus, und lassen ihn so in allen Beziehungen als „Doppelwesen" erscheinen (p. 47. 65. u. a.). Hinsichtlich des Verhältnisses zu Gott ist der Menschengeist als creatürlich zwar ursprünglich durch Gott in Lebensthätigkeit gesetzt (p. 37.), aber als realisirter ewiger Gottesgedanke ist doch das creatürliche Princip eine freie Substanz, die in jedem Verhältnisse, das sie mit dem absoluten Princip eingeht, ihre Qualität bewahrt (p. 193.). Demnach hat der Mensch seinen offnen freien Spielraum im irdischen Dasein unabhängig für sich, während Gott jenseits aller creatürlichen Dinge hinter den Wolken und Gestirnen in unsichtbaren Räumen ewig unbegreiflich weilet, ja es soll sogar das Christenthum nie gelehrt haben, „dafs Gott die Welt geschaffen, um in derselben durch die Entfaltung seines absoluten Wesens seiner eignen Verborgenheit ein Ende zu machen. Dann wäre er freilich selbst zur Welt geworden, aber auch

die Welt zu Gott, weil sie ein sein Wesen integrirendes Moment wäre" (p. 129.). Diese Versicherung mufs indefs jenem etwas mifslich vorkommen, dem dabei unwillkürlich Röm. I, 20. einfällt, dafs nämlich Gott selbst den Heiden sich geoffenbaret, indem sein unsichtbares Wesen, nämlich seine ewige Macht und Göttlichkeit seit der Weltschöpfung an den Werken wahrnehmbar geschauet werde — und nun soll doch in der *offenbaren* Religion des Geistes, im Christenthume, wo das der jüdischen Selbstverblendung und heidnischen Verfinsterung verborgen gebliebene Gottesgeheimnifs enthüllt ist, hier soll es Grundlehre sein, dafs Gott sein Wesen eigentlich nicht entfaltet habe, sondern verborgen halte, weil sonst er selbst die Welt und diese er geworden wäre!! Das mufs doch wohl noch etwas widerwärtiger und widersinniger als die vorhin angeführte Exclamation klingen! Sollte man es nicht für eine ironischer oder satyrischer Weise absichtlich gleich eingeschobene Selbstwiderlegung halten, dafs eben da, wo überall eine absolute Verborgenheit Gottes, eine urwesentliche Geschiedenheit der Principe oder Substanzen, völlige Unabhängigkeit des creatürlichen und des creirenden Princips u. dgl. behauptet wird, mit gleichem Ernste von der Welt als realisirtem Gottesgedanken (die also nothwendig den unendlichen Gedanken Gottes als ihr Princip in sich schliefst), von der allgegenwärtigen Providenz Gottes, von der Untrennbarkeit des heiligen Geistes und der Kirche, von einer mit Gott versöhnten Menschheit die Rede ist? Der Hr. Verf. hat unläugbar seinen reichen Geistesinhalt in wissenschaftlicher Form präsent; er läfst häufig eine umfassende philosophische Bildung durch die theologische hindurch blicken (wiewohl da die abstracten Formen der alten Metaphysik, Kantische Kategorien und neuere Begriffsbestimmungen ganz gleiche Gültigkeit neben einander haben), ja er verlangt unablässig, um der Tyrannei mit Wörtern oder Formeln ein Ende zu machen, eine allseitige freie Durchdringung der Gegenstände. Allein in seinem Dualismus hat er sich behaglich so fest genistet, dafs er, aus diesem Neste voll Widersprüche herausblickend, alles Wissen von Gott als dem im Geiste Offenbaren augenblicklich für Pantheismus ansieht, ohne Rücksicht darauf, dafs der vermeinte Pantheismus [...] weil darin Gott nicht als blofse Substanz, sondern [...] mehr als Subject in absolut freier Persönlichkeit beg[...]fen wird, der concreteste Monotheismus ist, und [...] angepriesener Monotheismus dagegen, grade weil [...] Gott aus dem bodenlosen unheimlich düstern Abgr[...] der Substantialität nicht heraus soll, nur ein [...]mungsloses unsagbares Abstractum umschliefst, [...] der ihm an- oder zugedachten Persönlichkeit in [...]loser Unpersönlichkeit erstarrt liegt. Mit ausschli[...]cher Beziehung auf ein solches in todter Regungsl[...]keit und tiefster Grabesstille verborgnes Abstraction[...]bilde heifst es in der That ganz folgerecht, „dafs [...] so wenig als freier wie als nothwendiger zu [...] sei, oder als jener so sehr wie als dieser d. h. als [...]ner von beiden" — doch wie reimt sich damit der [...] zugefügte Machtspruch! — „wohl aber als Liebe, [...] er der persönlich Absolute und die absolute Persö[...]keit selber ist." Kann denn irgendwie eine ab[...] Persönlichkeit ohne positive absolute Freiheit ge[...] werden, und ist die Freiheit nebst der Nothwendig[...] wie sie da *generis neutrius* als Liebe oder [...] Persönlichkeit proponirt wird, so eine rein negative [...] die sich in dem Zufallsspiele subjectiver Willkür [...] in den inhaltreichsten Begriff sogleich umkehren [...] Versicherungen jener Art, an denen es nicht fehl[...] nöthig, wenn bei dem fixen Dualismus der Sub[...] das absolute Princip nicht zu einem ganz überfl[...] *Vacuum* werden soll; aber wie könnte wohl die [...]senschaft solchen kategorischen Imperativen un[...]wiesenen Voraussetzungen Glauben schenken!

Auf diesem *dualistischen Standpunkte* mu[...] natürlich auch der *Gesichtspunkt*, von welchem [...] Katholicismus und Protestantismus beleuchtet [...] in einem entsprechenden Zwielichte erscheine[...] dieses thut sich vor Allem darin kund, dafs d[...] der Protestantismus in seiner kirchlichen Unmittel[...] als *Semipantheismus*, in seiner wissenschaftlichen [...]lung aber als vollendeter *Pantheismus*, und dagegen [...] Katholicismus in Folge der strengen Scheidung [...]schen dem creirenden und dem creatürlichen [...] als absolut persönlicher *Monotheismus* vorgestell[...]

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 31.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

August 1835.

letzte Symboliker. Eine durch die symbo-ken Werke Dr. J. A. Möhler's und Dr. F. Baur's veranlafste Schrift, in Briefen, von 'on **Günther.**

(Fortsetzung.)

defs wenn hiernach schon die katholische Lehre ärbung erhält, welche sie hinsichtlich der selb- : sein sollenden Substanzen in ihrer kirchlich ischen Form noch nicht hat, um wie viel weni- dadurch der Protestantismus in seinem objecti- tesbewufstsein wahrhaft bestimmt! Denn es wäre ine entsetzliche Willkür, wenn man ohne wei- a, wo Gott als der Offenbarungslose in Wirklich- lbst- und willenlos erscheint, eine concret mo- tische Persönlichkeit, hingegen da, wo er als in Offenbarung begriffen wahrhaft und wirklich der g *gegen*wärtige erleuchtende und heiligende Geist e abstract pantheistische Allgemeinheit fingiren Und doch beruhet darauf die Meinung des Hrn. hauptsächlich, ist aber dadurch zugleich als un- leter Einfall von selbst widerlegt, da ja geschicht- nd vernünftiger Weise nur das unmittelbare Ver- nsein Gottes in dem noch subjectlosen substanziel- n als Pantheismus bestimmt werden kann und er Begriff des im Sohne und Geiste ewig offen- Gottes eben so fern vom Pantheismus bleibt, wie vahn des Dualismus vom wahrhaften Monotheis- s soll nun ferner auf dem vom Hrn. Verf. eigen- gebildeten pantheistischen Sandgrunde der Pro- mus, weil in demselben lediglich Gott das abso- immende Princip in und von Allem ausmache, s Dependenzsystem" sein, consequent nach der nationslehre Calvin's (die bekanntlich schon in rschiedenen reformirten Glaubensbekenntnissen ge Modificationen erhielt), während der Katholi- in seinem „Respecte vor dem substanziellen Men-schengeiste" demselben auch seine Independenz und Freiheit bewahre. Das Letztere ist wahrlich nur zu sehr der Fall und wird späterhin weiter zur Sprache kommen; allein das Erstere ist wie in symbolisch kirchlicher Hinsicht unrichtig, so in logisch dogmatischer Beziehung unwahr. Denn mit *der* Lehrbestimmung, dafs ich nur in und durch Gott zum Wahren und Guten gelange, ist doch wohl noch keineswegs gesagt, dafs es gradezu ohne mich (oder eine selbst- und willenlose Passivität angehend) in mir zum Wahren und Guten komme, sondern nur soviel, dafs ich bei inniger Bedürftigkeit, widerstandloser Zulässigkeit, freier Empfänglichkeit und eifriger Bereitwilligkeit kraft des göttlichen Gnadenprincipes in den Besitz der Wahrheit gelange, also mich zugleich selbstbestimmend und selbstthätig zeige, jedoch ohne auf eigne selbständige Kräfte eigensinnig und eigenwillig pochen zu wollen. Nach welchem protestantischen Glaubensbekenntnisse hängt die jedesmalige Zuständlichkeit des Menschen absolut nur von Gott, nicht zugleich von des Menschen eignem Wollen und Thun ab, und nach was für einem Verstande ist die immanente Wirklichkeit und Wirksamkeit Gottes im Menschen eine Unselbständigkeit und Unthätigkeit des Menschen in Gott? Der untergeschobene protestantische Pantheismus wird aufserdem als Hauptgrund angesehen, dafs daselbst im Glauben wie im Wissen die *Versöhnung* stets als *Zurückführung* (Versenkung in das allgemeine grundlose Gottesmeer) erscheine, nicht als freie *Selbstvollendung*, welche nur im Katholicismus ihren nothwendigen Platz finde. Doch bei ungetrübter näherer Beleuchtung zeigt sich, dafs dort die Versöhnung den Begriff der wesentlichen Vereinigung und der darin begründeten persönlichen Verherrlichung oder Vollendung in sich schliefst, hier dagegen nach consequenter Folgerung eine substanzielle Geschiedenheit bestehen bleiben mufs, da ja die ursprünglich geschiedene sogenannte creatürliche Substanz wohl zu irgend einem be-

stimmten Ziele auf eignes gutes Glück, aber nun und nimmermehr im eigentlichen Sinne zur wirklichen Versöhnung mit der ihr entgegen gesetzten und allda absolut selbstständig in sich abgeschlossenen Substanz gelangen kann. — Es sind hiermit in dem Gesichtspunkte des Hrn. Verfs. vorerst charakteristische Grundzüge bezeichnet, welche sich in seinen Reflexionen über die kirchlich gegebenen Lehrbestandtheile mannigfach blicken lassen; und wie wenig nun auch die protestantische Lehre einem solchen Standpunkte und Gesichtspunkte zusagen kann, so tritt doch das ernste Bestreben, den unmittelbar symbolischen Sinn der einander entgegengesetzten Kirchenlehren aus dem Gegensatze heraus einer vermittelten tieferen Beziehung und gegenseitigen Einigung zuzuführen, häufig und deutlich hervor, obgleich die auf dem Grunde des fixen Dualismus angestrebte Einigung den kirchlichen Gegensatz nur in einen mehr wissenschaftlich geformten unleidlichen Widerspruch hineinzuwickeln sucht. Hinsichtlich der Darstellungsfolge finden die einzelnen Differenzpunkte in der ausführlichen Berücksichtigung der Hauptcontroverspunkte von dem *Urzustande*, *der Rechtfertigung*, der *Kirche*, den *Sacramenten* und der *Tradition* ihre Erledigung, worauf alsdann, nach satyrischem Zwischenspiele über die berüchtigten antievangelischen Experimente *rationalistischer* Ungebundenheit, noch sibyllinische Hindeutungen auf eine recht trauliche, privatim unter zwei guten Freunden auch sehr leicht mögliche, Aussöhnung, besonders über Papst und Episcopat folgen. Bei diesem die symbolische Individualität einer jeden Confession betreffenden Explicationen ist es dem wesentlichen Charakter und der hervorstechenden Tendenz des ganzen Buches zuzuschreiben, dafs bei den meisten Gegenständen die erforderliche äufsere Gelehrsamkeit vorausgesetzt wird, da die beiden Fürsprecher des Katholicismus und des Protestantismus in ihren Expectorationen es vornehmlich auf gegenseitige dialektische Vermittlung des in subjectiver Form bewahrten objectiven Glaubensinhaltes absehen; aber wie nun dabei der Hr. Verf. so ganz allmälig den Blick wohlgefällig auf die eine Seite des Gegensatzes vorzugsweise fixirt und dadurch seine unparteiisch scheinende Stellung zu einer parteiischen werden läfst, davon sind jetzt einzelne Beweise zu geben.

Die Exposition des ersten Controverspunktes über den *Adamitischen Urzustand* läuft der Hauptsache nach zuletzt darauf hinaus, dafs die katholischen Bestimmun- gen des *supernaturale* und *superadditum* [illegible] *num justitiae originalis*) den protestantischen nat[illegible] *rale* und *concreatum* gegenüber gerechtfertigt w[illegible] den, und zwar dadurch, dafs „Gott als Geber der [illegible] *bernatürliche* sei, hingegen der Mensch als Cr[illegible] unter seinem Schöpfer stehe, und dafs ferner hinsi[illegible] lich des *superadditum* der Geber des Geschen[illegible] früher da war, als der zu begabende Mensch — [illegible] das Geschenk obendrein kam, wiewohl andrerseits [illegible] Schenkungsakt von Seiten Gottes dem Schöpfungs[illegible] auf der Ferse nachfolgte, und deshalb das *donum* [illegible] als *concreatum* angesehen werden könne" (p. 2[illegible] 27.). Zur weiteren Begründung heifst es im Folgen[illegible] dafs zwar Gott und seine Vereinigung mit dem G[illegible] diesen selber für jene nothwendig voraussetze, kei[illegible] wegs aber mit gleicher Nothwendigkeit der bereit[illegible] schaffene Geist seine Vereinigung mit Gott nach[illegible] setze, wodurch der Ausdruck *superadditum* [illegible] weiteres gerechtfertigt werde, um die der Schö[illegible] nachfolgende Vereinigung und Subordinirung de[illegible] stes mit und unter Gott zu bezeichnen. Es la[illegible] aber auch die andere Bezeichnung in dem W[illegible] *concreatum donum* nicht verwerfen, da kein G[illegible] anzugeben sei, warum sich Gott nicht mit dem er[illegible] fenen Geiste vereinigt haben solle (p. 28. u. 29[illegible] solcher Weise kann sich die wissenschaftliche Be[illegible] tung gleich beim Eingange in das symbolische G[illegible] wahrlich nicht sehr vortheilhaft empfehlen; denn [illegible] da zu auffallend auf eine blofs reflectirende Verm[illegible] anschauung und damit verbundenes dialektisches Ra[illegible] nement beschränkt, demzufolge die eine Bestim[illegible] stets in die andere umschlägt und am Ende eine [illegible] vage Unbestimmtheit das Resultat ausmacht. Wie [illegible] sich der Protestantismus jene auf willkürlich vora[illegible] setzte endliche Zeit- Raum- oder Rangverhältniss[illegible] stützten krassen Vorstellungen gefallen lassen, [illegible] sich auf symbolischem und auf dogmatischem Ge[illegible] vornehmlich darum handelt, ob die *justitia origi*[illegible] mit der als *imago divina* verherrlichten mensch[illegible] Natur substanziell vereinigt oder derselben nur ac[illegible] tell hinzugefügt sei. Würde dabei ein geschaf[illegible] Darunter und ein geschenktes Darüber, ein Vorher[illegible] gleich und Nachher in der beschriebenen Weise [illegible] gültig anerkannt, so erhielte der Katholicismus allerd[illegible] einen bedeutenden Vorschub; aber wenn vom Beg[illegible]

ursprünglichen Menschennatur die Rede ist, so mufs selbe doch wohl in der vereinten Totalität ihrer we- lichen Bestandtheile begriffen werden, nicht in ei- zerstückelten Aufeinanderfolge nach und nach creir- Elemente, aus denen der göttliche Künstler unter besserung, Vervollkommnung oder Hinzufügung des n und anderen Theils die menschliche Natur zusam- gesetzt haben soll. Durch diese langweilige Com- ion (*v. Catech. Rom. h. l.*) erhält das creirende Prin- ein eben so rohes Ansehen wie das fingirte, und nds der geschaffene Geist gleicht einem geistlosen höpfe mehr als dem von Gott dem Menschen ein- senen lebendigen Odem, welcher doch, als durch lurch geistig, nothwendig aus dem Geiste hervor- gen sein mufste und somit nicht erst wie eine ie Masse geschaffen zu werden brauchte, wenn das Hervorgehen aus dem ewigen unendlichen Ur- in die Zeit fällt. Nach protestantischem Lehrbe- nacht die von dem göttlichen Odem begeistigte rade dadurch ebenbildliche Lebenseinheit, als in nmittelbaren Heiligkeit oder göttlichen Gerech- noch ungetrübte Zuständlichkeit, den vollen Be- er *ursprünglichen* Menschennatur aus, wogegen er katholischen Lehre in der schöpferischen Thä- ein verzeitlichtes Nacheinander und in der ge- ien Menschennatur ein zersplittertes Nebeneinan- teht, welches durch den gründlichen Scheidungs- des Hrn. Verfs. einen noch schärferen Ausdruck hat, und so der wissenschaftlichen Erkenntnifs *eiter* entfremdet ist. — Dem flüchtigen Blicke bei diesen entgegengesetzten Lehrbestimmungen scheinen, wie wenn auf protestantischer Seite, er zwischen Gott und der ursprünglichen Men- ur, noch zwischen den wesentlichen Bestandthei- er letzteren ein substanzieller Gegensatz Gül- at, die sich selbst unabhängig bestimmende Frei- *nichtet* und die Sünde zur Gottesthat gemacht o dafs dann doch die Protestanten im Sinne des rfs. mit Recht als „Fetischdiener absoluter Ab- it" angesehen werden könnten. Es ist doch er nicht schwer zu begreifen, dafs die göttli- heit, als aus Gott im geschaffenen Menschen werdend, dadurch keineswegs, wie in ihr gra- ntheil umgewandelt, zu blinder Nothwendigkeit lenloser Abhängigkeit wird, sondern vielmehr dort als Freiheit auch nothwendig den Cha- rakter der Freiheit vorerst behält, also auch in der menschlichen Erkenntnifs und Liebe Gottes wahrhafte Selbstbestimmung ist — aber als solche in dem endlichen Geschöpfe, das zum Unterschiede von dem unendlichen Schöpfer nicht die absolute Freiheit selbst ist, sondern nur im Wege der Gnade Antheil daran hat, auch zum Gegentheil sich entschliefsen kann (weil ihm ja im Besitze der Freiheit natürlich zugleich derselben freier Gebrauch überlassen ist), was dann, wenn es wirklich geschieht, nur auf die eigne Rechnung des *ungezwungenen* Menschen zu schreiben ist, wie dieses selbst Calvin und Beza darin anerkennen, dafs nach ihnen der Mensch, ungeachtet seiner Bedingtheit durch Gott, nicht minder zugleich *vitio suo* oder *culpa sua* fällt. Mag nun die protestantische Lehre immerhin wie zu Calvins so auch zu Augustins Lehre eine unleugbare Beziehung haben und namentlich der *Pelagianischen* Meinung entgegengesetzt sein: das sogenannte „*absolute Dependenzsystem* ist eine grundlose Fiction; allein der *katholische Pelagianismus* hat in der losgetrennten substanziellen Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit des Menschen vollkommen *factischen* Grund, und man sollte es kaum glauben, dafs der Hr. Verf., um diesen Grund zu vernichten, dem *liberum arbitrium* aus, in und durch Gott einen über die Subjectivität hinausragenden objectiven ja absoluten Inhalt zu vindiciren sucht, da doch bei ihm, wie gesagt, in der substanziell von Gott geschiedenen Wesenheit und Wirklichkeit des Menschen der „Pelagianische Freiheitsschwindel" sich allenthalben, wie es auch ganz consequent ist, überlaut macht und mit Rücksicht hierauf jenes Bestreben als gegen die eigne Grundansicht und gegen die katholische Lehre gerichtet erscheinen mufs (p. 45 ff.). Denn wo, aus purem Respecte vor dem „creirten Geiste" der Mensch vermöge seines selbstischen substanziellen Principes zum Autokraten gemacht ist, da kann doch wahrlich die Beziehung des *liberum arbitrium* zur göttlichen Gnade, wenn sie über die blofsen *Anlagen*, über das äufsere *Gesetz*, die *Lehre* und das *Beispiel* noch hinausgreifen soll, auch nur eine fromme Einbildung sein, die ihre Hohlheit mit der schaalen Versicherung bedecken mufs, dafs man mit Hülfe der göttlichen Gnade *leichter* erfüllen könne, wozu man durch das *liberum arbitrium* bestimmt sei. Ausführlich theilt der Hr. Verf. seine Ansicht von Augustin und Pelagius mit, und da wird denn auch dargethan, dafs „keineswegs die Freiheitsidee als

solche den Pelagius zum Ketzer gemacht hat, wohl aber die Ueberschützung derselben" (p. 42), wofür es der Nachweisung nicht bedurfte; indefs geschichtlich zu begründen war die Behauptung: dafs gemäfs der Lehre des Augustin die Freiheit nach dem Sündenfalle „ein Vermögen zu sündigen" sei, während sie dem Adam und seiner Nachkommenschaft, wenn jener nicht gefallen wäre, als wesentliche Form des Geistes geblieben sein würde, aber als „Vermögen zum Guten, ohne Möglichkeit des Mifsbrauchs" (p. 55). Das ist die Freiheit nie gewesen und konnte sie auch nie werden, da dieselbe nach Augustin schon ursprünglich im Menschen nur ein *posse non peccare*, keineswegs ein *non posse peccare* (eben so *posse non mori* nicht *non posse mori*) in sich schlofs, und wie nun in dem ursprünglichen *liberum arbitrium* die Wirklichkeit des Guten nicht ohne die Möglichkeit des Bösen war, so mufste in dieser zur Wirklichkeit gewordenen Möglichkeit, also in der zur Erscheinung gekommenen Sünde auch noch die Möglichkeit für das Gute bleiben, weil sonst kein Nachkomme des Adams in die göttliche Gnade aufgenommen werden konnte. — Vom symbolischen Gesichtspunkte aus fällt die verschiedene Auffassung des *liberum arbitrium* bei der Lehre von der *Rechtfertigung* am einleuchtendsten in die Augen, indem hier das Verhältnifs des *lib. arb.* zur göttlichen Gnadenwirksamkeit in concreter Zuständlichkeit sich deutlicher ausdrückt. Man kann bei diesem Controverspunkte all' die einleitenden Bemerkungen, welche der Hr. Vf. über die wechselseitige Ergänzung der katholischen und protestantischen Lehre macht, in dogmatischer Hinsicht sich meistens wohl gefallen lassen; aber für die *Symbolik* haben sie doch vorerst nur einen untergeordneten Werth und werden auch von dem Hrn. Vf. im weiteren Fortgange unberücksichtigt gelassen, da es nun z. B. heifst: dafs im protestantischen Sinne bei der ausschliefslichen Thätigkeit Gottes in der Wiedergeburt „Gott allein als Geist im Menschen glaube" (p. 125). Dies scheint ganz consequent zu sein, sofern der Glaube als *opus spiritus s.* protestantisch bestimmt wird; aber ist denn das Werk des heil. Geistes mit diesem, der den Glauben Bewirkende mit dem Bewirkten einerlei? Wird nicht in den protestantischen Bekenntnissen der Glaube ausdrücklich als *freies Wollen und Annehmen* des geoffenbarten göttlichen Wortes, als subjectives Beseeltsein von dem höheren Lebensprincipe Christi, als die in das eigne Wesen, Wollen und Th[…] aufgenommene rechtfertigende, heiligende, lebendig [m]achende seligmachende Gotteskraft bezeichnet, und ist hier[…] der Subjectivität nicht ungeachtet der göttlichen Thät[ig]keit die ihr zukommende Bedeutsamkeit gelassen! [Die] Thätigkeit Gottes vermittelt sich allerdings bei der Rec[ht]fertigung fortwährend im Glauben; aber wie kann [in] diesem in jenem protestantischen Begriffe auch nur [die] Rede sein, wenn die subjective Thätigkeit ignorirt [oder] gar annullirt wird! Diese besteht indefs eben so we[nig] isolirt für sich, sondern läfst sich mit freier Zustimm[ung] und selbstthätiger Einwilligung von dem unendli[chen] Gnadenprincipe bestimmen, wogegen nach katholis[cher] Lehre neben dem vorausgesetzten blofs historischen [Für]*wahrhalten* des Glaubens das Hauptgewicht sogleic[h auf] die in guten Werken entäufserte *fides formata*, [auf die] der *Rechtfertigung* vorgreifende *Heiligung*, kur[z auf] selbstische Gerechtigkeit und subjective Verdienst[lich]keit fällt, und sich dadurch als Uebergewicht des [Pela]gianismus unmöglich verkennen läfst. Ein stets [irr]endes Irrlicht ist bei Bezeichnung der protesta[ntischen] Lehre jener schon mehrmals gerügte Wahn de[r] Dependenz oder selbstloser Abhängigkeit, welches bei dem Begriffe der Kirche wieder zum Vor[schein] kömmt, hier jedoch so, dafs im Protestantismus [für] die ungebundenste Willkür eine eben so gültige [An]kennung haben soll. Da in der *biblischen* Aut[orität] eine *absolute Dependenz*, in der freien Ueberz[eugung] aber eine *absolute Independenz* bekannt werde[, so] cher allgemein bezeichnete Widerspruch sodann ein gegenseitiges sich in den Haaren Liegen jen[er bei]den Auctoritäten recht handgreiflich gemacht [(p.] 200 u. 201). Der vermeintliche Widerspruch ist wiederum blofser Wahn; denn die *freie Ueberz[eugung]* ist in Wahrheit nur freier Zutritt zur *biblischen* [Auto]*rität* d. h. ein dem priesterlichen Geisteszwange [entho]benes freies sich Ueberzeugen von der Wahrh[eit des] göttlichen Wortes, wobei das durch den ge[…] christlichen Unterricht angezündete und im [Geiste] Christi verklärte Glaubenslicht vermittelnd [zwischen] dem Objecte und Subjecte steht, so dafs di[e] Ueberzeugung nur dann kirchlichen Werth habe[n kann,] wenn sie sich als eine von dem absoluten [Lichte] der Bibel und Kirche durchleuchtete, objectiv […]

(Der Beschlufs folgt.)

№ 32.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

August 1835.

letzte Symboliker. Eine durch die symbochen Werke Dr. J. A. Möhler's und Dr. F. Baur's veranlafste Schrift, in Briefen, von ton Günther.

(Schlufs.)

Vürde hingegen der menschlichen Subjectivität für sich eine ausschliefsliche Auctorität beigelegt, chiene ja auch hier der römisch katholische Irrnur etwas anders geformt, und dann müfsten allerzwei Auctoritäten anerkannt werden, während der tantismus in seinen Glaubensbekenntnissen nur elten läfst, nämlich die vermittelst des in der Ge- lebendigen Geistes Christi begründete und zu dende heilige Schrift. Um so mehr mufs nun der befremden, dafs durch die vorausgesetzte (nämm Hrn. Vf.) subjective Auctorität entweder das ent oder die Schrift oder auch das Sacrament e Schrift entbehrlich gemacht werde (p. 204 u. ie wenn in dem Lehrsatze, dafs allein die Bibel en moralischen wie in den dogmatischen Bestim- absolute Auctorität habe, nicht deutlich genug rochen wäre, dafs nur in der Einheit mit dieser jectivität objectiven Gehalt besitzt, aber ohne in kirchlich christlicher Beziehung völlig gehalt- Wo hingegen der göttliche Geist auf Kosten und seiner Gemeinde in hierarchischer Subjectirschlossen sein und demgemäfs *traditionelle Unkeit* bestehen soll, da könnte, wo nicht beides, s Eine oder Andere sehr gut entbehrt werden, venn dieselben in dem Trugbilde der *Unfehl*ereits wesentlich modificirt erscheinen. Es liefse r diese und andere die Kirche und Bibel ben Punkte noch manches bemerken; indefs vorug; nach ihnen geht der Hr. Vf. zu den Sacraüber und hier mufs man sich von vorn herein wundern, dafs er, nachdem die Subjectivität der Empfänger dem *opus operatum* gegenüber wenigstens eine theoretische Bedeutsamkeit wieder erlangt hat, keck die Behauptung ausspricht: es habe die hohe Kritik noch nie und nirgends die Spur entdecken können, in welchem Zeitmomente die alte Kirche ihre Willkürwirthschaft begonnen habe: ein Abgang, der indirect wenigstens beweise, dafs die Siebenzahl ihrer Sacramente so alt sei, wie sie selber (p. 215). Allerdings in der „alten Kirche" sind die Spuren sehr schwer zu entdecken, weil sie ja erst in der römisch papistischen des scholastischen Mittelalters deutlich hervortreten, und so hat denn der Hr. Verf. durch jene leichtfertige Aeufserung nur sich und seine Kirche der nöthigen Beweisführung flugs entzogen, hierdurch aber die Sache nach wie vor ganz unbegründet gelassen. Denn was er zur Rechtfertigung seines sogenannten Organismus der Sacramente anführt, besteht doch bei Licht besehen nur aus subjectiven Gründen, mit denen, statt der erforderlichen objectiven Beweise oder historischen Thatsachen, sich nicht leicht Jemand, am allerwenigsten der Protestant abspeisen läfst. Die Hauptsache bei der Kirche und den Sacramenten, ja die Grundlage, auf welche das gesammte hierarchische Priesterthum, Mefsopfer, Absolutionsmacht, Indulgenz- und Pönitenzwesen, u. dgl. sich stützt, ist die *priesterliche Repräsentation* Christi, welche nach des Hrn. Verfs. Meinung ihre Rechtfertigung hierin findet: dafs, da das factische Geschlecht nicht ohne historischen Christus und dessen Verdienst für sein Geschlecht bestehe, auch Christus im Geschlechte nach seinem Austritte aus demselben fortbestehen müsse, und dafs diese Relation Christi zum Geschlechte und des Geschlechtes zu Christo, als eine wesentliche, selber objectiv auszuprägen d. h. zu repräsentiren sei. Eben so soll noch insbesondere „das verdienende subjective Moment," welches in dem freien Gehorsam des Menschensohnes bis zum Tode am Kreuze liege, einer Repräsentation bedürfen und dieselbe in dem katholischen Opferacte oder

unblutigen Meſsopfer finden, wobei gleichsehr die Nothwendigkeit des Opfersubjects hervortrete (p. 219 u. 220). Zur geschichtlichen Begründung wird nachher angeführt, daſs der Charakter Christi, gemäſs seiner Anordnung, nur durch eine Ausscheidung und Aussonderung unter den Gläubigen *fortsetzlich* oder *repräsentabel* sei, welches denn auch wirklich durch die Auserwählung der zwölf Apostel und durch die von diesen fortgesetzte Unterscheidung geschehen (p. 224). Man muſs in dieser dogmatisch historischen Rechtfertigung, die mit dialektischer Gewandtheit weit ausgeführt wird, wenigstens eine auf Vernunft und Bibel hinzielende Vertheidigung der anstöſsigen Punkte anerkennen, wiewohl der eigentliche Knoten nicht gelöst, sondern nur neu umwickelt wird. Denn wenn Christus wirklich fortbesteht, was seiner Verheiſsung gemäſs in dem die gläubige Gemeinde beseelenden heiligen Geiste der Fall ist, so könnte doch die *Repräsentation* einen angemessenen Sinn nur dann haben, wenn sie das in allen wahrhaften Gemeindegliedern lebendig gegenwärtige *Fortbestehen* Christi ausdrückte. Aber wozu da noch die auf ausschlieſsliche (in directem Gegensatze fixirte) Subjectivität beschränkte *päpstliche* oder *priesterliche* Repräsentation, welche im Grunde weiter nichts als *hierarchischer Autokratismus* oder *theokratischer Egoismus* ist und in dieser Form trotz aller Gegenversicherungen auf die chinesische und buddhistische Selbstvergötterung hindeutet. Warum wird denn nicht auch Gott der Vater und der heilige Geist oder wie der zweite Adam so auch der erste repräsentirt, da doch hier gleichfalls eine wesentliche Relation zum Menschengeschlechte selbst von schroff dualistischem Standpunkte aus anerkannt werden muſs? Und wenn man nun vollends auf die Bibel Rücksicht nimmt: was sollen da die Aussprüche Christi und der Apostel von dem in allen Gläubigen wirklich lebendigen und thätigen heiligen Geiste, ja wozu wäre dieser in den Gemeindegliedern noch nöthig, wenn Christus sich in subjectiver Beschränktheit absolut repräsentiren und fortwährend zum Besten Anderer opfern lieſse? Wo ist aber von einem nur in bestimmten Subjecten fortzupflanzenden Verdienste, von göttlichen Prärogativen, die künftighin nur einer gewissen Priesterklasse, nicht den Gläubigen überhaupt zu Theil werden sollen, von fortzusetzendem Opferacte u. dgl. die Rede? Was anders wird den Jüngern ge- und verheiſsen, als daſs sie im Geiste der Wahrheit das geoffenbarte Wort verkünden, in die-

sem Berufe mit Gotteskraft eine segensreiche Wirk-
keit entfalten und auf die einsichtsvolle Glauben[s]
das kirchliche Gottesgebäude stützen sollen! Der H[rn.]
scheuet sich nicht zu behaupten, daſs, wer die R[eprä-]
sentation Christi im Geschlechte leugne (natürlich
die römische Kirche sie bewahrt), hiermit zugleic[h]
Kirche als göttliche Institution, d. h. in ihrer Constru[ction]
von Oben nach Unten herab, leugnen müsse (p. 2[..]
welches offenbar richtiger heiſsen sollte: in ihre[r ...]
schen Construction durch Papst und Clerus, über[haupt]
durch *Hierarchie.* Denn wo im Geiste des Her[rn das]
göttliche Wort wahrhaft verkündigt und die Sacra[mente]
gläubig verwaltet und empfangen werden, da is[t]
in der That und Wahrheit die vom Geiste Christi [durch-]
drungene christliche Kirche, wie sie z. B. ohne röm[ischen]
Papst, Clerus, Meſswesen, Opfersubjecte u. s. w.
statt deren mit glaubensstarken und geisteskräftige[n Leh-]
rern versehen, in den ersten Jahrhunderten bestan[d ...]
für evangelisch gesinnte Glieder des Leibes Chri[sti ha-]
ben noch immer volle Wahrheit die Worte: *e[cclesia]*
nunquam melius gubernari et conservari pote[st,]
si omnes sub uno capite, quod est Christus, ein[...]
Je weniger die römische Kirche bei diesen Con[troverse-]
puncten von der *Kirche* und den *Sacramenten* [...]
ten biblischen, geschichtlichen und vernünftigen [Anfor-]
derungen zu genügen im Stande ist, desto mehr
die versuchte Rechtfertigung nicht selten in ein [...]
sches Gewirre vielerlei Reflexionen, Distinctio[nen und]
Fictionen eingehüllt, die nur der Hauptsache [...]
berücksichtigen, die Kritik über ihre Grenzen hi[naus füh-]
ren würde. Doch mag noch die befremdende E[rklä-]
rung des Hrn. Vfs. zur Sprache kommen, auf d[en pro-]
testantischen Vorwurf: daſs der unsichtbare Ge[ist Chris-]
tes sich eben so in die sichtbare Repräsentation d[er Hier-]
archie verwandle, wie, nach Eutyches Irrthum, d[ie Gott-]
heit sich in die Menschheit in der Person Christi [verwan-]
delt habe — und wie noch zur Stunde der r[ömische]
Clerus das Brot in den Leib Christi zu verwandeln [...]
Hiergegen heiſst es: „die katholische Kirche hat [so we-]
nig die Verwandlung des Brotes in die Gottheit [...]
der Leib Christi ist nicht einmal der Geist Chr[isti ...]
des Menschensohnes, geschweige der Logos Christ[i ...]
gelehrt, als sie vielmehr die Verwandlung der G[ottheit]
in ein creatürliches Wesen umgekehrt als Ketzer[ei von]
sich ausgeschlossen. Und eben so wenig kann [...]
bei dem unverrückten Festhalten an der (verlachten

Aufserweltlichkeit Gottes und der Aufsergöttlich- der Weltcreatur in Sinn kommen: wesentliche Un- chiede zwischen verschiedenen Substanzen, als iden- mit blofs graduellen Unterschieden einer und der- Substanz, in der Mannigfaltigkeit ihrer eignen heinung anzusehen" (p. 290 u. 291). Was ist nun in diesen Worten mehr als eine unbewiesene und weisbare, noch obenein in neue Verirrung auslau-, Versicherung enthalten? Die römische Abend-feier läfst doch bis auf den heutigen Tag nicht den esten Zweifel übrig, dafs durch die Transsubstan-n die Verwandlung in den ungetheilten leibhaftigen tus geschehe, ohne Beachtung jener ihr untergescho- dualistischen Scheidung, durch welche der Hr. Vf. er Scylla des Eutychianismus mitten in die Cha- des Nestorianismus hineingeworfen wird. Denn ser letzteren häretischen Verirrung wurden be-lich die göttliche und menschliche Natur wie zwei inander geschiedene selbständige Substanzen nicht wahrhaften ἕνωσις καθ' ὑπόστασιν, sondern nur in äufserlichen συνάφεια zusammengehalten, und hier-rglichen hat jene wesentliche Unterscheidung der nzen sogar noch einen grelleren Anstrich. Statt ssenschaftlichen Widerlegung oder Beweisführung ht sodann, wie bei anderen Punkten in ganz ent-nder Weise, auf die eingebildete pantheistische schauung wiederum ein Ausfall, wodurch indefs die Dissubstantiation des Hrn. Verfs. noch die bstantiation seiner Kirche gerechtfertigt werden Was aber im Uebrigen bei verschiedenen Gele-en noch über Episcopat, heiligen Geist und Tra-emerkt wird, hat ein so unbestimmtes, die eigen-e symbolische Färbung verhüllendes, Gepräge, n so gut der Protestant wie der Katholik sich ründe daraus nehmen, aber auch eben so wenig vie jener eine genügende Rechtfertigung darin ann. Doch die oft durchleuchtende wache Ein-fs jene Gegenstände auf dem wissenschaftlichen ihrer geistlosen stiefmütterlichen Pflege entnom- einer freien dialektischen Fortbildung zugeführt müssen, verdient rühmliche Anerkennung, wel- Hrn. Verf. auch von protestantischer Seite zu erden mufs.

Steph. Matthies.

XXVII.

Leben des Königlich Preufsischen Geheimen Rathes und Doctors der Arzneiwissenschaft Ernst Ludwig **Heim.** *Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von Georg Wilhelm* **Kefsler,** *Königlich Preufsischem Wirklichen Geheimen Oberfinanzrath. Leipzig, F. A. Brockhaus,* 1835. *Zwei Theile.* 12.

Unser Bericht wird hier auf wenige Worte sich beschränken dürfen. Der ganze Gehalt und Werth dieses reichen Buches ist nämlich innerhalb des bewegungsvollen, heitern und anziehenden Gebietes aufzufassen, wo die Wissenschaft und das Leben zusammenfliefsen, und ihre Vereinigung nach beiden Seiten erhöhten Gewinn zurückwendet. Wenn aber sonst die Lebensbeschreibungen der Gelehrten ihr hauptsächliches Interesse doch meist nach dem besonderen Fache hin behalten, dem diese grade angehoren, ja sogar die Abfassung in den meisten Fällen dies ausdrücklich bezweckt, so stellt dagegen das vorliegende Buch in diesem Betreff ein andres Verhältnifs auf. Auch hier findet ein nächster Antheil und Reiz unstreitig für die Arzneiwissenschaft und deren Ausubung Statt, da es das Leben eines Arztes ist, das erzählt wird; allein diese Seite hat hier, wie fruchtbar und glänzend sie auch sei, durchaus nicht das Uebergewicht, sondern dieses gehört entschieden der andern Seite an, der des allgemeinen und persönlichen Lebens, bei welchem die Bezüge der Wissenschaft, innerhalb deren jenes sich bewegt, nur noch als untergeordnete mitgehen.

Denn sofern mit Recht ein Unterschied anzunehmen ist, solcher Menschen, deren ganzes Dasein aus ursprünglicher, rein und voll strömender, nie rastender Quelle zu fliefsen scheint, und solcher, denen nur ein abgeleitetes, wechselnd stockendes oder nur trüb und karg fliefsendes, verliehen ward, so mufs der herrliche Mann, dessen Andenken hier gefeiert wird, als eines der seltensten und auserwähltesten Beispiele der erstern Art gelten, als unmittelbar hervordringend aus dem klarsten und vollsten Strome des Daseins, als ein fortwährender Lebensquell selber, der durch Gestein und Felder seine segenvolle Fluth ergiefst, und Frische, Fruchtbarkeit und Heil ausbreitet, unermüdet im hellen Sonnenschein wie im dämmernden Sternenschimmer. Alles in und an ihm ist Lust und Muth des Lebens, Kraft und Thätigkeit, Genufs und Ertrag desselben; die ausgezeichnetsten Eigenschaften, die er besitzt, die höchsten Verdienste, die er erwirbt, alles steht und gedeiht in seiner heitern Lebendigkeit, als dem gemeinsamen Elemente, welches in ihm jedes andern Stoffes, der herandringt oder ausscheidet, mächtig bleibt. Diese Lebendigkeit ist der Grund, die Kraft und der Glanz seines ganzen Wesens.

Ernst Ludwig Heim, geboren 1747 zu Solz im Herzogthum Meiningen, gestorben zu Berlin 1834, war sein langes Leben hindurch, von der Universität an bis in seine letzten Tage, einer der thätigsten und glücklichsten Aerzte, die es jemals gegeben hat. Er war vorzugsweise dieses, ein ausübender, hulfreicher Arzt, und alles andre, was er aufserdem noch Ausgezeichnetes

leistete, als Naturforscher, als Lehrer, tritt gegen seine unmittelbar praktische Thätigkeit in den Hintergrund. Hiemit wäre nun schon die auſserordentliche Bedeutung und Wirksamkeit eines solchen Lebens genugsam ausgesprochen; allein auch diese ordnen sich, wie schon erwähnt worden, einer höheren Erscheinung unter, die von seiner Persönlichkeit ausgeht. Seine ärztliche Meisterschaft ist von der liebenswürdigsten Eigenthümlichkeit begleitet, deren Grund unerschütterlicher Gradsinn, kindliche Unschuld und Treue, reines Gottvertrauen und heitre Pflichterfüllung sind, und in unversiegbarem Frohsinn, rüstiger Thatkraft, kühnem Freimuth und launiger Munterkeit immer frisch und selbstständig durch Welt- und Tagesgedränge die vorgezeichnete Bahn verfolgt. Seine kräftige Originalität vereinigte herrscherliche und kriegerische Eigenschaften, — letztere sogar von der raschen, bei anscheinender Wildheit doch umsichtigen und klugen Art eines leichten Reiters, wie er ja auch im eigentlichsten Sinne mit gröſster Vorliebe war, — mit menschenfreundlichen, liebevollen und zartsinnigen, die insgesammt, zu jedem Dienste bereit und jeder Aufopferung fähig, ganz wieder dem Arzte zu Gute kamen, ja ihn gewissermaſsen ausmachten, denn die Wirksamkeit seiner persönlichen Erscheinung war nicht minder trostreich und heilsam, als die seiner ärztlichen Verordnungen.

Der Lebenseindruck eines solchen Mannes wird in der Hauptstadt, wo er in allen Klassen, geringen und vornehmen, eine der namhaftesten, verehrtesten und geliebtesten Notabilitäten war, noch lange fortdauern; die Zeitgenossen erschöpfen diesen Schatz des Andenkens nicht, sondern vererben ihn auf ein nachfolgendes Geschlecht, das der eignen Anschauung entbehrt. Diesem kömmt nun das vorliegende Buch glücklich zu Hülfe, indem es die vorhandenen Ueberlieferungen in ein geordnetes Bild zusammenfaſst, und jeder besondern Erinnerung einen festen Anhalt bietet, der auch viele hier bei dem groſsen Reichthum übergangene oder nicht ausdrücklich hervorgehobene Züge noch aufnehmen kann, z. B. den merkwürdigen Auftritt, wie Heim zum erstenmale des Kurfürsten von Hessen-Kassel ansichtig wurde, und manches Aehnliche, was wenigstens für künftige Mittheilung aufzubewahren ist.

Dieses Buch in einem Auszuge zur Uebersicht bringen zu wollen, wäre das undankbarste und unnützeste Geschäft. Eine solche Gabe muſs ganz und vollständig genossen werden, und niemand darf sie sich verkümmern lassen. Die Schrift gleicht hierin dem Gegenstande, den sie behandelt; man darf nur auf sie hinweisen, sie empfiehlt sich durch sich selbst, und belohnt den Leser durch unmittelbare Einwirkung.

Lebensbeschreibungen erfreuen gewöhnlich am meisten durch ihren Anfang, wo noch die frühere Jugend, der Kampf der Bildung und der mit der Welt geschildert wird; gelangt man in die mittlere Zeit, wo die Höhe erstiegen ist, die Bahn dann gleichförmig fortläuft, so schwindet groſsentheils der Reiz; und gegen das Ende, wo vielleicht Ruhm und Ehre und Gewinn jeder Art am reichsten sich mehren, aber die Kräfte abnehmen und das Alter allmählig dem gemeinsamen Schicksal entgegensinkt, umdüstern sich die glänzendsten Lebensläufe, und lassen oft nur einen schmerzlichen Eindruck zurück, den zu ... bisweilen auch die geistige Aussicht des Fortwirkens und ... terlebens mangelt, wozu der Mensch so gern seine Zuflucht nimmt. Hier ist dieser Nachtheil kaum wahrzunehmen. ... Leben des thätigen und glücklichen Arztes scheint ... sten zu altern; Heim insbesondere ist kräftig und wirksam ... in das höchste Greisenalter, ist antheilvoll und ... zum letzten Entschlummern, und sieht jenseits ... trost und heiter nur neue Anfänge und Entwicklungen.

Wir genieſsen des unschätzbaren Vortheils, Heim in ... Lebensbeschreibung groſsentheils durch ihn selbst kennen lernen. Aus seinen zahlreichen Papieren, Briefen und Tagebüchern, sind die meisten Begegnisse, Stimmungen und ... nisse mit seinen eignen Worten erzählt und ausgedrückt. ... andres Mittel konnte uns so in das ächte Wesen des ... blicken lassen, ihn uns so ganz in seiner Reinheit, Redlichkeit und Herzensgüte zeigen. Die Auswahl und Verarbeitung ... cher Bruchstücke zu einem gelungenen Ganzen ist mit ... licher Hand geschehen; nur der innigsten, verehrungsvollen Liebe und dem kundigsten Takte konnte diese Behandlung ... solchem Grade gelingen. Der Reichthum ist mit seltener ... haltung dargeboten, nicht zu wenig, aber auch nicht ... denn da, wo ein Uebermaſs zu befürchten sein ... alsogleich der geistig zusammenfassende, wünschenswerth ergänzende, mit den Erfordernissen der Anschauung und ... lung wohlvertraute Herausgeber ein. Wir müssen ... daſs er uns Heims Worte so gern giebt, und können ... nur bedauern, wenn er nicht selbst das Wort führt. Schreibart, Ton, Haltung, sind immer vortrefflich. ... Anfange des Buches, in Schilderung des Schauplatzes ... Vorgänge der Jugendzeit, sind Beispiele der klarsten ... haftesten Schilderung, wie nur eine Meisterhand sie ...

Zum Schlusse sei noch eine Betrachtung erlaubt, ... sich unter dem Lesen das ganze Buch hindurch mehr ... hat erheben und bestärken wollen, daſs nämlich in solchen ... unsre besten Denkwürdigkeiten zu erkennen sind, ... innere Leben der Deutschen in seiner bescheidenen ... darlegen, und meist schon durch ihren Stoff, eben so ... durch die Richtung, in welcher sie ihn bewegen, ... reichen, erheiternden, ja erbaulichen Karakter ... gleicht man solche Lebensgeschichten, wie die ... von Heim, und — um noch einige andre zu nennen — Meierotto durch Brunn, die Denkwürdigkeiten ... Leben Fichte's durch seinen Sohn, die eigne Lebensbeschreibung Jung-Stillings, vergleicht man diese mit den ... genden Erzeugnissen der Franzosen im Fache der ... so giebt sich ein ungeheurer Unterschied zu erkennen, ... wohl befugt sein dürfen in folgenden Spruch zu fassen: wenn wir aus den französischen Memoiren vorzugsweise ... fen lernen, wieso die Welt in sich zerfallen und zerbrochen ... uns in den bezeichneten deutschen Schriften wenigstens ... der Fäden und Betriebe sichtbar werden, wodurch ... menhält.

K. A. Varnhagen von E...

№ 33.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

August 1835.

XXVIII.

meines Lehrbuch. Erste Abtheilung: Physi-ie Erdbeschreibung. Von Dr. Sven Ågren, of. an der Kriegsakademie zu Carlberg bei ockholm. Mit zwei Hemisphärkarten und nstruktionstafeln. Berlin, 1832. Gedruckt l verlegt bei G. Reimer.

er vorliegenden Schrift oder vielmehr den zu der- gehörigen „physischen Hemisphärkarten und uctionstafeln" ist, dem Wunsche des Verfs. ge- md in Folge des darüber von Hrn. Prof. C. Rit- geholten Gutachtens, ein Privilegium auf zehn ertheilt worden. — Dies allein dürfte schon hin- t, um alle für die Erdkunde sich interessirende en auf Hrn. Ågrens Buch aufmerksam zu machen. geführte, der Schrift vorgedruckte Gutachten stei- ese Theilnahme, ohne Zweifel, in hohem Grade, d es die Schwierigkeit einer selbstständigen und genen Beurtheilung des interessanten Buches auf Weise vermehrt. —

enn man das Heer der Autoren, welche sich mit fassung geographischer Compendien, Leitfäden, tar Lehrbücher u. s. w. beschäftigt haben, sach- in drei grofse Haufen theilen kann, je nachdem *nur* mit dem Elementar-*Lehrstoff*, — oder *allein methodischen Behandlung* desselben, — oder mit beiden zugleich befafst haben: so gehört erf. wohl dem letzteren an, wenngleich es auf ten Blick so scheint, als sei die *Methodik*, das der geographischen Unterweisung die alleinige z seines Buchs. Es stellt sich indefs sehr bald wie der Stoff, wie *das, was* unterrichtet werden enn schon nicht gleichmäfsig berücksichtigt, doch ie Art und Weise der Methode so eng mit die- knüpft sei, dafs die letztere *ohne* Jenes weder darstellbar noch fafslich geworden sein würde. — Schon diese *doppelte Tendenz* scheint eine umständlichere Betrachtung der vorliegenden Schrift zu bedingen; noch wünschenswerther wird eine solche, wenn wir erfahren, dafs in derselben viel Neues und Eigenthümliches enthalten, dafs sie bestimmt ist, dem Elementar-Unterrichte in der Erdkunde eine ganz neue Gestalt zu geben. Wenn dessen ungeachtet dem interessanten Gegenstande nur wenige Spalten dieser Blätter gewidmet sind, so möge man den Referenten nicht beschuldigen, dafs er denselben obenhin abgefertigt, sondern es anerkennen, dafs er sich, wie billig, bestehenden Ordnungen pflichtmäfsig gefügt habe. —

Hören wir zunächst Einiges, das Wesentlichste, aus dem angeführten Gutachten, welches vollständig nachzulesen, den Männern vom Fach nicht dringend genug empfohlen werden kann, weil es über geographische Methode des Beherzigenswerthen mehr enthält, als manche dicke Compendien, weil es den Gesichtspunkt, aus welchem Hrn. Ågrens Methode zu betrachten, klarer und lichtvoller hervorhebt, als es hier geschehen kann, — weil es endlich Kunde giebt von den Ansichten, welche der berühmte Meister selbst von der Elementar-Methodik der Erdkunde pflegt und gepflegt wissen will.

„Diese" (seine Ansichten) „machten in Beziehung „auf den gesammten Fortschritt der geographischen „Schulwissenschaft, verschieden von dem bisherigen „Gange, ganz dieselben Anforderungen, welche nun durch „die Methode des Hrn. Ågren für die ersten *Elemente* „derselben in der That theilweise, was nämlich die *For-„menlehre* betrifft, hinsichtlich der construktiven Seite „erfüllt werden. Denn wirklich geht seine ganze Me-„thode dahin, dafs der Schüler, *vor* allem Dociren des „Lehrers, sich selbst erst seine Landkarte auf eine *so „richtige* und *sichere Weise* (welche die Methode Schritt „vor Schritt angiebt) entwerfe, und deren Verhältnisse „auffinde und einübe, dafs diese in ihren Formen und

„Relationen ihm stets innerlich als Bild vor der Seele „stehen. Da dies die sicherste und erste Grundlage für „das ganze Gebäude der geographischen Wissenschaft, „insofern diese es mit den Raum-Verhältnissen zu thun „hat, sein mufs, welche nur durch *eine Construction* „*mit* Gedächtnifs- und Kunst-Uebung *zugleich* in die „Seele des Schülers niedergelegt und so als unveräu- „fserliches Eigenthum gewonnen werden kann, das sich „dann in jedem Augenblicke und zu jedwedem Bedürf- „nisse im Ganzen und Einzelnen von selbst zu recon- „struiren und reproduciren im Stande ist, *so stehe ich* „*keinen Augenblick an, dieser Methode den Vorzug* „*vor allen bisherigen Compendien der Elementar-Geo-* „*graphie einzuräumen.* Denn diese fangen insgesammt „schon über Räume und Terrains zu dociren an, durch „Definitionen, Begriffe u. s. w., zu denen dem Schüler „die innere Anschauung fehlt, die, als eine *räumliche*, „in ihren Verhältnissen, nur durch Construction zu ge- „winnen ist" u. s. w.

Später fährt er fort:

„Durch diese (Ågrens) Behandlungsweise erhebt sich die „ganze todte Gedächtnifsmasse der bisherigen *elemen-* „*taren* geographischen *Beschreibung* zu einer Lehre der „Verhältnisse, die der Schüler der mathematischen Me- „thode gemäfs nach den Angaben des Lehrers in be- „stimmten Formeln zu entwickeln und sich selbst zum „Bewufstsein zu bringen hat, wodurch zugleich die Grund- „lage für alle höhere Anwendung gegeben ist" u. s. w.

Er fällt dann das Endurtheil, „dafs die Ågrensche „Methode für den *elementar-topischen Theil* derselben „wirklich eine *neue* Bahn bricht, welche durch ihre Ein- „führung, wo nur immer die Local-Verhältnisse es ge- „statten mögen, den guten Einflufs haben mufs, der ihr „nach den beigelegten so ehrenwerthen Zeugnissen in „Schweden auch schon zu Theil geworden ist." —

Diese Aussprüche, aus dem Munde eines Mannes wie Ritter, würden den Referenten jeder weiteren Beurtheilung überheben, besonders da er seiner eigenen inneren Ueberzeugung nach, ihnen grofsentheils nur von ganzem Herzen beistimmen kann, das Princip aber, dem sie entsprungen, nämlich die Nothwendigkeit einer auf construirendem Wege gewonnenen topischen Kenntnifs der horizontalen Dimensionen der Erdoberfläche, *als Grundlage des gesammten geographischen Unterrichts*, in der Natur und den pädagogischen Beziehungen des Gegenstandes, seiner Meinung nach, aufs tiefste und innigste begründet ist, wie er dies auch, auf [...] Weise, an einem anderen Orte bereits früher [...] ausgesprochen hat. Allein jene Aussprüche [...] sich vorzugsweise nur auf diese Grundansicht, [...] Hr. Ågren ausgegangen, weniger auf die Mittel [...] Wege, welche er eingeschlagen, wie dies auch [...] nigen Stellen des Gutachtens deutlich hervor[...] scheint, z. B. wenn Hr. Prof. Ritter (S. VIII) „In Ågrens Elementarmethode liegt der Keim ihr[...] „heren Entfaltung offen vor Augen; denn sie i[...] „das erste Glied der umgestalteten Unterrichts[...] „Da sie diesen Keim auf eine ihr eigenthümlich[...] „gleichsam neu geboren hat, so ist die Beachtung [...] „Pflege desselben ein würdiger Gegenstand E[...] „hen Unterrichtsbehörde" u. s. w. Und ferner: „solche Unternehmungen, wie die Ågrensche, ei[...] „geren Reihe von Jahren und vielfacher Versuch[...] „Erfahrungen bedürfen, um sich consequent [...] „ten und zur gröfsten Einfachheit abzurunden, [...] „allgemein anwendbar werden können" u. s. w.

Wenn daher das *Theoretische* der Ågren[...] thode im Allgemeinen — jeder weiteren App[...] entbehren kann, und wenn die Grundansicht, [...] entsprossen, wohl allein bei *denjenigen* Schul[...] Widerspruch finden dürfte, welche, erstarrt und [...] chert in der althergebrachten Weise, alles Neue [...] und verachten aus blinder Liebe zum Alten, [...] setzen und verwerfen, weil es die gewohnte [...] lichkeit stört, und auf der geebneten, breitge[...] Heerstrafse der alltäglichen Gewöhnung und [...] lichkeit um jeden Preis fortschlendern mögen: [...] doch die *praktische Anwendbarkeit* der Methode [...] ren Einzelnheiten auch wohl unter Denen [...] Gegner finden, welche für das Neue ein offe[...] für jeden Fortschritt der Wissenschaft lebendig[...] nahme und für die Verbreitung des Bessern Wille[...] Kraft und Tüchtigkeit besitzen. —

Bevor wir indefs auf ihre Einwürfe eingehe[...] len wir versuchen, denjenigen Lesern dieser [...] welche das Ågrensche Buch noch nicht kennen [...] nicht zur Hand haben, einen kurzen Ueberblick [...] Inhalts zu geben. —

In der *Vorrede* charakterisirt Hr. Ågren sei[...] beschreibung als „die Gesammtheit der constr[...] „Aufgaben, welche vom Schüler auf der Tafel [...] „führt werden sollen, und welche," wie er hinz[...]

s nicht beurtheilen kann, ohne ihre Ausführung ge-
en zu haben. Während die Beschreibung gelesen
d, soll die Hand auf der Constructionstafel ruhen,
das Auge sich abwechselnd auf diese und auf die
te wenden. Es ist sein Bestreben gewesen, durch
Buch streng eine gleiche Form durchgehen zu las-
u. s. w. Zwischen dem ersten Stück und dem
iten, dem zweiten und dem dritten u. s. w. ist kein
rschied der Form, sondern blofs des Inhalts. Me-
ische Regelmäfsigkeit, strenge Einförmigkeit, keine
echselnde Leichtigkeit in der Art des Vortrags,
Leichtigkeit für den Schüler, unabhängig vom
er auf eigne Hand lernen zu können, — dies ist
was beabsichtigt und hoffentlich auch erreicht wor-
ist" u. s. w. Das Resultat, welches Hr. Ågren von
nwendung seines Buchs und seiner Methode er-
„besteht aus *binnen kurzer Zeit erworbener*
tnifs und Fertigkeit, das Bild der Erde so aus
Gedächtnifs zu construiren, wie es auf den bei-
den Globkarten dargestellt ist. In der unter-
Klasse der Kriegsakademie zu Carlberg ist ein
s Resultat bei drei Lehrstunden in der Woche
eitraume eines Jahres erreicht worden."

as Buch ist also nur eine Constructionsbeschrei-
welche auch ohne Zuthun des Lehrers den Schü-
Stand setzen soll, mit Hülfe der beigegebenen
phärkarten, auf denen die in dem Buche enthal-
Constructionspunkte und Linien verzeichnet sind,
olche Hemisphärkarten anfänglich auf die Con-
nstafeln, später auch ohne dieselben selbststän-
zustellen, nachdem der Inhalt des Buchs, „selbst
rm" buchstäblich auswendig gelernt worden ist.
Constructionstafeln findet der Schüler ein aus
ngen-, Breiten-, Polar- und Wendekreisen gebil-
etz vor, welches zur Bezeichnung und Niederle-
r Constructionspunkte und Linien der Beschrei-
thwendig ist. — Diese letztere, „die allgemeine
he Constructionsbeschreibung" zerfällt in *zwei*
. Das *erste*, dem in einer Note alle nicht zu
de Definitionen aus der physischen und mathe-
n Geographie, in ihrer allgemeinsten und ele-
en Auffassung, beigegeben sind, — giebt die
ctionsbeschreibung der Küsten, — das *andere* —
Landflächen beider Halbkugeln. Die Methode
also naturgemäfs von der Construction der all-
gemeinen Umrisse der Festländer und Inseln zur Con-
struirung der charakteristischen Flufs-, Gebirgs- und
Wasserscheidelinien vor. — Sie gewinnt also mit jedem
Schritt mehr Anhaltspunkte für die fernere Construction,
und es läfst sich leicht begreifen, wie alle übrigen geo-
graphischen Gesichtspunkte und Verhältnisse, welche
das vorliegende Buch noch nicht berührt, — mögen sie
selbst den naturwissenschaftlichen oder den historischen
Beziehungen der Erdkunde angehören, — auf ähnliche
Weise construirt werden können, wie dies auch der Vf.
beabsichtigt, wenn er sagt: „Nachdem auf diese Weise
„allgemein physisch-geographische Karten construirt wer-
„den können, läfst sich mit der gröfsten Leichtigkeit
„auf denselben Karten die Construction der *geologi-*
„*schen, pflanzengeographischen, thiergeographischen,*
„*politischen* und *historischen* Verhältnisse ausführen" u.
s. w. Es läfst sich auch nicht leugnen, dafs, wenn nur
zuvörderst die Schwierigkeit der ersten und allgemein-
sten Constructionsentwürfe überwunden ist, und wenn
die dadurch gewonnenen Bildgrenzen ganz das Eigen-
thum des Schülers geworden sind, — die *späteren* Con-
structionslinien sich, ohne grofse Anstrengung, aus den
früher fest eingeprägten Anhaltspunkten fast von selbst
ergeben und entwickeln.

Wir kehren zu der Inhalts-Uebersicht unserer Schrift
zurück.

Hr. Ågren theilt jedes der beiden oben angegebe-
nen Kapitel, nach den beiden Halbkugeln, in zwei Pa-
ragraphen, jeder Paragraph in besondere Stücke, deren
Umfang und Inhalt dergestalt abgegrenzt ist, dafs ihre
Aufeinanderfolge ein systematisches Fortschreiten der
Construction begründet. So giebt z. B. das *erste* Stück
des *ersten Paragraphen* den *ersten* Entwurf, die *Grund-*
form der ganzen östlichen Landhalbkugel; das *zweite,*
dritte und *vierte* Stück führen diese Grundform, durch
Hinzufügung neuer Constructionslinien, genauer aus; das
fünfte, sechste und *siebente* Stück beendigen und vol-
lenden dann die Küstenconstruction des östlichen Fest-
landes. Im achten und neunten Stück werden endlich
die Inseln der östlichen Hemisphäre construirt, und zu-
letzt, am Schlusse des Kapitels, die Namen und die Lage
der durch die Küsten des Festlandes und der Inseln be-
grenzten Meere, Strafsen, Landengen, Meerbusen u. s. w.
hinzugefügt. Auf ähnliche Weise verfährt z. B. Ågren
im *zweiten Paragraphen* des ersten Kapites, der sich

ganz ebenso mit der *westlichen* Halbkugel beschäftigt, wie der *erste* mit der *östlichen*, gemäfs der oben angeführten Ansicht von der strengen Gleichmäfsigkeit in der Form aller Theile des Buchs. —

Eben so systematisch, aber noch bestimmter auf die beabsichtigte Methode hinweisend, zerfällt jedes *Stück* in *zwei Momente*, welche „hinsichtlich ihres In„halts *gleich* und nur in Ansehung der Darstellungs„weise dieses Inhalts *verschieden*" sind. Beide sind auf Construction berechnet, indem nämlich durch sämmtliche *erste* Momente *aller* Stücke die Fähigkeit und Fertigkeit entstehen soll, das allgemeine physische Erdbild (nämlich seine Konturen und horizontalen Dimensionen) *mit Hülfe* der Beschreibung und der Karten, — durch die sämmtlichen *zweiten* Momente aber, dasselbe *ohne* diese Hülfe zu construiren, nachdem der Inhalt der Beschreibung dem Gedächtnifs, das Bild der Karte dem Vorstellungsvermögen der Schüler ganz eigen geworden sind, worauf dann auch die mit Parallel- und Meridian-Netz versehenen Constructionstafeln entbehrt werden können. —

In den beiden Paragraphen des *zweiten Kapitels* derselbe Gang, die nämliche Absicht, Planmäfsigkeit und Methode. Hier kömmt jedoch noch eine andere Rücksicht zur Sprache, die Rücksicht des verschiedenen Bedürfnisses der verschiedenen Klassen, sowohl des Publikums im Allgemeinen, als der Schule ins Besondere. Der Verf. hat daher einen *höheren* und einen *niederen* Lehrgang unterschieden, und das Material des einen durch die Art des Drucks vor dem des anderen kenntlich gemacht. —

Obgleich nun dieses stufenweise Fortschreiten, welches auch schon im ersten Kapitel beabsichtigt wurde, gewifs nur zweckmäfsig genannt werden kann: so giebt doch grade diese Anordnung hier manchen Stimmen Gelegenheit, sich tadelnd vernehmen zu lassen. Und zwar hat es der Autor, wie wir glauben, hier nicht blofs mit Denjenigen zu thun, welche nur auf einen schicklichen Vorwand lauern, um Alles anzufeinden, was nicht in den alten Kram und auf den verbrauchten Leisten pafst, — sondern auch die wahren Freunde einer reformirten Unterrichtsweise werden manche bedenkliche Miene m chen, wenn sie im *ersten* Kursus des zweiten Kap Manches finden, was für den deutschen Schüler be im *zweiten* stände, und umgekehrt Manches ers *zweiten*, was sie lieber schon im *ersten* Kursus au führt sähen; wenn sie bemerken, dafs der zweite L gang sehr viele Namen enthält, die für den Eleme Unterricht überflüssig scheinen, und die ein Detai geben, welches eher schädlich und verwirrend, als e rend und aufhellend befunden werden dürfte. Ref dauert, dafs er ihnen nicht Unrecht geben kann. auch nach seiner Meinung sollten Namen, wie „Skel „Ikalis-, Näsijärwi-, Pyhäjärwi-See, Narenta, Won „Sem, Sosha, Sarabad, Asi, Mareb, Dender, Me „Ergik-targak-taiga" u. v. a. nicht im ersten, elem sten Kursus, ja nicht einmal im zweiten vorkomm wogegen andere, wie z. B. Pregel, Alle, Nogat, N San, Brahe, Netze, Neisse, Eyder, Eger, Lippe. die Namen der grofsen Alpen-Seen u. v. a., welch Ågren erst im *zweiten* Kursus aufführt, wohl ist nicht fehlen sollten, wenigstens nicht für deutsch ler. — Wenn Ref. *bedauert*, dafs Hrn. Ågrens Me hier eine Blöfse giebt, so ist es nicht darum, ihm von übergrofser Bedeutung scheint, sondern Welt einmal gewohnt ist, zu bewundern oder werfen, weil es für sie nur *einen* Schritt giebt Abgötterei zur Verachtung, weil sie begierig au inneren Reiz hascht, den ihr Anerkennen oder Tade ursacht, und weil sie, bleibt ihr die Wahl zwisch den, mit dem letzteren nicht karg sein wird, be wenn sie dadurch der geistigen Anstrengung, welc tiefere Würdigung der Dinge voraussetzt, zu en vermeint. Da könnte es sich denn wohl ereigne der Tadel, welcher nur *einzelne Mifsgriffe* treffe auf die Methode *überhaupt* ausgedehnt würde, u auf diese Weise die Grundwahrheit derselben, die Nothwendigkeit einer auf construirendem W wonnenen *topischen Vorkenntnifs*, — unverdienter mit in Verruf käme, so sehr sie an sich allgemei achtung verdient, und auch zum Theil schon den hat. —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 34.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

August 1835.

meines Lehrbuch. Erste Abtheilung: Physi-
e Erdbeschreibung. Von Dr. Sven Ågren.

(Schlufs.)

1 den aus diesem Grunde gefährlichen Schwä-
der Ågrenschen Meth. zählt Ref. aufserdem und
sweise auch die zeitraubende, übermäfsige, me-
he Anstrengung des Gedächtnisses, auf welcher
struction fufst. Abgesehen von der Frage, ob es
nützlich und pädagogisch ist, wenn der Schüler
lofs zur *Küsten*-Construction der östlichen Halb-
n 400 Namen und etwa 1000 Zahlen auswendig
mufs, wenn unter diesen Namen viele blofs für
nstruction wichtige, für den Elementar-Unterricht
aber ganz unbedeutende sind, und wenn an-
n entgegengesetzter Bedeutung vermifst werden,
othwendige Hinzufügung jene grofse Zahl *noch*
iert; abgesehen von *dieser* Frage, die von Vie-
vorn herein verneint werden dürfte, bezweifelt
Ref. ganz bescheiden die praktische Anwend-
einer so gestalteten Methode für unsere Schu-
ifs dieselbe, unter gewissen Umständen, die Fä-
in sich trage, glänzende Resultate hervorzubrin-
s sagen uns die Zeugnisse, welche Hr. Ågren
iem Vaterlande mit herübergebracht hat. Das
1 nicht in Zweifel gezogen werden. Wer aber
imischen Schulverhältnisse kennt, wer es weifs,
:lägliche Rolle die Erdkunde selbst auf den mei-
ierer Gymnasien und höheren Schulanstalten
d unter den obwaltenden Verhältnissen spielen
er wird einräumen, dafs eine jede Methode, wel-
n ungewöhnlichen Aufwand von Zeit und Kräf-
ussetzt, wenig Hoffnung hat, allgemein Ein-
finden. Und dafs die Ågrensche Methode in
isse gehöre, kann nach dem Angeführten wohl
Abrede gestellt werden. —

Mit diesen Bemerkungen will übrigens Ref. keines-
weges der vorliegenden Schrift den Stab gebrochen ha-
ben; sie sprechen nur *Meinungen* aus, deren *prakti-
sche* Widerlegung ihm höchst erwünscht sein wird. Zu
einem *entscheidenden Urtheile* würde er sich nur dann
berufen fühlen, wenn vielfältige eigene und fremde Er-
fahrungen die nöthigen Belege an die Hand gäben.
In seinem Berufskreise waren solche bisher nicht ein-
zusammeln, und so viel ihm bekannt, fehlt es überhaupt
noch daran. — Er fordert daher das lehrende Publi-
kum hiemit auf, der interessanten Schrift die vorur-
theilsfreie Beachtung zu widmen, welche sie verdient.
Möge sie an dasjenige erinnern, was Ritter, Selten u.
a. über die Nothwendigkeit einer topischen Vorschule,
als Grundlage der wissenschaftlichen Erdkunde, bereits
vor Ågren gesagt haben! Möge sie den Blick der Leh-
rerwelt, der bisher nur *zu* flüchtig über diesen Gegen-
stand wegglitt, nochmals und mit gröfserer Schärfe dar-
auf zurücklenken! Die Ågrensche Schrift führt *das*, was
von Jenen nur angedeutet wurde, zuerst folgerecht
durch, und zwar mit einer Resignation, welche die
höchste Anerkennung verdient. Bedarf es also auch
noch „mancher Versuche und Erfahrungen," bevor sich
die zur Sprache gebrachte Methode „zur gröfsten Ein-
„fachheit abrunden und allgemein anwendbar werden
„kann," so mögen wir doch nicht zweifeln, dafs sie der
Schule, auf diesem Wege, bedeutende Resultate ver-
schaffen wird, wenn man auf ihr Eigenthümliches mit
Liebe und Interesse eingeht. — Hier, wie überhaupt,
wo Neues geschaffen werden soll, wird man aber von
dem *Herkömmlichen abstrahiren* und allein die *For-
derung der Aufgabe* ins Auge fassen müssen. Wer
sich mit dem inneren Wesen, mit der Natur derselben
befreundet hat, dem wird der eigene, lebendig den-
kende Geist auch unmittelbar die wesentlichen Gesichts-
punkte bezeichnen, — was kein Rathgeber von aufsen

her vermag, — und Formen, welche ohne sie beengend und todt erscheinen, werden dann, durch *innere Nothwendigkeit*, Leben und Bedeutung erhalten.

Albrecht v. Roon.

XXIX.

1) *Lexicon Sophocleum — composuit Frid. Ellendt. Volumen I. Regimontii Pruss.* 1835. *pp.* 1006. 8.

2) *Lexicon Platonicum. Composuit Frid. Astius. Volum. I. Fasc.* 1. 2. *Lips.* 1835. *pp.* 384. 8.

Seitdem die griechische Litteratur, welche bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts lau behandelt, in den wenigsten und oft in den am wenigsten bedeutsamen Denkmälern gekannt und in Hinsicht ihres Verständnisses ein verschlossenes Gut war, durch den glücklichen Wetteifer der gelehrtesten und talentvollsten Geister eröffnet, lesbar und zum gröfseren Theile geniefsbar worden ist, hat man ein immer deutlicheres Bewufstsein von dem in ihr ruhenden unermefslichen Sprachschatz gewonnen, und den *Thesaurus* des Henr. Stephanus, jenes wundernswürdige Werk, in dessen Anstaunen man sich gemächlich beruhigte, mit anderen Augen betrachtet. Es war leicht die günstige Fügung anzuerkennen, dafs *ein* Mann vom ersten Range sich eine gewisse Herrschaft über den ungeheuren Stoff erworben und den Grundrifs der kühnen Arbeit, gleichviel mit welchen Etymologieen, Lücken und Mifsdeutungen, mit Muth und Sicherheit vollzogen hatte; doch nicht minder leicht konnte man einsehen, dafs, um fortzuschreiten, man zum Kleinen und Besonderen herabsteigen und am mühvollen Detail des Individuellen mit stetem Blick auf ein Ganzes den verborgenen Kern der sprachlichen Reichthümer, den Geist der mannigfachen Umwandlungen, Spielarten und lexikographischen Körper, überdies die Methode der wissenschaftlichen Forschung überwältigen müsse. Nicht so schnell begriff man eben die Methode, wodurch der Weg zu den Schachten und Gängen des lexikalischen Haushaltes sich ergeben sollte; man gedachte im kleinen und engen Raume zu wirken, und nahm oftmals nicht wahr, dafs man ins Kleinliche, d. h. ins Unnütze und Todte gerathen war. Dahin rechnen wir z. B. das ausnehmende Vergnügen oder den gelehrten Müfsiggang einiger Wohlmeinenden, welche ganze Haufen neugefundener Wörter, aus Klassikern nicht minder als aus i… letzten Bauschutt der Byzantiner, zu Supplementen … Stephanus und Schneider anboten und sich etwa… leistet zu haben dünkten; solches häuslichen Fle… spottete der griechische Sprachschatz, dessen In… und äufseres Gefüge trotz der starken Zuschüsse … wie vor ein Geheimnifs blieb, der es bei seinem u… rechenbaren Vermögen wohl verschmerzen konnte, … man (in Anwendung des Aeschylischen Wortes, πένεσθαι δ' οὐκ ἐπίσταται δόμος) etliche Tausende … gefundenen oder noch zu findenden Fabrikwörter ausschüttete. Dafs nun vor allem Spezial-Lexika … thäten, darüber hat man sich allmälig verständigt; … so genügend wegen der Ausführung, worin noch … Uebereinstimmung herrscht. Der erste, dessen Le… hier einen bedeutenden Platz einnimmt, Damm, de… eines höchst gewissenhaft gearbeiteten *Lexicon …ricum*, glaubte alles gethan zu haben, wenn er di… Stämmen eingeschichteten Artikel als ein Aggreg… verschiedenartigsten und zufälligsten Formen … delte, begleitet von den Auslegungen der Alten … eigenen, häufig besser gerathenen Auffassungen. … Nicht weit entfernen sich hievon, wenngleich … die unterste Stufe behaupten können, die alphabet… Wortregister, welche so kahl und stumm sie de… ser der Autoren erscheinen mögen, ganz entspr… geworden wären, wenn sie in mechanischer Pün…keit und in Fülle den Indices der Lateiner *in us… phini* gleichkämen. Sehr wenige dürfen sich … *Lexicon Euripideum* von Hesler (fälschlich Bed… eignet) oder dem Index des *Reimarischen Dio* … messen; nur zu viele gleichen dem *Reitzischen* … werk zum *Lucian* oder dem neulich aufgefrischt… *Caravella* zum Aristophanes. Wir treten übrig…nen nicht bei, welche schlechthin dergleichen V…zeichnisse oder *Claves* verächtlich ansehen und … Bann der weiland Fischerschen *Indices* oder … belegen wollen. Die wenigsten Mitglieder dieser … schweifigen Litteratur besitzen einen unbedingten … der sie jeder bis in die geringsten Punkte herab… den Anstrengung würdig macht; die meisten sind … in Betreff ihrer Form so geartet, dafs wenn fü… und Interpretation durch bündigen Apparat geso… ein schlichter Ueberblick ihrer Wortmassen mit … nigen Auslegungen des seltsamen oder dunklen … Forderungen genügen mufs. Solche Register als

Lexicon Polybianum von Schweighäuser sind ein
ihafter Gewinn; bei Dichtern hingegen wie Homer
Hesiodus, wo der Ausdruck zur Poesie in genaue-
Wechselwirkung steht und auch die Einzelheiten
selbst die glossematischen Probleme nur in einer
ammtheit, in zusammenhängender Kombination er-
ht werden, reicht die dürre Wort- und Stellenzäh-
bei Seber und Gaisford höchstens als vorläufiges
mittel aus: während bei Fragmentsammlungen blofs
etztere Auskunft möglich ist. Jenen umfassenden
, auf dem der Sprachschatz eines Klassikers zer-
rt, räsonnirend ausgesponnen und mit gelehrten
en unterstützt wird, hat Sturz in seinem verdienst-
aber nicht bündig gehaltenen *Lexicon Xenophon-*
betreten; seine Nachfolger aber verfahren meisten-
nach knapperem Mafsstab. Bei solchen Abwei-
en möchte man billig fragen, nach welcher Me-
die Lexika für bedeutende griechische Autoren
italten und auf welchen letzten Zweck sie hinzu-
seien; denn die Lexikographen verrathen selten
ares Bewufstsein über das Gesetz ihrer Arbeiten
echen sich noch seltener darüber aus. Wie es
en unmöglich scheint ein so weitschichtiges Ge-
flüchtigen Grundzügen zu beherrschen, so ver-
ef. seinerseits, den nicht sowohl die herkulische
k einer Werkstätte, die jede Mühseligkeit der
schaft in sich vereinigt (nach den Schlufsworten
ühmten Scaligerschen Epigramms, *omnes poena-*
cies hic labor unus habet), als die theilnehmende
tung des wunderbarsten Gewebes menschlicher
en und Empfindungen beschäftigt hat, nur die
insten Verhältnisse des Objects anzudeuten, und
vorauf es hier ankommt, über die Bezüge der
ren Lexika zum künftigen *Thesaurus Linguae*
e. Wir lassen den Mechanismus bei Seite: wie
Betreff des lexikographischen Rahmens sich leicht
gt, dafs spezielle Wörterbücher nach dem Alpha-
Thesaurus etymologisch anzuordnen sei. Wich-
fs uns der Satz erscheinen, dafs jedes Spezial-
, weil es ein Spiegel des individuellen Gedan-
thums sein soll, nicht nur für jeden eigenthüm-
ldeten und wirksamen Autor stets eine andere
und Verfassung annehmen werde, sondern auch
mgekehrten Verhältnifs zum gesammten Sprach-
ehe.

(Der Beschlufs folgt.)

XXX.

I Monumenti dell' Egitto e della Nubia disegnati della spedizione scientifico-letteraria Toscana in Egitto; distribuiti in ordine di materie, interpretati ed illustrati dal Dottore Ippolito Rosellini. Parte II. Monumenti Civili. Tome I. Pisa, Capurro, 1834. 392 SS. 8. *und:*

Topography of Thebes and General View of Egypt. Being a short account of the principal objects worthy of notice in the valley of the Nile, to the second cataract and Wadee-Samneh, with the Fayoom, Oases, and Eastern Desert, from Sooez to Berenice; with remarks on the manners and customs of the ancient Egyptians and the productions of the country, etc. etc. By I. G. Wilkinson, Esq. London, Murray, 1835. *XXXVI. und* 595 SS. 8.

Der bedeutende Raum, welcher in der letzten Zeit in diesen Jahrbüchern den Arbeiten über ägyptische Alterthumskunde gewidmet worden ist *), gestattet leider keine tiefer eingehende Würdigung der beiden vorliegenden Werke, von denen namentlich das erstere, dessen beide ersten Bände schon früher in dieser Zeitschrift beurtheilt worden sind **), die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher in hohem Grade in Anspruch zu nehmen berechtigt ist: und Rec. mufs sich daher auf eine blofse Anzeige und die Hinzufügung einiger wenigen Bemerkungen beschränken. Die erste Abtheilung des grofsen von *Rosellini* begonnenen Werkes über die Denkmäler von Aegypten und Nubien, welche sich mit dem geschichtlichen Theile beschäftigt, sollte, aufser der Entzifferung der Namen- und Titelschilde und einer Ikonographie der Beherrscher Aegyptens, welche in den beiden ersten Bänden und den zugehörigen Kupfertafeln enthalten sind, in einem dritten Theile eine Erläuterung der wichtigsten Inschriften historischen Inhalts geben. Die Bekanntmachung dieses Theiles, in welchem auch eine vollständige Erklärung des hieroglyphischen Theiles der Inschrift von Rosette gegeben werden soll, hat der Verf. aus mehreren Gründen noch aufgeschoben, und mit dem vorliegenden ersten Bande der zweiten Abtheilung die Erklärung der bürgerlichen Denkmäler des Nilthales begonnen. Was *Costaz* in einer der vortrefflichsten Abhandlungen, welche in der *Description de l'égypte* enthalten sind, für die Katakomben von *El-Kab* (Eileithuya) leistete, hat *Rosellini*, durch die Kenntnifs der hieroglyphischen Schrift unterstützt, in weit höherem Maafse für sämmtliche Gräber Aegyptens, zu *Djizeh, Sakkarah, Zaviet-el-Meidun* und *Kum-el-Ahmar, Beni-Hassan, Syut* (Lycopolis), *Gurnah* der Nekropolis von Theben) durchgeführt, und in den daselbst befindlichen

*) Den Arbeiten von *Seyffarth*, in den *Jahrb.* 1833, *März* Nr. 41—47, vom Rec.; von *Klaproth, Gulianoff* und *Dulaurier* 1835, *Mai* Nr. 94—95, vom Herrn Prof. *Kosegarten*.

**) Jahrb. 1833, *April.* Nr. 65—68.; 1834, *Juli*, Nr. 15—17.

Wandgemälden Stoff zu einer Reihe der interessantesten Bemerkungen über Vogelfang, Jagd, Fischerei, Fang des Krokodils, Viehzucht, Veterinärkunde, Ackerbau, Weinbau u. s. w. gefunden und die wichtigsten Resultate, sowohl unmittelbar für den bürgerlichen Zustand, als mittelbar für die Kenntnifs der Sprache und Schrift des alten Aegyptens, durch Entzifferung der hieroglyphischen auf den Wandgemälden befindlichen Legenden hergeleitet. Es ist unmöglich, auch nur einen gedrängten Auszug aus seiner Arbeit zu geben, ohne die vorgesteckten Gränzen weit zu überschreiten, und wir müssen daher den Leser auf das Werk selbst verweisen und die Bemerkungen über einzelne Gegenstände, in deren Erklärung wir von dem Verfasser abzuweichen geneigt sind, einer anderen Gelegenheit versparen. Manches hier Mitgetheilte ist schon früher durch *v. Minutoli* bekannt gemacht und von *Toelken* erläutert worden.

Das zweite Werk, welches uns zur Anzeige vorliegt, hat einen Mann zum Verfasser, der sich schon vielfältig als genauer Kenner des ägyptischen Alterthums und als reger Beförderer der hieroglyphischen Studien hervorgethan hat. Seine *Materia hieroglyphica, containing the Egyptian Pantheon and the Succession of the Pharaohs and other Subjects, with plates and notes* (Malta 1828, 2 Bde.), und seine *Extracts from several hieroglyphical objects found at Thebes and other parts of Egypt* (Malta 1830) haben ihm einen verdienten Ruf gesichert, welcher ihm durch seine neueste Arbeit nicht geschmälert wird. Zwar ist sie mehr auf den reichen Engländer berechnet, der, nach Beendigung seiner *grand tour* über das europäische Festland, auch das Nilthal, mehr des Interesse und der eigenen Belehrung halber (wie *Lord Prudhoe, Sir Henniker* u. a. m., durch deren Begleiter den Major *Felix* und *Francis Grey* manches Erspriefsliche geleistet worden ist), als um die Wissenschaft durch eigene Forschungen weiter zu fördern, besucht; und man trifft daher häufiger auf Curiosa, als auf tiefer gehende wissenschaftliche Untersuchungen; man nimmt aber auch fast in jeder Zeile, in jeder einzelnen hingeworfenen Bemerkung den tiefen Kenner wahr, welcher dasjenige, was er selbst mit Mühe und Aufopferung zu seinem geistigen Eigenthume machte, mit bereitwilliger Hand ausspendet. Von der in dem Werke S. 508 ff. gegebenen, durch zwei Platten erläuterten *Table of the Pharaohs* gilt dasselbe, was *Rosellini* über die in der *Materia hieroglyphica* enthaltene *Summary View of the early history of Egypt* in den *Monumenti storici*, Vol. II, p. 196 gesagt hat: *Sarebbe stato desiderabile che il dotto Inglese avesse esposto le sue osservazioni un poco piu estesamente che non ha potuto fare in quest' opuscoletto di poche pagine. La eccessiva brevità e la mancanza di citazioni, rendono quel lavoro spessissimo oscuro, e non se ne può trarre quella utilità che dall' ingegno e dalla dottrina dell' autore si può pretendere* *). Hierzu kommt, dafs sich eine Anzahl von Irrthümern in diesen Dynastientafeln finden, die zum Theil auf falscher Lesung der hieroglyphischen Legenden (z. B. *Amun-m-gori*, statt *Amenemhe*, ein Name, dessen Unrichtigkeit, abgesehen von dem phonetischen Werthe der einzelnen Charactere, schon aus dem Gebrauche des *g* erhellt, eines Lautes, welcher den alten Aegyptern gänzlich fremd war), theils auf unrichtiger Anordnung des dargebotenen Materials beruhen. Rec. fügt eine Bemerkung über das Königspaar *Tausra* und *Siphtha* [...] welchem *Rosellini* (*Monumenti stor.* Vol. I, p. 242–246 [...] einen Platz in der achtzehnten (diospolitanischen) Dynastie [...] gewiesen hat, *Wilkinson* dagegen sowohl als *Felix* (*Notes on le Dinastie de' Faraoni.* Firenze 1828, 8.) unter die [...] der Könige aufgenommen haben, denen keine bestimmte [...] in der Reihenfolge der Pharaonen gegeben werden kann [...] das Familienverhältnifs, in welchem *Uerri*, der letzte [...] der achtzehnten Dynastie, zu *Menephtha III*, dem Sohne [...] *ses' III* (*Sesostris*), stand, nicht angegeben ist, da ferner [...] das Grab des *Tausra* und des *Siphtha* zu seinem eigenen [...] so scheint es mir keinem Zweifel unterworfen, dafs *Tausra* [...] Nachfolgerin von *Menephtha III* war, und ihre Cartouche [...] denselben Gründen in der hieroglyphischen Dynastientafel [...] gelassen worden ist, weshalb die der Königinnen *Amense* [...] *Tmauhmot* fehlen. Hierzu kommt noch, dafs ihre Regierung zwischen die *Ramses' III* und *Uerri* fallt, und durchaus [...] anderer Platz sich aufinden läfst, welcher ihnen angewiesen werden könnte. — *Wilkinson* gedenkt S. 347 eines [...] arabischen Wörterbuches in einem koptischen an [...] seen belegenen Kloster. Der Besitz desselben würde [...] europäischen Gelehrten, von denen man seit längerer Zeit geblich die versprochenen Arbeiten über ägyptische Lexikographie erwartet, *Quatremère, Peyron* und *Tattam*, von [...] Wichtigkeit sein, und überhaupt dürften die Büchersammlungen der koptischen Kloster noch manches enthalten, was [...] Studium der Sprache und Alterthümer des alten Aegyptens [...] Erheblichkeit ist. So hörte *Forskål* (nach *Niebuhr*. [...] *bung von Arabien* S. 80) von einem Kopten, dafs sich [...] gen Klostern Bücher mit altägyptischer Schrift vorfanden [...] che die Kopten selbst nicht zu deuten vermochten *). — [...] Werke *Wilkinson's* beigefügten, zum Verständnifs des [...] durchaus entbehrlichen Kupfertafeln sind auf die grofse [...] lust des englischen Publicums berechnet.

Ein anderes auf die ägyptische Alterthumskunde [...] ches Werk von *Thom Jos Pettigrew*: *A History of Egyptian Mummies and an account of the worship and embalming of sacred animals by the Egyptians; with remarks on the [...] ceremonies of different nations and observations on the [...] of the Canary islands, of the ancient Peruvians, Burmese etc.* London 1834, 4. — verdient eine ausführlichere [...] theilung, die wir ihm, so wie einigen anderen bedeutenden [...] scheinungen auf diesem Gebiete, bald zu Theil werden lassen hoffen.

Dr. Jul. Ludw. Ideler.

*) Vergl. *Young*, *On M. Burton and Wilkinson's travels* im *Quaterly Journal of Science*, 1828. *Jan. — Apr.*, p. 122.

*) Vergl. auch *Wansleb, Nouvelle Relation d'un Voyage en [...] fait en* 1672, 1673. (Paris 1677) p. 312.

№ 35.

Jahrbücher

für

issenschaftliche Kritik.

August 1835.

xicon Sophocleum — composuit Frid. Ellendt.
xicon Platonicum. Composuit Frid. Astius.

(Schlufs.)

s jenes Erfordernifs wenigstens mit einem Worte führen, so bezweifelt wohl niemand die Vernheit der Methode, die für Dichter und Prosogar desselben Zeitraums fast unwillkürlich giebt, ebenso wenig als die Sonderung der Indiin einerlei Gattung, welche bei den Griechen der hen Periode naturgemäfs auseinander gehen; und alter Rhetor bemerkt, dafs *Aristophanes* ein anfort als *Eupolis*, dieser ein anderes als *Kratinus* o bringen Talent und Kunst auch auf dem lexin Felde die schärfste Differenz in Massen und ung derselben hervor. Was aber den paradox len Gegensatz zum *Thesaurus* anlangt, welchen fserung von Schiller („die Sprache hat eine der alität ganz entgegengesetzte Tendenz") hinlänghnet: so nimmt ein Darsteller einerseits in weiler beschränkterem Mafse an der Allgemeinheit ichstoffes seinen Antheil, während er gegenüber tand der Volksrede in die Enge ziehen, sich , durch Erfindsamkeit und Subjectivität von ısprägen mufs. An einer Menge statarischer und Zeichen derselben kann und darf er nicht es ist vielmehr ein Merkmal des Ungeschmacks Mittelmäfsigkeit, wovon sophistische und Byzan-Skribenten erfüllt sind, das Einfache mit den des Mannigfaltigen zu verzieren); und umgerd er sich scheuen, da wo bereits die Entwicke-Gedankens sich in Phrasen und in Anfängen minologie befestigt hat, aus Bequemlichkeit ab-ı und mit willkürlicher Komposition sich abzuwie die meisten Autoren nach Alexander zur liären Zusammensetzung eine Vorliebe zeigen. Aber das wahrhaft Individuelle mufs seinen eigenen Kreis in einer geistvollen Kombination der natürlichen und gesellschaftlichen Zustände beschreiben, und die Ergebnisse dieser mit gröfserem oder geringerem Glück vollzogenen Durchdringung von Gesetzmäfsigem und phantasiereicher Laune bilden den Stamm eines Spezial-Lexikon. Dieses zerfällt mithin in zwei genüberstehende Partieen, wodurch ein ungleiches Verfahren bedingt wird; denn die Verschiedenheit der Ausführung, die jetzt weitläuftig dann kurz von statten geht, ist hier ein Recht und begründet keinen Vorwurf, gerade die nur zu gewöhnliche Indifferenz verdient an solchen Arbeiten Tadel. Alles seiner Art nach nothwendige und allgemeine, worin das Genie vor dem unmündigen Plebejer nichts voraus hat und der *Thesaurus* selber aus dem Haufen gleichlautender Stellen keinen Vortheil zieht, sollte schlechthin abgezählt werden; denn die undankbare Sorgfalt, mit der wir z. B. *βούλομαι ich will* durch jede zufällige Person und Form hin mit Citaten recht umständlich belegt sehen, gleicht der Mikrologie, welche *ἄν* in seiner üblichsten Struktur mit dem Optativ oder *καί* im Sinne der Copula *und* mühsam erhärtet. Hingegen müssen die Bildungsweisen, welche die schöpferische Kraft des Autors bezeugen, in ihrem vollen Lichte nachgewiesen und sowohl in ihrem unmittelbaren Werthe als in Bezug auf Vorgänger und Nachfolger entwickelt oder vielmehr kommentirt werden; man will hier den Meister bis in die krümmsten Winkel seiner Bahn begleiten, erfahren, nach welchen Gesetzen er Altes verjüngte, Neues erfand und was eben dieses Neue sei, namentlich aber die Fülle der Einzelheiten, der glossematischen Wortformen und Wortbedeutungen, welche für das allgemeine Lexikon oft gleichgültig scheinen oder in der Luft schweben, durch alle Falten und Sprünge hin zur Anschauung bringen. Die Mühe ist überaus grofs, und darf, je gewissenhafter, desto weniger von würdiger Anerkennung hoffen; doch läfst sich nur aus

einer Reihe wohl organisirter Spezial-Lexika der Sprachschatz, d. h. der geistige Gehalt eines universellen griechischen Lexikon zusammensetzen und ermessen, endlich auch der Charakter der Lexikologie auf beharrliche Normen und Perioden zurückführen, und das sprachliche Gut der partikularen Stämme, der Attiker, des hellenistischen Zeitraums, der Sophistik und der Byzantiner in seiner individuellen Wahrheit begreifen.

Soviel mag hinreichen, um hierauf eine vorläufige Ansicht von den oben genannten Werken zu begründen; denn eine bis in das kleinste Detail sich verlierende Relation, die ohnehin das Maſs dieser Jahrbücher überschreiten müſste, wird niemand bei noch unvollendeten Lexicis erwarten. Ebenso wenig kann die Zusammenstellung eines Sophokleischen und Platonischen Lexikon bedenklich sein, wofür es einer breiten Rechtfertigung bedürfte. Man weiſs nach so vielen Erinnerungen, daſs Sophokles, Aristophanes, Plato jetzt die vorzüglichsten Gewährsmänner des feinen gesellschaftlichen Atticismus sind, und daſs nach Ausscheidung des Eigenthümlichsten, welches entweder der Individualität oder der Redegattung angehört, durch geschickten Parallelismus alles gemeinsamen ein Grund sich gewinnen läſst, auf welchem der attische Nachlaſs verarbeitet und sein künstlerischer Werth beurtheilt werden muſs. Im übrigen haben beide Lexika dies mit einander gemein, daſs sie fast auf neuen Fundamenten aufgeführt sind; denn die Wortverzeichnisse, das eine von Schneider für den Tragiker, das Platonische von Mitchell anderseits, gehen nicht über das erste Bedürfniſs hinaus.

Zuerst vom *Lexicon Sophocleum.* Ref. glaubt nicht zu übertreiben, wenn er dieses für das sorgfältigste Spezial-Lexikon erklärt, welches in der neueren Zeit erschienen sei. Der Hr. Verf. hat den ausdauernden Fleiſs von vielen Jahren auf Sammlung und Sichtung eines Materials verwandt, das nicht nur den lexikalischen Vorrath des Dichters in sich begreift, sondern auch hiermit einen sehr ansehnlichen kritisch-grammatischen Apparat verknüpft, welcher gleichmäſsig die Varianten der Codices und die Sätze der alten und jüngeren Grammatiker zur Erwägung bringt: wie es auf dem Titel heiſst, *adhibitis veterum interpretum explicationibus, grammaticorum notationibus, recentiorum doctorum commentariis.* Eine solche Gründlichkeit, die nur wenige Lexikographen bewiesen haben, verdient gewiſs alles Lob; gleichwohl dünkt uns, daſs hier im Guten viel zu viel geschehen sei. In dunklen und zweifelhaften Stellen mag es wohl statthaft sein auf Varianten und streitige Meinungen der Gelehrten einzugehen, sobald man vermittelnd oder durch eine glückliche Kombination das Wahre oder Glaubhafte zu gewinnen vermag; dann mag man zugeben und wünschenswerth finden, daſs in schlüpfrigen und der Verderbung ausgesetzten Formen auf etwanige Verschiedenheit in Handschriften hingewiesen werde; dagegen liegt es über den Zweck eines Speziallexikon hinaus, in bequemlicher Breite die gemischten Vorräthe eines Magazins um der bloſsen Vollständigkeit willen anzuhäufen. Noch weniger sollte man lange grammatische Untersuchungen und Diskussionen erwarten, welche der Verf. überall, nur nicht im Lexikon verhandeln durfte; vielleicht wird er es selbst für ein läſsiges Uebermaſs erklären, wenn nach seinem Beispiele die noch bevorstehenden Lexikographen in Digressionen, worin viele sich bis zur Wiederholung begegnen müssen, aus besonderer Lust an philologischer Gelehrsamkeit verweilen wollten. Was z. B. über das verschollene ī seitenlang gesammelt ist, die neueste Theorie über εἰκαθεῖν, eine durchgängige Einmischung von Accent, orthographischen Fragen und anderem, was übrigens dem Erklärer des Sophokles ganz brauchbar sein würde, hätte wenigstens sehr präzis und geordnet stehen sollen. Jetzt ist hieraus der große Übelstand erwachsen, daſs das Werk seine Grenzen ums Doppelte überschritten hat, und der hohe Preis, der durch die fremdartige Eleganz der typographischen Ausstattung gesteigert ist, wird ein so nützliches Hülfsmittel auf ein viel zu kleines Publikum beschränken. Denn im übrigen läſst sich die praktische Einrichtung des Buches unbedingt anerkennen: Formen und Bedeutung, allgemeine Normen und vereinzelte Spielarten genau beobachtet, geschieden und in festen Ordnungen entwickelt, begleitet auch von mehr oder minder selbständigen Urtheilen über kritische und exegetische Bedenken; selbst die Bestimmung, in welchen Metren gewisse Formen vorkommen, findet man nicht übergangen. Um so mehr war zu wünschen, daſs Hr. Ellendt, wo er Andersdenkenden begegnet, die Schärfe seiner Rede (z. B. das Urtheil über den neuesten Schriftsteller über Partikeln p. 214.) gemäſsigt, daſs er bei vielen Streitfragen sich überzeugt hätte, es müsse der Wahrheit wegen mehr als ein Weg betreten werden, und man könne so sehr unter Autorität gefeierter Schulhäupter

seinen eigenen Füfsen stehend in Irrthum fallen. [illegible] erfahren zwar aus p. VIII, wo leider nicht grund- [illegible] Klagen ausgesprochen werden, dafs persönliche Er- [illegible]ungen nicht ohne Einflufs auf des Verfs. trübe Stim- [illegible]g gewesen; die Mit- und Nachwelt aber will in ge- [illegible]ten Dingen mit unseren Leiden und Launen nicht [illegible]lligt sein.

Wir müssen uns versagen einzelnes in Betracht zu [illegible]n, wenngleich hier ein mannigfacher Anlafs für [illegible]d abweichende Ansichten sich darbietet; weshalb [illegible] eine allgemeine Bemerkung genügen mufs. Von [illegible]okles gilt das Wort, das einen unserer Dichter zeich- alles was seine Hand berührte, auch das gewöhn- [illegible]e hat er veredelt. Mit der epischen Einfalt ver- [illegible]t er die gedankenvolle Kunstmäfsigkeit, die sein [illegible]ker nicht minder als das Drama forderten; doch [illegible]t auch seine viel erwähnten Neuerungen sich er- [illegible]en, immer bleiben sie still und anspruchlos inner- [illegible]iner bewufsten Grenze. Glossematische und ver- Wörter sind (wie allenfalls ein Blick in Brunck's [illegible]on Sophocleum ahnen läfst) bei ihm selten; nicht weitläuftig oder rhetorisch verarbeitet seine Phra- [illegible]ie: in welchen Hinsichten er zwischen Aeschylus [illegible]uripides die Mitte behauptet; aber vorzüglich er- [illegible]nd adelt er den Wortsinn, um die Darstellung [illegible]sam und durch konkrete Sinnlichkeit anschaulicher [illegible]hen, und aus dem Reichthum individueller Züge [illegible]eeltes Bild zu entwickeln. Dies ist der Punkt, [illegible] die Erklärung des Sophokles subjectiv und in [illegible]chwankung erhält; der Vf. zieht bald die buch- [illegible]e Auflösung vor, bald wagt er keine Entschei- Letzteres z. B. bei ἑκατομπόδων Νηρῄδων *Oed.* und ἕδρας θοάζετε *Oed. K.* 2. dafs aber dort ein [illegible]hor von hundert tanzenden Nereiden gemeint sei, [illegible]s *Pindarische fr.* 87. χορὰν ἀγέλαν ἑκατόγγυιον au- [illegible]eifel, während hier der Begriff der Eile sich [illegible]geistigeren Sinn des Emsigen von Seiten einer Menge umwandelt: „was ist die Absicht eures gedrängten Flehens!" Unbefriedigend ist (mit ὀρχήματα Ἰάψῃς *Ai.* 685. gefafst von Händen die [illegible]nz geschlungen würden, da doch den mit Füfsen [illegible]enen Tanzschritt das *Homerische* πέπληγον δὲ [illegible]s *Aristophanische* ἐγκατακρούων χορείαν, das *Vir-* *[illegible]pars pedibus plaudunt choreas* u. a. andeuten, [illegible]βοτοῦ *Trach.* 687. eine schöne Uebertragung vom [illegible]ιος, mufs wie das Antiquarische des Gottes und die Stelle selbst lehren, mehr als *ovis de grege* sein und das Thier im Heiligthume der *cella* bezeichnen; auch ver- dient ναίεις ἁλίπλαγκτος *Ai.* 591. „du hast deinen Sitz im Meere tanzend," was von griechischen Inseln poe- tisch und physisch wahr ist, vor dem gleichgültigen ἁλί- πλακτος durchaus den Vorzug. Am wenigsten jedoch wäre das beispiellose εὐμαθές mit abhängigem Accusativ *Trach.* 611. *per figuram* zu retten; hier durfte die glück- liche Besserung von Burges, ὁ κεῖνος ὄμμα θεὶς . . τοῦδ' ἐπ' εὖ μαθήσεται, nicht verschwiegen werden. Soweit vom *Lex. Sophocleum.*

Ein Gegenstück zu demselben bildet gewissermafsen *das Platonische Lexicon.* Wenn jenes an Ueberfül- lung leidet, die indessen durch die Planmäfsigkeit und genaue Fügung des Ganzen ein Gegengewicht erhält, so begnügt sich dieses mit den knapp gemessenen Vor- räthen eines geordneten Wortverzeichnisses und bleibt auf alle Fragen stumm, nur dafs die Bedeutungen in gröfster Varietät mehr nach dem allgemeinen Sinne der Stellen oder zu Gunsten der leichten Auffassung zer- stückt, als aus der Proprietät entwickelt werden. Herr Ast hat sich um Plato Verdienste erworben, die keiner umständlichen Lobpreisung bedürfen, und dieses Lexicon wird nicht den geringsten Platz unter ihnen einneh- men; aber es war ihm eine leichte Sache, den Platoni- schen Sprachschatz in seinem wissenschaftlichen Umfange darzulegen, ohne den Raum ungebührlich zu dehnen. An dem gegenwärtigen Abrifs vermissen wir die Nach- weisung der Formen (wofür doch namentlich Schneider zur *Civitas* vorgearbeitet hatte), soweit ihre Festsetzung kritisch zu ermitteln und auch an Varianten geknüpft war (höchstens erinnert ein nacktes *v.* an das Dasein der letzteren); dann die Sonderung der Schriften nach Alter, Klassen und Authentie, während hier auch ein winziger unächter Dialog in der Reihe mitzählt; ferner den Mechanismus in Zergliederung und Abstufung der einzelnen Fälle, zumal bei Partikeln, wodurch die Mas- sen übersichtlich werden und der Forscher stets Mittel zur Untersuchung empfängt: man vergleiche zur besse- ren Würdigung die Artikel ἄν, ἄρα, γάρ, γέ in beiden Lexicis. Was könnte man endlich mehr vermissen, als eine folgerechte Darstellung der Platonischen Phra- seologie, der reichsten und genialsten in der ganzen Gräcität! Ihr Element ist anerkannt das Bild, die in jedes Verhältnifs eindringende Figur, woraus Plato die Lebendigkeit und den dichterischen Zauber seiner Rede

gewann; diese Bilderwelt mufs auch das Princip in der Organisirung von Phrasen, Wendungen, Bedeutungen sein, und da letztere weit und breit Eingang gefunden haben, und gelegentlich von den Erklärern des Philosophen und seiner Nachahmer erläutert sind, so wäre noch eine Bemerkung über den historischen Einflufs der wichtigsten Ausdrücke nach dem Vorgange von Ruhnkenius nicht überflüssig. Wie vorhin gesagt, ist in vorliegendem Werke das Metaphorische meistentheils nur vorausgesetzt und praktisch in sehr verschiedenartigen Bedeutungen zum Verständnifs gebracht. Z. B. in ἀμύητος folgen auf einander *non initiatus* und *nihil continens* wegen Gorg. p. 493. wovon das zweite weder begreiflich noch zweckdienlich ist, da das Wort seinem ursprünglichen Sinne verbleibt, dagegen seinem philosophischen Gehalte nach bildlich ausgedeutet wird. Auch möchte bei einem Worte wie *αἰτία* ein anderer Weg einzuschlagen sein: wo *causa*, *ratio*, *origo* mit allen speculativen Beziehungen etwas bunt voraufgeht, dann *causa*, i. e. *res*, *causa*, i. e. *culpa*, *reprehensio*, *crimen* mit *αἰτίαν ἔχειν* u. a. stehen. Doch Beispiele zu sammeln scheint unnütz, da jeden schon die Prüfung einiger längerer Artikel zur Genüge hievon belehren kann.

G. Bernhardy.

XXXI.

Des colonies agricoles et de leurs avantages etc; avec des recherches comparatives sur les divers modes de secours publics etc. par M. L. F. Huerne de Pommeuse, ancien député etc. Paris, 1832. *Ein Octavband von VII und* 940 *Seiten mit* 8 *Tabellen und* 3 *Steindrucktafeln.*

Du Paupérisme, de la mendicité et des moyens d'en prévenir les funestes effets. Par M. le Baron de Morogues, de l'académie des sciences morales et politiques etc. Paris, 1834. *gr.* 8. 675 *Seiten.*

Économie politique chrétienne, ou recherches sur la nature et les causes du paupérisme en France et en Europe, et sur les moyens de le soulager et de le prévenir; par M. le Vicomte Alban de Villeneuve-Bargemont, ancien conseiller d'état, préfet etc. Paris 1834. *Drei gr.* 8 *Bände von* 511, 652 *und* 641 *Seiten mit vier Charten der Armuth und Bettelei in Frankreich und in Europa.*

Das Armenwesen wird seit einigen Jahren bei unsern westlichen Nachbarn in selbstständigen Werken und in Zeitschriften so häufig besprochen, dafs es wohl keiner Entschuldigung bedarf, wenn wir hier die Aufmerksamkeit unserer Leser für einen Gegenstand in Anspruch nehmen, über den sich vielleicht wissenschaftlich wenig Neues sagen läfst, der aber im Leben desto gröfserer Wichtigkeit ist. Um den Umfang der neuesten französischen Literatur über Armuth und Armenpflege einigermafsen zu schätzen, erwäge man, dafs neben den obenangeführten Schriften noch mehrere andere selbstständige Werke, wie die neuen Ausgaben von Dégerando's *Visiteur du pauvre*, Duchatel's Schrift *De la charité dans ses rapports avec l'état moral et le bien-être des classes inférieures de la société*, die Abhandlung des Baron von Morogues: *de la misère des ouvriers*, zu nennen sind. Dazu kommen die zahlreichen hierhergehörigen Betrachtungen in den Schriften von Charles Fourier und seiner Anhänger, in denen der Saint-Simonisten, so wie eine Menge Artikeln in den Zeitschriften der verschiedenen Farben. Schon jene selbstständigen Werke allein bilden eine Masse von mehr als 300 Druckbogen!

Trotz dem glänzenden Gemälde, das im Jahre ... ein bekannter Statistiker von der Industrie und dem Wohlstand des nördlichen Frankreichs aufstellte, zeigte sich doch schon damals gerade in Nordfrankreich eine höchst bedenkliche Zunahme der ohnehin schon grofsen Anzahl der Armen. Sie schien eine Folge zu grofser Anhäufung der Bevölkerung in den Städten; man empfahl daher in der Pairskammer Vertheilung der überflüssigen städtischen Arbeiter auf das Land, und als Mittel hierzu die Anlegung von Colonien auf den grofsen Landstrecken, die in Frankreich noch wüst liegen. Auch die Central-Ackerbau-Gesellschaft neigte sich zu dieser Ansicht und verlangte 1829 von Huerne de Pommeuse einen Bericht über die niederländischen Armen-Colonien, der in dem oben angezeigten Werke, mit zahlreichen Noten vermehrt, abgedruckt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 36.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

August 1835.

colonies agricoles et de leurs avantages etc.; :ec des recherches comparatives sur les di- rs modes de secours publics etc. par M. L. Huerne de Pommeuse.

Paupérisme, de la mendicité et des moyens :n prévenir les funestes effets. Par M. le ıron de Morogues.

ıomie politique chrétienne, ou recherches sur nature et les causes du paupérisme en France en Europe, et sur les moyens de le soula- et de le prévenir; par M. le Vicomte Alban Villeneuve-Bargemont.

(Fortsetzung.)

ı folgenden Jahre schilderte der Präfect Villeneuve- nont der Regierung den kläglichen Zustand der ıen Bevölkerung im Departement du Nord und rieth ınderem ebenfalls zur Colonisirung der städtischen . Der Bericht des obersten Ackerbauraths hier- ;llte eben gedruckt werden, als man in den Julius- iber der gröfsern Noth die grofse vergafs. Doch f kurze Zeit trat die Angelegenheit der Armen Hintergrund; denn gerade die Aufregung der Volksklassen im Jahr 1830 hat das Uebel be- l verschlimmert. Früher baten um Almosen nur ›eitsunfähigen oder vorübergehend Arbeitslosen; rderten Unterstützung auch alle diejenigen, wel- den öffentlichen Unruhen ihren Arbeitsverdienst ›ben oder verloren hatten und die nach Wieder- ıg der Werkstätten nicht sogleich Lust zeigten, ›eit zurückzukehren; sondern die ihren Antheil Vortheilen der neuen Staatseinrichtung gern in iner baaren Rente bezogen hätten. Aufs Neue ı sich Stimmen, ähnlich dem Vortrag Barrère's onal-Convent: „man müsse die Dienstbarkeit des ›eim Erwerb seines Unterhalts, die Sklaverei der Armen, abschaffen und jene abscheuliche Ungleichheit der Menschen, die dem Einen unmäfsigen Genufs von Glücksgütern gestattet, während sie dem Andern alle Noth der Entbehrung auflegt." In den Jahren 1793 u. 1794 wurde hierauf gesetzlich beschlossen, ein amtliches Verzeichnifs der bedürftigen Patrioten aufzunehmen und ihnen aus den Gütern der Feinde der Nation und der aufgehobenen Wohlthätigkeitsstiftungen Renten von 60— 120 Fr. auszuwerfen. Im Jahr 1830 verhinderte die Festigkeit der neuen Regierung, dafs jene Ansprüche der Arbeiter auf einen gröfsern Gütergenufs, als ihnen die Lohngeber im freien Verkehr zugestehen können und müssen, Einflufs auf die Gesetzgebung gewannen; doch mufste sie das seiner Folgen wegen nicht unschädliche Mittel ergreifen, zur Beschäftigung der Arbeitslosen öffentliche Bauten auf Staatskosten zu unternehmen. Gegen Ende des Jahrs 1832 nahm man das frühere Project wieder auf, die Armen der Städte in Colonien unterzubringen, und die Regierung beauftragte eine Commission mit der Prüfung der Sache. Zu deren Aufklärung sind nun zunächst auch die beiden angezeigten Werke von Morogues und Villeneuve-Bargemont bestimmt. Noch ist indefs von Seiten des Staats kein wirksamer Schritt zur Steuerung der fortwährend zunehmenden Verarmung einzelner Provinzen geschehen.

Unterdefs waren aber die Stimmführer der Parteien, die sich gern der grofsen Volksmasse für ihre Pläne bedienten, nicht müfsig; sondern sie spannen und spinnen eifrig an Theorien, nach welchen einmal eine neue, der Arbeiterklasse günstigere, Vertheilung des Vermögens oder seines Ertrags vorgenommen werden könnte. Zwar dringen die neuen Vorschläge nicht mehr in jener rohen Weise auf direkte Beraubung der Einen zum Vortheil Anderer; das wilde Lied ist jetzt in Prosa umgesetzt und gebehrdet sich als friedliche Demonstration: im Grunde ist es aber die alte Lehre, die der schlechtere Theil des gemeinen Volkes (*illa concionalis aera-*

rarii hirudo) zu jeder Zeit gern hörte, nur modificirt nach den gegenwärtigen Verhältnissen, wo weder von Volksfeinden noch von Corporationen Güter einzuziehen sind. Sie läſst sich ziemlich genügend in folgende Sätze zusammenfassen. Die Arbeiter sind es, deren Leistung man die Producte verdankt. Sie haben das Recht für ihre Arbeit ausreichenden Unterhalt zu verlangen. Die Fabrikherrn zahlen den Lohn aus dem Preise der Producte; den Ueberschuſs über ihre Auslage behalten sie als Gewinn für sich. Je weniger sie Lohn zahlen, desto gröſser ist ihr Gewinn. In der That ist dieser stets vielmal gröſser als der Lohn eines Arbeiters, sie behalten also vom Preise der Producte zu viel für sich: man muſs sie daher zwingen, ihren Gewinn entweder ganz oder zum gröſsern Theile den Arbeitern als Lohnzuschuſs abzugeben.

Nicht bloſs haben Charles Fourier und die Saint-Simonisten im Ganzen diese Lehre systematisirt, sondern sie klingt auch in Oppositionsblättern durch die verschiedensten sonstigen Ansichten hindurch *); ja Lamennais faſst sie zusammen in eine allgemeine Verwünschung der Reichen, denen es gelungen, durch das Anerbieten von Lohn den Vermögenslosen in noch elendere Abhängigkeit zu bringen, als die Sklaverei selbst ist. Fast scheint sie schon eines von jenen Axiomen geworden zu sein, die in der französischen Gesellschaft so groſse Macht haben: denn in dem oben angezeigten Werke von Villeneuve-Bargemont finden sich ausführliche Declamationen gegen die Unersättlichkeit der Fabrikbesitzer und ihre übermäſsige Bereicherung auf Kosten der Arbeiter ganz so vorgetragen, als wenn dies die Ueberzeugung aller vernünftigen Leute wäre; obwohl es andern seiner Ansichten geradezu widerspricht. Auch Morogues meint (S. 68 der Schrift *du paupérisme etc.*), Jeder habe ein Recht von seiner Arbeit zu leben und die groſsen Speculanten hätten dem Volke den Unterhalt genommen: daher dessen drohende Stellung gegen alles Eigenthum. Daſs die immer weiter gehende Verbreitung solcher Lehren die untern Volksklassen in Frankreich fortwährend in Haſs und Aufregung gegen die Gewerbsunternehmer und alle vermöglichen Bürger erhalten und eine durchgreifende Armenpflege nahezu

*) So findet z. B. noch im August 1834 ein weitläufiger Aufsatz in der *Revue encyclopédique* (S. 150) kein anderes Mittel zur Verbesserung des Looses der Arbeiter als *un changement dans la constitution de la propriété.*

unmöglich machen muſs, bedarf keines Beweises. [ter solchen Umständen begreift man wohl, wie Vi neuve-Bargemont am Schlusse seiner Vorrede .. gewaltsamen Einbruch der Proletarier in das Eigent und den Erwerb der Vermöglichen" befürchtet; w aber glauben kann, die untern Volksklassen würden mit wohlthätiger Unterstützung begnügen, nachdem zugegeben, von dem, was ihnen gebühre, bereich sich Andere, ist nicht recht einzusehen. Nach di Zugeständniſs ist kein weiteres Argument gegen i ordnete Ansprüche der Arbeiter an die Lohngeber i bar und die vermöglichen Bürger müssen sich glücklich schätzen, wenn durch Armensteuern nac der englischen (wie sie im Departement du Nord 1828 begonnen haben) die erste Gefahr beseitig das acute Uebel in ein chronisches verwandelt w kann. Auch in Deutschland läſst sich schon die g liche Irrlehre vernehmen, daſs der Fabrikherr a sten der Arbeiter lebe *): es scheint uns daher hier eine strengere wissenschaftliche Prüfung anzustellen.

Vor Allem ist aber die Behauptung falsch, einten Thätigkeit der Arbeiter allein verdanke Product der Fabrication; überall trägt vielmehr Kapital mehr oder weniger zu seiner Herstelle Wohl mag der Sklavenbesitzer einen Theil der Ar entgeltlich genieſsen, welche der Sklave als fre beiter ganz auf sein Bedürfniſs verwenden könnte dagegen der Kapitalist mit seinem Vermögen di tigkeit des freien Arbeiters erleichtert, verbessert verändert, daſs mehr, edlere, ja völlig neue Gü stehen, wie sie der auf seine eigene Thätigk

*) So wurde vor Kurzem von einem deutschen Rec vorgeschlagen, „*an die Stelle der reichen, trotzigen herren, die vom Schweiſse der Arbeiter prassen*, ein schaft von Männern zu setzen, welche durch das der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams g Lockungen des Eigennutzes gesichert, den Gewinn einten Thätigkeit zum Wohl der Wittwen und Gr Erziehung der Kranken, zur Pflege der Armen ver Dadurch, hofft derselbe, würden die Arbeiter vom r nären Schwindel bewahrt und die Massen vom Ge Christenthums durchdrungen werden: allein er über der Grundsatz, von dem er ausgeht, einen directen auf das Eigenthum und den Erwerb der Fabrikher hält, der consequent verfolgt zu dem eben erwähnte *gement dans la constitution de la propriete* führen wü man an die Ausführung seines Vorschlags käme.

ikte Arbeiter nie erzeugen könnte, so gebührt ihm
iese Anwendung seiner Kapitale bei der Production
Antheil am Product und er kann ihn erhalten, ohne
der Arbeiter weniger empfienge als seine isolirte
it werth ist. Eben jener Antheil ist aber der Ge-
, auf den sonach die Arbeiter als solche keinen An-
h haben. Viel trägt hier zur Fortpflanzung des
ms bei, dafs die neuere englische Schule der Staats-
schaft immer noch Ricardo's Lehrsatz wiederholt,
roduct sei nichts als eine Summe von Arbeitslei-
en, während es doch zugleich ein Inbegriff aller
apitalnutzungen ist, die auf seine Herstellung ver-
t werden mufsten. — Eine *zweite* irrige Behaup-
ist, der Arbeiter habe ein Recht für seine Leistung
chenden Unterhalt zu verlangen. Es kommt in-
arauf an, ob man begehrt, was er leistet und wie
der Consument, bei dem bestehenden Wettbewerb
beiter untereinander, die Arbeit lohnen mufs. Nicht
oducent hat zu entscheiden, was und für wen er
n will, sondern der Consument, was er geniefsen
d von wem er es am vortheilhaftesten bezieht. —
itter noch ziemlich allgemein verbreiteter Irrthum
r Unternehmer lohne den Arbeiter aus seinem Ka-
Eine Menge unrichtiger Sätze folgen hieraus;
ndern der: von der Gröfse jenes Kapitals allein
die Nachfrage nach Arbeitsleistungen ab. Allein
ternehmer kauft mit seinem Kapitale die Leistung
beiters nur um sie im Product dem Consumen-
ubieten, der sie erst im Preise desselben wirk-
gilt. Die Lohnauslage dient blofs dazu, die Lei-
es Arbeiters dem Consumenten zugänglich zu ma-
d die definitive Lohnzahlung des letztern zu ver-
Nicht jenes Kapital, sondern der Wille und die
it des Consumenten, in jeder Periode die neuen
gen der Arbeiter durch seine eigenen neuen Ar-
der Kapitalnutzungen zu vergelten, entscheidet
Fortdauer oder Ausdehnung einer Production
den Lohn, den der Fabrikant dem Arbeiter
n kann. So wenig der Arbeiter den Fabrikan-
hrt, so wenig der Fabrikant den Arbeiter. Je-
von seinen eigenen Arbeitsleistungen oder Ka-
ungen und der Andere hilft ihm blofs, sie in
eise auszubieten, in der sie höheren Werth ha-
bei isolirtem Umtausch *). — *Viertens.* Lohn-
minderung kann wohl vorübergehend dem Fabrikanten
den Gewinn erhöhen: stets aber wird ihn am Ende die
Concurrenz seiner Erwerbsgenossen zur Herabsetzung
der Preise bis auf den Punkt zwingen, wo sie nur mehr
üblichen Gewinn abwerfen: damit tritt er dann dem Consumenten
den Vortheil der wohlfeileren Arbeit ab. Allerdings
mag hier der Fabrikant für die Arbeiter dadurch
nachtheilig wirken, dafs er ihnen, um eines vorübergehenden
Gewinnes willen, einen Theil ihres bisherigen
Unterhalts abdrückt und den Consumenten des
Products unverlangt in dessen Genufs setzt: allein selten
wird dies ohne übermäfsigen Andrang der Arbeiter
selbst (also ohne deren eigene Schuld) angehen *). Gewöhnlich
zwingt die Concurrenz der wohlfeileren Waaren
Anderer den Fabrikanten zur Herabsetzung seiner
Preise: dann ist es der Consument selbst, der forthin
für die Producte und in ihnen für die auf sie verwendeten
Arbeiten und Vermögensnutzungen weniger bietet
und es kommt auf Umstände an, die keineswegs vom
Unternehmer allein abhangen, ob er selbst an der Vergeltung
für seine Kapitalnutzungen und seine Geschäftsleitung,
das heifst am Gesammtgewinn, der Arbeiter am
Lohn, oder beide zugleich den Ausfall tragen müssen.
Immer aber leuchtet ein, dafs wenn unter solchen Verhältnissen
der Arbeiter am Lohne einbüfst, nicht der Fabrikant,
sondern der Consument, dem die Lohnschmälerung
zu gute kommt, Ersatz leisten könnte und sollte.
Auch hier hat der nur bei ganz allgemeiner Betrachtung
der Wirthschaft eines Volkes und nur unter gewissen
Voraussetzungen richtige Satz Ricardo's, dafs Lohnminderung
den Gewinn steigere und umgekehrt, viel Verwirrung
hervorgebracht und er mufs dazu beitragen, unhaltbare
Ansprüche der Arbeiter an den Gewinn der Unternehmer
zu unterstützen. — *Fünftens*, dafs der Fabrikherr
als Vergeltung für seine Kapitalnutzungen und seine
Geschäftsbesorgung vom Gesammtproduct oder seinem
Preise mehr erhält, als ein Arbeiter, rechtfertigt sich
eben dadurch, dafs er mehr als dieser zur Ausführung
des Werks beiträgt. Gleichwohl ist es irrig, zu meinen,
in jedem Gewerb würde der Gewinn des Fabrikanten

lermann, staatswirthschaftliche Untersuchungen. Mün-
1832. S. 228—239 u. 267—285.

*) Wie wenig es im Interesse oder in der Macht der Fabrikherrn liegt, die Arbeiter zu drücken, und wie stetig der Lohn bleibt, wenn nur die Arbeiter nicht sich selbst herabbieten, zeigt unter andern das Beispiel der Krystallglasfabriken in Frankreich. Vgl. *Journal des Debats* vom 23—25. Oct. und vom 10. Nov. 1834.

ausreichen, den Lohn der Arbeiter erklecklich zu erhöhen. Es fragt sich, ob die Production bei gleichem Gesammtkapital viel oder wenig Arbeiter beschäftigt. Er wäre ausreichend in den chemischen Gewerben und in manchen mechanischen, die grofse fixe Kapitale nöthig haben; wo dagegen das Betriebskapital sich rasch umsetzt und bei kleinem fixen Kapitale sehr viele Arbeiter thätig sind, könnte das Einkommen der Arbeiter durch ihre Theilnahme am Gewinn sich nur wenig verbessern. Erhielten aber die Arbeiter in dem einen Gewerbe mehr als in dem andern, so wäre unter ihnen eine neue Ausgleichung nöthig. Es läfst sich aber leicht nachweisen, dafs diese nur denkbar ist, wenn die gegenwärtige Form der bürgerlichen Gesellschaft ganz aufhört und statt der Vielheit von selbständigen Wirthschaften, die sich gegenseitig fördern und unterstützen, wenige grofse Wirthschaften auf gemeinsame Rechnung entstehen, in denen sich zwar manche Noth mag beseitigen lassen, welche bei den isolirten Wirthschaften bald der Zufall, bald Mangel an Kraft und sittlicher Haltung der selbständigen Individuen herbeiführt, wo aber zugleich das freie Streben der Einzelnen nach Verbesserung ihres wirthschaftlichen Zustandes so sehr geschwächt würde, dafs sich der Mensch wenig mehr vom Hausthier unterschiede, das man für regelmäfsiges Futter nach seinen Kräften zur Arbeit anhält.

Diese allgemeine Betrachtung würde allerdings bedeutend an Deutlichkeit gewinnen, wenn wir sie mit einigen Beispielen belegen dürften; sie wird indefs genügen, die Unvernünftigkeit der Ansprüche einzusehen, welche heutzutage in französischen Schriften im Namen der Arbeiter an die Fabrikbesitzer gemacht werden, und wir gehen nun an die nähere Anzeige des Inhalts der in der Ueberschrift genannten Werke.

Die Schrift von Huerne de Pommeuse giebt, wie wir bereits erwähnten, zuerst einen Bericht über den Zustand der niederländischen Armen-Colonien im Jahr 1828. Auf ihn folgen Betrachtungen über die Armenpflege im Allgemeinen und insbesondere über die Anlegung von Colonien. Die eigenen Vorschläge des Verfs. gehen im Wesentlichen auf Einführung von Armen-Colonien in Frankreich nach Art der Niederländischen. Ueber diese, die meisten sonstigen einheimischen Colonien der europäischen Staaten und manche andere Anstalten zur [Ar]menversorgung enthält ein Anhang zahlreiche Docu[mente] und Notizen. Hiervon ist das Meiste bei uns be[kannt] ... Einzelnes, was der Verf. als noch bestehend an[führt] ... längst aufser Wirksamkeit, wie z. B. die Einrichtung Rumfords gegen die Bettelei in der Stadt München ... Jahr 1790; Manches ist nicht genügend bewährt, w[ie die] Notiz (S. 843), dafs die neuen russischen Militär-C[olo]nien aufgelöst worden, nachdem sie in einem Auf[stande] 40,000 Mann stark gegen St. Petersburg marschirt [wä]ren. Dagegen findet sich auch Interessantes, w[ie die] Beschreibung der schwedischen Militär-Colonien (S. ... 820). Im Ganzen ist die Schrift belehrend und ... bar für Jeden, der sich mit der Armenpflege pra[ktisch] beschäftigt. Ihre Weitläufigkeit entschuldigt sich leicht durch das Publicum, für das sie bestimmt ist ... einen Anstand, den wir bei den eigenen Vorsch[lägen] des Verfs. gefunden, kommen wir weiter unten ...

Die zweite Schrift des Baron de Morogues ... auf 250 Seiten mit einem Räsonnement über A[rmuth] und Armenpflege, dessen ganzer Inhalt sich ... 25 Seiten geben liefse, wenn man ihn in bess[erer Ord]nung und mit gröfserer Bestimmtheit vortrüge. [Die wie]derholten Declamationen des Hrn. de Morogues ... Malthus und diejenigen, welche mit ihm der U[eberzeu]gung sind, dafs das Hauptmittel gegen die Ver[armung] der unteren Volksklasse, nicht in der Beihilfe d... ... chen, sondern in der sittlichen Kraft der Arbeiter ... liege, zeigen blofs, dafs er jenen Schriftsteller ni[cht ge]nügend studirt hat. Während er (S. 47) selbst anführt, dafs mit dem Wachsthum der Bildung ... Bedürfnisse die Menschen vorsichtiger und ... würden und dafs die Klugheit der Familien in ... Zeit sich auch in Frankreich an der Abnahme der [durch]schnittlichen Kinderzahl, die auf eine Ehe komm[t, er]kennen lasse (von 1780—1827 ist die Zahl de[r Ehen] in Frankreich um $\frac{1}{14}$, die der Geburten nur um ... wachsen): vergleicht er doch (S. 53) diejenigen, ... dem Erwerblosen die Gründung einer Familie ... then, mit Robespierre und Marat, weil sie die ... künftiger Bürger hintertrieben, wie diese die ... lebenden vermindert hätten.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 37.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

August 1835.

colonies agricoles et de leurs avantages etc.; ec des recherches comparatives sur les di-rs modes de secours publics etc. par M. L. Huerne de Pommeuse.

Paupérisme, de la mendicité et des moyens n prévenir les funestes effets. Par M. le ron de Morogues.

omie politique chrétienne, ou recherches sur nature et les causes du paupérisme en France en Europe, et sur les moyens de le soulager de le prévenir; par M. le Vicomte Alban Villeneuve-Bargemont.

(Fortsetzung.)

ben die armen Kinder, deren Gezeugtwerden man usam verhindere, könnten, meint er, die Kraft und eichthum des Staats bilden, der sie zu erziehen, chützen und zu benutzen wisse: die Knaben könn-s den Findelhäusern in die Armee, die Mädchen send Arbeiten übergehen; wenigstens sei dies für eich ein eben so sicheres und weit weniger häke-Mittel zum Aufschwung als die Vergröfserung sei-ebiets durch äufsere Eroberungen (S. 50). Da er ns (S. 78) erklärt, dafs man in Frankreich nur so seines Eigenthums sicher sei, als die politische ng Bestand habe, so ist es etwas auffallend, dafs chwohl zur Verbesserung des Zustandes der ge-Bevölkerung in Frankreich kein anderes Mittel als neue Gesetze, welche dem Arbeiter den Ein- die Mittelklasse erleichtern und die Reichen hin-alle Vortheile der Production an sich zu ziehen). Diese Gesetze entwirft er übrigens noch nicht, sie erst für ausführbar hält, wenn ein neues Wahl-für die Communen, Arrondissements, Departe-und für die ganze Nation, ein Gesetz über den nstadel und die Pärie gegeben, die höhern Staats-dienste als Ehrenstellen den Reichen überlassen, und blofs die niedrigeren Aemter, als Erwerbsgelegenheit für die Aermeren besoldet seien (S. 42—44). Hiernach steht also die Besserung des Zustandes der gemeinen Bevölkerung in Frankreich noch im weiten Felde. Unterdefs räth der Verf., die Armen in einheimischen Colonien unterzubringen. Er ist aber mit den niederländischen Armen-Colonien nicht ganz zufrieden; insbesondere zweifelt er, dafs sie in Frankreich durch Privat-Subscriptionen zu Stande kommen könnten. „Denn der Franzose ergreife wohl mit Begeisterung grofse und gute Plane; zur Ausführung fehle ihm aber Stetigkeit und Festigkeit": in Frankreich könne daher nur die Staatsregierung die Armen colonisiren; hierbei vergifst er indefs, dafs auch diese aus Franzosen besteht. Seinen eigenen Plan entwickelt er nun auf etwa 300 Seiten mit unglaublicher Weitläufigkeit; er ist folgender:

1. Die arbeitslosen Taglöhner auf dem Lande werden einzeln in der Nähe solcher Dörfer angesiedelt, wo es an Arbeitern fehlt. Man bietet Jedem, der sich meldet, 1 Hectare uncultivirtes Land, ein kleines Haus, 1 oder 2 Kühe, 1 Schwein, Geflügel, Geräthe, Vorräthe bis zur nächsten Aernte. Für Boden und Haus zahlt er vom 6. Jahre an einen Pachtzins, bis dorthin erstattet er die Vorschüsse, die er in Vieh, Vorräthen und Fahrnifs empfangen. Auch die allmälige Abtragung des Kaufwerths der Realitäten ist ihm erlaubt. Auf solche Weise sollen 59000 Familien untergebracht werden. Uebrigens können sich die Ansiedler auch in kleine Dörfer vereinigen.

2. Den überzähligen Arbeitern in den mittlern und kleineren Städten schlägt er vor, kleine Gütchen (von ½ Hectare) in der Nähe von Städten zum Betrieb der Gärtnerei anzuweisen, die (Paris und einige andere gröfsere Städte ausgenommen) noch durch ganz Frankreich vernachläfsigt sei. Zur Verbreitung der erforderlichen Kenntnisse soll ⅓ dieser Colonisten aus der Umgegend

von Paris u. s. w. genommen werden. Zugleich räth er, auf Anlegung grofser Parke eine Prämie zu legen, weil in diesen sich viel Nebenbeschäftigung für die Colonisten darbiete. (Der Verf. besitzt selbst einen Park und vergifst über der Prämie, die er sich zugedacht, dafs diejenigen, welche bisher den Boden des Parks bauten, schon überflüssige Hände zu dessen Unterhaltung bieten, an neue Ansiedler also nicht zu denken ist). So hofft er 43000 Familien Nahrung zu geben.

3. Die erwerblosen Arbeiter der grofsen Städte sollen in der Nähe von Mittelstädten zu Colonien vereinigt werden, welche sich mit der Gewinnung von Gewerbsstoffen und ihrer Verarbeitung beschäftigen, vornehmlich mit dem Anbau von Runkelrüben zur Zuckerbereitung, weshalb er sie *colonies saccharicoles* nennt. Wir finden indefs den Plan viel zu künstlich, um ausführbar zu sein. Diese Colonien sollen 20000 Familien aufnehmen.

Aufser diesen freien Ansiedelungen verlangt sodann der Verf. noch vier andere zur Aufnahme von armen Kindern, Alten, Kranken und Sträflingen, die der Nebenarbeit wegen mit den *colonies saccharicoles* in Verbindung zu bringen sind. Straf-Colonien räth er auch in der Nähe von Bergwerken und Steinbrüchen anzulegen.

Auch die dritte der angezeigten Schriften (die wir unten näher ins Auge fassen) enthält Betrachtungen über die Armen-Colonien (S. 360—584 des III. Bandes).

Nachdem sie eine Beschreibung der niederländischen Colonien aus dem Jahr 1828 gegeben und die Vorschläge von Huerne de Pommeuse und Morogues geprüft hat, entscheidet sie sich nicht bestimmt für die Colonisirung nach einem gröfsern Plane, sondern räth vorläufig einige Versuchs- und Muster-Colonien anzulegen für freiwillig sich meldende Arme, für Bettler, Kinder und Sträflinge. Dabei rechnet der Verf. mehr auf die Theilnahme der Privaten, als seine Vorgänger; allein gegen seine Erwartung spricht, dafs im Jahr 1826, also in weit günstigerer Zeit, vom Baron de Haussez nicht einmal für 50 Familien die nöthigen Subscriptionen gefunden werden konnten.

Von allen diesen Planen scheint uns überhaupt nur einer ausführbar und näherer Betrachtung werth: die Vertheilung der überflüssigen Taglöhner einer Gegend des Landes in andere, wo es an Arbeitern fehlt. Dies ist indefs für Deutschland nur so weit etwas Neues als vorgeschlagen ist, die Staatsregierung solle die Ue[ber]siedelung leiten. Private haben, besonders in No[rd]deutschland, dergleichen Ansiedelungen von Taglöhnern auf ihren Gütern häufig gegründet und sie geling[en] auch bei uns besser, da den deutschen Landmann nicht die starre Anhänglichkeit an seine Provinz fes[selt], welche in Frankreich Auswanderungen aus einem Th[eile] des Landes selbst in benachbarte so selten macht. [Im]mer ist aber diese Mafsregel nur auf Landbauarb[eiter] anwendbar.

Bei der Colonisirung städtischer Arbeiter bleib[t] das Hindernifs, dafs sie *des Landbaus unkundig* [sind;] als Taglöhner würde sie Niemand dingen, als selb[stän]dige Landwirthe gehen sie zu Grunde. Sie müssen erst die Technik des Erwerbs lernen, den sie [be]treiben sollen. Hierzu können sie aber nicht übler bereitet sein, als durch ihre bisherige Arbeit. [Denn] die Gewerbe erfordern meist eine stetige, einseitige [Thä]tigkeit, die nur selten von störenden äufsern Ei[nflüssen] abhängt; der Landbau dagegen verlangt selbst [vom] blofsen Gehilfen Fertigkeit in mehrern Arbeiten, [vom] selbständigen Wirthe aber noch überdies so vers[tändige] Beachtung der Witterung, so rasches Handeln zu [rech]ten Zeit, so sorgfältige Berechnung der Auslage[n, als] er die minder regelmäfsigen Einnahmen für persö[nliche] Bedürfnisse verwendet, dafs man sich wundern [müfste,] wenn nicht die Mehrzahl der Gewerbsarbeiter sich [selbst] überlassen, in den Colonien aufs neue verarmte. [So] bestätigen auch die belgischen Armen-Colonien, [dafs] trotz allem Unterricht, die selbständigen Colonist[en ihr] Vieh so schlecht hielten, ihren Boden so nachläfs[ig be]stellten und so viele Schulden machten, dafs s[ie im] Jahr 1828 in Taglöhner auf Rechnung der Coloni[e ver]wandelt werden mufsten. Damit war aber gera[de das] Hauptprincip des Unternehmens aufgegeben, [der] eigene Erwerbstrieb der Eintretenden wird fortbi[n mehr] unterdrückt als ermuntert. Aber noch ein anderer [Ue]belstand tritt hierbei ein. Der *Zwang* zur Arbeit, [näm]lich, dem der Colonist nicht blofs Anfangs als Le[hrling,] sondern aus Mangel an wissenschaftlichem Takt, [auch] später sich unterwerfen mufs, schreckt vom Eint[ritt in] die Colonien ab und macht freiwillige Ansiedelung [städ]tischer Arbeiter wohl überall unmöglich. Von 129 [Bauer]höfen zur Aufnahme freier Colonisten in *Wortel* [stan]den 1832 nicht weniger als 49 leer. Und man gl[aube] nicht, dafs vielleicht blofs in dem Widerwillen der

r, unter Beamten zu stehen, das Hindernifs liege; die Versuche englischer Arbeiter, völlig freie Ver-ungen zu gemeinschaftlichem Erwerb und Anbau Grundstücken zu stiften, sind an der Untreue der r *und* an der Ungeschicktheit der Theilnehmer ge-ert. Wo Privatunternehmungen der Art gelangen, lapp's Harmony, da geschah es eben nur durch Strenge in der Lebensweise und einen Gehorsam das Haupt der Colonie, wie sie ohne Mitwirkung ser Ueberzeugung wohl nirgend zu erwarten sind. in zweites Hindernifs des Gedeihens solcher An-*ist* die fast allgemeine *Vernachläfsigung ihrer üschen Beziehungen.* Zu häufig bedenkt man was die Anstalt leistet, nicht aber auch was sie Die Frage nach dem Aufwand darf nun wohl gestellt werden bei Werken, deren Werth sich vor-end an ihrer eigenen Vollkommenheit bemifst, Hervorbringung ähnlicher Werke gleiche Auf-g von Vermögen selten oder nie hinreicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXXII.

ch-kritische Einleitung in die petrinischen ften. Nebst einer Abhandlung über den Ver- der Apostelgeschichte. Von Dr. Ernst Theo-Mayerhoff. Πάντα δοκιμάζετε· τὸ καλὸν κατ- 1 Thess. 5, 21. Hamburg, 1835. Bei Frie-Perthes. VIII und 324 S. gr. 8.

anzuzeigende Schrift besteht aus einer gröfseren Ab-über die petrinischen Schriften (mit Einschlufs der Unter-über das Leben des Petrus, von S. 65 — Ende), und eren: über Zweck, Quellen und Verfasser der Apostel- (S. 1—30), über die Bedeutung des Namens ἐπιστολαὶ (S. 31 — 42), und über das Verhältnifs des Apostels es jüngeren zu dem gleichnamigen ἀδελφὸς τοῦ Κυρίου 4).

ichtigste Ergebnifs würde ohne Zweifel sein, wenn d gelungen wäre, den Verfasser der Apostelgeschichte ritten Evangeliums auf neue und sichere Weise zu Er knüpft diese Untersuchung wie natürlich an A. G. 16. an sich in der Erzählung wiederholende m er sich mit Recht zum Behuf einer kritischen ng aus inneren Gründen vor der Hand der Tradition dafs der in jenen Stellen sich als Begleiter des Pau-nende Erzähler Lukas sei. Da 16, 10. die erste Plural eintrete, ohne Angabe, dafs hier ein weiteres zu der bisherigen Gesellschaft des Apostels hinzu-sey, was auch sonst keine Wahrscheinlichkeit habe: hier einer der bisherigen Begleiter des Paulus als der Erzählende gedacht werden. Als solcher aber sei nirgends Lukas, wohl aber Silas (15, 40.) und Timotheus (16, 1 ff.) genannt: von diesen konne der erstere hauptsächlich defswegen nicht der Erzähler sein, weil er sonst nicht das gerade nur ihn und den Paulus betreffende Ereignifs V. 19 ff. in der dritten Person erzählen würde; es bleibe also nur Timotheus, auf welchen denn auch Alles bis in das Kleinste hinein passe. Von Timotheus war 16, 1—3. in der dritten Person Sing. mit Nennung seines Namens die Rede gewesen; V. 4—8. werden Paulus, Silas und er in der dritten Person Plur. zusammengefafst; wenn nun von V. 10. an die erste Person plur. folgt: so liegt zur Erklärung dieses Wechsels die Annahme am nächsten, dafs der Erzähler erst von hier an in die Gesellschaft des Paulus gekommen sei. Diefs kann an und für sich von jedem angenommen werden, der nur nicht als vorher schon im Gefolge des Apostels befindlich genannt ist, also von Cajus, Titius oder auch von Lukas immer noch eher, als von Timotheus, der schon von V. 1. an als Begleiter des Paulus, aber in der dritten Person, bezeichnet war. Ein erzählender Augenzeuge nämlich kann es auf doppelte Weise halten: entweder spricht er von sich durchweg in der dritten Person, oder durchweg in der ersten, welche, sofern er sich mit mehreren Anderen zusammenfafst, zum Plural sich erweitert: eine Mischung und Abwechslung von beiden könnte nur einem sehr ungeschickten Schriftsteller begegnen, was der Verf. der A. G. nicht ist, und am wenigsten nach Herrn Mayerhoff sein soll. — Ist nun durch die bezeichnete Conjectur die Augenzeugenschaft des Erzählers in der Apostelgeschichte über die Stellen, in welchen er in der ersten Person plur. spricht, hinaus erweitert, so soll er nun, so oft eine anschauliche Erzählung kommt, dabeigewesen sein, so oft eine summarische, sich wieder entfernt gehabt haben: so war er nach Herrn M. abwesend 17, 1—4.; anwesend V. 5—10; abwesend V. 11—17.; wieder zugegen V. 18—34. bei der Rede des Paulus in Athen, unerachtet es V. 16. ausdrücklich heifst, den Umgang in der Stadt, durch welchen er zu jener Rede veranlafst wurde, habe Paulus gemacht, während er auf Silas und Timotheus wartete, deren Rückkehr erst 18, 5., wo Paulus in Korinth ist, gemeldet wird, so dafs der Verf. höchst willkührlich ein doppeltes Hin- und Herreisen dieser Männer von Macedonien nach Athen, von da nach Macedonien zurück, und von hier nach Korinth voraussetzen mufs. Eine ähnliche Gewaltsamkeit wiederholt sich bei Gelegenheit von 19, 22. Hier heifst es, Paulus habe von Ephesus aus den Timotheus mit Erastus nach Macedonien geschickt; nun aber ist die folgende Erzählung von dem Aufstand der ephesinischen Silberarbeiter so anschaulich, dafs nach des Verf. kritischen Grundsätzen der erzählende Timotheus dabei gewesen sein mufs, wefswegen denn flugs angenommen wird, er müsse durch irgend einen Umstand veranlafst gewesen sein, nach Ephesus zurückzukehren. Sind diefs nur selbstgemachte Nöthen, in welche sich der Verf. durch die irrige Voraussetzung bringt, dafs nur ein Augenzeuge anschaulich erzählen könne: so wird von einer andern Schwierigkeit seine Hypothese um so wesentlicher und tödtlicher getroffen. Indem nämlich 20, 4. der Referent, wie

Paulus von Ephesus nach Macedonien zurückkehren will, von Timotheus und mehreren Andern sagt: *οὗτοι προελθόντες ἔμενον ἡμᾶς ἐν Τρωάδι*, und hierauf fortfährt: *ἡμεῖς δὲ ἐξεπλεύσαμεν κ. τ. λ.*: so unterscheidet er ja sich mit Paulus augenscheinlich von Timotheus und dessen Gesellschaft, kann also unmöglich Timotheus selbst gewesen sein. Bei diesem Augenschein nimmt es sich komisch aus, wenn Herr M. in einem Nachtrag, S. 232., wie ihm denn doch diese Stelle mufs angefangen haben bedenklich zu werden, nur so viel einräumt, „es könnte scheinen, als wenn Timotheus sich hier von dem in *ἡμεῖς* Erzählenden unterschiede" — soll heifsen: als wenn der in *ἡμεῖς* Erzählende sich von Timotheus unterschiede; denn wenn dieser Unterschied stattfindet, so ist Timotheus nicht mehr der Erzählende und Unterscheidende; aber Hr. M. hat sich in seiner neuen Ansicht von Timotheus als dem Verfasser der Apostelgeschichte von vorne herein so festgerannt, dafs er sich gar nicht mehr aus derselben heraus zu versetzen im Stande ist. — Was der Verf. von dem Schweigen der früheren paulinischen Briefe über den Lukas sagt, mag vielleicht gegen diesen als Subject jenes *ἡμεῖς* zu benutzen sein, ohne defswegen für den Timotheus etwas zu beweisen; aber das ist eben das Eigenthümliche einer Kritik, wie sie in gegenwärtigem Buche sich zeigt, dafs sie zwar, angeregt von dem kritischen Geiste der Zeit, sich von den Banden herkömmlicher Meinungen loszumachen sucht, aber, weil sie gemüthshalber im Zweifel als im Negativen es keinen Augenblick aushalten kann, nur um sich alsbald in eine andere, nicht besser begründete Meinung noch tiefer und unbequemer zu verwickeln. Dafs Herr M. in der Zuversicht zu seiner neuen Meinung gleich so weit gegangen ist, im Verlauf seines Buchs statt Lukas geradezu Timotheus zu sagen und durch Citate, wie Tim. 1, 30. statt Lukas 1, 30. das Auge zu beleidigen, müfste als voreilig und anmafsend bezeichnet werden, wenn auch jene Hypothese besser begründet wäre. — Abgesehen jedoch von der durchherrschenden fixen Idee in Bezug auf Timotheus ist in den Untersuchungen über die Apostelgeschichte manches Brauchbare; namentlich ist die Unbefangenheit anzuerkennen, mit welcher der Herr Verf. nachweist, dafs die Reden der verschiedenen auftretenden Personen, besonders des Petrus, wegen der durchgängigen Aehnlichkeit ihrer Composition und Sprache keine unmittelbaren Abdrücke der ursprünglichen Vorträge sein können (S. 218 ff.).

Auch die den Petrus betreffende Abhandlung ist nicht durchweg von gleichem Werthe. Die Untersuchungen über die dem Petrus zugeschriebenen apokryphischen Schriften, womit das Werk schliefst (S. 234 ff.), reihen sich an das neuestens von Credner Geleistete nicht unwürdig an; vom zweiten Brief Petri ist (S. 149 ff.) unbefangen und gründlich die Unächtheit und die muthmafslichen Umstände der Entstehung nachgewiesen, nur dafs er in Alexandrien entstanden sein soll, zeigt sich schon dadurch als unwahrscheinlich, dafs Herr M. die bei einem gebildeten alexandrinischen Juden nicht zu erwartende Spracharmuth des Briefs nur aus absichtlicher Nachahmung der Sprache der Apostel, um eine Entdeckung zu verhüten, zu erklären weifs (S. 202). In Bezug auf das Leben des Petrus schliefst der Herr Verf. mit richtigem Sinn an Baur's Zweifel [illegible] den römischen Märtyrertod des Apostels an (S. 73 ff.) [illegible] sichtlich seiner früheren Schicksale dagegen werden in der [illegible] gebrachten unkritischen Weise die beiden Erzählungen des [illegible] hannes und der Synoptiker von dem ersten Anschliefsen [illegible] Petrus an Jesum nebeneinandergestellt (S. 65 ff.), und ch[illegible] das nicht bemerkt, dafs, wenn die Synoptiker den Petr[illegible] Kapernaum ein Haus besitzen lassen (Matth. 8, 14 parall. [illegible] hannes dagegen Bethsaida die *πόλις Ἀνδρέου καὶ Πέτρου* [illegible] 45.), diefs wenigstens dann ein Widerspruch ist, wenn [illegible] *πόλις Πέτρου* wie die *ἰδία πόλις* Matth. 9, 1. den Wohn[illegible] deuten soll. Eben so ungenügend ist die Art, wie [illegible] (S. 104 ff.) den Zweifeln begegnet, welche man aus der [illegible] lichkeit des ersten Briefs Petri mit paulinischen Brief[illegible] dem Jakobusbrief gegen die Aechtheit desselben hergen[illegible] hat. Hier ist es auf Einmal, als ob er, was er in Be[illegible] die Reden der Apostelgeschichte wohl konnte, Aehnlichke[illegible] Sprache und Composition, welche bei der Annahme un[illegible] ger Ausarbeitung undenkbar sind, gar nicht aufzufin[illegible] Stande wäre, sonst könnte er nicht zwischen dem petri[illegible] Satze (2, 14.), dafs die *ἡγεμόνες* gesendet seien *εἰς ἐκδ[illegible] κακοποιῶν, ἔπαινον δὲ ἀγαθοποιῶν*, und dem paulinisch[illegible] 13, 3. und 4.): *τὸ ἀγαθὸν ποίει, καὶ ἕξεις ἔπαινον* [illegible] *ἐξουσίας) — ἐὰν δὲ τὸ κακὸν ποιῇς, φοβοῦ, — θεοῦ* [illegible] *ἐστιν ἔκδικος — τῷ τὸ κακὸν πράσσοντι*, nur eine gering[illegible] keit finden, eben so wenig könnte er bei 1 Petr 2 [illegible] Gal. 5, 13. mit der Bemerkung auszureichen glauben [illegible] Apostel haben ja wohl dieselbe Ermahnung nöthig und [illegible] nen, und in den Worten sei nur der Ausdruck [illegible] meinschaftlich, da es sich vielmehr fragte, ob die ga[illegible] thümliche Ermahnung, die *ἐλευθερία* nicht zum *ἐπικάλ[illegible] κακίας* oder zur *ἀφορμὴ τῇ σαρκὶ* zu machen, in de[illegible] Brief ohne Rücksicht auf den andern kommen konnte [illegible] bei den meisten von Herrn M. aufgeführten Stellen, [illegible] auch den Segenswünschen am Anfang. Durchaus [illegible] vor den klaren Kennzeichen einer unapostolischen Ab[illegible] die Augen verschlossen, weil man den Inhalt des [illegible] Recht ansprechend gefunden hatte, und weil es einla[illegible] mit Rücksicht auf denselben den Petrus als den Ap[illegible] Hoffnung den Aposteln des Glaubens und der Liebe an[illegible] setzen zu können (S. 102.).

Die äufsere Einrichtung des Buches ist durchaus [illegible] der'sche. Ueber den einzelnen Seiten Columnenüber[illegible] eine bequeme Einrichtung, hier jedoch durch die hä[illegible] wendete Rubrik: „Fortsetzung" oft unnütz gemacht; [illegible] Titelblatt ein erbauliches Motto, — nur diefsmal gar [illegible] mein gewählt; in der Vorrede die Versicherung, kei[illegible] gischen Schule angehören zu wollen, um nur Christi [illegible] Menschen Anhänger zu sein, — woraus am sichersten [illegible] men ist, welcher Schule der Herr Verf. angehört.

Straufs in Tüb[illegible]

№ 38.

Jahrbücher

für

[w]issenschaftliche Kritik.

August 1835.

[...] colonies agricoles et de leurs avantages etc; [...]c des recherches comparatives sur les di[...] modes de secours publics etc. par M. [...]F. Huerne de Pommeuse.

[...]aupérisme, de la mendicité et des moyens [...] prévenir les funestes effets. Par M. le [...]on de Morogues.

[...]mie politique chretienne, ou recherches [...] la nature et les causes du paupérisme en [...]ce et en Europe, et sur les moyens de le [...]ger et de le prévenir; par M. le Vicomte [...]n de Villeneuve-Bargemont.

(Fortsetzung).

[...]ders aber verhält es sich, wenn das Erzeugte nicht [...]elbst, sondern blofs in der Befriedigung eines Be[...] seinen Zweck hat und durch gleichen Auf[...] Tauschgütern immer aufs Neue gleich gut [...]lt werden kann. Hier muſs es offenbar ein [...]quivalent für das zu seiner Herstellung aufge[...]ermögen sein, oder es darf nicht mehr für das[...]wendet werden, als auf andere Weise zur Be[...] desselben Bedürfnisses nöthig war, wenn nicht [...] in ihnen Leben und Dasein von Menschen [...]vergeudet sein soll. Nicht leicht wird nun Je[...] Versorgungsanstalt für arme Arbeiter unter [...] rechnen, die schon um ihrer selbst willen [...]ben; sondern man wird fragen, ob sie ihrem [...]genüge und nicht theurer komme als andere [...]te Einrichtungen der Art: gleichwohl findet [...]n Berichten über die niederländischen Armen[...]der Kostenpunkt entweder ganz übergangen [...] nur die Voranschläge, nicht aber der wirk[...]wand erwogen, den diese Anstalten erfordern. [...] aber Ducpetiaux, Oberaufseher der Gefäng[...] Wohlthätigkeitsanstalten in Belgien, im De-cemberheft der *Revue encyclopédique* vom Jahr 1832 nachgewiesen, daſs die belgischen Armen-Colonien *wirthschaftlich* gänzlich miſslungen sind und daſs, erwägt man ihre Verschuldung, eigentlich auch von den holländischen dasselbe gilt. Nach zehnjährigem Bestehen schlossen 1832 die belgischen Colonien ihre Rechnung mit einem Deficit am Kapital von 254,771 Fl. und an dem jährlichen Bedarf von 62,548 Fl. und dies bei nur 517 freien Colonisten und 465 Bettlern, welch' letztere überdies dem Staate täglich 5—6 Cts. mehr kosteten als in den ältern *depôts de mendicité*. Wenn daher auch jetzt noch immer bloſs das äuſsere Ansehen und die Einrichtung der niederländischen Colonien gerühmt und zur Nachahmung empfohlen wird, ohne die wirthschaftlichen Thatsachen dieses werthvollen Berichts zu erwägen, so muſs man dies tadeln. So rückt z. B. Morogues fast den ganzen Aufsatz von Ducpetiaux ein, macht aber doch selbst am Ende Vorschläge, die gerade wirthschaftlich genommen bloſse Hirngespinnste sind. Denn, um nur Eines anzuführen, so glaubt er, daſs auf nicht ganz 4 preuſs. Morgen wüsten Landes 2 Kühe und 1 Schwein gehalten, 60 Frcs. Pachtzins gegeben und noch auſserdem ein Ersparniſs zum Ankauf des Bodens selbst erworben werden könne. Auf ähnliche Weise macht Villeneuve-Bargemont die Rechnung ohne den Wirth. Auch die neueste deutsche Schrift über diesen Gegenstand *) nimmt zu wenig Rücksicht auf den ökonomischen Zustand der niederländischen Colonien und berichtet über sie aus dem Jahr 1829, ohne Ducpetiaux's officiellen Bericht zu kennen.

Ein dritter Fehler, der sich fast in allen Plänen zur Colonisirung verarmter Arbeiter wiederfindet, liegt darin, daſs man, nicht zufrieden, die Arbeitslosen im

*) Ueber Verarmung, Armengesetze, Armenanstalten und insbesondere über Armen-Colonien mit vorzüglicher Rücksicht auf Preuſsen vom Freiherrn von Lüttwitz, K. P. Reggs. Präsidenten a. D. Breslau 1834. 8. 98 Seiten.

Landbau unterzubringen, noch einen andern hiervon völlig verschiedenen Zweck zu erreichen sucht, nämlich *die Urbarmachung wüster Gründe.* Der bisherige Gewerbsarbeiter, dem es schon ungemein schwer werden mufs, auf gutem bereits angebautem Boden einen wohl vorbereiteten Landbau ganz nach dem Beispiele geübter Landwirthe fortzuführen, soll gerade das schlechteste Land bauen, das ungewöhnliche Sorgfalt, oft auch eine ganz neue Behandlung erfordert, die selbst einen erfahrenen Landwirth in Verlegenheit setzen würde. Auch hier ist es die Vernachlässigung der wirthschaftlichen Verhältnisse, was irre führt. Die Meisten halten es nämlich für unbedingt nützlich, wüste Gründe umzubrechen, indem sie wohl an die Aernte, nicht aber an die Auslagen denken. Vergilt aber das Product eines Bodens in seinem Werthe nicht, was es an Arbeit, Stoff, Kapitalnutzungen, kurz an Gütern von Tauschwerth, gekostet, so ist es wohl technisch ein Product, denn es sind jene Arbeiten, Stoffe, Nutzungen in eine neue Form gebracht; aber man ist ärmer an Befriedigungsmitteln der Bedürfnisse, als wenn man dieselben Güter technisch so angewendet hätte, dafs das Erzeugnifs ihren Tauschwerth vollständig ersetzte. Solcher Landbau, wie jede andere gemeine Production, die ihre Kosten nicht einbringt, ist ein schlechteres Kunststück, als die Sprünge des Seiltänzers, die man so vergilt, dafs sie ohne Vermögensverlust immer aufs Neue gemacht werden können. Wie vorsichtig man die Bauwürdigkeit wüster Gründe und die zweckmäfsigste Weise ihrer Benutzung erproben sollte, ehe man Colonien auf ihnen anlegt, lehren die ältern Ansiedelungen im bayerischen Donaumoos bei Neuburg, wo von geübten Landwirthen nur wenige zum Wohlstand gekommen, die meisten verarmt sind. Auch in Belgien war, nach Ducpetiaux, der schlechte Boden und der nicht lohnende gartenmäfsige Anbau desselben das Haupthindernifs des Gedeihens der Colonie. Wenn man daher überhaupt städtische Arbeiter aufs Land versetzen will, so scheint es besser, ihnen schon urbares Land anzuweisen und sie in Dörfern anzusiedeln, wo sie das Beispiel erfahrener Nachbarn vor Augen haben. Der Anbau wüster Gründe bleibe dem Erwerbfleifs schon geübter Landbauarbeiter überlassen. Der praktische Sinn der Engländer bewährt sich auch hier wieder. Trotz der Empfehlung des Reisenden Jacob und Anderer *), hat man doch dort noch keinen Versuch gemacht, w[illegible] stes Land im Grofsen durch Arbeitslose anbauen zu l[illegible] sen, ja nicht einmal städtische Arbeiter aufs Land versetzen; die sogenannte Colonisirung der Armen [illegible] schränkte sich vielmehr in England darauf, dafs La[illegible] bauarbeitern ein Wohnhaus und ½—1 Acre gute[illegible] dens verpachtet wird. Und so wenig ist dies ein [illegible] der Wohlthätigkeit des Verpachters, dafs an mehr[illegible] Orten das Kirchspiel für die gewöhnlich sehr [illegible] Pachtrente gut steht *).

Das dritte der angezeigten Werke, die *Écon[illegible] politique chrétienne* des Vicomte Villeneuve-Barge[illegible] setzt sich eine gröfsere Aufgabe als die Beschrei[illegible] und Empfehlung der Armen-Colonien: wir müsse[illegible] daher hier näher ins Auge fassen.

Was zuvörderst die Form dieses Buchs betri[illegible] könnte sie kaum schlechter sein. Der Verf. hat [illegible] ner Reihe von meist ganz willkürlichen Abthei[illegible] wohl alle Excerpte wörtlich abdrucken lassen, [illegible] über politische Oekonomie im Allgemeinen u[illegible] sondere über Armuth und Armenpflege aus D[illegible] ten und Gesetzsammlungen gemacht hat. Wä[illegible] *alle* seine Auszüge, weil er aufserdem das We[illegible] und Widersprechende ausgeschieden hätte. Seine [illegible] Arbeit besteht oft nur in wenigen Bemerkunge[illegible] schen den fremden Stellen; wo er aber sel[illegible] spricht, da geschieht es mit unerträglicher We[illegible] keit. Diese Harmlosigkeit der Schrift hätte [illegible] stimmt, ihre Anzeige zu unterlassen, wenn ni[illegible] Verf. mit der Prätension aufträte, nicht blofs die [illegible] pflege zu reformiren, sondern auch der ganze[illegible] schen Oekonomie eine neue Grundlage zu geb[illegible] und dies unter einem Gewande, das heut zu Tage [illegible] Viele zum Deckmantel ihrer Seichtigkeit mifsbra[illegible]

Um nun den Inhalt des Buches näher zu b[illegible] ten, sondern wir ihn in zwei Massen. Die eine [illegible] Darstellung des Armenwesens durch ganz Europa [illegible] Vorschlägen zur Verbesserung der Armenpfl[illegible] Frankreich; die andere eine Prüfung der Grund[illegible] der politischen Oekonomie überhaupt und insbe[illegible]

---

*) *William Jacob, Tracts relating to corntrade and cornlaws.* *Lond.* 1828. Im Anhang, der den Titel hat: *Obser[illegible] on the benefits arising from the cultivation of poor [illegible]* *Quart. Rev. Vol. XLI. p.* 522.

*) *Quarterly report of the Sussex association for [illegible] the condition of the labouring classes. Lindfield.* [illegible] *N.* 2. 1832.

nigen, welche sich auf das Armenwesen beziehen. r praktische Theil findet sich zumeist im zweiten dritten Bande, dieser theoretische mehr im ersten; h herrscht durchs Ganze so wenig Ordnung, der wiederholt sich so oft und filzt alle seine Gedanso in einander, dafs jene Scheidung nur im Grobesteht. Wir berichten zuerst über den praktiTheil.

Der Betrachtung der Armenpflege geht eine *Stader Armuth und Bettelei in Europa und insbere in Frankreich voraus.* Für Frankreich ist dies ste Versuch einer Armenstatistik und als solcher, ll seiner Unvollkommenheit schätzenswerth. Am rlichsten sind die Angaben aus dem Departement rd, wo der Verf. zuletzt Präfect gewesen; auch ndern Departements standen ihm officielle Mittheiı zu Gebot; von vielen dagegen giebt er blofse ungen. Im Ganzen findet er 1829, bei 31,880000 hnern, 1,586340 Arme oder etwa $\frac{1}{20}$ der Gesammterung; er glaubt aber, dafs seit 1830 diese Zahl 2,000 möge zugenommen haben. Die meisten Arnd im Norden, theils da, wo starke Baumwollention herrscht, wie in den Departements du Nord ı Pas-de-Calais (dort $\frac{1}{6}$, hier $\frac{1}{8}$ der Bevölkerung), in den beiden Departements, deren Leinenfabriin Folge der starken Zunahme des Verbrauchs mwollwaaren abgenommen hat, Ille-et-Vilaine nisterre ($\frac{1}{16}$ und $\frac{1}{14}$), sodann im Departement de e ($\frac{1}{14}$). In der Statistik der Armuth der übriopäischen Staaten ist die Schrift äufserst unzug. Fast nirgend sind die Quellen angeführt, aus lie Data geschöpft worden, und wo es der Fall, französische von oft nur geringer Zuverläfsigkeit. besten Hülfsmittel vorhanden waren, hat sie der Vf. enutzt. So giebt er Schweden 151,000 Arme, fficielle Actenstücke zeigen in Schweden und en zusammen nur 83,795 *). So sagt er, in der sei $\frac{1}{16}$ der Bevölkerung arm, während im Can, wo Armensteuern nach Art der englischen lie stärksten Ansprüche an die öffentliche Wohlit hervorrufen, nur $\frac{1}{40}$ Unterstützung fordert **).

Was der Verf. von Deutschland weifs, läfst sich ohngefähr daraus abnehmen, dafs er *Erlangen* noch in Preufsen sucht. *England* wird in einem besondern Kapitel mit Frankreich verglichen und, wie gewöhnlich in französischen Schriften, kommt es dabei übel weg. In der Eile macht aber der Verf. die gröbsten Mifsgriffe: so unterscheidet er nicht zwischen allgemeinen Grafschaftssteuern und Armensteuern; so giebt er Schottland eben so viel Arme als England *). Uebrigens bleibt er nicht beim Armenwesen stehen, sondern er hält den Engländern ihr ganzes Sündenregister vor, unter andern, dafs sie sich zum Protestantismus bekennen, in dem er besonders das tadelt, dafs er die Völker *politisch* nicht zu befreien vermochte, was vielmehr in Frankreich, *vraie patrie de la catholicité*, zuerst geschehen (II. 113). Gleichwohl sind ihm die Engländer Haupturheber aller Aufstände, Unruhen und innern Kriege, welche in neuerer Zeit die Staaten zerrissen. Sie sind Schuld an der Hinrichtung Ludwig XVI., an der Vertreibung der drei Könige im Jahr 1830, wie denn in den Julitagen ein Engländer den ersten Schufs gethan. Auch die polnische Revolution ist ihr Werk. England begehrt die Güter der ganzen Welt auf jede Weise, durch Gewalt, Unmenschlichkeit und Bestechung, und alle Völker unterliegen allmählich den politischen Verbrechen, die ihm seine künstliche Lage nothwendig macht. Aber ein naher Sturz des englischen Colosses wird die Welt belehren und warnen! — Nach dieser statistischen Herzensergiefsung handelt nun der Verf. in besondern Büchern von der *Wohlthätigkeit im Allgemeinen, von den Armengesetzen in den europäischen Staaten, insbesondere von den französischen.* Hierauf folgen seine eigenen *Vorschläge über Armenpflege und Armengesetzgebung, Betrachtungen über die französischen Agriculturgesetze* und endlich die schon oben erwähnte *Beschreibung der Armencolonien.* Bei Durchgehung der Armenpflege in Frankreich fällt einem Deutschen wohl vor Allem die ungeheure Anzahl und rasche Vermehrung der *Findelkinder* auf. Im Jahr 1784 zählte man in ganz Frankreich 40,000, 1796 schon

———

*) *stiska Tabeller hörande till kartan öfver södra delen erige och Norrige eller Skandinavien af Carl af Forsell. holm 1827. Tab. XII. und XVI.*

**) icht an den grofsen Rath der Stadt und Republik Bern über die Staatsverwaltung in den letzten 17 Jahren, von 1814—1830. Bern 2te Aufl. 1832. Artikel: *Armenwesen.*

*) Nach *Monopenny, Remarks on the Poor Laws and on the method of providing for the Poor in Scotland. Edinb.* 1834 waren 1830 selbst in Glasgow bei 202,426 Einwohnern nur 5006 Arme.

51,000, 1809: 69,000, 1816: 87,700, 1820: 102,100, 1825: 119,900, 1830: 125,000. In *Paris* allein waren 1680 nur erst 740, 1700 schon 2100, 1750: 3400, 1780: 6600, 1820: 4600, 1830: 5600. In *Lyon* wurden ausgesetzt 1789: 900—1000, 1808: 3000, 1828 aber 9000! Belehrender würde übrigens des Verf. Abhandlung dieses Gegenstandes geworden seyn, wenn er Ducpetiaux's Aufsatz: *Des modifications à introduire dans la legislation relative aux enfans-trouvés en Belgique*, gekannt hätte*). Nicht ohne Interesse ist die Uebersicht der französischen Agriculturgesetze; der Verf. findet in ihnen ein Haupthindernifs des Gedeihens des Landbaus, besonders im Kleinen.

In den eigenen Vorschlägen des Verf. zur Verbesserung der Armenpflege vermissen wir fast durchweg den praktischen Blick, und oft sind sie im Widerspruch mit den Principien der freien christlichen Wohlthätigkeit, die er selbst mit Recht so sehr hervorhebt. Insbesondere wird es Jedem auffallen, dafs, während in der Armenpflege alle Mafsregeln sich nach Art und Umständen modificiren und gesetzlich nur ganz allgemeine Vorschriften möglich sind, der Verf. nichts Nothwendigeres zu rathen weifs, als einen übereinstimmenden Zuschnitt der Armenpflege durchs ganze Land. Zu dem Ende soll ein *Directeur général de la grande-aumônerie de France* aufgestellt werden, dem ein geistlicher *Grand-aumônier* und ein *Conseil supérieur de charité* zur Seite stehen; diese Form wiederholt sich im Wesentlichen in jedem Departement und Arrondissement, bis endlich ein Ortsgeistlicher als *Aumônier paroissial*, die eigentlichen Geschäfte besorgt. Weit weniger bestimmt äufsert der Verf. seine Meinung über die einzelnen Mafsregeln, die doch die Hauptsache sind. Denn wie wenig von oben herab geschehen kann, wenn das Bedürfnifs rasches Handeln erfordert, weifs er selbst, da er als Präfect nicht zu verhindern vermochte, dafs eine Art Armentaxe zur Unterstützung der Arbeitslosen in einigen Orten seines Departements die völlig unzureichende freiwillige Wohlthätigkeit ergänzte. Aus dem reichen Material des Buchs über das Armenwesen wird übrigens die praktische Armenpflege manchen nützlichen Wink ziehen können.

Hiernächst ist uns noch übrig, die allgemeinen wirthschaftlichen Ansichten des Verf. zu beleu
Wir sehen dabei ganz ab von seinen Grundsätze
andere Gegenstände als das Armenwesen, da es n
nichts diente, wenn wir hier die Widersprüche
leeren Declamationen auch nur eines Abschnitts
des Kapitels über Besteurung) nachwiesen. Bestim
äufsert er sich über Verarmung und Armenversorg
und hier lassen sich seine Behauptungen auf folge
zwei Sätze reduciren:

1. Die politische Oekonomie, eine Ausgeburt
englischen Habsucht und des Protestantismus, ist
überall, so auch in Frankreich, Ursache der zuneh
den Verarmung der untern Volksklassen.

2. Die politische Oekonomie ist im Wider
mit den Lehren des Christenthums über die Verm
der Armen.

In Bezug auf die erste Behauptung ist nun v
lem zu bemerken, dafs der Verf. häufig die wirth
liche Thätigkeit mit der Wissenschaft der Oek
verwechselt. Jene, hervorgehend aus dem T
Selbsterhaltung im Menschen, ist so alt als
len Völkern gemein und im Wesentlichen in
selbe. Diese, das Bewufstseyn der gesellschaft
Bewegungen und Verhältnisse, die das Streben
Gütern zur Befriedigung von Bedürfnissen erz
erst in der neuern Zeit entstanden, und zwar
gleichzeitig im katholischen Italien und im prot
schen England: ja das erste eigentliche Syst
Nationalökonomie in Frankreich selbst. Der
schaftlichen Thätigkeit selbst wird man nun
die Schuld der Verarmung etwa darum beimess
len, weil ja doch die Unmöglichkeit ökonomisch
sorge und die Unwirthschaftlichkeit wenigstens
belstände unter die wirthschaftlichen Verhältn
hören. Die Confession aber hat auf die Wi
eines Staates weit weniger Einflufs als man gew
meint. Gleiche wirthschaftliche Mifsverhältnisse
in England und in Oberitalien den Landbauer
Armuth gebracht; dieselben Findelhäuser in
wie in Frankreich die Aussetzung der Kinder
tert und vermehrt; in katholischen und protest
Ländern hat das Gesetz, das den Vater des une
Kindes zu seiner Ernährung verpflichtet, die Z
unehelichen Kinder vergröfsert.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) *Revue universelle* 1834. I. 1.

№ 39.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

August 1835.

colonies agricoles et de leurs avantages etc.; ec des recherches comparatives sur les di- rs modes de secours publics etc. par M. L. Huerne de Pommeuse.

Paupérisme, de la mendicité et des moyens n prévenir les funestes effets. Par M. le ron de Morogues.

omie politique chrétienne, ou recherches sur ature et les causes du paupérisme en France en Europe, et sur les moyens de le soula- et de le prévenir; par M. le Vicomte Alban Villeneuve-Bargemont.

(Fortsetzung.)

er Verf. hat etwas davon gehört, dafs in England ich Aufhebung der Klöster eine so bedeutende nung der gemeinen Bevölkerung entstanden, dafs re und umfassendere Armengesetze nöthig wur- llein er weifs nicht, dafs um dieselbe Zeit in al- ropäischen Ländern dasselbe Elend sich zeigte oliche Anordnungen statt fanden, so z. B. in Spa- o doch die Klöster fortbestanden. Die Ursache gemeinen Noth der untern Volksklassen in der Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts lag nämder Entwerthung des Geldes und im Steigen des ises der Lebensmittel, ohne dafs sich der Geld- r gemeinen Arbeit verhältnifsmäfsig gehoben Dafs insbesondere in Frankreich ganz andere lo als die Reformation Armuth müssen verbrei- erhalten haben, ersieht man aus der Aeufserung s, auf die sich der Verf. (I. 305) selbst beruft: isse nicht, wie man die grofse Menge Tauge- beschäftigen solle, mit denen Frankreich ange- i"; wogegen zu bedenken, dafs die protestanti- migrés überall als fleifsige und wirthliche Bür- auszeichneten.

Nach dem Verf. ist indefs nicht sowohl alle Wirthschaftslehre als vielmehr blofs die Schule Adam Smith's an der Verarmung der Arbeiterklasse schuld. Ihr ist die Ausdehnung des Fabrikwesens und die Bedrückung der Arbeiter durch die Lohngeber zuzuschreiben und namentlich sollen ihre Grundsätze in Frankreich das Elend der Arbeiter insbesondere in den Baumwollfabriken herbeigeführt haben. Nun sagt uns aber der Verf. selbst, dafs er lange Präfect gewesen, ehe er von der politischen Oekonomie etwas wufste und dafs sie in Frankreich überhaupt erst nach der Restauration mehr betrieben wurde. Unter Napoleon galt bekanntlich blofs die von dem Vf. und andern seiner Landsleute vielgerühmte „*Science de l'administration*"; und diese ist es denn auch, der Frankreich seine Baumwollfabriken verdankt. Nach Adam Smith wären heute noch nur wenig Baumwollmanufakturen in Frankreich (aber auch keine armen Arbeiter in Folge mangelnder Beschäftigung in ihnen), da man dort schon Baumwollgarn um 45—75% theurer erzeugt, als in England *) und um 20% theurer als in der Schweiz **). Napoleon, klüger als Adam Smith, machte durch Einfuhrverbote die Baumwollfabrikate so theuer, dafs sie mit Vortheil producirt werden konnten. Es entstanden Fabriken, die reichlichen oder doch genügenden Gewinn brachten, bis der einheimische Begehr gedeckt war. Da ihnen aber ein sicherer Mafsstab dieses Bedarfs fehlte, so producirten sie mehr als er verlangte; das zu theure Product hatte im Ausland keinen Absatz, der einheimische Markt wurde überführt, die Preise der Producte sanken und die Fabrikanten mufsten wenigstens einen Theil des Ausfalls am Lohn der Arbeiter hereinzubringen suchen, wenn sie nicht die Fabrikation ganz aufgeben sollten, was für die Arbeiter

*) *History of the Cotton Manufacture in Great Britain by Edward Baines, Jun. Esq. Lond.* 1835. *p.* 512.

**) Ebendas. p. 526.

noch übler gewesen wäre. Unter solchen Umständen ist nun freilich eine Ausdehnung der Baumwollfabrikation nicht mehr möglich und jede Abnahme des einheimischen Verbrauchs an Baumwollwaaren (wie sie z. B. 1830 eingetreten), mufs einen Theil der Fabriken zum Stillstand bringen und Arbeiter brodlos machen: daran sind aber weder die Fabrikanten noch die Lehren der Nationalökonomie schuld, sondern die thörichten Grundsätze des Verbotwesens, das in keinem Lande weiter getrieben ist, als in Frankreich und das gleich wohl der Vf. selbst an vielen Orten als eine Garantie des Wohlstands seines Vaterlandes ansieht und noch immer mehr zu verschärfen räth. Uebrigens ist es nicht einmal wahr, dafs überall unter den französischen Baumwollarbeitern auffallende Armuth herrsche; im Elsafs ist dies nicht der Fall; das Departement du Nord aber hatte schon vor der Revolution und vor Einführung der Baumwollfabrikation die meisten Armen in ganz Frankreich.

Der zweite Vorwurf, den der Verf. der politischen Oekonomie macht, ist so ernst, dafs wir hier eine nähere Prüfung desselben nicht unterlassen dürfen. Die Grundsätze dieser Wissenschaft über Armuth und Armenpflege sollen im Widerspruch stehen mit dem Christenthum. Zwar sagt er nirgend genau, was nach seiner Meinung die Lehre der politischen Oekonomie in Bezug auf das Armenwesen ist; ja indem er an mehreren Stellen den Ansichten von Malthus beitritt und diesem Schriftsteller christlichen Sinn zugesteht (was, wie wir oben am Beispiel von Morogues sahen, nur Wenige thun), so scheint es, als ob er eigentlich ganz mit ihr übereinstimme: denn gerade Malthus hat die allgemeinen Grundsätze der Wirthschaftslehre am consequentesten auf's Armenwesen angewendet. Sobald er aber anfängt, die eigentliche Christenlehre über die Wohlthätigkeit auseinanderzusetzen, verfällt er gleichwohl in endlose Declamationen gegen die Habsucht, die kalte Berechnung der Spenden, und die Unterdrückung der Armen, welche durch die politische Oekonomie aufgekommen. Bei alle dem vermag er doch auch keineswegs mit Bestimmtheit anzugeben, was das Christenthum über Armuth und Armenversorgung lehrt. Blofs an zwei Bibelsprüchen, die er öfters anführt, läfst sich einigermafsen seine Meinung erkennen. Er behauptet nämlich *), *Deut. XV.* 4. sei verboten, dafs Arme und Bettler unterm Volk sich fänden; und 2. Corinth. VIII. 14. w[...] vorgeschrieben, Jeder solle mit seinem Ueberfluss [...] Mangel Anderer abhelfen, damit Gleichheit sich her[...] Ist dies wahr, so ist allerdings nicht blofs die politi[...] Oekonomie unchristlich, sondern die ganze gegen[...]tige Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft, und [...] gefährlichen Grundsätze, die wir im Eingang dieses [...]richts warnend hervorgehoben, sind gerade die ch[...]chen. Denn man sieht leicht ein, dafs eine folge[...]tige Entwickelung jener Bibelsprüche direct zur A[...]bung alles Privat-Eigenthums und aller isolirten W[...]schaft führt; wie denn auch die Saint-Simonisten [...]während behaupten, dafs ursprünglich das Christen[...] Gütergemeinschaft verlangt *). Es verhält sich [...] ganz anders; jene Bibelsprüche sind entstellt und [...] verstanden. *Deut. XV.* 4. steht blofs, man solle [...]hen vom Armen oder so lange Arme vorhanden [...] zurückfordern; das Verbot Arme in der Gemein[...] haben, wäre sinnlos, da gleich darauf (V. 11) g[...] ist, dafs sich stets Arme vorfinden würden. Die a[...] Stelle aber (2. Cor. VIII. 14.) bezieht sich gar nicht [...] Armenunterstützung im Allgemeinen und noch we[...] auf Unterstützung der Armen in einer Gemeinde, [...]dern auf eine aufsergewöhnliche Spende von ein[...]meinde an eine andere, die *unter dem Versprechen* [...] *Wiedererstattung im Falle des Bedürfnisses* [...]ten wird.

Damit uns aber nicht der Tadel treffe, und [...] und gefährliche Ansichten nur auf negative Wei[se] [...]kämpft und die politische Oekonomie blofs gegen [...] Vf. geschützt zu haben, versuchen wir noch in der [...] die Hauptsätze der Wirthschaftslehre über Armut[h] [...] Armenpflege mit den Vorschriften des neuen Test[...] hierüber zusammenzuhalten.

Die erste und wichtigste Forderung der poli[...] Oekonomie an das bürgerliche Wesen ist die, [...] der selbständig auf seinem eigenen Erwerb stehe. [...] Einkommen, das ein Mann aus seiner Arbeit oder [...]nem Vermögen beziehen mag, mufs vor Allem s[...] eigenen Bedürfnifs genügen — nicht blofs so la[...] jung und gesund ist, sondern auch im Alter und in [...] der Krankheit; heirathet er, so mufs der gemein[...] Erwerb den Ehegatten lebenslang, den Kindern bis [...] Arbeitsfähigkeit Unterhalt geben. Wer von Fre[...]

---

*) Band I. S. 116 u. 131.

*) *Revue encyclop. T. CX. p.* 98 (August 1830.)

ergoltene Beiträge zu diesem Bedarf verlangt oder
ı erwartet, greift störend in deren Existenz ein, ist
Schmarozerpflanze an der Wurzel der Gesellschaft,
ler Staat nicht dulden darf. Bedürftigkeit kann übri-
eintreten, theils aus eigener Schuld des Armen,
ı aus Ursachen, denen er nicht vorbeugen konnte.
hin gehört die Verarmung in Folge von Ungeschickt-
Arbeitsscheue, Genufssucht, Unsittlichkeit und Man-
ın wirthschaftlicher Vorsorge; hierher die Verar-
; durch Vergehen und Verbrechen Anderer, durch
läfsigkeit und Unverstand der natürlichen Versor-
ınd durch physische, wirthschaftliche und politische
nitäten. Als Mittel zur Verhütung der Verarmung
en sich hiernach folgende: Vor allem Verbreitung
Bildung und Sittlichkeit, Erregung der Scham vor
er Unterstützung und des Stolzes auf wirthschaft-
Selbständigkeit auch unter der gemeinen Bevölke-
strenge Einschärfung der Pflicht zur Versorgung
amilienglieder; Herstellung aller der Einrichtun-
velche dem Einzelnen die Vorsorge fürs Alter, für
heit und für seine Familie erleichtern und oft erst
ch machen; Verhütung oder doch Beschränkung
ürdiger Eingriffe in das Vermögen oder den Er-
Anderer; endlich Vorsorge gegen Unglücksfälle,
Naturereignisse, wirthschaftliche und politische
nge über die Wirthschaft Einzelner oder ganzer
classen bringen mögen. Ganz beseitigen läfst sich
nuth nicht; ist aber die moralische Kraft im Volke
kelt, und sind alle gesellschaftlichen Anstalten zur
ung der Verarmung vorhanden, so reducirt sich
l der Bedürftigen auf ein Minimum, bestehend aus
die durch unvermeidliche Unfälle arm geworden.
der wirklich Bedürftige erregt das Mitgefühl; aber
gen den völlig unverschuldet Armen ist es frei
del. Wenn auch jeder Arme zur Beihilfe auffor-
o sollte doch nur der Tadelfreie directe Unter-
g hoffen können. Rücksichtslose Spenden sind
ämie auf alle Veranlassungen zur Armuth, die in
walt desjenigen liegen, der sich nicht schämt sie
ehren: auf Arbeitsscheue, Unsittlichkeit, wirth-
chen Leichtsinn und Fühllosigkeit gegen Gatten
d. Die blofse Ermunterung zu wohlthätigen Ga-
ne zu wissen, ob denn auch wahrhaft Bedürftige
len sind, ist daher ein gemeinschädlicher Mifs-
Wird noch das Almosengeben, wie unter den Mo-
nern, zum religiösen Verdienst, so entsteht or-
dentlich eine regelmäfsige Nachfrage nach Armen, die das Betteln zum sichern Erwerb macht. Es ist daher dem Staat daran gelegen, dafs den Armen nicht unverständig gespendet werde. Da dies nun immer der Fall ist, so lange man die Armenpflege der zufälligen Neigung der Einzelnen überläfst, und viele der angedeuteten Mafsregeln nur bei allgemeiner Durchführung Erfolg versprechen, so ist eine durchgreifende Besserung des Uebels erst zu erwarten, wenn die Regierung, unterstützt vom Gemeinsinne der Bürger, streng und beharrlich sich des Armenwesens annimmt. Sie hat indefs hierbei nicht blofs eine wirthschaftliche Aufgabe; sondern gerade die wirksamste Mafsregel mufs von der häuslichen und öffentlichen Erziehung und von der Religionslehre ausgehen: die Reinigung der Ansicht des Volkes nämlich über die Verdienstlichkeit des rücksichtslosen Almosengebens und die Verbreitung der Ueberzeugung, dafs es eine der ersten Pflichten jedes Mannes ist, nicht auf Wohlthaten Anderer zu rechnen, sondern selbst so viel zu erwerben, als zur vollständigen Versorgung der Seinigen und zur Unterstützung wahrhaft Dürftiger nöthig ist.

Versuchen wir es nun, diesen Lehrsätzen der politischen Oekonomie die Vorschriften gegenüberzustellen, welche sich im neuen Testamente über Armenpflege finden. Will man die christliche Lehre von der Wohlthätigkeit nicht mifsverstehen, so darf man sich nicht blofs an die Evangelien halten, in denen noch wenig oder keine Rücksicht auf das bürgerliche Wesen genommen wird, sondern man mufs vorzugsweise die Briefe zu Rathe ziehen, die zu einer Zeit geschrieben wurden, wo die christlichen Lehren in die bürgerlichen Verhältnisse einzugreifen anfiengen. Bei der Grundlegung des Christenthums galt es vor allem, die Gesinnung zu reinigen; es war nicht nothwendig, die ökonomische Unabhängigkeit durch eigenen Erwerbfleifs als eine wichtige Lebenspflicht hervorzuheben: da vielmehr das Trachten nach irdischen Gütern ohnehin das ganze Leben der Menschen erfüllte und die Sorge um den Reichthum als ein Haupthindernifs der Aufnahme der tiefern christlichen Lehren erschien, so mufste vor Allem die Nichtigkeit eines solchen Treibens bezeichnet, und der starre Eigennutz gebrochen werden *). Hiernächst werden die Apostel von der Sorge um Nahrung und Kleidung abgemahnt **); sodann aber auch Andern zur Prüfung ihrer Treue gegen

*) Matth. VI. 19—34. u. Luc. IX. 25. XII. 15—34. u. XXI. 34.
**) Matth. X. 8—10. und Luc. X. 4—8.

die Lehre Christi gänzliche Aufgebung oder doch Theilung ihres Vermögens mit dem Dürftigen auferlegt *). Zwar soll die Wohlthätigkeit in dem Umfang geübt werden, in welchem sie den Juden im Erlafsjahre vorgeschrieben war **); doch ist es eigentlich immer mehr die innere Reinigung des Gebers von der Abhängigkeit von irdischen Gütern und die Befestigung des brüderlichen Zusammenhangs unter den Christen als die Unterstützung des Dürftigen, was als Hauptsache hervortritt ***); der Werth der Spenden ist nicht nach ihrer Wichtigkeit für den Armen, sondern nach der Gesinnung bemessen, in der sie geschehen ****); und ausdrücklich geboten, im Stillen zu geben, ohne inneres Widerstreben und eigensüchtige Berechnung. Dafs Christus das Almosengeben an sich keineswegs für den edelsten Gebrauch der irdischen Güter ansah und dafs er in dem Gebot freier Spenden an Dürftige nicht etwa Gleichtheilung des Privatvermögens und Gütergemeinschaft unter seinen Nachfolgern beabsichtigte, zeigt die ernste Zurückweisung des Tadels seiner Salbung mit dem Beisatz, dafs auch unter den Christen stets Arme sein würden †). — Die Entstehung christlicher Gemeinden mufste von Anfang an die Gläubigen auch in Bezug auf die irdischen Güter enger verbinden; und es konnte nicht fehlen, dafs die Vermöglichen ihre armen Glaubensgenossen reichlich unterstützten. In der ersten Gluth bestanden sie sogar die Probe, welche Christus dem rechtfertigen Jüngling vorgehalten hatte: sie verkauften Aecker und Häuser und legten den Erlös unter Aufsicht der Apostel nieder, woraus dann Jedem seine Nothdurft gereicht wurde ††). Abgesehen aber davon, dafs aus keiner andern Gemeinde Aehnliches gemeldet wird, so kann man schon darum hierin keine Gütergemeinschaft mit Aufhebung des Privateigenthums sehen, da Petrus bestimmt erklärt, dafs Jeder behalten möge, was er nicht ohne inneres Widerstreben geben könne †††). Auch hier wird kein Anspruch der Armen an die Güter der Reichen anerkannt, und eben so wenig die Gröfse der Gaben angesehen, sondern blofs die Gesinnung des Gebers geprüft. Indefs liegt e[s in] der Natur der Sache, dafs jenes Zusammenwerfen [des] Vermögens nur eine Zeit lang dem Bedürfnifs der [Ar]men genügen konnte und dafs, nachdem die Kapi[tale] verbraucht waren, die früher die Subsistenz der Ver[mög]licheren gesichert hatten, diese Letztern selbst die [Zahl] der Dürftigen vermehrten, für welche nur wenig [oder] keine Mittel mehr vorhanden waren. Diesem Um[stand] mufs man es wohl hauptsächlich zuschreiben, dafs ge[rade] die Christen zu Jerusalem öfters Unterstützungen vo[n an]dern Christengemeinden bedurften, wie denn solch[e in] den Briefen Pauli theils dankend angeführt, theil[s als] freies Werk der Liebe empfohlen werden *). Es ist hierbei an keine regelmäfsige Beisteuer zu denken, ausdrücklich die Erwiederung der Gabe zugesichert, wenn die Geber in bedürftige Lage kämen **). [Zu] diese vorübergehenden Spenden, in denen sich [die all]gemeine Liebe zu den Glaubensgenossen als Wo[hlthä]tigkeit gegen Dürftige ausspricht, gehört auch die [Be]herbergung der reisenden Christen ***). Wie es [mit den] Armen in jeder Gemeinde zu halten, erhellt aus [1. Ti]moth. V. 8 u. 16. Vor Allem wird Jedem auferleg[t, die] Seinen zu erhalten, wenn er nicht den Glauben ver[leug]nen, und ärger sein wolle als ein Heide. Auch ihre [Witt]wen soll jede Familie versorgen, damit sie nicht d[er Ge]meinde zur Last fallen und die Unterstützung der [wahr]haft bedürftigen Wittwen schmälern. Aus Gem[einde]mitteln sind also hiernach nur diejenigen Armen [zu un]terstützen, welche in ihren Familien keine Hilfe f[inden;] keineswegs ist ein allgemeines Armenrecht auf [öf]fentliche Unterstützung anerkannt. Eben so liegt [in der] Verpflichtung des Familienhauptes zur Versorgun[g sei]ner Angehörigen schon die Anweisung, auf ausre[ichen]den Erwerb bedacht zu sein. Gleichwohl mufste [die] nachdrückliche Empfehlung der Wohlthätigkeit, u[nd das] häufige Beispiel reichlicher Spenden eine so grof[se Be]reitwilligkeit zum Almosengeben erzeugen, dafs [nicht] blofs unverschuldet Bedürftige oder wahre Arme, [son]dern auch Arbeitsunlustige Unterstützung erlangen [konnten.] Während dies aber den Vermöglichen die Armen[versor]gung mehr und mehr zur Last machte, mufste e[s die] Unbemittelten zum Unfleifs und Müfsiggang erm[untern.]

*) Luc. III. 11. u. XVIII. 22.

**) Luc. VI. 30—35. zu vgl mit Deut. XV.

***) Matth. VI. 1—4. XXV. 35—44. u. Luc. XVI. 9.

****) Luc. XXI. 21. u. 2. Korinth. IX. 7.

†) Matth. XXVI. 7—13.

††) A. G. IV. 34—37.

†††) A. G. V. 1—10.

*) 1. Kor. XVI. u. 2. Kor. VIII. u. IX.

**) ib. VIII. 13. u. 14.

***) Römer XII. 13.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 40.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

August 1835.

colonies agricoles et de leurs avantages etc.; ec des recherches comparatives sur les dirs modes de secours publics etc. par M. L. *Huerne de Pommeuse.*

Paupérisme, de la mendicité et des moyens n prévenir les funestes effets. Par M. le ron de Morogues.

omie politique chrétienne, ou recherches sur nature et les causes du paupérisme en France en Europe, et sur les moyens de le soulager de le prévenir; par M. le Vicomte Alban Villeneuve-Bargemont.

(Schlufs.)

)afs dies der Fall gewesen, lehren die Briefe des els Paulus, der denn auch mit all seinem Feuereim Uebel entgegenwirkte. Auch er warnt zwar vor und Stolz auf irdischen Reichthum und empfiehlt samkeit und Wohlthätigkeit *), aber er schliefst rbeitsfähigen und Unwürdigen streng vom Almos und macht es Jedem zur Pflicht, sich ungerechter ffe ins Vermögen Anderer zu enthalten **), Nieetwas schuldig zu sein als Liebe ***), Keinem mit tte um Unterstützung beschwerlich zu fallen ****), n eigenen ehrbaren Erwerb zu suchen, damit er im Stande sei, die Schwachen aufzunehmen und irftigen zu unterstützen — eingedenk des Wortes , dafs Geben seliger ist, denn Nehmen †). Wie im die Befolgung dieser Vorschriften am Herzen ht man aus der Sorgfalt, mit der er (selbst annd im Widerspruch gegen die Anordnung Christi :r) es vermied, den Gemeinden, die er gründete suchte, Aufwand zu verursachen. Es ist bekannt, dafs er in Athen als Teppichweber sich ernährte *) und er selbst erinnert die Epheser, dafs er nichts von ihnen begehrt, sondern sich und die Seinigen durch seine Arbeit erhalten habe, um ihnen zu zeigen, dafs es Pflicht sei, zu arbeiten. Auf ähnliche Weise hält er den Korinthern **) vor, dafs er, obwohl dazu befugt, doch für seinen Unterricht von ihnen weder Speise noch Trank genommen und dafs er lieber sterben als diesen Ruhm entbehren wollte. Am schärfsten aber spricht er sich gegen die Thessalonicher hierüber aus ***). Denn nachdem er sie im ersten Briefe ermahnt hat, stille zu sein, das Ihre zu schaffen und mit ihren eigenen Händen zu arbeiten, damit sie vor den Nichtchristen ehrbar wandelten und deren Hilfe nicht bedürften, gebietet er im zweiten, sich von allem Bruder abzusondern, der unordentlich lebe und nicht arbeite; fordert sie auf, seinem eigenen Beispiel zu folgen, als der von Niemand umsonst das Brod genommen, sondern mit Mühe und Arbeit, Tag und Nacht gewirkt habe, damit er Keinem beschwerlich falle; und erinnert sie, dafs er schon früher geboten: *so Jemand nicht wolle arbeiten, der solle auch nicht essen!*

Aus diesem Ueberblick der Lehre des neuen Testaments über die Wohlthätigkeit, der bei weiterer Ausführung allerdings an Deutlichkeit gewinnen würde, ergeben sich nun zwei wichtige Resultate.

Erstlich beginnt mit dem Christenthum für die wirthschaftliche Thätigkeit eine ganz neue Würdigung, die, wiewohl von Anfang an in der bürgerlichen Entwickelung der christlichen Völker wirksam, doch erst in der neuern Zeit ins Bewufstsein zu treten anfängt. Das Alterthum sah den gröfsern Theil der ökonomischen Geschäfte als eines freien Mannes nicht ganz würdig an; wer es irgend vermochte, liefs sie durch Sklaven ver-

Tim. VI. 6—11. u. 17—19.
ph IV. 28. ***) Römer, XIII. 7. u. 8.
2. Thessal. III. 8. †) A. G. XX. 35. Eph. IV. 28.

*) A. G. XVIII. 3.
**) 1. Kor. IX. 4—10.
***) 2. Thess. III. 6—12.

richten; die vermögenslosen Bürger aber waren theils als Clienten und Schmarozer von den Reichen abhängig, theils genossen sie die Frucht ihrer politischen Rechte in Spenden aus dem Aerar. Jene Mifsachtung der gemeinen Arbeit und diese Gelegenheit von Andern, ja vom Staate selbst Unterstützung zu erlangen, mufste ein geordnetes bürgerliches Leben unmöglich machen und zur Auflösung des Staats selbst führen. Diesen Gebrechen der Gesellschaft tritt nun das Christenthum mit der gröfsten Schärfe entgegen. Es verlangt aufs strengste von jedem Manne, dafs er unabhängig von Andern auf dem eigenen Erwerb stehe und zeigt, dafs auch die gemeinste Handarbeit eine würdige und genügende Grundlage der Existenz sein könne. Damit hat aber das bürgerliche Leben ein neues Fundament erhalten. Wie jeder Einzelne sittlich auf sich selbst gestellt und in seinem Innern für all sein Thun verantwortlich ist, so soll er auch wirthschaftlich die Selbständigkeit zu erringen und zu behaupten suchen, welche ihn allein in Stand setzt, sich und seine Familie vollständig zu versorgen und Andern hilfreich zu werden. Nirgend ist die Nothwendigkeit und die Bestimmung des Privateigenthums entschiedener ausgesprochen und die neueren Träume von der Aufhebung desselben und der Einführung der Gütergemeinschaft, hervorgegangen aus dem gänzlichen Mangel an sittlicher und wirthschaftlicher, Selbstbeschränkung der untern Volksklassen in Frankreich und ihrer Führer, kann nur der Unkundige aus dem neuen Testament rechtfertigen wollen.

Zweitens. Viele glauben dem Christenthum einen Dienst zu erweisen, wenn sie ihm alles zuschreiben, was sie für gut und löblich halten, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob die Sache nicht vielleicht schon an sich in der menschlichen Natur begründet und vor dem Christenthum vorhanden war. Diese Galanterie ist nirgend weiter getrieben worden, als neuerdings in Frankreich. So ist nach einigen französischen Schriftstellern auch die Wohlthätigkeit erst durch das Christenthum eingeführt. Allein abgesehen von den Juden, denen sie in demselben Umfang vorgeschrieben war, wie in dem neuen Testament den Christen, findet sich diese Tugend von andern orientalischen Völkern in weit gröfserer Ausdehnung geübt, als je unter den christlichen Nationen, und selbst die Türken dürften es noch jetzt in dem Eifer Almosen zu geben und wohlthätige Stiftungen zu machen uns lange zuvorthun *). Indefs macht die chrische Lehre gar keinen Anspruch darauf, zuerst zur Wthätigkeit ermahnt zu haben, sondern während sie hüber im Allgemeinen die Vorschriften des alten Tements wiederholt, sucht sie vielmehr die Nachtheile beseitigen, die gerade bei der Ausübung dieser Tugso leicht eintreten. Auf der einen Seite setzt sie lich den Werth der Spenden nicht in die Gröfse Gaben, sondern in die Reinheit der Gesinnung desbers: auf der andern aber tritt sie unverständigemmosengeben entgegen, schliefst Arbeitsunlustige unordentlich Lebende vom Genufs der Wohlthaten auerklärt sie sogar für unwürdig, zu leben; wirklich tige werden zunächst ihrer Familie zur Versorgung gewiesen und erst wenn diese Hilfe fehlt, der öfchen Wohlthätigkeit. In der That würde die chrisLehre sich selbst widersprechen, wenn sie als Hauptgegen die Armuth vorschriebe, Jeder solle auf eigErwerb selbständig stehen, und doch zugleich rücksloses Almosengeben empfähle, das den Vermögengerade am meisten zur Vernachlässigung jener Pfreizen und die Zahl der Bedürftigen mehren müs

Hiermit glauben wir nun bewiesen zu haben, die politische Oekonomie keineswegs im Widersteht mit den Lehren des Christenthums, vielmegenau mit denselben übereinstimmt, dafs man behadarf, es sei in ihr erst das eigentliche christliche dament der bürgerlichen Gesellschaft aufgedeckt zum Bewufstsein gebracht.

Zu untersuchen, ob und wie weit nun diese schaftlichen Grundlehren des Christenthums im selbst anerkannt und befolgt sind, würde uns weit führen. Jedenfalls aber wird man die Uebergung gewonnen haben, dafs, wo immer über Zuder Verarmung geklagt und auf Heilung des Aübels gedacht wird, vor allem zu fragen ist, ob dligionslehre und die Erziehung ernst und streng wirthschaftliche Selbständigkeit als den Cardinalaller bürgerlichen Moral aufstellen; ob sie wirklich Seinprägen vor Bettelei, unter welcher Form sie auftrete; ob sie nicht zu viel Hoffnung auf Unat

*) Neuerdings soll wirklich ein Gegner des Christenthumden Vorwurf gemacht haben, dafs wir zu wenig MitleidThieren hätten: und in der That bestehen in der TiKatzenspitäler und öffentliche Spenden für Strafsenhund

; Anderer erregen und dem Familienhaupte zu we-
die Pflicht einschärfen, nicht blofs sich selbst zu
lten, sondern auch alle die Seinigen zu versorgen;
ie nicht zu viel Werth legen auf rücksichtsloses
ısenspenden; ob sie nicht vielleicht gar im freiwil-
Betteln ein religiöses Verdienst ehrend anerken-
wo dergleichen statt findet, da suche man nicht
r; die Ursache des Uebels liegt am Tage und mit
as einzig wirksame Heilmittel. Alle Armenpflege
ft in's Sieb, so lange nicht die häusliche und öf-
he Erziehung mit der Religionslehre zusammen-
n, bei der Verpflichtung eines Jeden zur Versor-
der Seinigen und zur Unterstützung der würdigen
ı den edeln Stolz auf wirthschaftliche Unabhän-
t im Volke zu erwecken und zu befestigen.

Friedr. Bened. Wilh. Hermann.

XXXIII.

rs of Ichthyosauri and Plesiosauri, extinct Mon- of the ancient Earth, with twenty-eight plates, homas Hawkins. London 1834. *VI und* 51 *S. Fol.*

Reste von Monstra oder Ungeheuer werden fossile Ue- von Thieren verschrieen, die gerade nicht mehr als ı verschieden sind von lebenden und auch diese an onst nicht übertreffen. Daher scheint jener Ausdruck r für Typen, welche, wie im vorliegenden Fall, nicht ter den lebenden Geschöpfen herumwandeln und sich fs durch Form und Structur, sondern auch durch Gröfse ın Irrig ist es indefs hiernach zu glauben, unsere ɔe Zeiten gehabt, in welche die Geburt wahrhafter gefallen sei; diese Monstra, will man darunter nicht täglich zur Welt kommenden Bildungshemmungen oder ıungen mehrerer Individuen nach gewissen Gesetzen , sind Mifsbildungen unserer eigenen Phantasie. Das ıte Band Einer Erdennatur umschliefst die Geschöpfe en, so entrückt diese auch sein mögen oder nahe lie- ne Form, kein Wesen weicht aus diesen Grenzen, mit ıngswürdiger Mannigfaltigkeit und unerschöpflichem ı liegen sie alle innerhalb derselben. Ein fossiles Ge- ıd nicht wegen Charaktere bewundert, welche der Er- überhaupt fremd wären, sondern nur aus Ungewohnt- ıigenthümlichen Composition oder Structur, während ɔende Schöpfung auch voll ist der merkwürdigsten ıe aber defshalb nicht leicht zu gleicher Bewunderung weil man mit ihnen gleichzeitig lebt und ihrer Exi- ichert ist. Ref. hat bereits gezeigt, dafs unter allen n die Abtheilung der Saurier gerade diejenige ist, geologischen Zeiten die von den jetztlebenden Sauriern n verschiedenen Typen enthielt, zugleich aber auch, liese Typen verwandt sind mit denen anderer Thier- en.

nzuzeigende Werk handelt über zwei Genera der mit gabten fossilen Saurier, denen man vorzugsweise den nstra beilegt. Jedes derselben wird in einem beson- ı betrachtet; das über Ichthyosaurus (S. 1—36. t. dem Buckland, und das über Plesiosaurus (S 37 - 50. dem Conybeare gewidmet. Aus der Vorrede spricht Gefühl; es wird darin angedeutet, wie die Welt aller- Sterblichen Geheimnifsvolles vorhalte, hauptsächlich aber in der Geologie; ein flüchtiger Blick wird auf die Geschichte unsers Geschlechtes geworfen von der frühesten Zeit bis zur Gründung der geologischen Gesellschaft in London, welche dem Verf. die Anregung gab, in deren Folge dieses Werk entstand. Die Leistungen und der Erfolg dieser Gesellschaft berechtigen wohl, ihre Gründung in die Epochen der Geschichte einzureihen, doch nicht auf die Weise, wie es Verf. thut, der der Leistungen von gleichem Werthe in andern Ländern uneingedenk ist. So nennt auch Verf. seine Sammlung, welche dem Werke zu Grunde liegt, und die er, wie eben verlautet, um 14,000 Pfund an das Britische Museum verkauft hat, die gröfste in der Welt. Wäre England die Welt, so würde diese Behauptung weniger Zweifel unterliegen. In Deutschland jedoch besteht vielleicht mehr als eine Sammlung, welche gerade in Betreff der Ichthyosauren oder anderer fossiler Saurier, im Stande sein durfte, wohl noch vollständigere und charakteristischere Stücke aufzuweisen, die aber Verf. nicht zu kennen scheint.

Das Gestein, in welchem hauptsächlich die Reste dieser beiden Genera fossiler Saurier begraben liegen, ist der Lias. Von diesem Gebilde giebt Verf. eine genaue Schilderung (S. 3—7). Von den fünf Abtheilungen, in welche der Lias zerfällt, ist am reichsten daran die vierte in absteigender Ordnung, der mit Mergelschichten wechselnde eigentliche Liaskalkstein in Sommerset, aus dem alle vom Verf. vorgelegten Exemplare herrühren.

Bisher dienten die Abweichungen der Zähne zur Unterscheidung der verschiedenen Species von Ichthyosaurus. Verf. glaubt diesen Weg verlassen und den der Beachtung der Flossen einschlagen zu sollen. Nach diesen unterscheidet er vier Species: *Ichthyosaurus chiroligostinus*, *I. chiropolyostinus*, *I. chirostrongulostinus* und *I. chiroparamekostinus*. Wer fühlt nicht die Unbequemlichkeit solcher Buchstabenmassen, welche nun früher bestandene einfachere Benennungen verdrängen sollen! Wiewohl diese Species schon früher erkannt waren, so werden doch die Synonyma nicht angegeben. Ref. kann einen solchen Verstofs gegen Priorität nicht billigen; er zweifelt auch an der Möglichkeit einer consequenten Durchführung von des Verf. schöner Idee, die Species nach den Flossen zu unterscheiden, d. h. daran, dafs die specifische Verschiedenheit sich bei allen fortwährend an den Flossen zu erkennen geben werde, da die Natur sich hiebei nicht auf Eine Mannigfaltigkeitsrichtung beschränkt, vielmehr die verschiedensten durchlaufen kann selbst mit Analogie einzelner Organe.

Die Beschreibungen der einzelnen Species beginnen mit allgemeinen Betrachtungen, meist mit religiösen Reflexionen eines auch in classischen Schriften alter und neuer Zeit belesenen, und in der Geschichte bewanderten Mannes. Diese Betrachtungen sollen wohl die Eleganz des Werkes erhöhen, sie nehmen mehr Raum ein als die Beschreibungen der Species selbst, und stehen oft in keiner Beziehung zum Gegenstand. Geeigneter enthalten sie die Erzählung der Abentheuer, welche Verf. bei Gewinnung des *Ichthyosaurus chiropolyostinus* mit der Mifs Anning, dem weiblichen Geologen, zu Lyme Regis ausgestanden, so wie Unterredungen mit Steinbrechern während der Ausgrabung von Skeletten. Den Grund der Erdichtung der Titanen und anderer fabelhafter Wesen erblickt Verf. in Resten von fossilen Pachydermen, von Megatherium oder Elephanten, oder von erloschenen Sauriern, wie die über welche sich seine Untersuchungen verbreiten. Die Richtigkeit dieser Ansicht dürfen wir um so mehr bezweifeln, als man nicht weifs, dafs namentlich das Megatherium sich in den Gegenden des classischen Alterthums gefunden, oder in damaliger Zeit fossile Saurier aus Gesteinsschichten bekannt gewesen wären, welche, wie der Lias, festes Gebirge zusammensetzt; wenn auch schon früher von Einigen die Versteinerungen überhaupt für Ueberreste ehemaliger Geschöpfe erkannt wurden, so haben doch auch Andere sie zugleich verdächtigt, indem sie dieselben für blofse Naturspiele erklärten.

Der geschichtliche Abrifs des Studiums der Ichthyosauren ist vom Verf. ohne literärische Hinweisung, und wieder nur in Bezug auf England abgefafst. Läugnen läfst es sich nicht, dafs England das Verdienst gebührt, diese fossilen Saurier zuerst

richtiger erkannt, und ihre Structur gründlicher dargelegt zu haben. Doch ist unserm Continente nicht, wie Verf. es thut, alles Material hierüber abzusprechen. Eine unpartheiische Untersuchung der Frage: ob in England oder in Deutschland zuerst Reste von Ichthyosaurus gefunden worden? würde eher für letzteres Land entscheiden, welches ältere Werke besitzt mit gelungenen Abbildungen solcher Reste, und Sammlungen von ziemlich vollständigen Skeletten; und in neuerer Zeit ist auch in Deutschland das Material zu einer monographischen Arbeit über diese Geschöpfe so sehr angewachsen, dafs es verdient hätte, selbst von England nicht mit Stillschweigen übergangen zu werden; war diefs dem Verf. unbekannt, so hatten doch ihm befreundete Englische Geologen davon hinlängliche Kenntnifs.

Schätzenswerth in des Verf. Darlegung der Structur von Ichthyosaurus sind die Angaben über die gegenseitige Verschiedenheit der Wirbel der Säule, die Ermittelung des zuvor nur wenig gekannten Beckens und der Flossen. Diese Untersuchungen sind hauptsächlich an *I. chiroligostinus* durchgeführt. Die im Brustapparat zusammentretenden Knochen deutet Verf. auf die Weise, dafs er das Sternum aus zwei Knochen bestehen läfst, dem eigentlichen unpaarigen Brustknochen und einem Knochen, der wenigstens in einer Species, vielleicht in allen, paarig ist, und den Cuvier für's Schlüsselbein hält. Was dagegen Verf. als Schlüsselbein nimmt, sind die Schulterblätter, und des Verf. Scapula die Coracoïdalknochen. Es werden keine Gründe beigebracht, warum Verf nicht Cuviers gewifs richtigere Deutung dieser Knochen befolgt.

Die im Lias Englands aufgefundenen Plesiosauren theilt Vf. ebenfalls in vier Species ein: *P triatarsostinus*, *P tessarestarsostinus*, *P. pentetarsostinus* und *P. extarsostinus*. Hier dient also die Zahl der Tarsalknochen zur Unterscheidung und Benennung. Für diese Methode gilt dasselbe, was Ref. oben bei Ichthyosaurus bemerkte. Eine fünfte Species wird vermuthet. Die ausführliche Beschreibung wird nur an *P. triatarsostinus* durchgeführt. Von den übrigen werden die wenigen Charaktere nur kurz schematisch zusammengestellt, wobei die Species nicht mit ihrem neuen Namen vorgemerkt, sondern nur durch Angabe des Besitzers des Exemplars bezeichnet ist. Ref. hat sich bemüht die Namen der Species dem Schema anzupassen, was ihm indefs nicht vollständig gelingen wollte, da fur zwei verschiedene Species im Schema sechs Tarsalknochen angegeben stehen, während eine davon nur deren vier besitzen soll. Beruht diefs etwa auf einem Druckfehler, und wo bedarf es alsdann der Correctur? Das Exemplar, welches sich im Besitz des Herzogs von Buckingham befand, ist der *P. dolichodeirus*, *Conyb.*; da nun schon von Hawkins angenommen wurde, dafs dieser sechs Tarsalknochen besitze, so wird dieser der *P. extarsostinus* sein. Fur *P tessarestarsostinus* bleibt alsdann das Exemplar des Lords Cole übrig, dem aber, wie gesagt, auch sechs Tarsalknochen im Schema zuerkannt werden, und das sich auch sonst vom Exemplar des Herzogs von Buckingham specifisch verschieden erweiset. Vielleicht ist hier vier statt sechs zu setzen

Der Schädel vom Plesiosaurus war nur unvollkommen bekannt, durch dessen ausführliche Darlegung füllt der Verf. eine grofse Lücke aus. Das Sternum und die Schlüsselbeine bleiben fernerer Ermittelung vorbehalten; was Verf. für letzteres nimmt ist Schulterblatt, und die Coracoïdalknochen sind nach des Vf. Ansicht Schulterblatt; er nimmt also auch hier diese Knochen auf ähnliche Weise wie in Ichthyosaurus.

Ein fernerer Irrthum besteht bei dem Becken und den hintern Gliedmafsen. Im Texte S. 50 ist der Femur mit *i*, in der Abbildung mit *k*, die Fibula mit *k*, in der Abbildung mit *l*, und die Tibia mit *l*, in der Abbildung mit *m* bezeichnet. Eine von diesen Bezeichnungen mufs daher falsch sein, es ist die Textbezeichnung. Die auf Tafel 26 abgebildeten einzelnen Kno[chen] von Plesiosaurus hätten durch Bezeichnung mit den Ter[...] Verbindung gebracht werden sollen.

Der Titel besagt, dafs das Werk 28 Tafeln Abbildun[gen] von Stücken in des Verf. Sammlung enthalte. Indefs stellt [die] erste dieser Tafeln, dem Titel gegenüber, eine ideale Lands[chaft] dar, welche die Zeit versinnlichen soll, in der diese Thiere [leb]ten. Die Erhabenheiten des Landes bestehen in niedrigen, [...]nienformig in die Länge gedehnten Hügeln; das Wasser, [in dem] sich ein Ichthyosaurus und ein Plesiosaurus bewegen, be[spült] flache Ufer, an denen von beiden Thieren wieder ein Exe[mplar] liegt; hie und da erhebt sich aus dem Land eine Palme; [der] Himmel ist schwer bewölkt, und in der Luft schweben Pterodactyle. Das Gefühl, welches der Charakter dieses [land]schaftlichen Bildes anschlägt, ist das einer Leere, Schwer[...] Düsternheit, so wie feuchter Schwüle. Mehrfach versuchte [man] sich in Compositionen der Art. So schwer es auch sein mag, [der] Wahrheit des landschaftlichen Naturlebens jener Zeit [nahe zu] kommen, so findet Ref. doch in vorliegender Composition [...] Befriedigendes, bezweifelt aber, dafs damals die Landsch[aft so] eintonig war.

Den meisten der übrigen Abbildungen ist nur ein [...] Rang einzuräumen. Bei Werken, wie das vorliegende, [wo die] Abbildungen gewohnlich den Text überleben, indem man [...] noch nach ersteren greift, wenn auch letzterer veraltet [und] unbrauchbar geworden sein sollte, und zu deren Heraus[gabe] keine Opfer gescheut werden, darf man auch hinsichtlich [der] Zeichnungen und Steindrücke Vollendetes erwarten. Die [Künstler ...]nen Londons sind wohl im Stande besseres zu leisten, [wie in] den *Transactions of the geological Society*, an der [...] *Journal of an Embassay to the Court of Ava* angehängten [Ab]handlung des Buckland und Clift, und an andern [Orten nicht] zu verkennen ist. In des Verf. Werk sind dagegen [die Abbil]dungen allermeist rauh, unfertig und oft zu flüchtig [...] dungen von fossilen Knochen zumal wird, wie Ref. glaubt, [nicht] immer die richtige Methode festgehalten. Die Abbildungen [meh]ren sich täglich, viel Geld wird für sie verwandt, ohne [...] die Wissenschaft in gleichem Mafse zu fordern oder zu [berei]chern. Was nützen Darstellungen mit allem Kunstfleiss [ausge]führt, wenn sie nicht die Form und Beschaffenheit der [...] Theile deutlich erkennen lassen? Die genaue Darlegung [von] nur einem Knochen ist eine willkommnere Bereicherung [als] eine ganze Sammlung von Bildern über Skelettfragment[e. In] solchen Abbildungen ist weniger das perspectivische [als das] mathematische der Form, doch ohne Beeinträchtigung [des künst]lerischen, festzuhalten. Ref. ist, seitdem er sich mit [diesen Ge]genständen beschäftigt, bemüht, diesem nachzukommen [und hat] begonnen von ähnlichen Thieren die einzelnen Knochen [...] Wirbel aus den verschiedenen Gegenden des Skeletts, [...] und den andern Seiten darzustellen, und hat dabei [die Über]zeugung erlangt, dafs nur eine solche Behandlung [...] Untersuchung möglich macht, und die Mittel zu [...] stimmung und Vergleichung an die Hand giebt [...] Erleichterung. — Die zwei letzten Platten enthalten [...] abgebildet

Druck und Papier erheben das Werk zu einem [...] ersten Ranges; so steht es auch im Preis. Die dar[ge]legten Untersuchungen sind eine Bereicherung der [Wissen]schaft; sie erweitern die Kenntnifs von der Structur [der] Reptilien aus einer frühern geologischen Zeit, aus einer, [in] der, wie es scheint, diese Geschöpfe die Oberfläche [der Erde] beherrschten, wie jetzt die Säugethiere es thun.

Herm. v. Mey[er.]

№ 41.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

September 1835.

XXXIV.

Lehre von den chemischen Heilmitteln oder andbuch der Arzneimittellehre, als Grundge für Vorlesungen und zum Gebrauche aktischer Aerzte und Wundärzte, bearbeitet n Dr. Christoph Heinrich Ernst Bischoff, d. öffentl. Lehrer der Heilmittellehre und aats- auch Kriegs-Arzneiwissenschaft an der inigl. Preuss. Rhein-Universität zu Bonn. er Band. Bonn, 1825. bei Weber. 8. LI. d 580 S. 2ter Bd. 1826. XXX. und 760 S. r Bd. 1831. XXIII. u. 780 S. Supplement-d 1834. XXXIV. u. 649 S.

on einem Werke, welches erst 9 Jahre nach sei-nfang vollendet wurde, kann man etwas Gedie- und Vorzügliches erwarten und in dieser Erwar-ndet sich Rec. keineswegs getäuscht. Er glaubt dafs diese durch Vollständigkeit und Gründlich-h auszeichnende, mit ungemeinem Fleifse bearbei-d von einem lobenswerthen Streben ihres Ver-die Heilmittellehre zu dem Range einer Wissen-zu erheben, zeugende Schrift in dieser, den Fort-n der wahren Wissenschaft gewidmeten, Zeit-nicht unerwähnt bleiben dürfe und er übernimmt zeige, in der Hoffnung, dafs sie die in der Vor-X. mit einer schwer zu erklärenden Bitterkeit rochenen Erwartung des Verfs. „nicht novizen-behandelt und weder von gereiften Männern mit hoher oder kurzsichtiger Ueberhebung, noch ovizen anmafslich, muthwillig oder possenhaft ngen zu werden" erfüllen wird.

hohe Aufgabe, die sich der Verf. gestellt hat, sich zur Genüge aus seinem Begriff von der Heil-re, indem er meint, sie habe, als ein Wissen Arzneimittel, das Bedürfnifs: zunächst ihren Gegenstand und ihr Wissen in der Gesammtheit aller Dinge und alles Wissens zu erfassen, namentlich die Arzneikörper und den thierischen Organismus, zu dessen Bestimmung sie Mittel sein sollen, nach ihrem Sein, als Dinge der Natur und eingeschlossen in die Einheit ihres Wesens, ihres Lebens, unsere bisherige Forschung und Erkenntnifs über dieselben aber als Bestandtheil aller Forschung und alles Wissens über die Natur und deren Leben zu erkennen. In den einleitenden naturphilosophischen Principien, mit welchen der Verf. sein Werk beginnt, ist die Schellingsche Naturansicht vorherrschend. Die Natur, sagt er, als Gesammtbegriff aller dem Geiste anschaubaren wirksamen Wesen und Thätigkeiten (mithin keineswegs beschränkt auf die sinnlich wahrnehmbaren Dinge und den Inbegriff der äufsern Natur) ist ein Lebendiges, d. h. ein aus sich, von sich und durch sich selbst Thätiges. Ein solches ist aber allein nur Gott: die Natur ist daher für den Geist identisch mit Gott, von dessen Dasein erfüllt und wiederum es erfüllend. Diesen Manchem wohl anstöfsig scheinenden und vielleicht dem frommen Sinn des Verfs. selbst, der sich Gott als ein über die Natur erhabenes Wesen zu denken und als solches anzubeten gewohnt ist, widerstrebenden Ausdruck sucht er durch das Folgende zu mildern, indem er hinzufügt: die Natur ist dem Menschengeiste dargestellt als Schöpfung aus dem Hauche des Ewigen in einer sichtbaren vergänglichen Welt und in dem unsichtbaren Reiche Gottes, gegründet auf das ewige Wort. Die wirksamen Einzelwesen und Einzel-Thätigkeiten, als Bestandtheile der Offenbarung Gottes, sind gleichfalls göttlich, aber gebunden an die Schranke des Raums und der Zeit, sie sind göttlich, aber nicht identisch mit Gott, Geschöpfe, aber nicht der Schöpfer selbst. Wie der gemeinsame Ursprung der Wesen und Dinge aus Gott ihr unwandelbares, immerwährendes, göttliches Wesen begründet, so ihre Beziehung zu einander die Verschiedenheit, Wandelbarkeit, Bestimmbarkeit

und Zufälligkeit ihrer Erscheinung. Auch der menschliche Geist steht als Einzelwesen gebunden an diese doppelte Natur innerhalb der Einheit seines Selbst, aus göttlichen Urquell unendlich schauend, bildend, in der Verknüpfung und Beziehung zu allen übrigen Einzelwesen der Natur, aber zugleich gehemmt, begränzt und gebannt in die Schranken des Raumes und der Zeit, zu endlos abfliefsender Erfahrung. Die Erkenntnifs des Menschen ist daher theils quellend aus dem Schauen und Sich-Bewufstwerden des unwandelbaren göttlichen Lebens im Menschen und in den Wesen der übrigen Natur, theils umfassend die unendliche Wiedergeburt alles Lebens und alles Lebendigen aus Gott, also im innern Schauen und Vernehmen (Speculation) und im äufsern Erfahren und Wahrnehmen (Erfahrung, Empirie).

Alles Leben, als Offenbarung Gottes, wird im Menschengeiste erkannt, 1) als unmittelbare Selbstdarstellung des göttlichen Lebens in seiner Wesenheit, als sich selbst setzende Einheit, als positive Thätigkeit, 2) als Darstellung seines Gegensatzes in der Mannigfaltigkeit seiner unendlichen Selbstdarstellung, als Verläugnung seiner Wesenheit, als negative Thätigkeit, 3) als lebendige Vermittelung, Indifferenz Beider, durchgängig erscheinend als ein Bleibendes, Ruhendes, als die Materie und stoffige Eigenthümlichkeit der den Sinnen erscheinenden Wesen der Natur. Hier macht der Vf. in einer Anmerkung auf die Verschiedenheit dieser Ansicht von der Schellingschen aufmerksam, indem Schelling die expansive oder repulsive (auf Darstellung eines unendlich-Mannigfaltigen gerichtete, die Einheit verläugnende, negative) Thätigkeit als die positive Kraft, die retardirende oder attractive Thätigkeit (die auf stete Bewahrung und Darstellung einer Einheit gerichtete, dieselbe setzende positive Thätigkeit) dagegen als die negative bezeichnet. So sehr Rec. mit dem Vf. überzeugt ist, dafs ohne die Annahme zweier Urkräfte und Thätigkeiten der Natur die Existenz und Fortdauer des Naturlebens nicht gedacht werden kann, so kann er doch, in Beziehung auf die von dem Verf. aufgestellten Begriffe von positiver und negativer Thätigkeit die mehr den Ausdruck, als die Sache betreffende Bemerkung nicht unterdrücken, dafs ein Leben der Natur überhaupt nicht ohne Mannigfaltigkeit gedacht, und dafs also die Mannigfaltigkeit seiner Selbstdarstellung wohl nicht als eine Verläugnung seines Wesens betrachtet werden kann. Der Begriff der göttlichen *Kraft*, in seiner Reinheit gedacht, schliefst allerdings den Begriff des Mannig-tigen aus, keineswegs aber die unmittelbare Darstell- des göttlichen Wesens im Leben der Natur, von chem hier allein die Rede ist und welche der Vf. p- tive, die Mannigfaltigkeit ausschliefsende Thätig- nennt.

Das Princip des Lebens, dem einigen Wesen s- Offenbarung nach als ewig unerforschlich, bezeichnet in der Besonderheit und Mannigfaltigkeit seiner O- barung als selbstthätiges Vermögen aus absolutem Gr- mit dem Namen Kraft (δύναμις). Alle Dinge der - sind daher bedingt durch dynamischen Procefs, d- drei Stufen der Vf. auf die bekannte Weise als M- tismus, Elektricität und chemischen Procefs oder G- nismus unterscheidet. Hiernach offenbart sich die - tigkeit des thierischen Organismus, 1) als gericht- Einheit in der Sensibilität, die den Organismus a- geschlossenes Ganzes setzende Thätigkeit, aus w- die Einheit aller seiner Lebenserscheinungen herv- 2) gerichtet auf ein Mannigfaltiges in der Irrit- in welcher jeder Zeit die Einheit aufgehoben - Gegensatz von Ausdehnung und Zusammenzieh- geben ist, 3) als weder vorherrschend in der Rich- auf Einheit, noch auf Mannigfaltigkeit, sondern i- Gleichgewicht beider Richtungen gesetzt, in der Er- nung ein Bleibendes, Ruhendes, die Materie des - nismus darstellend. Diese Lehre von den drei D- sionen des thierischen Lebens legt der Vf. seiner - rie von der Wirkungsart der Heilmittel zum G- und er ist deshalb um so weniger zu tadeln, da - bei den Irrthum mancher Anhänger der Schelling- Naturphilosophie, welche diesen drei Urformen de- bens ausschliefslich eigene Regionen des mensch- Körpers anweisen, vermieden zu haben scheint. - er hinzufügt: In jedem Lebensacte des Organism- nach dem innersten Wesen göttlicher Offenbarung einer dreifachen innerhalb der Einheit, die angeg- nen Formen unzertrennlich beisammen.

Die Bestimmbarkeit des Organismus beruht a- ner Veränderung der Beziehung desselben oder - ner Theile und Thätigkeiten zu den aufser ihm - setzten Naturdingen und Thätigkeiten, als Einwi- gen auf den Organismus. Heilmittel nennt dabei - Vf. Einwirkungen, als Mittel der Genesung. Jede - wirkung als Heilmittel, steht, bei ihrem Einflusse - die gesammte organische Thätigkeit, in einer sel-

ehung zu einer jeden ihrer Grundformen. Die Ernungen, unter welchen die nähere Wirkung der mittel auf eine der organischen Grundthätigkeiten darstellt, sind verschieden nach der verschiedenen hung, unter welcher die betreffende organische dthätigkeit sich offenbart. Dies erläutert der Vf. die verschiedene Wirkung des Opiums, je nachs auf die Sensibilität im Gangliensystem oder Gevirkt.

leilung nennt der Verf. Rückführung der Abweien des Organismus von seiner Idee zur Einheit rselben. Dies führt den Vf. auf den Begriff von dheit und Krankheit. Die Idee des menschlichen ismus, sagt er, ist: dafs er sich durch seine Selbstteit, aus dem ewigen Grunde göttlicher Offenbaals irdisches Organ der Vernunft darstelle und be-; die Gesundheit besteht in der Uebereinstimmung ser Idee, die Krankheit in der Abweichung von ien. Jene ist bedingt durch ein bestimmtes gefsiges Verhältnifs aller Thätigkeiten des Organisnd ihrer äufsern Erscheinung in Mischung und Krankheit ist jede Abweichung der Thätigkeiten, r Mischung und Form des Organismus von dieesetzmäfsigen Verhältnifs. Gegen die angegebene ion von Krankheit liefse sich freilich einwenden, ollkommene Uebereinstimmung des menschlichen smus mit der Idee, die er ausdrücken soll, ein st, welchem wohl das Leben keines Menschen men entsprechen möchte. In der Natur giebt es e relative Gesundheit, deren Wiederherstellung l ist, auf welches das Streben des Heilkünstlers t sein mufs. Es ist aber schwer, zwischen dem er Unvollkommenheit der menschlichen Natur, l keinem Menschen fehlt, und dem, welchen wir eit nennen, eine scharfe Grenzlinie zu ziehen. t daher für jetzt noch keine praktisch brauchefinition von Krankheit, als Gegensatz der *rela*esundheit. Gegen alle Versuche der Pathologen, che aufzustellen, lassen sich gegründete Einwenmachen und der Vf. ist daher zu entschuldigen, ben, dafs er die Zahl dieser Versuche nicht durch euen vermehrt hat.

e Heilmittel selbst theilt der Verf. in dynamische, he und mechanische. Die dynamischen sind: ische: Einwirkungen der freien Seelenthätigkeit, er dem Einflusse der göttlichen Gnade und des ewigen Worts, keineswegs also durch selbstige Machtvollkommenheit des Heilenden, rein aus der innern Thätigkeit der Seele und auch nur für den Zweck rein psychischer Wirkung geschehen und sich, in so fern sie in der Selbstthätigkeit und Selbstbestimmung des Kranken beruhen, als *iamata autopsychica*, in so fern sie aus dem geistigen Leben eines andern hervorgehen als *iamata heteropsychica* unterscheiden lassen. (Rec. will keineswegs den Verf. tadeln, dafs er in dieser Definition, in welcher er die Wirkung der psychischen Heilmittel als von dem Einflufs der göttlichen Gnade abhängig darstellt, den Leser, wenn gleich vielleicht nicht an einem ganz schicklichen Orte, auf einen religiösen Standpunkt zu führen und ihn auf die Abhängigkeit alles Einzelnen und Endlichen von Gott aufmerksam zu machen sucht. Aber irrig scheint es ihm, dafs der Vf. diesen Einflufs der göttlichen Gnade auf die psychischen Heilmittel allein beschränkt; oder sollte er glauben, dafs die selbstige Machtvollkommenheit des Heilenden, bei Anwendung anderer Mittel zur Genesung des Kranken hinreiche? Auch würde diese Definition von psychischen Heilmitteln überhaupt durchaus nicht auf die von dem Verf. sogenannten *iamata heteropsychica* passen, welche aus dem geistigen Leben eines andern hervorgehen; denn, wenn der Arzt durch Worte oder Handlungen absichtlich eine gewisse dem Heilzweck entsprechende Seelenstimmung oder Richtung der Ideen in dem Kranken hervorbringt, so handelt er offenbar, bei der Wahl der hierzu dienlichen Mittel, nach Willkür oder, wie der Verf. sich ausdrückt, durch selbstige Machtvollkommenheit); 2) organische, die an eine Mitwirkung des Organismus gebunden sind, wohin gehören: *a*) die auf irgend eine Bestimmung desselben gerichteten Seelenthätigkeiten (*iamata psychico-somatica*), *b*) die Thätigkeiten des dynamischen Prozesses, aus der Urform ihres Seins und ihrer Wechselwirkung auf einander: Magnetismus, Elektricität, Galvanismus, mit deren Wirkungen im animalischen Magnetismus, im Lichte und der Wärme; 3) mechanische Einwirkungen. So nennt der Verf. diejenigen, die den Organismus rein oder doch überwiegend nur durch den Gegensatz aus der Mannigfaltigkeit, d. h. wesentlich nur als raumerfüllend bestimmen. (Dafs die mechanische Wirkung von der raumerfüllenden Eigenschaft der Körper abhängt, ist wohl ausgemacht, dafs aber, wie die Worte des Vf. anzudeuten scheinen, diese Eigenschaft und also auch

die mechanische Wirkung die einzige sei, die in dem Gegensatz aus dem Mannigfaltigen begründet ist, möchte Rec. bezweifeln, da ein solcher Gegensatz auch bei den dynamischen Wirkungen vorausgesetzt werden mufs). Diese Mittel wirken theils durch Herstellung, Vermehrung, Verminderung oder Aufhebung des Zusammenhangs, theils durch Anlagerung und Berührung (Contiguität). 4) Chemische Einwirkungen. Unter diesen versteht der Verf. diejenigen, welche mit dem Organismus einen solchen Conflict der Thätigkeit eingehen, dafs sie unter Darstellung eines dritten mit einer Veränderung der stoffigen Qualität und der sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften des Organismus begleitet sind. Nachdem der Verf. hierauf von dem Prozefs der Heilung (nach der verschiedenen Natur der Heilmittel) den wissenschaftlichen Inbegriff der Arzneimittellehre (Arzneikenntnifs, Arzneibereitungs- und Arzneiwirkungslehre) und den Quellen derselben (diätetische Erfahrungen, Nachahmung der Thiere, Zufall, instinktmäfsige Anwendung gewisser Stoffe, Beobachtungen an gesunden und kranken Menschen und Thieren, die Chemie und Physik) gehandelt hat, geht er zu einer geschichtlichen Uebersicht der Arzneimittellehre über. Sie ist in Tabellenform entworfen und die abgehandelten einzelnen Gegenstände sind unter folgenden Rubriken geordnet: Jahrzahl, Thatsachen, Lehre von den Arzneimitteln, betreffend ihre mechanische, chemische, dynamische Beziehung und gleichzeitige Hauptmomente der übrigen Geschichte, namentlich der Wissenschaft und der übrigen Medicin insbesondere, wobei der Vf. fünf Zeitalter unterscheidet: 1) bis 430 vor Chr. Geb. 2) bis 1500 nach Chr. Geb., 3) bis gegen Ende des 17ten Jahrhunderts, 4) das achtzehnte Jahrhundert mit seinen Uebergängen aus dem 17ten und zum 19ten Jahrhunderts, 5) von Brown bis auf unsere Tage. Die ganze Darstellung gewährt eine so lichtvolle und bequeme Uebersicht, dafs sie bei geschichtlicher Bearbeitung ähnlicher Zweige des Wissens als Muster empfohlen zu werden verdient.

Auf diese Einleitung folgt die allgemeine Arzneimittellehre, welche das allgemeine Verhältnifs der Arzneimittel zum Organismus angiebt und davon das Pri[…] der Eintheilung der Arzneimittel entnimmt. Hie[…] zuerst die Frage beantwortet: wie berühren sie [...] Organismus? Diese Berührungsweise ist mechan[…] chemisch oder dynamisch. Die chemische Berühru[…] weise hält der Verf. für die überwiegende und [...] Meinung läfst sich vertheidigen, wenn man jede [...] änderung der Mischung, die in einem Körper herv[…] bracht wird, eine chemische nennt, (welches freilich [...] vom Verf. aufgestellten Begriff von chemischer [...] kung nicht entspricht) und, in der Voraussetzung, [...] Kraft und Materie unzertrennlich mit einander ve[…] den sind, Stoff nur die materielle Darstellung der Kr[…] und jede Veränderung der Kräfte eines Körpers mit [...] wenn auch noch so geringen Veränderung seiner [...] terie verbunden sein mufs, zugiebt, dafs die chem[…] und dynamische Berührung wesentlich nicht von [...] der verschieden sind. Wenn man sich aber stre[…] den §. 24 von dem Verf. aufgestellten Begriff ve[…] mischer Einwirkung hält, so möchte die Meinung [...] die chemische Berührung der Arzneikörper sei [...] wiegende sei, durch die Erfahrung widerlegt we[…] denn nur in den seltneren Fällen sehen wir durch [...] Berührung der Arzneikörper einen solchen Confli[…] Thätigkeit eingehen, dafs sie, unter Darstellung [...] Dritten, eine Veränderung der sinnlich wahrneh[…] Eigenschaften des Organismus hervorbringen. [...] möglichkeit, zwischen dynamischer und chemische[…] kung eine scharfe Grenzlinie zu ziehen, scheint [...] selbst zuzugeben, indem er §. 34 bemerkt, dafs [...] meisten Fällen die chemische Wirkung der Arznei[…] im Organismus sich fast gänzlich der sinnlichen [...] nehmung entziehe, und dafs wir dadurch auf [...] dürfnifs zurückgeführt werden, die chemische Ber[…] und Wirkung durch dieselbe, so viel als mögl[…] ihrem tieferen, inneren und dynamischen Grun[…] erfassen. Auch hat er wohl eben deswegen in [...] Schrift, obgleich Lehre von den *chemischen* Heil[…] genannt, doch die dynamischen unter derselben [...] nung abgehandelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 42.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.
September 1835.

Lehre von den chemischen Heilmitteln oder ındbuch der Arzneimittellehre, als Grund-e für Vorlesungen und zum Gebrauche ıktischer Aerzte und Wundärzte, bearbeitet ı Dr. Christoph Heinrich Ernst Bischoff.

(Fortsetzung.)

er Verf. geht nun zu der Erörterung der Wirveise der Heilmittel über. Er übergeht hierbei chanisch wirkenden, weil die Form, in welcher Arzneimittel anwenden, ihr Massenverhältniſs ılich ganz ausschlieſst, welches auch schon der Tiıer Schrift andeutet. Da die Kräfte und Thätigder Körper sich gegenseitig nur bestimmen können, ern sie entgegengesetzte sind innerhalb der Eins dem höchsten Grunde und das Entgegenstreeier *also* auseinandergesetzter Thätigkeiten Poıst, so ist die Wirkung der Arzneimittel eine he; sie ist aber auch eine elektrische, in so fern esen der Elektricität forwährender Gegensatz entgegengesetzter Thätigkeiten zur Darstellung ritten ist. Der Eintritt ihrer Indifferenz begreift sen der chemischen Wirkung; die Eigenthümder Arzneimittel, als Einwirkungen auf den Ors, beruht darin, das sie einen chemischen Prodemselben eingehen; ihre Wirkung ist daher mische, die aber der Lebensthätigkeit des Ors untergeordnet ist. Der Vf. giebt jedoch zu, Arzneimittel auch als elektrisch wirksame den nus afficiren können, ohne einen chemischen einzugehen, und in diesem Falle würden sie, iger Bestimmung, nicht als Heilmittel wirken Wollte dieſs der Vf. behaupten, so würde er nsequent verfahren, aber die Erfahrung gegen en, welche lehrt, daſs die heilsame Wirkung der al nicht immer durch chemischen Proceſs oder ritt der Indifferenz entgegengesetzter Thätigkeiten bedingt ist. Richtiger drückt sich daher der Verf. aus, wenn er die Wirkung der Arzneimittel ihrem Wesen nach eine organisch-dynamisch-chemische und, der äuſseren Erscheinung nach, eine Veränderung der Thätigkeit und Mischung des Organismus in ungetrennter Einheit nennt. Insbesondere chemisch äuſsert sich ihre Wirkung bei gröſserer Wirksamkeit derselben und näherer Verwandtschaft zu dem Organismus, wenn die Substanz des Organismus ursprünglich oder durch Krankheit sich auf einer niederen Stufe der organischen Selbstständigkeit befindet, sie äuſsert sich insbesondere dynamisch unter den entgegengesetzten Umständen, als eine organisch-dynamisch-chemische Wirkung, wenn nach der Relation des Arzneimittels und des Organismus zu einander dieser seine Einheit zu behaupten, jenes aber in einem bestimmten Maaſse chemisch den Organismus zu ergreifen vermag. (Sollte aber nicht bei der Wirkung aller Heilmittel der Organismus seine Einheit behaupten, nicht auch bei den Mitteln, deren Wirkung sich als eine chemische oder dynamische äuſsert?) Die letztgenannte Wirkungsäuſserung ist die der groſsen Masse der Arzneimittel zuzuerkennende und, indem die bei deren Einwirkung eintretenden Bestimmungen der thierischen Materie und Stoffe sich meistens der sinnlichen Wahrnehmung entziehen, so dient uns zunächst und wesentlich nur die Wirkung auf die Lebensthätigkeit und deren verschiedene Functionen im Organismus zum Gesichtspunkte ihrer verschiedenen Würdigung und wissenschaftlichen Anordnung. Rec. ist hiermit vollkommen einverstanden, glaubt aber, daſs die ganze bisher kurz mitgetheilte Darstellung von der Wirkungsart der Heilmittel an Deutlichkeit gewonnen haben würde, wenn der Vf. nach der ältern Vorstellungsart, ihre primäre, mechanische, chemische und rein dynamische Einwirkung *auf* den Organismus, und ihre secundäre Wirkung, die durch jene hervorgebrachte Veränderung der Lebensthätigkeit *in* dem Organismus, welche der Verf.

organisch-dynamisch-chemische nennt, unterschieden hätte. Diese letztgenannte Wirkung, welche, als die eigentliche nächste Ursach der Heilung, für den Arzt die wichtigste ist, sucht nun der Vf., sich streng an das bisher erörterte polare Verhältnifs haltend, aufzuklären. Rec. gesteht aber, dafs ihn das hierüber Gesagte nicht ganz befriedigt hat, indem er überhaupt zweifelt, dafs es auf rein speculativem Wege allein möglich sei, die inneren Veränderungen des Lebens, welche dem Heilprocefs zum Grunde liegen, zu erkennen. Denn zwischen der Einwirkung der Heilmittel und der durch Verschwinden der Symptome sich offenbarenden Heilung der Krankheit (der allein wahrnehmbaren Erscheinungen) liegt eine Reihe nicht wahrnehmbarer Actionen, ein Conflict der inneren mannigfaltigen Gegensätze und Polaritäten, in welche der Organismus zerfällt, der durch die äufseren Potenzen zwar erregt, eingeleitet, aber nicht bestimmt wird. Rec. will jedoch kurz angeben, wie der Vf. auf scharfsinnige Weise diese schwierige Aufgabe zu lösen sucht, wobei sich jedoch ergeben wird, dafs derselbe selbst hin und wieder auf Punkte stöfst, z. B. die specifische Wirkung der Arzneimittel, bei welchen er sich genöthigt sieht, die rein demonstrative Methode zu verlassen und, ohne weitere theoretische Erklärung, sich blofs auf empirisch erkannte Thatsachen zu berufen. Alle Mannigfaltigkeit der Arzneikörper und ihrer Wirkungen, sagt er, beruhet lediglich in der Verschiedenheit ihrer elektrischen Werthe und in der Verschiedenheit der Relation der organischen Mischung und Function, unter welcher die Arzneikörper in Wirksamkeit treten, er fügt aber hinzu: In dieser Mannigfaltigkeit der Relationen finden sich manche Arzneikörper in ein näher beschränktes Verhältnifs gesetzt zu einzelnen Sphären und Gebilden des Organismus. Dies nennt der Vf. ein specifisches, die Arzneikörper dieser Art *specifica* und ihre Wirkung eine specifische. Sie zeichnen sich aus durch ihre eigenthümliche Richtung auf das Gehirn, die Augen, das Rückenmark, den Schlund, die weitere Verbreitung des Nahrungscanals, die Leber, die Milz, das Pfortadersystem, die Lungen, die Schleimhaut, die Schilddrüse, die Brustdrüsen, die Speicheldrüsen, das System der lymphatischen Drüsen und Gefäfse, die Harnwerkzeuge, die Geschlechts- und Zeugungsorgane, die Knochen, die äufsere Haut. Der Vf. zählt zugleich die Mittel auf, welche auf diese Theile besonders wirken, wobei freilich wohl nicht alle Aerzte mit ihm übereinstimmen und es für zweifelhaft [illegible] werden, ob mehrere der genannten Mittel als speci[illegible] oder vielleicht auf eine andere Weise heilsam wirk[illegible]

Der Vf. nimmt an (ob durch chemische Un[illegible]chung hinreichend bewiesen, möchte Rec. bezweif[illegible] dafs der Organismus in der Arzneiwirkung, als den [illegible]ganisch-dynamisch-chemischen Producte seines Con[illegible] mit den chemisch wirksamen Arzneikörpern, in s[illegible] Nerven wesentlich sauerstoffig, in seinen Muskeln [illegible] irritablen Fasern basisch, in seinem Schleimgewebe [illegible]tral bestimmt erscheint und dafs also das positive [illegible] der chemischen Wirkung (das Saure) das negative [illegible] der organischen Materie und Thätigkeit (die irr[illegible] Faser), das negative Glied der chemischen Wirkung [illegible] Basische) das positive Glied der organischen M[illegible] und Thätigkeit (die sensiblen Organe und Lebens[illegible]rungen), das Neutrale die Indifferenz des thieri[illegible] Lebensprocesses im Schleimgewebe und Haargefäs[illegible] erregt. (Da alle dynamische Wirkung auf Gege[illegible] beruhet, so hätte Rec. gewünscht, dafs der Vf. [illegible]lichkeit gezeigt hätte, wie das Indifferente durch [illegible] Neutrale erregt werden kann, da in dem Indiffe[illegible] und Neutralen aller Gegensatz erloschen ist).

Da die Grundformen der organischen Thätigkeit [illegible] in der Einheit des Organismus bestehen, folglich [illegible] von der Einwirkung der Arzneikörper insgesammt [illegible] eine nicht ohne die andere, getroffen werden, aber [illegible] auf gleiche Weise, so ergiebt sich, dafs den Arz[illegible]pern in der Beziehung auf die Grundfunctionen [illegible]ganismus auch eine besondere und zwar entgegeng[illegible] zukommt, eine positive, in so fern jeder Arznei[illegible] überwiegend eine Function des Lebens vor der [illegible] in ihrer Einheit hervorruft, eine negative, in so [illegible] die entgegengesetzte Function des Lebens auf [illegible]stimmte Weise beschränkt, welche Wirkung der [illegible] Specialwirkung nennt. Gegen diese auf den [illegible] Gegensatz, der sich im Organismus bildet, sich [illegible]dende Ansicht läfst sich nichts einwenden; nur [illegible] Rec. fragen, welche Funktion durch die neutralen [illegible]tel, welche als solche weder positiv, noch negativ [illegible]ken, beschränkt wird, und er kann bei dieser Ge[illegible]heit nicht unterlassen, zu bemerken, dafs er [illegible] dem Verf. 3 Grundformen des Lebens annimmt, [illegible] eigentlichen Factoren des thierischen Lebens aber [illegible] 2: die Sensibilität und Irritabilität, und die Veget[illegible] oder die Bildung von etwas Materiellen nur als [illegible]

Conflict dieser beiden hervorgehend, also als eine rgeordnete Aeufserung des Lebens betrachtet, auf be also nur durch Veränderung jener Factoren des ns gewirkt werden kann. Indifferente Heilmittel es also wohl nicht geben und dies scheint der Vf. t zuzugeben, indem er § 42. die Neutralität der risch indifferenten Arzneikörper von neutraler Quaeine keineswegs absolute nennt, sondern annimmt, eihe derselben erscheine als ein allmäliger Ueber- der vorherrschenden basischen Qualität zur saueder umgekehrt. Dies angenommen wäre aber wohl Interscheidung dieser Classe, als eigenthümlicher ikörper, deren Wirkung von der der übrigen wech verschieden sei, wenigstens überflüfsig, da sie lls positiv oder negativ wäre und es auf das Mehr Weniger dieser Wirkung hier nicht ankäme. Die lwirkung der Heilmittel, fährt der Vf. fort, findet ei der Mehrheit derselben durch mannigfaltige lisationen ihrer Bestandtheile vielfach indifferend nur an den Endpunkten der Reihe der Arzneiksamen und bei den Neutralen von stärkerer Wirkt wird jener Gegensatz einer gleichzeitig positid negativen Wirkung bemerkbarer, von welchen, it nach, die erstere als die frühere, die letztere spätere erscheint. Die Aeufserung beider Wir. ist bedingt durch die Dignität derjenigen Funcelche ein Arzneikörper wesentlich hervorruft, die seiner Wirkung, also die Gabe, die Relation der chen Grundfunctionen, unter welchen der Arzer angewendet wird, die Verbindung mit andeteln. Die Stärke seiner Wirkung hängt ab von röfsern oder geringern Differenz von der orga- Substanz und von dem Zustande des Organis- Unabhängig von der eigentlichen Heilwirkung h die Arzneiwirkung in verschiedenen Erscheiisen dar, welche, obwohl dem wissenschaftlichen durchaus nicht genügend, doch nicht ohne einizen für die Kunstübung zur Erwähnung komer, möchte Rec. hinzufügen, für den Arzt von er Wichtigkeit sind). Als solche führt der Vf. rmunternde, belebende, die schwächende in den svermindernden Mitteln (soll wohl heifsen: bee Wirkung; denn Rec. kann nicht glauben, dafs noch in den Schranken des Brownianismus be- Schwäche mit verminderter Erregung verweche), die erhitzende, kühlende, schweifstreibende, rothmachende, betäubende, Speichelflufs, Niesen, Ekel und Erbrechen erregende, abführende, harntreibende, Gebärmutter-Blutflufs erregende.

(Der Beschlufs folgt.)

XXXV.

Essai sur la théorie de la vie sociale et du gouvernement représentatif, pour servir d'introduction a l'étude de la science sociale, ou du droit et des sciences politiques. Par M. G. Ph. Hepp, Avocat, Professeur du droit des gens à la faculté de droit à l'académie de Strasbourg. A Paris et à Strasbourg, chez Levrault, 1833. 1 *Vol. in* 8.

Der Verfasser dieses Werks giebt in einer ausgedehnten Vorrede von dessen Entstehung Rechenschaft. Der Anlafs zu demselben war der Cursus der philosophischen Encyclopädie des Rechts, den er 1820 und einige folgende Jahre, an der Strafsburger Rechtsfacultät als Professor extraordinarius gegeben. Die Grundidee des Verf. ist die, dafs die harmonische Entwicklung des Menschen in allen seinen Fähigkeiten für denselben ein Recht und eine Pflicht sei, dafs ein unumgängliches Mittel zur Erreichung dieses Zweckes im Verein des Menschen zu einer geordneten Gesellschaft liege, dafs also die menschliche Gesellschaft ein Recht zu bestehen habe, und demnach auch die Mittel zu ergreifen berechtigt sei, die zur Erreichung dieses Zweckes führen; der gesellschaftliche Verein in einem Staate sei aber ein solches Mittel, daraus folge ferner, dafs die Entwicklung des Menschen der Hauptzweck des menschlichen Bestrebens sei, und dafs also die Gesellschaft als solche, dem Individuum nicht vortrete, sondern dafs sie demselben nachstehe. Demnach stehe die Gewalt (die Gewalt in der Gesellschaft) mit der Freiheit des Menschen (die selbst nur sein Recht auf Entwicklung seiner Fähigkeiten ist) nicht im Widerspruch, sondern sei vielmehr ein Ausflufs oder eine Bedingung derselben, und eben so heilig wie diese. Nach des Verf. Meinung ist diese Lehre der Lehre vom göttlichen Recht (*droit divin*) und der Lehre von der Volkssouverainetät (oder wie er sie nennt Souverainetät des Willens des grofsen Haufens) *) gleich zuwider. Freilich ist dem also, insofern die erstere auch dem Despoten, der sich über die Menschenrechte hinaussetzt, blindlings zu gehorchen befiehlt; dies dürfte denn aber doch nicht ganz der Sinn des Princips der Legitimität sein. Dafs hier das heut zu Tage leider so oft angeführte Princip des Rechts der (numerischen) Majorität auf Gehorsam, wie es verdient, abgefertigt wird, versteht sich von selbst.

Nachdem die Grundlage des Gesellschafts-Rechts so gegeben ist, geht die Deduction zur Begründung der Regierung im Staate über. Hier unterscheidet der Verf. zwischen der Ur-Gewalt

*) Nach einem Worte Lafayette's, das der Verfasser anführt, verstand selbst jener unter *Souveraineté du peuple* die *Souveraineté des droits du peuple*.

(*pouvoir-principe*) und der thätigen Regierungs-Gewalt. Auch die Ur-Gewalt soll personificirt sein (er hat hier den constitutionellen König im Auge, denn ihm ist die sogenannte Repräsentativ-Verfassung diejenige, welche seiner Gesellschafts-Theorie am meisten, wo nicht ausschliefslich, entspricht). Sie ist ähnlich dem *pouvoir modérateur* von Benjamin Constant. Die Regierungs-Gewalt hingegen ist eine Delegation, die einerseits von der Gesellschaft oder von der Gewalt, andrerseits von den einzelnen Bürgern ausfliefst, und die Delegation berechtigt, durch gehöriges Zwischentreten (Regierungs-Handlungen) jede directe Collision zwischen der Gesellschaft und dem einzelnen zu verhindern oder zu beschwichtigen, oder zu beseitigen; alles in oben bezeichnetem Geiste des gesellschaftlichen Zusammentretens (als Mittel zum Zwecke) selber.

Man hätte Unrecht, wenn man aus dem eben gesagten schliefsen wollte, dafs der Verf. ein Liebhaber der mathematisch-logischen Methode sei; seine Art zu deduciren ist nicht diese; er meint: „der Mensch solle was Besseres thun, solle seine so verschiedenartigen Fähigkeiten und die so verschiedenen Zustände seines Daseins besser würdigen, als dafs er nur wie ein kalter Vernünftler erscheine, der dem Syllogismus sich aufopfert." Eben so wenig unterwirft er sich der historischen Schule; die Geschichte, meint er, erschöpfe in ihren Gemälden noch lange nicht die möglichen Zustände der menschlichen Entwicklung. Seine Methode ist eher eine poetisch-rhetorische, obgleich der Styl selbst nüchtern bleibt.

In der Entwicklung seiner Lehre ist er nicht bei den allgemeinsten Gegenständen derselben stehen geblieben. Er geht vielmehr ins Einzelne über; er hat, wie er sagt, den Menschen in dem ganzen Umfang seiner Bedürfnisse und Instincte ergreifen wollen, um ihn in allen vielfältigen Interessen seiner Natur aufzufassen, und um so mit Bestimmtheit dem gesellschaftlichen Leben (*vie sociale*) (*sic*), die erhabene Rolle anweisen zu können, welche dasselbe in der Beschützung und der Entwicklung jener Interessen durchzuführen hat. Die Rechte und Pflichten, die aus jenen Interessen entspringen, werden so aufgeführt, dafs sie jedes, als in einem eignen Thätigkeitskreise (*sphere d'existence)* sich bewegend, dargestellt werden, dafs diese Kreise in einander laufen, oder sich gegenseitig beschränken, bewirkt die Harmonie, die in dem Social-Leben des Verf. zwischen dem Dasein des Individuums und dem Dasein der Gesellschaft erscheinen soll. So erklärt sich die beigefügte Tafel der *spheres d'existence légale,* in welchen das Individuum, das in den Banden der Civil-Gesellschaft sich befindet, sicht bewegt. Etwas auffallender ist, dafs hier nicht nur reelle oder materielle Sphären, wie sie der Verf. nennt, als z. B. die Familien-Sphäre (diese wird in die Sphäre des Familien-Sohns, des Familien-Vaters u. s. w. eingetheilt) aufgestellt, sondern auch formelle Sphären (*sphères formelles*) aufgeführt werden. Gleichwohl ist diese Eintheilung der Idee und dem Plan des Verf. ganz gemäfs, da derselbe den Menschen nicht nur historisch, sondern auch metaphysisch auffassen wollte. So finden wir denn als formelle Sphären: 1) die absolute oder Ur-Sphäre (*sphère absolue ou primitive*); est ist die, die dem Menschen von Geburtswegen zukommt, und abgerechnet von jeder Thathandlung seinerseits. Der Gegenstand, der in dieser Sphäre sich bewegenden Kraft ist die absolute Bewegung der Eigenschaft als Mensch; in dieser Sphäre finden wir die absoluten Rechte des Menschen auf sich selbst, seine absoluten Rechte auf die äufseren Gegenstände; 2) die relative oder secundäre Sphäre, die wieder zerfällt in die Sphäre der erworbenen Rechte (z. B. die Rechte und Pflichten des Vaters, Gatten, Meisters, Vormünders, Gläubigers, Schuldners); und in die Sphäre der zu erwerbenden Rechte oder der Sphäre des Moral- und Civil-Lebens. In dieser liegen alle moralische, intellectuelle und physische Eigenschaften des Menschen, die eben so viele Mittel sind, seine Thätigkeit zu vermehren und die Masse seiner Güter aller Art zu vergröfsern. Der freie Gebrauch jener Eigenschaften ist ein Recht, das wesentlich in dieser Sphäre liegt. Alle diese Sphären liegen wieder in den gröfsern Sphären des Individuums. Mit diesen von gleichem Rang ist die Sphäre des Collectiv-Gesellschaft-Lebens, oder die General-Sphäre des Verkehrs; in ihr liegen also alle Rechte und Verbindlichkeiten, die sich auf Verhandlungen und Verträge, die unter den Menschen, als von einander abhängig, aber doch unter sich verkehrend betrachtet, statt finden können. Die materiellen Sphären stellen uns nicht allein jene Familien-Zustände dar, sie geben auch die Zustände des Gemeinde-Bürgers, des Lands-Unterthanen. Eine dritte Classe von Sphären, die, wie es scheint, nach des Verf. Ansicht von der Natur der formellen und der materiellen zugleich etwas an sich haben, ist die der Sphären der öffentlichen Garantien, d. h. der bürgerlich-politischen.

Nachdem der Verf. so theoretisch das Social-Leben geschildert, so wie es sich ihm, in dem doppelten Interesse der Entwicklung des Individuums und der gesellschaftlichen Cultur darstellte, so kommt er an den zweiten Theil seines Plans, nämlich die *Praxis des Social-Lebens* (im Staate), er nennt die Organisation des Staats oder der Regierung zu dem Zwecke, dafs die im ersten Theile erklärten Rechte und Pflichten zur Verwirklichung kommen, und dies vermittelst eines Systemes von Gegengewichten und Einflüssen, die in der Natur der Dinge und im Interesse des Fortschreitens der menschlichen Entwicklung gegründet seien. Wie gesagt ist dem Verf. die sogenannte Repräsentativ-Monarchie Ideal. Dieser Theil ist blofs skizzirt. Der dritte Theil sollte die Grundsätze enthalten, auf denen die Wissenschaft (oder vielmehr die Kunst) beruht, welche die Menschen in ihren verschiedenen Lagen als Individuum, Regierung und Volk regieren soll. Der Verf. verspricht, diese Theorie nebst der Ausführung der Skizze des zweiten in zwei folgenden Bänden zu liefern. Wir beschliefsen diese Anzeige auf deren Erscheinung begierig gemacht. Das Werk ist ein, besonders in Frankreich merkwürdiger neuer Versuch, die Rechtswissenschaft in ihrem ganzen Umfang philosophisch zu begründen und verdient also auch in Beziehung auf die Geschichte der Wissenschaft in jenem Lande die gröfste Aufmerksamkeit.

Ravt…

№ 43.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

September 1835.

Lehre von den chemischen Heilmitteln oder andbuch der Arzneimittellehre, als Grund-ge für Vorlesungen und zum Gebrauche aktischer Aerzte und Wundärzte, bearbeitet n Dr. Christoph Heinrich Ernst Bischoff.

(Schlufs.)

)er nun folgende: „Heilungsweise" überschriebene nitt zeigt aufs Neue, wie schwer es ist, die Gren- welche die Heilmittellehre von der allgemeinen ınde trennen, genau zu bestimmen und Rec. ist leinung, dafs auch der Verf. in diesem Abschnitt enzen der Heilmittellehre überschritten hat; denn, er versucht, die Art, wie allgemein bestimmte heitszustände durch die Anwendung der Heilmit-ıeilt werden können, anzugeben, so konnte er Aufgabe auf so wenigen Seiten, als diesem Ge-nd gewidmet sind, unmöglich auf eine befriedi- Weise lösen. Er geht von dem Grundsatz aus, a alle Krankheit des Organismus sich darin grün-fs die Einheit der einzelnen Bestandtheile seines unter einander oder mit der Idee seiner Ge-ıeit aufgegeben ist, alle Heilung durch Arznei-darauf beruhet, dafs diese mit einer besonderen les Lebens in einer gewissen Beziehung stehen ihrer Einwirkung, unter der Vermittelung eines :hen Eingriffs, gerade von der Seite dieser Be-; das Gleichgewicht wieder herstellen. Dafs in-f eine solche einfache Weise nicht immer geheilt kann, ist jedem Arzt bekannt. Rec. braucht nur antagonistische Heilmethode und die Heilung der eiten durch absichtliche Erregung einer anderen nern. Die Heilung, sagt der Vf. stellt sich für sere Erscheinung in mannigfaltigen Weisen dar, Kunstgebrauche und für das Bedürfnifs dessel-:h zuläfsig, als die Heilwirkung der Arzneimittel net werden. Als solche nennt er: die stärkende, auflösende, schlüpfrig machende und einhüllende, blutreinigende, skorbutwidrige, blähungstreibende, wurmwidrige, beruhigende, entzündungswidrige, krampfstillende, und giebt die Art an, wie diese Wirkungen hervorgebracht werden, wobei Rec. Manches mit dem obigen allgemeinen Grundsatz nicht in Uebereinstimmung zu bringen vermag. Er würde daher diese Abhandlung für mangelhaft erklären, wenn sie sich in einem Lehrbuch der allgemeinen Therapie befände. Der Vf. hatte aber wohl selbst gefühlt, dafs der Gegenstand derselben nicht eigentlich in diese Schrift gehört und ihn daher nicht mit der Ausführlichkeit abgehandelt, die eine vollständige Erörterung desselben erfordert hätte.

Aus dem Bisherigen leitet nun der Vf. die Grundsätze für die wissenschaftliche Anordnung der Arzneimittel ab, nach welcher er dieselben in seiner Schrift abhandelt. Nach ihren Mischungsverhältnissen bilden sie eine Reihe der chemisch-wirksamen, deren Endpunkte in Beziehung auf den Organismus als entgegengesetzt elektrisch-wirksame erscheinen. Dieser Gegensatz erscheint in der stoffigen Qualität als Sauerstoff und Basisches. Der reinste Ausdruck negativ elektrischer Wirksamkeit im chemischen Processe ist der Wasserstoff. Zwischen diesen beiden Gegensätzen liegt die ganze Reihe der Arzneikörper eingeschlossen, in den mannigfaltigsten Abstufungen eine continuirliche Reihe der Indifferenzirungen positiv und negativ elektrischer Wirkung des Sauerstoffs und des Basischen darstellend. Hiernach theilt der Verf. die Heilmittel in drei Hauptclassen: die positiv-elektrisch wirksamen von saurer, die negativ-elektrisch wirksamen von basischer und die elektrisch-indifferenten von neutraler chemischer Qualität, die Uebergänge und die Reihenfolge der einzelnen Arzneikörper, so weit die Ausmittelung ihrer chemischen Differenz reicht, in relativ saure, basische oder neutrale, wo uns die chemische Notiz verläfst, nach Maafsgabe ihrer Wirkungen auf den Organismus. Hier-

bei macht aber der Vf. in Beziehung auf die Wirkung der Arzneikörper auf den Organismus die sehr richtige, nicht zu übersehende Bemerkung, dafs die chemische Qualität derselben durchaus nicht zu würdigen sei, wie sie sich bei der chemischen Analyse derselben, sondern nur wie sie sich in der Gesammtheit und in der Reihe sämmtlicher Arzneikörper darstellt und in der therapeutischen Benutzung zur wirklichen Einwirkung auf den Organismus gelangt, z. B. die der narkotischen und anderer Pflanzenmittel, die in Substanz oder Aufgüssen, welche mehrere ihrer Bestandtheile aufnehmen, angewendet werden, nicht nach den neuerdings in mehreren derselben nachgewiesenen Basen oder Säuren.

Nach diesem Eintheilungsprincip werden nun in dem zweiten Hauptabschnitt, welcher die besondere Arzneimittellehre enthält, die Arzneimittel geordnet und abgehandelt. Zu der ersten Classe der negativ-elektrischen Arzneimittel von basischer Qualität rechnet der Verf. Wasserstoffgas, thierisch-ätherisches Oel, Aether und die versüfsten Säuren, Alkohol, Ammonium, geschwefeltes Ammonium, geschwefelten Wasserstoff und dessen Verbindung mit Stickstoff in den geschwefelten Mineralwässern, oxydirtes Stickgas, pflanzlich-ätherisches Oel, Kamphor, brenzlich-ätherisches Oel, Phosphor. Unter der zweiten Classe der elektrisch-indifferenten Arzneimittel von neutraler Qualität sind begriffen: Blausäure, die narkotischen Mittel mit festen Grundlagen, die scharfen Arzneistoffe, Schwefel, die Metalle, in geschwefelter, sauerstoffiger und gesäuerter oder salziger Differenzirung, mit Inbegriff der salinisch-kalischen Mineralwässer, Jod und dessen Differenzirungen durch Wasser- und Sauerstoff, Fett, Harz, Gallerte, Eiweifs, Schleim, Mehl und Satzmehl, Zucker. In der dritten Classe der positiv-elektrischen Arzneimittel von saurer Qualität sind abgehandelt: aromatische Säure, Extractivstoff, Gerbestoff, Kohle, die zusammengesetzten Säuren, mit Inbegriff der muriatischen, der Bitter- und Glaubersalz-Mineralwässer, die neutralsalzig-kohlensauren Mineralwässer, die einfachen Säuren, die eisenhaltig-kohlensauern Mineralwässer nebst dem Eisen und Reifsblei, Sauerstoffgas. Diese Classifikation war freilich nothwendig, wenn der Verf. das einmal angenommene Eintheilungsprincip festhalten wollte, wenn gleich nicht zu läugnen ist, dafs diese rein wissenschaftliche Anordnung vielleicht den praktischen Gebrauch dieses Werkes erschweren wird.

Eine genauere Darstellung und Beurtheilung d[…] diesem zweiten Hauptabschnitt enthaltenen Gegenst[…] würde die Grenzen des dieser Anzeige gestatteten […]mes überschreiten und Rec. glaubt sie um so mehr […]gehen zu können, da eine Anzeige vorliegender S[…] in diesen Blättern nur den Zweck haben konnte […] Leser mit den neuen und originellen Ansichten de[…] und der wissenschaftlichen Grundlage seines Sy[…] bekannt zu machen. Rec. fügt aber die Versich[…] hinzu, dafs in dieser besonderen Arzneimittellehr[…] sich durch Vollständigkeit auszeichnet und von ein[…]trauten Bekanntschaft des Vfs. mit den uns beka[…] Heilmitteln und den neuesten ihre Kenntnifs berei[…] den Erfahrungen und Entdeckungen zeugt, jeder […] der sich durch die naturphilosophische Einkleidu[…] reichhaltigen Inhalts nicht vom Lesen derselbe[…] schrecken läfst, über jedes Heilmittel vollständig[…]lehrung finden wird.

Friedrich Hufela[…]

XXXVI.

Thomas Kantzows Chronik von Pomm[…] niederdeutscher Mundart. Sammt eine[…]wahl aus den übrigen ungedruckten Sc[…] desselben. Nach des Verfassers eigene[…]schrift herausgegeben, und mit Einl[…] Glossar und einigen anderen Zugaben […]hen durch Wilhelm Böhmer, Prof. am […]nasium zu Stettin u. s. w. Stettin, 183[…] *Friedrich Heinrich Morin.* 162 *u.* 352 S[…] *ein Facsimile in* 8.

Die Chronik von Pommern, welche den Nam[…] Thomas Kantzow trägt, ist als eines der ältest[…] inhaltsreichsten norddeutschen Geschichtsdenkm[…] unserer Muttersprache allen Gebildeten unserer […]den als so sehr beachtungswerth bekannt, sowohl […] die Erwähnung und Benutzung derselben durch […] Forscher, als auch durch die im Jahr 1816 abge[…]te „Pommerania", dafs eine neue Empfehlung […] Werkes in diesen Blättern überflüfsig, wenn nic[…] unziemlich scheinen dürfte. Desto lieber spreche […] von dem Geiste und dem Verdienste der neuen […]gabe jener bewährten vaterländischen Geschichtsq[…]

Die heutige Geschichtsforschung, vorzüglich bi[…]

ı diejenige der Deutschen, erscheint im Vergleiche
en Leistungen eines noch nicht lange verflossenen
lters gleich einem Befreiungskriege gegen den
eren Druck der bisherigen Geschichtsschreibung.
solches Beginnen verlangt eine andere Methode,
s einen anderen Zweck voraussetzt. Der Geschichts-
ner mufs jetzt auch in anderen Waffen geübt sein,
enjenigen, welche früher diesem Dienste genügten.
literarischen Festungen, aus den neuesten Bear-
ngen des Gegenstandes auferbaut, durch Stimmen-
eln bei den einander nachbetenden oder doch gleich
petenten Erzählern gestützt, werden bald spurlos
wunden sein. Für den Geschichtsforscher sind
Wissenschaften und neues Leben erblühet: allge-
und vaterländische Sprachkunde, Rechtsgeschichte,
nkunde und Geographie. Der unmittelbare Zweck
leichfalls als sehr verschieden von demjenigen
offentlich untergegangenen Sippe angesehen wer-
elche mit allgefälliger Adulation, mit täuschend
tischen Zusammenstellungen den Beifall der mit
t erfundenen Stammtafeln Beehrter, mit staats-
hen Mythen und ähnlichen Figmenten Bereicher-
tlich suchten. Der rüstige Forscher von heute
ielmehr den Charakter des vaterlandsliebenden,
ebenen Landwehren, der für sein Gesammtvolk,
Bürger, Adel und König, in vielseitiger Kunde
pfänglichkeit für alle gemeinsamen Verhält-
ine That der Historie vollführen will. Auch da-
rweiset sich die geistige Verwandtschaft Beider,
Geschichte des Vaterlandes, selbst im engeren
viel häufiger das Ziel der preiswürdigsten An-
gen zu werden begonnen hat. Die Anhäng-
an dem Localen und Provinziellen ist reger
n, seitdem die Zeitläufte drohten diese zu ver-
die kleinliche Verachtung derselben ist ge-
en vor der Einsicht, wie alles Specielle ein
liger, belebender oder verschönender Theil der
e seine Geschichte sei: und während der Ta-
ndel die Gegenwart von ihrer Schöpferin, der
nheit, wähnt auf immer losgerissen zu haben,
t die Wissenschaft jene in erhöhtem Bewufst-
geistigen Zusammenhanges wiederzuerwecken.
öne Wirkung, welche diese kräftige Richtung
en historischen Strebens bereits äufsert, wird
am leichtesten erkennen, der seine Gesichts-
weitesten zu ziehen die meisten Mittel hat;
dafs nämlich der literarische Ruhm auch in den histo-
rischen Wissenschaften nach der Ansicht Europas sich
sehr verändert hat, dafs Compilationswerke gewöhnlich
ohne Namen der Verfasser erscheinen müssen, während
alles was eigene Forschung enthält, wenn auch auf Ge-
genstände von speciellem Interesse gerichtet, dennoch
bei zweckmäfsiger Auffassung und Methode über die
Grenzmarken des Weichbildes und des Gaues bald hin-
weggetragen, nach den entferntesten Hallen anderer
europäischer Forscher zu freudiger Begrüfsung hinge-
zogen wird. Von diesen Werken darf die vorliegende
Arbeit nicht ausgeschlossen werden und es ist der Be-
ruf benachbarter Geistesverwandter, gröfseren Kreisen
mitzutheilen, worauf dessen Ansprüche beruhen. Es
wird in der vaterländischen Literärgeschichte stets in
erfreulicher Erinnerung bleiben, dafs der erste Abdruck
einer älteren deutschen Chronik aus einem Lande, wel-
ches von fremder Sitte und Neuerungssucht besonders
entfernt geblieben und durch treue Anhänglichkeit an
seine Fürsten und den heimathlichen Boden ausgezeich-
net ist, sogleich nach der Befreiung Deutschlands von
der Zwingherrschaft der Fremden hervorging. Es war
dieser Abdruck ein Oelblatt der neugeborenen allge-
meinen Theilnahme, auch der Ungelehrten, an gründli-
cher Kunde der vaterländischen Geschichte, welche
schon damals demjenigen sehr bedeutend erscheinen
durfte, welcher keine ähnliche Erscheinung in den frü-
heren Jahren dieses Jahrhundertes nachweisen konnte
und sich anderer alter Chroniken in deutscher Sprache
seit der Zeit des westphälischen Friedens nur in eini-
gen, sogar dem Gelehrtenstande selten zugänglichen
Collectionen deutscher Scriptores zu erinnern wufste.
Der damals jugendliche, seitdem durch seine Verdienste
um die orientalischen Sprachen und Geschichten ausge-
zeichnete Herausgeber, Herr Prof. Kosegarten zu Greifs-
walde, der Schüler des von vaterländischen Geschichts-
freunden über die Ostsee und den Rhein hinaus gern
und dankbar erinnerten E. M. Arndt, würde schon durch
dieses Unternehmen als der Träger treudeutscher Ge-
sinnungen und Vollbringer dessen, was Andere zu wün-
schen sich begnügten, ein freundliches und achtungs-
volles Andenken bei allen sich gesichert haben, welchen
die Schwierigkeiten und Hemmnisse einer „*editio prin-
ceps*" und noch dazu eines seinen Zeitgenossen neuen
Beginnens einigermafsen bekannt sind. Es möge daher
hier auch noch im Vorübergehen bemerkt werden, dafs

Hr. Prof. Kosegarten auch in den neuesten Zeiten über persischen Gedichten, arabischer Historie und den ägyptischen Papyrusrollen dem vaterländischen Geschichtsstudium lebendige Anhänglichkeit bewahrt und bewährt und durch die Herausgabe der pommerschen und rügischen Geschichtsdenkmäler den Freunden der Provinzial- und Städte-Geschichten erfreuliche Dienste geleistet hat.

Von den Früchten, welche die Bestrebungen deutscher Gelehrter zur Belebung der Kunde des Vaterlandes seit 30 Jahren getragen haben, ist dasjenige, was in Pommern geschehen ist, nicht das Geringste und von den unmittelbaren Erfolgen, — denn die That erzeugt mehr Thaten als die Gesinnung — der im Jahre 1816 erschienenen Pommerania ist der schönste die treffliche Ausgabe der Kantzowschen Chronik von Pommern.

Hr. Böhmer beabsichtigte, wie er berichtet, eine Abhandlung über Kantzow auszuarbeiten, als die seit einem Jahrhunderte von pommerschen Historikern vermifsten sogenannten Kantzowschen Fragmente in drei Bänden in der von Löperschen Bibliothek zu Stramehl bei Labes wieder aufgefunden wurden, welche seitdem durch die Herren von Löper der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde geschenkt sind. In diesen von Thomas Kantzow eigenhändig geschriebenen, sehr uneigentlich so benannten Fragmenten befindet sich in deren erstem Theile dessen unzweifelhaft erste, niederdeutsche Bearbeitung der Chronik Pommerns. Diese Chronik hat sich in keiner anderen Bibliothek abschriftlich bisher vollständig, sondern nur in einzelnen Theilen, gewöhnlich dem Anfange wieder gefunden. Die Abfassung dieses niederdeutschen Werkes ist in das Jahr 1536 oder ein nächstfolgendes zu setzen. Bis zu dem benannten Jahre ist diese Chronik fortgeführt und stellt seit dem Tode des Herzoges Bogislav X. den Wechsel und das Schwanken der inneren Verhältnisse der Fürsten und des Volkes in jener entscheidenden Epoche der Kirchenreformation viel genügender dar, als dieses von den späteren Chroniken geschieht, welche nicht nur beim Jahr 1531 endigen, sondern auch manche wichtige Umstände verschweigen.

Diese niederdeutsche Chronik ist es, welche Hr. Böhmer zum ersten Male hat abdrucken lassen, [illegible] mehreren werthvollen Abhandlungen begleitet. Ue[illegible] Kantzows Leben und Studien zu Rostock und [illegible] Philipp Melanchthon zu Wittenberg — er starb al[s Se]cretarius der pommerschen Fürsten schon in sei[nem] 37sten Lebensjahre zu Stettin im Jahre 1542 — [illegible] viele urkundliche Nachrichten mitgetheilt. Ueber [die] neuaufgefundene Handschrift seines Werkes wird [aus]führlicher Bericht erstattet und dieselbe unter Beifü[gung] von Facsimiles in Steindruck für sein Autograph er[]klärt. Der dritte Band dieser Handschrift enthäl[t] gleichfalls bisher unbekannte hochdeutsche Uebera[rbei]tung seiner niederdeutschen Chronik durch Kan[tzow]. Sie ist nach Hrn. Böhmer's Zeugnifs besser ge[ordnet] und ausführlicher als ihre Vorgängerin und besond[ers] Werth vorzüglich darin, dafs sie in Form und [Geist] den ächten, reinen Kantzow liefert. Doch gewä[hrt sie] keine historische Ausbeute für uns, da wir di[ese spä]tere Bearbeitung in der Pommerania Kantzow's [besit]zen und sind daher von Hrn. Böhmer nur einig[e Bei]spiele der Darstellungsweise derselben gegeben.

Kantzow in rastloser Jugendkraft hat in seinen [letz]ten Jahren noch eine zweite hochdeutsche, umge[arbeitete] zene und vermehrte Ueberarbeitung gemacht. V[on die]ser ist die Urschrift verloren, aber eine Absch[rift zu] Greifswalde vorhanden, welche jedoch in der [illegible] und auch sonst von Schreibfehlern sehr entst[ellt ist]. Diese Handschrift der Kantzowschen Chronik [ist es,] welche wir bisher allein kannten, da sie dem K[osegar]teschen Abdrucke als Grundlage hat dienen mü[ssen].

Nach Kantzow's Tode widerfuhr seiner C[hronik] noch eine Umarbeitung, welche handschriftlich [in vie]len Bibliotheken vorhanden ist und bei dem [Namen] „Pommerania" bald den Namen des Kantzow, b[ald des] Nicolaus von Klemptzen als den des Verfs. träg[t. Dem] Leben und den Schriften des letzteren ist von [Böhmer] eine besondere Abhandlung gewidmet und es [wird von] ihm sehr wahrscheinlich gemacht, dafs jene Po[mmera]nia weder von Kantzow noch von v. Klemptzen [ver]fafst sei.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 44.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

September 1835.

nas Kantzows Chronik von Pommern in :derdeutscher Mundart. Sammt einer Ausahl aus den übrigen ungedruckten Schriften selben. Nach des Verfassers eigener Handhrift herausgegeben, und mit Einleitung, 'ossar und einigen anderen Zugaben versen durch Wilhelm Böhmer.

(Schlufs.)

'on dieser Pommerania hat nun Kosegarten zu Ausgabe der hochdeutschen Chronik Kantzows nur den Titel entlehnt, sondern auch grofse Bruch- : der letzteren eingefügt, leider jedoch ohne son- s Bezeichnung, welche der kritische Geschichtsfor- sehr ungern entbehrt. Durch dieses Verfahren ie Schlechtigkeit der zum Grunde liegenden Hand- der Kantzowischen Chronik ist Kosegarten zu sprachlich irrigen Texte gelangt und kann daher Ausgabe als eine Urkunde der Sprachform des ehnten Jahrhundertes nicht betrachtet werden. 3öhmers Verdienst ist also ein mehrfaches, wie es schichtsforschung jetzt verlanget: er hat der Sach- so wie der Sprachforschung den ältesten und für derdeutsche Sprache den einzigen Text jener Chro- iedergegeben. Ein sorgfältig gearbeitetes Glossar e Zugabe, welche bei der Verschiedenheit des :rschen von anderen niederdeutschen Dialecten den meisten Norddeutschen sehr willkommen ird.

och müssen wir, ehe wir von diesem Buch schei- och einer sehr verdienstlichen Abhandlung in der ing gedenken, welche von den pommerschen Ge- sschreibern vor Kantzow handelt, wobei wir be- müssen, dafs eine andere: „von den pommer- Chroniken überhaupt," wegen Mangel an Raum blieben ist. Auch in jener wäre nach unserer Ansicht etwas mehr Ausführlichkeit keine Raumverschwendung gewesen. Hr. B. weiset besonders auf die Stralsunder Chroniken hin und bemerkt mit Recht, dafs wir über den Ursprung derselben von Stralsunder Geschichtsforschern entnommenen Nachrichten noch nicht im Reinen sind. Wir erlauben uns hier desfalls auf die von denselben ganz übersehene Chronik des Hermann Corner hinzuweisen, welche im Jahre 1435 beendigt, die älteste uns bekannte Quelle mancher jener Nachrichten ist: z. B. beim Jahre 1393 von der Gefangenhaltung der Vitalianer in Tonnen, welche, jedoch ohne die Stacheln der Carthager, über einander gewälzt wurden; ferner b. J. 1395 wie die Stralsunder den Leichnam des in ungerechter Verbannung verstorbenen Bürgermeister Wulflam in ihre Stadt zurückgeführt und denselben zu vollkommenster Ehrenerklärung, als ob er noch lebe, wieder auf seinen Stuhl in der Rathsstube hingesetzt haben. Es wird von Hrn. B. hier auch von einigen auswärtigen Chroniken, welche vielleicht aus pommerschen nun verlorenen Quellen geschöpft haben, gehandelt. Diese Bemerkungen beschränken sich auf die Chronik des Lübecker Franciscaners Detmar und das in Lindenbrogs *Scriptores rerum septentrionalium* abgedruckte *Chronicon Slavicum*. Die Quellen des letzteren hat der Verf. nicht gehörig erkannt und Referent darf deshalb auf seinen desfalsigen Aufsatz und denjenigen über H. Corner in dem letzten Bande des Archives der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde verweisen, aus welchem hier vorzüglich hervorzuheben ist, dafs die unmittelbare des *Chronici Slavici* nicht die niederdeutsche Chronik des Detmar, sondern die aus jener nur theilweise geschöpfte lateinische des Hermann Corner ist, dafs letztere selbst aber wieder eine Quelle der Fortsetzung des Detmar durch Rufus geworden, wie dieses Verhältnifs sich auch in Bezug auf Stralsunder Nachrichten aus der Zusammenstellung beider b. J. 1407 über den Pfarrer Curt Bonow, den

Strafsenräuber, ergiebt. Uebrigens möchte Kantzow und seine Nachfolger selbst in den von Hrn. B. angeführten Stellen nicht den deutschen Text jener wendischen Chronik, sondern den lateinischen, wenn nicht den Corner selbst, vor Augen gehabt haben, da die auffallende Abweichung in den Worten bei Uebereinstimmung des Sinnes sich so am füglichsten erklären läfst. Auch drückt sich der Verfasser nicht klar über die Fortsetzer des Helmold aus, welche zu Kantzows alten Quellen gehören sollen; denn das gedachte *Chronicon Slavicum*, welches einst einmal irrig so benannt ist, wird von unserem Verfasser mit Recht nicht unter jenen begriffen. Nun haben wir aber von den gewöhnlich so benannten Fortsetzern des Helmold, welchen Namen mit Recht Arnold von Lübeck, sehr uneigentlich aber der Verfasser des *Chronicon Holsatiae*, der *Presbyter Bremensis* betitelt, keine Spur in Kantzows Chronik entdeckt. Dagegen vermissen wir hier auch die Erwähnung der *Vandalia* des Albert Crantz, welche Kantzow häufig auch ohne sie anzuführen benutzt und genau übersetzt. In allen Einzelheiten und fast wörtlich stimmt z. B. die ausführliche Erzählung Kantzows von dem Zuge der Dänen gegen Stralsund mit Crantz *Vandalia l. XI. c.* 18. überein und erklärt sich aus dieser unchronologischen Quelle das irrige Jahr 1424 bei Kantzow, während dieselbe Begebenheit bei Corner und Rufus zum Jahre 1429 unter sich übereinstimmend, aber von jenen beiden im Einzelnen abweichend berichtet wird. Dagegen stimmt Kantzow in den gleich darauf erzählten Unruhen, welche zu Stettin über eine Steuer erhoben wurden, mit Corner und Rufus überein. Diese genaue Uebereinstimmung der niederdeutschen Chronik mit einer einzigen Quelle für jede Begebenheit, während in der hochdeutschen Ueberarbeitung die Zusammenstellung mehrerer Quellen häufig sichtbar ist, würde schon allein und abgesehen von den anderen Gründen in jener das höhere Alter erkennen lassen.

An diese Bemerkungen möge denn der Wunsch gereihet werden, dafs in allen ähnlichen Chroniken von dem Herausgeber die unmittelbare Quelle derselben an jeder Stelle, wo dieselbe bekannt ist, kurz nachgewiesen werde. Der Leser wird nur mit vielem Zeitaufwande über Einzelnes dieser Art sich belehren, während dem Herausgeber, welcher die vorhandenen Quellen sämmtlich kennen will und soll, jene Arbeit keine schwierige sein und gewifs am meisten zu seiner eigenen Belebung in einem zuweilen kaum zu ahne[n] Mafse beitragen wird. Besorgten wir nicht unsere [An]forderungen zu hoch zu spannen, so würden wir dem Herausgeber pommerscher Chroniken auch [die] genaueste Berücksichtigung der Dänischen forder[n] Detmar eine derselben benutzte, hat der Untere[ich]nete in diesen Jahrbüchern einst nachgewiesen. nicht zu bezweifeln scheint es, dafs die pommer[schen] Historiker deren gleichfalls andere als nur den [von] Albert Crantz in die deutsche Historiographie e[inge]führten Saxo Grammaticus kannten. Freilich mö[chten] wir für solchen Zweck wünschen, zuvörderst eine [Ue]bersicht des genetischen Zusammenhanges der alte[n dä]nischen Chroniken durch einen Historiker ihres V[olkes] beschafft zu sehen, deren Werth wir den endlosen [Be]arbeitungen alter und nicht alter Sagen wenigst[ens an] die Seite stellen dürften; doch scheint uns für d[ie übri]gen dänischen Chroniken, welche auch für deutsc[he Ge]schichte lehrreich sind, durch die geschehene Fest[stellung] des Alters des sogenannten *Chronicon Erici* sch[on ein] wesentlicher Schritt geschehen.

J. M. Lappenberg

XXXVII.

The history of Mohammedanism and its [sects,] derived chiefly from oriental sources; b[y W.] C. Taylor. London, 1834.

Eine gründliche und unbefangene Geschich[te des] Islâm würde allerdings ein verdienstliches gelehrtes [Werk] sein. Die Ausarbeitung desselben würde aber auc[h] nicht geringe Mühe und Ausdauer erfordern. Da[fs da]bei viele, bis jetzt nur handschriftlich vorhandene [mor]genländische Quellen nothwendig benutzt werden [müs]sen, braucht wohl kaum von uns erinnert zu w[erden.] Sogleich für die Geschichte und den Charakter M[oham]meds müssen die ausführlichen arabischen Leb[ensbe]schreibungen desselben benutzt werden, welche [eine] Menge einzelner Züge und Aussprüche desselben [ent]halten. Diese Lebensbeschreibungen sind aus den [Be]richten der bewährtesten Ueberlieferer zusammen[getra]gen worden, welche überall als Autoritäten darin [ange]führt werden, nach der Sitte der alten arabischen [Histo]riker, und bis in das Zeitalter Mohammeds hinau[f rei]chen. Ich will hier zuvörderst nur eine dieser gr[...]

ensbeschreibungen Mohammeds erwähnen; es ist die
سيرة الر *vita legati*, zusammengetragen zuerst durch
berühmten Ueberlieferer *Mohammed ben ishak el*
dibi المطلبي welcher *ao. H.* 150. starb. Von
vard diese Lebensbeschreibung überliefert dem *Sijâd*
bdalla el bekkâï البكائي, welcher sie seiner-
dem *Abu mohammed abd el malek ben hischâm*
njari الحميري überlieferte. Dieser *El himjari*
ao. H. 218. und in derjenigen Gestalt, in wel-
er die Lebensbeschreibung niederschrieb, haben
is Werk noch. Man sehe darüber Sacys Ab-
ng in den *Mémoires de littérature, tom.* 48. *pag.*
99. Eine andre ausführliche Lebensbeschreibung
meds ist ein Werk in vier Foliobänden, betitelt
انسان العيون فى سيرة الامين وا d. i. *der*
fel in Beziehung auf das Leben des Getreuen
ewährten; verfafst von *Scheich ali el halebi*
ال. Die Titel der arabischen Bücher sind be-
h häufig figürlich, und in gereimten Sätzen ab-
daher diese Titel in der Uebersetzung oft son-
dingen; der Sinn jenes Titels ist: *auserlesenes*
ber das Leben des Propheten. In der Vorrede
r Verf. über andre von ihm benutzte Lebensbe-
ngen Auskunft. Ein drittes weitläuftiges Werk
rt ist die سيرة *vita* vom *Scheich mohammed*
mi الشامي. Einige Bände davon habe ich gese-
scheint mir fast das bändereichste von allen zu
nche andre dieser Art, welche hier zu nennen
bergehe ich, und bemerke, dafs dann ferner für
eds Charakter und Lehre ganz nothwendig der
enutzt werden müfste, der bekanntlich auch in
ösen Autorität dem *Korân* fast gleich steht.
ith enthält merkwürdige Aussprüche Moham-
lche in Rubriken gebracht, und mit Erläute-
ersehen sind; ausführlich werden bei jedem
die Autoritäten oder Ueberlieferer genannt,
ihe immer mit einem Gefährten Mohammeds
Wir haben bekanntlich vielfache Sammlungen
h von berühmten mohammedanischen Theolo-
s man ein guter Araber sein müsse, um die
angeführten Werke gehörig verstehen zu können, leuch-
tet von selbst ein, und um so mehr, als die in diesen
Werken enthaltenen alten Ueberlieferungen häufig ob-
solete Worte und ungewöhnliche Ausdrücke gebrauchen.

Hierauf müfste der Verf. einer Geschichte des *Islâm* darstellen, welche Systeme der Dogmatik durch die moslemischen Theologen aus dem *Korân* und dem *Hadîth* geschöpft worden. Wenigstens einige Hauptwerke dieser Art müfsten doch nachgesehen werden; ich erinnere nur an das berühmte Werk احياء علوم الدين *Belebung der Religionswissenschaften* von *El gasâli.* Es wäre zu zeigen, welchen Einflufs die Philosophie auf die dogmatischen Ansichten der Moslemen äufserten, und welche heterodoxe Partheien sich hiedurch bildeten; welche Grundsätze der *Islâm* für die Ethik entwickelte. Dann wäre ferner zu berücksichtigen, die aus *Korân* und *Hadith* hervorgegangene Wissenschaft des الفقه oder geistlichen Rechtes, und die Entstehung der verschiedenen Schulen hierin, der Hânefitischen, der Schâfeïtischen, der Mâlekitischen, der Haubalitischen; es müfste bestimmt angegeben werden, worin denn eigentlich der Unterschied dieser Schulen bestand. Es wäre ferner zu entwickeln die Entstehung, die allmählige Ausbreitung, und die mannigfaltigen Verzweigungen der mohammedanischen Ascetik und Mystik التصوف. Die Form des Gottesdienstes, die darin eingetretenen Veränderungen, der Inhalt der gottesdienstlichen Vorträge, dürften nicht übergangen werden. Das Verhältnifs, welches die moslemischen Theologen gegen die Staatsgewalt behaupteten, wäre zu erörtern. Wie der *Islâm* im häuslichen, bürgerlichen und politischen Leben sich, welchen Einflufs er auf diese verschiedene Verhältnisse äufserte, wie er in verschiedenen Ländern und Zeiten auch seinen Charakter veränderte, müfste dargelegt werden; denn der *Islâm* erscheint sehr verschieden bei dem Beduinen, bei dem Türken und bei dem moslemischen Indier.

Halten wir nun aber die auf diese Weise etwas bestimmter im Umrisse angedeutete Aufgabe unserm Hrn. Taylor vor, so würde er freilich mit dem arabischen Sprüchworte uns antworten müssen: أين مني

الثريا *wie käme ich zum Siebengestirn!* d. h. die Dinge sind für mich zu hoch. Unsre Erwartung von dem durch ihn geleisteten wird schon durch die erste Seite seiner Vorrede fast ganz niedergeschlagen, da er hier bemerkt, vom Arabischen verstehe er sehr wenig, und habe daher nur aus dem, was bisher an Uebersetzungen orientalischer Werke erschienen, geschöpft. Er meint, besonders viel verdanke er den durch die Londoner *Oriental translation committee* herausgegebenen Uebersetzungen. Man würde dies nicht recht begreifen können, da diese Uebersetzungen jener *Committee* bisher fast gar keine solche Werke geliefert haben, welche für die Geschichte der moslemischen Religion erhebliche Nachrichten mittheilten. Erklärlich aber wird des Verfs. Aeufserung, wenn man nachher bemerkt, dafs er in sein Buch viel *nicht dahin Gehörendes* aufgenommen hat, z. B. ganze Auszüge aus dem Roman *Antar* nach einer französischen Uebersetzung, Stücke aus der Lusiade des Camoens, Stücke aus englischen Dichtern, Bemerkungen über die indische Religionspartei der Sikhs. Hr. T. war also in Ansehung des zu benutzenden *Stoffes* auf das bisher übersetzte beschränkt; dieses ist denn auch nicht unerheblich, müfste aber auf eine gründlichere Weise erforscht und behandelt sein, als von T. geschehen ist, welcher bei einer ganz bequemen, oberflächlichen Auffassung meistens stehen bleibt. In Betreff des *Geistes*, mit welchem der Stoff zu ergreifen ist, mufs zuerst natürlich religiöse Unbefangenheit gewünscht werden. In diesem Punkte sieht es bei T. auch etwas verdächtig aus, da er gleich damit beginnt S. 2 dem *Islâm* mit dem Ausdrucke *anerkannter Betrug acknowledged imposture* einen Stempel aufzudrücken; indefs mag dies mehr eine amtliche Stimmung bei ihm sein. Weiterhin bleibt dieser strenge Ton doch nicht ganz ohne Milderung; schon S. 5 heifst es: *Mohammedanism is not wholly a system of imposture; it is partially so, but it is also partially a direct imitation of Christianity, and an imitation that preserves no small portion of the divine original;* und S. 8 bittet der Verf. ihn zu entschuldigen, wenn sein Gemälde des *Islâm* zu *favourable* erscheinen sollte in Vergleich mit dem, was die Leser von einem blofsen religiösen Betruge *a priori* erwarten müfsten. Wiewohl viele Vorschriften des *Islâm*, namentlich sittliche, mit denen des Christenthumes übereinstimmen, so möchte doch eine solche *Imitation* des Christenthumes bei Mohammed grade am wenigsten erweislich sein. Was zu Mohammeds Zeit im Christenthume äufserlich am meisten hervortrat, waren die Verehrung der Personen der Dreieinigkeit, der Maria und der Heiligen, und das Mönchthum; gegen diese Lehren und Gebräuche aber polemisirt Mohammed fortwährend: dagegen liegt bei ihm ein directes Herübernehmen jüdischer Lehren, Legenden und Ausdrücke viel klarer vor.

Wir verfolgen nun noch kurz den Verlauf des Werkes. *Introduction;* behandelt die Frage: woher kam es, dafs der *Islâm*, obgleich *anerkannter Betrug*, so lange sich zu halten vermochte? Unser T. antwortet: weil der *Islâm* doch auch eine Imitation des Christenthumes war, indem Mohammed so manches aus dem Christenthum stahl, und es in seinen *Islâm* hineinsetzte. Diese Antwort hat eine etwas kindliche Form. Wenn Mohammed selbst im *Korân* das Verhältnifs seiner Religion zu den übrigen bezeichnen will, dann sagt er immer: *ich will die Religion Abrahams, unsres Stammvaters, wiederherstellen;* d. h. reinen Monotheismus. Die Araber betrachten, wegen ihrer Ableitung von Ismael, in ihren alten Volksüberlieferungen den Abraham als gemeinschaftlichen Stammvater der Hebräer und der Araber. Mohammed macht dann bemerklich, dafs die Heiden vermöge ihres Polytheismus sich in Opposition gegen die Religion Abrahams befänden; dafs die Juden und die Christen zwar die Religion Abrahams empfangen hätten, aber davon abgewichen wären; so komme er jetzt, um jene alte Religion in ihrer Reinheit wiederherzustellen. Schon aus diesem Grundsatze des *Islâm* erklärt sich ein natürliches Anschliefsen desselben an jüdische Ideen und Sagen. Auch die nächste äufsere Veranlassung zu dem Auftreten Mohammeds stimmt mit jener seiner Aeufserung vollkommen überein; die damals erst vor kurzem erfolgte Aufstellung von Götzenbildern in dem alten abrahamitischen Heiligthume zu Mekka war es, welche Mohammeds Eifer entflammte, und ihn zum unermüdlichen Prediger des strengsten Monotheismus schuf.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 45.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

September 1835.

history of Mohammedanism and its sects; ·ived chiefly from oriental sources; by W. Taylor.

(Schluſs.)

ap. 2; mohammedanische Sagen von den Pro- welche vor Mohammed aufgetreten waren. Hier ·rzählt, was der *Korân* und andre moslemische von Adam, Abraham, Mose, David, Salomo, ın, Jesus und andren groſsen Lehrern berichten, nach alten arabischen Volkssagen, theils nach ·as Mohammed aus den Unterhaltungen mit den erfuhr. Die Nachrichten von jenen Lehrern sich in dem Munde der damaligen Juden gro- ils schon in rabbinische Sagen umgekleidet, da- denn in dieser rabbinischen Gestalt bei Moham- edererscheinen; das Alte Testament selbst hat ·verlich gebraucht. Uebrigens dient diese Mate- ade nicht sonderlich zur Erklärung des Ursprun- *Islâm. Cap. 3; religiöser und politischer Zu- des Morgenlandes vor Mohammeds Auftreten.* Punkt führt denn schon näher zum Ziele, in der Entstehung des *Islâm*. Nur muſs man da- ıt allzuweit ausholen; was von Arabien fern lag, ıhl nicht auf Mohammed eingewirkt. Wir ha- ·züglich darauf zu achten, wie die Heiden, Ju- d Christen beschaffen waren, welche er in Ara- ı sich sah. Weitaussehende Berechnungen sind bei Mohammed kaum zu vermuthen. Unser ·teigt sich hiebei zu sehr zu Dingen, die zu weit ·n, als Zoroaster, Manes, Masdak, die Münzen ·anidischen Könige, u. dergl. Doch entfällt ei- er Muth, weiter gegen ihn zu polemisiren, wenn 58 folgende kirchenhistorische Aufschlüsse bei det: *im dritten Jahrhundert stiftete Paulus wosata eine Spaltung in der christlichen Kir- che, indem er einen neuen Glauben bilden wollte durch Verbindung der jüdischen und der christlichen Lehren*; und: *die alexandrinischen Philosophen vom zweiten bis zum siebenten Jahrhundert scheinen keine andre Beschäftigung gehabt zu haben, als die Erfindung neuer und mystischer Veränderungen des Glaubens.* Wenn es mit der Kenntniſs der Geschichte der christlichen Religion bei Hrn. T. also bestellt ist, was sollen wir denn erwarten von seiner Kenntniſs der Geschichte des *Islâm*? Wir werden uns nunmehr in Alles finden müssen. Die Araber haben ein Sprüchwort, welches lautet:

اذا كانت العمايم تشتكي الفسّة
ايش يكون حال الالبسة

Cap. 3; Zustand Arabiens vor und zur Zeit der Geburt Mohammeds. Die hier gegebene Schilderung bildet nur eine Sammlung unvollständiger und untergeordneter Notizen. Der Verfasser, um seiner Darstellung Interesse, oder dem Leser Unterhaltung zu geben, greift immer zu dem Mittel, Notizen einzumischen, welche gar nicht zur Sache gehören. So erhalten wir hier, in der Schilderung der arabischen Verhältnisse vor Mohammed, einen vor einigen Jahren in Syrien ausgestellten Geburtsschein für ein Pferd. Wäre der Geburtsschein aus Mohammeds Zeit, so könnte man seine Einrückung an diesem Orte noch allenfalls hingehen lassen. Dann kommen Auszüge aus dem Roman *Antar*; die Begebenheiten desselben fallen freilich in die Zeit Mohammeds; aber verfaſst ist der Roman viel später. Indeſs an dergleichen Verschiedenheiten auch nur zu denken, fällt unsrem T. gar nicht ein. *Cap. 4; Predigt des Islâm durch Mohammed.* Die einzige neue Notiz ist die S. 105 aus Tabari mitgetheilte, daſs einige Juden in Arabien den Mohammed

bei seinem ersten Auftreten für den Messias gehalten hätten. *Cap.* 5; *der moslemische Glaube.* Hier hätte der Verfasser doch wohl damit beginnen sollen, aus dem *Korân* die Hauptsätze auszuziehen, und zu ordnen. Allein er macht es sich bequemer, und giebt eine englische Uebersetzung des kleinen ao. 1705. von Reland mit lateinischer Uebersetzung herausgegebenen Catechismus. *Cap.* 6; *die vier ersten Chalifen;* ihre politischen Schicksale werden erzählt; von ihrem Verhältnisse zur Religion ist wenig die Rede. *Cap.* 7; *die Familie des Ali; die zwölf Imame.* Ich bemerke nur, dafs der ganze Zwist zwischen Sunniten und Schiiten einen mehr politischen, als religiösen Charakter hat, und daher für die eigentliche Religion des *Islâm* von geringerer Erheblichkeit ist. Es ist ungefähr, als wenn man die kirchliche Spaltung zwischen Constantinopel und Rom als etwas das innere Wesen des Christenthumes berührendes, als ein Moment in der Entwicklung des Christenthumes betrachten wollte. *Cap.* 8; *von Ismaeliten und Assassinen;* dahin kommt der Verfasser viel zu geschwind. *Cap.* 9; *Geschichte der Assassinen; fortgesetzt;* hiebei gerathen wir wieder fast ganz auf politisches Gebiet. *Cap.* 10; *von den Drusen; Cap.* 11; *von den Wahhâbiten; Cap.* 12; *von den vier orthodoxen Secten.* Wunderbar ist es, dafs wir, nachdem wir im eilften Capitel schon bei den Wahhâbiten im 19. Jahrhundert gewesen, im folgenden Capitel wieder zurückgeführt werden in die ersten Jahrhunderte des *Islâm*, in welchen die vier Secten, oder Ritus, entstanden. Die Wahhâbiten werden so am richtigsten geschrieben, da sie genannt sind nach ihrem Führer عَبْدُ ٱلْوَهَّاب *Abdul wahhâb.* *Cap.* 13; *die Mönchsorden des Islâm; cap.* 14; *der Islâm in Indien; cap.* 15; *Wirkung des Islâm auf Wissenschaft, Literatur und Cultur.* In diesem Capitel ist der Verfasser nicht so unbillig gegen den *Islâm*, wie man sich in dieser Beziehung gegen ihn gewöhnlich zeigt. Der Verfasser räumt ein, dafs in christlichen und moslemischen Staaten die Cultur bald Fortschritte, bald Rückschritte gemacht hat, und dafs die Ursachen davon nicht immer direct in der Natur der Landesreligion gelegen. Es ist uns erfreulich, mit dieser Bemerkung auf eine friedliche Weise von dem Buche scheiden zu können.

J. G. L. Kosegarten.

XXXVIII.

Johann Wessel, ein Vorgänger Luther's, von Dr. *Ullmann. Hamburg bei Fr. Perthes* 1834. P. XI 480. 8.

Die Theologie des Mittelalters fährt rüstig fort, aus Zustand der Verborgenheit herauszutreten. Bisher hat sich protestantische Geschichtforschung von der mittelalterli Mystik noch vorwiegend angezogen gefühlt, weil man Innerlichkeit die beginnende Opposition gegen die kirchliche Autorität gern ins Auge fafste. Die wachsende kanntschaft mit dieser mystischen Seite der Theologie gewifs für künftige Darstellungen der eigentlichen scholasti Systeme vorbereiten, zumal die gröfsten Erscheinungen Mysticismus selbst die Form des Systems nicht vers haben. Es wird die Zeit nicht mehr fern sein, wo man sitz und in der Anschauung der reproducirten scholast Systeme sich eben so sehr über die frühere Beschränkt Ansicht oder Unbekanntschaft mit der Sache bei aller baren Kenntnifs des Materials erheben wird, als sich ner und Bewundrer gothischer Bauwerke schon längst früheren Geschmack und beschränkte Kunsttheorien haben. Jeder Beitrag zur gründlichen Aufhellung einzel nen Punktes ist ein dankenswerther Beitrag für die zusammenhängende Einsicht in die Totalität der mittel chen Theologie, wozu jetzt nur noch das integrirende der Scholastik auf seine Bearbeitung wartet.

Herr Ullmann hat in vorliegender Monographie Mittelpunkt der Persönlichkeit Wessels die Periode in der sich aus dem Untergange der kirchlichen Theol Mittelalters der nothwendige Uebergang zur Reformat bereitete.

In der Einleitung p. 3—37 wird das Jahrhundert in allgemeinen Zügen geschildert. Neben dem Verfall rarchie werden die vermittelnden Bestrebungen kurz risirt, die sich zwar durch das ganze Mittelalter hindurch jetzt aber mit Bewufstsein geschehen. Wie die Viktor Bonaventura durch den unmittelbaren Drang ihrer Situati trieben, die theils der Hierarchie, theils der Wissenschaft liche Mystik in das Innre der Kirche selbst verpflanzt mit dem Scholasticismus zu versöhnen suchten, so und jetzt Gerson mit reflektirendem Bewufstsein und mit Einsicht in die Gebrechen der Zeit dasselbe Werk mittlung. Im Gegensatz gegen den strengen kirchlichen matismus machte sich die Nothwendigkeit fühlbar, zum schen, Einfachen, Apostolischen zurückzukehren, man sich von der Schultheologie zu einer mehr biblischen The Die Mystik zog sich aus den früheren kunstreich geb Systemen auf einfache Grundgedanken zurück. Der gende Platonismus setzte eine lebensvolle Anschauung Stelle des Formalismus der Scholastiker. So wenig schaftlichen Werth gegen den Realismus der Nominalismus safs, wenn er die allgemeinen Ideen nur für Abstraktionen

ctiven Denkens erklärte, so diente er doch dazu im Ge-
tz gegen den traditionell gewordenen kirchlichen Realis-
lie Bedeutung der Subjectivität zum Bewufstsein zu brin-
Wie diese Beziehung der Wissenschaft auf das Leben in
'erbindungen der Brüder des gemeinsamen Lebens unter
olk trat, deutet der Herr Verf. in der Einleitung nur kurz
reffend an, und stellt er in einem Anhange p. 389 — 448
rlicher mit grofser Gelehrsamkeit und Liebe dar.
iefs ist der Hintergrund, vor welchem der Herr Vf. Johann
l gestellt hat. Das biographische Gemälde, welches aus
erschmelzung dieses allgemeinen und des persönlichen
nts hervorgehen konnte, mufste eine um so schönere An-
nd Ausführung erlauben, da Wesseln kein ihm Gleicher
ite stand, der gleichzeitig so wie er alle Fäden jener
rung auf sich bezogen hätte. Diese Anlage und Gruppi-
es Einzelnen „nach seiner innern Zusammengehörigkeit"
:h anfangs nach der Vorbemerkung p. 39 im Plan des
Verf. Dagegen erhob sich die Schwierigkeit, die richti-
itbestimmungen zu ermitteln und die andre, dafs merk-
genug die im Mittelalter so geschäftige Sage vor ihrem
reten das einfache Leben Wessels vielfältig ausgeschmückt
Die Kritik war nothwendig, sowohl um das Fabelhafte
storischen zu sondern, als auch um die Verworrenheit
Zeitbestimmungen aufzulösen. Einen Theil dieses kriti-
Geschäfts wollte der Herr Verf. in den Anhang verwei-
ber im Verlauf des Werks ändert er seinen Plan, das
: Geschäft wird selbst schon in die Darstellung verlegt,
in auch dadurch die künstlerische Einheit der Exposi-
inträchtigt wird, so hat sich der Herr Verf. das Ver-
:worben, einen bis dahin noch im Dunkeln gelegenen
Kirchengeschichte gelichtet und aufgehellt zu haben.
ist ein schöner Beweis vom historischen Geschick des
erf., dafs der innere Zusammenhang durch die kritischen
chungen nicht gelitten hat. Die Individualität Wessels,
hältnifs zu den gleichzeitigen Richtungen des wissen-
ien Lebens, sein kritisch-reformatorischer Geist bleibt
:r Mittelpunkt für die Beziehungen, von denen er sich
ien oder angezogen fühlte. In drei Gruppen wird das
essels erzählt, zuerst p. 40—56 seine Jugend und frü-
lung. Schon beim ersten Unterricht, den er in der An-
Kleriker vom gemeinsamen Leben zu Zwoll empfing,
, die innere Kraft und Selbstständigkeit seines Geistes,
:r gegen kirchliche und mönchische Gebräuche reagirte.
Reaktion übte er zu Cöln gegen den statarischen Cha-
r kirchlichen Theologie, welche hier gelehrt wurde
egensatz gegen diese erstarrte Scholastik erquickte er
:n Werken des freimüthigen und biblischen Theologen
n Deutz. Das zweite Hauptstück, welches „das mann-
r Wessels" darstellt, p. 57—106, verfolgt ihn auf sei-
:n nach Löwen, Paris, Rom und Heidelberg, wo er
nd und lernend bewegte, Anregung gab und empfing.
er sich in Paris für den Nominalismus entschied, ent-
sich die Selbstständigkeit seines religiösen Bewufst-
en die Verbindlichkeit der dogmatischen Tradition,
gegen die unbedingte Autorität der Kirche in ihrer hierarchischen Verfassung und seine Innerlichkeit reagirte gegen Ablafs und jede Art von Werkheiligkeit.

Das dritte Hauptstück stellt das höhere Alter Wessels dar und schliefst mit einer Charakteristik seines Wesens im Allgemeinen. In stiller klösterlicher Zurückgezogenheit beschäftigte er sich mit seinen theologischen Arbeiten und im Briefwechsel mit zahlreichen Freunden nahm er häufig Gelegenheit, seinem Geist des Widerspruchs Luft zu machen. Ohne dafs offne Nachstellungen sich gegen ihn erhoben hatten, starb er in einem Alter von ungefähr 70 Jahren, nachdem er durch seine wissenschaftlichen Anregungen einen grofsen Kreis von Schülern und Freunden mit der Erwartung einer Krisis erfüllt hatte, die manche noch erlebten oder wenigstens in ihrem Kreise vorbereiteten. Die Stellung Wessels inmitten dieser Freunde und Schüler ist der Zeichnung des Herrn Verf. ganz besonders gelungen und die Erzählung schliefst mit der schönen Reflexion, dafs solche Vereine gleichstrebender Männer bei bevorstehenden Umgestaltungen geistige Familien bilden, in denen das, was aufkeimen und sich unter das Volk verbreiten soll, sich zuerst lebendig einwurzelt. Eben so treffend ist die Reflexion, welche p. 171 den Uebergang macht zur Beurtheilung von Wessels Stellung zur Reformation. Wie sein Leben den Raum zwischen Gerson und Luther ausfülle, so stehe er auch seiner innersten Gesinnung und seiner ganzen Bedeutung nach zwischen den französischen Theologen, die noch auf dem Boden der Hierarchie zu reformiren gedachten, und den deutschen, die eine neue Basis für das kirchliche Leben begründeten. Fragt man nun aber, worin das Eigenthümliche und Charakteristische dieser mittlern Stellung bestimmter bestehe, so darf Ref. nicht umhin, zu bekennen, dafs eben dies vom Herrn Verf. nicht ausgesprochen sei. Alle Momente zur Lösung dieser Frage liegen allerdings in der Darstellung zerstreut; aber die Pointe der Biographie, dafs nun mit Bewufstsein das Schlagwort gleichsam, welches das Verständnifs der betreffenden Persönlichkeit bis in ihren innersten Gründen öffnet, hingestellt sei, diese ideelle Einheit der Biographie fehlt. Dies beweist sich auch darin, dafs zwischen Luther und Wessel p. 179 in Bezug auf „die Grundlagen und die Richtung der ganzen religiösen und theologischen Denkart eine merkwürdige Uebereinstimmung" behauptet, die unendliche Verschiedenheit beider Männer aber nicht herausgestellt wird. Auch wenn der Herr Verf. p. 182 — 186 die Erasmische Ansicht bespricht, ob es nicht besser gewesen sei, wenn nicht von Wesselscher Wirksamkeit zu Lutherschen Thaten fortgeschritten wäre, wird die Nothwendigkeit dieses Fortschritts nicht genügend ans Licht gesetzt. Das Wahre ist angedeutet, wenn die repräsentative oder constitutionelle Beschränkung des Papstthums durch allgemeine Concilien ein innerer Widerspruch genannt wird, worin aber dieser Widerspruch bestehe, bleibt unklar.

Damit hängt das Mangelhafte des zweiten Theils zusammen, welcher die Theologie Wessels darstellt, p. 189 — 386. Wessel war kein systematischer Geist. Ueber das Wesen Gottes, über die Nothwendigkeit der Menschwerdung finden sich bei ihm nur beiläufige ascetische Excurse, oder einzelne ascetische Ab-

handlungen und er steht in dieser Beziehung tief unter den mittelalterlichen Scholastikern; über das Wesen der Sünde, in deren innerste Tiefe die Reformatoren eingingen, um das Bewufstsein der Gnade zu vermitteln, finden sich bei ihm nur wenige zerstreute und oberflächliche Bemerkungen, und so sind in dieser Beziehung die Reformatoren absolut über ihn hinausgegangen. Dennoch hat der Herr Verf. ein vollständiges regelrechtes System der Dogmatik aus den Wesselschen Traktaten componirt, aber daraus folgte, dafs der Standpunkt dieses Mannes nicht aus seinem eigenen Mittelpunkt reproducirt ist und dafs das ihm Eigenthümliche unter seinen übrigen unbedeutenden Aussprüchen sich nicht in seiner wahren Bedeutung markirt.

So verschwimmt unter dem, was ihm mit vielen seiner Vorgänger und Zeitgenossen gemeinsam ist und defshalb seinen theologischen Standpunkt in seiner Eigenthümlichkeit nicht im Geringsten charakterisirt, die grofse Unterscheidung des Gesetzes und des Evangelii, wenn er sagt, das Gesetz drückte, aber es rechtfertigte nicht, p. 218—219. Diese Einsicht erhebt ihn über das Mittelalter und bildet den alleinigen Zusammenhang zwischen ihm und den Reformatoren, aber dieser Zusammenhang ist auch grofs genug, um Wessel seine gebührende Stellung in der Kirchengeschichte anzuweisen. Schon den frühesten Ketzern des Mittelalters war es eigenthümlich, dafs sie aus allen Kräften die Unmittelbarkeit der Hierarchie durch das Gesetz der Entwicklung des religiösen Geistes aufzurütteln suchten. Wenn sie den Paraklet ihren Lehrer nannten und gegen die äufsere kirchliche Gesetzlichkeit sich empörten, so lag hier dunkel das Gefühl vom Unterschiede des Gesetzes und des Evangelii zu Grunde. Wenn endlich die apokalyptische Parthei der Franziskaner das Reich des Gesetzes als das Reich des Vaters vom Reich des Evangelii als dem Reich des Sohnes unterschied und über beide das erwartete Reich des Geistes setzte, in welchem die Wahrheit in ihrem absoluten An- und für-sich-sein ohne Bild und Figur und ohne den Schleier der Testamente offenbar sein werde, so war dies schon ein entwickelteres grofsartiges Bestreben, die unmittelbare Bestimmtheit der Hierarchie in Flufs und Bewegung zu setzen und um so gröfser, da mit der religiösen Spekulation sich die Einsicht in den nothwendigen Gang der Religionsgeschichte verband. Das Ketzerische bestand allein darin, dafs sich die Opposition gegen die Hierarchie zugleich in den Schein einer Opposition gegen die testamentliche Offenbarung kleidete. Wessel ging von diesem häretischen Moment der Fratricellen in die historische Objectivität zurück und begründete die wahre Bedeutung des Evangelii im Unterschied desselben vom Gesetz. Hieran knüpft sich dann erst das Verständnifs seiner kritisch-reformatorischen Thesen, seiner Begründung der Rechtfertigung im Glauben, seiner Auffassung der Kirche als einer geistigen Einheit, seiner Opposition gegen die gesetzliche Verbindlichkeit der hierarchischen Verfassung, seiner Kritik des Sakraments der Bufse, seiner Forderung, dafs der Glaube ein nothwendiges Moment des Sakraments sei und seiner Verwerfung des Ablas… Durch alles dies bildet Wessel den Uebergang zur Reforma… und dafs er diese Stellung einnehmen konnte, war ihm … möglich durch jene Unterscheidung des Gesetzes und des Evange…

Trotz dem ist die unendliche Verschiedenheit Wessels … der Reformatoren nicht zu übersehen. Bei der Expositio… Lehre Wessels vom Abendmahl ergiebt sich, dafs er … die im Mittelalter die Hierarchie bekämpften, die Objecti… des Sakraments gefährdet, ja der Macht des Subjects … Preis giebt. Den geistigen Genufs Christi im Glauben abs… hirt vom sakramentlichen Genufs stellt er höher als diesen … ist dies nicht nur Mangel an vollständiger dogmatischer … bildung, wie Herr Ullmann p. 340 sagt, sondern nothwendige … des Wesselschen Standpunkts, der kein andrer als der St… punkt der Subjectivität ist, und dieser Standpunkt, der beson… in der Lehre vom Abendmahl hervortritt, unterscheidet ih… den Reformatoren, wenigstens von Luther. Luther kann … mand vorwerfen, dafs er die Innerlichkeit und den Wer… Subjectivität irgendwie zurückgesetzt habe, aber das ga… allein die Kraft, das ganze Mittelalter und seine Hierarch… überwinden, dafs er stets die Ansprüche der Subjectivität … der historischen Erscheinung der Idee und dem objectiven … des Dogma zu vermitteln wufste. Dieser Unterschied W… und Luthers läfst sich nun auch in eben jener Unterscheidung des Gesetzes und Evangelii motiviren.

Obgleich nämlich Wessel im A. T. verglichen mit dem … einen unvollkommnen, abgekürzten Abdruck des ewigen … Gottes sieht, so ist ihm doch auch das N. T. noch ein … kürzter Abdruck jenes ewigen Wortes. Die eigentliche … dung der Offenbarung Gottes sei erst am Ende der … erwarten, sie wachse aber unterdessen, p. 221. Diese … mende Vollendung fällt also noch in die Geschichte, und … sie Wessel zum Theil in der Tradition dessen gesche… was nicht in der Schrift enthalten sei, p. 303, so ist … der Subjectivität ein Standpunkt gegeben, der nahe an … Fratricellen streift, und der völlig beseitigt ist durch … rische Lehre von der Sufficienz der heiligen Schrift. … Reformation ist zum Begriff der Entwicklung gekommen … das Resultat nur die Momente vermittle, die im Anfang … schon enthalten sind. Die Einheit der Idee und der … wurde erst von der Reformation aufgeschlossen.

Zu diesem wahrhaft reformatorischen Standpunkt war … noch nicht vorgedrungen, so sehr er sich durch seine Unter… dung des Gesetzes und des Evangelii an die Seite der … toren stellt, so ist er doch durch seine Vorstellung von … dition von diesen Männern noch entfernt. Und selbst diese … Auffassung der Tradition enthält das Widersprechende … dafs er sich einerseits noch mitten in die mittelalterliche … schauung der Kirche stellt, andrerseits aber sich gegen … sowohl, als auch gegen die historische Realität sich … verhält, insofern er das Wachsthum der Offenbarung in … jective Innerlichkeit verlegt und als unmittelbare Thatsache … frommen Bewufstseins auffafst. Dies wieder steht in Zusammen… hang mit seinem ziemlich nüchternen Mysticismus, und … noch mit seinem Nominalismus, der das Allgemeine, die … das Subject, in das eigne Erfahren und Denken verle… subjective Bestimmtsein eben so sehr als die objective … heit der Idee zu wissen. Die Zeit Wessels, die ihn … *mundi* begrüfste, hat seine Persönlichkeit vollkommen … wenn sie ihn *magister contradictionis* nannte. Sein … chen erschien mehr im Licht der „Eigenthümlichkeit" … Zeitgenosse Hoeck sich gegen ihn äufserte, da er die … der Objectivität noch nicht wie Luther befriedigt und … von ihm so schön verfochtenen Interesse der Subjectivität … söhnt hatte.

B. Bau…

№ 46.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

September 1835.

XXXIX.

el's Werke. Vollständige Ausgabe. XIII. XIV. Bd. Hegel's Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. Herausgegeben von **Carl Ludwig Michelet.** *I. Bd. XVIII.* 8. *II. Bd.* 586. *Berlin,* 1833.

ie kritische Philosophie hat das Verdienst, die Gete der Philosophie zuerst von einem philosophi- Standpunkt aus betrachtet zu haben, indem sie e nicht für ein Repertorium von allerlei noch dazu entheils abentheuerlichen, ja lächerlichen Meinunach der Manier z. B. eines Meiners ansah, sonen *„vernünftigen philosophischen Sinn"* als das um ihres Inhalts bestimmte (S. Reinhold über den der Geschichte der Philosophie in Fülleborn's gen zur Geschichte der Philosophie. I. St. 1791. -35) oder die unterschiedenen Systeme nicht aus pologischen und andern äufserlichen Gründen, n aus den innern Gesetzen der Erkenntnifs ab- und insofern als *a priori* bestimmte, vernünftignöige Formen des Geistes begriff (Vergl. Groh- Ueber den Begriff der Geschichte der Philoso- '97. S. 29—103) oder *die Idee* der Philosophie, ens als das gemeinschaftliche Ziel der Systeme, er Betrachtung und Darstellung im Auge hatte. Tennemann I. B. S. XXIX. §. 15.) Aber diendpunkt war selbst noch ein unzureichender und nkter, denn eine bestimmte, in enge Grenzen hlofsne Idee der Philosophie galt für die wahre ner für das Ziel, dessen Realisation die Philosoehr oder weniger erfolgreich angestrebt hätten. *hranke* der Vernunft, die Kant unter der Vor- des leidigen Dings an sich fixirte, war das nach dem die Philosophieen betrachtet und beururden. Daher ist Tennemann — die wichtigste nung dieses Standpunkts — in seiner Auffassungs- und Beurtheilungsweise der Systeme so einseitig, einförmig und langweilig; die Kritik ist, namentlich bei den neuern Systemen nicht specifisch; es kehren immer dieselben Erklärungen, Gründe und Einwendungen wieder. Wenn er sich auch hie und da von dem die endlichen Schranken durchbrechenden „göttlichen Enthusiasmus" der Philosophie mit fortreifsen läfst, so sind das nur ganz flüchtige Augenblicke; die fixe Idee von den Grenzen der Vernunft, die das Sein an sich nie erreicht und erfafst, stellt sich sogleich wieder ein, und stört ihn und den Leser in der Lust der Erkenntnifs.

Als die Kantische Schranke der Vernunft fiel, und dadurch die Philosophie den Charakter der Beschränktheit verlor, den sie nothwendig in dieser willkürlichen Grenze annahm, erst da konnte sich daher eine universelle, freie Aussicht in das Gebiet der Philosophie eröffnen. Denn an die Stelle einer bestimmten, in der Anwendung auf andere Systeme darum nur äufserlich und negativ-kritisch sich verhaltenden Idee der Philosophie trat nun die allumfassende, die allgemeine, die absolute Idee der Philosophie — die Idee des Unendlichen, hier bestimmt als die absolute Identität des Idealen und Realen. Allein da diese Idee, wenn sie nicht näher bezeichnet und specificirt wird, an sich selber noch unbestimmt oder doch wenigstens nicht bestimmend ist, so trat bei der Betrachtung und Behandlung der Geschichte der Philosophie von diesem Standpunkt aus der bestimmte Unterschied der Systeme, überhaupt das *Besondere*, auf dessen Studium und Begriff gerade das Interesse und die Gründlichkeit der Geschichtsforschung und Betrachtung beruht, in den Hintergrund zurück. Die Identität des Realen und Idealen, deren Trennung, Entgegensetzung und Wiedervereinigung waren die stets sich repetirenden Formen, in denen die geschichtlichen Erscheinungen gefafst wurden. Selbst die in vieler Rücksicht so verdienstliche Geschichte der Philosophie von Rixner laborirt noch an diesem Schematismus.

Die Idee der absoluten Identität in sich selbst zu bestimmen, um in dieser Bestimmung ein reales Medium zwischen dem Allgemeinen der Idee und dem Besondern der Wirklichkeit, ein Princip für die Erkenntnifs des Besondern *in seiner Besonderheit* zu finden, war darum die nächste dringendste Angelegenheit der Philosophie. Hegel erledigte sie. Der Begriff der Geschichte überhaupt ist ein mit der Grundidee seiner Philosophie identischer Begriff — weswegen die Simultaneität und Einheit des Wesens, die in andern Philosophien z. B. der des Spinoza das Vorherrschende ist, vielleicht über Gebühren in seinem Systeme zurücktritt, — denn die Idee der Philosophie bestimmt sich bei ihm innerhalb ihrer selbst als Idee zu einer Encyklopädie specifischer Differenzen, ist ein sich gliedernder, in unterschiednen Systemen sein Wesen entfaltender Organismus. Die absolute Identität des Objectiven und Subjectiven brachte er zu ihrer wahren, vernünftigen Bestimmung. Er nahm ihr den Schleier der Anonymität ab, mit dem sie ihr jungfräuliches sprödes Wesen den neugierigen Blicken des Verstandes verbarg, benannte und erfafste sie mit dem Namen und Begriffe des seiner selbstbewufsten d. i. des sich in sich unterscheidenden und diesen Unterschied, diesen Gegensatz seiner selbst, der das Princip der besondern Dinge und Wesen, die Quelle alles bestimmten, differenten Daseins ist, als sich selbst, als sein eignes Wesen wissenden und so als die absolute Identität sich bewährenden Geistes.

Hegel war es darum auch erst möglich, die Geschichte der Philosophie in einer Weise zu behandeln, die eben so wenig die Einheit der Idee in den unterschiedenen Systemen, als die Differenz und Besonderheit derselben aus dem Gesichte verliert. Die Idee, von der er ausgeht, ist eben so wenig unbestimmt, amalgamirend, die Unterschiede auslöschend, als bornirt, ausschliefsend und intolerant, so dafs er dem Besondern, um es ihr anzupassen, mit den Fesseln einiger abstrakten Begriffe oder Formeln Gewalt anthun müfste; sie enthält in sich selbst das Princip ungehemmter freier Entwicklung und Besonderung; ihr Grundsatz ist zwar nicht: ich lebe und lasse leben, sondern: Ich lebe im leben Lassen; ihre Bestimmungen sind so universaler, so elastischer und zugleich penetranter Natur, von eben so grofser Passivität, als Activität, so dafs sie nicht nur in die Individualität jedes Gegenstandes sich fügen, sondern jede Besonderheit, ohne sie in ihrer Selbstständ[igkeit] keit zu beeinträchtigen, in sich recipiren und begrei[fen]. Sollten wir auch irgend wo zwischen einem historisc[hen] Gegenstande und dem Begriffe und der Darstellung, [die] Hegel davon giebt, eine Disharmonie finden, so be[ruht] sie auf der allgemeinen Schranke, die im Individu[um] zwischen der Idee und ihrer Verwirklichung liegen ka[nn], aber nicht auf seinem Princip.

Mit solcher *Innigkeit*, wie H., hat noch kein [Ge]schichtschreiber die Philosophen der Vergangenhei[t be]handelt. Es sind keine fremde Personen, mit denen [er] eine steife Conversationssprache spricht; es sind [seine] Vorfahren, seine nächsten Anverwandten, mit dene[n er] vertraute Gespräche über die wichtigsten Gegenst[ände] der Philosophie wechselt. Er ist in der Fremde [zu] Hause; bei einem Parmenides und Heraklit, einem [Plato] und Aristoteles *bei sich selbst*. Es ist ihre eigne [hei]mathliche Luft, die Luft des griechischen Himmels [die] aus diesen seinen Vorlesungen erquickend und [bele]bend uns entgegenströmt. Seine Geschichte ist [die] unstreitig die Erste, die eine wirkliche *Erkenntniß [der]* Geschichte der Philosophie ist und gewährt, den [eigent]lichen *Sinn* der unterschiednen Systeme, ihren Be[griff] uns aufschliefst. Denn eine Sache erkennen wir [nur], wenn wir sie uns aneignen d. h. als eine Angeleg[enheit] unsrer selbst ansehen und behandeln, ihren Urspr[ung in] uns selbst finden, ihre Bestimmungen als Bestimm[ungen] unsrer Vernunft, in Uebereinstimmung mit unsern ei[genen] innersten Erkenntnifsprincipien begreifen. Wid[rigen]falls fehlt uns das Organ, wodurch wir das Objec[t be]tasten und ergreifen können. Jeder, der an die [Ge]schichte der Philosophie geht, mufs eine bestim[mte], wenn auch ganz schlechte Idee oder richtiger Vo[rstel]lung — denn eine schlechte Idee ist eben nichts [wei]ter als eine blofse Vorstellung — von der Philos[ophie] haben; wer nicht von einem bestimmten Begriff aus[geht], dem ist nicht einmal das Object gegeben; er kann [uns] nicht verbürgen, ob er uns nicht statt einer Geschi[chte] der Philosophie eine Geschichte der Perucken, der [...] oder irgend eines andern von der Philosophie him[mel]weit entlegnen Gegenstands liefern wird. Alle Au[ffas]sung ist so nothwendig *subjectiv*, und in diesem S[inne] *a priori*, der Unterschied ist nur, ob wir von unbie[gsa]men, hölzernen, einseitigen Begriffen ausgehen, die [das] Denken und die Auffassung der Gegenstände beschr[än]ken, oder von Begriffen, die selbst Geist und Le[ben]

allgegenwärtiger, allumfassender, alldurchdringen- Natur, von Begriffen also, die keine todte, von der igkeit des Denkens ausgeschiedene, fixe Produkte, rn die bei jedem neuen und besondern Gegen- e immer wieder von Neuem sich erzeugende Pro- ität, die lebendigen Kräfte, so zu sagen, des phi- hirenden Geistes selbst sind, und daher, eben weil ahrhaft allgemeiner, absolut geschmeidiger, jeder fähiger Natur sind, jeden Gegenstand bei seinem rechten Namen nennen. Aber eben von solchen fen, die ungeachtet ihrer Universalität *Nomina ia* sind, die das Object zu dem Unsrigen machen, s und unsrer Erkenntnifs identificiren, ohne ihm iner Objectivität, Selbstständigkeit und Besonder- was zu benehmen, geht H. bei seiner Geschichte losophie aus. Er führt uns nicht als ein gelehr- liothekar oder wohlschmeckender moderner Kunst- oder als ein beschränkter Custos, Portier oder diener, sondern als ein selbst Kunst- und Bau- diger in die erhabenen Tempel der griechischen phie ein und bringt uns mit aus dem Gegenstande geschöpfter Begeistrung ihre Herrlichkeiten zur ung. Wer daher nur wahren unverdorbnen ir die Philosophie und die Fähigkeit hat, den ines speculativen Geschichtsschreibers zu folgen, bei kein Kaspar Hauser ist, der auch an der n Blume, die ihm zur Beschauung gereicht nur die kleinen schwarzen Käferchen, die sich auf ihr befanden, oder andere, nach seiner Mei- rstige, nicht zur Blume gehörige Dinge mit Auf- keit fixirte, wird eben so viel Belehrung als us dieser Geschichte schöpfen, ohne durch die mung einzelner Härten, Dunkelheiten und For- in der Sprache und Darstellung sich den herr- otaleindruck verkümmern zu lassen. Referent ei einem so klassischen Werke für seine Auf- n von allem Räsonnement in einer summari- ersicht, die freilich ihrer Kürze halben um so nder ausfallen mufs, je tiefer und reicher ihr d ist, die Grundidee und den Entwicklungs- Werks nach den allgemeinsten Bezügen an-

eschichte der Philosophie ist keine Geschichte igen, subjectiven Gedanken d. i. von *Meinun-* rflächlich betrachtet, scheint sie zwar selbst gentheiligen Annahme uns zu berechtigen, indem sie so nichts darbietet als einen Wechsel unterschiedener Systeme, die Wahrheit aber unveränderlich und Eine ist. Allein die Wahrheit ist nicht Eine im Sinne abstrakter Einheit d. i. kein einfacher Gedanke, dem die Unterschiedenheit gegenüber steht; sie ist Geist, Leben, in sich sich selbstbestimmende und unterscheidende Einheit d. i. *konkrete* Idee. Die Verschiedenheit der Systeme hat in der Idee der Wahrheit selbst ihren Grund, die Geschichte der Philosophie ist nichts weiter als die zeitliche Exposition von den unterschiedenen Bestimmungen, die zusammen den Inhalt der Wahrheit selbst ausmachen. Die wahre, objective Kategorie, in der sie angeschaut werden mufs, ist die Idee der *Entwicklung*. Sie ist ein in sich vernünftiger, nothwendiger Fortgang; ein ununterbrochen fortlaufender Erkenntnifsact der Wahrheit; die unterschiedenen Philosophieen sind durch die Idee bestimmte Begriffe, nothwendige Gestalten derselben, nothwendig nicht in dem äufserlichen Sinne nur, dafs der Urheber eines Systems durch die Ideen seiner Vorgänger erregt wurde und so ein System durch das andere bedingt ist, sondern nothwendig in dem hohen Sinne, dafs der Gedanke, der das Princip eines Systems bildet, eine Bestimmung der absoluten Idee, der Wahrheit selbst, eine *wesentliche Realität* ausdrückt, welche daher für sich selbst als eine selbstständige Philosophie, in der Entwicklungsreihe auftreten müfste. Die Geschichte der Philosophie hat es darum nicht mit Vergangenem, sondern mit *Gegenwärtigem*, heute noch Lebendigem zu thun. Was an einer Philosophie vergeht, ist nicht das Princip selbst, sondern nur dies, dafs dieses Princip die absolute, die ganze Bestimmung des Absoluten ist. Die spätere reichere Philosophie enthält immer die Principien der frühern Systeme ihren wesentlichsten Bestimmungen nach in sich. Das Studium der Geschichte der Philosophie ist daher das Studium der Philosophie selbst. Die Geschichte der Philosophie ist ein *System*. Wer sie wahrhaft erfafst und von der Form der Zeitlichkeit und äufseren Geschichtsbedingungen entkleidet, der erblickt die absolute Idee selbst, wie sie sich innerhalb ihrer selbst im Elemente des reinen Denkens entfaltet.

Obwohl der Gang der Geschichte der Philosophie ein in sich nothwendiger, von Aufsen unabhängiger Ideengang, sie selbst nichts weiter als die zeitliche Entfaltung von den ewigen inneren Selbstbestimmungen oder Unterschieden der absoluten Idee ist, so steht sie doch zu-

gleich in dem innersten Zusammenhang mit der Weltgeschichte, die Philosophie unterscheidet sich nur dadurch von den übrigen Gestalten des Geistes, dafs sie das Wahre, das Absolute als Gedanke oder in der Form des Gedankens erfafst. Derselbe Geist und Gehalt, der in dem Elemente des Denkens als Philosophie eines Volks sich ausprägt und vergegenständlicht, ist auch in der Religion, der Kunst, dem politischen Zustand enthalten und ausgedruckt, aber in der Gestalt der Phantasie, der Vorstellung, der Sinnlichkeit überhaupt. Die Beziehung der Philosophie zu den übrigen Gestalten des Geistes und dieser zu ihr mufs daher nicht unter der leeren Vorstellung des Einflusses, sondern vielmehr unter der Kategorie der Einheit gedacht werden. „Das denkende Sich-erfassen der Idee ist zugleich die von der entwickelten totalen Wirklichkeit erfüllte Fortschreitung — eine Fortschreitung, die nicht das Denken eines Individuums durchläuft und sich in einem einzelnen Bewufstsein darstellt, sondern als der in dem Reichthum seiner Gestaltung in der Weltgeschichte sich darstellende allgemeine Geist. In dieser Entwicklung geschieht es daher, dafs eine Form, eine Stufe der Idee in einem Volke zum Bewufstsein kommt, so dafs *dieses* Volk und *diese* Zeit nur diese Form ausdrückt, innerhalb welcher es sich sein Universum ausbildet und seinen Zustand ausarbeitet — die höhere Stufe dagegen Jahrhunderte nachher in einem andern Volke sich aufthut." I. B. S. 47. „Jede Philosophie gehört darum, weil sie die Darstellung einer besondern Entwicklungsstufe ist, ihrer Zeit an und ist in ihrer Beschränktheit befangen." S. 59.

Der Ursprung der Philosophie ist daher nicht von Zeit und Ort unabhängig. Est nachdem für die Noth des Lebens gesorgt ist, sagt Aristoteles, hat man zu philosophiren angefangen. Es giebt aber nicht nur physische, sondern auch politische und noch manche andre Noth. Die wahre Philosophie, Philosophie im strengen Sinne genommen, beginnt daher nach H. nicht im Orient, ob man gleich dort genug philosophirt hat und eine Menge philosophischer Schulen sich in ihm vorfindet. Sie beginnt erst da, wo die persönliche und politische Freiheit aufgeht, wo das Subject sich zu einem objectiv[en] Willen verhält, den es als seinen eignen Willen e[r]kennt, zu der Substanz, dem Allgemeinen überhaupt, [so] dafs es in der Einheit mit ihm sein Ich, sein Selbst[be]wufstsein erhält. Dies ist aber nicht im Oriente, wo [das] höchste Ziel die bewufstlose Versenkung in die Sub[]stanz ist, sondern erst in der griechischen und germa[]nischen Welt der Fall. Griechische und germanische Philosophie sind daher auch die zwei Hauptformen [der] Philosophie.

Ehe wir aber den Entwicklungsgang der griechisch[en] Philosophie kürzlich darstellen, müssen wir vorher [noch] bemerken, dafs H. nur die wesentlichen Begriffsbestim[]mungen eines philosophischen Systems ins Auge [fafst] und daher die bei einer ausführlicheren oder mehr [ge]lehrten als philosophischen Behandlung der Geschi[chte] in Berücksichtigung kommenden Modificationen, [die] in seiner weitern Ausbildung fand, z. B. bei der [ioni]schen Schule den Diogenes von Apollonia, von dem bekanntlich Simplicius Fragmente aufbewahrt hat, Archelaos, von dem wir freilich beinahe so [gut wie] nichts wissen, übergeht oder nur nebenbei erwähn[t], dafs er das Dasein eines Begriffes und zwar mit [] Rechte erst von dem Moment an rechnet, wo [er] *für sich* her, vor und an die *Spitze* eines Systems sein *charakteristisches* Princip tritt, also z. B. [den Be]griff der nach Zwecken sich bestimmenden Thä[tigkeit] den Begriff des Νοῦς erst dem Anaxagoras [zu], obgleich schon beim Heraklit, beim Xenophanes, Anaximenes sich ähnliche Gedanken im Kreise [der] übrigen Anschauungen vorfinden.

Der Anfang der Philosophie ist ein beschränkter. Das Denken ist noch nicht von dem frei, wovon [es ab]strahirt; es ist noch befangen in der unmittelbaren sinnlichen Anschauung. Auf diesem Standpunkt [steht] die ionische Schule. Das Grofse, das Philosophische derselben ist, dafs sie die sinnliche bunte Mannigfaltig[]keit der Dinge auf ein Einfaches reducirte, [die] Vielheit der Anschauung sich zur Einheit des [Den]kens erhob.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 47.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

September 1835.

zel's Werke. Vollständige Ausgabe. XIII. XIV. Bd. Hegel's Vorlesungen über die Gehichte der Philosophie. Herausgegeben von r. Carl Ludwig Michelet.

(Fortsetzung.)

Aber das Eine, das Wesen, das Allgemeine erfafste elbst noch als ein Besonderes, in der Gestalt einer chen Bestimmtheit, Thales in der Gestalt des Was- Anaximenes in der der Luft, Anaximander *) frei von einer bestimmten Qualität, aber doch ofr noch als etwas Materielles oder als die Materie aupt. Der nächste nothwendige Fortschritt ist dalafs sich das Denken von der Schranke eines maen Substrats befreit. Dies geschieht durch Pyras, indem er die Zahl zum Wesen der Dinge e. Die Zahl ist kein Materielles, wie Wasser, sie ist etwas Innerliches, Ideelles. Aber die Zahl lbst noch ein sinnlich Unsinnliches, noch nicht der f und Gedanke selbst, wie denn schon Plato, Aris und die Neuplatoniker die Zahl als etwas zwidem Sinnlichen und dem Gedanken in der Mitte Stehendes richtig bezeichneten. Erst die eleatische Schule versetzt uns daher mit der erhabnen Idee des reinen, einfachen, sich selbst überall gleichen, untheilbaren Seins auf den Boden des Gedankens, in das Element der Wissenschaft. In ihr beginnt die Dialektik, die in Zeno ihren Culminationspunkt erreicht. Das Denken beurkundet seine Kraft und Energie, wozu es jetzt gediehen ist, in der Negativität des sinnlichen Seins, in der Nachweisung, dafs es vor der Realität des absolut Einen, des Seins, des Gedankens als ein sich selbst Widersprechendes verschwindet. Die Dialektik ist bei den Eleaten jedoch nur eine Bewegung, die im denkenden Subjecte aufser dem Objecte vorgeht, in Wahrheit aber ist sie eine Nothwendigkeit, die aus dem Gegenstande selbst entspringt, ist *das* Sein, wie sie es fafsten, das Negative selbst des sinnlichen bestimmten Seins. Die Dialektik, als die Bewegung der Entgegensetzung, als die Negation des bestimmten endlichen Seins in seiner Bestimmtheit, mufs daher als ein objectiver Procefs selbst gefafst werden. Heraklit war es, der das fixe Sein der Eleaten in den Flufs des Werdens brachte. In ihm geht daher erst die Idee einer spekulativen Philosophie auf, indem er die Gegensätze in der Form von Sein und Nichtsein in ihrer Einheit begriff, behauptend, dafs nicht das sich selbst gleich bleibende Sein, sondern die Veränderung, das Werden, das Wesen der Dinge sei. Empedokles, der von geringerm philosophischen Interesse ist, neigt sich, obwohl Italer, mehr zur physikalischen Ansicht der Dinge. Auch er erfafste entgegengesetzte Principien, die er Feindschaft und Freundschaft nannte, als das Wesen der Dinge, und sprach die Einheit des Entgegengesetzten aus, aber in einer rohen, dem Gedanken unangemefsnen Form, in der Vorstellung der Vermischung. Zugleich kommt aber auch bei ihm der Begriff der Trennung und Unterscheidung bestimmter, als in den früheren Systemen zum Vorschein, jedoch erst bei Leukipp

*) it Unrecht setzt Ritter in seiner Geschichte der Philosoie I. B. S. 278 den Anaximander wegen der Art, wie er einzelnen Dinge aus dem Urwesen ableitet, dem Thales d Anaximenes als den Begründer der *mechanischen* Phy- (?) entgegen. Verwandlung und Entmischung sind wegstens in diesen ältesten Philosophieen, nicht so einander tgegengesetzt zu denken, wie R. es sich vorstellt. Der stand der Dinge in ihrer Einheit ist ja auch ein *anderer* der in ihrer Sonderung und Entmischung, hiemit wenn ch das *wesentliche*, eigentliche Werden und Verändern, übrigens Thales auch schon aufhob, wenn er Ein geinschaftliches Princip aller Dinge setzte, doch keineswegs formelles, äufserliches Werden und Verwandeln aufgeben. A. Lehre scheint nur eine weiter gegangene Rexion über die Genesis der Dinge, wie Thales sie sich dacht hat, aber nicht eine wirklich entgegengesetzte Art s Denkens auszudrücken.

und Demokrit in den Gedanken der Atome und des Leeren, worin diese sich befinden, zu seiner vollen Realität. Das Atom ist kein sinnliches, sondern das einfache, qualitätslose Sein der Eleaten, an dem aber jetzt der Begriff des Unterschieds, des Negativen gesetzt ist. Das eleatische ununterbrochene Eine ist nun discretes Eins, das Eins der Vielheit; das Sein Fürsichsein. Das Leere ist nichts andres als die sinnliche Vorstellung von dem Aufsereinandersein, dem Unterschiede der Atome von einander.

Es ist daher nicht richtig, wenn Tennemann, wie auch Hegel ausdrücklich bemerkt, der eleatischen Philosophie als einem Intellectualsystem die Atomistik als Empirie oder Materialismus geradezu entgegensetzt. Denn das Atom ist kein Gegenstand der Empirie, sondern des Denkens; die Bestimmung, dafs es nur wegen seiner Kleinheit (*σμικρότητα*) unsichtbar sei, ist eine sinnliche rohe Vorstellung. Bei Sextus Empirikus (*VII. adv. Log. I.* § 138. 139) heifst es ausdrücklich — Stellen, die übrigens Tennemann selbst anführt, ohne jedoch eine durchgreifende Anwendung von ihnen zu machen — dafs Demokrit die Realität der Sinnenwahrnehmungen aufhebt, dafs nach ihm nicht der Sinn, sondern nur der Gedanke das Wirkliche, Reelle erfafst, dafs nur die Erkenntnifs *διὰ τῆς διανοίας* der Maafsstab des Wahren ist. Ausdehnung, Gestalt und Gröfse sind allerdings die primitiven Formen, in denen das Atom Object des Sinnes wird, aber seine wahrhafte Bestimmung, die Untheilbarkeit ist nur Object des Denkens. Uebrigens sind Gröfse, Figur selbst durch den Gedanken bestimmbare, mathematische Eigenschaften. Der Körper ist allerdings in diesem Systeme das Reale, aber das Atom, das Wesen des Körpers, ist selbst nichts als der zum Ding entäufserte Gedanke, ein Auswurf der Vernunft. — Einen wesentlichen Fortschritt gegen die Eleaten bilden aber dadurch die Atomisten, dafs sie eben so wohl das Sein als das Nichtsein (das Negative überhaupt) als reel setzten, jenes unter der sinnlichen Form des Vollen, dieses unter der des Leeren, jedoch im Bewufstsein ihrer reinen Gedankenbestimmungen, indem sie nach Aristoteles (*Metaphys. I.* 4.) ausdrücklich das Volle das *ὄν*, das Leere das *μὴ-ὄν* nannten.

Die bisherigen Philosophieen erhoben sich zu *bestimmten* Gedanken, aber noch nicht zum Gedanken selbst, zu Vernunftbestimmungen, aber nicht zum Wesen der Vernunft selbst. Das Sein der Eleaten, das Werden des Heraklit, das Eins oder Fürsichsein der Atomisten ist nichts den Sinnen Gegenständliches; es i[st] Gedanken; es versteht sich, keine subjectiven, sond[ern] an und für sich seiende, absolute Gedanken, übersi[nnli]che Wesenheiten. Aber gleichwohl ist der Gedanke noch als ein bestimmter, in der Gestalt des Dings [oder] Wesens in ihnen das Princip. Die Bestimmungen [des] Gedankens sind zwar keine sinnlichen, wie die der [ioni]nischen Schule, sondern selbst gedankenhell, eines [We]sens mit der Vernunft, aber der Gedanke ist doch [noch] nicht *als Gedanke* zum Princip gemacht. Diesen [Man]gel beseitigte Anaxagoras. In ihm wurde erst der [Ge]danke als solcher seiner selbst bewufst. Er machte [den] *Verstand selbst*, den *Νοῦς* zum Princip der Dinge, Verstand aber in dem Sinne ungefähr, wie wir vo[n Einrich]tungen, Ordnung, innrer Zweckmäfsigkeit, Vern[unft in] der Natur sprechen, daher er auch den *Νοῦς* nicht [von] der *Ψυχὴ* genau unterschied. A. erfafst ihn aber ganz abstrakt; er konnte deswegen auch das Best[immte,] Besondere nicht aus ihm ableiten, was ihm [die] Alten, wie Plato, zum Vorwurf machten. Die E[ntwick]lung und der weitere Fortgang der Philosophie [besteht] daher in nichts anderem, als dafs das Princip des [A.,] der *Νοῦς*, der von nun an die bleibende Grundl[age ist,] näher bestimmt und entwickelt wird. A. erfa[fste die] Vernunft nur unbestimmt als die Ursache der W[elt; sie] als ihr Wesen zu erkennen, ist jetzt die Aufg[abe der] Philosophie. Es beginnt ein neuer Anfang, ein[e neue] Epoche für sie. Die *σοφία φαινομένη οὖσα δὲ μ[ή]* [der So]phisten eröffnet sie, oder bildet den Uebergang [der] frühern in diese neue Periode der Philosophie.

Indem der von der Bestimmtheit der Obje[cte] (oder deutlicher von der Form des Dings) frei[e Ge]danke, der Gedanke als Gedanke als das Prin[cip der] Dinge gesetzt ist, wird jetzt das Denken Geg[enstand] des Denkens, ist der Geist nicht mehr Bewufstse[in von] dem Gedachten als einem Objecte, sondern Bew[ufstsein] nur von dem Objecte als einem Gedachten, Sel[bstbe]wufstsein, verhält er sich zu dem Objecte als zu [seinem] Gleichen, zu sich selbst, ist ein Gegenstand nur [als Object] seines Bewufstseins als gesetzt und vermittelt durch [das] *Selbst*bewufstsein. Eine Folge hievon ist, dafs auch das denkende *Subject*, der Mensch, in sich [zurück]gerichtet und vertieft, seiner Wesenhaftigkeit [und Rea]lität bewufst und gewifs wird; die Subjectivität [als] Form des Absoluten erfafst. Das Selbstbewufstse[in]

enkens äufsert sich daher zunächst, wo er noch
t sich selbst zu einem wesenhaften Inhalt bestimmt
nur die formelle Kraft und Thätigkeit der ihrer
ität gewissen Subjectivität ist, blofs als die negative,
Objective, Bestimmte in Nichts auflösende *Macht*,
der feste Punkt, von dem diese Zerstörung ausgeht,
eben weil das Denken noch formell, von keinem be-
nten Inhalt erfüllt ist, nur das Subject in seinem
rischen Dasein. Auf dieser Stufe stehen die So-
en, die alle bestimmten Grundsätze und Wahrhei-
lie dem nicht denkenden und reflectirenden Bewufst-
als absolut gelten, in Widersprüche auflösten, und
namentlich Protagoras, den *Menschen* mit seinen
ellungen, Empfindungen und Trieben, das em-
ne Subject als das *Maafs der Realität* setzten.

(Der Beschlufs folgt.)

XL.

li Benvenuto Cellini orefice e scultore fiorentino tta da lui medesimo. Giusta l'autografo pubbli- dal Tassi. Vol. 1–3. *Lipsia (Vofs)* 1833— . 8.

chdem des Benvenuto Autobiographie mehr als zwei Jahr-
e hindurch, wenn schon nicht unbeachtet, dennoch den
unbekannt im Manuscriptensaal einer florentinischen
ek geruhet hatte, erwarb sich Antonio Cocchi das Ver-
ines ersten Herausgebers, es geschah dies im Jahre 1728
el (Cöln). Die Freunde der Kunst- und Litteraturge-
hatten Grofses erwartet, ihre Hoffnungen wurden über-
hatte man bei ruhigerer Betrachtung der aus seinen
tten hervorgegangenen Kunstwerke gelernt, diesen nun
tige Stelle anzuweisen, so stand man andererseits nicht
Schriften Cellini's richtig zu würdigen. Wohl konnte
über Gebühr gepriesenen Werken seines Meissels an-
der That nicht minder treffliche gegenüberstellen, wohl
man ein, dafs seiner Vorgänger Werke im Gebiete der
chneidekunst, die eines Sperandeus, Pisanus Pictor,
e Pastis u. a. die seinigen weit übertrafen — dennoch
ndete man das den plastischen Werken entzogene Lob,
denen der Feder, namentlich der Autobiographie, die-
ır schätzbaren Document, worin sich ein bedeutendes
chsam unbegränztes Individuum und in demselben der
tige sonderbare Zustand vor Augen stellt." Denn in
nicht häufig sind die Naturen, die wie Cellini mitten
eben einer regsamen Stadt zu bedeutender Zeit hinein-
n als Repräsentant des Jahrhunderts, vielleicht sämmt-
enschheit zu gelten. Solche Naturen, sagt der Dichter,
als geistige Flügelmänner angesehen werden, die uns
;en Aeufserungen dasjenige andeuten, was durchaus,
obgleich oft nur mit schwachen Zügen in jeden menschlichen Busen eingegraben ist. Bestimmter aber zeigt er sich als Repräsentanten der Künstlerklasse durch die Allgemeinheit seines Talents; Musik und bildende Kunst streiten sich um ihn, zu allem Mechanischen hat er Geschick, ihm schwebt das Bild sittlicher Vollkommenheit als ein unerreichbares beständig vor Augen, es treibt ihn die Glaubenslehre seiner Kirche, die drang- und ahnungsvolle Zeit zum Wunderbaren; aus phantastischen Regionen zurückkehrend findet er sich aber auch ins Leben, um sich leicht zwischen mehreren Welten zu bewegen; er beachtet alles Bedeutende und Würdige seiner Zeit, ist Hofmann, Redner, Dichter und gewinnt zuletzt, wie in Absicht auf bildende Kunst durch seine Geburt im florentinischen Künstlerkreise, so auch für die Kunst des Griffels bedeutenden Vortheil, da er eben als Florentiner ohne auf Sprache und Schreibart zu studiren, vor vielen andern die Fähigkeit erlangt, durch die Feder seinem Leben und seiner Kunst mehr als durch Grabstichel und Meifsel dauerhafte Denkmale zu setzen. —

Nachdem der reiche Schacht erschlossen, versuchten zuerst die Britten ihn auszubeuten. Thomas Nugent übertrug die Autobiographie in die Landessprache (1771). Schreibt er gleich bequem und gefällig, so fehlt es ihm doch nicht selten an der Gelehrsamkeit der Ort- Sach- und Sprachkenntnifs, sonderbare Pruderie veranlafste ihn aufserdem, so manches Derbe und Charakteristische abzuschwächen und zu verwischen. Lessing beabsichtigte eine Uebersetzung, Dumouriez gab eine französische, ohne dafs sie unseres Wissens gedruckt wäre. Da beschenkte Goethe unser Deutschland mit seiner Arbeit; seitdem ist Cellini Eigenthum des Volkes, ein Kunstwerk durch und durch, beides in Inhalt und Form! Seltsam genug, dafs Tassi (p. X) sagen kann „ . . *se non che ei* (*Goehte. sic*) *volle ogni suo pregio oscurarne col presentarci, nell' Appendice, il Cellini come huomo brutale, che ad ogni vizio si abbandonasse e da lui trarne quindi sicura consequenza, che tali pur fossero tutti gl' Italiani; nel che mal potrà definirsi se di senno ei più mancasse, o di cuore.* Saint-Marcel's im Jahre 1822 erschienener dürftiger Auszug in französischer Sprache wimmelt von Fehlern, besonders in den Namen, welche mit Unrecht dem Setzer zur Last gelegt wurden.

Es lag am Tage, dafs nur aus den Handschriftendepots in Florenz für das merkwürdige Buch Heil zu erwarten war. Baldinucci hatte durch Mittheilung interessanter Bruchstücke im Leben des Primaticcio, auf eine Handschrift des Andreas Cavalcanti aufmerksam gemacht, von einer anderen Seite her wufste man, dafs sie später im Besitze des Francesco Redi gewesen, so durch Magliabechi (*Notizie di Scritt. Fiorent.* handschriftl. *Magliabech. Cl. IX. cod.* 104, 105).

Thöricht genug veranstaltete Francesco Bartolini (1792) statt solchen Spuren nachzugehen, einen flüchtigen Abdruck der Cocchischen Ausgabe; des Giovanni Silvestri (1805) Ausgabe ist um weniges besser. Palamedi Carpani beabsichtigte zwar eine Sammlung der Werke des Cellini, allein sie erschien nicht, wohl aber 1806—11 eine Ausgabe der Vita, in welcher Vol. 1. p. 15 das Epigramm des Giovanni Cellini, Vaters unseres Ben-

venuto fehlt, welches später Moreni *) bekannt machte, sie wiederholt auch den alten Irrthum in Betreff der drei (statt vier) Münzen für Alexander v. Medicis. Trotz ihrer Mängel nahm man diese Arbeit innerhalb und aufserhalb Italiens beifällig auf, Roscoe aber übertrug sie im Jahre 1823 ins Englische. Der von Carpani für die Mailänder Sammlung (*Collezione biografica*) besorgte Abdruck (1821) genügte endlich für diese Zeit vollkommen.

Dies war die Lage der Sache, als ein günstiges Geschick (*fortuna . . . volle che in lui s'imbattesse*) dem Luigi de Poirot die Handschrift zuführte, deren Molini gedenkt, und die aus der Hand des Lorenzo Cavalcanti in den Besitz des Francesco Redi übergegangen war. Sie ist klein Folioformat, 520 Blatt, 19 und 20 einseitig beschrieben, auf f. 69 folgt irrig 80 und führt auf der Rückseite des Titelblattes die Bemerkung: *De' libri d' Andrea di Lorenzo Cavalcanti*, dann folgt auf einem besonderem Blatte Ricordo I.: *di questo singularissimo libro fu fatta sempre grande stima*, des Inhalts, dafs der Besitzer den hohen Werth des mifsgünstig gehütheten Schatzes wohl kennend, nie eine Ansicht desselben gestattet habe, und dann das Sonett: *Questo mia vita travagliata io scrivo*. Darauf folgt *Ricordo secondo*: *Jo avevo cominciato a scrivere di mia mano questa mia vita, come si puo vedere in certe carte rappicate*, in welchen Worten, bedürfte es anders neben den bedeutenden innern Gründen, dem Verhältnifs zur Crusca, dem Sonett, dem Briefe an Varchi, noch desselben, der sprechendste Beweifs liegt, dafs wir Cellini's Autographum in Händen haben, denn hier *trovandosi appunto in esso le prime dieci rappicate insieme con ostie, e dalla stesso Cellini scritte* . . . . Die Handschrift des Cellini selbst hört mit der zehnten Seite auf, dann dictirte er dem Michele Vestri dalla Pieve a Groppine in die Feder, später bemerkt man Cellini's Handschrift noch einmal und dann die eines Fremden. Wahrscheinlich sind die Bemerkungen im Text und am Rande von Varchi's Hand, denn diesem hatte der Meister die Handschrift zur Durchsicht überschickt (*Lettere pittoriche I. 217. 22, Mai 1559*).

Fragen wir nun, worin der Werth des neu aufgefundenen, nun zuerst von Franc. Tassi veröffentlichen Originalmanuscripts und demnächst das der nach demselben veranstalteten Ausgaben besteht, so ist die Antwort eine doppelte: der betreffende Text ist wesentlich *verbessert* und um Bedeutendes *vermehrt*. Die einzige Handschrift, denn sicherlich gestattete Cellini keine Abschrift, welche den Originaltext rein und unverfälscht enthält, ist die vorliegende, sie verbessert zunächst den Text in der Art, dafs fast keine Seite unverändert geblieben ist, dafs manche, ja fast alle durch falsche Lesarten dunkele oft sinnlose Stellen beleuchtet und für immer geheilt sind, dafs alle in allen Uebertragungen wiederkehrenden lästigen Wiederholungen im Ausdruck in ihrer tautologischen Monotonie (*che io diventassi e divenissi, in questo mentre ed in tal tempo*) als Zusätze unkundiger Schreiber sich herausstellen. Was aber die Bereicherungen betrifft, so giebt die Handschrift natürlich Alles, was die Sprödigkeit, die unredliche übelangebrachte Keuschheit oder die Furcht der Abschreiber überhüpft hatten; es gilt das von [illegible] zen Abschnitten, welche allerdings den Zorn und die [illegible] lebender oder das Andenken kaum Geschiedener kränken [illegible] verletzen konnte, so Tassi Vol. I. 114, 118, 171, 182, [illegible] 249, 465 und die Leipziger Ausgabe an den betreffenden [illegible] len namentlich 2, 117, 206.

Von dem vollkommenen Verständnifs seines Gegenstan[des] konnte man mit Recht erwarten, dafs Tassi auch den [illegible] Text zweckmäfsig gestalten würde, dies ist denn nun [illegible] auf die Orthographie in der Art geschehen, dafs man [illegible] vollgültigem Grunde hier und dort änderte, dafs man [illegible] durch verständige Interpunktion manchem Perioden se[illegible] tigen Sinn wiedergab, dagegen alle jene Licenzen und [illegible] men beibehielt, die des alten Meisters Eigenthümlichke[it] prägen, dafs man endlich die in der Handschrift natürlich [illegible] vorhandene Capiteleintheilung beibehielt, war durchaus [illegible] mäfsig. Alle diese Vorzüge der Florentiner Ausgabe [illegible] die Leipziger. Hatte Tassi in seinem für Gelehrte auss[chließ]lich berechneten dritten Theile Recht, zu der von Carpa[ni] [illegible] reits aus einem Florentinisch-Riccardischen Manuscript [illegible] theilten *Aggiunta di Notizie intorno al Cellini*, welche [illegible] interessante *Riccordi* und *Documenti* enthielt, noch [illegible] zufügen, so dafs ihre Summe auf einhundert acht und [illegible] stieg, neunzehn eigenhändige Briefe Cellini's ungerechnet [illegible] der Leipziger Herausgeber von seinem Standpunkt [illegible] Nützlichkeit aus, vollkommen zu rechtfertigen, dafs [illegible] dieser Aktenstücke, (von denen eigentlich nur das den [illegible] von Franz I. ertheilte Bürgerrecht und die Schenkung [illegible] des Schlosses Piccolo-Nello besonders interessant sind) [illegible] ber die bei Tassi vermifsten Abhandlungen *dell'* [illegible] *della scultura, dell' arte del disigno, dell' architettura* [illegible] noch ungedruckte *del suggello dell' accademia de'* [illegible] theilte und treffliche bibliographische Notizen, so wie [illegible] zeichnifs aller erwähnten Cellinischen Werke jeder Art [illegible] Poirot hatte zwar das Manuscript zu lexicalischen Zw[ecken] [illegible] nutzt, dennoch ist Tassi's Arbeit über Worte, welche [illegible] Crusca fehlen, theils des Beleges ermangelten, sehr [illegible] des deutschen Bearbeiters gedrängter Auszug indes[sen] zweckmäfsiger. Rechten nur möchten wir mit letzterem [illegible] er *Andere* auffordert, aus dem so umgestalteten Text [illegible] eine deutsche Uebersetzung zu arbeiten — ein gewag[tes] [illegible] allerdings — wer aber, soll es denn doch unternommen [illegible] ist mehr dazu berufen, als der Mann, der sich durch [illegible] Ausgabe hineingelebt hat in Cellinische Denkweise, Spr[ache] [illegible] Sitte **). Die Ausstattung der Leipziger Ausgabe steht [illegible] Florentiner kaum nach, die Kupfer nach Cellini's Bas[illegible] sind in der ersteren unseres Ermessens sogar künstlerisch [illegible] voller, der *Apollo secondo il disegno originale di Benv[enuto Cel]lini* eine sehr erfreuliche Vermehrung. —

G. Friedlaen[der].

*) *Dissertazione istorico critica sulle tre sontuose capelle Medicee della real basilica di S. Lorenzo. Firenze 1813. p. 96.*

*) Denn in den von Gamba bereits im J. 1829 mitgetheilten [illegible] welche auch hier wiederkehren, ist das Gute nicht neu und [illegible] nicht gut.

**) Seitdem diese Zeilen niedergeschrieben ist Herrn Adolf W[illegible] von Leipzig aus. berichtet worden.

№ 48.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

September 1835.

el's Werke. Vollständige Ausgabe. XIII. XIV. Bd. Hegel's Vorlesungen über die Geichte der Philosophie. Herausgegeben von . Carl Ludwig Michelet.

(Schlufs.)

'as Grofse und Wahre, das der Sophistik zu e liegt, ist, dafs sie die Subjectivität als das Maafs jectivität setzte, indem nach ihr das Object, nur end für das Bewufstsein, Object, die Beziehung ins auf das Bewufstsein seine wesentliche Katest; das Falsche an ihr aber ist, dafs sie nicht die die selbst *objective* Subjectivität, nicht das anr-sichseiende, sondern das *relative* Bewufstsein, en Menschen nach seiner allgemeinen Natur als des Wesen, sondern als particuläres Subject zum dessen, was ist und nicht ist, machte.

krates war der Νοῦς, der aus dem chaotischen ır der Sophistik das Wahre vom Falschen, das on der Finsternifs schied. Den Boden, worauf , hat er mit den Sophisten gemein. Auch sein ist die von keinem äufsern Objecte bestimmte, egen das Beschränkte und Bestimmte, das dem lbaren Bewufstsein als feste Realität gilt, negaicht der Subjectivität; auch in ihm bezieht sich nsch nur auf sich selbst; auch nach ihm hat er afs der Realität an sich selbst. Aber er untersich wesentlich dadurch von ihnen, dafs ihm laafs nicht das particuläre, sondern das allgeBewufstsein, das Bewufstsein des Wahren, Guten er einen vernünftigen, absoluten Zweck, einen ır durch das Denken gesetzten, aber nichts desto an und für sich seienden, festen, substanziellen *das Gute* als das Wesen der Subjectivität be-

s Gute hat aber bei Sokrates aufser dem ManBestimmtheit, aus welchem die verschiedenen Sokratischen Schulen hervorgingen, die es konkreter zu fassen versuchten — die Megariker als das Einfache, Sich selbst gleiche, Identische, die Kyniker als Bedürfnifslosigkeit und Unabhängigkeit, die Kyrenaiker als das durch das Denken, durch Geistesbildung vermittelte Vergnügen — noch diesen Mangel an sich, dafs es von ihm nur in einem beschränkten Sinne, in der Bedeutung des praktisch Guten erfafst ist. Diesen Mangel beseitigte Plato. Er erfafste die Idee des Guten nicht blofs in ihrer Beziehung auf den Menschen, als Zweck seines Lebens, sondern an und für sich selber, als den allgemeinen Zweck und Begriff des Universums und erhebt dadurch das Princip des Sokrates, das in ihm noch ein subjectives, mit seiner Persönlichkeit identisches Wissen war, zur *Wissenschaft*. Wie dem Sokrates, ist auch ihm das Gute allein das Wirkliche, aber das Gute nicht blofs im Sinne des moralisch Guten, sondern in einem höhern, allgemeinern, im spekulativen Sinne, als das Wahre, Ewige, Unveränderliche, Allgemeine, Wesenhafte, An- und fürsichseiende überhaupt in allen Dingen und Wesen. Denn nicht das unmittelbare, sinnliche, nicht das je nach der Beschaffenheit des particulären Subjectes so oder so beschaffne wandelbare Sein, sondern das allgemeine, an und für sich seiende Sein, das Sein, wie es Gegenstand der allgemeinen Thätigkeit im Menschen, Gegenstand des lautern Denkens, ist ihm das *wirkliche*, reale Sein. Dieses allgemeine, intellektuelle Sein — das Sein, wie es allein Gegenstand der Philosophie ist — ist aber das, was Plato die *Idee* nennt. Die Idee ist nicht eine formelle Allgemeinheit, wie etwa eine abstrakte Eigenschaft, die der Verstand vom Sinnlichen als dem Realen abgezogen hat und nun für sich fixirt; sie ist nicht ein subjectiver Gedanke oder ein Ideal, das nur in unserm Verstande jenseits der wirklichen Welt, eben so wenig ein Urbild, das über den Dingen in einem aufserweltlichen Wesen sich befindet. Die Idee ist das Wirkliche selbst, aber

wie es als Gedanke, wie es in seiner Wahrheit ist. Die Ideen sind deswegen auch nicht ästhetische Formen, in unmittelbarer Anschauung zu finden. „Man *hat* die Ideen nicht, sondern sie werden durch das Erkennen im Geiste hervorgebracht. Der Enthusiasmus ist ihre erste unförmliche Erzeugung, aber das Erkennen fördert sie erst in vernünftiger gebildeter Form an den Tag. Aber sie sind eben so real; sie sind und sie sind allein das Sein." II. B. S. 201. Aber gleichwohl ist in der platonischen Philosophie noch eine Kluft zwischen dem Wirklichen, wie es die Idee, das Allgemeine ist, und zwischen ihm, wie es das Einzelne, sinnlich Wirkliche ist — daher die schon von Aristoteles hinlänglich gerügte Schwierigkeit, wie die Ideen, die Gattungen sich zu den einzelnen Dingen verhalten und diese an jenen Theil nehmen. Es fehlt der platonischen Idee die Kraft, sich selbst zum Bestimmten zu bestimmen, das Moment der sich selbst verwirklichenden Thätigkeit.

Durch dieses Moment unterscheidet sich Aristoteles von Plato. Das Gute, das Allgemeine, die Idee ist bei ihm, wie bei Plato, das Object der Philosophie, aber er faſst die Idee als sich individualisirende Energie und Lebendigkeit, als den sich selbst realisirenden Zweck. Wie er gegen Heraklit, gegen das Princip der bloſsen Veränderung das Allgemeine als das Feste, sich selbst gleich Bleibende hervorhebt, so hält er gegen Plato und die Pythagoräer an der Thätigkeit, dem Princip der Sichselbstbestimmung fest. S. 320. „Die zwei Hauptformen bei A. sind daher die δύναμις, die Möglichkeit (die Materie, das Ansichsein, die Anlage, Vermögen) und die Wirklichkeit ἐνέργεια oder Entelechie (ἐντελέχεια) d. i. die *Form*, die Thätigkeit (das Princip der Individuation). Die absolute Substanz ist daher die, die in ihrer Möglichkeit auch die Wirklichkeit hat, deren Wesen (*potentia*) Thätigkeit selbst ist." S. 326. „Wenn bei Plato das affirmative Princip, die Idee als nur abstrakt sich selbst gleich das Ueberwiegende ist: so ist bei Aristoteles das Moment der Negativität, aber nicht als Veränderung (wie bei Heraklit), auch nicht als Nichts, sondern als Unterscheiden, Bestimmen hinzugekommen und an ihm herausgehoben." S. 322. Die Philosophie des A. ist daher nichts weniger als ein dem Platonismus entgegengesetzter Empirismus. Diese Meinung stützt sich einerseits auf die Manier des A., andererseits hauptsächlich auf seine berüchtigte Vergleichung der Seele mit einer *Tabula rasa* und dem Wachse. Die Manier des A. ist nun allerdings empirisch, nach einander a zählend, die ganze über einen Gegenstand vorhan Vorstellungsmasse ohne logischen Fortgang und Zus menhang analysirend Aber er faſst auch die Vors lungen in den Begriff zusammen, und wird so tief s kulativ. Ja die Empirie des A. ist selbst spekulat Natur, indem er den Gegenstand nach *allen* seinen menten und Beziehungen verfolgt, und so die Empirie Totalität erhebt. „Das Empirische in seiner Synt aufgefaſst, ist der spekulative Begriff." S. 311. aber jene Vergleichung der Seele mit dem Wachs trifft, so war es nur roher Miſsverstand, der daraus den Empirismus des A. schloſs. Man trug nämlich Bild in seinem ganzen Umfange, so zu sagen mit und Haaren auf das Geistige über und übersah den wesentlichen Unterschied zwischen dem Wachse der Seele. Bei dem Wachse nämlich bleibt der druck vom Siegelringe eine äuſserliche Figur, wird gleichen Wesens mit dem Wachse. Hingegen die nimmt die Form (der Dinge, Objecte) „in die Sub der Seele auf, assimilirt sie und zwar so, daſs die an ihr selbst gewisser Maſsen alles Empfunden S. 380. „Die Seele ist also nicht wie passives W Das Aufnehmen ist eben so sehr Aktivität der i nachdem das Empfindende gelitten, hebt es die P tät auf, bleibt zugleich frei davon." „A. sagt: der erhält sich selbst gegen die Materie, ἀντιφράττ wie Chemisches d. h. hält das Materielle von s repellirt dasselbe und verhält sich nur zur Form." S

Plato und Aristoteles erhoben die Philosoph Wissenschaft, aber noch nicht zu einem *Syste* nig · ·ns im strengern Sinne des Wortes. Das h spekulative Princip des A., der sich selbst des *Νοῦς* (die Einheit des Subjectiven und Objecti modernen Ausdrücken) steht selbst als ein Beso neben dem Besondern, das unabhängig für sich begriffen wird. Es tritt daher jetzt das Bedürfn *Systematisation* ein, das Bedürfniſs, daſs ein allg nes Princip mit Consequenz durch das Besondern durchgeführt wird. Der Stoicismus und Epikur (sie nicht von ihrer ethischen oder praktischen, so wissenschaftlichen Seite aus betrachtet) entsprang diesem Bedürfniſs. Aber beide gehen nur von besch ten Verstandesprincipien aus, jener vom formell meinen, dem abstrakten Denken, dieser vom Beso der Empfindung. Es kann daher hier nicht von

‑n wahrhaften Deduktion, sondern nur von einer ‑ellen Anwendung des Allgemeinen auf das Besondie Rede sein. Beide sind *dogmatische* Systeme. ‑n setzt sich daher mit Nothwendigkeit, als die Ne‑ *n ihrer* Beschränktheit, der Scepticismus entgegen, ‑iber gerade als das Verschwinden aller bestimmten ‑rheit den Geist zum Bewufstsein der unendlichen ‑rheit bringt und so den innern Uebergang zu der ‑ectualwelt der alexandrinischen Philosophie bildet. ‑)ies der Hauptinhalt der bis jetzt erschienenen bei‑ ‑rsten Bände von diesen Vorlesungen.

‑)er beschränkte Raum dieser Blätter erlaubte uns die besondern Materien, über die uns Hegel die ‑ssantesten Aufschlüsse giebt, hervorzuheben. Wir ‑n daher schliefslich nur einige derselben nahm‑ die Sophisten, ihre Bedeutung als Volkslehrer; ‑es, sein Dämon, seine Stellung zum griechischen ‑geist, sein Schicksal; die platonische Lehre vom ‑ als Erinnern, von der Unsterblichkeit der Seele, ‑itaate und dem Verhältnifs desselben zur Wirk‑ ‑t; die aristotelische Lehre von der Seele, vom ‑ien, von der Nothwendigkeit und dem Zwecke Natur; das Ideal des Weisen bei den Stoikern ‑—466), das Princip ihrer Moral, die abstrakte ‑t (S. 469—472).

‑hliefslich können wir nicht umhin der Verdien‑ Herrn Herausgebers dieser Vorlesungen mit ‑Anerkennung zu erwähnen und ihm für die mit ‑m Fleifse, mit so grofser Sorgfalt und einsichts‑ ‑Kritik vollendete Redaction den innigsten Dank ‑rechen.

Ludwig Feuerbach.

XLI.

‑schiedenen Strafrechtstheorien in ihrem ‑ältnisse zu einander und zu dem positi‑ ‑Rechte und dessen Geschichte. Eine crimi‑ ‑ische Abhandlung von Jul. Friedr. Heinr. ‑rg, der Philosophie und beider Rechte ‑or und ordentl. Prof. der Rechtswissen‑ ‑t an der Universität zu Breslau. Neu‑ ‑a. d. O. 1835. *bei J. K. G. Wagner.* 8.

‑ndem der grofse Streit über die Strafrechts‑ bei uns wenigstens, — denn in Frankreich und Italien hat er erst begonnen — übermächtig geworden ist, das leidenschaftliche Interesse sich abgekühlt hat, nur hie und da noch einzelne, den Streit wieder aufnehmende, Stimmen, doch nicht anders als der Nachhall eines vorübergezogenen Gewitters, laut werden, im allgemeinen aber, gleichwie nach einem grofsen politischen Ereignifs, ein Jeder sich darüber eine beliebige Meinung bildet, die Einen aus dem Vorrath der Ansichten, welche jener Streit ins Leben gerufen hat, schöpfend, die Anderen die ganze Streitfrage, als eine abgethane, als ein glänzendes aber spurlos an dem Horizonte der Wissenschaft verschwundenes Phänomen auf die Seite werfend: da ist es an der Zeit, die Wahrheit zu erkennen, welche sich, den kämpfenden Elementen unbewufst, aus ihrem Streite gebildet hat. Denn, indem dieser Kampf geschichtlich geworden, ist damit unmittelbar der Standpunkt zur Erkenntnifs seines Inhaltes und Resultates gegeben. Der betrachtende Blick, welcher bei seinem Beginn von der Wirklichkeit unbefriedigt abgewendet, sich in das freie, unbegränzte Reich des Denkens versenkt hatte, ist jetzt zurückgewendet: jenes Reich ist durchmessen, der Gedanke hat sich zu Theorien, zu Systemen ausgeprägt, ja, wie es scheint, in sie zersplittert, er hat sich in seiner Bestimmtheit verendlicht, sich entgegengesetzt, und man sucht für diese Gegensätze ein vermittelndes Princip, eine sie in sich enthaltende und ausgleichende Einheit eben so wieder, als das Vermissen eines solchen Principes in der Wirklichkeit, in dem historischen Rechte, und das Bestreben es aufzufinden, gerade der Anstofs war, der jene Theoreme hervorgerufen hatte. Das sie vermittelnde Princip kann aber nicht mehr wieder in einer unerkannten Ferne gesucht werden, es liegt in ihnen, denn sie selbst haben ja die gewesene Ferne aufgehoben, sie sind der, in die Reflexion aufgenommene und von ihr bestimmte, Gedanke des Strafrechtes, und darum sagten wir, ist jetzt der Blick zurückgewendet. Er ist es zunächst in Betrachtung dieses in den Theorien zur historischen Erscheinung gewordenen Gedankens. Aber dieser ist durch dies Gesetztsein auch wesentlich in Bezug gesetzt auf das Vorangegangene, er ist in dieser Gestalt nicht ein neues, für sich seiendes, Dasein, sondern nur ein reflectirtes, die Reflexion aus dem positiven Rechte. Und so unmittelbar auf dieses zurückgeführt, erkennt die Betrachtung, dafs, was die Reflexion für das Bewufstsein herausgesetzt hat, an sich schon in

dem historischen Rechte enthalten sei, sie erkennt in dem unmittelbaren Gange der Rechtsbildung die realen Momente der Idee des Strafrechtes, welche sich formal in den Strafrechtstheorien reflectirt haben, und indem sie so auf den Anfang der Rechtsbildung zurückgeht und die Idee auf den Stufen ihrer historischen Bildung verfolgt, verlieren für sie jene, von der Abstraction gebildeten, Theorien ihr Für-sich-sein, in welchem sie einander entgegengesetzt und widersprechend scheinen, setzen sich herab zu Momenten der Idee, die als die sie vermittelnde und in sich tragende Einheit, als das Princip und der *Rechtsgrund* des wirklichen Strafrechtes von dieser historisch-speculativen Betrachtung eben sowohl aus demselben erkannt als in ihm nachgewiesen wird.

Dies ist der Standpunkt und der, wir meinen richtige, Weg, auf welchem der Verf. die Theorien mit dem Rechte, mit der Geschichte und der Wirklichkeit in Einklang zu setzen oder vielmehr nur die Einheit, die in ihnen liegt, die *eine* Idee, die sich in der Geschichte des Strafrechtes entwickelt und gestaltet hat, und deren Momente sich in den Theorien reflectirt haben, aufzuzeigen gesucht hat.

Er betrachtet *zuerst* das Strafrecht an sich, die Begriffe der Strafe und des Verbrechens, wie sie an sich in dem positiven Rechte enthalten sind und nach den Stufen der Entwickelung, die sie in ihm durchlaufen haben und die sich in den unterschiedenen Perioden der Rechtsbildung zu selbstständiger Existenz ausgeprägt haben. Aus dieser Betrachtung ergiebt sich der Begriff des strafbaren Unrechtes als *einer*, der zwar aus seiner ursprünglichen, einfachen Einheit in dem Fortgange der Bildung herausgeht, sich zu entzweien und in den mannigfaltigsten Zweckbeziehungen sich zu verlieren scheint, aber nur um sich aus dieser scheinbaren Entzweiung zurückzunehmen in die durch alle jene besondere Beziehungen, die sie als eben so vielfache Bestimmungen ihrer selbst in sich aufnimmt, bereicherte und entwickelte Idee der strafenden und sühnenden Gerechtigkeit. Doch dieses Resultat, wenn es zwar auf geschichtlichem Standpunkte gewonnen wird, ist, da durch nur als *allgemeines*, im Begriffe der Sache liegendes, erfolgt ist, zunächst nur noch ein subjectives. Seine objective Bewährung erhält es aber in der näheren, un- mittelbaren Betrachtung des positiven Rechtes, dadurch dafs, wie in dem *zweiten*, rechtsgeschichtlichen, Theile der Abhandlung nachgewiesen wird, die Quellen des gemeinen Strafrechtes nicht nur in ausdrücklichen Zeugnissen, sondern auch, was das Wichtigste und Bedeutendste ist, in allen ihren einzelnen Bestimmungen die Idee der strafenden Gerechtigkeit als ihre Grundlage beurkunden und, wenn zwar auch deren einzelne Momente oft in ihnen in einer gewissen Selbstständigkeit hervortreten, diese doch in jener Grundlage zusammengehalten und auf dieselbe, zwar unbewufst, doch in die That zurückführen. Stimmen so geschichtliche Betrachtung des positiven Rechtes und rechtsphilosophische in ihrem Resultate überein, zeigen sie die Idee der Gerechtigkeit, welche die letztere als das wahre Princip des Strafrechtes erkannt hat, in jenem als wirklich vorhanden; so fragt es sich noch *drittens*, wie zu diesem Resultate das Recht der Gegenwart, das anscheinend von dem historischen Rechte sich losgerissen und auf der selbstständigen Basis der Reflexion sich gegründet hat, wie sich dazu die Strafgesetzbücher und Entwürfe unserer Zeit verhalten. Dieses Verhältnifs letztlich erörternd zeigt der Verf., dafs wie sehr auch diese Werke der Reflexion, indem sie mit Bewufstsein ein bestimmtes, selbstgebildetes System durchzuführen suchen, im Gegensatz mit der früheren Rechtsbildung stehen, dieser Gegensatz doch nur ein formeller sei, dafs nur die Form neu, der Inhalt aber aus der Wurzel des alten organisch hervorgebracht worden, und er entweder dem älteren Recht sich ganz anschliefse, oder aber, wo er neu ist, doch nicht anders erscheine als die zur Reife gediehene Frucht der Zeit, die Frucht des Baumes, dessen Boden und natürliche Entwickelung auf demselben wir kennen und beobachten, die der Gesetzgeber nur gepflückt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 49.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

September 1835.

verschiedenen Strafrechtstheorien in ihrem rhältnisse zu einander und zu dem positi- n Rechte und dessen Geschichte. Eine cri- nalistische Abhandlung von Jul. Friedr. inr. **Abegg.**

(Fortsetzung.)

)enn die Idee des Rechtes als in der Zeit stehend rer Entwickelung nach auch der Geschichte an- egeben, ja was ihre Einbildung in die Wirklich- nbetrifft, fällt sie ganz den rein historischen Mo- a anheim, und wenn so ein Fortgang, die Ent- ung reinerer, ungetrübterer Erkenntnifs gegeben othwendig ist, und darin das Recht der neuen, ewufst werdenden, Zeit liegt, ihre Ansicht an die des Ueberlieferten zu setzen, so ist eben damit nere, historische Zusammenhang dieser Werke r Zeit mit dem überkommenen Rechte offen ge- er, wenn auch in einzelnen von ihnen oft ver- doch auch in diesen, die eine freie Schöpfung zu rmeinen und in getrübter Reflexion ein willkür- Princip zu verfolgen wähnen, sich durch die Noth- keit der Sache geltend gemacht und jenes Prin- der Ausführung, in dem Systeme, *als* Princip gt und zum *Momente* des alleinigen, wahren Prin- r strafenden und in der Strafe die Schuld süh- Gerechtigkeit herabgesetzt habe, welches in eit in diesen, scheinbar auf einem einseitigen e ruhenden, Gesetzbüchern eben so wie in den , die sich demselben unmittelbarer anschliefsen, wie in Quellen des gemeinen Rechtes, aber in lomenten entwickelter und in seiner Ausführung n, was der vergangenen Zeit und deren niede- ldungsstufe allein angehörte, und was es im inge durch dieselbe nur angenommen habe, ge- r herrsche. —

gen wir nun unserm Autor prüfend auf dem Wege, auf welchem er zu diesen Resultaten gelangt ist, sehen wir insbesondere zu, in wie fern es ihm gelungen ist, die Idee der strafenden Gerechtigkeit als den *Rechtsgrund* der Strafe, als das wahre, alles was nach den verschiedenen Theorien dafür gelten soll, als Momente in sich begreifende Princip des Strafrechtes aufzuzeigen.

Die Idee des Rechtes, so beginnt er seine Deduction, hat wesentlich ein Dasein, ist somit positiv, das Recht ist nicht gemacht, es ist vielmehr, in welch' mangelhafter Form auch zunächst, vorhanden und als solches anzuerkennen. Darum darf denn auch bei der Betrachtung der Strafe und ihrer Natur nicht von dem daseienden Rechte abstrahirt, sie nicht nach apriorischen Gründen und Zwecken construirt werden, im Gegentheil ist ihr Begriff aus und in den Momenten seines Daseins zu erkennen. Die geschichtliche Erscheinung zeigt aber drei Entwickelungsmomente des Begriffes des Verbrechens und der Strafe, natürlich bei jedem Volke, so weit es sie überhaupt sämmtlich darstellt und nicht auf einer früheren Stufe stehen bleibt, in eigenthümlicher Gestaltung. — Zuerst nämlich erscheint das Verbrechen als Verletzung der individuellen Persönlichkeit, die, schlechthin auf die Subjectivität bezogen und daher ohne Unterschied ihres unmittelbaren Gegenstandes und der Art ihrer Aeufserung, nur als ein dem Urheber zu vergeltendes, zu *rächendes*, Unrecht empfunden wird. Eine Vergeltung, die, ihrer Form und ihrem Maafse nach willkürlich, selbst unrecht ist, daher Widerstand erregt, Privatkriege, Fehden, Familienrache entstehen läfst, bis in dem Systeme der Composition, bei dem übrigens noch vorherrschenden Privatcharakter der Strafe und der Würdigung der Schuld, zuerst die Anerkennung des Thäters, dafs er Unrecht gethan und ein solches zu vergüten habe, sich ausspricht. Dieser unmittelbare Standpunkt des einfachen *Rechtsgefühls*, das sich verletzt empfindet und diese Verletzung, in dunkler Ahnung daran Recht zu thun, durch Wiederverletzung aufzuheben sucht, ge-

hört aber auch nur jener ersten Zeit des Familiengenossenschaftlichen Nebeneinanderlebens an. Sobald dieses übergeht in ein Gemeinwesen, in die bürgerliche Gesellschaft, in welcher zwar auch die particulären Zwecke das Bestimmende des Vereins sind, aber doch in dem Bewufstsein, dafs sie nur in der Gemeinschaft zu erreichen stehen, wird aber auch der Charakter des Verbrechens und der Reaction wider dasselbe wesentlich geändert. Die Verletzung des Einzelnen erhält nämlich jetzt einen Bezug auf das Allgemeine, auf die Gesellschaft, die, eben weil das Individuum ein Glied derselben, die Sicherheit der Einzelnen aber ihr nächster Zweck und die Bedingung ihrer Existenz ist, durch dessen Verletzung selbst getroffen wird. Mit dieser Rücksicht auf die *Gemeinschädlichkeit* tritt unmittelbar auch eine andere ein, indem auch die unerlaubte That durch ihren Bezug auf das Allgemeine aus ihrer unmittelbaren Einzelnheit herausgenommen und in Verhältnifs gesetzt ist zu den Gestaltungen des Ganzen, und demzufolge nicht nur das wirklich *Geschehene*, sondern auch das, was hätte geschehen *können*, die Folgen der That, die entweder nach dem Willen des Thäters eintreten sollten oder doch nach den Umständen eintreten konnten, in Betracht kommt, die Rücksicht der *Gefährlichkeit.* Aber diese Gefährlichkeit des Verbrechens ist nicht nur eine nach seiner individuellen Verschiedenheit blofs mögliche, sie ist allgemein vorhanden und das Verbrechen überhaupt als eine Störung des gemeinen Friedens und der gegenseitig gewährten Rechtssicherheit gefährlich und darum unrecht. In diesem Gesichtspunkt einer *gefährlichen Handlung* erscheint jetzt das Verbrechen, *unterscheidet* sich dadurch zuerst von dem unbefangenen Unrechte und bestimmt und erweitert zugleich seinen Kreis auf alles dasjenige, was überhaupt der Gesammtheit und ihren Interessen Gefahr bringt. Indem nun das Verbrechen als gefährlich für das Gemeinwesen erkannt wird, ist damit dessen reagirende Thätigkeit wider dasselbe provocirt, ja sie ist in Betracht des bösen, verderblichen Beispiels, welches das ungeahndete Geschehenlassen des Verbrechens zur Folge haben und der Selbstrache, welche dies veranlassen würde, nothwendig, um die Auflösung der Gesellschaft zu verhüten. Diese, nun von der Gesellschaft ausgehende, Reaction wider das Verbrechen, erhält dadurch auch zuerst eine nähere Bestimmung. Als ein ihre Existenz bedrohendes Uebel, hat nämlich die Gesellschaft das Verbrechen auf alle Weise zu bekämpfen. Sie mufs demselben vorzukommen, und, wenn es nicht gelingt, wenigs durch ihr Verhalten gegen den Verbrecher, sowohl sen, sei es nun durch die Furcht vor einer ähnlic Behandlung oder durch die Ueberzeugung von dem erlaubten seiner That — als auch die Anderen von chen Uebertretungen abzuhalten suchen. Alles was sen Rücksichten entsprechend ist, dient nun zur Bes mung der Art und der Modalität der Reaction das Verbrechen; und zwar als eine allgemein gi Bestimmung, als ein im Namen der Gesellschaft ve detes und von ihr gehandhabtes Gesetz. So bes sich dieselbe als *Strafe*, aber als eine Strafe *Zwecken*, als ein zweckmäfsiges Mittel zur Aufrec tung der bürgerlichen Ordnung, zum Bestehen de sellschaft, als die *bürgerliche Strafe*.

Dieser Standpunkt der Nützlichkeit und Zwe fsigkeit ist es nun, welcher sich in den Strafrech rien reflectirt hat, alle jene Rücksichten, welche bürgerlichen Gesellschaft auf die Bestimmung der von Einflufs sind und durch den Zweck, welch bei der Strafe verfolgt, bedingt werden, sind von als, und zwar einseitige, Principien aufgefafst u Die Strafe soll zum Theil in ihrer Vollziehung in ihrer Ankündigung auf Alle verschiedentlich sie soll psychologisch oder auch äufserlich absch und abhalten, künftigen Uebertretungen vorbeug soll warnen, den Reiz eines bösen Beispiels tilge Selbsthülfe ihren Vorwand benehmen, sie soll den brecher unschädlich machen oder ihn bessern; un und insofern sie dazu geeignet ist, und weil jed ser nächsten Zwecke wiederum Mittel zu dem zwecke des bürgerlichen Vereines, zu seinem uq ten, Jedem den freien Gebrauch seiner Kräfte z eigenen und dem Besten des Ganzen gewährende stehen ist, soll eben darin die Strafe selbst gere tigt, jener Zweck ihr Rechtsgrund sein.

Diese relativen Theorien — relativ eben weg Relationsverhältnisses zu den Zwecken der bürge Gesellschaft, aus welchen sie die Strafe ableiten — den auch, im allgemeinen genommen und von der seitigkeit abstrahirt, mit welcher jede von ihnen d schiedenen Mittel, durch welche sie insgesammt u *nen*, gemeinschaftlichen, Zweck verfolgen, zum s ständigen Princip erhebt — vollkommen gerecht sein, wenn anders nur der Standpunkt, auf welchen

n, wahr wäre, wenn die in dem gegenseitigen Ver- ihrer Mitglieder vermeintlich sich gründende, bür- he Gesellschaft mit ihrem Rechte und Interesse, wie oraussetzen, zum alleinigen Ausgangs- und Ziel- te zu machen wäre. Allein so wie die bürgerliche llschaft übergeht und sich aufnimmt in den *Staat*, se nicht auf den particulären Interessen ruhende ladurch berechtigte, sondern an und für sich, weil e wirkliche Sittlichkeit und Gerechtigkeit ist, be- *gte sittliche* Gemeinschaft, durch und in welcher lles Besondere sein Recht empfängt; so hört auch Staate das Verbrechen auf, ein blofs abstractes ht, eine blofse gefährliche Handlung zu sein, es int in ihm, als was es wirklich ist, als *Ver-bre-* als Beruf des objectiven Rechtes, als Widerspruch das in der Form bestimmten Daseins bestehende *nftige*, damit also auch gegen die dem Verbre- elbst inwohnende Vernünftigkeit und Sittlichkeit. *it diesem* Widerspruch wird auch offenbar, dafs in dem Processe der *Strafe*, als Aufhebung des tualen Schadens, da wo er seinen Grund hat, an dem Willen des Schuldigen, seine nothwen- uf keinen äufseren Zweck bezogene und nach *solchen* berechnete, Lösung findet. Damit ist ie Strafe als *gerechte Strafe* erkannt; gerecht n Grunde, weil sie nur darum verhängt wird, las an sich heilige und unverbrüchliche Recht, in einer besondern Existenz gebrochen, durch ler hergestellt werde; gerecht an und für sich, l insofern sie nicht auf etwas Anderes, als auf chehene die *begangene Uebelthat* bezogen sein, brecher nur nach dem Maafse und Grade seiner wie er es verdient hat, Strafe erleiden soll.

dieses absolute Princip der strafenden Gerech- sind nun jene relativen Theorien insgesammt gen und von ihm aufgehoben. Nicht anders ls wie die bürgerliche Gesellschaft — der Stand- on welchem sie ausgehen — in dem Staate auf- ist. So nämlich wie diese nur *im* Staate be- ist, so sind es jene Theorien nur auf der *Grund-* Systemes der strafenden Gerechtigkeit, aber so bürgerliche Gesellschaft auch *wesentliches Mo-* Staates ist, so sind auch jene Theorien den er strafenden Gerechtigkeit wesentlich bestim- d ihn zur Idee entwickelnde Momente dessel- solche sind sie es aber nicht mehr nach jener Beziehung auf einen äufseren Zweck, welche sie als selbstständige Principien erscheinen liefs, sondern weil und insofern die Rücksichten, die sie ins Auge fassen, selbst wesentlich von der gerechten Behandlung der sträflichen That, als in dieser unmittelbar liegend, zu beachten geboten werden. Denn indem der Staat auf der Grundlage der Anerkennung seiner Glieder als vernünftiger, freier Wesen ruht, folgt auch die Pflicht für das Individuum im Staate, die Vernunft, die in ihm herrscht und in seinen Organisationen sich applicirt hat und die die Bedingung ihres Bestehens und Wechselwirkens ist, zu dem Maafsstabe und Canon seines eigenen Verhaltens zu machen; so dafs, wenn es gegen die Ordnung verbricht, nicht blofs seine That in ihrer unmittelbaren Einzelnheit und nach den unmittelbar sie bestimmenden Motiven ihm zur Schuld anzurechnen ist, und dieselbe etwa nur deshalb, weil in Rücksicht auf das Allgemeine die That von einer besondern Gefahr, von einem besondern realen oder sittlichen Nachtheil in ihren Folgen gewesen, härter zu ahnden wäre — wie auf dem Standpunkt der bürgerlichen Gesellschaft und der relativen Theorie geschieht — sondern *alle* diese Rücksichten, die der Staat zu nehmen hat, hätte auch das verbrecherische Individuum, als ein freies Glied desselben nehmen müssen, ihre Nichtachtung ist also von ihm selbst *verschuldet*, *sein* zu büfsendes Unrecht. So *vereinigt* sich nicht nur mit der gerechten Vergeltung der Schuld durch Strafe die Rücksicht auf die Sicherheit der Gesammtheit und deren etwa nothwendige Vertheidigung, sondern sie ist unmittelbar in ihr *enthalten*; und so *folgt* auch alles aus der gerechten Strafe und ihrer Vollziehung — Vorbeugung, Abschreckung — was man als Zweck und Grund derselben ansehen zu müssen geglaubt hat. Wie ferner andrerseits der Bürger des Staates dessen Gesetz als das *seinige* anzuerkennen hat und es darum wissen mufs, die Promulgation der Strafgesetze daher eine Pflicht des Staates und ein Recht der Bürger ist, so folgt aus dieser an und für sich *gerechtfertigten* Bekanntmachung derselben unmittelbar dasjenige, was, als isolirtes Moment aufgefafst zum alleinigen Zweck der Promulgation und zum Grunde der Strafe gemacht ist — die Drohung und Warnung — ohne aber darum wirklich der Zweck oder Grund der Strafe zu sein, da diese nicht, weil sie gedroht worden und insofern sie dem Zwecke derselben gemäfs bemessen war, wenn die Drohung erfolglos blieb, zu vollstrecken, sondern nur

insofern sie dem Grade und Maafse des Verbrechens an sich entsprechend bestimmt war, ihre Vollziehung gerechtfertigt ist.

So ordnen sich alle jene Rücksichten, die in den relativen Theorien als einseitige Principien heraus- und einander entgegengetreten sind, auf der Grundlage des Principes der strafenden Gerechtigkeit und als ihre Momente in ein harmonisches Verhältnifs, und in ihr selbst, an sich betrachtet, wurzeln, und beurkunden sie zugleich, jene qualitativen Unterschiede der Strafbarkeit der Verbrechen nach ihren subjectiven und objectiven Bezügen, die von dem Standpunkt der relativen Theorien aus, in ihrem abstracten Fürsichsein, zu begreifen und zu rechtfertigen unmöglich wäre. —

Dies ist die Ausführung des Verfassers.

Für so trefflich wir sie auch im Allgemeinen anerkennen müssen und im Wesentlichen ihr nur beistimmen können, so können wir es doch nicht bergen, dafs zu ihrer Wahrheit doch noch *ein* Moment, und ein sehr wichtiges, fehlt, nämlich der *Beweis*, dafs die Strafe *an sich* gerecht sei. Denn wenn gesagt wird, die Strafe sei gerecht, weil sie das gebrochene Recht wieder herstelle und es als unverbrüchlich setze, so ist in diesem Satze grade das vorausgesetzt, was erst darzuthun gewesen wäre, nämlich, inwiefern denn grade durch die *Strafe* das gebrochene Recht wieder hergestellt werde, inwiefern in ihr die Lösung und Aufhebung des Widerspruches liege, welcher in dem Verbrechen gegen das in der Form bestimmten Daseins im Staate bestehende Vernünftige gesetzt ist, und in wie fern *einzig und allein* in der Strafe diese Lösung gefunden werde. — Ja, indem der Verf., in dem Verfolge jener Ausführung, erklärt, dafs Verbrechen und Strafe an sich unvergleichbare, heterogene, Gröfsen sind, die nur in einem Dritten, dem Werthe, ihre Vermittelung fänden, dieser Werth aber ein völliges Abstractum sei, dem Gebiete der Aeufserlichkeit ganz angehöre, und man der Vernunft nicht zumuthen dürfe, für diese ihm nicht mehr angehörigen Verhältnisse Bestimmungen zu finden, und man dafür lediglich an die *Erfahrung*, auf Volkssitte und Ansicht und auf die Zeitverhältnisse verwiesen sei; so ist in der That die Lösung der Aufgabe, die Strafe *ansich* zu begreifen, aufgegeben und für unmöglich erklärt. W[...] mufs dann nothwendig das Resultat, zu welchem [...] neueste Vertheidiger der Gerechtigkeitstheorie, Herr [...] wider Willen gekommen ist, dafs das Princip der [...] rechtigkeit in der That nur ein *gemeintes*, nur ein [...] stulat und in der Wirklichkeit nichts damit anzufan[...] sei, für wahr anerkennen. Denn insofern Verbre[...] und Strafe nur in einem äufserlichen, begriffslosen [...] ten zusammenkämen, das lediglich durch die Zeitan[...] bestimmt würde, so beruhte die Gerechtigkeit der S[...] in der That nur in der *Meinung*, sie wäre eben so [...] recht, oder vielmehr eben so wenig gerecht, als di[...] fsen des Compositionssystemes und als es gerecht [...] würde, wenn irgend eine Zeit die Meinung fassen [...] dafs ein Verbrechen den *Thäter* nur zum Ersat[...] äufseren Schadens, so weit er möglich, die Gesam[...] aber nur zum Mitleid mit dem Gefallenen, zur G[...] rung aller leiblichen und geistigen Hülfe, damit e[...] wieder erhebe, verbindlich mache, welche Meinung, [...] auch jetzt noch keine Realität, doch wenigstens [...] ein System (das Pönitentiarsystem) gewonnen hat.

Das aber war es gerade, was die Theorien [...] fen wollten, und was begriffen werden mufs, u[...] Theorie des Strafrechtes zu erhalten, dafs das V[...] chen eine solche Ahndung, welche wir Strafe [...] *nothwendig* mache, dafs das Recht zu seiner Ges[...] ung die Zufügung eines *Uebels*, die Entziehu[...] Güter des Lebens, ja selbst des höchsten, *forde[...]* rechtfertige; wie ja in dem Streit über die Rechtm[...] keit der Todesstrafe zuerst das Princip des Straf[...] in Frage gezogen und aus demselben alle Unters[...] gen über dieses Princip hervorgegangen sind. D[...] insbesondere die Aufgabe, welche sich Feuerbach [...] klar bei seinem, überhaupt und auch von unsern [...] viel zu wenig gewürdigten, Systeme, dem einzig [...] quenten und auf einem wirklichen Gedanken ru[...] Systeme unter allen relativen Theorien, vor Aug[...] habt hat.

*) In seiner Schrift: *über die Gerechtigkeits- und N[...] theorien des Auslandes und über den Werth der Phi[...] des Strafrechts für die Strafgesetzgebungs-Wissenscha[...] haupt.* Heidelberg 1834.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 50.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

September 1835.

verschiedenen Strafrechtstheorien in ihrem rhältnisse zu einander und zu dem positi- n Rechte und dessen Geschichte. Eine cri- nalistische Abhandlung von Jul. Friedr. inr. Abegg.

(Schlufs.)

Venn nun aber von seiner Theorie so wenig wie iner anderen relativen Theorie diese Aufgabe ge- st, und wenn auch die Gerechtigkeitstheorie, wie n dem Verf. dargestellt wird, *diese* Nothwendig- er Strafe nicht begriffen hat, auch für sie dieselbe ihr nur als ein Postulat erscheint, so scheint denn ngs die Methode des Verfs. der Vorwurf eines synkratistischen und eklektischen Verfahrens zu , seine Theorie nur eine sogenannte *gemischte* zu lie, in der *Voraussetzung* und in dem Glauben an thwendigkeit der Strafe an sich, deren nähere Be- ung aus den qualitativen Unterschieden, welche die nschaft in Rücksicht der Strafbarkeit gebildet hat is all' den Rücksichten, welche die relativen Theo- Principien formirt haben, insgesammt zu entneh- ir gerecht hält.

 scheint es indessen nur. In der That ist die ie des Verfs. die wahre absolute Gerechtigkeits- , sie ist nur nicht ihrem Grunde nach entwickelt. wollen versuchen, diese Entwickelung in ihren nomenten darzustellen, um dadurch die Arbeit des vor jenem Mifsverständnifs allgemein zu bewah- m ihren Werth als eine philosophisch sowohl als chlich begründete Exposition des wahren Ver- ses der Strafrechtstheorien als Seiten und Mo- der Idee der strafenden Gerechtigkeit eben durch here Entwickelung ihres Grundes zur Erkenntnifs igen.

ie Sphäre des Rechtes überhaupt ist die *Realität;* t kein Recht aufser der Wirklichkeit, aufser dem Leben. Aber die Realität ist auch als Sphäre des Rechtes in ihrer unmittelbaren Natürlichkeit aufgehoben, sie ist gesetzt als vermittelte Existenz des sich selbst bewufsten und in diesem thätigen Bezuge als an und für sich freier Wille bestimmten Geistes, der sich der vorgefundenen Aeufserlichkeit bemächtigt, sie formirt, und in ihr sich sein Dasein für die Welt giebt. Der Geist, als die thätige sich verwirklichende Vernunft, ist so der *Grund* des Rechtes, das *Recht* selbst die von ihm als sein Dasein bestimmte Realität. Das vollkommen adäquate Dasein des Geistes, seine wahre sittliche Objectivität ist der *Staat,* in so fern, als er sein Dasein nicht an der unmittelbaren, sondern an der durch den Willen bereits vermittelten und als geistiges Dasein gesetzten Realität, an dem *Willen* der Personen, die ihre an sich seiende Einheit, die Vernunft, als gesetzt, selbstbewufst anschauen in dem Staate, ihn als ihre Substanz und sich als seine in und für ihn thätige Glieder erkennen. Begriff und Dasein des Staates sind so in identischer Objectivität, es ist mit einem Staat zu Ende, wenn er aufhört zu existiren. Der *subjective,* in sich einzelne, Geist, *die Person,* hat aber seine Existenz nur an der unmittelbaren Realität, an seiner eigenen natürlichen Lebendigkeit und an der vorgefundenen äufseren Natur, die er seinen Zwecken gemäfs zu seinem Dasein bestimmt. Die Realität ist so wesentlich bezogen auf den Willen, nur Form an ihm, und eben so ist auch die Person wesentlich bezogen auf die Realität, sie *ist* nur in ihr da, hat nur als Dasein Rechte und die mannigfaltigen Gestaltungen ihres Daseins sind *ihre Rechte;* aber andererseits um ihrer subjectiven Unendlichkeit willen kann die Person dieses ihr Dasein auch ideell setzen, sich aus ihm in ihre Unendlichkeit zurückziehen, und eben so ist auch der Realität, um ihrer Aeufserlichkeit willen, die ihr gegebene Form des Daseins der Person gleichgültig und nur eine äufserliche Form an ihr. Durch diesen letzteren Unterschied ist denn un-

mittelbar das bestimmte Dasein der Person als *zweifelhaft* und damit es als möglich gesetzt, dafs unbewufst und unbefangen Unrecht geschehen, dafs das Dasein einer Person, ohne sie selbst, ohne das Recht verletzen zu wollen, verletzt werde. Aber auch der Wille, weil er ein einzelner und somit seine Einheit mit seiner Idee, der Vernunft, und ihrem Dasein in den Gesetzen und Einrichtungen des Staates nur *an sich* ist, kann sich in seiner Partikularität diesem seinem Ansichsein entgegensetzen, das Recht *als* Recht, mit dem Bewufstsein, dafs es ein Recht, das Dasein einer Person, ein Dasein des Staates ist, was er angreift, verletzen, das *Verbrechen* *). Insofern nun die durch eine solche Handlung gesetzte Existenz eine Verletzung eines Daseins des Rechtes als solchen ist, Alles was ist aber nur wirklich ist, insofern es Recht, der an und für sich seienden Vernunft gemäfs und ihr Dasein ist, so ist jene Existenz *an sich* nichtig. Aber weil das Recht nur ist in der Wirklichkeit, im Dasein, so mufs auch die an sich seiende Nichtigkeit jener Existenz nothwendig an ihr und für sie selbst gesetzt, es mufs an ihr, an diesem Schein, *das* Recht und was *Recht* ist, sich offenbaren, sich als das Geltende, wahrhaft Seiende setzen. Jene Existenz ist indessen, nicht etwa in der äufseren That, in dem Schaden, welcher einer Sache oder unmittelbar einer Person zugefügt ist, da dieser ja auch von zufälligen Umständen und selbst von einem Individuum als mechanischer Ursache bewirkt sein könnte, sondern nur in dem *besondern Willen* des Uebelthäters *positiv* vorhanden. *Dieser* ist allein das Verbrecherische. An *ihm* mufs also seine Nichtigkeit gesetzt, geoffenbart werden. Er *ist* aber nur, wie er ja auch nur Daseiendes verletzt hat, in seinem *Dasein*, nur in diesem kann er ergriffen werden. Und indem er sich selbst verkehrt, von seinem Grunde und Wesen, der Freiheit des vernünftigen Willens sich abgewendet hat, so hat damit unmittelbar auch sein Dasein aufgehört, Dasein des freien Willens zu sein, und dadurch den Grund seines Seins und Geltens

*) Ueber den qualitativen Unterschied des Civil-Unrechts und des Verbrechens, für die Bestimmung des Begriffs des Verbrechens und der Strafe von höchster Wichtigkeit, vergl. *Hegel*, Grundlinien der Philosophie des Rechtes (Werke Bd. VIII.) §. 82 — §. 95, und den Versuch einer weiteren Ausführung dieser Grundsätze in des Referenten *Kritik des Untersuchungs-Principes des Preufsischen Civil-Prozesses.* S. 72 — 81 und S. 61 — 65.

sein *Recht* verloren. Der Wille, indem er sich n
nem Grunde abwendet, hat damit unmittelbar
sein vernichtet, und *diese* Nichtigkeit wird ge
durch, dafs das in seinem Grunde schon ver
Dasein als solches, als *ver*wirkt (d. i. als ein
ches) ausgesprochen und dem Verbrecher g
wird, durch die *Strafe*. Die Strafe ist so n
dem Verbrechen fremdes, von aufsen dazukom
sondern sie setzt nur das heraus und erkennt
was das Verbrechen selbst gesetzt hat, sie sprich
Verwirkung des Daseins des Verbrechers aus, d
nur das ein wirkliches Dasein ist, was ein Da
freien, vernünftigen Willens, was Recht ist,
durch diese Anerkennung und Setzung seines
und innersten Grundes das Recht zur geltende
heit, verwirklicht die Gerechtigkeit. So find
auch der Verbrecher in der Strafe sein Recht
das er in der Uebelthat verloren, indem, sel
sie seine Schuld mit seinem Leben tilgt, sie
aus seinem endlichen, verdorbenen Dasein zur
seinem absoluten Wesen zuführt, der Unendlich
der giebt, ihn rettet, indem sie ihn richtet. —
Sphäre des Rechtes ist, wovon wir ausgegan
die Realität, der Geist, näher der freie Wille
des Rechtes, kann daher nur in diesem seinen
verletzt werden, dieses Dasein ist aber mannich
stimmt, quantitativ und qualitativ unterschiede
Verletzung also das Verbrechen, auch ein ebe
fach unterschiedenes, und eben daher auch d
in ihrem Maafse, eine unterschiedene. Denn w
zwar jedes Verbrechen an sich eine Verletz
substantiellen Rechtes ist, so ist diese Verletz
nur dann ein wahrhafter und gänzlicher Bruch
tes, wann dieselbe ein Dasein aufhebt, das i
Umfange identisch ist mit seinem Begriff,
ganz und vollkommen in sich enthält und
das Leben eines Individuum z. B. oder die Ve
eines Staates; und nur *diese* Verletzung ist ein
durch deren Begehung der Verbrecher selbst
mittelbar *sein ganzes* Dasein vernichtet, es als
tiges, unberechtigtes gesetzt hat. Wo aber ein
cher in Verfolgung seiner bestandenen Zweck
das Gesetz seiner Vernunft und des Staates
aber er doch jene Zwecke dem höchsten Recht
sönlichkeit untergeordnet, und nur ein äufserlich
sein der Person angegriffen hat, da wo die T

rbrechers das Recht der Person an sich noch ehrt
l sie nur in ihrer Rechtsfähigkeit im weiteren Sinne
letzt, da kann die Strafe auch nur *diesen* Inhalt des
brechens heraussetzen; sie kann nicht die Existenz
Verbrechers selbst aufheben, da er ja das Recht
Persönlichkeit anerkannt hat, sondern nur das, was
ihm in seiner That negirt ist, an ihm setzen, ihn
unfrei darstellen. So tritt also die an sich gerechte
nothwendige Strafe in ihrer Bestimmung in *Ver-
hifs* zu dem Verbrechen nach seinen qualitativen
quantitativen Unterschieden, und bestimmt sich so
Wiedervergeltung. Hier nun beginnt der endlose
von Rücksichten und Beziehungen auf die Ver-
denartigkeit der That und ihres Erfolges, auf die
cht, den Vorsatz und das Verschulden des Thäters,
en das positive Recht und seine Wissenschaft aus-
len hat und in der That ausgebildet hat zur Be-
ung des richtigen Verhältnisses. Indessen hat auch
ie Vernunft nicht ganz der Geschichte zu bestim-
berlassen. Wie sie das Wesen der Strafe über-
begreift als den, von dem Verbrecher durch seine
selbst verschuldeten, Verlust rechtlichen Daseins,
ennt sie nicht nur die Nothwendigkeit einer Gra-
dieses Verlustes überhaupt, und, wie schon ge-
welches Maafs des Verschuldens den Verlust des
irdischen Daseins des Verbrechens rechtfertige
thwendig mache, sondern sie erkennt auch die
ndige *Art* jenes Verlustes für die anderen Arten
brecherischen Handelns, nämlich nicht als den
einzelnen, äufserlichen Daseins, dessen sich ja
brecher entäufsern könnte, sondern als den Ver-
Freiheit, die der Verbrecher in seiner That
at, welche Negation daher durch die Strafe an
setzen und eben dadurch wiederaufzuheben ist.
st denn auch das positive Recht in unserer Zeit
en, nachdem es im langen Verlauf der Jahrhun-
s dem rohen Anfange der jede Verletzung mit
de sühnenden Rache und der auf gleicher Stufe
n, nur die eine Todesstrafe kennenden, Ge-
ngen durch den um wenig minder rohen Fort-
der Talion zu dem schon gebildeteren und auf
ger Berechnung ruhenden System einer nicht
ecifischen, sondern nur homogenen Gleichheit
e mit dem Verbrechen sich entwickelt hat, aus
in allmähligem Fortgange die *Freiheitsstra-
ie einzigen*, die *innere* Identität der Strafe mit
dem Verbrechen, welche man suchte, wahrhaft — wo nicht die Schuld den Tod heischt — ausdrückenden Strafen sich herausgebildet haben: ein Fortschritt, dessen Bedeutung noch nicht zum vollen Bewufstsein gekommen ist und von Einigen noch ganz verkannt wird, aber in dem geltenden Rechte zur unantastbaren Existenz geworden ist, während andrerseits die von der Theorie jetzt erkannten Gränzen der todeswürdigen Verbrechen erst noch durch die Gesetzgebung in das positive Recht einzuführen sind. —

Ist es also nun nicht nur eine absolute Forderung der Gerechtigkeit, dafs das Verbrechen wieder aufgehoben werde, sondern geschieht diese Aufhebung auch nothwendig durch die Strafe, und besteht die Strafe so nothwendig als überhaupt das Recht ist und wird sie daher immer, so lange das Recht dauert, in der Entziehung eines rechtlichen Daseins für den Verbrecher bestehen, und kommt es daher, damit die Strafe, wenn sie an sich gerecht ist, es auch an- und fürsich werde, wesentlich darauf an, das Verhältnifs zwischen dem, durch das Verbrechen verletzten, rechtlichen Dasein und dem, zur Strafe dem Verbrecher zu entziehenden, rechtlichen Dasein allseitig zu bestimmen: haben wir dies bewiesen, und setzen wir diese Resultate den Untersuchungen unseres Verfs. voraus, wie sie in der That von ihm vorausgesetzt sind, — dann treten dessen Leistungen in ihrer vollen Bedeutung hervor. Dann erkennen wir mit ihm, dafs die relativen Theorien anstatt die Gerechtigkeit der Strafe an sich zu begreifen, in der Auffindung von Verhältnifsbezügen für die gerechte Bestimmung der Strafe sich verloren haben, in der That also, und zwar insgesammt, nur die *Seiten* und *Momente* des wahrhaften Principes der vergeltenden Gerechtigkeit darstellen und entwickelt haben. Dann gewinnt der in dem zweiten Theile der Abhandlung durch eine grofse Anzahl sorgfältig gesammelter Stellen aus dem römischen, dem canonischen Rechte und aus der peinlichen Halsgerichtsordnung, die insgesammt das Streben kund geben, die Strafe in ein gerechtes Verhältnifs zu dem Verschulden zu setzen, geführte Beweis, dafs dem gemeinen Recht kein anderes Princip, als das der absoluten Gerechtigkeit zum Grunde liege und dafs es in der Stufenfolge seiner Entwickelungen, den der Geschichte aufgetragenen Procefs der Bildung des gerechten Strafmaafses darstelle — dann, sagen wir, gewinnt dieser Beweis die überzeugendste Evidenz. Dann endlich erkennen wir

auch, indem der Verf. uns in ihren Bestimmungen das Streben nach der Herstellung eines gerechten Verhältnisses zwischen der Strafe und dem Verbrechen, und zwar als ein gelungeneres, als in den früheren Momenten der Rechtsbildung, nachweist, in den Gesetzbüchern unserer Zeit das Princip der Gerechtigkeit als ihre wahrhafte und durch die einseitigen Theorien, welche sie zum Theil an ihrer Spitze tragen, die als solche aber in der That ihnen nur von dem Gange her, welchen die Reflexion genommen hat und nehmen mufste, noch anhaften — bereicherte und entwickelte Grundlage.

So scheiden wir denn von diesem Buche — wenn wir auch hinsichtlich der Ausführung es von dem Vorwurf eines oft nur losen Zusammenhanges der Gedanken und einer unrichtigen Aufeinanderfolge der Entwickelungsmomente in dem philosophischen Theil nicht völlig freisprechen und auch die angenommenen historischen Bildungsmomente der Begriffe, wie aus unsern obigen Andeutungen schon folgt, nicht überall für richtig anerkennen können — doch mit der begründeten Ueberzeugung, dafs die Aufgabe selbst, welche sich der Verf. gestellt hat: Geschichte, Vernunft und Wirklichkeit im Einklange zu zeigen, aus der historischen Bildung des Rechtes das Princip des Strafrechtes zu erkennen und andrerseits, was die Vernunft als solches begriffen hat, auch als vorhanden in dem überlieferten Rechte und als wirkend und sich fortbildend in dem Rechte der Gegenwart nachzuweisen — auf das befriedigendste gelöst ist. —

G. Fr. Gaertner.

XLII.

Descriptio ornamentorum maximam partem aureorum et numorum saeculi VIIIvi et IXni in praedio Hoen, in parochia Eger anni MDCCCXXXIV mense Augusto repertorum auct. Chr. Andr. Holmboe. *Christianiae* 1835. 4.

Gegenstand dieser in mehrfacher Hinsicht interessanten Schrift ist ein im Monat August des Jahres 1834 bei Hoen in Norwegen in einem Sumpfe aufgefundener Goldschatz. Er besteht aus schweren geschmackvoll ornamentirten Ringen und Spangen, aus Goldkettchen und Blättchen, endlich aus gehenkelten Münzen. Wie immer ist die Entdeckung der Letzteren, als chronologisches Moment für die politische und Kunstgeschichte von Wichtigkeit. Die dem Hoenschen Goldschatze beiliegenden neunzehn Münzen, theils goldene, theils silberne, sind mehr oder weniger sämmtlich bekannt, dennoch in dieser Zusammenstellung merkwürdig. Es sind neun cufische Abassidenmünzen der Chalifen Mansur (769 n. Chr.), Mehdi (779 n. Chr.), Harun al Raschid (797 n. Chr.), seines Thronfolgers Amin, zwei Harun, des Motevakkel (849 n. Chr.), endlich zwei der Merva ohne Chalifennamen. Demnächst vier goldene Byzantiner von Valens, Michael und Theodora, Tiberius Constantin doppelt, also resp. aus den Jahren 378, 867 und 741—775, ferner drei Münzen Ludwig des Frommen, eine von Pipin v. Aquitanien, und eine des Kaisers Lothar (817 55). Die angelsächsische von Wulfred, Erzbischof von Canterbury († VVLFRED A R.... IEPI) (803 — 829) mit MONE SAEBERHT und dem Monogram ist allerdings in dem Holmboe nicht zugänglichen Roger Ruding illustrirt *).

Die Goldornamente scheinen norwegischer Fabrik zu sein, der unläugbaren Aehnlichkeit mit Verzierungen in Grabmonumenten und Geräthschaften nach zu urtheilen, dem neunten bis eilften Jahrhundert angehörend. —

Es fragt sich nun, zu *welcher Zeit* und aus *welchem* Grunde wurde dieser bedeutende Schatz der Erde anvertraut? Von den ein und zwanzig dem vierten bis neunten Jahrhundert gehörigen Münzen, nimmt das achte Jahrh. vierzehn Stück und drei wahrscheinlich in Anspruch, eine ist im vierten, eine im sechsten Jahrh. geprägt. Daraus folgt, dafs der Geldvorrath erst in der zweiten Hälfte des neunten Jahrh. gesammelt und kaum vor dem zehnten vergraben sein kann, da doch wohl eine geraume Zeit verstrichen sein mufste, ehe die Michaelsmünze nach Norwegen gelangen und bei dem Schmuck mit Henkel und Ring versehen werden konnte. Es folgt ferner, beiläufig gesagt, dafs im Norden kaum vor dem eilften Jahrhundert (Canut d. Gr.) das Prägegeschäft begonnen haben kann, denn sonst würde sich bei diesen und ähnlichen Goldschätzen und Entdeckungen doch wohl irgend eine nordische Münze gefunden haben — es ist dies aber nicht der Fall. —

Aller Wahrscheinlichkeit nach haben wir aber in dem Hoenschen Goldschatze nicht den Besitz eines nordischen Fürsten etwa, sondern die irgend einem Tempel dargebrachten Weihgeschenke vor uns, welche Frommigkeit und Religion bei Annäherung des Christenthums im 10ten oder 11ten, um sie dem Gott zu erhalten, den Augen der Gläubigen entzog, denn unseren Spangen und Geräthen sehr ähnlich werden die des Thor in den Tempeln zu Maeren (Sparbu) und Hundthorp (Froen) z. B. in der Geschichte des Olaus Tryggvason (P. 2. cp. 24 p. 101 *ed. Skalholtensis*), des Olaus Sanctus bei Snorre Sturleson (cp. 118), in der Faereyinga Saga (...) und an anderen Orten beschrieben.

Dem gelehrten Verf. werde für diese sehr interessante Mittheilung der gebührende Dank zu Theil.

G. Friedlaender.

*) *Annals of the Coinage of Britain ch. IV.* 279. Plat. ...

№ 51.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

September 1835.

XLIII.

cydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. arte hujus scriptoris historica exposuit, s vitas a veteribus Grammaticis conscriptas lidit; codicum rationem atque auctorita- examinavit; graeca ex iis emendavit; ipturae diversitates omnes, commentarios um geographicarum, scholia graeca et no- tum Dukeri omnes atque aliorum selectas suas, denique indices rerum et verborum pletissimos subjecit Ernestus Fridericus ppo, Gubenensis. Lips. Fleischer Pars I. l. I. II. 1821. 1823. *Prolegomena), Pars (Vol. I.* (1825), *II.* (1826), *III.* (1827) *IV.* 28) *verba Thucydidis) Pars III. (Vol. I.* 31) *adnotationes ad libr. I. cum Stephani parasceue, Vol. II.* (1834) *adnotationes libr. II. et III.).*

dieser grofsartig angelegten Ausgabe des Thu- finden wir alle zu unserer Zeit möglichen Mit- Verständnifs des trefflichsten der Geschichtschrei- auf einem Punkt, versammelt. Es wäre über- das ohnedies schon entschiedene Urtheil über emeinen Werth dieses verdienstvollen Beginnens erholen. Indefs gestattet die polemisch-kritische mancherlei Beobachtungen, welche bei Würdi- s, wenn auch noch unvollständigen, Werkes zu usdruck gelangen dürfen. Es kann unsere Ab- r nicht sein, alle Einzelheiten in die vorliegende ung aufzunehmen; wir versuchen es aber, dem in Bild von den Bestrebungen des Hrn. Poppo Seele zu bringen und hieran, was über einige che Punkte zu bemerken wäre, in Kürze an- .

Das erste Volumen der Prolegomena zerfällt in zwei Abschnitte, wovon der erstere über die Methodik der Thucydideischen Geschichtschreibung sich verbreitet, der zweite aber die Diction unseres Schriftstellers zum Gegenstand der Untersuchung hat.

Der erste Abschnitt nun beginnt mit Hinwegräumung der Zweifel, welche das wenig eindringliche Urtheil des Dionysios von Halicarnafs über des Thucydides historiographische Methodik zu erregen pflegte, mit kurzer Angabe dessen, was vor den Zeiten dieses Geschichtschreibers auf demselben Felde geleistet worden, wo sich natürlich die Ansicht aufdrängte, dafs die historische Kunst des Herodotos noch vielfach in den Banden epischer Form befangen war.

Es war hiebei ein Blick auf das Wesen der Geschichtschreibung als solcher nothwendig und nachdem die Hauptmomente, nämlich Wahrhaftigkeit in der Erzählung, Wichtigkeit der Begebenheiten, Ordnung in der Darstellung und Hinblick auf dauernden Nutzen für die Menschheit, sich herausgestellt hatten, versuchte es Hr. Poppo im zweiten Kapitel dieses Abschnittes zu beweisen, dafs Thucydides den Forderungen einer solchen Aufgabe gewachsen war. Zu diesem Zwecke wurde vorerst die Lebensgeschichte des Schriftstellers, so weit es bei so schwachen Mitteln möglich war, in das Licht gestellt, und es ergab sich bald, dafs in ethischer Hinsicht dies Werk des Schriftstellers selbst mehr Ausbeute dazu reiche, als Marcellinus, ein Anonymus und Suidas; wie denn auch wirklich der Geschichte des Thucydides das Gepräge eines wahrheitliebenden und forschenden Geistes, welchen Scharfsinn und Freiheit von Aberglaube kräftigst unterstützte, herrlich aufgedruckt ist.

Dieses Urtheil wird im folgenden Kapitel durch griechische und römische Zeugnisse, theils auch durch die Art und Weise der Darstellung des Thucydides selbst erhärtet, unter geschickter Widerlegung eigens

aufgesuchter Zweifel, welche sich namentlich bei vorkommender Erwähnung von Mythen in den Büchern unseres Schriftstellers erheben könnten; wobei denn Hrn. Poppo nicht entgieng, das Wesen der eingeflochtenen Reden zu beleuchten (welche allerdings mit der Pflicht wahrhafter Erzählung bei manchen Historikern alter Zeit in Conflict treten, dem Thucydides aber in einem ganz anderen Licht erschienen), mit der feinen Hinweisung auf den dramatischen Charakter, welcher die ganze griechische Historiographie beseelte. Aber Hr. Poppo geht noch weiter, indem er eine vergleichende Untersuchung der Verfahrungsart anderer Schriftsteller bei Darstellung derselben Begebenheiten anstellt; woraus denn hervorgeht, dafs Abweichungen in Angabe der Anzahl von Kriegern oder Schiffen und anderer Kleinigkeiten allein in Rechnung kommen, Thucydides aber wieder als der gewissenhafteste Geschichtschreiber erkannt werden kann.

Im vierten Kapitel wird der Werth des geschichtlichen Arguments behandelt und bewiesen, dafs Thucydides seiner Pflicht, was mit dem Argumente in Verbindung steht, in die Darstellung aufzunehmen, vollkommen treu geblieben sei, mit Vermeidung aller überflüssigen Digressionen; nur dafs er, vom Tode überrascht, sein Werk nicht habe vollenden können. Daran reihete sich nothwendig im folgenden Kapitel die Entwickelung der Oekonomie in der Darstellung und es ergab sich, dafs auch hier Thucydides gegenüber dem ungenauen Urtheile des Dionysios die einfachste Weise befolgte, wenn er in der Zeitrechnung mit dem Peloponnesischen Kriege beginnt, und ältere Begebenheiten nach den Jahren vor Beendigung dieses Krieges schildert. Und zwar setzt er für die vortrojanische Zeit den Minos als Urheber einer Epoche, welche sich in einer besonderen Umgestaltung des griechischen Lebens darstellt. Bei Erklärung der nachtrojanischen Begebenheiten aber geht er von der Zeit der Eroberung von Troja aus und mit Festsetzung der marathonischen Schlacht und des Abzugs der Perser aus Griechenland gewinnt er die Chronologie des vor dem peloponnesischen Kriege Vorgefallenen; welchen selbst er dann nach Jahren beschreibt, nur selten die Olympiade erwähnend. Mit dem Sommer eines jeden Jahres verbindet er einen grofsen Theil des Frühlings und des Herbstes, und Genaueres tritt dann oft hinzu durch die näheren Bestimmungen *ἀρχομένου, μεσοῦντος, τελευτῶντος*, oder durch Bezugnahme auf den Stand des Getreides oder die Zeit der Weinlese. F[illegible] lich trete hiebei ein Uebelstand ein, wenn von Er[illegible] lung einer Begebenheit, ehe sie beendigt ist, über[illegible] gangen wird auf die Darstellung dessen, was zu [illegible] cher Zeit sich anderswo zugetragen, und von di[illegible] bisweilen wieder auf eine andere, bis endlich wi[illegible] der Faden der früheren Geschichte aufgenommen [illegible] den kann. Aber mit Recht macht Hr. Poppo d[illegible] aufmerksam, wie viele weit gröfsere Uebelstände [illegible] einer anders gewählten Eintheilung und Chrono[illegible] hervorgehen würden. Vor Abschlufs dieses Ka[illegible] wird noch ein Blick auf die Eintheilung der Gesch[illegible] des Thucydides in Bücher und Kapitel geworfen [illegible] erhellet hieraus, dafs die Eintheilung in Bücher, [illegible] auch nicht von dem Schriftsteller selbst angeordnet, [illegible] ziemlich alt sei. Nur die Eintheilung der Büch[illegible] Kapitel sei von Neueren höchst willkürlich cons[illegible] und erheische hie und da eine Veränderung.

Nach Betrachtung dieser Aeufserlichkeiten wi[illegible] folgendes Kapitel einzig der inneren Anordnung d[illegible] schichte gewidmet. Hier wird bündig gezeigt, w[illegible] Thucydides Geschichte das Recht auf den Vorz[illegible] ner pragmatischen sich erworben, und dafs, wen[illegible] nophon in seinen Hellenicis mehr das strategisch[illegible] ment hervorweiset, Thucydides vorzüglich die [illegible] sche Seite in seiner Geschichte ausprägt, wob[illegible] nes Lehrers, Anaxagoras, philosophische An[illegible] ihm oft nicht unmerklich leitendes Princip wares

Der zweite Abschnitt handelt von der Dictio[illegible] Thucydides, mit besonderer Rücksicht auf die Vo[illegible] welche ihn von Seiten älterer Kritiker, wie eine[illegible] nysios von Halicarnafs, und Claudius Didymos i[illegible] chem Mafse trafen. Es bieten sich hier zwei [illegible] dar, von welchen aus die Sprache des Thucydid[illegible] trachtet werden kann, einmal insofern er attischer [illegible] steller ist, dann insofern er Historiker ist und D[illegible] ler des peloponnesischen Kriegs.

Die Darstellung des Styls des Thucydides a[illegible] schen Schriftstellers, wird unter die fortlaufendes [illegible] tel vertheilt und ruhet auf den drei Principien [illegible] Diction überhaupt, auf der Reinheit, der Klarhei[illegible] der Urbanität des Ausdrucks. Und zwar wird [illegible] Reinheit des Styls zuerst gehandelt, insofern si[illegible] in Beobachtung des Idioms der griechischen S[illegible] überhaupt kund giebt. Es wird daher die Endung[illegible] Numerus, des Genus, der Casus, der Modi, der [illegible]

und der Personen betrachtet, woran sich die Hyp-
e anschliefst. Ferner wird 3) die Antimerie oder
rechselung der Theile der Rede abgehandelt, und
r Pleonasmus und die Ellipse nebst der Periphra-
nd Verbosität. Zweitens wird die Reinheit des Styls
obachtung der Eigenthümlichkeiten des attischen
ctes erkannt, und die Darstellung dieses Moments
äftigt sich mit Betrachtung der einzelnen Buchsta-
ler Accente, des Hiatus, der Krasis, des Apostro-
des *ἐφελκυστικὸν ν*, und einiger Verbindungen oder
ungen von Wörtern.

Vir können den Fleifs und die Genauigkeit, mit
n Hr. Poppo diesen Abschnitt behandelt, im All-
nen nur bewundern, wenn wir uns gleich nicht
den können, dafs die Klarheit der Uebersicht un-
itik und Polemik nicht wenig gelitten hat, und
nches minder Bedeutende kürzer hätte berührt
können, wie z. B. *p.* 187, *οὔτε γὰρ κωλύει etc.*
scheint uns Hr. Poppo, verleitet durch die Form
atisch-polemischer Darstellung mit Unrecht die
chaftliche Behandlung des Stoffes aufgegeben zu
Und da eine architectonische Anschichtung von
htungen über ungeordnete Momente der Sprache
ellt wird, so ist es natürliche Folge, dafs der Be-
keine lebendige Auffassung der Diction des
ides gewinnt, wenn auch die einzelnen Beobach-
dankenswerth und für den sammelnden Gram-
von Interesse sind.

Besonderen bemerken wir, dafs, wenn Hr. Poppo
bei der Stelle *ἁμάξας ἐς τὰς ὁδοὺς καθίστασαν,*
τείχους ᾖ, an das *σχῆμα πρὸς τὸ σημαινόμενον*
wenigstens nicht wohl *τὰ ἅρματα* zum Grunde
önne, und dafs der Satz *ἵν' ἀντὶ τείχους ᾖ* in
ckerer Stellung an den vorausgehenden Gedan-
anreihet, welcher allerdings in *τὸ χρῆμα τῶν*
ufgeht. Auch können wir es nicht billigen,
149) in der Stelle I, 141, *αὐτόθεν δὴ διανοή-*
ακούειν πρίν τι βλαβῆναι, ἢ εἰ πολεμήσομεν, καὶ
ῃ καὶ ἐπὶ βραχεῖᾳ ὁμοίως προφάσει μὴ εἴξοντες an
ition eines vorausgehenden Verbi (hier an *πο-*
dacht wird, um die Structur des Participa zu
In den meisten Fällen dieser Art entwickelt
ichartige Verbindung von Infinitiv und Parti-
esondere Energie, und es ist keineswegs gleich-
der eine oder das andere steht. Denn wäh-
Infinitiv die reine That oder Handlung anzeigt,
bleibt im Particip der Begriff der Gesinnung und des
Vorsatzes (hier klar durch *διανοήθητε*) unverkennbar lie-
gen, was häufig im verboseren Ausdruck durch *οὕτως*
ἔχειν τὴν γνώμην u. dergl. erweitert und erklärt wird.
So sagt Platon (*Rep. III*, 403. *B.*) *οὕτω δή, ὡς ἔοικε,*
νομοθετήσεις ἐν τῇ οἰκιζομένῃ πόλει φιλεῖν μὲν καὶ ξυνεῖναι
καὶ ἅπτεσθαι ὥσπερ υἱέος παιδικῶν ἐραστὴν τῶν καλῶν χάριν,
ἐὰν πείθῃ, τὰ δ' ἄλλα οὕτως ὁμιλεῖν πρὸς ὅν σπουδάζει,
ὅπως μηδέποτε δόξει μακρότερα τούτων ξυγγίγνεσθαι, εἰ δὲ
μή, ψόγον ἀμουσίας ὑφέξοντα. Wo also in der Structur
von *ὑφέξοντα* der Begriff der Gesinnung ausgeprägt ist,
wie wenn wir sagten, *widrigenfalls du ihm den Vor-*
wurf als Strafe bestimmen wirst (oder klarer: *widri-*
genfalls er nach deiner Bestimmung gewifs sein könne,
dafs er dem Vorwurf nicht entgehen werde u. s. w.).
Die Ansicht über *προὐσκέπτετο* (*p.* 184), denken wir,
sollte sich in den folgenden Anmerkungen läutern, nach-
dem Buttmann (ausführl. gr. Sprachl. *II*, S. 435) über
das Imperfectum *Dep.* nicht ungegründeten Zweifel er-
hoben. Auch scheint uns die Bemerkung über *προσε-*
δέχετο, als könnte dies für eine Impersonalform (wie
ἐνδέχεται) gelten, höchst unglücklich zu sein. —

Ungenau wird noch bei dem aus dem Transitivum
hervorgehenden reflexiven Verhältnisse einiger Verba
(wie *ἐπιμιγνύναι*) an eine *suppressio pronominis* gedacht
(wovon die Schuld vielleicht auf das Jahr 1821 fällt)
und wenn in der beigezogenen Stelle des Xenophon
(*Memorab.* 1, 2, 29.), *αἰσθανόμενος ἐρῶντα Εὐθυδήμου καὶ*
πειρῶντα χρῆσθαι eine Interpunction nach *πειρῶντα* vor-
geschlagen wird, um diesem Verbum die ihm eigenthüm-
liche Bedeutung des Versuchens zu sichern, so müssen
wir diese Erklärungsweise als eine unpassende zurück-
weisen. Keinen Zweifel sollte (*p.* 190) die Stelle *VI*,
58, *τὰς πομπὰς ποιεῖν* erregen, nach der vorausgehenden
richtigen Erklärung von *ταφὰς ποιεῖν* und *ταφὰς ποιεῖ-*
σθαι. Vergl. *Plat. Rep. I*, 327 *a.* 328 *a.* Sonderbar
klingt, dafs auch Xenophon *σπεύδουσι* (was übrigens eine
überflüssige Conjectur ist *p.* 191) mit dem Infinitiv ver-
binde; gleichsam als bedürfe diese Construction eines
weiteren Beweises.

Der beabsichtigte Beweis, dafs Thucydides im All-
gemeinen, wie im Besondern, nicht anders geschrieben
als jeglicher seiner Zeitgenossen, scheiterte, so zu sa-
gen, an dem Mangel des hiezu erforderlichen Materials.
Aber auch sonst ist überall die Vergleichung mit an-
deren Schriftstellern aus der Blüthezeit Athens auffal-

lend schwach, und wir müssen uns wundern, wie Hr. Poppo sich begnügen konnte mit Anrufung eines Dionysios von Halicarnassos oder eines Plutarchos oder eines Lucianus (*p.* 189 τὸν κλῆρον ἐν σφίσι διῃρημένοι, wo die besten Schriftsteller vorlagen, wie Lysias u. s. w.) oder endlich gar eines Scholiasten (*p.* 190 ποιεῖν für ποιεῖσθαι). Daneben können wir nicht übersehen, daſs eine Reducirung Thucydideischer Diction auf die Sprachweise neuerer Völker, gegenüber den Anschuldigungen eines Dionysios u. A., höchst unstatthaft ist, und nur in wenigen dringenden Fällen eine beschränkte Anwendung findet. Am allerauffallendsten ist ein solches Beginnen bei Erklärung des Gebrauchs des Artikels, welche sich übrigens auch im Abschnitt von den Pleonasmen nicht zum besten ausnimmt, und wobei auf die Begriffe und Abstufungen desselben im Gebrauche der Attiker gar wenig Rücksicht genommen wird; wie denn überhaupt die Entwickelung des gangbaren Styls der ächten Griechen und namentlich der Attiker ganz in den Hintergrund tritt.

Es folgt ein neues Kapitel, welches von der Klarheit in Ausdruck handelt. Diese wird besonders durch Beobachtung des gangbaren Gebrauchs der Synonyme bewerkstelliget, so wie auch durch Anwendung weder veralteter Ausdrücke, noch zu gewagter Formationen. So weit nun die Klarheit von diesem Momente abhängt, war es leicht zu beweisen, daſs Thucydides Anspruch auf diesen Vorzug hat. Aber eine eigene Art der Dunkelheit, deren Thucydides schon von älteren Kritikern beschuldigt wird, konnte Hr. Poppo bei allem Widerstreben gegen die Aussprüche eines Dionysios von Halicarnassos nicht entfernen. Ziemlich schwach ist der angehängte Artikel *de urbanitate sermonis*, wo wir eine Uebersicht der feineren Ausdrucksweisen des Thucydides erwarten.

Der zweite Abschnitt handelt von der Diction des Geschichtschreibers als solchen. Hier kommt zuerst in Betracht, ob Thucydides den Unterschied der poetischen Rede und der Prosa beobachtet habe; wo vorzüglich hätte bemerkt werden sollen, daſs die griechische Sprache aus der Wiege der Poesie hervorging, deren Wärme sie auch in späterer Zeit bei dem ausgebildeten Element der Prosa nicht verlor. Daher die poetischen Ausdrücke in dem der Poesie im Allgemeinen nicht sehr holden Thucydides, die man schlecht erklärt durch bloſse Hinweisung auf gleichen Gebrauch bei seinem Antip... den Xenophon oder bei anderen Schriftstellern. A... abgesehen vom bloſsen poetischen Ausdruck, hätte ... eine gewisse Art von Poesie, welche in Thucyd... trotz seiner entschiedenen Richtung auf kalte Prosa ... nicht verleugnen läſst, sogleich hier entschieden he... stellen sollen; was dann hernach in einem besond... Kapitel (*XXIII. de Thucydidis sublimitate*) wenigs... zu einem, wenn auch beschränkten, Ausdruck gelang. Nach Aufzählung der poetischen und poetischscheinen... den Ausdrücke und Formen werden die rhetoris... Figuren betrachtet, wie *Metonymia*, *Paronomasia*, ... *moeoteleuta*, *Homoeoptota*, nebst der *Parisosis* und ... *tithesis*.

Wenn wir es hier im Allgemeinen nicht ... können, daſs eine eindringliche Untersuchung der ... tion des Thucydides in dieser Hinsicht mit besse... Anführung der allgemeinen Rücksichten der rhetori... Rede bei den Griechen überhaupt nicht vorgenom... wurde, so wundern wir uns, wie Hr. Poppo da... überlegte Urtheil des Reiske über die Sprache ... Schiftstellers einer besonderen Erwähnung und ... digen Citation würdigen konnte, ohne auf die ... Wesen der alten Rhetorik zu ziehende folgerecht... derlegung ähnlicher Urtheile einzugehn. Denn was ... gesagt wird, ist ziemlich schwach und wenig zwing...

Hiernächst kommt eine Betrachtung über di... stellung des Geschichtschreibers als solchen, (cap. ... deren Hauptvorzüge sind τὸ γραφικὸν καὶ παθητικ... ses Element theilt sich auch dem grammatische... rhetorischen Theile mit im Gebrauch des historisch... sens, der Structur κατὰ τὸ σημαινόμενον, welche sich ... grammatische und rhetorische Anakolutha, oder ... die Vermengung zweier Ausdrucksweisen kund g... und einer variirten Redeweise, wonach in einem S... *Numeri*, *Casus*, *genera nominum*, *genera verborum*, ... *tempora*, *personae*, *praepositiones* und *conjun*... unter sich abwechseln. Hierüber sind die Beispi... Thucydides beigebracht, aber ohne wissenschaftlich... wickelung der Grundbegriffe der einzelnen Mome... daſs es der Anlage nach unentschieden bleibt, ob ... *oratio variata* aus reiner Willkür des Schreibende... vorgeht, oder ob, was doch allein natürlich ist, ... sicheren Grundsätzen beruhe, welche aus der ... grenzenden Denkweise der Alten zu abstrahiren ...

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 52.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

September 1835.

ıcydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. 'e arte hujus scriptoris historica exposuit, us vitas a veteribus Grammaticis conscriptas ldidit; codicum rationem atque auctoritatem 'aminavit; graeca ex iis emendavit; scriptu- e diversitates omnes, commentarios rerum ographicarum, scholia graeca et notas tum ikeri omnes atque aliorum selectas tum suas, nique indices rerum et verborum locupletis- ios subjecit Ernestus Fridericus Poppo.

(Fortsetzung).

in ferneres Kapitel (*XXII*) spricht von dem Cha- der Diction unsers Schriftstellers, welcher mit *rnst* der Darstellung Kürze und eine gewisse Er- ieit im Wesen verbindet. Wir geben gerne zu, *Herodotos* Sprache und Darstellung eine gewisse hkeit und Heiterkeit ausgeprägt ist, und dafs er n mit Thucydides in einem Gegensatz steht. Aber ich können wir die Absichtlichkeit des Thucydi- n Ernstes eingestehen (*severo primus operam* Es lag vielmehr in der Natur des Gegenstandes dem Charakter des tiefsinnigen Geschichtschrei- bst, in der Darstellung ernst bis zu einem Grade rte, und kurz bis zu einem Grade von Dunkel- sein. Richtig wird aber diese Kürze auf die ἀπὸ κοινοῦ, auf die Auslassung ganzer Sätze, durch Partikeln sich verräth, ferner auf eine ab- ene Sprachweise, und auf eine scharfsinnige und te Begriffsbildung zurückgeführt.

Erhabenheit in der Darstellungsweise ist be- in den Reden sichtbar; wiewohl auch hier die arakteristik der Sprechenden, welche von dem nn des Darstellers, soweit es seine geistige Rich- iefs, glänzend ausgestattet erscheint, nicht ver- erden kann. Die mit jener μετεωρολογία sich verbindende Härte stellt sich aber klar genug in der Beschreibung der Unruhen heraus, welche nach dem inneren Aufruhr der Corcyräer auf ganz Griechenland Einflufs übten (*III*, 82). Hr. Poppo untersucht die Gründe einer solchen *sublimitas sermonis*; und wahr ist allerdings, dafs der altattische Dialect selbst etwas dazu beigetragen, aber falsch *ist* und *bleibt*, dafs Thucydides diesen eben deshalb absichtlich sollte gewählt haben. Am meisten aber giebt Wahl und Stellung der Wörter jenem Elemente Leben. Die zwei anderen Momente, nämlich *pronunciatio vocabulorum* und *vis verborum sententiarumque perspicuitas*, scheinen uns, so hingestellt, nicht sehr erheblich, wenngleich nicht geleugnet werden kann, dafs auch in jenem Umkreis die Gedanken eine gewisse Klarheit oder vielmehr eine bestimmte Schärfe besitzen müssen. Jedoch hat Hr. Poppo hierüber, sowie über den ganzen Typus Thucydideischer Denkweise zu wenig Licht verbreitet, als dafs wir über seine Ansicht urtheilen könnten. Genauer ist die hiernächst folgende *collocatio verborum* behandelt, nur dafs vieles hier Bemerkte eine Nachweisung des gleichen Gebrauchs bei anderen Schriftstellern der glänzenden Periode von Athen verdient hätte.

Diesem ersten Volumen sind *additamenta* beigegeben, welche enthalten: 1) die griechischen Lebensbeschreibungen des Thucydides (von Marcellinus, Suidas, nebst einem ἀδέσποτον). 2) Die von Neoph. Dukas gesammelten Gnomen des Thucydides in der Ursprache. 3) Abhandlung über die griechischen und römischen Nachahmer des Thucydides, nebst Beigabe der geistreichen Vergleichung des Thucydides und Tacitus von dem trefflichen Friedr. Roth. — 4) *Farrago discrepantis scripturae* mit Bezugnahme auf die Abschnitte über die Diction des Thucydides.

Der ersten Abtheilung zweites Volumen, welches die *Prolegomena* abschliefst, enthält die politischen, geographischen und chronologischen Commentare zu Thu-

cydides, und zerfällt demnach in die Abschnitte: 1) über den Civil- und Militärstand Griechenlands zur Zeit des peloponnesischen Kriegs. 2) Beschreibung der von Thucydides erwähnten Orte, nebst Beleuchtung der daselbst vorgefallenen merkwürdigsten Begebenheiten. 3) Die von Haack verfertigten chronologischen Tafeln.

Für den ersten Abschnitt hatte Hr. Hoppo treffliche Vorarbeiten an Manso's Sparta und Boeckh's Staatshaushaltung der Athener. Bei weitem den gröfsten Raum dieses Volumen nimmt aber die Beschreibung der von Thucydides erwähnten Orte und Gegenden ein. Beide Aufgaben hat Hr. Poppo so gelöset, dafs sich wohl nicht leicht Stellen finden dürften, welche den Grundsätzen historischer Kritik widerstreben. Wir können uns jedoch auf eine statarische Untersuchung des Einzelnen hier um so weniger einlassen, da wir ohnedies einen ziemlich ausgebreiteten Kreis von Betrachtungen über die Leistung des Hrn. Poppo noch vor uns offen haben, welche selbst wieder unsere Rücksichten auf den Raum dieser Blätter in Anspruch nehmen.

Die zweite Abtheilung zerfällt in vier Volumina, welche den griechischen Text mit Beigabe der Scholien unter demselben und einem fortlaufenden Bericht der *discrepantia scripturae* enthalten. Dem Texte im ersten Volumen ist eine Abhandlung über Anwendung und Hülfsmittel der Kritik im Thucydides vorausgeschickt.

Diese lehrreiche Abhandlung beginnt mit der Anwendung der höheren Kritik, welche durch ein älteres Urtheil über das achte Buch unseres Schriftstellers hervorgerufen wird. Nämlich Marcellinus erwähnt, dafs dieses Buch, mit welchem die Geschichte des peloponnesischen Krieges abbricht, von einigen der Tochter des grofsen Geschichtschreibers, von anderen dem Xenophon zugeschrieben wird, und dafs noch andere in Theopompos den Verf. desselben erblicken. Die Zurückweisung dieser unhaltbaren Meinungen war nun nicht sehr schwer, und Hr. Poppo unternimmt es, zu beweisen, dafs Thucydides der Verf. auch dieses Buches sei; wozu ihm zwar die Citationen älterer Grammatiker mit Recht nicht so zwingend erschienen, als die gleichmäfsige Diction des in Zweifel gezogenen Buches selbst, welche offenbar ein Recht auf die Abstammung von demselben Schriftsteller geltend macht, wenn auch die übrige Anlage der Darstellung durch den Mangel des dramatischen Elements von der Haltung der anderen Bücher merklich abweicht. Aber eben diese Beobachtung führ[t] nun auf die Wahrheit, dafs Thucydides über die letzten Jahre des Krieges nur Commentarien hinterlassen, a[n] deren Ausarbeitung er durch den Tod verhindert wo[r]den ist. Uebrigens bemerkt Hr. Poppo, dafs sich i[m] Thucydides, aufser dem läppischen Flicksatz am Schlu[sse] des achten Buches (ὅταν ο μετὰ τοῦτο τὸ θέρος [...] τελευτήσῃ, ἓν καὶ εἰκοστὸν ἔτος πληροῦται), keine grö[ßere] oder kleinere Stelle finde, welche die höhere Kritik [in] Anspruch nähme; wogegen wir jedoch in den A[nmer]kungen es nicht ungern sehen, dafs des dritten [Buchs] 84stes Kapitel, ungeachtet des hier ausgesprochene[n] [...] theils und auch nach der von Arnold unternomme[nen] Vertheidigung, in Zweifel gezogen wird.

Die sogenannte niedere Kritik zerfällt in die di[plo]matische und in die Conjectural-Kritik. Die folge[nden] Kapitel der vorliegenden Abhandlung beschäftige[n sich] daher mit genauer Betrachtung der *Codices* des [Thu]cydides, deren es im Allgemeinen mehrere von [...] Werthe giebt, und mit Aufzählung der Gesch[...] derselben, welche Hr. Poppo in fünf Classen [...] Hieraus werden nicht unwichtige Consequenzen [...] Anwendung der Conjecturalkritik bei Thucydides [...]gen. Und daran schliefst sich eine Uebersicht der [...]*tiones principes*, der *Scholia*, und der alten Inte[rpreta]tionen, welche insgesammt bei kritischer Bele[uchtung] des Textes unseres Schriftstellers einen gewisse[n Ein]flufs geltend machen. Die Genauigkeit des Hrn [...] übersah aber auch das Geringfügigscheinende nic[ht] [...] wies auf den Gebrauch anderer Schriftsteller, [...] des Thucydides theils erwähnten, theils ihn nac[hahm]ten, zur Erweiterung unserer Ansichten über den [...]baltext, wobei jedoch auf die öfter vorkommende [...]lässigkeit der Citatoren Rücksicht zu nehmen sei. [...]bei wird den im ersten Volumen der ersten Ab[theilung] erwähnten Nachahmern des Thucydides noch ein [...] unbedeutender Gewährsmann beigegeben, Pr[...] dessen besonderer Eifer, dem Thucydides wenig[...] den Rücksichten des Ausdrucks nachzunahmen, an [...] Beispielen gezeigt wird.

Ein eigenes Kapitel erfüllt die Aufzählung d[er Aus]gaben und Uebersetzungen des Thucydides, so [...] derer neuerer Beiträge zur Erklärung des Texte[s] [...]selben, welche den Kritiker veranlafst, seiner [...] Ausgabe eine Beurtheilung des in jenen Geleiste[ten] auszuschicken. Hier zeigt sich uns denn alle[...]

ſs Hr. Poppo auf einem richtigeren Wege begriffen
, als seine meisten Vorgänger, die nach einem ähnli-
en Ziele ausgingen; nur bei Gelegenheit der Würdi-
ng der Bekker'schen Ausgabe will uns die Aeuſse-
g: *nam si solus ἐπιδιαφέρων VIII, 8. et συνδιαπολεμεῖν, II, 13. suppeditat, num eo tantum confides, ut ver- quibus Schneideri Lexicon caret, cum Bekkero* ?! zu freimüthig bedünken. Denn, wenn uns auch *erstere* Fall etwas unheimlich erscheint, so möchten doch die Existenz griechischer Wörter nicht aus *icis*, am wenigsten aus dem Schneider'schen kennen en. Auch hat Hr. Poppo die Anlage der Bekker'- n Ausgabe verkannt, wenn er dort weitläufige Exe- vermiſst, da es doch mehr als einleuchtend ist, daſs ms vorzüglich das Resultat der Vergleichung liefern von diesem Gesichtspunkte aus aufgefaſst sein will.

(Der Beschluſs folgt.)

XLIV.

risches Taschenbuch. Herausgegeben von Frie- ch von Raumer. Sechster Jahrgang. Leipzig, R. Brockhaus, 1835. *P.* 548. 12.

f. würde mit Recht den Vorwurf, *post festum* zu kom- erdienen, wenn er jetzt erst vorliegendes Taschenbuch n und zum Genuſs der in ihm dargebotenen Gaben ein- vollte. Als Taschenbuch, dem bald ein neuer Jahrgang wird, hat es immer etwas Ephemeres, womit die Anzeige Schritt halten muſs; als Sammlung rühmlicher histori- lonographien ist es schon längst zum innerlichen Besitz toriker geworden und als Ausstellung anziehender Kabi- e hat es sich auch die Aufmerksamkeit und Theilnahme sehr vieler gewonnen, die sich nicht *ex professo* mit dem der Geschichte beschäftigen. Um dem Tadel des Zu- mens zu entgehen, hat daher Ref. als Theologe nur über ichtige theologische Momente des Taschenbuchs zu re- und er erlaubt sich deſshalb diejenigen Theologen, de- och fremd geblieben sein sollte, auf die Belehrungen, in dieser Sammlung finden werden, aufmerksam zu

eich der erste Aufsatz: „Jürgen Wullenweber von Lü- r die Bürgermeisterfehde", p. 1-200 von F. W. Bar- ganz dazu geeignet, das Interesse der Theologen in zu nehmen, vorzüglich da es über sie und die ersten chen Vorkämpfer des Protestantismus sehr heiſs her- r Herr Verf., der recht eigentlich der Geschichtsschrei- cher Volkskraft genannt werden kann, hat ein äuſserst es und belebtes Gemälde davon geliefert, wie die Re- in das Gemeinwesen Lübecks eingriff, wie der Ge- er Aristokratie gegen die nach der reinen Lehre ver- Bürgerschaft beim Siege des Protestantismus der De- mokratie den Platz räumte, wie in den übrigen Hansestädten derselbe Kampf dasselbe Resultat herbeiführte, wie Wullenweber der Bürgermeister von Lübeck diese neue demokratische Kraft der wendischen Hansestädte gegen die nordischen Kronen ver- einigte, in Dänemark das Volk gegen Bischöfe und Adel zu Gunsten des gefangen gehaltenen Volkskönigs Christiern bewaff- nete und fast das ganze Königreich eroberte, wie aber dennoch das Volk von Lübeck diese Anstrengungen nicht bis ans Ende zu ertragen vermochte, den Intriguen der Aristokratie der Ge- schlechter erlag, in Dänemark der vom Adel gewählte König Christian III. die Pläne Wullenwebers vereitelte und der groſse Demagoge endlich dem Henkerstode durch Verrath überliefert wurde.

Zweierlei müssen die Theologen bei dieser Gelegenheit hö- ren. Zuerst, daſs sie wie die meisten Vertheidiger des Pro- testantismus ängstlicher als sich mit deutscher Ehre und ge- schichtlicher Wahrheit verträgt, den Vorwurf abzuweisen pflegen, der Geist der neuen kirchlichen Lehre habe eine alte politische Formen zersprengende Gewalt und eine kühne Thatkraft ent- wickelt, welche nie verjährende oder verkürzte Rechte in An- spruch nahm und muthig verfocht. Das Gegründete dieses Vorwurfs muſs bei manchen Vertheidigern des Protestantismus zugegeben werden. Sie haben übersehen, welchen unendlichen Einfluſs die Reformation auf das Bewuſstsein vom Recht und dessen Princip ausgeübt hat. Das Recht war während des Mit- telalters wesentlich Privatbesitz, Privilegium. Selbst die Kirche in ihrer innern Verfassung hatte sich zu einem nicht weniger einzelnen privilegirten Stand ausgebildet als der Adel, auch die Gemeinden, die Städte behaupteten ihr Recht nur als Privile- gium in Opposition gegen die übrigen Stände und die fürstliche Macht ruhte nur als ein Schatten über diesen vereinzelten pri- vilegirten Ständen. Die Reformation nahm diesen Schein des Privilegium vom Recht, indem sie in der Persönlichkeit des Subjects den Quell des Rechts aufschloſs. Die Kämpfe gegen die Form des Rechts als Privilegium, welche der Reformation folgten, können daher immerhin auch als in ihr begründet be- trachtet werden.

Aber nun kommt der andre Vorwurf. Nämlich die bekannte Erscheinung in der protestantischen Kirche, „das theologische Bedenken" habe den Aufschwung des politischen Freiheitseifers, so auch in jenen Lübschen Kämpfen gelähmt und niedergehalten. Daſs dies Bedenken oft in einer ängstlich-peinlichen, oft selbst drückenden Form sich geltend machte, ist auch nicht zu läug- nen. Dennoch darf der Gedanke, der dem theologischen Beden- ken jener Zeit zu Grunde lag, nicht nur als ein „Weltentäuſse- rungsgebot", noch als Gewissensfurcht angesehen werden, son- dern nur als nähere Bestimmung des Rechtsprincips, wie es die Reformation zum Bewuſstsein brachte. Die Persönlichkeit wurde zwar als Quell des Rechts anerkannt, aber setzt das Bedenken hinzu, wenn die Persönlichkeit erst wahrhaft dieses ist, d. h. wenn sie sich in Gott von ihrem partikularen Willen, der nur im Gegensatz gegen anderes sich behaupten kann, gereinigt hat und wenn sie sich in dem Zusammenhang mit dem allgemeinen Geist erhält. Wullenwebers und der Lübecker Pläne waren

doch nur das Bestreben eines Standes, der sein Recht wiederum nur als Privilegium gegen die innere Organisation des eignen Staates und gegen einen Staatenzusammenhang, der sich im Norden Europa's zu bilden begann, durchsetzen wollte. Weil das theologische Bedenken erst vollends den Schein des Privilegium vom Rechtsprincip entfernte, daher kam es, dafs mit der Reformation in Deutschland die Landesherrlichkeit sich constituirte. So lange, wie im Mittelalter die Stände als privilegirt einander gegenüber standen und nur danach strebten, ihre Unabhängigkeit wo möglich unverkürzt zu erhalten, lag der Staat noch im rohesten Werden und ein Glück war es für ihn, dafs die Kirche eine Macht über ihn bildete, von der dasjenige, was als Privilegium auf Partikularitäten sich gründete, eine höhere, heilige Bestätigung erhielt. Am allerwenigsten entsprach der Staat dem, was sein Begriff fordert, eine vernünftige Totalität zu sein, deren einzelne Momente in eine ideelle Einheit zusammengehen. Die Reformation beförderte diesen ideellen Zusammenhang, indem sie als das Wesen der Persönlichkeit und Freiheit die Resignation auf den partikulären Willen und die Reinigung von aller Natürlichkeit, somit auch der Selbstsucht erkannte. Damit beförderte sie auch den Zusammenschlufs des Staates zur Persönlichkeit des Fürsten, in der die ideelle Einheit der Momente des Staats als Person geschaut wird. Beides, dafs sie in der Persönlichkeit das Princip des Rechts erkannte und die Landesherrlichkeit ausbildete, widerspricht sich nicht, ist nicht ein Umschlagen von einem Extrem ins andere, sondern der innere Zusammenhang der Sache selbst. Und wenn auch nach der Reformation die Fürstenmacht, wie z. B. in Dänemark, bald nach der Vereitlung von Wullenwebers Plänen, sich auf Kosten der Stände consolidirte, so war dies geschichtlich nothwendig, damit der frühere Schatten der fürstlichen Gewalt wirkliche Person würde. Die von der Reformation nicht weniger behauptete Nothwendigkeit, dafs die Subjectivität ihr unendliches Recht erhalte, ist dabei so stark geblieben, dafs sie in den Ständen auch wieder zur geschichtlichen Nothwendigkeit werden konnte.

Der zweite Aufsatz der Sammlung: „Fürstenleben und Fürstensitte im sechszehnten Jahrhundert", p. 201—371, von Joh. Voigt, stellt das Privatleben der damaligen Fürsten *ab ovo*, d. h. von der Wiege bis zum Sterbebette in dem Kreise der häuslichen Ergötzlichkeiten, Lieblingsbeschäftigungen, geselligen Vergnügungen, Mode und Sitte des Hoflebens dar. Das vom gelehrten Herrn Verf. gelieferte Sittengemälde macht einen fast rührend langweiligen Eindruck durch den naiven Widerspruch jenes Lebens, in dem das Gediegene, Kernfeste und Biedere des phantastischen mittelalterlichen Lebens sich nun mit häuslicher Wohnlichkeit, Behaglichkeit und mit reflectirender Verständigkeit verbindet. Nur Eins möchte Ref. und wohl nicht nur als Theologe vermissen, nämlich ein Bild von der Stellung der Geistlichkeit im Privatleben der Fürsten. Da das kirchliche und selbst das theologische Moment aus der allgemeinen Bewegung jenes Jahrhunderts auch an die Fürstenhöfe bedeutende Repräsentanten schickte, so würde durch die Darstellung jenes Verhältnisses das Gemälde des Fürstenlebens sich wieder mit der Substanz der damaligen Zeit in Beziehung gesetzt haben.

Der dritte Aufsatz: „über das Leben und die Lebensbewe-gungen in Island in der Zeit des Heidenthums" von Herrn Dr. Leo, kann dem Kirchenhistoriker nicht genug empfohlen werden. Wenn schon der Fall des Heidenthums und der Sieg des Christenthums in der Römischen Welt bei den Kirchenhisto-rikern in religionsgeschichtlicher und religionsphilosophischer Hinsicht zuweilen sehr zu kurz kommt und die Darstellung sich nur auf moralische Betrachtungen beschränkt, so ist der Fall des nordischen Heidenthums, eben so wie die innere Befähigung der germanischen Welt zur Aneignung des Christen-thums für kirchenhistorische Darstellungen meistens nur Stoff zu Sentimentalitäten gewesen, die sich an vereinzelte Nach-richten des Tacitus und an einzelne Züge der Edda anknüpften. Der merkwürdige Prozefs, durch den die Aufnahme des Christen-thums vorbereitet wurde und in dem die Innerlichkeit des germanischen Gemüths gegen seine alten Götter protestirte, dieser so merkwürdige Prozefs hat noch keine seiner Bedeutung entsprechende Darstellung gefunden. Herr Leo hat im vorliegen-den Aufsatz zu einer solchen Darstellung einen wichtigen Bei-trag geliefert. Wie die Colonisation Islands das natürliche Band der Nationalität locker machte und die Reflexion, ein selbst-waches Wesen im Gegensatz gegen das frühere einfache un-mittelbare Leben hervorrief, so zeigt Herr Leo besonders im Abschnitte „Hausgenossen", p. 463—490, wie das subjective Wesen zwischen den Trümmern der frühern sittlichen Verhält-nisse sich nach Gefallen ausbreitete. Vor allem aber im Ab-schnitt „Gesinnung", p. 382–402, meint Herr Leo im Hervor-treten der Thórsmythen eine Art von Protestantismus im nor-dischen Heidenthum zu erkennen. Dem losgerissenen Volke, der sich zuerst in diesem besondern Gottesdienst bewies, [illegible] in Thór die subjective Kraft des Geistes und des Willens ver-götterte, sei dann bald kecker Unglaube und religiöse Gleich-gültigkeit überhaupt gefolgt, wodurch die Einführung des Chri-stenthums erleichtert wurde. Wenn es sich auch im Zusammen-hange der nordischen Mythologie nicht durchweg bestätigen möchte, dafs in Thór die subjective Macht des Geistes vergöt-tert werden konnte und wenn es auch in den Isländischen Sagen noch mehr und gröfsere Beispiele giebt von der über die Götterwelt hereinbrechenden Uebermacht des Verstandes, von vernichtendem Spott und Ueberlegenheit des Subjects, so hat Herr Leo in seinem Gemälde von der Colonisation doch an einem schlagenden Punkte den Weg aufgezeigt, welcher das nordische Heidenthum seinem Fall entgegenführte. Sobald die heidnischen germanischen Völkerschaften aus ihrem unmittel-baren Leben nach aufsen hin reflectirten, so war dies ein Zei-chen, dafs in ihrem Innern selbst die verständige Reflexion erwachte, die mit dem Heraustreten aus den ursprünglichen Zuständen nur noch wuchs und zugleich gegen alle frühern ob-jectiven Mächte selbst sich richtete. Der Gang dieser Wech-selwirkung vom ersten Auftreten der Germanen bis zum Fall des Skandinavischen Heidenthums würde die schwierige aber nothwendige Methode einer Geschichte des germanischen Hei-denthums bilden.

B. Bauer

№ 53.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

September 1835.

icydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. e arte hujus scriptoris historica exposuit, is vitas a veteribus Grammaticis conscriptas 'didit, codicum rationem atque auctoritatem aminavit; graeca ex iis emendavit; scriptue diversitates omnes, commentarios rerum ographicarum, scholia graeca et notas tum ikeri omnes atque aliorum selectas tum suas, iique indices rerum et verborum locupletisos subjecit Ernestus Fridericus Poppo.

(Schlufs.)

i folgenden wird eine Regel der Kritik bei Thu-, die kürzere Leseart der längeren und weitligen vorzuziehen, an mehreren Interpretamenten, aber dabei auch vor dem nahe ligenden Irrewarnt, als mache sich diese Regel überall gel-Die Conjecturalkritik sei auch bei Thucydides hie erforderlich gewesen; doch nehme sie keinen en Spielraum bei ihm ein, als bei anderen Schrift-Im Ganzen sei der Text des Thucydides nicht lerbt auf uns gekommen, wenngleich nicht zu sei, dafs auch hier sich Fehler einschlichen, älter sind als die Codices selbst. Die leichteste dem verwirrten Wortsinne aufzuhelfen, bewähre Constituirung der richtigen Interpunction, wobei ürlich an die Codices sich nicht besonders zu abe. Ebenso müsse bei Angabe der Accente orität der Codices der allgemeinen Regel weiach solchen Urtheilen wundern wir uns aber, r Hrn. Poppo dennoch in einem gewissen Aberüber Gegenstände der Ueberlieferung befangen vas sich namentlich durch die eingestandene Beig der Schreibart χἂν, χἀνταῦθα kund giebt und eil über das sicherlich ebenso unrichtige ἀrgenüber seinem Stammwort ἀνήρ, ἀνδρός. So wird auch γάρ τε (II, 44, 3.) beibehalten, weil mehrere gute Codices es darbieten, aus demselben Grunde, aus welchem τε γάρ (45, 2.) stehen bleibt, da doch jenes τε auf den Gesammtgedanken Bezug hat, nicht auf Gegenüberstellung berechnet ist, oder, wo dies auch der Fall wäre, durch das *hyperbaton* sattsam gesichert wird.

Mit vollem Recht aber beschwert sich Hr. Poppo über das Schicksal des Thucydides unter den geschäftigen Händen älterer und neuerer Philologen. Die meisten Fälle, in denen eine Conjectur erforderlich ist, sind von der Art, dafs eine geringe Abänderung genügt. Umsichtig verfuhren hierin Duker, Krüger und Bekker, wenngleich des letztern Abneigung gegen die Gegenüberstellung von τέ — δέ und einige andere Redeweisen Hrn. Poppo auffallend erscheint.

Schliefslich giebt Hr. Poppo aus den vier ersten Büchern des Thucydides einige Stellen, in denen er die Anwendung der Kritik für nothwendig erachtet, und welche er theils nach Anderer Beispiele, theils selbst verbesserte. Unter diesen können wir es aber nicht verhehlen, dafs die ausgedrückte Form ἠλληνίσθησαν (I, 68.) willkürlich dem Thucydides aufgedrungen erscheint. Bei einem Verbum, wie ἑλληνίζομαι, in welchem die Bezeichnung eines Geschlechtes ausgeprägt ist, können wir an eine Augmentirung um so weniger glauben, je fester wir von der Eigenthümlichkeit des älteren Atticismus unseres Schriftstellers überzeugt sein müssen.

Nach dieser cursorischen Würdigung der Einleitungen hätten wir den Uebergang zu dem Texte offen. Wir werden jedoch vorzüglich die Volumina der Anmerkungen ins Auge fassen und von diesen wieder hauptsächlich die neueste Erscheinung, nämlich das zweite Volumen, welches die Anmerkungen zum zweiten und dritten Buche der Geschichte enthält, betrachten.

Im ersten Volumen legte Hr Poppo die Anmerkungen des Gotleber, im zweiten die des Bloomfield und Arnold zum Grunde. Die Masse von Bemerkungen und

verschiedenartigen Ansichten früherer oder gleichzeitiger Bearbeiter des Thucydides überschüttet hier den lichtsuchenden Beschauer und fordert ihn zu einem analogen Maafse von Geduld auf, so dafs es ihm nicht unbescheiden zu sein erscheint, die Frage aufzuwerfen, ob denn eine solche Behandlungsweise auch für das Verständnifs des Schriftstellers wirklich förderlich werden könne. Er wird sich, wenn nicht Anhänger dieser Schule, das Drittheil der Anmerkungen für rein überflüssig zu halten berechtigt finden, und die Verwunderung über so wortreiche Erklärungen einer oft ganz natürlichen Sprache, wie z. B. über *II*, 52, *ἀλλὰ καὶ νεκροὶ ἐπ' ἀλλήλοις ἀποθνήσκοντες ἔκειντο,* oder über die *III*, 31. *οὐδενὶ γὰρ ἀκουσίως ἀφῖχθαι*, nicht verhehlen können; wo denn doch nicht erwiesen worden ist, dafs *οὐδενὶ* mehr von *ἀκουσίως* abhänge, als von *ἀφῖχθαι*, zu welchem Verb. der Dativ der Zuneigung tritt; wenngleich auch für jene Structur Aehnliches, wie *Plat. Sympos.* 218. *d.*, *ἑαυτῷ εἰωθότως*, aufgebracht werden kann.

Aber abgesehen von dieser Anlage, wegen welcher wir mit Hrn. Poppo hier nicht rechten wollen, finden wir *Ὁμηρικῶς ἐγγὺς ἰόντες* seine Ansichten über den gröfsten Theil des zur Sprache Gebrachten höchst gediegen und genugsam begründet, so dafs wir uns begnügen können, nur einzelne wenige Stellen einer besonderen Würdigung zu unterwerfen. Jener Wortreichthum der Interpretation aber liegt nicht sowohl in der Richtung unseres Zeitgeistes, der im Gegentheil mehr als je klare, lebendige Anschauung des Alterthumes verlangt, als vielmehr in den Bestrebungen einer Schule, welche der zergliedernden Genauigkeit im Einzelnen die plastische Entwickelung der allgemeinen Momente eines Gegenstandes aufopfert.

Ungern sehen wir es, dafs Hr. Poppo bei Erklärung der Stelle *II*, 8. *ἡ δὲ εὔνοια παρὰ πολὺ ἐποίει τῶν ἀνθρώπων μᾶλλον ἐς τοὺς Λακεδαιμονίους*, sich durch Hermanns schwankendes Urtheil hat bestimmen lassen, die Entscheidung für *ἐποίει*, gegenüber dem abgeschmackten *ἐπῄει*, nicht auszusprechen. Bloomfield's Zweifel kommt uns nicht wunderbar vor.

Die Ansicht des Hrn. Poppo über die Stelle *II*, 44. *καὶ οἷς ἐνευδαιμονῆσαί τε ὁ βίος ὁμοίως καὶ ἐντελευτῆσαι ξυνεμετρήθη* können wir nicht theilen. Allerdings kann man sagen *ὁ βίος ἐντελευτῆσαι καλῶς ξυνεμετρήθη*, was denn doch auch Hr. Poppo, wider seine Regel (*τελευτᾶν τὸν βίον, τοῦ βίου*), bei Gelegenheit der Beurtheilung der kühnen Conjectur von Reiske *ἐνευτελευτῆσαι* (p. 233) [...] schweigend eingestand. Die Ellipse *καλῶς* oder [...] wird durch das Wort *ὁμοίως* hinlänglich gemildert. [...] so kommt, dafs, wenn auch Goellers supplirtes [...] *νίᾳ* ungehörig erscheint, doch aus dem Gesammtged[...] ken ein Adverbium für *ἐντελευτῆσαι* herausgenom[...] werden mufs, welches eben durch das verstellte [...] vermittelt wird, gleichsam *οἷς ἐνευδαιμονῆσαί τε ὁ [...] καὶ ἐντελευτῆσαι ὁμοίως ξυνεμετρήθη* (wie *ἐφ[...] τὰ σώματα καὶ τὰ χρήματα ὁμοίως ἡγούμενοι, c.* 53.). Di[...] die Veränderung *εὖ τελευτῆσαι* würde die Stelle [...] an Klarheit gewinnen, aber an Concinnität unend[...] verlieren.

In den Worten *II*, 76. *ὅπως μὴ διαχεόμενον [...] ἡ γῆ, φοροῖτο*, wird *διαχεόμενον* angezweifelt. Allein, [...] wir schon oben eine ähnliche Stelle (*ἵν' ἀντὶ [...]* gesehen haben, auf dieselbe Weise nähert sich die [...] bindung auch hier der bequemeren Umgangsspra[...] welche *τὸ χρῆμα τοῦ πηλοῦ* (die Masse des Schlam[...] in Gedanken wiederholt.

Sehr ausführlich (auf neun Seiten) ist die [...] *III*, 31. *καὶ τὴν πρόσοδον ταύτην μεγίστην οὖσαν [...] ναίων ἣν ὑφέλωσι καὶ ἅμα ἢν ἐφορμῶσιν αὐτοῖς, δαπάνη [...] γίγνηται* behandelt. Allerdings sind die Worte, [...] hier stehen, bedenklich. Ohne uns aber auf Wi[...] gung der Zweifel der Erklärer einzulassen, wolle[...] schlicht unsere Ansicht aussprechen. Ganz richt[...] die Parenthese statuirt — *ἐλπίδα δ' εἶναι· οὐδ[...] ἀκουσίως ἀφῖχθαι* —. Eben so untadelhaft ist die [...] lung *ἣν ὑφέλωσι.* Falsch aber ist Hermanns [...] über *δαπάνην γίγνεσθαι*, und Schoemann's Erklärung [...] *ἤν*. Das Einzige, was die Kritik hier zu thun h[...] die Transposition von *καὶ ἅμα*. Die Diction [...] was hart, aber man mufs nicht, wie die meisten [...] gen Philologen, von dem Wahne angesteckt sein, [...] müsse jeder Gedanke bei den Alten klassische [...] dung und Ausdruck haben. Der Sinn ist also folgen[...]

> *παρῄνουν — τῶν ἐν Ἰωνίᾳ πόλεων καταλαβεῖν [...] Κύμην τὴν Αἰολίδα, ὅπως ἐκ πόλεως ὁρμώμενοι τ[...] νίαν ἀποστήσωσι — καὶ (ὅπως) τὴν πρόσοδον ταύ[...] γίστην οὖσαν Ἀθηναίων ἣν ὑφέλωσιν, ἅμα καὶ ἢν [...] μῶσιν αὐτοῖς, δαπάνη σφίσι γίγνηται.*

Das Subject von *ἐφορμῶσιν* (Conj. v. *ἐφορμεῖν*) sin[...] Athener. *Αὐτοῖς* bezieht sich auf die Jonier (d[...] und Lacedämonier zugleich, als im Munde eines [...] schen Flüchtlings oder eines Lesbiers, oder rich[...]

οῖς ist zu erklären nach der Neigung der Griechen, Subject in die Objectivität zu stellen, was gerade Pronomen αὐτὸς und οὗτος trifft, und was hier um weniger auffällt, da ἣν ἐφορμῶσιν αὐτοῖς den Zwiensatz bildet. Nur beschränkte Anschauung der griechen Diction oder ein verjährter Irrthum wirft wedes nahen auf die Lacedämonier gerichteten σφίσι ifel entgegen.

In der Rede *III*, 44, 2. ἤν τε καὶ ἔχοντές τι ξυγγνώμην, εἰ τῇ πόλει μὴ ἀγαθὸν φαίνοιτο ist die Ellipse οὐ τοῦτο καὶ ξυγγνῶναι κελεύσω allerdings höchst wunch. Wenn man den Optat. εἶεν unangetastet läfst, denn doch durch *VIII*, 27, und *Xenoph. Hipp.* 7, Wahrscheinlichkeit gewinnt, und auch übrigens n des scharfen Umrisses ἔχοντας εἶναι Anerkennung ent, so erwartet man die Stelle freilich in solcher lt:

ἤν τε καὶ ἔχοντές τι ξυγγνώμης εἶεν, οὐδ' ὡς ξυγγνῶναι, ν τῇ πόλει μὴ ἀγαθὸν φαίνοιτο.

Uebrigens hat Hr. Poppo mit Recht Hermanns ἀπόmit εἶεν und die bisherigen Conjecturen dafür absen. Nur die Präposition ἐν nach εἰ scheint nicht werflich zu sein, wir müfsten es denn mit Andeagen, diese Präposition, wo sie in gleichen Vergen stehet, zu tilgen, um der Grammatik die Erg der verschiedenen Gesichtspunkte derselben zu tern.

doch wir müssen unsern Wunsch, weitere Andes Hrn. Poppo im Bereiche der Exegese einer Würdigung zu unterwerfen, aufgeben, und hen den Unebenheiten, welche die Correctur des des zweiten Bandes veranlafste, nur folgende älle heraus: *II*, 62. τὸν πόνον τὸν κατὰ τὸν πόλεdas dritte τὸν fehlt, und *III*, 15. ὡς ὑπεροίσονdas ὡς ausgelassen ist. Den meisten Inhaltsaner Kapitel im Texte wünschen wir übrigens ein iechisches Colorit. Wir führen aber den oft s zur scholiastischen Sprache sich erhebenden k deshalb nicht besonders an, da wir glaunuthen zu dürfen, dafs Hr. Poppo dies nicht n Theil der Stärke seiner Leistungen anse-.

scheiden wir für dieses Mal von der Betraches Werkes, das sichtlich mit einer besonderen für den Gegenstand bearbeitet ist und wird, schen Hrn. Poppo von Herzen, dafs Hygea's Gunst ihm zur Vollendung eines κτῆμα ἐσαεὶ nicht fehlen möge.

Dr. Franz.

XLV.

Joh. Andr. Naumann's Naturgeschichte der Vögel Deutschlands, nach eigenen Erfahrungen entworfen. — Durchaus umgearbeitet, systematisch geordnet, sehr vermehrt, vervollständigt und mit getreu nach der Natur eigenhändig gezeichneten und gestochenen Abbildungen aller deutschen Vögel nebst ihren Hauptverschiedenheiten herausgegeben von dessen Sohne Joh. Friedr. Naumann. VIter Theil. Mit 23 *colorirten Kupfern. Leipzig, Ernst Fleischer,* 1833. *IV und* 614 *Seiten im gröfsten Octav [Lexicon-Format.] — VIIter Theil. Mit* 27 *colorirten und* 1 *schwarzen Kupfertafel.* 1834. *XVI und* 554 *S.*

Nach einer Unterbrechung von mehr als 6 Jahren sind im Laufe von 1833 und 34, also in rascherer Folge als je früher, wieder zwei Theile eines Werkes erschienen, welches, ohne in seiner Ausstattung eine nutzlose, immer nur vertheuernde Pracht zur Schau zu tragen, vermöge seiner tiefen und in gewissen Punkten bis jetzt als einzig dastehenden Gediegenheit unter die ersten Zierden der gesammten naturgeschichtlichen Literatur gehört. Es wird stets einen reichen, bleibenden Schatz wissenschaftlicher Ausbeute bilden; und Deutschland, aus dessen Schoofse dieses grofse Unternehmen, die Frucht der Mühe und angestrengten Sorgfalt mehr als Eines ganzen Menschenlebens, — hervorgeht, kann mit Recht stolz darauf sein. —

Das Erscheinen des ersten bis fünften Bandes, zusammen mit 144 Tafeln und noch 5 Titelkupfern fällt in die Jahre 1822—1826. Der Zeitraum von da bis zur Ausgabe des ersten Heftes des sechsten Theils zur Ostermesse v. 1833 war folglich über die Gebühr grofs, und diese Verzögerung hat die Geduld der Käufer etwas gar zu hoch gespannt *). Die meisten Vorzüge

*) Wenn wir dies hier ausdrücklich erwähnen, so kann Letzteres nicht geschehen, um den *Verfasser* darüber anzuklagen; vielmehr soll es gerade ihn mit Recht und nach

zeichnen ebenso, wie die früheren, auch die gegenwärtig vorliegenden Bände des Werkes aus, dessen einfacher Titel viel weniger verspricht, als das Ganze leistet. — Da das Erscheinen der früheren Bände in die Zeit vor dem Beginnen unserer Jahrbücher fällt; so möge hier zuvor Einiges als Charakteristik des Ganzen folgen, ehe wir zu dem besonderen Inhalte des 6ten und 7ten Bandes übergehen.

Rec., welcher Gelegenheit gehabt hat, allmälig fast ohne einige Ausnahme die gesammte ornithologische Literatur des In- und Auslandes kennen zu lernen, weifs dem Naumannschen Werke in den Hauptpunkten, — nämlich in Betreff der Beobachtungen über das Leben und Wesen der geschilderten Thiere und hinsichtlich der getreuen Entwürfe der bildlichen Darstellungen, — in der That kein anderes oder ähnliches Buch zur Seite zu setzen. Der Verf. ist in ungewöhnlichem Grade der Mann für Beides. Er hat es an keiner Bemühung fehlen lassen, um in Beidem vollkommen Meister zu werden. Von Natur mit viel angebornem, leiblichem Scharfblicke begabt, wurde er bereits in frühester Jugend zur Beobachtung der Thiere angeleitet durch seinen höchst thätigen, gleichfalls schon frühzeitig mit der Natur vertraut gewordenen Vater, den ersten Gründer unseres Werkes, welcher seiner Seits wieder nur einer tiefen, vom Grofsvater ererbten Neigung folgte. So war der Verf. schon als Kind mit den gewöhnlichen Vögeln seiner Gegend praktisch bekannt: indem er mit 5 Jahren bereits anfing, den Vater auf vielen ornithologischen Pa[rthieen] zu begleiten. Sonach gleichsam schon als Orni[tholog] und zum Ornithologen geboren, wurde er au[ch] nicht minder und ohne einseitige Vernachläfsigung a[nderer] Gegenstände, recht eigentlich zum Ornitholog[en] erzogen. Vom Frühesten an in jeder Hinsicht zu d[em] anhaltendsten, bewunderungswürdigsten Fleifse gew[öhnt], mit feuriger Neigung seinen Gegenstand erfassend, mit nie ermüdender Ausdauer in dem Begonnenen [ge]rüstet, sowie später mit allen nöthigen Hülfskenntnis[sen] ausgestattet, dabei jetzt seit Jahrzehenden ununterbro[chen] auf dem Lande lebend (er ist Gutsbesitzer in [dem] Dorfe Ziebigk bei Cöthen), oft bei Tage und bei N[acht] zugleich mit der lebenden Natur beschäftiget, hat N[au]mann sich einen solchen Kennerblick zur augenbli[ckli]chen Unterscheidung der Thiere selbst in der Ferne bei nur momentanem Sehen angeeignet, und hat eine so merkwürdige Fähigkeit selbst zur Auffas[sung] solcher Einzelnheiten, die sich häufig gar nicht recht mit Worten klar machen lassen, — erworben, beide gewifs einzig in ihrer Art sind und wohl [nir]g[end] bei einer zweiten Person wieder so vorhanden sein [dürf]ten. Daher schildern seine Beschreibungen das [ge]-Leben und Verhalten der Vögel in schmuckloser, meist anziehender Rede mit so meisterhafter Vol[lstän]digkeit in allen Zügen, dafs auch die langsamste [Dar]stellungsgabe sich ein treffendes, vollkommen ausg[emal]tes Bild zu entwerfen vermag, und dafs selbst der [ge]-damit Vertraute nur selten etwas Wesentliches [vermis]sen wird. Was hierbei ihm selbst Sicherheit i[n der] Darstellung giebt und seinen Angaben in den [Augen] der Leser das Gepräge von Zuverläfsigkeit auf[drückt], ist der Umstand: dafs er nicht allein gewöhnlic[h das] Meiste von dem, was er sagt, sondern oft Alles [selbst] gesehen hat, also fast beständig als Augenzeuge [spricht]. Mag daher immerhin noch so viel, vorzüglich i[n neue]rer und neuester Zeit, von manchen Ausländern [wie] Wilson, Karl Lucian Bonaparte, Audubon in ihren [eng]lischen Prachtwerken, von Nilsson in seiner [skandina]vischen Fauna, zum Theile von Roux und Savi [u. A.] für Beobachtungen geleistet worden sein; Niemand [von] ihnen ist dem Vf. unseres Werkes, weder im [vollstän]digen Auffassen des thierischen Lebens und Wesens, [noch] im Detail der Schilderung, auch nur nahe gek[ommen].

(Der Beschlufs folgt.)

---

bester Ueberzeugung vor dem Publikum entschuldigen helfen. Recensent hatte nämlich schon im October d. J. 1831 mehr, als die ganze erste Hälfte des Textes zum VIten Bande, in den Aushängebogen gesehen. Da nun Hr. Naumann mit den Abbildungen stets dem Drucke des Textes weit voraus ist, und ein bedeutender Theil von letzterem schon so lange fertig war, das Illuminiren aber doch gewifs einen Zeitaufwand *der* Art nicht erfordern kann; so würde Rec. den Verf. selbst schon deshalb von der Schuld hieran freisprechen zu müssen glauben, wenn er auch nicht mehrfach dessen eigenes lebhaftes Bedauern über diese Verzögerung der Heraus- oder richtiger der *Aus*gabe vernommen hätte.

Jetzt soll dagegen die Herausgabe in gleich schneller Folge ohne Unterbrechung geschehen. Eine Aussicht, welche den Subscribenten um so angenehmer sein mufs, da das zur Bearbeitung übrige Material mit den inzwischen nöthig gewordenen Nachträgen gewifs auch noch 4—5 andere Theile füllen wird, so dafs immer noch ein halbes Decennium bis zur Vollendung des Ganzen vergehen dürfte.

№ 54.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

September 1835.

Andr. Naumann's *Naturgeschichte der ögel Deutschlands, nach eigenen Erfahrun- n entworfen. — Durchaus umgearbeitet, stematisch geordnet, sehr vermehrt, vervoll- ändigt und mit getreu nach der Natur ei- nhändig gezeichneten und gestochenen Ab- dungen aller deutschen Vögel nebst ihren uptverschiedenheiten herausgegeben von des- s Sohne* **Joh. Friedr. Naumann.**

(Schlufs.)

Venn also das Ausland im Süden, und besonders ı Westen, die ornithologischen Erscheinungen sei- teratur oft zu hoch erhebt; so liegt die Ursache ıur an der Unbekanntschaft mit den werthvollsten ;nissen der unserigen. Wenn übrigens jedoch Nau- bei seinen Schilderungen im Einzelnen von An- an Grofsartigkeit einer phantasiereichen Darstel- bertroffen wird; so kömmt dies ohne Zweifel mit r Art der natürlichen Umgebung und der Erzie- er. Von dieser Seite wird allerdings Audubon ɔne gebühren. Aber — wer wird leugnen wol- fs es doch auch, bei gleicher Liebe für die Sa- den stillen, erhabenen Urwäldern Nordamerikas, brausenden Wasserfällen des Niagara oder Mis- oder auf den unermefslichen, meerähnlichen Sa- und bei einer beständig an der Gluth indiani- ilderreicher Vorstellungsweise erwärmten Phan- - sich jederzeit und selbst noch in der blofsen, n Erinnerung an das dort Gesehene und Erlebte ders schreiben lassen möge, — als in der einfa- ndschaft einer fruchtbaren norddeutschen Ebene, Wissenschaft bei aller löblichen Gründlichkeit nur zu trocken gefafst wird, und wo das Leben ich häufig nur allzu prosaisch gestaltet! Dafür unserem Werke wieder jeden strenger systema- tisch gewöhnten Kenner die Ordnung erfreuen, mit der Alles sich unter leicht zu übersehende Rubriken reiht, welche die Hauptgruppen aller der verschiedenen Le- benszüge im Charakter befiederter Wesen bilden. Eine vielfach höchst zweckmäfsige Methode, der sich immer noch weder Briten, noch Franzosen gehörig fügen ler- nen wollen! — Indem wir von der Vollständigkeit des hier Gebotenen sprechen, ist ausdrücklich zu erwähnen: dafs sich überall auch Alles das vorfindet, was in Bezug auf Jagd, Fang und häuslichen Gebrauch, wie auf Nut- zen oder Schaden überhaupt für den Jäger, Forstmann und Oekonomen von Interesse sein kann.

Naumann's natürliche Anlage zum Zeichnen ist eben so früh durch Anschauung der Gegenstände und durch eigene Versuche in bildlicher Darstellung geübt, als an- haltend und streng systematisch in der vorzugsweisen Richtung auf naturhistorische Gegenstände ausgebildet worden. Zudem war er hierbei von seinem sehr viel verlangenden, fast nie zu befriedigenden Vater (welcher bei den gemalten Thieren immer die vollkommenste phy- siognomische Porträt-Aehnlichkeit hergestellt sehen woll- te) stets unter jener so quälerisch-scharfen Controle ge- halten: dafs er nunmehr, nach Versicherung aller Derer, welche ihn persönlich kennen, das treueste Bild eines Ge- genstandes mit unbegreiflicher Leichtigkeit und Schnelle gleichsam nur hinzuwerfen vermag. Diese vollendete Uebung zeigen die treffenden Umrisse seiner Abbildun- gen, auf welchen aufserdem die richtige Wahl und treue Behandlung des Beiwerks, besonders der pflanzlichen Umgebung, den Kenner auch in diesem Fache verräth und eine schöne Harmonie des Ganzen hervorruft. Al- lerdings müssen diese Kupferstiche bei ihrer einfachen Ausführung hinter den unvergleichlich kunstreicher ge- haltenen zu Bonaparte's Werke über die Vögel Ameri- kas, und in Betreff der Farbengebung namentlich hinter Temminck's *Planches coloriées*, zurückstehen. Indefs in der Vorzüglichkeit des naturgetreuen Entwurfes, des Le-

bens, welches aus den Figuren spricht, gleicht ihnen keines von jenen allen; und nur Ein Zeichner kann hierin wohl unserem Naumann gleich, aber doch nicht über ihn gestellt werden: Hr. Wilh. v. Wright mit seinen Entwürfen und Steinzeichnungen zu der Stockholmer Zeitschrift für Jäger und Naturforscher. Namentlich kann auch Rec. für seine Person in den mehrmals gehörten Vorwurf über den angeblich zu stark verjüngten Maafsstab, nach welchen die Naumannschen Abbildungen verfertiget sind, nicht einstimmen. Er kann nicht einsehen, wie man bei solcher Treue und Deutlichkeit der Zeichnung und bei einem schon eben nicht kleinen Formate (grofs Lexikon-Octav) diesen Abbildungen etwa die in der Brockhausenschen „teutschen Ornithologie" vorziehen könne! — Selten wird es an den Naumannschen Einzelnes zu rügen geben. Sie sind fast immer so richtig, dafs man, wie wir nur wiederholt behaupten können, ihnen keine andere Kupferstiche zur Seite zu stellen hat. Dagegen kann man häufig dem, was nicht mehr in den Händen des Verfs. liegt, dem Ausmalen, seinen Beifall nicht so ertheilen. Obgleich auch dies oft gut, ja nicht selten recht lobenswürdig ist, so giebt es doch im Gegentheil auch der Fälle nicht wenige, wo bald ganze Figuren, bald wenigstens einzelne Theile derselben zu flüchtig oder nicht in der rechten Tinte colorirt sind. Namentlich giebt es viele Tafeln, wo die sogenannten Deckfarben (deren Anwendung überhaupt stets so viel als möglich vermieden werden sollte und hier sehr oft hätte vermieden werden können), weder fein, noch sonst sorgfältig genug aufgetragen erscheinen. Dies steht dann natürlich in unangenehmem Contraste mit der Trefflichkeit der Zeichnung. Wir glauben, der Verf. müsse unter allen Umständen das Recht behalten, zu fordern, dafs auch seine künstlerische Leistung nicht unter nachkommenden Händen durch Nachläfsigkeiten dieser Art verlieren dürfe. —

Die eigentlichen Beschreibungen sind, besonders in den neuesten Bänden ausführlicher, als sonst irgendwo, ja mitunter wohl mehr, als nöthig wäre. Einen höchst schätzenswerthen Vorzug vor allen sonstigen Ornithologieen und selbst vor vergleichenden Anatomieen erhält Naumann's Werk durch die reichen Mittheilungen des Hrn. Prof. Nitzsch zu Halle über den inneren Bau der Vögel. Sie lassen Alles, was man früher von Anatomie der Vögel kannte, in ihrem Kreise mindestens eben so ungemein weit hinter sich zurück, wie Naumann's Beobachtungen über das Leben der Thiere die von and[...] Ornithologen hierüber angestellten Untersuchungen [...] treffen. Sie zeigen, dafs erst Hr. Prof. Nitzsch [...] Schöpfer einer wahren, dieses Namens würdigen Or[...]thotomie geworden ist. — So viel im Allgemeinen [...] das ganze Werk, welches der Systematik nach [...] Temminckschen *Manuel* folgt.

Der 6te Band hat die Reihe der Landvögel besch[...]sen. Zuerst, S. 1—10, stehen Nachträge zu den fr[...]ren Bänden, namentlich dem zweiten und dritten, [...]sätze aus den Beobachtungen über Gebirgsvögel ent[...]tend, welche Rec. dem Verf., als einen Theil der [...]thologischen Ergebnisse seiner zoologischen Unte[...]chungen auf dem Riesengebirge in den Jahren 18[...] 1826, zur Benutzung für sein Werk mitgetheilt [...] S. 43—158 folgen die schwalbenartigen Vögel, (Hir[...] *Cypselus* und *Caprimulgus*, 7 Arten); S. 159–25[...] taubenartigen (*Columba*, 4 Art.); und S. 253–61[...] hühnerartigen (*Pterocles*, *Tetrao*, *Phasianus* und [...]*dix*, 11 Arten).

Ueberall ist auch hier, wie immer in N.'s W[...] des Neuen eine Menge in den Beobachtungen [...]ten; im 6ten Bande vorzugsweise in der Geschichte [...] Tauben. Ueber die Waldhühnerbastarde (welche [...] blofs *Tetrao urogallus* mit *T. tetrix*, sondern sogar *T. tetrix* mit *T. saliceti Temm. s. T. albus* Gm. [...] sind S. 314—23 u. 334—37 zwei Artikel aus N[...] Fauna Scandinaviens in der Uebersetzung mitge[...] Dadurch wird nunmehr diese so lange streitig gew[...] Angelegenheit endlich auch in den Augen der dem[...] Ornithologen hinlänglich ausgemacht sein und dahin [...]schieden bleiben: dafs diese Wesen wirklich Bas[...] keine Species sind. (In Scandinavien ist man üb[...] wahre Verhältnifs der Sache nie in Zweifel gew[...] und Rec. hat in seiner Anzeige der Zeitschrift des S[...]holmer Jägervereins die neuesten Ergebnisse hin[...] erwähnt, welche bedeutend jünger sind, als die bei N[...] citirten Angaben. Abermals noch sehr wichtige [...]rungen, welche alle Zweifel noch mehr heben, [...] man diese heterogene Begattung mehrmals sah [...] ungleichen Gatten während derselben erlegte, finden [...] in der gerade jetzt erschienenen zweiten Auflage Nilsson's *Skandinavik Fauna*, über welche Rec. [...]stens berichten wird). Wenn übrigens hierzu, aufser [...] Erfahrung in Schweden, noch irgend sonst etwas [...]zuwirken brauchte; so würde gewifs die von Aszm[...]

52–53 u. 73–74 gelieferte Bekanntmachung eines
lleicht noch merkwürdigeren, im Jahre 1825 vom
:ensenten aufgefundenen Bastardes der Rauch- und
ısschwalbe (*Hirundo rustica* und *H. urbica*) dies
ɔ helfen. — Am ausführlichsten, und, man darf wohl
ɜn, weitläufigsten, ist die Geschichte des gemeinsten
deshalb allerdings am genauesten beobachteten un-
den einheimischen Hühnervögeln, des gemeinen oder
en Rephuhnes (*Perdix cinerea*), behandelt. Sie reicht
S. 477–545. Rec. kann aber hierbei die Bemer-
; nicht unterdrücken: dafs, wie überhaupt in Betreff
Schreibart Manches correcter und besser gefeilt sein
ıte, so besonders die letzteren Bände den beiden
n an Präcision weit nachstehen, indem der Verf.
seinen Stoff oft viel weiter ausspinnt, als nöthig
, und namentlich häufig in blofse Wiederholungen
Umschreibungen des schon ein oder zwei Mal Ge-
n verfällt. Möchte er diesen, jetzt immer bemerk-
werdenden und oft wirklich störenden Uebelstand
g zu beseitigen versuchen. Die Ausführung die-
ohlgemeinten Rathes wird ihn nicht blofs in Vieler
ı noch bedeutend gewinnen lassen; sondern sie
auch gerade für ihn um so leichter werden, da wir
ıtlich des Vereins von Vollständigkeit (Sachreich-
mit Präcision (Vermeidung aller Wiederholungen
ıtzloser Breite) ihm kein anderes Muster empfeh-
ɔllen und in der That kein besseres empfehlen
ı, als — die früheren Bände seines eigenen Wer-
lbst! — —

niges minder Richtige ist dem Rec. allerdings auf-
en; doch auch nur Einiges. Ueber Manches, na-
h über die Ortsverschiedenheit des isländischen
huhnes, dessen specifische Selbstständigkeit ja Fa-
bst bald wieder aufgab, von dem gewöhnlichen
Schneehuhne und des schottischen sogenannten
hns von dem Weidenschneehuhne, ist der Rec.
Meinung, als der Verf. Indefs will Ersterer
für jetzt eben kein besonderes Gewicht legen:
eine Ansichten hierüber und seine Begründung
:elben noch nicht als allgemein bekannt voraus-
larf, Hr. N. aber damals sogar noch gar nicht
ekannt sein konnte, um dieselben auch seiner
prüfen und sie entweder anzunehmen, oder zu
:en.

:ck und Papier sind fast überall gut; nur könnte
:re hin und wieder correcter sein. Namentlich
hat Ref. selbst sich zu beklagen, dafs in seinen eige-
nen, vor bereits 8 Jahren geschriebenen Mittheilungen
zu Anfange des VIten Bandes (an die er jetzt freilich
gern nochmals eine glättende Feile gelegt haben würde)
und in seiner Uebersetzung (der Artikel über die Bastarde)
aus dem Schwedischen einige den Sinn entstellende Druck-
fehler, besonders gegen die Interpunktion, stehen ge-
blieben sind.

Der 7te Band enthält zunächst (S. I–XVI) einen
Bogen Nachträge zur N. G. des rothen Rephuhns (*Perdix rufa s. rubra*), über die gelungene Nachzucht des-
selben in Braunschweig, von dem Inspector des dasigen
naturhistorischen Museums, Hrn. Eimbeck. Dann beginnt
die zweite, kleinere Hälfte der Vögel überhaupt, näm-
lich der Wasservögel, mit der ersten Abtheilung dersel-
ben, den Wadvögeln. Es werden deren 23 aus 8 Gat-
tungen abgehandelt. Unter letzteren befindet sich indefs
Eine (*Calidris* für *Tringa arenaria* oder *Arenaria calidris*), die gradezu unmöglich scheint. Auch sind wir
der Meinung: dafs unter den Regenpfeifern der *Charadrius squatarola* wegen seiner Färbung, Zeichnung, Klei-
derveränderung und Sitten seine richtige Stelle nur allein
neben *Ch. pluvialis* haben könne; und dafs das Vorhan-
densein einer kleinen, kaum bemerkbaren und gänzlich
aufser Gebrauch gesetzten, folglich auch für das Leben
des Vogels ganz bedeutungslosen Hinterzehe in seiner
verwandtschaftlichen Beziehung nichts ändere. Denn *erstens* scheint bei der Gattung *Charadrius* (in derjenigen
Zusammenstellung genommen, wie sie nunmehr mit Nau-
mann nach Lichtenstein's und Wagler's Vorgange mit
Recht fast allgemein oder wenigstens von beinahe allen
geachteteren Ornithologen genommen wird, nämlich mit
Einschlufs der vierzehigen Kiebitze) die Natur sich ein-
mal gerade darin gefallen zu haben, fast überall Paare
von Arten hervorzubringen, welche zwar in der Zehen-
zahl verschieden, sonst aber einander im höchsten Grade
ähnlich sind, und welche daher mit Unrecht blofs we-
gen der Zehen und trotz ihrer sonstigen nahen Ver-
wandtschaft unter einander durch Ornithologen von we-
niger richtigem systematischen Sinne generisch getrennt
und in 2 besondere Gattungen, *Charadrius* und *Vanellus*, gesetzt wurden, deren letztere man demnach jetzt
mit gutem Grunde wieder eingehen läfst. *Zweitens* hat
ja Hr. Naumann selbst früher bei den Spechten, wo die
zweite oder eigentliche Hinterzehe von zehnfach höhe-
rer Bedeutung für das Leben der Vögel ist, als die Hin-

terzehe bei *Charadrius*, — bei den Spechten hat er selbst die generische Trennung der dreizehigen Arten von den vierzehigen mit Temminck bestimmt verworfen. — Ueberhaupt pflegt der Verf. sich sonst hinsichtlich der Systematik meist allzu streng, zuweilen offenbar mit Aufopferung seiner eigenen, richtigeren Ansicht, an Temminck zu halten. Wir wollen indeſs darüber hier um so weniger zu streng mit ihm rechten, da er sich früher in den Vorreden ein für alle Mal über diesen Punkt ausgesprochen hat, wenn gleich in einem Sinne, mit dem wir, bei aller gerechten Hochachtung vor Temminck's Verdiensten, sehr weit entfernt sind, einverstanden zu sein. Warum nicht auch hierin stets angemessen fortschreiten *wollen* und seinen eigenen Kräften etwas mehr vertrauen? —

Die Gattung *Otis* enthält in 2 Abtheilungen 3 Arten: *Cursor* (*Tachydromus Illig.*) und *Oedicnemus* je 1; *Charadrius* in 4 Abtheil. 7; *Strepsilas*, *Haematopus* und *Calidris* je 1; *Tringa* aber hat nach Ausscheidung der letzteren, des *Machetes* (*Tringa pugnax*) und der im 8ten Bande unter der Benennung *Limicola pygmaea* folgenden *Tringa platyrhyncha* noch 7 Species in 2 Abtheil.; *Machetes* 1. — Die Bearbeitung ihrer Geschichte trägt überall den ausgezeichneten, bereits angegebenen Charakter. Sie ist wieder eben so ausführlich und reich an einer Menge neuer Data und an wesentlichen Berichtigungen früherer, von Anderen begangener Irrthümer. Wir gedenken hier nur unter anderen der S. 36 gegebenen Widerlegung der irrigen, von Brehm überall, selbst noch in seinem neuen Handbuche wieder vorgebrachten Behauptung von der Vielweiberei der Trappen (*Otis*). Darin hat Naumann auch längst eine hohe, wiewohl in Bezug hierauf ihm nicht bekannte Auctorität für sich. Es ist der treffliche Pallas, der sich in seiner *Zoogr. rosso-asiatica, II, p.* 97 darüber erklärt, warum er nach seinen Erfahrungen ein für alle Mal an eine Polygamie der Trappen *nicht* glauben könne. —

Nur haben wir hin und wieder bemerkt, daſs Hr. Naumann doch über der lebhaften Beschäftigung mit dem, was eigene Erfahrung ihn kennen gelehrt hat, mitunter einzelnes recht Interessantes aus den Beobachtungen [illegible] derer zu erwähnen vergessen kann. Dahin rechnen [illegible] jenen, von Faber wiederholt *) erwähnten, auch [illegible] bei Brehm **) nacherzählten Zug von merkwürdigem [illegible] ganz eigenthümlichem Geselligkeitstriebe, welcher [illegible] Frühlinge am Brüteplatze und kurz vor der eigentlich[illegible] Paarzeit beider stets eine einzelne *Tringa alpina* [illegible] einem einzelnen *Charadrius auratus* (*s. pluvialis*) [illegible] eint, jene diesen einige Zeit hindurch stets begleiten [illegible] ihm mit so vieler Aufmerksamkeit als Warnerin die[illegible] läſst, daſs ihr die Isländer deshalb allgemein und [illegible] schlieſslich die Benennung *Loupräll* geben, was i[illegible] rer Sprache so viel als „Diener des Goldregenpfei[illegible] bedeutet. Dieses höchst auffallenden Verhältnisses [illegible] weder in der Geschichte des letzteren Vogels, noch der des ersteren gedacht. Unter den Strandläufern scheint *Tringa Schinzii* des Brehm hier mit voller [illegible] stimmtheit als besondere, von *Tringa alpina s.* [illegible] *lis* verschiedene, obgleich fast nur durch ihre gerin[illegible] Gröſse unterscheidbare Art aufgeführt.

Auch von den Abbildungen des 7ten Bandes [illegible] das bereits früher ausgesprochene Lob einer vorzü[illegible] treuen, dem Leben entnommenen Darstellung; und [illegible] wo möglich, eher in noch höherem, als in gering[illegible] Grade. Das Colorit hat gleichfalls eher gewonnen [illegible] verloren, obschon es hin und wieder immer noch [illegible] ches zu wünschen übrig läſst, wenigstens nicht [illegible] einen Vergleich mit der Zeichnung aushalten [illegible] Auch der Stich ist theilweise vollkommener gew[illegible] besonders auf Tafel 169, welche beide Geschl[illegible] von *Otis tetrax* vorstellt. Sonach erscheinen [illegible] weise manche Tafeln als sehr vorzügliche Bil[illegible] Dagegen hat Eines offenbar eher verloren, als [illegible] nen: das Papier zu dem Texte.

Gloger

*) Zuerst im Prodromus der isländischen Ornithologie [illegible] dann später wieder in der Isis und in seinem „Leh[illegible] hochnordischen Vögel." —

**) Lehrbuch d. N. G. d. Vögel Europas, S. 570; Ha[illegible] der N. G. d. Vögel Deutschlands S. 541.

№ 55.

Jahrbücher

für

[w]issenschaftliche Kritik.

September 1835.

XLVI.

[Äs]thetische Feldzüge, dem jungen Deutschland [g]ewidmet von L. **Wienbarg**. *Hamburg*, 1834. *[H]offmann u. Campe.* X. 308 S. 8.

Das Thema dieser Schrift (deren Inhalt durch die [beig]efügte Widmung deutlicher bezeichnet wird, als [durc]h den Haupttitel) ist das bekannte aller Propheten [und] Apostel des „jungen Deutschland" und des „jun[gen] Europa." Wir leben am Schlusse einer abgelaufe[nen] Periode der Weltgeschichte; alle Gestalten dieser [Perio]de, die ganze geschichtliche Gegenwart ist ver[altet] oder vermodert, aber — ein neues Weltalter ist [vor d]er Thür, ἤγγικεν ἡ βασιλεία τοῦ θεοῦ — und was [sei]nes Gottes?! Hr. Wienbarg sucht den Charakter [der Z]ukunft, die er verkündigt, unter dem Gesichts[punkte] der *Schönheit* zu fassen. Er behauptet: alle [Schön]heit sei zunächst und ursprünglich Schönheit der [That], von der That gehe sie in das Leben und die [Kunst] über; uns aber in unsern gegenwärtigen bürger[lichen] und politischen Verhältnissen sei jede Schönheit [der T]hat unmöglich gemacht; darum sei unser Leben [dem T]ode gleich zu achten, unsere Kunst und Poesie [ta]uge nichts, denn sie stehe isolirt von Leben und [That], sie habe sich in eine ideale Welt eingesponnen, [die u]r immer weiter von Leben und That abführe. [Nur in]sofern sei sie allenfalls der Beachtung werth, als [sich in] ihr hin und wieder bereits die Zukunft rege [und i]m voraus ankündige; dies sei der Fall in Goe[the, na]mlich dessen Faust und übrigen Schriften der [späteren] Periode, in Byron und in Heine. Goethe wird [nämlic]h von dem Verf. als der erste Dramatiker, By[ron als] der erste Lyriker, Heine als der erste Prosaist [unserer] Zeit bezeichnet (eine Wendung, die unstreitig [selbst di]e Verehrer dieser Dichter verunglückt finden [werden]), und eine kurze, von jenem höchst einseitigen [Gesichts]punkte abgefafste Charakteristik dieser Drei ist, nebst einigen ihr vorangeschickten Gemeinplätzen über Alterthum und Mittelalter, über bildende Kunst und Musik u. s. w. die einzige ästhetische Ausbeute, die wir aus dem Buche davon tragen.

Nach diesen Bemerkungen über die Kahlheit und Leere einerseits, die Thorheit und kindische Unreife andrerseits des Inhalts der gegenwärtigen Schrift wird man es vielleicht überraschend finden, wenn wir versichern, es offenbare sich darin nichtsdestoweniger ein schönes, wahrhaft liebenswürdiges Talent, von welchem auf das innigste zu wünschen ist, dafs es jene unglückliche Richtung aufgeben und sich seiner wahrhaften Bestimmung bewufst werden möge. Auch in seiner gegenwärtigen durchaus verneinenden Gestalt zwar würden wir gern bereit sein, dieses Talent, in ähnlicher Weise, wie etwa das Talent eines Börne u. A., anzuerkennen, überzeugt, wie wir sind, dafs allerdings auch ein solcher Sauerteig in der Literatur nicht fehlen darf, um dem gegenüberstehenden Positiven den rechten Gehalt und Geschmack zu ertheilen und zu bewahren. Nur bekennen wir, nicht recht die Möglichkeit abzusehen, wie auf diesem Wege dieses Talent zu einem erfreulichen Fortschritt und weiterer Ausbildung werde gelangen können. Hr. Wienbarg fühlt, dies giebt sich in der ganzen Haltung seiner Schrift und dem Charakter seiner Darstellung deutlich kund, das Bedürfnifs eines positiven Inhalts; sein Talent ist keineswegs, wie eben etwa Börne's, vorherrschend das des Witzes oder des Humors, dem es wesentlich ist, im Negativen zu wurzeln und allen positiven Gehalt nur als einen gestaltlos allgemeinen und jenseitigen zu haben. Die Art und Weise, wie er den ziemlich engen und dürftigen Ideenkreis, den er sich bis jetzt aus der ästhetischen Bildung unserer Zeit zu eigen gemacht, verarbeitet und wiedergegeben hat, scheint uns durchaus von einem productiven, positiv gestaltenden Talente zu zeugen, welches, wenn ihm ein gröfserer Reichthum von Stoff geboten

würde, sich auf das erfreulichste entfalten könnte, bei dem unablässigen Wiederkäuen jener Armuth aber und der inhaltlosen Sehnsucht nach einem Positiven, welches so, wie es sich der Vf. einbildet, nie und nimmer kommen kann und kommen wird, sich nothwendig bald selbst abreiben und aufzehren mufs. — Ueber seine Ansichten mit dem Vf. zu rechten, fällt freilich darum schwer und fast unmöglich, weil er die beiden einzigen Wege, auf denen er von seinem Irrthum überführt werden könnte, den Weg der Geschichte und jenen der philosophischen Speculation, ausdrücklich verschmäht und geflissentlich sich dagegen verschliefst; den ersteren durch seine so keck und unumwunden, wie vor ihm fast noch nie ausgesprochene Behauptung, dafs nur durch völliges Abbrechen von allem und jedem historisch Gegebenen die Menschheit ihre schöne Zukunft erreichen könne, den letztern, für den er übrigens, — gewifs ein gutes Zeichen — einige Achtung zeigt, indem er sich auf seine Weise den Charakter und die Ergebnisse der Speculation zu verdeutlichen sucht, durch sein Bekenntnifs, dafs er seinestheils nicht zum Philosophen geboren sei. Es wäre ungeschickt, wenn wir uns ihm gegenüber auf eine umfassendere wissenschaftliche Demonstration einlassen wollten; nur dies etwa kann hier am Platze scheinen, einige der Gedanken des Vfs., welche bei ihm vereinzelt stehen, zusammenzubringen, und nachzuweisen, wie sie in solcher Zusammenfassung zu etwas ganz anderem werden, als wofür er sie gegeben hat.

Bekanntlich ist es ein Lieblingssatz jener Schule, welcher der Vf. angehört, dafs in dem neuen Weltalter, an dessen Pforte wir stehen, jener einseitige Cultus des Geistes, wofür sie das Christenthum ausgeben, aufhören, dafs das Fleisch in seine Rechte eingesetzt werden, eine heitere, sinnlichere Religion, ähnlich dem schönen Götterdienste des classischen Alterthums, das finstere Christenthum verdrängen werde. Solche Behauptung kann nicht befremden bei Schriftstellern, die, wie einige der Wortführer dieser Schule in Deutschland und — denn von dorten stammt sie eigentlich — in Frankreich, zugleich aller Sittlichkeit so ungescheut den Krieg machen, dafs sie, was von jeher und unter allen nicht völlig entarteten Völkern als die erste und schlechthin unantastbare Grundlage derselben erkannt worden ist, die Ehe, abschaffen, und statt derselben, um den allein dafür gehörigen Ausdruck zu brauchen, einen babylonischen Hurendienst einführen wollen. Wohl aber befremdet sie bei Hrn. Wienbarg, in welchem, wie unverkennbare manche Spuren seines Buches zeigen, ein edleres sittliches Gefühl noch nicht erloschen ist, obgleich freilich auch er so weit geht, uns überreden zu wollen, die Herrlichkeit des Goethe'schen Faust liege wesentlich in dem realistischen Gegensatze gegen die ideellen Tendenzen des bisherigen christlichen Deutschlands; dafs es der Teufel ist, der diese Tendenz in Faust zur Reife bringt, sei ein Nachklang des mittelalterlichen Aberglaubens, der eben in jenem Realismus das Böse erblickt. — Wir finden uns veranlafst, den Vf. und alle, die gleich gedankenlos wie er, jenes Wort der Unterscheidung einer kommenden von der vergangenen Zeit, — abgesehen von jenem bösartigen Hintergrunde wahrhaftig das trivialste unter allen, die je zu ähnlichem Zwecke erdacht worden, — nachsprechen, auf das Dringendste aufzufordern, nachzudenken und sich selbst Rede darüber zu stehen, was sie denn unter jener „Rehabilitation des Fleisches" eigentlich meinen; was für Rechte denn das „Fleisch" hat, für die sie, als für bisher verkannte und niedergetretene, das Patronat ergreifen wollen. Auch das Christenthum verheifst bekanntlich eine Auferstehung, eine Wiedergeburt und Verklärung des Leiblichen, und wir haben nichts dagegen, wenn man in dieser Verheifsung aufser ihrem nächsten und eigentlichem Sinne, auch eine Hindeutung auf zukünftige weltgeschichtliche Entwicklungen finden will. Aber diese Entwicklungen mit welchem Rechte betrachten als auch *für* uns zukünftige und nicht vielmehr als zum grofsen Theil erfolgte oder begonnene; mit welchem Rechte ferner geben wir dieser, durch das Christenthum selbst verkündigten und also in ihm enthaltenen Erneuerung des *gesammten* Daseins die grundfalsche und grundverkehrte Stellung eines Gegensatzes *gegen* das Christenthum? Hier liegt unstreitig ein tiefes und schweres Mifsverständnifs, und es bleibt in Bezug auf die Schriftsteller, die sich dieses Mifsverständnisses schuldig machen, die Alternative, dafs sie dies thun entweder in wirklich unsittlicher, ruchloser Gesinnung, oder, wie unser Vf., in naiver Unwissenheit über den Charakter des Christenthums sowohl, als auch, was sie als das dem Geiste nach unter uns zu Erneuernde überall im Munde führen, des griechischen Alterthums. Freilich hat auch diese unschuldigere Gestalt jenes Irthums ihr letztes Motiv immer in einer roh pantheistischen Weltansicht, im Unglauben an eine Auferstehung, eine Auferstehung

bes in jenem unmittelbareren Sinne, den der ächte Chri-
nglaube über jener weltgeschichtlichen Deutung nie
'oren gehen läfst. Denn nur solcher Unglaube kann
die irdische Leiblichkeit einen so hohen Werth le-
, dafs er gegen ihre Verherrlichung die geistigen Seg-
gen des Christenthums aufzugeben kein Bedenken
t. Diese Denkweise hat in ihrer Polemik gegen das
stenthum in so fern ganz Recht, als das Christen-
sich nie dazu verstehen kann, solche Verherrli-
g der irdischen Leiblichkeit für das Letzte und Höch-
für den eigentlichen Inhalt und Zweck des irdischen
ns anzuerkennen. Aber sie vergifst, worauf sie
allenthalben, wo sie über das Wie dieser Verherr-
ng Rechenschaft geben will, von selbst zurückkom-
nufs, dafs die Verherrlichung des Leibes wesent-
lie Verklärung des Leibes durch den Geist ist, dafs
der Leib in demselben Mafse durch den Geist ver-
wird, als der Geist sich über den Leib erhebt und
er Macht des Leibes, des unmittelbaren, irdischen,
t. — Wenn der Vf. S. 203 schön und richtig von
ünstler sagt, „Künstler sei er nur dann, wenn er
erfasse, wenn er alles Körperliche nur als Sym-
es Geistigen betrachte und solche Symbolik aus
Kunstwerke klarer durchblicken lasse;" wenn er
m Künstler verlangt: „jenen im Innern der Dinge
nen, durch körperliche Sinnbilder zum Auge spre-
n Naturgeist solle er in sich lebendig machen und
ch lebendiger Ergreifung desselben zur Nachah-
des Naturwerks schreiten": ist hier das Verhält-
welches er die Seele zum Körper, den Geist zur
stellt, nicht genau dasselbe, in welches das Chri-
m von jeher beide gestellt hat? Und wie stimmt
eine bessere Einsicht von der Erhabenheit des
rs über seinen Stoff, von der Verwerflichkeit der
Naturnachahmung, der materiellen Nachbildung
rklichen zu der Behauptung, die sich durch sein
Buch hindurchzieht, die Kunst könne nicht ge-
es sei denn, dafs das Leben sich zuvor künst-
poetisch gestaltet habe?

e Schönheit hat nach dem Vf. zu ihrem eigent-
Grund und Wesen die Schönheit der That: von
sie unmittelbar in Kunst und Leben überfliefsen.
piele schöner Thaten nennt er heroische Hand-
wodurch Einzelne oder Völker ein unerträgliches
s auf ihnen lastete, abschüttelten. Dennoch zürnt
as Joch, welches, wie er behauptet, noch jetzt
auf den Völkern lastet, und jede Schönheit der That des
Lebens und der Kunst ihnen unmöglich macht. Wenn
aber die Schönheit wesentlich in dem Abschütteln des
Joches besteht, mufs nicht das Joch, eben um abge-
schüttelt werden zu können, immer von neuem angelegt
werden? Aber so ist es. Der Vf. zürnt dem Boden, der
ihn trägt, weil er nicht die freie Himmelsluft ist, die er
athmen will; er zürnt dem Brode, das ihn nährt, weil es
nicht der Saft der Traube ist, in dem er sich berauschen
möchte. Er meint, wir haben keine Poesie, weil unsere
Poesie im Gegensatze gegen die Prosa unsers Lebens
stehe, und dennoch setzt er, genauer betrachtet, das We-
sen aller Poesie ausdrücklich in die Selbsterhebung über
die Prosa und die gemeine Natur. Er meint, wir haben
keine Prosa, denn einen „kräftigen, reinen, schönen Styl
wird kein Schriftsteller in unkräftiger, unreiner und un-
schöner Zeit schreiben" (was für einen Styl also schrei-
ben Lessing und Winckelmann, oder was für einen Cha-
rakter schreibt der Verf. ihrer Zeit zu!); und dennoch
weifs er uns in seinem letzten Capitel eine Reihe gro-
fser Prosaisten aufzuzählen, die, nach ihm, eben dadurch
grofs sind, dafs sie der Zeit ihre Kleinheit empfinden
lassen. Tacitus ist (S. 46) kein Geschichtschreiber, denn
„er hat über die unnatürlichen Krämpfe der römischen
Kaiser und die fallende Sucht ihrer Unterthanen einen
ärztlichen Bericht, aber keine Geschichte geschrieben":
aber Heinr. Heine ist der gröfste aller neuerer Prosai-
sten, denn sein Element ist der Witz, zu welchem den
Stoff ihm die Erbärmlichkeit unserer Zeit giebt. —
Dies einige der Widersprüche, die am unmittelbarsten
aus den Principien und der ausgesprochenen Grundan-
sicht des Vfs. sich ergeben. Andere, nicht minder grelle,
sind in der Schrift zerstreut, und es würde gar nicht
schwer fallen, diese, so klar und fliefsend sie geschrie-
ben ist, eben durch Schuld ihrer Oberflächlichkeit, als
ein baares Galimathias darzustellen. Wir machen den
Vf. nur noch auf folgende aufmerksam. Um ein freies
Volk zu werden, den Griechen gleich (die als sie Einen
Staat zu bilden begannen, ihre Freiheit verloren), müssen
die Deutschen vor allem Ein Staat werden. — Um freie
Männer zu werden, müssen wir die Hellenen uns zum
Vorbilde nehmen; — aber Goethe als er seine Liebe
dem classischen Alterthum zuwandte, hörte auf, ein freier
Mann zu sein, oder wenn er es blieb, so blieb er es nur
für sich, für Andere ward er ein Höfling und ein Phi-
lister. — Erst in den germanischen Völkern fand das

Christenthum seine wahren Bekenner, die Natur hatte diese Völker zu Trägern des Christenthums bestimmt; aber damit die ursprüngliche Natur des deutschen Volkes sich frei und schön entfalte, müssen wir das Christenthum abwerfen, und wieder zu Heiden werden. — Weg mit jener Moral, welche nur in Gestalt des starren, knöchernen Gesetzes, des kalten Gebietens und Verbietens auftritt; sie spricht nur zu Knechten und Weichlingen, sie hat kein Wort, keinen Antrieb für die That der freien Liebe und der Begeisterung; aber weg auch mit dem Christenthume, welches die Knechte zu Freien gemacht und an die Stelle des Gesetzes die Begeisterung des Glaubens und der Liebe gesetzt hat! — Es giebt keine allgemeine Moral, kein für alle Zeiten und Völker gültiges Gesetz der Sittlichkeit, sondern Sittengesetze nur für besondere Zeiten und besondere Völker; es giebt überhaupt keine von der Schönheit, von der Poesie unterschiedene Sittlichkeit, die Moral wird mitten in der Aesthetik ihren Platz finden; aber die Poesie ist das gerade Gegentheil der Moral, denn sie ist „die Vermittlerin aller Zeiten und Völker; zieht von diesem Menschen, diesem Volke, dieser Zeit das ab, was ihre Religion, ihr Katechismus, ihr besonderer geschichtlicher Charakter, ihr positiver Gehalt, ihre specielle Weltanschauung ist, so bleibt jedem Menschen, jedem Volk eine Saite, deren Klang und Ton alle Menschen verstehen, und ständen sie auch Tausende von Jahren auseinander, das ist die Poesie." Dies einige Proben von der Consequenz und dem innern Zusammenhange der Ansicht unsers Vfs., an denen unsere Leser wohl sich begnügen werden.

Auch wir glauben mit dem Vf. an ein neues Weltalter, dessen Anbruch vielleicht nicht mehr fern ist, aber wir hegen über den Charakter dieses Weltalters und über die Beschaffenheit der Thatsachen, die es herbeiführen werden, eine den Ansichten des Vfs. in vielen Punkten gerade entgegengesetzte Ueberzeugung. Es giebt nur Einen Ausgangspunkt für jede grofse Umgestaltung des Welt- und Völkerlebens; dies aber ist: religiöser Glaube und sittlicher Ernst. An dem Mangel dieser beiden Elemente krankt unsere Zeit, die im Negiren schon längst das Aeufserste erreicht hat; so lange sie, die allein wahrhaft befreienden und belebenden, fehlen, *müssen* Gesetz und Herkommen, *müssen* die positiven Institute, welche das Culturleben noch zusammen halten, einen Charakter des Unfreien, Mechanischen Todten tragen, und jeder Versuch einer blofs negative Befreiung führt unausbleiblich zu neuer und schlimmer Knechtschaft. Wem es gelingt, das Wort zu finden durch dessen Aussprechen Religion und Christenthum eine neue Gegenwart, eine neue organische Gestalt unter den Völkern der Weltgeschichte gewinnen, ist der Schöpfer des neuen Zeitalters, des jungen Europa. Was sich jetzt so nennt, das kann, falls es überhaupt nach dieser Seite hin in irgend eine Betrachtung kommt, weit eher für jene Erscheinung des Antichrist gelten, welche, der alten Sage zufolge, einer neuen Offenbarung des Heilandes vorangehen soll, als für eine, in irgend einem, wenn auch noch so entfernten Sinne, wahrhafte, Anticipation solcher Offenbarung.

C. H. Weifse.

XLVII.

Jahrbücher der Insectenkunde, mit besonderer Rücksicht auf die Sammlung im Königl. Museum zu Berlin, herausgegeben von Dr. Fr. Klug, Königl. Med. Rath und Prof., Ritter etc. etc. 1. Bd. *2 ill. Kupfert. Berlin bei Th. Ch. Fr. E[...]* 1834. 8.

Die Absicht des Herrn Verf. war es, die Schätze des K. Mus. bekannt zu machen, und dem entom. Publikum die Reichhaltigkeit der Sammlung zuverlässige Aufschlüsse [...] ben. Sonach ist die Bearbeitung durch Plan und Gegenst[...] streng vorgezeichnet. Die in neuerer Zeit so vielfältig [...] beitete Gruppe der *Laufkäfer*, die beiden Familien der [...] delina und Caraboden umfassend, macht auch hier den [...] Erstere enthält die Gattungen Manticora mit 1 Art, [...] tychile, deren einzige bekannte Art ausführlich beschrieben [...] abgebildet ist; Megacephala mit 16 Arten, Oxycheila [...] Arten, Iresia 3 Arten, Cicindela 179 Arten, Dromica [...] Ctenostoma 7 Arten, Therater 2 Arten, Tricondyla 4 Arten [...] liuris 12 Arten. Von den *Caraboden* sind die ersten [...] tungen von Casnonia bis *Ozaena* aufgeführt, und unter [...] eine neue Gattung Schidonychus, welche zwischen Cten[...] und Trichis in der Mitte steht. Am reichsten an Arten [...] mit 28. An diese Arbeit reiht sich eine sehr ausführliche [...] nographie der *Histeroden* vom Herrn Dr. *Erichson*, [...] 229 Arten in 20 Gattungen aufgeführt werden, unter [...] *zehn* neue vom Verf. gegründete. Vergleicht man diese [...] mit Paykulls Monographie, in welcher 94 Arten beschrieben [...] und *Dejean's* Cataloge (2te Ausgabe, 1834, welcher [...] führt, so kann man daraus eines Theils den Fortschritt [...] Wissenschaft, und anderen Theils den Reichthum des [...] Mus. abnehmen. Hierauf folgt eine neue Bearbeitung [...] Megalopus, in welcher 50 Arten aufgezählt sind und [...] sen 19 neue. Der Herr Verf. geht alsdann zu den [...] *nopteren* über, und führt zunächst von den Blattwespen [...] Cimbex, Plagiosera *nov. gen.*, Pachylasticta, Syzygonia [...] Hylotoma, Blasticotoma *nov. gen.*, Cephalocera *nov. gen.* und [...] auf Ueberraschend ist die Zahl der Arten bei Hylotoma, welche [...] auf 97 beläuft. Am Schlufs folgt dann noch die Angabe [...] licher in der Sammlung vorräthigen Zwittermifsbildungen [...] che sich auf 15 belaufen, wovon eine bei *Lucanus* [...] übrigen bei Schmetterlingen. Eine kurze Uebersicht der [...] ratur aus den Jahren 1832 und 1833 bildet den Schluss [...] darf nach den in diesem ersten Bande enthaltenen [...] Beiträgen zur Förderung der Entomologie, nur den W[...] aussprechen, dafs noch viele andere ihm in ununterbrochener Reihe baldigst folgen mögen.

Burmeister.

№ 56.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

September 1835.

XLVIII.

?latonis quae feruntur epistolis scripsit Ern. ılomon. Berlin, 1835. Im Osterprogramm ı K. Friedrichs-Gymnasium zu Berlin.

ekanntlich haben die unter dem Namen „der Plaıen" uns überlieferten 13 Briefe im griechischen ımischen Alterthum, selbst zu *der* Zeit allgemein ht gegolten, wo einerseits die geniale Schöpferler künstlerischen Phantasie und der denkenden aft, andererseits das unbefangene, unzersplitterte sen des substanziellen Inhalts der wissenschaftlind Kunstprodukte in der ängstlichen Betrachtung nder gewordenen und damit dem Verdacht mehr tzten Einzelnen, in der blofs verständigen, unaren Thätigkeit des Sammelns, Kritisirens und ns sich zu verlieren begonnen hatte. Nicht nur eilich nicht streng prüfende Diogenes Laertius ne Briefe, ohne eines bei irgend einem Kritiker eff ihrer Echtheit entstandenen Verdachts zu er-, als vom Plato herrührend an, sondern auch der wissenbaftere und dem Plato, der Zeit nach, viel hende Dionysius von Halikarnafs schreibt sie, r Schrift über die Rednergewalt des Demosthen nämlichen Verf. zu. Auch werden mehrere aus den einzelnen Briefen von den alten Autot; namentlich Plutarch unterstützt die Glaubhafseiner Aussagen durch Anführungen aus dem l 13ten, im Leben des Dion, besonders aus dem efe.

der neueren Zeit, die zum Erforschen und solcher Punkte die gehörige Sehferne erhaben glaubt, ist es vorbehalten gewesen, n durch und durch blickenden kritischen Auge en der Unechtheit in den fraglichen Briefen ecken. Besonders hat Meiners, in seinem *de quibusdam Socraticorum reliquiis*, die Echtheit aller bestritten; ihm folgt H. Ritter; Tiedemann verwirft nur einige, Schlosser und Tennemann keinen.

Mit viel bestimmteren Gründen als seine Vorgänger sucht der Verf. der oben bezeichneten Abhandlung, die Untergeschobenheit selbst derjenigen jener 13 Briefe darzuthun, welche bisjetzt von höchst gewichtigen Stimmen noch für echt erklärt worden sind; wohin der 3te, 8te und vorzüglich der 7te gehört.

Der Verf. giebt zwar zu, dafs weder in den einzelnen Worten, noch in den grammatischen Konstruktionen oder in ganzen Redeformeln, noch endlich in den philosophischen Gedanken etwas gefunden werde, das dem Genius des Plato durchaus zuwider sei, glaubt aber doch, dafs ein mit den Platonischen Schriften vertrauter Leser gewaltigen Anstofs nehmen müsse, „theils an dem geringfügigen, zu unwichtigen Inhalt, und an der zu weithergeholten Veranlassung zum Schreiben, wie im 3ten Briefe, — theils an der von jener göttlichen Geschicklichkeit Platos entblöfsten Komposition, an der von Platos natürlicher Einfachheit und Anmuth sehr entfernten Weise des Vortrags und endlich an der durch übergrofse Wortfülle verdunkelten Verbindung und Entwickelung der Gedanken, was vorzüglich im 7ten Briefe der Fall."

Es würde zu keinem bestimmten Resultate führen, wenn Referent diesen allgemeinen Versicherungen entgegengesetzte Versicherungen gegenüberstellend, behaupten wollte: 1) der Inhalt, wenn auch mitunter geringfügig, könne, — wie das Beispiel neuerer Philosophen lehre, — doch sehr wohl von Plato der Besprechung nicht unwerth befunden worden sein; 2) — ob die Veranlassung zum Schreiben oder vielmehr der Anfang des 3ten Briefes zu weit hergeholt sei, lasse sich nicht mit Gewifsheit beurtheilen, da wir nicht wissen, was zwischen Plato und Dionysius vielleicht kurz vorher über die, den Anfang jenes Briefes gebende Materie verhandelt wor-

den; — 3) — die nachlässige Komposition des für einen wirklichen Brief freilich übermäſsig langen 7ten Schreibens könne vielleicht mit dem in persönlichen Angelegenheiten besonders redseligen Alter entschuldigt werden, und endlich, 4) scheine der Vortrag doch nur stellenweise etwas unnatürlich und überladen, ein Fehler, der sich auch in anerkannt echten Schriften Platos finde.

Der Streit über die Echtheit, — wenn überhaupt entscheidbar, — wird nicht durch allgemeine Versicherungen, sondern nur durch die bestimmte Betrachtung des Einzelnen zur Entscheidung gebracht werden können.

Den Weg hierzu bahnt sich der Verf., indem er den Grundsatz aufstellt, daſs mit der Absurdität einer Stelle in diesen Briefen unmittelbar zugleich ihre Unechtheit bewiesen werde, und daſs andere, durch Eleganz der Rede oder durch Kraft und Gediegenheit der Gedanken hervorragende, in den bezüglichen Briefen zahlreiche Stellen, — da solche Ungleichmäſsigkeit das sicherste Zeichen eines nicht vollendeten Schriftstellers sei, — nicht die Macht haben dürfen, uns zum Glauben an die Echtheit wieder herumzubringen.

Wie plausibel dieser Grundsatz zunächst auch scheinen mag, so gehört doch eben keine Verwegenheit dazu, denselben zu bestreiten und das Vorhandensein dieser oder jener Absurdität in echtplatonischen Schriften zu behaupten. So ist z. B. nicht recht zu sagen, was der im Platonischen Timäus vorkommenden mathematischen Beschreibung der Elemente, dieser ganz im Leeren hausenden, auf keine Empirie sich stützenden Zurückführung der Gestalt der Elemente auf die Form des Dreiecks, was dieser unphilosophischen, in ihrer Leerheit noch obendrein sehr ernst und gründlich sein wollenden Spielerei eben besonders fehlt, um absurd genannt werden zu können. Niemand wird solche Grille als einen mit Nothwendigkeit aus der Platonischen Idee sich entwickelnden, zur Platonischen Philosophie wesentlich gehörenden Gedanken darstellen wollen; im Gegentheil hat die Absurdität derselben gegen die Platonische Idee nicht nur ein fremdartiges Ansehen überhaupt, sondern bestimmter eine Pythagoräische Färbung; dennoch hat, auſser Schelling, kein nennenswerther Philosoph oder Philolog je an der Echtheit des Timäus gezweifelt. Was aber vollends die Briefe betrifft, so wird die Absurdität einer oder mehrerer Stellen um so weniger entscheidend sein, als wir uns hier nicht, wie in den Dialogen, auf dem Gebiete objectiver Gedanken, sondern gröſstenthei[ls] unter Meinungen, Ueberzeugungen, Einfällen, — ku[rz] auf einem, durch objective Gedanken, so zu sagen, n[ur] hier und da durchschnittenen subjectiven Boden bef[in]den, wo keine absolut feste Grenzscheide anzugeben i[st,] bei welcher das Verständige aufhört und das Abs[urde] anfängt. — Ebenso hat das praktische Verhalten ei[ne] Sphäre, die sich dem Maaſsstab objectiver Bestimmun[gen] entziehend, subjectiver Beurtheilung anheimgegeb[en] ist. Wenn daher der Verf., auſser dem Absurden, [...] dem Charakter Platos nicht entsprechende Ruhmredig[keit,] ein unwürdiges Trachten nach den Ehrenbe[zeu]gungen des Dionysius, eine kleinliche Besorgnis [vor] dem Verdacht der Habgier in den Briefen entdeckt, [und] in diesen Fehlern einen Beweis der Untergeschoben[heit] findet, so ist nicht nur an die subjective Natur [des] Gegenstandes und des Urtheils darüber, sondern [auch] daran zu erinnern, daſs es uns zur Würdigung vo[n Pla]tos Subjectivität an den Datis selbst fehlt, die wir [zum] Theil von anderen groſsen Männern des Alterth[ums] besitzen. Unter diesen Umständen scheint Hrn. [...]mos verwerfender Spruch, insofern derselbe auf die [ver]meintliche Absurdität oder Unwürdigkeit einer [Äuße]rung in den Briefen basirt ist, in einem zu d[...] Tone abgefaſst, und im Urtheil über die Hand[lungs]weise und den Charakter Platos die Zurückhaltung [nicht] beobachtet, von welcher dieser das Muster giebt, [indem] er, wo er seine Meinung über den ihm doch [...]kannten und vertrauten Dion äuſsert, die Verw[ahrung] zu machen für nöthig findet, §. 335. ὡς οἷόν [τε] ἀνθρώπων ἄνθρωπον διϊσχυρίζεσθαι (so viel ein M[ensch] vom anderen versichern kann), einen Gedanken, [den er] an einer anderen Stelle noch stärker so ausdrück[t,] 360. δεδιὼς δὲ λέγω ταῦτα, ὅτι ὑπὲρ ἀνθρώπου δοξ[άζειν] φαίνομαι, οὐ φαύλου ζώου, ἀλλ' εὐμεταβόλου etc.

Jene oben berührte, in des Vfs. Augen den S[chein] der Ruhmredigkeit annehmende Selbstvertheidigung [Pla]tos ist vornehmlich dasjenige, wodurch Hr. Salo[mon zu] der Hypothese geleitet wird, der 3te und 7te Brief [sei] von irgend einem Freunde oder Schüler Platos, [viel]leicht schon von dessen erstem Nachfolger in der [Aka]demie, dem Speusippus, der auch an der ersten [Reise] zum Dionysius Theil genommen haben soll, zur [Wi]derlegung der dem Plato über sein Benehmen [gegen] Dionysius gemachten Beschuldigungen verfaſst wo[rden.] Vermittelst dieser Annahme wird der Vorwurf des S[...]

vom Plato abgewälzt, und was das beim Plato für
annehmbar erklärte Absurde betrifft, so wird Speu-
s als der Armselige hingestellt, dem man unbedenk-
— mit welchem besonderen Rechte, ist nicht an-
ben, — ein tüchtiges Quantum von Absurditäten
uen dürfe. Durch diese frühe, für den Ursprung
Briefe angegebene Zeit unterscheidet sich übrigens
erf. von Anderen, die ein Pythagoräisches Geheim-
in den Briefen zu entdecken glaubend, und in der
.) für Sicilien als drohend bezeichneten Herrschaft
piker die erst seit dem 1sten punischen Kriege
cilien gefährliche Gewalt der Römer vermuthend,
einen Neupythagoräer oder Neuplatoniker zum
der Briefe gemacht haben. Diese letztere Mei-
ist ohne Zweifel unbegründeter als die des Hrn.
o; denn das Geheimnifsvolle herrscht in den Brie-
cht mehr als in manchen der echten Schriften,
ne historische Erwähnung ist zu unbestimmt, um
cherheit ein Urtheil darauf gründen zu können.
alomos Ansicht entfernt sich dagegen nur sehr
von der Meinung derer, welchen die angefochte-
iefe echt scheinen; der Unterschied kommt zu-
st nur darauf hinaus, ob Plato selbst die Feder
geführt, oder ob er dem Speusippus, seinem An-
dten, vertrauten Schüler und einmaligen Gefähr-
seiner Reise nach Sicilien, nur die Materialien
t, welche dieser, — nach Hrn. Salomos eignem
— mit geschickter Nachahmung der Platonischen
ise verarbeitet habe. Der Biograph Platos hat
ht zu fürchten, dafs durch des Verfs. Abhand-
s Fundament für die Beschreibung von Platos
zerstört werde.

mit schliefst Ref. diese allgemeinen Bemerkun-
en Vorausschickung zur Einsicht in das Maafs
eiskraft der gegen einzelne Stellen vorgebrach-
imente nothwendig war.

m wir uns jetzt zur Betrachtung des Einzelnen
müssen wir bevorworten, dafs der Charakter
ahrb. uns nöthigt, rein philologischen Zeitschrif-
Durchsprechen der ganzen Abhandlung überlas-
r einen Theil derselben mit unseren Lesern
ehen. Wir wählen hierzu dasjenige, was ge-
Echtheit des 3ten Briefes gesagt ist, und bitten
gen der Wichtigkeit des Gegenstandes, um die
s, unsere Meinung in einiger Ausführung dar-
dürfen.

Der Verf. findet es zuvörderst höchst wunderbar, dafs Plato von jener poetischen Kraft, mit welcher er die Eingänge in seine Dialogen gebildet, in den Briefen, deren Form doch weit einfacher und leichter sei, gänzlich verlassen sein sollte; namentlich müsse man daran Anstofs nehmen, dafs zu Anfang des 3ten Briefes ein so eleganter Philosoph, wie Plato, mit der frostigen Unterscheidung zwischen den Begrüfsungsformeln χαίρειν und εὖ πράττειν sich an den König wende, gleichsam als ob ihm bei der Ueberdenkung der unglücklichen Lage der Syrakusaner nichts wichtigeres als diese Unterscheidung in den Sinn hätte kommen können; überdies sei der dem Dionysius an derselben Stelle gemachte Vorwurf, selbst den delphischen Gott mit einem χαῖρε angeredet zu haben, vollkommen leer, da schon Homer und dann Sophocles ihre Helden auf diese Weise zu den Göttern reden lassen.

Was nun zuerst den letzteren Punkt betrifft, so mufste bedacht werden, dafs zwar der rasende Ajax des Sophocles nicht nur im Sinne des Begrüfsens, sondern sogar in dem des übermüthigen, stolzen Abweisens, (v. 111, χαίρειν, Ἀθάνα, τἄλλ' ἐγώ σ' ἐφίεμαι) der von der Phantasie in sichtbarer, lebendiger Gestalt angeschauten Athene das χαίρειν zurufen darf, dafs aber der Philosoph, — und zum Philosophen wollte Plato den Dionysius bilden, wollte Dionysius gebildet scheinen, — unphilosophisch sprechen würde, wenn er an den der Vorstellung des Apollo oder der Athene zu Grunde liegenden reinen, abstrakten Gedanken, mit dem allein er es zu thun hat, ein begrüfsendes oder gar ein abweisendes χαίρειν richtete; πόῤῥω γὰρ ἡδονῆς ἵδρυται καὶ λύπης τὸ θεῖον §. 315. Da aber das philosophische Denken identisch ist mit seinem Gegenstande, so ergiebt sich zweitens das χαίρειν als ebenso wenig für den Philosophen wie für den Gott passend. Es ist daher nicht unmöglich, dafs Plato eine Art von Wichtigkeit daraus gemacht hat, an den Anfang der Briefe, statt des χαίρειν, das εὖ πράττειν zu setzen, in welchem, — wie auch Aristoteles bemerkt, — durch das richtige Gefühl der Griechen von dem Beruhen des wahren Wohls auf dem Rechthandeln, die Bedeutungen dieser beiden Begriffe vereinigt sind. Von dem Dionysios aber konnte Plato wohl diese Veränderung der Begrüfsungsformel fordern, einmal, weil er wahrscheinlich über die Natur der ἡδονή weitläufig schon mit ihm gesprochen hatte, für's Andere, weil er dem syrakusanischen Herrscher

gegenüber die freiste und sogar stolzeste Stellung behauptete.

Der Verf. findet ferner eine Verdächtigkeit darin, dafs in den *Briefen* Plato sagt: er müsse gegen *zweierlei* Verläumdungen eine *doppelte* Vertheidigung entwerfen, und in der *Apologie*: es seien *zweierlei* Ankläger des Socrates aufgetreten. Das Erstere soll eine Nachahmung des Letzteren sein, und solche Selbstnachahmung dem Plato nicht zugeschrieben werden können. Wenn aber Plato nur zwei Vorwürfe in Bezug auf sein Verhältnifs zum Dionysius erfahren hatte, sollte er noch einen dritten hinzu erfinden, damit er den neuen Vorwurf nicht zu fürchten hätte, sich selbst nachgeahmt zu haben?

Hierauf aber geht Hr. Salomo der doppelten Vertheidigung, welche den Inhalt des 3ten Briefes bildet, näher zu Leibe. Zuerst, sagt er, vertheidige sich Plato gegen den Vorwurf, dafs er sich von der Verwaltung des syrakusanischen Staats fern gehalten habe, eine Vertheidigung gegen *diesen* Vorwurf komme aber wider alles Erwarten, denn vorher sei nicht davon die Rede gewesen, dafs die Syrakusaner den Plato der *Nichttheilnahme* an ihren öffentlichen Angelegenheiten, sondern davon, dafs sie ihn der ungebührlichen *Einmischung* in dieselben angeklagt hätten. Plato habe also vielmehr beweisen sollen, dafs er an den Handlungen des Tyrannen keinen Antheil gehabt; nach Führung dieses Beweises sei es dann erst zulässig gewesen, den Grund dieser Theilnahmlosigkeit anzugeben.

Ref. mufs gestehen, dafs ihm Plato sich hier gegen nichts anderes als eben gegen den Vorwurf der Einmischung zu vertheidigen, und durchaus keine andere Vertheidigung anzukündigen scheint; er sagt §. 316: *πρὸς δύο δή μοι διπλᾶς ἀναγκαῖον ποιήσασθαι τὰς ἀπολογίας, πρῶτον μὲν ὡς εἰκότως σοι ἔφυγον κοινωνεῖν περὶ τὰ τῆς πόλεως πράγματα* u. s. w., dies kann doch nicht heifsen: ich mufs gegen zwei Vorwürfe zweierlei Vertheidigung machen, erstlich gegen den *Vorwurf*, dafs ich *mit Recht* (*εἰκότως*) es vermieden habe, an den Angelegenheiten der Stadt mit dir Theil zu nehmen; der Vorwurf, mit Recht etwas gethan zu haben, ist Unsinn; der Sinn der Stelle kann also nur der sein: ich mufs gegen zwei Vorwürfe zweierlei Vertheidigung mache[n], die erste *Vertheidigung damit*, dafs ich mit Recht Th[eil] zu nehmen vermieden habe; Plato setzt dem Vorw[urf] der Einmischung nicht die blofse, kahle Vernei[nung] entgegen, sondern giebt zu seiner Apologie sogle[ich] an, dafs er nicht zufälligerweise, sondern mit Recht, [d.] h. aus moralischer Nothwendigkeit sich von der Reg[ie]rung entfernt gehalten. Gerade aber dies in die A[po]logie gesetzte *εἰκότως* kann auf den ersten Blick a[ller]dings den falschen Schein erzeugen, als ob das, [wo]gen Plato sich vertheidigt, der Vorwurf wäre, mit recht seine Theilnahme an der Regierung versagt haben.

Wenn ferner Hr. Salomo behauptet: der Brief[stel]ler bringe in seiner Nachlässigkeit zuletzt nicht m[ehr] für Platos politische Unthätigkeit zu Syrakus n[ur] eine der berechtigenden Ursachen herbei, deren [Vor]handensein er doch ungeschickt genug schon vo[r] Beweis jener Zurückhaltung (durch jenes *εἰκότως*) merklich gemacht habe, — so müssen wir uns dies Nichtfinden irgend einer berechtigenden Ur[sache] sehr verwundern, da Plato sowohl die Verbannung [des] ihm innig befreundeten und politisch gleichgesi[nnten] Dion, dieses, wie es in dem Briefe heifst, *ἐμφρον[…] νωνοῦ*, als auch des zu herrschen vermeinenden D[iony]sius Beherrschtwerden von schlechten Menschen (*δὲ ἄφρονα ὁρῶντι μετὰ πονηρῶν καὶ πολλῶν συν[…] καταλελειμμένον, οὐκ ἄρχοντα, οἰόμενον δ' ἄρχειν, [ὑπὸ] τοιούτων ἀνθρώπων ἀρχόμενον*) als den vollwi[chtigen] Grund seiner Zurückgezogenheit auf das Deu[tlichste] ausspricht.

Statt uns irgend einen der versprochenen G[ründe] mitzutheilen, begnüge sich, — meint Hr. Salomo[n] ner, — der Briefsteller damit, den Dionysius über [den] fraglichen Punkt mit den Worten zum Zeugen [aufzu]rufen: *ἆρ' οὖν οὐκ οἶσθα μοι τότε πολιτικῶν εἶναι κοινωνεῖν σέ*, da der Tyrann dies doch nicht blofs glauben, [son]dern *wissen* gekonnt und gemufst habe; die [Frage] *ἆρ' οὖν οἶσθα* sei aber nur deshalb angebracht wo[rden], weil der Schreiber des Briefes durch diese bei [der] häufige Frage mit mehr Erfolg jenen selbst als Verfasser hinzustellen gehofft habe. —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 57.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

September 1835.

Platonis quae feruntur epistolis scripsit Ern. alomon.

(Schlufs.)

Ins scheint diese von Plato an den Dionysius gete Frage, ob er denn wirklich glaube, dafs jeeine Gemeinsamkeit der politischen Ansichten zwiihnen beiden stattgefunden habe, um deswillen so absurd, wie Hrn. Salomon, weil in der That sius sich fest einbildete, Plato sei durch die poli-Maafsregel der Verbannung des Dion nicht in irade verletzt, habe überhaupt nicht eine der Tyso entschieden und unabänderlich entgegenge-Denkungsart, dafs er nicht durch Gunstbezeigunon der Liebe zum Dion abgebracht, und für eiich den Schein der Achtung gegen die Philoso-ebenden, Platos Ideen zu realisiren versprechenächtigen Regenten gewonnen werden könnte.

om zweiten Theil der Vertheidigung sagt Hr. Saderselbe müsse jedem lächerlich und absurd er-en; denn könne wohl irgend ein Syrakusaner oder r Grieche so thöricht und fast wahnsinnig gewe-n, die Lüge des Dionysius zu glauben, dafs er, rann, von seinem Vorsatz, die von den Barbaren ten Städte der Griechen in Sicilien wiederaufzuund die tyrannische Regierung von Syrakus in önigliche zu verwandeln, nur durch Plato abgeworden sei! Gegen eine so alberne Beschuldiedürfe Plato keiner Vertheidigung, und wenn e ihm dennoch nöthig geschienen, so habe er sie owohl um des Dionysius als um der Leser wild zwar in einer weniger räthselhaften Form abn gehabt.

lerdings fertigt Plato jene Lüge des Dionysius it den Worten ab: „Wahrhaftig, du konntest von mir lügen, das weniger als dieses auf mich ' Diese Abfertigung ist ebenso wenig in Räthsel eingehüllt, als sie auf der anderen Seite ganz so unnütz ist, wie der auch hier wieder mit den Worten „Thorheit, Wahnsinn" zu freigebig um sich werfende Verf. dafür hält. Denn was erstlich die Wiederaufbauung der griechischen Städte betrifft, so war es nicht unmöglich, dafs die Einsicht in die finanzielle und militärische Macht der Stadt Syrakus von jenem Plane abrieth. In Bezug auf den zweiten Punkt aber, die Umwandlung der tyrannischen Gewalt in eine königliche Regierung, das heifst, — wie wir aus dem 8ten Briefe sehen, — in eine durch Gesetze und einen gesetzgebenden Körper beschränkte Monarchie, bei dieser Frage ist zu bedenken, dafs das mit allen Fehlern des griechischen Charakters überreich ausgestattete, die Sclaverei zwar hassende, aber die wahre Freiheit nicht liebende, ununterbrochen von der ausgelassensten Democratie in die gröfste Tyrannei und von dieser in jene sich stürzende syrakusanische Volk eben durch seine ganze Geschichte thatsächlich bewiesen hat, dafs es für eine verständige, nach dem Muster der spartanischen gebildete Verfassung, wie die von Plato in den Briefen empfohlene, durchaus nicht geeignet war. Diesen Zustand erkennend, konnte ein philosophischer Geist von dem Versuch jener Umwandelung als von einem unnützen, die unter dem Despotismus wenigstens mögliche Ordnung gefährdenden Unternehmen abrathen, und dies Abrathen hätte mehr politischen Scharfblick bewiesen, als die von Plato zu lange gehegte Hoffnung, seine Idee des Staats durch einen Menschen wie Dionysius, bei einem Volke wie das syrakusanische, verwirklicht zu sehen. Wenn also ein Syrakusaner oder andrer Grieche geglaubt hätte, dafs die erwähnte Einsicht in den vorhandenen Zustand den Plato zu jener Abrathung vermocht, so würde er diesem hiermit nichts Absurdes und Schlechtes zugetraut, und sich selbst keinesweges als wahnsinnig gezeigt haben. Plato hat daher durchaus nichts Unnützes gethan, indem er seine Ansicht

über diesen Punkt kundgegeben, und diese Kundgebung ist kein Beweis der Untergeschobenheit des Briefes.

Ebenso wenig möchte ein solcher Beweis in dem vom Verf. zum Schluſs angeführten Umstande zu finden sein, daſs Plato in mehreren Briefen und auch im 3ten sagt: wenn er auf eine gewisse Weise gehandelt hätte, so würde er sich den Tadel jedes rechtlichen und vernünftigen Mannes zugezogen haben. Dieser kurze Hinblick auf die Meinung Anderer soll des Plato ganz unwürdig und bei ihm unmöglich sein. Wir können der Strenge des Verfs. nicht beistimmen.

Das Gesagte wird hinreichen, eine Probe von der Kritik des Verfs. zu geben. Haben wir gleich in den gegen die Echtheit vorgebrachten Argumenten das zur Ueberzeugung Zwingende vermiſst, so sind wir doch sehr bereit, die Hoffnung auszusprechen, daſs es Hrn. Salomon bei der von ihm schon lange vorbereiteten und in der gegenwärtigen Schrift angekündigten Herausgabe sämmtlicher Platonischer Briefe gelingen werde, seine schon jetzt weit bestimmter als bei seinen Vorgängern motivirte Meinung durch neue und stärkere Beweisgründe zu gröſserer Wahrscheinlichkeit zu erheben.

Boumann.

XLIX.

Skeireins Airaggêljôns thairh Iôhannên. Auslegung des Evangelii Johannis in gothischer Sprache. Aus römischen und mayländischen Handschriften nebst lateinischer Uebersetzung, belegenden Anmerkungen, geschichtlicher Untersuchung, gothisch-lateinischem Wörterbuche und Schriftproben. Im Auftrage Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen Maximilian von Bayern erlesen, erläutert und zum ersten Male herausgegeben von H. F. Maſsmann, Dr. der Philosophie, Prof. der älteren deutschen Sprache und Literatur an der Hochschule zu München, Mitglied u. s. w. u. s. w. München, 1834. *Verlag von George Jaquet.* 182 *S. und XVIII S. gr.* 4.

Das abgelaufene Jahr ist für die ältere deutsche Sprachforschung ein gesegnetes gewesen, reich an wirklicher Ausbeute, nicht minder reich an frohen Aussichten, welche es an das Kometenjahr 1835 abgegeben h[...] Zwar haben auch die vorangegangenen Jahre, seit [...] der zweite Theil von J. Grimm's Grammatik ersch[...] eine mächtige Triebkraft auf jenem Gebiete bew[...] und auf ihren ersten wahrhaft kritischen Leistung[...] (Lachmann's, Beneke's, Schmellers u. s. w.) beruhen [...] späteren. Das Jahr 1834 aber ist nach allen Rich[tun]gen (für das Mittelhochd., Althochd., Gothische — Grammatik und Wörterbuch — für Poesie und Kritik u. s. w.) gleichmäſsig ergiebig gewesen. J. Grimm's [Rei]neke Fuchs eröffnete *), langgenährte Vorurtheile [ver]scheuchend, denen auch Mone's 1832 vorausgeh[ender] *Reinardus Vulpes* noch huldigte, eine ganz neue [...] der poetischen Anschauung — die *Thierfabel*, [...] ursprüngliche Gestalten selbst in das Dämmerlicht [...] Götterhallen zurückweichen. Daneben führte W. Grimm [...] *Vrîdanc* in die spruch- und sinnreiche Lebensw[eisheit] des 12. 13. Jahrhd. ein, die aus der Thierfabel ihre [...] der, aus der Schöpfung und Schrift ihre Wahrh[eit] aus der Menschenwelt ihre Urtheile entnimmt, [...] wie der gleichzeitige und gleichartige Walther [von der] Vogelweide die lebendigsten Einblicke in die Gesch[ichte] jener in Reich und Kirche vielbewegten Jahrhun[derte] gewährt, mit dem Kern ihrer Kraft aber ebenmä[ſsig] noch frühere, noch frischere Zeit hinaufreicht. [Hu]go's von Trimberg *Renner*, den der histor. Vere[in zu] Bamberg gleichfalls im vorigen Jahre mit löblich[em Flei]ſs und Opfer herauszugeben fortfuhr **), in sprach[licher] und kritischer Beziehung zwar nicht so innerlich [...]ber ausgestattet worden, wie jene Ausgabe des [...] Jahre älteren Vridanc, so ist doch sein gleichz[eitiges] Erscheinen ein glückliches Zusammentreffen zu ne[nnen,] da uns hiedurch für die Anschauung vom Fortleben [...] Fortbilden jener Volksweisheit eine wesentliche L[ücke] zwischen den erreichbar ältesten Anfängen und den [...]sten Ausgängen gefüllt wird. — Während Hans [...] von und zu *Aufsaſs* in seinem *Anzeiger* für Kunde [des] deutschen Mittelalters, der nun unter Mone's Le[itung] seinen 4. Jahreslauf (bei Groos in Karlsruhe) beginnt [...] Literatur, Kunst und Geschichte jener mittelhochd. [Jahr]hunderte ergänzende Bruchstücke, man könnte [...] Baustücke zuzuführen nicht müde wurde, ist Prof. [...]mann von Breslau, wie früher Graff, Maſsmann [...]

*) Von 1833 herüber ist hier vor Allem Lachmann's Wolfram *von Eschenbach* zu nennen.

**) Die dritte Lieferung erscheint Ostern 1835 bestimmt.

vorjähriger Reise durch österreichische und andre ische Bibliotheken für die Diutiska umgegangen und ergiebige Nachlese gehalten, die er sogleich an den örtern im Drucke ausgehen liefs. Unter dem Ti- *umerlaten* reichte er aus Wien eine mittelhochd. *lenlese* dar *). Aus Prag (b. Ender) gab H unter Titel Merigarto 201 Verse eines bisher unbekann- edichtes „aus dem 11. Jahrhd.", es scheint ein stück einer *Weltbeschreibung*, wie sie wohl, ähn- er späteren in Rudolfs v. H. E. Reimchronik, Vor- einer s. g. Kaiserchronik gewesen sein könnte, Besten. Aufser diesen Leistungen für das Mittel- hinterliefs das J. 1834 manche erfreuliche Aus- auf nachgerückte Erfüllung. Hagen's „Manesse *Minnesängercodex*", auf 5 Bände 4to. bereits an- vollen, will endlich von Stapel laufen; Maſsmann neut im Aufsafs. Anzeiger die Erscheinung der *chronik* nach sehr reichem Apparate, wofür Hoff- n Prag und Grätz noch 2 gute Hdschr. fand, im nzeiger (1834, S. 95—99) ein abermaliges Bruchst. eilt wurde, versprochen. Auf J. Grimm's im Leipz. talog von 1833 schon unter den fertig geworde- geführte *deutsche Mythologie* wird in W. Grimm's S. 385, 56. bereits verwiesen und sind wirklich Bogen bereits gedruckt. Mit ihr schliefst sich fse Cyclus der german. Sprachkunde, Rechtsal- er, Götterlehre, Heldensage und Thierfabel. — höne Hoffnung andrer Art nahm das J. 1834 hergegangenen herüber, dafs nämlich der seit en franz. Revolution verschwundene *Kolmarer* ngercodex wieder aufgetaucht sein möchte, wenn icht mehr in der Liberey der ehrsamen Schuster- nd nicht in Kolmar. Wo sonst, darüber wird r dieses, sobald er näher kann und darf, Aus- ben. Auch das *Nibelungelied* gewann 1834 eine nn schon Papier-Handschrift (in Berlin). — Lach- ies in der Vorrede zu seinem Wolfram v. Eschen- pfehlend auf baldiges Erscheinen eines schon tbehrten *mhd. Wörterbuches* von W. Wacker- r mit d. neuen J. zugleich ein auch manches d bisher Unbekannte enthaltendes *Hand- und* der älteren deutsch. Sprache geliefert hat. Daran reiht sich sachgemäfs die erfreuliche Nachricht, dafs vom 3ten Bande des *bayerischen Wörterbuches* von Schmeller (des Musters für alle ferneren Idiotika) in bereits 20 Bogen der reiche Buchstab *R* ausgedruckt, das *S* angedruckt ist.

Schmellers ober- oder hochd. Wörtb., welches stets den neuesten Gebrauch und Zustand der Mundart an den früheren anzuknüpfen, aus der noch älteren Sprache aber nachzuweisen bestrebt ist, leitet auf die Leistungen des J. 1834 für das *Althochdeutsche* über, und ist hier billig obenan des in 1. u. 2ter Lieferung (20 u. 9 Bogen 4to.) bereits erschienenen „*althochd. Sprachschatzes* oder *Wörterb. der althochd. Sprache*" von Graff zu gedenken, das durch den hohen Schutz Sr. K. H. des Kronprinzen v. Pr. die Gewähr seiner Vollendung in sich trägt, die anders durch die trüben Klagen der Vorrede verunsichert hätte erscheinen können. Möge dem Verf. mit jeder Lieferung des vielleicht zu umfassend angelegten Werkes, wozu es wohl der Dauerkraft bedarf, der frohe Vollendungsmuth (*Exegi mox monumentum* — —) wachsen und der wahre oder vermeinte Grund zu jenen Klagen schwinden *). Wenn dieses Werk einst vollendet sein, sich daran Wackernagels mhd. Wörterbuch angeschlossen haben und ein erneutes Wörterb. aller gothischen Sprachüberreste vorangestellt sein wird, so möchte kein Volk der Welt sich eines solchen historischen Sprachschatzes zu erfreuen haben, wie keines solcher reichen, lückenlosen Sprachliteratur von den ältesten Zeiten ihrer Entwickelung herab. — Auch für das *Althochdeutsche* aber wuchsen im v. J. die Hülfsmittel an. Während Graff jenem s. Wörtb. das reichste Quellenverzeichnifs vorsetzte, liefs Hoffmann 1) von Basel aus ein Blatt ahd. ärztlicher Vorschriften des 8. Jahrh. („*Vindemia Basileensis*." 8vo.), 2) aus Wien aber mit Endlicher unter dem Tit. „*Fragmenta theotisca*" in 4to. einen gröfseren und bedeutenden Wiederfund drucken. H. u. E. waren so glücklich, die von Petz schon gekannten Bruchstücke einer sehr alten deutschen Uebersetzung des *Ev. Matthäi*, wovon darnach J. G. Eckart in s. *Quaternio monum. veterum* (Leipz. 1720) *ein* Bl. mittheilte, das J. Grimm in d. Vorrede zu den gleichfalls lange vermifsten, in Engelland durch Beneke's Bemühungen endlich wiedergefundenen ahd. *Hymni* (Göttingen, 1830. 4to.) von Fehlern gereinigt wieder auf-

*) ... leren Vorrede die Invectiven gegen Graff zum Min- wegzuwünschen wären. „*So helfe iu Got, hêr junger Waz gêt den alten ir mit sumerlaten an?*" (Walther 73, 21).

*) Parcifal: 298, 14 (S. 147).

nahm, — in alten monsarischen Pergam. und Bücherdeckeln u. s. w. wieder zusammenzufinden, so dafs *funfzehn* Bl. 4to. abgedruckt werden konnten, zu denen Endlicher unmittelbar darauf in den Wiener Jhrb. d. Liter. 1831. (III, 239—240) gut aufgelöste und zusammengefügte Nachträge lieferte.

(Die Fortsetzung folgt.)

L.

Der Staat und der Ackerbau, Beiträge zur Agrikulturpolitik von Fr. Bülau, Professor in Leipzig. Leipzig bei G. I. Göschen, 1834. 210 S. 8.

Der Staat und die Industrie, Beiträge zur Gewerbspolitik und Armenpolizei, von Fr. Bülau. Leipzig, G. I. Göschen, 1834. 306 S. 8.

Die Popularisirung der Staatswirthschaftslehre ist seit einiger Zeit in Deutschland so üppig geworden, obgleich die Handbücher von Lotz und Rau in der That nichts sind als populäre Lehrbücher, dafs man es der Sache schuldig ist, einen strengern Mafsstab anzulegen. Eine oberflächliche Abhandlung der wichtigsten Gegenstände des Lebens kann nie anders als nachtheilig wirken; in allen öffentlichen Angelegenheiten kommt es darauf gar sehr an, dafs man die Schwierigkeiten erkenne und die obwaltenden Dunkelheiten durchschaue. Ein grofser Theil der Mifsgriffe beruht nicht so sehr auf Unwissenheit, als auf halbem Wissen. Ohne Zweifel ist aus diesem Grunde nichts leichtfertiger, als jeder Popularisirung von unausgemachten Wahrheiten Beifall zu schenken. Nicht selten lockt man dadurch bessere Talente von ernstwissenschaftlichen Bestrebungen ab, weil es am Tage liegt, dafs man durch sogenannte populäre Schriften sich ein grofseres Publikum erwirbt und aufserdem noch wohlfeilen Kaufes in allen Litteraturzeitungen wegkommt. Der Vf. vorliegender Schriften hat so viele Anlagen zu würdigern Leistungen, dafs es eine moralische Verpflichtung geben kann, ihn von den eingeschlagenen vielbetretenen Wegen abzuschrecken.

Soll die wissenschaftliche Kritik an einer Popularisirung Wohlgefallen finden, so mufs diese offenbar entweder solche Sätze, die in den wissenschaftlichen Werken zu abstrakt hingestellt sind, in ihrer ganzen Anwendung auf das praktische Leben entwickeln oder solche Wahrheiten, die in der Gelehrtensprache verhüllt zum grofsen Schaden der burgerlichen Gesellschaft kein Gemeingut werden, in der Sprache des gemeinen Lebens jedem halbweg Gebildeten zugänglich machen. Vorstehende Schriften haben offenbar weder das eine, noch das andre Verdienst. In der ersten Schrift, die von Dismembrationen, Domainen, Gemeinheitstheilungen, Lehnwesen, Zehnten, Frohnden und Güterverordnungen handelt, findet der Leser nichts, was nicht bei Rau klarer, vollständiger und praktischer besprochen wäre. Wenn gleichwohl der Verf. in der [illegible] den Abhandlung über den Werth des Landbaues (S. 1–[illegible] Industriesystem beschuldiget, die Bedeutung des Erdbaues [illegible] nicht verkannt, aber die Landwirthschaft duch unter die [illegible] wirthschaft gestellt zu haben, so ist das eine Aeufserung, [illegible] man nur vor einem der Staatswirthschaftslehre unkundigen [illegible] blikum sich erlauben darf. Adam Smith geht ja gerade [illegible] dem Satze aus, dafs der Landbau am produktivsten und sicherste Fundament des Nationalreichthums sei, dafs [illegible] europaische Polizei den Strom der Volksbetriebsamkeit [illegible] Erdbau abgeleitet habe, und dafs man durch Herstellung [illegible] natürlichen Freiheit die von der Landwirthschaft ausgeh[illegible] ächte Ordnung der National-Oekonomie herbeiführen [illegible] Vergl. Untersuchungen über Nationalreichthum, drittes Buch [illegible] stes und zweites Kapitel. In der zweiten Schrift, die [illegible] volkerung, Gewerbsfreiheit, Gewerbsbildung, Schutzsystem [illegible] Armenpflege sich verbreitet, findet der Leser zwar eine ge[illegible] Zusammenstellung des in mehreren Werken Zerstreuten [illegible] auch in keinem Punkte volle Befriedigung. Der denkende [illegible] ser wird bei jedem Abschnitte sich aufgefordert fühlen, [illegible] in einem systematischen Werke noch einmal durchzugehen [illegible] der wissenschaftliche Zusammenhang der Sätze eine [illegible] Gewalt über den Verstand ausübt, welche keiner abge[illegible] Abhandlung einwohnet. Die Vorschläge, die der Verf. [illegible] lisirung seiner Wünsche sich erlaubt, schliefsen sich [illegible] zweiten Schrift mehr an das historische Recht an, als [illegible] ersten. Auszeichnung verdient aber nur die Proposition [illegible] die Erhaltung der Armen zum Besten des Freizuges [illegible] richten, dafs jede Kommune ihre eingesessenen Armen [illegible] Mitteln unterstützen müsse, dafs hingegen die nicht [illegible] nen Armen überall aus einem allgemeinen Fonds erhalten [illegible] den sollen, welchen alle Kommunen nach gewissen Verhält[illegible] aufzubringen haben. Und selbst dieser glückliche Gedanke [illegible] so abstrakt gehalten, dafs die Ausführbarkeit sich [illegible] gehörig herausstellt. Was die Darstellung anbelangt, [illegible] sich eine gewisse Gefeiltheit des Styles, eine gewisse [illegible] tigkeit des Ausdruckes nicht verkennen. Jedoch fehlt [illegible] rade das Wesentliche der populären Darstellung; nirgends [illegible] sich die bunte Wirklichkeit aus, nirgends wird der Leser [illegible] den Sachverhältnissen inniger bekannt. Der Verf. bleibt [illegible] im Allgemeinen und spricht so sehr durch die Blume, [illegible] den Anschein gewinnt, als habe er nur jenes Publikum [illegible] welches gegen die bessern Handbücher nichts einzuwenden [illegible] ihre Trockenheit. Dem entspricht auch der gezierte [illegible] des Citirens. An mehreren Orten werden sehr seltene [illegible] Schriften angeführt, die kein Leser nachschlagen wird [illegible] angeht, citirt der Verf. seine eignen Schriften, sogar [illegible] augurildissertation: *quaedam de re familiari administr[illegible] tentiae, Lips.* 1829. Dafs derlei Sand in den Augen [illegible] seine Wirkung nicht verfehle, lehrt die tägliche Erfahrung [illegible] Anwendung zeugt aber doch von Schwäche.

№ 58.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

September 1835.

ireins *Aivaggêljôns thairh Iôhannên. Aus-gung des Evangelii Johannis in gothischer prache. Aus römischen und mayländischen andschriften nebst lateinischer Uebersetzung, legenden Anmerkungen, geschichtlicher Un-rsuchung, gothisch-lateinischem Wörterbuche id Schriftproben. Im Auftrage Sr. Königl. oheit des Kronprinzen Maximilian von Bay-n erlesen, erläutert und zum ersten Male rausgegeben von H. F. Mafsmann.*

(Fortsetzung).

Diesen 15 Blättern folgen „*Fragmenta Homiliae catione gentium*; von S. 49—53 aber *Fra-ta Isidori Hispal. de nativitate domini* 3, §. 5—16. 27—34; cp. 4, §. 1. 2.), so dafs rch die bisher einzige *Pariser* Hdschr. dieses en aller ahd. Sprachdenkmäler nicht mehr Unicum . Den Schlufs der schön gedruckten Gabe bildet ruchst. ahd. *Auslegung* desselben Ev. Matth., wel-it dem dem Werke vorgesetzten *gothischen* Spru-Joh. 6, 12) uns auf die Gaben des J. 1834 auch s *älteste* und reichste deutsche Sprachidiom, das *sche* nämlich, überleitet.

leichzeitig fast erschienen 1834 zwei mit eigenen chen Lettern gedruckte Werke, von denen das ns einen weiteren Bestandtheil der mailänd. Pa-sten zur Ergänzung der ulfilaischen Bibelüberset-liefert, das andre ein zwar gleichfalls ein die bibl. elien betreffendes, doch eigenthümliches nicht bi-s Auslegungswerk in gothischer Sprache aus mai-nd römischen Palimpsesten darbietet, das zugleich Bildungsgeschichte des gothischen Volkstammes cht geringer Bedeutung sein möchte. Beide Werke ine vom Grafen Kastiglione in Mailand, das andre 'rof. Mafsmann zu München) stehen übrigens in nahester Berührung und Beziehung zu einander, da die günstigen Verhältnisse, welche das im deutschen Vaterlande selbst erschienene zweite Werk ermöglichten, auch das erstere (nach langen Wartejahren) zum raschen Druck beförderten. Wie aber das Erscheinen von Graff's *althochd. Sprachschatze* der unterstützenden Huld Sr. Königl. Hoh. des *Kronprinzen von Preufsen* zu verdanken ist, so wurde jenes von *München* ausgegangene *gothische Sprachwerk* durch Sr. Königl. Hoh. des *Kronprinzen von Bayern* hohen Willen ermöglicht und in's Leben gerufen. — Die längere Anwesenheit des Kronprinzen v. B. in *Neapel* 1833, wohin der Herausgeber des Münchener Gothicon's zuerst eilte, ermöglichte auf das Günstigste die seit 1805 wohl nie (auch Sierakowsky 1810 nicht) gewährte Herausnahme der ravennatisch-*gothischen* Papyrus-*Urkunde* aus ihrem verschlossenen und verstäubten Glaswandschranke (auf der Studj), so dafs dieselbe in jedem ihrer Zeichen auf's Genaueste geprüft, auch in ihrem lat. Texte neu gelesen, in ihren *Unterschriften* (lat. wie gothischen) zwei Monate lang auf's Treueste nach Schriftzeichen und Färbung facsimilisirt werden konnte: für Paläographie gewifs kein unwesentlicher Gewinn, wovon in der dem erschienenen Werke des Prof. Mafsmann beigegebenen Schriftprobe, so wie im Vorwort bereits Beweise geliefert sind. Es wird hier (S. IX—X) die bei allen gebildeten Völkern erschienene Thatsache, dafs zwei verschiedene Schriftarten angewendet wurden, auch für die gothische Schriftkunde klarer geltend gemacht: aufser der festen stehenden Schrift für ruhig geschriebene Bücher eine liegende und laufende (Cursiv-) Schrift für den rascheren Lebensgebrauch, welche ihre Züge mehr und mehr verbindet und in einander übergehen läfst. Diese zeigt sich mit eigenthümlichen Selbständigkeitsabweichungen der Hände in den 4 goth. Unterschriften der neapol. Urkunde, eben so der leider auch auf dieser Reise ungeachtet genauester Nachforschung an Ort und Stelle

nicht wieder gefundenen, seit 1731 verlorenen und leider bei Doni nicht gut facsimilisirten Urkunde von Arezzo, endlich in den *Randglossen* der mailänd. Palimpsesten und auch wohl des upsaler *Cod. Argent.* Die Nachbildung jenes 60 Zeilen umfassenden neuen Facsimiles im Steindruck wird in der Vorrede zugesagt, nebst vollst. Abdruck der erneut gelesenen ganzen Urkunde. — Von Neapel nach *Rom* zurückgekehrt, machte der Herausgeber, nachdem A. Maj, nicht einmal mehr *Prefetto della Vaticana*, ungeachtet höheren Ortes freiwillig von ihm abgegebener Zusage zwei Monate lang den betreffenden Codex vorenthalten hatte, in kaum 14 Morgen die zum Theil *sehr* erloschenen Blätter sich zu eigen, welche Jener in länger als 10 Jahren uns Barbaren-Enkeln nicht gewährt hatte. Es ist hier weder Ort noch Lust, in das Einzelne eines uns Deutschen auf wissenschaftlichem Grund und Boden unerhörten Benehmens einzugehen, über dessen anderweitige Beweise gleichzeitig deutsche, französische, *römische* Gelehrte bitter zu klagen hatten, — und eilt der Berichterstatter mit dem Herausgeber um so lieber nach *Mailand*, als er hier (nach S. XII) des edelsten und wissenschaftlichsten Entgegenkommens vom Grafen Castiglione sich erfreuen konnte, und er sehr bald an den ihm zunächst gelegenen mailänd. Blättern erkannte, dafs sie mit den römischen *Einem* und *demselben Werke* angehörten.

Das aus ihrer Vereinigung hervorgegangene Druckwerk zerfällt in *vier Abschnitte*, deren erster die *Aufstellung* des alten *gothischen Textes* nach den Handschriften zeichen- und zeilengenau, in neugeschnittenen gothischen Lettern darbietet, so dafs hier zum ersten Male ein völlig anschauliches kritisch beurtheilbares Bild gothischer Palimpsesten gegeben wird. Der alte Text ist mit allen Eigenheiten, Selbstverbesserungen und stehen gebliebenen Schreibfehlern des Originals wiedergegeben, unter dem Texte aber Vergewisserung über Auffallendheiten hinzugefügt, dem Abschnitte III. („*Darstellung* und Untersuchung über Handschrift und Inhalt") aber S. 57—63 eine genaue Schilderung der Schrift- und Lautverhältnisse einverleibt worden. Dem I. Abschn. folgt im II. die „*Herstellung* des gothischen Textes" (hier in lat. Lettern, nach den von der Gramm. aufgestellten Grundsätzen der Accentuation und Längenbezeichnung) mit gewissenhafter Achtung des durch die Handschriften Gegebenen. Die Anmerkungen geben Rechenschaft und Belege. Die gegenüberstehende lat. Uebersetzung hofft (S. XIV), wenn sie auch kein ciceron Latein bieten konnte, doch auch keine fulda-zahnische zu sein: ohne das classische Ohr zu verletzen, hat ... darnach zu streben, dafs sie wort- und wortstellung treu den Sinn wiedergäbe. Zu gröfseren ins ... gehenden grammatisch-syntaktischen Excursen war ... Werke weder Anlafs noch Raum, obschon ganz eig... thümliche Erscheinungen vorkommen *); die aber ... *Wörterbuche* (Abschn. IV.) wenn auch nur kurz, ge... beachtet und gekennzeichnet wurden; so wie hier ... manche bessere Uebersetzungen (z. B. von ... S. 38) und Erklärungen (z. B. von *du garèhm* S. ... nachgetragen sind. Das Wörterbuch, in lat. Sp... abgefafst, hat sich zur Aufgabe gestellt, als zu ... selbständigen Werke gehörig, *vollständig* für jedes ... kommnifs zu sein; daneben aber hat es auch ... seit Junius und Zahn unsicher gebliebene, ... klarer herausgetretene Wortstämme mit ihren Ver... gungen neu darzustellen sich bemüht; endlich ... der Verf., weil Gr. Castiglione seinem Bande ... Wörterbuch beigegeben hatte, sich einen Dank ... dienen, wenn er die auch hier in so reichem ... wieder neuergiebige Ausbeute *seinem* Wörterbuche ... verleibte, dessen Druck noch offen war, als Jener ... den Brief an d. Römer, 1 Corinth. u. Ephes. ... Dadurch enthält es einen doppelten Schatz von ... Wurzeln und Wortformen, Bestätigungen und ... wisserungen. Die *seinem* goth. Texte angehör... Wurzeln, Flexionen u. s. w. sind im Verlauf der ... kel zur besseren Ausscheidung mit den *gothischen* ... Einschaltungen des Castigl. Bandes mit gröfseren ... nischen Lettern gedruckt. Die innere Anlage des ... darf sich eine sorgfältige nennen: alle nöthigen ... pelanführungen sind bedacht, Raum verschwen... Wiederholungen aber finden dabei nicht Statt ...

*) Als ganz unerhört nennen wir hier nur den Gebrauch ... Passiv-Conjunctives *gabairáidáu* für den Infinitiv ... γεννηθῆναι (*zweimal:* S. 39, 20. u. 40, 6. aus Joh 3, ... neben dem das gleiche griech. Passivum wieder... Activ-Inf. *gabairan* (ähnlich Lk 3, 7. 12. Mrk ... 2, 2.). Selbst *Röm.* 11, 35. hat jenem Falle ... Gleiches.

**) Bei der angemessenen Schlufsausscheidung der ... men und Fremdwörter (S. 179—182), die ... die *Aussprache* gothischer, so wie der griech. ... des 4—6 Jhd. überaus wichtig sind, ist nur *Ein* ... vor sich gegangen, indem *Sipdneis* S. 160 ... auf den ...

Ausbeute für Lexicon und Grammatik ist grofs zu nen.

Indem wir aber aller sprachlichen Auszüge, Ueberte und Bemerkungen *), eben so aller Nachträge Verbesserungen **) uns schon des Raumes wegen alten, wenden wir nochmals dem Abschn. III., in weit er den *sachlichen Inhalt* des alten goth. Texbespricht, unsre Aufmerksamkeit zu. Der alte Text fst *acht*, leider nicht einmal unmittelbar aufeinanfolgende Quartblätter, in je 2 Spalten von je 25 Zeilen eder Seite, so dafs *achthundert* Zeilen eines und desn Werkes erhalten sind, das der S. 57 angestellten chnung nach ***) wenigstens 100 Blatt und etwa 0 Zeilen hatte enthalten müssen. Jene 8 Bl. in er Reihe in Rom und Mailand vertheilt, sind nach aus ihrem Inhalte sich ergebenden Reihenfolge geordnet, wobei das vorangestellte *erste* Bl., was aber gleichgültig ist, doch nicht grade voran gehören möchte, da die in ihm vorkommende Stelle aus Joh. 1. wohl nur in dem Sinne angezogen wurde, wie gleichf. Ps. 53, 2. 3., womit dieses Bl. beginnt. Bl. 2—8. aber ordneten sich, nachdem sie einmal enträthselt waren, leicht und richtig nach den darin sogar durch alte „Gänsehäkchen am Rande der Hdschr. selbst ausgezeichneten Versen des *Ev. Johannis* — aus Hptst. 3. 5. 6. 7., deren regelmäfsiger Betrachtungsverfolg das Werk als einen vollst. fortlaufenden *Commentar über das Ev. Johannis* herausstellte. Aus demselben werden aber (aufser jenem V. aus Hptst. 1. u. einem aus Hptst. 17.) 37 *Verse* angeführt, wovon 15 zum sprachlich-kritischen *Vergleich mit dem Texte des Cod. Argent.* dienen; dagegen 22 Verse, dazu Mth. 5, 8. 3, 11. 14, 19. 21. Mk. 6, 42. (viell. auch Apost. Gesch. 2, 38.) u. Ps. 53, 2. 3. *reiner Zugewinn* für das Ganze des goth. Bibelwerkes (*thizôs fáirnjôns jah niujôns triggvôs*) sind. Jene 15 zum *Vergleich* dienenden Verse aus Joh. 6. u. 7. 17. stimmen, was S. 87—89 in's Einzelne nachgewiesen wird, mit den gleichen Versen des *Cod. Arg.* überraschend genau, selbst zur Bestätigung einzelner von der Gramm. noch bezweifelter Formen (z. B. *áinshun* für τις: in Joh. 7, 48.) oder bisher nur einmalig vorgekommener Wörter (z. B. *skáudaráips*) oder Casus (z. B. *skôhis*: Joh. 1, 27.) überein: gewifs Beweis, dafs der goth. Vf. (oder Uebersetzer) jenes ausführlichen Werkes entweder die Uebersetzung des Ulfila getreuest aufnahm, dieselbe also in seinem Volke danach *typischen* Werth erlangt hatte, oder dafs Ulfila *selber* der Verfertiger oder Uebersetzer auch dieses Werkes sei. Für den letztren Fall (sei es der Verfassung oder Uebersetzung) spricht der ganz gleiche Sprachgebrauch in einzelnen Wörtern, Wortbedeutungen, Wortbildungen und, man könnte hinzufügen, *Satzfügungen*, wenn diese nicht eben in ihrer Gleichheit mit der Bibelübersetzung auf *griechischen Urtext* auch für unser Werk schliefsen liefsen. Zwar ist S. 87—88 die Möglichkeit einer Uebersetzung aus dem *Lateinischen* (einer lat. Uebersetzung) aus sprachlichen und sachlichen Gründen wenigstens berührt worden, wie denn nicht zu leugnen ist, dafs Ulfila auch bei s. Bibelübersetzung öfter die lat. Uebersetzungen zu Rathe zog.

Die synoptische Verflechtung mehrerer Parallelstellen (besond. in Joh. 1, 26. 27. aus Mth. 3, 11. Mk. 1,

---

id hier S 180 auf dort verwiesen wird. Dazu gab das chwanken, ob *Sipôneis* deutsch oder slavisch sei, Anlafs. — n diese Bemerk. reihen wir noch einige auf S. 182 nicht fgeführte Druckfehler an: S. XVII, 20. 66, 17. 133 b, 7 unt. 136, 17. 127, 8. 61, 16. 119 b, 6 v. unt. (andhaf*jan*) v. unt. u. 147 b, 2 (haf*tam*) 126, 5 v. unt. (usbeidan) t. 73, 4. 28, Anmerk. 11. (visan*dein*). Ein lustiger Dotdruckfehler blieb S. 50, Anmerk. 16, 4. stehen (S. 182, v. unt. steht die richtige Form).

ier nur einige dem Mafsmannschen Texte eigenen *neuen* urzeln und Wörter: *alamans*, *thvahl* (lavacrum), *thrasa*-lthei (temeritas, auch in Thrasa-munth bei Paul. Diac.), *ldis* (amplius), *hvôta* (mina; wie bôta: 1 Cor. 13, 3), *fidus* os), *kalbô* (juvenca), *vithrus* (agnus), *usmêts* (conversatio), *uds* (coccineus), *garêhsns* (S. 156 neunmal), *gagrifs* (contiens), *gatêmis* (aptus), ufor-*trusnjan* (tegere), *tveifls* und *ifljan* (dazu Röm. 14, 1. *tveifleins*) u. s. w.

e S. 170 schon vermuthete Besserung der vom alten Schreiselber nachgeholten Stelle S. 40, 8 in *theihan habáida* it Futur. Gebrauch von Auxiliar *haban*, mochte annehmbar n nach S. 37, 10 u. 2 Cor. 11, 12. Joh. 6, 7. 71. 12, 26. k. 10, 32, wonach auch die sehr verloschene Stelle S. 7 verbessert wird. — S. 133 hatte zu frum frumistja, in mistjam, háuhistjam, aúhumistjam wohl ein Subst. 2 st. cl. n. (*frumisti* etc.) aufgestellt werden sollen; S 126 . *bindan* ein Subst. 2 fem. *gabundi* (nach Ephs. 4, 3.); 162 zu *sprául* die althd. Form spraut S. 131 füge zu *ilhan* („tradere *terrae*") etwa Titurel 21, 1. (dô *bevalch* n die frouwe mit jâmer der *erden*). Zu S. 155, 12 füge praefect. Goth. *Raginari* zu Tarent bei Procop. u. Agas. — S. 154, 2 füge zu 2 Cor. 4, 16. (*ananiujan*) u. s. w.

Verbessere hier Zeile 16: 3 × (4 × 25) + 5 × (4 × 25); Zeile 17: *erhalten*.

7. 8. Lk. 3, 16.) trifft auch eine Stelle des Br. an die *Hebräer* (9, 13. 14. 19.), worein die ihm schon vom ursprüngl. Vf. her zu Grunde gelegte Stelle 4 Mos. 19, 3. (*ἔξω τῆς παρεμβολῆς*: *ûtana bibaúrgeinúis*) wirklich aufgenommene erscheint. Dieses Vorkommen des Briefes an die *Hebräer* mahnt an die Behauptung, daſs derselbe in der abendländ. oder latein. Kirche lange nicht voll anerkannt und angenommen gewesen sei, dagegen von Anfang an in der griechischen und *arianischen* Kirche gegolten habe. Durch diese letzte Beziehung tritt die bei allen biblisch-gothischen Sprachdenkmälern erhobene Frage auch für unser Werk nahe, ob und inwieweit dieselben *arianische* Irrlehre verrathen, welcher die *Gothen* von der Zeit an, da sie in Dacien und Mösien wohnten, ja seit sie überhaupt zum Christenthum übertraten, Jahrhunderte lang angehangen haben sollen. Dagegen ist aber anerkannte Thatsache, was S. 71. u. 96. 99. näher beleuchtet wird, daſs die genaueste Untersuchung der bisher bekannt gewordenen Theile der *ulfilaischen Bibelübersetzung* in ihrer wortgetreuen Wiedergabe des Urtextes durchaus *nicht die geringste* Spur von *arianischem Beischmack* (z. B. Röm. 9, 5.) nachweisen könne, daher auch wahrscheinlich sie und keine andre um d. J. 400 in der durch Chrysostomus gegründeten gothischen Kirche in Constantinopel selber gelesen und ausgelegt worden sein mag (S. 91—92).

Nun aber begegnen wir in unserm Werke (*Ἑρμηνεία εἰς τὸ Εὐαγγέλιον κατὰ Ἰωάννην* d. i. *Skeireins áivaggêljôns thairh Iôhannên*) einer zweimaligen Erwähnung des Sabellius (einmal in Verbindung mit Marcellus) in der Absicht, ihre Irrlehre zu tadeln und zu strafen (S. 44: *du gatarhjan jah gasakan thô afgudôn háifst jah thrasubalthein*), daſs Vater und Sohn eins seien (*áins jah sa sama*), nur durch verschiedene Namen getrennt oder bezeichnet (*missaleikáim bandviths namnam*), was die Personverschiedenheit des Vaters und Sohnes (*tvaandvairthi* oder *tvaddjê andvairthjê antharleikein attins jah sunáus*) leugnen hieſse; da doch der eingeborene Sohn des ungeborenen Gottes (*Guths unbaúranis áinabaúrs sunus*) selbst Gott sei. — Die Anführung jener Irrlehrer ohne Miterwähnung auch der *Arianer*, gegen welche, als die da 3 Personen zu drei verschiedenen Wesen trennten, stets gleichmäſsig von den Kirchenschriftstellern geeifert wird, wenn sie gegen die ankämpfen, welche Vater, Sohn und Geist vermeng[...] würde im Allgemeinen zum Schlusse berechtigen, [...] wir in unserm goth. Texte die Uebersetzung eines [...]*nischen* Werkes vor uns haben, wenn nicht schon [...] eben angeführten Worte, daſs der *Sohn selbst* Gott [...] nach andrer Seite den Blick lenkten; denn die Ar[...] nannten Christus zwar den *Sohn*, aber ein Gesch[...] (*κτίσμα*) Gottes, weit geringer als der Erzeuger. [...] die unmittelbare Fortsetzung jener Worte sagt über [...] Weisung Joh. 5, 22. (*Ἵνα πάντες τιμῶσι τὸν υἱὸν* [...] *τιμῶσι τὸν πατέρα*), daſs dem Sohne (das liege in [...] *Καθὼς*, worüber, wie S. 74—75 nachgewiesen wird, [...] Kirchenschriftsteller überhaupt viel herüber- und hin[...] gedeutet haben) nicht *gleiche*, sondern nach dem M[...] seiner Würde (*bi vairthida*) nur *ähnliche* Ehre geb[...] ni *ïbnôn*, ak *galeika svêritha*. Durch dieses [...] glaubt sich der Vf. zur Annahme berechtigt, unser [...] den *Semi*-Arianern zuzuweisen; und dieser aus [...] Sprachgebrauch *) und Sachinhalte des goth. T[...] entnommene Schluſs (S. 74—76) wurde dem Vf. au[...] Ueberraschendste bestätigt, als er nach langem S[...] in den Kirchenschriftstellern und in den *Catenis p[...] graecorum* endlich auf einige Stellen stieſs, welc[...] *wörtlich mit unserm gothischen Texte übereinsti[...]*, daſs es nicht zufällig sein kann; weshalb darauf [...] so mehr Recht fortgebaut wurde, als die S. 81 f[...] setzte Untersuchung über gleichen *Sprachgebrauch* [...] S. 82 über gleiche *Theologie* und *Dogmatik* des S[...]stellers, dem jene griechischen Stellen in *Corderi [...]tenis p. gr.* zugeschrieben werden, vollkommene U[...]einstimmung mit unsern goth. Bruchstücken er[...] besonders auch in ähnlichen Eiferstellen gegen M[...]lus und Sabellius. Jener Schriftsteller aber ist [...]schof Theodorus von Heraklea in Thrakien, ein [...]*schiedener Semi-Arianer* und Gegner des At[...]sius, ein Mann von gröſster, einfluſsreichster T[...]keit, dessen *Lebensumstände* (S. 84) keinen Z[...] übrig lassen, vielmehr die schlagendste Bestä[...] gewähren. Er starb im Jahr 355 (nach Cave [...]

---

*) S. 72—73 wird die Bedeutung des W. *ïbns* (ïbna), ib[...] *galeiks*, analeiks, samaleiks u. s. w. näher untersuch[...] in's Ahd. u. Mhd. hinein. Aus letztrem hätte noch [...] Beispiel angeführt werden können, z. B. Wolfr. [...] 218, 26: *ëbengelich* unt *ëbenhêr*.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 59.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

September 1835.

·eins Aivaggêljôns thairh Iôhannên. Aus- ung des Evangelii Johannis in gothischer rache. Aus römischen und mayländischen ındschriften nebst lateinischer Uebersetzung, egenden Anmerkungen, geschichtlicher Un- suchung, gothisch-lateinischem Wörterbuche l Schriftproben. Im Auftrage Sr. Königl. heit des Kronprinzen Maximilian von Bay- erlesen, erläutert und zum ersten Male ausgegeben von H. F. Maſsmann.

(Schluſs.)

lfila, dessen Tod meist auf 380 (das J., wo Va- tarb und auf dem 2. constantinop. Concilio der *Geist* zur Gleichwesenheit oder Ebenbürtigkeit und S. erhoben wurde) festgesetzt wird, kann ·h den Theodorus in Thrakien selber persönlich t und dort, wie die Bibel, auch unser Werk über- ıben. Der in demselben mit dem bereits fast 100 chiedenen Sabellius genannte Marcellus war des ır's Zeitgenosse und starb sogar später als er, in Alter (372). Alle diese Thatsachen, vereint mit ·n besprochenen, daſs wir in unserm *semi*-ariani- Werke die Bibelübersetzung des Ulfila *wörtlich gegeben* finden, ferner die dadurch bestärkte Ver- g, daſs Ulfila *selbst* der Uebersetzer unsers semi- heodorischen Werkes sei, haben den Vf. veran- nem Ergebnisse seiner Untersuchung eine erneute aller Angaben der Alten über das *Christen- er Gothen*, man kann sagen das *geistigsittliche* dieses gebildetsten aller deutschen Stämme hin- en (S. 90—118), dessen Geschichte mit grauen ınd Liedern begann. Der Vf. handelt hier von *hen Bekehrung* und *Belebung*, von dem baldigen ıiſs die *heilige Schrift* in der *Muttersprache* zu von der obberührten schönen Erscheinung, daſs in der Hauptstadt des griech. Kaiserreiches um d. J. 398 od. 399 *gothisch* d. i. *deutsch* gepredigt wurde; daſs *gothische Geistliche* um dieselbe Zeit (400) mit dem gröſsten Eifer Forschungen über die Schrift und ihren griech. wie hebr. Text anstellten, ohne dessen gründliche Kenntniſs auch Ulfila ein solches Werk nicht hätte liefern können, wie in seiner Bibelübersetzung geschehen; daſs ferner im goth. Volke, wie der edle Presbyter Salvianus von Marseille gegenüber den versunkenen Lateinern von *Gothen* und *Vandalen* rühmt, groſse natürliche *Liebe* und *Einigkeit* Herrschaft gehabt, eben so sehr eine wahre *Gottesfurcht* oder Furcht Gottes, von der die Römer nichts mehr gewuſst hätten, ja daſs ein herrliches reines *Märtyrerthum* alles dieses bewährt habe. — Darnach werden die wegen Leidenschaftlichkeit unsicheren Angaben der Kirchenschriftsteller über das *Arianerthum* der Gothen geprüft, wobei auf des Arius Persönlichkeit, Grundlehre und Art dieselbe zu verbreiten zurückgegangen werden muſste; hierauf wird darzuthun gesucht, daſs den „barbarischen" Gothen d. i. den von ganz andern Dingen erfüllten Deutschen, der Dogmenstreit der griechischen Hauptstadt und des griech. Kaiserhofes ganz fern rücken und fremd bleiben muſste, sie vielmehr (vielleicht selbst im Verhältniſs zu ihrem früheren Glauben) die Einfachheit des arian. Gottesdienstes, das Hinweisen auf den biblischen Text (drehte es sich in unserm Werke am Ende doch nur um ein *Καθώς*!) ergreifender angesprochen haben möge *). Unser

*) Hier hätte die bezeichnende Stelle des Prokop. (*Hist goth. IV*) angezogen werden können, worin er von den Tetraxitischen Gothen an d. *palus Maeotis* sagt: „*His Christiana religio non minus, quam quibus maxime cordi est. Fuerintne Ario consentientes hi Gothi, ut alii Gothorum populi, non alia sectati instituta, haud dixerim, quando et ipsi ignorant: certe nunc multa simplicitate, nec curiose scrutantes, Christianis tradita venerantur.*" Das mag von allen Gothen gegolten haben.

Vf. schliefst diese Darstellung mit der Behauptung, dafs die Gothen wohl höchtens *Semi*-Arianer gewesen sein mögen, wozu besonders eine Stelle des Theodoretus, der als Schüler des mit den Gothen so nahe verkehrenden Chrysostomus wohl der beste Gewährsmann sein kann, Beleg wird, indem er *Hist. eccles. IV*, 33. sagt: *Μέχρι καὶ τήμερον οἱ Γότθοι μείζονα τὸν πατέρα λέγουσι, κτίσμα δὲ τὸν υἱὸν εἰπεῖν οὐκ ἀνέχονται*: der Vater gröfser als der Sohn, dieser aber nicht das arianische *Geschöpf* des Vaters.

Das jahrhundertliche Festhalten solcher Lehre (die Römer nannten sie mit ihnen geläufigem Namen in Pausch und Bogen Arianismus) und die Abgeschlossenheit von kirchlicher Gemeinschaft mit den Völkern, deren Länder sie erobert hatten, findet seine Erklärung einmal in der volksthümlichen Gesondertheit der Germanen von den Romanen, welche die goth. Könige, besonders Theodorich, mit Bewufstsein erhielten; sodann in der *Verachtung* der kräftigen Sieger gegen die welsche Feigheit, Weichlichkeit und Unsittlichkeit, die keiner greller schildert als Salvianus. Ueberdies hielten die Gothen sich (wer kann es ihnen verdenken?) für die rechtgläubigsten Christen. Dennoch ehrten sie, selbst gottesfürchtig (*guthafaúrhtái*), den Glauben Andrer; ihre Könige (Theudes, Theodorich, Alarich) schützten die römische Kirche in allen ihren Rechten und Bräuchen *). Wahrhaft rührend ist die Schilderung, wie die Gothen (Krieger wie Könige) die *eroberten Städte* behandelten. Alarich's und seiner Gothen edelfrommes Benehmen gegen *Rom*, wie sie selbst mit Gewalt die Besiegten in die gefreiten Kirchen schleppten, ist S. 112—113 geschildert **). Totila entschlossen Rom zu vernichten, läfst sich durch Belisar's auf den Edelsinn des „Bar-ren" klug berechneten Brief abhalten *); eben so m menschlich benimmt sich Totila vor dem ausgehung-*ten Neapel*, das er mit wahrer Weisheit wie ein Kranken ätzt **), besser als es 1638 dem Herzog Be hard von Weimar mit Breisach glückte, wo sehr v an den Folgen des mit Heifshunger verschlungenen B tes, das er den Ausgehungerten reichte, hinstarben. Wie *anders* aber nahmen sich dort die *Römer* sel „*Dum per haec se nobilitat Totilas, Romani* im *exercitus non minus duces quam milites res subdit rapere, nullae se petulantiae aut injuriae absti duces moenibus clausi indulgere amoribus, milite cibus inobsequentes cuncta pro libidine agere.* In *lices Itali durissima ab hoc et ab illo exercitu tiebantur: agros vastabat hostis, Romanus miles* su *lectilem raptabat; eodemque tempore et injustis contumeliis vexabantur et fame durissima premi* a *bant. Qui in praesidiis erant, adeo eos a barbaris tutabantur, ut inverecundi adversus publicas cala tes suis foedis factis ipsos barbaros desid biles facerent* ***).

*) Zu den Belegen hätte hinzugefügt werden können *Procop. goth. II.*, wo die goth. Gesandten zu Belisar sagen, nicht mit Gewalt hätten die Gothen den Römern Italien entrissen, wie Odoaker gethan, sondern Zeno habe den Theodorich aufgefordert, jenen zu bestrafen, so dafs sie Italien *optimo jure* besäfsen. Doch *hunc in modum, ut qui adepti Italiae imperium legem statumque incolumem servavimus, non minus quam Imperatorum qui maxime Theuderichi et eorum qui in Gothorum principatu ei successere, nullae leges exstant, non scriptae, non moribus constitutae, quae Dei cultum creditaque de Deo attinent, ita illibata Romanis servavimus, ut Italorum nemo seu volens sive invitus sententiam mutaverit, Gothis qui mutavere, idem fuerit innoxium.*

**) *Prokop. Goth. I.* bestätigt: *Tunc vero sedet et Gothis dedicatorum locorum reverentia, qua factum ut toto belli tempore in neutram Apostolorum, quos Roma honoret,* - *quidquam admiserint, quin et sacerdotibus* cusci *ritu faciendi perpetuam reliquerint libertatem.*

*) Der Brief bei *Prokop. Goth. III.*, p. 359. *Haec a* B *rio scripta cum lectitasset aliquoties (in eis* t *id vero injuriam sit facere humano generi omnis* se *Totilas ex provide monitis documentum sibi* sumens *ultra in urbem Romam inhumane fecit suumque hunc* a *significavit per legatos Belisario.*

**) Die Schilderung bei Prokop. III. (*Hug. Grot.* p. 32 dient ganz nachgelesen zu werden. Hier der Anfang: *las capta Neapoli in victos humanitatem exercuit* *nemo a barbaro, nemo ab hoste exspectaverit. Nam* cu *manos videret fame ita vexatos ut exhausta essent* *metuens ne subita satias, ut fieri solet, quod de* vi *xillum restabat obrueret, ingenio adhibuit remedium.* Is *et ad portas custodibus positis neminem inde* nisi *in oppidum sivit ingredi. Ipse laudabili parcitate* *menta praebebat multo quam cuperent arctiora, in* *tum adjicient vix ut incrementum sentiretur. Ita* *gore corporibus tum demum portas aperuit et jus* *vescendi suopte arbitratu.*

***) Eben so B. I. (S. 165): Belisar's Heer wüthet in Ne besonders „*rapacissimi omnium Massagetae, qui* *rum quidem sanctimoniam veriti, eorum qui* *sanguinem fundebant.*" Wie anders die *Massageten*, *Massagetae!!*

So war das *gothische* Volk an den besten mensch-
n Tugenden reich, von denen unser Vf. zwei, wel-
(wie er S. 114 sagt) die gröſste Morgengabe eines
es sind und es zu einem wahren Volke des Herrn
ien, — die *Menschlichkeit* oder Gerechtigkeit und
Keuschheit, welche der Welt eine neue Jugend ein-
pft haben, durch den beredten Salvianus (S. 114—
schildern läſst. Das sind die, von denen Proko-
sagt: *Candido corpore omnes, comas rutili, proceri,*
a facie; und Rodericus Toletanus: *Gens illa*
x, gens illa nobilis, gens Gotharum, cui se de-
t Asia et Europa et ejus fugacibus Vandalis or-
serat Africanus. —

m Schlusse dieser Anzeige angelangt, bliebe dem
terstatter nach dem Gebrauche kritischer Institute
sein zusammenfassendes *Urtheil* über das in dem
chenen Werke auf dem Gebiete der *Sprache* wie
eschichte Geleistete auszusprechen. Es wäre hier
rt geltend zu machen, daſs dadurch der Kirchen-
ogmengeschichte eine bisher gänzlich mangelnde
raphie über *Theodorus von Heraklea* und seine
ntare (*Ἑρμηνεῖαι*) über Matth. Joh. Psalm. u. s. w.
nerdings für den immer neben jenem Theodor.
in den Catenis aufgeführten *Theodorus Mops-*
is oder für den *Firmius Matomus* geschah);
ner der Geschichte der Gothen mancher tiefere
t in ihr geistiges Leben gewonnen worden sei,
s deutsche Geduld und Ausdauer auf den *schwie-*
aller gothischen Palimpsesten, bei denen aller
er griechische Text zum Anhalte für nur *zu sehr*
ne Columnen fehlte, in kurzer Frist redlich zu
br.:erte u. s. w. Doch ist Referent hier eines
s des mhd. Dichters *Vridank* eingedenk, wel-
t:

Sich selben nieman loben sol.
Swer frum ist, gelobt man wol (61, 3.)

röstet sich, nachdem er durch diesen Spruch
den Verf. des angezeigten Werkes selber kund
eines anerkennenden Urtheiles bei den Sach-
chverständigen (das ihm auch schon reichlich
en ist) mit einem andern Worte desselben
chters:

nan lobet an dem man,
wär'r kert sinen *vliz* an (61, 25).

igte die ehrende Aufforderung und Erlaubniſs,
k in diesen Jahrbüchern für wissenschaftliche
Kritik selber zur Anzeige zu bringen; ihn beglückte
das von Sr. Majestät dem Könige von Preuſsen ihm für
seine Arbeit zu Theil gewordene Allerh. huldvolle Ka-
binetsschreiben, begleitet von sehr werthvoller goldener
Medaille „zur Anerkenntniſs der Verdienste, welche er
sich durch Herausgabe jenes Werkes um die Wissen-
schaft erworben habe." —

Maſsmann.

LI.

Prodromus Florae Peninsulae Indiae orientalis: containing abridged descriptions of the plants found in the Peninsula of British India, arranged according to the Natural System by Robert Wight, M. D., F. L. S., etc. Membre of the Imp. Acad. Naturae Curiosorum, Surgeon on the Hon. East India Company's Madras Establishment; and G. A. Walker-Arnott, A. M., F. L. S. and R. S. Ed. Vol. I. London, 1834. XXXVII. u. 480 S. gr. 8.

Eine in jedem Betracht ausgezeichnete und erfreu-
liche Erscheinung auf dem Gebiete der Botanik! Wir
erhalten hier eine Flora des britischen Gebiets auf der
ostindischen Halbinsel, welche in ihrer Art, was Voll-
ständigkeit der Beobachtungen, Gründlichkeit der Be-
handlung und strenge Kritik in der Benutzung aller vor-
handenen Daten anbelangt, keiner Europäischen, kaum
der neusten und besten Flora Englands oder Deutsch-
lands nachsteht, ja *einen* Vorzug vor allen voraus hat,
den ich hier zunächst berühren will.

Die Pflanzen Europas wurden in den verschiedenen
Reichen durch eine lange Reihe von Jahren innerhalb
weiterer oder engerer Bezirke von einer groſsen Menge
von Pflanzenfreunden aus sehr verschiedenen Gesichts-
punkten, mit sehr verschiedenen Hülfsmitteln, nach sehr
verschiedenen Zwecken beobachtet, gesammelt, beschrie-
ben. Einzelnheiten wurden aufs tiefste verfolgt, in einer
gewissen Sonderung erhalten, und so fast zur Individua-
lität ausgebildet; das Sexualsystem Linné's, welches den
meisten dieser Bearbeitungen zum Grunde lag, begün-
stigte die Zersplitterung und legte zugleich einen Rah-
men vor, dessen Felder nach einem Allgemeinbegriff von
dem Umfange einer jeden Flora ausgefüllt werden muſs-
ten, wobei sich denn das durchgearbeitete Material mit

dem andern, das an seiner Stelle, wenn auch wenig oder schlecht erkannt, nicht fehlen durfte, oft bis zur Verworrenheit vermengte. Wer nun späterhin ein Ganzes zu bilden und die Pflanzen eines gewissen Gebiets vollständig und überschaulich zusammen zu ordnen versuchte, wurde bald durch das Uebermafs gegebner Daten erdrückt, bald durch Mangel und Unvollständigkeit verwirrt, und Keiner konnte, bei der Menge der Sammler und Schriftsteller aus den verschiedensten Zeiten, und bei den vielseitig zerrissenen Verhältnissen der Fachgenossen, auch nur ernstlich danach streben, *alle Pflanzen eines grofsen Gebiets*, dessen Flora er schildern wollte, in *natürlichen*, lebenden oder trocknen *Exemplaren, zu vergleichen*, — von allen seinen Vorgängern, oder auch nur von den meisten derselben, die Originale, nach denen sie gearbeitet hatten, zu erhalten. Daher erschienen die besten der europäischen Floren immer wieder mehr oder weniger als *ganz neue* Arbeiten Einzelner, die sich mit gröfserer oder geringerer Anstrengung, Umsicht und Klarheit ihren Zweck und ihre Hülfsmittel individualisirten.

Die Flora Ostindiens dagegen hat das gewonnen, dafs sie, vom Standpunkte einer höheren botanischen Bildung, die unsrer Zeit nicht abzusprechen ist, ein reiches, seit einer langen Reihe von Jahren mit grofsem Fleifse und theilweise sehr wohl angewandter Beobachtung zusammengebrachtes Material sehr vollständig in der Natur selbst anschauen und daraus einen *neuen ursprünglichen Bau aufführen konnte.* — Zwei Bände werden, in bequemer Form, eine genügende Einsicht in die Flora des berührten Erdstrichs gewähren, und die beiden Hrn. Verff. haben sich dadurch alle Freunde der Botanik für alle Zeiten verpflichtet; auch wird es hoffentlich einem Werke von so geringer Ausdehnung und daher von mäfsigem Preise auch unter uns nicht an Käufern fehlen. Wer die Beschaffenheit des Verlagswesens in England kennt, wird wissen, dafs ein Verf. *solcher* Werke zunächst wenigstens sein Oel und seinen Fleifs zugleich aufs Spiel setzen mufs. Wäre das aber hier auch nicht der Fall, so verdient der würdige Verleger um so mehr die Theilnahme eines kaufenden Publicums.

Die Grenzen der Flora werden, S. XXIV der Vorrede, so bestimmt: sie umfafst das ungleichseitige Dreieck zwischen *Cap Comorin*, *Surate* und *Rajamundoy*, oder erstreckt sich vom 8.° N. Breite bis zum 21.° auf der Westküste und ungefähr bis zum 17.° auf der Ostküste innerhalb des 73.° u. 83.° östlicher Länge. Da die Küste Malabar seit Rheedes Zeiten fast ganz untersucht geblieben, und den Verfassern ihrer angestrengtesten Bemühungen ungeachtet, es dennoch unmöglich war, Pflanzen aus der Präsidentschaft Bombay zu erhalten, so beschränkt sich demnach diese Flora, mit Ausnahme dessen, was sie aus früheren Ueberlieferungen sich aneignen konnte, auf die Ostküste, auf den südlichsten südlichen Theil der Westküste, und auf die inneren südlicheren Provinzen.

Die *Vorrede* giebt uns, in der anziehendsten [illegible] vollsten Kürze ein Bild dessen, was bis dahin für Kenntnifs der ostindischen Pflanzen und für die [illegible] breitung dieser Kenntnifs geschehen.

Die ersten Worte versetzen uns in die Mitte [illegible] jenigen Ereignisses, von welchem eine frische, [illegible] regsame und unsern neusten Studien vorleuchtende dieselben wahrhaft begründende Durchforschung der [illegible] dischen Pflanzenwelt ausgieng.

„Im Jahr 1768 landete Johann Gerhard König „Däne von Geburt, ein Schüler Linné's und begei[illegible] „ter Naturforscher, als Arzt der Mission zu Tranque[illegible] „in Indien. Sein Beispiel und seine Belehrungen „breiteten denselben Sinn für Botanik unter seinen [illegible] „legen, und so entstanden die botanischen Arbeiten [illegible] „*vereinten Brüder*". — Die ausgezeichnetsten unter [illegible] sen waren Jones, Fleming, Hunter, Anderson, [illegible] John, Roxburgh, Heyne, Klein, Buchanan, Hamilton, der ehrwürdige Rottler, der einzige noch Lebende [illegible] diesem berühmten Kreise. Mehrere dieser M[illegible] [illegible] deten eine förmliche Gesellschaft, welche die in [illegible] Theilen Indiens fleifsigst gesammelten Pflanzen ge[illegible] lich in Gemeinschaft bestimmte und benannte, und [illegible] ses durch den Zusatz „*nobis*" auf den Zetteln ihres [illegible] barii beurkundete. Auch später noch, wo auch Ein[illegible] unter ihnen für sich Pflanzen zu unterscheiden und benennen anfiengen, wurde doch stets der Grund[illegible] festgehalten, dafs man sich alle Entdeckungen und [illegible] stimmungen gegenseitig mittheilte, sich darüber be[illegible] schlagte und so viel wie möglich eine gemeinsame [illegible] scheidung festsetzte.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 60.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

September 1835.

lromus Florae Peninsulae Indiae orientalis: ntaining abridged descriptions of the plants und in the Peninsula of British India, arnged according to the Natural System by obert Wight, and G. A. Walker-Arnott.

(Schlufs.)

lehrere Sendungen, welche Einer und der Anaus diesem Kreise an europäische Botaniker ge- liefs, weckten bald das allgemeine Interesse und reichlichen Stoff zu vielen, aber leider! auch len abgerissenen, einseitigen, ungenügenden, verden Schilderungen ostindischer Pflanzen, gleichen trüben Vorboten einer bessern Einsicht. Köetzt im Banks'schen Herbarium befindliche Sammurde zum Theil vom *jüngern* Linné, zum Theil etzius und Schrader bekannt gemacht, theils von doch ohne die ursprünglichen Namen, angeführt. hn gründete den botanischen Garten der Mission nquebar, in welchem aufser vielen Pflanzen der sel auch mehrere Ceylon'sche aufgenommen, sorgultivirt und in trocknen Exemplaren bewahrt oder lt wurden.

ttler beschrieb einen Theil der von ihm gesam-Pflanzen in den „neuen Schriften der Gesellschaft rschender Freunde zu Berlin"; einen anderen machte ow bekannt, welcher auch die meisten von Klein elten beschrieb. Heyne's Pflanzen wurden zum on Roth bearbeitet. So hatte sich dieser Verein Botaniker in seinen weiten Radien auch über Eurbreitet und in mancherlei Anregungen wirksam n. Wie er in Ostindien selbst fruchtbar gewest sich aus dem Folgenden entnehmen. Wir sind dem Hrn. Vf. hier vorausgeeilt, indem wir unsern das Wirken der *vereinten Brüder* sogleich mmenhange vor Augen stellten. Der Vf. selbst mehr künstlerisch, indem er, nachdem er König in Ostindien hat landen lassen, alsbald auf die Frühern und Frühsten zurückblickt, welche sich mit der Erforschung ostindischer Pflanzen beschäftigt und uns in Schriften Bericht darüber erstattet haben.

Ursprung, Inhalt und Werth der früheren Werke werden in treuen Zügen geschildert. Rheede's *Hortus Malabaricus* (zwischen 1686 und 1703 in 12. Bänden), Plukenets Werke, die viele indische Pflanzen enthalten (1705), Rumphs *Herbarium Amboinense* (7 Bände, von Rumph 1690 vollendet, aber erst 1741—1757 durch Johannes Burmann edirt), der *Thesaurus Zeylanicus* des ältern Burmann, Hermanns *Museum Zeylanicum* und Linné's darauf gegründete *Flora zeylanica*, deren Geschichte, so wie die Beschaffenheit der jetzt im Banks'schen Herbarium befindlichen Hermann'schen Sammlung ausführlicher dargelegt wird, — endlich die minder wichtige *Flora indica* von N. L. Burmann und die Nachricht von einem älteren von unbekannter Hand gesammelten, sehr reichhaltigen, aber, wie es scheint, nicht ganz leicht zugänglichen Herbarium, welches sich jetzt im Besitze der Universität *Oxford* befindet, gehen in einer anschaulichen Betrachtung an uns vorüber und wir sind nun nach einem kurzen Rückblicke auf Thunbergs Beiträge zur Flora der Insel Java und Loureiro's *Flora Cochinchinensis* mit dem Hrn. Verf. wieder an der Stelle, von welcher er ausgieng, nämlich da, wo mit dem botanischen Verein in Ostindien eine mehr geregelte, durch lebendige Theilnahme Mehrerer mächtig geförderte Durchforschung der indischen Vegetation begann.

In eine etwas spätere Periode fallen die verdienstlichen, wenn auch nicht in allen Annahmen zuverlässigen Commentare, welche Dr. Francis Buchanan Hamilton über die Werke von Rheede und Rumph ausgearbeitet, zum Theil in den Schriften der *Linnean* und *Wernerian Society* bekannt gemacht hat, und die wegen ihrer nächsten Beziehung zu jenen älteren Werken hier sogleich angereiht werden mufsten. Der Verf. soll diese

beiden Commentare vollendet und vor seinem Tode den gedachten Societäten übergeben haben, von denen wohl die weitere Herausgabe derselben zu erwarten ist.

Was Sonnerot und andere, in Pondichery residirende Franzosen von der indischen Flora nach Frankreich gelangen liefsen, wurde gröfstentheils in Lamarcks *Encyclopédie méthodique* aufgenommen und ist dadurch dem Bearbeiter einer Beschreibung der indischen Pflanzen, wenn auch nicht ohne bedeutende Schwierigkeiten, zugänglich.

Roxburghs Verdienste um die Kenntnifs der ostindischen Pflanzen werden ausführlich und nach ihrem vollen Werthe gewürdiget. Von der durch ihn begonnenen Flora Ostindiens wurden nach seinem Tode die beiden ersten Bände, — von Monandria bis fast zum Schlusse der Pentandria Monogynia reichend, — durch Carey und Wallich edirt; seit 1832 aber liefsen Roxburghs Söhne, die Capitaine James und Bruce Roxburgh, den vollständigen unveränderten Text, wie ihn Roxburgh über die ganze Flora Ostindiens hinterlassen hat, im Druck erscheinen. Diese Ausgabe bildet 3 Bände, von denen der erste die beiden Theile der früheren Ausgabe, mit Hinweglassung der von Wallich hinzugefügten Pflanzen, in sich begreift, der zweite bis zur Polyandrie einschliefslich sich erstreckt, und der dritte die übrigen Klassen des Linné'schen Systems mit Ausschlufs der Polygamie, welche Roxburgh noch beibehalten hatte, und der Faren, enthält. Lehrreich für den, der die Roxburghsche Flora benutzen will, ist die Mittheilung des Hrn. Vfs., dafs Roxburgh, als er seiner Krankheit wegen nach England zurückkehrte, mehrere Abschriften seines Manuscripts durch Eingeborne, welche der englischen Sprache unkundig waren, machen liefs, wodurch denn bedeutende Unrichtigkeiten in den Text kamen, die nachmals auch in den Druck, welcher nach einem solchen Exemplare besorgt wurde, übergiengen. Von mehr als 2000 Abbildungen indischer Pflanzen, welche Roxburgh gleichfalls durch Indier hatte verfertigen lassen, wurden durch Dryander, unter Sir Joseph Banks's Leitung, 300 in den drei Bänden des Prachtwerks: *Plants of the Coast of Coromandel*, herausgegeben; die übrigen befinden sich noch im Original in den Händen der ostindischen Compagnie und gewährten den Verfassern die wichtigsten Aufschlüsse über die in Roxburgh's Flora verzeichneten Pflanzen, obwohl diese in den unedirten Tafeln häufig unter andern Namen als in der Flora vorkommen. Hr. Prof. Hooker zu Glasgow besitzt Copieen aller die[...] Tafeln, welche den Verfassern bei ihrer Arbeit zu[...] zur Hand waren.

Von Dr. Buchanan Hamilton's Bericht über se[...] naturwissenschaftliche Reise von Madras durch Mys[...] Canara und Malabar, 3 Bände in 4., konnten selbst [...] Verff. kein Exemplar benutzen.

Von Lechenaults Sammlungen hat uns Dr. Cand[...] in seinem Prodromus Kenntnifs gegeben.

Endlich kehrte Hr. Wallich, Roxburghs Nachfo[...] in der Direction des bot. Gartens zu Calcutta, mit e[...] unermefslichen Sammlung indischer Pflanzen, die [...] theils selbst bei einem langen Aufenthalte gesam[...] hatte, theils durch Andere hatte sammeln lassen, [...] England zurück.

Wir wollen die Hauptpunkte, wo diese Samm[...] gen gemacht wurden, anführen:

In dem bot. Garten zu Calcutta, in Nepal, S[...] pore und Penany, in dem Königreiche Aude, in [...] cund, dem Thal von Deyra, in Wartaban, in A[...] w. durch Hrn. Wallich;

in Sillet durch Francesco de Silva;
in Kamaon durch Robert Blinkworth;
in Srinaghur durch Kamroop;
in Tavoy und auf der Küste Tenasserim durch [...] Gomez;

dazu kamen noch Exemplare der Sammlungen von [...] aus allen Theilen der Halbinsel, von Noton aus den [...] gherries, von Moorcroft aus den Hochgebirgen [...] den Indiens, von Dr. Royle aus der Kette des Him[...] von S. Webb u. Dr. Goven aus Sirmore, von Brn[...] Sillet u. Chittagony, von Smith aus Pundua, von [...] aus Penany.

Der grofsartige Gedanke Wallichs, die Dubl[...] dieser kostbaren Sammlung unter die bekanntesten [...] taniker des In- und Auslandes zu vertheilen und da[...] Alle an der Bearbeitung der indischen Flora mitw[...] zu lassen, fand bei der Compagnie den schönsten [...] klang und es wurden nicht nur die genannten Samm[...] gen zur Vertheilung bestimmt, sondern es wurden [...] alle übrigen, in dem Museum der ostindischen C[...] pagnie befindlichen Sammlungen, nämlich:

1) das Russellsche Herbarium, gröfstentheils in [...] Circars zusammengebracht,

2) ein grofses Herbarium aus der Halbinsel, von [...] Heyne u. Rottler gesammelt (*Herb. Madras in Wall. C*[...]

3) Das Hamilton'sche, aus Hindostan,
4) das Roxburgh'sche,
5) das Herbarium, welches George Finlayson, Chi-
und Naturforscher bei der Gesandtschaft der Com-
ie nach Siam, Cochinchina und China im Jahr 1821,
nmelt hat,
6) das grofse, von Hrn. Robert Wight in mehreren
len Indiens zusammengebrachte Herbarium, endlich
7) mehrere Sammlungen, welche Hr. Wallich schon
r an das Museum der Compagnie eingesendet hatte,
r von Hrn. Wallich mitgebrachten hinzugefügt, und
enutzung bei der Arbeit, *die Dubletten aber zum*
eilen bestimmt.

lit Dank und Bewunderung werden wir uns stets
l an diese Grofsmuth der ostindischen Compagnie
aupt, als insbesondere an die aufserordentliche Thä-
t erinnern, welche Hr. Wallich in den wenigen Jah-
ie er in Europa zubringen konnte, entwickelte. Das
me Geschäft des Sonderns und Vertheilens der
en schien hinreichend, um mehrere Menschen Jahre
n beschäftigen. Aber Hr. Wallich besorgte nicht
ese höchst mühselige Arbeit, sondern er schrieb
eigenhändig zum lithographischen Abdruck die *list.*
ed specimens of plants in the East-India Com-
Museum, 7683 Nummern mit oft Seiten langen
verschiedener Formen, oder neuer Standörter, zu-
n 253 Blätter in gr. Folio, und gab zugleich das
olle Werk: *Plantae Asiaticae rariores*, 3 Bände
sten Format, mit 295 lithographirten und ausge-
Tafeln heraus, dieses, wie Hooker sagt: *his ma-*
opus, and that on which Dr. Wallich's fame as
ist may safly rest.

e Früchte dieser humanen, als einziges grofses
l dastehenden Maafsregel blieben nicht aus, und
konnte schon einige Pflanzen-Familien in vollstän-
earbeitung seinem grofsen Werke einverleiben.
e bei'm Vertheilen zurückgelegte Haupt-Samm-
it die ostindische Compagnie der *Linnean So-*
ergeben.

Sammlung, welche dem gegenwärtigen Werke
t zum Grunde liegt, ist in dem Verzeichnisse der
n der ostindischen Compagnie unter n. 6. er-
Sie wurde von Hrn. Wight, dem einen Heraus-
eses *Prodromus*, in verschiedenen Gegenden der
l. in Samulcotta, in den Circars von Rajamun-
Madras, Neelgherries, den Gebirgen von Din-
d Courtallum gemacht, und die Exemplare der
h's Verzeichnifs aufgenommenen Sammlung sind
Vight'schen durch zurückgelegte Stücke festge-
Väre die botanische Anstalt zu Madras, welcher
ht damals vorstand, nicht aufgehoben worden,
derselbe eine weite, nach einem grofsen Plan
ne Reise unternommen und besonders die Küste
untersucht haben, um die im *Hortus malabari-*
zweifelhaften Pflanzen, deren Zahl sehr be-
ist, an Ort und Stelle ins Reine zu bringen.
nun noch immer gerade dieser Punkt, von wel-
früheste Kunde von der merkwürdigen Vege-
tindiens ausging, am meisten im Unklaren.

Indefs sorgte doch Hr. Wight, dafs er durch die von ihm ausgesendeten Sammler auch aus solchen Gegenden, welche er nicht selbst bereisen konnte, viele Pflanzen erhielt, und erwarb sich durch Kauf einen beträchtlichen Theil der Herbarien, welche Klein und Rottler hinterlassen haben.

Nach dem Beispiel der ostindischen Compagnie hat auch Hr. Wight die Dubletten seiner Sammlung unter die europäischen Botaniker vertheilt und noch wird mit dieser gemeinnützigen Arbeit durch seinen vortrefflichen Mitarbeiter, Hrn. Walker-Arnott, fortgefahren.

Was demnach überhaupt für die indische Flora in diesen Tagen gearbeitet worden, geschah mit im unmittelbaren Interesse dieses Werks, an welchem Mehrere, und der Vf. dieser Anzeige selbst, nach ihrem besten Vermögen Antheil genommen haben, und während nur ein Theil des vorhandenen reichen Materials der Arbeit zunächst zur Grundlage zu dienen scheint, ist doch in der That die Gesammtheit alles dessen, was bisher für diesen Zweck vorbereitet worden, theils unmittelbar von den Verfassern, theils mittelbar in genauster und bequemster Benutzung mit aufgenommen, und die Botaniker Englands insbesondere haben aufs Zuvorkommendste die theilnehmende Hand geboten, wie ich selbst zu rühmen Ursache habe.

Die Verff. glauben, dafs die Ostküste wenig Neues mehrd arbieten dürfte; so fest kann man auf die Forschungen des botanischen Vereins vertrauen. Fast alle neuen Arten sind aus den Gebirgen, und wahrscheinlich würden die Gebirge von Dindygul und Neelgherry, wenn sie gehörig durchforscht wären, die Zahl der Pflanzen der Halbinsel um ein Drittheil oder noch mehr erhöhen.

Den ersten Theil vorliegenden Werks haben die Hrn. Wight und Walker-Arnott allein bearbeitet, und Hrn. Walker-Arnott gebührt vorzüglich das Verdienst der letzten und sorgfältigsten Ueberarbeitung, der strengen und consequenten Kritik und der so äufserst zweckmäfsigen und nützlichen Einrichtung. Auch an den zweiten Band, welcher bald erscheinen wird, und woran mehrere andere Botaniker, z. B. Bentham für die *Labiatae* und *Scrophularinae*, Lindley für die *Orchideae*, Hooker für die *Filices*, Greville für die Algen, De Candolle für die *Compositae*, v. Martius für die *Eriocauleae*, Meifsner für *Polygonum*, *ich selbst* für die *Acanthaceae*, *Solanaceae*, *Laurinae*, *Cyperaceae* und *Gramineae*, Theil genommen, wird Hr. Walker-Arnott auf gleiche Weise die letzte Hand legen.

Wir übergehen, der uns gebührenden Rücksicht auf Kürze wegen, Manches, was uns sonst noch aus der Einleitung bemerkenswerth genug erschienen wäre, und wollen nur noch über die Einrichtung des Werks selbst einige Worte hinzufügen. Es ist, — wie jeder Flora in unsern Tagen gebührt, — nach der sogenannten natürlichen Methode, d. h. nach der Eintheilung in Familien, entworfen, und die Verff. folgen hierin, mit einigen sehr zweckmäfsigen Abweichungen der Anordnung, welche Hr. De Candolle in seinem *Prodromus* eingeführt hat. Die Vorrede giebt, von S. XXIV—XXXII hierüber nicht nur die genügende Auskunft, sondern dient

auch den Uneingeweihten als eine sehr zweckmäfsige Einleitung in das wissenschaftliche Studium der Botanik. Dem zweiten Bande soll eine Clavis nach dem Sexual-System angehängt werden.

Dieser erste Band enthält, — in der Folge der Familien wie bei De Candolle, 83 Familien oder Ordnungen, von *Ranunculaceae* bis *Dipsaceae*, mit 1365 Species, denen in den Nachträgen und Verbesserungen von S. 446—450 noch eine Gattung und 3 Species hinzugefügt werden. Die Classen, Familien und Gattungen werden, durchgängig in englischer Sprache, genau charakterisirt; die Artkennzeichen sind sehr gewählt, ganz neu, und so ausführlich gehalten, dafs sie, wie sich auch die Verfasser in der Vorrede selbst darüber ausdrücken, mehr abgekürzten Beschreibungen, oder richtiger Beschreibungen im Auszuge, als sogenannten Diagnosen zu vergleichen sind, was auch gewifs als höchst zweckmäfsig erscheinen wird, wenn man bedenkt, dafs dieses Buch die Bestimmung hat, den Botanikern, und besonders den Reisenden, in Ostindien zum Leitfaden zu dienen, denen keine Bibliothek zu Gebote steht, worin sie nachschlagen könnten. Diesen werden unstreitig dergleichen kurze Beschreibungen, indem sie alle Hauptzüge der Pflanzenarten zusammenfassen, das Erkennen derselben erleichtern, während die abstracte Diagnose bei neuen Vorkommnissen oft unüberwindliche Schwierigkeiten zurücklassen müfsten. Die Synonyme sind sehr sorgfältig gewählt; alle, die sich auf Vergleichung von Originalen gründen, führen hinter dem Namen des Autors ein Ausrufungszeichen. Hier besonders entfaltet sich das Verdienst der Herausgeber überhaupt, und Hrn. Walker-Arnott's insbesondere, durch eine Menge der wichtigsten Berichtigungen und durch Zurückführung vieler für different gehaltener Arten auf ihre Stammart, was eigentlich auch nur unter so günstigen Verhältnissen wie die sind, unter welchen die Hrn. Verff. leben, möglich war. Die Synonyme zerfallen in 2 Classen — die aber nicht etwa im Texte pedantisch gesondert erscheinen, — nämlich in *stehende*, d. i. solche, welche stets angeführt werden, und in *ausgehobene*, welche nur an bestimmten Stellen eintreten. Zu den ersteren gehören: De Candolle's *Prodromus* (soweit er bis jetzt gediehen), — Sprengel's *Systema Vegetabilium*, „als der neu„ste, wenn auch über die maafsen incorrecte allgemeine „Pflanzenkatalog nach dem Linné'schen System" — Roth's *Novae plantarum species*, Roxburgh's *Coromandel plants* und dessen *Flora indica* nach beiden Ausgaben, von Kupferwerken ohne wissenschaftliche Beschreibung aber der *Hortus Malabaricus*, Rumph's *Herbarium Amboinense*, Burmann's *Thesaurus Zeylanicus* und Pluk[…] Figuren, von Katalogen endlich Wallich's und W[…] lithographirte Verzeichnisse. — Andere Werke, [...] von Linné, Wahl, Willdenow, Lamarck u. A. wer[…] nur beigezogen, wenn sie eine Species, gleichviel neu oder schon bekannt, unter einem andern Namen [...] geführt haben. Ein enger, dennoch aber dem Auge wohlgefälliger Druck, eine sorgfältige Anordnung [...] Textes und eine geschickte Auswahl der die versc[…] denen Theile desselben unterscheidenden Lettern u. [...] machten es möglich, auf so wenigen Seiten so V[…] zusammenzustellen. Was sonst noch den in Eng[…] verlegten Büchern überhaupt zur Empfehlung gere[…] ist hier mit einer einladenden Anspruchslosigkeit auf sehr geschickte Weise in Uebereinstimmung gebr[…] Ein sehr vollständiges Register kommt bei'm Gebra[…] des Werks trefflich zu statten. Möge der zweite [...] diesem ersten bald nachfolgen!

Inzwischen sind aber auch schon von den [...] *beiten* zu diesem zweiten Bande einige in ihrer ursp[…] lichen Form und in lateinischer Sprache, gleichsa[…] bequeme Actensammlungen zu dem zu bearbeite[…] Texte und um den Inhalt derselben schneller ins [...] cum zu bringen, als ein besonderes Heft ersch[…] welches den Titel führt:

Contributions to the Botany of India. By [...] *Wight, M. D., F. L. S. etc. London.* Pa[…] *Allen and C.* 1834. 136 *S.* 8.

Dieses Heft enthält:

I. Compositae Wightianae, juxta Wight[…] barium ab Aug. Pyr. de Candolle enumeratae. S. 4—26.

II. Asclepiadeae Indicae. — Die der Ha[…] gemeinschaftlich von Dr. Wight und Walker-Arno[…] übrigen von Dr. Wight allein beschrieben, — ein fleifsige Arbeit; von S. 29—67.

III. Cyperaceae Indicae, praecipue juxta *baria Wightii, Wallichii, Roylei et Lindleyi* desc[…] *a Ch. G. Nees ab Esenbeck*, von S. 69—12[…] Walker-Arnott hat die Abhandlungen I. u. III. mit reichen Noten und Zusätzen ausgestattet, welche auf die Benutzung einiger, den Verfassern nicht [...] licher Quellen gründen.

Auf dieselbe Weise erscheinen demnächst au[…] von mir bearbeiteten *Gramineae Indicae* im Sten [...] von Hooker und Walker-Arnott's *Botany of* Be[…] *voyage.*

Nees v. Esenbec[k]

№ 61.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

October 1835.

LII.

*klopädie der theologischen Wissenschaften
: System der gesammten Theologie von Dr.
anz Anton* **Staudenmaier**, *ord. Prof. an
- katholisch-theologischen Facultät zu Gies-
. Mainz* 1834. *XVI. u.* 816 *S.*

ie sich drängenden theologischen Encyklopädieen
ben immer mehr das Streben, die Idee der Theo-
in der Totalität aller ihrer Momente zu organisi-
Angeregt durch Hegel's Encyklopädie der Philo-
versuchte ich darin vor fünf Jahren durch eine
Ausführung der einzelnen Disciplinen eine grö-
Bestimmtheit des Begriffs herbeizuführen und da-
zugleich das Schattenbild der sogenannten Me-
ogie zu zerstören. Hr. Staudenmaier hat nun für
holische Theologie dasselbe gethan. Ich beging
ofsen Fehler, keine Einleitung zu geben; meine
e deutete die Elemente derselben nur ungefähr
dieser Hinsicht verdient das Staudenmaiersche
grofses Lob; in der gleichmäfsigen Behandlung
sciplinen, in der Schärfe der Structur glaube ich
theil zu sein. Ich mufs dies natürlich dem Ur-
nderer überlassen. Die interessanteste Seite ist
r die Art und Weise, wie sich das *Katholische*
Behandlung des Ganzen giebt. Darin stimmen
cyklopädisten überein, dafs das praktische Ele-
icht das erste, nur, wie die meisten verfahren,
te, oder das zweite sein könne. Nun entsteht
e Frage, ob das speculative oder historische den
machen soll. Dafs sich beide, wie die Idee zu
l deren Erscheinung verhalten, dürften wohl Alle
. Streng systematisch mufs gewifs der Begriff
das Erste sein, denn die Fülle der mannigfal-
scheinungen wird in alle Wege durch ihre ein-
Categorien bestimmt. Sie hat zur historischen
ktischen Theologie das Verhältnifs der Meta-
physik. Sieht man dagegen darauf, wie die speculative
Theologie als Erscheinung selbst erst durch die in Christo
geschehene Offenbarung vermittelt ist, so kann diese
Rücksicht, mit der historischen anzufangen, Veranlassung
werden. Straufs in Tübingen und Matthies in
Greifswald haben deswegen die speculative Theologie
als den Schlufsstein des Systems betrachtet. Noch eine
andere Rücksicht kann diese Stellung herbeiführen, die
pädagogische. Das geschichtliche Element hat eine vertrauliche
Freundlichkeit an sich, welche dem Lernenden
einladender ist, ihm in seinem Bildungsgange näher liegt,
als die einfache Tiefe des speculativen. Es ist der
nämliche Fall, wie mit dem Verhältnifs der Phänomenologie
zum Studium der Philosophie. Der objective
Anfang des Systems ist die logische Idee; für den subjectiven,
für das Bewufstsein, das sich einläfst, ist dagegen
der Begriff des Bewufstseins das Näherliegende,
das Orientirende.

Hr. Staudenmaier beginnt mit dem speculativen Element,
sucht aber dessen Bedingtheit durch die historisch
gegebene Offenbarung festzuhalten, um dem Vorwurf
des Rationalismus zu entgehen. Hierauf läfst er das
praktische folgen, was sich insofern rechtfertigt, als das
historische mit constanten praktischen Elementen zu
thun hat. Diese Anordnung ist ihm jedoch nur dadurch
möglich geworden, dafs er das Exegetische in die speculative
Theologie verwiesen hat, denn aufserdem kann
die praktische so wenig von der Bedingtheit durch die
historische als durch die speculative abstrahiren; jedes
praktische Moment ist einerseits durch das Locale und
Individuelle, andererseits durch das Universelle der Idee
bestimmt; der Handelnde mufs so sehr die Genesis der
Gegenwart aus der Vergangenheit als die Fortleitung
der Gegenwart in die Zukunft durch den Kanon des
Ewigen vor Augen haben. Den Schlufs macht Hr. St.
mit der historischen Theologie und kehrt durch die politische
Geschichte der Kirche als ächter Katholik zu

seinem Anfang, zur geschichtlichen Auctorität, consequent zurück.

Um nun in der *speculativen* Theologie von der Idee und doch nicht von ihr als solcher auszugehen, hat Hr. St. ihr ganzes Gebiet in drei Theile zerlegt, von denen der erstere den Begriff der Kirche, der in ihr existirenden Offenbarung, der Tradition und Schrift miteinschliefst: 1) Theorie der Religion und Offenbarung; 2) Dogmatik; 3) Moral. Unter dem ersten Abschnitt könnte man das erwarten, was den Inhalt der sonstigen Apologetik und Polemik ausmachte und was von Allen Schleiermacher in seiner Encyklopädie am Lichtvollsten darstellte. Hr. St. nimmt auch dies Alles auf; ich habe aber schon früher in der Kritik von Sacks Apologetik, welche sich an Schleiermachers Grundzüge anschliefst, Berliner Jahrb. 1829, S. 874 ff., gezeigt, wie diese allgemeinen Begriffe unumgängliche, integrirende Momente der Dogmatik selbst bilden und will das dort Gesagte hier nicht wiederholen. Allein Hr. St. hat auch eine *Geschichte der Religion* damit verbunden und zwar nicht blofs der Jüdischen, sondern auch aller heidnischen und zwar nicht blofs als eine Skizze, sondern in ziemlicher Ausdehnung. Er hat aus Hegel's Religionsphilosophie und aus meiner Naturreligion weitläufige Auszüge gemacht. Er sucht sich damit zu rechtfertigen, dafs erst durch die Erkenntnifs des religiösen Bewufstseins aufserhalb der Offenbarung diese selbst in ihr volles Licht trete. Und gewifs hängt das Heidenthum so sehr mit dem Christenthum zusammen, als das Judenthum. Aber dieser Nachweis mufs in seiner Vollständigkeit der Religionsphilosophie überlassen bleiben. Je gröfser das Detail der Wissenschaften wird, um so gröfser mufs auch die einfache Bestimmtheit, die begriffsmäfsige Sonderung derselben werden, soll nicht unter dem Prätext, dafs Alles mit Allem zusammenhange, Confusion entstehen. Dafs also der Begriff der ethnischen Religionen berührt werde, ist nothwendig; dafs er aber in solcher Ausführlichkeit erörtert wird, dürfte selbst für eine specielle christliche Dogmatik das Maafs überschreiten. Wer wird sich nicht wundern, von den Zauberern, dem Todtendienst der wilden Völker, von den chinesischen Kua's, von der Hierarchie der Lama's u. s. f. in einem blofs encyklopädischen Umrifs zu lesen?

Nachdem die Offenbarung in ihrer Entwicklung durch die Geschichte der Juden bis auf Christus geführt worden, folgt nun „die Fortleitung und Erhal der christlichen Offenbarung in ihrer ursprünglic Wahrheit und Reinheit und von der Art und Wei wie sie nach ihren Quellen ausgelegt wird." Di Stellung ist zweifelsohne an diesem Ort falsch, denn biblischen Schriften sind, wie die Tradition, ein hi risches Object, gehören also nicht in die specula Theologie. Hr. St. spricht denn auch selbst S. 31 von der *historischen* Thätigkeit der Kritik, von *historischen* Untersuchungen über die Authenticit u. s. f. Als Resultat der Exegese habe ich die bibli *Dogmatik* entwickelt. Hr. St. giebt denselben Inhalt dem Titel: biblische *Theologie*. Sollte aber nicht d Ausdruck Kritik, Hermeneutik, Exegese und deren sultat umfassen? Der Verf. fertigt die biblische Dog tik auf zwei Seiten ab, weil er ihren Inhalt schon her in der Religionsgeschichte abgehandelt hat; er *birgt* also die Wiederholung nur, kann sie aber vermeiden.

In der Exposition der *Dogmatik* hat sich der sichtlich mehr durch protestantische als durch ka sche Vorgänger bestimmen lassen; Daub, Marhe und Schleiermacher fühlt man allenthalben durch; vergleiche damit speculative Behandlungen der Do tik von jetzt noch lebenden Katholiken, wie Fr Bader, Hagel, Klee, um sich von dem Mangel de cifisch Katholischen zu überzeugen. Uns Protest kann dies nur erfreulich sein, weil die Wissen auf solche Weise eine versöhnende Wirkung wird. Wenn aber Hr. St. einmal die Speculati Protestanten benutzen wollte, so thut es uns leid er sichtlich Conradi's treffliches Buch: Offenbarung Selbstbewufstsein, hat brach liegen lassen. Und war Conradi sogar Mitarbeiter an Sengler's relig Zeitschrift. Dies Buch ist von kopf- und herzlose censenten verschrieen worden, welche nur Formel Unsinn darin entdecken konnten. Es wird aber lich schon so gut, als Daubs lange verkannte Th gumena, zu Ehren kommen, denn Gottes Vorsel waltet eben so sehr über Bücher als Menschen sind überzeugt, dafs Niemand die Christologie jetzt Erfolg bearbeiten kann, der Conradi's tiefsinnige (auch nicht in aller Beziehung mangelfreie) Arbeit rirt. Hr. Staudenmaier ist überall in ängstlicher Be nifs, durch seine Speculation wenn nicht geradezu *Pantheismus*, wenigstens in den *Verdacht* desselben

. Er theilt daher merkwürdiger Weise die Dog-
in nur zwei Theile, in die Lehre von *Gott* und
ler *Creatur* und trägt unter dieser Kategorie auch
hristologie und Soterologie vor, worin ihm gewifs
ınd beistimmen wird. Um den Pantheismus zu
iden, bedurfte es ja nicht sogleich einer *dualisti-*
Form. Auch für den Begriff Gottes genirt sich
erf., den Ausdruck Substanz zu gebrauchen und
lelt unter der Kategorie der *Aseität* den Begriff
ubstantialität, obschon doch die Aseität (vergl.
Theologumena §. 20., wo die Aseität, Aeterni-
d Autarkie Gottes entwickelt werden) nur ein
ıt der Substantialität Gottes ist. Hätte Hr. Stau-
er bedacht, dafs die Substantialität wie die Cau-
in der Personalität blofse Momente sind, so würde
l gesehen haben, dafs nur das einseitige Festhal-
dem Begriff der Substantialität zum Pantheismus
cosmismus führt. Er sagt S. 346: „Gott ist so
s a se, das schlechthin Unbedingte, Unabhän-
In dieser Beziehung kann er die absolute Sub-
genannt werden, nur nicht im pantheistischen
Dafs er sodann die Persönlichkeit von dem Be-
r Trinität trennt und diesen unter der seltsa-
ategorie: von den inneren Verhältnissen der
, abhandelt, können wir gleichfalls nicht billi-
nn die göttliche Persönlichkeit ist mit dem Be-
Trinität d. i. der drei Personen, aufser wel-
Persönlichkeit Gottes nicht ist, identisch; wa-
r die göttliche Intelligenz, der göttliche Wille u.
cht zu den inneren Verhältnissen Gottes gehö-
n, ist uns ganz unklar; die Note S. 354 klärt
nicht auf und das gerechte Lob Günther's und
wegen ihrer Verdienste um die Exposition des
der Trinität S. 359 hätte eben darin seinen
Nachdruck haben sollen, dafs der Verf. sie auch
benutzte; dann mufste aber jene Trennung weg-
ergl. ausdrücklich Januskopfe S. 140 ff. Auch
Staudenmaier die Günther'sche *Contraposition*
nur zu abstract genommen, worüber wir am
dessen eigenes Urtheil vernehmen möchten).
weniger, als die Dogmatik, befriedigt die *Mo-*
dem schlechten Zustande dieser Wissenschaft,
n ihr herrschenden Begriffsverwirrung und tri-
eite, konnte der Verf. gerade hier zeigen, wie
ür sich der Speculation mächtig und Neues zu
im Stande sei. Das löblichste Bestreben, der
wärmste sittliche Eifer sind vollkommen sichtbar, allein
die architektonische Klarheit fehlt; und doch soll Alles
den Schein innerer Nothwendigkeit haben. Die Ein-
theilung ist diese: 1) das christliche Leben in seinen
wesentlichen Elementen; 2) dasselbe in seinem Wer-
den; 3) in seiner wirklichen Darstellung. Sind nun in
einer speculativen Wissenschaft nicht wohl alle Elemente
auch wesentliche? Ist das werdende Leben nicht auch
ein sich darstellendes? Ermangelt die werdende Freiheit
der Wirklichkeit? Ist auch nur eine Spur von Methode,
wenn die Elemente S. 485 kurzweg so eingeführt wer-
den: „Wir verstehen darunter: 1) das Wesen, 2) das
Princip, 3) den Grund (das Eine Motiv), 4) die Grund-
bedingung, 5) das Grundgesetz, 6) das Grundvermögen,
7) die Grundbegriffe." Warum sagte Hr. St. nicht noch,
um diese ungründliche Gründlichkeit vollständig zu ma-
chen, *ad* 1) Grundwesen und *ad* 2) Grundprincip? In
der Anordnung des dritten Theils folgt der Vf. eigent-
lich der alten Eintheilung der Pflichten in Pflichten
gegen Gott, gegen uns und den Nächsten, nur dafs er
statt des Namens Pflichten den unbestimmteren von *Ver-
hältnissen* gebraucht und in einer vierten Abtheilung die
Verhältnisse des Menschen zur Natur besonders betrach-
tet. Dafs diese den Anfang machen mufsten, wäre dia-
lektisch nothwendig gewesen, denn schon vorher ist von
den „leiblichen Verhältnissen" die Rede gewesen und
wiederum vor diesen sah sich der Verf. bei seinen Be-
merkungen über die Wahl des Berufs genöthigt, schon
S. 545 die Naturbestimmtheit des Individuums zu er-
wähnen. Dies Unlogische, was uns weniger aus Man-
gel an Talent als aus einer gewissen Hastigkeit zu ent-
springen scheint, steigert sich bei der Ausführung oft
zu einer ganz begrifflosen Redseligkeit, zu einem parä-
netisch recht gut gemeinten, aber der Wissenschaft mehr
nachtheiligen als fruchtbaren Wortschwall. §. 997. lau-
tet z. B. „In der Klarheit, Tiefe und Fülle göttlicher
Gedanken, die im Geiste wohnen, in der Güte, Heilig-
keit und Stärke des Willens, worin die Würde besteht,
so wie in der Liebe, Milde, Sanftmuth, Heiterkeit, De-
muth, Kindlichkeit, Reinheit und Unschuld des Gemüths
lebt der Mensch sein höchstes und wahrstes Leben."
Wozu solche Namenkataloge?

Für die *praktische* Theologie wüfsten wir nichts
Erhebliches zu erinnern, aufser dafs wir dem Abschnitt:
kirchliche Erziehung, statt der Menge der Paragraphen
eine schärfere Sonderung der Momente und gröfsere

Entschiedenheit des Ausdrucks wünschten. §. 1247. lautet z. B.: „mit dem reiferen Alter treten auch gewisse Gefahren für das christliche Leben ein und es wird gefordert, daſs der Geistliche die ihm Anvertrauten so leite, daſs sie dieselben vermeiden —; dies sind gewöhnlich die Gefahren, die der Unschuld drohen." Kann man sich dabei etwas Bestimmtes denken? Muſste nicht hier der allgemeine Begriff Unschuld etwas näher charakterisirt werden? — In dem Protestantismus ist die kirchliche Erziehung keine directe mehr; der katholische Klerus dagegen kann in seinem Seelsorgeramt als geistliche Polizei verfahren. Aber gerade aus der Humanität, mit welcher Hr. St. das Bild des Seelsorgers ausschmückt und den Nexus desselben mit dem Kirchenregiment übergeht, kann recht deutlich werden, daſs Alles, was zur Seelsorge gehört, durchaus nicht Gegenstand einer eigenen *Pastoralklugheitslehre* zu werden vermag. Nur der schlechte Zustand unserer Moral, Katechetik und Liturgik ist Schuld daran, noch immer die Meinung zu unterstützen, als bedürfe der Geistliche einer aparten moralischen Kunst. Sind denn nicht alle christliche Pflichten von Allen zu erfüllen, alle Tugenden von Allen auszuüben? Und treten nicht durch die Verschiedenheit des Geschlechts, des Standes, der Bildung und des Alters für Jeden besondere Modificationen ein? Könnte nicht der Soldat, der Kaufmann, der Polizist, der Diplomat — die doch in einem christlichen Staat sämmtlich Christen sind, die oft einen gröſseren Wirkungskreis als Geistliche besitzen — mit gleichem Recht einen eigenthümlichen Zuschnitt der Moral für sich verlangen? Muſs nicht, um §. 1252. zu widerlegen, Jeder sein Betragen nach der individuellen Verschiedenheit der Personen, die er vor sich hat, modificeiren? Gründliche wissenschaftliche Bildung und eigene sittliche Tüchtigkeit werden dem Geistlichen, da die Individuen, wie die Situationen in's Unendliche hin wechseln und als noch nicht so dagewesene Aufgaben eine immer andere Lösung fordern, die unfehlbarste Anweisung für sein Betragen geben; dann ist's heilkräftig aus dem Vollen geschöpft, nicht mit kleinlicher Berechnung gemacht. Die Nothwendigkeit der Erfahrung will ich natürlich nicht leugnen.

In der *kirchen-historischen* Theologie unterscheiden sich die Elemente der Verfassung, des Cultus, des Dogmas und seiner Wissenschaft. Ich glaube durch meine Ausführung gezeigt zu haben, daſs mit der politi[schen] Geschichte der Anfang gemacht werden muſs. Ah[er die un]mittelbare, äuſsere Entwicklung hat sie ihr Princip i[m] christlichen Glauben im *Allgemeinen*, wie wir die[s] vor unseren Augen an unseren Missionen beobacht[en] können. Niemand wird z. B. *jetzt* von der Südsee[-] eine dogmatische Epoche erwarten. Wohin das Chri[s]tenthum sich ausbreitet, verändert es durch seine Pr[in]cipien zunächst das gesellige und politische Leben [der] Völker, sollte dies auch, wenn die Völker schon [so] alt sind, wie die Griechen und Römer es waren, [nur] langsam geschehen. Es wird aber auch selbst d[urch] die Naturbestimmtheit der Völker, durch die Stufe i[hrer] Bildung, durch ihre ganze der Bekehrung vorange[gan]gene Geschichte in seiner Erscheinungsweise bed[ingt]. Mit der Ausbreitung wird zugleich ein bestimmter [Ty]pus des Cultus überall hin verbreitet, der kathol[ische,] Herrnhutische u. s. w. Aber von diesem *tradirten* [Cul]tus ist der *eigenthümliche* zu unterscheiden, w[enn] sich das Volk allmälig aus seiner Individualität er[hebt]. Erst durch Schöpfung einer besonderen heiligen [Sprache,] particulärer ihm angehöriger Cultusformen legt es [Zeug]niſs von der wahrhaften Assimilation des Christen[thums] ab. Die unzerstörbaren Hauptmomente des Cu[ltus] (Sacramente, Gebet, Gesang und Predigt) sind i[n der] Dogmatik und in der Theorie des Kirchendienstes [ent]halten. Weiterhin, für die *bildende* und mu[sikalische] *Kunst*, können die wissenschaftlichen Bestimmungen [nur] sehr allgemeine, mehr *negative Cautelen*, als [im] Besondere positiv kanonische Regeln sein; der [...] bedarf anderer Melodien, als der Holländer, der Sp[anier] einer anderen Architectur, als der Schwede u. [s. w.;] die reformirte Kirche bedarf eines anderen Ri[tus, als] die Luthersche; die evangelische aus ihrer Verein[igung] entspringende einer anderen Agende, als jede [von ih]nen für sich u. s. w. Der Verf. wird darnach zug[eben,] daſs S. 600 ff. 607, 617 ff. nur für die römisch-k[atholi]sche Kirche, nicht *an und für sich* Geltung haben [kön]nen; hier bleibt eine unzuberechnende Relativität. [Der] Cultus ist die objective Darstellung der Frömmig[keit;] das Subject entäuſsert sich in ihm sowohl theoret[isch] als praktisch; aber die Basis dieser Entäuſserung i[st das] religiöse Bewuſstsein, welches dem Glauben nicht [nur] glauben, sondern auch von der Wahrheit desselben [durch] die Reflexion über ihn sich überzeugen will.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 62.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

October 1835.

klopädie der theologischen Wissenschaften
System der gesammten Theologie von Dr.
anz Anton Staudenmaier.

(Fortsetzung.)

ie Dogmengeschichte beschliefst defswegen die
sche Entfaltung, denn über die Wissenschaft des
is hinaus ist keine weitere Entwicklung möglich.
kt man nun, dafs diese *Succession* der Momente
unmittelbaren Wirklichkeit auch als ein *Ineinan-
i existirt*, nur dafs jedesmal das eine oder andere
s tonangebende erscheinen wird, so wird man
lie Wechseldurchdringung derselben begreifen;
'eränderung des Bewufstseins ist keine Verände-
es Cultus oder der Verfassung denkbar. Eben
aber kann der Begriff des *reflectirten* Bewufst-
iicht den Anfang machen, wie Hr. St. gethan
e politische Geschichte ist das plastische System
nzen; der Cultus die Musculatur; die dogmati-
ildung das Nervensystem. Auch hat sich die
te Ordnung gestraft, denn in der eigentlichen
ihistorie merkt der Verf. selbst, dafs er sich Vie-
in vorweggenommen habe z. B. S. 813 bei der
ition, die höchst ärmlich erscheint. In der Ein-
der Dogmengeschichte stimmt Hr. St. in der
ie einer analytischen, synthetischen und syste-
in Periode mit mir überein. Die katalogmäfsige
ung der Apologeten S. 706, der nambaftesten
iker S. 747 und Aehnliches konnte wegbleiben.
llen ist uns auch der Nachdruck, den der Vf. auf
iederbelebung der Wissenschaften in der Mittedes
ten Jahrh. 1453" legt; wann wird doch diese
erschwinden, die man nach so vielen Arbeiten
i Mittelalter bei einem Manne, wie Hr. St., der
i einer Monographie des Scotus Erigena schreibt,
Wissenschaft des Mittelalters wohl kennen ler-
nte, gar nicht erwarten sollte.

Mit der Geschichte des Cultus und der Kirche mufs man unzufrieden sein. Es sieht aus, als wäre der Vf. ermüdet gewesen und habe mit einigen Federstrichen zu Ende kommen wollen. Immer enger wird der Horizont, immer dürftiger und flüchtiger fallen die Bestimmungen aus. Wenn die Geschichte der heidnischen Religionen S. 162—206 einnimmt, so ist es doch wohl ein zu grofses Mifsverhältnifs, die Geschichte der christlichen Kirche S. 793—816 abgefertigt zu sehen; ferner in diesem Miniaturgemälde S. 801 selbst unbedeutendere Bekehrer, wie Swidbert und Wulfram genannt, dagegen die ganze neuere Kirchengeschichte seit der Reformation auf drei Seiten abgethan und mit der Erwähnung der Reactionen Hontheims und Josephs II. gegen die Curie beschlossen zu finden. §. 1767. wird nur gesagt: „es sei seitdem auf andere Weise sehr Vieles anders gestaltet worden." Hätten nicht, wenn auch nur, wie in einer Encyklopädie nicht anders geschehen kann, skizzenhaft der Sturz der Jesuiten, die Säcularisirungen der Revolution, die Concordate der Fürsten mit dem Papst, die Aufhebung der Inquisition, die Bemühungen der römischen Hierarchie, in Frankreich und Belgien wieder den Primat zu erlangen, gerade katholischer Seits erwähnt werden müssen?

Dies wären unsere Ausstellungen in Betreff des Ganzen; Alles von dem achtungswerthesten Eifer durchdrungen, die Einleitung recht gut, aber die weitere Ausführung theils in der organischen Structur, theils in dem Maafs der einzelnen Glieder ungenügend. Es müssen aber noch zwei Punkte besprochen werden, nämlich das Verhältnifs des Hrn. Verfs. zur Philosophie und zum Protestantismus.

Hr. St. hat, wie es scheint, die neuren Philosophen seit Leibnitz fleifsig gelesen und sich Vieles daraus gemerkt. Aber es kommen auch bei ihm unter den richtigen Gedanken viele halbwahre und namentlich viele übereilte Consequenzen vor. S. 34 sagt er z. B. „Sel-

ten oder nie wird aus dem etwas werden, der nicht irgendwie eine Schule durchgemacht und in der Zucht des Lernens gestanden hat. Nur ganz ungewöhnliche Talente mögen vielleicht Ausnahmen machen; aber auch diesen wird eine solche Vernachlässigung nicht ungeahndet hingehen. Ein Beispiel ist Spinoza." Hält Hr. St. das Studium des Talmud für keine Zucht des Geistes? Wufste er nicht, dafs die Juden einen der glänzendsten Apologeten in Sp. erwarteten, als ihn die Leerheit des Rabbinismus in das Latein, die Physik und den Cartesianismus hineintrieb? Und worin soll sich das Nichtgeschultsein als nicht ungeahndete Vernachlässigung bei Spinoza äufsern? Etwa in der Gründlichkeit seiner historischen, linguistischen, physikalischen Kenntnisse, in der Tiefe seiner Gedanken, in seinem schlichten aber körnigen Latein, das gegen ächte Latinität in seiner sachlichen Ungenirtheit vielleicht weniger verstöfst, als die gedrechselte Eleganz so Vieler, deren aufgeputzten Styl Cicero, ihr Gott, am Ende barbarisch finden möchte? Sollte Spinoza nicht Professor in Heidelberg werden? Was wollte Hr. St. also eigentlich mit ihm sagen? — Dafs Hr. St. wie Hr. Sengler zu Schelling und Hegel sich verhält, wird man begreiflich finden; vor ersterem beugt er sich in Ehrfurcht; auch Hegel wird einmal in einer Note S. 470 als ein Genie und ehrlicher Mann anerkannt, sein System aber als mit dem Spinozistischen identisch, als objectiver Rationalismus (im Unterschied vom subjectiven, worunter Hr. St. den Wegscheiderschen versteht), als Pantheismus perhorrescirt; nur das logische Gesetz, die *unpersönliche Vernunft*, *nicht* der *Geist* und seine *selbstbewufste Freiheit* machen das Princip aus; Gott entwickelt sich nur in der Geschichte des Menschen; die Welt ist keine freie That Gottes u. s. f. Was soll ich so bekannte von St. durchweg adoptirte Vorwürfe hier wiederholen? Aber darüber mufs ich billig meine Verwunderung laut werden lassen, warum denn, bei so bewandten Umständen, Hr. St. Hegel's Arbeiten so viel, Schellings so wenig benutzte? Sein Verfahren *widerspricht* seiner Meinung; ohne Hegel's Phänomenologie, ohne dessen Religionsphilosophie und ohne Marheineke's Dogmatik konnte Hr. St. seine Encyklopädie gar nicht schreiben; bis auf die Terminologie herunter hat er daraus gelernt. Der Begriff der Religion mufs doch wohl in einem pantheistischen System ein ganz anderer sein, als in einem christlichen; wie war ihm also möglich, so viel daraus zu entlehnen? Selbst Hegel's Beschreibung der Religion ... tirt der Vf., nur dafs er die Worte ein wenig ...

(Der Beschlufs folgt.)

LIII.

Der Formalismus in der Lehre vom Staate. Ein ... philosophischer Versuch von G. Mehring. St... gart und Tübingen, 1833. VIII u. 187 S.

Vorliegende Schrift will eine Beurtheilung liefern ... verschiedenen Formen und Theorieen des Staats, welche ... in seiner wirklichen Geschichte, theils in dem Entwick... gange der Rechtsphilosophie auf eine bedeutende Weise ... treten sind, und in Folge des negativen Resultats dieser ... die wahrhafte Ansicht vom Staatsleben aufstellen — ... Einleitung möchte es der Verf. für eine sittliche Pflicht ... Schriftstellers erklären, welcher einen einzelnen Punkt ... nem gröfsern Ganzen behandle, seine Leser gleich von ... herein mit den Principien seiner Untersuchung bekannt ... chen, und stellt deswegen eine Anzahl von Heischesätzen ... welche in der nachfolgenden Abhandlung in Anwendung ... men sollen. Einen gewissen, wiewohl nur subjectiven ... mögen solche Lemmata haben, sofern wirklich der Zusam... hang des zu behandelnden Gegenstandes mit andern Theilen ... Systems durch sie erläutert wird; wenn sie aber mit ... hern Sinn und Beweis ganz in die Entwicklung dieses ... stands fallen, wie es hier der Fall ist, so mufs man ... einer philosophischen Schrift, sie für überflüssig halten ... nun der Verf. zu seinem Zwecke sich nach der richtigen ... theilung der verschiedenen Staatsformen umsieht, bleibt er ... kurzer Abfertigung bekannter Versuche einer solchen ... stehen, dafs der Staat in seinem allgemeinsten Merkmal ... sammensein, die beiden Kategorieen seines Wesens also ... und Einheit, oder bestimmter Einheit und Freiheit seien ... seien an sich unzertrennlich, eben so sehr aber in einer ... mie begriffen, welche nur für die dialectische Bewegung ... identischen Begriffs vom Staate anzusehen, der Verf ... bart als einen „schuldbewufsten Empirismus" verschmäht ... dafür den Weg einschlägt, zunächst 2 Ansichten vom ... Staat zu unterscheiden. Nach der einen sind die Factoren ... Staats die freien menschlichen Individuen, deren Jedes ... sich zu äufsern strebt, ihr Zusammensein also durch ... gegenseitiger Widerstand und dessen Resultat das Recht ... der Staat, welche somit keinen von dem empirischen ... und Verhältnifs der Individuen unabhängigen, allgemeinen ... sondern blofs positiven Charakter haben. Diese Ansicht ... die physisch-formalistische genannt. Nach der andern ist das ... ject nur insofern frei, als es zugleich in der Einheit ... hält, diese Einheit aber in Wahrheit nur die sittliche ... die für Alle gleiche und auch nur so realisirbare, daher ... durch die Vorstellung des Zusammenseins mit andern ... falls die Idee darstellenden geistigen Personen sich ... läfst. Dieser Ansicht wird der Namen der moralischen ... gegeben. Nur bei ihr, behauptet der Verf. weiter, ist ...

einigung jener beiden Kategorieen und somit der urbildliche t möglich, während die physisch-formalistische weder die , noch die andere zuläfst. Es ergeben sich hienach als Abhungen von dem urbildlichen Staate die 4 Möglichkeiten, entweder die Einheit oder die Freiheit und jede entweder lie physische oder als die moralische einseitig geltend get werde. Die physische Einheit hat in Hobbes und Hugo, oralische in Plato, die physische Freiheit in Spinoza ihre eidiger, — Systeme mit vorherrschender moralischer Freianzuführen, findet der Vf. schwer, „das Christenthum habe ehoben, ohne sie zu nennen, das Staatsrecht aber seine hen Grundsätze noch nicht gehörig gewürdigt." Nach dietllem werden am Schlusse der Einleitung die verschiedetaatsformen auf folgende Weise eingetheilt: da in den n, in welchen die Idee und ihr wörtlicher Ausdruck, das t, herrscht, in den Rechtsstaaten ein „sinnlich-geistiger" sentant oder Verwalter der Gerechtigkeit sein mufs; dieer kein anderer sein kann, als der, in dem die rechtliche ht, der ἄριστος, so ist die Form dieser Staaten die Arie, welche der Erfahrung gemäfs sich eintheilt in aristar- *Monarchie* und aristarchische Polyarchie. Ebenso kön- Gewaltsstaaten oder Despotieen nur eingetheilt werden ler *möglichen* numerischen Verschiedenheit der Gewalt- und sind so entweder Autokratieen oder Aristokratieen chlokratieen.

f. erlaubt sich, an diesem Schema noch etwas mehr ausn, als den Mangel symmetrischer Schönheit, den der Vf. ugiebt, dem übrigens leicht abgeholfen werden könnte, ganze Construction eine willkürliche ist. Warum ist der cht bei der obigen Eintheilung nach den Kategorieen heit und Freiheit geblieben? warum führt er unter der hie nicht auch die relative Einheit auf, wie unter der ler Gewaltsstaaten? oder wenn er nur (numerische) Ein- Vielheit als Gegensätze weifs, so fällt die Aristokratie r die letztere. Allein da die Zahlenverhältnisse übercht durch die Idee nothwendig, sondern nur durch die eit der Erfahrung d. h. durch den Zufall gegeben sein sind sie auch nicht tauglich, eine logische Eintheilung, den Begriffsmomenten geschehen mufs, zu begründen; nso mufs die allgemeine Eintheilung der Staaten in nd Gewaltsstaaten oder ihrer Theorieen in eine phynalistische und in eine moralisch-ideale in Anspruch gewerden. Verbindungen, die nach den Grundsätzen der geschlossen sind, auf blofser physischer Uebermacht rdruckung beruhend, wird wohl Niemand einen Staat, twa eine Bande oder Horde nennen; der Verf gesteht selber zu, wenn er die wesentlichen Elemente des nheit und Freiheit, d. h. den Staat selber bei ihnen lich beschreibt p. 25—32. Andererseits giebt er der Recht, zu ihrer Realisirung Zwang d. i. physische Gewenden; sein moralischer Staat wird dadurch selber ltsstaat, und er hat also nur die Wahl, alle historisch n Staatsformen entweder für moralisch-ideale, wenn etwas Gewaltthätigkeit versetzt, oder sie sammt und sonders des Namens: Staat für unwürdig zu erklären. Und in der That thut er das Letztere, er spricht es aus §. 60.: „in der Geschichte des Staats haben wir es fast nur mit seiner Negation zu thun, sie ist eine Geschichte des Despotismus nach seinen verschiedenen möglichen Formen." Grofs ist offenbar sein Glaube an die Idee nicht, die er doch p. 48 als das beschreibt, „was in der Erscheinung sowohl ausgebreitet ist als ausgebreitet werden soll, als die Nothwendigkeit, das, was des Geistes ist, in die Erscheinung übergehen zu machen," oder an das Christenthum, als „die Lehre, bei der die höchste Einheit alles Menschlichen so hoch hervorgehoben und die Selbstständigkeit des Individuums in voller gleicher Würde neben sie gestellt wurde" p. 74. Befremdlich kann es darum auch nicht sein, dafs bei solchen Ansichten ein System, „welches das Vernünftige in der Gegenwart zu begreifen für die Herkulessäulen der Philosophie hält," für ein solches erklärt wird, das „dem Menschen um ein Linsengericht seine Erstgeburt abkaufe," oder wie es in der Vorrede heifst, „bei dem, was wir von dem ethischen Wesen des Menschen erfahren, nicht so viel ist, um das Bewufstsein dieses Mangels innerhalb des Systems selber auch nur fühlbar zu machen." Ob wir bei dem Verf mehr davon erfahren, wird das Folgende zeigen; wie derselbe aber von jenem System urtheilen mag, die Ungerechtigkeit hat er ihm auf jeden Fall abzubitten, dafs er dasselbe, das doch bereits eine sehr ausgebildete Rechtsphilosophie besitzt, nicht des geringsten nähern Eingehens, wie es andern Theorieen von ihm zu Theil geworden ist, sondern nur einiger vornehmer Machtsprüche würdigt, deren Zeit aber jetzt verschwunden ist.

Doch wir hätten uns bei den Eintheilungen des Vfs. nicht so lange aufzuhalten nöthig gehabt, da er beim Uebergange zur nähern Betrachtung der historischen Staatsformen sie selber verläfst, weil die Geschichte, als „die Idee in ihrem zeitlichen Eingehen in das Bewufstsein, sich nicht nach einer blofs logischen Entgegensetzung richte, sondern ihren eigenen psychologischen Gesetzen folge," d. h. er erklärt jene Eintheilungen für seinen Zweck selbst für unbrauchbar. Richtiger ist aber darum diejenige nicht, welche nun zu Grunde gelegt wird, indem nach dem Begriff der „Mündigkeit" unterschieden wird zwischen Staatsformen, wo nur Einem, oder wo Allen, oder wo nur einer bestimmten Anzahl dieser Begriff zukomme, zur ersten Classe aber z. B. Patriarchie, Theocratie und Feudalismus gerechnet werden. Die wahrhaften Principien dieser sind doch wohl viel bestimmter und reicher, sowie unter sich verschiedener, als dafs sie unter jene arme Abstraction subsumirt werden konnten; und wenn von der Theocratie behauptet wird, sie gedeihe nur auf dem Boden jugendlich-lebendiger Einbildungskraft und einer unbefleckten Glaubensunschuld, ihr Gott müsse empfinden und empfunden werden, die Abstraction widerstehe ihm, so ist das gerade Gegentheil das ungleich Richtigere; dem jüdischen Volke wenigstens, welches als Exempel angeführt wird, war eben die Bildlichkeit Gottes der stärkste Greuel, die abstractesten Bestimmungen seines Wesens die wahrhaftesten, und wenn irgend eines, so trug es das intensivste Gefühl der verlorenen Unschuld, der Sünde in sich. Wenn aber der Verf. hier und sonst sich genöthigt sieht,

den bestimmten Geist eines Volks als Princip und Garantie seiner Verfassung neben dem rechtlichen Formalismus derselben anzuerkennen (s. auch p. 168), so war es unbillig, Montesquieu deswegen zu tadeln, dafs er von geistigen Principien der Staatsverfassungen gesprochen. Der Verf. meint zwar, was M. als solche aufführe, das finde seinen Platz schon auf den übrigen Lebensgebieten, und nicht erst im Staate, und es laufen daher in der wirklichen Staatengeschichte jene Principien durch einander. Allein wenn er sagt, die Ehre könne auch Princip der Demokratie sein, wie dies die römische Republik, sofern sie erobernd auftrete, und noch mehr die französische zeige, so machte ja die erstere ihren *honos* eben nur gegen andere Völker geltend, unter denen sie als die Monarchin angesehen sein wollte, und es war der *Populus romanus*, als lebendige Einheit im *Jupiter Capitolinus* vorgestellt, von dessen Majestät der einzelne Römer erst seine eigene Ehre ableitete; bei der letztern aber war das anfängliche Princip das der Freiheit und Gleichheit und die Ehre wurde es erst, als das Reich an die Soldaten kam, womit gleichzeitig die consularische und imperatorische Monarchie begann. Ebensowenig beweist die französische Revolution, dafs Furcht auch der Hebel der Demokratie sein könne, denn Furcht herrschte nur, als Robespierre und der Wohlfahrtsausschufs eine wirklich despotische Gewalt ausübten.

Lassen wir nun bei Seite, was der Vf. von der Feudalmonarchie, Treffenderes aber von den Widersprüchen der Volkssouverainetät sagt §. 42—46, und sehen, was er an die Stelle der verworfenen Staatsformen und ihrer Theorieen zu setzen versucht, so ist dies die schon genannte Aristarchie d. h. das System der Bevormundung der rechtlich Unmündigen durch die rechtlich Mündigen oder ἄριςοι. Rechtlich und eben dadurch politisch mündig soll nur der sein, welcher 1) das intellectuelle Vermögen, die Rechtsidee zu denken und den bestimmten Fall unter sie zu subsumiren, 2) den freien Willen, nach der Idee zu handeln und 3) die Fähigkeit besitzt, den rechtlichen Willen äufserlich zu machen, d. h. Unabhängigkeit, Eigenthum u. s. f. Das Kriterium des Vorhandenseins dieser Eigenschaften ist die Legalität oder Unbescholtenheit. Die Unmündigkeit dagegen wäre der Mangel dieser Eigenschaften, welcher aber immer nur als ein relativer angenommen werden darf, so dafs jeder Mensch durch moralische Erziehung im weitesten Sinne mündig werden kann.

Es kommt bei diesen abstracten und blofs formellen Sätzen natürlich sehr darauf an, zu welchem bestimmteren Inhalte der Vf. die von ihm behauptete Rechtsidee zu entwickeln wisse. Ref. aber hat sich darnach beinahe vergeblich umgeschaut: denn wenn man einige frühere, auch nur formelle Erklärungen §. 18, welche übrigens mehr den gewöhnlichen Verstandesbegriff, als die unendliche, wahrhafte Idee erscheinen lassen, ausnimmt, so besteht das Uebrige theils wieder nur aus polemischen Ergiefsungen, theils aus einigen Anwendungen der obigen Sätze, die jedoch nicht zur eigentlichen Aufgabe des Vfs. gehörten. Nur soviel erfährt man gelegentlich, dafs die Kirche und ihr Geist es sei, welche im Staate zu erscheinen oder weltlich zu werden haben, der ganze Charakter der Schrift aber ergiebt sattsam, dafs der Vf. es nicht mit der absoluten Idee des Christenthums, sondern nur mit abstracter, unmöglicher Moral zu thun hat, welcher es um ihrer Ueberschwenglichkeit willen geschieht, dafs in ihren Dekreten, was dem Recht an sich, dann der Sittlichkeit und der Religion angehört, ohne Unterschied durch einander läuft. So wird z. B. in dem Abschnitt, welcher das bisherige peinliche Recht umformen will, §. 55., der bekannte Satz geltend gemacht, der Zweck der Strafe sei nicht die für Menschen niemals, höchstens für Gott mögliche Vergeltung, sondern die Besserung des Verbrechers, eben damit aber, was der Gerechtigkeitspflege an und für sich, und was weiter der sittlichen Nächstenliebe, der religiösen Seelsorge angehört, confundirt und das ganze Criminalrecht von der juridischen an die theologische Facultät gewiesen. Dafs es bei der Strafe, in ihrem eigenen Begriff betrachtet, nur um Aufheben des Unrechts durch das Recht der Justiz, ferner nicht um die specifische, sondern um die an sich seiende Gleichheit oder um die des Werthes von Schuld und Strafe sich handle, das hat Hegel R. Ph. §. 99. u. 101. ebenso lichtvoll gezeigt, als §. 93., dafs, was gleichfalls gegen den Vf. gilt, das Zwangsrecht kein unmittelbarer Ausflufs von der Souverainetät der Rechtsidee ist, sondern ein durch geschehenes Unrecht nothwendig vermittelter. Willkürlich sind auch die Bestimmungen des Vfs. über die Strafmittel; er verwirft Leibes- und Ehrenstrafen, will aber Freiheitsstrafen statuiren, als ob nicht in diesen zugleich jene enthalten wären, und wenig übereinstimmend mit einer andern Behauptung, wornach er das Strafmaafs bis zur *capitis deminutio*, dem bürgerlichen Tode sich erstrecken lassen.

Hiemit wird genug gethan sein, um die vorliegende Schrift als das erscheinen zu lassen, was sie ist, nämlich einer der vielen Versuche, die Politik von der Moral aus zu construiren und eigentlich zu einem blofsen Capitel der letzteren zu machen. Es mag verdienstlich genannt werden, das ewig geltende Recht, die sittliche Idee der Willkür des fleischlichen Thuns und Meinens gegenüber, von der Theorie und Praxis des Staats, die h. z. T. oft so schmählich verwüstet werden, mit aller der Energie, welche wir an dem Vf. wahrnehmen, zu behaupten; nicht minder aber, als solch moralischer Drang, ist zu verlangen, dafs von dem Glauben an die Allmacht der sittlichen Idee ausgehend, gerechte Anerkennung des Wahrhaftigen und Vernünftigen in der gegebenen Ordnung der Welt. Wollte der Verf. sich etwa darauf berufen, dafs das Staatsrecht, auf dessen Boden er sich bewege, nur anzugeben habe, was im Staate sein solle, eine davon verschiedene Wissenschaft der Staatskunst aber, was unter den gegebenen erfahrungsmäfsigen Verhältnissen sein könne, so ist theils aus dem Bisherigen deutlich, dafs er, wenn er sein Staatsrecht selbst als leeren Formalismus sich kund geben sollte, genöthigt ward, einigen Inhalt für dasselbe aus dem Gebiete der Staatskunst herüberzuholen, theils möchte er, was die Scheidung betrifft, auch nur an die gewöhnliche Methode zu erinnern sein, wornach jede Disciplin durch einen theoretischen und einen praktischen Theil gebildet wird, welche aber zusammengehören, wenn nicht der eine unpraktisch, der andere theorielos sein soll.

G. Biedermann.

№ 63.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

October 1835.

ıklopädie der theologischen Wissenschaften
: System der gesammten Theologie von Dr.
anz Anton Staudenmaier.

(Schlufs.)

[egel sagt in den Vorlesungen über die Religions-
. I, S. 4: „dieser Gegenstand ist der absolut höch-
iejenige Region, worin alle Räthsel der Welt ge-
lle Widersprüche des tiefer sinnenden Gedankens
lt sind, alle Schmerzen des Gefühls verstummen,
gion der ewigen Wahrheit, der ewigen Ruhe."
. sagt, ohne Hegel zu nennen, S. 115: „die Re-
ist es endlich, in welcher der tiefer sinnende Ge-
sich enthüllt, das höherstrebende Gefühl sich be-
, der irdische Schmerz verstummt, aller Wider-
und das ganze Räthsel der Welt gelöst wird."
man die Quelle, woraus man dergleichen präg-
oft nicht zu verbessernde Charakteristiken ent-
so ist nichts dagegen zu sagen. Hrn. St.'s Usur-
nethode, welche die Quelle verschweigt und die
nur ein wenig verschiebt oder paraphrasirt, kön-
r nicht billigen; es liegt eine gewisse Unehrlich-
in, die uns gerade bei dem Vf. sehr schmerz-
Zuweilen regt sich das böse Gewissen in ihm,
hauptet er aber gerade, das Entlehnte sei sein
um. In der Einleitung zur Dogmengeschichte
den Begriff der Entwicklung als Negation der
n vor, zeigt, dafs das Resultat der Negation kein
s, sondern ein affirmatives sei und sagt dann
Note 658: „Ich überlasse dem Urtheil eines
b die hier vorgetragene Negation die Hegelsche
nicht." Sie ist es, aber die Note will offenbar
ein erwecken, als sei sie es nicht, als besitze
eine selbsterfundene Negation der Negation.
denmaier, den wir mit so entschiedenem Talent
ehen, könnte sich solche kleine, moralisch ver-
werfliche Künste ersparen, wollte er sich zu einem gründlichen Studium der Hegel'schen Logik entschliefsen, was ihm so gut, als Hrn. Sengler und Stahl fehlt. Sein wissenschaftliches Streben, sein Wahrheitssinn, werden es ihm nothwendig machen; es wird eine schöne Epoche in Hrn. St.'s Leben bilden und er wird uns dann für unsere ernste, aber aus wahrhafter Theilnahme stammende Rüge Dank wissen.

Noch betrübender ist uns die Art und Weise, wie sich der Verf. zum *Protestantismus* stellt. Er ist ein Schüler Möhler's und drückt dessen Auffassung in grellen Farben aus z. B. S. 767: „der Protestantismus ist *düster, traurig und niederschlagend;* er lähmt die edelsten Kräfte des Geistes, statt sie durch die göttliche Gnade gestärkt werden zu lassen; — — dadurch ist dem Protestantismus jene düstere Farbe gegeben worden, die er lange trug und auch jetzt noch trägt. Daher auch das Widerstreben gegen Kunst und Wissenschaft, überhaupt gegen all jenes, was der Mensch aus seinen von Gott verliehenen Kräften entwickeln kann." Und S. 793: „Der Protestantismus verhielt sich zur Kunst meistens feindselig; sein Cult ist der dürftigste, den es geben kann." Der Protestantismus soll „der Kunst und Wissenschaft *widerstreben*" und „die edelsten Kräfte des Geistes (doch wohl die für Kunst und Wissenschaft!) *lähmen.*" Frage sich doch Hr. Staudenmaier aufs Gewissen, von wem er in Wahrheit das Meiste gelernt hat, von Kant oder von Hermes, von Schelling oder von Zimmer, von Hegel oder von Oberthür u. s. w.! Er blicke doch in seine Schrift über den Pragmatismus der Geistesgaben, wo immer nur Goethe und Schiller, Jean Paul und Joh. v. Müller, Lessing und Schleiermacher citirt werden, die doch Alle, wenn ich nicht irre, Protestanten waren. Dann wage er noch einmal, jene leichtsinnigen, gedankenlosen Worte niederzuschreiben! Im Mittelalter gab es im Abendlande

nur Eine Kirche; die Scholastiker, Dante u. s. w. können wir Protestanten daher so gut für unsere Ahnen ansprechen als die Katholiken. Späterhin haben wir viel von den Katholiken gelernt und werden hoffentlich noch weiter von ihnen lernen. Die Polemik gegen die Leerheit unserer Aufklärung eröffnete uns auch den Sinn für die Würdigung des wahrhaft Religiösen im Katholicismus. Diese Anerkennung gab ihm selbst einen Schwung und die Katholiken lernten Vieles von uns. Warum wollt Ihr nun so spröde gegen uns thun, warum wollt Ihr, was wir in Kunst und Wissenschaft leisten, nur als ein Geschenk des Zufalls, als eine Ausnahme ansehen und nicht zugeben, dafs das Princip unserer Kirche, die Emancipation von jeder endlichen Auctorität, auch seinen Antheil daran hat? Studirt nur, wie Ihr angefangen habt, immer mehr den Cartesius, ihn Euch zu vindiciren, weil er denn doch im Schoofs Eurer Kirche geboren war, von Jesuiten unterrichtet wurde und Zeitlebens vor Rom und vor Reliquien grofse Scheu hatte! Dann werden wir uns immer besser verstehen und ohne crasse Verkennung *ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ*!

Was aber nicht blofs ungerecht, sondern gehässig genannt werden mufs, ist die Wendung, durch welche Hr. St. auf Daub und Marheineke den Schein des *unbewufsten Katholicismus* wirft. Sehr klug meint er nämlich, der Protestantismus habe jetzt nur eine doppelte Bewegung: 1) die rationalistische, deren Resultat der völlige Unglaube sei (wohin auch Hegel gehört); 2) die Rückkehr zur katholischen Kirche. Hier heifst es nun S. 786: „Die Systeme, die in der protestantischen Kirche der neuen Periode angehören, sind die von Schleiermacher, in welchem wir einen höchst merkwürdigen Durchgang zum Besseren erkennen, so wie von Daub und Marheineke, welche beide, allerdings neben Anderen, doch wieder genug an sich haben, was die Bewegung zur *Einen katholischen Wahrheit* auf das Bestimmteste verräth und mehr noch als sich vielleicht die Urheber selbst bewufst sind." O lebte doch noch der selige Vofs, diese Worte zu lesen. Sie würden ihm Manna gewesen sein. Da hatte er von einem Katholiken Schwarz auf Weifs, dafs Daub und Marheineke Kryptokatholiken sind. Wie geschickt Hr. St. solche Wendungen zu machen versteht, hat er in den Jahrbüchern für Theologie und christliche Philosophie Bd. III. Heft 1. gezeigt, wo er in der Kritik des Streites zwischen Möhler und Baur S. 175, 183 u. 191 Hrn. B. aus Daub's Schriften beweis't, dafs Möhler und die katholische Kirche ganz Recht haben und dafs die sinnigsten Protestanten die Sache nicht besser verstehen.

Wo Hr. St. auf mich zu sprechen gekommen hat er mich immer sehr freundlich und ehrenvoll behandelt. Möge er nicht glauben, ich wolle ihm Gutes mit Bösem vergelten. Meine Aufrichtigkeit mufs ihm lieber sein, als ein schmeichlerischer Händedruck. Gerade meine Achtung vor und mein Wohlwollen gegen Hrn. Staudenmaier mufsten mich bewegen, ihn ohne Rückhalt mit seinen Mängeln bekannt zu machen. Nach seinem Talent und seinen mannigfaltigen Kenntnissen konnte diese Encyklopädie ein schönes Werk werden. Es ist dem Verf. aber wie mit seinem Erigena ergangen. Im Anfang ist er fast ermüdend weitläufig, jede Nebenbestimmung behaglich abschweifend; hierher, wo die eigentliche Sachdarstellung kommen bleibt er oft unter der Erwartung und ist mager. ist sehr belesen, allein bei der Art und Weise, wie seine Belesenheit äufsert, kann man sich eines trauens in die Gründlichkeit seiner Lectüre nicht erwehren; sie mag oft mehr ein Blättern und stellenweises Vertiefen, als ein gehöriges Durcharbeiten sein. geht es ihm auch mit der Speculation. Er hat zu ihr, scheuet aber die methodische Bestimmtheit, flattert daher oftmals über die schwierigsten Punkte kategorisch absprechend hinfort. Endlich versteht er recht gut zu schreiben, verliert sich aber nicht in eine schönrednerische, inhaltlose Wortfülle; wird im Streben nach einem Schimmer der Diction gar sonderbar; er vergreift sich in seiner Schnelligkeit. Wer kann z. B. folgenden Satz aus §. 1636: „Wie Haydn, der grofse Künstler heiliger Töne, seiner Schöpfung zuerst im *Feinen* und zuletzt im *Groben* arbeitete, so arbeitete umgekehrt Schelling im *Groben*, in der Naturphilosophie, um im *Feinen* der Philosophie des Geistes, zu enden." Wer, ich, kann dies lesen, ohne über den seltsamen Ausdruck zu lächeln! Wenn dann nur Schellings Feinheit nicht gar zu dünn und unsichtbar geräth!

Karl Rosenkranz

LIV.

sortitione iudicum apud Athenienses commentatio. Scripsit Fr. V. Fritzsche, eloq. et oes. in acad. Rostoch. prof. p. o. Lipsiae, sumtibus A. Lehnholdi. MDCCCXXXV. 86 S. 8.

Der Gegenstand vorliegender Schrift ist von mir
t in einer vor 15 Jahren erschienenen Dissertation
ndelt worden, welche dem Hrn. Prof. F. seiner Er-
ng nach schon gleich als er sie zuerst las, voll
greiflicher Irrthümer zu sein schien, und später bei
erer Untersuchung in hohem Grade misfiel. Wie
dies Misfallen sei, wird an vielen Stellen der
ft in Hrn. F.'s bekannter Weise ausgesprochen,
S. 45 not. 51 ist zu lesen, dafs unter allen von mir
tellten Sätzen nur ein einziger, der noch dazu
inen unbedeutenden Nebenpunkt betrifft, richtig,
übrige dagegen nicht nur keines Lobes, sondern
einmal der Erwähnung werth sei. Eine so frei-
; und unumwunden ausgesprochene Erklärung mufs
eser nothwendig gleich im voraus für Hrn. F.'s
einnehmen und auf die darin niedergelegten Re-
seiner Untersuchungen begierig machen. Irr-
, auch in weniger bedeutenden Dingen, widerlegt
rch richtige Ansichten ersetzt zu sehen, ist im-
wünscht, um so mehr, wenn diese Irrthümer sich
hreren Eingang verschafft haben, wie es in der
it den von mir in jener Dissertation aufgestell-
zen der Fall gewesen ist, indem diese im We-
en von Allen, die nachher über denselben Ge-
d gesprochen haben, für richtig gehalten worden
. B. von Heffter Ath. Ger. p. 51 ff. Platner
ad Klagen Th. 1. p. 71 Wachsmuth Hell. Alt.
314. Hermann Gr. Staatsalt. p. 255. Mich
erpflichtet Hr. F. zum Danke, nicht blofs durch
ühung, der er sich unterzieht, meine Irrthümer
rlegen, sondern auch durch das Vertrauen zu
unbefangenen Wahrheitsliebe, das er im Ein-
einer Schrift ausspricht. Ich hoffe diese Wahr-
e auch in der nachfolgenden Recension zu be-
zu deren Abfassung ich übrigens durch drei
bestimmt worden bin. Fürs erste schien es mir
d, meine Ansichten entweder als irrig zu wi-
oder als richtig zu vertheidigen, und zwar um
weil sie bisher von so manchem getheilt wor-
fürs zweite hat Hr. F. selbst durch einen ge-
meinschaftlichen Freund mir die Aufforderung zukommen lassen, mein Urtheil über seine Schrift öffentlich abzugeben. Der dritte Grund wird sich schicklicher am Schlusse meiner Beurtheilung aussprechen lassen.

Hr. F. geht bei seiner Untersuchung ebenso wie sein Vorgänger von den Scholien zu Aristoph. Plut. v. 277. aus, auf deren richtiger Erklärung allerdings die ganze Frage allein beruht. Es finden sich aber in jenen Scholien vier ganz verschiedene und unvereinbare Angaben von eben so vielen verschiedenen Verfassern, so dafs es vor allen Dingen darauf ankommt, hier die glaubwürdigen und brauchbaren Angaben von den falschen und unbrauchbaren zu unterscheiden. Dafs nun der vierte Scholiast, welcher von zehn Richtern, einem aus jedem Stamme, redet, gar keine Beachtung verdiene, darin stimmt Hr. F. mit mir überein; die drei übrigen aber, auch der erste, von mir ebenfalls als unbrauchbar bezeichnete, scheinen ihm fidem antiquitatis zu haben, nur dafs er freilich den ersten nicht von der Losung der heliastischen Richter, worauf es hier allein ankommt, sondern von etwas ganz anderem reden läfst. Vergleicht man indessen Schol. 1. u. 4. mit einander, so kann man unmöglich verkennen, dafs beide im Wesentlichen durchaus übereinstimmen und von derselben Sache reden, nur der eine ausführlicher, der andere kürzer und summarischer. Schol. 1. nämlich sagt: *παρὰ τοῖς Ἀθηναίοις δέκα ἦσαν φυλαί. ἔθος οὖν ἀπὸ πασῶν τῶν φυλῶν δικαστὰς καθίζειν· εἶτα ἀπὸ μιᾶς ἑκάστης ἐλάμβανον ἄνδρας πέντε τοὺς ἐπισημοτάτους, καὶ πάλιν ἐκ τῶν πέντε ἕνα τὸν κλήρῳ λαχόντα ἐποίουν δικάζειν.* Schol. 4. dagegen: *δέκα δικαστήρια ἦσαν παρ' Ἀθηναίοις — οὐσῶν δὲ καὶ δέκα τῶν φυλῶν ἐξελέγοντο ἐξ ἑκάστης φυλῆς ἕνα ἄνδρα, καὶ ἔταττον αὐτοὺς εἰς τὰ τοιαῦτα* (scr. *τὰ τοσαῦτα*) *δικαστήρια κριτὰς εἶναι.* Beide also, wahrscheinlich aus derselben schlechten Quelle schöpfend, nehmen 10 Richter an; nur Schol. 4. berichtet kurzweg, dafs sie einer aus jedem Stamme genommen seien, Schol. 1. dagegen läfst zunächst aus jedem Stamme fünf Männer auswählen, und dann aus diesen so ausgewählten wiederum je einen, also zusammen ebenfalls zehn, durchs Loos zu Richtern bestellt werden. Soll nun dieser Scholiast zu Ehren gebracht werden, so mufs natürlich die offenbar ungereimte Angabe von 10 Richtern auf irgend eine Weise beseitigt werden, und welches Mittel könnte dazu bequemer sein, als eine Aenderung seiner Worte? Zu diesem Mittel greift denn also unser Vf. auch ungesäumt,

und schreibt p. 18: *καὶ πάλιν ἐκ τῶν πεντήκοντα ἕνα τὸν κλ. λ. ἐπ. δικάζειν,* quo ducit, setzt er hinzu, lectio Aldinae Juntinaeque *ἐκ τῶν πέντε τὸν ἔνvατον.* Ein Anderer würde hierin ohne Zweifel nur *τὸν ἕνα τὸν κλήρῳ λαχόντα* erkannt haben; auch selbst Hr. F., wenn er nur gewollt und dies für seine Absicht hätte brauchen können. Indessen genügt nun auch diese treffliche Emendation noch nicht, um die Ungereimtheit zu beseitigen; ja sie bringt vielmehr eine noch gröfsere hinein, indem wir statt zehn Richter einen einzigen bekommen. Hier mufs nun die Interpretationskunst zu Hülfe kommen: hoc enim vult, sagt Hr. F., ex singulis tribubus quini viri sumebantur nobiliores, ac rursus ex illis quinquaginta universis unus eligebatur *qui iudicio praeesset.* Also *δικάζειν* heifst hier soviel als iudicio praeesse. Wie das in einem Zusammenhange wie der vorliegende möglich sein solle, darüber werden wir nicht belehrt; Hrn. F.'s Auctorität mufs uns genügen. Erkennen wir nun einstweilen diese gebührend an, so bekommen wir ein Collegium von 50 Männern, unter denen Einer der Dirigent war, die Gesammtheit durch Wahl, der Dirigent aus den Gewählten durch's Loos ernannt wurde. Dafs ein solches Collegium, gesetzt es habe jemals bestanden, doch mit den heliastischen Gerichten nichts zu schaffen haben könne, springt in die Augen und ist selbst Hrn. F. klar gewesen. Glücklicher — oder sollen wir sagen unglücklicher Weise aber hat er bei seinem Vorgänger gefunden, dafs Sigonius den Einfall gehabt habe, unsere Stelle auf die Epheten zu beziehn. Wie er sie gelesen und im Einzelnen interpretirt habe, giebt er nicht an, sondern sagt, nachdem er vorher die Muthmafsung ausgesprochen, dafs bei der Anstellung der Epheten Wahl und Loos verbunden gewesen sei, nur folgendes, de re publ. Ath. III, 3: id ex verbis quibusdam quae apud Pluti extant interpretem, mihi facile persuaserim, cum inquit ex singulis tribubus viros quinque illustriores sumptos atque ex iis unum sorte ad iudicandum positum esse. Dafs die Worte des Scholiasten nicht 50 sondern nur 10 Richter, oder nach Hrn. F.'s Emendation (wenn nicht zugleich auch seine Interpretation gelten soll) nur Einen Richter geben, ist hinlänglich klar; ersteres auch von Matthiä anerkannt. Wie dem auch sei, Hrn. F. ist dieser Fund gut genug, um ihn für sich zu benutzen. Dafs der Epheten in der That nicht 50 sondern 51 waren, ist ihm eine unbedeutende Schwierigkeit, über die er mit wenigen verderlichen Worten hinweg geht. Nach dem o. a. Satz nämlich: ex illis quinquaginta universis unus eligebatur, qui iudicio praeesset, fügt er hinzu: rectius autem hunc unum de reliquorum numero exemisset: nam hoc quoque tribunali, ut in reliquis, impar iudicum numerus quaesitus est, ne suffragia existerent paria. Wunderlich nennen wir diese Worte deswegen, weil sie einen durchaus verkehrten Gedanken enthalten. Der Scholiast, wie Hr. F. ihn reden läfst, zählt statt 51 Richter nur 50, und macht einen von diesen 50 zum Vorsitzenden; nun hätte er, sagt Hr. F., diesen einen von der Zahl der übrig bleibenden (es bleiben aber 49 übrig) ausnehmen sollen! Wollte Hr. F. vielleicht sagen, er hätte zu den 50, von denen er redet, noch Einen hinzufügen sollen, und diesen Einen von den Andern (die aber dann nicht reliqui, sondern ceteri sein würden) in so fern ausnehmen sollen, als er nicht auf dieselbe Art wie jene gewählt worden sei? Jedenfalls ist klar, dafs Hr. F. sich noch bemühen mufs, gehörig denken und schreiben zu lernen. Zu bedauren aber ist, dafs er dem Scholiasten nicht auch hier eine Emendation hat zu Gute kommen lassen: denn *seiner* Kritik konnte es ja nicht sonderlich schwer fallen, wie *πεντήκοντα* für *πέντε*, so *πρὸς τοῖς* für *ἐκ τῶν* zu restituiren. Dabei bliebe doch nur noch eine kleine Schwierigkeit übrig: wenn der einundfunfzigste im Collegio der Epheten zugleich der Vorsitzende war, wie reimt sich das mit den bekannten Zeugnissen der Alten, nach welchen in den *δίκαις φονικαῖς* der Basileus den Vorsitz führte? Oder ist etwa jener einundfunfzigste dem Hrn. F. der Basileus selbst? Sodann, wenn, wie es nach der Analogie der andern Gerichte nicht anders zu glauben ist, der Vorsitzende auch unter den Epheten an der Abstimmung nicht mit Theil nahm, so blieben ja nur 50 Stimmende übrig, also eine gerade Zahl. Diese Schwierigkeit erscheint Herrn Fritzsche vielleicht unbedeutend, und er würde, wenn er daran gedacht, es der Mühe werth gehalten hätte, wohl leicht ein Mittel ausfindig gemacht haben, um sie zu beseitigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 64.

Jahrbücher für issenschaftliche Kritik.

October 1835.

ortitione iudicum apud Athenienses commentio. Scripsit Fr. V. Fritzsche.

(Fortsetzung.)

ındern dürfte, wenn sie dieselbe erwägen, und dagleich bedenken, wie Hr. F. um seiner Ansicht n Schein zu geben, erstens zu einer gewaltsamen ıderung der Lesart, zweitens zu einer noch gemeren und unglaublicheren Interpretation, und daittens doch noch zu einer Beschuldigung sorglod ungenauen Ausdruckes gegen seinen vermeint Gewährsmann seine Zuflucht nehmen mufs, diese Ansicht vollkommen nichtig und unhaltbar, das aber dies zu sein scheinen, dafs Schol. 1. wirken so wie Schol. 4. nur von zehn Richtern gerede und habe reden wollen: und dies um so mehr, h ein Schol. zu v. 973 und Suidas in ἀλλ' οὐ ἔπικες dieselbe Ansicht vortragen. Hier will Hr. F. ebenfalls mit einer Emendation zu Hülfe n, indem er δικασταί in δικαστήρια verwandelt; smal mit einigem Scheine, weil bei Apostolius, Suidas geschöpft, wirklich δικαστήρια steht. Weln beiden aber das Echte sei, dürfte der Zusamg der Worte unbefangenen Lesern leicht deutchen. Ich setze deswegen die betreffende Stelle oliasten her: Ἀθηναῖοι γὰρ ἀπὸ τῶν φυλῶν ἐποιδικαστὰς κατὰ τὰ γράμματα. — δέκα γὰρ οὐσῶν ἐκα ἐγράφοντο δικασταί. ὁ οὖν λαχὼν τὸ α πρώτως καὶ οἱ ἄλλοι ὁμοίως.

vielleicht diese erste Probe das Vertrauen des zu der Zuverlässigkeit der Belehrungen des Hrn. erschüttert, so ist zu besorgen, dafs die folın die Erklärung des Schol. 1. sich anschlie. 19), und weiter unten (p. 74 ff.) vollständiger rte Untersuchung über die Anzahl der Gerichtsnicht besser befriedigen werde. Ich und mit andere Schriftsteller über das athenische Gerichtswesen hatten als unzweifelhaft angenommen, dafs es nicht, wie einige unbedeutende Grammatiker angeben, zehn, sondern mehrere Gerichtshöfe gegeben habe, obgleich, wie viele? sich nicht ermitteln lasse. Zugleich hatte ich die Quelle des Irrthums der Grammatiker nachgewiesen in der Verwechselung der beiden Bedeutungen des Wortes δικαστήριον, welches nicht blofs einen Gerichtshof, sondern auch eine Decurie oder Abtheilung der Dikasten bedeutet. In diesem letztern Sinne gab es allerdings 10 δικαστήρια, aber schwerlich in dem ersteren. Hr. F. dagegen versichert mit Bestimmtheit, es habe 10 Gerichtshöfe, nicht mehr und nicht weniger, gegeben; dies erhelle allein schon aus der Zahl der neun Archonten, von welchen einer, der Basileus, zwei Gerichtshöfe, die übrigen jeder einen unter sich gehabt hätten. Fünf der Gerichtshöfe waren die, in welchen über φονικὰ gesprochen wurde; aber nicht diese alle, wie bisher geglaubt worden ist, sondern nur zwei von ihnen, der Areopag und das δικ. ἐπὶ Πρυτανείῳ, standen nach Hrn. F. unter dem Basileus; unter die andern drei, sowie unter die fünf Civilgerichtshöfe theilen sich die übrigen acht Archonten — wie? wird nicht weiter angegeben —; alle andern mit einer Jurisdiction, und zum Theil mit einer sehr ausgedehnten, beauftragten Beamten aber, wie die Eilfmänner, die Agoranomen, die Astynomen gehen bei dieser Vertheilung leer aus, und müssen zusehen, wie sie gelegentlich in den Lokalen der neun Archonten unterkommen; denn, sagt Hr. F. S. 75, accipiebant quidem *interdum* alii quoque, qui munere publico fungerentur, ἡγεμονίαν δικαστηρίου, sed vulgo tamen et fere semper unusquisque de novem archontibus uni iudicio praesidebat, rex autem duobus. — Weiterhin werden nun Belehrungen über die einzelnen Gerichtshöfe mitgetheilt. Hinsichtlich der Heliäa war im Voraus zu erwarten, dafs sich Hr. F. durch den bekannten Calembourg zu der Ableitung von ἥλιος verleiten lassen würde, zumal da sein Vorgänger die andere

Ableitung gebilligt hatte. Interessant aber ist es, die kritische Kunst zu bemerken, mit welcher unser Vf. die übrigen bei Pollux und Anderen genannten Gerichtshöfe auf die erforderliche Zahl *vier* zu reduciren versteht. Bei Pollux, dem Hauptzeugen über diesen Gegenstand, steht VIII, 121. in den Ausgaben folgendes: *γνώριμα δικαστήρια ἡ ἡλιαία, τὸ τριγώνον, οὗ μέμνηται Δείναρχος, μέσον παράβυστον, μεῖζον παράβυστον· καὶ μείζονος δὲ μέμνηται Λυσίας· ἐν μέν τοι τῷ παραβύστῳ οἱ ἕνδεκα ἐδίκαζον. τὸ Μητίχου κάλλιον, οὗ μνημονεύει Ἀνδροτίων. τὸ ἐπὶ Λύκῳ.* Dafs die Worte, welche auf zwei Parabysta, ein gröfseres und ein mittleres, zu deuten scheinen, corrumpirt seien, ist allgemein anerkannt. Zwei Handschriften haben dafür: *μέσον, παράβυστον, μεῖζον· παραβύστου δὲ καὶ μείζονος μέμνηται Λυσίας,* und diese Lesart scheint richtig, da sich eines Theils die Corruption der Vulgata aus ihr leicht erklären, anderen Theils ihr selbst nichts mit Fug entgegenstellen läfst. Mit Fug, sage ich: denn was Hr. F. entgegenstellt, dafs nach ihr die Anzahl der Gerichtshöfe zu grofs werde, beruht blofs auf der vollkommen unbegründeten Behauptung, dafs der Gerichtshöfe, mit Inbegriff der *φονικά*, nicht mehr als zehn gewesen seien. Mit dieser Behauptung freilich läfst sich die Stelle des Pollux nur durch eine Gewaltsamkeit in Uebereinstimmung bringen, zu der sich schwerlich Andere als Kritiker von Hrn. F.'s Schlage entschliefsen dürften. Dieser liest nämlich e vestigiis horum librorum, wie er sagt, d. h. der von mir erwähnten beiden Handschriften, folgendes heraus: *τὸ τρίγωνον, οὗ μέμνηται Δείναρχος, Ἢ μέσον· παράβυστον Ἢ μεῖζον· παραβύστου δὲ καὶ* [warum nicht auch hier *ἢ*?] *μείζονος μέμνηται Λυσίας.* So werden ihm denn nun das *τρίγωνον* und das *μέσον* zu Einem, und ebenso das *παράβυστον* und das *μεῖζον* ebenfalls zu Einem: nam, sagt er, et *μέσον* nomine, non re differre a trigono *ipse Pollux docet,* qui *μέσον,* si quidem singulare quoddam dicasterium fuisset, *certe explicasset:* et *μεῖζον* plane idem fuisse cum parabysto idem Pollux planum facit, qui duobus nominibus *παράβυστον* atque *μεῖζον* e Lysia allatis statim ita perrexerit: *ἐν μέντοι τῷ παραβύστῳ.* Bei solcher Argumentation kann man sich des Gedankens nicht erwehren, dafs Hr. F. seine Leser nur zum Besten haben wolle; und in diesem Gedanken mufs man bestärkt werden, wenn man weiter liest: Compara Photium 260, 6: *μέσον δικαστήριον Ἀθήνησι,* atque eundem 601, 6: *τρίγωνον: δικαστήριον Ἀθήνησιν, ὡς παράβυστον καὶ μέσον.* Trigonum, Parabystum et Medium consociantur in h[…] glossa caeteroquin absurda. Nisi vitium latet vel lib[…]rii vel grammatici, distingue saltem: *καὶ μέσον sc. δι[…]*batur Trigonum. Aber es ist hiermit noch nicht ge[…] Der Scholiast zu Aristoph. Wespen v. 120. sagt […] das bei dem Dichter erwähnte *καινόν: τόπος ἐν τῷ [δι]καστηρίῳ οὕτω λεγόμενος. εἰσὶ δὲ δ', παράβυστος, κα[…] τρίγωνος, μέσος,* welche Worte, so falsch sie sind, d[…] wenigstens dieses zeigen, dafs die genannten […] *καιν. τρίγ. μέσ.* dem Scholiasten vier von einander [ver]schiedene Gegenstände seien. Nach Hrn. F. da[…] bina nomina connectuntur *παράβυστος, καινός,* ac *τρίγωνος μέσος,* ex quo probabiliter sequitur neque [τρί]*γωνον* et *μέσον* discrepare, neque *τὸ καινόν,* ut apud [Ari]stophanem est, pro alio iudicio haberi debere [quam] parabysto. Wahrscheinlich hat Hr. F. hier nur ve[…]sen, die erforderliche Emendation anzugeben, di[…] mir deswegen in seinem Namen nachzubringen erl[…] *εἰσὶ δὲ β'* für *εἰσὶ δὲ δ'.* Jemand wollte wahrschei[nlich] finden, dafs der Scholiast geschrieben habe: *και[νὸς τό]πος ἤτοι δικαστήριον οὕτω λεγόμενον. εἰσὶ δὲ δ' κα[…]* solche Emendationen dürfen Hrn. F. gegenüber […]lich gewagt werden. — So sind denn nun glücklich […] Gerichtshöfe in zwei verwandelt worden, von dene[n …]ner zwei, der andere drei Namen hat. Da […] aufser diesen noch vier andere Namen vorkomme[n …] F. aber nur noch zwei Gerichtshöfe gebrauchen […] so müssen natürlich zwei von jenen Namen and[er…]tig untergebracht werden. Dies hat denn auch […] weniger Schwierigkeiten, weil Hrn. F.'s Vorgänger […] anerkannt hatte, dafs bei Pausanias I, 28. die N[amen] *βατραχιοῦν* und *φοινικιοῦν* auf das Parabyston und Trigonon bezogen werden *könnten.* Was bei mir […]lich war, ist bei Hrn. F. nothwendig; wer ohne […]fafste Meinung die Stelle betrachtet, dürfte sel[…] eingeräumte Möglichkeit bedenklich finden; je[…] aber hätte Hr. F. wohl gethan, sich nicht auf de[n …]gel der Artikel vor den Namen *βατραχιοῦν* und […] zu berufen, und dadurch den Beweis zu geben, […]nig er mit der Schreibart des Pausanias bekann[t …] War er doch von mir ausdrücklich gewarnt. — [Da Hr.] F. eine Bearbeitung des Aristophanes vor hat, […] vorliegende Schrift sich als Probe von Quaestion[es Ari]stoph. ankündigt, so wird es nicht uninteressant [sein …] auch auf die zum Beschlufs dieses Abschnittes […] Behandlung einer Aristophanischen Stelle einen […]

erfen, um den Lesern an diesem Beispiele zu zei- was von Hrn. F. als Erklärer des Komikers zu rten sei. In den Rittern heifst es v. 979:

> *καίτοι πρεσβυτέρων τινῶν*
> *οἵων ἀργαλεωτάτων*
> *ἐν τῷ δείγματι τῶν δικῶν*
> *ἤκουσ᾽ ἀντιλεγόντων.*

re Erklärer haben bei dem *δεῖγμα τῶν δικῶν* an ekannten Platz im Piraeeus gedacht, und daher ommen, dafs auch hier Gerichtssitzungen stattge- hätten. Die Unwahrscheinlichkeit dieser An- ist von mir dargethan worden aus Gründen, die heinlich auch Hrn. F. überzeugt haben: wenig- bringt er nichts dawider vor. Ich hatte dagegen t, dafs jener Ausdruck „Ausstellungsplatz der händel" auf einen solchen Platz hindeute, wo, wie Piräischen Deigma Waaren, so dort *δίκαι* aus- wurden. Nun wurden aber *δίκαι* vor den Amts- der einleitenden Behörden ausgestellt (vgl. Att. S. 605. Platner 1. S. 123. Wachsmuth II, 1. S. und da diese wenigstens zum gröfsten Theile auf arkte zu suchen sein dürften, so konnte der Ko- füglich diesen, mit Anspielung auf den Platz im s, den Ausstellungsplatz der *δίκαι* nennen, und *ργαλέους γέροντας* dadurch zugleich als solche be- n, die der Markt namentlich wegen der dort aus- n *δίκαι* interessirte. Was hat nun Hr. F. dagegen ? At, wirft er ein, *δεῖγμα* in Piraeeo fuit. Als wenn daran gezweifelt hätte, und es nicht lediglich dar- ime, ob dieses bekannte *δεῖγμα* in der vorliegenden *δεῖγμα τῶν δικῶν* bezeichnet sei und habe bezeich- len können. Nempe, entgegnet Hr. F. hierauf: *ἐν ατι τῶν δικῶν* dictum est *comice* pro *ἐν τῷ δείγ-* pliciter, vel potius pro *ἐν τῷ δείγματι τῶν ὠνίων*, s spectatores animadverterent, hic solos iudices r nebulam ostendi. Ohne Zweifel bedeutet *co-* Hrn. F. soviel als *absurde*. Denn, wenn der ngsplatz *der Waaren* gemeint ist, doch diesen , sondern Ausstellungsplatz *der Klagen* zu nen- l dies in der Absicht, damit alte Leute, die sich rhalten, gleichsam durch einen Nebel als Rich- chnet werden, obgleich sie dort nicht als Rich- und überhaupt auf jenem *δεῖγμα* keine Rechts- or Richtern verhandelt werden — dies vermag r That nicht anders als höchst absurd zu fin- er aber die virtus comica unsers Vfs. kennt, der wird aus dieser Probe errathen können, was für Dinge ein solcher Ausleger in den Aristophanes hinein interpretiren werde.

Wenden wir uns nun wieder zu dem Hauptgegenstande zurück, so sind die Punkte, auf die es vornehmlich ankommt, erstens die Art und Weise, wie die Richter jährlich durch das Loos ausgehoben und abgetheilt, zweitens die Art und Weise, wie sie im Laufe des Jahres, so oft sie als Richter zu fungiren hatten, in die einzelnen Gerichtshöfe verwiesen wurden. Nach meiner Auseinandersetzung wurde die jährlich, wahrscheinlich in dem sogenannten Ardettos, durch das Loos aus den einzelnen Stämmen gleichmäfsig ausgehobene Gesammtzahl von 6000 Richtern in 10 Abtheilungen, jede zu 500, eingetheilt, so dafs 1000 als Ueberschüfsige und etwanige Ersatzmänner übrig bleiben. Den einzelnen Abtheilungen aber wurde im Laufe des Jahres, so oft Gerichtssitzungen stattfinden sollten, die Gerichtshöfe durchs Loos angewiesen, in welchen sie, entweder jede für sich, oder mit andern verbunden, entweder ganze Abtheilungen, oder kleinere Sectionen, je nachdem die Verschiedenheit der Sachen es mit sich brachte, zu Gericht zu sitzen hatten. Hr. F. seiner Seits nimmt zwar ebenfalls eine jährlich durch's Loos, doch nicht im Ardettos, sondern auf dem Markte, ausgehobene Gesammtzahl von 6000 Richtern an, und läfst diese ebenfalls in Abtheilungen zu 500 eintheilen, wobei jedoch die tausend Ueberschüfsigen auch wieder in zwei Abtheilungen zerfallen sollen, nämlich 500 suffecti, und 500 quasi suffecti; jede dieser Abtheilungen aber, mit Ausnahme der 500 suffecti, läfst er gleich bei der Aushebung für das ganze Jahr einem bestimmten Gerichtshofe zutheilen, in welchem sie, so oft darin Sitzung zu halten ist, ihren Platz ohne weitere Loosung einnimmt, so dafs eine Loosung im Laufe des Jahres nur in gewissen Fällen eintreten kann, von welchen das Nähere in der Folge. Jetzt betrachten wir zunächst die Vertheilung der Abtheilungen an bestimmte Gerichtshöfe für das ganze Jahr. Der Gewährsmann des Hrn. F. für diese ist der zweite Scholiast zu Aristoph. Plut. 277: denn dieser, behauptet er, spreche von der jährlichen, nicht von der täglichen Loosung der Richter. Wer den Scholiasten selbst ansieht, wird leicht das Gegentheil finden. *Ὅσοι δὲ δικασταὶ ἦσαν ἐν Ἀθ.*, sagt er, *ἕκαστος καθ᾽ ἕκαστον δικαστήριον εἶχε δέλτον κτλ.*, *ὅτι οὖν συνέβαινε καιρὸς τοῦ δικάζειν, ἤρχοντο πάντες οἱ*

δικασταὶ εἰς τὴν ἀγορὰν κἀκεῖ κλήρους ἔβαλλον· καὶ ὅςτις ἂν ἐκληροῦτο κλῆρον ἔχοντα τὸ ᾱ, ἀπήρχετο εἰς τὸ ᾱ δικαστήριον· ὁμοίως εἰς τὸ β̄ καὶ τὰ ἐφεξῆς. Hier ist also nicht von einer jährlichen Loosung die Rede, sondern von einer Loosung ὅτε συνέβαινε καιρὸς τοῦ δικάζειν, d. h. so oft Gericht zu halten war. Die Richter werden als zu diesem Amte bestellte vorausgesetzt, ὅσοι δικασταὶ ἦσαν, ohne dafs über die Art dieser Bestellung etwas gesagt wird; nur von ihren amtlichen Insignien, der Tafel und dem Stabe, ist die Rede. Wie fängt es nun Hr. F. an, den Scholiasten dennoch auf die jährliche Loosung zu beziehen? Auf die sinnreichste Weise von der Welt, indem er *die* Worte des Scholiasten, die sich deutlich auf die tägliche Loosung beziehen, diesmal nicht emendirt, sondern nur für ungehörig und absurd erklärt. Sed scholiastae, heifst es p. 25, vitio damus, quod quotidianam sortitionem absurde immiscet in verbis καιρὸς τοῦ δικάζειν —; quod pergens in hoc errore iudicem ad forum suum abire iubet u. s. w. u. s. w. So darf also der Scholiast, weil er anders von der Sache redet, als Hr. F. es haben will, dafür nun gar nicht von ihr reden; da aber, nach Beseitigung jener mifsfälligen und ungehörigen Aeufserung, gar nicht klar sein würde, wovon er eigentlich rede, so tritt nun Hrn. F.'s Auctorität ins Mittel, und erklärt, der gute Mann habe von der jährlichen Loosung reden wollen, dabei freilich ungehöriges von der täglichen Loosung eingemischt; dies sei zwar zu tadeln; doch lerne man aus ihm, wenn man nun einmal wisse, dafs von jährlicher Loosung eigentlich die Rede sein solle, wenigstens dies, dafs dieselbe auf dem Markte, nicht, wie Schömann sich eingebildet, im Ardettos stattgefunden habe. Ich hatte dieses deshalb vermuthet, weil nach Pollux der jährliche Richtereid im Ardettos geleistet wurde, und es vernünftig schien, dafs die Vereidung gleich bei der Loosung, und an demselben Orte mit ihr stattgefunden habe. Hr. F. dagegen p. 12: nullo fundamento nititur Sch. opinio, conjicientis in Ardetto, ubi heliastae iurabant, etiam sortitionem annuam factam esse: — ubi autem candidati iudiciorum quotannis sortiti sint, qui *certe* alius locus fuit, infra planum facere studebo. Dieser alius locus war nämlich eben der Markt, und wie Hr. F. dies aus Schol. 2. klar zu machen verstanden, haben wir eben gesehen. Aus demselben Scholiasten macht er nun auf eine ähnliche, oder viele auf eine noch sinnreichere Weise, auch die Vertheilung der Richter an die Gerichtshöfe klar. Der Scholiast redet von 10 Gerichtshöfen, mit Einschlufs φονικά, in welchen die Richter, ὅσοι δικασταὶ ἦσαν, Gericht gesessen hätten. Zehn Gerichtshöfe, mit Einschlufs der φονικά, hat nun auch Hr. F.; genau sehen aber doch eigentlich nur *neun*. Denn den Areopag will er von der Zahl der Höfe, in welchen gelooste Richter zu Gericht safsen, trotz dem Scholiasten ausgenommen wissen, und bringt bei der Gelegenheit eine ohne Zweifel sehr genügende Entschuldigung Irrthums vor, in den der gute Mann verfallen. Mit desto gröfserem Eifer aber werden die übrigen vier Blutgerichtshöfe den geloosten Richtern vindicirt, da sein Vorgänger ihnen nur zwei, das δικ. ἐπὶ Παλλαδίῳ nach ausdrücklichen Zeugnissen, und das ἐπὶ Δελφινίῳ nach wahrscheinlicher Muthmafsung eingeräumt, die beiden übrigen aber abgesprochen hatte, weil in dem einen, dem ἐπὶ Πρυτανείῳ, gar keine eigentlichen Processe verhandelt, sondern nur nach religiösem Herkommen eine Art von Scheingericht über leblose Dinge gehalten wurde, durch die jemand entweder ohne Zuthun eines Menschen, oder ohne dafs man den Thäter kannte, ums Leben gekommen war, in dem andern, dem ἐν Φρεαττοῖ, nur in den höchst seltenen Fällen Gericht gehalten wurde, wenn Jemand, der wegen unabsichtlichen Todschlages flüchtig geworden, vor Ablauf der ἀπενιαυτισμός wegen eines absichtlichen Mordes belangt ward. Diese beiden Gerichtshöfe den Epheten zu entziehen, liefs sich gar kein Grund denken; und die Beschaffenheit der angegebenen Fälle erklärt hinlänglich die seltene Erwähnung der Epheten bei den Schriftstellern, ohne dafs man sie deswegen mit Hrn. F. für gänzlich abgeschafft anzusehn, und die Stellen des Demosthenes, wo sie vorkommen, auf eine so leichtfertige Weise, wie Hr F. p. 22, zu beseitigen hätte. Und auch wenn wir jene beiden Gerichtshöfe den Heliasten mit unserm Verf., einräumen und jedem eine Richterabtheilung von 500 Personen zuweisen, immer bleibt doch ein Mifsverhältnifs der Zahl zwischen den Gerichtshöfen und den zehn Richterabtheilungen. Dies weifs indessen Hr. F. auf folgende Weise abzustellen

(Der Beschlufs folgt.)

№ 65.

Jahrbücher

für

issenschaftliche Kritik.

October 1835.

ortitione iudicum apud Athenienses commentio. Scripsit Fr. V. Fritzsche.

(Schlufs.)

Quum novem tantummodo essent praeter Areopagum a, sagt er S. 28, necesse est duae tribus [iudicum] ecem universis destinatae fuerint uni de iudiciis n. Et maxime putaverim in Heliaeam duas tribus xisse, vel [aut] unam iudicum ordinariorum (quod e Heliaea quoque viris constaret quingentis), altesuffectorum, vel [aut] potius ordinariorum utram-Quamquam accepimus Metichi foro non ut aliis entos sed mille iudices attributos esse: quorum erum sane fuerit; at illud videbitur credo haud , cogitanti non plura fora quam novem, quingesingula, sexies mille iudicibus sorte concessa Diese Stelle kann zugleich als Probe von der it des Vortrages Hrn. F's. dienen. Was ihm ordinarii und suffecti seien, darüber hat er seine noch gar nicht unterrichtet; erst weiter unten kommt etwas davon vor, wiewohl auch hier verund ungenügend. Suffecti sind ihm nämlich 00 überschüfsigen, von denen wir oben geredet ordinarii die in den zehn Abtheilungen begrifnd einem der neun Gerichtshöfe für das ganze gewiesenen Richter. Dann kommt er S. 67 wiedas Mifsverhältnifs der Zahl der Gerichtshöfe r Richterabtheilungen zurück. Diu multumque aeseram, quid ultima [decima] tribu fieret, quum ı iudicia, quae tamen secundum tribus divisa xcepto Areopago novem tantummodo fuisse, triem decem universas. Nunc posteaquam ostendi plerumque mille iudices contineri, proxime a abest quod supra conieci, in Heliaeam duas onfluxisse videri. Da nun aber auch in dem ium nach einem Grammatiker wenigstens oft-00 Richter safsen, so würden, wenn auch für diesen Gerichtshof ebenso wie für die Heliaea durch Verbindung zweier Abtheilungen von 500 Mann gesorgt würde, im Ganzen 11 statt 10 herauskommen. Deswegen findet Hrn. F's. erfinderischer Geist hier ein anderes Auskunftsmittel. Er hat ja noch 1000 Ueberschüfsige; aus diesen nimmt er flugs 500 und creirt sie zu einer ganz aparten Abtheilung, von den ordentlichen und von den suffectis verschieden, blofs zur Aushülfe für das Metiochium bestimmt. Dies sind die 500 quasi suffecti. Demnach bekommen wir nun folgende Vertheilung:

6000 omnino annua sorte capiebantur iudices. Ex his sedebant

2000	in quattuor iudiciis de caede:	4 tribus.
1000	in Heliaea - - -	2 tribus.
1000	in Meticheo - - -	1 trib. 500 quasi suffecti
500	in foro ad Lycum - -	1 tribus.
500	in Trigono - - -	1 tribus
500	in Parabysto - - -	1 tribus.
500	plane suffecti	
6000	iudices	10 tribus.

Dabei gelegentlich noch: 1000 suffecti (d. h. plane suffecti und quasi suffecti) ex omnibus tribubus promiscue sumebantur. Es hiefse unsere Leser beleidigen, wenn wir zur Beleuchtung und Widerlegung dieser Hirngespinste ein Wort verlieren wollten. Wenden wir uns daher zu dem, was Hr. F. über tägliche Loosung vorbringt. Ich habe schon oben geäufsert, dafs eine solche nach ihm nur ausnahmsweise in gewissen Fällen eintreten konnte. Die Richterabtheilungen waren nämlich jede ihrem bestimmten Gerichtshofe regelmäfsig zugewiesen; die Richter jeder Abtheilung hatten Täfelchen mit Buchstaben bezeichnet, entsprechend den Buchstaben, welche über den Eingängen der Gerichtshöfe geschrieben standen; sie brauchten also in der Regel, wenn sie zur Sitzung kommen sollten, nur in den Gerichtshof zu gehen, in welchen ihr Täfelchen sie verwies, und das Loos kam nur dann in Anwendung, wenn einmal in einem Gerichtshofe eine gröfsere als

die gewöhnliche Anzahl, z. B. eine ganze Abtheilung, oder gewisse Sectionen einer Abtheilung darüber erfordert wurden. So lehrt Hr. F. S. 34. Da er nun als die Quelle, aus welcher unsere Kunde über die tägliche Loosung der Richter zu schöpfen sei, mit dem Rec. das dritte Scholion zu Aristoph. Plut. 277. anerkennt, so dürfte es der Mühe werth sein zu sehen, wie er aus dieser Quelle geschöpft habe. Der Scholiast, nachdem er von den Abtheilungen der Richter *κατὰ φυλὰς* und von den Täfelchen mit den Nummern dieser Abtheilungen gesprochen, fährt so fort: *εἶτα οἱ θεσμοθέται κατὰ φυλὴν ἕκαστος καὶ ἑνδέκατος ὁ γραμματεὺς ἐκλήρουν τὰ γράμματα μέχρι τοῦ κ. καὶ τὰ λαχόντα ἴσα τὸν ἀριθμὸν τοῖς μέλλουσι κληροῦσθαι δικαστηρίοις ὑπηρέτης φέρων ἐτίθει καθ' ἕκαστον δικαστήριον ἕν. εἶτα πάλιν ἀπεκληροῦντο οἱ τὰ εἰληχότα γράμματα ἔχοντες, τίνες δικάζουσι καὶ τίνες οὔ.* Aus diesen Worten erhellt, dafs der Scholiast alle zehn Abtheilungen loosend denkt; wogegen nach Hrn. F. immer nur einige, soviel nämlich zur Ergänzung der ordentlichen Beisitzer dieses oder jenes Gerichtshofes nöthig waren, zur Loosung kommen konnten, nie aber alle zehn. Was sagt Hr. F. dazu? male vero ita loquitur scholiasta *ἐκλήρουν τὰ γράμματα μέχρι τοῦ κ*; und damit ist auch dieser Zeuge zurecht gewiesen. Ferner, der Scholiast läfst den Buchstaben derjenigen Abtheilung, die das Loos getroffen hatte, in diesem oder jenem Gerichtshofe zu Gerichte zu sitzen, nach der Loosung von einem öffentlichen Diener an den Gerichtshof anheften. Da nun, nach andern Zeugnissen, auch die Gerichtshöfe ihre bestimmten Buchstaben hatten, mit denen sie bezeichnet waren, so ist klar, dafs die Buchstaben der Abtheilungen nicht dieselben, wie die Buchstaben der Gerichtshöfe gewesen sein können; denn wozu hätte man dann das Loos der Abtheilungen abwarten, und den Buchstaben der geloosten anheften sollen? Hr. F., um seinen Wahn von der Uebereinstimmung beider Buchstaben, und von der regelmäfsigen Verbindung gewisser Abtheilungen mit gewissen Gerichtshöfen nicht fahren lassen, stützt ihn durch einen neuen Einfall. Die Buchstaben der Gerichtshöfe waren exemptiles, und froh des Einfalls wiederholt er ihn auf Griechisch, *τὸ γράμμα ἴσως ἦν περιαιρετόν*, und noch erfreuter über das Griechische hebt er seinen Einfall durch eine Vergleichung, quales oculi Lamiae secundum fabulas, et lunae incolarum apud iocosum Lucianum. Waren nun keine Sitzungen, so wurden die Buchstaben weggenommen, waren dagegen Sitzungen, so wurden sie wieder eingesetzt, und dies ist es w[...] Pollux meint, wenn er sagt VIII, 87. *οἱ θεσμοθέται [...] γράφουσι, πότε δεῖ δικάζειν τὰ δικαστήρια!* Dafs auch der Scholiast, da er die Richterabtheilungen loosen [...] die durchs Loos herausgekommenen Buchstaben an [...] Gerichtshöfe anschlagen läfst, mit Hrn. F.'s Annahme [...] Widerspruch stehe, springt in die Augen, man wi[...] denn annehmen, dafs auch darüber, welche Gerichtsh[...] jedesmal thätig sein sollten, nicht die Beschaffenheit [...] jedesmal zur Verhandlung reifen Sachen, sondern [...] Zufall des Looses entschieden habe, wo denn z. B. [...] Schuldklage an das Delphinium, eine Alimentationskl[...] an das Parabyston, eine Bagatellsache an die H[...] kommen konnte. — Da wir einmal der Buchstaben [...] Gerichtshöfe gedacht haben, so wollen wir bei dieser [...] legenheit eine hierauf bezügliche Stelle nicht über[...] bei welcher Hr. F. seine Ueberlegenheit in Kenn[...] des Griechischen gegen den gröfsten Hellenisten s[...] Zeit, gegen Hemsterhuis, geltend macht. Der Scho[...] Plut. 278. sagt: *τοῖς γὰρ δικαστηρίοις χρῶμα ἐπιγέγ[...] ἐφ' ἑκάστῳ.* Dabei bemerkte Hemsterhuis: vel [...] ctum verbum docuerit esse reponendum *γράμμα* [...] enim Graece sciens dicat *ἐπιγράφειν χρῶμα*! Hr. F. [...] gen p. 43: coniectura *γράμμα* pro *χρῶμα*, claro [...] excepta a Schoemanno, qui „*rectissime*" inquit, [...] *sibilis explodenda est.* Nam quum Graecum *γράφειν* [...] penumero sit pingo, quod exemplis declarare sup[...] verba *χρῶμα ἐπιγέγραπται* significant, color aliquis [...] pictus est, es ist eine Farbe oben aufgemalt. Dafs [...] *φειν* oft durch mahlen übersetzt werden könne, [...] vermuthlich Hemsterhuis auch; ohne Zweifel aber gl[...] er, dafs nicht jedes Malen *γράφειν* sei, sondern e[...] mit Zeichnung verbundenes Malen von Figuren, [...] blofses Uebertünchen. Gelehrter noch als diese Zu[...] weisung H.'s ist die Belehrung, welche Hr. F. [...] über die folgenden Worte des Schol. *ἐπὶ τῷ σ[...] τῆς εἰσόδου* mittheilt; nur Schade, dafs erstens, was [...] Belehrung Eigenes hat, nämlich dafs *δουροδόκοι* (bei [...] pocrat. v. *στρωτήρ*) und *σφηκίσκοι* einerlei, *στρωτῆρ[...]* und *σφηκίσκοι immer* unterschieden seien, durch [...] erwiesen ist, und zweitens der *σφηκίσκος τῆς εἰσόδου* [...] den Gerichtshöfen so dunkel bleibt als er war *).

Am unbegreiflichsten aber benimmt sich H. [...]

*) Eine besondere Beleuchtung dieser Parthie der Schrift [...] Hrn. F. wird später gegeben werden.

Die Redaction.

ebung auf die Richterabtheilungen. Frühere For-
r hatten solche Abtheilungen nicht wahrgenommen,
noch Matthiä, in der mit Recht von Hrn. F. gelob-
Abhandlung de iudiciis Athen. trägt S. 253 die Mei-
vor, dafs, um mich seiner eigenen Worte zu be-
-n, simulac causa aliqua in iudicio peragenda inci-
, thesmothetae ex isto sex millium numero sorte
eximebant quingenos, qui quum causa illa agere-
udices sederent. Erst der Unterzeichnete machte
lie Andeutung solcher Abtheilungen, und zwar
nach der Zahl der Stämme, in dem dritten Scho-
n zu Ar. Plut. 277. aufmerksam, und zeigte dann,
eben diese Abtheilungen, jede zu 500, von Andern
em Namen δικαστήρια bezeichnet würden; Latei-
nannte er sie decurias, welcher Ausdruck als Be-
nung von Richterabtheilungen ohne Rücksicht auf
ahl vielleicht selbst Hrn. F. nicht ganz unbekannt
Dennoch scheint er Anstofs daran genommen zu
; denn er schiebt statt dessen centurias unter. Die
selbst aber verhöhnt er als eine abgeschmackte
nerhörte, z. B. p. 57: inauditae sunt decem istae
m centuriae: eas Schoemannus procreavit solus,
irsus aeterna morte mactandas esse censeo. Hic
invenit praeconem quum dissertationis tum cen-
m, C. O. Muellerum, in diar. Gotting. a. 1821.
5: „Diese Vorstellung, inquit, *welche auch Ref.*
t hatte (!), wird zu einem hohen Grad von
scheinlichkeit gebracht und die Unrichtigkeiten
erwirrungen der Scholiasten dadurch beseitigt."
ro magnopere miror, duos viros in tot tantosque
suo utrumque ingenio unquam incidisse: sed
s quinque illa verba memoriae quodam errore
Muellerus. Ferner p. 61: Matthiaeus, a quo to-
idet Sch. (die Rede ist von den 1000 Ueberschüs-
nisi quod centurias suas infarsit p. 63: nam cen-
Schoemannianas nondum invenerant Athenienses
m. Auf der andern Seite nimmt aber doch Hr.
it, wie aus dem obigen erhellt, ebenfalls 10 Rich-
eilungen zu 500 Personen an; er nennt sie iudi-
icasteria p. 65; er ersinnt selbst eine Vertheilung
en an die einzelnen Gerichtshöfe p. 67. Wie ist
an jenes Verdammungsurtheil zu begreifen! Das
worin Hr. F. von S. abweicht, ist nicht die Exi-
olcher Abtheilungen selbst, sondern erstens die
er Zusammensetzung, indem S. aus Gründen, die
weder widerlegt, noch auch begriffen hat, die
der Scholiasten, dafs diese Abtheilung nicht blofs
l der Phylen entsprochen habe, sondern dafs jede
ing aus einer und derselben Phyle genommen
sei, bezweifeln zu müssen geglaubt, und es wahr-
cher gefunden hatte, dafs in jeder Abtheilung
us verschiedenen Phylen unter einander gemischt
seien; zweitens dafs S. in Uebereinstimmung
Alten jenen Abtheilungen an jedem Gerichtstage
ichtshöfe durch das Loos zuweisen läfst, Hr. F.
im Widerspruch mit den Alten, jeder Abthei-
das ganze Jahr einen und ebendenselben be-
n Gerichtshof zuweist, jedoch auch selbst davon
hlreiche Ausnahmen statuiren mufs. — Betrach-
ten wir nun zum Beschlufs, wie Hr. F. in seiner wunderbaren Polemik gegen unsere Richterabtheilungen mit den Aristophanischen Stellen umgeht, in denen sich eine Anspielung auf dieselben findet. Im Plutus v. 277 heifst es:

ἐν τῇ σορῷ νυνὶ λαχὸν τὸ γράμμα σου δικάζειν,
σὺ δ᾽ οὐ βαδίζεις.

d. h. obgleich dein Buchstabe das Loos gezogen hat, im Sarge zu Gericht zu sitzen, so gehst du doch nicht: wobei noch die von Böckh Corp. Inscr. Bd. 1. S. 341 nachgewiesene Anspielung auf die Sitte, Richtertäfelchen in das Grab mitzugeben, zum Grunde zu liegen scheint: wiewohl Hr. F., welchem Müller Gött. gel. Anz. 1821. S. 1175 diese Täfelchen vor Erscheinung des Corp. Inscr. aus Dodwell nachgewiesen hatte, S. 72 ff. dieselben ohne den mindesten genügenden Grund in bisher unbekannte Rathsherrntäfelchen verwandelt. Hr. F. giebt uns p. 57 über jene Stelle folgende Belehrung: uti τὸ γράμμα duplicem sensum habet et praeter litterae sortem etiam certae litterae iudicium significat, ita etiam τὸ γράμμα σου ambigue dictum iudicium tuum h. e. eius litterae, quae tibi collegisque tuis una assignata est, simul declarat. Soviel wir dies zu verstehen vermögen, heifst es: τὸ γράμμα kann zweierlei bedeuten, 1) das mit einem Buchstaben bezeichnete Loos, 2) das mit einem bestimmten Buchstaben bezeichnete iudicium (wobei es übrigens dunkel bleibt, in welchem Sinne Hr. F. hier iudicium genommen wissen wolle, ob für das Gerichtslokal oder, wie er das Wort öfter gebraucht, für die Richterabtheilung), und so bedeutet auch τὸ γράμμα σου hier *zugleich* dein iudicium, d. h. das iudicium, welches mit demjenigen Buchstaben bezeichnet ist, der dir und deinen Genossen angewiesen ist. Hier scheint nun iudicium das Lokal sein zu sollen, indem nach Hrn. F. die Buchstaben der Gerichtslokale und die Buchstaben der Abtheilungen, denen diese Lokale für das Jahr angewiesen sind, dieselben waren. Was aber das simul bedeuten solle, bleibt dunkel. Weiterhin fährt Hr. F. fort: quod autem τὸ γράμμα duas notiones complectitur, eo loci *elegantiam* etiam augeri puto; unam enim litteram indices qui dicuntur (!) educebant omnes. Dies scheint wieder nur heifsen zu können: der durchs Loos gezogene Buchstabe ward für alle Richter derselben Abtheilung gemeinschaftlich gezogen. Es scheint also der Buchstabe des Gerichtshofes gemeint zu sein; obgleich es dann wieder nicht recht klar ist, warum dieser durchs Loos gezogen wurde, da ja nach Hrn. F. jeder Abtheilung ihr bestimmtes Gerichtslokal ein für allemal angewiesen war, nämlich dasjenige, was mit der Abtheilung denselben Buchstaben hatte. Oder haben wir hier etwa an einen der Fälle zu denken, wo ausnahmsweise eine Abtheilung einmal in einem andern als in ihrem regelmäfsigen Lokale zu Gericht sitzen mufste? Wie dem auch sei, die elegantia der Stelle besteht nach Hrn. F. darin, dafs man bei τὸ γράμμα σου zugleich an die Abtheilung und an das Lokal denken kann, und dafs mithin, wenn man an das Lokal denkt, der Sinn sein wird: dein Lokal hat das Loos gezogen, im Sarge zu Gericht zu sitzen. Ein im Sarge zu Gerichte sitzendes Lokal zeigt nun deutlich,

dafs Hr. F. das Wort elegantia in ähnlichem Sinne gebrauche, wie nach dem, was wir oben sahen, das Wort comice. Indessen scheint ihm doch bei dieser elegantia etwas unheimlich zu Muthe geworden zu sein; denn es erfolgt alsbald eine Art von Widerruf. Sin tibi forte secus videtur, missam fac sortem litterae, quam hic non vehementer necessariam esse concedo, et altero tantum retento *iudicium tuum integrum* interpretare. Hier heifst nun iudicium tuum offenbar nichts anders als deine Abtheilung: diese sollen wir fest halten, dagegen die sors litterae, d. h. das mit dem Buchstaben eines Lokales bezeichnete Loos, fahren lassen. Das wäre nun ganz gut: dann kommt ja aber eben derselbe Sinn heraus, den S. angegeben hatte: „littera tua i. e. nota eius decuriae, cui tu adscriptus es. Huic litterae h. e. huic decuriae sortito obvenit ut iudicaret ἐν τῇ σορῷ." Sententiam per se ferri posse fateor, sagt Hr. F.: sed inauditae sunt decem istae iudicum centuriae u. s. w. — Auf solche Weise meint Hr. F. diese Aristophanische Stelle erklärt zu haben! — Nicht ganz so glänzend zeigt er sich als Erklärer einer andern Stelle, Plut. v. 972:

> ἀλλ' οὐ λαχοῦσ' ἔπινες ἐν τῷ γράμματι;

d. h. hast du nicht nach dem Loose in deinem Buchstaben getrunken? welche Stelle zu vergleichen ist mit Ekkles. v. 682:

> — — κληρώσω πάντας ἕως ἂν
> εἰδὼς ὁ λαχὼν ἀπίῃ χαίρων ἐν ὁποίῳ γράμματι δειπνεῖ.

In beiden Stellen bedeutet offenbar der Buchstabe nichts anders als den durch einen Buchstaben bezeichneten Platz, hier des Essens, dort des Trinkens. In jener werden nachher die verschiedenen Speiseorte genannt, welche durch die Buchstaben bezeichnet werden sollen; in der andern könnte man nun ebenfalls verschiedene Trinkhäuser annehmen, wenn es nicht näher läge, an den durch das Loos bestimmten Platz in der Reihenfolge der einzelnen Trinkenden zu denken: dafs nämlich diese Reihenfolge durch das Loos bestimmt sei, ist schwerlich zu bezweifeln, und ἐν τῷ γράμματι würde demnach bedeuten: auf dem durch den Buchstaben des Looses angewiesenen Platz in der Reihenfolge der Mittrinkenden, und diesen Sinn drückt die Erklärung secundum sortis ordinem deutlich genug aus, der Hr. F. statt aller Widerlegung nichts als zwei Ausrufungszeichen beisetzt, und daran die Hoffnung knüpft: alio tempore, ut puto, demonstrabit S. et plurimas Athenis fuisse sycophantrias et mulieres in certo iudicio (ἐν τῷ γράμματι) epulas celebrare consuevisse. Auf diese in der That eleganten und komischen Späfse folgt dann S. 59 seine eigene Erklärung: boni iudicis est λαχόντα δικάζειν, mali μὴ λαχόντα δικάζειν, quorum alterum leges fieri iubent, alterum vetant. — Hoc igitur dicit Chremylus: At nullam sortem nacta tamen in iudicio (iudicabas, immo) bibebas! Da er nun aber doch, seiner eigenen Aeufserung zufolge, schwerlich ein wirkliches Gerichtslokal den Weibern zum Trinken einräumen wird, so wird er ohne Zweifel ἐν τῷ γράμματι nur als eine scherzhafte Anspielung [...] und erklären müssen: an dem durch's Loos bestim[mten] Platze. Was aber dann seine obigen Worte eigent[lich] sagen wollen, ist schwer zu begreifen. — Eine [...] Stelle ist Plut. v. 1167:

> οὐκ ἐτὸς ἅπαντες οἱ δικάζοντες θαμὰ
> σπεύδουσιν ἐν πολλοῖς γεγράφθαι γράμμασιν.

Nach Hrn. F. war es etwas Gewöhnliches und Er[laub]tes, dafs Ein Richter mehreren Gerichtshöfen zugesc[hrie]ben wurde. Da nun ebenfalls nach Hrn. F. jedem [Ge]richtshofe nicht einzelne Richter, sondern ganze Ab[thei]lungen zugeschrieben waren, so heifst nothwendig [meh]*reren Gerichtshöfen zugeschrieben sein* ebensoviel [als] *in mehrere Abtheilungen eingeschrieben sein*; [da] ferner nach Hrn. F. die Abtheilungen nach den P[hylen] gebildet waren, so dafs in jeder Abtheilung Leute einer und derselben Phyle waren (vgl. besonders [...] p. 65), so heifst nothwendig *in mehrere Abtheil[ungen] eingeschrieben sein*, soviel als *mehreren Phylen [zuge]schrieben sein*; folglich nicht blofs der eigenen, der [er] wirklich und rechtlich angehörte, sondern auch [...] denen man nicht angehörte. Und dies war nach [...] nicht blofs etwas Gewöhnliches, sondern auch etwas [Er]laubtes, und wer anderer Meinung ist der wird [...] fertigt, wie es p. 65 zu lesen ist.

Ich darf, ja ich mufs hier schliefsen, da das Ge[sagte] mehr als hinreichend ist, um den Lesern zu bew[eisen,] dafs die Schrift des Hrn. F. in der That unter der [Kri]tik sei. Ueber den Ton, dessen sich Hr. F. b[ei] sollender Widerlegung fremder Ansichten bedient, [halte] ich nicht für geziemend zu reden; er ist nicht se[hr von] dem verschieden, dessen sich der sogenannte Phi[lolog in] der Schmähschrift gegen Müllers Eumeniden bedie[nt.] Wie es indessen dieser nicht an freundlichen E[...] digern gefehlt hat, die, wenn sie auch den To[n nicht] gut heifsen mochten, doch die Sachen zu billigen, den Feuereifer für die Wahrheit und gegen den Ir[rthum] zu rühmen nicht unterliefsen, so wird solcher Le[...] fall wahrscheinlich auch dieser Schrift des Hrn. F. [nicht] fehlen. Meinen Lesern aber, d. h. denen, um deren [Bei]fall es mir zu thun ist, mufs ich mich vielleicht ent[schul]digen, dafs ich für die Beurtheilung eines solchen [Pro]duktes so vielen Raum in Anspruch genommen. Dafs ich Abgeschmacktheiten unumwunden als [...] zeichnet habe, was sie sind, wird man mir nicht [...] gen. Auf schonende Behandlung darf Keiner An[spruch] machen, der in nichtigem Dünkel sich aufbläht und anmafsendes Absprechen sich geltend machen w[ill. Sol]chen Leuten geht der Verständige freilich am [...] aus dem Wege; wenn sie sich aber so, wie es hie[r ge]schehen, an einen drängen, so bleibt nichts übrig, [als] sie mit einer wohlverdienten Züchtigung da[von zu] schicken und ihnen wo möglich das Wiederkommen verleiden.

Schömann

№ 66.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

October 1835.

LV.

sophie de la mythologie, par Schelling. ·ticle premier. — In der Revue du Nord. ris, 1835. Tom. II. Juin, p. 67—96.

,Die Philosophie — äufsert sich der unter dem Vor- dieses Aufsatzes mit E. Kolloff unterzeichnete — hat in Deutschland, kann man sagen, seit 20 geschlafen; in den Wissenschaften trug die soge- historische Schule über die philosophische und *cte* den Sieg davon; die letzte philosophische Schule, r Naturphilosophie, hat sich entweder, wie Oken, istorischen Studien, oder, wie Steffens, Baader, ert, Kanne, Meyer und weiland auch Fr. Schle- ner religiösen Richtung hingegeben, welche jetzt on den supranaturalistischen Protestanten und von atholischen Theologen verfolgt wird. Der Stifter *letzten* Schule hat ebenfalls seine früheren philo- hen Grundsätze aufgegeben und sich seit einer von Jahren ausschliefslich historischen Forschun- widmet. Nach einer literarischen Zurückgezo- von nahe an 10 Jahren hat derselbe jedoch in leihe von Vorlesungen an der neugegründeten hule zu München die Frucht seiner Studien an geslicht gebracht und das neue Lehrgebäude sei- losophischen Systems, von ihm *Philosophie der gie* betitelt, vor einer zahlreichen Versammlung iülern und Zuhörern entwickelt." So, sagt Hr. e auch er Gelegenheit gefunden, die Resultate esten Forschungen dieses grofsen Philosophen, *s hommes les plus distingués de l'Allemagne*", neignen. Dieses neueste philosophische System, in einer Philosophie der Mythologie enthalten , wird jedoch am Schlusse des Vorwortes von theiler selbst, zum besseren Verständnifs viel- r das französische Publicum, zu blofsen „*Re- philosophiques sur l'histoire du monde*" herab- gesetzt, oder, wenn man so will, auch erweitert, inso- fern statt der blofsen Mythologie nunmehr die *Geschichte der Welt* als Gegenstand dieser philosophischen Unter- suchungen angegeben wird.

Die, wie es scheint, zu München erworbene aus- nehmende Kenntnifs des Hrn. K. vom Stande der deut- schen Philosophie, welche Hrn. v. Schelling's vieljähri- ges Verhalten zu derselben mit der ganzen deutschen Philosophie selbst identificirt und auch sonst schon in der aus dem Vorworte mitgetheilten Probe sich zur Ge- nüge kund giebt, hiezu die Oberflächlichkeit der Anga- ben über Schelling's früheres System und dessen Fun- damentalprincipien, welche Hr. K. vor dem neuen Ge- schenke seinen französischen Lesern noch zurückrufen zu müssen glaubt, — könnten der Mühe überheben, von dieser, der Redaction der Jahrbücher zugesandten aus- wärtigen Erscheinung irgendwie Notiz zu nehmen. Da man indessen sonst nicht gewohnt ist, über neue phi- losophische Systeme in Deutschland eine erste nähere Kunde von Paris aus zu erhalten, und hier noch dazu Hrn. v. Schelling's neuestes System dargeboten wird mit der ausdrücklichen Bemerkung: „*Son cours philo- sophique n'a pas encore été publié, et n'est connu ni en France ni en Allemagne*": so hat man sich im In- teresse dieser Blätter zu einer Mittheilung dieser Gabe wenigstens im Auszuge ihres Hauptinhaltes unter Hin- zufügung einiger Bemerkungen über das Verhältnifs des hier Dargebotenen zum gegenwärtigen Stande der deut- schen Philosophie veranlafst gefunden. Es mufs hiebei dahin gestellt bleiben, in wie weit der Inhalt der neuen Schelling'schen Lehre bei seiner Uebertragung in dieses französische Element unversehrt erhalten oder entstellt und abgemagert worden ist. Das Letztere lassen, aufser der ohnehin der Mittheilung zur Last fallenden Entstel- lung griechischer Namen und Wörter (wie unter andern z. B. προτον ψυδον, wahrscheinlich st. πρῶτον ψεῦδος) noch sonst, wie sich später zeigen wird, nicht wenige Spuren

vermuthen, die auf etwas Tieferes und Inhaltreicheres hinzuweisen scheinen, als hier gegeben wird, so wichtig und neu auch Alles sein soll. Wir können uns nur an das Gegebene halten. —

Auch die Mythologie, heifst es im Eingange, kann Gegenstand philosophischer Untersuchungen sein und besonders in ihrem dermaligen mangelhaften und verworrenen Zustande einer philosophischen Prüfung sich nicht länger entziehen. Einige Theile der Philosophie, namentlich die Philosophie der Religion, der Geschichte und der Kunst, bedürfen selbst einer Aufklärung durch die Mythologie. Der eignen Abhandlung geht sodann eine Kritik und Widerlegung der in der bisherigen Behandlung der Mythologie vorgekommenen Erklärungsversuche voran. Nach dem Unterschiede, dafs die Erklärung entweder *keine Wahrheit* oder *Wahrheit* in der Mythologie findet und voraussetzt, werden die verschiedenen Methoden selbst unter zwei Klassen gebracht. Keine Wahrheit liegt der Mythologie zu Grunde, wenn man sie entweder als blofse Poesie, Dichtung, ohne zugleich Lehre zu sein, oder als ein blofses Product der Unwissenheit betrachtet. Die letztere Annahme mufs selbst wieder von den ursprünglichen Vorstellungen die Entwicklung der mythologischen Lehren unterscheiden und für diese ihre Zuflucht zur Poesie nehmen, welche den aus Furcht und Schrecken entsprungenen Glauben in Form schöner Fabeln veredelte. Allein von den frühesten rohen Vorstellungen bis zur Epoche der schönen Kunsterzeugnisse in Griechenland und Aegypten war ein langer Zeitraum. Auch sollte man wenigstens vor gewissen historischen Thatsachen mehr Achtung haben. Die Mythologie der Aegypter hat einen hohen Grad von Entwicklung erreicht; gleichwohl finde man bei ihnen keine Spur von Poesie, wie bei den Hindus (aber doch wohl Kunst? In Widerspruch hiemit scheint die wie ein allgemeiner Satz hingestellte Behauptung zu stehen, dafs „die Poesie *immer* die *Entwicklung* der Mythologie begleite", wenn nicht etwa unter dem hohen Entwicklungsgrade der ägyptischen Mythologie ihre schon *ursprüngliche* Vortrefflichkeit gemeint sein soll; dann aber ist zu erinnern, dafs auch die ägyptische Religion nicht ohne innere Fortbildung und weitere Entwicklung blieb). Von beiderlei Erklärungsarten heifst es, dafs sie gleicher Weise durch Geschichte und Philosophie zurückgewiesen werden. — Die in die zweite Hauptklasse gesetzten Erklärungsmethoden fehlen darin, dafs die der Mythologie zu Grunde liegende Wahrheit, welche [...] annehmen, nur eine entweder schon ursprünglich [...] *kleidete* oder später *entstellte* sein soll. (Das Resul[tat] der eignen Forschung ist, um dies vorläufig zu bem[er]ken, eine directe, weder verkleidete noch später [ent]stellte Wahrheit der Mythologie). Die der Ansi[cht] einer *Verkleidung* folgenden Methoden, wohin die hi[sto]rische (Euhemerismus) und die physikalische Myth[en]erklärung gehören, werden durch eine Schilderung i[hrer] Unzulänglichkeit beseitigt. Länger verweilt die K[ritik] bei denjenigen Erklärungsversuchen, welche es mit [der] *später entstellten* Wahrheit zu thun haben, zumei[st] doch bei der Creuzer'schen Theorie. Denn diej[enige] Ansicht, nach welcher ursprünglich eine eviden[te] scientifische oder philosophische (!) Wahrheit vorha[nden] gewesen sein soll, ohne jedoch ein religiöses Sys[tem] sich zu schliefsen, eine Ansicht, deren Vertheidiger [...] nur etwa Hermann in Leipzig gewesen, wird einer [...]lichen Widerlegung nicht für bedürftig gehalten. [...] der Creuzer'schen Ansicht aber heifst es, sie sei [...] hervorgegangen aus dem Schlusse, dafs, wo Poly[theis]mus, da auch Theismus sei; denn dem Glaube[n an] mehrere Götter gehe natürlich voran der Glaube [an ei]*nen* Gott; es gebe keine Idee von einer Götte[rwelt], sondern nur die eine Idee von einem wahren [Gott], dessen bestimmte Erkenntnifs der Mythologie vo[ranstehen] mufste, der reine Monotheismus dem Polythei[smus]. Wahr wird diese Ansicht darin befunden, dafs [...] Mythologie eine religiöse Wahrheit zugesteht [...] eine ursprünglich religiöse Basis giebt, unwahr i[n der] Voraussetzung einer *wissenschaftlichen* und *später* [ent]*stellten* Erkenntnifs. Es komme auf die Fragen [an,] wie die Lehre des ursprünglichen Monotheismus [...] werde, ob als abstracte Idee Gottes, oder als G[ott in] seinen Beziehungen zu Natur und Welt? 2) wi[e und] wodurch diese Lehre entstellt worden sei? Die E[ntstel]lung eines ursprünglich blofs *abstracten* Monothe[ismus] sei erklärlich; denn die Menschen hätten die Idee [...] Gottes, obgleich ursprünglich damit versehen, doch [nicht] lange in ihrer Reinheit bewahren können und [...] incommensurable in mehrere commensurable ge[theilt], wie Lessing es nahm. Allein aus einer so [...]schen Theilung einer abstracten Einheit hätte [...] zufällige Zusammenhäufung von göttlichen Eigensch[aften] hervorgehen können und die Gottheit für jede [...]dere Beziehung einen besondern Namen erhalten;

sprung des Polytheismus lasse sich daher nicht erklä- durch eine blofs dynamische Trennung eines for- n Monotheismus. Eine solche Erklärung setze kein wissenschaftliches System voraus (vermuthlich des- , weil in der Leerheit einer *abstracten* Einheit für Wissen noch kein Inhalt gegeben ist); man müfste r eine Lehre von einer *gröfseren* (das soll wohl en: von einer *concreten*, einen Inhalt und Unter- de in sich schliefsenden) Einheit annehmen, in wel- Gott an ihm selbst (an und für sich) die ganze enthielte. Aber dies wäre *Pantheismus;* man e nach dieser Theorie daher weit richtiger sagen, olytheismus sei die Auflösung des Pantheismus und die Verderbnifs des Monotheismus. (Vorher wurde nterschiede von der *abstracten*, d. h. hier: völlig hen und beziehungslosen, Gottesidee Gott in sei- eziehungen zu Natur und Welt genannt, was noch Pantheismus zu sein braucht, wenn nicht etwa Ju- m und Christenthum es auch sind; jetzt geht der die unhaltbare abstracte Einheit sogleich in Pan- us über, der Gott und Natur in *eine* Einheit zu- nwirft. Die Menschen sind hienach, wie es t, übel daran: die abstracte Idee und Einheit Got- nen sie in ihrer Reinheit, d. h. eben in dieser *ction*, nicht festhalten, weil sie darin noch so viel nichts wissen und sich vorzustellen finden, und de um ein bestimmtes und inhaltvolles Wissen tt zu thun ist; kommen sie aber hiezu, so sind weder Pantheisten oder Polytheisten). Das Wort eismus", heifst es nun weiter, finde sich zwar bei r nicht, aber man sehe deutlich, dafs er keinen en Monotheismus im Sinne habe und sich zum ionssystem der Orientalen hinneige. Bei der An- um die Verschiedenheit der mannigfaltigen My- n zu erklären, dafs das Verständnifs der Urideen fe der Zeit verloren gegangen sei, zeige Cr. die nstimmung in der Mythologie der Aegypter, der n und Hindus, vernachlässige aber den grofsen , welchen ihm die innere Uebereinstimmung (wozu?), indem er blofs die historische fest- vornach die Mythologie von einem Volke zum überging. Cr. vermeide sich an die Hauptfrage en, wie die Mythologie (ursprünglich) in die kommen sei, ob für sich selbst, durch Erfindung schen, oder durch Offenbarung? und beschäftige einer secundären Frage, welche er für seine Theorie sehr unvortheilhaft entscheide. Er sagt, ohne die Voraussetzung einer Offenbarung der Mythologie würde man niemals eine Lehre daraus gemacht haben; aber gerade dieses hätte nach seiner Methode Statt fin- den können; da er selbst der Mythologie Wissenschaf- ten vorangehen läfst, hat er folglich nicht das Recht, ihnen Grenzen vorzuschreiben. — Diese, in dem Ge- genstande ihrer Bestreitung und Gegenbeweise mitunter etwas unklar werdende, ohnehin nur mehr in äufserer Reflexion sich fortbewegende Kritik scheint vornehmlich gegen die Form der Lehre und deren Absichtlichkeit gerichtet zu sein, in welcher die religiöse Wahrheit ursprünglich vorhanden gewesen sein soll.

So wie übrigens diese Kritik, im Ganzen betrachtet, hier vorliegt, wird man sie einestheils schwerlich voll- ständig nennen können. Was auf dem Wege zu einer richtigeren Ansicht früher schon z. B. von Buttmann und Solger, nach diesen von Otfr. Müller, Welcker u. A., von Seiten der Philosophie auch von Weifse, um noch nicht weiter zu geben, geleistet worden, ist hier ohne Erwähnung und Berücksichtigung geblieben. Wie unter andern O. Müller, der selbst schon das Bilden der Mythen einer gewissen *Nothwendigkeit* und *Unbewufst- heit* der geistigen Thätigkeit zuschreibt und für eine tiefere Auffassung der Mythologie aus dem Geiste der Völker selbst wiederholt auch auf die Aufgabe hinwei- set, deren Lösung noch von der Philosophie der Ge- schichte zu erwarten sei, schon vor 10 Jahren (in seinen Prolegomenen zu einer wissenschaftlichen Mythologie S. 110 ff.) *gegen* die Annahme der *Erfindung* der My- then durch Einzelne oder Viele sich ausgesprochen hat, das steht nach Sinn und Gehalt keineswegs demjenigen nach, was man jetzt hier, in auffallender Uebereinstim- mung mit M., gegen eben diese Annahme erinnert fin- det. Anderntheils steht die philosophische Kritik heut- zutage auf dem Standpuncte, dafs sie frühere Ansichten und Behandlungsweisen nicht blofs widerlegt und für nichtige Bestrebungen erklärt, sondern in ihrer relativen Wahrheit, deren alleinige Festhaltung nur sie zu etwas Unwahrem und Einseitigem machte, sie auch gelten läfst und soweit ihnen auch Nothwendigkeit zugesteht. Die Mythologie in ihrer Totalität hat alle die verschiedenen Seiten, an welchen sie von ihren Erklärern erfafst wurde, an ihr selbst, und kein System der Mythologie, welches sich nicht selbst wieder als ein einseitiges auf die Seite stellen will, wird ohne Aufnahme jener Seiten, als mit-

wirkender Ursachen zu ihrer Hervorbringung im Ganzen, sich wissenschaftlich gestalten und vollenden können. Die Unwissenheit, zumal als Nichtwissen der Wahrheit als solcher, zu deren Erkenntnifs es erst kommen sollte, so gut als eine unbewufst zu Grunde liegende religiöse Wahrheit, Thatsachen der Natur und Geschichte so gut als poetische Erfindung, Dichtung und Zudichtung, auch Allegorie und Etymologie, haben an der Mythologie im Ganzen ihren Antheil gehabt, aber auch noch mehr als dieses. —

Was Hr. K. von den eignen Forschungen und deren Resultaten mittheilt, ist zur leichteren Uebersicht und um dabei möglichst auch den Gang des wissenschaftlichen Verfahrens sichtbar werden zu lassen, im Auszuge unter folgende Nummern gebracht worden:

1. Die ältere Ansicht, dafs der Polytheismus nur die Entstellung einer reinen Religion sei, ruhte wohl auf der Ueberzeugung, dafs eine solche den Menschen nur durch göttliche Offenbarung zu Theil werden könne, irrte aber, wenn sie als solche den Inhalt des A. T. gelten liefs. Von der mosaischen Religion, welche sich von dem Auszuge der Kinder Israels aus Aegypten datirt, wo alle andern Superstitionen schon vorhanden waren, kann hiebei keine Rede sein. Die Genesis ist selbst aus vormosaischen Urkunden geschöpft, und viele Anspielungen darin beweisen, dafs sie nicht geschrieben wurde ohne Kenntnifs früherer Religionssysteme. (So soll z. B.: „Gott sah, dafs sein Werk *gut* war," gesagt sein im Gegensatz zum Dualismus, welcher ein gutes und ein böses Princip annahm). Der Ursprung der Mythologie macht die Voraussetzung eines viel älteren und weiter ausgedehnten Systems nothwendig, wovon Moses blofs einen Auszug gab. Der mosaische Monotheismus ist schon abstract und schliefst alle Elemente aus, deren Mifsbrauch einen Polytheismus hätte erzeugen können.

2. Gestützt auf das, was wir von den orientalischen Systemen wissen, ist man versucht, an eine dem ganzen Menschengeschlechte überhaupt (*en général*) zu Theil gewordene Uroffenbarung zu glauben (welche jedoch als Offenbarung im eigentlichen Sinne später verworfen wird), und aus dieser läfst sich dasjenige ableiten, was alle Religionen an Lehrinhalt (*en fait de doctrine*) besitzen. Die Ursache der Entstellung war die Zerreissung des ursprünglichen Systems, weil einige Ideen sich für sich besonders und getrennt von den andern entwickelten. Was wahr ist und vernünftig im Ganzen, wird n[...] wendigerweise unvernünftig, wenn es von der abstra[...] Idee (!) getrennt wird. Diese Trennung ist aber ni[...] nur älter als die geschriebenen Urkunden des A. T[...] sondern dem Monotheismus selbst, welcher vor dem P[...]lytheismus herrschte, ist dieses ursprüngliche Sys[...] noch vorangegangen, und *dieses ursprüngliche Sys[...] ist ein mit den Elementen des späteren Polythei[...] erfüllter Monotheismus.* Diese Erfüllung ist jedoch n[...] so beschaffen, dafs die Elemente des Polytheismus [...] Monotheismus selbst vernichteten, sondern durch [...] Factum ihrer Einigung mit ihm fanden sie sich u[...]drückt (in ihm als Momente aufgehoben!). Nach [...] Austreibung konnte der spätere Monotheismus, wie [...] mosaische, nur ein *abstracter* sein.

3. Dieses ursprüngliche System kann, was die [...] betrifft, zu welcher, und das Bewufstsein, in welc[...] es existirte, nicht vorhanden gewesen sein in dem [...]wufstsein eines einzelnen Volkes; denn sonst hätte[...] andern Völker schon Polytheisten sein müssen. Es [...] also entweder allen Völkern zu irgend einer Ze[...]meinschaftlich gewesen oder ihnen noch vorangegan[...] sein. Die erste Annahme wäre *wider* die Gesch[...] denn schon im Anfang der historischen Erinner[...] sind alle Völker dem Polytheismus ergeben. „Al[...] kannten Völker sind entweder schon Polytheisten, [...] die monotheistischen befinden sich in der Nachbar[...] von polytheistischen." Die Urreligion mufs daher [...]her gewesen sein als alle Völker, und dann ist d[...] die ganze eine, ungetheilte und vorgeschichtliche Me[...]heit, welche das Bewufstsein dieses Ursystems [...] *Der Urmonotheismus gieng der Existenz aller V[...] voran; der Polytheismus entstand erst im Augenb[...] ihrer Trennung.*

4. Der Ursprung der Völker (Trennung der Men[...]heit in verschiedne besondere Völker) und der Urs[...] der Grundlage der Mythologien ist schlechthin gl[...]zeitig. Die Mythologie eines Volkes ist eben so w[...] als seine Sprache von dem Volke selbst oder von be[...]dern Individuen desselben erst erfunden und gemach[...] worden. Ein Volk als Volk constituirt sich erst d[...] das gemeinsame Nationalbewufstsein aller seiner [...]glieder, welches sich äufserlich in der gemeinsamen Sp[...]che ankündigt; die Sprache aber hat sich durch ein i[...]artiges, allen gemeinschaftliches Bedürfnifs entwi[...]

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 67.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

October 1835.

sophie de la mythologie, par **Schelling.** *ticle premier.* — *In der Revue du Nord.*

(Fortsetzung.)

)er Inhalt des gemeinschaftlichen Bewufstseins kann ine *religiöse* Ueberzeugung sein; die Einheit des hlichen Bewufstseins hängt ab von der Gemeinlichkeit der religiösen Ideen; nur in einer *gemein- Religion* oder *gemeinschaftlichen Grundansicht linge* hat ein Volk seine wahre Gemeinschaftlich- Die Mythologie verschafft also einem Volke erst moralische Gemeinschaftlichkeit des Bewufstseins Nationalität, wodurch es Volk wird, und ist selbst sache der Bildung der Völker. Es hängt nicht enschlicher Macht ab, sich eine Nationalität zu Die gleichzeitige Entstehung der Mythologie oder ern Gottheiten mit der besondern Nationalität geht Augenblicke vor sich, wo die Völker ein besonund individuelles Bewufstsein in sich erfahren *ent)*, durch welches sie sich von dem allgemeieltbewufstsein trennen. Diese Gleichzeitigkeit prungs beider wird auch durch die Uebereinstimler verschiednen Mythologien nicht blofs in den glichen und allgemeinen Begriffen, sondern auch den besondern Gottheiten beigelegten Eigenschafviesen, so wie diese Uebereinstimmung (umgelurch die Annahme hinreichend erklärt, dafs die gie zur Zeit der Völkertrennung entsprang. Ein ıt seine Mythologie nicht erst seit seiner absoolirung gemacht, sondern als es noch einigermit den andern Völkern zusammenhieng; daher einschaftliche auch nachher in mehreren Bezienoch blieb.

Der Ursprung der Mythologie und die Trennung cer gieng hervor aus einer *Trennung des Be- ns.* Eben so und gleichzeitig damit haben sich *ndern Sprachen* gebildet, in denen ebenfalls noch viel Gemeinschaftliches und Uebereinstimmendes geblieben ist. Kein Volk konnte seine Sprache erst *nach* der Trennung von den andern Völkern machen; sie entstand im Augenblicke der Trennung selbst. Der durch die Sprache getrennte Mensch ist auch getrennt durch ein verschiedenes Weltbewufstsein; der Verschiedenheit der Sprachen liegt eine moralische Verschiedenheit der Völker zu Grunde; diese aber findet nur im menschlichen Bewufstsein Statt. Die Sprachenverwirrung, welche die älteste (?) Tradition als Ursache der Völkertrennung angiebt, konnte nicht erfolgen ohne eine Erschütterung des moralischen Bewufstseins. Verwirrung ist nur da, wo man sich trennt und vorher Einheit bestand. Die Tradition in der Genesis giebt nur die äufsere Form eines moralischen Ereignisses, einer moralischen Spaltung des Bewufstseins, deren Folge die Sprachentrennung war. Indem aber die Sprache in inniger Beziehung mit den tiefsten Gedanken des Menschen steht und keine Sprachenverwirrung ohne eine tiefe Verwirrung des gemeinschaftlichen Bewufstseins sich denken läfst, so weiset alles, die Sprachen- und Völkertrennung mit dem Ursprung der Mythologie, auf eine grofse Katastrophe und moralische Krisis als ihre Ursache zurück.

6. Um aber ein solches Zerwürfnifs herbeizuführen, konnte keine Trennung und Verwirrung tiefer sein als diejenige, welche die Menschen treibt, an ihrem Gotte zu zweifeln und sich verschiedene Vorstellungen von seinen Eigenschaften zu bilden. Die Menschen trennten sich demnach, weil sie, den Glauben an einen höchsten Gott verlassend, ihn in verschiedne Gottheiten zerlegten. Jede besondere Gottheit ist nur die Personification eines besondern Volkes und umgekehrt. Diese im Bewufstsein der Menschen selbst also begonnene Trennung, das Gefühl, nur eine Fraction der gesammten Menschheit und besondern Gottheiten überlassen zu sein, war es, was die Völker von Land zu Land trieb,

bis sich jedes gänzlich isolirt sah. In seiner Isolirung aber strebte jedes Volk sich als solches mit den Gegenständen seines Willens und seiner Wünsche zu erhalten. Die Furcht der Völker, das Bewufstsein der Menschheit und ihre Einheit ganz und gar zu verlieren, und das Bedürfnifs, sich wenigstens ihre partielle Einheit zu erhalten, hielt sie als Völker aufrecht, und diese Furcht erzeugte die ersten religiösen und bürgerlichen Einrichtungen, die zum Zwecke hatten zu erhalten, was ihnen von der vormaligen Einheit geblieben war. Als das wirksamste Mittel hiezu ward die Isolirung derjenigen befunden, denen man die Sorge für die Erhaltung der ursprünglichen Einheit und des Urbewufstseins der Menschheit anvertraute (der Priester!) und die Einführung von *Kasten*, deren Ursprung so alt ist als die Geschichte selbst. Die untern Kasten hatten das Urbewufstsein verloren. Zur stärkeren Erhaltung der Einheit stellte man auch strenge Grundsätze auf für die Priester, welche die Kenntnisse in einem Lehrganzen (*en corps de doctrine*) vereinigten. — Eben dahin gehören auch, aus der vorgeschichtlichen Zeit und aus derjenigen, welche die Brahminen als die Zeit des Uebergangs zum Kali-jug, d. h. zur geschichtlichen Zeit angeben, alle jene ungeheuern Gebäude und Denkmäler im Orient und auch in Griechenland, welche theils in der Absicht, die Idee eines gemeinschaftlichen Gottes auf eine dauerhafte Weise auf die entfernteste Nachwelt zu bringen, theils durch die blinde Anstrengung der Furcht der Völker vor einer völligen Zerstreuung errichtet wurden. Der Thurm zu Babel, der eine solche Bestimmung hatte, wurde der Anfang der entschiednen Völkertrennung, d. h. des Paganismus. Babylon wird überall in der heiligen Schrift als der erste Sitz des erklärten Polytheismus genannt, und war es in der That; in der Bibel sind also Völkertrennung und Polytheismus synonym. Es ist indessen anzunehmen, dafs die Genesis die Tradition von einem künstlichen Thurme blofs als das Ende einer längeren Periode angesehen wissen will. Der Thurm zu Babel ist nicht das einzige solche Monument, sondern blofs ein letztes seiner Art.

7. Da die Einheit Gottes, die in den besondern Mythologien aufgelösete Basis aller Mythologie, nicht in dem Bewufstsein eines einzelnen Volkes gesucht werden darf, sondern allen Völkern und ihrem Selbstbewufstsein als Völker vorangieng: so ist auch die Fiction eines *Urvolkes* unzulässig; sie führt zu nichts und hebt sich selbst auf. Vorgestellt als wirkliches Volk das Urvolk die gesuchte Einheit nicht gehabt [illegible] hatte es sie aber, so war es die Urmenschheit [illegible] *Die Völker entsprangen durch die Auflösung der [illegible] heit, welche vorhanden war im Bewufstsein [illegible] eine und ungetheilte Menschheit zu bilden [illegible] Menschen.*

8. Hier scheint die Voraussetzung eines *Ur[illegible] theismus* nothwendig, den man sich jedoch nicht [illegible] wissenschaftliches, im Laufe der Zeit erfundenes [illegible] gebildetes System, sondern nur als ein Urbewu[illegible] der Menschheit vorstellen darf. Wie hätte sonst [illegible] Bewufstsein, selbst in der Mehrheit der Götter, d[illegible] eines einzigen Gottes erhalten können? *Das urs[illegible] liche Menschengeschlecht gelangt nicht durch e[illegible] lektisches Fortschreiten zur göttlichen Einheit, [illegible] diese Einheit ist in ihm. Der Monotheismus [illegible] unmittelbare und von selbst vorhandene* (spontan[illegible] *wufstsein der Urmenschheit.*

9. Das Verlassen der ursprünglichen Einh[illegible] sich nicht erklären durch die Annahme, dafs si[illegible] eine vom menschlichen Willen unabhängige M[illegible] vernichtet worden, welcher sich der Mensch wie [illegible] Schicksale nothwendig unterwerfen mufste. V[illegible] vorhergehende Religion besser, so war der P[illegible] mus der Uebergang zu einem verderbten Zustand [illegible] solche Annahme widerstreitet der Vernunft! S[illegible] sich nur *dann* rechtfertigen, wenn in der Auflö[illegible] Einheit neue Mittel gegeben werden, um eine [illegible] *Befreiung* zu bewirken. Als ein solches Mittel [illegible] scheint es, wenn die angenommene Einheit nic[illegible] ein dem Menschen angeborner Begriff blieb, son[illegible] allen ihren Theilen dem Bewufstsein auch zur E[illegible] nifs kam. Wir begreifen daher, dafs das men[illegible] Bewufstsein aus dieser Einheit heraustreten und [illegible] ren Elemente sich auflösen mufste, um sich die [illegible] nifs derselben zu erwerben: so dafs nach dieser [illegible] der Polytheismus blofs der Uebergang sein wür[illegible] einem blinden Monotheismus, der sich in sein[illegible] schiednen Elementen nicht begriffen hat, zu ei[illegible] sich selbst klaren, in allen seinen Theilen intell[illegible] Monotheismus. Die Sache läfst sich so vorstelle[illegible] Monotheismus des Urbewufstseins ist noch kein ab[illegible] Monotheismus, sondern ein solcher, der die Mögl[illegible] des Polytheismus noch in sich schliefst, Monoth[illegible] noch ohne Selbstbewufstsein; er ist es daher und

t; er ist es, bevor er zu seiner Selbstkenntnifs ge-
t; er ist es nicht darin, dafs er nicht noch Poly-
smus werden könnte. Man kann daher sagen: *Der
theismus ist nur der Uebergang von einem Mono-
mus, der sich noch nicht in Erfahrung gebracht
(éprouvé), zu einem Monotheismus, der sich in Er-
ung gebracht hat.*

10. Der Uebergang oder die Krisis, wodurch der
sch aus der ursprünglichen Einheit seines angebor-
Monotheismus heraustritt, ist das Bewufstwerden
lben selbst durch die auf ihn gerichtete Reflexion,
welche die in ihm verborgnen Elemente heraus-
und offenbar werden. Das in Gott völlig ver-
e, von der Gottesidee völlig beherrschte Urbewufst-
schliefst alle Elemente der vorangehenden Schöpfung,
Zweck und Ziel der Mensch ist, alle weltschöpfe-
n Kräfte in sich, aber natürlich ohne Kenntnifs
Bewufstsein derselben, da sie (jene unmittelbare
selbst das erste Bewufstsein bildet und nur mit
völligen Selbsterkenntnifs die verschiednen Ge-
ihres Daseins durchlaufen hat. Die Gottesidee
sich im Bewufstsein wie durch einen höheren
r; die erste Reflexion aber vernichtet ihn. Das
stsein mufs sich einmal eröffnen, um ein sich
verstehender Monotheismus zu werden, und dazu
en, als ein Bewufstsein des Menschen, welches
sein Hinzuthun geworden, auch ein wahrhaft
liches Bewufstsein zu werden, welches sich selbst
ner Selbsterkenntnifs hervorbringe. Da indessen
wufstsein der Einheit, als bestehend durch eine
m völlig unabhängige Macht, blinder Weise sei-
flösung widerstrebt, aber die einmal begonnene
o wenig in ihrem Laufe aufzuhalten vermag, so
man, weil es noch alle Elemente der Einheit als
ergangenen Einheit in sich hat, hier den Wider-
sich offenbaren, welcher die Vielheit und die
zu gleicher Zeit und in demselben Punkte Platz
läfst. So erscheint die Vielheit selbst wie die
Einheit und umgekehrt. Der Polytheismus be-
erade in der Vermengung beider. Seine Idee
schlechthin, dafs die Vielheit die Majestät der
n Einheit enthalte, vor welcher der Mensch sich
irft. *Der Polytheismus und der Monotheismus
thin keine Erfindungen oder Erzeugnisse der
nheit und des Aberglaubens, sondern die Er-
zeugnisse einer Krisis, welche sich unfreiwillig in der
Seele des Menschen gemacht hat.*

11. Diese Krisis hat in ihrer Entwicklung voraus-
sichtlich verschiedne Gestalten zu durchlaufen; daher
die Möglichkeit der Entstehung der verschiedenen poly-
theistischen Systeme; womit man jetzt zugleich auch die
Möglichkeit einer Wissenschaft oder vielmehr Philoso-
phie der Mythologie begreift. — Die erste Krisis indes-
sen war kein Verlassen Gottes überhaupt, sondern nur
der ersten Beziehungen des Bewufstseins zu ihm. Läfst
sich auch diese Emancipation des Bewufstseins mit S.
Augustin nur eine *felix culpa* nennen, so erfüllt sich
diese Katastrophe doch nicht ohne eine gewisse Ver-
wirrung, wie jeder Schmerz des Menschen, wenn er
aus dem Urzustande der Unschuld und seiner Bestim-
mung heraustritt.

(Die Fortsetzung folgt.)

LVI.

J. Dunmore Lang an historical and statistical account of Newsouthwales both as a penal settlement and as a british colony. 2 *Voll. London*, 1834. 8.

Der Verfasser dieses Werkes ist derselbe Geistliche, dessen Untersuchungen über das Verhältnifs der Polynesier zu den asiatischen und amerikanischen Volksstämmen wir vor kurzem in diesen Blättern angezeigt haben. Er lebt seit mehreren Jahren in Sidney, seine nächsten Verwandten sind angesehene Grundbesitzer in Australien, und es kann kein Zweifel sein, dafs es ihm leicht möglich sein mufste, sich bessere Materialien für eine Geschichte dieser merkwürdigen Colonie zu verschaffen, als dies ein in Europa Lebender vermag, dem sogar die Zeitungen, für jetzt die Hauptquellen der australischen Geschichte, unzugänglich sind. Und wenn die Geschichte der Colonien, als der Keime, aus denen sich Staaten und Völker entwickeln, dem Historiker wichtig und bedeutend erscheinen wird, so ist dies gewifs bei keiner so sehr der Fall, als bei Newsouthwales, einer Colonie, die eben so einzig und abnorm in ihrer Gründung, als in ihrer wunderbar glänzenden Ausbildung dasteht. Das vorliegende Werk mufs aber ein desto gröfseres Interesse erregen, da es bis jetzt an einer Geschichte Australiens ganz fehlt, denn das Buch von Collins, *an historical account of the colony of Newsouthwales*, so wichtig es ist, kann doch nur als eine Chronik angesehen werden, und reicht nicht weiter als bis 1801. Wir wollen nun untersuchen, wie Lang seine Aufgabe gelöset hat.

Wenn wir dabei nach den Quellen und zwar zuerst nach den gedruckten, die der Verfasser benutzt hat, fragen, so kann es kein günstiges Vorurtheil erwecken, wenn wir ihn offen bekennen finden dafs es ihm an solchen ganz gefehlt habe. Nicht einmal Collins stand ihm zu Gebote, die Zeitungen sind ganz

vernachlässigt, und von den zahlreichen Reisewerken, die für die Geschichte des Landes so wichtige Beiträge liefern, finden wir nichts erwähnt, als zwei kleinere Abhandlungen von Berry in Fields *Memoirs* und von All. Cunningham im Journal der Londoner geographischen Gesellschaft. Indessen ist das bei der Geschichte von Newsouthwales ein geringerer Mangel, als er es bei jeder andern sein würde. Die Colonie ist noch so jung, dafs es noch viele geben mufs, welche die Gründung von Sidney erlebt haben, und ihre wahre Geschichte beginnt erst mit dem Jahre 1810 und mit Macquaries Verwaltung, wo sie nämlich aufhörte, ein Zuchthaus im Grofsen zu sein. Daher konnte der Mangel an anderen Quellen durch Berichte der Zeitgenossen leicht ersetzt werden, und diese sind es auch, aus denen, wie aus dem Selbsterlebten, der Verfasser seine Erzählung zusammengesetzt hat, namentlich hat er unter anderem eine handschriftliche Darstellung eines Augenzeugen von der Empörung gegen den Gouverneur Bligh und der Absetzung desselben ganz in sein Werk aufgenommen, welcher Abschnitt auch ohne Zweifel der werthvollste Theil desselben ist. Wenn dadurch das Buch für uns selbst zur Quelle wird, so will der Verfasser doch mehr; er will über seinen Nachrichten stehen, und urtheilt über Werth und Unwerth dessen, was geschehen ist; es fragt sich daher, in welches Verhältnifs er sich zu den von ihm gesammelten Nachrichten gestellt hat.

Die Beantwortung dieser Frage lehrt uns die eigenthümlichste, aber auch die verwerflichste Seite des Buches kennen. Da es hier unmöglich der Ort sein kann, den politischen Zustand des Landes zu erörtern, so mag es genügen, darauf hinzuweisen, dafs auch diese Colonie bereits seit langer Zeit durch die heftigsten inneren Streitigkeiten aufgeregt wird, und dafs sich namentlich zwei streitende Parteien gegenüberstehen, die sogenannte nationale und die der Regierung. Pflicht des Historikers ist es, sich über diese Parteiungen zu erheben, die Gegensätze als nothwendige Erscheinungen zu begreifen, und den Weg zur Lösung dieses Streites anzugeben. Allerdings gehört Lang keiner Partei an, allein die Lösung des Widerstreites ist ihm durchaus nicht gelungen, das Schlimmste dabei ist, nicht dafs er die Stellung eines *juste milieu*, sondern, dafs er sie nicht, wie es wohl sonst zu geschehen pflegt, aus redlichem, wenn gleich fehlgreifendem Eifer, vielmehr unverkennbar aus verletzter Eitelkeit einnimmt. Er stellt sich nämlich in dem ganzen Werke als das Haupt einer dritten Partei hin, der der freien Einwanderer, die es bis jetzt wenigstens gewifs nicht giebt, ein Bestreben, das sich nur aus seiner gereizten Stimmung erklären läfst. Als Haupt einer vom Staate nicht anerkannten Kirche (er ist schottischer Presbyterianer), ist er von den Beamten der Regierung, wie es allerdings scheint, mit Härte und Unbilligkeit behandelt worden, dies hat ihn seiner natürlichen Stellung auf der Seite der Regierung entfremdet, während ein richtiges Gefühl ihn von den Reihen der Opposition fern hält, und so ist er zu einer unglücklichen Mittelrolle zwischen beiden Parteien gekommen, für die er sich denn eine eigene Phalanx zunächst aus den Mitgliedern der schottischen Gemeinden, die meistens freie Einwanderer sind, geschaffen hat, während keine Erscheinung uns zu der Annahme berechtigt, dafs es wirklich eine solche Partei giebt. Von diesem Standpunkte aus tadelt er die Maafsregeln der Regierungsbeamten, ganz besonders der Vorsteher der herrschenden Kirche, so bitter, als nur ein Journalist in Sidney vermag, und während er auf die Repräsentation des Volkes dringt, wie die Opposition, schilt er diese, was freilich auch in Australien nicht schwer hält, auf eine Weise, die manchmal für unanständig erklärt werden mufs, ein Schwanken, das ihm wohl schwerlich eine von beiden Parteien Dank wissen wird. Was unter solchen Umständen aus der Geschichte wird, sieht man leicht ein, und wir wollen uns nicht dabei aufhalten, nachzuweisen, wie er das Wesen und Streben jener Parteien vollkommen verkannt, und die ereignifsreichsten Perioden der australischen Geschichte, die Verwaltungen der Gouverneure Macquarie und Darling, namentlich die des ersten, durchaus entstellt hat. Ja seine Stellung hat ihn sogar zu Behauptungen geführt, die wir geradehin als Unwahrheiten bezeichnen müssen, weil ihm in seiner Lage das Wahre nicht unbekannt sein konnte; dahin gehört z. B. die grundlose Angabe, dafs die Parteien der Colonie Newsouthwales in Vandiemensland unbekannt seien; Unbedeutenderes nicht zu erwähnen.

Die Einrichtung des Buches ist folgende. Der erste Theil ist der rein historische, auf eine kurze Vorgeschichte, in der es an groben Mifsgriffen nicht fehlt, folgt die Geschichte der Colonie bis auf die Abreise des Gouverneurs Darling 1831; die letzten Capitel enthalten statistische Bemerkungen, meistens von geringem Interesse. Der zweite Theil enthält einzelne Abhandlungen von verschiedenem Inhalt, einige geographische, die der Geograph beachten mufs, freilich nur darum, weil uns über die interessantesten Theile jenes Landes noch so wenig Sicheres und Gründliches bekannt ist; Hauptsache aber sind die Abschnitte, welche von dem Zustande der Verbrecher, dem Verhältnifs der freien Einwanderer zu ihnen, den religiösen Einrichtungen und den Schulen handeln. Man begreift ohne Mühe, wie wichtig Bemerkungen über diese Gegenstände (und zwar nicht blofs in beschränkt historischer Hinsicht) in der Geschichte einer Institution sein müssen, deren Zweck die moralische Besserung von Verbrechern ist; wer aber hier Nachweisungen zu finden hofft über das, was geschehen ist, und wie es geschehen ist, der wird sich sehr irren. Gerade diese Abschnitte sind der schlechteste Theil des ganzen Werkes; hier tritt der Verfasser ganz in den Mittelpunkt, wir erfahren nichts anderes, als seine oft recht uninteressanten Streitigkeiten und Händel mit der Regierung und ihren Beamten, und diese Dinge sind noch dazu auf eine Weise dargestellt, die eines gebildeten Mannes und eines Geistlichen ganz unwürdig ist.

Als Geschichtswerk müssen wir das Werk daher als vollkommen verfehlt bezeichnen, dennoch kann es als Quelle von dem, welchen dieser Theil der historischen Wissenschaft interessirt, nicht unbeachtet bleiben, obwohl seine Benutzung der besonderen Stellung des Verfs. zufolge Vorsicht erfordert.

Meinicke.

№ 68.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1835.

Philosophie de la mythologie, par **Schelling.** *Article premier. — In der Revue du Nord.*

(Fortsetzung.)

12. In Ansehung der Frage: *ob der der ganzen Menschheit gemeinschaftliche Gott nothwendig auch der absolut einzige Gott, mithin völlig aufser der Mythologie* ? mufs man zuvor im Begriffe des Polytheismus einen bisher gänzlich unbeachtet gebliebenen wesentlichen Unterschied, nämlich den zwischen *simultanem* und *successivem* Polytheismus, näher ins Auge fassen. Der letztere, nach welchem in aufeinander folgenden Götterdynastien ein früherer Gott durch einen spätern von seiner Herrschaft abgesetzt wird, ist der *eigentliche* Polytheismus, durch welchen die Einheit Gottes schaft vernichtet wird, während in dem gleichzeitigen die Einheit durch einen obersten und herrschenden Gott, der die übrigen ihm unterworfenen Gottheiten umfafst und enthält, und sich selbst als ihre Einheit, nicht als ihr Mitglied ansieht, immer noch erhalten wird. Nur den *successiven* Polytheismus hat man zu erklären, wenn man den Ursprung des Polytheismus erklären will. Es ist aber keineswegs nothwendig, dafs der erste, der ganzen Menschheit gemeinsame Gott der *absolut einzige* war, d. h. ein Gott, der nicht seines Gleichen haben konnte; es ist genug, dafs er seines Gleichen nicht hatte. Er konnte der einzige sein mit Ausschlufs der übrigen; allein darin, dafs er unvermeidlich zur späteren Absetzung durch einen andern Gott bestimmt war, kann er nur wie ein Ring einer Kette oder als erstes Glied eines successiven Polytheismus betrachtet werden; hiemit beginnt er bereits einen polytheistischen Charakter, wenn er auch für das Bewufstsein so lange der ausschliefsliche und einzige Gott bleibt, bis tatsächlich ein anderer Gott auftaucht, der ihn in die Vergangenheit zurückstöfst. Stellt man sich auch den ersten Gott schon vor als theilnehmend an einem System von gleichzeitigen, ihm aber unterworfenen Göttern, so hat man blofs eine Mehrheit von Göttern, die alle noch allen Menschen gemeinschaftlich sein konnten. Von dem Augenblick aber an, wo ein anderer Gott hervortritt, der die oberste Macht des ersten bekämpft, während dieser sich noch hält, tritt nothwendig Verwirrung ein, weil in diesem Conflict das Bewufstsein Aller nicht mehr dasselbe bleibt und der Gott sich mehreren unter einer verschiednen Gestalt zeigt; von da an giebt es kein allgemeines Bewufstsein mehr und tritt die Krisis ein, deren Resultat die Völkertrennung und die Entstehung verschiedner Götterlehren sein mufs; von da an der Polytheismus. Fragt man aber nach der Zeit, wo ein einziger Gott seine friedliche und absolute Herrschaft über die ganze Welt übte, so war dieses nur möglich in den vorgeschichtlichen Jahrhunderten und kein Platz mehr für ihn in der Seele einer schon getheilten Menschheit. Hieraus ergiebt sich der Hauptsatz (axiome): *Das Bewufstsein der ersten Menschheit, obgleich aufser der Mythologie, war schon mit der Idee des ersten mythologischen, erst später zum Vorschein kommenden, Gottes getränkt* (imbue).

13. Dieser *relative* Monotheismus konnte nur in dem Bewufstsein der ursprünglichen und vorgeschichtlichen Menschheit vorhanden sein; der Polytheismus findet sich schon im Bewufstsein der geschichtlichen. Die Hypothese von einem wissenschaftlichen und dogmatischen Monotheismus ist mithin etwas Unhaltbares; ein solcher findet keinen Platz mehr in dem ersten Bewufstsein der schon vom Polytheismus eingenommenen Menschheit. Eben so wenig ist auch die Hypothe von einer *geoffenbarten Lehre* zulässig, selbst wenn man diese Uroffenbarung bis zu den ersten Menschen hinauf versetzen wollte. Die ursprünglichen Beziehungen zwischen Gott und den Menschen waren inniger, als dieses Offenbarungssystem voraussetzt. Denn die Offenbarung setzt ein schon entfremdetes, mithin den Keim aller Irrthü-

mer schon in sich tragendes Bewufstsein voraus, eine Ideenverwirrung, die schon geherrscht haben mufs, und einen Gott, der sich offenbart, nachdem er bereits zu etwas Verborgenem geworden: was alles in dem Bewufstsein der Urmenschheit nicht hätte Statt finden können. So sieht man sich endlich genöthigt, *unmittelbare Beziehungen zwischen dem Bewufstsein der Menschen und dem allmächtigen Gotte* anzuerkennen, welche grofse und wichtige Veränderungen erlitten haben, in welchen eben der Ursprung der Mythologie liegt, welche im Grunde selbst schon diese erste Affection des menschlichen Bewufstseins der vorhistorischen, auch jeder Offenbarung vorhergehenden, Zeit ist.

14. Die *vorhistorische Zeit* ist eine *absolut identische, absolut untheilbare Zeit, in welcher es nichts Früheres noch Späteres giebt*, weil sie sonst eine historische Zeit wäre. Darum ist die Basis aller Mythologie das erste *wirkliche* Bewufstsein der Menschheit, im Uebergange zu welchem der Polytheismus entspringt. Diese Basis aber, wie dieser Uebergang und seine Ursache oder die Affection, welche das Bewufstsein von seinem Zustande ursprünglicher Unschuld trennt und durch welche es erst reelles Bewufstsein wird, sind für das Bewufstsein etwas Unerkanntes und völlig Unbegreifliches, weder durch seinen Gedanken noch Willen hervorgebracht. Das wirkliche Bewufstsein findet sich schon und erkennt sich nur *mit* dieser ihm unbegreiflichen Affection, welche eine reelle Macht für es ist, und die es nicht vernichten kann, ohne sich selbst zu vernichten. Es ist daher auch den Folgen dieser Affection darin unterworfen, dafs es *an der Stelle eines absolut einzigen Gottes einen relativ einzigen* annimmt. Die mythologischen Ideen entspringen überhaupt ohne seine Mitwirkung: als erstes wirkliches Bewufstsein, in welchem es schon ein Element der Mythologie giebt, findet es sich schon mitten in dieser Bewegung auf eine für es völlig unbegreifliche Weise. *So erhält also die Mythologie ihre Entstehung durch eine nothwendige Krisis, deren Ursprung sich dem Bewufstsein des Menschen verbirgt, und deren Fortschritt es eben so wenig aufzuhalten vermag.*

15. Die innere Umwandlung in dieser Krisis ist näher so zu fassen. Das Element ist Gott, d. h. das Bewufstsein Gottes. Als dieses ursprüngliche Bewufstsein, dem das Wissen Gottes eingeboren, ist es die *Substanz* des Bewufstseins selbst, und so früher als alles im Bewufstsein Wirkende, als jeder Vorgang *actus* in ihm, und früher als das erste reelle Be sein, welches schon *actus* ist und in welchem sich der erste mythologische Gott enthalten findet. Al reine Substanz ist es ohne Selbstbewufstsein, blo zu sagen, aufser sich stehendes (*placée hors d'elle* und *objectives* Bewufstsein; hätte es Selbstbewuf so machte es sich *subjectiv*. Dieser Handlung der subjectivirung mufs ein Zustand vorangehen, wo Bewufstsein ohne Selbstbewufstsein ist; es muf lich das Bewufstsein *eines Andern* sein, d. h. B sein *Gottes;* denn schon das erste wirkliche B sein besitzt nur noch den relativ einzigen Gott. hierin zwei Begriffe (zweierlei zu unterscheiden!) Gott als einzigen annehmen, wenn er es nicht is nichts Ursprüngliches enthalten, sondern etwas A telles, eine Affection, welche sich von der Subst Bewufstseins unterscheidet. Allein dieses Bew konnte den *Gott überhaupt* nicht hervorbringen es einem falschen Gotte das Dasein giebt, zeigt schon von Gott eingenommen, und dieses kann Accidentelles, sondern mufs etwas Ursprüngliches d. h. die Substanz des Bewufstseins selbst. Dur Substanz setzt es Gott nicht *in actu*, sondern s ner Natur; es mufs folglich das Gott überhaupt S d. h. *theogonisch* sein. Man kann folglich nicht wie das Bewufstsein dazu kommt, an Gott zu g *es hat ihn in sich*, wie man sagt: der Mensch Tugend in sich, d. h. sie ist ihm substantiell, o Hinzuthun oder Wissen. So hat das Bewufsts in sich als etwas, was es nicht entfernen kann, so Gott-setzendes Bewufstsein schon seiner Natur vor allem *actus*, insoweit es sich in seiner rein stantialität erhält; sobald es aber aus dieser he und *actus* wird, bringt es sich eine Affection be welcher es auch einen Gott, aber nicht mehr absolut einzigen setzt. Hieraus erklärt sich d giöse Princip des Bewufstseins, welches die My erzeugt hat: welches folglich nicht durch ein und wirkliches Bewufstsein, sondern lediglich seine Substanz hervorgebracht wird.

16. Der Vernichtungsprocefs der ursprün Einheit ist der Uebergang zu einer andern Einhei che der *wahre Monotheismus* ist. Der Urspru Mythologie ist eine Bewegung, durch welche d wufstsein seine zufällige Affection, den relativen

ismus, zu einem absoluten zu erheben hat. Man f die Mythologie auch nicht fassen als einen succesm, durch die Succession der verschiednen Elemente menschlichen Bewufstseins hervorgebrachten Polysmus, wo ein Element bewiese, dafs das andre eine ion war, weil dies eine Auflösung der Elemente wäre. *die* Elemente nur entstehen, um die absolute Einhervorzubringen, so hat diese Krisis nur die Wiereinigung der getrennten Elemente zum Zweck. Ursache dieser ganzen Bewegung ist von der Art, ein Element sich ausschliefslich des menschlichen ufstseins bemächtigt, und von dieser Ausschliefslichwieder abgesetzt werden mufs. Alle Einzelheiten mythologischen Processes, kann man sagen, sind n; die Irrthümer der Mythologie bestehen in der sung ihrer Theile; in dem Procefs aber als Prost nur Wahrheit; es ist der Procefs der sich selbst rherstellenden Wahrheit; die Mythologie ist, so gen, ein blinder Weg, der zur Wahrheit führt. m Gange der mythologischen Bewegung ist auch besondere Mythus Wahrheit und ein nothwendiheil des Processes; etwas Falsches sind nur die ner der mythologischen Bewegung. Da die ben Mythologien die verschiedenen Gestalten des alle Völker bewirkten Processes darstellen, so ist Irrthum, einen besondern Polytheismus für sich iren. Die ganze Menschheit und folglich auch hrer Theile ist gewissermafsen in diese Bewegung kt; folglich ist auch sie, wie jedes Volk, auf dem zur Wahrheit; das Volk fällt in den Irrthum, nur es sich fixirt und die Fortsetzung der Bewegung, sagen, an ein anderes Volk abtritt. So haben ese Dinge (welche?) in der Natur ihre Wahrheit em Processe, welcher die ganze Welt umfafst. — lsche Religion ist nur ein *caput mortuum* einer m Ganzen wahren Krisis, ein *superstes quid* eicesses, den man nicht mehr begreift; man könnte rt *superstitio* davon ableiten. — So enthält die gie nicht blofs subjective Wahrheiten für die in mythologischen Fortgange begriffene Menschheit, *es ist auch eine objective Wahrheit in der gischen Krisis, und diese Wahrheit ist weder et noch entstellt, sondern eine unmittelbare und Wahrheit. Die Mythologie ist wahr, so wie kennen.* —

er diese der Mythologie vindicirte *Objectivität* wird dann noch die Versicherung beigefügt, dafs damit diese Theorie sich in Widerspruch mit allen andern, bis auf den heutigen Tag aufgestellten Theorien befinde; man gewinne damit ein neues Gebiet für die Philosophie; denn bis jetzt sei die nur als ein subjectives Erzeugnifs betrachtete Mythologie blofs von Alterthumsforschern untersucht worden. Den Schlufs macht das Versprechen, dafs ein 2ter Artikel die Darstellung der theogonischen Bewegung im menschlichen Bewufstsein überhaupt und bei den verschiedenen Völkern des Alterthums liefern werde. —

Die Behauptung des eben angeführten Widerspruches möchte ein paar Decennien früher ihre Richtigkeit gehabt haben; gegenwärtig kann sie als gültig nur für diejenigen Theorien angesprochen werden, deren Widerlegung die vorangehende Kritik sich zur Aufgabe machte, nicht für die unberücksichtigt dabei gebliebenen. Hegel's Phänomenologie des Geistes erschien bereits 1807; die Art und Weise, wie hier auf dem Boden des geschichtlichen Geistes und seines religiösen Bewufstseins auch die mythologischen Gestalten auftäten, führt deren Nothwendigkeit und Objectivität schon von selbst mit sich. Was durch Ebendesselben, schon lange vor ihrem Druck Vielen bekannt gewordene, Vorlesungen über Religionsphilosophie auch für die besondern Religionen der vorchristlichen Völker geleistet worden, braucht nicht einmal besonders angeführt zu werden, da die ganze neueste Philosophie in Deutschland nach ihrer Grundrichtung längst nicht mehr zu den Voraussetzungen jener Kritik und Behauptung pafst, und auch die neueren Alterthumsforscher selbst schon lange den Stoff dazu zu liefern aufgehört haben. In der vorliegenden Mittheilung läfst sich viel Wahres, auch wo es aus einem tieferen Grunde nur etwa schimmernd noch durchbricht, allerdings nicht verkennen; Ref. wüfste aber kaum zu sagen, was für die deutsche Philosophie und deren gegenwärtigen Standpunkt an dem Wahren auch eigentlich neu wäre; was aber als neu erscheint, hat sich auch die Frage nach seiner Wahrheit noch gefallen zu lassen. Es kommt hiebei wenig auf die Form der Beweisführung und den Schein von Wahrheit und Nothwendigkeit an, welcher damit den Resultaten verliehen wird, da diese schon in der Voraussetzung liegen. Was herauskommen soll, wird theils durch Zirkelbeweise und Auflösung des Inhaltes in identische Sätze, deren einer den andern erklärt oder bestätigt, theils dadurch gewon-

nen, dafs es schon vorher besprochen und die Vorstellung damit vertraut gemacht wird, ehe es als Resultat ausgesprochen wird. Diese Methode, welche an äufsern und abstracten Verstandesbestimmungen fortschreitet und überhaupt nur der dialektischen Kunst des Verstandes angehört, keine speculative Gedankenbewegung ist, läfst sich daher auch um so leichter und ohne Eintrag für die Sache, auf welche es ankommt, ganz abziehen und die Sache selbst sich für sich, der innern Wahrheit ihres Gedankengehaltes nach, betrachten, da wir gar keinen Anstand nehmen, den Gedanken, welche an und für sich wahr befunden werden, auch ihre Realität und die Nothwendigkeit ihrer Verwirklichung in der Welt des Daseins zuzugestehen.

Alles bewegt sich um die Hauptfrage: Wie ist der Polytheismus in die Welt, oder die Mythologie und die Vorstellung von mythologischen Gottheiten in das Bewufstsein der Menschen gekommen? Als die Wahrheit wird dabei der Monotheismus oder das Bewufstsein von dem einen wahren Gotte vorausgesetzt, und darum, weil dieses die Wahrheit ist, behauptet, was eine weitere Annahme und Voraussetzung ist, dafs der Monotheismus auch *thatsächlich* in der Welt, d. h. im Bewufstsein der Menschen, der Entstehung des Polytheismus vorangegangen sein müsse. Geschichtliche Thatsache aber bis zu den ältesten historischen Erinnerungen ist nur der Polytheismus; *folglich* war der Monotheismus im *vorgeschichtlichen* Bewufstsein der Menschheit. Dieses ist daher auch das Ziel des Hauptbeweises, das Weitere dann die *Erklärung*, wie aus diesem ungeschichtlichen Monotheismus wieder der geschichtliche Polytheismus hervorgegangen sei. — Von der Logik aus kann zum voraus hiezu die Bemerkung gemacht werden, dafs, wo in der Natur oder Geschichte die Wissenschaft sich auf den Standpunkt des *Erklärens* stellt, sie gewöhnlich in den Fall kommt, *das Nämliche zweimal zu sagen*, und damit die Sache erkannt und gefafst zu haben glaubt: der thatsächliche Inhalt der äufsern Erscheinung wird genommen und für die Vorstellung in ein nicht erscheinendes Inneres und Früheres verlegt, aus welchem dann eben dieser Inhalt, wie man ihn aufsen schon zuvor hatte, wieder thatsächlich in die Erscheinung heraustritt, ohne dafs mit diesem Verfahren für die begreifen[de Er]kenntnifs der Dinge und ihrer innern Wahrheit i[rgend] etwas gewonnen wird. —

Die Hypothese eines *Urvolkes* mit der rein[en Göt]teserkenntnifs ist jetzt geschwunden, ebenso die [Hypo]these einer an die erste Menschheit ergangenen [Of]*fenbarung*, da Offenbarung ihrem Begriffe na[ch eine] schon verderbte, von Gott entfremdete Menschhe[it vor]aussetzt. Der Inhalt dieser unhaltbaren Hypothe[se ist] jedoch in etwas veränderter Gestalt in eine ne[ue Hy]*pothese* übergegangen; an die Stelle des Urvolk[es tritt] die ganze *Urmenschheit* selbst, an die Stelle de[r Of]fenbarung ein unmittelbar vorhandenes, in der Se[ele] selbst mitgegebenes oder angebornes *Urbewufstse[in]*, [...]*tes* mit dem bekannten Urzustande der *Unschul[d]* [...] ihrer Auflösung in besondere Völker und deren [...]mender Isolirung, vor der Trennung des Bew[...] und dem mit dem Bruche eingetretenen ungl[ück]lichen] Gefühle, nur eine zerrissene Menschheit zu se[in ...] der die Völker aus der Ureinheit von Land [...] jagenden Angst, ihre Einheit völlig zu verlier[en ...] vor der die ersten religiösen und bürgerlichen [...]tungen stiftenden Furcht war die ganze eine u[nge]theilte Menschheit noch in ihrer Integrität, Alle [...]lem beisammen, und im Besitz eines allgemeine[n ...] bewufstseins mit allen Elementen der vorang[...] Schöpfung und weltschöpferischen Kräften in sich [...] ohne es zu wissen und Kenntnifs davon zu ha[ben ...] eine später erfolgende Katastrophe und Krisis [...] in die Ordnung oder Unordnung gebracht, in [der sie] die Geschichte es findet. Ob es jenen vorge[schicht]lichen Zustand gab, welchen die Theorie behaup[tet, wis]sen wir so wenig als die Urmenschheit selbst [...] sich darin befand; die Geschichte schweigt; d[ie Sa]gen weisen darauf hin: aber die Völkersagen [...] überhaupt die Wahrheit, welche zur Wirklich[keit des] Lebens werden soll, bald als einen verschwund[enen bes]sern Zustand in die Vergangenheit, bald als e[inen] zu erwartenden in die Zukunft zu versetzen. P[...] mus also unter allerlei Völkern und in allerlei [mytho]logischer Gestalt ist das erste *geschichtliche* Fa[ctum, ...] *soll* und *darf* aber *nicht* das erste überha[upt ...]

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 69.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

October 1835.

osophie de la mythologie, par Schelling. ticle premier. — In der Revue du Nord.

(Fortsetzung).

Vir treten mithin, um von der mythologischen Phi-ie uns belehren zu lassen, an dem äufsersten der ältesten Geschichte vor den Vorhang, der erbirgt, was dahinter liegt, und fragen: Was ist er? Antwort: „Monotheismus; zunächst ein relati-elcher schon einen mythologischen Gott statt des t einzigen in sich trägt; hinter diesem ein unmit-s, von der einen wahren und absoluten Gottesidee besessenes, zwar von sich selbst nichts wissen-ber dennoch auch schon mit der Möglichkeit der tterei geschwängertes Urbewufstsein." Wie be-;t dies die Lehre? „Es *soll*, es *mufs* so sein; da-ird es *a priori* bewiesen." — Wir möchten schon veifeln, ob Hr. K. richtig gehört hat. Eine Phi-e, welche, wie man sonst vernimmt, blofs eine phie des Positiven sein will, und daher Postulate riorische Constructionen verwerfen mufs, sollte nicht verschmähen, ein Postulat aufzustellen as sie postulirt, *a priori* zu beweisen? Oder hat nahme eine andere Beglaubigung, etwa durch enbarung in der Bibel? Allein die Genesis ist keine unmittelbare und ursprüngliche Offenba-ie ist aus vormosaischen Urkunden geschöpft, ytheistische Völker und Dualismus bereits vor ihr Monotheismus ist selbst schon ein abstracter, alte Theologie hat Unrecht, welche den Poly-s als eine Verderbnifs und Entfernung von der les A. T. ansah. Hat das Ansehen der Bibel wa so viel Einflufs auf die Philosophie, dafs n Monotheismus nicht aufgiebt, der vor dem smus gewesen sein soll, so ist doch derjenige, behauptet, ein ganz anderer als der biblische. — eres wichtiges Stück der biblischen Tradition ist die Sprachenverwirrung und Völkertrennung, worauf die Philosophie sich berufen kann, um die Einheit zu erweisen, die vor der Trennung war; denn Trennung setzt etwas Ungetrenntes und Ganzes, folglich eine Einheit voraus. Allein hinter der in Verwirrung gerathenden Sprache ist das Bewufstsein verborgen und zwar als zerfallendes Gottesbewufstsein; anderntheils finden sich aufser dem darüber ins Stocken gerathenen Thurmbau zu Babel (mit welchem auch der geschichtlich wirklich vollendete Belusthurm nicht in gehöriger Uebereinstimmung steht) noch *viele andre* und zwar *da und dort zerstreute* kolossale Bauwerke, theils in der Absicht errichtet, die Idee eines *gemeinschaftlichen* Gottes auf die Nachwelt zu bringen, theils aus Furcht vor einer völligen Zerstreuung. Der Thurm zu Babel, nicht das einzige, sondern nur ein letztes Monument seiner Art, welcher die Bestimmung hatte, die Menschen vor der *Zerstreunng* zu sichern, wurde zwar der *Anfang* der entschiednen Völkertrennung, d. h. des Paganismus; gleichwohl ist anzunehmen, dafs die Genesis die Tradition von einem solchen Thurme blofs als das *Ende* einer längeren Periode angesehen wissen will. Man sieht also, dafs die mythologische Philosophie nicht ohne historische Kritik verfährt und die biblischen Sagen nicht so unmittelbar gelten läfst; sie benützt sie und *deutet* sie für ihre Zwecke. Wir müssen also zum apriorischen Beweise zurück. Vor dem Vorhange aber sind noch einige andre Fragen übrig. War die ganze eine und ungetheilte Menschheit mit ihrem ersten, allgemeinen Bewufstsein schon über die Erde verbreitet oder nicht? „In der Zeit der vorgeschichtlichen Jahrhunderte übte ein einziger Gott seine friedliche und absolute Herrschaft *über die ganze Welt*." Wie war aber eine so weite Verbreitung dann möglich ohne ein vielfältig zerfallendes und verschiedentlich sich trennendes, wie ohne ein wirkliches Bewufstsein? Vermuthlich waren also die Menschen noch in irgend einem Winkel der Erde bei-

sammen? Und haben sie hier sich auch fortgepflanzt und vermehrt: wie dies, ohne auseinander zu kommen und sich auszubreiten? Ferner, wenn auch noch keine Völker, gab es darum damals auch noch keine Familien und Geschlechter? Wenn keine: wie war Fortpflanzung möglich? oder hat die mit ihrem Bewufstsein blofs in Gott versenkte Urmenschheit sich durch thierische Vermischung erhalten? Gab es aber Familien und hiemit dann auch verschiedene: wie war wiederum dies möglich, ohne ein verschiedentlich besonderes und ohne ein wirkliches Bewufstsein? Oder heifst *kein reelles* so viel als *gar kein* Bewufstsein: wie konnte doch ein Bewufstsein Gottes *als eines Andern* Statt finden? Das reelle Bewufstsein ist also wohl schon sehr bald eingetreten, vielleicht schon mit dem ersten wirklichen Menschen und mit der ersten Familie? Und in der That ist es auch noch keinem Theologen noch sonst Jemand eingefallen, Adam und Eva sich ohne wirkliches Bewufstsein vorzustellen. Allein mit dem ersten wirklichen Bewufstsein hat auch, wie wir vernehmen, die friedliche Herrschaft des wahrhaft einzigen Gottes bereits ihre Endschaft erreicht; sie war von ganz kurzer Dauer; schon im ersten Menschen gieng sie unter, um dem relativen Monotheismus und dem ersten mythologischen Gotte von bereits polytheistischer Farbe Platz zu machen. Aber auch dieser Monotheismus fällt noch und fällt nur in die lange vorhistorische Zeit. Wir müssen daher nochmals vor den Vorhang, um auch diesem etwas näher nachzufragen. Da indessen die Menschheit ein reelles, wirkliches Bewufstsein, die Reflexion und damit die polytheistische Tendenz schon vom ersten Menschen an hat: so wird es sehr glaublich, dafs sie mit ihrer Vermehrung und Ausbreitung, mit der Zerstreuung der Familien und Geschlechter auch in der Realität des Bewufstseins, d. h. in dessen Trennung und Besonderung, starke Fortschritte machte, und dafs jene polytheistische Inclination von dem relativ einzigen Gotte, den sie absetzt, sehr bald zu allerlei Vielgötterei übergieng, oder wenigstens dem Augenblicke, wo die Zeit der Sprachenverwirrung und Völkertrennung kam, bedeutend vorgearbeitet hatte. So finden wir Polytheismus *vor* und *hinter* dem Vorhang; und war es ja dahinter noch kein wirklicher, so war doch frühzeitig dazu schon alle *Möglichkeit* im Bewufstsein, um mit dem Aufgang der Geschichte sogleich als fertige *Wirklichkeit* desselben da stehen zu können. Ganz zuletzt aber fällt

uns noch bei, was wir bisher zu fragen gänzlich verge-
sen haben: was die vorhistorische Zeit, die sich be-
selbst ganz hinter dem Vorhange befindet, denn w
selbst sei? und da sie nach der schon gegebenen D
nition eine absolut identische, absolut untheilbare
ist, in welcher es nichts Früheres noch Späteres g
so folgt unter nicht geringem Erstaunen von selbst
weitere Frage: ob denn die ganze vorgeschichtl
Menschheit überhaupt nur gelebt habe, da es nicht
Menschenleben ohne etwas Früheres und Späteres g

Wir sind aber hiemit auch selbst gänzlich irre
aus dem Fragen heraus, da auf keiner Seite irgen
was mehr Stand halten will und uns alles zusam
sinkt; die Hypothese ist uns unter den Händen le
zur Schimäre geworden. Hat der Franzose, oder
sonst Hr. K. ist, Hrn. v. Sch. so gräulich mifsver
den, oder will er selbst seine Landsleute und Lese
Besten haben? — Lieber wenden wir uns daher v
widersinnigen Mühe, in der vorhistorischen Zeit u
was und nichts oder sie selbst als erfüllte und auch
erfüllte, als eine und keine Zeit zugleich denke
wollen, zu dem *inneren*, jedoch ebenfalls als factisc
gestellten, Vorgange im Bewufstsein selbst und z
fsen Krisis seiner Umwandlung, worin wir einen
lativen Gedanken zu erblicken glauben. Es sind
eigentlich, wie es scheint, zwei solche Krisen zu
scheiden: 1) der Uebergang von dem Urbewufstsei
reellen Bewufstsein, mit dessen Eintritt sich ihm
eine ihm selbst unbegreifliche Affection und höhere
für den absolut einzigen Gott sogleich ein relativ
ger unterschiebt, jedoch so, dafs es noch allgem
Bewufstsein einer ungetrennten Menschheit bleibt;
Uebergang von diesem zum wirklichen oder ges
lichen Polytheismus, dessen Entstehung mit der
sung des allgemeinen Bewufstseins, dem Ursprun
Völker und der Sprachenverwirrung in *einen* M
zusammenfällt. Da indessen in der *einen* ungeth
vorgeschichtlichen Zeit *zwei* solche Krisen ohnehin
Platz finden, wenn man nicht etwa eine doppelte
historische Zeit annehmen will, so wollen wir vo
zweiten Krisis sogleich abstehen und bei dem Ue
welches uns mit allen vorhistorischen Thatsachen b
nete, es auch sogleich auf Hrn. K.'s Rechnung s
wenn es von jenen Kolossalen, von den Völkern i
oben angegebenen doppelten Absicht aufgeführten
werken, Felsen- und andern Tempeln, Cyklopenmau

, heifst, dafs sie aus einer *schlechthin vorgeschicht-*
'n Zeit stammen: wornach nicht blofs der Thurm zu
:l, der ein letztes Monument dieser Art war, als das
k eines schon existirenden *besondern* Volkes er-
:nt, sondern Völker überhaupt, wider die Annahme,
ı in die vorhistorische Zeit gesetzt werden. In der
n Krisis aber finden wir zunächst ein unmittelba-
von der Gottesidee ganz erfülltes und beherrschtes
wufstsein, welches seinen Inhalt, eben diese Got-
:e, noch unbewufst in sich hat, durch den Eintritt
leflexion aber, das Bewufstwerden, zu sich kommt
wirklich bewufstes Bewufstsein wird. Da sonst das
fstsein durch die Reflexion auf seinen Inhalt eben
ı selbst auch sich zum Wissen bringt, so sollte
das Nämliche auch hier von seinem substantiellen
e, der wahren Gottesidee, erwarten; statt dessen
erhält es mit seinem Erwachen und Zusichkom-
lurch eine ihm und uns unbegreifliche Macht und
rendigkeit für das Bessere etwas Schlechteres, für
Vahre etwas Unwahres, für den absolut einzigen
einen relativ einzigen und hiemit schon falschen
Eine Erklärung über den Grund dieses *quidpro-*
'ird nicht gegeben; wir können vorläufig daher
ılgenden finden: der geschichtliche Polytheismus
klärt und ein ursprünglicher Monotheismus dabei
aufgegeben werden; daher die Annahme eines
depravirten Monotheismus, welcher als Mittelglied
forderlichen Uebergang macht. Da indessen die
ıglich vorhandene wahre Gottesidee doch nur et-
erborgenes für das Urbewufstsein blieb, nie zur
che des Wissens wurde, und vielmehr das erste
he Wissen in der Welt sogleich ein verdorbenes
wahres ist, in welches das Bewufstsein geräth,
n wissen, wie ihm geschieht, wie auch ferner die
ıen und Völker in alle Vielgötterei blindlings und
ldig eingehen: so bleibt immerhin noch die Frage
wozu denn diese ganze göttliche Komödie über-
lienen soll, welche mit dem armen Menschenge-
te gespielt wird.

wenig Werth in diesem Vorgange für das Be-
in, ebenso wenig *Inhalt* finden wir auch in
prünglichen Gottesidee selbst. Für das Urbe-
in, welches ohne Reflexion und Unterscheidung
eine Bestimmungen des göttlichen Wesens *für*
ı nicht einmal den *Namen* Gottes, weil noch
prache überhaupt, hat, kann ohnehin von einem
Inhalte keine Rede sein. Für *unser* Wissen ist zu-
nächst nur der *Name* Gottes, Gott nur überhaupt als
höchstes Wesen, das ganz abstract Allgemeine, gege-
ben; einen näheren Inhalt scheinen dann die dem Ur-
bewufstsein in sein Dasein mitgegebenen Elemente der
Schöpfung und weltschöpferischen Kräfte zu bilden, in
welchen man noch eine Spur der vormaligen Naturphi-
losophie könnte finden wollen, die aber so noch ziem-
lich mystisch erscheinen und ohne Zweifel in Eins zu-
sammenfallen mit den Elementen des späteren Poly-
theismus, womit das Urbewufstsein bereits schwanger
geht, um sie später, eines nach dem andern, auch für
das Wissen an den Tag herausgeboren in der Ge-
schichte auftreten zu lassen, und zuletzt wieder alle in
dem sich selbst verstehenden Monotheismus zu vereini-
gen. Zusammengenommen finden wir also von der
Idee Gottes nur die noch ganz unbestimmte und ab-
stracte Allgemeinheit, welche, nicht besser als das Chaos
der griechischen Mythologie, nur die allgemeine Mög-
lichkeit in sich schliefst, Alles zu werden und aus sich
hervortreten zu lassen, was von wahrer und falscher
Religion später wirklich geworden ist. Dieses ganz
abstract Allgemeine macht auch die *Substanz* des Be-
wufstseins aus. Es soll zwar die Idee des wahren und
absolut einzigen Gottes darin enthalten sein; aber diese
Idee ist so selbst nur noch in ihrer dürftigsten, weil ab-
stractesten, Gestalt vorhanden. In aller Religion
kommt es aber darauf an, *was* Gott für das ihn wis-
sende Bewufstsein ist, oder *wie* es ihn weifs. Auf
dieses ganz abstracte Gotteswissen reducirt sich auch
die übrigens richtige Unterscheidung, dafs das theogo-
nische Bewufstsein auch im Setzen eines falschen
Gottes doch insofern etwas Wahres und Substantielles
zu seinem Grunde hat, als es dabei noch Gott über-
haupt will, was es nicht kann, ohne eine Vorstellung
der Gottheit überhaupt in sich zu haben. Aber ohne
dieses gäbe es auch überhaupt keine Religion, und
diese Wahrheit bleibt auch in der schlechtesten. Uebri-
gens ist es allerdings richtig, dafs die Idee Gottes die
substantielle Wahrheit des Bewufstseins ausmacht; aber
diese Erkenntnifs ist auch keineswegs etwas Neues für
diejenige Philosophie, welche heutzutage überhaupt
zum substantiellen Wissen dessen, was der *Geist* ist,
gekommen ist und seinen Begriff gefunden hat. Allein
eben darum, weil die Idee Gottes als die absolute
Wahrheit auch die substantielle Wahrheit des mensch-

lichen Geistes und seines Bewufstseins ist, welches nur in ihr sich zur eignen Wahrheit vollenden kann und seine absolute Befriedigung findet, liegt sie auch *innerlich* der *eignen* Entwicklung des menschlichen Geistes zu Grunde und ist als das an und für sich Wahre von der naturrohesten bis zur geistigsten Religion auch das innerlich Bewegende und Fortleitende in ihrem Entwicklungsprocesse durch das Bewufstseyn der Völker und ihre Religionen hindurch. Durch die eigene substantielle Natur des menschlichen Geistes aber fähig, von ihm in ihrer Wahrheit erkannt zu werden, und erst in dieser Erkenntnifs ihn auch wahrhaft frei machend, ist die Idee Gottes gleichwohl *als Idee* und in ihrer Totalität nur erst am Ziel ihrer Entwicklung und nur *im Wissen* ihrer entwickelten Wahrheit für das Bewufstsein vorhanden. Als die absolute Wahrheit ist sie freilich auch für den Anfang des Bewufstseins, weil überhaupt und an und für sich vorhanden, und als ihr eignes Ziel auch ihre eigene Voraussetzung; sie ist ferner in der natürlichen Unmittelbarkeit des Geistes, weil nicht gewufst, auch ohne ihr Bewufstsein, wie die mythologische Theorie richtig lehrt, und so allerdings noch etwas sehr Verborgenes, aber so auch noch keineswegs in ihrer Wahrheit, oder vielmehr, weil ohne Wissen und Bewufstsein auch keine Unterscheidung und Bestimmung vorhanden ist, eben so wenig noch Monotheismus als Polytheismus, sondern gar nichts, das noch völlig Unbestimmte. Soll dieses aber auch als etwas Factisches vorgestellt werden, wofür die Theorie einen besondern, allen späteren Entwicklungen vorhergegangenen Urzustand im Bewufstsein der ersten Menschen annimmt, so ist dieser Zustand bei den ersten Menschen um nichts mehr vorhanden gewesen, als er noch jetzt und immer bei jedem neugebornen Menschen und im natürlichen, noch unentwickelten Bewufstsein des Kindes sich findet. Die erste wirkliche Religion war Naturreligion, welche bis zu ihrer Erhebung zum Geistigen selbst wieder mehrere Stufen durchläuft, weil der menschliche Geist in seiner Concretion mit der Natur, von welcher er herkommt, wie sonst überall in seiner Bildung und Entwicklung, so auch in seinem religiösen Bewufstsein nur von der Natur ausgehen und beginnen kann; je mehr er aber über die Natur sich erhebt, desto mehr kan er auch zu seiner eignen Wahrheit und Freiheit, un sein höchstes Ziel ist, sich selbst als Geist und G als absoluten Geist zu wissen. Wenn nun aber d Philosophie dasjenige, was die *innere* speculative Wa heit der Sache ausmacht und *der Idee nach* an *und für sich* das Erste wie das Letzte ist, auch einen *äufserlichen* und *factischen* Zustand, aller G schichte, wie der ersten natürlichen Unmittelbarkeit menschlichen Geistes zuwider, dennoch *wie etwas storisches* und noch dazu in der betrachteten fabel ten Gestalt für die blofse *Vorstellung* an die Spitze Menschheit stellen will, so ist ein solcher Mifsgriff Speculation nur einer philosophischen Ungeschick beizumessen. Der *vorgestellte Urmonotheismus* ist n blos eine unwahre, sondern auch völlig unnütze überflüssige Annahme.

In der sog. *mythologischen Bewegung* oder Entwicklung des religiösen Bewufstseins, in wel das blinde Gottesbewufstsein auch ein wahrhaft me liches (d. h. wohl: ein der vernünftigen Natur und heit des Geistes wahrhaft würdiges) Bewufstsein wie der blinde Monotheismus ein in sich klarer intelligenter und sich selbst verstehender Monothe werden soll, läfst sich die Wahrheit eines solchen ganges im Ganzen und ein Durchblick der *Idee* verkennen; über den innern Gehalt indessen wird näheres Urtheil erst dann möglich werden, wenn Ausführung des Ganzen vorliegt oder wenigstens 2ter Artikel noch die Entwicklung des theogon Bewufstseins geliefert hat; denn, was hier darg scheint, ist ein noch nicht viel verheifsendes B stück. Wir sind in der Philosophie der Religion der Geschichte durch das, was wir bereits Ausgef davon besitzen, ist auch für eine vollendete Durc dung noch manches zu thun übrig geblieben. schon gewohnt, die aufgeschlossene und entfaltete nicht blos in einen Reichthum der mannigfaltigsten interessantesten geschichtlichen Gestalten sich ent ten, sondern auch deren Kern und inneres W einer begreifenden Erkenntnifs zur klaren Di sichtigkeit gebracht und ihre Reihenfolge in eignen Nothwendigkeit dargestellt zu sehen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 70.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

October 1835.

sophie de la mythologie, par Schelling. ·icle premier. — In der Revue du Nord.

(Schlufs.)

egen diesen Reichthum sticht es sehr ab, wenn hier teresse sich blos um den abstracten Unterschied und satz von Monotheismus und Polytheismus, von äu- Einheit und Vielheit oder Einheit und Trennung be- und statt des innern Gehaltes der Religionen diese er Oberfläche abgehobenen Abstractionen wie ein erscheinen, worauf es ankomme. Nur bei dieser chen Auffassung des mythologischen Stoffes kann em gemachten Unterschiede zwischen simultanem ccessivem Polytheismus der Werth einer wichti- tdeckung beigelegt werden; das dafür aus dem ienwechsel in der griechischen Mythologie ange- Beispiel, der Uebergang von der Titanenherr- zur Herrschaft des Zeus, ist schon längst von msforschern viel tiefer und sinniger aufgefafst , als die *blofse Absetzung* des einen Gottes inen andern es erscheinen läfst. Ein Monotheis- er, der sich auch in der simultanen Vielgötterei erhalten weifs, ist in der That sehr genügsam erant. —

ch Hrn. K. im Vorworte lief die vormalige Na- sophie auch auf eine Art Physiognomonik der hen Dinge hinaus, auf die Erkenntnifs ihrer in- schaffenheit aus ihrer äufsern Erscheinung, was rläutert wird, dafs oft schon ein schlichter Hand- ann von seinem Umgange mit den Dingen und ber instinctartig durch Sehen und Betasten die nen Qualitäten eines Dings besser zu errathen s ein gelehrter Physiker. Die Dinge wirklich hrhaft erkennen, um hiernach auch ihre Defini- en zu können, heifst nichts anderes als die in nthaltenen oder verborgnen und ihre Wesenheit constituirenden Gedanken- und Begriffsverhältnisse auffinden und erkennen und sie auf ihren adäquaten Ausdruck in bestimmten logischen Kategorien zurückführen. Um aber dieses zu können, mufs das Denken zuvor sich selbst gefunden, der Geist sich selbst erkannt haben und mit seiner vernünftigen Natur und eigenen Logik vertraut geworden seyn. Gerade diese Seite des Logischen und des Geistigen überhaupt ist in Sch.'s früherem Systeme nicht ausgeführt und durchgebildet worden, und daher auch die Naturphilosophie, bei allem Verdienste der Wiedererweckung ihrer Idee und der Gröfse ihres Gedankens, doch etwas Mangelhaftes in der Ausführung geblieben. Was für die Erkenntnifs der Natur gilt, gilt noch näher für die Geschichte und für alle Erscheinungen, welche den Geist selbst zu ihrem Boden haben, wohin auch die Religion und mit ihr die Mythologie gehört. Nachdem nun Hr. v. Sch. an diese geistigen Gebiete und ihre geschichtlichen Erscheinungen so vieljährige Studien gewendet hat, so dürfen wir von seinem Geiste und Genie billig wohl als Frucht und Ertrag dieser Studien nicht blos ein reiches historisches, nicht durch unglückliche Hypothesen verdorbenes und entstelltes Material von dem ganzen Gebiete der hier in Betracht kommenden Gestalten, sondern auch einen Reichthum von innerer, zum Gedanken und Begriffe hindurchgedrungener und den lebendigen Geist in diesen Gestalten uns innerst enthüllender Erkenntnifs erwarten. Sind auch die früher gehegten Erwartungen in jüngster Zeit etwas herabgestimmt worden, so kann man doch diese dürftigen Lehrerfindungen und Mifsgriffe, diese Fabeln und Halbheiten, welche hier als seine neueste Philosophie ausgeboten werden, unmöglich dafür annehmen. Wir hoffen daher, Hr. v. Sch. werde nicht zögern, durch baldige eigne Mittheilung seiner wirklichen Lehre und Philosophie diese jetzt seinem Namen zugefügte Verun-

glimpfung zu widerlegen, und nicht durch französische Intervention sich dazu verurtheilen lassen, einem Tithonos gleich die durch eine frühe Eosgunst erlangte Unsterblichkeit nur noch als Cicade in der Mythologie zu fristen. —

Gabler.

LVII.

El Moro expósito, ó Córdoba y Búrgos en el siglo décimo. Leyenda en doce Romances por Don Ángel de Saavedra. En un Apéndice se añaden la Florinda y algunas otras composiciones inéditas del mismo autor. París, 1834. en la Librería Hispano-Americana. 2 Vols. 8. Vol. I. XXXI y 462 pag. Vol. II. 498 pag. (Mit dem Portrait des Verfs.)

Das vorliegende Werk ist in mehr als einer Hinsicht eine merkwürdige Erscheinung. Schon durch den blofsen Namen seines Verfs., des nunmehrigen *Herzogs von Ribas*, der als Haupt der Opposition in der Kammer der Próceres und als einer ihrer vorzüglichsten Redner nun eine so bedeutende Rolle in dem grofsen politischen National-Drama Spaniens spielt, erregt es auch aufserhalb der pyrenäischen Halbinsel gewifs die Aufmerksamkeit aller Gebildeten. Es dürfte daher Vielen erwünscht sein, wenn wir, bevor wir uns mit dem Werke selbst beschäftigen, nachstehend eine Uebersetzung der *handschriftlichen autobiographischen* Skizze des berühmten Verfs. mittheilen, die wir der gütigen Verwendung unseres verehrten Freundes, Don Pedro Sainz de Baranda, Bibliothekars der königl. Academie der Geschichte zu Madrid, verdanken *).

„Don Ángel de Saavedra wurde zu Córdoba den 1sten März 1791 geboren. Mit eilf Jahren kam er in das königl. Seminarium der Adelichen zu Madrid, und erhielt daselbst in den Gymnasial-Gegenständen, im Französischen und Zeichnen Unterricht. Im J. 1807 verliefs er dieses Collegium, um in der Leibgarde des Königs seine militärische Laufbahn zu beginnen."

„Als nach dem denkwürdigen 2ten Mai 1808 die Schwadron, in der er diente, nach dem Escorial abgezogen war, fand sich dort ein Emissair des Gene[ral] Murat ein, um die aus der Blüthe des Adels beste[hende] *Garde du corps* zum Uebertritte zu der Partei des U[sur]pators zu verführen. In der darüber berathschlagen[den] Versammlung seiner Cameraden ergriff Saavedra, t[rotz] seines noch sehr jugendlichen Alters, der erste das W[ort,] verwarf mit edlem Unwillen die Vorschläge des E[missairs,] und bewirkte dadurch die allgemeine Zustimm[ung] seiner Gefährten zu diesem Entschlusse. Er zog h[ier]auf nach Zaragosa, um sich mit dem unsterblichen [Pa]lafox zu vereinigen; da er aber alle Strafsen durch französischen Truppen schon besetzt fand, so w[andte] er sich nach Castilien, um zu einer anderen Schwa[dron] der königl. Garde zu stofsen, die er auch in dieser [Pro]vinz noch erreichte, und in der er die Schlachten [von] Rioseco, Tudela, Uclés, Ciudad Real, Talavera [und] Ocaña mitkämpfte. In dieser letzteren Affaire [erhielt] er eilf tödtliche Wunden, und blieb auf dem Schl[acht]felde liegen, von wo den Sterbenden um Mitter[nacht] ein Reiter wegtrug."

„Mitten durch die gröfsten Gefahren wurde er [nach] Córdoba gebracht. Als aber die Feinde auch in [Anda]lusien eindrangen, flüchtete er sich, noch hal[b todt,] nach Málaga. Aber auch da fiel er den Feinden i[n die] Hände, und wurde von dem General Sebastiani [zum] Gefangenen gemacht."

„Doch gelang es ihm, kurze Zeit darnach na[ch Gi]braltar zu entkommen. Von hier begab er sich [nach] Cádiz, wo sich eben der General-Stab formirte, i[n dem] Saavedra zum Hauptmann und in der Folge zum O[berst]lieutenant ernannt wurde. Hier leitete er mehrere [wich]tige topographische und Fortifications-Arbeiten, [machte] die ganze Belagerung mit aus, und befand sich mit in der Schlacht von Chiclana. Nach aufgehob[ener] Belagerung wurde er zum Chef des General-Stab[s] einer Division der Reserve-Armee ernannt."

„Als endlich der Krieg beendigt war, nahm S[aave]dra mit dem Range eines Obersten seinen Ab[schied.] Er lebte nun in Sevilla, und widmete sich ganz [dem] Studium der Literatur und Malerei. Um diese Zeit [trat] er zuerst öffentlich als Dichter mit einem Band „poetischer Versuche" (*Ensayos poéticos*) auf. [Auch] zwei Tragödien von ihm wurden mit grofsem Be[ifall] gegeben".

„Beim Ausbruche der Revolution von 1820 [war] Saavedra einer der eifrigsten Vertheidiger der Co[nstitution]

*) Einige biographische Notizen über ihn gab auch ein Pariser Correspondent der *Allgemeinen Zeitung*, i. J. 1834, 15ten August, No. 227, Beil., S. 907.

fassung von 1812. Auch gab er in den J. 1820 — eine neue, verbesserte Ausgabe seiner lyrischen, hen und dramatischen Gedichte in zwei Bänden us *). Von Paris, wohin er eine Reise gemacht , wurde er durch die Ernennung zum Deputirten r Provinz Córdoba, zu den Cortes zurückgerufen."

„Nach Auflösung der Cortes durch das französische ions-Heer i. J. 1823 wanderte Saavedra abermals Gibraltar, und von da nach London aus, wo er wieder blofs mit literarischen Arbeiten beschäf- **). Von hier aus begab er sich (i. J. 1825) nach ı; da ihm aber nicht gestattet wurde, sich dort ömischen oder Florentinischen) niederzulassen, so ste er sich nach Malta ***). Während seines Aufes auf dieser Insel, wo er von den Engländern h aufgenommen wurde, bildete er sich unter der ung des Prof. Hisler in der Malerei aus, und te sich nebst dem auf das Studium der ausgezeich- modernen Schriftsteller Englands und Italiens." Als er sich mit den Cortes in Sevilla befand, dort seine Tragödie „*Lanuza*" mit Beifall auf- ****). Von Malta aber datirt sich seine Vorliebe sogenannten romantischen Geschmack, in dem

er noch dort (i. J. 1829) seinen „*Moro expósito*" zu dichten begann."

„Im J. 1830 liefs er sich in Frankreich nieder, und lebte mit seiner Frau und seinen Kindern in Paris, wo er die Freude hatte, mehrere Portraite von seiner Hand im Museum des Louvre ausgestellt zu sehen. Hier vollendete er auch (i. J. 1832) den „*Moro expósito*", der, nebst einigen anderen, früher ungedruckten Gedichten bei seinem Freunde Salvá in der vorliegenden Ausgabe erschienen ist."

„Er hat auch eine „*Comedia original*" in Versen geschrieben, die nächstens zu Madrid aufgeführt werden soll."

„Im J. 1834 erhielt er die Erlaubnifs, in sein Vaterland zurückkehren zu dürfen, wo er bald darauf, nach dem Tode seines älteren Bruders, die Titel und Güter des herzoglichen Hauses von Ribas erbte, und für die Klasse der Granden zum *Prócer* des Reichs ernannt wurde."

Aber auch abgesehen von der Persönlichkeit des Verfs., ist die vorliegende Sammlung seiner Gedichte schon dadurch höchst merkwürdig, dafs er darin mit Entschiedenheit eine für das moderne Spanien neue Bahn betritt, und sie dürfte von so bedeutendem Einflufs auf die fernere Entwicklung der spanischen Poesie sein, dafs man von ihrer Erscheinung vielleicht eine neue Epoche derselben datiren wird. Denn die spanische Poesie war bekanntlich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht viel mehr, als eine sclavische Nachahmerin der französischen; und obwohl sie durch Melendez und die Dichterschule von Salamanca wieder mehr eigenthümliches Leben und nationalere Färbung bekam, so beschränkte sich diese Umgestaltung doch gröfstentheils nur auf die Bildung des Styls und der Diction nach dem Muster der einheimischen Klassiker, und auf die Cultur einiger volksthümlichen Formen. Aber trotz des neuerwachten Selbstgefühls trat die edle castilianische Muse nur schüchtern auf, und wagte es noch nicht, die Fesseln der sogenannten französisch-klassischen Schule gänzlich abzuschütteln. Daher blieben die Spanier bis auf unsere Tage der mächtigen Bewegung fast fremd, die, wie wir mit Stolz uns dessen rühmen können, die deutsche Kritik in der stagnirenden modernen Poesie Europa's hervorgebracht hat, und woran gerade das unter uns wiedererwachte Studium der altspanischen Romantik eben nicht den geringsten An-

*) r *erste* Band enthält die lyrischen Gedichte; der *zweite* epische Gedicht: „*El Paso honroso*" und die beiden gödien: „*El Duque de Aquitania*" und „*Malék-Adhel*," tere nach der bekannten Novelle: „*Mathilde*" von der . Cottin. — Vgl. *des Ref.* Beurtheilung der lyrischen epischen Gedichte Saavedra's, nebst Proben daraus, in *Wiener Jahrb. d. Lit.*, Bd. XLVIII, S. 96—98.

**) er lieferte er auch Beiträge zu den „*Ocios de Españoles rados*;" unter andern die schöne Ode: „*El Dester-*," auch in Huber's trefflichem „Spanischen Lesebuch" 71 — 482) abgedruckt, und von B. Read ins Englische setzt.

***) gl. die von Saavedra selbst in der Note 30 zum 1sten Bd. „*Moro expósito*" gegebene ausführlichere Darstellung s mifslungenen Versuches, sich im Kirchenstaat oder scana niederzulassen, und seiner Ueberfahrt auf einem schen Schiffe nach Malta.

****) die Beurtheilung dieser Tragödie und Saavedra's als tischen Dichters in der „*Revue trimestrille*;" Avril, p. 545 et 546. Früher hatte er, aufser den angeführ-noch eine Tragödie: „*Aliatar*" geschrieben (S. Lean-ernandez de Moratin, *Obras, dadas á luz por la Real mia de la Historia. Madrid*, 1830—1831. 8. *Tom II*, *p. XCIV*.).

theil hatte. Saavedra ist nun der *erste* unter den modernen Dichtern Spaniens, der es gewagt hat, sich mit Bestimmtheit von dem herkömmlichen Schulzwange des französischen Klassicismus loszusagen; ihm gebührt das Verdienst, in dem vorliegenden Werke seine Landsleute theoretisch und praktisch mit den nun allgemein verbreiteten und allgemein anerkannten richtigeren Kunstansichten näher bekannt gemacht, und ihnen das, was sie längst als Eigenthum im hohen Grade besafsen: *die Romantik*, wieder vindicirt zu haben. Auch er hatte in den vor seiner Auswanderung verfafsten Gedichten die eingeführten Normen noch strenge zu beobachten gesucht; aber seitdem er die älteren und neueren grofsen Dichter der Briten in ihrem Vaterlande selbst kennen und verstehen lernte, seitdem er den Klassicismus selbst in seinen Wiegenländern, Italien und Frankreich, als unhaltbar aufgegeben, und in ihrer Bekehrung ein schlagendes Beispiel von der über herkömmliche Vorurtheile siegenden Wahrheit gesunder, naturgemäfser Kunstansichten sah, ward auch er, unbefangener als viele seiner Landsleute, die doch dieselben Erfahrungen machen konnten, von der Richtigkeit derselben nicht nur theoretisch überzeugt, sondern fühlte, als ächter Dichter, sich gedrungen, die so gewonnene Ueberzeugung auch poetisch auszusprechen: so entstanden sein „*Moro expósito*“ und mehrere in demselben Geiste gedichtete Romanzen.

Schon die prosaische Vorrede (*Prólogo*) zu diesen Gedichten ist sehr beachtenswerth, sowohl durch die Klarheit und Eindringlichkeit, womit er die neu gewonnenen Ansichten über das Wesen und Verhältnifs des sogenannten Klassicismus und Romanticismus ausspricht, als durch die Unbefangenheit und Schärfe des Urtheils in der Anwendung derselben bei der Beurtheilung des Entwicklungsganges seiner vaterländischen Poesie. Diese Vorrede, in der er dem Einflusse der deutschen Kritik volle Gerechtigkeit widerfahren läfst, verdiente in der That ganz übersetzt zu werden; denn sie würde selbst unter uns Manchen, der an der *Romantik* durch den Mifsbrauch (*Romanticismus*), den in der neuesten Zeit besonders die Franzosen davon gemacht haben, irre geworden ist, wieder auf den wahren Standpunkt zurückführen. Man hat, wie uns bedünkt, diesen Standpunkt vorzüglich dadurch verrückt, dafs man in neuester Zeit unter dem Romantischen oft nur die *blofse Negation* des Klassischen überhaupt, d. h. die gänzliche Fessel- und Formlosigkeit verstanden wissen wollte, der al-dings der neu geschaffene Name: *Romanticismus* (M-brauch der Romantik) gebührt. Wenn man aber *Romantische* schlechthin dem *Klassischen* entgegen so kann dies nur in so weit gelten, als man die die *volksthümliche* von der *gelehrten*, der antiken n-geahmten Poesie unterscheiden will. Insofern h insbesondere die Poesie des Mittelalters einen Ge-satz zu der klassischen, durch die Humanisten im Jahrh. wieder allgemeiner eingeführten, dessen Begründung eben in dem Unterschiede zwischen alten und neuen Welt, zwischen der heidnisch-rea-len Objectivität und der christlich-idealen Subjecti-zu suchen ist, der insoferne zuerst bei den germani-und romanisch-germanischen Nationen sich manife-mufste, als diese in ihrer frischen, überwiegenden V-thümlichkeit und neugläubigen Begeisterung auftr-nachdem Rom untergegangen war, und mit ihm die Welt. Daher nahmen die Italiener nur insofern sie Christen waren, an *diesem* Romantischen Theil, es erhielt sich bei ihnen am längsten und am wen-heterogen *jenes* klassische (antike) Element, w-nur eine regenerirte Fortsetzung eines antiken V-sind. Dahingegen bei den germanischen und roma-germanischen Völkern die Blüthe ihrer volksthüml-Poesie in *die* Zeit fiel, und fallen mufste, in w-das *Feudalwesen* und das *Kirchthum* in der Ch-*rie* und *Hierarchie* ihre idealen Principe zu ver-chen suchten (zur Zeit der Kreuzzüge), so hat m-Romantische oft schlechthin mit der ritterlich-ch-chen, abentheuerlich-wunderbaren Poesie des Mi-ters verwechselt, und *darin* das Wesen derselben sucht. Durch diese genetische Entwicklung der Ro-*tik* aber wird es klar, dafs sie eigentlich die na-*mäfse, volksthümliche Auffassungs- und Darstell-weise in der Poesie überhaupt ist*, die keine and-Regeln kennt, als die ewigen, in der Natur selbst gründeten, deren Schöpfungen nicht das Produkt de-fsen Reflexion, oder gar der Nachahmung eines fremd-gen, conventionellen Typus, sondern der Ausdruck und volksmäfsiger Anschauungs- und Denkweise s-

*) Diese Entwicklung des Begriffs: „Romantik, [illegible] stimmt genau mit der *Etymologie des Namens* [illegible] „*lingua romana, i. e. rustica*“, *Volkssprache*; [illegible] der Fromme nannte die in *dieser* Sprache [illegible] dichte: „*carmina gentilitia*“ d. i. *Volksgesänge* [illegible] später, *romanische*, und zuletzt: *romantische* Ge[illegible]

(Der Beschlufs folgt.)

№ 71.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.
October 1835.

loro expósito, ó Córdoba y Búrgos en el
lo derimo. Leyenda en doce Romances
Don Ángel de Saavedra.

(Schluſs.)

aher sind Homer und Shakspeare in hohem Grade
isch, obgleich sie nicht dem Mittelalter angehören,
der *antiken*, wie in der *modernen* Zeit läſst sich
olksmäſsige, d. i. *romantische* Poesie im Gegen-
n der Kunstpoesie, insofern diese das Produkt
ſsen Reflexion und Abstraction ist (wie eben z.
mer im Gegensatze zu den späteren Cyklikern,
xandrinischen und römischen Epikern; Shakspeare
gensatze zu den Dramatikern der französisch-
hen Schule), nachweisen, während auch im Mit-
neben der allerdings vorherrschenden romanti-
l. i. volksthümlich-nationalen und christlich-kirch-
Poesie eine der antiken schulgerecht nachge-
gelehrte Kunstpoesie, freilich nur noch in ver-
n Versuchen, auftrat. Dem *Romanticismus* aber
in den *Klassicismus* entgegensetzen, d. h. die
e, sclavische Nachahmung des Antiken (Klassi-
urch Verläugnung der nationellen Individualität,
erdrückung der zeitgemäſsen Anschauungs- und
ise. Einerseits muſste aber dieses, gerade des
rincips aller Poesie entbehrende Verfahren zur
aften, unnatürlichen Nachahmung herabsinken;
its rächte sich das Einzwängen des Volksthüm-
gemäſsen in normale, aber veraltete und hetero-
men dadurch, daſs dieses, jenem Streben zum
ch alle Augenblick manifestirt, und so der durch-
e, schlecht verhüllte Kontrast den Erzeugnissen
hule ein oft wahrhaft parodisches Aussehen
der modernen Kunstpoesie höchste Aufgabe ist
mantischen Geist (d. h. Originalität und Natür-
mit Klassicität der Form (womit aber nicht etwa
ung altklassischer, oder richtiger antiker For-
men gemeint ist) zu verbinden. — Doch es ist Zeit,
daſs wir zu unserem Dichter und dem Hauptwerke der
vorliegenden Sammlung seiner Gedichte: dem „*Moro
expósito*" zurückkehren.

Dieses Gedicht, das der Verf. selbst nur eine „*Leyenda en doce Romances*" nennt, weicht sowohl durch
die *Behandlungsart des Gegenstandes*, als auch durch
die *Wahl der metrischen Form* von der gewöhnlichen,
breitgetretenen Bahn der sogenannten Heldengedichte
ab. Der Dichter hat mit richtigem Gefühl eine ächt vaterländische, durch ihr hochtragisches Interesse ergreifende Sage, die bekannte, schon von den alten Romanzendichtern vielfach besungene Geschichte von den *sieben Kindern von Lara* („*Los siete Infantes de Lara*")
zum Gegenstande gewählt *), und sie in der Hauptsache

*) S. die alten Romanzen über diesen Gegenstand, zusammengestellt in: Depping's Sammlung S. 41—56; und besser in: Duran, *Romancero de romances caballerescos é históricos ant. al siglo XVIII. Madrid*, 1832. 8 *P. IIa. p.* 3—26. — Das Factum selbst ist zwar von den meisten neueren Geschichtschreibern für eine bloſse Fabel angesehen worden (so z. B. nach Ferreras' und Masdeu's Vorgang auch von: Aschbach, Gesch. der Ommaijaden in Spanien. Th. II. S. 224); aber schon Depping (*l. c.* S. 56) bemerkt dagegen mit Recht, daſs das Romanhafte dieser Begebenheit kein Grund sei, sie für durchaus erdichtet zu halten. Saavedra beweist nun in den interessanten Anmerkungen zu seinem Gedichte (Tom. II. p. 484—489) die historische Begründung derselben aus Urkunden, die ihm der Herzog von Frias, der gegenwärtige Besitzer von *Sálas de los Infantes*, dem Stammsitze des Hauses Lara, aus seinem Familien-Archive mitgetheilt hat; insbesondere aber aus einer Urkunde über die am 16ten Dec. 1579 amtlich vorgenommene Ausgrabung der in der Kirche von Sálas eingemauerten Köpfe der Infanten, ihres Vaters Gonzalo Gústios, ihres natürlichen Bruders Mudarra, des angeblichen Stammvaters des weitverbreiteten Geschlechtes der Manriques de Lara, und ihres Lehrmeisters Nuño Sabido oder Salido, die bis auf den heutigen Tag noch dort existiren. Auſserdem wird die Wahrheit dieser Begebenheit ja auch durch die mit ihr fast gleichzeiti-

nur durch Hinzudichtung des Liebesverhältnisses zwischen dem jüngsten Sohn und Rächer seiner Brüder, dem eigentlichen Helden des Gedichtes, Mudarra und Kerima, der Tochter seines Todfeindes, des Hadschib Dschafer, erweitert. Diesen glücklich gewählten Stoff hat er nicht, nach den Regeln des schulgerechten Epos, in einem hochtrabenden, stets gleichgehaltenen Tone, mit mythologischer Maschinerie und stereotypem Beiwerk, sondern nach *Art des Romans* behandelt. Offenbar hat er sich hiebei W. Scott's beschreibend-erzählende Gedichte zum Muster genommen. Diese Behandlungsart des Epischen ist, wie uns scheint, auch die der modernen Denk- und Lebensweise am meisten entsprechende. Denn von *wahren Epen* kann ohnehin nur in dem thatenreichen, halbmythischen Jugend- und Heldenalter der Völker die Rede sein. Die *künstlich gemachten* aber — wir scheuen uns nicht, es auszusprechen —, von den alexandrinischen und römischen an bis auf die jüngsten Fabrikate dieser Art, tragen mehr oder minder das Gepräge ihrer Entstehung zu sehr, und ermangeln zu sehr einer lebendigen Grundlage, eines inneren poetischen Lebensprincipes und jener unnachahmlichen, ächt epischen Objectivität der Auffassung und Darstellung, um durch ihren *Pragmatismus allein jeden Poetischgesinnten*, und nicht etwa durch die Vollendung der Form blofs den Kunstverständigen, dauernd fesseln und wirklich interessiren zu können. Das moderne Epos ist — der *Roman;* diese Form des Epischen ist die in unserer gegenwärtigen Culturstufe: der kosmopolitischen Entfaltung ins Breite, der vorherrschenden subjectiven Richtung und Verstandesthätigkeit und der Präponderanz charakteristischer Individualität, genetisch begründete, und mithin die allein zeit- und naturgemäfse. Dies wenn epische Gedichte überhaupt jetzt noch poetisch möglich sein und Eingang finden sollen, müssen sie in der *Form des Romans ähnliche* annehmen, d. h. — im Gegensatze zu der in der Erzählung des Erlebten, An-geschauten oder Vernommenen sich objectiv auflösend (mit dem *Werdenden sich identifizirenden*) Darstellung der ächten Epen —, das Allgemein-Menschliche oder ein Historisch-Gegebenes von einem subjectiven Stand-punkt aus (durch *Reflexion über das Gewordene*) indi-*vidualisiren* und *charakterisiren* (je nachdem nun gerade die philosophische oder historische Richtung einer Zeit vorherrscht, wird auch vorzugsweise der psychologische oder historische Roman bearbeitet werden, ob in gebundener oder ungebundener Rede, halten wir für kein entscheidendes Kriterium der Klassifikation). Saavedra hat es nun zuerst versucht, diese Behandlungsweise des Epischen (und zwar nach Art des historischen Romans) auch bei seinen Landsleuten einzuführen, hat sich bestrebt, durch historische Treue seinen Gemälden locale und nationelle Färbung zu geben, den Ton nach den geschilderten Gegenständen, Charakteren und Situationen zu variiren, immer aber naturgemäfs zu halten, ja es selbst gewagt, nach dem Vorgange der großen dramatischen Meister seines Vaterlandes, neben dem Helden einen Gracioso und neben hoch-tragischen niedrig-komische Scenen anzubringen. Wenn wir nun diesen Versuch noch nicht durchaus gelungen nennen können, wenn der Verf. auch manchmal zu breit, zu redselig, und in dem Bestreben, natürlich zu sein, pro-saisch und trivial wird, so läfst sich doch in der Auf-fassung und Darstellung des Ganzen der ächte Dichter nicht verkennen, so entschädigt er uns durch treffliche Schilderungen, überraschende Situationen, psychologisch richtig gezeichnete und entwickelte Charaktere, ein lebendig erhaltenes Interesse, und, wenn wir billig sein wollen, dürfen wir nicht vergessen, dafs er der Erste unter seinen Landsleuten hier den *ersten* Versuch dieser Gattung gemacht hat.

Wie in der Behandlungsart des Gegenstandes, hat Saavedra auch in der *Wahl der metrischen Form* einen neuen Weg eingeschlagen. Sein „*Moro expósito*" ist nämlich nicht in den für epische Gedichte zur Regel gewordenen *Ottave Rime* abgefafst, sondern in elf-*sylbigen Romanzen* (*Romances heróicos*). Die zwölf Ab-theilungen (*doce Romances*) zerfallen jede in eine Reihe

gen Chronisten Sampirus und Pelagius (in *Florez, España sagrada. Tom. XIV.*) schon bestätiget. Als Volksbuch erschien die „*Historia y muerte de los nobles caualleros y hermanos los siete Infantes de Lara*", mit der „*Historia del noble Cauallero el Conde Fernan Gonçalez*" (beide, so wie die vom Cid, aus der „*Cronica general*" ausgezogen) zusammengedruckt öfters; so z. B. zu Burgos („*en casa de Juan de Junta*". 1546. 4to. mit goth. Lett.) und zu Brüssel („*en casa de Juan Mommaerte. Año de* 1588." 18.). Dramatisch bearbeitet wurde diese Geschichte von Lope de Vega („*El Bastardo Mudarra*" im 24sten Bd. seiner *Comedias*, der zu Zaragoza 1641 erschien); von Juan de Matos Fragoso („*El Traydor contra su sangre*" im 1sten Bd. seiner *Comedias*. Madrid 1658) und in neuerer Zeit von Franc. Altes y Gurena („*Gonzalo Bustos*". S. Moratin; *l. c. p. XCIII*).

längeren oder kürzeren Romanzen, von denen aber zu derselben Abtheilung gehörigen durch dieselbe ganz gebunden sind. Diese, einer rhythmischen e sich nähernde Form ist der romanartigen Behand- auch viel zusagender, und weniger ermüdend und nig, als die *Ottave Rime;* durch die Wahl der eilf- gen Verse (*endecasilabos ó italianos enteros*) aber, der Redondilien, die ohnehin für ein so langes Ge- ganz unpassend wären, hat er einen gröfseren sel der Dimensionen, und dadurch mehr Freiheit, ehandelten Gegenständen gemäfs den harmonischen uck zu bilden, gewonnen. Sein Versbau ist, wie en seinen Gedichten, fliefsend, und seine Sprache korrekt und kräftig; nur erlaubt er sich zu häufig ionen.

'ergleicht man nun die Auffassungs- und Darstel- veise des Gegenstandes in dem vorliegenden Ge- mit der in den alten Volksromanzen, so kann man ı nicht läugnen, dafs dadurch der erst angedeutete chied zwischen dem Aechtepischen und Modern- haften, eben nicht zum Vortheile des Letzteren der Roman ist ja die letzte, fast schon zerflie- Form des Epischen), erst recht bemerklich wird. andiose Einfachheit, kräftige Natürlichkeit und er- de Objectivität der aus dem Munde des von der en oder schmerzlichen Theilnahme an dem Er- gleichsam noch durchbebten Volkes stammen- sänge ist freilich fast unnachahmbar, und wir se- gröfsten Dichter an dieser Klippe scheitern. So, uns sehr nahe liegende Beispiele zu wählen, ver- man die sogenannten Balladen von Bürger und , die beiden Extreme dieser Gattung (das paro- triviale und ideell potenzirte; aber beide gleich vom wahrhaft volksmäfsigen), mit ächten Volks- ı! — Wie wenigen Kunstdichtern ist es gelun- h ihrer Subjectivität, und, wenn man so sagen er modernen Cultur so sehr zu entäufsern, um t volksmäfsig in dieser Gattung zu dichten, wie ter uns Goethe und Uhland!! — So wird auch edra's kleineren Romanzen-Cyklen (*La vuelta ; — El sombrero; — El conde de Villame- — Don Álvaro de Luna; — El alcázar de Se-* r Abstand dieser modern-künstlichen Nachah- von den alten, ächten Volksromanzen noch fühl- ıls im „*Moro expósito*". Denn trotz seines, s lobenswerthen Strebens, den Ton der Volks- romanzen zu treffen, indem er hier selbst ihre einfache, aber höchst reizende metrische Konstruction (*achtsylbige* Redondilien) beibehält, tragen diese Versuche noch zu sehr das Gepräge der modernen Sentimentalität, ermangeln zu sehr jener concentrirten, kräftigen Einfachheit der Darstellung, und schmucklosen Innigkeit des Gefühls, um den Vergleich mit jenen aushalten zu können. Diese, gewifs nicht verdienstlosen Gedichte sind wohl *Erzählungen* und *Novellen* in der *Romanzenform*; aber deshalb noch bei weitem keine Romanzen im Geiste der alten Volksgesänge. Kurz auch in ihnen manifestirt sich noch zu sehr die moderne Denk- und Anschauungsweise, und der Dichter ist, gleichsam wider Willen, von dem *Geiste seiner Zeit* überwältigt worden, d. h. er hebt mehr das Allgemein-Menschliche, als das Volksthümlich-Besondere heraus, und sucht mehr von seinem subjectiven Standpunkt aus durch Situationen zu charakterisiren, als charakteristische Situationen objectiv wiederzugeben. So hat er zwar nicht mit der Treue, Innigkeit und Naivetät einer den äufseren Eindrücken sich noch unbedingt hingebenden Phantasie gemalt; wohl aber durch Reflexion zeit- und naturgemäfs geschildert, und in soweit auch hier der ächten Romantik gehuldigt.

Ein wahres Gegenstück zu diesen Schöpfungen einer gesunden Kunstansicht bildet aber das, noch aus des Dichters vorromantischer Periode herstammende Heldengedicht: „*Florinda*", das zwar den schönen, auch in den alten Romanzen und sonst vielfach besungenen, vaterländischen Stoff: den Untergang des Gothenreichs durch die verbrecherische Liebe des Königs Roderich zu der Tochter des Grafen Julian (hier Florinda geheifsen) behandelt; aber noch an allen Gebrechen des Klassicismus leidet, d. h. in einem unnatürlichen, geschraubten, immer gleich hochtrabenden Style und in den Hemmschuhen der *Ottave Rime* nach dem herkömmlichen Schlendrian der sogenannten Heldengedichte den schönen Stoff langweilig zerdehnt und verwässert, und durch endlose, gesuchte Bilder, Vergleichungen und Beschreibungen die Geduld des unbefangenen Lesers erschöpft. Ja der Vf. selbst sieht von seinem gegenwärtigen Standpunkt aus dieses Gedicht für eine verunglückte Schöpfung an, und hat deshalb die ursprünglichen acht Gesänge auf fünf reducirt, worüber er sich mit ebensoviel Bescheidenheit als richtigem Selbstgefühl also äufsert: — — „*y puedo asegurar á mis lectores, que si ganan muy proco con los trozos que aquí se publican, pierden de seguro mé-*

nos con los suprimidos." Wenn er es daher dessenungeachtet nach dem Wunsche seiner Freunde und des Herausgebers, hier abdrucken liefs, nur um, wie er sagt, den zweiten Band auszufüllen („*solo para completar este segundo tomo*"), so ist dies wohl nur ein angeblicher Grund; der eigentliche aber: um seine noch am Klassicismus leidenden Landsleute durch dieses homöopathische Mittel davon zu heilen.

Noch sind einige lyrische Gedichte beigefügt, die zwar alle durch Versbau und Diction ausgezeichnet sind, wovon aber ebenfalls jene am meisten ansprechen, in denen sich der Dichter, nach Abschüttelung aller fremdartigen Fesseln, frei und natürlich dem überströmenden Gefühle überläfst. Kurz: an Saavedra läfst sich der *geborene Dichter* nicht verkennen, der nur seiner eigenen poetischen Natur und seinem richtigen Takte für das Schöne zu folgen braucht, um nicht nur auf dem vaterländischen, sondern auf dem europäischen Parnasse überhaupt eine bedeutende Stelle einzunehmen.

Wenn daher, wie wir hoffen, Saavedra's Beispiel bald mehrere gleichbegabte Nachfolger unter seinen Landsleuten finden wird, so dürfen wir einer zeitgemäfsen Verjüngung der altspanischen Romantik entgegensehen; denn wenn die Spanier auch in der Poesie nur vorzugsweise wieder *Spanier* werden sein wollen, so wird dieses Volk, reichbegabt und hochpoetisch wie wenige andere, auch wieder so Aufserordentliches leisten, wie zu den Zeiten des Lope de Vega, Cervántes und Calderon *)! — Ferdinand Wolf.

*) Auch Saavedra's Freund und Verleger, der durch eigene Werke rühmlich bekannte spanische Buchhändler Salvá, stellt in der „*Advertencia*", die er den dem „*Moro expósito*" angehängten Gedichten vorausschickt, seinen Landsleuten eben so nachdrücklich als beredt die Vorzüge einer naturgemäfsen, volksthümlich-originellen Poesie, und die Nachtheile der von ihnen bisher befolgten Nachahmung des Ausländischen, besonders des französischen Klassicismus dar, und schliefst mit diesen merkwürdigen Worten: „*Es por tanto de esperar, que la juventud española no tardará en reconocer con él (Saavedra), que las luces y necesidades de nuestra época están clamando por que se sacudan los grillos que el culto ciego del clasicismo nos había impuesto; y cuando, á despecho de la escuela del siglo de Luis XIV, logre la independencia del pensamiento, como conquistó la nacional contra las huestes de Napoleon, no podrá menos de repetir con nosotros, que en medio de pocos bienes, los males, los mas grandes males nos han venido siempre de nuestros vecinos.*"

LVIII.

***Handbuch der griechischen Litteraturgeschichte* von Dr. C. F. Petersen. Hamburg, 18[illegible] 432 S. 8.**

Auf dem Gebiete philologischer Studien in d[illegible] geschichtliche Darstellung der griechischen Litter[illegible] vielleicht diejenige Lücke, deren Dasein von Fach[illegible] lehrten wie von Anfängern gleich lebhaft empfund[illegible] und deren Abhülfe seit wenigen Jahren am eifrigs[illegible] betrieben wird. Von allen Seiten her begegnen [illegible] geschäftige Hände, welche jedem Theile des lesen[illegible] Publikums zu dienen sich abmühen; und man [illegible] für eigensinnig gelten, wollte man dieser reichlich[illegible] Aussaat auf einem unermefslichen Acker ihren [illegible] absprechen, obgleich noch keine Frucht derselben [illegible] schienen ist. Einen Nomenklator, der den Schüler [illegible] gröfster Kürze mit den Figuranten des litterarisc[illegible] Schauplatzes und ihren Herausgebern bekannt macht, Matthiä geliefert; Passow einen akademischen [illegible] der das erstaunliche Namengewühl in Zahlen und [illegible] werken verzeichnet; eine skizzirte Historie mit bi[illegible] phischen und bibliographischen Artikeln unternahm [illegible] deck, nach ihm in erweitertem Plan und mit de[illegible] dürfnissen der Lesewelt vertrauter Schöll, der w[illegible] Idiot doch als geschickter Erzähler den wirren Stof[illegible] Nekrologen, Meinungen, Ausgaben in ein bequem[illegible] Summarium zusammendrängt, knapper und mehr fü[illegible] Handgebrauch sorgend Petersen; eine mit dem g[illegible] lichsten Fleifs begonnene, für die wichtigsten Ab[illegible] schnitte vollendete Chronik verdankt man Clinton; besitzen endlich aus Wolf's Vorträgen ein Kolleg[illegible] heft, das trotz aller Mifshandlung den freien lebh[illegible] Ergufs eines reichen Geistes offenbart; und während dies schreiben, gelangt zu uns frisch und in einer zw[illegible] Auflage gedehnt aus *Wien* eine Litteraturgeschichte [illegible] Griechen und Römer von Fr. Ficker. Ist nun durch vereinte Thätigkeit so vieler Männer eine wahrhafte [illegible] schichte der griechischen Litteratur erreicht worden! liegt die Möglichkeit einer solchen nahe, wenn [illegible] besten ihrer hie und da verstreuten Leistungen [illegible] seitig sich ergänzen und auf einen Fleck zusammen[illegible] läfst? Niemand hat unseres Wissens dies behauptet, [illegible] bei nur mäfsiger Sachkenntnifs einen ähnlichen Wah[illegible] gen dürfen; niemand hat aber auch Ursach oder [illegible] in den Anfängen eines Studium die Vollendung zu ford[illegible]

(Der Beschlufs folgt.)

№ 72.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

October 1835.

dbuch der griechischen Litteraturgeschichte
n Dr. C. F. Petersen.

(Schlufs.)

n den Anfängen sagen wir: denn hierauf führt die Wahrnehmung einer Lücke, die wie vorhin eutet dieser Theil der Litterarhistorie bildet, und wir den eitlen Schein entfernen, ist es immer viel eine Lücke mitten im Gewirr der Erudition auflen und ihre wissenschaftliche Bedeutung durchen zu haben. Was wir jetzt in ungestörter Geit *Geschichte der griechischen Litteratur* nendas ist neu und jung, ein Eigenthum vorzüglich s Jahrhunderts und der deutschen Philologie: weederländer noch Briten fafsten das Bedürfnifs eilchen Doctrin, und selbst unsere Heimat, die von ius die frühesten Anregungen empfing, begnügte it den mechanischen *Historiae Linguae Graecae*, eyne und Wolf, die ersten akademischen Lehrer Litteraturgeschichte, den Keim des jugendlichen n in Gährung brachten. Um so leichter also wird e Halbheit unserer neuesten Darsteller begreifen tschuldigen; sie haben gerade, wie es denen zu en pflegt, welche sich auf den Trümmern kaum ener Rudimente ansiedeln und im dunklen Bein der Vergangenheit und Zukunft auf ein leuch- Ziel hin arbeiten, sorglos an ihre Vorgänger geschlossen und deren Sammlungen fortsetzen zu gemeint, ohne die Grundlagen des neuen Gezu prüfen oder die Bedingungen und Aufgaben erkes sich zu vergegenwärtigen. Man sieht nun lühe, dafs von vorn anzufangen und sowohl die , die für die Studien der griechischen Litteratur t unüberschauliche Masse zu bearbeiten hat, als e nöthige Methodik zu läutern und zu vervollen wäre, wenn es sich um ernstlichen Fortschritt, Heraustreten aus dem Helldunkel handelt. Um zunächst den empirischen Stoff zu berühren, so kann niemand den nebelhaften Zustand verhelen, in welchem trotz der emsigen Sammlungen für Kritik und Auslegung ganze Zeiträume und ganze Klassen von Autoren schlummern. Sogleich die fünf Jahrhunderte von August bis auf Justinian sind mit ihrem Inhalt erlauchter, viel citirter Namen wenig mehr als eine Bildergallerie, da weder die Studien, die geistigen Zwecke, das wechselnde Gepräge jedes Zeitabschnittes und jedes bedeutenden Individuum, noch die Leistungen, die stilistischen Differenzen, der Werth und die Schicksale der Schriften sogar nur in einem summarischen, doch gewissenhaften Ueberblick sich erkennen lassen. Sollte es nicht unglaublich dünken, dafs die Schreibart von Männern, wie Plutarch, Lucian, Libanius nirgend charakterisirt und bis zur Unterscheidung des Aechten vom Untergeschobenen, des Jugendlichen von den reifen Produktionen festgestellt sei! dafs die Belege aus diesen und überhaupt den Autoren der christlichen Zeitrechnung durchweg gleich gelten, und eine so heterogene Masse im Gegensatz zum Antiken noch immer (wie z. B. die Kommentatoren der Atticisten darthun) als Aggregat von Zahlen gehandhabt wird! Was uns fühlbar mangelt, ist also eine nichts verschmähende Rechenschaft über jede litterarische Gröfse, während mindestens anderthalb Jahrtausende, wofür die Kräfte vieler und einverstandener Arbeiter zusammentreten und wärmere Gesinnungen aufgeboten werden müssen, als der älteren Philologie behagten. Doch die Reichthümer der Empirie, die scharfsinnigsten Beobachtungen und die glücklichsten Entdeckungen bleiben kalt und zerstückt, wenn sie nicht durch Methodik erleuchtet und auf den rechten Platz gerückt werden; aber noch hat man sich wenig über allgemein gültige Grundsätze geeinigt. Eine Geschichte der Litteratur ist abgesehen von ihrem statistischen Gehalt nichts geringeres als ein Kunstwerk, welches genetisch aus dem Charakter und dem geistigen Mafse der

Zeitalter eine Reihe von Gruppen, Gattungen und vereinzelten Erscheinungen entwickelt, ihre Nothwendigkeit aus einem inneren Zusammenhange hervorgehen läſst, und auch ihre Freiheit oder zufälligen Gestaltungen in die gebührenden Rechte einsetzt, überhaupt aus der Wechselwirkung von Gesetz und Willkür das helle Bild einer sittlichen Schöpfung gewinnt. Dieser Prozeſs ist seiner Natur nach geheimniſsvoll, schlüpfrig und durchaus subjektiv: er schreitet auf dem Wege der Anschauung, welche sich selber als Beweis hinstellt, und weder mit logischer Syllogistik verstanden oder widerlegt wird, noch jeden Punkt und Gang mit haarscharfen Citaten zu sichern vermag; es mag aber bei solchem Verfahren kaum eine Gewähr gegen Fehlschlüsse und Uebereilungen oder das Anlegen moderner Maſsstäbe sein, und wenn auf dem Grunde der lebendigsten Kenntniſs sich ein analytisches Gemälde des litterarischen Talentes erheben soll, wofür Takt und Empfänglichkeit den einen vor dem anderen begünstigen, so weiſs jedermann, wie sehr die Kritiken und Abschätzungen sogar in Betreff der Autoren vom mittleren Range mit einander streiten. Indessen wie sollte der Zwiespalt in so verfänglichen Fragen befremden, da selbst diejenigen Kapitel, welche vor allen der Gewiſsheit fähig zu sein scheinen, weil sie den unmittelbarsten Theil der Fachgelehrsamkeit abgeben und weil die Alten ihre schriftstellerische Kunst einer bestimmten Zucht und Regel unterwarfen, die Kapitel von der grammatischen, lexikologen und rhetorischen Bedeutung irgend vorzüglicher Individuen noch keinen höheren Grad der Vollendung und Uebereinstimmung besitzen. Fortwährend empfinden wir den Mangel sowohl einer wahrhaften Geschichte der griechischen Sprache als eines praktischen Systems der antiken Komposition; und so lange diese Lücken nicht beseitigt worden, möge man sich über die ungeheure Planlosigkeit und Gleichgültigkeit, welche die matten oder schiefen Urtheile über den formalen Standpunkt groſser und kleiner Autoren athmen, weniger verwundern. Doch wir wollen dergleichen Beschwerden und Anforderungen nicht weiter verfolgen, sondern uns begnügen, neben der Schwierigkeit und Gröſse der Aufgabe, die den entschlossenen Muth des begabten Forschers brechen könnte, auch das Recht der Billigkeit für jeden aufgestellt zu haben, der mit Umsicht und Ausdauer einen Beitrag darzubieten strebt.

Als einen nützlichen Beitrag darf man vorliegen Buch des Professors Petersen zu Kopenhagen bezei nen. Neues und eigenthümliches haben wir zwar gend darin angetroffen, und weder das Materielle Objects erweitert oder berichtigt noch die bisher Methode in wesentlichen Stücken verändert gese Auch sollte man, da der Verfasser selber sein W aus dem dänischen Original übertragen zu mü glaubte, nicht mit Unrecht erwarten, daſs die zweite arbeitung ansehnlich umgestaltet und mit eigenen zügen ausgestattet worden wäre: doch deutet nicht mal Hr. P. an, daſs er etwas dem ähnliches bezwe Wenn man aber dieses Kompendium als ein mä siges, mit philologischer Sachkenntniſs abgefaſstes ventarium betrachtet, worin die nöthigsten Notizen den Autoren, ihren Schriften, Ausgaben und etwa Hülfsschriften oder Monographieen bündig aufge sind, wird man seinen Nutzen nicht allzu gering schlagen. Bei einer so weitschichtigen Litteratur, che sich in gar entlegene Winkel und Seitengemä verliert, wohin sogar der Fachgelehrte selten dring es schon viel werth nach Art Alexandrinischer B thekregister einen Pinax oder räsonnirenden Ka zu besitzen, der die gegenwärtigen Vorräthe zu mit Angabe der wichtigsten Verluste treu verzei denn fast unglaublich scheint es, wie leichtfertig diese Thätigkeit des gelehrten Fleiſses ehemals ge habt wurde. Der Verfasser, der überall bemüht mit eigenen Augen zu sehen, hat hiefür am m genügt und in Hinsicht der litterarischen Personen Bestimmung von Zeiten und der Zählung von Bü nicht oft den Leser getäuscht. Solcher Miſsgriffe nur einige hier erwähnt. Das Verzeichniſs der *ker* S. 32 ist noch immer unrichtig und ohne tige Benutzung der neueren Forschungen angeleg der nüchternen Charakteristik des Komikers S. 76. „Von *zweien Komikern* dieses Namens lä der ältere wahrscheinlich Ol. 88, 1. Gegner der gogen. Erfand ein Metrum" hätte weder der alte von einem Doppelplaton noch die chronologische wiederholt werden sollen, da Platon erst in den ziger Olympiaden blühte, in Ol. 88. aber zuerst Aus ähnlichen Quellen mag der Bericht über d stophanischen Scholien abstammen S. 78. „Die von Thomas Magister, Io. Tzetzes und Demetri

ios, nachher von Musurus gesammelt, und später
h Arsenius und Od. Bisetus mit Zusätzen aus an-
n Quellen vermehrt." Die *Logographen* sind gleich
Kyklikern ebenso unwahr charakterisirt als be-
t S. 86 fg., unter ihnen aufser dem gewohnten
elmann Kadmos gar Hippys und auf ihn *folgend*
ilaos. Ganz zu tilgen ist der auf eine verdorbene
le gegründete Artikel S. 168 vom Aristonymos, als
iker nach Alexander dem Grofsen: „Arist. 220.
efs Alexandria, wo er Bibliothekar war, und be-
sich nach Pergamum. Athenäos nennt zwei Ko-
n von ihm." Unvollständig heifst es beim Geo-
en Dionysius S. 217. „Von seinem *ἀνάπλους*
ρου ist nur *ein* Fragment erhalten." Unter Epi-
Nachfolgern hätte S. 235 Polystratus und sein in
. Herculan. IV. herausgegebenes Werk einen
verdient. Um nicht mehreres der Art zu häufen,
ken wir noch, dafs bisweilen die Zeit von Auto-
el zu scharf begrenzt oder doch ihr Widerspruch
n jetzt erhaltenen Schriften nicht immer hervor-
en worden. So bei diesen abgerissenen Arti-
. 184 fg. „Timäos, mit dem Beinamen Sophista.
das Ende des 3. Jahrh. n. Chr. Λέξεις Πλατω-
Dann „Aelios Moeris, mit dem Beinamen Ἀττι-
Gegen das Ende des 2. Jahrh. *Λέξεις* etc." Ne-
r Genauigkeit der litterarischen Chronik ist aber
sonderer Vorzug die Vollständigkeit und Treue
bliographischen Abschnitte zu rühmen; bei den
50. erschienenen Büchern lehrt obenein ein Kreuz,
ese sich in der reichen Kopenhager Bibliothek
en: und wenn auch keiner unserer philologi-
Landsleute im Nothfall dorthin zu flüchten ge-
der gezwungen wäre, so giebt doch ein solches
für alte, hie und da bezweifelte Ausgaben die
eit, dafs sie in der Welt existiren. Noch ver-
cher als dieser Fleifs wäre die Nachweisung, ob
eführten älteren Editionen *kritischen* Werth be-
und in welcher Verbindung sie zu einander ste-
enn über einen so wichtigen Punkt geben uns
sten Sammler bibliographischer Lexika, welche
rzählen, dafs das Buch zu Göttingen oder Leip-
utreffen, sehr selten oder in anderen Exem-
m ein Paar Blätter ärmer sei, und was sonst
leichen Wissenswürdigkeiten vorkommt, ge-
keine oder verdächtige Auskunft. Doch we-
der hierauf noch auf eine weit bedeutsamere Frage,
wieweit und wie gut ein Autor und seine verschiede-
nen Schriften durch *Handschriften* überliefert worden,
ob in einer oder in mehreren, ob mittelst einer oder
mehrfacher Recension und von welcher Beschaffenheit,
wiefern der Text sicher gestellt oder mangelhaft scheine
u. s. w., hat der Verfasser eingehen wollen.

Von der wissenschaftlichen Ausführung läfst sich nicht dieselbe Brauchbarkeit rühmen. Aus einer kurzen Einleitung, worin höchst ungleichartige Dinge verhandelt werden (z. B. die Bücher für allgemeine Geschichte der Litteraturen und für philologische Encyklopädie), ergiebt sich, dafs Herr Petersen die sogenannte scientifische Darstellung mit der chronologischen verbinden und durch biographische und bibliographische Erläuterungen ausstatten zu müssen glaubte. Dies Verfahren, das schon Groddeck im wesentlichen anwendet, hat den grofsen, einer wahrhaften Litteraturgeschichte verderblichen Uebelstand, dafs die Geschichte der Gattungen in lauter kleine Massen ohne Zusammenhang oder nothwendige Begrenzung zerstückelt wird: denn die Redegattungen sind selten an den allgemeinen Gang der litterarischen Perioden gebunden, und haben nicht leicht ihre Epochen mit den periodischen Momenten und Trennungspunkten gemein. Sogleich das Epos sehen wir 1) bis auf Solon, 2) bis auf Alexander, 3) bis auf Konstantin, 4) bis zum Ende des Kaiserthums herabgeführt: und doch lehrt ein unbefangener Blick, dafs Perioden und Fächer dort aufs entschiedenste sich kreuzen und einander nicht begegnen. Indessen liefse das Uebel sich wohl beseitigen, wenn erstlich richtige Perioden angelegt, dann die politischen, sittlichen, litterarischen Zustände derselben in ihrem ganzen Umfange geschildert, drittens die Schicksale, Stufen und Gehalt der Gattungen bündig charakterisirt würden. Nun sind aber die Epochen nicht zweckmäfsig aufgefafst, wenn nämlich die erste Periode sich erstreckt von den frühesten Zeiten (worin noch ungestört Orpheus, Musäus, Sibyllen und andere Barden *vor Homer* prangen) bis zur Solonischen Gesetzgebung, die zweite bis zur Regierung Alexanders des Grofsen, die dritte bis auf Konstantin, die vierte bis zur Eroberung Konstantinopels: ungeachtet Solon ein nur schwaches, Konstantin gar kein Moment abgiebt, die Sophistik aber mit mancherlei phi-

losophischen Bewegungen einen eigenen Abschnitt, von Augustus bis auf Justinian erfordert. Ferner mangelt es sowohl für lange Zeiträume als für die Gattungen an einer anschaulichen und durchgreifenden Charakteristik, woraus ein Bild vom Ganzen und seinem Organismus hervorgehen und zugleich die Methode für Anordnung der Spielarten und Einzelheiten sich entwickeln müfste. Ein Beispiel sei *das Melos*, oder wie der Verfasser es noch benennt *die Lyrik*, die sogar von der iambischen Poesie des Archilochus geschieden und ihr nachgerückt wird: nachdem S. 38 die Mannigfaltigkeit des melischen Stoffes, die Grundlagen desselben in Politik und Religion, die hieraus entspringenden Formen und Namen in Erinnerung gebracht worden, folgen die Artikel vom Alkman bis zum Stesichorus, dann plötzlich ein Paragraph über Trinklieder, hinterher auch die Erwähnung — vom *Erfinder* des Faches, dem Terpander; denn Herr Petersen, der mit gleichgültigem Auge die neueren Forschungen mufs betrachtet haben, denkt sich die Dichtungsart, eine Art improvisirter Tändelei, als uralt, mithin Terpanders Autorität (der vollends „der vorzüglichste Dichter dieser Gattung" heifst) als einen Mythus. Weiterhin ist S. 56 ff. der Bericht in Biographieen der übrigen Lyriker fortgesetzt und im Dithyrambus abgeschlossen: ohne dafs die chronologischen Stufen des Melos, ihre dichterische Verfassung, die Einwirkungen der bedeutendsten Dichter angedeutet und verkettet wären. Diese Zersplitterung, welche durch den Mangel an festen Begriffen für die griechischen Redegattungen herbeigeführt ist, zieht durch das gesammte Werk hin, das beinahe nur als Aggregat von Paragraphen erscheint und einzig durch das Register beherrscht werden kann; sie kommt selbst bei durchaus zweifellosen Fällen ins Spiel, wie wenn S. 116 nach den Jonikern als zwei Philosophen, denen man keinen recht schicklichen Platz anweisen könne, Heraklit und Empedokles eingeschoben werden, Aristoteles aber erst in den Zeitraum seit Alexander einrückt. Nicht unähnlich sind die Mängel in der Zeichnung der Autoren. Ein geringeres Gewicht legen wir auf das Zerstücken eines und desselben Mannes, der für mancherlei Rubriken Schriften gebi oder auch nur geschrieben zu haben scheint: und e ist es nicht ganz gleichgültig, dafs z. B. die Kre kunst und die praktischen Wissenschaften, die in klassischen Zeit aller Theorie und Systematik ent ren, sich in Xenophon theilen sollen, hier wegen Oeconomicus und verwandter Arbeiten, dort w seiner *Reitkunst* und des Hipparchicus. Wesentl dünkt uns hingegen die Lauheit, die Allgemein und Vieldeutigkeit der charakteristischen Züge, aus selten ein scharf umrissenes Gemälde von gr oder kleinen Schriftstellern gewonnen wird. W man von letzteren etwa den Pollux nimmt, so ge die kalte Notiz S. 184. „Sein wichtiges Werk μαστικόν handelt von *Synonymen* in 10 Büchern nach dem Inhalte geordnet" weder eine richtige belehrende Vorstellung. Aber auch ein Mann wie stoteles ist kaum in folgendem Summarium zu e nen S. 219. „Seine Methode ist analytisch, log dialektisch. Sein Vortrag ist einfach, genau, aber in gedrängter Kürze, *und durch Verunstaltung Textes dunkel. Seine Philosophie ist in ihrer thode und Form von der Platonischen sehr ver den.*" Solche vor lauter Billigkeit in Phrasen fsende, sich selber vernichtende Zeichnungen wird nur zu häufig antreffen: ein Beleg sei aufserdem cian S. 265 fg. oder das mattherzige Urtheil von tarch's *Moralia* S. 248. „Diese Schriften, obgleich sowohl hinsichtlich ihres Inhalts als ihrer Form S ihrer Zeit tragen, enthalten nichtsdestoweniger viel weise des gesunden Sinnes und der redlichen kungsart ihres Verfassers." In höherem Grade die spärlichen Aeufserungen über Stil und sprachl Werth an solcher Schwäche. Welcher Anfänger traut sich nicht von der Sprache des allenfalls nur Namen nach gekannten Polybius zu urtheilen. Wie S. 193 geschieht: „Der Vortrag ist edel; doch ver man an der Sprache die Reinheit der ältern Klassi Diese Proben mögen zur Würdigung des vorlieg Buches hinreichen.

G. Bernhardy

№ 73.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

October 1835.

LIX.

a Germanica excursoria ex affinitate regni getabilis naturali disposita, sive principia nopseos plantarum in Germania terrisque Europa media adjacentibus sponte nascenm cultarumque frequentius auctore Ludoo **Reichenbach**, *Consil. aul. reg. Sax. etc. siae*, 1830—33. *Cnobloch.*

isofern Floren als Hülfsmittel anzusehen sind, welr ersten Einweisung dienen und den Lernenden näfsig unterstützen, mag ihrer mit Recht hier nicht eiteren gedacht werden. Wenn sich aber in der Zweck herausstellt, von einem durch natürliche bezeichneten Ländergebiete ein solches Vegegemälde zu entwerfen, das, indem es die Unter*und* die Uebergänge zu den angrenzenden Geaufweiset, und die Vegetation auf die bedingenmente bezieht und aus ihnen entwickelt, diese in einem Organismus beschlossenes begreift und ichsam als die Monographie eines Naturganzen macht: so mufs ihnen auch ein wissenschaftli'erth und Geltung zugeschrieben werden. Die *dieser* Bücher, noch ganz von den Mustern des **Meisters** abhängig, wiewohl dieser selbst den **digen** Fortschritt deutlich genug bezeichnete, nur mit den Formen in ihrer leeren Vereinze**thun**, und die Flora selbst erscheint als ein **Aggregat** aller derjenigen Species, die inner**isser** durch politische Bodenabtheilung bestimm*zen* **gefunden** werden, und auch dann nur, wenn it **eine** gute ist, höchstens dazu brauchbar, dafs **im** System recipirten Namen der einzelnen **ausfindig** machen könne. Die Varietäten wur**hin** und wieder beachtet, aber nur eben nicht **tigen** Gesichtspunkte aus gewürdigt und wie unglücklich man mit dem Ballast der Synonymie gebahrt hat, ist bekannt.

Inwiefern nun das angezeigte Werk dem Zweck, den das Attribut *excursoria* anzeigt, nämlich den Pflanzensammlern einen Begleiter abzugeben, durch den sie jede ihnen begegnende Pflanzenart zu erkennen und „damit eine lehrreiche Unterhaltung anzustellen" vermöchten, erreicht und derartigen Ansprüchen genügt, davon wird hier nicht weiter die Rede sein. Doch wollen wir beiläufig bemerken, dafs der Titel *Flora excursoria* überhaupt allzu bescheiden lautet, indem in diesem Buche weit mehr gegeben wird, als was man etwa auf botanischen Exkursionen für das Bedürfnifs des Augenblicks vergleichen zu können wünschen mag. Wie sich aber diese Arbeit zu den früheren ihrer Gattung verhält und welcher wissenschaftliche Fortschritt durch dieselbe bezeichnet wird, soll hier in der Kürze entwickelt werden. Indem der Verf. von dem Grundsatze ausging, dafs die Flora eines Landstriches nur dann ein richtiges Bild der Vegetation gewähre, wenn sie dieselbe nicht als ein für sich Besonderes auffafst, sondern in ihrer Beziehung zum Ganzen, und dafs ein Theil nur in stetem Hinblick auf das Ganze des Vegetations-Organismus begriffen werden könne; hat derselbe die Pflanzenwelt der germanischen Länder in einer nach den Principien der natürlichen Methode fortschreitenden Reihe dargestellt, welche von dem Niedrigeren beginnend mit den vollendetsten Formen schliefst, und worin die verbindenden Mittelglieder, welche im Gebiete fehlen, mit Andeutung der durch sie ausgedrückten Entwickelungsstufen an ihrem Platze erwähnt werden. Bei der bereits allgemein gewordenen Anerkennung und Schätzung des Werthes und Vorzuges der natürlichen Methode konnte der Gedanke, die Flora eines gröfseren Landes nach natürlichen Familien geordnet vorzustellen nicht fern liegen; dafs aber diese Bearbeitung in so strenger Durchführung wie hier geschehen und die Ent-

nur durch Hinzudichtung des Liebesverhältnisses zwischen dem jüngsten Sohn und Rächer seiner Brüder, dem eigentlichen Helden des Gedichtes, Mudarra und Kerima, der Tochter seines Todfeindes, des Hadschib Dschafer, erweitert. Diesen glücklich gewählten Stoff hat er nicht, nach den Regeln des schulgerechten Epos, in einem hochtrabenden, stets gleichgehaltenen Tone, mit mythologischer Maschinerie und stereotypem Beiwerk, sondern nach *Art des Romans* behandelt. Offenbar hat er sich hiebei W. Scott's beschreibend-erzählende Gedichte zum Muster genommen. Diese Behandlungsart des Epischen ist, wie uns scheint, auch die der modernen Denk- und Lebensweise am meisten entsprechende. Denn von *wahren Epen* kann ohnehin nur in dem thatenreichen, halbmythischen Jugend- und Heldenalter der Völker die Rede sein. Die *künstlich gemachten* aber — wir scheuen uns nicht, es auszusprechen —, von den alexandrinischen und römischen an bis auf die jüngsten Fabrikate dieser Art, tragen mehr oder minder das Gepräge ihrer Entstehung zu sehr, und ermangeln zu sehr einer lebendigen Grundlage, eines inneren poetischen Lebensprincipes und jener unnachahmlichen, ächt epischen Objectivität der Auffassung und Darstellung, um durch ihren *Pragmatismus allein jeden Poetischgesinnten*, und nicht etwa durch die Vollendung der Form bloſs den Kunstverständigen, dauernd fesseln und wirklich interessiren zu können. Das moderne Epos ist — der *Roman;* diese Form des Epischen ist die in unserer gegenwärtigen Culturstufe: der kosmopolitischen Entfaltung ins Breite, der vorherrschenden subjectiven Richtung und Verstandesthätigkeit und der Präponderanz charakteristischer Individualität, genetisch begründete, und mithin die allein zeit- und naturgemäſse. Daher wenn epische Gedichte überhaupt jetzt noch poetisch möglich sein und Eingang finden sollen, müssen sie sich der *Form des Romans ähnliche* annehmen, d. h. – i[m] Gegensatze zu der in der Erzählung des Erlebten, A[n]geschauten oder Vernommenen sich objectiv auflösend[en] (mit dem *Werdenden sich identifizirenden*) Darstell[ung] der ächten Epen —, das Allgemein-Menschliche o[der] ein Historisch-Gegebenes von einem subjectiven St[and]punkt aus (durch *Reflexion über das Gewordene*) i[n]*vidualisiren* und *charakterisiren* (je nachdem nu[n ge]rade die philosophische oder historische Richtung einer Zeit vorherrscht, wird auch vorzugsweise der [psy]chologische oder historische Roman bearbeitet wer[den], ob in gebundener oder ungebundener Rede, halte[n wir] für kein entscheidendes Kriterium der Klassizität. Saavedra hat es nun zuerst versucht, diese Behandl[ungs]weise des Epischen (und zwar nach Art des histori[schen] Romans) auch bei seinen Landsleuten einzuführe[n; er] hat sich bestrebt, durch historische Treue seinen [Ge]mälden locale und nationelle Färbung zu geben, [den] Ton nach den geschilderten Gegenständen, Chara[kteren] und Situationen zu variiren, immer aber naturgemä[ſs zu] halten, ja es selbst gewagt, nach dem Vorgange [der] ten dramatischen Meister seines Vaterlandes, neben [den] Helden einen Gracioso und neben hoch-tragischen niedrig-komische Scenen anzubringen. Wenn wir diesen Versuch noch nicht durchaus gelungen n[ennen] können, wenn der Verf. auch manchmal zu breit, redselig, und in dem Bestreben, natürlich zu sen[n]saisch und trivial wird, so läſst sich doch in der [Auf]fassung und Darstellung des Ganzen der ächte E[pi]ker nicht verkennen, so entschädigt er uns durch treff[liche] Schilderungen, überraschende Situationen, psycho[logisch] richtig gezeichnete und entwickelte Charaktere, e[in le]bendig erhaltenes Interesse, und, wenn wir billig [sein] wollen, dürfen wir nicht vergessen, daſs er der [erste] unter seinen Landsleuten hier den *ersten* Versu[ch in] dieser Gattung gemacht hat.

Wie in der Behandlungsart des Gegenstandes [hat] Saavedra auch in der *Wahl der metrischen* Form einen neuen Weg eingeschlagen. Sein *„Moro expó[sito"]* ist nämlich nicht in den für epische Gedichte zur [Re]gel gewordenen *Ottave Rime* abgefaſst, sondern in [...]*sylbigen Romanzen* (*Romances heróicos*). Die zwölf [Ab]theilungen (*doce Romances*) zerfallen jede in einzel[ne]

---

gen Chronisten Sampirus und Pelagius (in *Florez, España sagrada. Tom. XIV.*) schon bestätiget. Als Volksbuch erschien die *„Historia y muerte de los nobles caualleros y hermanos los siete Infantes de Lara"*, mit der *„Historia del noble Cauallero el Conde Fernan Gonçalez"* (beide, so wie die vom Cid, aus der *„Cronica general"* ausgezogen) zusammengedruckt öfters; so z. B. zu Burgos (*„en casa de Juan de Junta"*. 1546. 4to. mit goth. Lett.) und zu Brüssel (*„en casa de Juan Mommaerte. Año de 1588."* 18.). Dramatisch bearbeitet wurde diese Geschichte von Lope de Vega (*„El Bastardo Mudarra"* im 24sten Bd. seiner *Comedias*, der zu Zaragoza 1641 erschien); von Juan de Matos Fragoso (*„El Traydor contra su sangre"* im 1sten Bd. seiner *Comedias.* Madrid 1658) und in neuerer Zeit von Franc. Altes y Gurena (*„Gonzalo Bustos"*. S. Moratin; *l. c. p. XCIII*).

längeren oder kürzeren Romanzen, von denen aber
zu derselben Abtheilung gehörigen durch dieselbe
nanz gebunden sind. Diese, einer rhythmischen
sich nähernde Form ist der romanartigen Behand-
auch viel zusagender, und weniger ermüdend und
nig, als die *Ottave Rime;* durch die Wahl der eilf-
gen Verse (*endecasilabos ó italianos enteros*) aber,
der Redondilien, die ohnehin für ein so langes Ge-
ganz unpassend wären, hat er einen gröfseren
sel der Dimensionen, und dadurch mehr Freiheit,
ehandelten Gegenständen gemäfs den harmonischen
uck zu bilden, gewonnen. Sein Versbau ist, wie
n seinen Gedichten, fliefsend, und seine Sprache
korrekt und kräftig; nur erlaubt er sich zu häufig
ionen.

ergleicht man nun die Auffassungs- und Darstel-
reise des Gegenstandes in dem vorliegenden Ge-
mit der in den alten Volksromanzen, so kann man
nicht läugnen, dafs dadurch der erst angedeutete
chied zwischen dem Aechtepischen und Modern-
haften, eben nicht zum Vortheile des Letzteren
der Roman ist ja die letzte, fast schon zerflie-
Form des Epischen), erst recht bemerklich wird.
andiose Einfachheit, kräftige Natürlichkeit und er-
le Objectivität der aus dem Munde des von der
en oder schmerzlichen Theilnahme an dem Er-
gleichsam noch durchbebten Volkes stammen-
änge ist freilich fast unnachahmbar, und wir se-
gröfsten Dichter an dieser Klippe scheitern. So,
uns sehr nahe liegende Beispiele zu wählen, ver-
man die sogenannten Balladen von Bürger und
die beiden Extreme dieser Gattung (das paro-
triviale und ideell potenzirte; aber beide gleich
vom wahrhaft volksmäfsigen), mit ächten Volks-
! — Wie wenigen Kunstdichtern ist es gelun-
h ihrer Subjectivität, und, wenn man so sagen
er modernen Cultur so sehr zu entäufsern, um
volksmäfsig in dieser Gattung zu dichten, wie
ter uns Goethe und Uhland!! — So wird auch
dra's kleineren Romanzen-Cyklen (*La vuelta*
; — *El sombrero;* — *El conde de Villame-*
— *Don Álvaro de Luna;* — *El alcázar de Se-*
r Abstand dieser modern-künstlichen Nachah-
von den alten, ächten Volksromanzen noch fühl-
ls im „*Moro expósito*". Denn trotz seines,
s lobenswerthen Strebens, den Ton der Volks-
romanzen zu treffen, indem er hier selbst ihre einfache,
aber höchst reizende metrische Konstruction (*achtsyl-
bige* Redondilien) beibehält, tragen diese Versuche noch
zu sehr das Gepräge der modernen Sentimentalität, er-
mangeln zu sehr jener concentrirten, kräftigen Einfach-
heit der Darstellung, und schmucklosen Innigkeit des
Gefühls, um den Vergleich mit jenen aushalten zu kön-
nen. Diese, gewifs nicht verdienstlosen Gedichte sind
wohl *Erzählungen* und *Novellen* in der *Romanzenform*;
aber deshalb noch bei weitem keine Romanzen im Geiste
der alten Volksgesänge. Kurz auch in ihnen manife-
stirt sich noch zu sehr die moderne Denk- und Anschau-
ungsweise, und der Dichter ist, gleichsam wider Willen,
von dem *Geiste seiner Zeit* überwältigt worden, d. h.
er hebt mehr das Allgemein-Menschliche, als das Volks-
thümlich-Besondere heraus, und sucht mehr von seinem
subjectiven Standpunkt aus durch Situationen zu cha-
rakterisiren, als charakteristische Situationen objectiv
wiederzugeben. So hat er zwar nicht mit der Treue,
Innigkeit und Naivetät einer den äufseren Eindrücken
sich noch unbedingt hingebenden Phantasie gemalt; wohl
aber durch Reflexion zeit- und naturgemäfs geschildert,
und in soweit auch hier der ächten Romantik gehuldigt.

Ein wahres Gegenstück zu diesen Schöpfungen ei-
ner gesunden Kunstansicht bildet aber das, noch aus des
Dichters vorromantischer Periode herstammende Helden-
gedicht: „*Florinda*", das zwar den schönen, auch in den
alten Romanzen und sonst vielfach besungenen, vater-
ländischen Stoff: den Untergang des Gothenreichs durch
die verbrecherische Liebe des Königs Roderich zu der
Tochter des Grafen Julian (hier Florinda geheifsen) be-
handelt; aber noch an allen Gebrechen des Klassicismus
leidet, d. h. in einem unnatürlichen, geschraubten, immer
gleich hochtrabenden Style und in den Hemmschuhen
der *Ottave Rime* nach dem herkömmlichen Schlendrian
der sogenannten Heldengedichte den schönen Stoff lang-
weilig zerdehnt und verwässert, und durch endlose, ge-
suchte Bilder, Vergleichungen und Beschreibungen die
Geduld des unbefangenen Lesers erschöpft. Ja der Vf.
selbst sieht von seinem gegenwärtigen Standpunkt aus
dieses Gedicht für eine verunglückte Schöpfung an, und
hat deshalb die ursprünglichen acht Gesänge auf fünf
reducirt, worüber er sich mit ebensoviel Bescheidenheit
als richtigem Selbstgefühl also äufsert: — — „*y puedo
asegurar á mis lectores, que si ganan muy proco con
los trozos que aquí se publican, pierden de seguro mé-*

nos con los suprimidos." Wenn er es daher dessenungeachtet nach dem Wunsche seiner Freunde und des Herausgebers, hier abdrucken liefs, nur um, wie er sagt, den zweiten Band auszufüllen („*solo para completar este segundo tomo*"), so ist dies wohl nur ein angeblicher Grund; der eigentliche aber: um seine noch am Klassicismus leidenden Landsleute durch dieses homöopathische Mittel davon zu heilen.

Noch sind einige lyrische Gedichte beigefügt, die zwar alle durch Versbau und Diction ausgezeichnet sind, wovon aber ebenfalls jene am meisten ansprechen, in denen sich der Dichter, nach Abschüttelung aller fremdartigen Fesseln, frei und natürlich dem überströmenden Gefühle überläfst. Kurz: an Saavedra läfst sich der *geborene Dichter* nicht verkennen, der nur seiner eigenen poetischen Natur und seinem richtigen Takte für das Schöne zu folgen braucht, um nicht nur auf dem vaterländischen, sondern auf dem europäischen Parnasse überhaupt eine bedeutende Stelle einzunehmen.

Wenn daher, wie wir hoffen, Saavedra's Beispiel bald mehrere gleichbegabte Nachfolger unter seinen Landsleuten finden wird, so dürfen wir einer zeitgemäfsen Verjüngung der altspanischen Romantik entgegensehen; denn wenn die Spanier auch in der Poesie nur vorzugsweise wieder *Spanier* werden sein wollen, so wird dieses Volk, reichbegabt und hochpoetisch wie wenige andere, auch wieder so Aufserordentliches leisten, wie zu den Zeiten des Lope de Vega, Cervántes und Calderon *)! — Ferdinand Wolf.

*) Auch Saavedra's Freund und Verleger, der durch eigene Werke rühmlich bekannte spanische Buchhändler Salvá, stellt in der „*Advertencia*", die er den dem „*Moro expósito*" angehängten Gedichten vorausschickt, seinen Landsleuten eben so nachdrücklich als beredt die Vorzüge einer naturgemäfsen, volksthümlich-originellen Poesie, und die Nachtheile der von ihnen bisher befolgten Nachahmung des Ausländischen, besonders des französischen Klassicismus dar, und schliefst mit diesen merkwürdigen Worten: „*Es por tanto de esperar, que la juventud española no tardará en reconocer con él (Saavedra), que las luces y necesidades de nuestra época están clamando por que se sacudan los grillos que el culto ciego del clasicismo nos había impuesto; y cuando, á despecho de la escuela del siglo de Luis XIV, logre la independencia del pensamiento, como conquistó la nacional contra las huestes de Napoleon, no podrá ménos de repetir con nosotros, que en medio de pocos bienes, los males, los mas grandes males nos han venido siempre de nuestros vecinos.*"

LVIII.

Handbuch der griechischen Litteraturgeschicht[e] von Dr. C. F. Petersen. Hamburg, 183[.] 432 S. 8.

Auf dem Gebiete philologischer Studien ist [...] geschichtliche Darstellung der griechischen Litter[atur] vielleicht diejenige Lücke, deren Dasein von Fachg[e]lehrten wie von Anfängern gleich lebhaft empfund[en] und deren Abhülfe seit wenigen Jahren am eifrigs[ten] betrieben wird. Von allen Seiten her begegnen [...] geschäftige Hände, welche jedem Theile des lese[nden] Publikums zu dienen sich abmühen; und man wi[rd] für eigensinnig gelten, wollte man dieser reichli[chen] Aussaat auf einem unermefslichen Acker ihren N[...] absprechen, obgleich noch keine Frucht derselben [er]schienen ist. Einen Nomenklator, der den Schüle[r in] gröfster Kürze mit den Figuranten des litterari[schen] Schauplatzes und ihren Herausgebern bekannt macht, [hat] Matthiä geliefert; Passow einen akademischen Le[itfaden], der das erstaunliche Namengewühl in Zahlen und [...] werken verzeichnet; eine skizzirte Historie mit bi[ogra]phischen und bibliographischen Artikeln unternahm [...]deck, nach ihm in erweitertem Plan und mit [...] dürfnissen der Lesewelt vertrauter Schöll, der wi[e ein] Idiot doch als geschickter Erzähler den wirren Stof[f aus] Nekrologen, Meinungen, Ausgaben in ein bequem[es] Summarium zusammendrängt, knapper und mehr f[ür den] Handgebrauch sorgend Petersen; eine mit dem g[röfs]lichsten Fleifs begonnene, für die wichtigsten Zi[eit]schnitte vollendete Chronik verdankt man Clinton[; wir] besitzen endlich aus Wolf's Vorträgen ein Kolle[gien]heft, das trotz aller Mifshandlung den freien lebh[aften] Ergufs eines reichen Geistes offenbart; und währen[d wir] dies schreiben, gelangt zu uns frisch und in einer ne[uen] Auflage gedehnt aus *Wien* eine Litteraturgeschichte [der] Griechen und Römer von Fr. Ficker. Ist nun durch [die] vereinte Thätigkeit so vieler Männer eine wahrhafte [Ge]schichte der griechischen Litteratur erreicht worden? [Oder] liegt die Möglichkeit einer solchen nahe, wenn [die] besten ihrer hie und da verstreuten Leistungen [wech]seitig sich ergänzen und auf einen Fleck zusammen[tragen] läfst? Niemand hat unseres Wissens dies behaupt[et ...] bei nur mäfsiger Sachkenntnifs einen ähnlichen W[...] gen dürfen; niemand hat aber auch Ursach oder [...] in den Anfängen eines Studium die Vollendung zu [...]

(Der Beschlufs folgt.)

№ 72.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

October 1835.

dbuch der griechischen Litteraturgeschichte n Dr. C. F. Petersen.

(Schluſs.)

n den Anfängen sagen wir: denn hierauf führt die Wahrnehmung einer Lücke, die wie vorhin eutet dieser Theil der Litterarhistorie bildet, und wir den eitlen Schein entfernen, ist es immer viel eine Lücke mitten im Gewirr der Erudition auflen und ihre wissenschaftliche Bedeutung durchen zu haben. Was wir jetzt in ungestörter Geueit *Geschichte der griechischen Litteratur* nendas ist neu und jung, ein Eigenthum vorzüglich s Jahrhunderts und der deutschen Philologie: weiederländer noch Briten faſsten das Bedürfniſs eilchen Doctrin, und selbst unsere Heimat, die von ius die frühesten Anregungen empfing, begnügte it den mechanischen *Historiae Linguae Graecae*, eyne und Wolf, die ersten akademischen Lehrer Litteraturgeschichte, den Keim des jugendlichen m in Gährung brachten. Um so leichter also wird e Halbheit unserer neuesten Darsteller begreifen tschuldigen; sie haben gerade, wie es denen zu en pflegt, welche sich auf den Trümmern kaum ener Rudimente ansiedeln und im dunklen Beiin der Vergangenheit und Zukunft auf ein leuch-Ziel hin arbeiten, sorglos an ihre Vorgänger geschlossen und deren Sammlungen fortsetzen zu gemeint, ohne die Grundlagen des neuen Gezu prüfen oder die Bedingungen und Aufgaben erkes sich zu vergegenwärtigen. Man sieht nun Mühe, daſs von vorn anzufangen und sowohl die , die für die Studien der griechischen Litteratur st unübersehauliche Masse zu bearbeiten hat, als e nöthige Methodik zu läutern und zu vervollen wäre, wenn es sich um ernstlichen Fortschritt, Heraustreten aus dem Helldunkel handelt. Um zunächst den empirischen Stoff zu berühren, so kann niemand den nebelhaften Zustand verhelen, in welchem trotz der emsigen Sammlungen für Kritik und Auslegung ganze Zeiträume und ganze Klassen von Autoren schlummern. Sogleich die fünf Jahrhunderte von August bis auf Justinian sind mit ihrem Inhalt erlauchter, viel citirter Namen wenig mehr als eine Bildergallerie, da weder die Studien, die geistigen Zwecke, das wechselnde Gepräge jedes Zeitabschnittes und jedes bedeutenden Individuum, noch die Leistungen, die stilistischen Differenzen, der Werth und die Schicksale der Schriften sogar nur in einem summarischen, doch gewissenhaften Ueberblick sich erkennen lassen. Sollte es nicht unglaublich dünken, daſs die Schreibart von Männern, wie Plutarch, Lucian, Libanius nirgend charakterisirt und bis zur Unterscheidung des Aechten vom Untergeschobenen, des Jugendlichen von den reifen Produktionen festgestellt sei! daſs die Belege aus diesen und überhaupt den Autoren der christlichen Zeitrechnung durchweg gleich gelten, und eine so heterogene Masse im Gegensatz zum Antiken noch immer (wie z. B. die Kommentatoren der Atticisten darthun) als Aggregat von Zahlen gehandhabt wird? Was uns fühlbar mangelt, ist also eine nichts verschmähende Rechenschaft über jede litterarische Gröſse, während mindestens anderthalb Jahrtausende, wofür die Kräfte vieler und einverstandener Arbeiter zusammentreten und wärmere Gesinnungen aufgeboten werden müssen, als der älteren Philologie behagten. Doch die Reichthümer der Empirie, die scharfsinnigsten Beobachtungen und die glücklichsten Entdeckungen bleiben kalt und zerstückt, wenn sie nicht durch Methodik erleuchtet und auf den rechten Platz gerückt werden; aber noch hat man sich wenig über allgemein gültige Grundsätze geeinigt. Eine Geschichte der Litteratur ist abgesehen von ihrem statistischen Gehalt nichts geringeres als ein Kunstwerk, welches genetisch aus dem Charakter und dem geistigen Maſse der

Zeitalter eine Reihe von Gruppen, Gattungen und vereinzelten Erscheinungen entwickelt, ihre Nothwendigkeit aus einem inneren Zusammenhange hervorgehen läfst, und auch ihre Freiheit oder zufälligen Gestaltungen in die gebührenden Rechte einsetzt, überhaupt aus der Wechselwirkung von Gesetz und Willkür das helle Bild einer sittlichen Schöpfung gewinnt. Dieser Prozefs ist seiner Natur nach geheimnifsvoll, schlüpfrig und durchaus subjektiv: er schreitet auf dem Wege der Anschauung, welche sich selber als Beweis hinstellt, und weder mit logischer Syllogistik verstanden oder widerlegt wird, noch jeden Punkt und Gang mit haarscharfen Citaten zu sichern vermag; es mag aber bei solchem Verfahren kaum eine Gewähr gegen Fehlschlüsse und Uebereilungen oder das Anlegen moderner Mafsstäbe sein, und wenn auf dem Grunde der lebendigsten Kenntnifs sich ein analytisches Gemälde des litterarischen Talentes erheben soll, wofür Takt und Empfänglichkeit den einen vor dem anderen begünstigen, so weifs jedermann, wie sehr die Kritiken und Abschätzungen sogar in Betreff der Autoren vom mittleren Range mit einander streiten. Indessen wie sollte der Zwiespalt in so verfänglichen Fragen befremden, da selbst diejenigen Kapitel, welche vor allen der Gewifsheit fähig zu sein scheinen, weil sie den unmittelbarsten Theil der Fachgelehrsamkeit abgeben und weil die Alten ihre schriftstellerische Kunst einer bestimmten Zucht und Regel unterwarfen, die Kapitel von der grammatischen, lexikologen und rhetorischen Bedeutung irgend vorzüglicher Individuen noch keinen höheren Grad der Vollendung und Uebereinstimmung besitzen. Fortwährend empfinden wir den Mangel sowohl einer wahrhaften Geschichte der griechischen Sprache als eines praktischen Systems der antiken Komposition; und so lange diese Lücken nicht beseitigt worden, möge man sich über die ungeheure Planlosigkeit und Gleichgültigkeit, welche die matten oder schiefen Urtheile über den formalen Standpunkt grofser und kleiner Autoren athmen, weniger verwundern. Doch wir wollen dergleichen Beschwerden und Anforderungen nicht weiter verfolgen, sondern uns begnügen, neben der Schwierigkeit und Gröfse der Aufgabe, die den entschlossenen Muth des begabten Forschers brechen könnte, auch das Recht der Billigkeit für jeden aufgestellt zu haben, der mit Umsicht und Ausdauer einen Beitrag darzubieten strebt.

Als einen nützlichen Beitrag darf man vorliegen[illegible] Buch des Professors Petersen zu Kopenhagen bez[illegible] nen. Neues und eigenthümliches haben wir zwar [illegible] gend darin angetroffen, und weder das Materielle [illegible] Objects erweitert oder berichtigt noch die bisher[illegible] Methode in wesentlichen Stücken verändert ge[illegible] Auch sollte man, da der Verfasser selber sein [illegible] aus dem dänischen Original übertragen zu m[illegible] glaubte, nicht mit Unrecht erwarten, dafs die zweite [illegible] arbeitung ansehnlich umgestaltet und mit eigenen [illegible] zügen ausgestattet worden wäre: doch deutet nicht [illegible] mal Hr. P. an, dafs er etwas dem ähnliches bezw[illegible] Wenn man aber dieses Kompendium als ein zu[illegible] siges, mit philologischer Sachkenntnifs abgefafste [illegible] ventarium betrachtet, worin die nöthigsten Notize[illegible] den Autoren, ihren Schriften, Ausgaben und etwa [illegible] Hülfsschriften oder Monographieen bündig auf[illegible] sind, wird man seinen Nutzen nicht allzu gerin[illegible] schlagen. Bei einer so weitschichtigen Litteratur, [illegible] che sich in gar entlegene Winkel und Seitenge[illegible] verliert, wohin sogar der Fachgelehrte selten dri[illegible] es schon viel werth nach Art Alexandrinischer [illegible] thekregister einen Pinax oder räsonnirenden [illegible] zu besitzen, der die gegenwärtigen Vorräthe [illegible] mit Angabe der wichtigsten Verluste treu verze[illegible] denn fast unglaublich scheint es, wie leichtfertig [illegible] diese Thätigkeit des gelehrten Fleifses ehemals g[illegible] habt wurde. Der Verfasser, der überall bemü[illegible] mit eigenen Augen zu sehen, hat hiefür am [illegible] genügt und in Hinsicht der litterarischen Persone[illegible] Bestimmung von Zeiten und der Zählung von [illegible] nicht oft den Leser getäuscht. Solcher Mifsgriffe [illegible] nur einige hier erwähnt. Das Verzeichnifs der [illegible] *ker* S. 32 ist noch immer unrichtig und ohne [illegible] tige Benutzung der neueren Forschungen angel[illegible] der nüchternen Charakteristik des Komikers [illegible] S. 76. „Von *zweien Komikern* dieses Namens [illegible] der ältere wahrscheinlich Ol. 88, 1. Gegner der [illegible] gogen. Erfand ein Metrum" hätte weder der alte [illegible] von einem Doppelplaton noch die chronologische [illegible] wiederholt werden sollen, da Platon erst in den [illegible] ziger Olympiaden blühte, in Ol. 88. aber zuerst [illegible] Aus ähnlichen Quellen mag der Bericht über die [illegible] stophanischen Scholien abstammen S. 78. „Diese [illegible] von Thomas Magister, Io. Tzetzes und Demetrius

ios, nachher von Musurus gesammelt, und später
h Arsenius und Od. Bisetus mit Zusätzen aus an-
n Quellen vermehrt." Die *Logographen* sind gleich
Kyklikern ebenso unwahr charakterisirt als be-
t S. 86 fg., unter ihnen aufser dem gewohnten
elmann Kadmos gar Hippys und auf ihn *folgend*
ilaos. Ganz zu tilgen ist der auf eine verdorbene
e gegründete Artikel S. 168 vom Aristonymos, als
ker nach Alexander dem Grofsen: „Arist. 220.
efs Alexandria, wo er Bibliothekar war, und be-
ich nach Pergamum. Athenäos nennt zwei Ko-
n von ihm." Unvollständig heifst es beim Geo-
en Dionysius S. 217. „Von seinem *ἀνάπλους*
γου ist nur *ein* Fragment erhalten." Unter Epi-
Nachfolgern hätte S. 235 Polystratus und sein in
ı. *Herculan. IV.* herausgegebenes Werk einen
verdient. Um nicht mehreres der Art zu häufen,
ken wir noch, dafs bisweilen die Zeit von Auto-
al zu scharf begrenzt oder doch ihr Widerspruch
n jetzt erhaltenen Schriften nicht immer hervor-
en worden. So bei diesen abgerissenen Arti-
. 184 fg. „Timäos, mit dem Beinamen Sophista.
das Ende des 3. Jahrh. n. Chr. Λέξεις Πλατω-
Dann „Aelios Moeris, mit dem Beinamen *'Αττι-*
Gegen das Ende des 2. Jahrh. *Λέξεις* etc." Ne-
: Genauigkeit der litterarischen Chronik ist aber
onderer Vorzug die Vollständigkeit und Treue
biographischen Abschnitte zu rühmen; bei den
0. erschienenen Büchern lehrt obenein ein Kreuz,
sse sich in der reichen Kopenhager Bibliothek
n: und wenn auch keiner unserer philologi-
Landsleute im Nothfall dorthin zu flüchten ge-
ler gezwungen wäre, so giebt doch ein solches
für alte, hie und da bezweifelte Ausgaben die
eit, dafs sie in der Welt existiren. Noch ver-
her als dieser Fleifs wäre die Nachweisung, ob
führten älteren Editionen *kritischen* Werth be-
nd in welcher Verbindung sie zu einander ste-
un über einen so wichtigen Punkt geben uns
sten Sammler bibliographischer Lexika, welche
zählen, dafs das Buch zu Göttingen oder Leip-
treffen, sehr selten oder in anderen Exem-
n ein Paar Blätter ärmer sei, und was sonst
eichen Wissenswürdigkeiten vorkommt, ge-
keine oder verdächtige Auskunft. Doch we-
der hierauf noch auf eine weit bedeutsamere Frage,
wieweit und wie gut ein Autor und seine verschiede-
nen Schriften durch *Handschriften* überliefert worden,
ob in einer oder in mehreren, ob mittelst einer oder
mehrfacher Recension und von welcher Beschaffenheit,
wiefern der Text sicher gestellt oder mangelhaft scheine
u. s. w., hat der Verfasser eingehen wollen.

Von der wissenschaftlichen Ausführung läfst sich
nicht dieselbe Brauchbarkeit rühmen. Aus einer kur-
zen Einleitung, worin höchst ungleichartige Dinge ver-
handelt werden (z. B. die Bücher für allgemeine Ge-
schichte der Litteraturen und für philologische Ency-
klopädie), ergiebt sich, dafs Herr Petersen die soge-
nannte scientifische Darstellung mit der chronologischen
verbinden und durch biographische und bibliographi-
sche Erläuterungen ausstatten zu müssen glaubte. Dies
Verfahren, das schon Groddeck im wesentlichen an-
wendet, hat den grofsen, einer wahrhaften Litteratur-
geschichte verderblichen Uebelstand, dafs die Geschichte
der Gattungen in lauter kleine Massen ohne Zusam-
menhang oder nothwendige Begrenzung zerstückelt wird:
denn die Redegattungen sind selten an den allgemei-
nen Gang der litterarischen Perioden gebunden, und
haben nicht leicht ihre Epochen mit den periodischen
Momenten und Trennungspunkten gemein. Sogleich
das Epos sehen wir 1) bis auf Solon, 2) bis auf Ale-
xander, 3) bis auf Konstantin, 4) bis zum Ende des
Kaiserthums herabgeführt: und doch lehrt ein unbe-
fangener Blick, dafs Perioden und Fächer dort aufs
entschiedenste sich kreuzen und einander nicht begeg-
nen. Indessen liefse das Uebel sich wohl beseitigen,
wenn erstlich richtige Perioden angelegt, dann die po-
litischen, sittlichen, litterarischen Zustände derselben
in ihrem ganzen Umfange geschildert, drittens die
Schicksale, Stufen und Gehalt der Gattungen bündig
charakterisirt würden. Nun sind aber die Epochen
nicht zweckmäfsig aufgefafst, wenn nämlich die erste
Periode sich erstreckt von den frühesten Zeiten (worin
noch ungestört Orpheus, Musäus, Sibyllen und an-
dere Barden *vor Homer* prangen) bis zur Solonischen
Gesetzgebung, die zweite bis zur Regierung Alexan-
ders des Grofsen, die dritte bis auf Konstantin, die
vierte bis zur Eroberung Konstantinopels: ungeachtet
Solon ein nur schwaches, Konstantin gar kein Mo-
ment abgiebt, die Sophistik aber mit mancherlei phi-

losophischen Bewegungen einen eigenen Abschnitt, von Augustus bis auf Justinian erfordert. Ferner mangelt es sowohl für lange Zeiträume als für die Gattungen an einer anschaulichen und durchgreifenden Charakteristik, woraus ein Bild vom Ganzen und seinem Organismus hervorgehen und zugleich die Methode für Anordnung der Spielarten und Einzelheiten sich entwickeln müfste. Ein Beispiel sei *das Melos*, oder wie der Verfasser es noch benennt *die Lyrik*, die sogar von der iambischen Poesie des Archilochus geschieden und ihr nachgerückt wird: nachdem S. 38 die Mannigfaltigkeit des melischen Stoffes, die Grundlagen desselben in Politik und Religion, die hieraus entspringenden Formen und Namen in Erinnerung gebracht worden, folgen die Artikel vom Alkman bis zum Stesichorus, dann plötzlich ein Paragraph über Trinklieder, hinterher auch die Erwähnung — vom *Erfinder* des Faches, dem Terpander; denn Herr Petersen, der mit gleichgültigem Auge die neueren Forschungen mufs betrachtet haben, denkt sich die Dichtungsart, eine Art improvisirter Tändelei, als uralt, mithin Terpanders Autorität (der vollends „der vorzüglichste Dichter dieser Gattung" heifst) als einen Mythus. Weiterhin ist S. 56 ff. der Bericht in Biographieen der übrigen Lyriker fortgesetzt und im Dithyrambus abgeschlossen: ohne dafs die chronologischen Stufen des Melos, ihre dichterische Verfassung, die Einwirkungen der bedeutendsten Dichter angedeutet und verkettet wären. Diese Zersplitterung, welche durch den Mangel an festen Begriffen für die griechischen Redegattungen herbeigeführt ist, zieht durch das gesammte Werk hin, das beinahe nur als Aggregat von Paragraphen erscheint und einzig durch das Register beherrscht werden kann; sie kommt selbst bei durchaus zweifellosen Fällen ins Spiel, wie wenn S. 116 nach den Jonikern als zwei Philosophen, denen man keinen recht schicklichen Platz anweisen könne, Heraklit und Empedokles eingeschoben werden, Aristoteles aber erst in den Zeitraum seit Alexander einrückt. Nicht unähnlich sind die Mängel in der Zeichnung der Autoren. Ein geringeres Gewicht legen wir auf das Zerstücken eines und desselben Mannes, der für mancherlei Rubriken Schriften geliefert oder auch nur geschrieben zu haben scheint: und doch ist es nicht ganz gleichgültig, dafs z. B. die Kriegskunst und die praktischen Wissenschaften, die in der klassischen Zeit aller Theorie und Systematik entbehren, sich in Xenophon theilen sollen, hier wegen des Oeconomicus und verwandter Arbeiten, dort wegen seiner *Reitkunst* und des Hipparchicus. Wesentlicher dünkt uns hingegen die Lauheit, die Allgemeinheit und Vieldeutigkeit der charakteristischen Züge, woraus selten ein scharf umrissenes Gemälde von grofsen oder kleinen Schriftstellern gewonnen wird. Wenn man von letzteren etwa den Pollux nimmt, so gewährt die kalte Notiz S. 184. „Sein wichtiges Werk ὀνομαστικόν handelt von *Synonymen* in 10 Büchern nach dem Inhalte geordnet" weder eine richtige noch belehrende Vorstellung. Aber auch ein Mann wie Aristoteles ist kaum in folgendem Summarium zu erkennen S. 219. „Seine Methode ist analytisch, logisch, dialektisch. Sein Vortrag ist einfach, genau, aber in gedrängter Kürze, *und durch Verunstaltung des Textes dunkel. Seine Philosophie ist in ihrer Methode und Form von der Platonischen sehr verschieden.*" Solche vor lauter Billigkeit in Phrasen zerfliefsende, sich selber vernichtende Zeichnungen wird man nur zu häufig antreffen: ein Beleg sei aufserdem Lucian S. 265 fg. oder das mattherzige Urtheil von Plutarch's *Moralia* S. 248. „Diese Schriften, obgleich sie sowohl hinsichtlich ihres Inhalts als ihrer Form Spuren ihrer Zeit tragen, enthalten nichtsdestoweniger reiche Beweise des gesunden Sinnes und der redlichen Denkungsart ihres Verfassers." In höherem Grade leiden die spärlichen Aeufserungen über Stil und sprachlichen Werth an solcher Schwäche. Welcher Anfänger traut sich nicht von der Sprache des allenfalls nur dem Namen nach gekannten Polybius zu urtheilen, wie es S. 193 geschieht: „Der Vortrag ist edel; doch vermifst man an der Sprache die Reinheit der ältern Klassiker." Diese Proben mögen zur Würdigung des vorliegenden Buches hinreichen.

G. Bernhardy

№ 73.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

October 1835.

LIX.

a Germanica excursoria ex affinitate regni getabilis naturali disposita, sive principia nopseos plantarum in Germania terrisque Europa media adjacentibus sponte nascenm cultarumque frequentius auctore Ludoo **Reichenbach**, *Consil. aul. reg. Sax. etc. ısiae*, **1830—33.** *Cnobloch.*

ısofern Floren als Hülfsmittel anzusehen sind, welır ersten Einweisung dienen und den Lernenden mäfsig unterstützen, mag ihrer mit Recht hier nicht 'eiteren gedacht werden. Wenn sich aber in der Zweck herausstellt, von einem durch natürliche n bezeichneten Ländergebiete ein solches Vegegemälde zu entwerfen, das, indem es die Unterı und die Uebergänge zu den angrenzenden Geaufweiset, und die Vegetation auf die bedingenomente bezieht und aus ihnen entwickelt, diese in einem Organismus beschlossenes begreift und eichsam als die Monographie eines Naturganzen macht: so mufs ihnen auch ein wissenschaftli-Verth und Geltung zugeschrieben werden. Die dieser Bücher, noch ganz von den Mustern des Meisters abhängig, wiewohl dieser selbst den ndigen Fortschritt deutlich genug bezeichnete, es nur mit den Formen in ihrer leeren Vereinzethun, und die Flora selbst erscheint als ein Aggregat aller derjenigen Species, die innervisser durch politische Bodenabtheilung bestimmızen gefunden werden, und auch dann nur, wenn eit eine gute ist, höchstens dazu brauchbar, dafs n im System recipirten Namen der einzelnen ausfindig machen könne. Die Varietäten wurır hin und wieder beachtet, aber nur eben nicht htigen Gesichtspunkte aus gewürdigt und wie unglücklich man mit dem Ballast der Synonymie gebahrt hat, ist bekannt.

Inwiefern nun das angezeigte Werk dem Zweck, den das Attribut *excursoria* anzeigt, nämlich den Pflanzensammlern einen Begleiter abzugeben, durch den sie jede ihnen begegnende Pflanzenart zu erkennen und „damit eine lehrreiche Unterhaltung anzustellen" vermöchten, erreicht und derartigen Ansprüchen genügt, davon wird hier nicht weiter die Rede sein. Doch wollen wir beiläufig bemerken, dafs der Titel *Flora excursoria* überhaupt allzu bescheiden lautet, indem in diesem Buche weit mehr gegeben wird, als was man etwa auf botanischen Exkursionen für das Bedürfnifs des Augenblicks vergleichen zu können wünschen mag. Wie sich aber diese Arbeit zu den früheren ihrer Gattung verhält und welcher wissenschaftliche Fortschritt durch dieselbe bezeichnet wird, soll hier in der Kürze entwickelt werden. Indem der Verf. von dem Grundsatze ausging, dafs die Flora eines Landstriches nur dann ein richtiges Bild der Vegetation gewähre, wenn sie dieselbe nicht als ein für sich Besonderes auffafst, sondern in ihrer Beziehung zum Ganzen, und dafs ein Theil nur in stetem Hinblick auf das Ganze des Vegetations-Organismus begriffen werden könne; hat derselbe die Pflanzenwelt der germanischen Länder in einer nach den Principien der natürlichen Methode fortschreitenden Reihe dargestellt, welche von dem Niedrigeren beginnend mit den vollendetsten Formen schliefst, und worin die verbindenden Mittelglieder, welche im Gebiete fehlen, mit Andeutung der durch sie ausgedrückten Entwickelungsstufen an ihrem Platze erwähnt werden. Bei der bereits allgemein gewordenen Anerkennung und Schätzung des Werthes und Vorzuges der natürlichen Methode konnte der Gedanke, die Flora eines gröfseren Landes nach natürlichen Familien geordnet vorzustellen nicht fern liegen; dafs aber diese Bearbeitung in so strenger Durchführung wie hier geschehen und die Ent-

wickelungsreihe mit einer festen und sicheren Konsequenz fortschreitet, dies müssen wir als ein Hauptverdienst des Verfs. gebührend anerkennen und als einen wesentlichen Fortschritt in der Florenliteratur geltend machen. Denn je mehr bei der Bearbeitung einzelner Floren auf die Gesetze der natürlichen Methode Rücksicht genommen wird, desto mehr werden sich die Floristen in den Beschreibungen von der bloſsen Form auf die wesentlichen Beziehungen der Pflanzen hinwenden und die Form der Art in und durch die Gestaltung der Sippe und den Typus der Familie zu erklären und zu begreifen veranlaſst sehen. Der Verf. hat bekanntlich früher unter dem Titel *Conspectus Regni Vegetabilis* eine eigenthümliche Anordnung des Pflanzenreichs nach der natürlichen Methode gegeben; dieselbe liegt auch dieser *Flora* zum Grunde. Die Stellung und der Charakter jeder Familie wird in zwei Rubriken entwickelt; der *gradus naturalis* giebt die Stufe an, auf welcher die Familie steht, durch die Entwickelung und Ausbildung der Hauptorgane bestimmt; die *morphonomia* begreift die summarischen Merkmale der Familie, als *vegetatio*, *gynaeceum*, *androceum* und *fructificatio* rubricirt. Dasselbe wird bei jeder Klasse und Ordnung gegeben und zugleich die Stufenentwickelung der Klasse in den zu ihr gehörigen Ordnungen und Familien an der fortschreitenden Herausbildung der einzelnen Organe in gedrängtem Umrisse nachgewiesen, wobei zugleich sowohl die Analogieen herausgehoben als auch die Anomalieen angemerkt und erläutert werden. Vielleicht würden gegen die Ausführung selbst, namentlich gegen die Stellung mancher Familien, wie auch gegen das in *gradus naturalis* zu Grunde gelegte Reihenprincip nach der Dignität der Organe und eine einseitige Anwendung desselben gegründete Einwendungen zu machen sein; vielleicht wird man auch die Klassen und Ordnungen des Systems nicht ganz von dem Vorwurfe des artificium, wogegen der Verf. selbst wiederholt und nachdrücklich eifert, freisprechen können, wie denn auch zum Theil schon früher gegen das in dem erwähnten *Conspectus* dargelegte System dergleichen Ausstellungen gemacht worden sind. Diese relative Unvollkommenheit trägt aber jedes System der natürlichen Methode, welche den Plan und das Gesetz der Natur nicht **hat**, sondern durch Versuche und Studium sich demselben zu **nähern** trachtet; jeder neue Versuch aber, wenn er auf zuverläſsigen Füſsen steht, ei eine neue Seite der Betrachtung und enthält somit Fortschritt. Daſs aber die Anordnung unserer F sich durch Neuheit der Ansicht und durch geist Konsequenz empfehle, ist nicht in Abrede zu s daher wir die Anwendung derselben auf eine D lung der Flora Deutschlands als eine äuſserst da werthe, zeitgemäſse und der Wissenschaft förd Arbeit hiermit nochmals anzusprechen uns gedr fühlen.

Die Absicht, die Grundsätze einer natürlichen sifikation auf die Darstellung der Vegetation eine des anzuwenden, wurde um so vollständiger n als der Verf. sich nicht gehalten glaubte, die jen sonst angenommenen Grenzen Deutschlands Werke als Grenzen zu setzen, sondern sich für hielt, dieselben so auszudehnen, daſs das auf ein gefügten Charte verzeichnete Gebiet im Weste den Rhein hinaus durch eine von Calais bis N hende Linie, im Süden vom Po begrenzt wird, i aber die Länder Dalmatien, Serbien, Siebenbürge garn und Gallizien mit einschlieſst und am B Niemen hinlaufend bei Memel die Ostsee berü daſs man diese Flora geradehin als eine Flora d und des Kernes von Europa anzusehen hat. S des also gewonnenen Reichthums willen nicht Arten, sondern auch an Familien, wodurch mit terter Uebersicht die Einsicht gefördert wird, wir dem Verf. für diese Ausdehnung des Gebie che mit der Schwierigkeit der Arbeit auch ihren erhöhte, Dank wissen. Denn daſs von einer Be politischer Grenzen hier nicht die Rede sein liegt am Tage, welche, ohnehin schwankend und selnd, zu der Natur des Landes fast in gar kei ziehung stehen: unbillig aber wäre es über die Verf. gezogene Grenzlinie weiter mit ihm rec wollen; genug, daſs wir hier die Flora eines se ſsen zusammenhängenden Länderstriches in ei schaulichen Uebersicht erhalten. Wenn wir n hinzusetzen, daſs der Vf. mit einer musterhaftes falt und Genauigkeit in dieser Flora ein möglich ständiges Repertorium der in dem umschriebenen biete aufgefundenen Pflanzenarten geliefert — e deren mit Einschluſs derer, die allgemein gebau den oder durch Anbau verwildert sind, über 530

ührt —, dafs derselbe überall, wo es anging, selbst ersucht und darnach die Charaktere entworfen, dafs ferner eine ausgewählte und häufig berichtigende onymie, Citate der besten Abbildungen und den mit ser Genauigkeit oft des Weiteren angeführten Stand- die Namen der Gewährsmänner beigegeben, wie die Angabe der Höhen und anderer der Pflanzen-graphie dienlicher Winke nicht unterlassen hat: so ebt sich, dafs allen wichtigeren Anforderungen, wel-an eine Flora zu stellen sind, in dem vorliegenden ke auf eine ausgezeichnete Weise genügt worden Wir könnten nach dieser Würdigung und Empfeh-von dem Werke scheiden, indem wir es verschmä-über Einzelnes Ausstellung zu machen und über igkeiten in der Ausführung geflissentlichen Tadel erbreiten. Denn das Einzelne zu besprechen würde endlose und ziemlich unfruchtbare Arbeit sein; ist hier nicht der Ort dazu, wo wir es nur mit Geiste und inneren Werthe dieses Buches zu thun . Allein wir würden unsere Anzeige unvollstän-nd mangelhaft lassen, wenn wir einen Punkt, wel-bei Werken dieser Gattung am schärfsten hervor-und am lebhaftesten besprochen zu werden pflegt, rtert liefsen. Ueber die Grundsätze, nach welchen flanzenarten von einander unterschieden werden, chen sehr abweichende Ansichten, so dafs wir die wortung der Frage, wie der Verf. des in Rede den Werkes hierin verfahren, nicht beseitigen n. Um sogleich in mediam rem zu gelangen, er-wir uns, was der Verf. in dem Vorworte zur Abtheilung p. VI. sagt: „*Specierum nomine pro-us omnes plantas, quae characteres certos prae-t servant satione repetita, quotannis distinguen-* Dabei aber erkennt derselbe den Werth einer alogischen Entwickelung der Species aus ihren (generibus)", wie sie von Einzelnen an einzel-ppen versucht worden sei, an; ja er erkennt darin letzten Zweck der Wissenschaft und verspricht rwort zur zweiten Abtheilung p. IV. eine „Re-der Species der deutschen Flora nach anderen, am genealogischen, Principien" demnächst mitzu-. Wir geben nur hierbei zu bedenken, dafs die sätze, nach welchen man bei der Unterscheidung ekennzeichnung der Pflanzenarten zu verfahren cht willkürlich gewählt werden können, sondern auf wissenschaftlichem Wege festgestellt werden müssen; dafs dem Verf. die Pflicht oblag, wenn er das *genealogische* Verfahren — wir behalten diesen Ausdruck der Kürze wegen bei — als das richtige und zum Ziele führende erkannt hatte, dasselbe auch in der Anwendung durchzuführen; oder vielmehr, wenn er seine Principien mit den genealogischen im Gegensatze sah — contrariis principiis, contrario fundamento p. VI. des ersten Vorworts —, die Vermittelung dieses Gegensatzes auf einer höheren Stufe zu suchen. Der Ausdruck *genealogische Entwickelung* ist unpassend; denn die *Species* stammt nicht vom *Genus* ab, deren gegenseitiges Verhältnifs überhaupt gar nicht als eine *Genesis* zu bezeichnen ist. Die Versuche, welche sich bisher als derartige geltend gemacht, sind wenig mehr als Zusammenwürfelungen, abgeleitet aus dem Einflufs der einseitig und vereinzelt aufgefafsten Bedingungsmomente des Pflanzenlebens. Bei der von dem Verfasser gegebenen Definition seines Verfahrens in der Unterscheidung der Arten beruht alles auf dem Begriffe des Wortes *certus;* denn das folgende *et .... distinguendos* ist nicht als Erklärung des *certos* anzusehen, da sonst statt des *et* ein *id est* stehen würde und da der Verfasser p. VIII. der ersten Vorrede ausdrücklich erinnert: *varietates verae propagantur satione.* Eine Varietät, die nicht kenntlich wäre, also keine Kennzeichen hätte, ist ein Unding; pflänzt sich also die Varietät bei der Aussaat fort, was allerdings ein unbestreitbares Factum ist, so bestehen auch die Kennzeichen derselben bei wiederholter Aussaat. Es bleiben folglich für die *species* nur die *characteres certi* übrig, und indem wir uns genöthigt sehen, die alte oft aufgeworfene Frage zu wiederholen: Welche Kennzeichen sind zuverläfsig, gewifs? suchen wir vergeblich eine Erledigung derselben. Der Verfasser sagt ferner: Wem es um Uebergänge zu thun sei, werde nach Vergleichung zahlreicher Individuen nicht nur bei den Arten einer Sippe, sondern auch bei sehr vielen Sippen einer Familie am Ende die Grenzen vermissen; jene Uebergänge werden in das Reich der Abnormitäten verwiesen und der normale Zustand der Species als derjenige bezeichnet, der in der Diagnose auszusprechen sei. Wir fragen wiederum vergeblich, wie oben nach dem *certus*, so jetzt, was *normal* und was *Abnormität* sei; Worte, deren Bedeutung nicht verstanden

werden kann, so lange der Begriff der *species* nicht entwickelt ist. So gewifs es aber ist, dafs die Sippen durch feste und scharf begrenzende Merkmale nicht zu trennen sind und dafs gerade in ihrer Verknüpfung und Aneinanderreihung ihre wahre Bedeutung beruht: so unrichtig ist es dasselbe von den Arten zu behaupten. Die Art hat ihre Stetigkeit in der Entstehung aus dem Saamen: ein Satz, welchen schon Aristoteles auf das bestimmteste aussprach *). Wie das Individuum als Besonderes dem Allgemeinen gegenübersteht und während seines Lebens unter dem Einflusse und in beständiger Reaction gegen die Bedingungen seines Lebens nach einer freien Entwickelung strebt: so kehrt es in dem Saamen zur Art zurück; es erzeugt sich selbst neu, nicht mehr als dasselbe Besondere und Individuum, sondern durch seine Rückkehr in das Allgemeine als ein neues Besonderes in demselben Allgemeinen. Es kann daher auch keine verschiedenen Principien geben, welche man bei der Unterscheidung der Arten beliebig befolgen könnte, sondern nur eines, nämlich, dafs die Art des Allgemeinen der vielen besonderen Individuen ist, welches in der Erzeugung aus dem Saamen erhalten wird. Werden nun entweder individuelle Formen, d. i. die innerhalb des bestimmten Allgemeinen gegen einander unterschiedenen Individua als Arten aufgestellt, oder werden die gegen einander unterschiedenen Arten nicht als solche erkannt, sondern ihre Unterschiede als individuelle, weil irrig aus vorausgesetzten Momenten abgeleitete, angesehen: so wird in beiden Fällen das Wesen der Art verloren. Beobachtung und Experiment, d. h. Betrachtung der möglich meisten Individua im Leben und Anbau derselben, wodurch die individuellen Unterschiede wahrgenommen und ihre Ursachen gefunden werden, sind also der Weg zu den *characteres certi* der Art zu gelangen. Man mag dies allenfalls den normalen Zustand der Species heifsen: Varietäten i sind nicht Abnormitäten. Denn auch die Varietä d. h. die Unterschiede der Individua folgen einer N und werden, weil aus bestimmten Ursachen, nach nem gestaltenbestimmenden Gesetze hervorgebracht, dem Boden, Klima, Witterung und alle die Mome unter deren Einflufs das Leben des Individuum läuft, in einem nothwendigen Verhältnisse zum Pf zenorganismus, also einer bestimmten Wechselw mit demselben stehen; ja selbst die sogenannten M stra liegen nicht aufserhalb des morphologischen setzes. Obgleich nun der Verfasser jenen Weg Beobachtung und des Experiments die Art und Charakter zu ermitteln sehr oft eingeschlagen u einer Anzahl Sippen dadurch die Arten sehr m unterschieden und bekennzeichnet hat: so ist de dem angezeigten Werke eine vorherrschende Ne Unterschiede der Individualitäten als Artunters geltend zu machen ganz unverkennbar ausgespr wovon man sich sehr bald überzeugt, wenn man einzelne Exemplare, wie sich von selbst versteh dern Reihen von Individuen verwandter Arten Anleitung dieser Flora zu bestimmen versucht. wir die ausgezeichnete Sorgfalt, mit welcher jenigen Sippen, deren Arten besonders vielg und abänderungsfähig sind, die vorkommenden men beachtet und charakterisirt sind, rühmend kennen, können wir doch nicht verhehlen, d Folge jenes Mangels die Charakteristik oft s kend und trüglich geworden ist. Zur Bestim mufs aber die Diagnose der Art geschickt sein; da die Art eben nur in Individuen zur Ersch und so zu sagen uns vor die Augen kommt, s es unmöglich aus dem Individuum die Art zu nen, wenn nicht die Diagnose der Art alle duen begriffe. Wo dies nicht der Fall ist, entweder die Diagnose fehlerhaft entworfen od sere Kenntnifs von den Grenzen der Art und individuellen Formen ist noch mangelhaft und ständig.

Fr. Wimmer, in Bresla

*) De Anima l. II. c. 4. φυσικώτατον γὰρ τῶν ἐν τοῖς ζῶσιν ἔργον . . τὸ ποιῆσαι ἕτερον οἷον αὐτό, ζῶον μὲν ζῶον, φυτὸν δὲ φυτόν, ἵνα τοῦ ἀεὶ καὶ τοῦ θειοῦ μετέχωσιν ᾗ δύνανται. Cf. Hist. Anim. VIII. init.

№ 74.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

October 1835.

LX.

meine Geschichte vom Anfang der histori-
ien Kenntnifs bis auf unsere Zeiten für den-
ide Geschichtsfreunde, bearbeitet von Carl
n **Rotteck**, *Doctor der Rechte u. s. w.*
Bände. Zehnte Auflage. **Freiburg**, 1834. 8.

Verke von dem Umfange, wie das vorliegende, mö-
ach ihren Einzelnheiten beurtheilt werden, wenn
ritik sie in ihrer successiven, bändeweisen Entste-
ınd Ausgabe begleiten kann; haben wir sie aber
vollendet und in einer gewissen festen Stellung,
sie im Bewufstsein der Zeitgenossen eingenom-
aben, vor uns, so können wohl nur ihre allge-
Principien und Tendenzen zur Sprache gebracht
ı. Zu einer solchen allgemeinen wissenschaftli-
Vürdigung fordert auch schon der Titel des Rot-
hen Werkes auf, das für „denkende Geschichts-
" geschrieben sein will, noch mehr aber die Be-
g, welche es unläugbar im Publikum gewon-
t. Man kann es nämlich mit Recht als den durch-
en Versuch der modernen Aufklärung betrachten,
it der Geschichte auseinanderzusetzen, als ihr
ches Symbolum und kanonische Probe, in wel-
ityle sie die Welt der Vergangenheit aufzufassen
Der berühmte Verf. desselben gehört seiner Bil-
eschichte und äufserlichen Stellung nach wesent-
iem Theile ehemals der östreichischen Monarchie,
es Grofsherzogthums Baden an, dessen Bewoh-
ils durch die benachbarte französische Kultur,
ırch die reformatorischen Bemühungen K. Joseph's
n ursprünglich katholischen Glauben und Leben
immtesten Veränderungen eben im Sinne jener
ung erfahren haben. Freiburg, wo Hr. von Rot-
ot und wirkt, war schon im letzten Viertel des
Jahrhunderts ein nicht unbedeutender Sitz der
ätsgrundsätze und der Bestrebungen, sie zu
verbreiten, und ist noch heutzutage, besonders seit der
Errichtung des dortigen Erzbisthums ein Hauptschau-
platz des Kampfes, in welchem die neuconstituirte Macht
des alten Kirchenwesens und die Ansprüche der moder-
nen Subjectivität sich begegnen. Katholik seiner Kon-
fession nach, mit ganzer Seele aber den Interessen der
Freiheit auf dem religiösen und politischen Gebiete zu-
gethan, ist auch Hr. von Rotteck, und im Dienste die-
ser Interessen tritt er uns insbesondere als Historiker
entgegen.

Was nun im Allgemeinen das Verhalten der Auf-
klärung zur Geschichte betrifft, so wäre in Wahrheit
ihre Aufgabe das Begreifen derselben, das sich selber
Erkennen in dem objectiven Gange der Ereignisse und
die durch diesen Begriff bestimmte und geleitete Dar-
stellung derselben: denn wenn diese Weltansicht das
Selbst, die Freiheit als das absolute Wesen ausspricht,
so kann wohl die Geschichte nichts Anderes sein, als
eben diese Freiheit in ihrem Werden und Geworden-
sein, in ihrer Objectivität, die Historiographie also die
Nachweisung von der geschichtlichen Entwicklung je-
nes Absoluten. Auch Hr. von Rotteck erkennt dies an,
wenn er an den bedeutendsten Wendepunkten der
Weltgeschichte die Freiheit thätig findet, die er auch
sonst häufig genug als das Höchste des Menschen preist,
was er in einer religiösen Wendung auch so ausdrückt,
dafs „des Menschen Geschick, frei von dem Spiele
eines blinden Zufalls, der Führung einer weisen und
gütigen Macht gehorche," und wenn er demgemäfs von
der Geschichtschreibung verlangt, sie solle blofse „Dar-
stellung des Geschehenen" sein, welches eben die ver-
wirklichte Freiheit wäre. Hiemit wird von dem Histo-
riker vor allen Dingen die einfache Resignation auf
seine sonstigen unmittelbaren Ansichten und Lebens-
zwecke gefordert, was man seine Parteilosigkeit zu
nennen pflegt, welche jedoch als etwas Negatives ihre
wesentliche Ergänzung in dem Glauben an die ewige

Realität von Vernunft und Freiheit zu finden hat. Diesen Glauben sodann zum Schauen in der concreten Geschichte zu erheben, dazu gehört die gründlichste philosophische und empirische Bildung, oder Alles und noch mehr, als was Hr. v. Rotteck weitläufig, wiewohl ohne sonderliche Konsequenz, in mehreren Capiteln seiner Einleitung postulirt. In der That aber tritt der Rationalismus selten mit dieser Bildung und nirgends mit jenem Glauben an die Geschichte; er hat zwar das Bedürfnifs, für die unendliche Freiheit des Subjects die geschichtliche Bewährung zu suchen und sein neues, ursprünglich leeres Bewufstsein mit solchem Stoffe zu erfüllen; diesem Bedürfnifs entspricht auch die Gewifsheit, dafs das geschichtliche Factum als etwas Ideelles seinen Halt nur in dem Selbstbewufstsein habe; allein ebensosehr hat dieses bereits seine unmittelbaren Bestimmungen, welche, als feste Voraussetzungen genommen, durch die Geschichte nur ihre Bestätigung erhalten sollen.

Diese bestimmte Absichtlichkeit ist nun ganz besonders in dem Rotteck'schen Werke zu Hause; als der Verf. sich zu demselben zum ersten Male anschickte, war die Napoleon'sche Gewaltherrschaft eben in ihrer vollen Stärke: derselben direct entgegenzutreten, war einem Mitangehörigen des Rheinbundes nicht eben zu rathen; dagegen mochte man sich einbilden, es lassen sich ihr indirect durch schriftstellerische Bemühungen, durch historische Darstellungen und Parallelen, besonders aus der alten Geschichte, „die man noch nicht hatte schweigen heifsen," die Waffen aus den Händen winden. Jene Zeit der Noth war nun überhaupt dem gelehrten Studium nicht so günstig, als der auf Napoleons Sturz folgende Frieden, oder mochte der Parteischriftsteller, dem es auf schnelle Wirksamkeit ankommen mufste, sich von der Pflicht des mühsamen Quellenstudiums und der urkundlichen Darstellung entbunden glauben; daher auch die Partieen des Rotteck'schen Werks, welche in jener Zeit entworfen wurden, insbesondere die alte und mittlere Geschichte, in dieser Hinsicht sehr vernachlässigt sind, welchem Mangel freilich, was nicht geschehen ist, in den spätern Auflagen hätte abgeholfen werden sollen.

Was aber die Principien betrifft, so hatte Napoleons universeller Despotismus gezeigt, welcher Consequenz die Grundsätze der Aufklärungen ihres Staatsrechts unterliegen; die Einsicht darein stand jedoch nicht Jedermann zu, sondern man konnte hoffen, durch eine kräftige Provokation an dieselben die Sache in un
zu stellen und dann mit Umsicht und Mäfsigung ei
seres Ziel zu erreichen. Einstweilen aber kam e
auf an, für die herbe Lage in der Gegenwart
gründe zu suchen, und wenn, was sich bald abse
die Geschichte nicht immer den jetzigen Wünsche
Aussichten zustimmte, auch auf den Weg in die
dergleichen sich zu versehen. Die Freiheit nun,
Hr. v. R. zu vertreten hatte, und die er noch jet
tritt, ist erst als Trieb vorhanden, das Selbst fü
erst unmittelbar für sich und noch nicht durch e
der realen Welt bestandene absolute Probe; diesel
es sich vielmehr durchaus entfremdet und es mü
scheint es, vergehen, wenn es sich derselben conf
Somit dreht sich das Interesse bei der geschicl
Betrachtung hauptsächlich darum, wiefern es de
lichen Einzelnheit, der unmittelbaren Individual
lungen sei, in dem Laufe der Welt sich Platz
chen oder nicht; die concrete Natur derErsche
bleibt zur Seite liegen, nur die abstracte Ver
des reinen Fürsichseins mit seiner reinen Negat
ebenso unbestimmten Allgemeinheit wird beachte
ser Vf. ist daher insbesondere in den ersten
mit wenigen Ausnahmen, Patron jeder unmit
Selbstbethätigung, er nimmt die schwächere P
Schutz, beklagt die Untergegangenen, Demokr
wohl als Despoten, wenn über solche ein Stärke
z. B. den Darius Codomannus, ein so entschiede
ner er auch sonst nicht nur von jeder Despotie,
überhaupt von jeder Staatsform ist, in welcher
türliche Gleichheit der Menschen nicht respecti
Ebenso weifs er die Freiheit fast nur an den A
neuer welthistorischer Gestaltungen zu entdeck
sich noch die unmittelbare Einzelnheit geltend
wenn sich aber einmal die in der Natur der Sa
gründeten Verwicklungen aufthun, wenn Indiv
mit Individualität zusammenstöfst, keine die w
Allgemeinheit erringt, sondern schuldig oder un
zur Unterordnung und zur Relativität gebrach
was eins und dasselbe mit der festern Begründ
gemeiner rechtlicher Ordnungen ist, so ist er sch
neigt, Corruption und Depravation der ursprüngli
nen Zwecke zu erblicken. Ref. will aus unzähli
legen hiefür nur die Behandlung der Reformat
schichte anführen: obwohl Katholik, steht Hr. v. R

sentlich auf der Seite der Reformatoren; wie ober-
hlich und nur von der Seite der individuellen Frei-
aber er die Sache derselben ansieht, erhellt z. B.
der Behauptung Bd. VII. p. 104, „der Inhalt der 95
e, ja selbst der meisten spätern Lehren Luthers —
jene vom Primat und dann einige nur der Schul-
logie angehörige ausgenommen — sei von der Art,
h. z. T. alle verständigen Katholiken theils laut,
s wenigstens im Stillen sich gleichfalls dazu beken-
" Von den bestimmten Principien der Reformation,
der alleinigen Rechtfertigung durch den Glauben u.
kommt hier und im Folgenden nichts vor: „die
didee der Reformation ist die Freiheit gewesen, denn
ar Auflehnung gegen ein unerträgliches Joch" *ibid.*
1. Nachdem hierauf die Geschichte bis zum Nürn-
r Reichstag 1523 erzählt ist und der Uebergang zu
wesentlichen und erfolgreichen Entstehung des
izerischen Gegensatzes gegen das Lutherthum, so
u der weitern Entwicklung der Reformation ge-
werden soll: so „beginnt die Aussicht sich zu trü-
Zwiespalt unter den Reformatoren u. s. f. mach-
je nach dem Standpunkt des Beobachters — fast
natisch, ob die Reformation der Seegen oder der
des Jahrhunderts zu nennen sei *ibid. p.* 109.

(Der Beschlufs folgt.)

LXI.

*ν ἱστορικὸν περὶ τῆς φιλικῆς ἑταιρίας, ὑπὸ Ἰωάννου
μονος. Ἐν Ναυπλίᾳ.* 1834, *κα'* und 399 S.

war nicht nur an und für sich nothwendig, sondern es
l auch zu erwarten, dafs in Ansehung der fruheren und
esten Verhältnisse und Gegenstände des griechischen
bis zum Ausbruche des Kampfes im J. 1821, und bis in
lbst, uns mannigfache Aufschlüsse nur aus Griechen-
l von Griechen unmittelbar zukommen würden, die
her nicht erlangt werden konnten. Als eines der
en Bücher dieser Art (nach anderen früheren, z. B.
iefen eines Augenzeugen der griechischen Revolution
1821. Nebst einer Druckschrift des Fürsten Georg
enos über die Begebenheiten in der Moldau und Wa-
dem J. 1820 und 1821, Halle, 1824," — denn die
sind jedenfalls von Alexander Kantacuzenos, — ferner
rs de litterature grecque moderne, par Jac. Rizo Neroulos,
827," und ebendas. „*Histoire moderne de la Grece,*
1828" (aus einer früheren Zeit sind von ihm die
*s historiques sur les évenemens militaires relatifs à l'in-
Ypsilanty en Moldavie, Moscou,* 1822"), sodann der
de la revolution grecque par Alexandre Soutzo, Paris,
s. w. — im frühern die von mir gegebene Ueber-
den „Beiträgen zur besseren Kenntnifs des neuern
ands", 1831, S. 171 ff., die freilich mancher Nachträge
bedürftig ist,) mufs aus der neuesten Zeit das vor-
δοκίμιον betrachtet werden. Dem Verf. desselben ist
arin, wie man aus der Ueberschrift schliefsen könnte,
um eine Darstellung der politischen Hetairie (*φιλικὴ
ἑταιρία τῶν φιλικῶν*), ihrer Entstehung im Jahre 1814,
ihrer inneren Einrichtung und äufseren Wirksamkeit (bis 1821)
zu thun, sondern er hat dabei im Allgemeinen den Zweck, eine
„möglichst genaue Beschreibung der Ursachen und Mittel des
griechischen Aufstandes vom Jahre 1821 zu geben" (*Προλεγόμ.
α'*), wobei denn freilich alles andere, was er kürzer über die
griechischen Verhältnisse von der Zeit des Falles des griechi-
schen Kaiserthums, und ausführlicher über die neue Geschichte
Griechenlands sagt (welche selbst übrigens er von 1769 an datirt),
eben so als dasjenige, was der Bildung der Hetairie vorherging und
vorhergehen mufste, damit sie wirksam werden konnte, nur
dieser Hetairie gleichsam zur Folie dient. Es ist bisher nur
selten, oder doch wenigstens nicht mit der nothwendigen Klar-
heit und Entschiedenheit geschehen, dafs man die griechische
Revolution vom Jahre 1821 nur aus sich selbst, nur aus dem
griechischen Volke, seinem Charakter, seiner Gesinnung, seiner
beginnenden politischen und intellektuell-moralischen Bildung,
überhaupt aus seinem ganzen Wesen, wie es sich, im Gegen-
satze zur Vergangenheit, seit der zweiten Hälfte des vorigen
Jahrhunderts entwickelt hat, erklärte und herausdeutete; und es
mag daher auch nur um so mehr bei Besprechung des vorlie-
genden Buches auf die Nothwendigkeit dieser Erklärung und
Deutung, auf die Nothwendigkeit, die vorbereitenden Ursachen
des Freiheitskampfes vom J. 1821 wesentlich ins Auge zu fas-
sen, hingewiesen werden. Der Verf. hat seine ganze Darstel-
lung in vier Bücher getheilt; aber erst in dem zweiten, das mit
dem Jahre 1769 beginnt (S. 75), kommt er auf die Hetairie
selbst zu sprechen (S. 131), die er sodann von ihrem Entstehen
an bis in das Jahr 1821 verfolgt nachdem er zuvor in dem
erstern (S. 1—74) einen Ueberblick auf den moralichen und
politischen Zustand der Griechen, von 1453 an bis zum Anfange
des gegenwärtigen Jahrhunderts, gegeben hat. Er sagt in die-
ser Beziehung S. 9, ff. der Vorrede folgendes. „Alle Versuche
derjenigen Griechen, welche, wie Rigas (gegen Ende des vori-
gen Jahrh.), eine Veränderung des politischen Zustandes der
Griechen beabsichtigten, waren nur die Folgen der in dem
Volke sich entwickelnden sittlichen Macht; und auch die Stifter
der Hetairie mussen nur von dieser Seite betrachtet werden.
Der Ursprung derselben gehört nicht dem Jahre 1814 an; die
Hetairie selbst ist nur die Folge aller jener Eigenschaften und
Eigenthümlichkeiten des griechischen Volks, die den nämlichen
Einflufs aufsern mufsten, wie das Schiff nur durch das Ruder
oder durch den Wind in Bewegung gebracht werden kann.
Die eigene Tyrannei der Türken bereitete den politischen Auf-
stand der Griechen vor, indem sie derselben alle natürlichen
und politischen Rechte entzog, und sie sogar der Sicherheit des
Lebens beraubte. Der Aufstand der Griechen war vorhanden,
als der letzte der Palaeologen sein Reich den Türken, gleichsam
als ein Pfand (nach dem herrschenden Glauben der Griechen),
überlassen mufste, während es die Türken als ein gesetzlich
erlangtes Eigenthum nach dem Rechte des Stärkern betrachte-
ten; der Aufstand war vorhanden, als die Religion der Griechen
geschmäht ward, wenn gleich sie eines gewissen politischen
Schutzes zu geniefsen schien, und als das Blut der Märtyrer
für den Glauben schonungslos vergossen wurde. Mit der zu-
nehmenden Aufklärung unter den Griechen, mit der wachsenden
Schifffahrt, mit dem Handel und mit dem Einflusse der Bei-
spiele anderer Völker gewann dieser Aufstand inneres Leben,
und einzelne politische und militärische Einrichtungen (der Verf.
meint in jener Hinsicht jedenfalls die Kasten der Phanarioten,
Primaten und Demogeronten, und in dieser die Armatolen und
Klephten, so wie die kriegerisch sich gestaltende Handelsmarine
der Hydrioten u. s. w.) gaben ihm, neben dem Einflusse, den
die Religion selbst und ihre Diener hierin hatten, immer mehr
innere Kraft und äufsere Haltung. Endlich rief ihn die zuneh-
mende sittliche Macht im griechischen Volke ins Leben, und
die leidenschaftliche Liebe der Griechen zur Freiheit gab ihm
neue Schwungkraft. Dabei darf auch nicht unerwähnt bleiben,
in welchem Grade von der einen Seite her der unsterbliche
Korais und alle die, die mit unermüdlichem Eifer den Geist des
Volks zu bilden bemüht waren, in den Gemüthern der Griechen
die Gewifsheit einer Veränderung erregten und wach erhielten,
während von der andern Seite her der umsichtige Kapodistrias
und andere von gleicher Denkart durch ihre Stellung und Grofs-

herzigkeit die Hoffnungen der Nation belebten. So waren es also nur die Griechen, die, unfähig, den Zustand der Sklaverei, und einer so schmachvollen Sklaverei, zu ertragen, den Aufstand begannen; aber es war nicht die Hetairie an und fur sich, wenn gleich auf die Rechnung dieser der Ausbruch des Aufstandes, der Zeit oder der Unzeitigkeit nach, allerdings kommen mufs. Die beständigen Kämpfe der Klephten aus den Gebirgen herab; der Aufstand des Peloponnesus, Aetoliens und mehrerer Inseln im Jahre 1769; die Unternehmungen des Lambros Katsonis im Archipelagos im Jahre 1790, und des Rigas im Jahre 1797; der Aufstand des Pappa Thymios Pachlavus in Thessalien während der Jahre 1808 und 1809, und anderes Aehnliches, sind frühere Wirkungen jener, in dem griechischen Volke liegender Ursachen, die dann erst, als die Zeit gekommen war, den Gesammtaufstand vom J. 1821 herbeiführten." Ueber dies Alles verbreitet sich der Verf. in dem ersten und zweiten Buche seines *Δοκίμιον*, ehe er auf die Hetairie selbst, im zweiten Buche zu sprechen kommt. Namentlich uber ihre innere Einrichtung, über die einzelnen Klassen der Gesellschaft, und über die verschiedenen Eide in diesen einzelnen Klassen (welche selbst wörtlich mitgetheilt werden und um der kräftigen Sprache willen, in der sie abgefafst sind, so wie als Beweise hoher Vaterlandsliebe ein vorzügliches Interesse haben), ist der Verf. (S. 142—177) sehr ausführlich. Dabei scheint die ganze Darstellung über die Hetairie, wenn gleich der Verf. (nach S. γ' der Vorrede kein Mitglied derselben gewesen ist, und er jene Darstellung nur nach sorgfältigen Forschungen gegeben hat, eben so sehr im Allgemeinen die historische Wahrheit fur sich zu haben, als die Kritik des Verf. für eine unpartheiische und unbefangene gelten mufs. Oft führt er die Quellen, welche er benutzt hat, besonders an, und auch sonst mussen dieselben, nach den Resultaten der Forschungen und nach der gesammten Darstellung, als die besten und reichhaltigsten angesehen werden. Manches über die Hetairie kann, wie er S. β' sagt, von denen, die besser unterrichtet und eingeweiht sind, erst später bekannt gemacht werden, und über anderes wird eine zweifelhafte Ungewifsheit stets herrschen. In diesem Bezuge kann es nur beklagt werden, dafs, nach S. ς' der Vorrede Alexander Ypsilantis dasjenige, was er zur Zeit seiner Gefangenschaft über die Hetairie und die unmittelbaren Ursachen des Aufstandes niedergeschrieben habe, den Flammen übergeben hat; während auf der andern Seite zu wünschen ist, dafs die noch ungedruckten *Ἐνθυμήματα* des Metropoliten von Patras, Germanos, die sich jedoch nur auf die Entwickelung der Hetairie im Peloponnesos beziehen, nach S. ζ', unverändert dem Drucke übergeben werden mochten. Indefs bildet auch schon die vorliegende Darstellung ein Ganzes für sich, und sie vermag nicht nur das, was wir bisher über die Hetairie wufsten (z. B. aus den obenerwähnten „Briefen eines Augenzeugen", aus Waddington's „Besuch in Griechenland u. s. w." Deutsch, Stuttgart. 1825, u. s. w. siehe meine Zusammenstellung der einzelnen Nachrichten über die Hetairie in meinen „Beiträgen u. s. w." S. 1 f.), zu vervollständigen, sondern auch gewisse Irrthümer und absprechende Urtheile, welche, zum Theil von Griechen selbst (S. γ', δ') verbreitet und ausgesprochen worden, siegreich zu widerlegen. Was der Verf. S. ι' der Vorrede sagt: „die Sorgfalt in Ansehung der sittlichen Grundlage und Richtung der Hetairie; die Gewissenhaftigkeit in Betreff der Verbreitung des Geheimnisses, und die Zweckmäfsigkeit vieler anderen Details, namentlich auch was die Hierarchie der Gesellschaft betrifft, beweisen schon an und für sich eben so die Heiligkeit des ganzen Systems, als die achtbare Gesinnung derer, die von Anfang an die Sorge auf sich luden, eine solche Maschine in Bewegung zu setzen, indem sie die Gesammtidee des Volkes zu einem Ganzen verschmolzen und in der Hetairie darstellten:" diese Wahrheit geht zur Genüge aus jener Darstellung, namentlich aus der inneren Einrichtung der Hetairie, hervor. Ueber die Wirksamkeit derselben im Allgemeinen und Einzelnen verbreitet sich, mit vielen interessanten Details, das ganze dritte Buch (S. 178—254), das mit der Ernennung des Alexander Ypsilantis zum Haupte der Hetairie (*Γενικὸς ἐπίτροπος τῆς Ἀρχῆς*, und *Ἐπίτροπος τοῦ γένους* und *τῆς ἐπαναστάσεως*) schliefst. Wir sehen da „den geistlichen Hirten des Volks als Apostel seiner politischen Befreiung; der Verehrer der Musen wird der Herold seiner nahen Wiedergeburt; der Kaufmann verläfst den Dienst des Hermes, und opfert sein Geld auf dem Altare des Vaterlandes; der Handwerker fühlt sich von hoheren Gesinnungen durchdrungen, und selbst der Beamte der sultanischen Herrschaft verachtet die Vortheile seiner Stellung und verbindet sich mit seinen Brüdern zur Beförderung des gemeinsamen Zweckes" (S. ιζ', ιη'). Die geheimen Ideen der Hetairie beginnen nun mehr sich zu entwickeln, auf das Volk thatig einzuwirken und eine lebendige Regsamkeit in demselben hervorzurufen, bis endlich durch einzelne, auf den offnen Kampf selbst unmittelbar sich beziehende Maafsregeln und Schritte mit oder ohne Schuld der Eingeweihten der Hetairie, die Aufmerksamkeit der Türken auf das sich allmählich vorbereitende Ungewitter gelenkt wird, und die Revolution durch den Einfall des Alexander Ypsilantis in die Moldau beginnt. Mit den Details dieser Art beschäftigt sich das vierte Buch (S. 255—365), das dem Leser, in Betreff des Peloponnesos, bereits bis in die Anfänge des Freiheitskampfes selbst (zu Anfange des Jahres 1821) hineinführt, in denen die Hetairie unmittelbar thätig sich äufserte. Zwar sollte mit dem Beginn des Kampfes, nach dem Plane der Stifter, die Hetairie selbst verschwinden; denn ihr Werk war dann vollbracht, und dasselbe mufste nun offen, nach den allgemeinen Zwecken, zu denen es begonnen worden, auch durchgeführt werden. Allein leider tauchten später, was der Verf. hier S. 139 und 140 kurz andeutet, besonders von Pisa in Oberitalien aus gewisse egoistische Plane aus dem Schoofse der früheren Hetairie empor, die, einseitig verfolgt, allerdings nur storend in den Gang der griechischen Angelegenheiten eingreifen konnten. Geschichtschreiber der griechischen Revolution (z. B. der Engländer Blaquiere) reden sogar, neben anderen Parteien im Schoofse derselben, auch von einer Hetairistenpartei während der ersten Jahre des Kampfes. Vielleicht erfahren wir, nach obigen Andeutungen, mehr über diesen Gegenstand, wenn der Verf. seine *Ἱστορικὰ Ἐνθυμήματα περὶ τοῦ Πολέμου*, wie er bemerkt (S. κ'), herausgeben sollte, und worin er mit dem Unternehmen des Alexander Ypsilantis beginnen und die Geschichte bis zum Ende des Jahres 1832 fortführen wird.

Aber schon das vorliegende Buch des Verfs. ist ein schätzbarer Beitrag, nicht nur zur Geschichte des neuen Griechenlands und namentlich zur richtigern Auffassung des Freiheitskampfes vom Jahre 1821, sondern auch besonders zur Kenntniss des griechischen Volks selbst, in Betreff seiner, vorzüglich seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts immer mehr hervortretenden und öffentlich sich ankündigenden sittlich-religiösen Richtung, die endlich in jenem Kampfe entschieden sich geltend machte und nunmehr von dem neuerrichteten Königsthrone eben so zugleich für das religiöse, als für das wissenschaftliche Leben im Volke, unter lebendigen und freien Formen ihre Begründigung erwartet. Das Buch selbst verdiente eine Uebersetzung ins Deutsche, oder wenigstens eine zweckmäfsige Bearbeitung. Im Uebrigen ist es in einem Neugriechisch geschrieben, das eben so verständlich, als frei von den Ausartungen der gemeinen Volkssprache, die Vorzüge des Sprachreinigungssystems des Korais in sich vereinigt und dieses System selbst als das für die gegenwärtigen Verhältnisse des neugriechischen Volks allein passende erscheinen läfst. Es giebt die Umgangssprache des Volks durchaus nicht einseitig auf; aber es bezweckt zugleich die allmählige Veredlung dieser Sprache nach dem Muster des Altgriechischen, ohne dieses selbst wieder einführen zu wollen; es ist eine wohlverstandene Vermittelung der Gegenwart und der Vergangenheit, für Herbeiführung einer besseren Zukunft. Ein anderes verlangt auch die Politik nicht der öffentlichen Verhältnisse des neugriechischen Volks.

Theod. Kind.

№ 75.

Jahrbücher für issenschaftliche Kritik.

October 1835.

emeine Geschichte vom Anfang der histo-chen Kenntnifs bis auf unsere Zeiten für nkende Geschichtsfreunde bearbeitet von Carl n Rotteck.

(Schlufs.)

Folgenden werden zwar sehr entschieden die wohl-en Folgen derselben hervorgehoben, aber immer nur unbestimmten Art, dafs Alles unter die abstracte Frei-bsumirt werden kann, z. B. gleich vorn herein position gegen die „drohend emporgestiegene eu-che Königsmacht," wobei der Vf. nur zu überse-heint, dafs die Kriege, welche in Folge der Ref. den, in mehreren europäischen Ländern, wie in eich, gerade zur Befestigung des Absolutismus hin-; „auf den Partieen des Gemäldes hingegen," wo reiheit durch die Reformation keineswegs sanctio-rde, wie auf der Begründung des kirchlichen Ter-systems, „liegt ein düsterer Schatten" *ibid. p.* 143. lein es war überhaupt eine eitle Selbsttäuschung, in der Gegenwart angefochtenen Glauben an die elle Freiheit Bestätigung in der Vergangenheit en oder gar von den geschichtlichen Waffen eine egen die präsente Tyrannei zu hoffen, die ganze hte ist nichts als die augenscheinliche Widerle-lcher Ansprüche; und so könnte man herzliches n haben, wenn man annehmen müfste, unser Au-den ganzen Jammer, der ihm bei seinen Vor-ngen aus der Historie zuwachsen mufste, in sei-nen Seele gefühlt, es wäre unbegreiflich, wie er ner Betrachtung ausgehalten, wenn nicht die Na-Sache selbst ins Mittel träte. Das Ich der Auf-ist nämlich nicht blofs das unmittelbare, an ir-ien Inhalt gebundene und darum von anderen ochene, sondern es ist ebenso an sich selbst das egative, das von allen besonderen Interessen sich ht hat; es vermochte ja selbst unter dem Drucke Napoleons auszuharren und weifs darum auch den histo-rischen Trübungen und Schmerzen Stand zu halten. In diesem Sinne prädicirt Hr. v. R. zunächst manche ein-zelne Partieen, welche nicht direct seinen Wünschen ent-gegenkommen, oder über die er die nöthigen Studien nicht machte, als „gleichgiltig für die Geschichte;" diese Vornehmheit reicht aber nicht überall aus, Bedeutende-res geht zu Grunde, als dafs man gleichgiltig dabei blei-ben könnte, die individuelle Freiheit selbst; da nun aber von den bestimmten geistigen Mächten, welche jedesmal den Untergang herbeiführen, und von ihrem höheren Rechte keine Rechenschaft gegeben zu werden vermag, und nur der einfache, unvermittelte Rückgang der vie-len Eins in die Alles begrabende Allgemeinheit erblickt wird, so erscheint als die Allmacht der Geschichte *das blinde Fatum, das Verhängnifs.* Hr. v. R. hat dieser Vorstellung sehr viel zu danken, am gehörigen Platze angewandt, überhebt dieselbe der mühsameren Arbeit, in die concrete Qualität einer Erscheinung einzugehen, es giebt keine bequemere Art, Geschichte zu schreiben, als wenn man sich mit dem Verhängnifs associirt: denn „eben wo Begriffe fehlen, da stellt das Wort zur rech-ten Zeit sich ein." So „ward in der Art, wie den Da-rius das Unglück bei Arbela traf, und in der Vollen-dung desselben das Verhängnifs sichtbar" B. II. p. 87, ebenso „in dem Zusammentreffen aller der innern und äufsern Umstände," welche Roms Weltherrschaft bewirk-ten *ibid. p.* 12; ja dieser Fatalismus bleibt sich nur con-sequent, wenn Bd. I. p. 72 viele Veränderungen, wenig-stens in Rücksicht des leidenden Theils als vom Zufall, vom Verhängnifs abhängig, beschrieben, und darunter die Einflüsse, welche ein Volk von fremden Völkern er-leide und die oftmals unwiderstehlich und auf Jahrhun-derte hin bestimmend seien, die mächtigen Wirkungen, die von einzelnen grofsen Charakteren u. s. f. ausgehen, der Zeitgeist und vorzüglich der Charakter der im Den-ken und Handeln der Völker vorherrschenden Ideen ge-

rechnet werden. So bittere Wahrheiten nun Hr. v. R. häufig dem Verhängnifs seiner freiheitsmörderischen Thätigkeit wegen ins Angesicht sagt: unzufrieden ist er eigentlich doch nicht mit demselben, er kann es auch nicht sein; denn wie er sich in seiner Aufklärung als frei von jeder Besonderheit des Daseins weifs, so giebt ihm das Verhängnifs durch die Zertrümmerung aller historischen Einzelnheiten nur die anschauliche Gewifsheit von der Objectivität seines Wesens, das Fatum ist nichts Anderes, als die Vorstellung des reinen unbedingten Ich in seinem noch abstracten Bewufstsein. Gäbe es in der vorgefundenen historischen Wirklichkeit eine absolute, perennirende Existenz, so müfste das Subject sich ihr akkommodiren und wäre damit nicht mehr unmittelbar frei; insbesondere hörte bei einem unveränderlichen Gegenstande alle Geschichtschreibung und jeder Ruhm derselben auf; das Schicksal macht also seine Sache gar nicht übel, wenn es mit solchem Einzelwesen, das eigensüchtig und frech sich behaupten möchte, auf diese schonungslose Weise abfährt. Der Klageruf, mit welchem Hr. v. R. so manche herrliche Erscheinung der Freiheit in seinem Buche noch einmal bestattet, ist somit nicht so ganz wehmüthig gemeint, sondern im Stillen mit einem herzlichen Glückwunsch an sich selbst gemischt, dafs dem Unfug gesteuert und dem Geschichtschreiber die Möglichkeit gegeben sei, mit seiner Arbeit auf eine befriedigende und beifallswürdige Art darüberwegzukommen. Mit dieser Gewifsheit, dafs alles endliche Dasein als solches zufällig und zur Vernichtung bestimmt sei, hängt für das im Genusse seiner reinen Freiheit sich ergehende Subject das Bedürfnifs und die Lust zusammen, an die Stelle der werthlos dahingeschwundenen Welt sich eine andere, schönere, wenigstens als möglich vorzustellen, die leere Einbildung, wie wohl die Sache gegangen wäre, wenn dies oder jenes sich nicht oder anders begeben hätte. So kann unser Vf. Bd. II. p. 10 den Griechen den Rath geben, sie hätten nach den Perserkriegen einig unter sich, einfach in Bedürfnifs und Sitte und treu der Tugend, dem Palladium der Freiheit, bleiben, oder einen mäfsigen Primat errichten sollen, so wären sie ein glückliches und edles Volk, zwar etwas weniger frei im Innern, aber desto furchtbarer nach Aufsen geworden. Umgekehrt kann es den Werth einer Erscheinung, an welcher das Subject Antheil nimmt, zu erhöhen oder auch nur näher zu bestimmen scheinen, das Schlechtere, das durch sie verhindert worden, — sich zu vergegenwärtigen, wie dies der Vf. bei den Perserkriegen und bei der Reformation versucht, im letztern Fa[lle] jedoch mit der Verwahrung, „man könne nur Möglichkeiten, höchstens Wahrscheinlichkeiten erschauen, [und] es bleibe daher nur die fast vermessene Vergleichung zwischen Bekannten und Unbekannten anzustellen".

Auf dem fatalistischen Standpunkte ist es aber [auf] die Länge doch nicht auszuhalten: denn wenn die [in]dividuelle Freiheit in ihrem Dasein überhaupt ein R[aub] des Fatums ist, so könnte ja einmal diesem blin[den] rücksichtslosen Wesen auch die Individualität dessen, [der] jetzt sein Walten bespricht, gleichgiltig werden [und] ihn in diese Gleichgiltigkeit seine Werke nachfolgen [las]sen. Es kann daher denen, welche in Bethätigung i[hres] natürlichen Eigenwesens zu Grunde gegangen sind, [nicht] ihr *Recht* angethan worden sein, „eine in Sinnlichkeit und Sclaverei versunkene Welt," sagt Hr. v. R. aus [Ge]legenheit der Sündfluth, „ist anderes nicht werth als V[er]tilgung:" dagegen hat das Subject aus seiner bisher[igen] Erfahrung das Bewufstsein von der Allgemeinheit [seines] Wesens gewonnen, und indem es seine Einzelnbe[it] rein reflectirt, bekommt diese den Werth und die B[edeutung] der Universalität. Bei diesem Formalismus hat es [aber] sogleich sein Bewenden; ein wahrhafter Fortschritt [wäre] nur zu machen, wenn der Historiker sich nun a[uf den] Inhalt der von dem absoluten Schicksal hervorgeru[fenen] und wieder abrogirten Erscheinungen einliefse [und] erst lernte, was zur Wirklichkeit bestimmt sei und [was] nicht. Selbst seine Vorurtheile und Interessen verla[ngen] eine solche Befreundung mit der objectiven Welt: [denn] sie sind bis jetzt erst Versicherungen und Ansprüche[, de]nen diese noch in ihrer festen, gegliederten Mann[ich]tigkeit entgegensteht, und es mufs dankbar angenom[men] werden, wenn sie aus ihrer Entfremdung etwas a[bläfst] und dem Subject factische Bestätigungen für seine [noch] abstracte Vernünftigkeit an die Hand giebt. Hr. v. [R.,] ein Herold der Zeitansichten, ist darum auch sowei[t Em]piriker, dafs er anerkennt, „nicht mit Unrecht sch[reibe] man der Geschichte die gröfsere Hälfte des men[schli]chen Wissens zu" Bd. I. p. 49, und er erörtert [dies] so, dafs überhaupt Alles, was die Subjectivität er[sinnt,] ohne die geschichtliche Bewährung als etwas Hal[t]loses und Unwirkliches erscheint. Allein dieses Bed[ürf]nifs, Zucht und Bildung durch die geschichtliche A[n]... zu erlangen, ist eben nur ausgesprochen, um im F[...] dafs Ernst damit gemacht werden sollte, verachtet ...

äugnet zu werden: denn wenn die gegebene Welt
rer Determination anerkannt und begriffen werden
e, so müfste das Subject nicht nur auf seine vorge-
en Meinungen im Einzelnen und dem Inhalt nach,
ern auf das Recht der Unbestimmtheit, auf die Will-
so oder so zu meinen und sich zu entschliefsen,
aupt verzichten, und diese Forderung wird noch zu
an dasselbe gemacht. Nicht nur bei jeder Colli-
seines Beliebens mit der Objectivität, sondern an
und im Allgemeinen behält es Recht, und die Phi-
hie, deren Namen Hr. v. R. bisweilen für sein Ver-
n anwendet, ist nichts als jenes leere Denken, das
edem Inhalt als einem endlichen und relativen zu
thiren weifs und damit das Besserwissen sich vor-
en hat. Von einem Nutzen der Geschichte zu re-
nd gar in der Weitläufigkeit, wie unser Vf., wel-
erst in 11 Paragraphen von dem Nutzen der Ge-
te überhaupt und dann in weiteren 5 von dem
eltgeschichte disputirt, mufs darum als eine ver-
e Mühe oder als eine seltene Grofsmuth erschei-
las Subject trägt ja alles Bedeutende schon von
in sich und kann der Geschichte höchstens erlau-
ei seinen Ansichten so nebenher zu spielen; sie
anfänglich eine blofse Sammlung von allerlei No-
welche sodann durch seine Auffassung und Beur-
g zu Beispielen des Guten und des Bösen werden.
e allzeit gerechte Methode, sich der historischen
hkeit gegenüber in Ansehen und im Uebergewicht
lten, ist insbesondere das Moralisiren, das Mes-
er That nach der Kant'schen Regel der Allge-
igkeit, und recht eigentlich als Vertreter der Mo-
rhebt sich Hr. v. Rotteck. So manchen harten
es auch auszufechten geben mag, dem Verf. ist
g im Voraus gewifs, denn er streitet ja mit all-
n Waffen, denen keine Besonderheit zu wider-
ermag; er findet, so wohlgerichtet sein Gegner
in mag, doch immer an ihm die Ferse des Achil-
Geschofs daselbst anzubringen. Zuerst wird,
Subject selber von seinen vortrefflichen Grund-
as klarste Bewufstsein hat, verlangt, dafs überall
aller Zeit dieselben Zwecke gewufst und aner-
orden seien. Allein die Massen der Völker we-
zeigen in der Regel dieses Selbstbewufstsein
für giebt ihnen Hr. v. R. seine Verachtung zu
und begrüfst sie, er, der sonst stets dem Volke
erbietung bezeugt, häufig genug mit dem Prä-
dicate: gemeiner Pöbel: weil aber dessen Barbarei und
Sinnlichkeit doch die Moral nicht ungiltig machen kann,
so mufs derselben „durch einen heilsamen Betrug, durch
Berufung auf eine höhere Weise Eingang und Dauer ver-
schafft werden: denn die Auctorität gilt bei dem Men-
schenhaufen mehr als die Vernunft, und vom Aberglau-
ben leider! mufs meistens die Wahrheit ihre Kraft bor-
gen" Bd. IV. p. 191. Es kann daher selbst an Hrn. v.
R. nicht befremden, ihn da und dort als Lobredner des
Priesterinstituts zu treffen, noch weniger aber, wenn er
umgekehrt sich als geschworenen Feind von „Priestern
und Pfaffen" zeigt und sie mit Verdächtigungen und Ver-
wünschungen verfolgt. Denn schon die Bestimmtheit ei-
nes religiösen Bewufstseins ist dem Indifferentismus zu-
wider: wo daher von Religion die Rede wird, da erhal-
ten wir entweder Phrasen, durch welche die reichsten
und tiefsten Vorstellungen in moralische Armseeligkei-
ten aufgelöst werden, oder sobald eine menschliche Thä-
tigkeit darin erwittert werden kann, Klagen über Aber-
glauben, Engherzigkeit, Schwärmerei u. s. w.; „Gott, die
Welt, der Mensch, sagt unser Vf. in Beziehung auf die
Philosophie, sind Gegenstände, deren Wesen ein unzer-
reifsbarer Schleier deckt und nach deren Erkenntnifs die
menschliche Vernunft unaufhörlich ringt." Indem aber
jene Vermittler des höhern Bewufstseins für ihr Volk
von diesem für ihre Personen Ansehen, Macht und Reich-
thum davontragen und so in ihrer individuellen Beson-
derheit befriedigt erscheinen, so befolgen sie nicht das
abstract allgemeine Gesetz, das der Historiker an sie
geltend macht, und werden also durch dieses verurtheilt
und verdammt. So verwerflich in der That dieses Mit-
tel ist, welthistorische Erscheinungen und Personen da-
durch zu verkleinern, dafs, weil sie im Dienste des Gei-
stes die Erfüllung ihrer eigenen Interessen fanden, man
dieses subjective Moment und Motiv als das einzige her-
vorhebt und bespricht: so durchgängig wird es durch Hrn.
v. R. angewandt; es giebt beinahe keinen grofsen Mann
in der Geschichte, welcher, wenn er überhaupt einer nä-
hern Beurtheilung unterworfen wird, nicht diese Verun-
glimpfung zu erfahren hätte. Von Karl d. Gr. heifst es
z. B. Bd. IV. p. 41 ff.: „seine Gröfse schwindet meist
dahin, weil nur die Werke seines Armes, nicht die sei-
nes Geistes im Strome der folgenden Geschichten noch
kenntlich bleiben. Er hat, durch die Verhältnisse dazu
berufen, mächtigen physischen Kräften den Anstofs ge-
geben, grofse politische Gestaltungen, durch's Glück be-

günstigt, zu Stande gebracht; aber dasselbe hätte auch ein Anderer an seiner Stelle bewirken mögen; er ist insoweit ein bloſses Werkzeug des Schicksals gewesen." Lob erhalten freilich auch diese und jene Männer, aber theils ein leeres, indem gerade ihre bestimmteste Natur verkannt und ihr Thun als ein ganz abstractes aufgefaſst wird, theils ein zweideutiges, indem auf die äuſsern Umstände, die sie begünstigten, die aber doch nur durch den Geist jener Männer wirksam wurden, und auf kleinere Mängel und Flecken in ihrem Charakter, die „man übersehen wolle," demungeachtet aber anführt, die Aufmerksamkeit hingerichtet wird.

So bringt es der Mangel an wahrhafter Erkenntniſs des sittlichen Geistes und die dafür gelten sollende Berufung auf das unmittelbare Wissen mit sich, daſs in der Geschichte beinahe nichts erblickt wird, als das selbstsüchtige Walten der Eitelkeit, der Herrschsucht, der Schwelgerei u. s. w., oder richtiger gesprochen, das Subject, dem für sein eigenes particuläres Belieben der Raum zu eng ist und das sich nach der Ursache dieser Beengung umsieht, muſs finden, daſs des gleichen Rechtes, das es für seine Person anspricht, bereits Andere sich bedient haben und noch bis auf den heutigen Tag sich bedienen. Mit welchem Maſse ihr messet, mit dem wird euch wiederum gemessen. Vergangenheit und Gegenwart sind eine belebte Welt, in der Jedermann seinen Interessen nachgeht, und alle Appellation an abstracte Grundsätze, alles Declamiren, Verachten und Lobpreisen muſs die Erfahrung seiner Unwirksamkeit und Nutzlosigkeit machen. In dieser zum Wahnsinn und zur Verzweiflung reizenden Verkehrung alles Herrlichen und Edlen in Unsinn und Gemeinheit, — was bleibt da auf solchem Standpunkt, wie ihn unser Verf. genommen hat, noch übrig? Es kann hier nichts trösten, als die Hoffnung auf eine bessere Zeit, wo die Selbstsucht aufhören, die Tugend liebgewonnen werden und von ihr geschützt die Freiheit herrlich emporblühen wird. Solche Hoffnung giebt H. v. R. öfters kund, und ins besondere ist es Amerika, wohin sich seine Blicke richten. „Sollte, so ruft er Bd. VII. p. 92, nach einem traurigen Verhängniſs die Despotie — etwa einem groſsen Gesetze der Bewegung von Osten nach Westen folgend — von Asien aus ihren tödtenden Gang fortsetzen über die Länder Europas: so würde die hier verscheuchte Freiheit vielleicht für Jahrtausende ihren Wohnsitz aufschlagen im jugendlichen Lande jenseits des atlantischen Meeres. Wohl möchte sie auch von dannen siegreich und verjüngend zurückkehren auf europäischen Grund". Es mag für Grausamkeit angesehen werden, einem Manne, dem die ganze bisherige Geschichte die Freude sein Theuerstes in ihr verwirklicht zu sehen, schuldig geblieben ist, auch noch den letzten Trost, den er in der Hoffnung hat, zu zerstören; wer aber bereits auf die Gegenwart verzichtet hat, dem kann auch die trübste Aussicht in die Zukunft keine sonderliche Schmerzen mehr erregen. Es soll also — so wird erwartet — der Weltlauf einst dadurch reformirt werden, daſs durch die Vereinigung der Guten jeder bösen Willkür gesteuert, die Eingriffe in die Freiheit unmöglich gemacht und dafür den allgemeinen Gesetzen der Moral, der [illegible] weltbürgerlichen Gesinnung Folge gegeben werde. Du[rch] welche Mittel soll aber dieses geschehen? durch Gew[alt] gegen die Bösen? aber der Gegensatz derselben [illegible] sich immer wieder erzeugen und das Ideal niemals [er]reicht werden; auch wäre dies nur ein neuer Despotis[mus]: denn die Freiheit und die Möglichkeit der Tug[end] darf selbst im Bösewicht nicht unterdrückt werden. [illegible] durch friedliche Mittel? durch Aufklärung und Bess[erung]? aber der Satan verstellet sich auch in einen Engel [des] Lichts, und um alles Reden und Drohen von der Tug[end] kümmert sich die ihrer selbst gewisse, stets wache Indi[vidualität] vidualität des bösen Willens nicht. Solch liberaler C[hi]liasmus taugt offenbar noch weniger, als der, zu [wel]chem die Schwarmgeister sich bekennen: denn diese [las]sen wenigstens die Individualität auf eine gewisse, [ob]wohl rohe Art mit dem allgemeinen Wesen zu ver[söh]nen, während der Liberalismus als ein moderner A[has]ver unsonst seinen Zwiespalt von Land zu Land, [von] Weltalter zu Weltalter fortträgt. Von Neuem also k[önnte] es jetzt scheinen, als sei der Fatalismus für ein Ge[ist] wie Hr. v. R., die letzte, höchste Wahrheit und [An]klänge an denselben geben sich auch immer wieder, [be]sonders in dem letzten Bande, zu vernehmen, wie j[a in] dieser Abstraction die Gedanken und Gesinnungen [eines] groſsen Theils unserer Zeitgenossen endigen. An [den] Historiker jedoch darf wiederholt die Forderung ge[stell]tet werden, daſs er wenigstens für sich im Anblicke [des] unermeſslichen Reichthums von Gestalten, welche [das] Schicksal in seinem Laufe hervorrief und wieder [be]grub, eine würdigere und gediegenere Ansicht [von] dieser Macht des Daseins gewänne, als jene leer[e der] groſsen Menge ist; dann würde auch sein Groll [ge]gen das Fatum, durch die Freude an dessen [herr]lichen Schöpfungen versöhnt, in der Betrachtung [selbst] der erschütterndsten Fälle zur tragischen Wehmuth [sich] verklären. Wiewohl nun Ref., selbst auf Sch[losser's] Anctorität hin, sich nicht zu dem Glauben beken[nen kann], daſs die wahrhafte Behandlung der Geschichte die [pragmati]sche sei, sondern eine wissenschaftlichere für erreich[bar] hält, so scheint ihm doch von dem Rotteck'schen S[tand]punkt aus der nächste Fortschritt nothwendig durch [sie] hindurchzugehen. Dazu gehörte aber vor allem [die] die Verlängerung der unstatthaften Manier, we[lche mit] ihrem Gegenstande fertig ist, ehe sie sich recht [mit dem]selben gemacht hat, eine treue empirische Arbei[t im] Einzelnen, bevor das Ganze genossen, in Andern [zum] Genusse zubereitet wird: denn Herodot hat erst mi[t] die Länder der Erde bereist und allenthalben [ge]forscht, ehe die Musen ihn bei seinem Werke [illegible] und Thucydides den peloponnesischen Krieg erleb[t, ehe] er ihn beschrieben. Eine solche Verwandlung des [Rot]teck'schen Werks erwartet übrigens Ref. nicht; es [wird] die Gestalt behalten, in welcher wir es gegenwärti[g vor] uns haben, bereits aber selbst als ein historisches [Denk]mal davon, wie man zu einer gewissen Zeit We[ltge]schichte zu schreiben versucht hat.

G. Binder.

№ 76.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.
October 1835.

LXII.

ortitione iudicum apud Athenienses commentio. Scripsit Franc. Volcm. Fritzsche. ns. 1835. 8.

n der Beurtheilung dieser Schrift des durch seine ik genugsam bekannten Hrn. Fritzsche hat Hr. ıann den von dem σφηκίσκῳ handelnden Theil (S, nur kurz berührt, und es ist dabei auf eine be-e Beleuchtung verwiesen worden, welche später inen würde. Diese gebe ich hier ausführlicher als ıfangs Willens war, weil nur so die Sache deut-erden kann. Hr. F. tritt in jener Stelle als Kri-ınd Baukünstler auf. Es handelt sich darum, was ısdruck des Aristoteles (Schol. Aristoph. Plut. 278.) κος τῆς εἰσόδου bedeute, an welchem σφηκίσκῳ näm-as unterscheidende Zeichen bei jedem Attischen tshofe angebracht war. Hr. F. hatte oben ver-en, hiervon zu handeln; also, sagt er, „non deero meo et potius ecquidnam effici possit, non ex-magis, quam palpabo." Sehen wir, auf welche und mit welchem Erfolge er dies gethan hat.

Die Grammatiker (Schol. Aristoph. Plut. 301. n σφηκώδης, Eustath. S. 897. 58.) sagen, τὰ μικρὰ ων καὶ εἰς ὀξὺ συνηγμένα nenne man σφηκίσκους. melius tamen Hesychius," setzt Hr. F. hinzu, κρὰ τῶν ξύλων scripsit, etsi Codex Heinsii, Vos-bertii depravationem μικρὰ videri potest confir-Wenn nun auch die Handschrift des Hesychios, rn. F. eigener Bemerkung, die Leseart μικρὰ zu en scheinen kann, woher weiſs denn Hr. F., daſs ios, wie er eben versicherte, μακρὰ geschrieben hat? ammatiker also führen bis jetzt dahin, daſs man ὰ τῶν ξύλων καὶ εἰς ὀξὺ συνηγμένα habe σφηκίσκους , und dies ist um so glaublicher, als diese Er-zu der Stelle des Aristophanes Plut. 301. gehört, κίσκος ein Pfahl zum Blenden ist, der denn doch gegen Balken, die auch ξύλα sind, immer ein μικρὸν ξύλον ist. Warum soll aber diese Erklärung der Grammatiker falsch sein? „Etenim istud μικρὰ e sola terminatione petiverunt grammatici, non cogitantes, σφηκίσκος formam habere minutam, vim tamen, ut alia multa, perdidisse. Quare et longissima tigna σφηκίσκοι appellantur, ut infra ostendam, et μέγαν-σφηκίσκον coniunxit Aristophanes, de palo loquens praeacuto, Plut. 301." Dieser Grund des Irrthums, welchen die Grammatiker begangen haben sollen, beruht bloſs auf des Hrn. F. Belieben. Wenn aber Aristophanes sagt μέγαν σφηκίσκον, so folgt ebensowenig, daſs σφηκίσκος unter die groſsen Hölzer gehört, als daraus, daſs man eine bestimmte Ameise eine groſse nennt, folgt, die Ameisen gehörten zu den groſsen Thieren. Aber Hr. F. wird ja unten zeigen, daſs „longissima tigna" σφηκίσκοι heiſsen. In der hernach (2) anzuführenden Stelle des Polybios kommen nämlich Hölzer von 16 Ellen bis 8 Ellen (24 Fuſs bis 12 Fuſs) vor, mit dem Zusatz εἰς σφηκίσκων λόγον, und mit diesen werden στρωτῆρες zusammengestellt, die etwas kürzer als die kürzesten der vorigen waren. Dies sind Bauhölzer. Nun sagt Hr. F. selbst, nachdem er angegeben, was die σφηκίσκοι der Grammatiker sind, Folgendes: „Sed ab his illi σφηκίσκοι, qui in architectura usum habebant, discrepant plurimum." Wenn dieses der Fall ist, wie kann er denn aus jenen Bauhölzern einen Grund hernehmen, das μικρὰ der Grammatiker, welches auf ganz andere σφηκίσκους gehen soll, verdächtig zu machen? Nachdem Hr. F. aber die übrigen Grammatiker so scharfsinnig berichtigt, kommt ihm noch Photios in die Quere, der denn auch zurechtgewiesen wird: „Etiam Photius 560, 12. Σφῆκες καὶ σφηκίαι· τὰ μικρὰ καὶ εἰς ὀξὺ συνηγμένα ξύλα. οὕτως Φερεκράτης, rectius haud dubie vocem μικρὰ aut delevisset aut pro ea μακρὰ substituisset." Und nun der Schluſs: „Proprie igitur σφηκίσκος lignum est oblongum, quod desinit in acutum" etc. also nicht mehr *longum*, sondern *oblongum*, woran wol nie-

mand je zweifelte. Das Ergebnifs dieser unserer Betrachtung der Betrachtung des Hrn. F. ist offenbar dieses, dafs nach den Grammatikern σφηκίσκος unter das kleine Holz gehört, und ohne allen Grund μακρὰ statt μικρὰ gesetzt wird. Die Grammatiker reden nämlich von dünnen Pfählen oder pfahlförmigen nicht starken Hölzern.

2. Von den σφηκίσκοις, die bei den Grammatikern vorkommen, sind aber, wie Hr. F. lehrt, die in der Baukunst vorkommenden sehr verschieden: er will nun auch von diesen handeln, und geht dabei von der bekannten Stelle des Polybios V, 89. aus. Auch wir haben sie für verschieden von denen der Grammatiker gehalten (Corp. Inscr. Bd. I. S. 281.), und wie Hr. F. aus der Stelle des Polybios, worin sie mit στρωτῆρσι zusammengestellt sind, für *Dachbalken* erklärt, obwohl bei den Grammatikern nur *Pfähle* gemeint seien, welche Schweighäuser demnach auch bei Polybios verstanden hatte: doch setzten wir hinzu „*minora*" (tecti tigna), weil wir dachten, es verstehe sich von selbst, dafs man *starke* Balken nicht mit einem Worte bezeichnete, welches seinem Ursprunge nach *pfahlförmige kleine Hölzer* bedeutete. Hr. F. ist mit uns einverstanden, dafs σφηκίσκοι Dachgebälk seien, und zwar längeres, στρωτῆρες aber kürzeres; und dies ist, bis auf einen in Rücksicht der Beschaffenheit der στρωτήρων weiter unten vorzutragenden Zweifel, aus Polybios deutlich. Indessen ist die Länge der σφηκίσκων sehr verschieden; bei Polybios haben sie zwischen 12 und 21 Fufs, und sind also überhaupt eben nicht sehr lang, keine *longissima* tigna, wie Hr. F. sagt; mehr oder minder lang sind sie nur verhältnifsmäfsig gegen die στρωτῆρας, welche bei Polybios nur sieben Ellen ($10\frac{1}{2}$ Fufs) haben. Auch werden wir Hrn. F. am Schlusse dieser Beurtheilung noch mit einem kurzen σφηκίσκῳ aufwarten. Es fragt sich zunächst nur, ob sie auch *stark* oder *dick* sind; darüber erklärt sich Hr. F. nicht ausdrücklich, wohl aber wir, die wir sie für *exiliora* gegen die Deckenbalken, und für *longa* oder *longiora* gegen die στρωτῆρας erklärt haben. Ich frage aber jeden Verständigen, ob es glaublich sei, dafs ein starker von den Alten regelmäfsig nach dem Quadrat gezimmerter Deckenbalken, überhaupt und besonders in der Kunstsprache mit einem von der dünnen Wespe entnommenen deminutiven Namen bezeichnet wurde, welcher ursprünglich einen zugespitzten schwachen Pfahl bedeutet? Der gewöhnliche σφηκίσκος genannte Pfahl ist im Verhältnifs seiner Länge nicht sehr dick, der Deckenbalken bedarf einer ziemlichen Stärke, ja er gehört z[u] den stärksten; jener Pfahl ist spitz, der Deckenbalke[n] hat keine Spitze, sondern wird gewöhnlich gerade a[b]geschnitten, wie im Dorischen Fries, wo ihm das Tr[i]glyphentäfelchen vorgesetzt wird, oder in Form der Kr[ag]steine geschweift, selten schräg abgeschnitten. Stat[t] Pfähle, die Balken sind, wie man sie in die Erde ei[n]rammt, werden, so oft dergleichen auch vorkomm[en,] niemals σφηκίσκοι genannt. Endlich ist die Versch[ie]denheit der drei Dimensionen ein wesentliches Erf[or]dernifs auch des mathematischen σφηκίσκος (σφη[κία] auch und βωμίσκος genannt), obgleich hierbei ange[blich] noch das Abnehmen der Dicke nach dem einen E[nde] zu in Betracht kam (Nikom. Arithm. II, S. 128. ...). Schon aus dem *Worte* kann man also schliefsen, σφη[κίσκοι] seien nicht die untersten, in der Regel starken Balke[n der] Decke. Ob sie Hr. F. dafür gehalten, und darin seine [Ab]weichung von uns liege, mufs sich aus der Behand[lung] der Stelle des Polybios einigermafsen zeigen. An[tigo]nos schickte den Rhodiern Bauholz zur Wiederher[stel]lung ihrer vom Erdbeben zerstörten Gebäude, nam[ent]lich der Mauern und Werfte („adjice, sodes, domos [et] rimas", sagt Hr. F.), und zwar ξύλα ἀπὸ ἑκκαιδεκαπ[ήχεος] ἕως ὀκταπήχους, εἰς σφηκίσκων λόγον, μύρια, στρ[ωτῆρας] ἑπταπήχεις πεντακισχιλίους. Hr. F. sagt: „*Scilicet* [ut] architecti tum σφηκίσκοις tum στρωτῆρσιν utebant[ur] tectis conficiendis: illa tigna in longitudinem, ha[ec in] latitudinem poni solebant. Non est igitur mira[ndum] σφηκίσκους et prius commemorari: eis enim στρω[τῆρες] postea demum imponebantur: et plurium fuisse ea[rum] rum, quam στρωτῆρας, et tectum altero tanto plus [σφη]κίσκων requisivisse, quam στρωτήρων: necesse est [ut] non modo σφηκίσκους atque στρωτῆρας re cohaere[ntes] verbis coniuncta sunt, verum etiam iustam quand[am] tionem inter haec duo dona intercessisse." Au[f das] Verhältnifs der σφηκίσκων zu den στρωτῆρσι, dafs sie [in] ihrer *Zahl* und ihrem *Mafs* einander entsprächen, zieht Hr. F. also jenes εἰς σφηκίσκων λόγον, welche[s er] kurz vorher *pro ratione* erklärt hat. Wie kann [man] es aber nothwendig finden, dafs Antigonos gerad[e so] viel σφηκίσκους und στρωτῆρας schickte, als für ein[...] erforderlich sind? Es liegt weder in der Sache no[ch in] den Worten. Hätte Polybios gesagt: σφηκίσκους ... und στρωτῆρας πεντακισχιλίους, εἰς λόγον τῶν σφηκ[ίσκων], dann hätte Hr. F. Recht; wie die Worte jetzt st[ehen,] hat es vielmehr den Anschein, die Hölzer, die ...

en lang waren, seien im Verhältnifs von σφηκίσκοις
chaffen gewesen, nämlich in Rücksicht der Zimme-
g, wovon wir unten sprechen werden (4). Doch neh-
wir an auf einen Augenblick, Polybios Worte hät-
jenen Sinn, und sehen zu, wie nun gebaut wer-
soll. Hr. F. legt die σφηκίσκους nach der Länge,
heifst nach der längern Seite, die στρωτῆρας nach
Breite des Baues: wieder nichts Neues, sondern von
entlehnt. Aber wir haben es erst aus der Inschrift
den Tempel der Polias, wie wir uns die daselbst
ommende Dachung vorstellten, *für letztere* gefol-
Hr. F. weifs es schon ohne dies, und folgert es
wol, wenn er es aus irgend etwas folgert, daraus,
die σφηκίσκοι länger, die στρωτῆρες kürzer sind:
solche Folgerung ist aber ungereimt, und die ganze
uptung selber sogar fällt, wie sich unten (4) zeigen
weg, sobald man meine Ansicht über den Dach-
der in jener Inschrift berührt wird, in die des Hrn.
ier denselben verwandelt. Geben wir ihm aber
Vorstellung dennoch für einen Augenblick zu, so
n wir leicht finden, dafs das Verhältnifs der zwei
iedenen Hölzer gegen einander, welches Hrn. F.
verwunderlich ist, *sehr verwunderlich* heraus-
t. Nach Hrn. F. braucht man nämlich auf 10,000
κους von 12 bis 24 Fufs, welche nach der Länge
ebäudes gelegt werden, 5000 στρωτῆρας von $10\frac{1}{2}$
welche man nach der Breite des Gebäudes legt.
t man die Länge des σφηκίσκου im Durchschnitt
em mittlern Mafse zu 18 Fufs, so ergeben 10,000
οι eine Länge von 180,000 Fufs, auf eine Länge
00 στρωτήρων von 52,500 Fufs. Hr. F. baue nun
us von beliebiger Länge, wir wollen beispiels-
agen von der Länge dreier solcher achtzehnfü-
σφηκίσκων, also von 54 Fufs, und lege die σφη-
in die Länge, so wird er, da die στρωτῆρες $10\frac{1}{2}$
ng sind und in die Breite oder Tiefe zu liegen
, nothwendig mindestens ungefähr alle 10 Fufs
der Fronte und der Rückwand mit diesen pa-
eder σφηκίσκους auf Stützen legen müssen, zum
um das Haus 21 Fufs breit oder tief zu ma-
ne Flucht der σφηκίσκων, so dafs die στρωτῆρες
wei σφηκίσκους aufgelegt werden, deren einer
zwei στρωτῆρας gemeinschaftlich ist. Für die
ufsenseiten und den Mittelbalken braucht er
mal 54 Fufs σφηκίσκων, oder 162 Fufs. Auf
Fufs der σφηκίσκων kommen nach dem ange-
nommenen Verhältnifs noch keine $52\frac{1}{2}$ Fufs στρωτήρων,
weil die σφηκίσκοι zu den στρωτῆρσι das Verhältnifs von
180 zu $52\frac{1}{2}$ haben; doch wollen wir Hrn. F. dazu $52\frac{1}{2}$
Fufs στρωτήρων, also fünf στρωτῆρας von $10\frac{1}{2}$ Fufs ge-
ben. Von diesen kommen zwei rechts und zwei links
über die Seitenwände des Hauses zu liegen, und nun
hat er noch Einen στρωτῆρα von $10\frac{1}{2}$ Fufs Länge aus
seinem Holzvorrath zur Verfügung, womit er die Deckung
in der Länge von 54 Fufs und der Breite von 21 Fufs
machen will! Lege er nun auch die σφηκίσκους weit en-
ger, und je über drei oder gar vier derselben die στρω-
τῆρας auf die angegebene Weise, so werden im erstern
Falle zu dem angenommenen Bau fünf Fluchten σφη-
κίσκων, zusammen von 270 Fufs Länge, im andern sie-
ben Fluchten, zusammen von 378 Fufs Länge erfordert;
auf erstere kommen nach jenem Verhältnifs $78\frac{3}{4}$ Fufs,
auf letztere $110\frac{1}{4}$ Fufs στρωτήρων: so dafs Hr. F. nach
Abzug der über die Seitenwände kommenden 42 Fufs
στρωτήρων für die ganze übrige Decke im erstern Falle
noch $36\frac{3}{4}$ Fufs, im letztern $68\frac{1}{4}$ Fufs στρωτήρων behält!
Wir wünschen den Rhodiern Glück zu diesem Baumei-
ster. Lege er aber meinetwegen die σφηκίσκους in die
Breite und die στρωτῆρας in die Länge, so wird die Sa-
che lang wie breit bleiben. Selbst wenn die σφηκίσκοι
übermäfsig eng gelegt werden, wird er niemals mit sei-
nen στρωτῆρσιν auskommen; obendrein legt man aber
die untern stärkern Balken (σφηκίσκους des Hrn. F.)
möglichst weit auseinander, und in dem Grade als jene
weiter liegen, braucht man dafür verhältnifsmäfsig mehr
Fufse der στρωτήρων, die auf sie gelegt werden. Man
sieht übrigens hier schon, zwar noch nicht deutlich,
aber doch wie durch einen Nebel das, was wir beim
Tempel der Polias zu Athen nachher deutlicher sehen
(4), dafs Hrn. F. die σφηκίσκοι die unterste Lage der
Decke, also die gleich viel wie starken oder schwachen
Deckenbalken sind. Nun haben aber die σφηκίσκοι zum
Theil nur 12 Fufs und keiner über 24 Fufs Länge: man
kann also damit bedeutende Räume ohne untergestellte
Stützen nicht decken, wenn sie, wie Hr. F. lehrt, in der
Richtung der längern Seite des zu überdachenden Raums
gelegt werden. Wir kennen bis jetzt die Anwendung
der σφηκίσκων nur aus der Dachung der nördlichen Stoa
des Poliastempels zu Athen; werden hier die σφηκίσκοι
nach der Länge gelegt, wie Hr. F. will, so sind gleich
die längsten der bei Polybios vorkommenden um etwa
neun Fufs zu kurz. Dagegen liefs sich, während man

die kürzesten für Stoen und andere kleine Räume anwenden konnte, mit den längern Bedeutenderes leisten, wenn sie nach der Breite zu liegen kamen. Und wären sie die unterste Deckenlage, so müfste wol überhaupt angenommen werden, dafs sie meistentheils in die Breite, das heifst nach der kleinern Dimension, gelegt worden seien: denn man legt die Deckenbalken in der Regel, und wenn die Dimensionen bedeutend verschieden sind, aus leicht begreiflichen Gründen am liebsten in der kleinern Dimension, welche Hr. F. mit uns die Breite nennt. Die schon oben als unrichtig bezeichnete Behauptung, die längern Hölzer habe man in die Länge, die kürzern in die Breite, das ist, jene nach der gröfsern, diese nach der kleinern Dimension gelegt, erscheint nun, nachdem jene längern als die unterste Lage der Decke oder die Deckenbalken, die er *σφηκίσκοις* nennt, erkannt worden, noch unstatthafter. Denn die gewöhnlich in die Breite gelegten Deckenbalken müssen von Mauer oder Säule bis zu Mauer oder Säule reichen, und eine dieser Weite entsprechende Länge haben, welche in der Regel gröfser sein wird als die Zwischenräume zwischen den Deckenbalken; das Holzwerk dagegen, was auf sie, und folglich gewöhnlich in die Länge gelegt wird, braucht blofs von einem Deckenbalken zum andern zu reichen, und kann daher viel kürzer sein: man kann jedoch letzteres auch in mehr als erforderlicher Länge nehmen, so dafs Ein Stück mehrere Zwischenräume überspannt. Doch wenn auch mit jenen für Deckenbalken genommenen *σφηκίσκοις*, sobald man sie anders als Hr. F. legt, etwas geleistet werden kann, will es uns doch immer *unwahrscheinlich* bedünken, dafs ein König, der als ansehnliches Geschenk 10,000 Deckenbalken zu Staats- und Privatbauten schickte, darunter gar keine gröfsere als vierundzwanzigfüfsige würde geschickt haben; wogegen die Kürze der *στρωτήρων* nichts beweiset, da solche Ueberlagen nicht länger zu sein brauchten. Und wie man auch hierüber urtheilen mag: starke Balken, wie sie zu Deckenbalken meistens erfordert werden, bezeichnet Polybios, wie wir unten (4) sehen werden, anders.

3. Hr. F. fährt fort: „Bonum vero factum, quod grammatici potestatem verbi *στρωτῆρες* enucleate prodiderunt." Bekanntlich erklären die Grammatiker aus Didymos *στρωτῆρες* durch *τὰ μικρὰ δοκίδια τὰ ἐπάνω τῶν δουροδόκων* (oder *δοκῶν*) *τιθέμενα*, theils mit einem Zusatz, wie: *ἢ τὰ εἰς ὀροφὰς πεποιημένα*: zu den früher von mir angeführten Stellen fügt Hr. F. Photios (S. 544. [illegible] S. 542. 2.) und die *Λέξεις ῥητορικὰς* (S. 302. 5.) hinzu; es kommt darin aber nichts Neues vor, und die letzte [illegible] schon von Schneider, den ich auch nenne, angeführte Stelle habe ich ihrer unvollständigen Aussage wegen mit Absicht übergangen. „Peropportune," sagt Hr. F. dann, lernen wir aus dem Etymologikon und Photios, dafs des Didymos Erklärung auf den Gebrauch der [illegible]ner, nicht auf die *συνήθειαν* sich beziehe: unseres Erachtens wäre es besser, wenn sie auf den Gebrauch der Architekten ginge. Die Grammatiker lehren aufserdem unter anderem, *στρωτὴρ* sei auch ein Stabgeflecht [illegible] Dachung; dies aber „eo penitus evertitur, quod [illegible]nime intelligas, quid sibi voluerint *σφηκίσκοι* aut ad [illegible] rem hi adhibiti fuerint" (ist das zweierlei oder einerlei, *quid sibi voluerint*, und *ad quam rem adhibiti fuerint*?) „ne dicam, *στρωτῆρας* tum in tecto non sane [illegible] potuisse." (Dafs sie gezählt werden konnten, wird [illegible] nicht gesagt, kommt aber nach.) „Recte igitur [illegible] Didymus, *ὁ χαλκέντερος*." Dafs dieses *igitur* [illegible] beruhe, wird sich bald finden; Recht wird aber [illegible]mos freilich haben. Nach einigen Zeilen folgt: „[illegible]stophanis locus a Polluce servatus est X, 17[illegible] *μὴν τῷ στεγαστῆρι ὀρόφῳ προσήκοιεν ἂν καὶ οἱ στ[illegible] καὶ τὰ καλυμμάτια· ἄμφω δὲ ἐν Ἀριστοφάνους* Ba[illegible] *Πόσους ἔχει στρωτῆρας ἀνδρὼν οὑτοσί* [illegible] *πάλιν· Ὡς οὐ καλυμματίοις τὸν οἶκον ἠρέφ[illegible]* X, 157. *στρωτῆρες, καλυμμάτια.* De hoc loco quae [illegible] a me dicta sunt, hic partim repetam. Attuli igitur [illegible]phrasti locum p. 463." (welche Stelle, *περὶ* [illegible] längst vor ihm beigebracht war) „de homine [illegible] *μὴ δύνηταί τις τοὺς στρωτῆρας ἢ τὰς δοκοὺς* [illegible] vero *δοκοὶ* a *σφηκίσκοις* diversi non sunt, neque [illegible] in locis grammaticorum, qui salva sententia scribere [illegible]terant *στρωτῆρες οἱ ἐπάνω τῶν σφηκίσκων* [illegible] *τὰ μικρὰ δοκίδια* et *ἐπάνω τῶν δουροδόκων.* *Σφ*[illegible] tigna sunt, transversa *στρωτῆρες*" (wie er fälschlich [illegible] schon erwiesen zu haben); „utraque cerni in tecto [illegible] sunt atque numerari. Pessime vero Pollux, [illegible] pulavit verba *οἱ στρωτῆρες καὶ τὰ καλυμμάτια*: [illegible] haec duo non longe inter se distarent. Photios [illegible] *Καλυμμάτια: ἅ τινες φατνώματα· οὕτως* [illegible]

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 77.

Jahrbücher für issenschaftliche Kritik.

October 1835.

sortitione iudicum apud Athenienses commen- atio. Scripsit Franc. Volcm. Fritzsche.

(Fortsetzung).

ie καλυμμάτια aut ornamenta lacunaris, sive tecti la- iti dicebantur, aut lacunar cameraque ipsa: contra" il zu merken *contra*) „στρωτῆρες, quos Comicus ab illis festo disiunxit, in tignario tecto ita eminebant, ut culis usurpari possent et facile numerari." Vorzüg- aber, sagt er, scheine zu den καλυμματίοις oder φα- ιοι gehört zu haben das „Lesbium cymatium (quasi ıdam minutam dicas);" und nach diesem kostbaren chlufs über das Lesbische Gesimschen lehrt er denn , dafs man dessen Form aus der bekannten Stelle Aeschylos erkennen könne, woraus sie sich eben- nig als aus Hrn. F.'s Gerede deutlich erkennen verbessert diese Stelle, die nicht zu unserer Sache t, und erfreut den Leser mit der Bemerkung, Her- , der sie anders lese, habe neulich seine Verbesse- γουναλκὰν Eumen. 258. *zu billigen geschienen*, n nuper coram essemus." Das ist die Belehrung die στρωτῆρας, die musterhaft geordnet ist. Ihr 'ergebnifs stimmt mit dem von uns aus Polybios lossenen, dafs die στρωτῆρες, im Sinne des Polybios t, über den σφηκίσκοις liegen. Aber es ist hier gefunden, nämlich so: die δοκοὶ oder δουροδόκοι rammatiker seien einerlei mit den σφηκίσκοις, was die Stelle des Theophrast unterstützt wird; folg- gen nach den Grammatikern die στρωτῆρες auf den κοις: wogegen wir die στρωτῆρας der Grammati- weiterem Sinne genommen, und die Polybischen κους und στρωτῆρας darunter begriffen haben; so ie στρωτῆρες der Grammatiker auf den Deckenbal- οκοῖς) aufliegen, und in σφηκίσκους und die Poly- στρωτῆρας im engern Sinne (ἱμάντας) zerfal- n denen die letztern auf den erstern aufgesetzt . Hr. F. setzt hierbei unbewiesen und aus eige- ner Machtvollkommenheit voraus, die σφηκίσκοι seien die Deckenbalken oder unterste Lage der Dachung: dafs dies nicht möglich sei, ist schon gezeigt (2), und folg- lich ist seine Ansicht über die Stellen der Grammatiker falsch, und nicht minder die über die Theophrastischen Worte, inwiefern in beiden die δοκοὶ sollen σφηκίσκοι sein. Wie sich aber sowohl Theophrasts Worte als die Erklärung der Grammatiker mit unserer Ansicht ver- einigen, wollen wir später (5) betrachten, und zunächst ohne Rücksicht auf die Stellen, wo δοκοὶ und στρωτῆρες zusammen vorkommen, nur nach andern Stellen erwä- gen, ob στρωτὴρ in der Baukunst *nur* das Band (ἱμάς) ist, welches über σφηκίσκους gelegt wird, und dabei zu- gleich Hrn. F.'s eben vorgetragene Bemerkungen prü- fen. Wir lassen mit ihm die συνήθειαν bei Seite, in welcher ein Papyrusgeflecht zu Lauben oder Hütten στρωτὴρ hiefs; aber aufserdem bedeutet στρωτήρ, nach der Natur des Wortes selbst, mancherlei Mittel der Da- chung, und auch Ueberlagen, die nicht zur Dachung gehören. Erstlich sagt Libanios, Briefe 1592. Στρωτή- ρων δέομαι, χάμακας δ' ἂν ἢ χάρακας ἄλλος εἴπῃ σοφιστής. Hier sind στρωτῆρες, wie das Folgende zeigt, von der Dachung, und nichts anderes als Latten, die mit Zie- geln oder anderer Bekleidung ein Dach bildeten. Das gleichbedeutende Wort χάμαξ (Stange, Pfahl, Wurf- spiefs), so wie das ebenfalls gleichbedeutende χάραξ stimmt dermafsen mit der Urbedeutung des Wortes σφη- κίσκος überein, dafs man in dieser Stelle an eine Un- terscheidung zwischen σφηκίσκος und στρωτὴρ gar nicht denken kann. Zweitens werden nach Philon von By- zanz περὶ βελοπ. S. 87. στρωτῆρες ἰσχυρώτατοι zur Aus- füllung des Raumes zwischen Bogen gelegt, oben ver- rohrt und aufs Beste beworfen und verstrichen, so dafs sie einen Estrich tragen: hier sind στρωτῆρες ἰσχυρώτα- τοι, wie es nach der gleich darauf folgenden Stelle, nach welcher diese beurtheilt werden mufs, nothwendig scheint, sehr starkes brett- oder lattenartiges Holzwerk; eine

andere Holzunterlage haben sie gar nicht. Diese andere Stelle des Philon, wo *στρωτῆρες* Dachlatten oder Dachbretter für die Befestigung der Ziegel sind, verspare ich auf unten (5). Damit stimmt, dafs *asserculi* in den Glossen durch *στρωτῆρες* erklärt wird. Sodann kommen in der ungedruckten Attischen Inschrift über den Mauernbau, also gerade nach technischem Gebrauch, II, 24. *στρωτῆρες* unabhängig von anderem Gebälk vor, und gehören gar nicht zur Dachung, sondern sind Hölzer, welche auf den Mauern an der innern Seite zwischen steinernen Pfeilern (*στόχοις διπλίνθοις*), die sieben Fufs von einander entfernt stehen, je zwei übereinander in Zwischenräumen von $1\frac{1}{2}$ Fufs waagerecht *eingebaut* wurden, und so das Geländer einer Gallerie bildeten; da zu diesem Zwecke dünne Latten oder Bretter nicht genügten, müssen es schwache Balken gewesen sein, die man theils ihrer Form wegen so nennen mochte, theils wegen der horizontalen Lage, welche ein *στρωτὴρ* gewöhnlich hatte. Eine andere Stelle derselben Inschrift verspare ich gleichfalls auf unten (5). Ferner findet sich unter den Erklärungen der Grammatiker auch diese: *οἱ δὲ σανίδας πάλιν εἰς ὀροφὴν ἐπιτηδείους*, und es ist kein Grund vorhanden sie anzuzweifeln. Corp. Inscr. N. 2154. haben wir als Material zum Dachbau *τὴν τῶν ξύλων καὶ τῶν στρωτήρων ὕλην*: ich finde, obwohl ich dabei nur auf meine frühere Erklärung der *στρωτήρων* verwiesen habe, jetzo es wahrscheinlicher, dafs *ξύλα* dort grobes Holz oder Balken, *στρωτῆρες* aber *ganz allgemein Bretter- und Lattenwerk* seien: denn Ziegel sind *στρωτῆρες* gewifs nicht. Aehnlich (nicht ebenso) unterscheiden die Römer *materies* und *ligna*, obgleich *materies* neben anderem Baumaterial auch *Holz* bedeutet, und also ebensowenig *lignis* scheint entgegengesetzt werden zu können als *ξύλα* hölzernen *στρωτῆρσιν*. Mit den Worten dieser Inschrift stimmt der Ausdruck des Polybios so überein, dafs es möglich ist, auch bei ihm seien *στρωτῆρες Bretter:* eine Entscheidung läfst sich nicht geben. Endlich ist *στρωτὴρ* nach Einigen *πλέγμα ἀπὸ ῥάβδων εἰς ὀροφὴν πεποιημένον*, womit des Suidas Erklärung *στρωτηρίδια* für *γεῤῥάδια* einigermafsen zusammengehört. Ein solches Stabgeflecht diente, natürlich mit der gehörigen Bekleidung, zur Ausfüllung der Stellen, welche das Gebälk offen liefs; gerade wie die aus Rohr gebildeten *crates* bei dem Bau eines Gewölbes zwischen die *asseres* gelegt und beworfen werden (Pallad. de R. R. I, 13. Vergl. Vitruv. VII, 3.), und in der Inschrift vom Mauernbau die Verrohrung und der Anwurf die Lücken zwischen dem Holzwerk füllt. Nun begreift Hr. F. vielleicht, wozu bei dem Stabgeflechte σφηκίσκοι, zumal was *er* so nennt, dienen konnten, wiewohl wir nicht behaupten wollen, dafs *σφηκίσκοι* in dem Sinne, welchen *wir* annehmen, nöthig waren, da auch bloße Deckenbalken genügten, wenn sie nicht zu weit lagen und das Stabgeflecht stark war; und Hr. F. nennt die Deckenbalken *σφηκίσκους*. Auch wird Hr. F. vielleicht diese *στρωτῆρας* zwischen den Deckenbalken für zählbar halten: wiewohl ihre Zählbarkeit nicht nöthig, da die Aristophanischen und Theophrastischen keine *solche* zu sein brauchen. Kamen aber noch ... lich *σφηκίσκοι* in unserem Sinne oder gar noch die Bänder hinzu, so entstanden um so mehr Felder, welche von den Geflechten zwischen dem Gebälk gebildet wurden; und es hat gar nichts Unwahrscheinliches, ... *στρωτῆρες* die einzelnen Felder genannt wurden, ... sie nun durch solche Geflechte gebildet worden, ... ches freilich nur bei Dachungen, die wenig zu ... hatten, geschehen konnte, oder irgendwie sonst, namentlich durch Bretter, die man über und auch ... dem Gebälk befestigte. Man sehe über die Ausfüllung der Räume durch unten und oben angebrachte Bretter ... Baukunst nach den Grundsätzen der Alten Taf. XL... Fig. 3. womit Eintheilung in Felder nicht unvereinbar ist. Diese Ansicht, dafs *στρωτῆρες* die Felder ... könnte man auch auf die Stellen des Theophrast ... Aristophanes anwenden, um so mehr als bei Theophrast die *στρωτῆρες* zuerst genannt sind, und es doch ... passend scheint, die kleinen Balken vor den grö... mehr in die Augen fallenden zu nennen, wie dies ... Stelle des Theophrast geschehen würde: es müfste ... einer, weil *τὰς* nicht in allen Büchern vorkommt, ... *κοὺς* für Glossem zu *στρωτῆρας* halten. Nichts ist ... licher, als zu sagen, es könne einer weder die Fe... noch die Balken der Decke zählen; und da so ... grofsen Saale die Menge der Felder sich gleich als ... was Stattliches herausstellt, ist hiermit auch die ... bei Aristophanes sehr vereinbar: *Πόσους ἔχει στρ...* *ἀνδρῶν οὑτοσί;* Indessen läfst sich hierüber nichts ... machen, und die *στρωτῆρες* mögen immerhin in bei... Stellen Balken sein. Nur behaupte man nicht, ... deutlich, dafs von Aristophanes die *στρωτῆρες* und ... *λυμμάτια* „manifesto" unterschieden werden; in dem ... ten der Verse konnte ja von einem ganz andern ...

Rede sein, der nicht wie der Eigenthümer des Saa-
sein Zimmer mit „*στρωτῆρσιν* oder *καλυμματίοις*" ge-
t habe: wo dann beide Ausdrücke dasselbe besag-
Wie dem auch sei, begreift man nicht, wie Hr.
en Pollux tadeln kann, dafs er *στρωτῆρας* und *κα-*
ἰτια zusammengestellt habe. Pollux sagt ja nicht,
sie einerlei seien; dafs sie aber jedenfalls beide zu
rdecken gehören, und von Pollux richtig zusam-
estellt werden, ist jedem Verständigen deutlich.
auch von den *καλυμματίοις* hat Hr. F. die verwirr-
Vorstellungen, die er aus Müllers Handbuch der
ologie der Kunst S. 368. berichtigen mag. Dafs
lie *καλυμμάτια* oder Kappen, durch welche das ei-
the Feld entsteht, leicht sehen und zählen konnte,
ollkommen eben so leicht als die hervorragenden
, sieht jeder ein: Hr. F. hat es nach jenem *con-*
cht begriffen, konnte es auch nicht begreifen,
nicht wufste was *καλυμμάτια* sind.

Hr. F. fährt fort: „Sed ad *σφηκίσκους* redeo.
m usum praestiterint, propemodum intellexisse
ex Inscriptione architectonica, loco iam olim a
ato, apud *Boeckhium* Vol. I. p. 281." Vor die-
m olim hat für dieselbe Untersuchung Otfr. Mül-
diese Stelle hingewiesen in der Recension, die
S. 57. auf seine Weise bespöttelt. Die Stelle
ende: Ἐν τῇ προστάσει τῇ πρὸς τοῦ θυρώματος
μὸν τοῦ θυηκοῦ ἄθετον· τῆς ἐπωροφίας σφηκί-
κὶ ἱμάντας ἀθέτους. Hierzu sagt Hr. F. zuerst:
ex his tam paucis verbis proficias. Nam quod
u *ad magnas fores* tecti recta tigna et tigilla
aria" (es wird vorausgesetzt, was erst nachher
verden soll, *dafs die σφηκίσκοι und ἱμάντες der*
dies seien) „nondum collocata esse dicuntur,
odo, ianua cum *σφηκίσκοις*" (*σφηκίσκῳ* vielmehr)
Aristotele consociatur in illis ipsis verbis *ἐπὶ*
σκῳ τῆς εἰσόδου: similiterque verba *ὀροφαῖς καὶ*
etiam apud Thucydidem III, 68. componuntur.
erti homines divinabunt, Graecos in tectis stru-
umque a supremo ianuae loco exorsos esse:
nihil incertius cogitari potest." Es ist schwer,
gereimtes in so wenigen Zeilen zusammen-
als hier geschehen ist. Die Worte *ἐν τῇ προ-*
πρὸς τοῦ θυρώματος dienen zur Bezeichnung
ihen Stoa, indem das *θύρωμα* die Thür ist,
dieser Stoa ins Pandroseion führt; davon aber
ort gesagt, die Dachung sei insbesondere *πρὸς*
τοῦ θυρώματος noch nicht gelegt, sondern der Gedanke
ist, der Dachung *jener Stoa* fehlte noch das Genannte.
Die Vergleichung mit der Aristotelischen Stelle ist also
ohne allen Sinn. Und worauf beruht denn die Verglei-
chung mit der Thukydideischen? Darauf, dafs — man
erstaune — die Thebaner bei einem Bau sich der aus
dem zerstörten Plataeae weggebrachten *ὀροφῶν καὶ θυ-*
ρωμάτων bedienten! Gesetzt aber auch, es stände in der
Inschrift das, was Hr. F. sagt, und seine Vergleichun-
gen wären richtig, so konnte nur Er daraus, dafs die
Dachung über der Thür noch nicht gelegt wäre, schlie-
fsen wollen, die Alten hätten die Dachung *über der*
Thür angefangen, oder gar *a supremo ianuae loco*, als
ob die Thür bis an die Decke reichte: die *certi homi-*
nes (natürlich die Kunstarchäologen) würden eher ge-
schlossen haben, weil in einem Verzeichnifs dessen, was
an einem Gebäude noch fehlt, gesagt wäre, die Dachung
über der Thür sei noch nicht gelegt, so wäre dieselbe
im Uebrigen schon gelegt, und man habe also die Da-
chung über der Thür zuletzt gemacht! Wobei jedoch,
um die Seltsamkeit der ganzen Stelle noch deutlicher
einzusehen, zu bemerken ist, dafs die Thür, wovon die
Inschrift redet, nicht die Thür der Stoa ist, von deren
Dach gesprochen wird, sondern die Stoa gar keine Thür
hat! Hierauf lehrt Hr. F. die *σφηκίσκοι* und *ἱμάντες* ge-
hörten zur Dachung, und seien die *σφηκίσκοι* und *στρω-*
τῆρες des Polybios, und die *δουροδόκοι* und *στρωτῆρες* in
der Erklärung des Didymos, so dafs *σφηκίσκοι* und *δου-*
ροδόκοι oder *δοκοὶ* einerlei sei, und ebenso *στρωτῆρες*
und *ἱμάντες*. „Videamus nunc," sagt er dann, „quid
Boeckhio placeat." Dieser, sagt er, stellt zuerst „*vanis-*
simam opinionem" auf, „quam tamen *Hirtio* potissimum
auctore, ipse abiecit: me quidem auctore sapientius eam
reticuisset: ad extremum vero existimat, *δοκοὺς* proprie
esse tigna tecti primaria; super illis quae tigilla ponan-
tur, vulgo latiore vi dicta esse *στρωτῆρας*, ceterum utros-
que, et *σφηκίσκους* et *στρωτῆρας* tigilla notare, tignis pri-
mariis imposita, *σφηκίσκους* longiora, quae *δοκοῖς* impo-
nerentur, *ἱμάντας* breviora, quae imponerentur *σφηκίσκοις*,
illos in longitudinem, hos in latitudinem tecti positos.
In his paene nihil veri inest, nisi quod recte vidit, *ἱμάν-*
τας haud discrepare a *στρωτῆρσιν*." Um diese Darstel-
lung zu würdigen, mufs man wissen, dafs vor mir zwei
Meinungen über die *σφηκίσκους* und *ἱμάντας*, die eine
von Otfr. Müller, die andere von Wilkins, beide von
Kunstverständigen vorhanden waren; diese habe ich

zuerst beseitigt. Die *vanissima* ist die von Wilkins: sie ist, sobald man sie, wie ich gethan habe, nicht mit ihm auf die Karyatidenhalle bezieht, keineswegea unverständig, und ob ich sie, wenn ich Hrn. F.'s Rath hätte benutzen können, weggelassen hätte, ist mir noch zweifelhaft. Wie dem auch sei, der Fortschritt der Erklärung beruht darauf, dafs ich zuerst, nach einer Ueberlegung der Sache mit unserem Hirt, die Stelle auf die Dachbalken, und zwar ohne Hirts Rath auf die Dachung der nördlichen Stoa bezogen habe. Hr. F. statt diesen Fortschritt anzuerkennen, wirft sich nur auf das, was ihm unrichtig scheint; aber er weicht in Rücksicht der Vorstellung über den Bau nur in Einem Punkt, und aufserdem in der Bestimmung der Wortbedeutungen von mir ab. In ersterer Rücksicht nämlich nimmt er nur die Unterlage weg, welche ich *δοκοὺς* nenne, läfst dann ganz nach unserer Vorstellung die *σφηκίσκους* nach der Länge oder Vorderseite des Baues, und die *ἱμάντας* darüber nach der Breite liegen. Die *σφηκίσκοι* sind ihm also die Deckenbalken der Stoa geworden, die er nach der längern Dimension legt. Da diese Dimension nicht übermäfsig grofs und nur etwa zehn Fufs gröfser als die kleinere ist, so konnte man hier allerdings die Deckenbalken in der längern Dimension legen; aber eben so gut konnte man sie nach der gewöhnlichsten Weise in die Breite legen. Hrn. F.'s allgemeine Annahme, die *σφηκίσκοι* seien in die Länge gelegt worden, ist also *ohne alle Begründung* hier wie bei des Polybios *σφηκίσκοις* (2); diese Längenlegung derselben hatte selbst in unserer Construction nur eine hypothetische und blofs *auf diesen Fall* bezügliche Begründung, indem ich voraussetzte, die Deckenbalken seien hier wie gewöhnlich in der kleinern Dimension gelegt worden, und auf sie quer über und folglich nach der Länge die *σφηκίσκοι*. Diese *σφηκίσκοι* können aber, wie oben gezeigt ist (2), keine starke Deckenbalken sein, wie sie hier ohne Zweifel erfordert werden. Zwar bemerkt Müller (Archaeol. S. 367.), die älteste Ionische Architektur habe gewifs gleich über dem Architrav den Zahnschnitt gehabt, indem über den dünnern Säulen auch nur leichte Latten, welche nach aufsen den Zahnschnitt bilden, statt der schweren Querbalken des Dorischen Daches gelegt wurden, wie an der mit Stein gedeckten kleinen Karyatidenhalle der Zahnschnitt gleich über dem Architrav ist und der Fries fehlt. Die nördliche Stoa jedoch hat einen hohen Fries, und es kann daher von jener Halle auf diese kein Schlufs gemacht werden, was auch Müller selbst nicht gewollt hat. Die nördliche Stoa hat so grofse Dimensionen, dafs zur Ueberspannung auch er[illegible] ihrer Breite ein Deckenbalken von etwa einem F[illegible] Höhe und Breite erforderlich war, wenn eine angemes[sene] sene und dauerhafte Decke gebaut werden sollte. Als solche Balken konnte man nicht als *σφηκίσκους* bezeich[nen]. Vielmehr legte man hierauf erst die *σφηκίσκους* welche alsdann durch eingesenkte *ἱμάντας* verbunden wurden. Hier ist der Ort, wo von der Beschaffenheit des *σφηκίσκου* im Gegensatz gegen den Deckenbalken gehandelt werden kann. Es ist schon gezeigt (1), daſs *σφηκίσκοι* ursprünglich leichte spitze Pfähle, und also [illegible] nes Holz sind. Dafs diese im Verhältnifs ihrer [illegible] lang sind, ist natürlich, und es wäre also nichts [illegible] gen einzuwenden, wenn sie auch *μακροὶ* genannt [wür]den. Auf Deckenbalken liefs sich nun eine solche Benennung nicht übertragen (2): aber das auf den Deckenbalken zunächst liegende Gebälk, welches mit Bin[illegible] zusammengehalten wurde, war von solcher Art, daſs es *σφηκίσκοι* genannt werden konnte, und entspricht [illegible] dem oben (2) berührten mathematischen Begriff des [σφη]*κίσκου* so weit, dafs nur die bei letzterem angeg[ebene] an einem Bauholz natürlich wegfallende Abnahme [der] Dicke an dem Ende hier nicht Statt hat. Denn [illegible] dünn gegen seine Länge; es war nicht wie [illegible] Balken quadratisch gezimmert, sondern etwa dop[pelt so] breit als hoch (Hirt, Baukunst nach den Grund[sätzen] der Alten S. 33.); da es auf die hohe Kante gelegt [illegible] so ist aus seinen Vorsprüngen der Zahnschnitt [illegible] den, woraus man hinlänglich erkennt, dafs es [illegible] und in der angegebenen Form gezimmert war. [Das] Gebälk war also der Form nach ein *sehr* star[kes Lat]tenwerk; und dafs Pfahl und Latte den Griechen [nicht] sehr verschieden waren, erhellt schon aus dem [illegible] (3). Vermifst man nun hierbei noch die Zuspitzung, wird man doch zugeben, dafs eine Latte einem [illegible] Pfahl auch ohne dafs sie eine Spitze hat ähnlicher i[st als ein] Deckenbalken. Aber es ist sogar möglich, dafs [illegible] ländlichen Bauten wirklich nur *σφηκίσκους* im eig[entlichen] Sinne (1) über die unterste Deckenlage überlegte, [wenn] man Stabgeflechte anwandte (3): so erklärt sich [die Ent]stehung des Ausdrucks noch vollständiger. Die [illegible] gulirte dann dies Material, wobei die Zuspitzung [illegible]

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 78.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

October 1835.

ortitione iudicum apud Athenienses commen- io. Scripsit Franc. Volcm. Fritzsche.

(Fortsetzung.)

Strohdächer zeigen an den hervorragenden Lat- br deutlich das Bild solcher σφηκίσκων selbst mit zung, und geben einen klaren Begriff von der hung des Zahnschnittes daraus; nur dafs bei dem stande, wovon wir eben handeln, nicht von dem werk eines schiefen Daches, sondern von der ho- len Decke die Rede ist. Werfen wir nun noch Blick auf die Stelle des Polybios zurück, um holen, was oben (2) ausgelassen worden. Ptole- versprach den Rhodiern unter anderem 40,000 El- *dratisch* gezimmertes Fichtenholz (ξύλων πευκίνων των πήχεις ἐμμέτρους τετρακισμυρίους): dieses waren starke Balken, welche zu Architraven, Decken- und dergleichen geeignet waren. Nachher erst Polybios die Geschenke des Antigonos, worun- ἀπὸ ἑκκαιδεκαπήχους ἕως ὀκταπήχους, εἰς σφηκί- σκον, μύρια. Vorher hat er die Form des von eos gegebenen Holzes bestimmt, τετραγώνων: t natürlicher, als dafs mit stillschweigender Rück- f das τετραγώνων die Worte εἰς σφηκίσκων λόγον der Zimmerung oder die Form bestimmen sol- sei dieses Holz solches gewesen, was nicht ich, sondern im Verhältnifs von σφηκίσκοις ge- war. Die dritte Art des Holzes sind endlich τῆρες des Polybios, die wir für das gehalten, Inschrift ἱμάντας nennt: doch können es, wie agt (3), auch überhaupt Bretter sein.

ie Fragen, ob δοκοὶ die Deckenbalken seien, und τῆρες aufser den ἱμᾶσι, welche allein, wie Hr. F. ρωτῆρες heifsen, auch die σφηκίσκους befassen ängen wesentlich zusammen. Letzteres, sagt rz weg, sei falsch: Ersteres hätte ich nicht ; vielleicht hätte ich es daraus geschlossen, dafs die δοκοὶ nach Theophrast „in tecto eminebant nulloque negotio numerari poterant"; aber ich hätte dabei nicht bedacht, dafs ein σφηκίσκος auch δοκὸς genannt werden konnte. Dies würde nun freilich beides sehr unüberlegt gewesen sein. Allein ich dachte vielmehr, ein σφηκίσκος sei kein Deckenbalken für einen Saal oder Tempel, worin man doch bei Theophrast wird denken müssen; nun blieb nur übrig, entweder die στρωτῆρας oder die δοκοὺς für Deckenbalken zu halten, und da Ersteres nicht möglich war, mufste Letzteres geschehen. Uebrigens wird man leicht erkennen, dafs auch nach Hrn. F. δοκοὶ die Deckenbalken sind, nur dafs sie ihm einerlei mit den σφηκίσκοις werden. Doch betrachten wir die Stellen, in welchen δοκοὶ und στρωτῆρες zusammen vorkommen. Die erste ist die Theophrastische: ὅταν μὴ δύνηταί τις τοὺς στρωτῆρας ἢ τὰς δοκοὺς ἀριθμεῖν. Hiernächst Arrian Ind. Gesch. 30. von den Knochen der grofsen Seethiere, mit welchen die Ichthyophagen bauten: Εἶναι ὦν τὰ μὲν ἐν τῇσι πλευρῇσιν αὐτῶν ὀστέα δοκοὺς τοῖσιν οἰκήμασιν ὅσα μεγάλα, τὰ δὲ μικρότερα στρωτῆρας· τὰ δὲ ἐν τῇσι σιαγόσι, ταῦτα δὲ εἶναι τὰ θύρετρα, οἷα δὴ πολλῶν καὶ εἴκοσι καὶ πέντε ὀργυιὰς ἀνηκόντων τὸ μέγεθος (Vergl. 29. zu Ende). Philon περὶ βελοπ. S. 87. unmittelbar nach der oben (3) angeführten Stelle: Καὶ ἐπὶ τούτοις ἐάν τε βούλῃ σιτοβολῶνα οἰκοδομῆσαι, τὴν ἄνω ὀροφήν, δοκοὺς διαθεὶς καὶ στρωτῆρας ἐπιβαλών, κεράμωσον ἢ κατὰ ψιλὸν (κατάλιψον) ὡς βέλτιστα. Endlich die Grammatiker, welche aus Didymos sagen, στρωτῆρες seien τὰ μικρὰ δοκίδια τὰ ἐπάνω τῶν δουροδόκων (oder δοκῶν) τιθέμενα. Von diesen Stellen bezieht sich die des Philon auf ein schiefes Dach, nicht blofs auf die horizontale Decke; die δοκοὶ sind also hier das Dachgebälk überhaupt, im Gegensatze gegen das στρωτῆρες genannte Holzwerk, worauf die Ziegel kommen. In den übrigen Stellen sind δοκοί, bei den Grammatikern auch δουροδόκοι genannt, die unterste Lage der Decke, also *Deckenbalken*; nur bei Arrian können δοκοὶ nebenbei auch

noch andere Balken außer den Deckenbalken, nämlich vertical stehende, Architrave und dergleichen mehr sein. Hiernach ist die von mir angenommene Benennung der Deckenbalken hinlänglich gerechtfertigt. Dies ist für die einfachen (nicht gekreuzten) Deckenbalken *die einzige Benennung*, die wir kennen, und sie ist der Etymologie sehr angemessen: wiewohl δοκὸς auch jeden Balken bedeutet: dagegen giebt es *gar keine Stelle*, aus welcher erhellte, dafs man die Deckenbalken σφηκίσκους genannt habe. Wir geben gerne zu, dafs wenn zum Deckenbalken ein σφηκίσκος genügte und wirklich genommen war, *dieser* Deckenbalken σφηκίσκος heifsen konnte; aber es mufs erst in jedem Falle erwiesen werden, dafs eine so schwache Unterlage für die Spannung hinreichend war. Ferner ist klar, dafs, *was auf jene Deckenbalken zunächst aufgelegt wird*, in jenen Stellen die στρωτῆρες sind: wenn nun diese Ueberlage verschieden sein kann, so kann auch das Wort στρωτὴρ *Verschiedenes* bedeuten; und dafs dies Wort überhaupt von sehr verschiedener Bedeutung sei, ist bereits gezeigt (3). Indessen mufs freilich hierbei beachtet werden, dafs es besondere Constructionen giebt, auf die das Wort nicht leicht anwendbar war, weil ihre Eigenthümlichkeit einer näheren Bestimmung bedurfte. Von der Art ist das rostförmige auf die Deckenbalken aufgelegte Gebälk, welches aus stärkern gewöhnlich nach dem Quadrat gezimmerten gleich starken Zimmerstücken besteht, die übereinander eingeschnitten und gekreuzt werden, so dafs sie viereckige Felder bilden (Hirt, Baukunst nach den Grundsätzen der Alten S. 32 f.). Solches Kreuzgebälk konnte man nicht füglich στρωτῆρας nennen, wenn man technisch sprach, sondern es mufste genauer bestimmt werden. Man konnte aber auch auf die Deckenbalken gleich Bretter oder Stabgeflechte legen; daher man diese, und nicht blofs Bretter, στρωτῆρας zu nennen kein Bedenken trug (3). Ferner legte man über die Deckenbalken auch die oben (4) als σφηκίσκοι beschriebenen Hölzer, welche auf die hohe Kante zu stehen kamen, und verband sie mit übergelegten und eingesenkten kleineren Zimmerstücken, welche Hirt in der Beschreibung dieser Art Dachung (a. a. O. S. 33.) mit sicherem Takt *Bänder* nennt, ganz das Griechische ἱμάντες. Man kann über ἱμάντας die genannte Inschrift vom Mauernbau vergleichen; im dortigen Falle sind sie Einen Finger dick und fünf Finger breit, und werden in Entfernungen von drei παλασταῖς

eingelassen und mit eisernen Nägeln befestigt. [illegible]
Bänder sind aber als solche und wegen ihrer [illegible]
bei der beschriebenen Dachung mit den als σφη[illegible]
beschriebenen Hölzern so sehr Nebensache, dafs D[illegible]
mos gar wohl sie nicht berücksichtigen, oder [illegible]
Hauptsache zusammenfassen und das Ganze στρω[illegible]
nennen konnte; die Bänder bilden gar keine neue L[illegible]
und auch Hirt fafst das Ganze unter der Benen[illegible]
„die zweite Lage" zusammen. Man sehe nur die [illegible]
deutung der Bänder am Poliastempel zu Priene, [illegible]
sich unmittelbar in Bezug auf die in Rede stehende [illegible]
der Dachung von ihrer Schwäche zu überzeugen. [illegible]
lich konnten die Bänder auch ganz fehlen, und [illegible]
konnte statt ihrer gleich den ganzen Schlufs der D[illegible]
namentlich die Bohlen legen. Mochten nun ἱμάντ[illegible]
sein oder nicht, so sind nach Didymos die στρ[illegible]
das auf den Deckenbalken liegende kleinere Ge[illegible]
und da dies eben auch die σφηκίσκοι sind, weil [illegible]
nicht die Deckenbalken sein können, so ist klar, [illegible]
die στρωτῆρες des Didymos von den σφηκίσκοις nicht [illegible]
sentlich verschieden sind, aufser inwiefern erstere [illegible]
gerade immer den Gegensatz gegen die ἱμάντα[illegible]
ten mufsten, sondern diese mit begreifen können [illegible]
sie Nebensache sind. Der Techniker aber unter[illegible]
die verschiedenen Theile, wo sie vorhanden [illegible]
und in der technischen Inschrift vom Tempel der [illegible]
läfst sich nur aus dieser Construction die Untersch[illegible]
der σφηκίσκων und ἱμάντων erklären, weil die σφη[illegible]
nicht die Deckenbalken sind. Bei der Ansicht der [illegible]
eines Saals oder Tempels von unten treten abe[illegible]
ἱμάντες so wenig hervor, dafs sie, wenn sie auch [illegible]
kleidet da waren, wo von blofsem Ansehen der [illegible]
oder Zählung der daran erscheinenden Balken die [illegible]
war, nicht in Betracht kamen; so blieb denn in [illegible]
Hinsicht der στρωτὴρ eben nichts anderes als [illegible]
der Inschrift vom Poliastempel und bei Polybios [illegible]
σκος heifst, und wenn bei Theophrast und Aristo[illegible]
στρωτῆρες nicht etwa Felder zwischen den Balken [illegible]
(3), so kann bei ihnen στρωτῆρες nur die nächste [illegible]
ken über den Deckenbalken (δοκοῖς), also nur [illegible]
führ das bezeichnen, was wir σφηκίσκους nennen. [illegible]
eben deshalb habe ich schon ehemals diese [illegible]
Stellen auf eine weitere Bedeutung des Wortes [illegible]
τὴρ bezogen. Einen σφηκίσκον aber στρωτῆρα zu [illegible]
hat um so weniger Bedenken, als schon oben [illegible]
zeigt worden, στρωτὴρ und χάραξ und [illegible]

wisser Beziehung für gleichbedeutend erachtet worden, σηκίσκος aber ungefähr dasselbe wie χάραξ und ... mehr dasselbe wie σάμαξ ist. Eine der angegebenen Bedeutungen des Wortes στρωτὴρ ist auch nothwendig im Arrian anzunehmen. Was folgt nun hieraus? ... στρωτὴρ ist vom σφηκίσκος nicht immer verschieden, sondern befafst den letztern: der ἱμὰς kann im nicht technischen Gebrauche als unwesentlich mit unter den στρωτῆρσιν befafst werden; wogegen wir σφηκίσκος bis jetzt im Gegensatze gegen ἱμὰς beim Dachgebälk finden. ... στρωτὴρ wird im Gegensatze gegen σφηκίσκος einen ... Sinn haben, wenn das Wort blofs den ἱμάντα ... etwas an dessen Stelle Tretendes bedeutet. Dies ... tere ist der Fall bei Polybios, es mag bei ihm nun ... τὴρ bestimmt statt ἱμὰς oder jedes Brett sein, welches gleich statt des ἱμάντος aufgelegt wird. Kurz ... τῆρες kann nach Wort und Sache beides zusammen, ... σκοι und ἱμάντες, und je nach dem besondern ... ehgebrauch und der Art der Deckung jedes für ... bedeuten; und da στρωτῆρες, wie gezeigt worden, noch anderes über die Deckenbalken Kommendes ... hnet, so ist die Behauptung, es sei ein allgemeiner ... rlei befassender Ausdruck für gewisse Dachungs... hinlänglich gerechtfertigt. Der Vollständigkeit ... fügen wir noch hinzu, was über δοκός, στρωτὴρ ... ιμὰς in der architektonischen Inschrift vom Mauern... ifser dem schon Gesagten vorkommt. Nachdem ... st von den στόχοις oder Pfeilern, welche gesetzt ... sollen, wo sie nicht vorhanden seien, gesprochen worden, wird II, 25. hinzugesetzt: καὶ ἐπιθήσει ... εἰς τοὺς στόχους. Hier sind δοκοὶ keine Decken... sondern die nicht zur Decke gehörigen Haupt- oder Architrave über den Pfeilern: ein Sprach... ch, auf welchen man auch die Erklärung der ... ogen, δοκός, τὸ τὴν στέγην ἀνέχον ξύλον, beziehen ... die jedoch allgemeiner zu nehmen ist. Es ... dann ein neuer, ganz allgemeiner, und nicht ... uf jene Pfeiler bezüglicher Artikel über die ... g: Οὗ μή· κατεστ[ρ]ωται[ι], στεγάσ[ε]ι δοκί[σιν] ... βλῆ[σι]ν τι[θ]εὶς ἐναλλ[άξ], ἢ στρωτῆρσιν περιεγκεκ... [α]λ]είσιν [τ]ρεῖς πάλ[αστά]ς ἐκ τοῦ ἐπ[ά]νωθε[ν]. ... rd zuerst ein aus gleich starken gewöhnlich ... ch gezimmerten und über einander eingeschnit... alken (δοκίδιν καὶ ἐπιβλῆσιν) bestehendes Rost... eschrieben, ganz wie wir es oben dargestellt ... nur wird dieses nicht, wie das oben genannte,

erst auf Deckenbalken gelegt (vergl. Hirt a. a. O. S. 80.). Statt dessen kann aber die Decke auch anders gemacht werden: ἢ στρωτῆρσιν περιεγκεκεντρίσιν. Diese Worte sind unklar. Waren etwa hier und da nur kleine Räume zu überdachen, so konnten statt stärkerer Balken schwache angewandt werden, wie oben in Bezug auf die σφηκίσκους zugegeben wurde: und diese würden dann hier die στρωτῆρες sein, welche selber die Stelle des Deckengebälkes verträten. Nach dieser Erklärung würde jedoch, um zunächst nur dieses anzuführen, das Wort περιεγκεντρίσιν rein überflüssig sein: wahrscheinlich ist daher der Sinn ein anderer. Erwägt man, wie die Alten die Decken bauten, wovon im Vorhergehenden das Nöthigste gesagt ist, vieles Einzelne aber dem künftigen Erklärer der in Rede stehenden Inschrift mit Vorbedacht nicht vorweggenommen wird, so dürfte folgende Ansicht mehr befriedigen. Στρωτῆρσι περιεγκεντρίσιν scheint nämlich im Gegensatze gegen die Bezeichnung des Rostgebälkes ein kurzer technischer Ausdruck zu sein für eine eigenthümliche, vielleicht in dem περὶ näher bestimmte Verbindung der στρωτήρων mit unterliegenden einfachen Balken; so dafs letztere in diesem Ausdruck vorausgesetzt und *implicite* enthalten sind. Die στρωτῆρες wurden, nach dieser Vorstellung, quer auf die unterliegenden einfachen Balken aufgesetzt, und vertraten so die Stelle der ἐπιβλήτων: jedoch war dies Gebälk von dem Rostgebälk ganz verschieden, weil nicht nur die στρωτῆρες eine andere Form als die ἐπιβλῆτες hatten, sondern auch die Verbindung der Theile und die Gestalt des Ganzen sehr verschieden war. Insbesondere ist zu bemerken, dafs die δοκίδες und ἐπιβλῆτες *erweislich* quadratisch gezimmert zu werden pflegten, die στρωτῆρες aber *wahrscheinlich* eine andere Dicke als Breite hatten, wie das Brett und die gewöhnliche Latte, welche mit demselben Ausdruck bezeichnet wurden; ferner dafs bei einem Rostgebälk die gleich hohen δοκίδες und ἐπιβλῆτες zwischen denselben horizontalen Flächen liegen, und weder die einen noch die andern weder oben noch unten hervorstehen: wogegen nach der andern Construction, wie wir diese uns nicht ohne Grund denken, die untern Balken nach unten gegen die στρωτῆρας bedeutend heraustraten, nach der Analogie des Zahnschnittes aber vermuthlich die στρωτῆρες, obgleich sie eingesenkt wurden, über die untern Balken oben hervorragten: endlich dafs durch die Auflegung der στρωτήρων auf die untern Balken keine quadratische Felder ent-

standen wie bei dem Rostgebälk, sondern schmale längliche Zwischenräume, deren geringe Weite (*τρεῖς παλασταί*) angegeben ist. Diese Weite soll übrigens *ἐκ τοῦ ἐπάνωθεν* genommen werden: da es nun nicht wahrscheinlich ist, es liege in dem Begriff der *στρωτήρων*, dafs sie oben eine andere Breite als unten hatten, so weiset wol auch das *ἐπάνωθεν* auf eine doppelte Lage hin, und bestimmt, dafs die Zwischenräume *der obern Lage* die angegebenen sein sollen, indem für die untere Lage die Zwischenräume keiner Bestimmung bedurften, sondern durch die Natur der Sache schon bestimmt waren, sowie bei den *δοκίσιν* und *ἐπιβλῆσι* die Zwischenräume unbestimmt gelassen sind. Welche Erklärung man aber auch für diese Stelle der Inschrift vom Mauernbau annehmen mag, so sind auch hier die *στρωτῆρες* keineswegs *ἱμάντες*, sondern schwächer zwar als gewöhnlich das quadratische Deckengebälk, aber stärker als *ἱμάντες*, und von den *σφηκίσκοις* im Wesentlichen nicht verschieden; wogegen die Verschiedenheit der *στρωτήρων* von den *ἱμᾶσι* dadurch augenscheinlich wird, dafs gleich hernach die oben beschriebenen sehr dünnen *ἱμάντες* selbst genannt werden, welche von einem Theil des *ἀκρογεισίου* aus einwärts gelegt werden, also auf das Rostgebälk oder in der andern Construction auf die *στρωτῆρας*. Hier tritt demnach das Behauptete ein, dafs *στρωτὴρ* weit entfernt blofs den *ἱμάντα* zu bedeuten, diesen gar nicht einbegreift, und ganz in dem Gegensatze zu ihm steht, wie der *σφηκίσκος* nach unserer Darstellung. Geht man nun von dieser Betrachtung auf Didymos zurück, so wird nichts entgegen sein anzunehmen, auch er habe wie die Inschrift vom Mauernbau den *στρωτῆρα* von dem *ἱμάντι* unterschieden; statt dafs, wie Hr. F. meint, der *στρωτὴρ* dem Didymos nichts als der *ἱμὰς* ist, schlüge also die Sache ins Gegentheil um, und die *στρωτῆρες* würden auch bei Didymos gerade nur das, was durch die *ἱμάντας* verbunden wird.

6. Aus dem Gesagten erledigen sich die bisher noch nicht berücksichtigten Einwürfe, welche Hr. F. gegen unsere Ansicht aufgestellt hat. Nach Didymos sind die *στρωτῆρες τὰ μικρὰ δοκίδια τὰ ἐπάνω τῶν δουροδόκων* (oder *δοκῶν*) *τιθέμενα*: nähme ich nun die *στρωτῆρας* im engern Sinn als *ἱμάντας*, so lägen sie nicht mehr auf den *δοκοῖς*, sondern auf den *σφηκίσκοις* auf. Freilich: aber eben darum ist angenommen worden, Didymos meine die *στρωτῆρας* nicht in diesem Sinne. Dieser Einwurf trifft also die Voraussetzung n[...] Aber, sagt Hr. F., nähme ich den weitern Sinn bei [Di]dymos an, so machte ich *τὰ μικρὰ δοκίδια* zu zwei [...]gen, da doch diese drei Worte nur eine und die[selbe] Sache ausdrückten. Wenn also jemand sagt: „*Die* [...]*nen Vögel, die im Walde nisten*," und wir wollten [be]haupten, das wären Finken, Rothkehlchen, Zeisig [u.] dergl., so wird Hr. F. entgegnen, das ginge nicht, sondern es müfsten entweder lauter Finken sein [oder] lauter Rothkehlchen u. s. w. Mag jedoch auch zug[ege]ben werden, dafs die *μικρὰ δοκίδια* nur eine und die[selbe] Sache bezeichnen, so ist ja eben (5) gezeigt w[orden], dafs bei der Deckung mit *σφηκίσκοις* und ihren Bä[ndern] die letzteren Nebensache sind, weil sie nur Bänder [sind], so dafs Didymos beide als ein Ganzes zusammen[fassen] konnte: wenn er dieses aber nicht that, entweder [weil] die Bänder oft fehlten oder weil er so wie die In[schrift] vom Mauernbau *στρωτῆρας* und *ἱμάντας* unterschie[d], verstand er unter *στρωτῆρσι* nicht die Bänder im G[egen]satze gegen die damit verbundenen *σφηκίσκους*, w[...] der engere nach Polybios angenommene Sinn [ist], sondern im Gegentheil gerade das Holzwerk, [auf] welches die Bänder gelegt wurden, wenn man [sie] anwandte. Aber, entgegnet Hr. F., die *σφηκίσ[κοι sind]* keine *μικρὰ δοκίδια*, können also nicht zu des [Didy]mos *στρωτῆρσι* gehören. Dagegen ist gezeigt, d[afs die] *σφηκίσκοι* der Grammatiker kleine Hölzer sind, dafs auch die architektonischen eben nicht n[oth]dig bedeutend lang sind, da namentlich zwöl[f] genannt werden, welches für Balken keine grofse [Zahl] ist (2): und sind die *σφηκίσκοι* was wir sagen, [so ist] ihre Länge nicht wesentlich so grofs wie bei P[...], sondern sie brauchten blofs von Deckenbalken zu [Decken]balken zu reichen; nur willkürlich nahm man [an], dafs sie mehrere Zwischenräume überspannten, [...] von Antigonos geschickten waren schon sehr [...] nach unserer Voraussetzung. Auch werden sie [...] Länge noch nicht schlechthin grofse Balken, w[enn sie] nicht auch stark sind, welches sie nach unserer [Dar]stellung nicht waren (2, 4): und da etwas nur i[n Ver]gleichung grofs oder klein ist, die Deckenbalke[n] aber die Vergleichung geben, die jedenfalls geg[en sie] die gröfsern sind, so bleiben sie immer kleine [...] „Sed apparet manifesto, hoc dicere Didymum, στρ[ωτῆρας] imponi *σφηκίσκοις*." Davon sagt Didymos kein [...]

(Der Beschlufs folgt.)

№ 79.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

October 1835.

sortitione iudicum apud Athenienses commentio. Scripsit Franc. Volcm. Fritzsche.

(Schlufs.)

dieser Didymos wird dann auch noch berichtigt: sitan rectius dixisset, inseri lacunis eorum, quam imponi." Wird das übergelegte Holzwerk auch senkt, so bleibt es doch immer ἐπάνω τιθέμενον, und nos hat ganz richtig gesprochen: oder hat Hr. F. was anderes als jenes Einsenken gedacht? Schon wirft Hr. F. ein: „Tum *Boeckhius* tectum effeplex, ne dicam triplex, quum simplex esset tanodo," nämlich wegen der scheinbaren drei Lagen, κῶν, σφηκίσκων, ἱμάντων. Sehr wohl sagt er „*ne* triplex;" denn in diesem Falle wäre sein eigeach *duplex*; im Uebrigen ist nur die Dreistigkeit wundern, mit der Hr. F. über Dinge spricht, die ht gelernt hat. Das Nöthige über dieses angeb-Doppeldach ist schon gesagt (5). Demnächst wird ähren: „Huc accedit, quod sic στρωτῆρες conspici non poterant (nisi quis forte ex tegulis despiceſficientibus oculorum conspectui tignis primariis)." Die στρωτῆρας kann man nämlich im Saale wie Theophrast und einigermafsen auch Aristobeweist. Aber auch dieser Einwurf ist wider raussetzung: denn bei Theophrast und Aristohaben wir die στρωτῆρας, in wiefern sie Gebälk n, nicht für ἱμάντας, sondern für die Hölzer erlie unmittelbar quer auf den Deckenbalken aufwobei die ἱμάντες nicht mehr in Betracht komveil sie nicht auffallen oder gar nicht da sind 5). Uebrigens ist der Einwurf auch ohne diech; man sehe nur Corp. Inscr. Bd. I. S. 269. 7. so wird man erkennen, dafs die ἱμάντες γ̄, welστρωτῆρες im engern Sinne sein sollen, durch ῆς α̅ nicht verdeckt werden, aufser wenn man über den Deckenbalken einen ἱμάντα legte, der on nach den Weiten zwischen den übrigen sich voraussetzen und mitzählen liefs. Indessen ist schon gezeigt, wie unsicher die Bedeutung des Wortes στρωτήρ für ἱμὰς sei: sie fällt weg, wenn στρωτῆρες bei Polybios *Bretter überhaupt* sind, die dann freilich auch die Stelle der ἱμάντων vertreten können, aber ohne dafs deswegen στρωτῆρες bestimmt für ἱμάντες gesagt wäre, sondern jene sind dann das, was gleich statt der ἱμάντων aufgesetzt wird (5).

7. Nach allem dem, was Hr. F. gezeigt zu haben glaubt, sagt er, der σφηκίσκος τῆς εἰσόδου bei Aristoteles sei also „tignum longum super foribus iudiciorum positum in longitudinem atque infixum: illud modo," fügt er bei, „non decernam, utrum σφηκίσκος propriam vim retineat, quum omnia iudicia, etiam Heliaea, in loco quidem introitus, super ianua tenui quodam tecto instructa fuerint, an dictum sit translate, ut iudicia illic non habuerint, nisi simile quiddam tecti: illud tamen paulo probabilius." Also das ist *paulo probabilius*, dafs jeder Gerichtshof, wenn er auch kein Haus war, „in loco quidem introitus" über der Thür ein Dach hatte; wo nicht, so hatte er wenigstens daselbst „simile quiddam tecti:" und daran also soll der σφηκίσκος sein! Was das *simile quiddam tecti* sei, wird Hr. F. wol selbst nicht gewufst haben; denn sonst hätte er uns darüber belehrt: da jedoch nach seinen freilich sehr unklaren Worten nicht sowohl ein Theil der Thür gemeint ist, als etwas von den wesentlichen oder gewöhnlichen Theilen der Thür Verschiedenes, was dem wirklichen Dache des *iudicii* selbst (d. i. nach Hrn. F. des Gerichtslocals) nachgeahmt wäre, so kann man dabei wol nicht an das Thürgesimse denken, sondern, wenn dabei irgend etwas zu denken, müfste es ein Giebel über der Thür sein, welcher der Griechischen Baukunst der Aristotelischen Zeit fremd ist. Aber der σφηκίσκος τῆς εἰσόδου, worauf das Zeichen des Gerichtshofes stand, ist weder an einem Dach noch an einem Quasi-Dach, sondern an der Thür, was sich von selbst versteht. Dafs er, um von aufsen sicht-

bar zu sein, in der Fronte an der Thür war, verstand sich ebenfalls von selbst. Diese Fronte ist Hrn. F. die Länge des Hauses, obgleich sie oft die kürzere Seite ist; und nach jener Länge soll der σφηκίσκος in der Fronte gelegen haben: aus Hrn. F.'s Untersuchung folgt aber, wie hinlänglich gezeigt worden (2, 4), gar nicht, dafs man die σφηκίσκους nach der Länge des Hauses gelegt habe, sondern für die gewöhnlichsten Fälle würden seine σφηκίσκοι als die unterste Lage der Decke in die Breite gegen die längere Seite des Hauses zu liegen gekommen sein, und nur nach unserer Darstellung lagen sie gewöhnlich wie der σφηκίσκος der Thür in die Länge. Doch kommt hierauf gar nichts an: denn ein σφηκίσκος bleibt ein σφηκίσκος, er mag so oder so gelegt werden. Ferner aber ist der σφηκίσκος der Thür nicht, wie Hr. F. sagt, ein langer, sondern ein kurzer Balken; denn einen Horizontalbalken der Thür wird man doch nicht lang nennen wollen. Hr. F. hat also gar nichts gelehrt, was sich nicht von selbst verstand, sobald man wufste, dafs ein σφηκίσκος eine Art von Balken sei, und dabei noch ganz Verkehrtes und auf unklaren und falschen Vorstellungen Beruhendes eingemischt. Ich habe Corp. Inscr. Gr. Bd. I. S. 341., welche Stelle der Kritik des Hrn. F. glücklich entgangen ist, gelegentlich bemerkt, der σφηκίσκος τῆς εἰσόδου scheine entweder das *supercilium* (der Sturz oder die Oberschwelle) zu sein oder das *hyperthyrum*, worunter ich aufser dem Gesimse nach Hirt (a. a. O. S. 178.) den *Fries* mitbefafste (Corp. Inscr. Bd. I. S. 286.); denn ein blofses Gesimse allein ohne Fries eignete sich, weil es wenig ebene Fläche darbot, am wenigsten zum Anbringen des Zeichens. Diese Meinung ist die einzige, welche sich verständiger Weise aufstellen läfst. Es fragt sich nur, wie ein solcher Sprachgebrauch entstanden sein mochte; worüber nur Vermuthungen möglich sind. Hierbei ist zuerst zu bemerken, dafs, was an sich einleuchtet, der Sprachgebrauch vom Holzbau entnommen ist, und dafs keine Sicherheit darüber vorhanden, es sei schon beim Holzbau, zumal bei gewöhnlichen Häusern, ein Fries gebräuchlich gewesen (Hirt a. a. O.); wie denn viele antike Thüren keinen Fries haben. Endlich ist zu beachten, dafs σφηκίσκος von einem Theil der Thür kein Kunstausdruck ist: denn die dahin gehörigen Kunstausdrücke kennen wir ziemlich: sondern eine aus der Sprache des gemeinen Lebens entlehnte Benennung. Unter diesen Voraussetzungen läfst sich, eine wahrscheinliche Vermuthung über den Ur[illegible]sprung des Namens bilden. Zum Sturz einer gewöhn[illegible]lichen Thür, auch der eines Zaunes oder Geheges, [illegible] diese einen haben soll, ist bei nicht starken Pfosten, [illegible] sie sehr häufig vorkommen, nur ein Holz von der Stä[illegible] und Form erforderlich, wie der σφηκίσκος oben (1) [illegible]schrieben ist: dies kann jeder an sehr vielen Thü[illegible] alle Tage sehen. Nach der Analogie des Gebälkes [illegible] man daher im gemeinen Leben diese Ueberlage [illegible]κίσκος nennen, was sie in der That gewöhnlich [illegible] Baute man nun hernach an einem Hause oder [illegible]nem Gehege stärkere und stattlichere Thüren mit S[illegible] Fries und Gesimse aus Holz oder Stein, so über[illegible] sich im gemeinen Leben der Name σφηκίσκος ganz [illegible]türlich auf diese ganze Ueberlage der Thür, ohne [illegible]tere technische Unterscheidung der Theile. Nicht [illegible] ob nun ein starker Balken σφηκίσκος geheifsen [illegible] denn hier kommen die Baustücke, woraus jene T[illegible] gearbeitet waren, und ob sie aus Einem Stücke [illegible] aus mehrern zusammengesetzt wurden, gar nicht [illegible] Betracht: sondern *jene Stelle* über der Thür [illegible] σφηκίσκος.

Vorstehende Abhandlung ist daraus entstanden, [illegible] ich Hrn. F.'s Bemerkungen untersuchte, weil es [illegible]lich schien, er habe darin etwas geleistet. Nach[illegible] ich aber *in allen Punkten* das Gegentheil und insbe[illegible]dere eine völlige Unbekanntschaft des Verfs. mit [illegible] Gegenstande, über den er Andere eines Bessern be[illegible]ren will, gefunden hatte, hielt ich es wegen der [illegible] so grofsen als schlecht begründeten Zuversichtlich[illegible] und Anmafsung des Hrn. F. für erforderlich, ihn [illegible] allen seinen seltsamen Irrwegen zu verfolgen, un[illegible] Sache in das wahre Licht zu stellen. Und da H[illegible] wiederholt nicht ohne Uebermuth uns in den Weg [illegible] treten, schien es auch nicht unangemessen, ihn ei[illegible] sanft bei Seite zu schieben.

Böckh.

LXIII.

Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος ἡ συλλογὴ ποικίλων [illegible]ματίων ὑπὸ Ἀλεξάνδρου Σούτσου. Mit gra[illegible]matischen Erklärungen und einem Wörterb[illegible]che, herausgegeben von Dr. Theodor Ki[illegible] Leipzig, 1835. 1 Vol. I—XII. 1—129 S. [illegible]

Alexander Sutsos gehört zu den bedeutendste[illegible]scheinungen unter den Dichtern des neueren Griech[illegible]

s, indem er, obwohl von antiker Bildung durchdrun- und von den Grofsthaten seiner Vorfahren begei- t, dennoch nicht wie manche entweder in einseitiger hahmung des Alterthums befangen ist oder nur sel- sich von klassischen Vorbildern entfernt, sondern eigenthümliches Talent sich bewahrt hat, so dafs s Bürge des in seinem Volke nicht untergegange- originalen Geistes gelten kann. Wenn nämlich ieugriechische Volkspoesie als echter Abdruck der nalen Eigenthümlichkeit, als Bild einer tiefen Auf- ng der Natur und der dem Volke zunächst liegen- Lebensverhältnisse in einer mehr nach Gefühl, als gem Bewufstsein gehandhabten Sprache angesehen en mufs, so werden diejenigen Dichter der Nation, e nicht von der Vergangenheit entlehnte Stoffe in Weise und in einer Sprache, welche zum Theil mehr der Vergangenheit, als der Gegenwart an- t, behandeln, sondern, obgleich mit dem Alterthume ut, doch ihre Stoffe aus der Gegenwart wählen n einer sich an die heutige Diction des Volks an- fsenden, jedoch dabei edlen Sprache schreiben, um n als Repräsentanten des griechischen Geistes in r Zeit zu betrachten sein. Von dieser Art ist s, und konnte, um in der von ihm gewählten Gat- ler Poesie sich auszuzeichnen, keinen anderen Cha- haben. Er ist der Satiriker der Neuhellenen. kräftige, edle und einfache Sprache, gepaart mit chärfsten Witze, charakterisirt seine dichterischen ungen. Die Zielscheibe seines Witzes und der stand seines beifsenden Spottes, ja auch seiner ung ist die tyrannische Willkür, welche die un- chsten Verhältnisse in Griechenland herbeiführte, gen welche er die Ansprüche auf politische Frei- ltend macht. Es existiren von ihm zwei Haupt- eine zu Ydra 1826 erschienene Sammlung von , welche gegen die griechische Oligarchie gerich- und eine zweite zu Nauplion 1833 in zwei Thei- ausgekommen unter dem Titel πανόραμα τῆς Ἑλ- welche besonders gegen Capodistrias und dessen ger geschrieben ist und ein treues Gemälde des lichen Zustandes seines Vaterlandes vom Jahre s zum Aufhören der Anarchie mit der Thronbe- g des Königs Otto giebt. Der erste Theil be- das öffentliche Leben und die Verhältnisse des m Grofsen, der zweite verweilt mehr bei einzel- vorstechenden Zügen im Privatleben. Von die- ser in Nauplion erschienenen Ausgabe hat Hr. Dr. Kind einen Abdruck des ersten Bandes, wozu noch das Ge- dicht auf Sr. Majestät den König Otto gekommen ist, gegenwärtig besorgt. Zur Erläuterung hat der Heraus- geber für die des Neugriechischen noch nicht Kundigen grammatische Erklärungen und ein Wörterbuch hinzu- gefügt. Das Werk ist dem Hofrath Thiersch gewidmet, und zu diesem Behufe ein kurzes Zueignungsgedicht in neugriechischen politischen Versen vorangesetzt wor- den, das aber, da es sich vor den Gedichten des Sutsos befindet, keinen guten Eindruck macht und auch nicht von sprachlichen Mängeln frei ist. Was die grammati- schen Bemerkungen betrifft, so können wir uns im Gan- zen wenig damit zufrieden erklären, indem nicht nur ein durchdachter Plan, sondern auch Scharfsinn und Genau- igkeit mangelt, ja sogar nicht wenig Falsches darin vor- kommt. Der Mangel an Plan zeigt sich darin, dafs der Herausgeber, obgleich er den Gebrauch einer Gramma- tik bei denen, welche dies Buch zur Erlernung des Neu- griechischen lesen wollen, voraussetzt, dennoch fast nur solche Bemerkungen macht, welche in den von ihm an- geführten Grammatiken auch zu finden sind, so dafs man nicht sieht, inwiefern diese Anmerkungen als Supplement für die bisherigen Grammatiken, in welcher Beziehung sie doch allein sich rechtfertigen liefsen, dienen sollen, während auf der anderen Seite, wenn der Herausgeber nicht den Gebrauch einer Grammatik vorausgesetzt hätte, sie bei weitem nicht ausreichen würden, um dem Ler- nenden auch nur über die hauptsächlichsten Punkte Aus- kunft zu geben. Zum Beweise der Ungenauigkeit und des geringen Scharfsinns wollen wir nur auf einige An- merkungen aufmerksam machen. S. 1 in der ersten Anm. über εἶχε διακόψει wird behauptet, es müsse eigentlich διακόψειν heifsen; dennoch ist in diesem Falle διακόψειν eigentlich ganz falsch und gegen die Sprachanalogie, wie- wohl Hr. Dr. Kind hierbei die Auctorität eines berühm- ten Mannes für sich hat. Ueber die Sache selbst siehe David. συνοπτ. παρ. τ. ἑλλ. κ. γρ. γλ. σελ. 35. στιχ. 21. In derselben Anmerkung wird behauptet, das Hülfszeitwort ἔχω fürs Plusquamperfect sei jedenfalls aus dem Italiäni- schen entlehnt; eine ganz unerwiesene und unbeweisbare Meinung. Es giebt vielmehr keine Haupterscheinung im Neugriechischen, von der sich nicht Vorgänge und An- deutungen im Altgriechischen fänden. Diese sind auch hierbei nicht zu verkennen. Wir verweisen der Kürze wegen auf Korais Ἄτακτα I. σελ. 102. στ. 18. Besonders

mangelhaft scheint uns die hin und wieder versuchte Parallele mit dem Altgriechischen z. B. S. 1 in der 4ten Anm. über ἐδείκνυον sagt der Herausgeber, es sei von δεικνύω, wie die neue Sprache statt des altgriechischen δείκνυμι sage. Indessen findet sich bekanntlich schon δεικνύω bei den Alten, und die Neugriechen haben aufser δεικνύω auch δείχνω, letzteres besonders in tropischer Beziehung. In der 8ten Anm. S. 2 heifst es, dafs ἄς mit dem Conj. Praes. und Aor. die Bedeutung des altgriechischen Optativs, bisweilen auch des Imperativs habe. Wer diesen Gegenstand nicht kennt, wird nach dieser Anmerkung nicht wissen, ob ἄς mit dem Conj. den altgriech. Optativ in jeder Hinsicht ersetze oder ob dies auf einzelne Fälle zu beschränken sei. Der Verf. hätte deutlicher sagen können, ἄς mit dem Conj. werde zur Bezeichnung eines Wunsches gebraucht, wodurch alle Undeutlichkeit vermieden worden wäre, um so mehr, da der antike Optativ in seinen vielfachen Beziehungen verschiedentlich im Neugriechischen wiedergegeben wird, insofern aber dieser Modus zur Bezeichnung eines Wunsches dient, nicht einmal dies die einzige Art ihn zu übersetzen ist.

Ganz abgesehen vom Altgriechischen finden wir aber auch in den nur aufs Neugriechische eingehenden Bemerkungen Falsches genug, wovon wir hier nur einige Beweise anführen. Die Seite 2 stehende Anmerkung über ἤρχισα νὰ συγγράφω, in welcher der Herausgeber sich bemüht, die Art, wie der altgriechische Infinitiv im Neugriechischen ausgedrückt wird, auseinanderzusetzen, wird berichtigt durch *Δαβὶδ παραλλ. τ. ἑλλ. κ. γρ. γλ. σελ.* 110 *κεφ. μβ' περὶ ἀπαρεμφάτου*, wobei wir hinzusetzen, dafs wenn man sagt ἐπιθυμῶ νὰ τὸ γράφω in diesem Falle γράφω nicht futurum ist, wie Hr. Dr. Kind glaubt, sondern Conj. Aor. Wenn ferner derselbe in den Worten τὰς ποιήσεις ταύτας Seite 2 Anm. 2. den Artikel τὰς für pleonastisch erklärt, und dies für den Gebrauch der neueren Sprache ausgiebt, so zeigt er nicht nur, dafs er den Geist der Sprache nicht gefafst hat, sondern auch, dafs ihm der entsprechende Gebrauch im Altgriechischen unbekannt ist. Wir wollen ihn daher hierbei nur auf die altgriechischen Grammatiken verweisen z. B. Matth. §. 265. Ferner wird S. 84. bemerkt, ἀπὸ σοβαρὸς κριτής μας stände für ἀπὸ σοβαρὸν κριτήν μας und ἀπὸ hätte hier die Bedeutung von ἀντί, *statt*. Beides ist falsch. ἀπὸ mit dem Nom. kann niemals ἀπὸ mit dem Acc. vertreten, wie man überhaupt auch nie bei Spracherklärungen sagen kann, dafs das eine unmittelbar für das andere stehe. Die Regel, welche in den bisherigen Grammatiken fehlt, ist folgende. ἀπὸ, welches sonst immer den Accusativus hat, kann nur dann den Nominat. annehmen, wenn es bei seiner Anwendung zur Bezeichnung des Heraustretens aus einem Zustande sich auf ein intransitives Verbum oder auf das Passivum eines transitiven Verbums bezieht. Hiernach wird es klar, warum Sutsos an jener Stelle wo das Beziehungsverbum τὰ γεννῇ ist, nur den Nom. schreiben konnte, warum ἀπὸ hier auch nicht mit ἀντί, welches nie das Heraustreten aus einem Zustande bezeichnet, gleichbedeutend ist. Wir wollen uns mit diesen wenigen Proben, die wir, wenn es darauf ankäme, vielfach vermehren könnten, begnügen, um zu zeigen, von welcher Art diese Anmerkungen sind.

Das angehängte Wörterbuch ist zwar mit Fleifs gearbeitet, und wir geben gern zu, dafs das Hauptverdienst, das dem Hrn. Dr. Kind bei dem Werke zuzuschreiben wäre, besteht, aber wir können auch nicht verhehlen, dafs sehr bedeutende Mifsgriffe darin vorkommen, die um so unverzeihlicher sind, da sie sich in einem für Anfänger bestimmten Werke finden z. B. ῥόδιον, welches der *Granatapfel* bedeutet, übersetzt Hr. Dr. Kind durch *Rose*, indem er es mit ῥόδον verwechselt. ὕφος, welches im Neugriechischen *Styl* bedeutet, übersetzt er durch *Inhalt*; ψάθα, welches eine *Strohdecke*, auch *Strohmatte* bedeutet, übersetzt er durch *Strohteller*. χρυσόφαντος (von χρυσὸς, ὑφαίνω, *goldgewebt*) erklärt Hr. Dr. Kind so: es wird vom gemeinen Manne für χρυσόφαντος gesagt, von altgriechischen χρυσὸς und φαίνομαι und [illegible] *golden scheinend, golden.* Ueber τρελὰ, welches als Adverbial gebrauchtes neutrum pluralis von τρελὸς ist und die Bedeutung *dumm, närrisch, thörichterweise* (wahrscheinlich vom alten στρεβλὸς, quasi perversa mente) hat, wird folgende Auskunft ertheilt: es hiefse *aufserordentlich, übermäfsig, sehr gut.* Dies ist wirklich eine sehr [illegible] Art zu interpretiren. Aehnliche Dollmetschungen kann man nachlesen unter πρωτεξάδελφος, συγγραμματιστὴς, [illegible] δένιος und anderen Artikeln, welche man beim Durchblättern des Wörterbuchs leicht finden wird. Bei Lesung von Artikeln dieser Art wird man leicht auf die Vermuthung geführt, der Verf. habe dergleichen nicht im Ernst geschrieben, sondern vieles sei [illegible] zu deuten oder auch als Beitrag zu einer Satire auf die noch im Argen liegende neugriechische Lexikographie zu betrachten, eine Satire, welche um so weniger ihren Effect verfehlt, da sie zur Erklärung der satirischen Gedichte des Alexander Sutsos dienen soll. Sowie wir dieser Sammlung Verbreitung unter denen, welche des Neugriechischen schon mächtig sind, wünschen, eben so müssen wir Anfängern beim Gebrauche dieses Buches die gröfste Vorsicht anrathen.

Mullach.

№ 80.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

October 1835.

LXIV.

gangenheit und Zukunft der Philologie. Von . Salgo. Leipzig, 1835. 64 *S.* 8.

Wenn der Streit der Humanisten und Realisten, ie Sache kurz zu benennen, lange und eifrig gegeführt worden ist, um so ziemlich Alles, was sich beiden Seiten sagen läfst, erschöpft und jeden Ungenen belehrt zu haben, dafs die Einen mit Un- des greisen aber keineswegs altersschwachen Füh- Leitung jetzt ganz entbehren zu können glauben, ndern oft eben so einseitig nur allein unter diese ng jeden Schritt des Neulings auf der Bahn der nschaften stellen wollen: so ist es erfreulich, wenn leidenschaftslose, aber keineswegs indolente Stim- in der Sache sich hören lassen, und jedem sein zugestehend, die rechte Mitte zu finden streben. solche Stimme, voll Eifer für Wahrheit überhaupt ür die Sache der Pädagogik insbesondere, hören ich in vorliegendem Büchlein, welches eine wohl- nte Vermittlung ohne Halbheit versucht. Was rsten Theil, die Darstellung der Vergangenheit , so enthält derselbe allerdings nichts Neues von tung, zeigt aber in einer klaren ansprechenden menstellung der Hauptmomente, wie die antike g zunächst auf die modernen Italiener übergevon ihnen empfangen und gepflegt wurde, wie ein ares Grundstück von fröhlichen, zwar nicht leicht- n, aber lebenslustigen Erben, die den Ertrag en schätzen und geniefsen, ohne mit einer gründ- sorgsamen Bewirthschaftung sich abzumühen: eses Erbe dann immer mehr und mehr in die der Deutschen kam, die mit volksthümlicher tsamkeit und Liebe zum Fremden die Pflege des- betrieben und auf dem fremden Boden immer her wurden, ja sogar den edlen Früchten mit eristischer Vorliebe immer mehr den Vorzug gaben vor den vaterländischen, die darüber vernachläfsigt wurden. Wenn wir auch nicht in allen Einzelheiten, die Hr. S. hier zu diesem Ganzen verbindet, desselben Ansicht theilen; so halten wir doch seine ganze Darstellung für geeignet, den nicht schon von Vorurtheilen Befangenen aufmerksam zu machen, dafs unsere moderne Bildung viel inniger auch jetzt noch mit dem Alterthum zusammenhange, als es die Stimmführer des Realismus uns gern zugestehn wollen. Wir heben hier, zugleich als Uebergang zum zweiten Theile, nur eine Stelle hervor: „Noch immer, heifst es S. 38, hat unsere „Literatur einen fremden dunkeln Hintergrund, der nur „den Gelehrten ganz verständlich ist; . . . . . . Sehe „man doch einmal gründlich zu, wie viele Leute es „denn eigentlich sind, die ihren Goethe, Schiller u. s. w. „nicht nur verehren, sondern auch verstehen? . . . . Es „sind im Ganzen nur Dinge einer niedern Sphäre, von „historischem, praktisch sittlichem Werthe, welche den „Gebildeten in unserer Literatur verständlich sind, wäh„rend das Ideale im Ganzen immer noch denjenigen „vorbehalten bleibt, welche den Weg der auf das Al„terthum sich stützenden Gelehrsamkeit gehen." Dafs nun anderseits das Bedürfnifs einer rein modernen, vom Altherthum ganz unabhängigen Bildung, die sich leider Realismus genannt hat, in unserer Zeit laut wird, bedarf keines Beweises; es spricht sich deutlich genug in dem Verlangen nach Realschulen aus, welchem an vielen Orten theils ganz, theils halb, wie es die Umstände erlauben, genügt wird. Der Verfasser sieht hierin die Nothwendigkeit, dafs die auf das Alterthum gestützte Gelehrsamkeit nicht länger die einzige nothwendige Grundlage aller höhern Geistesbildung sei und dafs sie, wie man jetzt begonnen habe, es immer weniger werden müsse. Doch sei damit weder ausgesprochen, dafs die Philologie als unbrauchbares Rüstzeug bei Seite geworfen werde, und der Realismus zumal in seinem jetzigen Streben, als das einzig wahre Leben angesehen werde:

noch könne das dringende Verlangen nach einer modernen volksthümlichen Geistesbildung unterdrückt werden. Es wird darauf hingewiesen, wie schon jetzt in so manchen wissenschaftlichen Fächern tüchtige Leistungen von Männern ausgegangen seien, die der gelehrten classischen Bildung ermangelten. Allein alle höhern Bildungsanstalten waren bisher Gymnasien: was ist nun ihr Zweck und Ziel und welches mufs das der Realschulen, als Anstalten einer modernen Bildung sein? Mit Recht erkennt der Verf. die hohe Bedeutung der Gymnasien darin, dafs sie eine allgemeine Erhebung und Stärkung der geistigen Kräfte bezwecken, die Ausbildung jeder menschlichen Fähigkeit nicht im Dienste einer äufsern Bestimmung, sondern bis zu dem Punkte, wo die Kraft zu eigener freier Geistesthätigkeit für rein ideale Interessen und für praktische Lebenszwecke zugleich errungen ist; also mit einem Worte die formale Bildung des Geistes, und zwar einerseits durch die Grammatik, als die Wissenschaft von den Formen der Gedanken, anderseits durch Mathematik, als Wissenschaft von den reinen Formen der äufsern Dinge, während die übrigen Lehrobjecte theils sittliche und ästhetische Ausbildung, theils die Erlangung gewisser nothwendiger positiver Kenntnisse bezwecken. Mit Recht klagt der Verf., dafs diese hohe Bedeutung der Gymnasien gerade jetzt so häufig in dem Streben andere Zwecke damit zu verbinden verkannt und durch solche Halbheit zugleich auch die selbständige Ausbildung des Realismus nur aufgehalten werde: er schlägt vor, lieber einen Theil der Gymnasien den Realisten ganz zu ihrem Zwecke zu überlassen: allerdings das Beste; allein die Schwierigkeit ist nur die, welche? stehen sie denn alle zu ganz willkürlicher Verfügung? Der Verf. wendet sich nun zu dem eigentlichen Hauptpunkte, zu den realistischen Bildungsanstalten (S. 55). „Das gesammte Unterrichtswesen hat sich bisher auf der philologischen „Seite am vollständigsten ausgebildet und wie hier die „Gymnasien mit der Richtung auf reine ideelle Ausbildung aller Fähigkeiten in der Mitte stehen, ohne „Rücksicht auf materielle Bedürfnisse, für welche unter „und über ihnen andere Anstalten vorhanden sind: so „glauben wir, mufs auch die moderne Bildung sich zu „einer gleichen Höhe und Selbständigkeit erheben, wenn „sie nicht unter, sondern neben der antiken Bildung „ihre Stelle einnehmen soll. Dazu ist es aber durch„aus nothwendig, dafs diese Bildungsweise nicht be„fangen bleibe in dem materiellen Stoff, in einem hand„werksmäfsigen Beibringen gewisser Kenntnisse, die „einzeln und abgerissen in keinem wissenschaftlichen „Zusammenhange stehn, sondern dafs sie eine ideelle „Richtung nimmt. . . Es müssen daher die Realisten „vor allen Dingen darauf bedacht sein, frei und unab„hängig von der bisherigen antiken Bildung in sich „selber eine wissenschaftliche Thätigkeit zu erwecken, „die sich zu den höchsten geistigen Interessen und Lei„stungen der Menschheit erhebt, unbeschränkt durch „materielle Rücksichten. . . . . Leid thut es uns, da „die meisten Realisten sich nicht zu einer höhern An„sicht von ihrer Bestimmung erheben, dafs sie bei i „redlichen Eifer nützlich zu werden immer nur den „mittelbaren Nutzen ins Auge fassen." . . . .

Wir sehen hieraus und noch mehr aus dem f genden, wie Hr. S. dem Realismus also eine ga dere Richtung geben will, so dafs er mit Unrecht im Gegensatz zur formalen Bildung, sondern viel als moderne Bildung im Gegensatz zur antiken er nen würde und eben so formale Bildung bezwec als der Gymnasialunterricht doch in weiteren Kre seine Wirkung zeigen müfste, da er eine volksth chere Basis gewänne. Allein eben in dem Streben Meisten, die moderne Bildung zu einer praktisch lichen zu machen, wird die Ausführung dieser Ide mer die gröfste Schwierigkeit finden; denn unter vielen Stimmen, die sich gegen die Philologie als dungsmittel erhoben haben, sprechen die meisten eben in der Art aus, dafs sie nicht diese allein, sond überhaupt alle formale Bildung anfeinden: dafs sie n nur das Wieviel der positiven Kenntnisse und die wendbarkeit eben derselben für das Leben als Ma stab vom wahren Nutzen des Unterrichts gelten Wir zweifeln aber nicht, dafs diese höhere, idealere deutung einer modernen Bildung sich allmälig em schwingen werde über jene nur im Gegensatz und K gegen das Alterthum jetzt sich an das praktische L haltende Ansicht, die bald erkennen wird, dafs sich eine edlere Basis gewinnen könne, als den bloss teriellen Nutzen. In dieser Hoffnung wollen wir noch kurz den vom Vf. vorgeschlagenen Weg der führung bezeichnen. „Die Grundlage der intellectuel Bildung würde auch auf den Realgymnasien" (wa diesen ominösen Namen beibehalten?) „sein äussere G „matik und Mathematik als die Hauptwissenschaften

aler Bildung und es könnte dazu *immerhin vielleicht* ch mehr als auf jenen die *Beschäftigung* mit der ilosophie treten." Der letzte Theil des Satzes ist unglückliche Zugabe, vielleicht weil der Verf. auf em Gebiete selbst nicht heimisch ist; seine Unsicher- spricht sich deutlich in der Art des Ausdruckes und rch aus, dafs er die Philosophie in der Ausführung s Planes nicht weiter erwähnt und auch wir wol- *ie* daher abseit liegen lassen, da wir der Meinung dafs die beste Vorbereitung zur Philosophie auf r Stufe nicht der Unterricht in philosophischen tausdrücken und halbverstandenen Principien sei, rn die gründliche Betreibung der Mathematik und hnung an Klarheit und Bestimmtheit des Gedan- und Ausdrucks in allem, was gelernt wird, na- ich in allen eignen Produktionen und Reproduktio- les Schülers. Was nun die Grammatik betrifft, als *ehre* von den Formen der Gedanken, so soll sie er Basis keine fremde, sondern die Muttersprache n. Der Vf. verkennt nicht die Schwierigkeit, die rsprache so zu behandeln, da das fremde Element s den Knaben Anregende, durch seine Neuheit de, wegfällt. Allein man lege nur in die Lehre er Wortbildung mehr Anschauung, Einsicht und *richt*, gebe den Formen der Casus, Modus, u. s. w. edeutung, Beziehung und suche in Alles, was der von seiner Muttersprache weifs, Zusammenhang nschauung zu bringen, statt eines Ballastes von , als ob er eine ganz fremde Sprache vor sich so wird die beste Uebung der jugendlichen Denk- lie beste Vorbereitung auch in andern Sprachen *rmen* eine Bedeutung zu geben, erreicht werden: kann man dazu keine Sprachlehren brauchen, ihrer 10. und 12. Auflage noch nichts von den ritten der Sprachforschung wissen und da sie ne Rücksicht auf die lebendige Anschauung, das he Gefühl des Knaben in seiner Muttersprache , ungefähr dieselben Dienste leisten, die eine lateinischen Schulgrammatiken den jungen Sci- und Metellern geleistet haben möchte. An den len und anregenden Unterricht in der Gramma- ste sich die Interpretation deutscher Classiker, keine grammatische, anschliefsen und die Poë- Rhetorik als ergänzende Theile hinzutreten. errricht dieser Art wäre allerdings im Stande die ge einer höhern, echt deutschen Bildung zu wer- den und würde hinreichend Gelegenheit geben, das was aus dem Alterthum zu uns herübergekommen und na- mentlich in den Dichtern beinah heimisch geworden ist, auch für alle Gebildeten, nicht blofs Gelehrten, ver- ständlich zu machen. Um für diesen Unterricht, der die intellektuelle und ästhetische Bildung gleich sehr bezweckt, die Zeit nicht zu beschränken, sollen auch fremde neuere Sprachen in keiner gröfsern Ausdehnung betrieben werden, als jetzt ungefähr auf Gymnasien ge- schieht. Der Mathematik aber dürfte eine weitere Aus- führlichkeit zu Theil werden, schon ihrer fernern prak- tischen Anwendung wegen, und um als formales Bil- dungsmittel zu dienen in möglichst strenger Durchfüh- rung der heuristischen Methode. Selbst in den Natur- wissenschaften sollen die positiven Kenntnisse nicht für Hauptsache gelten, und in den untern Klassen nament- lich nicht vorherrschen, damit nicht die Uebung des sinnlichen Beobachtungsvermögens zu einer Spielerei verführe, die durch ihren Reiz einer ernstlichen Uebung der Denkkraft Eintrag thue. Doch glauben wir, dafs gerade bei diesen Anstalten vorzüglich darauf Rück- sicht zu nehmen sein wird, dafs die wenigsten Schüler alle Klassen durchgehen, sondern schon früher in das praktische Leben treten werden: weshalb auf jeder Stufe die Erlangung eines gewissen Kreises positiver Kenntnisse Zweck sein mufs; was sich auch unbescha- det der formalen Ausbildung erreichen läfst, wenn diese Kreise nur bestimmt abgegränzt, das Einzelne mit stren- ger Sorgfalt passend gewählt wird; denn die blofse Fähigkeit sich noch mehr Kenntnifse mit Einsicht anzu- eignen dürfte eine karge Mitgabe für diejenigen sein, welche in ihren fernern Lebensverhältnissen der Zeit und Anleitung solche zu erlangen entbehren. Sind wir jedoch jetzt noch ziemlich entfernt von einer solchen Einrichtung der Realschulen; so liegt die Einrichtung von polytechnischen Schulen zu Realuniversitäten, die mit den gelehrten Hochschulen einen gleich hohen wis- senschaftlichen Standpunkt einnähmen, in noch weiterm Felde: aber aufrichtiger Wunsch jedes Freundes wis- senschaftlicher Bildung mufs es sein, dafs auf diesen Anstalten einst die Philosophie alle Lehrobjekte so durchdringe, dafs sie ihnen das Gepräge wissenschaft- licher Betreibung verleihe, und hier kann dieselbe die moderne Bildung erheben und vervollkommnen zu einer würdigen Nationalbildung. —

Mag man daher immer in manchen Einzelheiten

verschiedener Ansicht vom Verf. sein, so ist doch seine Absicht, dem Treiben und Streben der Realisten einen höhern Zweck zu zeigen als den bloſsen praktischen Nutzen, gewiſs eine edle, der Beachtung würdige und der von ihm angegebene Weg im Ganzen der richtige. Möge das Schriftchen also von recht vielen Realisten gelesen werden; möge es namentlich dazu beitragen, daſs die unglückliche Halbheit möglichst vermieden werde, womit die Gymnasien nebenher noch dem Realismus dienen sollen: eine Halbheit, die selbst der Ausbildung des Realismus schadet, weil derselbe desto länger in hemmender Abhängigkeit bleibt und die zugleich auch die höhern Zwecke der Gymnasialbildung stört, für deren Beibehaltung Hr. S. mit Recht in dem neuen Reglement für Abiturientenprüfungen eine neue Garantie sieht. —

Johannes von Gruber, in Stralsund.

LXV.

Bulletin de la Société de Géographie. Paris 1834. 2 *Voll.* 8. 428 *und* 416 *Seiten.*

An der Förderung der Erdkunde haben die Vereine, welche zu diesem Zweck in den beiden letzten Jahrzehnden sich gebildet haben, keinen geringen Antheil. Unter denselben nehmen die zu London und Paris unstreitig den ersten Rang ein. Nicht wie ähnliche Vereine, wohin namentlich der zu Berlin gehört, auf Mittheilungen in ihrem Kreise sich beschränkend, suchen sie vielmehr so viel wie möglich Oeffentlichkeit zu erlangen, und allen Anforderungen zu entsprechen, die man in solchem Falle an eine gelehrte Gesellschaft machen kann. Was nun die vor ungefähr elf Jahren gestiftete geographische Gesellschaft zu Paris näher anlangt, von deren Arbeiten ein Theil hier vorliegt, so ist dieselbe in einem überaus groſsen Maſsstabe angelegt; des besonderen Schutzes und der Theilnahme der höchsten Personen des Staats und einer in die Hunderte gehenden Mitgliederanzahl sich erfreuend, so wie von wissenschaftlichen Notabilitäten geleitet, unterhält sie mit verwandten Instituten und mit Gelehrten des In- und Auslandes lebhafte Verbindung, verwendet ein Beträchtliches auf die Herausgabe ihrer Arbeiten, von denen die *Memoires* für umfangsreiche Abhandlungen und Editionen älterer, bedeutenderer geographischer Schriftsteller wie Reisebeschreiber, die *Bulletins* für kleinere Aufsätze und Notizen bestimmt sind, setzt ferner nicht unansehnliche Preise aus, schickt auf ihre Kosten Reisende in die entferntesten Länder, und wirkt in ähnlicher Weise mehr. In Betreff des vorliegenden Jahrgangs des Bulletin genüge hier eine übersichtliche Angabe der daselbst ausführlicher behandelten Gegenstände. Die Arbeiten gehoren mehr dem Theile der Erdkunde an, welcher die neuesten Entdeckungen und die Erweiterung der heutigen Länderkunde zum Gegenstande hat, als dem systematischen, wissenschaftlich untersuchenden. Amerika ist mit am reichlichsten bedacht, und hier wieder das französische Guiana, wohin vom Mutterlande aus viel gereist wird. Die übrigen gröſseren Mittheilungen, welche diesen Erdtheil betreffen, beziehen sich auf das Kolonisations- und Missionswesen, auf die Vereinigten Staaten, insbesondere auf deren Dampfschiffahrt, auf Reisen im Norden und auf allgemeine Kenntniſs. Von *Asien* ist der Westen am wenigsten bedacht; China, die Bucharei, ein Theil von Sibirien, das Missionswesen von Siam und die Straſse von Constantinopel nach dem persischen Golf sind hier Hauptgegenstände. Bei *Afrika* heben wir die Aufsätze über Mungo Park's astronomische Bestimmungen und Ebn-el-Dyn's Reisen im Norden hervor; von dem Letzten hat noch Interesse, was über den Gambia- und Casamanze-Fluſs und über evangel. Missionen im Süden gegeben ist. Mittheilungen über *Europa* sind nicht viele; die hauptsächlichsten beziehen sich auf die groſsbritannischen Küsten, auf Daumont's Reisen in Schweden und Spaniens geographische Namen. Über *Australien* und die übrige gröſsere Inselwelt findet sich wenig Ausbeute. In Betreff von *Reisen um die Erde* gewährt die Mittheilung über die von dem Engländer Fanning selbst und unter dessen oberer Leitung seit 1792 unternommenen besonderes Interesse. Auch die *alte* Geographie ist nicht vergessen; was hierhin gehört, bezieht sich auf Falbe's Werk über Karthago und auf die geographisch-historischen Verhältnisse des mittelländischen Meeres so wie auf die des alten Griechenlands (artige übersichtliche Zusammenstellungen von Roux de Rochelle). Aus dem *allgemeinen* Theile der Erdkunde sind beachtenswerth der Aufsatz von Denaix über geographische Studien und Kartenzeichnung und die Mittheilung über Klaproth's Schrift, die Erfindung des Kompasses betreffend. Neben den eben angeführten Aufsätzen enthält nun noch das Bulletin kleinere und gröſsere Notizen, Anzeigen u. s. w. Die beigefügten drei *Kärtchen* betreffen das östliche Grönland, das innere Afrika und die Besitzungen der Engländer in Nord-Amerika. Auſserdem werden die neuen Preisaufgaben mitgetheilt, 11 an der Zahl, welche vornehmlich die wichtigste Länderentdeckung und Messungen französischer Flüsse zum Gegenstande haben, und für deren Lösung Medaillen im Gesammtwerth von 17900 Francs ausgesetzt sind. Das Bulletin enthält noch einen ausführlichen jährlichen Bericht über die Thätigkeit der Gesellschaft, in welchem auch deutscher Leistungen gar anerkennend gedacht wird.

Reinganum.

№ 81.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

November 1835.

LXVI.

alte Gesetz der Thüringer oder die lex gliorum et Werinorum hoc est Thuringo- m in ihrer Verwandtschaft mit der lex Sa- z und der lex Ripuariorum dargestellt und t erklärenden Anmerkungen herausgegeben. rausgeht eine Abhandlung über die Fami- der germanischen Volksrechte von Ernst eodor **Gaupp.** *Breslau,* 1834. *bei Max u. np.* XII. 422 S. 8.

ehrere der Rechtssammlungen der germanischen , welche der fränkischen Herrschaft unterworfen stehen in einer genauern verwandtschaftlichen ung zu einander. So wie man diese bisher er- und die Volksrechte darnach classificirt hat, die Verwandtschaft der Rechte bei einigen *vor- ise* auf einer Stammesverwandtschaft der Völker, sie angehörten, zu beruhen, bei anderen mehr ein ifs gleicher Schicksale, politischer und geselliger g zu andern Völkern, bei einigen endlich eine der gleichen Zeit der Aufzeichnung oder Ueber- ng zu sein. Der Vf. des vorliegenden Buches nächst diese Classification mehr zu begründen Verwandtschaft der Rechte auf die Verwandt- er Völker zurückzuführen gesucht, indem er zwei ämme der Deutschen, und so zwei Rechtsfami- nimmt. Jede dieser beiden Hauptfamilien soll in mehrere kleinere zerfallen, wobei der Verf. so auf die Classification der Volksrechte, wie man er angenommen hat, zurückkommt, und nur dem rdischen Rechte, und der Rechtssammlung, wel- Thüringern angehört zu haben scheint, eine Stellung anweist. Diese Untersuchung, welche Hälfte des Buches einnimmt, erhält noch mehr chaftliche Wichtigkeit, dadurch, dafs der Vf. in den gewonnenen Resultaten eine Stütze für die Ansicht finden will, die zweimal (S. 36. Anm. u. S. 257 ff.) fast auf gleiche Weise in dem Buche wiederholt wird „dafs unser heutiges *gemeines* deutsches Recht ein Product der Rechtswissenschaft seit der Reception des römischen Rechts ist." Der Sachsenspiegel soll nur ein provinziel- les Recht enthalten und in eben einer solchen Bezie- hung zur *lex Saxonum* stehen, als der Schwabenspiegel zur *lex Alamannorum*, das kl. Kaiserrecht zu den *leges Francorum*, besonders der *lex Ripuariorum*, und das baiersche Landrecht zur *lex Bajuwariorum*. Der zweite Theil des Buches enthält vorzugsweise den Nachweis des Zusammenhanges des thüringischen Rechtes mit dem ripuarischen, und dann den Commentar zur *lex Angliorum*.

Gestützt auf Tacitus, der in der *Germ. c.* 28—37. eine Reihe von Völkern aufzählt, denen ein Collectivna- men fehlt, und c. 38—46. nur von Völkern handelt, die dem suewischen Stamm angehören, nimmt der Vf. zwei Hauptstämme der Deutschen, einen suewischen und nichtsuewischen an. Alle andere Eintheilungen in meh- rere Hauptstämme verwirft er. Zu den suewischen Völ- kerschaften, zufolge der Gestaltung, welche dieselben nach der s. g. Völkerwanderung angenommen hatten, rechnet er die *Gothen*, welche Tacitus zu den suewi- schen Völkern stellt, die *Burgunder*, welche Plinius als Anwohner der Ostsee nennt, und die der Vf. für iden- tisch mit denjenigen Deutschen hält, welche wir später im südwestlichen Deutschland, und dann in Gallien u. s. w. finden, die *Longobarden*, in Folge der Angabe von *Tac. Ger.* 40. *Ann. II.* 45., die *Alamannen*, die ihrem Hauptbestandtheil nach aus den Hermunduren hervorgegangen sein sollen, die *Baiern*, die wir der Hauptmasse nach als böhmische Markomannen zu be- trachten hätten, und endlich die *Anglen und Variner*, weil *Tac. G. c.* 40. zwei suewische Stämme dieses Na- mens nennt. Zu den Nichtsuewen gehören nach dem

Vf. die *Franken*, d. h. die alten Istävonen und die meisten Völker am Rhein vom Neckar bis zu den Friesen, worunter besonders die Sigambrer und Chatten. Dadurch, dafs Plinius die Chatten und Cherusker zu den Hermionen zählt, läfst der Vf. sich nicht irren. Ferner die *Friesen, die Sachsen* und endlich die *Thüringer*, d. h. die alten Cherusker, welche mit suevischen Anglen und Varinern zu einem Mischvolk verschmolzen sein sollen. Ref. hält es nicht für erforderlich, auf eine Prüfung dieser Völkertheorie einzugehen. Denn bei der Lage der Quellen, ist hier zu einem festen Resultat über Ursprung, Wohnsitze und Verwandtschaft der germanischen Stämme, und über den Zusammenhang der späteren s. g. Volksvereine mit den Völkerschaften, wie wir sie aus griechischen und römischen Schriftstellern kennen, nicht zu gelangen. Müfste aber das Ergebnifs der Untersuchung des Vfs. als überzeugend richtig anerkannt werden, so würde daraus allerdings die Vermuthung folgen: dafs die vorhandenen Volksrechte in zwei Hauptfamilien zerfallen müfsten, wie es zwei Hauptvolksstämme gegeben. Aber auch nur *eine Vermuthung;* denn es wäre nun ferner zu untersuchen, welchen Einflufs die Schicksale der verschiedenen Stämme auf die Sitten- und Rechtsbildung gehabt, wie weit ihr volksthümlicher Charakter mehr oder minder dadurch verändert, und andere verwandtschaftliche Beziehungen, als die, durch die ursprüngliche Stammeseinheit gegebenen, hervorgerufen worden sind. So weit sich jetzt darüber urtheilen läfst, haben Volksverwandtschaft, Einwirkung gleichartiger äufserer Einflüsse u. dgl., gleiche Zeit der Aufzeichnung *zusammengewirkt*, um die verschiedenen Volksrechte, wie sie vorliegen, in eine nähere oder fernere Beziehung zu einander zu bringen. Bei einer Untersuchung wie die vorliegende, hätten alle diese verschiedenen Momente besonders ins Auge gefafst, deren Wirken zur Begründung gewisser Rechtsfamilien möglichst dargethan werden müssen. Bei der Unsicherheit der ältesten Geschichte der germanischen Stämme, hätte nicht von *dieser*, sondern von einer genauen Untersuchung der deutschen Volksrechte selbst, in ihrer Uebereinstimmung und ihren Abweichungen ausgegangen werden, und das Gewonnene durch die Nachrichten von der Herkunft der Völker und ihre fernere Geschichte erläutert werden sollen. Ehe aber noch von der Rechtsverfassung ein Wort gesagt worden, ist der Vf. schon mit dem Resultate fertig (S. 91) und was eigentlich das Fundament der ganzen Untersuchung : *„ob es denn möglich ist, in Betreff der innern Ve hältnisse und des gesellschaftlichen Zustandes der Vö ker gewisse charakteristische Verschiedenheiten zw schen Sueven und Nichtsuewen nachzuweisen?"* erschei nur noch als *„eine vorzüglich wichtige* Frage (S. 9 Ueberhaupt aber sieht man nicht recht, und der Ve scheint sich dessen selbst nicht immer klar bewufst g wesen zu sein, ob er erweisen wollte, dafs es zw Hauptstämme der Deutschen gegeben, und dafür auch in der Rechtsentwicklung eine Stütze sucht, o ob er darthun wollte, dafs man zwei Rechtsfami annehmen müsse, und dies hauptsächlich auf die St mesverhältnisse begründen wollte. Für den gan Gang der Untersuchung ist dies keineswegs gleich tig. Vier Merkmale, worin sich Verwandtschaft Gegensatz der verschiedenen Völker aussprechen giebt der Vf. an.

Das erste und wichtigste, weil fast alle übrigen V schiedenheiten, die der Vf. anführt, mehr oder m damit zusammenhängen, ist: *„dafs bei den suevisc Völkern sich ein wahres Königthum früher entwi bei den Nichtsuewen freie Völker- und Gauverfass länger erhalten haben soll."* — Die beiden Haupt worauf der Vf. seine Ansicht stützt, sind 1) „dafs T tus Völker mit einer freien Volksverfassung, aber *principes* an der Spitze der einzelnen Gauen, und V ker unter Königen unterscheidet, der letztern aber zugsweise bei den Suewen gedenkt." 2) „Dafs die schichte des ost- und westgothischen, des burgundi Reiches in Italien, Gallien und Spanien schon auf sehr altes Königthum hindeute." Nun erzählt Ta allerdings, dafs einige im Osten wohnende Völker strengern Einherrschaft unterworfen gewesen, aber sagt Nichts von den Semnonen, dem Hauptvolke Suewen, den Hermunduren u. s. w., wodurch wir bere tigt wären, ihnen eine andere Verfassung, als den ü lichen Stämmen zu leihen; dagegen aber werden g. nichtsuewischen Völkern (z. B. den Brukterern, vern, Cheruskern) Könige und königliche Ges erwähnt, so dafs der Vf. sein System nur durch willkürliche Behauptung aufrecht erhalten kann, *„reges"* nichtsuewischer Völker vorkommen, d nur „gekorne Herzöge" zu verstehen seien; w gleichem souveränen Autor-Behagen wird den K der Franken vor Clodowig die Anerkennung ver

d „es sehr glaublich gefunden," dafs darunter nur
zöge und Geleitsherren zu verstehen seien (S. 113).
ne einen solchen historischen *coup de main* würde
h nämlich ergeben haben, dafs nach den Sagen und
chrichten, wie sie unsere Quellen mittheilen, das Kö-
thum der Franken sich etwa auf ähnliche Weise ge-
et hat, wie bei den Alamannen, Longobarden u. s.
(s. Eichhorn St. u. R. Gesch. §. 21. *l. c.* 4te Ausg.)
Annahme eines hohen Alters des Königthums, bei
Ostgothen u. s. w. beruht aber entweder auf den
agen des Tacitus, wobei die Identität der Völker
ler Ostsee mit den Gründern der spätern südlichen
enstaaten in Frage kommen konnte, darauf *dem
ang der königlichen Gewalt*, wobei doch einiger-
en zu untersuchen wäre, wie fern dieser sich erst
n neugegrünten Staaten gebildet hat. Auf die ge-
bier bedeutsamen Fragen: ob das Königthum bei
deutschen Völkern, und in allen Zeiträumen der
n Geschichte derselben, seinem Wesen nach das-
gewesen, ob namentlich ein Zusammenhang zwi-
Religion und Verfassung bei einigen Stämmen
glich hervortrete, ob das Königthum und der Adel
Einführung des Christenthums seine Bedeutung
lert hat, ob es in den Urstaaten sich anders ent-
t hat, wie in den durch Eroberung begründeten,
Art der Eroberung selbst eine Verschiedenheit
gerufen, geht der Vf. überhaupt nicht ein. — Wir
das Beispiel auch in unserer deutschen Rechts-
schaft gehabt, dafs wenn eine Grundidee dessel-
n einem Autor schärfer entwickelt und nachge-
ist, Andere sich derselben bemächtigt und ganze
e darauf gegründet haben; über das Geleitswe-
d in der neuern Zeit richtigere Ansichten auf-
worden, und das treibt nun hier seinen wunder-
puk. Nicht nur ist das Geleit die *einzige* Wur-
Königthum und Adel, *wo* und *wann* diese bei
manen vorkommen, sondern es wird dasselbe
igener Verbindung mit den freien Volksverfas-
gebracht, dafs fast jeder Unterschied zwischen
nd dem Königthum, das doch ein charakteri-
Merkmal eines bedeutenden Volksunterschiedes
en soll, verschwindet; welches fühlend der Verf.
den schwankenden, einer nähern Bestimmung
nden Worte „*wahres* Königthum," „*früher* aus-
seine Zuflucht nimmt. Eine Stelle aus dem
elche ihre Quelle in R. Schmid's Einleitung zu
den Gesetzen der Angelsachsen S. LXXI hat, wird dies
am besten darthun. Der Vf. beantwortet (S. 121) die
Frage, worin denn eigentlich das Wesen des König-
thums und die Unterscheidung desselben von dem Ver-
hältnifs eines blofsen Gefolgsherrn bestanden habe, da-
hin, „dafs der König als solcher offenbar über das ganze
Volk gewisse Rechte eines Geleitsherrn ausübt," „der
blofse Geleitsherr wird König, wenn ihn das ganze Volk
durch Dienstvertrag als seinen *defensor atque patro-
nus*, als sein *hlaford and mundbora*, wie es bei den
Angelsachsen heifst, anerkennt." „Der König ist der
oberste Richter und oberste Herzog des ganzen Volkes,
und so wenig er als ein unumschränkter Gebieter zu
denken ist, so ausgedehnt auch die Autonomie der
Volks- oder Gaugemeinden noch bleiben mag, so mäch-
tigen Einflufs die geistlichen und weltlichen Grofsen
bald gewinnen mögen: die Idee des Königthums bringt
es mit sich, dafs das Volk dem *bannus regius*, nach
seinen zwei Hauptseiten, als *bannus judicialis* und *he-
ribannus* unterworfen ist." Den besten Beweis für
die Unklarheit in diesen Ansichten giebt wohl die
Zusammenstellung der Verfassung der skandinavischen
Völker (deren Suewenthum und Zusammenhang mit den
Stämmen, die Tacitus unter einer strengern Einherrschaft
stehen läfst, am wenigsten bezweifelt werden kann), mit
der der Sachsen, welche nach des Vfs. eigener Ansicht
das Nichtsuewenthum am reinsten und längsten bewahrt
haben. „Auch dort begegnet uns eine Mannigfaltigkeit
kleiner Gemeinden, Fylkes; die Königsherrschaft und
Königsgebiete der Nachkommen Odins — gehören zur
mythischen Ausstattung der Stammbäume. In der Wirk-
lichkeit gab es nur Häuptlinge kleiner Gemeinden, de-
nen die *principes pagorum* bei Tacitus, die *satrapae
Saxonum* bei Beda entsprechen." Ref. möchte eine *ge-
wisse* Uebereinstimmung in der Verfassung der Sachsen
(von der wir nur leider wenig wissen) mit der der
Skandinavier, da zwischen den Völkern eine engere
Stammes- und Religionsverwandtschaft stattgefunden ha-
ben dürfte, am wenigsten *unbedingt* in Abrede stellen,
obgleich uns von einem Oberkönig oder Volkskönig,
Upsalakönig wie er in Schweden, König von Leire, wie
er bei den Dänen hiefs (die der Vf. doch nicht auch
zu den Mythen zählen wird) bei den Sachsen nichts
bekannt ist; aber wo bleibt, wenn *der Vf.* so etwas
behauptet, das charakteristische Merkmal der Verschie-
denheit zwischen Suewen und Nichtsuewen?

Als eine andere Eigenthümlichkeit der nichtsuewischen Völker, welche aber mit ihrer democratischen Verfassung zusammenhängen soll, giebt der Verf. an „die kleineren Gemeindeverbindungen," welche man sonst gewöhnlich mit dem Namen Gesammtbürgschaft bezeichnet. Er beruft sich auf die Freoborg der Angelsachsen, das Contubernium der Franken, sucht die Identität dieser Institute mit der *wargilda* im *Capitulare Saxonum c.* 4. darzuthun, vermuthet dann ferner einen Zusammenhang zwischen den *Bargildis* und der *Wargilda*, und glaubt dann wieder von den friesischen *bêjeldan*, auf Wargilden bei denselben zurückschliefsen zu können. So wäre dann dieses Institut bei den Franken, Sachsen und Friesen nachgewiesen, während bei den suewischen Völkern sich nichts davon findet. — Die *Wargilda* der Sachsen war dem Ref. bisher unbekannt geblieben, und er wollte dem Vf. die Nachweisung derselben zum Verdienst anrechnen, als er durch eine Anmerkung in Grimm's Alth. S. 314, auf Möser's osnab. Gesch. Bd. 3. Vorrede S. XXII geleitet wurde, wo der *Wargilda* im *Zusammenhang mit den Biergeldern* gedacht wird. Für das Vorkommen eines ähnlichen Institutes als die *Wargilda* bei den Friesen, hätte der Vf. einen direktern Beweis haben können. In dem Asegabuch, Abschnitt VII. §. 4., heifst es nämlich, nach der Uebersetzung von Wiarda. „Wo jemand Gilden befechtet (*Sa hwasa ioldskipum fuichta*) so soll er doppelt büfsen und dreifaches Friedensgeld bezahlen, allererst den Gildenfrieden, zum zweiten den Volksfrieden, zum dritten den Probstesfrieden, wegen des Meineides, den er geschworen hat seinen Gildebrüdern und Gildeschwestern. Auch das ostfr. Landr. stellt den Grundsatz auf „was in ehrlichen Gesellschaften und geschworenen Gilden geschieht, ist doppelt." Ref. ist nun allerdings der Meinung, dafs diese Gilden der Friesen, und die *„wargildae, quas juxta consuetudinem eorum solebant facere (sc. Saxones)*, im Wesentlichen ein und dasselbe Institut gewesen, doch bezweifelt er, dafs dies in gleicher Weise mit dem *contubernium* der Franken und der Freoborg der Fall sei. Das Contubernium möchte überhaupt wohl kaum auf irgend eine stehende Verbindung zu beziehen sein, worauf auch die von Grimm's R. A. S. 626 aus den nordischen Rechtsquellen angeführten Parallelstellen gar nicht hinweisen. Die Gründe müfsten zum Theil in Widerholung dessen bestehen, was Andere namentlich Ed. Feuerbach in seiner bekannten Dissertation, der sich auch Eichhorn St. u. R. Gesch. S. 90 (4te Ausg.) anschliefst, darüber bemerkt haben; nur will Referent hervorheben, was auch Lappenberg Gesch. v. England S. 588 not. 4. sehr richtig anführt, dafs die Ausdrücke *collecto contubernio*, collecta ... nicht auf eine stehende Verbindung deuten, und ... vorzüglich zu beachten, in den Stellen, wo das contubernium vorkommt, nicht von einer *Bürgschaft*, sondern von einer *Mitschuld* die Rede ist. Auch über ... Gesammtbürgschaft im Allgemeinen theilt Ref., da ... Prüfung der Ansicht des Vfs. erforderlich, seine Meinung mit. Die Familie, die die Rache und Fehde ... und führte, haftete für das Wehrgeld und empfing dasselbe. Die nordischen und namentlich die norwegischen Rechte (*Hagen Adelsteens Gulatings Lov. Paus. I.* ... 254. *Hagen Hagensen Froste Tings Lov. Paus. II.* ... 100.) enthalten über die nach der Nähe der Verwandtschaft bestimmte Theilnahme an der Zahlung und Erhebung des Wehrgeldes ausführliche Bestimmungen. Es werden die Verwandten nach den Graden der Verwandtschaft aufgezählt und auf gewisse Classen zurückgeführt, so dafs kein Zweifel ist, dafs von *eigentlichen Blutsverwandten* die Rede ist, und für die Annahme, dafs die *propinquitates* bei Tacitus u. s. f. auf künstliche Verwandtschaften, wie die *gentes* der Römer, ... beziehen, zu welcher Ansicht Eichhorn in der ... Ausg. d. R. Gesch. S. 90 sich hinneigt, scheint ... etwas mehr, als eine unsichere geschichtliche Ana... zu sprechen. Nicht einmal die viel später hervortretenden Geschlechter der Dithmarsen, die freilich nicht ... auf Blutsverwandtschaft beruhten, dürften denselben gleichgestellt werden. Die Familie ging, wie ... vielen Stellen sich zeigen läfst, ursprünglich so ... als die Verwandtschaft sich nachweisen liefs. In ... Gesetzgebung lag eine mit der Staatenentwicklung ... von dem Christenthume begünstigte Tendenz, die ... degenossenschaften zu beschränken, daher auch die Theilnahme an Zahlung und Erhebung des Wehrgeldes ... man dahin kam, die Haftung auf den Schuldigen ... (*Decretio Childeberti c.* 5., *lex Wisigoth. VI.* ... mehrere Nachweisungen in Cropp's Jurist. Abh. ... S. 432) einzuschränken und die Erhebung des W... blofs dem nächsten Verwandten zuzuweisen ... vielleicht in *lex. Angl. Wer. t. VI.* §. 5 ...

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 82.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

November 1835.

alte Gesetz der Thüringer oder die lex An-
orum et Werinorum hoc est Thuringorum
ihrer Verwandtschaft mit der lex Salica
d der lex Ripuariorum dargestellt und mit
lärenden Anmerkungen herausgegeben. Vor-
geht eine Abhandlung über die Familien
germanischen Volksrechte von Ernst Theo-
Gaupp.

(Fortsetzung).

ie *Chreneckrude*, welche mit dem entgegengesetz-
undsatz zusammenhing, wird als ein *heidnisches*
bezeichnet (*Decr. Childeb. c.* 15. *ed. Til.*). Die
änkung der Familie auf Theilnahme am Erbe auf
enerationen, scheint dem Ref. hierin, und nicht
chhorn R. Gesch. Bd. 1. S. 410 annimmt, in den
chen Eheverboten ihren Grund zu haben. —
nd, welches die Rechte und Pflichten der Bluts-
dtschaft mit sich brächte, dessen Wirkung aber
r so weit zeigen konnte, als die Blutsverwandten
adurch nicht beeinträchtigt wurden, *scheint* das
Recht zwischen allen Personen angenommen zu
die ihr Lebensgeschick in irgend einer Weise
nder verbunden hatte. Z. B. nach der Bestim-
ordischer Rechte beerbten einander die Genos-
r Seereise, wenn keine Verwandte da waren,
Erbberechtigung scheint alle anderen im ger-
en Recht damit zusammenhängenden Pflichten
gnisse erzeugt zu haben. — So wahrschein-
allen, die auf eine Unternehmung, im Heere,
ntheuer mit einander auszogen. Wo die Ge-
haft aber zahlreich war, bestand wohl diese
ng besonders unter denen, die zu einer Ab-
gehörten. War das Heer der Germanen in
nnschaften getheilt, wie es wahrscheinlich, so
ne jede derselben eine solche engere Genossen-
sgemacht haben. — Es bestand unter den Ger-
manen aber eine noch andere Art und wie es scheint
weiter greifende Verbindung, mit einer *religiösen* Grund-
lage, Gilden, die *gemeinschaftlich* opferten, daher ihr
Name, Opfergilden, wie man sie nennen könnte, Teu-
felsgilden, wie sie wohl hie und da in christlicher Zeit
benannt wurden. In einer Nachricht über die Entdek-
kung der Insel Gotland bei Schildners Ausg. des Gu-
talagh S. 116 heifst es: „das ganze Land hielt sein höch-
stes Opfer mit Menschen, oder es hielt jedes Drittheil
das Seinige, aber kleinere Gemeindeversammlungen hat-
ten kleinere Opfer mit Vieh, Speisen, Getränke, die
hiefsen Kochgesellschaften (*suþ nautar*), denn da koch-
ten alle zusammen." An eine magische Kochkunst ist
hier mit Schildner wohl schwerlich zu denken. Man
wird in diesen *Kochgesellschaften*, wenn man damit an-
dere uns erhaltene Nachrichten vergleicht, die Gilden
kaum verkennen können. Als Ref. über das Gilden-
wesen schrieb, suchte er auszuführen, dafs die *alten*
Opfermahlzeiten, die sich in wenig veränderter Form
in den christlichen Zeiten erhielten, die *Veranlassung*
zur Entstehung von Gilden, *als Verbrüderungen* gewor-
den sind und sagte daher (S. 30): „unzweideutige Spu-
ren des Daseins von Gilden treten in den germani-
schen Ländern erst *nach* Einführung des Christenthums
hervor u. s. w." Dennoch ist ihm unbegreiflicher Weise
in Tzschoppes und Stenzels trefflichem Buche über die
Einführung des deutschen Rechtes in Schlesien S. 248
der Vorwurf gemacht, „dafs er die Gilden schon in der
heidnischen Vorzeit finden wolle." Obwohl jener, da-
mals unverdiente, Vorwurf stutzig machen mufste, so ist
Ref. nach fortgesetzter Prüfung der Sache geneigt ge-
worden, ihn *jetzt* auf sich zu nehmen, und sich zu der
früher freilich von nordischen Gelehrten zu unvollkom-
men gerechtfertigten Ansicht zu bekennen, dafs die Gil-
den, *als Genossenschaften* bis in die heidnischen Zeiten
zurückgehen. Sie verzweigten sich und bildeten sich
in der christlichen Zeit mannigfaltig aus. — Es lag in

der Natur der Sache, dafs alle Genossenschaften, die zugleich ein der Blutsverwandtschaft ähnliches Band erzeugten, zum Beistand verpflichteten, besonders in Zeiten der Noth und wo die Familienbande lockerer wurden, hervortraten. Lappenberg bemerkt a. a. O. I. S. 589, „die *ältern* Gesetze der Angelsachsen sprechen nicht von Theotungen, doch wohl von Gildegenossen (*gegyldan*), welche bei Leuten, die keine Speermagen besafsen, gleich den Spillmagen für ein Drittel, und wenn auch letztere fehlten, in die Rechte sämmtlicher Verwandten tretend, für die Hälfte des Wehrgeldes hafteten." In den älteren germanischen Staaten, wo die Familienbande stark waren, und weit sich erstreckten, traten die Gilden als Schutzgenossenschaften wenig hervor; auch fiel die Gildgenossenschaft wohl gröfstentheils mit der Familiengenossenschaft zusammen. Sie waren auch kein eigentliches *Staatsinstitut*, keine *Gemeindeabtheilung*, sondern mehr *freiwillige* Verbindungen, und wurden namentlich in der christlichen Zeit, als sie sich politisch mehr geltend machten, nach Beseitigung der heidnischen Gebräuche, mehr geduldet (oft weil man sie nicht unterdrücken konnte), als angeordnet. Das scheinen auch die Worte: *wargilda, quam juxta consuetudinem solebant facere* (die auch auf die heidnische Zeit hinweisen) zu bestätigen, so wie überhaupt die Gesetzgebung im fränkischen Reiche. Die Einrichtung der Angelsachsen, wornach *je zehn*, in ein gegenseitiges Bürgschaftverhältnifs treten *mufsten*, um *dem Staate* die erforderliche Sicherheit zu gewähren, waren ein ganz anderes, wahrscheinlich durch die Noth erzeugtes Institut, bei dessen Einrichtung man eine alte Abtheilung des Heeres in Zehnschaften benutzte; welche Einrichtung aber erst seit König Aethelstan hervortritt, und erst von den Normannen, höchst wahrscheinlich aus politischen Gründen, ihre strengere Ausbildung, so wie ihren Namen *freoborg* erhielt, wie dies Lappenberg kurz und treffend auseinander gesetzt hat. Diese *Art der Gesammtbürgschaft* war daher eine Eigenthümlichkeit der ältern englischen Rechtsverfassung. Es ergiebt sich daraus, dafs so fern die mitgetheilten Ansichten nicht durchaus irrthümlich sind, das *contubernium*, die *wargilda* und die *freoborg*, nicht als *ein* Institut anerkannt, und die längere Erhaltung dieser Art der Gesammtbürgschaft nicht als ein Merkmal der Volksverschiedenheit zwischen Suewen und Nichtsuewen betrachtet werden kann.

In den Volksrechten der Franken, Sachsen u
Friesen kommt eine Classe von Leuten unter den N
men *Liti*, *lidi*, *litones*, vor, die sich in einer so eig
thümlichen staatsbürgerlichen Stellung finden, dafs m
in Zweifel gerathen ist, ob man sie als eine hö
Classe von Unfreien oder eine niedere Classe Fr
halten soll, wiewohl man wohl kaum anstehen ka
nach dem, was Grimm über die Benennung der Vf
ihr Verhältnifs beigebracht hat, sie zu den Hörigen
zählen. Neben denselben kommen aber auch in
diesen Rechten *servi* vor. Der Vf. glaubt nun in
ser *zweifachen Unfreiheit* eine Eigenthümlichkeit
nichtsuewischen Völker zu finden. Zwar stehen
aldiones der Longobarden, in ihrem Verhältnis
Liten gleich, allein die Longobarden sind nur suewis
Abkunft nach des Vfs. Ansicht, und haben solche
Volkseigenthümlichkeit angenommen. Auch das ala
nische Recht erwähnt zwar der Liten, und baier
Urkunden der Aldionen; der Vf. aber macht wahrsch
lich, dafs beide diese Namen, und vielleicht auch
Verhältnifs, erst später von andern Völkern angen
men haben können. Ein Hauptmerkmal des Liten
des ist, dafs sie nur abgeleiteten Grundbesitz
Wie, wenn man daher (zu welcher Ansicht Eichho
S. 319 hinneigt) annähme, nur der Name sei ein
Völkern fremd gewesen, indem ihre Rechtsaufzeich
gen sich des Ausdrucks *coloni* bedienten? Doch ist
wiederum die Stellung der Liten eine so eigenth
che, dafs es sehr auffallen müfste in den ausführl
Gesetzen der Westgothen und Burgunder nichts N
res über diese Classe *unfreier* Colonen zu finden,
sie sie gekannt hätten. Das Litenverhältnifs
also sich wirklich nur bei einigen Völkern ge
zu haben; statt aber dasselbe von einer Volksversc
denheit und einer den Nichtsuewen eigenen milder
handlungsweise der Unterworfenen, die sich sonst
nachweisen läfst, abzuleiten, möchte man geneigt
den Grund des Verhältnisses in dem mehr zufäl
Umstand zu suchen, dafs eine grofse Zahl der Unterw
nen Stammesverwandte, Germanen waren, und
diese von *allen Germanen* milder behandelt w
Beachtenswerth ist, dafs der Name *„Leet"* in den
gelsächsischen Gesetzen so selten vorkommt, dafs L
penberg a. a. O. S. 576 vermuthet, er sei nur auf
nige aus der Heimath mitgebrachte Unfreie zu beschr
ken, die bald verschwanden; und nicht minder der I

ksamkeit werth ist es, dafs ihrer nur in den von
ola — nach Gaupp einem *suewischen* Stamme —
ohnten Gegenden gedacht wird. Dagegen ist in Flan-
, wo die Zahl *deutscher* Colonen sehr zahlreich war,
Name Laeten sehr allgemein (*Warnkönig* flandr.
tsgesch. S. 90—246). Besonderes Gewicht legt der
larauf, dafs der Schwabenspiegel, und zwar in sol-
Stellen, wo das sächs. Landrecht ihm offenbar vor-
rebt, der Lassen nicht gedenkt, sondern nur von
n und *unfreien* Bauern redet. Es könnte sich dies
aus einer weiter fortgeschrittenen Entwicklung des
rnstandes erklären, so dafs man die verschiedenen
von Unfreien, die darin verschmolzen, schon mit
Namen begriff. —

Eine andere Besonderheit im ältern Ständerechte,
e Eintheilung der Freien in 3 Classen: *Primi, me-*
und *minoflidi* oder *liberi* bei den *Alamannen*; *no-*
mediocres, minores bei den *Burgundern* genannt;
Baiern, die gewissen Geschlechtern ein höheres
geld gaben als den Freien, und den Agilolfingern
ch höheres, sich damit zusammenstellen lassen, ist
lhaft, selbst nach der Ansicht des Vfs., bei den
barden und *Westgothen* findet sich davon so we-
bei den s. g. nichtsuewischen Völkern, dennoch
r Vf. auch hierin, eine der Rechtseigenthümlich-
wodurch man die suewischen Völker von den
sondern kann, erkennen. So wenig sicher die-
rkmal auch ist, da es sich nur bei zwei Volks-
n findet, so wird man dem Vf. doch einräumen
: dafs die Classification des Schwabenspiegels in
oder Semperfreie, Mittelfreie und Freie schlecht-
e Uebereinstimmung zeigt, die auch dann noch
chend ist, wenn man auch nicht die Semperfreien
ttelfreien, wie es der Vf. will, aus den *Primis*
dianis herleitet. Wird man die *minores*, weder
Burgundern, noch Alamannen, für *liti, aldio-*
r Unfreie halten können, so ist die Stellung und
ng der beiden anderen Classen um so räthsel-
Der Vf. sieht darin zwei Adelsstufen, eine Art
und niedern Adelstand, und findet in dieser Er-
zweier Standesclassen über den Stand der Freien
Fortschritt der monarchischen und aristokrati-
mente der Verfassung," welcher „der gesamm-
schen Entwicklung der suewischen Völker treff-
prechen" soll (S. 186) und glaubt daher auch,
denjenigen Völkern, welche Mittelfreie zwi-
schen Hochfreien und Minderfreien kennen, die Keime
der spätern Feudalverfassung schon viel sichtbarer her-
vortreten, als wo, wie bei Friesen und Sachsen, blofs
Adel und Freie unterschieden werden." Es scheint aber
bei dieser ganzen Erörterung dem Verf. nicht im Ge-
dächtnifs geblieben zu sein, dafs er uns selbst schon
bei den Sachsen und gewissermafsen bei den Deutschen
des Tacitus eine solche dreifache Gliederung, freilich
wie es scheint, ohne sich das Verhältnifs recht klar zu
machen, nachgewiesen hat, denn indem er bei Tacitus
die Wurzel des Adels in den *comites* nicht den *princi-
pes* sucht, und behauptet, dafs die Adalinge Gefolgs-
leute sein, und von den *principes* und *satrapae* unter-
schieden werden müfsten, letztere aber Gefolgsherrn und
mit politischer Bedeutung, zugleich zum Theil Gauvor-
steher waren, und ihre Stellung schon einer früh sich
entwickelnden Erblichkeit verdankten (vgl. S. 103 f. bes.
die Anm. u. S. 120), so scheint in der That die drei-
gliederige Eintheilung ziemlich vollendet gewesen zu
sein *).

Ein charakteristisches Merkmal der Stammeseinheit
der suewischen Völker soll endlich sein, dafs *sie Aria-
ner waren*. „Im Zusammenhang betrachtet — sagt der
Vf. — ist die Hinneigung der suewischen Völker zur
arianischen Form des Christenthums eine höchst merk-
würdige Erscheinung in der Geschichte, und gewifs
würde man sehr irren, wenn man dabei an eine Gleich-
gültigkeit der rohen, aber auch sehr tiefen Gemüther in
Betreff der neuen Religion überhaupt, und somit auch der
verschiedenen Formen derselben denken wollte. Sehr
viele (!!) Beispiele eines Uebertritts vom Katholicismus
zum Arianismus, welche namentlich von einzelnen deut-
schen Königen berichtet werden, zeugen von freier
Wahl und Selbstbestimmung, und der Grund jener Hin-
neigung scheint also hauptsächlich in der gröfseren Ein-
fachheit und Natürlichkeit der arianischen Lehre gele-
gen zu haben, von welchen gerade die suewischen Völ-
ker nach ihrer geistigen Beschaffenheit hauptsächlich

---

*) Beachtenswerth sind hier ferner noch die Worte in der auch in anderer Beziehung merkwürdigen Stelle der *con-stit. Canuti de foresta c.* 33: *„emendet secundum pretium hominis m e d i o c r i s, quod secundum legem Werinorum i. e. Thuringorum est ducentorum solidorum.* 200 *sol.* ist aber das Wehrgeld des thüringischen Freien und des anglischen *ceorl*; in Beziehung zu diesen können *minores* nur Unfreie, Liten sein.

angezogen wurden" (S. 194). Man wird diesen Ansichten wenigstens das Zeugnifs der Neuheit nicht versagen können. Ueber die geistige Beschaffenheit der suewischen Völker dürfte ein Unterricht nicht unerwünscht sein, so lange dieser aber mangelt, so würde der Ref. anzunehmen geneigt sein, dafs gerade der Katholicismus den Völkern, von denen hier allein die Rede sein kann, den Gothen, Burgundern und Longobarden, da diese Völker Odinverehrer waren, während andere Stämme einen einfachern Naturcultus gehabt zu haben scheinen, eher zugesagt haben müsse, wenn überhaupt von einem solchen Zusagen und einer Prüfung der Dogmen u. s. w. gesprochen werden könnte. Soweit wir über die Annahme des Christenthums von deutschen Volksstämmen unterrichtet sind, so sind sie dazu *anfangs* durch sehr äufserliche Motive bestimmt worden. Die Gothen und namentlich die Westgothen, von welchen alsdann die Burgunder und Longobarden das Christenthum erhalten haben, wurden Arianer, weil die neue Lehre bei ihnen zu einer Zeit sich befestigt zu haben scheint, als der Arianismus im oströmischen Reiche die Oberhand hatte, wofür der Vf. selbst ein Zeugnifs des Jornandes anführt. Ein tieferer in der Denk- und Sinnesart gewisser Volksstämme liegender Grund, ist eine blofse durch nichts unterstützte Supposition, und aus einem *einzigen* Beispiel eines Uebertritts vom Katholicismus zum Arianismus wird sich doch keine allgemeinere, auf Kenntnifs des Gegensatzes beider Lehren begründete Vorliebe folgern lassen. — Wenn sich aber auch etwas der Art wirklich nachweisen liefse, so würde dies für Aufstellung verschiedener deutscher Rechtsfamilien nur von sehr entfernter Bedeutung sein, da alle germanischen Stämme der römischen Kirche unterworfen worden sind. Aufser diesem angeblichen charakteristischen Merkmal einer Volkseinheit der suewischen Völker, sind aber alle übrigen, die der Verf. aufgefunden zu haben glaubt, — selbst nach seiner Auffassungsweise — durchgängig mehr die Folge äufserer Schicksale, gleichartiger Stellung verschiedener deutscher Stämme, als einer ursprünglichen Stammes- und dadurch bedingten Geistesverwandtschaft.

Der Verf. nimmt nun ferner an, dafs jede der beiden Rechtsfamilien wieder in zwei kleinere Familien zerfalle, so werden dann als Geschwisterrechte dargestellt, 1) das westgothische und burgundische, 2) das alamannische und baiersche, 3) das friesische, sächsische und longobardische und 4) das salische, ripuarische und thüringische Recht. Beweise für die engere Verwandtschaft der ersten dieser beiden Rechte, bringt der Verf. nicht weiter bei, er beruft sich nur darauf, daß beide Rechtssammlungen „ein sehr weit gediehenes Königthum und eine ausgebildete, gesetzgebende Gewalt zeigen" (S. 5). — Sehr richtig bemerkt der Verf., daß bei der Verwandtschaft des alamannischen und baierischen Rechtes zu berücksichtigen sei, dafs gar Manches davon durch fränkische Einwirkung von oben her eingeführt worden; doch eine mehr ursprüngliche und innere Verwandtschaft zeige sich „in der Gliederung der Freien (von welcher oben die Rede war), in den Wehrgelds- und Bufsenverhältnissen (nur in diesen beiden Gesetzbüchern werden die 160 sol. welche das Freienwehrgeld beträgt oft durch *bis octuaginta* bezeichnet), in der Stellung des weiblichen Geschlechts zum männlichen" (S. 15 u. 162). Befremdend könnte die Zusammenstellung des longobardischen Rechts mit dem sächsischen und friesischen erscheinen, da der Verf. auf Tacitus gestützt die Longobarden zu den suewischen Völkern zählt. Eine in der That auffallende Uebereinstimmung, in einzelnen Bestimmungen zwischen dem Rechte der Sachsen und Longobarden, hat der Verf. allerdings nachgewiesen (S. 20—23). Er erklärt dies dadurch, dafs die Longobarden sich von ihren Stammverwandten getrennt und in den Sachsenbund eingetreten waren. Die mannigfaltigen und grofsen Verschiedenheiten, namentlich in der Verfassung beider Völker, giebt der Verf. für eine Folge ihrer Stammesverschiedenheit aus. Andere dagegen halten Sachsen und Longobarden für Stammes- und Religionsverwandte; und finden den Grund der Verschiedenheit der Verfassung darin, dafs in Altsachsen die priesterliche Volksverfassung fortdauerte, und die Longobarden, welche in Italien eindrangen, eine germanische Heerverfassung hatten. Leo Gesch. v. Ital. Bd. 1. S. 55—67; und gegen den Vf. scheint auch zu sprechen, dafs die Verschiedenheit zwischen Longobarden und Sachsen gerade im öffentlichen Recht, was durch einen Eintritt in den Sachsenbund am meisten hätte modificirt werden müssen, hervortritt, die Uebereinstimmung sich mehr in privatrechtlichen Institutionen zeigt. —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 83.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

November 1835.

alte Gesetz der Thüringer oder die lex Anliorum et Werinorum hoc est Thuringorum ihrer Verwandtschaft mit der lex Salica d der lex Ripuariorum dargestellt und mit klärenden Anmerkungen herausgegeben. Vorsgeht eine Abhandlung über die Familien r germanischen Volksrechte von Ernst Theor Gaupp.

(Schlufs.)

Auf ähnliche Weise nun soll das *thüringische Recht* Mischung aus suewischen und nichtsuewischen Elen, doch mit einem Uebergewicht der letztern sein. hüringer selbst hält der Verf. nämlich für ein solMischvolk, dessen Hauptmasse aus den nichtsuewi„und den Franken, besonders aber den ripuariund hessischen nahe verwandten" *Cheruskern* und ngeln und Werinern, suewischen Stämmen, be- Die letztern sollen nach der Ansicht des Verfs. eitlang zwar das politische Uebergewicht gehabt doch „in dem Conflicte zwischen suewischem und ewischem Volksthum siegte schon für die ältere s letztere, und das Hauptzeugnifs dafür ist das üringische Gesetz", d. h. nämlich dessen genaue ndtschaft mit den fränkischen, namentlich ripua- Rechten. Auffallende Züge einer Uebereinstimzwischen dem Rechte der Thüringer und der Rihat der Verf. nachgewiesen; die beachtenswersind: das nur bei den Franken und den Thüvorkommende Wehrgeld der Freien von 200 sol., hung des Wehrgeldes einer gebährfähigen Frau, chen Rechte der Weiber bei der Erbfolge, die efsung der Familie mit der 5ten Sibbe. Man freilich dies durch den naheliegenden Gedanken änkischen Einflusses und zwar um so mehr erwollen, da die *lex Angliorum*, unter Karl dem , wahrscheinlich im J. 802, wie mit Kraut Eranien II. 3. S. 317, auch Eichhorn, Rechtsgesch. I. S. 623 angenommen hat, abgefafst zu sein scheint. Der Verf. hat daher auch der *lex Anglior.* ein viel höheres Alter zu vindiciren gesucht (S. 231—241), aber nicht mit besonderm Glücke. Der Hauptbeweis soll nämlich in der Nichterwähnung des Christenthumes liegen, was nur darin seinen Grund soll haben können, „dafs das Heidenthum zur Zeit, wo das Gesetzbuch entstand, bei jenem Volke noch als herrschende Religion galt." In dieser Nichterwähnung des Christenthums haben aber Andere mit gröfserer Wahrscheinlichkeit gerade einen Beweis für die Aufzeichnung der *lex* zur Zeit Karl d. Grofsen finden wollen, indem die Volksrechte nur als eine Ergänzung der Capitularien betrachtet wurden, welche die auf die Religion bezüglichen Anordnungen enthielten. Ref. aber möchte behaupten, dafs der Mangel jeder Spur des Heidenthums, deren sich doch manche in andern Volksgesetzen finden, ein Beweis sei, dafs das Volk, dem die Sammlung angehörte, schon *länger* zum Christenthum übergegangen war. Ein Hauptargument gegen das hohe Alter wird aber die Uebereinstimmung der *lex Angliorum* mit der *lex Saxonum* bleiben, die der Verf. ganz im Allgemeinen in Abrede stellt, die aber in Beziehung auf die *ganze Anlage und Form* beider Sammlungen (s. die von Kraut a. a. O. S. 138 gesammelten Stellen), durchaus nicht geläugnet werden kann. Aus einer solchen Uebereinstimmung in Anlage und Form, die auf eine gleichzeitige Abfassung schliefsen läfst, folgt so wenig, dafs dem Inhalte nach die *lex Thuringorum* mit der der Sachsen in allen Bestimmungen übereinstimmen müsse, als sich daraus ein Grund gegen die Verwandtschaft mit der *lex Rip.* hernehmen läfst. An eine Herleitung derselben aus fränkischem Einflufs, dürfte aber aus einem von dem Verf. nicht angeführten Grund kaum zu denken sein. Lappenberg hat nämlich in seiner Geschichte von England auf die grofse Uebereinstimmung der *lex Angl.*

mit dem Rechte in den Staaten der Angelsachsen, und zwar insbesondere der von den Angeln gegründeten, aufmerksam gemacht. Gerade in den nordenglischen Staaten findet sich aber das Freien-Wehrgeld von 200 sol., so wie die Grundsätze des Erbrechts, welche in dem Rechte der Ripuarier und Angeln getroffen werden. Die Angeln müssen also diese Rechtssätze, die bei ihnen volksthümlich waren, ehe unsere geschriebene und unter fränkischem Einflufs entstandene *lex Angl. et Werinorum* vorhanden war, mit nach England hinübergebracht haben. Wenn nun der Verf. der *leges Henrici I.* das Erbfolgerecht der Angeln, nicht wie es in der *lex Angliorum* gefafst ist, sondern mit den Worten der *lex Rip. c.* 56. mittheilte, so scheint auch er dabei von der Ansicht einer Uebereinstimmung der Rechte beider Volksstämme wenigstens bei gewissen Instituten ausgegangen zu sein. Höchst räthselhaft ist aber diese Uebereinstimmung und fast wird die schon so sehr dunkle Geschichte der *lex Angliorum* dadurch noch mehr verdunkelt. Der Verf. erklärt dieselbe aus einer theilweisen Verwandtschaft der Thüringer, denen wir doch nun einmal die Rechtssammlung zuschreiben müssen, mit den Franken. Nun finden wir aber, dafs gerade diejenigen Rechtssätze, worauf vorzugsweise die Rechtsverwandtschaft zu beruhen scheint, nicht dem nichtsuewischen Bestandtheil des thüringischen Volkes, den Cheruskern, nach des Verfs. Theorie, angehörten, sondern den Angeln, und zwar jenen Angeln, die nach England hinüberzogen, und die, nach Bedas Zeugnifs, nordwärts zwischen den Sachsen und Jüten wohnten (s. Reinh. Schmid Gesch. d. Angels. Einl. S. LXII. Lappenberg a. a. O. S. 89). Es läfst sich freilich annehmen, dafs diese Angeln mit dem Volke des Namens, das auch Ptolemäus südlich von der Elbe (in Nordthüringen) nennt, zusammengehangen haben, diese Angeln hält der Verf. aber für Suewen, und müfste ihnen gerade die Rechtssätze zuschreiben, worin fränkisches und thüringisches Recht sich scheidet.

Die Rechtssammlung der Thüringer ist unter allen Volksrechten die dürftigste, indefs enthält sie manche belehrende Rechtsbestimmung, welche in ähnlicher Weise nicht in den ausführlichern Volksrechten vorkommt; und daneben mit diesen Volksrechten die Grundzüge der germanischen Rechtsansicht über viele wichtige Institute. Der Verf. konnte also, in deren Erörterung eingehend, seinem Commentar u dem kürzesten der Volksrechte eine ziemliche Ausdehnung u wissenschaftliches Interesse geben. Das letztere i insbesondere auch durch die vergleichende Betrachtu mit andern, namentlich den fränkischen Volksrecht geschehen. Es würde dies aber noch vermehrt w den sein, wenn der Verf. den fruchtbaren Gesichtspu einer *genauern* Vergleichung mit dem Rechte der gelsachsen, — welcher Gedanke so fern nicht lag, gefafst hätte; dafs hier mehr zu leisten gewesen, schon eine Vergleichung mit den kurzen und gedr ten Bemerkungen von Lappenberg zeigen. In Commentar sind besonders die Bemerkungen über Eideshelfer, wodurch, was Rogge darüber geleh ergänzt und weiter ausgeführt worden, über das recht und besonders die Zählung der Sibben, über Gottesurtheile und die Beweisführung bei den sali Franken hervorzuheben. Auch in den vorhergeh Abhandlungen finden sich einzelne Beiträge zur schen Rechtsgeschichte. Wiefern aber überhaupt Buch als ein Beitrag zur deutschen Rechtswissen anzusehen, derselben dadurch eine neue Grundlag geben, das möchte aus dem Obigen zu ermessen Es ist anzuerkennen, wenn der Verf. in der Vo sagt, dafs er durch seine Leistung die Untersuc über die Verwandtschaft der Volksrechte noch für abgeschlossen halte, wenn er im Buche selbs kennt, dafs er eigentlich nur „noch wenig dafür bringen wisse" und die Hoffnung ausspricht, da noch gelingen werde, der Sache weiter auf den zu kommen. Aber der Verf. würde sich gewifsen Dank erworben haben, wenn er eine selbst, noch als unreif bezeichnete Untersuchung mögen zur gröfsern Reife kommen lassen. In Falle würde dann aber das Buch den compilator Charakter, den es an sich trägt, verloren, der würde vermieden haben (wie z. B. S. 120) Stel anderen Büchern, wo es nicht darauf ankam, die des Verfs. wieder zu geben, wörtlich mitzutheile würde Stoff genug zu einem ansehnlichen Buch habt haben, ohne so Manches, was im Wesentlich seinen Miscellen vorgebracht worden, ausführlich wiederholen, oder die Resultate der neuern Un chungen über die *lex Salica* von Feuerbach u und über die *lex Rip.* von Rogge (s. S. 202–2 der Weise, wie es hier geschehen, von Neuem an anderzusetzen. Da ein Autor, bei historischen

hungen zumal, seine Person gewifs gerne so viel möglich zurücktreten, und lieber die Sache spreläfst, so würde der Verf. gewifs weniger oft eine ersuchung durch die definitive Versicherung, dafs davon überzeugt, dafs dies *seine* Ansicht sei u. s. w., hlossen haben. Endlich aber würde der Verf. bese Lorbeeren gewifs, durch das Streben etwas Neues sagen, sich nicht zu Ungerechtigkeiten gegen an- Schriftsteller haben verleiten lassen, wie dies ein Mal zu Anfang des Buches geschehen ist. Herrn bke nämlich, der (s. Gesch. v. Span. S. 206) die ung, dafs von der *lex Visigoth.* früher ein gothi- Originaltext vorhanden war, durch die Bemerkunwiderlegt hat, dafs „*translatum*" in der Stelle, woman sich berufen hat, nicht *übersetzt*, sondern *abrieben* heifse, sucht der Verf. (S. 7) diese Bemeren, indem er nichts weiter als eine andere Stelle ingt, worin *translatum* die zweite Bedeutung hat, sam zu entreifsen, indem er im Text die ganze als seine Entdeckung darstellt und dann aber in ote seinen Vorgänger nur da zweifeln, das Richhnden läfst, wo er der Verf. es gefunden hat. aber zu rügen ist, dafs der Verf. (S. 12) den Türk eine Albernheit sagen läfst, „die an's Fabelgränzt," „dafs man seinen Augen nicht trauen will," der That wird man, wenn man die angezogene in Türk's Forschungen vergleicht, seinen Augen trauen, wenn man findet, dafs unter zwei Ansiche Türk aufstellt, der Verf. einer, die allerdings lie richtigere sein möchte, den Vorzug und sich hein giebt, einen andern Schriftsteller einer derfalt oder Gedankenlosigkeit überführt zu haben.

Wilda.

LXVII.

r Freiheit des Willens und dem Entwicklungsze des Menschen. Eine Untersuchung von Jo- Carl Passavant. Frankfurt am Main 1835. k und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner. 1. —

n der Begriff der Freiheit *negativ* als Abwesenheit jemmung, als Freiheit von jedem auf das Subject ein- Gesetze gefafst wird, so heifst das eben so viel — *und nicht sein.*" Unter dieser Voraussetzung ist Freiollen ohne Realität; und der Buchfink, der in seinem einen Käfig ahndete, behält gegen den Zeisig recht, der davon nichts wissen wollte, weil er kein Gegitter von Draht um sich sieht, wie um den Kanarienvogel.

Aber da alles, was ist, irgend wie bestimmt ist, so kann der Begriff der Freiheit nach seiner Wirklichkeit *negativ* nur die Abwesenheit der dem Wesen des Subjects *fremden* Bestimmungen bezeichnen. „Soll also das Wort Freiheit einen Sinn haben, so mufs es nur da gebraucht werden, wo die Rede von einem Verhältnifs ist, das nicht wesentlich ist"; und dann behält der Kanarienvogel im Käfig recht, welcher der philosophischen Disputation des Buchfinken und Zeisigs über die Freiheit zugehört hatte, und nun aus seiner Ecke hervor rief: „Kinder, wenn „ihr streiten müfst, ob ihr im Käfig seid oder nicht? so ist's „so gut, als wäret ihr nicht darinnen!" — — Der Zeisig bestreitet's, weil ihn nichts hemmt und bestimmt, das seinem Wesen zuwider wäre, und der Buchfink behauptet's, weil er sich doch bestimmt fühlt. Eins gehört so gut wie das andere zur Freiheit.

An diese Fabel und den tiefern Sinn derselben erinnerte Göthe, als er vor mehr als 60 Jahren Alexander's von Joch fatalistisch türkische Schrift anzeigte. Die Fabel sucht das Wesen der *geistigen* Freiheit aus dem Organismus der *Natur* zu erklären. Auf dieser Analogie ruhet auch die vorliegende kleine Schrift; sie beschränkt aber den Begriff der Freiheit nicht allein *negativ* in der nachgewiesenen Weise, sondern sie entwickelt ihn auch *positiv* näher und bestimmter.

Positiv ist Freiheit die absolute Selbstbestimmung, wie sie in Gott allein, näher in Gottes Dreieinigkeit ist, denn indem sich Gott bestimmt, ist der Bestimmte wieder Gott, und die Einheit des Bestimmenden und Bestimmten wieder Gott. Von dieser Selbstbestimmung und Selbsterzeugung Gottes ist die Schöpfung der *Natur*, in welcher Gott seine Momente einzeln ohne seine Gottheit setzt, und die Schöpfung des *endlichen Geistes* selbst, in welcher Gott seine Eigenschaften zusammen, jedoch ohne seine ewige Zeugungskraft, denkt, wohl zu unterscheiden. Der Mensch ist der geschaffene Gott, dem nichts als das *ursprünglich* bestimmende Prinzip fehlt. Menschliche Freiheit ist daher *Selbst*entwickelung dessen, wozu er erschaffen ist, *in stetiger Beziehung auf Gott.* Zu dieser *Selbst*entwickelung gehört nichts so sehr als — die Möglichkeit des Bösen oder der Entfernung von Gott, — d. h. die Wahl zwischen dem Guten oder Freien, welches die Selbstentwickelung bedingt, und dem Bösen oder Unfreien, welches die normale Entwickelung hemmt. Wenn der Mensch das Gute, d. h. seine Selbst-Entwickelung in Beziehung auf Gott wählt, so bestimmt er sich aus sich, sich von dem absolut Guten bestimmen zu lassen.

Hiermit ist der Titel des Büchleins erklärt und der Kern seines Inhalts ausgesprochen. „Der Grundgedanke der gegenwärtigen Untersuchung ist der Begriff der *Entwickelung*," so sagt der Verfasser selbst am Anfange in der Vorrede, näher der Begriff der Entwickelung des *Geistes* in ihrer Analogie zur Entwickelung in der Natur. Und so sagt er auch am Schlufse der Untersuchung: „Aus der Ewigkeit gingen die endlichen Geister durch göttliches Geheifs *unentwickelt* hervor, um in der Zeit durch ihre Freiheit *entwickelt* in die Ewigkeit zurück zu

gehen." Aber eben darum ist dieser Regressus näher ein Progressus. —

Die drei Momente des Entwickelungsprogresses sind: „Ich *will*, *Ich* will, ich will *Gottes Willen*." Die Möglichkeit des Bösen liegt in dem zweiten Momente, die Wirklichkeit desselben entsteht und besteht aus der *Fixirung* des zweiten Moments. So erklärt sich der Sündenfall, als eine Willensthat für sich, nach Möglichkeit und Wirklichkeit; aber die Erbsünde ist als Schuld nur aus einer vorzeitlichen freien *That* des Individuums, als Uebel aus der *Solidarität* der Menschen, aus der Menschheit, abzuleiten. Es ist nicht umsonst, wie der Verf. bemerkt, dafs das Wort *gemein* das schlechte bezeichnet.

Zu aller Selbstentwickelung gehört mithin die *Vermittelung* Gottes, welche nach dem Falle als *Erlösung* sich offenbaret. Den drei Entwicklungs-Momenten des endlichen Selbst entsprechen daher die drei göttlichen Gnaden: gratia praeveniens, cooperans, executrix. An der mittleren und vermittelnden entwickelt sich die Versöhnung des Augustinismus und Pelagianismus, nicht als Semipelagianismus, nicht als Vermischung, sondern als Aufhebung und Vereinigung der Gegensätze.

Die Folgeordnung, in welcher der Verf. die spekulativen Wahrheiten von Gott, Freiheit, Sünde und Erbsünde auf populäre Weise entwickelt, hält sich nicht an die Strenge der Methode. Der erste Abschnitt handelt von der Freiheit des Willens überhaupt in Beziehung auf Gott und den Menschen, von dem Falle des Menschen und der darauf folgenden Strafe und Erlösung. Der zweite Abschnitt handelt von den vier unterschiedenen Momenten, welche zur Läugnung der menschlichen Freiheit Veranlassung gegeben haben: sie bestehen 1) in der Allmacht Gottes, 2) in den vorausgegangenen Willens-Acten des Menschen selbst, 3) in dem Verhältnifse zum Willen anderer freier Geschöpfe, 4) im Verhältnifse zur Natur, welcher sich der Mensch theilweise unterworfen fühlt. Fata volentem ducunt, nolentem trahunt. Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit der Freiheit des Menschen in der Gemeinschaft mit anderen Menschen nach der Solidarität der Menschen überhaupt, deren Entwickelung in dem besonderen Staate, und demnächst in dem weiteren Kreise der Weltgeschichte.

Es erweiset sich auch an diesen Mittheilungen selbst die *Solidarität* unter den Menschen, oder der innige Zusammenhang im Bereiche der Geister, nach welchem die verschiedensten Menschen zu derselben Zeit von gleichen Gedanken gemeinsam ergriffen werden, (S. 93. 94.) und diese Gedanken in gleicher Weise aussprechen. Die sinnreichen Kombinationen und Analogien, in welchen der Herr Verf. seine Gedanken zur Vorstellung bringt, sind nur um so erfreulicher und willkommne[r], sie einem selbstdenkenden praktischen Arzte angehören, [der] die Noth des physischen Lebens und in dieser die N[oth der] Seele, an dem Leitfaden des physischen Organismus den [Ent]wickelungsprozefs des endlichen Geistes kennen gelernt und [be]obachtet, und in der Freiheit das Wort des Räthsels [gefun]den hat.

Diese Freiheit ist in Beziehung auf den menschlichen [Willen] nach ihrem innersten Wesen bezeichnet, indem sie [als] Selbstthätigkeit seiner Entwickelung gefafst wird. Sie hat dem Naturleben dieses gemein, dafs sie Entwickelung ist, dieses voraus, dafs sie *Selbst*entwickelung, *Selbst*bestimmu[ng]. Eben darum gehört zur *Freiheit* als ihre Bedingung [...] die *Willkühr*. Dieser populäre Ausdruck enthält eine sp[ekula]tive Wahrheit, welche der Herr Verf. mit gesundem [...] mittelbar erfafst; aber für Andere ist derselbe Ausdruck [...]ser seiner Unmittelbarkeit und Unbestimmtheit sehr [...]tig und darum gefährlich, wie die neuesten Mifsverstä[ndnisse] über den Gegensatz von Freiheit und Nothwendigkeit in [unse]rer philosophischen Literatur bezeugen.

Es ist daher Sache der Schule, zu jenem populären [Aus]drucke die kompetente Kategorie zu suchen, und das V[erhält]nifs der Freiheit zur Willkühr methodisch zu entwickeln. [Es] heifst das: *Zur Freiheit gehört wesentlich die Willkühr! die Willkühr ist die Bedingung der Freiheit!* Die Willk[ühr ist] das Gegentheil der wahren Freiheit: — denn nur der Wille ist *frei*, und die Willkühr ist das Auchanders[kön]nen: — wie kann also die Willkühr zur Freiheit [...] gehören!

Die Antwort ist, dafs die Freiheit die Willkühr als [Ne]gation an ihr selbst hat: nur insofern gehört die Willkü[hr zur] Freiheit, als die Willkühr nicht allein das Gegentheil de[r Frei]heit ist, sondern auch die Freiheit dieses Gegentheil[s an ihr] selbst hat. Diese kleine Formel ist es, an der sich der [Begriff] der Freiheit entwickelt. Wer es fassen kann, der fa[sse es!] Das ist Eins.

Der wirkliche Inhalt der Freiheit, die reale Selbst[...] selben ist dagegen das Vernünftige oder das Noth[...] Der populäre Ausdruck dafür ist von dem Herrn Verfas[ser ge]nannt: die Freiheit ist die *normale* oder die dem We[sen des] Individuums angemessene oder die mit dem Schöpfer [in Ge]meinschaft bleibende Selbstentwickelung: jede Abweichung [...] die Selbstentwicklung und erstarrt zur Unfreiheit. Wer [es fas]sen kann, der fasse es! Das ist das Zweite.

Goesch[el]

Druckfehler.

In No. 79. October LXIII. Seite 639, in der Recension über die Ausgabe der Gedichte des Alexander [...] Dr. Kind, sind, aufser anderen, folgende sinnentstellende Druckfehler stehen geblieben. Zeile 31 ist ἀπαρεμφάτου statt [...] und Zeile 33 ist zweimal γράψω statt γράφω zu lesen.

Mullach

№ 84.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.
November 1835.

LXVIII.

the's Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem 'enkmal. Drei Theile. Berlin, 1835. *bei ümmler.*

Man hat nicht selten von einem Schicksale gespro- welches, wie über Menschen, so auch über Bü- walte. Verstand man hierunter, so oft darauf die fiel, fast jederzeit ein feindseliges und ungerech- vie denn die Menschen das Walten einer höhern t mehr im Unglück, als im Glück zu vernehmen gt sind: so wird es erlaubt sein, auch von einem llichen Geschick der Bücher, wie der Menschen, rechen; und zwar auch dies in einem höhern Sinne, wir nicht eine launische Gunst des Zufalls mei- lie oft auch dem Unwürdigen zu Theil wird, son- las Eintreten eines geistreichen Buches zur guten in sein Publicum, das glückliche, — um so er- her, als vielleicht unerwartete, — Einverständnifs enius, der das Buch erzeugte, mit dem Geiste des ers, mit der Stimmung des literarischen Kreises, es eintritt. Solch ein freundliches Gestirn scheint, den Ref. nicht alle Anzeigen trügen, dem gegen- en Buche bei seiner Geburt geleuchtet zu haben. die Herausgabe desselben ein Wagnifs war, hat ie geniale Verfasserin nicht verkannt; nur allzu ag, einer verirrten Bewunderung des Buches nicht , wie einer mifsverstandenen Gegnerschaft gegen ch, die Verwechslung mit so vielen, krankhaft annten und verkehrten Zeiterscheinungen. Den- at die Verfasserin ihr Vertrauen zu dem Publi- cht betrogen; das Buch hat mit einer Schnellig- lie nur der Wirkung des elektrischen Funkens chbar ist, das Publicum zur innigsten Theilnah- r lebendigsten Begeisterung fortgerissen; aber t zugleich inne geworden, dafs es nicht ein fin- oder zweideutiger, sondern ein lichter und guter Genius ist, der aus ihm spricht. Die Schlimmen sind, bis auf den Augenblick wenigstens, da wir dieses schreiben, davon geblieben; sie haben, geschreckt vielleicht, wie nach Pindar der Götterfeind, der hundertköpfige Typhon durch die Stimme der Pieridinnen, durch ihr Schweigen ein kaum minder vollgültiges Zeugnifs für die Reinheit und den Adel des Buches abgelegt, wie die Guten und die Verständigen durch ihre laute, schon so vielseitig und so gewichtig hervorgetretene Anerkennung.

Der Inhalt des Buches ist, — bekanntlich, dürfen wir sagen, denn schwerlich ist Einer unter unsern Lesern, der noch keine Kunde von dem Buche hätte, — die begeisterte Liebe Bettinens Brentano, der Jungfrau, die jetzt als Wittwe die Denkmahle ihrer Jugendliebe dem deutschen Volke, dem sie durch die Bestimmung des Genius angehören, nicht mehr vorenthält, zu Goethe, dem Dichter, in dessen schon an der Schwelle des Greisenalters stehender Gestalt die Dichterin das verklärte Ideal der Menschheit erblickt. Welcher Art diese Liebe ist, können wir nicht besser, als mit den Worten der Dichterin selbst (II, S. 137) bezeichnen: „sie sprengt alle Riegel in neue Welten der Kunst und der Weissagung und der Poesie; wie sie in einem erhabenen Sinne nur sich befriedigt fühlt, so kann sie auch nur in einem erhabneren Elemente leben." — Die Poesie, die zur reinsten Harmonie der Schönheit verklärte Phantasie ist dieses Element; sie bleibt allem Irdischen fremd, bei der leisesten Berührung des irdischen Elementes etwa durch den Geliebten selbst, — der aber nur darum der Geliebte sein konnte, weil er solcher unheiligen Berührung unfähig war, — würde sie augenblicklich verschwunden sein. Frage also Keiner nach der Gefahr, welcher Bettina sich durch den monadischen Taumel im Dienste ihrer Gottheit aussetzt. Sie selbst hat, mitten im Taumel, in der Trunkenheit ihrer Begeisterung, ein klares Bewufstsein — nicht der

Gefahr, sondern dafs die Gefahr nicht Gefahr ist; sie vergleicht sich der Mignon, wie sie mit verbundenen Augen zwischen Eiern tanzt. „Meine Liebe ist geschickt," ruft sie dem für sie und für sich selbst angenden Geliebten zu, „verlasse dich ganz auf ihren Instinct, sie wird *auch* blind dahin tanzen und wird keinen Fehltritt thun." Mit diesem Bewufstsein darf sie sich rücksichtslos dem Gotte hingeben, der sie treibt: was sie auch thue und rede, sie darf gewifs sein, dafs die Umgebenden in ihren Reden und Thaten nicht das Weib, nicht den natürlichen Menschen mit seinen, wenn auch geistig gesteigerten Bedürfnissen und Begierden, sondern den Genius, der in irdische Worte und Handlungen Gedanken und Gefühle der Unsterblichkeit kleidet, vernehmen werden. So erblicken wir denn Bettinen von dem ersten Aufkeimen ihrer Liebe an ununterbrochen von einem Kreise der edelsten und bewährtesten Menschen, — unter ihnen Goethe's Mutter, Bettinens sämmtliche Geschwister und ihr Schwager Savigny — umgeben, die Alle um ihre Schwärmerei wissen, aber, weit entfernt sie zu stören, ihr vielmehr noch Vorschub thun. So weit ihr ganzes Treiben und Beginnen aus dem Gewöhnlichen heraustritt, so bedenklich oft äufsere Sitte und Convenienz dadurch verletzt wird, so erweckt es in allen Augenzeugen das Vertrauen, die Zuversicht, dafs es sein Gesetz, sein Maafs in sich selbst trägt, und unter keiner Voraussetzung dieses Gesetz, das heiliger und mächtiger zugleich, als alle äufseren ist, überschreiten wird.

Scheint nach diesem Allem sowohl durch die Duldung und freundliche Hegung, die Bettinens Enthusiasmus persönlich in dem zunächst sie umgebenden Kreise, als auch durch die Empfänglichkeit und die begeisterte Theilnahme, die jetzt das Buch bei seinem Hervortreten im deutschen Publicum gefunden hat, die Anklage der Verfasserin widerlegt zu werden: „Keiner ist vertraut mit der idealischen Liebe, Jeder glaubt an die gemeine, und so pflegt, so gönnt man kein Glück, das aus jener höheren entspringt, oder durch sie zum Ziel geführt könnte werden:" so müssen wir uns doch anderseits bekennen, dafs die Erscheinung Bettinens und ihrer Liebe in das Bereich unserer Vorstellungen und Begriffe, so wie diese sich unter dem Einflusse der Literatur und Kunst, der Religion und der socialen Sittlichkeit allmählig gestaltet haben und in dem Kreise der modernen Bildung die herrschenden geworden sind, nicht ganz passen will. — Wie vielen Grund zu jene Anklage gegen unsere Zeit, als verstehe sie die idealische Liebe nicht zu würdigen, in der Wirklichkeit, und in den Schicksalen haben mag, welche je solche Liebe, da wo sie wirklich vorkommt, in der Wirklichkeit erfährt, brauchen wir hier nicht zu untersuchen. Jedenfalls würde durch die Anklage eben so sehr, wie unsere Zeit, auch jede frühere Zeit getroffen werden; dafs aber der Begriff, die Forderung einer idealischen Liebe und ihre Werthschätzung im Allgemeinen unserer Zeit fremd sei, ist Bettinen, wäre es ihre Meinung, gewifs nicht zuzugeben. Vielleicht war sogar in keiner früheren Zeit die allgemeine, abstracte Anerkennung des geistigen und sittlichen Adels der Liebe, die Sehnsucht, das Streben nach Liebe verbreiteter, als in der unsrigen, welche, so sehr sie auch im Einzelnen, sei es der gemeinen Sinnlichkeit, fröhnen oder unter das Joch einer geistlosen Gewohnheit und Philistermoral sich beugen mag, doch, so viel die Gesinnung des Ganzen betrifft, dem Höhern huldigt und die Verwirklichung des Höhern anstrebt. Dennoch hat jener Ausspruch eine gewisse Wahrheit, sowohl überhaupt, als namentlich in der besondern Verbindung, in der er bei unserer Verfasserin vorkommt, aber freilich nur eine durch die Persönlichkeit der Verfasserin bedingte, und darum auch für ihre persönliche Denkweise, durch welche allein ihre Liebe und ihre Dichtung möglich ward, charakteristische. Bettina spricht nämlich jene Worte als Urtheil über Goethe's Wahlverwandtschaften, als Anklage gegen den geliebten Dichter, dafs er Eduard und Ottilien nicht retten wollen, dafs die Umgebung der Liebenden ihre Liebe als eine gemeine und nicht, was sie sei, als eine idealische behandle, und in Folge dieser Behandlung ihren Untergang herbeiführe. Man sieht hieraus, dafs Bettina sich, indem sie dies schreibt, allerdings in einem Widerspruch gegen ihr Zeitalter befindet, der, wenn er nicht vielleicht erst jetzt, durch das Hervortreten ihres Werkes, gelöst werden wird, wohl überhaupt als ein unlösbarer sich erweisen möchte. Bettina nennt idealische Liebe nur die, welche von dem Verhältnisse der Geschlechter unberührt bleibt, welche kaum die sinnliche Gegenwart des Geliebten begehrt; und nur Geist, Phantasie und Dichtung als Mittel des Verkehrs mit dem Geliebten kennt. Sie fordert von jeder wahrhaften Liebe, dafs, da das Ziel ihrer Sehnsucht eine andere Vereinigung, als

itliche der Geschlechter ist, sie gegen diese sich
g gleichgültig verhalte, und ihre Befriedigung von
Knüpfung des sinnlichen Bandes unabhängig finde;
der Welt aber fordert sie, dafs sie solche Liebe,
und wie sie sich auch zeige, als eine unschuldige
harmlose gelten und gewähren lasse, und kein an-
eit bestehendes sittliches Band durch sie, möge sie
noch so sehr sich mit ihm durchkreuzen, gestört
. In dieser Ansicht, dieser Forderung stimmt die
che Frau wohl zwar mit der Denkweise, mit der
früherer Zeiten und fremder Völker, nicht aber
er unsrigen, überein. Unser Zeitalter und unser
hat sich, — und dies zwar gewifs nicht aus zu-
r Laune, sondern aus Gründen, welche tief in dem
n und Charakter der modernen Bildung liegen, —
und mehr bestimmt gefunden, eigentliche Liebe
a anzuerkennen, wo sie mit der Naturbestimmung
eschlechter zusammentrifft und das sittliche Band,
welches diese Bestimmung geistig erfüllt und ge-
wird, zu knüpfen sich befähigt zeigt. Fast allge-
wird in unserer Zeit über die, ehmals nach ihrem
erten Hypopheten so genannte, *Platonische* Liebe
er eine leere, ja verderbliche Schwärmerei und
lung das Verwerfungsurtheil gesprochen; es wird
hen, nicht weil man, wie Bettina zu meinen
, nur die gemeine Liebe kennt, sondern weil
e gemeine gern ganz verdrängen, eben dadurch
gen möchte, dafs mit ihren Attributen die idea-
ekleidet wird.

ir erblicken demnach den Genius, der Bettinen
iebe und Liebesdichtung eingegeben hat, in
ffenbaren Gegensatze zu dem Genius des Zeit-
egriffen, in einem solchen, der uns die Theil-
die das Werk demnach gefunden, fast als ein
r erscheinen läfst. Das Zeitalter ist sich seiner
der Liebe, ist sich des vor früheren Zeitaltern,
wir diese nämlich nach der Gesinnung, die sich
zen und Grofsen ihrer Literatur, Kunst und
te ausspricht, beurtheilen dürfen, es auszeich-
Vermögens, dem himmlischen Geiste der Liebe,
h die Sinnlichkeit ihn zu vertreiben, durch das
Moment einen Körper zu geben, und ihn mit
immung der Gattung in Einklang zu setzen,
theuren Gutes, als eines wichtigen Fortschrit-
n frühere Zeiten bewufst. Wer von uns
etzt noch zu behaupten wagen, dafs die luftige
Romantik des Mittelalters mit ihrer die Bestimmung
des Weibes und die wahrhafte Sittlichkeit der Ehe ver-
kennenden Apotheose der Frauen, oder dafs wohl gar
jene von Sokrates und Platon zwar im edlern Sinn ge-
fafste, aber so leicht in widrige Unnatur ausartende
Männerliebe der Griechen etwas Höheres, der Idee Ge-
mäfseres war, als was wir heut zu Tag Liebe nennen!
Die platonische Liebe, in welcher unter diesen Gestal-
ten, oder in welcher neuen durch den Genius einzelner
hochbegabter Individuen neu ausgeborenen Gestalt sie
auch auftrete, wird sich zu jener geistig verklärten, ein
sittliches Band für die Ewigkeit knüpfenden Ge-
schlechtsliebe immer zu verhalten scheinen, wie die
phantastischen Ideale des Jünglings zu der das Ideal
nur in der Wirklichkeit suchenden, und eben dadurch
die Wirklichkeit zum Ideal hinaufläuternden Einsicht
des gereiften Mannes, oder wie der mythische Götter-
und Heiligendienst im Heidenthum und im Katholicis-
mus zur Verehrung Gottes im Geist und in der Wahr-
heit des evangelischen Christenthums. — In diesem
Sinne kann es als bedeutsam erscheinen, wenn Bettina,
indem sie das, was ihr als Gemeinheit des Zeitalters
erscheint, anklagen will, wider ihren Willen sich zur
Anklage des geliebten Dichters fortgezogen sieht, der
in einem seiner edelsten und tiefsinnigsten Gebilde die
Tragödie der Liebe in diesem höchsten Sinne darge-
stellt hatte, wo sie, nicht zufrieden mit dem phantasti-
schen Glück, den ausschliefslichen Besitz des Geliebten
für diese Erde, und durch die Erde für die Ewigkeit be-
gehrt, eben durch dieses Begehren aber mit jener Sitt-
lichkeit in Conflict kommt, deren Gesetz für die Erde
aber nicht auch für die Ewigkeit gegeben ist. Bettina
meint, wer den Himmel besitzt, könne auch auf dieser
Erde der Erde wohl entbehren; aber sie vergifst, wor-
auf sie selbst in einem andern Zusammenhange (I.,
S. 265. II. S. 145.) so schön hingedeutet hat, dafs,
wenn auch durch Verläugnung des Irdischen der Him-
mel erworben werden kann, doch auf keine Weise die
Erde für den Himmel nur als ein Gleichgültiges und
Aeufseres geachtet werden darf.

In Erwiderung gegen diese Einseitigkeit, ja Unge-
rechtigkeit, welche die Stimmung des begeisterten Mo-
mentes in der hochsinnigen Jungfrau erzeugte, wäre es
nun an sich nicht eben zu verwundern, wenn die Zeit-
genossen ihrerseits auf ihrem, im Allgemeinen so wohl
begründeten Sinne beharrend, Bettinas eigenthümlichem

Wesen die Anerkennung versagen, und ihre Liebe, wie hin und wieder wohl schon solch mifsdeutender Argwohn sich geregt haben mag, für die krankhafte Zwittergeburt eines unklar und seiner selbst unbewufst aufgährenden Naturtriebes, und einer phantastischen, in Selbsttäuschung befangenen Einbildung halten wollten. Dies, sagen wir, wäre die abstracte Consequenz der in unserm Zeitalter bisher zu immer ausschliefslicherer Gattung, und zur Verdrängung fast sogar des Gedächtnisses früherer Denkweisen und Zustände hindurchgedrungenen Ansicht der Liebe; und wir zweifeln auch nicht, dafs Viele, — jene finsteren Moralisten, die auch für die Geschlechtsliebe nicht den ästhetischen, sondern nur den moralischen Gesichtspunkt gelten lassen wollen, ohnehin — in diesem oder ähnlichem Sinn über die, eben so holde, als hehre Erscheinung den Stab brechen werden. Aber die Aufnahme, welche dies Buch bei den Freisinnigen und edel Gebildeten gefunden hat, zeigt, dafs das Zeitalter reif ist, auch diese letzte Einseitigkeit abzustreifen und den ächten Gehalt, auch wenn er sich in Formen kund giebt, die nicht, und mit Recht nicht die eigentlich typischen für den Genius des Zeitalters sind, anzuerkennen. Weit entfernt aber, dafs in diesem Acte der Gerechtigkeit der Geist des Zeitalters Bettinens Genius beschämte, oder sich ihm an Weisheit und Einsicht überlegen zeigte, so dürfen wir behaupten, dafs er auch hier den letztern für seinen Meister erkennen mufs. Der gesammte Lebensgang der edlen Frau hat bewiesen, dafs sie die idealische Liebe, die ihrem Bewufstsein das Herrlichste und Schönste war, da, wo es galt, gar wohl den sittlichen Forderungen und Pflichten des Lebens unterzuordnen, ja zu opfern wufste. Sie hat ausdrücklich dadurch die höhere Berechtigung der Sitte unserer Zeit, und mit der Sitte auch des Begriffs, der Idee, aus welcher die Sitte geflossen ist, anerkannt, dafs sie von dem Augenblicke an, wo eine höhere Pflicht sie band, jener idealischen Liebe, die ihr Busen wie die Folge gezeigt hat, dennoch treu bewahrte, nicht gestattete, auf eine Weise sich zu äufsern, die in die sittliche Gestaltung ihres Lebens, wäre es auch nur für die Meinung der Welt, störend hätte eingreifen können. Durch diese Entsagung, durch diese dem sittlichen Geiste des Zeitalters freiwillig dargebrachte Huldigung hat sie es [illegible] dafs jetzt die Anerkennung, die Huldigung, die [illegible] Zeitalter ihrem Genius und ihrer Liebe zollt, nicht [illegible] ein halb unverdientes, nur durch die Gewalt ihres T[illegible] lentes erstürmtes Geschenk, sondern dafs sie als [illegible] gutes, wohlerworbenes Recht erscheint.

Der Gegensatz, den wir zuvor zwischen Bettin[illegible] Gesinnung und der Gesinnung des Zeitalters gem[illegible] mufsten, ist also in der That entweder schon versö[illegible] oder auf dem Wege der Versöhnung begriffen. [illegible] dürfen es wagen, von Bettinens Liebe zu Goethe als von einer, von dem, was das Zeitalter sonst L[illegible] nennt, zwar abweichenden, aber doch als von [illegible] solchen Erscheinung zu sprechen, die nicht [illegible] wie die eigentlich oder im engern Sinn sogen[illegible] Liebe, ihren Grund, ihre Beglaubigung in einer [illegible] benen Gesetzmäfsigkeit des Genius hat. Es war [illegible] Liebe nicht, und sie sollte nicht sein, eine solche, wie die Liebe des Weibes zu dem Manne, dem [illegible] ganzes Selbst hingiebt, und durch den sie ihre [illegible] Bestimmung, die mütterliche, erreicht, eine das L[illegible] in seinem ganzen Umfang ausfüllende. Aber sie[illegible] halb für eine unwahre, für eine, im gemeinen Sin[illegible] Wortes eingebildete erklären wollen, würde von [illegible] durch nichts zu rechtfertigenden Befangenheit [illegible] wenn auch, richtig verstanden, der Ausspruch, da[illegible] aus dem Geiste vielmehr, als aus dem Herzen [illegible] und durchweg den Charakter der Phantasie der [illegible] tung trägt, seine volle Wahrheit hat. So sehr [illegible] scheinung, die zur Dichtung, zum herrlichsten [illegible] werk ausgeprägte Gestalt dieser Liebe, dem [illegible] ellen Genius der Verfasserin angehört, die [illegible] sie als einen der seltensten und aufserordentl[illegible] Geister, würdig den ersten Dichtern und schöpfer[illegible] Genien aller Zeiten zur Seite stehend, kennen [illegible] so ist die Empfindung, der Seelenzustand, den [illegible] stellend und dichtend in sich selbst erlebt, doch dergestalt einzig und nur ihr eigenthümlich, dafs in andern Sterblichen durchaus nichts Aehnliches Verwandtes sollte finden, dafs er sich in keinen [illegible] griff, in keine allgemeine Vorstellung, der auch [illegible] persönlichen Erfahrung Anderer ein Thatsächliche[illegible] spricht, sollte fassen lassen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 85.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

November 1835.

he's Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem nkmale. Drei Theile.

(Schlufs.)

s bedurfte nur eben in unserer Zeit eines so aufser- lichen Talentes, einer so gewaltigen Dichtergabe, um efühle, dem liebenden Drange, der in schwankender :ifsheit und fast sich vor sich selbst verbergend un- lich in Vielen aufkeimt, Namen, Gestalt und Be- ein seiner selbst zu geben. Wir wollen weder ein och einen Tadel gegen unser Zeitalter, sondern eben ı einfaches Factum aussprechen, wenn wir be- :h machen, dafs, was frühere Zeitalter besafsen, elleicht eine spätere, glücklichere Zeit, gereinigt, ;t, und mit den Forderungen wahrhafter Sittlich- e ehemals nicht selten dadurch verletzt wurden, klang gebracht, wieder gewonnen haben wird, ler unsrigen abgeht: eine Form, eine social und beglaubigte Gestalt, in der sich die unsinnliche, che Begeisterung, die sich an die Anschauung 'ersönlichkeit knüpft, in der sich, mit Einem die platonische Liebe auf würdige Weise aus- ı, und diejenige Befriedigung, deren sie einzig , in einer harmonisch entsprechenden, wenn :ht gleichartigen (auch nicht in dem Sinne, wie Geschlechtsliebe, gleichartigen) Erwiederung ihls von Seiten des geliebten Gegenstandes fin- ıne. Das Bedürfnifs, die Anlage zu solchen ıtigen Liebesbanden ist in der menschlichen er geistigen, ästhetisch-sittlichen, unleugbar vor- sie kann auch durch die geistig gesteigerte htsliebe, wohl zwar im Einzelnen, da wo diese ımten Individuen wirklich vorhanden ist, aber Ganzen, das heifst, weder in *allen* Individuen, den bestimmten Individuen zu allen Zeiten bens, namentlich *vor* dem Erwachen der Liebe des Geschlechtes nicht, verdrängt und ersetzt werden. Ein unendlich reicher und schöner Lebensinhalt geht heut zu Tage für Unzählige verloren, die jene Anlage besitzen, jenes Bedürfnifs empfinden, ohne aber, dafs in ihnen, wie in unserer Dichterin, die Schöpferkraft wohnt, die ihrem Gefühle die Gestalt giebt, in welcher es sich zu äufsern wagen darf, welche ihm von Seiten des Geliebten Erwiederung, von Seiten Anderer Anerkennung und Achtung, ja Theilnahme und Ehrfurcht sichert. In noch Anderen geräth jener Drang, wenn er sich, der Sitte und dem Bewufstsein des Zeitalters zum Trotz, dennoch Bahn brechen will, auf Abwege und Irrthümer; ja wir erblicken gar nicht selten dasselbe Gefühl, welches wir bei unserer Dichterin in der reinsten Glorie geistiger Schönheit strahlen sehen, in reich begabten, aber unlauteren Geistern zur widerwärtigen, sinnlichen Fratze verzerrt.

Nicht ohne Absicht gedachten wir hier jener Verirrungen des Zeitgeistes, zu denen in mehr als einer Hinsicht die Erscheinung Bettinens den directen Gegensatz bildet. Wir glauben es verantworten zu können, wenn wir zu behaupten wagen, dafs durch diese Erscheinung ein Problem entweder gelöst, oder seine Lösung, unmittelbarer und vollständiger, als fast durch irgend eine andere gleichzeitige Erscheinung, vorbereitet wird, welches unsere Zeit, vielleicht mehr als billig, beschäftigt, und in dieser Beschäftigung gar manche Ausschweifung und Thorheit veranlafst hat. Man sieht, dafs von dem Probleme über die geistige und sociale Bestimmung der Frauen die Rede ist, welches man, sonderbar genug, hin und wieder als das Problem einer Emancipation des weiblichen Geschlechtes zu fassen beliebt; — als ob der bisherige Zustand dieses Geschlechtes auch in der modernen, christlich germanischen Welt, einer Knechtschaft gleich zu achten wäre. Wenn irgend ein Weib, so darf in unserer

Zeit Bettina sich rühmen, nicht zwar, die Freiheit ihrem Geschlechte errungen, wohl aber, dafs das Geschlecht auch im geistigen Sinne frei, in jeder Beziehung dem männlichen ebenbürtig und, trotz des entgegengesetzten Scheines, auch thatsächlich ihm gleichgestellt ist, durch ihr Beispiel erwiesen zu haben. Was, bei ihrer geistigen Gröfse, sie so sehr vor vielen andern, hoch begabten Frauen auszeichnet, und zur Vollbringung des hohen, fast möchten wir sagen, welthistorischen Berufes geschickt macht, ist, dafs ihr Thun und Dichten, die eigenthümliche Schöpferthätigkeit ihres Genius, sich nicht nur negativ ganz innerhalb der Grenzen ächter Weiblichkeit hält, sondern auch positiv ausdrücklich solche Seiten des Geisteslebens ergriffen hat, in denen nur das Weib, aber nicht auf gleiche Weise auch der Mann, grofs und original sich erweisen kann. — Man hat neuerdings verkehrter Weise ein Moment der Unfreiheit, die angeblich in unsern socialen Zuständen auf dem Weibe lasten soll, darin gefunden, dafs das Weib der dem Manne zugestandenen Freiheit der Wahl in der Liebe entbehre. Ohne uns hier auf den, übrigens keineswegs schwer zu führenden, Beweis einzulassen, dafs auch in Bezug auf Ehe und eigentliche Geschlechtsliebe solches Entbehren nur ein scheinbares, aber mit Nichten ein wirkliches ist, wollen wir mit wenig Worten nur darauf aufmerksam machen, wie, wenn dennoch in jener Beziehung das Weib gegen den Mann in Nachtheil gestellt scheinen könnte, in Bettinen sich eine Wahlfreiheit anderer Art, ein Vermögen geistiger Hingebung, unbedingter idealer Versenkung in das Bild des geliebten Gegenstandes und verklärter Wiedergeburt des ganzen Selbst durch dieses Bild offenbart, dergleichen dem Manne kaum vergönnt sein dürfte, da es in dessen Bestimmung liegt, dafs stets das Höchste ihm ein Gestaltloses bleibe, die wechselnden Gegenstände seines Interesses und seiner Beschäftigung aber durch das Gesetz, durch die Nothwendigkeit dieser gestaltlosen, übersinnlichen Idee gegeben seien. — Hat man auf andere Weise das Weib gegen den Mann zurückgesetzt gemeint durch die Ausschliefsung von der eigentlich wissenschaftlichen und künstlerischen Thätigkeit, und ist in unsern Tagen jenes Verlangen nach einer vermeintlichen Emancipation der Frauen ausdrücklich auch auf die Theilnahme derselben an jenen bisher meist dem Manne vorbehaltenen Beschäftigungen, Thätigkeiten und Genüssen gestellt worden: so kann auch hier die grofsartige Erscheinung Bettinens dienen, dieses Verlangen zunächst zwar zum richtigen Verständnisse seiner selbst zu bringen, sodann aber, aus dem Grunde dieser Verständigung, es nicht nur als erfüllbar, sondern als wirklich schon erfüllt zu zeigen. Der Gegensatz nämlich, der hier allerdings zwischen beiden Geschlechtern durch die Natur selbst gesetzt und zur festen, nicht ohne gewaltsame Verkehrung des Wahren und Rechten überschreitbaren Bewegung der beiderseitigen geistigen Anlage und der Totalität ihres Charakters ausgeprägt ist, ist jener selbe, den wir eben bezeichneten, und in Bettinen so rein und klar, wie selten in einer so mächtig die Grenzen des Gemeinen und das gewöhnliche Mittelmafs der Bildung überschreitenden Erscheinung, dargestellt [...]. Dem Weibe kommt das *Sein* zu, wo dem Manne das *Werden*, das *Wissen* und das *Handeln* zukommt. [...] Schöpferkraft des Weibes kleidet sich auch geistig in die Gestalt der Empfängnifs, und wird zur zweiten Geburt ihres eigenen, durch die Idee, welche sie in der sinnlich verklärten Gestalt des Geliebten in begeisterter Anschauung (die eben nichts anders als jene Schöpferkraft selbst ist) sich gegenüberstellt, aus der schönen leiblichen Hülle befreiten, einem Schmetterlinge [...] dem Lichte entgegenflatternden Selbst; während die Schöpferkraft des Mannes befruchtend und zeugend im eigentlichern Sinne, den Saamen des Geistes, sei es der Abstraction und dem wissenschaftlichen Begriffe, [...] dem Naturdasein und der künstlerischen Objectivität übergiebt und dort ihn, getrennt von seinem Selbst, von seiner Persönlichkeit, aufkeimen und zur selbständigen Gestalt sich entfalten läfst. Wie daher im [...]lichen Leben die ganze Bestimmung des Weibes [...] der Liebe des Geschlechtes hängt, und ihr durch [...] eine Bahn sittlicher Thätigkeit und Befriedigung [...]net wird, die mit Recht für vollkommen gleich [...] würdig mit der Thätigkeit des Mannes im Staate [...] in der bürgerlichen Gesellschaft gilt: so darf man [...] zu behaupten sich unterfangen, dafs auf dem G[...] des idealen Lebens die rein geistige, die platonische Liebe dem Weibe die Stelle dessen vertreten [...] vertreten soll, was dem Manne die selbstthätige Beschäftigung mit der Kunst, mit der Wissenschaft i[...]

Wiederholt haben wir im Vorhergehenden

nens Briefen so gesprochen, dafs wir sie als Dich- als Kunstschöpfung zu bezeichnen wagten. Briefe hl als Tagebuch sind sämmtlich in einer Stim- geschrieben, deren sich die Schreiberin als ei- egeisterten, durchaus von der Idee eingegebenen st ist. Der Zweck ihrer Abfassung ist nicht ufserlicher, nicht eine Mittheilung der Art, in er Rede und Schrift nur als das äufsere, an sich gültige Mittel dienen. Das Verhältnifs, welches en Goethe und Bettina besteht, ist kein solches, s zu freundschaftlichen Mittheilungen im engern igentlichen Sinne veranlassen oder berechtigen ; das heifst eben zu solchen, in denen die Mit- g nur um des Mitgetheilten willen ist, sei es afs letzteres in äufsern Begebenheiten und That- , oder, dafs es in Gedanken und Empfindungen s. Nicht im Alltagsgewande, nicht im Haus- achtkleide darf sich Bettina dem Geliebten zei- ie tritt nie anders, als im festlichen Schmuck , und auch vor den Spiegel, um mit sich selbst edung zu pflegen, tritt sie in demselben Festge- ; denn überall, wo sie mit sich selbst allein ist, auch der Geliebte mit ihr. — Möge daher Nie- diese Briefsammlung mit demselben Sinne, mit en Erwartungen oder Anforderungen zur Hand , mit denen er sonst wohl Briefwechsel, Con- n oder Selbstgespräche interessanter Persön- en zu lesen pflegt. Einem Solchen könnte es egegnen, dafs ihm beträchtliche Theile dieser ng, vielleicht gerade die reichsten und schön- inhaltsarm oder interesselos erschienen; un- vie, wer ein Mahl von derber Hausmannskost seinen Hunger nicht gestillt fände, wenn man Nektar und ambrosischer Götterspeise bewir- llte. Hiermit ist jedoch nicht etwa dies ge- Bettina's Gedanken in der stoff- und körper- gion eines überirdischen Jenseits schweben. zeigt sie sich auch hierin recht eigentlich als , dafs alles, selbst das Geistigste, ihr zum r sinnlichen Gegenwart und Anschauung n ihrem kindlichen Geiste liegt, wie in ste des wahren Künstlers, oder des zum er Forschung hindurchgedrungnen Philoso- e ganze Welt beschlossen. Die Gegen- n Gestalten der äufsern Welt, dienen ihr nur, den Reichthum ihres Inneren zu entfalten und aufzuschliefsen; aber was sie aus dem aufgeschlossenen Inneren hervorzieht, wird selbst sogleich zur Gestalt, zum lebensvollen, anschauungsreichen Gegenstand. Sie lebt in der grofsen sichtbaren Natur, sie verkehrt mit dieser Natur wie mit Geistern, die ihren eigenen Geist empfinden und verstehen; sie vernimmt und empfindet mit gleicher Reinheit und Tiefe ihre leisesten, wie ihre mächtigsten Züge, und weifs sie durch Worte mit einer Zartheit und Lieblichkeit, mit einer Kraft und Hoheit wiederzugeben, die in wenig Dichterwerken aller Zeiten ihres Gleichen hat. Nur zur Historie, zum zusammenhängenden Bericht eines äufsern Thatbestandes oder eines vorübergegangenen, zur Vergangenheit gewordenen Seelenzustandes bringt sie es nie und nirgends; denn was sie auch, oder wie sie es zu schildern unternimmt, allenthalben drängt sich, ihr selbst unbewufst, der dichtende Genius ein, und giebt statt der äufseren Wirklichkeit die geistige Wahrheit, statt der Vergangenheit des Zeitlichen die Gegenwart des Ewigen. Am nächsten kann dieses ihr Thun, diese fortwährende dichterische Selbstbespiegelung und Selbstverklärung im Universum des Geistes und im Bilde des Geliebten der Weise lyrischer Dichtung verwandt scheinen; und wirklich sehen wir, wie ein Theil ihrer Mittheilungen von Goethe fast wörtlich in die gebundene Rede dieser Dichtart übertragen wird. Dem lyrischen Charakter thut es keinen Eintrag, wenn Bettinens Mittheilungen zum bei weitem gröfseren Theile sich vielmehr in der Sphäre der Idee und des höheren Geistes, als in jener des Gemüthes und der sonst rein menschlich genannten Zustände und Empfindungen bewegen. Denn mit Unrecht beschränkt man die Lyrik nur auf diesen letztern Kreis, da vielmehr dieser Kunst die höchsten Regionen der Geisterwelt, insofern nämlich auch ihr Inhalt in Bild und anschaulichen, klar bestimmten und symbolisch bedeutsamen Ausdruck gefafst werden kann, nicht verschlossen sind. Dennoch ist, was Bettina giebt, sowohl mehr als auch weniger als eigentliche Lyrik: weniger, insofern das Einzelne mit der gebundenen Rede zugleich auch jener Geschlossenheit und objectiven Verständlichkeit als Einzelnes entbehrt, welche das lyrische Gedicht erst zum eigentlichen Kunstwerk macht; mehr, insofern es sich inniger, als solche Gedichte es vermöchten, zum Ganzen zusammenschliefst, und das

Ganze eine zugleich reinere und vollständigere Offenbarung, als je ein Kunstwerk es war, der Persönlichkeit, des lebendigen, persönlichen Genius der Verfasserin ist.

Welch eine Fülle himmlischer Weisheit, (nach Schellings, II, S. 86. berichtetem Worte, „unbewufster Philosophie") in dem Buche enthalten und durch dasselbe ausgegossen ist, bedarf nach diesem Allem keiner weitern Darlegung oder Anpreisung. Seitdem die Welt steht, war es Wenigen vergönnt, sie mit so reinem und klarem, und doch zugleich so unendlich tiefem Kindesauge anzuschauen, wie unserer Dichterin. Zwar der Schmerz des Lebens, die schmerzlichen Tiefen des in sich selbst zerfallenen und mit sich selbst ringenden Bewufstseins sind ihr fremd; schuldlos und engelrein, so weit es der Mensch zu sein vermag, von dem Genius des Lichtes und der Freude ins Leben geführt, kennt sie weder Kampf noch Qual, und die Trauer und das Leid der Erde ziehen selten und rasch als dunkle Schatten an der klaren und sonnenhellen Spiegelfläche ihres Inneren vorüber. Hiernach ist einzugestehen, dafs ein reicher Quell tiefer und umfassender Lebenserfahrung, wie solcher z. B. in den Mittheilungen einer abgeschiedenen, genialen und hochberühmten Zeitgenossin fliefst, für Bettinen verschlossen bleibt. Aber gerade dann werden wir der Göttlichkeit jener Weisheit erst recht inne, wenn sie, die von andern Sterblichen mühevoll und schmerzlich errungene, hier einmal, unmittelbar und ungeboren, wie Pallas aus Jupiters Haupt, in frischer Kindesgestalt dem erstaunten Blicke entgegentritt. Wenn, nach dem Ausspruche eines grofsen Denkers, die Bildung der Frauen „man weifs nicht wie, gleichsam durch die Atmosphäre der Vorstellung, mehr durch das Leben als durch den Erwerb von Kenntnissen" erfolgt: so möchte man von Bettinen fast überdiefs sagen, dafs sie ihren Ideenreichthum, ihre Philosophie nicht einmal aus dem Leben, nicht einmal aus der sie regelmäfsig im Leben umgebenden Atmosphäre der Vorstellung, sondern dafs sie ihn geradezu aus dem Himmel oder von den Göttern hat. Ihre Weisheit ist ein Räthsel, dessen Lösung man versucht sein könnte, nur in Platons Hypothese zu suchen, dafs sie aus einem vorirdischen Leben stamme. Aber fast eben so wunderbar, als die Gedanken selbst, ist der Ausdruck dieser Gedanken. In vieler Nachlässigkeit, ja Unerfahrenheit und Unwissenheit in Aufsendingen trägt derselbe in allem Wesentlichen das Gepräge des Classischen: die reinste Enthaltsamkeit von überflüssigem Beiwerk und Wortgepränge bei der üppigsten Fülle der zuströmenden Bilder und Wendungen, die prägnanteste Kürze und Bündigkeit bei dem im volltönendsten melodischen Rhythmus dahin wogenden Redeflufs. Vor allem aber unsere höchste Bewunderung erweckt die Sicherheit, die gediegene Stetigkeit des Grundtons, mit welchem jene bunte Mannigfaltigkeit dichterischer Gestaltenbildung, jene durch einen Zeitraum mehrerer Jahre hindurch fortgeführte, mit einem kaum übersehbaren Reichthum gegenständlicher Anschauungen und heiterer Schilderungen durchwobene Folge von Liebesreden und Gefühlsergüssen, unabsichtlich und ihr selbst unbewufst zu einer Einheit, die der organischen Einheit eines Kunstwerkes gleicht, verschmolzen sind. Sie hat ihres Gleichen nur in dem gleich bewundernswerthen Instinct, welcher im Leben selbst Bettinen das ihr Gemäfse suchen, finden und sich zueignen, welcher sie (man denke statt alles Andern an ihr Verhältnifs zu Goethe's Mutter) grofsartige und tief gehaltvolle Persönlichkeiten auf eine Weise in den Kreis ihres Lebens, ihres Liebens und Dichtens hereinziehen lehrte, dafs, nicht deren nur uns dichterisch zurückgespiegeltes Charakterbild, sondern dafs das eigene, unmittelbar lebendige Selbst dieser Personen uns jetzt als ein organisches Moment in dem wunderbaren Drama von Bettinens Liebesleben und Liebesdichtung entgegentritt.

C. H. Weifse.

№ 86.

Jahrbücher für issenschaftliche Kritik.

November 1835.

LXIX.

rçu des entreprises des Mongols en Georgie ! en Armenie dans le XIIIe siècle, traduit : l'armenien, publié et accompagné de notes ır M. Klaproth. Paris, 1833. 8.

Herr Klaproth hat uns in vorliegendem Schriftchen nals einen dankenswerthen Beitrag zur Aufhellung ler Stellen der Geschichte durch Benutzung unbe- :er Quellen gegeben. Auf seiner Reise nach dem asus mufsten ihm an vielen Orten Spuren der tata- :n Verwüstungen begegnen, welche ihn veranlafs- lieselben geschichtlich zu verfolgen; und so konnte n nicht unbekannt bleiben, wie wichtig in dieser hung die Literatur der Armenier sein müfste. , wiewohl diese Nation nur selten thätigen An- ın den universalhistorischen Begebenheiten nahm, ielleicht nie dergleichen herbeiführte: so kam sie wegen ihrer Lage in häufige Berührung mit den- , und ihre Literatur, ob sie gleich erst seit der ırung des Christenthums im 4ten Jahrhundert be- (da alles Heidnische mit fanatischem Eifer ver- : wurde), bietet uns doch von dieser Zeit an bis e neueste eine fast ununterbrochene Reihe von schen und andern gröfstentheils theologischen :n. Denn fast alle ihre Autoren waren Theolo- nd wie ihre ganze Bildung durch das Christen- bedingt und herbeigeführt ward, so nahm auch eschichtserzählung meist einen durchaus theolo- ı Charakter an, und ein theologischer Pragmatis- ınlich dem der historischen Schriften des A. T. ert fast überall hindurch. Wenn nun gleich ihr tellerischer Werth, wie ihre Darstellung sehr ver- n ist, so haben sie doch insgemein den Vorzug lern morgenländischen Scribenten, dafs sie, mit n Ausnahmen, genauer, einfacher und weniger tig in ihrer Erzählung, und, wenn auch hier und da nicht ganz frei von Uebertreibungen, doch im Ganzen bei weitem glaubwürdiger erscheinen. Gewifs wird durch sie noch manche Lücke in der politischen und kirchlichen Geschichte des Mittelalters ausgefüllt werden; und schon verdanken wir den unablässigen Bemühungen der ehrwürdigen Väter von S. Lazzaro die Bekanntmachung mehrerer ihrer bedeutendsten Schriftsteller in kritisch berichtigten Ausgaben.

Abgesehen von den theologischen Werken und armenischen Uebersetzungen verloren gegangener oder doch nur noch in Fragmenten vorhandener Werke des Alterthums, unter denen ich nur die Chronik des Eusebius erwähne, erschien daselbst zuerst das Geschichtswerk des Lazarus Farpensis im J. 1793, geschrieben gegen das Ende des 5ten Jahrhunderts, welches, als Fortsetzung des Agathangelos und Faustos von Byzanz mit dem J. 388 p. Chr. beginnt, und die Begebenheiten bis zum J. 485 p. Chr. verfolgt, mithin einen Zeitraum von 97 Jahren umfafst. Dieser, so klein er auch erscheinen mag, ist doch reich an grofsen Ereignissen, unter denen insbesondere zwei für die Armenier von der gröfsten Wichtigkeit sein mufsten; ich meine 1) die Erfindung des Alphabets durch Mesrops und die darauf erfolgte Uebersetzung der Bibel zu Anfang des 5ten Jahrhunderts, wodurch eine genauere Bekanntschaft mit den Griechen und ihrer Literatur, so wie die Uebersetzung vieler anderer, theils griechischer, theils syrischer Werke veranlafst, und das goldne Zeitalter der armenischen Literatur und Sprache, welches in dieses Jahrhundert fällt, herbeigeführt ward; und 2) in politischer Hinsicht den heldenmüthigen Glaubenskampf der christlichen Armenier mit den zoroastrischen Persern in der Mitte dieses Jahrhunderts. Letzterer ist auch der Gegenstand eines besondern Werkes des Eliseus (*Jeghifchè*), eines ältern Zeitgenossen des Lazarus, ebenfalls in S. Lazzaro 1828 gedruckt, welches sowohl wegen der Klassicität des Ausdrucks, als auch

wegen des pragmatischen Geistes, mit dem es geschrieben, den besten Historikern des Alterthums an die Seite gesetzt werden kann. Endlich erschien, mit Uebergehung des Moses Chorenensis, daselbst im J. 1832, aufser einer doppelten Geschichte der Provinz Taron, von Zenob, Bischof und Abt des von ihm benannten Klosters Glak im 4ten Jahrhundert, einem Schüler Gregor's des Erleuchters, ursprünglich syrisch geschrieben, und dann gleichzeitig ins Armenische übersetzt, und von Johann dem Mamikonier (einem berühmten Geschlechte des armenischen Adels) im 7ten Jahrhundert, welche bis zu dem Jahre 640 p. Chr. reicht, noch der seiner Person, wie der Form und dem Inhalt seines Werkes nach räthselhafte Faustos von Byzanz, Schriftsteller des 4ten Jahrhunderts, welcher die Geschichte des Agathangelos bis zum J. 390 p. Chr. in einem etwas verworrenen Stile mit fabelhaften Erzählungen untermischt, fortführt. Zugleich verdient noch erwähnt zu werden, dafs eine neue kritische Ausgabe des Agathangelos, Geheimschreibers bei dem Könige Terdat dem Grofsen, enthaltend die Biographieen des Königs und des Gregorius Photistes nebst den gleichzeitigen Begebenheiten (schon früher zweimal aber sehr fehlerhaft und verunstaltet zu Constantinopel im J. 1709 und 1824 gedruckt) von den ehrwürdigen Vätern dieses Klosters schon völlig vorbereitet ist.

Allein alle diese Autoren zusammengenommen bilden nur einen kleinen Theil von den historischen Werken, welche noch in Bibliotheken vergraben liegen, und deren Druck durch einen andern, welchen die Nation zu erleiden hat, vielleicht für immer verhindert bleiben dürfte. Um so mehr verdient das grofse Geschichtswerk des gelehrten Mechitharisten Michael Tschamtschean (Geschichte der Armenier, Venedig 1784. 3 Voll. 4.), dem wir auch noch 2 treffliche Grammatiken verdanken, unsere vollste Anerkennung; indem er uns darin eine, fast möchte ich sagen, unerschöpfliche Fundgrube für die Geschichte seiner Nation nicht allein, sondern auch der mit derselben in Verbindung kommenden Völker und Ereignisse hinterlassen hat. Einen kleinen Abschnitt daraus, betreffend die Unternehmungen der Mogolen in Armenien und den benachbarten Ländern, während des 13ten Jahrhunderts, hat uns Hr. K. in vorliegendem Schriftchen mitgetheilt. Bei seinem Aufenthalte in Tiflis liefs er sich denselben von einem dasigen Armenier ins Russische übersetzen; und wir verdanken dem gelehrten Hrn. Herausgeber [...] der Mittheilung in französischem Gewande nach [...] Zugabe von geschichtlichen und geographischen No[...] und aus einer andern russischen Uebersetzung des [...] richt des armenischen Historikers Kirakos (Cyriac[...] über die Reise des Königs Hethum I. an den [...] Chans, welcher p. 24—41 eingeschoben ist. Ueber [...] sen Theil der Schrift müssen wir uns leider alles [...] theils enthalten, da wir den armenischen Grundtext [...] von nicht haben erlangen können. Was aber die Na[...] richten aus Tschamtschean anlangt, welche jener Ar[...] nier in einem wörtlichen Auszuge mitgetheilt [...] will, so können wir darin nur ein ungenügendes Ag[...] gat von Bruchstücken erkennen, welches des Interes[...] ten und Wichtigen viel wegläfst, und selbst nicht [...] von Unrichtigkeiten ist.

Es sei uns nun vergönnt, aus dem, was Tsch[...] den 3 gleichzeitigen Geschichtschreibern Kirakos [...] lakhia und Vardan darüber berichtet, so weit [...] Raum verstattet, das Fehlende in unserer Schrift zu [...] gänzen, und das Fehlerhafte zu berichtigen. Ung[...] vermissen wir zuvörderst das treue Bild, welches T[...] aus Kirakos (*tom. II. p.* 205 *sq.*) von den Mog[...] und ihren Sitten giebt, so wie auch die genaue [...] der verschiedenen Berichte über Dschingischan und [...] Nachfolger, welche wir bei demselben p. 411—16 [...] Hr. K. hat uns dafür einige Hauptdata aus der [...] schichte Georgiens p. 3—7 gegeben, und knüpft [...] die Erzählung von dem ersten Einfall der Mogolen [...] bei die Flüchtigkeit des Uebersetzers sogleich in [...] Augen springt. Er sagt davon *p.* 7. *La premi[...] vasion — eut lieu en* 1226. *Alors Sabada [...] qui poursuivait le sultan de Kharizm Djelaled[...]* Bei Tsch. steht zuvörderst die Jahrszahl 1220 [...] 1226) am Rande, und im Texte heifst es: W[...] Dschinkischan den Dschalaladin verfolgte, rifs sich [...] bahad oder Sabata pahatur (über die verschiedene Sch[...] art siehe weiter unten) von ihm los, und wandte [...] mit einem Heere nach Albanien und Georgien, [...] Menschen und Vieh, mit Ausnahme der Pferde, [...] ging aber gegen Ende des Herbstes in seine La[...] stätte zurück. Im nächsten Frühjahr ging Georg [...] der König Georgiens mit den beiden Fürsten [...] seinem Sparapet (i. e. Oberfeldherrn) und Vahram, [...] Herrn von Schamkhor, den wieder einbrechenden [...] golen entgegen. Fälschlich steht hier bei Hrn. K. [...]

roi de Georgie — et ses sbarabeds Jvané et Va-
, princes de Chamkhor etc. Der König und Jvané
len geschlagen, aber Vahram trug einen vollständi-
Sieg davon. — Im J. 1232 sandte Hokhatha chan
ahlloses Heer unter Anführung des Tscharmaghan
ie Gegenden mit dem Befehle, Alle, die sich frei-
unterwerfen würden, zu schonen, alle Andern aber
hren Besitzungen zu vernichten. (Letzteres fehlt
Irn. K.) Sie kamen im J. 1233 bis in die Ebene
an, wo sie Winterquartiere hielten, und bemäch-
sich im folgenden Jahre eines grofsen Theils von
ien. Im J. 1235 eroberten sie die Stadt Gauzak,
en sich hierauf abermals in ihre Winterquartiere,
ilten daselbst durch das Loos die Länder unter
und trennten sich nach einem Stillstand von 20
ten nach verschiedenen Seiten hin. Tscharmaghan
Anführer der ersten Kolonne (bei Hrn. K. Tsch.,
mmandait le corps le plus puissant), und lagerte
238 am See Gegham; Ghatagham nahm die Ge-
von Getabaks (in der Uebersetzung p. 11 „*Ke-*
ou", wohl aus der Genitivform, welche bei Tsch.
genommen) und Vardanaschat (nicht Varsana-
Malar eroberte Schamkhor etc. Dschola, der Bru-
s Tscharmaghan eroberte in dem Lande Artzach,
Festung Chatschen war, viele Ortschaften. (In
bers. *Djola — entra dans le pays d'Artsach, et*
fort de Khatchen). Tschaghada belagerte und
e die Stadt Lorri, und bemächtigte sich dann der
in den nahegelegenen Provinzen Georgiens. Avag,
hn des Jvané mufste sich den Mogolen unter
la ergeben, und erhielt von Tscharmaghan seine
ngen wieder. Seinem Beispiele folgten unter
n Begünstigungen noch die Fürsten Vahram und
, welche bei der Belagerung und Eroberung der
ni im Gefolge des Tscharmaghan waren.

folgt nun in der Uebers. *Les Mongols s'emparè-*
Garouts. Dieser Name ist so undeutlich gege-
ifs selbst der gelehrte Hr. Herausgeber densel-
ht wieder erkannt zu haben scheint, da er sonst
nicht unterlassen haben würde, ihn näher zu be-
n. Es ist das bekannte Kars, dessen Name nach
dschean „Geographie von Grofsarmenien" *p.*
ursprünglich georgisch aus dem Genitiv *Karis*
rtes *Kari i. e. porta* entstanden ist. Dieses
ıer ward von den Armeniern als eine (nur selt-
vorkommende) Endung des Nom. plur. angesehen,
und daher als ein *Plurale tantum* im Gen. *Karutz*
flectirt. Da es nun bei den Armeniern (*cf.* die gröfsere
Grammatik von Avetikhean vom J. 1815 §. 845. p. 333.)
verstattet ist, die Ortsnamen neben den Ortsbezeichnun-
gen in den Genitiv zu setzen: so geschah dies auch
hier öfter bei den spätern Autoren; und endlich konnte
man wohl auch die Form *Karutz* selbst für einen No-
minativ ansehen, was in dieser Sprache um so leichter
geschehen konnte, da, wie wir nächstens an einem an-
dern Orte ausführlicher darthun werden, die Genitiv-
Endung hier bei der Wortbildung eine so wichtige Rolle
spielt. Doch, so viel uns bekannt ist, findet sie sich
nur in Verbindung mit der Ortsbezeichnung, und ist
auch in die Volkssprache nicht übergegangen, da wir
sie sonst gewifs bei Jndschidschean „Geographie von
Asien" *tom. I. p.* 120 finden würden. Wir müssen da-
her diese Benennung durchaus verwerfen, und sie ent-
weder der Unwissenheit oder einer ungeschickten Ver-
bindung armenischer Flexion mit russischer Construction
von Seiten des armen. Uebersetzers zuschreiben.

Kurz darauf starb Tschaghada, und Tscharmaghan
erkrankte; der Letztere erholte sich zwar wieder, blieb
aber stumm. (Bei Hrn. K. steht *p.* 12. *Le general*
Tchaghata, et peu après Tcharmaghan, moururent.)
Diese Beiden allein hatten die andern Befehlshaber im
Zaum gehalten, welche nun mit verdoppelter Grausam-
keit die Armenier drückten. Einer derselben, Dscodsch-
bugha, ging einst zu Avag; und, da dieser zögerte ihm
entgegenzukommen, so hieb er ihn mit der Peitsche,
die er am Gürtel trug, um den Kopf herum. (Bei Hrn.
K. lesen wir dagegen: *Celui-ci (sc. Avag) vint au-devant*
de lui, mais comme il ne saluait pas assez profondé-
ment, Djodj pougha le frappa de son étrier (!). Der
Grofschan durch Avag hiervon benachrichtigt, erneuerte
darauf den Befehl, von den armenischen Grofsen nichts
als den ihnen auferlegten Tribut zu verlangen. Dies
verschaffte ihnen einige Erleichterung, und bald hörten
auch durch Vermittelung eines gelehrten Syrers die
Christenverfolgungen auf.

Als der Grofschan im J. 1242 erfahren, dafs Tschar-
maghan stumm geworden, gab er seinen Befehlshabern
in Armenien den Auftrag, einen Andern zu ihrem Ober-
haupt zu ernennen; und diese erwählten durch das Loos
den Batschu. (Hr. K. hat hier *p.* 14. *Lorsque le roi*
apprit la mort de Tscharmaghan. Obgleich dies falsch
übersetzt ist, so stimmt es doch zufällig mit der An-

gabe überein, welche wir in dem Auszuge des gröfsern Geschichtswerks von Tschamtschean, im J. 1811 zu S. Lazzaro gedruckt, p. 330 finden; der Zusammenhang lehrt, dafs es nicht daraus entnommen sei.) Dieser neue Befehlshaber erstürmte und verwüstete Karin i. e. Erzerum, weil die Bewohner im Uebermuthe seine Gesandten und Truppen verhöhnt hatten. (Die Worte bei Hrn. K. *p.* 15. *Le siège fut long* stehen nicht im Texte, und zu den Worten: *il n'y eut que quelques chrétiens d'épargnés* war hinzuzusetzen, dafs diese zu Sclaven gemacht, aber von Armeniern wieder losgekauft wurden.) Hierdurch gereizt, zog der Sultan von Jconium, Chiathatin (Gaiath-eddin) ihm mit einem wohlgerüsteten Heere entgegen, aber Batschu, welcher hierbei wie in den folgenden Kämpfen aufser Tapferkeit und Muth auch viele Umsicht und Verschlagenheit entwickelte, schlug ihn aufs Haupt. (Bei Hrn. K. finden wir hier und in dem Nächstfolgenden immer nur die Resultate kurz und unvollständig angegeben; die interessanten und wichtigen Nebenumstände, welche wohl auch in diesem Auszug aufgenommen zu werden verdienten, sind leider ganz weggeblieben.) Dieser Batschu, und Bathu, der Fürst des Nordens, Enkel des Dschinkischan, suchten die wegen ihrer Schönheit berühmte georgische Königin Ruzudan in ihre Gewalt zu bekommen. Sie schickte dem Letztern, vor dem sie sich am meisten fürchtete, ihren Sohn David als Geifsel zu, und vergiftete sich. Batschu erzürnt, beschlofs einen andern David, Sohn des Gorg Lascha, und rechtmäfsigen Erben, zum König von Georgien zu ernennen; aber Bathu begünstigte den Sohn der Ruzudan. Der Grofschan bestimmte, dafs zuerst Vahram ul David, der Sohn des Lascha, regieren, und dafs nach ihm der Sohn der Ruzudan das Reich ererben solle. Dieser begab sich in die Festung Usaneth, wo er als ein zweiter König residirte. (In der Uebersetzung lautet es *p.* 20. *Le grand roi décida, que Vahram oul David serait d'abord premier roi, que le fils de Roussoudan lui serait subordonné, et qu'il regnerait dans la forteresse d'Ousaneth.*

Tsch. erzählt hierauf p. 244: Unter der Regierung des Giuk waren die Söhne des Dschinkischan, welche als Unterkönige verschiedener Provinzen herrschten, gestorben, und ihnen wieder ihre Söhne gefolgt. Batu hatte die Herrschaft über die Nordländer, Mavar über die Uzbeken; und über die Hüthajer (!), über Chorasan und die umliegenden Völker herrschte Sarchan, die Wittwe des Thule od. Tuli, mit ihrem erstgebornen Sohne Mango, dem seine 3 Brüder Ghupila, Hulau und Arichbugha zur Seite standen. Als nun im J. 12.. Giuk kinderlos gestorben war, versammelten sich ... Verwandten und Befehlshaber, um ihm einen Nachfolger zu erwählen. Die Wahl fiel auf Mango, worauf die Grofsen des Reichs sich wieder auf ihre Posten begaben. (Bei Hrn. K. lesen wir nun *p.* 21: *En* 1251, *... ouk mourut, et Mankoï lui succéda*, wobei zu bemerken, dafs nicht Mankoï, sondern Manko od. Mango zu lesen ist; denn der auf das *o* folgende Buchstabe, welcher in der Mitte allerdings wie *j* od. *i* gesprochen wird, steht am Ende nur als Träger des vorhergehenden Vocals, und zwar nur nach *a* od. *o*, und wird mit sehr wenigen Ausnahmen in der Aussprache ganz übergangen).

Es folgt hierauf bei Hrn. K. der Reisebericht des armenischen Geschichtschreibers Kirakos p. 24—41. ... welchen wir uns, wie wir schon früher erwähnt ..., aus Mangel eines Exemplars, alles Urtheils enthalten müssen. Es sei uns nur vergönnt, einige Bemerkungen über Einzelheiten, welche uns bei dem Lesen d... Stückes aufgestofsen, hinzuzufügen.

Hr. K. hat hier, wie es scheint, um das Schriftchen mit den verschiedenartigsten Lettern zu zieren, da... sche, arabische, georgische, mogolische, und selbst ... nesische Charaktere darin zu finden, die Namen gr... theils auch in armenischer Schrift beigegeben, ... hie und da einige Druckfehler eingeschlichen. Gleich auf der ersten Seite p. 25 ist in dem ers... men Kiong ein *da* für ein *gim*, und in dem zwei... *bièn* für *gim* gesetzt. — Aus Tsch. p. 248 ... noch zu den Worten p. 25 „*partit secrètement*" ... gen, dafs Hethum sich als Diener verkleidet ... Diener gemischt habe. — p. 26 begeht Hr. K. ... ben Fehler, den wir schon oben in Betreff des ... Mango gerügt haben, indem er den letzten Buchstaben mit aussprechend, *Araï* statt *Ara* liest.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 87.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

November 1835.

rçu des entreprises des Mongols en Georgie ! en Armenie dans le XIIIe siècle, traduit : l'armenien, publié et accompagné de notes ır M. **Klaproth.**

(Schlufs.)

Andere Abweichungen in der Orthographie der Navon Tsch., wie *Ethil* für *Edil etc.* sind vielleicht auf Rechnung des Kirakos als auf die des Herrn usgebers zu schieben, da die Armenier fremde Nasehr verschieden schreiben. — p. 28 ist *vardabied* ner Parenthese durch *„abbé"* erklärt; es bezeichnet vielmehr einen Doctor der Theologie. — Zu p. 30 en wir aus Tsch. p. 249 suppliren, dafs Hethum lem Grofschan noch ein Schreiben erhielt, in weleine Verringerung der Abgaben Armeniens ver-t wurde, so wie er auch bewirkte, dafs der grau-Arghun zurückgerufen und in das Gefängnifs ge-n wurde. — p. 31 ist aus Versehen in der armeɔn Schrift die Genitivendung Toros*i* für Toros geworden. — p. 37 ist in dem Worte *„Zanghian"* a wahrscheinlich für *gim*, und in *„Tavrej* ein *dsa* ie gegeben.

Ir. K. fährt sodann p. 41 in der Erzählung von (von p. 250 an) wieder fort, und spricht bei Ering der Rückkehr des Königs von der Dauer seibwesenheit, wobei er den Historiker Kirakos (*cf.* p. 21) *Giraga* nennt, und Vahrau statt Vahram ht, auch *„deux ans et demi"* für *trois ans et* setzt.

ı J. 1260 entstand eine Empörung unter den Beabern des Hulagu, welcher es sogleich dem Grofsmeldete, und von ihm den Auftrag erhielt, die Rezu tödten. Hulagu führte den Befehl aus, und te dadurch wieder Ruhe. (Der Uebersetzer behier aus Unwissenheit oder Nachlässigkeit einen -, indem er bei Hrn. K. *p.* 46 *„et qui le constituait chef suprême"* übersetzt statt „er führte den Befehl aus." Der Grund dieses Versehens liegt in der armenischen Redensart, welche Tsch. hier p. 259 gebraucht, und welche wörtlich heifst „zum Haupte führen" i. e. zu Ende führen).

Im J. 1265, als Cilicien sich eines tiefen Friedens erfreute, die Kreuzfahrer hingegen von den Egyptern hart bedrängt wurden, schrieb der Pabst Clemens IV. an Hethum I., ihn bittend den Franken beizustehen. Dieser aber, statt Andern helfen zu können, gerieth bald selbst in grofse Gefahr. (Auch diese Stelle hat der Uebersetzer bei Hrn. K. p. 49 falsch aufgefafst, indem er, vielleicht spätere Zeiten im Sinne habend, die Schuld davon diesem Briefe beimifst. Es heifst nämlich hier: *Le pape Clement IV. ecrivit alors à Héthoum une lettre pour l'engager à secourir ces derniers, c e q u i a t t i r a de nouveaux malheurs sur ses états*).

P. 50 bei Hrn. K. sind die Worte *„et qui* (*sc.* Levon, welcher durchgängig falsch Levan geschrieben wird) *venait de rentrer dans ses états"* aus dem Kopfe hinzugesetzt; wenigstens steht an dieser Stelle bei Tsch. p. 278 nichts davon.

Ungenau und falsch ist auch die Stelle bei Hrn. K. *p.* 51 *sq. „mais ceux-ci (sc. les Egyptiens) — attaquèrent à l'improviste le general tatare, qui, s a i s i d'u n e t e r r e u r subite, se laissa vaincre s a n s r e s i s t a n c e, et s'en retourna e n f u y a n t auprès de son frère."* Bei Tsch. heifst es hierüber p. 281. Die Egypter wurden bis vor die Thore von Hems getrieben, kehrten aber bald wieder neu verstärkt auf unbekannten Wegen zurück, überfielen plötzlich das tatarische Heer, und hieben an 30,000 Mann davon nieder, wodurch dasselbe aus einander gesprengt und in die Flucht geschlagen wurde. Mangotemur erhielt zugleich eine traurige Nachricht von seinem Bruder, und kehrte deshalb mit dem Reste seiner Truppen zurück. Tsch. fügt noch die bei Hrn. K. fehlende Notiz hier bei, dafs Alles dies

theils aus einer Geschichte Ciliciens, deren Verfasser nicht genannt, wahrscheinlich aber der nicht viel später lebende cilicische Geschichtschreiber Sembat ist, und aus der Erzählung des gleichzeitigen Mönchs Hethum (Haython) entlehnt sei, dafs aber Minas von Hamid od. Amid nach andern Quellen dasselbe mit wenigen Abweichungen in die Zeit Hethum's des Zweiten versetzt.

Wir übergehen nun das noch Folgende, welches bis zum J. 1295 oder zu der Thronbesteigung des Ghazan reicht, um noch einige Bemerkungen über die Noten des Herrn Herausgebers hinzufügen zu können. Dieselben sind theils geschichtlicher, theils geographischer Art, und hätten in letzterer Beziehung namentlich durch gröfsere Benutzung der trefflichen Werke des verewigten Vardapets Jndschidschean (er starb 1833 als Vicarius des Klosters S. Lazzaro) vielfach vermehrt werden können. Desto mehr hat Hr. K. andere orientalische Quellen benutzt, die aber doch in Rücksicht auf die geographischen Verhältnisse eines Landes den einheimischen immer nachzusetzen sind. Keinesweges soll dies aber dem gelehrten Herrn Herausgeber zum Vorwurf gereichen; vielmehr erkennen wir sein Bestreben, des Interessanten und Wichtigen so viel, als er geben konnte, mitzutheilen, dankbar an. Nur warnen wollten wir vor der grundlosen Ansicht anderer Gelehrten, nach welcher gerade hierin die Nachrichten auswärtiger Schriftsteller den armenischen vorgezogen werden müfsten.

P. 4 giebt Hr. K. eine kurze Geschichte der Stadt Ani, und beginnt dieselbe mit den Worten: *Ani existait déjà au Ve siècle;*" wobei wir bemerken müssen, dafs Moses von Chorene (*ed. S. Laz.* 1827. 12.) *lib. II. c.* 12. *p.* 183. die Festung Ani schon zur Zeit des Artasches I., armenischen Königs aus der Dynastie der Arsaciden (reg. von 114—89 a. Chr.) erwähnt, dafs sie aber als Stadt erst unter der Dynastie der Bagratiden (859—1079 p. Chr.) gröfsere Bedeutung erhielt. Eine ausführliche Beschreibung von den traurigen Schicksalen dieser ungeheuern Königsstadt und von ihren Kolonieen findet sich in der „Reise nach Lehastan (i. e. Polen) und andern Gegenden, in denen sich Armenier aus der Stadt Ani niedergelassen haben, von Minas Bscheschkiantz. S. Lazzaro 1830. 8." womit in geographischer Hinsicht zu vergleichen sind: „Jndschidschean, Beschreibung des alten Armeniens," ebendas. 1822. 4. p. 417—26 und desselben Erdbeschreibung, 1ster Theil, Asien, Bd. 1. ebendas. 1806. 8. p. 122. — Pag. 7 spricht Hr. K. von der Stadt Pantav, und sagt von ihr: *elle existait déjà* [...] *la fin du Ve siècle de notre ère, et fut renouvelée* [...] *704 par le general musulman Abdalaziz al Bahel.* [...] Jndschidschean dagegen, in dessen Beschreibung [...] alten Armeniens finden wir p. 342 folgende Notiz: [...] türkische (?) Werk Lebtarik sagt, dafs diese Stadt [...] Alexander d. Gr. erbaut sei; und nach dem Dsch[...]nauma ward sie im J. d. H. 39. (659 p. Chr.) wi[...]hergestellt," und weiter unten führt er eine Stelle [...] Zenob (Geschichtschreiber des 4ten Jahrhunderts) [...] nach welcher Artaschir I., der persische König [...] Gründer der Dynastie der Sassaniden, diese Stadt [...] Familie des Anak (welcher den armenischen Kö[...] Chosror I. im J. 259. p. Chr. ermordete) zur Belohn[...] gegeben hat. Dafs sie Sitz der albanischen Könige ge[...]wesen, haben wir wenigstens noch nicht gefunden; [...] aber war sie lange Zeit die Residenz der Patriarch[...] Albaniens. In der Note zu p. 16 haben sich 2 Dru[...]fehler eingeschlichen, indem die Jahrszahl 1227 für 12[...] und Leon II. statt Leon III. gesetzt ist, wie sich [...] auch später p. 24 in der Note richtig angegeben [...]det. — Pag. 24 steht Kirakos Kaïdzaketsi für Ka[...]getsi, i. e. aus Gaudzak od. Kaudzag, worüber [...] p. 10 Anm. 2. — Pag. 26 lesen wir Anm. 2. Ara [...] Ara (vergl. oben) und p. 27 Anm. 2. Soubsarkis [...]scheinlich geschrieben für Sourbsarkis od. surb S[...] i. e. (Kloster) des heiligen Sargis (Sergius).

Pag. 52 sqq. theilt Hr. K. in der Uebersetzung [...] interessante Stelle, den Ararat betreffend, aus der Ge[...]graphie des neuen Armeniens von Jndschidschean [...] wozu wir noch einige Bemerkungen beifügen [...] p. 53 steht zweimal *bourg d'Agori* für *village d'A*[...] Ebendaselbst *„au sud — est d'Edjmiadzin"* für [...] *d'Edjmiadzin."* — Ferner: *„qui se reunissent à la* [...] *de celles du fleuve"* für *„qui se reunissent à la* [...] *de celles des fleurs,"* wie die beigesetzten [...]schen Worte bezeichnen. Ebendaselbst *„Chath*[...] für *„Sakathaphos"* und *„pris de la baie"* Druck[...] für *„pris de la base."* Desgleichen *„Aagspo*[...]" für [...]*gopa"* oder, *„Jacoba."* — *p.* 55. *„par un grand* [...]*blement"* für „zur Zeit eines grofsen Erdbeben[s]" [...] Ebendas. *„que ce sont des ruines du temps des* [...]*sacides"* für „dafs dies die Trümmern von (der S[...] Arschakavan sind."

Zum Schlufs, unserm oben gegebenen Versprech[en] gemäfs, noch ein Paar Worte über die Orthographie [...]

ıenischen Namen. Es ist ein Uebelstand, der sich ers Wissens in allen Büchern findet, in welchen arıische Namen mit fremder Schrift wiedergegeben den; dafs nämlich keine Gleichmäfsigkeit in dem ichnen der Laute beobachtet wird; ein Uebelstand, her bei den Labialen und Palatalen, wie auch bei Dentalen vorzüglich bemerkbar ist, so dafs man im Stande sein würde, aus der lateinischen Orthohie der Wörter zu ersehen, wie dieselben von den eniern geschrieben werden. Aber diese selbst hadie erste Veranlassung dazu gegeben, indem sie rabischen Namen, und dann auch die lateinischen, ie seit den Zeiten der Kreuzzüge kennen lernten, Insicherheit wiedergaben. — Die Verpflanzung des ischen Reiches nach Cilicien, die Bekanntschaft ortwährende Verbindung mit den tatarischen Völimmen auf der einen, und mit den fränkischen fahrern auf der andern Seite: Alles dies konnte ıufste vielfachen Einflufs auf die Sprache der Ar- r ausüben. Deshalb wurde im 12ten und 13ten ındert ihr Alphabet noch um 2 Buchstaben ver- ; deshalb veränderte sich auch nach und nach die rache der meisten übrigen Laute. Ohne Zweifel wir diese verderbte Aussprache nicht, wie dies von den Armeniern und Armenisten geschehen ı Maafsstabe nehmen; wir müssen vielmehr uns ser Beziehung nach der des goldnen Zeitalters meniachen Sprache und Literatur richten; und hen wir, mit wenigen unbedeutenden Ausnahmen, B. in dem Namen „David," wo das *d* im Arme- in *th* oder *dh* am Ende übergeht, und in „Con- " wo das *t* nach *n*, einem Wohllautsgesetze der er zufolge, in *d* verwandelt wird, eine durchge- Jebereinstimmung in der Rechtschreibung fremonders griechischer und lateinischer Wörter bei neniern, wie auch umgekehrt armenischer Na- den Griechen und Römern. Eine nähere Ausrsetzung dieses Gesetzes, welches wir im All- n bei unserer Orthographie, wo wir von der des abgewichen sind, befolgt haben, würde uns hier führen. Wir verweisen deshalb auf unsere :he Grammatik, welche nächstens dem Druck n werden wird, und fügen nur noch dies hinzu, Ordnung des Alphabets, welche, so weit wir ichtlich verfolgen können, stets dieselbe war, :he Mesrop, der Erfinder, oder vielmehr Vervollkommner desselben, mit Rücksicht auf das griechische Alphabet eingeführt zu haben scheint, schon darauf hindeutet, und dafs wir aus dieser schon die Aussprache der meisten Buchstaben bestimmen können.

Wir wiederholen dem gelehrten Herrn Herausgeber nochmals unsern Dank für die Bekanntmachung dieses Bruchstückes, welches trotz seiner Mängel, die jedoch meist auf Rechnung des Uebersetzers gesetzt werden müssen, doch für den Geschichtsforscher nicht ohne grofses Interesse ist, und durch die gelehrten Anmerkungen des Herrn Klaproth noch vielfach gewonnen hat.

Dr. Petermann.

LXX.

De manuscriptis Neapolitanis Pindari, vom Hrn. Prorector **Freese**, *23 S. in 4. (Als Einleitung zu dem Jahresbericht des Königlichen u. Gröningschen Stadtgymnasiums zu Stargard von Hrn. Schulrath* **Falbe**). *Stargard*, 1835.

Die Deutsche Ehrlichkeit ist zwar sprichwörtlich geworden; aber es giebt wie im gemeinen Leben, also auch selbst in der Wissenschaft Beispiele von nicht unbedeutenden Deutschen Betrügereien. Am wenigsten jedoch erwartet man Betrug von derben und groben Naturen: werden diese eines solchen überführt, so sind sie doppelt verächtlich, weil sie die Unredlichkeit mit dem gröfsten Scheine der Ehrlichkeit verbinden. Eine der derbsten und grobsten Naturen aber in der nächst vergangenen Zeit war der verstorbene Greifswalder Professor *Christian Wilhelm Ahlwardt*, welchem Hr. *Freese* in dem vorliegenden Programm eine schimpfliche litterarische Betrügerei mit grofser innerer Wahrscheinlichkeit und zugleich mit leiser Andeutung anderweitiger Verdachtsgründe nachweist.

Bekanntlich hat Ahlwardt bei der Ausgabe des Pindar, welche er der Ausgabe des Ref. entgegensetzte, angebliche Auszüge aus Handschriften benutzt, welche er mit dem Namen „*Mss. Neap.*" bezeichnet hat; worüber er in der Vorrede S. VIII. sagt: „Communicata mecum a docto quodam amico lectionum Italicarum συλλογή, facta ex codd. mss. hactenus nondum collatis, quos in hac editione Mss. Neap. charactere designavi, insignem in illustrando non uno corrupto loco navavit operam." Ref. hat sich von den Lesearten, die Ahlwardt aus diesen Handschriften vorbrachte, so wenig täuschen lassen, dafs er sie, scheinbare Schreibfehler abgerechnet, gleich für Interpolationen oder, was einerlei ist, diplomatisch unbegründete Veränderungen eines Gelehrten erklärte (Pind. Vol. II. P. II. S. 9 f. Append. S. 689—693), und dies später in der Abhandlung über die Kritik der Pindarischen Gedichte (in den Schriften der Königl. Preufs. Akademie der Wissenschaften) besonders durchführte: aber wie nahe auch der Verdacht lag, dafs diese Handschrif-

ten, über die nirgends eine nähere Auskunft gegeben war, gar nicht vorhanden und die Lesearten von Ahlwardt erdichtet seien, wagte es Ref. doch nicht, seinem erklärten Gegner einen so niedrigen, der Falschmünzerei oder falschem Zeugnifs ähnlichen Betrug beizumessen, sondern hielt dafür, Ahlwardt sei durch jene Lesearten, die aus einer elenden Recension des funfzehnten Jahrhunderts herstammen möchten, getäuscht worden. Hr. F. schöpfte zunächst aus jenem Mangel an näherer Bezeichnung der Handschriften Argwohn gegen Ahlwardt selbst; er erkannte ferner die Richtigkeit meiner Beurtheilung jener Lesearten, und bemerkte in den letztern aufser Anderem eine besondere Uebereinstimmung mit Ahlwardts Bestreben, seltene prosodische Eigenthümlichkeiten auszumerzen und das Silbenmafs zu regeln: eine Uebereinstimmung, die freilich noch nicht schlechthin den Betrug erweist, weil verschiedene Interpolatoren von denselben Grundsätzen ausgehen können; wie namentlich Er. Schmid Grundsätze befolgt hat, die den Byzantinischen sehr ähnlich sind, und sich daher auch eine Uebereinstimmung desselben mit einer interpolirten Handschrift, die er nicht hatte, vorfindet. Der Vf. kommt durch die eben berührten und ähnliche Betrachtungen, die wir der Kürze halber übergehen müssen, S. 14. zu dem Ergebnifs: „*Ementitus* igitur est, quo firmiora mutationum fundamenta poneret, editor Pindari codices suos, eamque quo magis occuleret *fraudem*, non ita lectiones finxit, ut ubique recipere deberet, sed modo viliores repudiavit, modo locis, quibus mutatio non opus est, inaniter varietatem apposuit, modo ubi necessaria est, omisit suaque sponte emendavit." Welchen Grad von Schaamlosigkeit dies Verfahren, wenn es gegründet ist, voraussetzt, beweiset vorzüglich die Vorrede S. XIV. wo eine verschiedene Leseart Nem. III, 10. mit diesen Worten noch nachgetragen wird: „Lectio Mss. Neap. vs. 10. est *δουνίαφ*, et *δωνύαφ*, quam, ut multae aliae (multas alias) eiusdem moduli, in notis citare neglexi, cum omni sensu carere videretur:" worauf denn auch eine Verbesserung gegründet ist, die ich in der Abhandlung über die Kritik d. Pind. Ged. Cap. 38. nicht ohne Grund einem Andern beigelegt habe.

Ueberschauen wir alle von Hrn. F. angeführten innern Gründe, und bedenken, dafs Ahlwardt seit dem J. 1821. in welchem Ref. ihm nachwies, wie nichtswürdig die Lesearten der sogenannten Neapolitanischen Handschriften seien, und wie sehr erst eine genauere Vergleichung und Kenntnifs der letzteren erfordert werde, das tiefste Stillschweigen hierüber beobachtet hat, so wird der Betrug schon sehr wahrscheinlich. Aber hierzu kommt noch ein bedeutenderer und unstreitig entscheidender Punct. Der Vf. des Programms ist nämlich Ahlwardts Verehrer, und war von Ahlwardt begünstigt. „Post *tristissimam fraudis investigationem*," sagt er S. 22, unternehme er „*laetissimam eius excusationem*;" er entschuldigt das „*mendacium*," wie er es selber nennt, mit Ahlwardts Ehrgeiz und Ueberzeugung, dafs er durch diese Täuschung eine wirkliche Textverbesserung bewerkstelligt [illegible] nachdem er den edlen Fälscher auf diese Weise sehr [illegible]lend vertheidigt hat, fügt er hinzu: „Sed satis de viro, [illegible] *benevolentia gavisus sum, quemque mortuum, ut decet,* [illegible] *servantia colo, summo amore prosequor.*" Sollte wol [illegible] besonnene Verf. dem Verehrten den Liebesdienst [illegible]ben, seinen Betrug zu entdecken, wenn er nicht noch [illegible]stern Grund für die Anklage hatte! Schon S. 9. sagt Hr. F. nachdem er als Einwurf gegen den vorgebrachten Verdacht den Gedanken geäufsert, Ahlwardt würde wol in der versprochenen gröfsern Ausgabe des Pindar nicht blofs die wenigen [illegible] aus den Neap. Mss. gegeben haben, zur Widerlegung dieses Einwurfes Folgendes: „Nihil amplius respondeo, quodque ex Ahlwardto audivi, illum non de Pindaro, sed de choricis [illegible]corum carminibus edendis cogitare, *taceo ac contineo*." [illegible] selben sehr merkwürdigen Zurückhaltung heifst es S. 20: [illegible]nus fraudis rationes, in lectionum natura atque usu [illegible]clusas, attuli. *Extrinsecus tali disputationi aliae accedere* *sunt, quas* *praetermittere cogor.* Locum, ubi [illegible] codices isti, non esse notatum, supra perspeximus; [illegible] cuius collationem editor acceptam refert, nomen [illegible] noluit; num illius chartae in libris scriptisve, quae Ahlwardt heredibus reliquit, inventae sint, ignoro; *quae ex [illegible]* *quos (qui, cum ipso mihi fuerunt, sermonibus* conjecturae [illegible] *deferre non ausim, ne merito inanis humilisque [illegible]nis opprobrio mordear.*" Genug, um zu erkennen, dafs [illegible] aufser den dargelegten innern Gründen noch etwas [illegible]halte hat. Er verdient unsern Dank und zugleich [illegible]kennung seines sittlichen Gefühls, dafs er der Wahrheit die Ehre giebt, ohne das Siegel der Verschwiegenheit [illegible]gespräche mit einem Gönner zu verletzen. Dafs er [illegible] Sache gewifs ist, kann der Schlufs der kleinen Schrift [illegible] denn mit den letzten Worten verneint der Verf. „[illegible] cum istum doctum unquam nomen professurum esse [illegible]corum istorum codicum vestigia usquam indagatum [illegible] weder der Freund, der die Collationen an Ahlwardt [illegible]theilt haben soll, wird sich jemals melden, noch [illegible] Spuren der Handschriften finden! Schade dafs Hr. F. [illegible] nachgespürt hat, ob unter dem Ahlwardtschen Nachlafs [illegible] von jenes Freundes Hand geschriebenen Collationen [illegible]den haben oder nicht; vermuthlich hielt er aber [illegible]forschung für ganz überflüssig. Ref. hat sie dennoch [illegible] indessen ohne ein ganz befriedigendes Ergebnifs [illegible] So viel ist gewifs, dafs unter dem Nachlafs, wie er [illegible]nathe nach Ahlwardts Tod vorhanden war, diese Coll[illegible] sich nicht vorgefunden haben; dies hat mir ein [illegible] Gelehrter bezeugt, welcher Ahlwardts hinterlassene Papiere [illegible] Ablauf der genannten Zeit durchgesehen hat.

Böckh.

№ 88.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

November 1835.

LXXI.

des sur Goethe, par X. Marmier. Paris, 335. 515 S. 8.

Es könnte als eine Anmaſsung verunglimpft wer- wenn Ref. die Versichrung, er habe von dem vor- nden Buche nur die gröſsere Hälfte zu durchlesen, :leinere dagegen nur zu durchblättern Geduld ge- gefunden, schon für eine Art Kritik ausgeben wollte. och mag es in Deutschland dem gröſsten Theil der :htigeren Leser ähnlich ergangen sein, und im Ver- n auf solche Uebereinstimmung sei es sogleich zu ng kurzweg vorausgesagt: für uns Deutsche sind lie bedeutenderen Betrachtungen des Vfs. unbedeutend ıutzlos; wir erhalten weder über den allgemeinen ıkter der Goetheschen Poesie noch über den Werth einzelnen Produkte irgend eine neue Belehrung. it wir uns als Lohn für die Mühe des Blätterns Lesens begnügen müssen, ist das relative Vergnü- zu sehen, daſs ein Franzose es sich habe angele- ein lassen, auf unserem eigenen Grund und Boden vielen Seiten hin mit litterarisch und ästhetisch ge- en Deutschen zu verkehren, um sich aus ihren igen Unterhaltungen, was irgend seinem Zweck ınpassen wollte, ohne Miſsverständniſs anzueignen, as selber nicht in geschmackloser Einkleidung Dar- ene nun auch seinerseits mit Geschmack und ge- r Leichtigkeit zu sichten und zu ordnen. Leider diese etwaige Freude wiederum durch die sich kührlich aufdringende Ueberzeugung getrübt, daſs für das Werk selbst nicht eben vortheilhafte Wahl- ndtschaft Hrn. Marmier vorzugsweise zu jenen n freilich ganz achtungswerther und löblich stre- r litterarischer Talente und Namen zweiten und s Ranges geführt zu haben scheint, welche Ref. inen ermattenden Bewundrungsnachhall Goethe's Tieck's bezeichnen möchte. Was der Verf. in diesen halben Kritiker- und Dichter-Cirkeln gelernt hat, ist nicht eigentlich falsch, aber, aufrichtig gesagt, trivial, wie es alles Beste und Tiefste wird, wenn es enge, obschon gutwillige und bildungseifrige Persönlichkeiten ganz in sich aufzunehmen, und darüber so gut sie eben vermögen zu reflectiren geschäftig sind. Dabei ist denn Hr. Marmier durchweg Franzose mit den gewohnten nationalen Vorzügen und Mängeln geblieben. Die Perioden flieſsen klar und lebendig mit jener Meisterschaft hin, die jetzt bereits mehr ein Verdienst der für sich fertigen Sprache als derer ist, welche sich ihrer in dieser Fertigkeit bedienen; an glücklichen Wendungen, geistreichen Einzelnheiten ist kein Mangel; gehen die Gedanken aus, so fehlen doch gewiſs die bestgestellten Worte nicht, und wo der Autor begeistert zu werden scheint, echauffirt er seine Einbildungskraft zu dem rauschenden Pomp des nach gerade wirkungslosen rhetorischen Pathos. Dabei erweist er sich aber in der neueren Deutschen und Englischen Litteratur als gut orientirt, in Goethe's eigenen Werken ist er wie zu Hause, und hat, wir müssen es rühmen, die Schriften, von denen er handelt, wirklich im Original, und viele mehr als einmal mit Liebe und Ausdauer gelesen; wenn er auch von der mittelaltrigen Deutschen Litteratur, deren Hauptgestalten er hin und wieder nicht ohne Selbstgefälligkeit herbeizieht, nur in der bei seinen Landsleuten gebräuchlichen Weise des Mitredens wegen Kenntniſs genommen zu haben scheint, und überhaupt das Eigenthümliche des Deutschen Charakters wie der hervorragenden Dichter und Schriftsteller weder herauszufinden noch wiederzugeben im Stande ist.

Doch wir müssen unseren Standpunkt veränderen und berücksichtigen, daſs der Verf. seine Studien über Goethe nicht zur Belehrung für uns Deutsche zusammengestellt, sondern seine ganze Arbeit nur in der lobenswerthen Absicht unternommen hat, seinen Französischen Lesern die aufrichtige Bewundrung für Goethe

„le grand homme de l'Allemagne" einzuflöfsen, ja er hält seinen Zweck schon für erfüllt, wenn er ihnen wenigstens den Wunsch erregen könnte, die Goetheschen Werke kennen zu lernen und zu studieren. Eine tiefer eingehende Kritik dagegen liegt nicht in seinem Plane, und ausdrücklich fügt er mit Selbstkenntnifs bescheiden hinzu: *je ne me suis senti, je l'avoue, ni assez hardi ni assez fort pour m'attaquer à un tel homme.* In diesem Sinne läfst sich manches, was bisher für den Verf. als nachtheilig erschien, relativ zu seinem Vortheil wenden.

Die Franzosen können es noch immer nicht vergessen, dafs ihre Litteratur einmal fast allen Europäischen Völkern zum Vorbilde gedient hat. Deshalb scheinen sie es auch jetzt wieder nicht übel im Sinne zu haben, dem Mittelalter, den Italienern, Spaniern und Engländern des 16ten und 17ten Jahrhunderts, und ihrem eigenen sogenannten classischen Geschmack gegenüber, im Angesichte jener grofsartigen Verschmelzung des antiken und modernen Kunstsinns, die Goethe zu erringen die Genialität und Tiefe besafs, Goethe's letzten gleich grofsartigen Gedanken einer allgemeinen Weltlitteratur vom Standpunkte ihrer eigenen neuen „verzweifelten Poesie" aus durchzuführen, und sich dadurch wie im Politischen, so auch im Litterarischen zu dem alleinigen Centrum zu machen, um welches die neue Zukunft sich drehen soll. Und doch ist eben dieser neueste Romantismus nichts als die zuckend ablebende Spitze aller Geistes- und Leibes-Krankheiten der Zeit, aller greisigen Jugendblasirtheit, für die nichts mehr Reiz hat, als die pikantesten Verrenkungen und die schandrigen Gräuel der inneren und äufseren Welt; es ist eine Poesie, welche mit letzten überspannten Kräften, halb in Aerger halb in selbstverspottender Freude über die allseitige Nichtigkeit und Vernichtung, flackert, poltert und zischt. Die Verschwendung des Talents, der äufsere Reichthum der Anschauung und der Studien, der Glanz einer, wenn auch bis zum Extrem der Krampfhaftigkeit erhitzten Einbildungskraft, die raffinirte Würze der Geistreichigkeit und geselligen Bildung, die vornehm traurige genaue Kenntnifs aller verderbtesten socialen Zustände, die Lust an den Schrecken der Nichtswürdigkeit, bei dem gänzlichen Mangel an sorgloser Heiterkeit und Unschuld im Ernste der Kunst lassen diese Heuchelei der Frische und Neuheit bei ihrer Anziehung nur um so abstofsender werden, und wer sich noch einen gesunden Sinn für Kunst bewahrt hat, weifs nicht, ob er mehr die nervengereizte Verwegenheit bedauern oder die Eitelkeit verdammen soll, welche um nur éclat zu machen, für die Kunst gewissenlos auch die kunstwidrigsten Mittel mit bewundrungswürdiger Geschicklichkeit anzuwenden sich nicht mehr zu schämen vermag.

Solch einem Zustande der Poesie, die ein schwaches Spiegelbild der entsprechenden Wirklichkeit um uns her ist, thäte ein Schriftsteller noth, welcher in seinem Felde das zu leisten im Stande wäre, was Tacitus für seine Zeit that, indem er, erfüllt mit der sittlichen Kraft der Vergangenheit, dennoch mit Vorliebe die Germanen, dieses reine kräftige Volk der Zukunft, mit treuen Charakterzügen zu schildern übernahm. Solch ein neuer Tacitus ist nun zwar Hr. Marmier nicht, wie feindlich er sich auch der jetzigen Romantik der Geistesverirrtheit entgegenstellen und mit unverholener Lust und Freude zu der Goetheschen milden Schönheit hinüberblicken mag, um auch seine Französischen Zeitgenossen des Genusses, den er selber erfahren hat, so viel er kann, theilhaftig zu machen. Doch wenn ihm auch bei solchem Gegensatze gegen die neueste Französische Schule und hin und wieder gegen die ältere classische zum grofsen Theil nicht nur der heutige Reiz des Pikanten, Scharfen, Treffenden, sondern auch jene frühere gediegenere Geistreichigkeit abgeht, so können wir ihm das zu Gute halten, und wollen auch den Franzosen gegenüber die oberflächlichere Art und Weise, wie er Goethe bei ihnen einführt, nicht in jeder Beziehung schelten. Sie ist für die *Breite* der Wirkung vielleicht vortheilhafter, als es eine tiefere Deutsche Auffassung gewesen wäre. Denn was er sagt, ist wenigstens, ohne im Ganzen unrichtig zu sein, zugleich plan und verständlich, und darauf kommt bei der Masse viel an. Aufserdem zeigt sich das Bestreben, diejenigen Stoffe Goethescher Dichtwerke, welche, wie z. B. der Faust, der Götz von Berlichingen, der Egmont und die natürliche Tochter, einem historischen Boden entnommen sind, seinen Lesern in dieser früheren historischen Gestalt vorzuführen, obschon die Eigenthümlichkeit und Färbung sogleich wiederum durch den modernen Conversationston zerstört wird, in welchem der Hauptinhalt aus den verschiedenen Bearbeitungen der mittelaltrigen Sage von Faust so wie aus dem Tagebuche des alten Götz ausgezogen mitgetheilt ist. Es geht dem Verf. dabei, wie es den Meisten gehen wird, wenn sie Schilderungen G[illegible]

er Zustände entwerfen sollen. Fast wider Willen leicht sich ein ironischer Ton ein, um zu zeigen, dafs i nicht in vollem Ernst an dem theilweis Barokken Albernen dieser Zustände selber Theil nehme. Geeht dies mit Geschicklichkeit und feinem Takt, so dadurch der Treue des Berichts nicht Abbruch ge-. Auf dieser leicht überschreitbaren Grenzlinie aber sich Hr. Marmier nicht zu halten gewufst.

Mit dieser Bekanntschaft in Betreff der historischen idlagen gewaffnet, deren Auseinanderlegung fast die 'e des ganzen Buches einnimmt, will sich der Verf. in jedesmal der „ersten Idee, von welcher Goethe omposition eines Drama's oder einer Comödie ausging, emächtigen suchen, um zu zeigen, wie der Dichter be zu erheben, auszuweiten, zu anobliren, und mit t ebensosehr in ihren Details auszuarbeiten als mit tät in ihrer Gesammtheit hinzustellen gewufst habe." wünschte, dafs Hr. Marmier diesen Zweck sich vorgesetzt, aber in der Vorrede nicht ausgesproiätte. Denn er giebt uns dadurch für seine Lein einen Maafsstab in die Hand, für dessen Gröfse f jeden Fall allzugering ausgefallen sind. Die erirundideen eines Dichters fassen und die künstvollendete Ausgestaltung derselben zum Bewufstringen wollen, heifst bei Musterwerken der Poe- ı gröfsten Theil desjenigen, was nur irgend eine *nicht* blofs negative Kritik liefern kann, zu ge- Sinne haben. Wie wenig übereinstimmend aber und Ausführung in dem vorliegenden Werke davon wird sich jeder tiefer eingehende Leser ı überzeugen, wenn er die Capitel über die Lehr-Vanderjahre, die Wahlverwandtschaften, den Faust selber nachliest und für den Wilhelm Meister ır das dagegenhält, was Schiller sogleich beim ıen des Werks in der bei ihm immer kritisch ıen Entzückung über die Schönheit desselben he geschrieben hat. Dergleichen leicht zugäng-arbeiten durfte der Vf. nicht unbenutzt lassen.

einen anderweitigen schädlichen Mangel für den schen Leser müssen wir die Art der Anordnung zen rügen. Hr. Marmier hat nämlich die Gatrschiede: Romane, Dramen, Comödien, lyrische und vermischte Schriften zu seiner Grundeintheiacht. Wie bequem eine solche Classifikation erlich für den *Autor* ist, so unvortheilhaft wird diese, wenn es sich um die Goethesche Poesie handelt, gleichsam verwirrende Ordnung für den *Leser.* Denn kein Dichter hat wohl sein reichstes Inneres zu einer solchen auf den ersten Anblick widersprechendsten Mannigfaltigkeit von einzelnen Produkten entfaltet. Werther und die Wanderjahre; Götz und Iphigenie, Stella und die natürliche Tochter, Faust und Wilhelm Meister, die venetianischen Epigramme, die römischen Elegieen, die Xenien und jene wunderinnigen ächt Deutschen Liederklänge des Gemüths; der concentrirte Jugendsturm gegen die poesielose Philisterei der Zeit, die Vorliebe für das scheidende Mittelalter, die aneignende Verehrung der Griechischen und Römischen Kunstwelt, die Hinneigung zum Glanz, zur lebensklugen Heiterkeit und seligen Gemüthsausweitung der Arabischen und Persischen Dichter, das Ankämpfen gegen die Französische Revolution und das Hervordringen von Gedanken, welche zum Theil Bedürfnisse befriedigen können, denen der St. Simonismus in seiner falschen Heilung richtig erkannter Krankheiten vergebens zu genügen sich abgemüht hat; der Realismus der Nützlichkeit und der tiefe Sinn für die freischaffende Kunst, welche das Universum der Vergangenheit und Gegenwart in sich befassend zu einer universalen Kunstperiode sich noch in Goethe's spätestem Alter zu verjüngen strebte — diese und so viele andere Gegensätze, mit ihrem vermittelnden Herüber und Hinüber, lassen sich nicht zu einem überschaulichen Ganzen zusammenschliefsen, wenn in den Goetheschen Werken nicht ein Entwickelungsgang dargethan wird, der das Entzifferungswort für die räthselhafte Verschiedenheit und Einheit der einzelnen Produkte und ihrer Gesammtheit erklärend auszusprechen im Stande ist. —

Bei solch einer von Hrn. Marmier durchaus unerfüllt gelassenen Anfordrung können wir den Werth seines Buches auch selbst für Franzosen nur mit dem Werth eines gut geschriebenen raisonnirenden Wegweisers durch eine Kunstsammlung vergleichen, in welcher die Landschaften z. B. in dem einen Zimmer, die religiösen Gemälde in einem anderen, in einem dritten die Portraits u. s. f. zusammengestellt sind, und der nun nach den gleichen Rubriken die ohngefähre ästhetische Würdigung jedes einzelnen Kunstwerks mit Beifügung des nöthigsten historischen Materials liefert, die eigentliche Arbeit aber, nicht nur der Beschauung, sondern der Einsicht, demjenigen überläfst, der ihn als äufseren und inneren Führer halb vergeblich zur Hülfe herzugerufen hat.

Wir können deshalb den Französischen Lesern nur den Rath ertheilen, von Hrn. Marmier's Studien so bald als möglich zu dem eigenen Studium der Goetheschen Poesie überzugehen. Denn auch die Uebersetzungen, in wie verdienstlicher Reichhaltigkeit sie auch eingestreut sind, geben von dem eigensten Sinn und Ton des Originals nur eine sehr entfernte Vorstellung; Referent wenigstens muſs versichern, daſs ihm gerade bei den schönsten Liedern durch die Art der Uebersetzung auch die bekanntesten Worte Goethe's plötzlich wie aus dem Gedächtniſs weggelöscht waren.

H. G. Hotho.

LXXII.

1) *Pommersche und Rügische Geschichtsdenkmäler oder alte historische Berichte und Urkunden, welche die Geschichte Pommerns und Rügens betreffen. Gesammelt und herausgegeben von Johann Gottfried Ludwig Kosegarten, Professor zu Greifswald. Erster Band. Mit einem colorirten Pommerschen Wappen und einer Lithographie. Greifswald,* 1834. *bei C. A. Koch. XVI. und* 367 S. 8.

2) *De Gryphisvaldia, hansae teutonicae socia, scripsit J. G. L. Kosegarten, Theolog. professor. Gryphisvaldiae,* 1833. *typis F. G. Kunike.* 32 *pagg.* 4.

Unter den zahlreichen historischen Vereinen und Gesellschaften für Alterthums- und Geschichtskunde, welche in neuester Zeit in Deutschland sich gebildet haben, ist vielleicht keiner, welcher in seiner Vergangenheit und dem vorhandenen Geschichtsmaterial gröſsere Aufforderung zur regsamsten Thätigkeit findet, keiner aber auch, welcher von vielseitiger und zweckmäſsiger Thätigkeit so viele Resultate und Belege bereits öffentlich dargelegt hat, als die Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. In Pommern haben sich länger Spuren der slavischen Bevölkerung erhalten als in den westlich gelegenen germanisirten Slavenländern: die ältesten Berührungen mit Scandinavien ziehen einen Theil der Geschichte des Nordens vorzüglich Dänemarks in die pommersche Geschichte ein: die Geschichte der Hanse in ihren wichtigsten Beziehungen ist die der in Pommern und den benachbarten Provinzen entwickelten und aus denselben verbreiteten Cultur der Ostseeländer. So wie früher zu der Geschichte des Nordens, so bildete Pommern später für die Deutschen die Brücke zu der Geschichte Polens; es ist mit der Geschichte des deutschen Ordens vielfach verkettet, ist durch Luthers praktische Hand, „den Pommern," und ähnliche vielverdiente Männer der Geschichte der Kirchenverbesserung innigst verwebt; ist ein Hauptschauplatz in dem groſsen Trauerspiele von der Vernichtung des heil. römischen Reiches, welches wir den dreiſsigjährigen Krieg zu betiteln pflegen. Ist dahin der Sitz eines der deutschen Geschichte bisher zu fremd gebliebenen Fürstengeschlechtes; ist später wieder, wie einst in alten Jahren, stückweise und vorübergehend ein Theil Scandinaviens und ist durch Anhänglichkeit an deutsche Sitte und Sprache der wissenschaftlichen Forschung in demselben Maſse beachtungswürdig, wie es dem deutschen Landsmanne liebenswerth erscheint.

Wenn für so manche verschiedene historische Beziehungen die historische Gesellschaft Pommerns bereits sich thätig erwiesen hat — wobei wir nur wünschen und gewiſs nich lange vergeblich hoffen werden, daſs eine auf tüchtiger Sprachkunde beruhende Bearbeitung der slavischen Elemente der Geschichte Pommerns nicht ausbleibe — so ist nicht zu verkennen, daſs jene sich einer besonders groſsen Zahl gelehrter Mitglieder erfreut, welche zum Theil schon vor der Stiftung derselben zur Bearbeitung vaterländischer Geschichte sich hingezogen fühlten, welche wir aber jetzt durch jenen Verein neu angeregt und dessen Arbeiten sich anschlieſsend finden. Unter diesen freuen wir uns auch den Verfasser des oben verzeichneten Werkes zu bemerken, welcher schon vor zwanzig Jahren Neigung und Beruf für die vaterländische Geschichtsforschung durch die Herausgabe der ältesten damals bekannten deutschen Chroniken Pommerns an den Tag gelegt hat.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 89.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

November 1835.

*ommersche und Rügische Geschichtsdenkmä-
r oder alte historische Berichte und Urkun-
en, welche die Geschichte Pommerns und Rü-
ns betreffen. Gesammelt und herausgegeben
n Johann Gottfried Ludw. Kosegarten.
e Gryphisvaldia, hansae teutonicae socia, —
ripsit J. G. L. Kosegarten.*

(Schlufs.)

Die Absicht des Verfassers in dem vorliegenden
e ist, aus den vielen noch ungedruckten pommer-
Urkunden und anderen Geschichtsdenkmälern
ihm zugängliche mitzutheilen, und daran zusam-
ängende Darstellungen einzelner früherer Verhält-
Pommerns zu knüpfen, um dadurch den Werth
enkmäler in das gehörige Licht zu stellen und
öfseres Interesse für dieselben zu erwecken. Der
ser hat daher, um dem angegebenen Zwecke zu
echen, sich nicht beschränkt interessante Ge-
ts-, Rechts- und Sprachdenkmäler mitzutheilen und
ben mit den für den Forscher unentbehrlichen
rungen aus Localverhältnissen zu versehen, son-
hat sie auch aus ähnlichen Erscheinungen benach-
Länder und Städte erläutert, und dadurch den
gen auf weiter aufzuspürende Verwandtschaft, aus-
ende Parallele oder Sonderung des Eigenthüm-
n hingewiesen, während dem Neuling willkommne
indigung, dem an kleinere Gesichtskreise Ge-
en die Einsicht in das geistige Gebiet, in welchem
Gesichtspunkt als Stern einer grofsen Welt er-
t, dem Geschäftsleben wissenschaftliche Erhe-
dargeboten wird.

er vorliegende erste Band beschäftigt sich fast
liefslich, jedoch in der angedeuteten erweiterten
sung, mit den rechtshistorischen Alterthümern der
Greifswald. Diese Stadt theilt mit anderen
alls nicht hohen Alters den Vorzug, seine Ge-
schichte bis beinahe zu ihrer Entstehung hinauf zu kennen und urkundlich belegen zu können, da hier schon vieles vertragsmäfsig festgesetzt und deshalb vorsichtlich mit der im dreizehnten Jahrhundert in dem Geschäftsverkehr der norddeutschen Städte gebräuchlicher gewordenen fleifsigen Feder der Treue des dauerhaften Pergamens anheimgestellt wurde, was lediglich als der Besitz älterer Städte aus schriftarmen Jahrhunderten her überliefert nach erloschenem Gebrauche sammt dessen unächten Spröfslingen, dem Mifsbrauche, der Mifsdeutung und einer windbrüchigen Tradition längst in bodenlose Tiefen der Vergangenheit für uns verschwunden sein würde.

In dem ersten Abschnitte dieses Bandes wird eine kurze Schilderung der innern Verhältnisse der Stadt Greifswald in ihrer frühsten Zeit gegeben. Es ist sehr auffallend, dafs das Jahr der Gründung dieser Stadt, dessen Bürger im Jahre 1250 mit dem Lübschen Rechte bewidmet wurden, nicht authentisch ausgemittelt worden ist. Die erste Anlage wird gewöhnlich in das Jahr 1233 gesetzt und dieser Annahme gemäfs, hat jene Stadt auch vor zwei Jahren ihre sechste Säcularfeier begangen. Jene Angabe beruht jedoch auf keiner älteren Quelle, als der über dreihundert Jahre jüngeren hochdeutschen Kantzow-Klempzenschen Pomerania. Die neuerlich zuerst gedruckte niederdeutsche ältere Chronik des Kantzow erwähnt erst zwischen dem Jahre 1212—1246, dafs damals die Städte Greifswald und Anklam beinahe gleichzeitig gegründet seien. Es ist daher zu untersuchen, ob die hochdeutsche Chronik hier wirklich eine Berichtigung mittheile. Da dem Kloster Eldena von den Herzogen von Pommern und den Fürsten zu Rügen ein mit Recht auf Greifswalde bezogenes Privilegium zur Errichtung eines Marktes in seinem Bezirke erst im Jahre 1241 ausgestellt ist, so ist nicht zu erkennen, wie die Stadt Greifswalde früher begründet gewesen sein könnte, da der erste Keim

einer städtischen Verfassung in Deutschland in der Marktgerechtigkeit ruht. Auch findet sich der Name Greifswalde, nicht einmal als eines Dorfes oder einer Gegend, unter den Besitzungen jenes Klosters in demselben Jahre 1241 verzeichnet, so dafs wohl kein Zweifel begründeter scheint, als derjenige, ob nicht die Gründung jener Stadt zehn Jahre später zu setzen sei.

Ueber die älteste Regierung der Stadt, so wie über die geistlichen und weltlichen Brüderschaften wird manche Belehrung mitgetheilt. In der Greifswalder Rathsverfassung findet sich auch die Anordnung der meisten übrigen niedersächsischen Städte, dafs jährlich ein Drittheil derselben von der Theilnahme an allen Geschäften befreiet wurde; ob eine jährliche Erneuerung eines Theiles ordnungsmäfsig austretender Mitglieder des Rathes zu Greifswalde je statt fand, ist uns nicht ersichtlich. Eben so dunkel sind die Nachrichten über die Weise, wie die Bürgerschaft ihre Rechte dem Rathe gegenüber bewahrte, ob stets nur in Zusammenkünften der ganzen Bürgermasse, oder nur der Begüterten, oder endlich durch gewählte oder sonst amtliche Stellvertreter. Eine von dem Recensenten einst mitgetheilte Urkunde v. J. 1340 bezeugt als eine im nördlichen Deutschland gemeinsame Einrichtung, dafs die Kirchgeschworenen und Werkmeister der Handwerker die übrigen Bürger gewissermafsen repräsentirten. Doch ist bisher das Vorhandensein einer bestehenden Einrichtung dieser Art aufserhalb Hamburg noch nicht beglaubigt. Die vieldeutigen Ausdrücke der Wittigsten, *discretiores, seniores* beweisen jedoch immer für eine Art von Bürgerausschüssen. Nur ist die von Hrn. K. angeführte einzige Stelle, in welcher seniores zu Greifswalde vorkommen, sehr zweifelhafter Auslegung, und es scheint sehr gewagt sie für Aelterleute oder Bürgerälteste zu erklären, wenn wir, wie hier, sie blofs als alte Leute ein Zeugnifs über einen ehemaligen Besitz ablegen sehen, wenn gleich dieser Besitz ein städtisches Feld war, und es gewifs aufser dem Befugnisse des Rathes lag, städtische Gemeindegüter allein zu vergeben. An diese Bemerkungen sei uns hier gestattet eine andere zu reihen, dafs nämlich es sich als allgemeiner Grundzug der norddeutschen Städteverfassungen erweiset, am deutlichsten in denen, wo der Rath ambulatorisch war und sich alljährig theilweise neu ergänzte, dafs sie nie aristocratisch waren, sondern als democratisch betrachtet wurden. Der Rath war nur ein sich selbst ergänzender Ausschufs de[r] Bürger, und mehrere Jahrhunderte vergingen [oft] friedlich, bis seine gewöhnlich auch durch den Einfl[ufs] der Landesherren gezügelte Gewalt so mächtig [und] Beschwerden gegen dieselbe so laut wurden, dafs be[-]sondere Repräsentanten der Bürger, gewöhnlich [aus] solchen, die einzelnen öffentlichen Anstalten vorstanden, anfänglich mit vorübergehendem Auftrage, sodann [für] immer ernannt wurden. Wir beschränken den Aus[-]druck norddeutscher Städte hier auf diejenigen nörd[-]lich von der Elbe oder in den germanisirten Slaven[-]ländern und benachbarten Districten, wo die Anlage [der] städtischen Colonien die Erscheinung von Städten ohne adliche Geschlechter, mit gleichförmigem — meisten[s] nach Lübschem — Rechte und einigen anderen gemein[-]samen äufseren Verhältnissen genügend erklären.

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit der [Be-]nutzung einer städtischen Geschichts- und Rechtsquelle, welche bisher selten beachtet ist, dem ältesten Stadtbu[-]che. Dieses ist bekanntlich zunächst dazu bestimmt, die Uebertragung unbeweglicher Güter, oder Grund[-]stücke und Renten zu beglaubigen, doch ist es in klei[-]neren Städten, — und so auch in Greifswald benutzt [worden,] mancherlei andere der Stadt wichtige Aufzeichnungen einzutragen, welche da, wo sich ein reicheres und ge[-]ordneteres Geschäftswesen befand, und wo man [die] *libri hereditatum*, *hortorum* und *reddituum* früh [ge-]trennte, und besondere *libri memorandorum*, *libri* [pro-]*scriptorum*, u. a., eingetragen wurden. Die in Staphorst hamburgischer Kirchengeschichte Bd. II. gedruckten [Aus-]züge des ältesten hamburgischen Stadterbebuches v. 1248 — 1274, welche dem Verf. zu manchen Vergleichungen hätten dienen können, sind ihm unbekannt [ge-]blieben. Zu den Erläuterungen über die Anlage [der] Stadt, so wie das mit dem Jahre 1291 beginnende Stadt[-]buch sie reichlich spendet, wäre dem Fremden [ein] Grundrifs der Stadt sehr willkommen gewesen. [Ge-]wisse gemeinsame Eigenthümlichkeiten der Städte [wür-]den sich einst nachweisen lassen, wenn mehr alte [Grund-]risse, nicht wie das sechszehnte Jahrhundert sie lieferte, [son-]dern nach den Nachrichten des 13ten oder doch mit [Er-]läuterungen aus früherer Zeit, beschafft sein werden. Bei den von Hrn. K. aufgeführten Gassen, welche [den] Namen eines Geschlechtes tragen, möchte wohl [nicht] anzunehmen sein, nicht dafs jenes lediglich darin w[ohnte,] sondern dafs jene einst ein gröfserer demselben g[ehöri-]

Platz, ein Hof oder Feld war, welche bei Erweiterung der Stadt erst angebauet wurden. Ueber die Werke der Stadt, die Namen der Bürger ist manches Lehrreiche gesagt, auch über das älteste Münzwesen. Es folgt hierauf eine Reihe von Auszügen aus dem ältesten Stadtbuche bis zum Jahre 1330, welche vom Herausgeber sorgfältig erläutert, mannigfache Belehrung über vieles geben, was der Kenner des Städtewesens, zunächst des heimischen, zu erfahren begehrt. Schon 1308 verkaufte der Rath ein Stück Landes, um ein großes Wurfgeschoſs — *ballista* — sich zu erwerben, welches nicht lange ungenutzt in der Muserey (ist so für *Muserey* zu lesen?) stand. Kämpfe mit Raubrittern, Jagd auf deren Habhaftwerdung, Sühne benachbarter Fürsten und Ritter, Urpheden naher Land- und ferner Seeräuber, Einlager verschuldeter Herren, Pilgerschaften nach Rom, Aachen und St. Jago di Compostella, Anwesenheit niederländischer Kaufleute, Verhandlungen mit dem Stadtgerichte zu Wisby, große Anleihen der Lübecker Bürger zu einem Kriege gegen Dänemark, und ihre Stadt erklärt hatte von der Fehde gegen den König sich fern halten zu wollen, Erörterungen über die Seefehde der vier jugendlichen Städte Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald gegen König Erik Menved von Dänemark und seine Verbündeten im J. 1311—1312, so wie auch über die Fehde zwischen dem genannten Könige von Dänemark mit dem brandenburgischen Markgrafen Waldemar in den Jahren 1315 und 1316 — alles dieses und manches andere bildet den Stoff dieser Abtheilung, dessen geringstes Lob die Sorgfaltigkeit derselben ist. Rücksichtlich der letztgenannten Fehde müssen wir jedoch die Waffenehre unserer Mitbürger gegen den Verf. behaupten. Für die thätige Theilnahme der Greifswalder an dem Kriege gegen den König haben wir das Zeugniſs eines Zeitgenossen, die Annalen des s. g. Continuator Alberti Stadensis, welcher, wie Recensent glaubt einst erwiesen zu haben, in Lübeck schrieb und also wohlunterrichtet sein konnte. Detmar, welcher jene Annalen benutzte, macht, indem er den ganzen desfalsigen Bericht abkürzt, doch namentlich der Greifswalder den Zusatz, daſs sie den König zur See befehdet hätten. Das von dem Verf. dagegen angeführte Gezeugniſs des Erzbischofes von Lund v. J. 1317 sagt aber, daſs die Greifswalder in jenem Jahre den König weder zu Wasser noch zu Lande angegriffen hätten und erweiset demnach nur, daſs die Greifswalder die seit dem Ende des vorhergehenden Jahres bereits obwaltenden allgemeinen Friedensverhandlungen nicht gestört hatten. — Ueber Criminalrecht findet sich manche interessante Notiz. Das Verbrechen eines Mannes, welcher im J. 1301 geköpft werden sollte, bestand jedoch nicht darin, daſs er den gekauften Hering nicht bezahlt hatte, sondern weil er vor Gericht einen Meineid abgelegt hatte. Beachtenswerth erscheint uns auch die bedeutende Summe, welche zu der Verbesserung des Hafens von Wisby im J. 1297 ausgesetzt wurde, zu einer Zeit, von welcher man wenig Kunde von Wasserbauten in diesen Gegenden hat. Ueber die in dem Stadterbebuch noch vorkommenden wendischen Namen ist die Auskunft uns vermuthlich noch vorbehalten: es ist uns nicht gleichgültig zu erfahren, welche Namen und in welchen Formen sie sich noch finden und zu welchen anderen slavischen Stämmen hier die meiste Uebereinstimmung sich zeigt. — Der mehrmals genannte Hintebinus sollte wohl Hincekinus heiſsen.

Der dritte Abschnitt handelt von den ältesten Statuten Greifswaldes. Diese bestehen, da diese Stadt das Lübsche Recht angenommen hatte und die ältesten Burspraken und Gewerkrollen verloren gegangen zu sein scheinen, in einer hier abgedruckten Sammlung von Beschlüssen des Rathes vom J. 1321 bis 1358. Der gröſste Theil derselben bezieht sich auf die Pflichten der Rathmannen, doch finden sich auch manche von allgemeinem Interesse, wie unter anderen die Verfügungen, um die Appellationen nach Lübeck, welche den mit dem Rechte derselben bewidmeten Städten in ihrer fortschreitenden Entwicklung sehr lästig werden muſsten, zu vermindern, durch Beschränkung der „wedertucht" oder des wiederhohlten Ziehens einer Proceſssache nach Lübeck, die Nichtgestattung der Appellation von „eneshan," d. h. nach abgelegtem Reinigungseide mit alleiniger Hand; die Verpflichtung der Rathmannen ihre Freunde nicht zu Appellationen anzureizen; wohin uns auch noch der Beschluſs zu zielen scheint, daſs eine durch ein Erkenntniſs in Lübeck entschiedene Sache vor dem Greifswalder Rathe nicht wieder begonnen werden dürfe. Das Statut v. J. 1331 über Anordnung einer jährlichen Siegesmesse hat dem Verf. Veranlassung zu einer ausführlichen kritischen Bearbeitung der Geschichte der meklenburgischen Fehde wegen der Erbfolge im Fürstenthume Rügen in den Jahren 1326—1328 gegeben (S. 178—250), welche auf zum Theil bisher ungedruckten und unbenutzten Urkunden beruht. Wenn nun in Werken gleich dem vorliegenden die einfachste und kürzeste Darstellung gewiſs die zweckmäſsigste ist, so hätte uns doch, wie in dem ganzen Werke, so namentlich hier, einige gröſsere Aufmerksamkeit auf die Darstellung wünschenswerth geschienen und der Vf. würde es jetzt gewiſs nicht bereuen, wenn er wenigstens die Citate aus dem Texte entfernt hätte. Die Darstellung wäre lesbarer geworden und das ganze Werk würde an wissenschaftlicher Haltung gewonnen haben, wenn das Gedachte reiner entwickelt und der eigentliche Stoff mit den literärischen Beigaben weniger identificirt wäre. Zu der in diesem Abschnitte erwähnten Burg: „Kiek in de Peen," läſst sich eine um dieselbe Zeit erbauete im Erzstifte Bremen: „Kiek in de Elv" anführen. Das „Werhus" an der Grenze, dessen Beibehaltung im Frieden gestattet wurde, können wir nicht durch Warthürme übersetzen, sondern durch Wirthshaus. Wir finden solche Häuser und Krüge häufig an den Grenzen städtischer Weichbilder, wo sie zu Wachthäusern für die dort liegende Mannschaft benutzt und zuweilen befestigt zu Borchvreden und ähnlichen kleinen Schanzen erweitert worden sind.

Von besonderem Interesse ist die Abhandlung von der ältern Pommerschen Gerichtsverfassung auf dem

Lande, welche die erste Abtheilung des vierten Abschnittes, der die alte Gerichtsverfassung Greifswalds zu erörtern bestimmt ist, ausfüllt. Es wird unter Mittheilung ungedruckter Entscheidungen desselben das fürstliche Hofgericht geschildert: sodann folgen die fürstlichen Vogtgerichte. Eine sehr schätzbare Mittheilung wird hier in einer von Hrn. Professor Raumer in den Regesten des Pabstes Gregor IX. aufgefundenen Urkunde v. J. 1240 gegeben, in welcher dieser Pabst einen ausführlich von demselben geschilderten slavischen Rechtsgebrauch, *poddu* genannt, welcher in Rügen statt fand, untersagte. Der Schuldner zahlte dem Gläubiger jährlich an Getreide, Hanf und andern Sachen mehr als den doppelten Werth des Darlehns, mufste das Recht seine Tochter zu verheirathen von dem Gläubiger mit einer Summe von fünf Schillingen erkaufen, und diesem von jedem verkauften Thiere einen Theil des Erlöses auszahlen. Starb der Schuldner, so ging seine Verpflichtung auf seine Erben dermaafsen über, dafs wenn einer von ihnen seinen Antheil nicht zahlen konnte, er für immer zum Sclaven des Gläubigers erklärt wurde, indem man ihn auf ein Bündel Stroh setzte, von welchem seine Nachbaren ihn herabstürzten. Dieser Beitrag zu unserer überaus dürftigen Kunde von slavischen Rechten ist um so schätzbarer, da er, indem er das Mifsverhältnifs des Werthes der persönlichen Freiheit zu dem des Geldes in grellsten Farben darstellt, uns die prägnanteste Schilderung der niedrigen Stufe der Gesittung dieses Volkes giebt. — Nach lehrreichen Zusammenstellungen über den Gebrauch des Schwerinschen Rechtes in Pommern, dessen Ausdehnung uns an den Umfang der Herrschaft Heinrich des Löwen über die Slaven erinnert, geht der Verfasser zu den Privatgerichten, den Schulzengerichten, ausserordentlichen Gerichtsbefugnissen, zu denen er das im J. 1321 zu Greifswalde vorkommende Vemgericht zählt, und zu den Schiedsrichtern über. Die dem Verfasser dunkle *iustitia, proprie dicta rochim*, möchte wohl das *rochum*, Rauchhuhn der niedersächsischen Bauern sein.

Der Band wird mit einem Anhange über das zehnschildige Pommersche Wappen und einigen Zusätzen beschlossen.

Möchte der Beschlufs des vierten Abschnittes, auf welchen die Rubenowschen Statuten, das Leben des in der pommerschen Geschichte tief eingreifenden Greifswalder Bürgermeisters Rubenow, und die in dasselbe verflochtene Geschichte der Gründung der Pommerschen Universität, bald erfolgen. Eine sehr willkommene Nachricht wird es den Freunden der norddeutschen Geschichte sein, dafs der Verfasser sich auch mit der Fortsetzung des grofsen Dregerschen *Codex Pomeraniae diplomaticus* beschäftiget.

Die Abhandlung von der Stadt Greifswald als Genossin der deutschen Hanse ist bei der sechsten Säcularfeier der Begründung jener Stadt geschrieben. Sie begnügt sich nicht aus den bekannten hierher gehörigen Sammlungen und historischen Werken die auf Greifswalde bezüglichen Resultate und Urkunden zusammenzustellen, sondern erläutert dieselben lehrreich und zweckmäfsig aus der Stadtgeschichte Greifswalds und mehreren bisher ungedruckten Documenten, welche die dortigen Stadterbebücher darboten. Bis zum Jahre 1330 ist alles Wesentliche über diesen Gegenstand zusammengestellt: die spätere Zeit, die eine besondere Abhandlung zu verdienen scheint, nur kurz gezeichnet. Mit Recht ist die vorzüglichste Aufmerksamkeit den verschiedenen Verbündnissen der hansischen und wendischen Städte gewidmet, in welchen die Stadt Greifswalde selbstthätig auftritt. Da jedoch die deutsche Hanse so wohl als Städtebund zunächst zum Schutze des Handels bestand, als auch ursprünglich aus den Vereinigungen deutscher Kaufleute in fremden Ländern entstanden war, so hätten in dieser Monographie Nachweisungen über das Erscheinen Greifswalder Kaufleute im Auslande nicht fehlen dürfen. Es ist keinesweges unwichtig zu erfahren, ob die fleifsigen Forscher der Geschichte von Greifswald Spuren des Handels dieser Stadt mit Nowgorod, Flandern und England in dem vierzehnten Jahrhundert entdeckt haben. Für letzteres Land bemerken wir, da sie in dem Tractate v. J. 1346. in welchem sie auf uns gelangt ist, übersehen scheint, die sehr interessante Urkunde König Edward II. von England v. J. 1320. April 28. [illegible] hat der Verfasser auch der Handelsgeschichte eine werthvolle Gabe gebracht, eine alte Greifswalder Zollrolle, welche der darin enthaltenen Art des Zolles zufolge nach Wagen, Rädern, Rudern, Steuer dem dreizehnten Jahrhundert anzugehören scheint. Interessant ist uns in derselben der seltene Ausdruck [illegible] den wir aus hamburgischen Nachrichten in dieser [illegible] ren Form, aber auch als Aelföhr, Aelführder [illegible] kannten und unter dem wir alle fahrende Habe, welcher ein bisheriger Eingesefsener die Stadt [illegible] das Land verlassen will, und von welcher ein [illegible] recht gefordert wird, verstehen. *Fimbria* ist [illegible] tige Lesart, und das vorgeschlagene *Cimbria* [illegible] Dänemark und Schleswig schon genannt sind, [illegible] bezeichnen. Jenes ist die vorher in derselben Zusammenstellung schon genannte Insel Fahmern; [illegible] *Bremen. cap.* 225: *Fembre.* Beachtungswerth [illegible] manchem scheinen, dafs Schleswig und Fahmern hier nicht zu Deutschland gerechnet, während [illegible] steiner ausdrücklich mit den deutschen Gästen [illegible] gestellt werden. Ueber eine von den Greifswaldern vermuthlich ausgegangene Niederlassung der Hanse [illegible] Rothna auf der Insel Bornholm findet sich ein [illegible] trag in den vorher angezeigten Geschichtsdenkmälern.

J. M. Lappenberg

№ 90.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

November 1835.

LXXIII.

. von Knebel's literarischer Nachlafs und riefwechsel. Herausgegeben von K. A. Varnagen von Ense und Th. Mundt. Erster and. Leipzig, 1835. Gebr. Reichenbach.

Dieser erste Band enthält aufser einer Biographie el's von Th. Mundt dessen sämmtliche vermischten chte, dann Briefe von Knebel, von dem Grofsher- Karl August von Weimar, von dessen Mutter und hlin, dann von F. H. von Einsiedel und K. von rg. Den zweiten Band werden Briefe von andern tenden Personen an denselben füllen, und der dritte etzte wird Briefe von Knebel, vermischte Schriften ben über literarische und philosophische Gegen- und Auszüge aus seinen Tagebüchern enthalten. warten die vollendete Erscheinung des Werkes ab, da schon das erste Drittel desselben einen so n Stoff zu Betrachtungen bietet.

as vorliegende Werk gehört zu der grofsen Zahl igen, in denen uns mehr der Verf. und seine Verse als seine Productionen anziehen. Werke die- t hat unsre Zeit in Menge entstehen sehn, und mancher Freund der Geschichte und Literatur mag Vunsch gehegt haben: Wenn doch vergangene nderte etwas von der Schreib- und Druckselig- ie sich in vielen solcher Werke kund giebt, ge- ätten! da dieselbe jetzt so oft in Hinsicht auf Gegenstand fehlgreift. Denn wenn wir in Goe- Dichtung und Wahrheit lesen: „Man lasse jene n Bände (es ist hier besonders von dem Gleim'- Briefwechsel die Rede) doch immer neben so vie- lern auf dem Bücherbrete stehen, wenn man sich belehrt hat, dafs der vorzüglichste Mensch auch m Tage lebt und nur kümmerlichen Unterhalt t, wenn er sich zu sehr auf sich selbst zurück- und in die Fülle der äufseren Welt zu greifen versäumt, wo er allein Nahrung für sein Wachsthum und zugleich einen Mafsstab desselben finden kann" — wenn wir dies lesen, so haben wir zu beherzigen, dafs hier von *wenigen Bänden* die Rede ist. Welche Fluth von ähnlichen Mittheilungen und Productionen ist seit der Erscheinung jener Bücher zu Tage gekommen! Das vor uns liegende aber würde Goethe mit Freuden auf dem Bücherbrete, in den Händen jedes Gebildeten gesehn haben; auch ohne jene Rücksichten und Bemerkungen, zu denen dasselbe freilich auch Veranlassung giebt.

Wenn wir sagten, in Knebel's Werken interessire uns mehr der Autor als seine Productionen, so wollten wir damit sogleich aussprechen, dafs jener keineswegs zu den originellen, schöpferischen Geistern zu zählen sei, dafs er vielmehr zu den vermittelnden Naturen, den „Bindegeistern" gehöre, die Hr. Mundt in der Biographie so trefflich charakterisirt; und damit ist auch der Werth desselben als Literators und die Bedeutung seines Nachlasses ausgesprochen. So viele andre Mittheilungen ähnlicher Art beabsichtigten auch eine Vermittlung; aber die Frage ist: Was war durch sie zu vermitteln? — Knebel (geb. 1744, gest. 1834) lebte die glänzendste Periode unsrer Literatur durch; er lebte in Weimar, ward von Karl August, von der Mutter und Gemahlin des grofsen Herzogs geliebt und geehrt, war Freund Goethe's, Wieland's, Herder's, Schiller's und so mancher anderer ausgezeichneter Männer; er war schon empfänglich für das Schöne und Wahre, als diese Männer zu wirken begannen, hat ihre reifsten Erzeugnisse entstehen sehn; und endlich hat er jene grofsen Männer alle überlebt. Wir müssen uns hier über das Wort *Vermittler* näher erklären: Wenn Hr. M. (S. V) sagt: „Die Ideen der Zeit gewinnen an diesen vermittelnden Naturen eine Fruchtstätte, auf der sie sich schon als etwas Natürliches geltend machen und fortpflanzen, und auf die Entwicklungslinie des Volkslebens hinausgestellt

werden," so können wir Knebeln in dieser Hinsicht nur ein mäfsiges Verdienst zugestehen; er war nicht der Mann, der die vollkommensten Erzeugnisse eines Goethe hätte würdigen können; für welche Behauptung wir S. XXXVII einen Beweis finden; wie hätte er zwischen solchen Geistern und dem empfänglichen Publicum den Vermittler machen können! Aber ganz stimmen wir Hrn. M. bei, wenn er sagt: „Als vertraute Freunde und Genossen grofser Männer, als Schildträger der glorreichen Vorkämpfer und Helden, als stille aber tieferregte Begleiter der bedeutendsten Entwicklungsperioden haben solche weibliche Geister oft unberechenbar auf das Allgemeine zurückgewirkt." So hat K. zunächst als Vermittler gewirkt, indem er zwischen der herzoglichen Familie, der er sich widmete, und den grofsen Genien Weimars gewifs in mancher Hinsicht das Band machte, indem er, „seine volle Zeit zur Schmückung des Geistes anwendend, den hohen Personen, die nicht Zeit zum Sammlen hatten, den Straufs von den Blumen des Lebens gebunden erhielt" (S. 127). „Ist's ein so geringes Loos," schreibt Karl August an K., „die Hebamme guter Gedanken und in der Mutter zusammengelegter Begriffe zu sein! Die Seelen der Menschen sind wie immer gepflügtes Land; ist's erniedrigend, der vorsichtige Gärtner zu sein, der seine Zeit damit zubringt, aus fremden Landen Sämereien holen zu lassen, sie auszulesen und zu säen! Kannst Du Dir einbilden, Du habest uns nie dergleichen Nutzen geschafft, und achtest Du uns gering genug, dafs Du glauben könntest, wir würden Dich so lieben wie wir thun, wärest Du uns hierin unnütz und überflüssig oder entbehrlich gewesen?" (S. 128) Der Grofsherzog, wie wir aus dieser Stelle sehen, war Knebeln von Herzen zugethan, und behandelte ihn auf das freundschaftlichste; die Frauen des hohen, edlen Kreises, namentlich die Herzogin Amalia, begegneten ihm wie einem vertrauten Freunde; jene grofsen Geister mochten durch ihre geniale Natur, ihre Productivität oft dem immer beschränkenden Hofleben entzogen werden. Knebel, allen befreundet, erhielt in jenem Kreise das Interesse für Literatur und Kunst wach, regte an, trat ein, wo jene Männer eine Lücke liefsen; und wer berechnet den Einflufs, den die Verbindung des Weimarischen Fürstenhauses und der in gröfserem und geringerem Mafse schaffenden Geister auf Deutschland, auf die cultivirte Welt geübt hat! Wer auf Wesen und Kern einer Sache sieht, der wird die Worte in der Dedication des Ariost von Gries an Karl A[...] nicht übertrieben finden:

Was einst im höchsten Glanze
Athen und Rom, Florenz, Ferrara sahn,
Das sah man hier.

In Hinsicht auf dieses Verdienst Knebels sind die [...] des Grofsherzogs und der Herzoginnen Amalia [...] Luise unschätzbar.

Die dem Nachlasse vorausgeschickte Biogr[...] wenn man sie auch hie und da etwas ausführlicher [...]sehen möchte, enthält viel Interessantes, Vieles, [...] Knebel's Eigenthümlichkeit erklärlich macht und i[...] rechte Licht stellt; so die Schilderung des Vaters [...] als markgräflich ansbachischer Comitial-Gesandter i[...]gensburg, sich allein unter den versammelten Gli[...] des Reichstages i. J. 1756 der Achtserklärung [...] Friedrich den Grofsen widersetzte, und dafür vo[...]sem das Adels-Diplom erhielt; dann die Darste[...] wie, neben der unnatürlichen, pedantischen Bildu[...]ner Zeit, der Jüngling die erste geistige Nahrun[...] Spaldings und Jerusalems Schriften, vorzüglich ab[...] Young's Nachtgedanken und Kleist's Gedichten zog [...] ihn der Theologie geneigt machte, deren Studium [...] er mit dem der Rechte zu vertauschen genöthigt [...] Auch diesem Studium, welches er mehr dem Nam[...] der That nach in Halle trieb, ward er, besonders [...] drückende öconomische Verhältnisse veranlafst, [...]gen; und i. J. 1763, gleich nach beendigtem sieb[...]rigen Kriege, finden wir Knebeln in Potsdam, im [...] Friedrichs des Grofsen.

Seit Goethe ein so treffendes Urtheil über Frie[...] Verachtung der deutschen Literatur gefällt hat, [...] kein Unbefangener mehr eine Klage deshalb gege[...] grofsen König erheben; auch Hr. M. spricht im [...]sentlichen über diesen Punct in Goethe's Sinn; [...] seine Darstellung jener merkwürdigen Periode sc[...] ist, und des Gleichmuths, der Milde ermangelt, die [...]the'n, dem bejahrten Dichterfürsten, so wohl stand. [...] können uns hier nicht enthalten, eine Stelle aus [...] noch ungedruckten Briefe Goethe's an Justus M[...] oder vielmehr an dessen Tochter, mitzutheilen. [...] hatte sich in einer kleinen Schrift der Literatur [...] Volkes gegen Friedrich den Grofsen angenommen, namentlich dem Götz von Berlichingen das Wort [...]det; seine Tochter sandte diesen Aufsatz an G[...] (i. J. 1781); der also erwiedert: „Wenn der König

Stückes in Unehren erwähnt, ist es mir nichts bendendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tauden mit einem eisernen Scepter führt, mufs die Protion eines freien und ungezogenen Knaben unerträgfinden. Ueberdies möchte ein billiger und toleranGeschmack wohl keine Eigenschaft eines Königs , so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen sen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, Ausschliefsende zieme sich für Grofse und Vornehme. sen Sie uns darüber ruhig sein, mit einander dem nigfaltigen Wahren treu bleiben, und allein das ne und Erhabene verehren, das auf dessen Gipfel ."

Im Jahre 1773 verliefs K. den Kriegsdienst und dam, über dessen damaliges Militair wir interessante rkungen in der Biographie finden. Er kam nun Weimar, anfangs nur, um Wielanden kennen zu n, ward daselbst festgehalten und der herzoglichen lie bald theuer und werth; was er dem edlen Kreise, er sich anschlofs, war, ist im Obigen angedeutet en. Schade, dafs wir von K. keine ausführliche lerung des Weimarischen Lebens von 1773 an be-! Es wäre, wenn auch nicht ganz befähigt, die n Genien jener Zeit zu würdigen, doch wohl im e gewesen, das Leben und die geselligen Verhältdes Hofes zu schildern. Wie interessant übrigens Leben gewesen, das lassen die an K. gerichteten der Herzogin Amalia schliefsen. K. nahm oft Anlauf sein Leben niederzuschreiben; es fanden seinem Nachlasse mehrere Anfänge und Fragderen Fassung jedoch nur für das Brouillon bet war (LV); Einiges ist in der Biographie mitgevorden. Der Verf. dieser Anzeige erinnert sich eude eines Besuchs, den er i. J. 1828 Knebeln . Nach einem schweren, von heftigen Regengüsgleiteten Gewitter, fand er den damals vierundjährigen Greis Abends in der feuchten Kühlung em Garten am Jenaischen Paradiese. Hätte er nn auch von früheren Jahren her nicht gekannt schätzt — die grofse, starkgebaute Gestalt, die ümliche Kleidung, ein weiter, faltenreicher Schlafon schwerem gelbem Stoff, die demselben entnde Bein- und Fufsbekleidung, welche etwas lisches hatte, das wohlbekannte Käppchen, das f dem dem Nachlasse zugegebenen Portrait nachist, die offene, ziemlich entblöfste Brust, die lange Pfeife, deren Rauch der Greis behaglich einsog — das Alles bot einen sehr interessanten Anblick, ja einen mahlerischen, von dem jenes Portrait keinen Begriff geben kann. Das Verhältnifs der Gesichtszüge, wie die Haltung ist gut; aber K. war von stärkerem Bau als dieser Kopf verräth. Als in höherem Alter seine Füfse schwach, sein Gang wankend wurde, war man in Versuchung ihn mit dem hinkenden Feuerbeherrscher zu vergleichen, wie Homer uns denselben darstellt. Damals äufserte er sich, er habe eben sein Leben zu beschreiben angefangen, und sei mit der Ramlerischen Periode beschäftigt. Interessant war die Wahrnehmung, wie lebhaften Antheil der Greis noch an allen literarischen Productionen nahm; in seinem Gartensaale lagen Journale in grofser Zahl, deutsche, französische, englische, italiänische; selbst nordamericanische Blätter fehlten nicht. „Ich mufs wissen, wie es in der Welt mit der Literatur aussieht," war sein Wort.

Seit K. den Militairdienst verlassen, war er, die nicht lange dauernde Erziehung des Prinzen Constantin von Weimar abgerechnet, ein unabhängiger Mann, dies besonders durch die Gnade und Freundschaft Karl Augusts. Eine productive Natur war er nicht; aber die Literatur war seine Passion. So konnten seine vorzüglichsten Erzeugnisse auch nur Reproductionen, Uebersetzungen sein, da selbst für die Kritik ihm umfassende Kenntnisse abgingen. Seine Verdeutschungen des Properz und Lucrez sind bekannt; und namentlich die letztere ist ein Werk, das ihm zur Ehre gereicht; wie es denn verdiente Anerkennung gefunden hat. Aber wie viele Mühe er sich mit demselben gab, wie sorgfältig er bei andern Arbeiten zu Werke ging, — seine Zeit konnten sie nicht füllen. Und so, bei der Abneigung gegen ein practisches Leben, bei der Mufse, die ihm im reichsten Mafse, zu Theil geworden, hat man sich nicht darüber zu verwundern, dafs er durch Kleinlichkeiten seine Zeit recht eigentlich zu tödten suchte. „Er bereitete sich, sagt sein Biograph (S. LIV), tagtäglich unendliche Mühe mit allen seinen Gedichten, und nichts glich dem arbeitsamen Behagen, mit dem er daran feilte und sich zu schaffen machte, indem er sich oft das kleinste zehnfach abschrieb, zuweilen blofs mit der Verschiedenheit eines einzigen Wortes, mitunter nur auf einem andern Papierformat, oder mit rother statt schwarzer Tinte." Um so erfreulicher drängt sich die Bemerkung auf, zu der auch die Bio-

graphie Veranlassung giebt, wie viel K. Andern war, wie er jedes Verdienst schätzte und in seiner Weise ehrte, wie Geselligkeit, Freude an Mittheilung, Gastlichkeit, Gutmüthigkeit sein Leben, und besonders sein Alter bezeichneten. Er war liberal, im besten Sinne des Worts, und zeichnete sich vor so Vielen seiner Zeit aus, bei denen Liberalität der Meinungen und Grundsätze die edlern der Gesinnung vernichten. Durch diese Eigenschaften verdiente er das Glück, das ihm zu Theil ward, die Freundschaft und den Umgang der ausgezeichnetsten Menschen seiner Zeit zu geniefsen. Wenn er in Hinsicht auf Religion und Christenthum sein Leben hindurch schwankte, und dem letztern die erhabene Seite nicht abgewinnen konnte, wenn er sich manchmal, wohl durch seinen Lucrez verleitet, dem Materialismus zuneigte, so beschwichtigt uns der Umstand, dafs er bei herannahendem Tode oft zu seinen Freunden von der Beruhigung sprach, die ein reines, sittliches Verhalten im Leben und Tode gewähre (S. LXI), und dafs er in dieser Zeit die feste Ueberzeugung aussprach, die Seele werde fortdauern (S. LXII).

Was nun die erste Hälfte des Nachlasses, so weit dieser vorliegt, betrifft, so haben wir in ihr die schon früher in kleinen Sammlungen erschienenen Gedichte Knebel's, jedoch nach einem Exemplar des Verfassers, in welchem sich mehrere Aenderungen an den Rand geschrieben fanden, verbessert; dann sind, laut dem Vorworte, diese Sammlungen, obwohl nur in einer sehr spärlichen und strengen Auswahl, aus den handschriftlichen Papieren vervollständigt worden. Ueber ihren Werth sind im Obigen Andeutungen gegeben; und die urtheilsfähigen Leser werden ohne Bedenken Hr. M. beistimmen, der Knebeln in die Klasse der *Anempfinder* setzt (S. IV). Nur liegt gerade in diesem Ausdrucke etwas, was ihn vor so manchen Dichtern unserer Tage, die man unter dieselbe Kategorie zu bringen versucht sein möchte, ehrenvoll unterscheidet. Er *empfand* wirklich was er dichtete, und seine Poesieen sind ein getreuer Abdruck seiner jedesmaligen Stimmung, seiner edlen Sinnes- und Denkweise; wogegen viele der neueren, vor allen die, welche Goethe'n zu ihrem Koryphäen gemacht haben, nur dessen Empfindungen, Gedanken, Sprachweisen, Formen nachahmen, und auf dem weiten und reichen Lebens-Elemente, welches der grofse Dichter geschaffen, mit ihren Schifflein leicht und lustig umherfahren. Auch *die* Dichter zu denen wir K. rechnen, singen nicht, damit wir uns eines Jean-Paulischen Ausdrucks bedienen, wie die Nachtigall, aus angebornem Brut-Triebe; aber sie gehören auch nicht zu denen, die eine in originalem grofsem Sinne angegebene Weise auf ihren Drehorgeln zur Belästigung des Publicums ewig und, bei allen Variationen, monoton erklingen lassen.

Die im Nachlafs enthaltenen Gedichte sind lyrischer, elegischer, epigrammatischer Art: *Hymnen, Elegieen, Vermischte Gedichte*; dabei sehr verschieden in Hinsicht auf den Ton und eigentlichen Werth. Das älteste (v. J. 1766.) ist dem Anacreon nachgedichtet, tändelnd und von geringem poetischen Werthe; es hat Reime, welche Dichtungsform K. bald verliefs, um nie wieder zu ihr zurückzukehren. Das nächste (v. J. 1767.), *die Wollust* betitelt, ist durchaus moralischer Art und verräth den Verehrer Ramler's, obgleich es weit entfernt ist von dieses Dichters Form und Ausdruck, und selbst den Tadel desselben in sittlicher Hinsicht erfahren mufste (S. XVII). Ueberhaupt wollte es Knebeln mit der Form nie recht glücken, und obgleich er, der Feind des Reimes, sich sein Leben lang um den Rhythmus bemühte, so kam er nie dahin, auch nur fehlerlose Hexameter und Pentameter zu bilden, wofür sich unzählige Beläge aus der vorliegenden Sammlung beibringen liefsen. Zwischen den ersten Gedichten und den bei weitem meisten der übrigen liegt ohne Zweifel ein grofser Zeitraum, in welchem sich seine Eigenthümlichkeit ausbildete. Sollen wir die Mehrzahl derselben kurz charakterisiren, so müssen wir sagen: Es sind Gedanken und Empfindungen, wie die Natur in ihrer Anmuth und Erhabenheit sie in einem empfänglichen, edlen und gebildeten Geiste erzeugt, wie ein solcher sie ausspricht. Schon die Ueberschriften der Gedichte: *An die Sonne, an Selene, an die Erde, Geist der Natur, die Wälder, die Hügel* u. s. w. bezeugen dieses. Wollten wir K. mit einem Dichter vergleichen, so wäre es mit Thomson, dem Verfasser der *Jahreszeiten*, dessen *Hymnus* wir auch unter den Hymnen übersetzt finden; nur dafs dem Deutschen die Anmuth und Naivetät der Mahlerei, die Eleganz der Composition und der Wohllaut des Verses abgeht, welche des Engländers Gedicht so anziehend machen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 91.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

November 1835.

. *von Knebel's literarischer Nachlafs und iefwechsel. Herausgegeben von K. A. Varnigen von Ense und Th. Mundt. Erster ind.*

(Schlufs.)

)agegen fehlt es nicht an wohlaufgefafsten, wahrndenen Naturscenen; wie denn im Hymnus an onne gleich zu Anfang der Reiher und der Hirsch nmuthig und passend darstellen. Einen eigenen gewinnen diese Gedichte dadurch, dafs sie an aft klassische Plätze, die den Deutschen heilig ollten, vor allen an das liebliche Tiefurt, erinnern. sind Personen gewidmet; und auch diese haben 'ortheil, dafs sie eine grofse Vergangenheit zufen, die, weil der in ihr lebende Dichter ihrer nnwerth war, uns milde stimmt, wenn wir seine ngen in ihr betrachten. Mehrere Gedichte sind rder gerichtet, dem K. sich, wie seine Natur es e, vor den andern Genien Weimars besonders te; andre an Goethe, Wieland, Griesbach, die gin Amalia und deren edle Enkelin, Caroline von ar. Unter den Epigrammen (*Lebensblüthen in ien*) zeichnen sich manche durch einfache Wahrd schöne Abrundung des Gedankens aus, wie elches die Ueberschrift Penia führt:

ir doch, wie es kommt, dafs Penia meist nur dem Guten zur Seite gesellt; hält sie nur diesen für reich?

m wir den Spruch zufügen (S. 77):

Sonnengeist in Stein gebannt
Ist der edle Diamant;
Immer bleibe stark und rein,
Sohn des Lichts, wie dieser Stein!

spricht sich in den Gedichten überall ein über wöhnliche Beschränktheit erhabener, der Natur ndter Geist aus, ein Gemüth, das für Freundschaft und die Gaben der Musen empfänglich ist, das Ehrfurcht gegen das Ehrfurchtwürdige übt, Ordnung, Sitte, Vernunft als die Stützen erkennt, auf denen das Wohl der Menschheit ruht, das Vaterland liebt, und in der eigenen Brust das gewahrt, was über die Unbilden die Leiden und Schmerzen der Erde triumphirt. Wir stimmen den Herausgebern ganz bei, wenn sie sagen: „Knebel's Gedichte sind Ausdruck einer der liebenswürdigsten Seiten seiner Persönlichkeit und seiner vielen gemüthansprechenden Eigenschaften, und enthalten manche Beiträge zu seiner Charakterschilderung." Das eine oder andere Gedicht hätten wir indefs, auch um des Verfassers willen, gern entbehrt; so das S. 68 unter der Ueberschrift *Henriette* mitgetheilte, welches indefs vollkommen bestätigt, was Hr. M. (S. LIV) sagt: „K. machte es sich in seinen Gelegenheitsgedichten (öfters) aufserordentlich bequem, und trug wenig Anstand, das Allergewöhnlichste in Gedanken und Ausdruck zu geben, wenn es ihm nur zum wohlgemeinten Zeichen des augenblicklichen Gefühls diente."

Wenig haben wir über Knebel's Gedichte gesagt; aber wir wüfsten auch in Wahrheit nicht viel mehr über diese 96 Seiten zu sagen; denn mehr nicht beträgt das, was von Knebel selbst in diesem Bande seines Nachlasses enthalten ist. Ein Freund machte in Hinsicht auf denselben die Bemerkung: es sei ihm bei'm Lesen desselben gewesen, wie wenn er als Gast an einer Tafel gesessen, an welcher der Wirth selbst gefehlt. Ganz unrecht hatte der Freund nicht, und das Wort des Titels: *Nachlafs* spricht den Inhalt des Buchs nicht richtig aus, insofern man unter Nachlafs etwas versteht, was als etwas von ihm selbst geschaffenes ein Schriftsteller hinterlassen hat. Aber ganz recht hatte der Freund auch nicht; denn wahrlich, in dem bei weitem reichsten Theile des Buches fehlt uns Knebel nicht. Ja, wenn dieser Nachlafs den Zweck hat,

dafs wir den Mann, dem er angehört, sollen schätzen lernen, so wird dieser Zweck mehr durch die an ihn gerichteten Briefe als durch jene Poesieen, wie wacker er sich auch in ihnen darstellt, erreicht.

Und so sind wir bei den Briefen des verstorbenen Grofsherzogs von Weimar an Knebel angekommen. Aber hier fehlen uns in der That Worte, um den Werth, die hohe Bedeutung dieser Erscheinung auszusprechen. Ja, hier haben wir die Ur-Natur, wie Goethe sie nannte *); hier haben wir den Mann, den Fürsten, von dem Fr. v. Arnim (Goethe's Briefw. mit einem Kinde, Th. 2, S. 205) so schön als wahr sagt: „Wer ihm nah sein darf, dem mufs wohl werden, weil er Jeden gewähren läfst, und doch mit dabei ist, und die schönste Freiheit gestattet, und nicht unwillig ist um die Herrschaft des Geistes, und dennoch sicher ist einen jeden durch diese grofsartige Milde zu beherrschen. Er ist grofs der Herzog, und wächst dennoch; er bleibt sich selber gleich, und giebt jeglichen Beweis, dafs er sich überbieten kann. So ist der Mensch, der einen hohen Genius hat; er gleicht ihm, er wächst so lange bis er eins mit ihm wird." Auf dem ewig wahren Grunde der Natur erhebt sich diese edle Erscheinung; und was der Mann durch Bildung geworden, ist eben nur das, was die Natur gewollt; denn das Herrscher sein, ist auch ihr Wille. Möge er der Betrachtung der schönen Natur sich hingeben, oder von Staatsverwaltung sprechen, von erhabenen, ehrfurchtwürdigen Männern reden, oder liebevoll zum Freunde, über Werke der Literatur und Kunst, oder über Menschen, selbst über Thiere — immer der wahrhaft menschliche Sinn, und zugleich der fürstliche, der hoch über dem gewöhnlichen Treiben des Tages steht, der dieses in seiner Kleinlichkeit erkennt, ohne es zu verachten, der es zur Aufgabe seines Lebens macht, durch Wirken und Beispiel den Menschen zu dem zu machen, was er sein soll. Gehn wir die Briefe des Fürsten an Knebel durch (es sind ihrer 51), dann finden wir in dem ersten, i. J. 1779 aus Genf geschriebenen, den mit Goethe im Winter die Schweiz Durchreisenden von der Natur entrückt, dem Schauspiel, „welches so grofs ist, dafs man kaum bemerkt, dafs es grofs ist, gröfser als man es denken kann." In denselben Tagen schrieb der Reisegefährte die schönen Worte: „Hätte mich das Schicksal in irgend einer grofsen Gegend heifsen wohnen, ich wollte mit jedem Morgen Nahrung der Grofsheit aus ihr saugen, wie aus einem lieblichen Thal Geduld und Stille." Der zweite Brief läfst uns empfinden, wie in dem Herzoge das edle Gefühl der Ehrfurcht wohnte, das in unsern Tagen von den Weisen wieder so hoch gepriesen, als der Engel der Welt dargestellt wird, weil es leider! unsern Tagen fehlt (es ist in diesem Briefe von dem trefflichen Fürsten von Dessau, dem von Winckelmann so hoch verehrten, die Rede); in demselben ist uns die Sorgfalt erquicklich, mit der der Herzog dem Freunde, der dieselbe Reise zu machen im Begriff ist, die er im vorigen Jahre machte, diese recht bequem und gedeihlich zu machen sich bemüht; ein wackrer Wegweiser wird in diesem Briefe begrüfst, einem tüchtigen Schiffer ein Geschenk gemacht. Und wie erfreulich die Erinnerung! „Auf dem Mont-Auvert findest Du ein Häuschen, wo mein und Goethe's Name steht, schreib Dich dazu." Ob diese drei Namen wohl noch dastehn? — Wie wahr im dritten Briefe die Bemerkung über Cervantes! Und welche Humanität im fünften! „Der Mensch ist doch nicht zu der elenden Philisterei des Geschäftslebens bestimmt; es ist einem nicht gröfser zu Muthe, als wenn man die Sonne untergehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden sieht und fühlt; und das Alles so für sich, so wenig der Menschen halber; und dennoch geniefsen sie's, und so hoch, dafs sie glauben, es sei für sie." — Im sechsten erfreut uns das lebendige Andenken, das dem Herzog von der Schweiz blieb, der grofsartige Eindruck, den sie in seinem Busen zurückliefs: „Nach den andern Gegenständen getraue ich mich fast nicht zu fragen, denn ihre Namen sind wie der Name Gottes; ein Bild von ihnen zu machen ist todt." Eine Probe, wie ... lich und mit welchem Humor Karl August seine L... zu charakterisiren wufste, giebt uns der nächste Brief, zugleich eine Maxime aus seiner Philosophie für das Leben. Der neunte ist ein Beweis, wie erhaben der Fürst war über die Beschränkung, in die Stand ...

*) „Der Herzog gehört zu den Ur-Dämonen, deren granitartiger Charakter sich niemals beugt, und die gleichwohl nicht untergehn können. Er wird stets aus allen Gefahren unversehrt hervorgehn. Das weifs er recht gut selbst, und darum kann er so vieles wagen und versuchen, was jeden andern längst zu Grunde gerichtet hätte." Gedächtnifsrede auf Goethe, von F. v. Müller.

g und überfeine Lebensweise den *Menschen* ver-
in. „Ich sehe diese Menschen noch in ihrem We-
so ätherisch werden, dafs ihnen endlich auch das
mholen entgehen wird. Ich bitte Gott, mich lieber
:ken und wie einen Frosch unter der Luftpumpe
ntestina herausgeben zu machen, als mich, gleich
ı, amphibisch und durchlöcherten Herzens werden
ssen." Den folgenden Brief möchten wir die Krone
allen nennen. Wenn wir in ihm den Herzog sei-
hypochondrischen, durch Verhältnisse verstimmten,
e aufsuchenden Freunde zureden, ihn ermahnen
, wenn wir ihn den Herrn, den Fürsten verges-
mit dieser grofsartigen, wahrhaft practischen Le-
eisheit als Freund zum Freunde redend finden:
ssen wir für unsre Empfindung, unsre Ehrfurcht
n Ausdruck; und wir freuen uns, dafs Goethe uns
ld gegeben hat, auf das wir verweisen können,
, wie er Tasso'n, dem in Grillen und Kränklich-
befangenen, zuspricht. Lesen wir die Worte:
deiner Natur gut, so reise" — dann ist's uns als
wir Alfons hörten:

Wenn es möglich wäre,
So solltest du erst eine kurze Zeit
Der freien Welt geniefsen, dich zerstreuen,
Dein Blut durch eine Cur verbessern. Dir
Gewährte dann die schöne Harmonie
Der hergestellten Sinne, was du nun
Im trüben Eifer nur vergebens suchst.

ollte nicht Goethe, der überall die Natur und
nschen studirte, um seinen Gedichten Leben
ahrheit zu geben, bei der Darstellung seines
den hohen fürstlichen Freund vor Augen ge-
ben?

könnten wir alle Briefe durchgehn, und in je-
rde der Fürst eine neue bemerkungs- und lie-
dige Seite darbieten. Wir erwähnen nur noch
wo wir uns desselben in vielfacher Beziehung
nen haben. Indem uns nämlich der Anfang
riefes den über das gewöhnliche Treiben der
 erhabenen Mann darstellt, wie er fast mit
ng auf dieses herabblickt, und sich über das-
dem Sinne des bekannten Goethe'schen Epi-
ausspricht, erkennen wir in der Liebe des
u den Naturwissenschaften, wovon im Fol-
e Rede, den Freund dessen, dem Kunst und
n Königreich gegeben schien; und wenn so
das kümmerliche, unwahre Treiben der Menschen im Contrast steht mit der hohen, ewig wahren Natur, dann tritt der edle Fürst wie ein Vermittler ein, da er sich freut über die Verbreitung der Naturwissenschaft und ihres Studiums, was den Menschen erheben und menschlicher machen müsse. Wie wahr und trefflich sich der Herzog öfter über grofse Geister ausspricht, davon haben wir im 26. Briefe ein Beispiel, wo von Friedrich dem zweiten die Rede ist; welche wahrhaft fürstliche Maximen er hegte, und wie grofssinnig er seine Geschäfte, seine Interessen wahrzunehmen wufste, das lehrt der 14.

Bei allen diesen wahrhaft freundschaftlichen Mittheilungen — in der That, herzlicher, inniger kann ein Freund nicht zum Freunde sprechen — verlieren wir nie den Regenten aus den Augen und aus den Gedanken. Nehmen wir an, es lese jemand diese Briefe, ohne zu wissen, wer sie geschrieben, er würde sich sagen, so müsse ein Fürst schreiben, der auf der Höhe des Lebens steht; dann würde ihm ein Zweifel kommen, ob ein Fürst in dem Falle sein könne, solche, so freundschaftliche Briefe zu schreiben; und dieser Zweifel würde sich in Freude auflösen, wenn er unter diesen Briefen den Namen *Karl August* erblickte.

Wie begierig machen sie uns auf die, welche der Herzog an Goethe schrieb! und was mag in dem langen Briefe stehen, von dem S. 161 die Rede ist? — Vielleicht choquirt diesen und jenen Leser die Weise, in der der Herzog in der eben erwähnten Stelle und im 47. Briefe von Goethe spricht. Ein solcher, um sich vor einem voreiligen Urtheile zu hüten, lese Vogels Buch (Goethe in amtlichen Verhältnissen), und erwäge, dafs derselbe, auf Anordnung seines Herrn, neben diesem in der fürstlichen Gruft ruht.

Niemand wird die ebenbesprochenen Briefe lesen, ohne der Worte des Dichters zu gedenken:

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, mäfsig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach aufsen die Kräfte
Jeder, da, wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.

Vervollständigt wird der Genufs, den des Grofsherzogs Briefe gewährten, durch die seiner trefflichen Mutter, der Herzogin Amalia, von der 30 Briefe in dem Nachlasse enthalten sind. Man wird aufgeklärt über eine

Erscheinung, wie die des Herzogs, wenn man sieht, welcher Mutter Sohn er war. Die edelste Weiblichkeit spricht sich in diesen Briefen aus, und eine herzliche Neigung, gleich der des Sohnes, zu Knebel; dazu ein höchst gebildeter Geist, durch den aber nie das Gemüth in Schatten gestellt wird. Wie gern hört man das Entzücken ausgesprochen, in das Rom sie versetzt! (Br. 13) und wie sie vor dem Vesuv ihre Andacht hält (14), dessen Feuersäule ihr begreiflich macht, wie es Nationen gegeben, die das Feuer anbeteten. Und dafs sie sich Mühe gab, den Genufs des Alterthums sich zu erwerben, das geht daraus hervor, dafs sie, im höheren Alter, durch Villoison veranlafst, sich noch entschlofs Griechisch zu lernen (6). Dafs sie aber auch gut beobachtete, können wir aus der Bemerkung schliefsen (S. 203): „Man mufs die Italiäner in ihrem eigenen Lande sehen, um sie kennen zu lernen; hier in Deutschland können sie nicht gefallen;" ferner aus ihrem Worte über die französische Revolution (S. 200). Wie wohl mag es den grofsen Männern Weimars bei einer solchen Fürstin geworden sein! Das einfache Wort: „Ich suche mir einen Kreis von guten Menschen zu machen; Herder, Goethe und Wieland sind fleifsig bei mir" (S. 201), und: „Nur im Stillen kann der gute Wille mit Liebe und Freundschaft in einem kleinen Kreise von Freunden auch das Gute wirken" (S. 212; kurz vor Amaliens Tode geschrieben) — diese einfachen Worte sagen uns, dafs die Fürstin bei ihrem hohen Sinne auch die ächt weibliche Tugend besafs, die nur Sitte, nur Reines und Gutes in ihrer Nähe duldet; und wir halten das Lob, das ihr Wieland ertheilt (in einem Briefe an Merck, vom 11. Juli 1781) für lauter und begründet: „Die Frau ist wirklich eine der besten auf Gottes Boden, und ich zweifle sehr daran, dafs es in ihrem Stande eine geben kann, deren Kopf und Herz besser wäre, und mit welcher Leute unsers Gelichters auf einem honetteren und angenehmeren Fufs existiren können."

Nicht so reichhaltig und an Zahl geringer — es sind ihrer 13 — sind die Briefe der Grofsherzogin Louise; aber sie durften in einer Sammlung nicht fehlen, die uns das Weimarische Fürstenhaus in seiner Herrlichkeit zeigen soll. Und wie gering auch die Zahl der Briefe, doch erkennen wir auch in ihnen eine wahrhaft fürstliche Natur, welcher es auch an der Liebe, die die beiden andern beseelte, nicht mangelte. Geradheit, Wahrheit des Urtheils, Theilnahme an allem Menschlichen, deutsche Gesinnung, tiefes Gefühl für Sittlichkeit treten in diesen Briefen hervor. Wir heben nur *eine* Stelle aus ihnen aus: „Kotzebue's Er[...] ist in jeder Rücksicht schauderhaft. Ich wufste, was [...] ihm war, und schätzte ihn nie; auch hat sein albern[es] Geklatsche uns viele Unannehmlichkeiten zugezog[en], aber abscheulich bleibt doch die That. Soll dem[n das] Vehmgericht wieder in Deutschland eingeführt werd[en?] Die grofsen Schreier über Mangel an Freiheit [sind] doch wohl die gröfsten Despoten; denn sie dulden nicht einmal eine ihnen entgegengesetzte Mein[ung]" (S. 227).

Aufser den sieben Briefen von Karl von Dalb[erg], die den Beschlufs des ersten Bandes machen, ha[ben] wir in demselben noch sechszehn von von Ein[siedel], dem geistvollen, gutmüthigen Kammerherrn, der be[son]ders an die Herzogin Amalia attachirt war, von [dem] uns der Herzog im 7. seiner Briefe eine so chara[kte]ristische Anecdote mittheilt. Auch ihn finden wir g[ern], theils, weil die Briefe manches Interessante enthal[ten], und theils, weil es Freude macht, zu sehen, wi[e es] einem so geistreichen Hofe auch nicht an geistrei[chen] Cavalieren fehlte.

Wie gern hätten wir auch Briefe von Goethe [ge]funden, die in Knebel's Nachlafs gewifs nicht [fe]hlen. Wir hoffen, und gewifs Viele mit uns, sie [wer]den dem Publicum nicht entzogen werden.

Und so scheiden wir von dem Buche, das [den] Deutschen ein Kleinod sein sollte, einem Buche, [das] auf eine höchst interessante Weise uns einen [Hof] vorhält, bei dem Zeit, Umstände, Menschen [zusam]menwirkten, dafs er ein Ganzes, Grofses ward, [wie] schwerlich eine künftige Zeit ein ähnliches wieder [se]hen wird.

Abeken.

№ 92.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

November 1835.

LXXIV.

hichtliche Darstellung der jüdisch-alexan-inischen Religions-Philosophie. Verfaſst von ·g. *Ferd. Dähne. In zwei Abtheilungen.* ılle, 1834. *I. Abtheil.* XX. 497. *II. Abtheil.* 'II. 266.

'ür den Gegenstand, welchen die hier genannte 't behandelt, ist längst eine groſse Zahl einzelner :h zerstreuter Hülfsmittel vorhanden: erst in der n Zeit wendet sich demselben eine tiefer gehende ianze umfassende Aufmerksamkeit auf eine sehr liche Weise zu. Nicht lange vor dem Werke des erschien das im Ganzen völlig denselben Kreis eibende Gfrörer'sche, der Verf. fällt über das-Vorr. S. XIV. das Urtheil: „über jüdisch-alexan-:he Religions-Philosophie in ihrem Ganzen kenne ein Werk. Denn Gfrörer's kritische Geschichte rchristenthums — giebt nicht sowohl eine solche chte; denn sie berichtet gar nichts (wenigstens dem freilich eben hierin sehr unvollkommenen des Werks) über diese philosophische Methode, eren Ursprung und deren Charakter im Allgemei-ondern ist ausschlieſslich ein Aggregat von Ab-ıgen über einzelne hieher gehörige Punkte." Ref. ohl nicht irren, wenn er annimmt, der Verf. habe ichlich im Gegensatz gegen ein solches Aggre-ofür er das Gfrörer'sche Werk nehmen zu müs-ıeint, das seinige eine geschichtliche Darstellung isch-alexandrinischen Religions-Philosophie ge-und glaubt daher ganz in dem Sinne des Verfs. eln, wenn er bei dieser Beurtheilung seines Werks ich den Begriff einer geschichtlichen Darstellung ıſsstab an dasselbe anlegt.

e es der Gegenstand von selbst mit sich bringt, der Verf. in dem ersten Buch seiner geschicht-Darstellung vor allem von den Entstehungsgrün-den einer Religions-Philosophie unter den alexandrinischen Juden, deren Charakter und Entwicklungsgang im Allgemeinen, in zwei Kapiteln. Das erste (S. 1—27) enthält zunächst Mittheilungen über die politischen und wissenschaftlichen Verhältnisse Aegyptens und namentlich Alexandriens, inwieweit diese einen Einfluſs auf die alexandrinisch-jüdische Religions-Philosophie äuſserten. Worauf das zweite (S. 28—97) die eigentliche Aufgabe dieses Abschnitts dadurch löst, daſs es das religiöse Element der Juden unter diesen äuſsern politischen und wissenschaftlichen Verhältnissen zu einer Religions-Philosophie, deren Charakter und innern Bildungsgang im Allgemeinen entwickelt. Eine kurze Entwicklung des Gangs, welchen der Verf. in dieser für die ganze Darstellung sehr wichtigen Untersuchung nimmt, ist das erste, wovon wir ausgehen müssen.

Den zur Entstehung einer alexandrinischen Religions-Philosophie in die jüdischen Gemüther geworfenen Gährungsstoff findet der Verf. in der den Juden über alles gehenden Ueberzeugung, daſs ihr Jehova das allervollkommenste Wesen sei, das nur gedacht werden könne. Während sie früher mit keinem Volk in Berührung gekommen waren, welches vollkommenere und reinere Ansichten über das göttliche Wesen geltend gemacht hätte, als sie nach dem nächstliegenden Sinne ihrer heiligen Schriften in dem gewöhnlichen Volksglauben annahmen, hörten sie zu Alexandria in den Schulen der Philosophen Sätze über das Wesen Gottes aussprechen, die an einige Aussprüche ihres Gesetzes und an ihren Wunsch gehalten, Gott ja in höchst möglicher Vollkommenheit zu denken, sich mit unwiderstehlicher Gewalt Eingang zu ihnen bahnten und sich festsetzten. Solche Lehrsätze seien namentlich die platonischen gewesen, daſs die Natur des Endgrundes alles Gewordenen zu erkennen, selbst dem gebildetsten Verstande der Philosophen kaum oder nicht möglich sei, daſs der Urgrund aller Dinge weder Eigenschaft noch Wesen noch Dasein im

gewöhnlichen Sinne des Worts an sich trage, von der Idee eines göttlichen Weltkünstlers jedes Uebel und jede Unvollkommenheit zu entfernen sei. Ehe der Verf. die durch diesen Anstofs geweckte und zur Philosophie erhobene geistige Thätigkeit weiter verfolgt, macht er sich selbst die Einwendung, ob nicht die angegebene Entstehungsweise des Alexandrinismus mit dem Wesen aller Philosophie in dem schneidendsten Contrast stehe, sofern der Ursprung des Alexandrinismus in das unphilosophische Unternehmen gesetzt werde, mehrere von einander unabhängige und abweichende äufsere Auctoritäten, die Schrift und jene griechischen Lehren, mit einander zu vereinigen. Diese Einwendung wird jedoch durch die Bemerkung gehoben, dafs die geforderte Ausgleichung einander entgegenstehender Ansichten bei den alexandrinischen Juden vorerst und natürlich ein Bedürfnifs nach philosophischer Betrachtung ihrer religiösen Ueberzeugung erwirkt habe, welchem sie nicht hätten genügen können, wenn sie jenen äufsern Auctoritäten fernerhin in alle Wege Folge hätten leisten wollen. An die Anerkennung der Nothwendigkeit eigenen Nachdenkens über religiöse Wahrheiten habe sich Liebe zu philosophischer Behandlung derselben angeschlossen, die dann wieder gegen die eigenen Erzeuger sich prüfend gewandt habe. Das ihnen von griechischer Philosophie gebotene Ideal des vollkommensten Grundwesens aller Dinge sei von ihnen philosophisch erwogen worden, und nun nicht mehr positive Unterlage gewesen, sondern vielmehr selbstständig philosophisches Eigenthum geworden.

Schon hier müssen wir uns gegen den vom Verf. eingeschlagenen Weg einige Zweifel zu äufsern erlauben. Die Aufgabe ist, die Entstehungsweise der jüdisch-alexandrinischen Religions-Philosophie zu erklären. Worin besteht aber, müfsten wir fragen, das Wesen der Religions-Philosophie überhaupt und der jüdisch-alexandrinischen insbesondere? Wir vermissen ein näheres und absichtliches Eingehen in diese Frage, und es läfst sich kaum erkennen, dafs dieser Mangel und die daraus sich ergebende Unbestimmtheit der Aufgabe auf den Gang der Untersuchung keinen vortheilhaften Einflufs gehabt hat. Auch das, was der Verf. in der Vorrede über die Entstehung seines Werks berichtet, macht uns etwas zweifelhaft, ob er sich vor allen den Begriff des zu behandelnden Gegenstandes zum vollkommen klaren Bewufstsein gebracht habe. Grund und Ziel seiner Arbeit ist (Vorr. S. II.) eigentlich der christliche Alexandrinismus, als die erste christliche Religions-Philosophie. Da diese christlich-philosophische Menschen den Grund ihres Entstehens nicht in sich selbst trug, so sei er von ihr auf die classische Philosophie des griechischen Alterthums zurückgewiesen worden. Diese aber habe ihm soviel klärlich eingeleuchtet, dafs wenn schon einige Aussprüche des christlichen Alexandrinismus mit ihr übereinkommen oder auch wörtlich aus ihr entlehnt seien, doch der eigentliche philosophische Geist beider ein durch und durch verschiedener gewesen sei. Genöthigt also den Erklärungsgrund dieser philosophischen Methode anderwärts zu suchen, habe er seinen Blick zuerst auf den heidnischen alexandrinischen Neuplatonismus gewandt, und namentlich dem Plotin seine Aufmerksamkeit gewidmet, aber auch in dieser Combination den Beruhigungspunkt für seine Forschungen noch nicht gefunden. Im Heidenthum selbst habe er die Ursache des neuplatonischen Heidenthums nicht erkennen können, eben so wenig im Christenthum, dem Versuch vieler, im natürlichen Uebersprunge von einem Extrem zum andern das vermittelnde Band zu suchen, habe ihm dies entgegenzustehen geschienen, dafs ein solcher Umschwung erst dann psychologische historische Wahrheit in sich tragen würde, wenn er vom Volke ausgegangen wäre, indem ein unmittelbares religiöses Bedürfnifs, welches zunächst alle entgegenstehende Meinungen der Philosophen bei Seite gesetzt hätte, am allerwenigsten gerade in dem Philosophen selbstständig hervorzutreten pflege. So erst sei er für den Zweck seiner Untersuchungen über den christlichen Alexandrinismus vorzüglich auf den Philo aufmerksam gemacht worden. „Ich fand nicht nur," sagt der Verf. Vorr. S. VIII. „dafs dieselbe philosophische Methode, noch ehe irgend eine Spur derselben bei den Heiden oder gar bei den Christen sich vorfand, oder auch sich vorfinden konnte, unter den Juden in ihren allgemeinen und charakteristischen Zügen ausgebildet vorlag, sondern dafs auch unter ihnen erst, ohne genauerer Einsicht in ihre religiösen und philosophischen Bedürfnisse die Ausbildung einer solchen Religions-Philosophie vollkommen klar werde, die durch ihren eigenthümlichen religiösen Reiz sich den Heiden empfahl, deren Entgegentreten zum Theil dieselbe erst hervorgerufen hatte, und durch das dadurch noch obenein erwirkte Uebergewicht, verb

t der vorläufigen Abhülfe aller Hindernisse, welche
e positive Religion als solche einer bestimmten phi-
ophischen Richtung in den Weg legen konnte, einen
lgebahnten Zugang zu den christlichen Heiligthü-
n fand." Hiezu gehört, was der Verf. Vorr. S. IV.
r das Wesen des christlichen Alexandrinismus sagt:
emals hatte die classische Philosophie von einer alle
gkeit in sich einschliefsenden, ja alle unsere Ahnung
solcher weit überragenden Anschauung Gottes ge-
chen, oder auch gerade den menschlichen Körper
Hemmnifs aufgewiesen. — Und doch fand ich, je
r ich einzudringen glaubte, um so klarer, dafs ge-
diese beiden Lehrsätze, auf diese oder eine andere
se begründet, und zu diesen oder andern Folge-
n ausgedehnt, die eigentliche Unterlage bildeten,
velcher aller christlich-philosophische Alexandrinis-
im speculativen wie im practischen Momente ruhe."
nen wir alles dies zusammen, so wäre die alexan-
sche Religions-Philosophie nach des Verfs. Ansicht
chst jüdischen Ursprungs, dieser Ursprung selbst
führt auf jene Lehrsätze zurück, die die alexan-
ichen Juden aus der griechischen Philosophie ent-
n. Aus der so entstandenen jüdischen Religions-
sophie wäre sodann auf gleiche Weise sowohl der
liche Alexandrinismus als der heidnische Neupla-
nus hervorgegangen. Dafs zwischen dem christli-
Alexandrinismus und der jüdischen Religions-Phi-
ie ein sehr enger Zusammenhang stattfand, läfst
icht in Zweifel ziehen, wo sollte sich aber ein
s Verhältnifs auch von der jüdischen Religions-
ophie und dem Neuplatonismus behaupten lassen?
velche Consequenz liegt darin, auf der einen Seite
gen, dafs sich die Ursache des neuplatonischen
thums nicht im Heidenthum also auch nicht in
iechischen Philosophie erkennen lasse, und doch
andern Seite die jüdische Religions-Philosophie
durch deren Einwirkung auch der Neuplatonis-
tstanden sein soll, aus Lehrsätzen der griechi-
Philosophie entstehen zu lassen? Enthielt die jü-
Religions-Philosophie von Anfang an aus der
chen Philosophie entlehnte Elemente, die ihre
che Grundlage wurden, mit welchem Grunde
sagt werden, dafs die classische Philosophie von
emjenigen, was nach dem zuvor Angegebenen
sen des christlichen Alexandrinismus ausmacht,
esprochen habe? Und hat denn nicht wirklich
Plato von einer alle sinnliche Erkenntnifs weit überstei-
genden Anschauung des Göttlichen, wenigstens bei ei-
nem ganz analogen Sinne, gesprochen, und den mensch-
lichen Körper als Hemmnifs einer nähern Gemeinschaft
des Menschlichen und Göttlichen dargestellt? Sollte das
Wesen des christlichen Alexandrinismus wirklich in
nichts anderem bestehen, als in dem zuvor Angegebe-
nen, und somit eben hieraus auch das Wesen der jüdi-
schen Religions-Philosophie und des heidnischen Neu-
platonismus auf gleiche Weise begriffen werden können?

Wir glauben, die ganze Entwicklung wäre weit
einfacher und klarer geworden, wenn der Verf., wie es
der Begriff der Religions-Philosophie von selbst mit sich
bringt, von der Unterscheidung zwischen Religion und
Philosophie, oder einem doppelten Element, dem histo-
rischen und philosophischen ausgegangen wäre. Die
Religions-Philosophie unterscheidet sich dadurch von
der Philosophie überhaupt, dafs sie sich an eine histo-
risch gegebene Religion anschliefst, und durch den po-
sitiven Inhalt derselben ihre speculativen Ideen vermit-
telt werden läfst. Jede Religion ist ihrem Inhalt nach
positiv und historisch, und beruht auf einer Tradition,
bei welcher der Geist sich für das aus göttlicher Offen-
barung Gegebene nur empfangend verhält. Früher oder
später aber mufs in jeder Religion mit der fortschreiten-
den Entwicklung und Bildung eine Epoche eintreten, in
welcher der zu seinem wahren Selbstbewufstsein erwa-
chende Geist sich über die Tradition stellt, und sich
auf dem Wege der Speculation über den Inhalt der Tra-
dition Rechenschaft zu geben sucht. Da das eigentli-
che Object der Speculation nur das Absolute sein kann,
so wird in demselben Verhältnifs, in welchem die Idee
des Absoluten zum Bewufstsein kommt, und in ihrer
Reinheit festgehalten wird, der Inhalt der positiven tra-
ditionellen Religion als das der Speculation Unterge-
ordnete erscheinen, und die Beantwortung der Frage
zum Bedürfnifs werden, wie das Eine mit dem Andern
auszugleichen sei. Auf keinem andern Wege, als eben
diesem ist auch die jüdische Religions-Philosophie ent-
standen. Sie mufste eine natürliche Folge aller jener
mit der Zeit zum Theil auf eine sehr gewaltsame Weise
eingetretenen Verhältnisse sein, durch welche der Jude
sich genöthigt sah, aus dem bisher so eng begrenzten
und so streng abgeschlossenen Kreise seiner nationalen
Vorstellungen und Institutionen herauszugehen und in
einer weitern und freiern Sphäre einheimisch zu wer-

den. In demselben Grade, in welchem er seinen jüdischen Particularismus ablegte, mufste in ihm auch die Empfänglichkeit für eine universellere insbesondere philosophische Bildung erwachen, und dadurch zugleich eine freiere geistige Selbstständigkeit in ihm geweckt werden. Dafs eine solche Umbildung des traditionellen Judenthums ganz besonders in Alexandrien erfolgte, kann nach den bekannten Verhältnissen, welche diese Stadt zu einem Hauptsitz griechischer Bildung und zu einem so vielfache geistige Elemente in sich vereinigenden Mittelpunkt machten, am wenigsten befremden.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXXV.

Neugriechische Chrestomathie mit grammatischen Erläuterungen und einem Wörterbuche herausgegeben von Dr. Theodor Kind. Leipzig, 1835. 8. XXIV. 258 S.

In der Vorrede zu diesem Werke, welches der Herausgeber dem Herrn Prof. Hase in Paris gewidmet hat, spricht er im Allgemeinen vom Charakter des Neugriechischen und erklärt sich mit Recht gegen die Meinung des Prof. Heilmaier, dafs das Neugriechische als eigene und neue Sprache, gebildet unter dem Einflusse fremder Zungen, zu betrachten sei. Denn abgesehen von diesem Einflusse, welcher ein ganz äufserlicher war, kann nur eine ganz oberflächliche Betrachtung des Gegenstandes, ein Festhalten an gewissen Einzelheiten, welche dem, der das ganze Feld nicht überschaut und ihren Zusammenhang nicht kennt, auffallend sind, sowie überhaupt ein Mangel an gründlicher Sachkenntnifs und Unbekanntschaft mit dem Geiste der Sprache zu einem solchen Wahne führen. Es wird ferner in dieser Vorrede von dem Zustande der Litteratur und den Systemen, welche sich in Beziehung auf die neugriechische Schriftsprache unter den Gelehrten der Nation geltend gemacht haben, gesprochen und auch bemerkt, dafs der Bildungsprocefs der Sprache noch nicht vorüber ist. Dies ist im Allgemeinen ganz richtig; wir müssen indessen bemerken, dafs, wenn Hr. Dr. Kind, indem er von den verschiedenen Ansichten der neugriechischen Schriftsteller in Hinsicht der Handhabung der Sprache redet, das Schwanken derselben und ihre Verschiedenheit unter einander stark betont, es wohl nicht zu erwarten steht, dafs eine vollkommne Uebereinstimmung aller Schriftsteller in diesem Punkte je eintrete, sondern dafs auch künftig trotz aller grammatischen Bestimmung von Seiten der Gelehrten dem Individuum im Neugriechischen, als in einer Stammsprache, deren Bildungsprocefs nie aufhören kann, immer noch viel Spielraum übrigbleiben wird *). Was die in diese neugriechische Chrestomathie aufgenommenen Stücke betrifft, so hat sich der Herausgeber begnügt, nur auf Werke, welche unmittelbar unserer Zeit oder der nächsten Vergangenheit angehören, Rücksicht zu nehmen. Für die Prosa sind Schriftsteller entlehnt aus den Werken von D. N. Darvaris, Spyr. Tr[illegible] Phil. Phurnarakis, Konst. Asopios, Steph. Kanellos, Konst. [illegible] Kumas, Konst. Oekonomos, Ad. Korais. Für die Poesie hat der Herausgeber die Stücke theils aus Fauriel's theils aus seinen eigenen Sammlungen von Volksliedern ausgewählt und nach diesen noch Gedichte von Rhigas, Athan. Christopulos, G. [illegible]larios, Dion. Salomos, Rizos Nerulos, Alex. Sutsos und A. [illegible]vos folgen lassen. Die zur Erklärung dieser Stücke für Anfänger des Neugriechischen hinzugefügten grammatischen Anmerkungen haben ebenso wie das angehängte Wörterbuch ungefähr dieselbe Tendenz wie die sprachlichen Erklärungen der von Hrn. Dr. Kind besorgten Ausgabe der Gedichte des Alex. Sutsos, welche wir No. 79. dieser Jahrbücher beurtheilt haben. Wir beziehen uns daher auf das dort Gesagte.

*) Wenn aber Hr. Dr. Kind in der Vorr. S. XX Anm. dieses Schwanken der Ansichten unter den Gelehrten und die in der neugriechischen Volkspoesie nothwendig noch gröfsere Ungebundenheit in Anwendung der Sprache als Vorwand benutzt, um die von mir in diesen Jahrb. März 1834 No. 57—59. ihm bei der Beurtheilung seiner zu [illegible] 1833 erschienenen Sammlung neugriechischer Poesieen nachgewiesene In-consequenz rücksichtlich der Orthographie in den von ihm [illegible] ausgegebenen Volks- und anderen Gedichten und die dort [illegible] theils den Sinn theils das Metrum störenden Accent- und andere [illegible] entschuldigen und den von mir ausgesprochenen Tadel, wie er [illegible] drückt, mit Entschiedenheit zurückweisen zu können, indem er die [illegible] mir erheischte Consequenz zu Anfang der Anm. eine einseitige [illegible] von mir gemachten Ausstellungen, durch welche die Uebertretung der [illegible]jectiven Gesetze der Sprache gerügt wird, aus subjectiven Gründen [illegible] geschlagene Verbesserungen nennt, durch welche man sich an [illegible] solcher Gedichte vergriffe, zum Beweise sich aber auf eine [illegible] gar keiner Verbindung stehende Stelle in Thiersch's Abh. über [illegible] Poesie S. 10 ff., von der wir sogleich sprechen werden, beruft [illegible] man, dafs es ihm nicht um die Wahrheit und deren Verbreitung [illegible]dern um irgend eine gleichviel ob gute oder schlechte Vertheidigung [illegible] begangenen Irrthümer zu thun ist. An jener Stelle hat H. [illegible] Thiersch den Dr. Kind mit Recht gelobt, weil er bei der [illegible] eines Volksliedes die ihm von einem gebildeten Griechen [illegible] Aenderung eines Verses, durch welche dieser zwar etwas [illegible] doch richtig gemessene Vers eine leichtere Messung erhält und [illegible]scher klingt, aber dadurch viel von seiner neugriechischen Volksthümlichkeit verliert, nicht in den Text aufgenommen hat. Sowie es [illegible] Pflicht des Herausgebers ist, Werke dieser Art nicht durch [illegible] Verbesserungs- und Verschönerungsversuche, welche in vielen Fällen leicht anzubringen wären, gerade des Originalen, das sie an [illegible] Form haben, zu berauben, sondern sie ungetrübt dem Publicum [illegible]geben, worauf sich das Lob, welches Thiersch dem Dr. Kind [illegible] zieht, ebenso kann man auch mit Recht von dem Herausgeber [illegible]dern, dafs er nicht alle Schreibfehler aus den ihm mitgetheilten [illegible]ten mit abdrucken lasse, da, wo die Accente fehlen, sie [illegible] setzen verstehe und nicht durch deren falsche Anwendung [illegible] Metrum störe, und dafs er ferner durch gründliche und genaue [illegible] erklärung, statt deren dort viel ungenaues und falsches gegeben [illegible] das Verständnifs der Gedichte bei denjenigen sorge, welche der [illegible] noch nicht mächtig sind. Hierauf bezieht sich der von mir [illegible] Tadel, den ich, wenn ich es für nothwendig erachtet hätte, [illegible] weiter hätte ausdehnen können. Die gegenwärtige Erläuterung [illegible] um so nothwendiger, als Hr. Dr. Kind zum Theil durch [illegible] dort gerügten Fehler in seinen beiden nach jener Zeit [illegible]ben neugriechischer Schriften stillschweigend dieselben [illegible] hat, und dennoch durch jene Anmerkung vermittelst [illegible]artiger Dinge den Schein einer Widerlegung [illegible]

Mullach

№ 93.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

November 1835.

chichtliche Darstellung der jüdisch-alexan-
rinischen Religions-Philosophie. Verfaſst von
ug. Ferd. Dähne.

(Fortsetzung.)

Alles dies liegt im Wesentlichen zwar auch der
tellung des Verfs. zu Grunde, aber es erscheint in
n äuſserlich gehalten, und zu sehr an einzelne zu-
e Erscheinungen angeknüpft. Nur aus diesem
de kann das Hauptgewicht vor allem darauf gelegt
en, daſs die Juden in Alexandrien in den Schulen
Philosophen Sätze über das Wesen Gottes ausspre-
gehört haben, wie die schon erwähnten sind, die
in ihnen mit unwiderstehlicher Gewalt festgesetzt
i. Wie kamen aber die Juden in Alexandrien in
chulen der Philosophen, und wie konnte der Wunsch,
ja in höchst möglicher Vollkommenheit, oder, was
lbe ist, nach der Idee des Absoluten zu denken,
ien entstehen, wenn diese Idee nicht zuvor in ih-
um Bewuſstsein gekommen, und mit ihr demnach
das speculative Interesse in ihnen erwacht war!
hier also nicht eine Erklärung gegeben, bei wel-
das, was erklärt werden soll, schon vorausgesetzt
n muſs! Der Verf. erkennt in der That die von
egebene Erklärung selbst als eine zu äuſserliche
enn er selbst die schon erwähnte Einwendung da-
erhebt (S. 35), ob nicht die bei den alexandrini-
Juden also erweckte geistige Thätigkeitsrichtung,
ntfernt, in dem angegebenen philosophischen Wege
hen zu können, mit dem Wesen aller Philosophie
n denkbar schneidendsten Contrast habe stehen
n, ob nicht der Ursprung des Alexandrinismus aus
nphilosophischen, d. h. die Anwendung der Phi-
ie nicht erklärenden Unternehmen abgeleitet werde,
e Auctoritäten auf eine mit den menschlichen
gesetzen verträgliche Weise zu vereinigen! Ist ein
s Unternehmen ein unphilosophisches, so kann es
auch nicht den Grund der Entstehung der alexandri-
nisch-jüdischen Religions-Philosophie enthalten, und wir
werden weit richtiger, statt mit dem Verf. zur Beseiti-
gung jener Einwendung, die geforderte Ausgleichung
erst das Bedürfniſs nach philosophischer Betrachtung
ihrer religiösen Ueberzeugung wecken zu lassen, dieses
Bedürfniſs als das erste voraussetzen, das vorhanden
sein muſste, wenn jene zufällig gehörten Lehrsätze auch
nur die Aufmerksamkeit der alexandrinischen Juden auf
sich ziehen konnten. Der Verf. selbst aber kommt auf
jene äuſserliche Ansicht vom Ursprung der alexandri-
nisch-jüdischen Religions-Philosophie immer wieder zu-
rück, S. 46 sogar mit der Steigerung, fremde philoso-
phische Resultate (eben jenes „von der griechischen
Philosophie zugespitzte höhere Ideal der Vollkommen-
heit" S. 114), die ihnen wohlgefielen, und welche sie,
ob sie sie schon durchdachten, durch die Geistesüberle-
genheit ihrer Urheber gleichsam *mechanisch niederhiel-
ten*, seien der Grund aller Philosophie bei den alexan-
drinischen Juden überhaupt gewesen. Einen so mecha-
nischen Ursprung hätte demnach eine der geistigsten
Erscheinungen in der Geschichte des menschlichen Gei-
stes gehabt!

Mit der Unterscheidung eines philosophischen und
historischen Elements in dem Begriffe der Religions-
Philosophie ist sogleich auch das eigentliche Wesen
derselben gegeben. Sie ist, im Allgemeinen, ihrem We-
sen nach, nichts anders, als die Vermittlung einer be-
stimmten positiven Religion, oder der verschiedenen
historisch gegebenen Formen der Religion mit der Idee
des Absoluten und der durch diese Idee bestimmten ab-
soluten Religion. Dieser allgemeine Charakter der Re-
ligions-Philosophie stellt sich in verschiedenen Formen
dar, je nachdem theils die Idee des Absoluten verschie-
den aufgefaſst wird, theils die mit der Idee des Abso-
luten und der durch sie bestimmten absoluten Religion
auszugleichende positive Religion entweder die heidni-

sche, jüdische oder christliche ist, oder überhaupt der Begriff der Religion in seiner Bewegung durch alle diese Religions-Formen als seine verschiedene Momente betrachtet wird. Hieraus ergiebt sich neben dem Gemeinsamen der Aufgabe, die die Religions-Philosophie immer zu lösen hat, der Unterschied der jüdisch-, christlich- und heidnisch-alexandrinischen Religions-Philosophie. Diese drei Formen der alexandrinischen Religions-Philosophie sind ebenso verschieden, wie der Charakter der mit der Idee des Absoluten zu vermittelnden Religion ein verschiedener ist. Auch mit dem Neuplatonismus verhält es sich nicht anders, da das eigentliche Wesen desselben nicht in demjenigen, was der Verf. hervorhebt, sondern vielmehr darin besteht, dafs der schon von Plato gemachte Versuch, den Inhalt der symbolisch-mythischen Volksreligion zu speculativer Bedeutung zu erheben, oder mit der Idee des Absoluten auszugleichen, nach dem Vorgang des jüdischen und christlichen Alexandrinismus, im Grofsen zur Ausführung kam.

Das hier im Allgemeinen Angedeutete scheint uns im Wesentlichen alles zu enthalten, was zur Erklärung des Ursprungs der alexandrinisch-jüdischen Religions-Philosophie gehört. Wenigstens sieht Ref. nicht, welches neue Moment von Bedeutung die weitere Ausführung des Vfs. darbietet. Er geht nach den beigebrachten Entstehungsgründen der alexandrinisch-jüdischen Religions-Philosophie zur Charakteristik derselben sowohl nach ihrer materialen als formalen Entwicklung fort. Die materiale Entwicklung hat die Richtung zum Gegenstand, nach welcher hin die Alexandriner, auf jene Anfänge gestützt, fortspeculirten. Da alle jene scheinbar Gottes so würdigen Lehren der Academie sich in der Annahme verloren, dafs Gott als das vollkommenste Wesen in keinerlei auch nicht die geringste Berührung mit der Welt treten könne, so habe mit diesen Sätzen der jüdische Offenbarungsglaube, oder die Ueberzeugung, dafs Moses von Gott selbst Unterweisungen über dessen Wesen und Gesetz empfangen habe, in einen offenbaren Widerstreit gerathen müssen, zu dessen Aufhebung möglicher Weise nur Ein Ausweg gegeben gewesen sei. „Sollte nämlich das Göttliche in keinerlei Berührung mit irgend etwas Irdischem treten, und daneben doch der Mensch während der Zeit seines irdischen Lebens nicht ohne Offenbarung von Seiten Gottes bleiben, so mufste die menschliche Natur in den Bereich der göttlichen hinaufgeschraubt werden können, und der Mensch, wie er in dieser sinnlichen Wirklichkeit [illegible] liegt, mufste sich von einem rein göttlichen Elemente [illegible] Menschen nicht nur dem Begriffe, sondern auch [illegible] Wirklichkeit nach, sondern lassen. In den Momenten einer solchen erstrebten Gleichwesentlichkeit des Gö[illegible] lichen mit dem Menschlichen konnte denn auch [illegible] platonischen Grundsätzen einer Correspondenz derselben nichts mehr im Wege stehen." Ref. vermifst auch [illegible] den natürlichen Zusammenhang der Entwicklung. [illegible] da das Göttliche mit nichts Irdischem in Berührung kommen kann, deswegen die menschliche Natur [illegible] Göttlichen hinaufgeschraubt und zu diesem Behuf [illegible] reingöttliche Element im Menschen von dem [illegible] chen getrennt werden, so wird ja hier dieselbe Berü[illegible] rung des Göttlichen mit dem Irdischen und Menschliche[illegible] die auf der einen Seite als eine unmögliche betracht[illegible] wird, auf der andern Seite als eine schon vorhan[illegible] gesetzt. Wie kann das Menschliche zum Göttliche[illegible] hinaufgeschraubt werden, wenn das Göttliche überhau[illegible] mit nichts Irdischem in Berührung kommen kann, [illegible] ein reingöttliches Element im Menschen vorausge[illegible] werden, wenn das Göttliche eben aus diesem Grun[illegible] weil es mit nichts Irdischem in Berührung kommen [illegible] sich auch nicht mittheilen kann? Wo ist hier die [illegible] sche Consequenz? Hätte daher jene Antinomie, von [illegible] cher der Vf. spricht, auf keinem andern Wege als [illegible] von ihm angegebenen, gelöst werden können, so [illegible] es entweder nie zu einer alexandrinisch-jüdischen [illegible] gions-Philosophie kommen können, oder sie hätte [illegible] selhaft genug, ihren Ursprung nur aus einem gar [illegible] genen logischen Widerspruch genommen. Es ist jed[illegible] leicht zu sehen, dafs der Vf. von einer Vorauss[illegible] ausgeht, durch die er sich selbst die Lösung seiner [illegible] gabe unmöglich gemacht hat. Diese Voraussetzung [illegible] der von ihm wiederhohlt als Lehre der Alexandri[illegible] ausgesprochene und seiner Darstellung zu Grunde [illegible] legte Satz, dafs Gott als das vollkommenste Wesen [illegible] keinerlei auch nicht die geringste Berührung mit [illegible] sinnlichen Welt kommen könne. Kann aber [illegible] Satz in dieser strengen Allgemeinheit als die Grun[illegible] sicht, von welcher die alexandrinische Religions-Philo[illegible] sophie ausging, vorausgesetzt werden, und kann [illegible] nicht, wenn man auch nur an die alexandrinische Lehre vom Logos denkt, mit demselben Recht auch [illegible] den entgegengesetzten Satz aufstellen, dafs das [illegible] der alexandrinischen Religions-Philosophie darin [illegible]

Göttliche in die vielseitigste Berührung mit der sinnen Welt treten zu lassen, und die ganze sinnliche lt als eine Offenbarung des Göttlichen zu betrach- Wie konnte überhaupt der Vf. bei der Antinomie, deren Lösung er sich beschäftigt, die grofse Wichit, die die Lehre vom Logos in dem ganzen Orgausderjüdisch-alexandrinischen Religions-Philosophie ganz unbeachtet lassen? Soll auf der einen Seite rster Grundsatz gelten, dafs Gott als das vollkomate Wesen in keine Berührung mit der Sinnenwelt nen kann, auf der andern Seite aber ebenso festn, was der Jude, ohne dafs er aufhörte, Jude zu sich nicht nehmen lassen konnte, dafs es eine Ofrung gebe, ist es nicht die Lehre vom Logos, die ihre natürlichste Stelle findet, und als der einzig iche Weg sich darstellt, auf welchem die alexanche Religions-Philosophie jene Antinomie, wie sie f. bestimmt, lösen konnte? Wie hätte die Lehre Logos, welcher doch seinem allgemeinsten Begriff nichts anders ist, als das göttliche Offenbarungs-, auch nur entstehen können, wenn jener Satz, Gott als das vollkommenste Wesen in keinerlei rung mit der Sinnenwelt kommen könne, in jener n und schroffen Allgemeinheit zu nehmen wäre, er Vf. ihn nehmen zu müssen glaubt? Es hängt hier alles an dem Begriff des Absoluten, und das tige der Darstellung des Vfs, liegt darin, dafs er ott, als dem absoluten, an sich seienden, den sich zur Offenbarung bestimmenden nicht unterschied. exandrinische Religions-Philosophie aber sah hierin Widerspruch, sich auf diesen doppelten Standzu stellen. So sehr sie sich bestrebte, die Idee solnten in ihrer Reinheit aufzufassen und festzu, so gewifs war ihr auf der andern Seite, dafs der te Gott auch der sich offenbarende sei, weil sie en absoluten Gott nicht als eine inhaltsleere Abn, sondern nur als den lebendigen, schöpferisch n und darum auch sich manifestirenden sich denante, also die Transcendenz Gottes nicht ohne mmanenz mit der Welt, und die Immanenz nicht ie Transcendenz, und die Vermittlung für das ie für das Andere war ihr der göttliche Logos, in n der an sich Eine und absolute Gott sich von nterscheidet, um in diesem Unterschied und An- in der endlichen Welt sich zu manifestiren. t demnach in der Darstellung des Vfs., wenn er auf die eine Seite das in keinerlei Berührung mit dem Irdischen kommende Göttliche stellt, auf die andere Seite die in dem Bereich der göttlichen Natur hinaufzuschraubende menschliche, ein sehr wesentliches Mittelglied, ohne welches allerdings die zu erreichende Gleichwesentlichkeit des Göttlichen mit dem Menschlichen nichts anders ist, als wie der Vf. selbst es treffend bezeichnet, ein unnatürliches Hinaufgeschraubtwerden. Auch den Zusammenhang der ascetischen Grundsätze der Alexandriner mit dem Gesammtkreise ihrer Speculationen und die Entwicklung derselben aus den Principien der platonischen Philosophie weist der Vf. S. 43 f. ebenso äufserlich nach. Schon Plato habe eine Rückkehr des menschlichen Geistes in den frühern glücklichern und göttlichen Zustand gelehrt, für den ihn seine Natur befähigte, und als Bedingung solcher Rückkehr in den Lehrsätzen seiner speculativen Ethik empfohlen, nicht mit zu grofser Liebe dem Irdischen nachzuhängen, dabei aber als den Zeitpunkt der möglichen Rückkehr des Göttlichen im Menschen zu seiner Urquelle den Tod bestimmt. Dies habe den Juden als Offenbarungsgläubigen nicht behagen können. Die Vergöttlichung des Menschen mufste auch schon während dessen Lebenszeit erzielt, und mithin im Leben ein unmittelbarer Umgang mit Gott möglich werden können. Dazu sollte eine absolute Enthaltsamkeit von allem Irdischen führen, die den Juden nicht nur die Möglichkeit einer Offenbarung bei so absoluter Vollkommenheit Gottes, sondern auch die Möglichkeit einer unmittelbaren Verbindung mit dem göttlichen Wesen um so leichter erklärte, da auch bei ihnen die Macht des ägyptischen Himmels nicht unwirksam habe sein können. Von unserem Standpunkt aus ergiebt sich diese practische Seite der jüdischalexandrinischen Religions-Philosophie von selbst als die andere Seite, die zu jener ersten hinzukommen mufste. Wie das absolute Wesen in dem göttlichen Logos und in den logischen Wesen, in welchen der Eine Logos sich individualisirt, aus sich selbst heraustritt, und sich im Endlichen manifestirt, so mufs das auf diese Weise mit der materiellen Welt in Verbindung gekommene Göttliche auch wieder in sich zurückkehren, was nur durch die Trennung des Geistes vom Materiellen geschehen kann. Das Eine wie das Andere gehört zur Realisirung der Idee des Absoluten, da das Absolute nichts in sich Todtes und Verschlossenes, sondern Leben und Bewegung ist.

Fast noch mehr Aufwand von Scharfsinn und Reiz — so macht der Vf. S. 47 den Uebergang von der Charakteristik der jüdisch-alexandrinischen Religions-Philosophie nach ihrer materialen Entwicklung zur formalen Seite derselben — erforderte die mehr formale Untersuchung. Wie es denn möglich sei, dafs die Juden, im Besitze heiliger Schriften, nicht früher und nicht allgemeiner zur Anerkennung der Wahrheit gekommen seien, die nun ein grofser Theil als seiner Ueberzeugung gemäfs angenommen habe? Der Vf. kommt hiemit auf die mit dem Wesen der alexandrinischen Religions-Philosophie so eng zusammenhängende Allegorie, unterscheidet aber einen doppelten Weg zur Behauptung der Auctorität der heiligen Schrift trotz offenbarer Abweichungen von dem Lehrbegriff derselben, da derselbe Zweck, wie durch die allegorische Erklärung, so auch durch die Annahme eines doppelten Lehrtypus in der heiligen Schrift erreicht werden sollte, vermöge dessen das Anthropomorphische und Anthropopathische der Schrift von Philo als eine nothwendige durch die Rücksicht auf den moralischen Nutzen gerechtfertigte Accommodation zur Fassungskraft der Menge betrachtet wurde. Die dabei sich aufdringende Frage, wie sich denn eine mit Bewufstsein gegebene und als göttlich zugleich mit den übrigen empfohlene irrthümliche Lehre mit dem Wahrheitssinne der göttlichen Lehrer ausgleichen lasse, der sich mit solcher doctrinalen, sichtlich lügenhaften Anbequemung an die Schwächen Anderer bei keiner sonstigen Reinheit der Zwecke vertrage, sei nicht weiter in Erwägung gezogen worden. Durch die ganze ihrem innersten Wesen nach etwas trügerische Tendenz des Alexandrinismus sei das sittliche Zartgefühl seiner Verehrer an sich zu sehr abgestumpft gewesen, als dafs sie sich selbst leicht zu solcher Frage gedrängt hätten. — Mag auch eine gewisse trügerische Tendenz dem Alexandrinismus nicht abzusprechen sein, es kann doch auch schon diese Behauptung, und die dabei gemachte Voraussetzung des Betrugs nicht richtig gewürdigt werden, wenn wir nicht die Frage in Erwägung ziehen, ob zwischen Accommodation und Allegorie mit Recht so unterschieden werde, wie der Vf. unterscheidet. Er selbst sieht sich S. 55. Anm. 20. auch wieder zu der Bemerkung genöthigt, dafs in der Ausführung die Accommodation und die Allegorie sehr in einander liefen, und dafs den einmal angenommenen Sätzen ge entsprechend behauptet werden konnte, dafs Gott s Accommodation in Allegorie zu uns rede, wodurch bei denn in Wahrheit so zusammenfielen, dafs sie nur a ders gedacht erscheinen. Accommodation und Allegorie wären demnach auch wieder dasselbe und mit dem ben Recht, mit welchem die Accommodation in Schrift aus einer trügerischen Tendenz des Alexand nismus erklärt würde, müfste dies auch von der Alleg rie behauptet werden. Soll jene Annahme von ein doppelten Lehrtypus darauf gestützt werden, dafs P in der S. 30 angeführten Stelle eine doppelte Grund sicht unterscheidet, so dafs nach der einen Gott ein Mensch ist, nach der andern aber nicht, so auch hieraus, dafs von jenem doppelten Lehrtypus die Allegorie nicht ausgeschlossen werden kann. ser Stelle zufolge der eine Lehrtypus eigentlich Gott spricht, der andere uneigentlich. Mit welch Grunde unterscheidet also der Vf. überhaupt zwi Accommodation und Allegorie? Dieser Unterschied wird zwar allerdings mit Recht gemacht, aber der hat auch hier unterlassen, die Begriffe, auf welch seine Entwicklung beruht, genauer zu bestimmen. ber das Wesen der Allegorie sagt der Vf. nichts ter, als was S. 152 hierüber sich findet, dafs die xandrinischen Juden annehmen mufsten, in den von gotterleuchteten Lehrer geschriebenen Werken müsse tieferer und heiligerer Sinn gesucht werden, als welcher aus den Worten zunächst hervorgehe, d. h. müfsten zu einer allegorischen Deutung derselben ten. Ist aber dadurch das Wesen der Allegorie stimmt? Kann dasselbe nicht auch von demjenigen sagt werden, was der Vf. Accommodation nennt? solche Stellen der Schrift, in welchen Gott mensch Leidenschaften beigelegt werden, nur als Accomm tion zu nehmen, so wird auch hiemit im Grunde n anders gesagt, als eben dies, man solle sich nicht an den wörtlichen Sinn solcher Stellen halten, w nur Nebensache sei, sondern dabei an einen tiefern heiligern Sinn denken, welcher solchen Stellen zu Gr liege, nämlich die moralischen Belehrungen, die in i auf eine für die grofse Menge besonders eindringli und anschauliche Weise vorgetragen werden soll

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 94.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

November 1835.

chichtliche Darstellung der jüdisch-alexan-rinischen Religions-Philosophie. Verfaſst von ug. Ferd. **Dähne.**

(Fortsetzung).

Was die Allegorie ist, wissen wir hiemit noch nicht, werden mit diesem Begriff nicht ins Reine kom-, wenn wir nicht von der Unterscheidung zwischen und Idee ausgehen, und diese beiden Elemente als Wesen der Allegorie betrachten. Was in solchen en, auf welche die allegorische Erklärung angewandt, dem nächsten Wortsinn nach eigentlich zu neh-ist, wird nicht bloſs uneigentlich, sondern bildlich mmen, so daſs an die Stelle des in den Worten chst enthaltenen Sinnes etwas anderes als das Wahre Wesentliche tritt, zu welchem sich jenes nur wie bildliche Versinnlichung verhält. Auf dieser Un-heidung zwischen Bild und Idee beruht das Wesen Allegorie, und ihre Aufgabe besteht daher eben, in allen Stellen, in welchen ein solches Verhält-wischen Bild und Idee sich voraussetzen läſst, das-zum klaren Bewuſstsein zu bringen. Würde der on diesem Begriff der Allegorie ausgegangen sein, ürde unstreitig seine ganze im Uebrigen sehr lehr-e und gründliche Untersuchung über die Allegorie Alexandriner an Klarheit und Bestimmtheit sehr nnen haben, und es würde ihm weit leichter ge-en sein, das Verhältniſs der Allegorie zur Accom-tion und zum historischen Schriftsinn festzusetzen. d das Wesen der Allegorie in das angegebene iltniſs zwischen Bild und Idee gesetzt wird, hängt nwendbarkeit der allegorischen Erklärung bei den nen Schriftstellen von der Frage ab, ob und wie-sie nach der Beschaffenheit ihres Inhalts etwas dar-, was bildlich, als bildliche Versinnlichung einer isen oder speculativen Idee genommen werden kann. also die allegorische Erklärung der Weg sein, auf welchem man alles, was vom Standpunkt der Religions-Philosophie anstöſsig und unzulässig in der Schrift erschien, aus ihr entfernen wollte, so muſste man sich bald überzeugen, daſs dieser Eine Weg hiezu nicht zureichend sein konnte. So viele Stellen, deren Inhalt keineswegs für Gottes würdig gehalten werden konnte, sträubten sich ihrer Natur nach gegen eine bildliche Auffassung: die allegorische Erklärung hatte ihre natürlichen Grenzen, die sie um so weniger überschreiten konnte, da man sich dieselbe, wie der Vf. selbst zeigt, überhaupt nicht als eine so willkürlich geübte, jeder Regel entbundene Kunst denken darf, wie man so oft annimmt. In solchen Fällen muſste nun jene Accommodation eintreten, die der Vf. meint, wenn er von der Allegorie die Annahme eines doppelten Lehrtypus unterscheidet. Was eigentlich genommen einen Gottes unwürdigen Sinn enthielt, konnte nicht in seinem wörtlichen und eigentlichen Sinn genommen werden, es war also nicht so gemeint, wie es den Worten nach lautete, aber allegorisch war es deswegen doch nicht zu verstehen, weil sich nichts darin fand, was als bildliche Beziehung, als Versinnlichung einer Idee aufgefaſst werden konnte. Mit der Bestimmung des Unterschiedes zwischen Allegorie und Accommodation hängt auch die Frage zusammen, auf welche der Vf. S. 63 übergeht, ob durch die allegorische Deutung der Schrift der wirkliche historische Sinn völlig zurückgedrängt und aufgegeben, oder bloſs neben und vielleicht unter den allegorischen gestellt worden sei? Eine durchgehend bestimmende Antwort glaubt der Vf. hierauf nicht geben zu können, und führt für das eine wie für das andere Beispiele an. Da Philo sich selbst hierüber nicht näher erklärt hat, so bleibt allerdings manches unbestimmt, indeſs wird doch durch die richtige Auffassung des Begriffs Allegorie auch dieser Punkt klarer. Geht man von dem Begriff der Allegorie, nach der gegebenen Bestimmung, aus, so ergiebt sich eine dreifache Unterscheidung. Das

Mittel, wodurch die alexandrinische Religions-Philosophie ihre speculativen Ideen mit dem historisch gegebenen Inhalt des A. T. auszugleichen versuchte, war zunächst die Allegorie, durch welche allein der Buchstabe des A. T. geistig aufgefafst und für die speculativen Ideen, die man in ihm finden wollte, gleichsam durchsichtig gemacht werden konnte. Die Anwendung der Allegorie setzte aber in dem Sinnlichen des Buchstabens gewisse Beziehungen voraus, an welche das Geistige angeknüpft werden konnte. Je bestimmter sich nun solche Anknüpfungspunkte nachweisen liefsen, je sichtbarer der Buchstabe für sich schon der bildliche Reflex des in ihm niedergelegten geistigen Inhalts zu sein schien, desto geringeres Interesse hatte man, den Buchstaben anders als bildlich zu nehmen, und konnte daher die Frage, ob eine solche Stelle neben ihrem bildlich allegorischen Sinn auch noch geschichtlich zu nehmen sei, im Grunde auf sich beruhen lassen. In diese Classe gehören Stellen, wie die vom Vf. S. 64 Anm. 38. angeführten, die am scheinbarsten dafür sprechen, dafs das auch nicht anstöfsige geschichtliche Moment als ein aufgehobenes, die Geschichte als blofse Hülle betrachtet werden sollte. Aber nicht in allen Stellen konnte man das Bildliche so überwiegend hervortreten sehen, weit gröfser mufste die Zahl solcher Stellen sein, in welchen der buchstäbliche geschichtliche Sinn sein natürliches Recht mit einem Anspruch geltend machte, welchen man nicht zurückweisen durfte. Ohnedies würde ja die allegorische Auffassung, wenn sie auf den ganzen geschichtlichen Inhalt des A. T. auf gleiche Weise ausgedehnt worden wäre, die historische Grundlage, die sich das Judenthum nicht nehmen lassen konnte, zerstört, und ein anderes, nicht minder wichtiges religiöses Interesse verletzt haben. Der geschichtliche Sinn mufste demnach in seiner selbstständigen Bedeutung anerkannt werden, auf der andern Seite aber lag darin an und für sich kein Hindernifs, ihn zugleich allegorisch zu nehmen, und Geschichte und Allegorie so lange einander zur Seite gehen zu lassen, so lange man im Geschichtlichen solche bildliche Beziehungen aufzufinden vermochte, wie überhaupt bei der Anwendung der allegorischen Erklärung immer vorausgesetzt werden müssen. Gelang aber dies nicht, bot der gegebene Inhalt keine passende Anknüpfungspunkte für die allegorische Auffassung dar, so hatte die Allegorie ihre natürlichen Grenzen, und es blieb nun, da die Religions-Philosophie bei dem wörtlichen Inhalt solcher Stellen nicht stehen bleiben konnte, nichts anderes übrig, als die Annahme einer Accommodation in dem schon angegebenen Sinne. Es ist demnach ein dreifach wechselndes Verhältnifs zwischen dem bildlichen und buchstäblichen, je nachdem das Bildliche entweder das Ueberwiegende ist, oder völlig zurücktritt, oder das Buchstäbliche in gleicher Bedeutung neben sich stehen läfst.

Da Geschichte und Speculation die integrirenden Bestandtheile der alexandrinischen Religions-Philosophie sind, so liegt hierin der Grund der hohen Wichtigkeit, welche die Allegorie für die Alexandriner haben mufste. Die Allegorie war die nothwendige Voraussetzung, unter welcher allein eine Religions-Philosophie, wie die jüdisch-alexandrinische, ins Daseyn treten konnte: sie allein machte es der Religions-Philosophie möglich, sich zum A. T. oder zum historischen Judenthum in ein solches Verhältnifs zu setzen, wie es ihr Begriff mit sich brachte, oder den Inhalt des A. T. zu speculativer Bedeutung zu vergeistigen. Ohne die Allegorie hätte es entweder keine, oder eine von der Grundlage des A. T. völlig losgerissene Religions-Philosophie gegeben. Wäre es daher möglich, den Ursprung der Allegorie bei den alexandrinischen Juden genauer zu erforschen, so würden wir auf diesem Wege auch über den Ursprung der alexandrinischen Religions-Philosophie selbst nähern Aufschlufs erhalten. Der Vf. bemerkt hierüber nur S. 53: „Zu einem solchen Ausweg (der allegorischen Deutung) haben sich die alexandrinischen Juden um so natürlicher und ungestörter entschlossen, je weniger dergleichen allegorische Deutungen den frühern Juden, ja selbst den Heiden etwas Neues waren. Nur haben die Letztern sie mehr zum Schmucke der Rede, und nur zur Vertheidigung des Ansehens gefeierter Männer in einzelnen Aussprüchen und darum seltener und willkührlicher angewandt." Es wäre hier der Ort gewesen, sowohl den Ursprung der Allegorie, als auch ihr Verhältnifs zur Religions-Philosophie überhaupt näher in das Auge zu fassen. Auch im Heidenthum war der Gebrauch der Allegorie kein so zufälliger, wie man nach der Bemerkung des Vf. annehmen müfste, sondern er hing auch hier aufs engste mit dem besonders seit Plato erwachten Bestreben zusammen, die Symbole und Mythen der traditionellen Volksreligion in einer höheren Bedeutung aufzufassen und zur Grundlage

einer speculativen Religions-Philosophie zu
hen. Da die heidnische Religion in ihren Sym-
n und Mythen schon ursprünglich auf dem Verhält-
des Bildes und der Idee beruhte, so brachte die
gorie, zu deren Wesen immer die zwischen Bild
Idee frei schwebende, beide trennende und zusam-
haltende Reflexion gehört, nur zum Bewufstseyn,
an sich schon, objectiv, in den traditionellen Sym-
und Mythen enthalten war. Auch die jüdische
gorie verfuhr in so vielem, was an sich schon im
. eine bildliche, symbolische und mythische Bedeu-
hat, und der allegorischen Erklärung den reichsten
darbot, nicht anders. Dieselbe Bedeutung, die
llegorie im Heidenthum und Judenthum hat, er-
sie auch im christlichen Alexandrinismus. Sie
daher den drei von dem Vf. unterschiedenen For-
des Alexandrinismus, der jüdischen, christlichen
eidnischen auf gleiche Weise eigen, und sie er-
st so überhaupt als das nicht blos zufällige und
ihrliche, sondern durch die Natur der Sache selbst
ene geheimnifsvolle Band, durch welches die Re-
s-Philosophie der alten Zeit, aber auch selbst
der neuern, den Zusammenhang und die Identität
speculativen Ideen mit der traditionellen, histo-
gegebenen Religion, an welche sie sich anschliefst,
mitteln sucht. Dieser innere Zusammenhang der
rie mit dem Wesen der Religions-Philosophie
ei dem Vf. zu wenig hervor, und es kann daher
schon der Gesichtspunkt nicht gebilligt werden,
welchen die Allegorie im Ganzen gestellt wird,
sie der Vf. S. 47 aus der dem alexandrinischen
sich aufdringenden Frage ableitet, wie es denn
h sei, dafs die Juden im Besitze heiliger Schrif-
cht früher und nicht allgemeiner zur Anerken-
ler Wahrheit gekommen seien, die nun ein gro-
heil als seiner Ueberzeugung gemäfs angenom-
abe? Diese Frage konnte bei den alexandrini-
Juden gar nicht entstehen, da sie unmöglich der
te, die das Wesen der Religions-Philosophie
ben, in der Abstractheit, wie sie der Vf. be-
, sich bewufst gewesen sein können. Hätten
es Ideal der Vollkommenheit als eine aus den
der griechischen Philosophie entlehnte Idee be-
, wäre ihnen wirklich die Allegorie nichts ande-
esen, als der vermittelst der erst hinzukommen-
lexion gemachte Versuch, das durch jene Idee
entstandene Mifsverhältnifs zur alttestamentlichen Reli-
gion auf irgend eine Weise wieder auszugleichen, so
wären sie ja eben damit aus der Sphäre des Juden-
thums schon ganz herausgetreten gewesen, und die
Allegorie wäre ihnen mehr oder minder ein blofses
subjectives Spiel, ohne eine tiefere, in dem Wesen der
Religions-Philosophie selbst gegründete Bedeutung ge-
wesen. So wenig daher jenes Ideal ihnen blos auf dem
vom Vf. angenommenen Wege der äufsern Mittheilung
zugekommen sein kann, so wenig gab es auch je einen
Zeitpunkt, bei welchem jene Idee für sie nicht zugleich
durch ihre allegorische Form vermittelt gewesen wäre.
Beides gehörte von Anfang an aufs engste zusammen,
wie Inhalt und Form, Bild und Idee, und man darf mit
Recht behaupten, wenn die Idee des Absoluten den Ju-
den nicht gleich anfangs in der durch das A. T. gege-
benen Vermittelung der allegorischen Form zum Be-
wufstsein gekommen wäre, so hätte sie ihnen über-
haupt nie zum Bewufstseyn kommen können. Alles,
was für die Juden religiöse Bedeutung haben sollte,
konnte eine solche nur durch die Vermittelung des A. T.
haben, selbst nachdem man sich daher des Unter-
schieds der Form und Idee bewufst geworden war,
konnte es doch nur das A. T. sein, das jenen Unter-
schied durch die vorausgesetzte bildliche Bedeutung der
Form wieder ausglich, gerade so, wie auch dem Heiden
die Natur, nachdem sie ihm nicht mehr in ihrer Unmit-
telbarkeit das Göttliche selbst war, doch wenigstens auf
bildliche Weise in den Symbolen und Mythen, die sich
auf das Naturleben bezogen, und nun von selbst zur
Allegorie werden mufsten, sobald man in ihnen mit be-
wufster Reflexion zwischen Bild und Idee zu unter-
scheiden anfing, zur Vermittlung des religiösen Bewufst-
seyns dienen mufste. Auch im Judenthum spricht sich
so das dem Alterthum überhaupt eigenthümliche Be-
dürfnifs aus, die religiösen Ideen zu versinnlichen, nur
offenbart sich zugleich der geistige Vorzug des Juden-
thums vor dem Heidenthum darin, dafs im Judenthum
die geistigste Form zur Versinnlichung der religiösen
Ideen, die Allegorie, eine so kunstvolle Ausbildung, und
eine so wichtige Bedeutung für die Religions-Philoso-
phie erhielt. Dafs aber die Allegorie in diesem engen
und ursprünglichen Zusammenhang mit der Religions-
Philosophie stand, und keineswegs als ein blos hinten-
nach ersonnener Nothbehelf anzusehen ist, sehen wir
auch daraus, dafs Philo selbst seine Allegorie für nichts

weniger als für eigene neue selbsterfundene Einfälle gehalten wissen wollte, sondern sich für sie auf alte Auctoritäten berief, und die allegorische Auffassung des Gesetzes als etwas von Anfang an vom Gesetzgeber selbst beabsichtigtes betrachtete. Man vergl. was der Vf. selbst S. 70. f. hierüber sehr treffend beigebracht hat, obgleich er sich immer wieder zu der durch nichts begründeten Voraussetzung hinneigt, es sei mit den Versicherungen Philos, dafs er in seiner Allegorie nichts eigenes habe, nicht sehr ernstlich gemeint gewesen (S. 74.). Die Allegorie mufste ihrer Natur nach so alt als das Gesetz selbst sein, da das geheimnifsvolle Band, das in der Allegorie die Idee mit ihrer bildlichen Form verknüpfte, wenn es objective Wahrheit haben sollte, nur vom Gesetzgeber selbst geknüpft sein konnte, und die allegorische Erklärung konnte daher nur die Aufgabe haben, was der Gesetzgeber selbst in dem vollkommenen Bewufstsein der Nothwendigkeit einer solchen Form in sein Gesetz niedergelegt hatte, aus dem Gesetz selbst durch genaue Erforschung seines Inhalts wieder herauszufinden, und zur allgemeinen Anerkennung zu bringen.

Zum Schlusse dieser allgemeinen Charakteristik der jüdisch-alexandrinischen Religions-Philosophie hebt der Vf. S. 76. noch zwei characteristische Punkte hervor. Zuerst die von den Anhängern derselben festgehaltene Annahme des höhern Alters derselben im Verhältnifs zu der griechischen, nebst den daraus sich ergebenden Behauptungen und Bestrebungen, dann das Mysterienwesen der alexandrinischen Juden. Da die alexandrinischen Juden, bemerkt der Vf. über den erstern Punkt, solange sie ihre Schriften für göttlich hielten, nicht annehmen konnten, dafs sie die anderswoher entlehnten Ansichten erst in sie hineingetragen haben, sondern alle Schuld, warum sie nicht früher bereits besser unterrichtet gewesen seien, auf sich nahmen, indem sie gestanden, die heiligen Schriften früher nicht scharfsinnig genug durchforscht, und nicht genau genug gekannt zu haben (dann war aber auch die Allegorie nicht blos ein solcher Ausweg, wie der Vf. die Sache S. 55. dargestellt hat); so habe sich hieraus der Schlufs von selbst ergeben, ihre Philosophie müsse die ältere sein, weil zur Zeit der Abfassung ihrer heil. Bücher, der Träger derselben, eingestandener Mafsen an eine griechische Philosophie noch nicht gedacht worden sei. An diese unwahre Behauptung habe sich in sehr natürlicher Verbindung eine sehr unnatürliche Folge angeschlossen, die weitere Behauptung, dafs die griechischen Philosophen die heil. Schriften der Juden benutzt haben, die griechische Philosophie ein Zweig der jüdischen sei. Dieser Irrthum habe selbst wieder einen andern siebenmal ärgern erzeugt, indem er nicht als Irrthum des unklaren und verirrten Geistes angesehen werden konnte, sondern ein Product [illegible] für die lautere Strenge des moralischen Gesetzes abgestumpften sittlichen Gefühls gewesen sei (S. 81.). Verstümmelte Schriften früherer Weisheitslehrer, oder selbst ganz erdichtete und denselben untergeschobene [illegible] den eine eigene Quelle zur Erkenntnifs des jüdischen Alexandrinismus (S. 83). Unter dem Mysterienwesen der alexandrinischen Juden versteht der Vf. die Gewohnheit derselben, von ihrer Philosophie als einer mysteriösen [illegible] reden, die nur den Eingeweihten zugänglich und verständlich sei, und von welcher sich der jüngere Anfänger [illegible] weder zurückwenden müfste, oder über die er sich [illegible] Wenigsten kein Urtheil erlauben dürfe. Behufs solcher Weise aber haben sie nun den, der sie erringen wollte, zunächst an die heidnische Philosophie und die allgemein [illegible] denden Künste und Wissenschaften gewiesen, nicht als [illegible] er in diesen selbst die höchste Weisheit finden solle [illegible] auch könne, sondern damit das Bedürfnifs nach Gediegenern würdigern Lehren, als der eigentliche Sinn des A. T. [illegible] gab, und die Fähigkeit, solchem philosophisch zu [illegible] gen, bei ihm eben so von neuem erzeugt werde, wie es bei ihnen selbst in ihrer Gesammtheit durchgebildet [illegible] (S. 86 f.). Die Weihe zu den alexandrinischen Mysterien habe daher nur eine innere und geistige sein [illegible] nen (S. 94).

Nach unserer Ansicht wäre es passender und [illegible] Entwicklung des innern Zusammenhanges aller dieser Erscheinungen zweckmäfsiger gewesen, diese beiden Punkte unter den Gesichtspunkt des Verhältnisses [illegible] stellen, in welches die alexandrinische Religions-Philosophie das Heidenthum theils zu sich, theils zum [illegible] denthume setzte.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 95.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

November 1835.

chichtliche Darstellung der jüdisch-alexan-rinischen Religions-Philosophie. Verfaſst von ug. Ferd. Dähne.

(Fortsetzung.)

Da die Religions-Philosophie überhaupt ihrem We-
nach sowohl Religions-Philosophie als Religions-Ge-
hte ist, und das Charakteristische der jüdisch-ale-
rinischen Religions-Philosophie darin besteht, daſs
e engen Schranken des Judenthums durchbrach, sich
das traditionelle Judenthum stellte, und von diesem
n Gesichtskreis aus auch das Heidenthum in die
re ihrer Speculation zog, so gehörte es wesentlich
rer Aufgabe, über den religiösen Werth des Hei-
ums sowohl als des Judenthums und über das Ver-
iſs beider eine bestimmte Ansicht festzustellen. In
hung auf das Judenthum geschah dies durch die
orische Erklärung, sofern diese die Aufgabe hatte,
peculative Religions-Philosophie mit der alttesta-
ichen Religion auszugleichen, und beide in das
ältniſs der Identität zu einander zu setzen. Die Be-
nung des religiösen Werths des Heidenthums lag in
beiden vom Vf. hervorgehobenen Punkten, sofern
ch das Heidenthum zwar, wie natürlich, in das
ältniſs der Unterordnung zum Judenthum gesetzt,
ber doch zugleich zugestanden wurde, auch in sei-
Theile Wahrheit in sich zu haben, nur sollte diese
heit — wodurch jenes Verhältniſs der Unterord-
näher bestimmt wurde — keine eigene und selbst-
ge, sondern nur eine entlehnte, erst aus dem A.
em Inbegriff aller Wahrheit, in dasselbe übergetra-
sein. Alle materielle Wahrheit hatte das Heiden-
nur aus dem Judenthum. Dagegen sollte es sei-
Verth in dem ihm auch von Philo (vgl. S. 91) zu-
nten formalen Nutzen haben, daſs die geistige phi-
sische und wissenschaftliche Bildung, die es ver-
den menschlichen Geist im Allgemeinen für phi-
losophische Untersuchungen gewandt und geeignet mache.
Es ist zu bedauern, daſs der Vf. diese für die alexan-
drinische Religions-Philosophie so wichtige Frage über
das Verhältniſs des Heidenthums zum Judenthum nicht
umfassender behandelt hat. Manches, was von ihm in
anderem Zusammenhang nebenher bemerkt wird, wie z.
B. S. 40. Anm. 11. über die bei Philo sehr häufigen
allegorisirenden Berufungen auf heidnische Mythen, wäre
hier an seiner eigentlichen Stelle gewesen. Die Ansicht,
die wir bei Philo über das Verhältniſs des Heidenthums
und Judenthums finden, ist im Ganzen dieselbe, die wir
aus Clemens von Alexandrien in ihrem weitern Zusam-
menhang kennen lernen, aber mehrere der sie näher
bestimmenden Hauptideen, mit welchen wir sie bei Cle-
mens finden, sind unstreitig weit älter, wie namentlich
die ächt jüdische Vorstellung, daſs abgefallene höhere
Geister (die *angeli desertores* und *proditores*, wie sie
Tertullian nennt) die Künste und Wissenschaften mit-
getheilt haben, die man als das eigentliche Erbtheil des
Heidenthums betrachtete, eine mythische Vorstellung,
die nur in anderer Form eben jene zuvor bemerkte An-
sicht, daſs alle heidnische Weisheit etwas bloſs erborg-
tes, unrechtmäſsig angeeignetes, geraubtes sei, ausdrückt,
und mit der schon bei den LXX sich findenden Vor-
stellung von den Engeln als den *θεοὶ μερικοὶ* der Heiden
zusammenhängt. Alles dies hätte hier, um den ganzen
Zusammenhang dieser Vorstellungen zu durchschauen,
um so mehr wenigstens berührt werden dürfen, da es
auch mit dem vom Vf. erwähnten Betrug mit verstüm-
melten und untergeschobenen Schriften zusammenhängt.
So gerecht der Tadel sein mag, welchen die Sache ihrer
moralischen Seite nach verdient, so einseitig ist doch,
sie nur nach dieser Seite zu beurtheilen. Hatte man
einmal vom Heidenthum die Ansicht, daſs es seinem
innersten Wesen nach nur auf Raub und Betrug be-
ruhe, so glaubte man nur im Geiste desselben zu han-
deln, oder vielmehr nur seine innere Wahrheit hervor-

zukehren und ans Licht zu bringen, wenn man dem einmal geschehenen und ohne alles menschliche Zuthun vorhandenen Betrug auf solche Weise nachzuhelfen suchte. Worin demnach der Vf., welcher diese Erscheinung zu wenig aus dem objectiven Gesichtspunkt betrachtet, nur ein Product eines abgestumpften sittlichen Gefühls, nur Hinterlist und jüdischen Stolz, und in letzter Beziehung, die überhaupt dem Alexandrinismus eigene trügerische Tendenz sieht, eben dies sollte auch wieder nur dazu dienen, das Heidenthum in das rechte, der Wahrheit angemessene Licht zu setzen, und ihm durch dieses Unrecht sein Recht anzuthun.

Das zweite Buch, das die jüdisch-alexandrinische Religions-Philosophie auf der Stufe ihrer höchsten Ausbildung im Grundsatze wie im Leben, oder Philo, die Therapeuten und Essener zum Gegenstand, eröffnet der Vf. S. 98 mit einigen Bemerkungen über die Persönlichkeit und die Schriften Philos, welchen er, obgleich er der jüngste uns bekannte rein alexandrinisch-jüdische Religions-Philosoph ist, doch deswegen an die Spitze der geschichtlichen Darstellung dieser philosophischen Methode stellen zu müssen glaubte, weil er als der alleinige Repräsentant des Gesammtgebiets derselben auch über alle übrigen Quellen Licht verbreite. Den Uebergang auf Philo selbst macht der Vf. mit einer Zusammenstellung der Züge, die nach der gegebenen allgemeinen Charakteristik des Alexandrinismus die Persönlichkeit des Repräsentanten desselben an sich tragen mufste. In seltenem Verhältnifs habe sich in einer solchen Persönlichkeit geistiges Phlegma, Hochachtung gegen heilige Schriften, geistige Regsamkeit und Liebe zu philosophischen Untersuchungen das Gleichgewicht halten müssen. Aber selbst bei vorausgesetzter Uebernahme dieser Beschränkungen sei dem menschlichen Geist ein noch viel zu freier Spielraum gelassen, als dafs wir wünschen können, dafs in dem Urheber jener philosophischen Methode überhaupt ein vorzüglich kräftiger Geist gewohnt haben möge, der, wenn schon in einigen Stücken gebunden, die Ueberreste seiner Freiheit bis zu den möglichsten Grenzen ausgedehnt hätte. Zwischen der Annahme der eigenschaftslosen Vollkommenheit Gottes, und einer Offenbarung dieses Gottes an die Menschen seien noch mehrere Verbindungswege offen gewesen als der, auf welchem unsere Alexandriner im Allgemeinen diese Vereinigung versuchten. Indefs sei doch ein solches freieres Bewegen eines jüdisch-alexandrinischen Geistes kaum [illegible] fürchten gewesen. Auf so oder anders modificirten Pantheismus, oder doch auf so oder anders gerechtfertigte Erhebung des Menschen zu dem Göttlichen [illegible] die Philosophie, welche Vereinigung beider Elemente in einer Offenbarung eben so festsetzte, als sie j[illegible] Verbindung des nicht-Göttlichen mit dem Göttlichen durch den Begriff Gottes für unzulässig erkläre, [illegible] hinauskommen müssen. Wenn Letzteres nun allerdings wieder ein leitendes Band abgegeben habe, so sei [illegible] der andern Seite an die Individualität eines jüdisch-alexandrinischen Religions-Philosophen auch wieder [illegible] Anforderung eines Anflugs von Schwärmerei gew[illegible] worden, die jedoch, obschon unnachläfslich, doch [illegible] ner vergeblich an einen von dem heifsen Himmel Aegyptens entzündeten Religions-Philosophen habe g[illegible] stellt werden können. Allen diesen Zügen entspr[illegible] nun, wie der Vf. S. 104—109 ausführt, die Individualität Philo's aufs vollkommenste. Philo war in so [illegible] lem Mafse Jude, als es der jüdische Alexandrinismus nur immer verlangte, daneben war er wissenschaftlich nicht ungebildet, dagegen selbst keineswegs etwa [illegible] eminenten Sinn des Worts Philosoph, und diesem [illegible] hauchte endlich Philos natürliche Hinneigung zur [illegible] theistischen Schwärmerei ihre Farbe an.

Ref. kann nicht umhin, zu gestehen, dafs er [illegible] ganzen Abschnitt, bei welchem man überdiefs so [illegible] als in so manchen andern Theilen des Werkes [illegible] heit und Leichtigkeit der Darstellung vermifst, [illegible] gerne geschenkt hätte. Der Vf. huldigt, wie auch [illegible] nicht selten, so hier besonders einem aus der Mode [illegible] kommenen subjectiven Pragmatismus, welcher, [illegible] gegebenen Erscheinungen in ihrer Objectivität [illegible] fassen, sie vielmehr aus einzelnen, einer blos subjectiven Betrachtungsweise sich empfehlenden Zufälligkeiten construiren zu können meint. Hat man einmal [illegible] Betrachtung der wesentlichen Elemente des Alexandrinismus die Ueberzeugung gewonnen, dafs derselbe [illegible] nothwendige Erscheinung des die Schranken des Judenthums überschreitenden und Judenthum und Heidenthum als Momente seiner Entwicklung sich unterordnenden religiösen Geistes war, wozu soll es dienen, zur [illegible] rischen Würdigung einer solchen Erscheinung von [illegible] heifsen Himmel Aegyptens, von dem dabei [illegible] Grade von Phlegma und Schwärmerei, von der [illegible] mäfsigkeit des philosophischen Talentes Philo's, des [illegible]

ngen seines sittlichen Gefühls, der Thorheit seiner
ichten (S. 410) und anderem dergleichen zu reden? Ist
illig und recht, den alexandrinischen Religions-Phi-
phen immer wieder zu Gemüthe zu führen, dafs
erst die Möglichkeit für sie vorhanden gewesen
, bessere Philosophen, Philosophen im eminenten
e des Worts, zu werden, wenn sie sich der An-
lichkeit an die Formen des Judenthums völlig ent-
gen hätten, und sie darüber zu tadeln, dafs sie
überhaupt „in diesem trügerischen in sich selbst
llenden philosophischen Gebäude so wohl befunden
n" (S. 106)!

(Die Fortsetzung folgt.)

LXXVI.

*nnoscritti italiani della regia biblioteca Parigina
critti ed illustrati dal dottore Antonio Mar-
nd. Parigi dalla stamperia reale.* 1835. *XIII.*
. 4.

atten wir unlängst Gelegenheit, eine bedeutende Erschei-
auf dem Gebiete der italienischen Handschriftenkunde in
Blättern *) zu besprechen, ein Werk, dessen beklagens-
n Untergang traurige Ungunst der Verhältnisse allzu-
erbeigeführt hat — so wird dies gewissermafsen Veran-
, auch eines neuesten sehr merkwürdigen Buches zu ge-
, welches in königliche Pracht gekleidet dem inneren
und Werthe nach würdig ist, wie je ein anderes, solchen
kes. Sehr gern aber unterziehen wir uns dem Geschäft,
rrn Marsand's vortreffliche Arbeit über die italienischen
hriften der Pariser Bibliothek aufmerksam zu machen,
selbe einerseits bisher wenig besprochen, andererseits
ine Fülle des Materials für den Freund der italienischen
tur für den Historiker, Geographen, Canonisten, Natur-
u. a. m. darbietet, welche eine reiche Aerndte für ern-
dien und würdigsten Genufs verspricht.

klingt seltsam, ist aber dennoch nicht weniger wahr —
ienischen Handschriftenschätze der Pariser Bibliotheken
bisher völlig unbekannt. Der grofse Pariser Catalog,
n sich kaum mehr als eine dürftige Nomenclatur, schlofs
ienischen Handschriften aus, die Arbeiten von *Rochefort,
ers, de Sacy, du Theil, Keralio, l'Averdy, Sainte Croix*
griechischen, lateinischen und morgenländischen Schät-
vidmet, ein Gleiches gilt mehr oder weniger von den
et Extraits, so dafs Montfaucon's vor nunmehr fast
ahrhundert erschienene Arbeit, die einzige war, welche
nafsen von jenen Handschriftendepots Auskunft gab.
o ausgebreitet seine Verbindungen waren, so unermefs-
lich seine Gelehrsamkeit und seine auf eigener Ansicht begrün-
dete und vielfach geübte Erfahrung, so rastlos sein Fleifs — es
fehlt seiner *Bibliotheca Bibliothecarum* der Grad von prakti-
schem Nutzen, den sie erreicht hätte, wäre er nicht genöthigt
gewesen, sich zu sehr auf fremde Augen zu verlassen, die sei-
nen Scharfblick nicht hatten. Mehr als bisher leuchtet die
Wahrheit dieser Worte aus einer nur oberflächlichen Ver-
gleichung etwa zweier Handschriften bei ihm und bei Marsand
ein. So nennt er z. B. den *Codex* 10070 schlechtweg: *Diverses
instructions et relations italiennes fort curieuses* und einen ande-
ren 10478 ohne Weiteres: *Pièces diverses italiennes*, während
dieselben nichts Geringeres enthalten, als der erste vier und
zwanzig sehr wichtige wahrscheinlich unbekannte Staatsschrif-
ten, Verträge und Berichte über die Verhältnisse Pabst Paul
des vierten zu König Philipp, Pabst Leo des zehnten zu den
Schweizern, eine Geschichte des Burgundischen Krieges, Ver-
träge des Pabstes mit Venedig (1510), Leo's mit den Schwei-
zern (1516), Maximilians mit Carl v. Spanien und Heinrich von
England (1516), Leo's mit Frankreich und Carl dem fünften
(1521), Clemens d. siebenten u. Venedig mit Franz dem ersten
(1529), Instruction Paul des dritten an Monsig. Imola bei dem
Kaiser vom März 1551 u. a., der zweite aber acht nicht min-
der wichtige Actenstücke über den Tod des Alexander v. Medici,
die Pazziverschwörung, das Leben des Bartolommeo Valori
von Lucca della Robbia übersetzt von Pietro Staffa, Riccordi
des Gino Capponi vom Jahre 1420, einige Riccordi Lorenzo's
von Medici nach den Originalen, eine Information *Rinaldo degli
Albizzi per andare all' Illma repubblica di Venetia* vom Jahre
1426 u. a. m.

Herr Marsand, früher Professor an der Universität zu Pa-
dua und rühmlichst bekannt durch seine im Jahre 1826 zu Mai-
land erschienene *Biblioteca Petrarchesca*, (die treffliche Samm-
lung von mehr als neunhundert den Dichter betreffenden Hand-
schriften und Büchern ging seitdem in den Privatbesitz Ludwig
Philipp's über) benutzte sieben Jahre seines Aufenthalts in Pa-
ris zur Ausarbeitung des Werkes, welches er nun der gelehrten
Welt vorlegt; wohl uns, dafs er sich von den in der Vorrede
ausgesprochenen Besorgnissen nicht zurückhalten liefs, aber
andrerseits auch die grofsen Schwierigkeiten nicht scheute,
ohne irgend andere Hülfsmittel, als eben Montfaucon (eines un-
bedeutenden *Catalogo di manoscritti italiani* (Nr. 402. 10285
p. 404) eines elenden Repertorii aus der Mitte des siebzehnten
Jahrhunderts zu geschweigen, eine solche Arbeit zu unterneh-
men; von nun an wird sein Name neben Morelli, Audiffredi,
Affò, Manzi, Gamba und Molini genannt werden, den Männern,
welche des grofsen Bandini Geist zu ihren Arbeiten anmahnte,
des Mannes Geist, dessen Meisterwerk noch heute „ein uner-
reichtes Vorbild bibliothekarischer und paläographischer Ge-
nauigkeit ist, welches noch heute dasteht, als eine Schöpfung
vielseitigster litterarischer Kenntnisse, wie tüchtigster techni-
scher Gewandheit, als ein unerschöpfter Schatz für jeden Ge-
lehrten." Berathen nun von kundigsten Freunden, einem Gironi,
Bettio, Francesconi und Gamba, und ausgerüstet mit gründlicher
Gelehrsamkeit vornehmlich auf dem Gebiete der italienischen

*) Manoscritti italiani dell' I. e. R. Biblioteca Palatina di Firenze
...ati da Giuseppe Molini Fasc. I. Firenze 1833. 8. Jahrb. f. wiss.
.. 1834. Nr. 47.

Dichterlitteratur, bietet der geehrte Verfasser in seinem Prachtquartanten die ganze reiche Masse dar, welche die Bibliotheken von Paris, die grofse königliche, die Privatsammlung des Königs, die von Saint-Germain, von *Versailles*, die der *Missions étrangères*, die von Saint-Victor, die Bouhiersche, die des sogenannten *Armoire grillée* und die von Saint-Magloire enthalten. Die materielle Beschreibung der jedesmaligen Handschrift ist genügend, Alter, Stoff, Charakter der Schrift, Seitenzahl, Bemerkungen über den etwaigen Schmuck mit Miniaturen oder des Einbandes befriedigt, nur eine genauere Geschichte der Handschrift wäre vielleicht dem Forscher bisweilen erwünscht. Die äufsere Zahlbezeichnung der siebenhundert und zwei beschriebenen Handschriften, ist die der Register der königlichen Bibliothek selbst, welcher die obengenannten einverleibt sind, eine zweite Reihe von 1—702 ist zweckmäfsig hinzugefügt. Den Plan, die Handschriften nach Wissenschaften, Geschichtschreibern und Dichtern zu ordnen, gab der Verfasser mit Recht vornehmlich deshalb auf, weil die gröfsere Anzahl derselben aus sogenannten Miscellenbänden besteht, welche eine unerfreuliche Menge von Nachweisungen nothwendig gemacht hätten; überdem machen sehr sorgfältig gearbeitete dreifache Tafeln über die Namen der Personen, der Orte und der Gegenstände auch die wissenschaftliche Uebersicht leicht. — Die Angaben über den *inneren* Werth der Handschriften, ob sie edirt oder nicht, im letztern Fall mit Angabe der Anfangs- und Schlufsworte, arbeitete der Verfasser aus den ihm zugänglichen besten Hülfsmitteln, treufleifsig, zuverlässig, genau.

Wollten wir nun eine allgemein gehaltene Uebersicht des vielgestaltigen Inhalts unseres Werkes oder eine hie und da gewählte Angabe des vornemlich wichtig Erscheinenden darbieten, wir thäten was denen nicht genügen würde, die ein Bild des Ganzen, und was doch unbefriedigend sein würde für die, welche, je nachdem sie eben Freunde der italienischen Litteratur oder der altclassischen, Historiker oder Geographen, Physiker oder Kunstforscher — gerade das ihre Interessen Berührende vorgeführt zu sehen, wünschen. Nicht unzweckmäfsig scheint es daher, eine das Gleichartige möglichst zusammenstellende gedrängte Uebersicht des Gesammtinhalts im Folgenden zu versuchen. —

Für die Specialgeschichte der italienischen Städte zunächst ist quantitativ vielleicht die reichste Ausbeute zu hoffen, Florenz, Rom, Neapel und Venedig, Genua, Lucca und Mailand sind theils durch Chroniken theils durch sehr bedeutende Sammlungen jeder Art und jedes Jahrhunderts repräsentirt; die Hulfswissenschaften, wie Heraldik, Genealogie und Diplomatik führen einerseits Zusammenstellungen über den Adel je *einer* Stadt, andrerseits monographisch Gehaltenes über die Medici z. B., die Gambacorti, die Matrazzi, die Borromeo vor. Bequem reihet sich die Biographik an. Die Visconti, Philipp II. der Cardinal Poli, der Herzog von Olivarez, Bianca Capello, Francesco Sforza, Filippo Strozzi, Petrarca, Nicola da Rienzi, Paolo Sarpi sind Gegenstand gröfserer oder geringerer Erörterung. Gleichzeitige Briefsammlungen der Grofsherzöge von Toscana, des Andreas Doria, der Herzöge von Mantua, Parma, Savoien, so wie berühmter Persönlichkeiten der verschiedenen Jahrhunderte scheinen sachlich wie autographisch von [illegible] Interesse zu sein; während die Sammlung von Reiseberichten für die Geographie namentlich des Osten bedeutend ist. [illegible] sogenannten *Documenti storici* bringen z. B. einen Bericht [illegible] Erzbischofs von Rossano, nachmaligen Urban des siebenten [illegible] die Gefangenschaft und den Tod des Don Carlos, neben [illegible] anderen gleichzeitigen Schilderungen desselben Ereignisses [illegible] Geschichtserzählung der Wallensteinischen Revolution [illegible] der Erlebnisse der Maria Stuart, Briefe des Card. Pallavicini [illegible] Schriften des Paolo Sarpi, des Paganino Gaudenzio u. s. [illegible] Abschnitte: *Scritti politici di stati, provincie e luoghi* — [illegible] *la lega contro il turco* — *scritti diplomatici di stati, provincie [illegible] luoghi* — und *relazione politiche e diplomatiche fatte* [illegible] *dagli ambasciatori ai proprii governi al ritorno delle* [illegible] *sioni* werden für lange Zeit dem Historiker reichen Stoff [illegible] verschiedenartige Zwecke, grofseste wie speciellste darbieten, so dafs hier vornehmlich ein bemerkendes Hervorheben des [illegible] oder des anderen, als etwa eines besonders Beachtenswerthen nicht möglich ist. Die Kirchengeschichte ist theils mit [illegible] senden Darstellungen, theils und dies vornehmlich mit [illegible] chen Geschichten der einzelnen Päbste, Conclaven und [illegible] so wie das Kirchenrecht mit trefflichen Sammlungen über [illegible] liches Ansehen in den einzelnen Staaten u. s. f., über [illegible] wahl, über Nepotismus, die gallicanische Kirche, die [illegible] ausgestattet, Katechetik endlich und Liturgik nicht [illegible] sigt. Die *Giurisprudenza civile* bietet Gesetzsammlungen [illegible] des *Viceré Cicinello* für *Aquila*, Decrete des *Jacopo* [illegible] für Candia, des Venetianischen Senats, Abhandlungen [illegible] die Rechte Venedigs auf das adriatischen Meer, Statuten [illegible] Florenz u. a., endlich eine Reihe von Testamenten des [illegible] Ubaldini, Fabrizio Bagno, Alf. Strozzi u. a. Für die [illegible] möchte vor allen die ungedruckte Abhandlung Galilei's [illegible] Ebbe und Fluth interessant sein, da denn Einiges [illegible] schen, chemischen, zoologischen Inhalts weniger bedeutend [illegible] möchte. — Ueberreich ferner, wie zu erwarten war, [illegible] italienische poetische Litteratur, Dante z. B., mit [illegible] zig Handschriften gröfseren oder geringern Umfanges [illegible] halts, Petrarca mit fast dreifsig ausgestattet und von [illegible] mentlich gilt, was wir oben angedeutet, dafs sie [illegible] gründlicher Kenntnifs als Liebe zum Gegenstand [illegible] sind; sehr glücklich z. B. um nur eins anzuführen, [illegible] lung, welche der bekannten Stelle im *Inferno* XXXIII [illegible] Theil wird, wo nunmehr statt des *che furo*, (*fora* [illegible] *osso. come di un can, forti*: *Che f o r a r l'osso* come [illegible] sen werden wird. So wäre denn nichts leichter, als [illegible] fahrend in andeutenden Mittheilungen zunächst etwa [illegible] lyrische Poesie, die Novellen und Facetien, Anderes [illegible] von Interesse darzubieten — dürfte überall nur [illegible] wie der Zweck dieser Zeilen sein; möchten dieselben [illegible] die Folge haben, die Kundigen auf diese sehr bedeutende [illegible] scheinung aufmerksam zu machen.

G. Friedlaender

№ 96.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

November 1835.

*chichtliche Darstellung der jüdisch-alexan-
rinischen Religions-Philosophie. Verfafst von
ug. Ferd. Dähne.*

(Fortsetzung.)

Macht doch der Verfasser S. 103 sogar der jü-
en Philosophie überhaupt den Vorwurf, dafs sie
durchgehend von einem positiv-traditionalen Cha-
r durchdrungen gewesen sei, der sich meist nur
zu eignem philosophischen Nachdenken habe
hrecken lassen, wenn, wie etwa bei dem unbekann-
Urheber des Alexandrinismus (einen solchen denkt
also der Vf. und nur dieses unbekannte Indivi-
, also auch Philo nicht, liefs sich zu solchem
denken aufschrecken!) philosophische Verhältnisse
aten, in welchen dasselbe kaum unterbleiben konnte.
zufällig erscheint hier alles! Wie subjectiv ist der
stab, welcher an eine ihrem objectiven Charakter
so grofsartige Erscheinung angelegt wird, wenn
edingung ihres Ursprungs zuletzt nur die zufällige
ung von Phlegma und Schwärmerei ist, mit wel-
sich diese beiden Hauptingredienzien in irgend
Individuum zusammen fanden! Wie gewagt
es scheinen über den Grad des philosophischen
ts ein so absprechendes Urtheil zu fällen, wenn
die Frage hierüber vor allem dadurch bedingt ist,
r selbst die zur Auffassung des Systems, das als
stab für das Talent gelten soll, nöthige Fähigkeit
Geschiklichkeit besitzen, und wie leicht kann es
eben, dafs nur ein Mifsgriff von unserer Seite ist,
wir dem beurtheilten Schriftsteller alsbald an sei-
philosophischen Talent abziehen und zum wenig-
mit der vagen Kategorie der Schwärmerei bezeich-
Diese ganze subjective Beurtheilungsweise ge-
einem Pragmatismus an, dessen Zeit nun vorüber
ollte, und nur damals sein konnte, als die moderne
ische Aufklärung alle Erscheinungen des objectiven
s mit keinem andern Mafse zu messen wufste, als
dem ihrer eigenen vermeintlichen Weisheit, ein Stand-
punkt, welchen der Vf. selbst an andern Stellen als einen
ihm fremden, seiner nicht würdigen, anerkennt. Wozu also
alle jene die Persönlichkeit Philos betreffenden Fragen, da
wir ja es hier nicht mit der subjectiven Persönlichkeit Phi-
los, sondern mit ihm selbst nur insofern zu thun haben, so-
fern sich in ihm der objective Charakter seiner Zeit ab-
spiegelt. Ein solcher Träger und Repräsentant seiner Zeit
zu sein, dazu war Philo in jedem Falle der geeignete
Mann, und nur dies, nichts anders ist es, was ihm seine
Gröfse und Bedeutung in der Geschichte giebt. — Weit
mehr hätten wir gewünscht, dafs sich der Vf. nach der
trefflichen Abhandlung in den theol. Stud. u. Krit. 1833.
S. 984 f. über die Schriften Philo's, ihren Charak-
ter und Werth, ihre innere Oekonomie und äufsere
Folge weiter verbreitet hätte. Dagegen ist von Philo's
Schriften S. 109—112. nur ganz kurz die Rede.

Wir treten nun an das philonische System selbst,
wie es uns in der Darstellung des Vfs. erscheint, nä-
her heran. Er unterscheidet einen speculativen und
ethischen Theil (Abtheil. 1. der speculativen Philoso-
pheme Philo's S. 114—341. Abth. 2. die Ethik Philo's
S. 341—423), und theilt den ersten Theil in folgende
drei Abschnitte: 1) das göttliche Wesen, oder der Ur-
grund alles Vorhandenen nach seinem reinen Sein, als
das realisirte Ideal aller dem Menschen denkbaren Voll-
kommenheit; 2) die eigentlichen kosmologischen Princi-
pien Philo's (den Hauptinhalt dieses Abschnitts macht
die Lehre von den göttlichen Mittelkräften aus); 3) die
Anthropologie Philo's.

Die Darstellung des Vfs. zeugt durchaus von einer
sehr vertrauten Bekanntschaft mit den Schriften Philo's,
und von dem rühmlichen Bestreben, das philonische Sy-
stem nicht blofs in dem ganzen Umfang seiner Lehren
vollständig und mit den nöthigen sehr treffend gewähl-
ten Belegen aus den Schriften Philo's, sondern auch nach
seinem innern Zusammenhang zu entwickeln. Der Vf.

tadelt es S. 146 an seinem Vorgänger Gfrörer, dafs er in dem Ganzen der philonischen Lehre ein mürbes und loses Gewebe erblicke, das kaum von der Phantasie zusammengehalten werde, während der Verstand überall die schneidendsten Widersprüche finde, und fordert S. 151 alle Beurtheiler des philonischen Systems auf, „sich der Mühe nicht zu überheben, zu versuchen, ob sie vielleicht das ganze philosophische Gebäude, wie es eben errichtet vor uns stehe, mit eigenem philosophischem Geiste zu umfassen vermöchten, dafs es noch einmal Leben und lebendige Gestaltung gewinne, und sie nun durch diese geistige Palingenesie in den Stand gesetzt würden, es in seine einzelnen durch einander gehaltenen Theile verfolgen zu können, wo dann so mancher Widerspruch schwinden und selbst so manche Verirrung, zwar als Verirrung, aber doch als für die Harmonie des Ganzen in ihren Ursachen und Folgen sehr beachtenswerthe Verirrung erscheinen würde." — „Ein höherer Standpunkt gewonnen über der geistlosen Thätigkeit, die mechanisch geschäftig die einzelnen Worte gegen einander abwäge, ein tieferer Blick geworfen auf die natürliche Organisation einer Philosophie, die wollte sie nicht alle Mittheilung aufgeben, gewissermafsen in Gegensatz zu sich selbst habe treten müssen, söhne Philo mit sich und durch sich selbst aus." Gewifs mufs jeder dem Vf. in der hier mit aller Wärme ausgesprochenen Ansicht beistimmen, dafs die Auffassung eines jeden Systems vor allem von der Totalanschauung seines innern Organismus und von dem Standpunkt, auf welchen wir uns dabei stellen, abhängt. Mit Recht sehen wir also dies auch bei der Beurtheilung dieses Theils seines Werks als unsere Hauptaufgabe an, müssen aber sogleich bemerken, dafs uns gerade in dieser Hinsicht die sonst alle Anerkennung verdienende Darstellung minder befriedigt hat.

Was uns der Hauptmangel in der Darstellung des Vfs. zu sein scheint, hängt genau mit demjenigen zusammen, was wir schon in Beziehung auf den ersten allgemeinen Theil uns zu bemerken veranlafst sahen. Die Idee des Absoluten, wie sie der Vf. im Sinne des philonischen Systems nehmen zu müssen glaubt, ist ihm eine leere Abstraction, die in keinem lebendigen Zusammenhang mit dem System selbst erscheint. Der Verf. steht daher auf einem Standpunkt, auf welchem es ihm unmöglich ist, in den innern Zusammenhang des philonischen Systems tiefer einzudringen, oder vielmehr er stellt sich auf zwei verschiedene Standpunkte, die nicht innerlich in einander übergehen, sondern sich blos äufserlich zu einander verhalten.

Als Inbegriff der philonischen Lehre von Gott stellt der Vf. S. 132 den bei weitem wichtigsten Satz auf, dafs der vollkommen bedürfnifslose Gott auch ein vollkommen einfacher und mithin eigenschaftloser sein sollte, aus welcher absoluten Losscheidung des höchsten Wesens von jeder Qualität sich bei Philo die zwei Folgesätze ergeben: 1) dafs Gott an sich dem Menschen vollkommen unerfafslich sein müsse, und 2) dafs vom Menschen kein Name gebraucht werden könne, der dem höchsten Wesen im eigentlichen Sinn zukomme. Dies ist der Begriff des absoluten Wesen Gottes, welchen der Vf. hier nach Philo entwickelt, aber das Eigene seiner Darstellung ist, dafs sie das absolute Wesen, eben deswegen, weil es das absolute, eigenschaftslose, von allen Qualitäten getrennte Wesen ist, von dem ganzen System völlig lostrennt, und ihm eine rein isolirte Stelle giebt. Es wird in der Entwicklung des philonischen Systems nur deswegen aufgeführt, um es durch die Bestimmung, die ihm gegeben wird, sogleich wieder zu beseitigen, und in eine Region zurückzustellen, von welcher aus es in keinen lebendigen Zusammenhang mit dem eigentlichen Organismus des Systems kommen kann: seine ganze Bedeutung besteht eben darin, für das System nichts zu bedeuten. Der Verf. nennt zwar S. 158 die auf die angegebene Weise entwickelte Idee des allervollkommensten Wesens die philosophische Unterlage aller philonisch-philosophischen Speculation (schon der Ausdruck *Unterlage* ist schwebend genug, da die Idee des Absoluten, wie sie von Philo an die Spitze des Systems gestellt wird, doch gewifs nicht als Unterlage, sondern vielmehr der lebendige Mittelpunkt der Speculation selbst ist), mit der Aufforderung an die Leser, es doch ja der aufmerksamen Geduld nicht unwerth zu achten, diesen Punkt in seinen einzelnen Theilen zu durchforschen, da in ihm die einzelnen Fäden der philosophisch sich verknüpfen, in ihm alle ihre gemeinschaftliche Berührung, ihren gemeinschaftlichen philosophischen Keim finden. In der Durchforschung der geistigen Welt, fährt der Vf. rhetorisch fort, könne es doch nicht anders gestellt sein, als in der physischen! u. s. f. Allein schon S. 166. Anm. 93. finden wir wieder das unumwundene Geständnifs: „das Vorhandensein des vollkommensten Grundwesens aller Dinge gehöre zwar

o, wie für die jüdischen Alexandriner überhaupt zu zweifellosen Postulaten religiösen Glaubens, aber habe sich bei ihnen die Ueberzeugung fixirt, dafs als jenes vollkommenste Grundwesen, oder wiefern Glauben festgehalten werde, von Menschen gar erkannt werden könne. Dieser Weg habe mithin aufben werden, und der Mensch, wenn er nach Erkennt- Gottes strebte, einen andern als den gläubigen, den sophischen Anlauf nehmen müssen." Dieselbe Idee die der Vf. nach dem so eben bemerkten als das ip und die Seele des ganzen Systems prädicirt hat, in Beziehung auf das System selbst, da, wo sie in Organismus desselben lebendig eingreifen sollte, als aufgegebene betrachtet werden, und eben diese didee des Systems, die Idee des Absoluten, ist nicht bsolute Wissen selbst, sondern ein blofses Glau- ostulat, das die Philosophie so wenig angeht, dafs Mensch vielmehr erst dann, wenn er, wie der Vf. usdrückt, diesen gläubigen Anlauf aufgegeben hat, hilosophischen nehmen kann. Diesen philosophi- Anlauf nimmt nun der Vf. wirklich in seiner Ent- ung der philonischen Systems, indem er S. 266 ff. ler Voraussetzung ausgeht, Philo habe sich auf des physikotheologischen Beweises zur philoso- en Ueberzeugung von dem Vorhandensein einer nnlichen Welt und von dem Dasein eines göttli- Wesens erhoben. Auf diese Ansicht, dafs die Weltanschauung des philonischen Systems durch ysikotheologische Argument bedingt sei, kommt f. wiederhohlt zurück (man vergl. S. 238. Th. 2.) und sie liegt auch wirklich der von ihm gege- Entwicklung des Systems zu Grunde. Der Vf. nicht umhin, selbst sein Befremden darüber zu , dafs der physikotheologische Beweis für die driner eine so hohe Bedeutung hatte: „es müfste s nicht wenig Wunder nehmen, sobald wir uns n, wie Philo in seinem Gott das Ideal aller Voll- nheit realisirt wissen wollte. Indefs habe Philo ngelhaftigkeit dieses Beweises nicht übersehen, habe ihm nur dazu gedient, die Grundpfeiler er seiner eigensten philosophischen Ueberzeugun- sie zu gründen. Je unvollkommener in jenem die letzte intelligente Ursache aller Dinge er- sei, desto leichter sei es gewesen, die Noth- keit göttlicher Mittelwesen nachzuweisen, deren r die Realisirung seines Ideals eines göttlichen Urwesens alles Vorhandenen schlechthin bedurfte, da er ja nach diesem jenes überhaupt in gar keiner Berührung mit dem Irdischen habe glauben können" u. s. w. Was soll aber durch diese Ausgleichung gewonnen werden? Es wird durch sie nur um so klarer, wie das philonische System nach der Construction des Vfs. aus zwei völlig heterogenen Hälften besteht, die in keinem innern Zusammenhang mit einander stehen. Auf der einen Seite steht die Idee des Absoluten in ihrer apriorischen Reinheit, auf der andern erhebt sich das System auf dem entgegengesetzten aposteriorischen Weg von unten herauf, um zu einer höchsten intelligenten Ursache aller Dinge aufzusteigen, aber zwischen dieser höchsten auf der Basis des physikotheologischen Arguments ruhenden Intelligenz und dem absoluten Gott ist eine unübersteigliche Kluft, hier kann der eigenschaftslose absolute Gott aus seiner Eigenschaftslosigkeit nicht herausgehen, weil jede Manifestation seine Eigenschaftslosigkeit aufheben würde, dort kann jene höchste Intelligenz die Schranken nicht überschreiten, die zwischen ihrer Relativität und der Absolutheit des eigenschaftslosen Gottes befestigt sind. Das System trägt einen unauflöslichen Zwiespalt in sich, und man kann sich nicht wundern, dafs der Vf. auch bei dem besten Willen, es nicht als das mürbe und lose Gewebe seines Vorgängers erscheinen zu lassen, doch immer wieder über philonische Inconsequenzen und Widersprüche die ernstlichste Klage erhebt. Am stärksten geschieht dies S. 247, wo über die philonische Lehre von der Weltbildung das Urtheil gefällt wird: „es sei doch unter allen Bedingungen eine Folge unphilosophischer Unachtsamkeit und Abhängigkeit gewesen, dafs sich Philo habe verleiten lassen, mit Plato zu behaupten: diese beiden Welten, die geistige und sinnliche, müfsten, als durch Gott geschaffen, so vollkommen sein, als dies nur ihre Natur zuliefs. Nur bei der aphoristischen Weise, in welcher Philo dachte und schrieb, habe es ihm entgehen können, dafs er sich hier sichtlich im Zirkel herumdrehe. Aus der physikotheologisch erschlossenen göttlichen Güte schliefse er wieder auf die nothwendige Vollkommenheit der sichtbaren Welt zurück, und noch obenein auf die höchstmöglichste Vollkommenheit derselben, von welcher er doch gar nicht habe ausgehen können." Solche Widersprüche wären allerdings die natürliche Folge, wenn Philo's System aus zwei so wenig zusammenhängenden Hälften bestünde, wie es der Vf. construirt. Zum Glück

aber für dasselbe existirt dieser unnatürliche, die Einheit des Systems zerreifsende Widerspruch nur in dem Geiste des Vfs., bei welchem er nur in der Voraussetzung seinen Grund hat, der absolute Gott könne nicht zugleich der sich selbst manifestirende sein, der eigenschaftslose nicht zugleich der zu der Fülle des concreten Lebens sich aufschliefsende. Allein Philo selbst, so gering auch der Verf. sein philosophisches Talent anschlagen mag, dachte nicht so. Die Einheit schlofs ihm den Unterschied nicht aus, das An-sich-sein Gottes nicht das Offenbarsein, die Transcendenz Gottes nicht die Immanenz mit der Welt. Derselbe Gott, welcher als der absolute, als Gott an sich, als der eigenschaftslose, umfafsliche, unsichtbare nur dem abstracten Denken angehört, ist auch wieder der in seinem Logos offenbar und concret gewordene. Jene Einseitigkeit in der Auffassung des philonischen Systems hat daher ihren Hauptsitz in der unrichtigen Stellung, die der Vf. der Lehre vom Logos gegeben hat, oder in der irrigen Voraussetzung, das philonische System sei einzig und allein auf dem Wege des physikotheologischen Arguments, also von der sinnlichen Welt aus zu seinem Logos aufgestiegen. Und doch sagt der Vf. selbst S. 167: „Philo habe eben diesen Weg, zur Erkenntnifs Gottes zu gelangen, auf welchem wir von unten, von den geschaffenen Dingen aus, nach oben zu dem letzten Urheber vordrängen, *den zweiten am Range* genannt, und ihm den andern vorzüglichern entgegengestellt, auf welchem wir Gott durch Gott kennen lernen, d. h. ohne Dazwischenkunft von etwas Geschaffenem selbst schauen" (was der Vf. unmittelbar vorher S. 166 den *gläubigen* Anlauf nennt). Der eine Weg führt ebenso von der Monas zur Dyas, wie der andere von der Dyas zur Monas, wie Philo selbst deutlich sagt *De praemiis ac poenis Ed. Mang. II.* S. 415 (*στοχαταὶ μὲν οὖν οἱ ἀπὸ τῶν γεγονότων τὸν ἀγέννητον σπεύδοντες θεωρεῖν, ὅμοιόν τι δρῶντες τοῖς ἀπὸ δυάδος μονάδος φύσιν ἐρευνῶσιν, δέον ἔμπαλιν ἀπὸ μονάδος — ἀρχὴ γὰρ αὕτη — δυάδα σκοπεῖν*). Wie könnte es aber einen Uebergang von der Monas zur Dyas geben, wenn dieser Uebergang nicht der Logos selbst wäre! Aber ebendeswegen kann er von dem absoluten Gott nicht schlechthin getrennt sein, sondern ist vielmehr der sich offenbarende absolute Gott selbs[t]. Der Respect des Vfs. vor dem qualitätenlosen Gott g[eht] in der That so weit, dafs er es nicht wagt, den Logo[s], sofern er die göttliche Intelligenz ist, als Eigenschaf[t] Gottes zu betrachten, und eben hierin die höchste Spi[tze] der Consequenz Philo's zu sehen glaubt. „Die phy[si]kotheologische Weltanschauung hatte ihn," sagt der V[f.] S. 238 „zu der Annahme einer letzten intelligenten U[r]sache der zweckmäfsigen Formen dieser Welt hing[e]leitet, er hatte beide, die letzte und die intelligente U[r]sache von einander geschieden, *weil er Intelligenz ü[ber]haupt und namentlich einen geringen Grad* derselb[en], den die Formen dieser Welt zu ihrer Erklärung v[or]aussetzten, nicht mit der hohen Würde vereinigen [zu] können glaubte, welche der letzten Ursache aller Din[ge] als letzte Ursache zukäme. Dachte er nun folger[ichtig] weiter, so mufste er sie als Mittelwesen anerkennen [und] von der letzten Ursache wesentlich trennen, denn [war] die Intelligenz blofs accidental, als Eigenschaft, von [der] letzten Ursache geschieden, und war sie ein wesentl[icher] integrirender Bestandtheil derselben, so wäre hier[durch] nichts gewonnen worden." Was hätte aber doch P[hilo] mit einem nicht intelligenten Gott zu gewinnen gla[uben] können! Wie hätte ihm der in der That ganz [...] Schlufs von einem geringern Grad der Intelligen[z auf] die Intelligenz überhaupt in den Sinn kommen kön[nen]! Ist ihm denn nicht der Logos schon als Logos [...] der Logos Gottes, der Sohn Gottes! Und sind [...] nicht jene göttlichen *δυνάμεις*, die im philonischen [Sy]stem eine so wichtige Stelle einnehmen, als die [Ver]mittlung des absoluten Gottes und des Logos, auch [aus] dem Gesichtspunkt der göttlichen Intelligenz zu betr[ach]ten? Das philonische System verliert in der That j[ede] Haltung und Consequenz, wenn zwischen dem qual[itä]tenlosen Gott und dem göttlichen Logos eine [...] übersteigliche Kluft, ein so strenger Gegensatz a[nge]nommen wird, dafs der absolute Gott, um nur der q[ua]litätenlose zu bleiben, selbst mit dem Logos, als [Intel]ligenz, in keine Berührung kommen darf, ja diese [Vor]stellung ist zu unnatürlich, als dafs es dem Vf. h[ätte] gelingen können, sie in der Darstellung des phil[oni]schen Systems streng durchzuführen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 97.
Jahrbücher
für
[w]issenschaftliche Kritik.

November 1835.

[Ges]chichtliche Darstellung der jüdisch-alexan[d]rinischen Religions-Philosophie. Verfaſst von [A]ug. Ferd. Dähne.

(Fortsetzung.)

Er sieht sich nicht nur zu der Anerkennung genö[thigt], daſs Philo das höchste unveränderliche Wesen zu[gleich] als Grundwesen alles Gewordenen, als die allein [wirk]ende Ursache betrachtet, also doch nicht in seiner [reine]n Abstractheit festgehalten habe (S. 155), sondern [wirft] am Ende (S. 266) auch noch die Frage auf: wie [das a]nderweit Göttliche aus dem Urgöttlichen entsprun[gen s]ei? welche Frage er dadurch löst, daſs er den [Chara]kter des philonischen Systems in letzter Beziehung [als E]manatismus und Pantheismus bestimmt. Aber nicht [als E]manatismus und Pantheismus wäre das philonische [Syste]m zu nehmen, sondern nur als Dualismus, wenn [zwisc]hen dem qualitätenlosen Gott und dem intelligen[ten G]ott die von dem Vf. angenommene Trennung, je[ner s]chroffe Gegensatz bestünde, vermöge dessen der [abstrac]te Gott nicht als der intelligente, der intelligente [nicht] als der absolute gedacht werden kann, wenn zwi[schen] dem apriorischen Weg, auf welchem mit dem [unmitt]elbaren Bewuſstsein der Idee des Absoluten Gott [durch] sich selbst erkannt wird, und dem aposteriorischen, [von u]nten herauf zur Idee des Logos führenden, schlecht[hin k]eine Gemeinschaft wäre, sondern beide schlechthin [unver]mittelt, ohne irgend eine sie vermittelnde Brücke [neben] einander hergingen. Es wäre dies ein Dualis[mus g]anz derselben Art, wie der gnostische, welcher [in sei]ner strengsten Form das absolute Wesen und den [Demiu]rg, den unsichtbaren und sichtbaren Gott als zwei [ganz] verschiedene Wesen von einander trennt. Der [Begrif]f des Emanatismus und Pantheismus dagegen bringt [es von] selbst mit sich, daſs ohne irgend einen, den Ue[bergan]g hemmenden Gegensatz von der höchsten abso[luten] Ursache eben so gut zu den untersten Gliedern des ganzen Systems, wie von diesen hinwiederum zu dem höchsten Princip fortgegangen werden kann. Emanatistisch und pantheistisch in diesem Sinne ist allerdings das philonische System zu nennen, mit welchem Rechte kann nun aber der Verf., wenn er doch selbst diesen Grundcharakter des Systems anerkennen muſs, demselben Inconsequenzen und Widersprüche zum Vorwurf machen, welche, sobald man sich auf diesen Standpunkt stellt, von selbst in ihrer völligen Nichtigkeit sich darstellen? Oder, wie sollte es denn inconsequent von Philo sein, wenn er von der sinnlichen Welt auf die sie bildende göttliche Güte schlieſst, diese Güte selbst aber als eine absolute Vollkommenheit betrachtet, sofern sie als Eigenschaft des in der sichtbaren Welt sich manifestirenden absoluten Gottes selbst auch eine absolute Eigenschaft sein muſs? Inconsequent wäre dies nur, wenn ihm jener aposteriorische Weg der Erkenntniſs Gottes der einzige gewesen wäre, daſs er ihn aber nicht als den einzigen betrachtete, sondern ihn dem apriorischen, von der Idee Gottes ausgehenden, untergeordnete, beweist ja eben der emanatistisch-pantheistische Charakter des Systems, welcher nur auf der Idee des Absoluten beruhen kann. Entweder ist also der Charakter des Systems nicht emanatistisch und pantheistisch, oder es muſs auch von jenen Inconsequenzen und Widersprüchen freigesprochen werden. Auf der Annahme dieser Inconsequenzen und Widersprüche beharrt aber der Vf., auch nachdem er jenen Charakter des Systems anerkannt hat, und behauptet daher S. 274: „*nur bei einer wesentlichen Umwandlung der philosophischen Methode seiner Speculationen* habe Philo den Weg, auf welchem er zu diesem Pantheismus gelangte, betreten können. Habe Philo früher aus den Bedingnissen der sichtbaren Erscheinungen auf die Beschaffenheit der unsichtbaren Ursache derselben geschlossen, so habe die Forschung über diese nun eine rückwirkende Kraft ausgeübt, und jene in ihrem Entstehen und in ihrem Wesen

näher bestimmt." Was berechtigt aber den Vf. für eine inconsequente Umwandlung der philosophischen Methode der Speculation zu erklären, was doch in den Principien des philonischen Systems vollkommen begründet ist! Der Irrthum des Vfs. liegt in der Voraussetzung, welche er unmittelbar nachher S. 275 in den Worten ausspricht: Philo habe die Beobachtung dieser sinnlichen Welt für die einzig gültige Quelle menschlicher Erkenntnifs gehalten, eine Behauptung, die der Vf. selbst dadurch widerlegt hat, dafs er selbst, dem Obigen zufolge, eben diesen Weg nach Philo nur als *den zweiten dem Range nach* anerkennen mufste. Wie einfach hätten sich alle diese Verwicklungen gelöst, wenn der Vf. von der an sich eben so unphilosophischen als dem philonischen System widerstreitenden Voraussetzung, dafs der absolute Gott nicht zugleich der sich selbst manifestirende sein könne, zur rechten Zeit sich losgemacht, und in dem einen und dem andern nicht zwei einander schlechthin ausschliefsende Wege, sondern zwei neben und in einander bestehende, auf gleiche Weise nothwendige Standpunkte gesehen hätte, an welche Ansicht er S. 278 allerdings anstreift, ohne jedoch weiter in sie einzugehen.

Schon in dem Bisherigen mufste Ref. auch eine von der Darstellung des Vfs. abweichende Ansicht vom Logos voraussetzen. Die unrichtige Stellung, die der Vf. der Lehre vom Logos schon dadurch gegeben hat, dafs er ihr ihre Stelle nur in der Lehre von der Welt anwies, hat ihn überhaupt gehindert, diese so wichtige Lehre in dem wahren Geiste des philonischen Systems aufzufassen. Wie er für diese Lehre keinen andern Standpunkt kennt, als den der physikotheologischen Weltbetrachtung, so erscheint überhaupt das Verhältnifs, in welches er den göttlichen Logos zu dem absoluten Gott setzt, als ein einseitiges. Seine Darstellung dieser Lehre (S. 202 f.) ist kurz folgende: Aus der in der sichtbaren Welt sich darlegenden Weisheit schlofs Philo auf eine intelligente Mittelursache, deren nähere Bestimmung sich aus der Beachtung dessen ergab, was die Entstehung und Erhaltung einer künstlerischen Bildung durch Menschen erfordert. Da diese einen doppelten Act in sich begreift, den Entwurf eines Plans, der in dem Stoff verwirklicht werden soll, und die thatsächliche Uebertragung des erstern auf letztern, so mufste auch der weltbildenden göttlichen Ursache diese Doppelfähigkeit zugeschrieben werden, die wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem menschlichen Logos, oder dem mensch-lichen Denk- und Sprach-Vermögen, auch mit demsel-ben Namen bezeichnet wurde. Diese Doppelfähigk[eit] macht jedoch nur das Wesen des Logos im engern Si[nn] aus, von welchem der Vf. den Logos im weitern Si[nn] unterscheidet. Die weltvermittelnde Kraft, so [ent]wickelt der Verf. den Begriff des Logos in diesem [dop]pelten Sinn S. 225, mufste vor allem die Fähigkeit [be]sitzen, einen Weltplan zu entwerfen und durchzufü[hren,] oder Logos im engern Sinn sein. Aber als sol[che] wäre sie doch immer noch nicht wirklich vermittel[nde] Weltursache, Logos im weitern Sinn, gewesen. [...] Fähigkeit erklärt ein dauerndes Vorhandensein der [...]lichen Welt noch durchaus nicht vollständig, nur [...] Möglichkeit des Vorhandenseins, noch keineswegs [...] dafs er, wie diese Welt, dauernd wirklich sei. Es mu[fste] ihm auch die Absicht und die Macht zugeschrieben w[er]den, das wirklich auszuführen, wozu er an sich die [Fä]higkeit besafs, und dazu, dafs ein wirklich entstande[nes] Werk auch dauernd fortbestehe, wurde nächst je[nen] zwei Prädicaten hinwiederum verlangt, dafs beide, [die] Absicht und die Macht, fortdauern. Daher untersch[eidet] Philo in seinem Logos im weitern Sinn nebst je[nen] Fähigkeiten (dem Logos im engern Sinn) die Güte [und] die Macht, und neben diesen als die zur Erhaltung [der] Welt nothwendige Kraft die göttliche Gnade und [die] gesetzgebende Kraft Gottes, die gebietende und ve[rbie]tende. So erweiterte sich die weltbildende vermittel[nde] Gotteskraft, der Logos im weitern Sinn, zu einem [Sy]stem von göttlichen Kräften, die den Logos im eng[ern] Sinn miteingeschlossen eine Sechszahl einzelner Po[ten]zen bildeten, und in höhere und niedere sich schei[den] liefsen (S. 227).

Diese Darstellung der philonischen Lehre vom L[o]gos enthält mehrere Punkte, mit welchen Ref. n[icht] einverstanden sein kann. Schon die Unterscheidu[ng] eines doppelten Logos, im engern und weitern Sin[n,] ist in Philo selbst durch nichts begründet, und eben[so] wenig ist einzusehen, warum der Logos im engern Si[nn] auf die Möglichkeit, der Logos im weitern Sinn [auf] die Wirklichkeit der Weltbildung bezogen werden [soll.] Auch die Güte und Macht, die das Wesen des Log[os] im weitern Sinn ausmachen, sind ja zunächst nur d[ie] Fähigkeit, eine diesen Eigenschaften entsprechend[e] Thätigkeit in Beziehung auf die Welt zu äufsern, [und] wenn dem Logos im engern Sinn die Fähigkeit zug[e-]

rieben wird, den Weltplan nicht blos zu entwerfen dern auch auszuführen, warum soll die letztere enschaft nicht die nächste Beziehung auf die Wirkkeit der Weltbildung haben! Die Fähigkeit einen lplan zu entwerfen ist die göttliche Weisheit, cher Grund ist nun aber vorhanden, die göttliche sheit von der göttlichen Güte und Macht so zu rscheiden, dafs jene dem Logos im engern Sinn, beiden letztern aber dem Logos im weitern Sinn elegt werden! Der göttlichen Weisheit als einer nschaft des Logos im engern Sinn entspricht die iche Güte oder Eigenschaft des Logos im weitern , abgesehen davon aber ist zwischen dem Logos ngern und dem Logos im weitern Sinn kein Unterd, da die Fähigkeit, den Weltplan auszuführen, anders ist, als die Eigenschaft der Macht. Offenberuht diese ganze Unterscheidung eines Logos im n und weitern Sinn auf keiner klaren Anschauung dieser Verhältnisse, was aber dem innern Organs des philonischen Systems am meisten widerstreierscheint, ist die Voraussetzung, dafs alle diese schaften und vor allem die drei Haupteigenschafer Weisheit, Güte und Macht, deren Verhältnifs nander und zum Logos hier zu bestimmen ist, aus als Theilkräfte des Logos anzusehen seien. Ansicht hat sowohl ausdrückliche Erklärungen , als auch die ganze Tendenz seines Systems sich. Eine Hauptstelle über das Verhältnifs des zu den Grundkräften des göttlichen Wesens ist om Vf. S. 229 aus der Schrift *De Cherubim* angeführte. Philo erklärt die mit flammendem rdt das Paradies bewachenden Cherubim, und will von seiner begeisterten Seele folgende Erklärung nmen haben: *Κατὰ τὸν ἕνα ὄντως ὄντα θεὸν δύο τὰς ω εἶναι καὶ πρώτας δυνάμεις ἀγαθότητα καὶ ἐξουσίαν* habe das All geschaffen, diese beherrsche das ffene). *Τρίτον δὲ συναγωγὸν ἀμφοῖν μέσον εἶναι λόγῳ γὰρ καὶ ἄρχοντα καὶ ἀγαθὸν εἶναι τὸν θεόν.* beiden Kräfte nun, der Herrschaft und der Güte, e seyen die Cherubim, das des Logos das feuhwerdt. Der Vf. nimmt hier an, Philo habe sich gos über den beiden Cherubim, sie umfassend, , weswegen die gütige und mächtige Kraft als gos im weitern Sinn untergeordnet zu betrachn. Allein Philo nennt ja ausdrücklich den Logos *συναγωγὸν ἀμφοῖν μέσον*, und da er zuvor sagt, *κατὰ τὸν ἕνα ὄντως ὄντα θεὸν* (unter dem höchsten Gott) *δύο τὰς ἀνωτάτω εἶναι* u. s. w., so kann über den Sinn seiner Worte kein Zweifel sein. Unmittelbar unter Gott stehen die beiden obersten Kräfte des göttlichen Wesens, die Güte und die Macht. Diese beiden aber vereinigen sich im Logos, welcher als das dritte Princip nicht über ihnen als die sie umfassende Einheit, sondern unter ihnen als ihr gemeinsamer Ausflufs steht. Der Vf. bemerkt selbst S. 237, an einer anderen Stelle (*Quis rer. div. haer.* S. 504) lasse Philo das höchste Wesen selbst den Ort einnehmen, welchen der Vf. dem über den Cherubim stehenden, sie umfassenden Logos anweisen will, meint aber, es verstehe sich von selbst, dafs der Logos als nächstliegende Potenz nicht ausgeschlossen worden sei. Wie wenig sich diefs von selbst versteht, hätte der Vf. auch aus der von ihm S. 227 aus den *Quaest. in Genes. I. p.* 57 angeführten Stelle ersehen können, wo es gleichfalls, ohne Erwähnung des Logos heifst: *Cherubim designant duas priores, quae apud divinitatem sunt* (also nicht bei dem Logos, oder in dem Logos) *virtutes, creativam scilicet et regiam.* Theilkräfte des Logos sind also diese beiden obersten göttlichen *δυνάμεις* nicht. Eben so wenig steht die göttliche Weisheit in diesem Verhältnifs zum Logos, wie schon daraus hervorgeht, dafs Philo die göttliche Weisheit noch über die göttliche Güte und Macht setzt. Die *ἀγαθότης* und *ἐξουσία* sind zwar *αἱ ἀνωτάτω καὶ πρῶται δυνάμεις*, von der Weisheit aber, der *σοφία θεοῦ* sagt Philo in der vom Vf. selbst 222. Anm. 187. aus *Leg. alleg. II S.* 1103 angeführten Stelle, dafs sie Gott als *ἄκραν καὶ πρωτίστην ἔτεμεν ἀπὸ τῶν ἑαυτοῦ δυνάμεων.* Die *σοφία* steht also als die schlechthin erste *δύναμις* auch über der Güte und Macht. Nur in diesem Sinne kann sie daher Philo die einsame genannt und mit dem schroffen, unbehauenen, unfruchtbaren Felsen (*Deut.* 32, 13.) verglichen haben (S. 224): sie steht allein für sich, während die Güte und die Macht, als *coaetaneae* (S. 229) ein verbundenes Paar bilden. Der Verf. will die Weisheit nur als Theilkraft des Logos, als den immanenten Logos nehmen, wie könnte sie aber, wie der Vf. selbst bemerkt (S. 222), von Philo auch als Gattin des höchsten Wesens bezeichnet worden sein, wenn sie nur eine Eigenschaft des Logos wäre, der Logos selbst aber dem eigenschaftslosen Gott so fern stünde, wie der Vf. dieses Verhältnifs sich denkt! Der Vf. findet es ferner selbst

auffallend, dafs Philo, während er doch sonst mit Vorliebe und Consequenz den menschlichen Logos zur vergleichenden Bezeichnung der göttlich vermittelnden Kräfte anwende, die beiden Aeufserungen des weltbildenden Logos nie durch die Ausdrücke *λόγος ἐνδιάθετος* und *προφορικὸς* bezeichne, sondern einen *λόγος ἐνδιαθ.* und *προφ.* nur im Menschen kenne. Es sei dies jedoch, meint der Vf. S. 220, jedenfalls sehr zufällig. Es hat aber dies seinen guten Grund in dem angegebenen Verhältnifs des Logos zur *σοφία*, und dient zur Bestätigung desselben. Steht der Logos schon zu der Güte und Macht in einem untergeordneten Verhältnifs, so kann noch weniger die über diesen beiden stehende *σοφία* mit dem Logos so identificirt werden, dafs sie zu ihm in das Verhältnifs des *λόγος ἐνδιαθ.* zum *λόγος προφ.* träte. Auf der andern Seite finden sich allerdings auch wieder Stellen, nach welchen die göttlichen Kräfte vom Logos ausgehen, wie namentlich in der vom Vf. S. 227 citirten Stelle aus der Schrift *De prof.* S. 464, in welcher der Logos selbst die älteste und festeste Mutterstadt, die übrigen fünf Kräfte, und unter diesen auch die schöpferische und königliche Kraft, Kolonien genannt werden. Dadurch wird aber das zuvor angegebene Verhältnifs nicht aufgehoben, sondern nur in seiner weitern Entwicklung dargestellt. Wie der Logos der Vereinigungspunkt für die obersten Kräfte ist, und die in ihnen mitbegriffenen, so läfst er selbst hinwiederum, was er in sich aufgenommen hat, von sich ausgehen, und wir erhalten die wahre Totalanschauung von dem innern Organismus des philonischen Systems erst dadurch, dafs wir das Verhältnifs des Urbildes und Nachbildes als den Grundtypus auch schon für diese Sphäre des philonischen Systems ansehen und verschiedene Momente desselben unterscheiden. Wie auf der obersten Spitze die mit dem höchsten Wesen aufs innigste verbundene *σοφία* mit jenen beiden, als verbundenes Paar zunächst an sie sich anschliefsenden Grundkräften, der Güte und der Macht, steht, so nimmt auf der zweiten Stufe die Stelle der *σοφία* der ihr entsprechende Logos ein, welcher auf seiner Stufe dieselbe Einheit für die im Universum wirkenden göttlichen Kräfte ist, wie die *σοφία*, oder der höchste Gott selbst, mit welchem sie Eins ist, auf der höchsten Stufe. Wie daher der Logos auf der einen Seite das Abbild eines über ihm stehen den Urbildes ist, so ist er auf der andern Seite selbs wieder das Urbild für ein unter ihm stehendes Abbild und es tritt nun, da Philo unter dem Logos auch d geistige Planenwelt selbst verstund, jenes Verhältni zwischen der geistigen und sinnlichen Welt ein, w ches der Vf. S. 246 f. darstellt. Nur von diesem G sichtspunkt aus läfst sich auch die so vielfach bespr chene Frage, ob Philo sich den Logos als blofse Kr und Eigenschaft, oder als ein für sich bestehendes W sen gedacht habe, auf eine befriedigendere Weise b antworten. Was der Vf. hierüber sagt, beruht auf irrigen Voraussetzung, dafs Philo den absoluten G und die Intelligenz durch eine unübersteigliche K getrennt habe. Wie unhaltbar die ganze schon a angeführte Argumentation des Vfs. S. 239 ist, erh aus dem bisher bemerkten von selbst. Welcher Wi spruch wäre es, die Intelligenz, also auch die göttl Weisheit von dem absoluten Gott schlechthin zu t nen, und doch diese Weisheit als Gattin des höchs Wesens, und wie dieses als Vater, so sie als Mu des Alls darzustellen, oder sie auch Tochter Gottes eminenten Sinne zu nennen! Aber auch die An kann nur für eine verfehlte gehalten werden, welche Gfrörer gethan hat) die *σοφία* und den Logos w identisch nehmen und beide in dasselbe Verhältniss absoluten Wesen setzen will, da wir, sobald wir falsche Voraussetzung fallen lassen, die *σοφία* nu eine Theilkraft des Logos anzusehen, keinen Grund ben, was von der höher stehenden *σοφία* gilt, auch dem unter ihr stehenden Logos anzunehmen. E daher für die Bestimmung des Verhältnisses Gottes Welt, um welche es hier zu thun ist, auch für das lonische System ein doppelter Standpunkt festzuh der Standpunkt der Einheit und der Standpunkt des terschieds. Auf dem höchsten Standpunkt der Ei gilt von Gott alles, was Philo von ihm als dem ab ten, in sich abgeschlossenen, völlig transcendenten h sten Urwesen sagt. Da aber der absolute Gott auch der der sich manifestirende ist, so spricht sich das In esse der Einheit dadurch aus, dafs alle Manifestationen tes als Kräfte und Eigenschaften erscheinen, die mit höchsten Urwesen selbst immer wieder identisch s

(Der Beschlufs folgt.)

№ 98.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1835.

…chichtliche Darstellung der jüdisch-alexan…rinischen Religions-Philosophie. Verfaſst von …ug. Ferd. Dähne.

(Schluſs.)

Der Unterschied, in welchen sich der höchste Gott …sen δυνάμεις mit sich selbst setzt, ist im Grunde …in scheinbarer, in sich verschwindender, an sich …hobener. Was aber auf dieser höchsten Stufe der …r Identität aufgehobene Unterschied ist, kommt auf …tufe des Logos zu seinem Recht. Der Logos ist, …or allem schon durch seinen männlichen Namen …drückt werden soll, die selbstständige Manifesta… Gottes, der in den wirklichen Unterschied heraus…ene Gott, obgleich das Verhältniſs des Logos zur …a auch hier in dem Unterschied die Identität nicht …ssen lassen soll. Wie die Sophia auf der zwei…tufe zum männlichen Logos wird, so werden nun …zwei höchsten, unmittelbar unter der Sophia ste…n göttlichen Kräfte, die Güte und die Macht, de…räger und Vereinigungspunkt der Logos ist, mit …ichen Namen θεὸς und κύριος genannt, d. h. der … ist, sofern sich jene beiden göttlichen Grundkräfte …urch seine Vermittlung manifestiren, in der einen …ht θεὸς, in der andern κύριος. Diese beiden Na…ezeichnen zwar dieselben göttlichen Kräfte, die …em Logos stehen, aber der Unterschied besteht …sen darin, daſs sie in dem Logos selbst männliche …t annehmen, und in ihm die Selbstständigkeit, die …st hat, mit ihm theilen. Dasselbe Verhältniſs, in …m der Logos zur Sophia steht, tritt in seinem …en Umfang hervor, in dem Gegensatz der geisti…d sinnlichen Welt, und wenn Philo diese beiden … nicht nur in das Verhältniſs des Urbildes und …ldes zu einander setzt, sondern auch beide Söhne …nennt, die geistige Welt den ältern, die sinnli…n jüngern Sohn Gottes (S. 251): so ist hiemit das Verhältniſs Gottes zur Welt nach seiner doppelten Seite als Einheit und Unterschied auf eine sehr bemerkenswerthe Weise aufgefaſst und bezeichnet. Das philonische System läſst daher das Verhältniſs Gottes zur Welt durch drei verschiedene Momente, die durch die drei Hauptbegriffe, die Sophia, den Logos, und die sichtbare Welt bezeichnet sind, sich hindurchbewegen, und jedes dieser Momente ist aus dem doppelten Gesichtspunkt der Einheit sowohl als des Unterschieds zu betrachten. Auch die sichtbare Welt, in welcher der schon im Logos sich manifestirende Unterschied in seiner ganzen Weite hervortritt, und zum Gegensatz des Geistigen und Sinnlichen, des Idealen und Realen wird, könnte nicht Sohn Gottes genannt werden, wenn nicht selbst dieser Gegensatz durch die Vermittlung des Logos und in höherer Beziehung der Sophia eine Seite hätte, in Hinsicht welcher er in der Einheit des göttlichen Wesens sich ausgleicht und aufhebt.

Auch das Folgende würde, so lehrreich und anziehend im Ganzen die überall gleich gründliche und sorgfältige Darstellung des Vfs. ist (besonders gefiel dem Ref. der Abschnitt über die Ethik Philo's, nur hat der Vf. auch hier in Stellen wie S. 406 seiner Subjectivität zu freien Lauf gelassen), manche Veranlassung zu gleichen Erörterungen geben (wie z. B. in der Lehre von der Materie der Vf. S. 190 übersieht, daſs die formlose Materie doch zugleich die Disposition zu jeder Form hat), allein Ref. sieht sich genöthigt, hier abzubrechen, da er schon durch das Bisherige den Raum dieser Blätter zu sehr in Anspruch genommen zu haben fürchten muſs. Er kann sich daher nur noch folgende Bemerkungen erlauben:

Nachdem der Vf. schon im zweiten Buch mit Philo die Therapeuten und Essener verbunden hat, wendet er sich nun in dem die zweite Abtheilung ausmachenden dritten Buch zu den übrigen historischen Denkmalen einer reinen jüdisch-alexandrinischen Religions-Philosophie,

und handelt daher Cap. 1. von den Spuren derselben in der Uebersetzung der LXX, Cap. 2. von Aristobulus, Cap. 3. von den apokryphischen Schriften des A. T. und einigen unter dieselben nicht aufgenommenen jüdischen Historikern, inwieweit sie Zeugen für die jüdisch-alexandrinische Religions-Philosophie sind, Cap. 4. von einigen Ueberresten der jüdisch-alexandrinischen Religions-Philosophie in angeblichen Stellen älterer heidnischer Geschichtschreiber und Dichter, vornehmlich des Aristeas, des Orpheus und der Sibylle, die zu Gunsten jener willkürlich verändert oder völlig untergeschoben worden seien.

So schätzbar und interessant alle diese Untersuchungen sind, unter welchen besonders die über die LXX mehrere neue die genaue Bekanntschaft des Vfs. mit seinem Gegenstand beurkundende Aufschlüsse gewährt, so wird doch der Vf. selbst anerkennen müssen, dafs man sich in diesem zweiten Theile besonders in eine Reihe specieller Untersuchungen hineinversetzt sieht, die zwar als die nothwendigen Materialien und Vorarbeiten auf dem Wege zu einer geschichtlichen Darstellung der jüdisch-alexandrinischen Religions-Philosophie liegen, diese selbst aber noch nicht geben. Von selbst dringt sich daher die Frage auf, ob der Vf., welcher Vorr. S. XIV. das Gfrörer'sche Werk ausschliefslich nur ein Aggregat von Abhandlungen über einzelne hieher gehörige Punkte genannt wissen will, und nur im Gegensatz gegen ein solches sein Werk eine geschichtliche Darstellung der jüdisch-alexandrinischen Religions-Philosophie genannt haben kann, wirklich seinen Vorgänger, mit dessen Werk ja das seinige auch schon der Anlage und Anordnung nach so grofse Aehnlichkeit hat, so weit hinter sich zurückgelassen hat, als man nach der in der Vorrede erweckten Idee zu erwarten berechtigt ist. Wenigstens kann man sich diesen weiten Umweg durch so viele ins Einzelne gehende kritische und exegetisch-historische Untersuchungen nur dann gefallen lassen, wenn die Darstellung nichts desto weniger am rechten Orte alle jene Momente hervorzuheben weifs, in welchen das eigentliche Wesen der geschichtlichen Darstellung besteht, und der Begriff, dessen historische Momente dargelegt werden sollen, in der fortschreitenden Bewegung erscheint, ohne welche es keine Geschichte giebt. Aber eben dies mufs Ref. gleichfalls vermissen, wenn er gleich hierüber nur folgende wenige Andeutungen geben kann.

1. In den Therapeuten und Essenern sieht der Vf. durchaus nur die ins Leben getretene practische Dar[stellung] desselben Alexandrinismus, welchen wir aus de[n] Schriften Philo's kennen lernen. Deshalb schliefst e[r], wie er Abth. 1. S. 443 sagt, das Kapitel über die Th[e]rapeuten und Essener unmittelbar an die Darstellung d[es] philonischen Lehrbegriffs an, weil Philo, indem er die Secte kennen lehrt, eigentlich nur eine weitere du[rch] Erfahrung näher bestimmte Ausführung dessen ge[be], was er sonst über das theoretische und practische L[e]ben mittheile. Was nun aber das historische Verhä[lt]nifs jener beiden Secten betrifft, so sagt der Vf. als u[n]zweifelhaft voraus, dafs der Essäismus ein nach Pa[lä]stina verpflanzter Zweig des Alexandrinismus sei. W[ie] die jüdisch-alexandrinische Religions-Philosophie mi[t ih]ren Grundsätzen und Forderungen in Palästina und S[y]rien bekannt geworden sei, und wie dieser Ueberg[ang] geschehen, lasse sich zwar nicht genauer bestim[men], doch trete in jedem Falle nach der Mitte des 2. Jah[rh.] v. Chr. die alexandrinische vergeistigende Richtung u[nd] in Palästina immer schärfer und weitverbreiteter her[vor] (S. 467). Ist denn aber diese Abkunft des jüdisch[en] Essäismus aus dem Alexandrinismus eine so ausgem[achte] dene Thatsache, und die Frage, ob die Essener in [die] Geschichte des Alexandrinismus gehören, eine so [über] über jeden Zweifel erhabene, dafs die abweichende [An]sicht höchst achtungswerther Gelehrter nicht mehr [der] Erwähnung werth ist? Ref. erinnert an den von den [jü]dischen Essäern handelnden Abschnitt der Creuzer'sc[hen] Symb. u. Myth. IV. S. 407 f. und die daselbst au[fge]stellten Sätze: „Es ist nichts wahrscheinlicher, als [dafs] diese jüdische Religionsgesellschaft eine Folge des ba[by]lonischen Exils und der dadurch gegründeten Beka[nnt]schaft mit oberasiatischen Religions-Ideen war. Die[s ist] wohl nach der ganzen frühern Lage des jüdischen V[olks] das Wahrscheinlichste. — Der Essäismus der Juden [ist] nur eine Aeufserung und ein neuer Zweig einer m[or]genländischen Philosophie und priesterlichen Lebens[weise], die schon in weit früherer Vorzeit ganz unabhängi[g bis] tief in den Abendländern hin ihre Colonien und S[chu]len verbreitet hat." Der Pythagoreismus der Esse[ner], für welchen auch Josephus *Antiq. XVIII*, 1. 6. ein [be]merkenswerthes Datum darbietet, verdient in der T[hat] alle Beachtung, und die Creuzer'sche Ansicht hätte [um] so mehr berücksichtigt werden sollen, da auch Neand[er] Kirchengesch. 1. S. 79 von einer andern Seite her d[en] Zusammenhang des Alexandrinismus und Essäismus [in]

, durch die bestimmte Erklärung: „Es findet sich zwi-
en beiden Secten keine Verwandtschaft von der Art,
s sie zu einer äufserlichen Ableitung der einen von
andern nöthigen könnte." Neander will zwar damit
behaupten, jene allgemeine theosophisch-ascetische
stesrichtung, aus der die Secte der Therapeuten her-
gegangen, habe auch in andern Gegenden unter den
en viele Anhänger gehabt, manche von den sieben
schen Secten, deren Namen uns nur geblieben, mö-
aus dieser Richtung ihren Ursprung genommen haben.
in solche Erscheinungen haben doch immer irgend
tiefer zurückgehende historische Wurzel, und man
mt daher, wenn man nicht alles auf Alexandrinis-
zurückführen will, doch immer wieder auf den von
zer bezeichneten Weg zurück. Dann dürfen aber
die Samaritaner nicht unbeachtet bleiben. Der Vf.
die samaritanische Theologie ganz unerwähnt, und
trägt auch sie nach der bekannten Abhandlung von
nius dieselben Merkmale an sich, die der Vf. sonst
lie sicherste Spur des Alexandrinismus betrachtet.
Simon Magus hat im letzten Abschnitt zwischen
dliel und Josephus seine eigene Stelle gefunden.
 aber dieser Simon Magus nebst seinen Genossen
nder und Dositheus keine historische Person ist,
rn der Sonnengott des alten samaritanischen Lan-
ltus (wie Ref. in seiner Schrift die christliche Gno-
306 f. zu zeigen suchte) und dieser samaritani-
Sonnencultus, nebst anderem, wie z. B. der auffal-
 Form der Sabbathsfeier, auch mit dem Sonnen-
der Essener, so wie den Ossenern und Sampsäern
piphanius in Verbindung gebracht werden mufs,
kommt die Sache auch von dieser Seite ein ande-
ssehen, und man kann einem Geschichtschreiber
exandrinismus nicht geradezu ein Recht zu der Vor-
zung einräumen, dafs alle diese Erscheinungen kei-
ere Quelle haben, als den Alexandrinismus. Aber
auch in dem Falle, wenn wir die Frage auf sich
n lassen, ob es sich mit allem, was uns der Vf.
p. über die Therapeuten und Essener, und in der
 zweiten Abtheilung als alexandrinisch aufführt,
h so verhält, wie er annimmt, so scheint doch der
ch so in diesem Gebiet die verschiedenartigen Ele-
zu wenig gesondert, und überall zu ausschliefs-
r die philonische Form des Alexandrinismus vor-
tzt zu haben, während es doch die Aufgabe des
chtschreibers sein mufs, die Punkte hauptsächlich
ins Auge zu fassen, in welchen sich die Anfänge einer
weiter fortschreitenden Bewegung wahrnehmen lassen.
Der Vf. sagt zur Charakteristik Philo's S. 104, Philo sei
in so vollem Mafse Jude gewesen, als es der jüdische
Alexandrinismus nur immer verlangen konnte. Kann
aber ein solches Judenthum auch den Essenern und The-
rapeuten zugeschrieben werden, wenn doch, wie der Vf.
selbst bemerkt S. 491, die Essener und aller Wahrschein-
lichkeit nach auch die Therapeuten die blutigen Opfer
verwarfen, weil sie nach pythagoreischer Ansicht das
Schlachten der Thiere und den Genufs von Fleisch für
unerlaubt hielten! Man denke sich nur, wie vieles diese
Verwerfung aller blutigen Opfer auf dem Standpunkt des
Judenthums in sich schliefsen mufste. Konnten alle blu-
tigen Opfer verworfen werden, ohne dafs eben damit
auch über einen so grofsen Theil des mosaischen Opfer-
cultus und den damit zusammenhängenden Tempelcultus
das gleiche Verwerfungsurtheil ausgesprochen wurde!
Wie grofs mufste demnach auch schon nach diesem so
charakteristischen Merkmal der Gegensatz sein, in wel-
chen sich diese beiden Secten zum gewöhnlichen Juden-
thum setzten, wie ungleich gröfser als bei Philo, bei wel-
chem wir wenigstens auch nach der Darstellung des Vfs.
(obgleich dieser Punkt in jedem Fall eine nähere Berück-
sichtigung verdient hätte) nichts finden, was uns berech-
tigen könnte, die gleiche Ansicht vom Opfercultus bei
ihm vorauszusetzen. Halten wir auch nur dieses Eine
fest, so hat offenbar die gewöhnlich angenommene voll-
kommene Uebereinstimmung des philonischen Alexandri-
nismus mit dem der Therapeuten und Essener keinen
historischen Grund, und es läfst sich sogar gut denken,
dafs Philo, so sehr er sonst der Lobredner und Bewun-
derer der Therapeuten und Essener ist, demungeachtet
unter denen, deren zu freie, um das Positive sich zu we-
nig bekümmernde, Ansichten und Grundsätze er in der
vom Vf. I. S. 67 angeführten Stelle mifsbilligte, keine
andere versteht, als Anhänger eben dieser beiden Secten.
Wie wir nun schon in dieser Hinsicht eine über das ge-
wöhnliche Judenthum in weit gröfserem Umfang als dies
bei Philo der Fall ist, hinausgehende Ansicht vor uns
sehen, so begegnet uns auch in einem andern Theil des
vom Vf. beschriebenen Gebiets eine Erweiterung des phi-
lonischen Gesichtskreises. Der Vf. hat, wie sich erwar-
ten läfst, in der zweiten Abtheilung seines Werks auch
dem Buche der Weisheit seine besondere Aufmerksam-
keit geschenkt, aber gerade denjenigen Punkt, welcher

uns bei diesem Buche in einer Geschichte des Alexandrinismus am wenigsten übersehen werden zu dürfen scheint, mit völligem Stillschweigen übergangen, die Bedeutung, welche die Weisheit als das Princip der religiösen Entwicklungsgeschichte der Menschheit hat, wenn der Vf. des Buchs 10, 1 f. darstellt, wie sie im Kampfe mit einem ihr widerstreitenden feindlichen Princip von Geschlecht zu Geschlecht, von Periode zu Periode bewahrend und rettend in die Geschichte der Menschheit und des Volks Gottes eingreift. In dieser Idee wird die Religions-Geschichte in eine so enge und wesentliche Verbindung mit der Religions-Philosophie gesetzt, wie wir dies zwar nicht bei Philo, aber um so mehr in denjenigen gnostischen Systemen finden, welchen die Sophia das den ganzen religiösen Entwicklungsgang der Menschheit leitende Princip ist. Es hängt dies

3. mit der Frage zusammen, welche Stellung und Bedeutung überhaupt das philonische System, wenn es vorzugsweise den Alexandrinismus repräsentiren soll, in der Religions-Geschichte hat? Auch diese Frage hat der Vf. nicht in Erwägung gezogen, und weder die Darstellung des philonischen Alexandrinismus, noch die des Alexandrinismus überhaupt mit einer allgemeinern historischen Reflexion geschlossen. Allerdings mufs man dabei noch über die Sphäre des Alexandrinismus im engern Sinn hinausblicken, aber dazu liegt auch die Aufforderung sehr nahe, wenn man Momente, wie die zuvor erwähnten, bedenkt. Der philonische Alexandrinismus kann im Allgemeinen nur als der Uebergang und die Vorstufe zur christlichen Gnosis betrachtet werden. Er ist eine durch das Judenthum bestimmte Form der Religions-Philosophie, die für sich eben so beschränkt und unvollendet ist, wie das Judenthum dem Christenthum gegenüber erscheint. Nachdem einmal durch die über das traditionelle Judenthum sich erhebende Speculation Heidenthum und Judenthum in ein solches Verhältnifs zu einander gesetzt worden waren, wie es zum Charakter der alexandrinischen Religions-Philosophie gehört, so brachte es der Gang der Entwicklung von selbst mit sich, dafs auch das mit dem philonischen Alexandrinismus so nahe zusammentreffende Christenthum in denselben Kreis der Religions-Philosophie hineingezogen wurde. Es geschah dies durch die christliche Gnosis, die mit dem philonischen Alexandrinismus den Begriff der Religions-Philosophie theilt, sich aber von ihm durch alles dasjenige unterscheidet, wodurch sich die höhere Entwicklungsform über die niedere erhebt. Der ganze Gesichtskrei[s] des Alexandrinismus mufste schon deswegen weit be[-]schränkter sein als der der Gnosis, da durch das Chri[-]stenthum erst das in der Reihe dieser Entwicklungsmo[-]mente noch fehlende dritte Moment zum Heidenthum [und] Judenthum hinzukam. So lange aber dieses dritte Mo[-]ment und mit ihm die Totalität des Begriffs noch fehl[te,] konnten auch die beiden ersten Momente, das Heiden[-]thum und Judenthum noch nicht in ein engeres [durch] ihren Begriff bestimmtes Verhältnifs zu einander gese[tzt] werden. So viele vorbereitende Ideen auch bei Phi[lo] sich finden, es fehlt bei ihm doch immer noch der ei[-]gentlich religions-geschichtliche Gesichtspunkt, von wel[-]chem aus Heidenthum und Judenthum als Momente ei[-]ner fortschreitenden durch ihren Begriff bedingten Ent[-]wicklung zu betrachten sind. Die Principien, deren Ge[-]gensatz den Charakter des philonischen Systems be[-]stimmt, sind nicht solche, die auf dem grofsen Ge[biet] der religiösen Entwicklungsgeschichte der Menschheit [in] ihrer vollen Bedeutung und Wirksamkeit hervortr[eten,] sondern es ist immer nur die enge und beschränk[te] Sphäre des religiösen Lebens des Einzelnen, in welc[her] der Gegensatz des Geistigen und Sinnlichen ausgeg[li-]chen werden soll. Der Logos des philonischen Sys[tems] ist vorzugsweise ein kosmologisches Princip, die [reli-]gionsgeschichtliche Seite seiner Wirksamkeit ist eige[nt-]lich noch nicht ins Bewufstsein gekommen. Am m[an-]gelhaftesten und unvollendetsten erscheint, wie n[atür-]lich, das philonische System auf derjenigen Seite, [auf] welcher die Vermittlung der Welt mit Gott liegt, [wo] die geistigen Individuen in ihrer Rückkehr zum Ab[so-]luten und in ihrer Einheit mit ihm sich darstellen [sol-]len. Diese Seite, für welche dem philonischen Sys[tem] noch das höhere Princip fehlt, konnte erst in der chri[st-]lichen Religions-Philosophie zum klaren Bewufs[tsein] kommen. Ref. erlaubt sich in Ansehung der bei[den] letztern Punkte (2. u. 3.) auf seine Schrift: die chri[st-]liche Gnosis, oder die christliche Religions-Philoso[phie] in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Tüb. 1835 [Ab-]schnitt 1. zu verweisen.

So aufrichtig Ref. den zum Theil vorzüglichen [ma-]teriellen Werth des vorliegenden Werks anerkennt [und] die Fortsetzung dieser Forschungen in einer [för-]dernden Lage des Vfs. wünscht, so kann er doch [die] Aufgabe desselben in höherer geschichtlicher Beziehung noch nicht für gelöst halten. Um so unangenehmer [fiel] daher dem Ref. der geringschätzende, etwas bittere To[n] des Vfs. gegen dessen Vorgänger Gfrörer auf. Bei [aller] die Mängel des Gfrörer'schen Werks (die ja der [Vf.] auch schon in einer Recension, zu welcher er sich S. 106 bekennt, gerügt hat) nicht vertheidigen, aber [die des] Vfs. beständig zurechtweisende, nicht selten kleinliche, sogar auf falschgesetzte Accente sich erstreckende (S. 131) Polemik nimmt sich auch nicht gut aus. [Das] Gfrörer'sche Werk wird sich auch neben dem des [Vfs.] noch behaupten können, es hat in gewisser Hinsicht dem subjectiven Pragmatismus des Vfs. gegenüber [so-]gar den Vorzug einer objectiveren Haltung.

D. Baur, in Tübingen.

№ 99.

Jahrbücher

für

issenschaftliche Kritik.

November 1835.

LXXVII.

einische Grammatik von C. G. Zumpt, Dr. iebente Ausgabe. Berlin, 1834.

Eine Grammatik, welche eine Reihe von Jahren in den gelehrten Schulen Deutschlands nicht nur avoll behauptet, sondern bereits durch sechs Aus-n auch fortwährend dem Inhalte und der Form wissenschaftlich sich vervollkommnend den ent-densten Beifall der Schulmänner und Kenner davon gen hat, obgleich mehrere Grammatiker mit ihren men wetteifernd in die Schranken getreten sind; solche Grammatik ist sehr geeignet, einen Jeden, ber die vorliegende siebente Ausgabe ein öffent-Urtheil abzugeben hat, mit nicht geringen Be-issen zu erfüllen, die ihn leicht in seinem Vorha-vankend machen können. Von verschiedenen Sei-ft geprüft und beurtheilt, steht sie in ihrem aner-en Werthe, im Glanze eigenthümlicher Verdienste Die Wichtigkeit und anerkannte Schwierigkeit der mufs mich entschuldigen, wenn ich vor dem natischen Publicum mit neuen Bemerkungen über oft geprüftes und in der Prüfung bestandenes auftrete. Ich hoffe, dafs sie theils zur Berichti-theils zur Ergänzung einzelner Stellen dienen n. Der berühmte Verfasser hat auch früher schon emerkungen praktischer Schulmänner mit ausge-eter Humanität aufgenommen und auf das Pas-s berücksichtigt.

ie jetzige Ausgabe hat an Umfang um 30 Blätter) Seitenparagraphen zugenommen. — Davon fal-Paragraphen auf die Erweiterung der *Syntaxis* über Tropen und Figuren. Rühmend müssen rvorheben, dafs in dieser Ausgabe Druckfehler s Sorgfältigste vermieden sind. Denn aufser dem igen Citat aus Celsus S. 549, wo statt 7, 13 viel-s, 10, 7 gelesen werden mufs, und S. 131 *annu-larius*, S. 579 *annulum*, welche Wörter nach S. 10 mit einem *n* zu schreiben sind, sind bei genauer Revision keine Druckfehler weiter bemerkt worden, was bei einem solchen Schulbuche kein unerhebliches Verdienst ist. Aufserdem sind durchweg sehr viele erfreuliche Verbesserungen und Ergänzungen eingetreten, deren spezielle Nachweisung aber hier zuviel Raum erfordern würde. Jedem aufmerksamen Leser wird diese Aus-gabe bald die Ueberzeugung gewähren, dafs ihr der Verfasser bedeutende Vorzüge zu geben gewufst hat; sie erscheint daher wesentlich verbessert, doch so dafs das bekannte System des Verfs. im Ganzen geblieben ist. Nur ist Einiges über den Gebrauch der Redetheile aus dem etymologischen Theile in den syntactischen hinübergenommen. Wie viel besser würden die gelehr-ten Schulen ausgestattet sein, wenn ihre Schulbücher sämmtlich solche bedeutende Fortschritte zum Bessern machten, welche ihnen die in der Regel vielbeschäftig-ten Lehrer einzeln nicht leicht zu geben vermögen! — Doch wir müssen nun das Geschäft eines Berichterstat-ters aufgeben, um dessentwillen wir die Beurtheilung keineswegs unternommen hätten, und uns auf das Ge-biet der selbständigen Kritik wagen. Zu dem Ende werden wir Eins und das Andere hervorheben, was einer wissenschaftlichen Begründung, unserer Ansicht nach, noch mehr fähig wäre.

Zuerst war mein Bestreben auf Verminderung von *Ausnahmen* gerichtet, soweit es ohne Nachtheil der Sache geschehen darf. Dann scheinen manche Regeln und Angaben einer Erweiterung, andere einer Beschrän-kung zu bedürfen, endlich war auf das Systematische Rücksicht zu nehmen; Alles so weit es das Interesse der Sprachwissenschaft und das Bedürfnifs der Schule erfordert. Aus diesen Gesichtspunkten sind die nach-folgenden Bemerkungen zu betrachten.

S. 60. ist für den *Abl. contubernali* nicht allein die Analogie in Anspruch zu nehmen, sondern auch *Ma-*

crob. Saturn. 2, 4, desgl. für *aquali Fest. s. v. salinum* gegen Conr. Schneiders Formenlehre S. 222.

S. 64 ist von *sphinx* behauptet, dafs dessen *Gen. plur.* sich nicht nachweisen lasse; er findet sich aber bei *Fest. s. v. picati.* Ebenso ist auf der nämlichen Seite die Angabe, dafs sich der *Gen. plur.* von *as* und *cor* nicht nachweisen lasse; doch *assium* lesen wir bei *Valer. Max. Lib. IV, c.* 3, 11: *Quingentorum assium sumptu*, auch bei *Gell. Lib. XX, c.* 1: *crumenam assium plenam*, ferner findet er sich bei *Fest. s. v. sacramentum*, aufserdem bei *Varro Lib. V de L. L. pag.* 179 *ed. Spengel: Certo alio legitimo numero assum. Cordium* habe ich nur *Vulg. Jerem. c.* 4 *vs.* 4 auffinden können. Daher ist hier und S. 85 das in Betreff dieser Wörter Erwähnte zu ändern. Auch Conr. Schneider leugnet S. 258 seiner Formenlehre das Vorkommen dieses *Gen.*, keinesweges mit Recht.

Aufserdem könnte man in Beziehung auf systematische Anordnung S. 64 noch fragen, warum *fur* und *ren* unter diejenigen Wörter gestellt sind, die sich auf ein *s* endigen; da andererseits *Pan*, dessen *Gen. Panum* sich bei *Pompon. Mela Lib. III, c.* 9, 6 findet, unerwähnt geblieben ist?

S. 81 steht von *gelu* die Behauptung, dafs es sich nur im *Abl.* nachweisen lasse. Es findet sich indessen aufser *Ovid. Nux Eleg. vs.* 106 und *Macrob. Saturn.* 7, 12: *Nominatum gelu veteris, quae me solebat agitare, admonuit quaestionis*, nicht selten in der *Vulg.* z. B. *Jerem. c.* 36 *vs* 30; *Ecclesiasticus c.* 43; *Hiob c.* 37 und *c.* 38 auch in andern *casibus*.

Zu §. 82. merke, dafs *arcubus* sich durch *Vulg. Esdrae Lib II, c.* 4 *vs.* 13 belegen lasse.

S. 86 §. 89 ist zu erinnern, dafs sich der *Gen.* von *situs*, Schimmel, bei *Sen. de Beneficiis Lib III. c.* 2 finde: *Quae in usu sunt, nunquam periculum situs adeunt.* Daher könnte das über *situs* Vorgebrachte hier ganz wegfallen. Auch wäre auf der nämlichen Seite noch zu erinnern, dafs der *Gen. obicis* bei *Macrob.* in *somn. Scip. Lib. I, c.* 16 steht, der also S. 56 wenigstens ebenso erwähnenswerth wäre als *precis*.

S. 87 ist der *Abl. jussu* als allein vorkommende Form Z. 7 v. o. aufgeführt; dagegen S. 94 doch auch der *Nom. jussus.* Also wäre dieser *Abl.* dort richtiger zu unterdrücken; aber auch S. 94 die beiden Formen, weil *jussus* als Subst., wovon *Forcellini* schreibt: *Extra Ablativum casum non facile invenies*, sehr selten ist. Der *Nom.* findet sich indessen bei *Justinian Lib. I, tit.* 10, 1: *Ut jussus parentis praecedere debe*

S. 95 ist zwischen *porrum porri* der *Nom. porr* welcher sich auch bei *Cels.* 4, 6 findet, einzuschalt

S. 97 streiche nach *ditia* die Bemerkung *zusammengesetzt aus divitia* mit Rücksicht auf das S. darüber Gesagte und *Prisc.* 7, 12, 61: *Ad cujus si litudinem debet etiam hoc dite dici, unde pluralis ditia.* Die Form *divitia* ist gar nicht zulässig, u Stallbaums Ruddimann p. 136 weifs mit andern Gra matikern nichts davon.

§. 121. streiche bei *decuplus* die Bemerkung *de derivata gerechtfertigt* mit Bezugnahme auf *Vulg. Prophetia Danielis c.* 1 *extr.*, wo *decuplum* sich fin

Zur S. 121 §. 123. und §. 727. vergl. Döderle lat. Synonyme Th. I. S. 181 und *Hor. Tursellinus* 86, wo *secundo* als ungebräuchlich verdächtigt ist.

Zur S. 174: *Replicavit* steht *Vulg. Gen. Lib.* I *c.* 27. *extr.* und *Lib. Josuae c.* 8. *extr.*, daher streiche die Bemerkung *dessen Perfectum sich nicht* nach*sen läfst.*

§. 175 ist das *sup.* von *attineo* nicht schlechtin in Abrede zu stellen, sondern auf die Autorität des *pulejus* zu setzen. *Met.* 1. *pag.* 8. *ed. Bipont.*: *mense decimo ibidem attentus nummatior revertor*; dere Stellen weist Forcellini aus demselben Schrifts nach. Von *succenseo* ist das *sup.* wegen *Augustus D.* 3, 17. anzunehmen: *Nec nobis, quia haec* den *boni Romani prudentesque succenseant, quamquam hac re nec petendi sint, nec monendi, quando* eu *nime succensuros esse certissimum est*, obgl auch Forcellini das *sup.* dieses Verbi verschweigt.

S. 196 §. 199. ist das *compos. accino* unter mit aufgeführt, welches in Ermangelung einer gesi den Schriftsteller-Autorität in eine Schulgrammatik n gehört.

§. 172. wäre es systematisch vortheilhafter de und *praebeo* als *compos.* von *habeo* diesem zuzuord desgl. S. 194 §. 195. *dego* als *compos.* von *ago* gl *cogo* zu behandeln und *demo, promo, sumo* als comp von *imo* nach Döderleins lat. Synonymen Th. III. S.

S. 185 merke bei *cupio* und *pario* auch einzel Formen aus der vierten Conjugation in der ältern L tinität, z. B. *cupiret Lucret.* 1, 72; *parire Lucret.* 760, ebenso S. 199 bei *auerso, auersiri Justin.* M. wie S. 210 bei *morior moriri Ovid. Met.* 14, 215.

ut. Asin. Act. 1, *sc.* 1, 108. auch *emoriri Terent. uch. III*, 1, 42. Oder auch §. 162. wird von die- Formen die Rede sein können. Bei *Justin.* 6, 3, 11. *ed. Duebner* die Form *capesserunt* aufgenommen. 185 heifst *resipio ich werde wieder klug* ganz wie *ipisco* S. 201 *werde wieder vernünftig* und doch ist Unterschied erforderlich.

Zu §. 206. *Esurio* hat im Perfect. und Sup. ver- nifsmäfsig die beste und keine üble Autorität. S. For- ni; *parturio* und *nupturio* haben allein im Perf. und r eine viel geringere.

S. 204. Die beiden *Praesentia raucio* und *rauceo*, on das erste auf Priscians Rechnung kommt und zweite fingirt ist, werden sich wissenschaftlich in er Grammatik schwerlich neben einander behaupten. eingeführte *irraucesco* S. 201 würde auch wohl un- elbar von *raucus* erforderlichenfalls abzuleiten sein, die einzelne Form *irrauserit* oder *irraucuerit* zu eiten.

S. 205 merke, dafs von *amicio* noch ein drittes Perf. *ivi* angegeben wird, welches bei *Fronto V.* S. 212 *Ang. Mai.* 1823 steht: *Alteram partem tenebris isse.* Forcellini weifs kein Beispiel dieses Perf.

S. 202 merke von *exalbesco praet. exalbui Gell.* . Auch dürfte es unter die Verba zu stellen sein, he unmittelbar von Verbis abgeleitet werden.

S. 214 fehlt die Form *essetur* aus *Varro L. L.* 5, *d. Spengel* und bei *ambedo* die ungewöhnliche Par- alform *ambens Lucret.* 5, 397 für *ambedens*.

§. 228. neben *vesperascit* stelle *advesperascit* mit Perf. *advesperavit*.

Zu §. 220. *Fantur* ist bei *Fest.* zu lesen *s. v. fa- r, multa fantur;* und bei *Varro L. L. p.* 228 *ed. gel famini*, *fabar* sind, wenn gleich an und für sich gebräuchlich, doch wegen der Composita zulässig *affamini Curt.* 4, 44, 19, *affabar Virg. Aen.* 3, und daher gegen die Formen ohne *a* als *fer*, *feris*, in bedeutendem Vortheil, mithin keinesweges gleich ellen.

S. 21 §. 26. Das Adv. *uti* findet sich auch mit r *ultima* bei *Lucil. Jun. Aetna vs.* 463. *Nenu = non* urzer *ultima Lucret.* 3, 200 und 4, 713.

. 40. bedenke *auspex* hauptsächlich wegen *prae- m auspicem* bei *Porc. Latro* 16 gegen Conr. Schnei- Formenlehre S. 3 Anmerk., wo die neuern Gram- er wegen dieses Wortes getadelt werden.

§. 62. in der Anmerk. füge *neptim* hinzu *Curt*, 6, 5, 7. und §. 63. den bei den Dichtern gebräuchlichen Abl. *mare* vgl. Jahn zu *Ovid. Trist.* 2, 20, auch auf die Seltenheit von *marium maribus* wäre die Aufmerksam- keit zu richten. Ferner nach *versicolorum* §. 66. setze *seminecum Sil. Ital.* 4, 164 mit der Bemerkung, dafs vom einfachen *nex* kein Gen. plur. nachgewiesen ist und nach *salutantum* V. 63. Z. 10. v. u. *agrestum Virg. Georg.* 1, 10. S. 64 erwähne des neben *neptium* vor- kommenden Gen. *neptum Inst. Justinian Lib. III. tit.* 1. §. 15.

§. 78. S. 72 erinnere an den Ausdruck *cum primo luci* nach Beier zu *Cic. Off.* 3, 31. Forcellini gesteht *s. v. lux* diese Stelle bei Cicero nicht gefunden zu ha- ben, auch bei *Varro L. L.* 6, *p.* 271. *ed. Spengel* ist dieser Ausdruck. §. 79. bedenke *turtur* als *commune*, da bei *Dictys Cret. B. T.* 6, 15. *marinae turturis* steht, wonach Conr. Schneiders Formenlehre S. 135 und Rud- dimann *ed. Stallbaum p.* 20. *not.* 8. zu berichtigen wä- ren. §. 91. füge *experientia* hinzu und merke S. 88. §. 92., dafs *terga vertet Sen. ep.* 22. selbst von einem Einzelnen gesagt wird.

S. 96 fehlt *puter*.

S. 95 merke zu *delicium*, dafs es von Dichtern ge- braucht wird, während *deliciae plur. tantum* der Prosa angehört, auch würde noch *deliciolum deliciolae* fast besser passen.

S. 100 §. 104 wäre der genauern Erörterung wegen hinzuzufügen, dafs auch an einem und demselben Ge- genstande die Grade der Eigenschaft vorkommen und verglichen werden können und dazu nicht immer zwei oder mehrere Gegenstände erforderlich sind, dafs ferner auch die Verschiedenheit des Grades nicht einer und derselben Eigenschaft, sondern zweier oder mehrerer Eigenschaften zu betrachten und zu bezeichnen ist §. 690.

§. 136. in der Anm. trage nach *ecquae Ovid He- roid.* 16, 341. u. vergl. des Verfs. *Verr.* 4, 11. §. 25.

S. 151 merke, dafs die Formen *siem*, *sies*, *cet.* und *suam* aus der alten Sprache, wo sie sich noch oft fin- den, in die Dichtersprache übergegangen sind. So fin- det sich *sient* in dem *S. C. de Bacchanalibus*, *siem Cic. Off.* 3, 17, *siet* in der Arrogations-Formel bei *Gell.* 5, 19. zweimal, auch bei *Cato or. de sumptu suo* zweimal, wie S. 150 f. bei *Fronto ed. Ang. Mai.* zu lesen ist. *Fuat Liv.* 25, 12, 6. und *Virg. Aen.* 10, 108, auch bei *Fronto de eloquentia* S. 227.

S. 324 §. 356. ist *etenim* zu den ausschliefslich voranstehenden Conjunctionen unrichtig gerechnet. Denn es finden sich davon erhebliche Ausnahmen selbst in der besten Prosa z. B. *Otium etenim ex labore cet. Liv.* 21, 39. *Declarat etenim Ennius de Africano Cic. de Legg.* 2, 22. *Libidinosa etenim et intemperans adolescentia. Cic. de Senect.* 9. *Quae etenim istorum oratio tam exquisita, quae sit anteponenda. Cic. de Rep.* 1, 2. *Sunt etenim ista maledicta pervulgata in omnes. Cic. p. Coelio* 3.

S. 325 unten ist noch ein anderes Exempel von dem nachgestellten *itaque* hinzuzufügen. *Cic. partit. or.* 6. *Est itaque id genus totum situm in commutatione verborum.* Ein drittes ist *Ep. Fam.* 10, 15. aber von *Plancus.* Diese Stellen finden sich auch in Böttichers *Lex. Tacit.* S. 237.

S. 327. Wenn der seltene Fall eintritt, dafs zwei *Conjunctiones postpositivae* zugleich in einem Satze zusammentreffen, so wäre ein Rangstreit unter ihnen möglich z. B. *Animi enim quoque dolores percipiet omnibus partibus majores quam corporis. Cic. Fin. bon.* 2, 33. Dagegen *Illis quoque enim filiae, sorores, conjugesque esse Liv.* 3, 50, 7. wo die Stellung verschieden ausfällt.

Wenn man S. 476 zu Ciceros Beispiel *Tusc.* 3, 18: *Sunt haec tua verba necne?* noch *Cels.* 5, 28, 12. heranzieht: *Si vero os in vicino est, id quoque disci potest, si jam necne eo fistula penetravit, quatenus nocuerit;* ferner *Lucret.* 3, 713 *f. Semina praeterea linquuntur necne animai corpore in exanimo* und in Conditionalsätzen: *Emitteres necne eum servum manu? Plaut. Capt. Act.* 3, *sc.* 5, *vs.* 55. und in Beziehung auf das nach *necne* folgende Verbum: *Sit necne sit Cic. Top.* 20. und Partit. 18. aufser dem obigen Beispiel aus Celsus; so ist die Richtigkeit der Kärcherschen Hypothese besonders in Betreff der Beschränkung auf indirecte Fragen, in welchen es allerdings am häufigsten vorkommt, doch noch zu bezweifeln.

Zur S. 568. §. 698. Da *Cic. Brut.* 56. zweimal *etiam ipse* und c. 29. daselbst *ipse etiam* in diesem Sinne sich findet, so scheint mir die Sache am einfachsten ihre Erklärung und Erledigung zu finden durch die Annahme, dafs bei den andern Schriftstellern, die dafür *et ipse* schreiben, *et* für *etiam* stehe ... §. 335.

Gegen die §. 788. aufgestellte Bemerkung, dafs das *Verbum finitum* oft nicht an das Ende des Satzes gestellt wird, wenn daselbst zu viele Verba zusammentreffen würden, verstofsen Ciceros Reden besonders häufig z. B. *Hunc quisquam incredibili atque inaudita gravitate, virtute, constantia praeditum foedera scienter neglexisse, violasse, rupisse dicere audebit!* p. Corn. *Balbo* 5 *extr. Cui te respondere posse confidas!* Philipp. 2, 43 *extr. Colonos novos adscribi posse rescrip*... *Philipp.* 2, 40. *Numquis igitur est tam demens, ... hoc P. Clodio vivo contingere potuisse arbitretur* p. *Milone* 28. *Hic tu hostis ac proditor aliis me ... ciorem quam tibi debere esse dicis in Pis.* 31 ... *Expelli posse arbitrantur p. Sulla* 10. *Dignitate* ... *tuisse superari dixero p. Plancio* 3. *Foedus* ... *posse dicebant p. Sextio* 10. *Praeclare posse dici* ... *derentur p. Sextio* 57. *Divelli citius ac distrahi po*... *diceres p. Sulla* 20. *Ne quis jure irasci posse vi*... *tur de prov. cons.* 16 *extr. Vere posse dici viden*... *tur p. Corn. Balbo* 17. *Capi posse videatur Philipp.* 2, 44. *Propulsari posse confido in Catil.* 4, 10. ... *busdam intelligi praedicique posse censeat de Div.* ... *Ut ab omnibus ventis invidiae circumflari posse vide*... *tur in Verr.* 3, 41. *cet. cet.* Und so ists gewöhnlich bei den Ausgängen der Perioden in den Reden.

S. 226 Z. 13 v. u. ist einzuschalten, dafs ... Sprachforscher bei der Ableitung des Lateinischen ... Griechischen nicht stehen bleiben, sondern die ... Verwandtschaft mit dem Germanischen und der Sanscritsprache nachweisen. Auch würde es ersprießlich sein, wenn Cap. 40 auf die Erklärung der wichtigsten Flexionsendungen des Verbi Bedacht genommen würde, besonders aus der activen Form die Entstehung der ... flexiven im Passivo nachgewiesen würde, wobei ... Bopp's Scharfsinn bedeutende Hülfe bietet.

§. 425. am Ende füge noch das Beispiel hinzu: *Triste est nomen ipsum carendi Cic. Tusc.* 1, 36. Doch scheint es gerathner, die hier über das Gerundium gegebene Notiz in die *Syntaxis Gerundii* zu verweisen, so wie es auch nicht übel wäre, wenn in dieser ... auf §. 598. S. 503 verwiesen würde.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 100.
Jahrbücher
für
[w]issenschaftliche Kritik.

November 1835.

[Lat]einische Grammatik von C. G. Zumpt, Dr. [S]iebente Ausgabe.

(Schlufs.)

[S.] §. 394. wäre es förderlich, wenn *intelligere* dazu [gezei]gen würde in folgender Bedeutung: *Quem intelli[gimu]s divitem? Cic. Parad.* 6, 1. Wen verstehen wir [unter] einem Reichen? *Sed nos deum nisi sempiternum [intel]ligere qui possumus? Cic. nat. deor.* 1, 10.

[...] S. 381 Z. 11 v. u. füge *quoquo* hinzu als *ituram [quoqu]o terrarum Tac. Ann.* 14, 1.

[...] §. 481. ist zwar in der jetzigen Ausgabe erweitert, [hat a]ber noch nicht die erwünschte Vollständigkeit. Bei [...] fällt *in* weg, wenn der ganze *liber* von der be[treffe]nden Sache handelt; die Präposition erscheint aber [ausdr]ücklich, wenn eine Stelle des *libri* sich damit be[schäft]igt. Dies ist ausführlich in der Recension der Bill[roths]chen Grammatik von Prof. Klotz bewiesen. Ferner [...], dafs vor *certo loco Cic. Div. in Caecil.* 15. und [...] *Lib. II,* 5. *in* nicht gesetzt werden darf. Am [Schlu]sse ist die Bemerkung gemacht, dafs *in* steht bei [...]*a loco alicujus.* Hiebei ist zu erinnern, dafs es [...] fehlen darf. Z. B. *Cic. Div. in Caecil.* 19: *Si [...]a majoribus nostris accepimus praetorem quae[stori] suo parentis loco esse oportere*, wofür daselbst [eben]falls *numero parentis esse* steht. Ebenso behaup[tet] der Vf., dafs bei *habere aliquem loco* die Prä[positio]n *in* ausgelassen wird. Auch das ist willkürlich [...] *Habitus sis in liberum loco Cic. in Verr. Lib. I,* [...] Dagegen *Liv.* I, 39, 4. *Inde puerum liberum [loco c]oeptum haberi.*

[S.] 415 §. 477. füge hinzu *tanto ante Cic. de orat.* 1, 7.

[S.] 418 §. 481. streiche das Beispiel aus *Cic. in [...]* 3, 48: *Nemo minus tribus medimnis in jugerum [...]* welches vielmehr zu §. 485. nach dem Beispiel [...] 21, 17. gehört. Als Ersatz dafür ist etwa zu [...] *Est boni consulis: suam salutem posteriorem sa[]lute communi ducere Cic. p. Rabir.* 1. oder auch *summae se iniquitatis condemnari debere, nisi eorum vitam sua salute habeat cariorem Caes.* 7, 19.

§. 488. Anm. 2. steht, dafs *Cicero tantum quantum* nur in Verbindung mit *excellere* für *tanto quanto* gebrauche. Das ist zu eng, auch in Verbindung mit *praestare* findet dasselbe statt, z. B. *Tantum praestet Cic. Fin. bon.* 4, 18. und *Tantum ceteris praestitisse Cic. Rep.* 2, 2. Ebenso verhält es sich mit *multum* und *multo* z. B. *Multum is fratri rerum gestarum gloria praestitit. Cic. de Div.* 2, 43. *Multum praestiterunt Cic. de orat.* 1, 4. Dagegen *Multo mihi, multo, inquam, judices praestat Cic. p. Sextio* 69. *Quum multum animus corpori praestet Cic. de Legg.* 2, 10. *Longe omnes multumque superabit Cic. in Verr. Lib. V,* 44. *Longe et multum antecellet Cic. p. Murena* 13 vgl. *Drakenb.* zu *Liv.* 5, 10, 5. *Quantum autem augebatur, tanto majore pecunia in stipendium opus erat* und zu *Liv.* 44, 7, 6. ferner *Laur. Valla* 1, 16.

§. 533. sind nicht allein die Verba fürchten und besorgen, sondern auch die Substantiva Furcht, Gefahr, Besorgnifs und die Adjectiva besorgt u. s. w., sogar auch mitunter Causalbedeutungen von fürchten nämlich in Schrecken setzen, abschrecken der nämlichen Construction in Beziehung auf *ut* und *ne* unterworfen, z. B. *Terruit urbem, terruit gentes, grave ne rediret seculum Pyrrhae Hor. od.* 1, 2. *Hic apparatus conterruit Campanos ne ab obsidione Capuae bellum Romani inciperent Liv.* 24, 12, 1. *In hujus periculo declarant se non crimine conjurationis ne adessent ceteris sed hominum maleficio deterritos esse Cic. p. Sulla* 4. *Illa restabat cura ne cet. Liv.* 25, 32, 6. *Alii metu ne non venisse fraudi esset. Liv.* 1, 47, 9. *Est periculum ne cet. Cic. orat.* 42.

Der Inf. für den Gen. scheint auch S. 503 bei den *Impersonalibus pudet cet.* §. 441. angenommen werden zu müssen.

§. 618 nach *non committere* folgt *ut* z. B. *Non committam ut dolor corporis efficiat cet. Cic. Tusc.* 2, 25. *Non enim fuit committendum ut ille ex Italia, priusquam a me conventus esset, discederet Cic. Att.* 15, 11. *Non esse commissuros ut cet. Cic. Div. in Caecil.* 15. vgl. *Laur. Valla* 2, 38.

Wenn §. 532. steht, *ne* wird *immer* nur mit dem Begriffe einer Absicht oder beabsichtigten Wirkung gebraucht, wo *dafs nicht* durch *damit nicht* erklärt werden kann, so wird vielleicht der Schüler schon wenn er §. 573. damit vergleicht, wo *ne* die Bedeutung *gesetzt dafs nicht* annimmt, dieses *immer* nicht verstehen können und noch weniger finden, dafs *damit nicht* für *dafs nicht* zu setzen sei.

§. 605. ist noch die Beschränkung mitzunehmen, dafs das Praes. Inf. nothwendig wird bei *posse* z. B. *Quae est igitur spes, qui Mutinam circumsedent, iis pacem cum populo Romano esse posse? Cic. Philipp.* 7, 8. *Sed aliis quibusdam se id quod expetunt, consequi posse confidunt Cic. de orat.* 1, 5. *extr. Propulsari posse confido Cic. in Catil.* 4, 10. *Sperans se posse depellere Nep. Paus.* 3. *Ecquid reperies ex tam longa oratione mea cui te respondere posse confidas? Cic. Philipp.* 2, 43.

§. 621 *b* füge hinzu *proximum est* z. B. *Proximum est ergo ut opus fuerit classe necne quaeramus Cic. p. Flacco* 12. *Proximum est ut doceam Cic. nat. deor.* 2, 29.

S. 532 Anm. 1. füge hinzu den gewöhnlichen Gebrauch des Participii *sciens* in der Bedeutung *wissentlich* als *si sciens fallo.*

S. 543 schalte ein nach *sind:* die Schwierigkeit des Erkennens fällt weg bei Ausdrücken wie folgender ist: *Multo memorabilius dixerim id, cujus experiendi quotidie occasio est Plin. H. N.* 9, 60.

§. 612. steht die Bemerkung, dafs sonst bei den klassischen Dichtern keine Beispiele vorkommen, wo nach einem *verbo declarandi et sentiendi* der Nom. *cum* Inf. zu finden wäre. Das ist noch zu berichtigen, merke daher: *Acceptum refero versibus esse nocens Ovid. Trist.* 2, 10. *Et nunquam pro te deneget esse miser Propert. Lib. II. Eleg.* 19, 12. *Quae dant, quaeque negant gaudent tamen esse rogatae Ovid. A.* 1, 345, ferner *Ovid. Trist.* 3, 138. auch 4, 10, 74. Dann vgl. *Didici esse infelix Curt.* 4, 42. und *Uxor invicti Jovis esse nescis* mit *Vincere scis Hannibal, victoria uti nescis.*

§. 614. bei *id ago ut* schalte ein *id molior, id pugno ut Cic. Philipp.* 8, 3. *Marc. Antonius id molitur, id pugnat, ut haec omnia perturbet, evertat cet.*

§. 622. merke neben *efficitur* auch *conficitur* in ähnlichem Sinne z. B. *Cic. Inv.* 2, 49. u. 53 auch 56

§. 624. merke, dafs *fac* in der Bedeutung ge[illegible] mit dem Inf. construirt wird: *Fac enim sic animo* [illegible] *terire ut corpus Cic. Tusc.* 1, 34.

§. 625. hat sich in diese Ausgabe die unhaltbare Bemerkung eingeschlichen, dafs *oportet* nie mit *ut* construirt wird. Das Gegentheil findet sich bei *Boeth.* Cons. *Philos. Lib. I. pros.* 4: *Si operam medicantis expectas, oportet ut vulnus detegas tuum* und *Augustin* Civ. *Dei* 1, 10: *Oportebat ut adderetur etiam experimentorum disciplina.* Nur selten ist allerdings *ut* bei [illegible] Nach *necesse est* dürfte *ut* zur Förderung der Deutlichkeit dann einige Empfehlung verdienen, wenn Zwischensätze darauf folgen und der Inf. nicht vorgezogen [illegible] z. B. *Nam hoc necesse est, ut is, qui vobis causam* [illegible] *judicaturus sit aut inclinatione voluntatis propensior in nos aut — aut cet. Cic. de orat.* 2, 29. *Q*[illegible] *opere timent, eos necesse est ut, quoquo modo* [illegible] *beneficio petat Auct. ad Herenn.* 4, 16.

§. 641. merke, dafs *Plin. H. N.* 8, 43 *extr.* [illegible] nicht ansteht zu schreiben: *Asino moriente viso* [illegible] *nus deficit* gerade wie: *Marito cogitante invento.*

Zu §. 668. füge in einer Anmerk. auch [illegible] *Verba motus,* welche mit dem Inf. construirt [illegible] zur Sicherstellung der Schüler, wie *Propero audire* [illegible] *te Cic. Brut.* 65. *Quamquam justis de causis* [illegible] *deferre properarim Cic. Fam.* 5, 20, 2. *Frui non properat Cic. prov. cons.* 12. *Exercitum transducere* [illegible] *turavit Caes.* 5, 2. *Ut tanto opere migrare fe*[illegible] *Cic. Fam.* 7, 23. *Exscindere aggressi sunt Sen.* [illegible] *ment. c.* 26. *init.*

S. 575. könnte man in Frage stellen, ob das [illegible] *aliquis* Bemerkte in die *Syntaxis ornata* gehöre [illegible] nicht vielmehr §. 136. ergänze!

§. 770. merke, dafs *mihi* bei diesem Ausdrucke [illegible] fehlt, z. B. *Quo coctum piscem, quo exanimem!* [illegible] *N. Q.* 3, 18. und was noch erheblicher scheint, [illegible] der Nom. statt des Accus. gefunden wird bei *Val. Max.* 9, 13, 2 *extern. Quo tam late patens imperium* [illegible] *quo tantus liberorum numerus? quo denique tam* [illegible] *benevolentia constricta Romana amicitia, si ei* [illegible] *tuenda cet.*

§. 801 bedenke auch *mihi credite Cic. p. Murena p. Rabir. Posthumo* 6 *extr.* und *Philipp.* 6, 3.

§. 807. *Non enim* findet bei Wiederholungen statt, mehrmals *non* folgt, z. B. *Non enim magnitudo ani- ejus cruciabatur a Poenis, non gravitas, non fides, constantia, non ulla virtus, non denique animus ipse Parad.* 2. *Non enim jam inter latera nostra sica abitur, non in campo, non in foro, non in curia, denique intra domesticos parietes pertimescemus in Catil.* 2, 1. Dann ist *non enim — sed* gleich *e enim — sed* zu achten.

§. 799. heifst es: Für *non dico* gebraucht man in Regel *nego*. Hier ist aber der §. 724. S. 587 er- nte Fall auszunehmen und *non dico* in der Bedeu- : ich rede nicht von der und der Sache.

Mit diesen Bemerkungen, die in Hinsicht ihrer Er- chkeit verschieden sind, glaubten wir die gegen- ge Ausgabe dieses mit Recht weit verbreiteten und mten Schulbuches begleiten zu müssen. Es wird hr in dieser neuen Gestalt noch mehr zur Förde- einer gründlichen Erkenntnifs der lat. Sprache bei- n als dieses durch die vorigen Ausgaben bereits eben ist; denn anerkannt ist es, dafs die Erschei- en dieser Sprache darin in Beziehung auf Richtig- Gründlichkeit und Vollständigkeit in einem für die en erwünschten Maafse vorzüglich behandelt sind. System hat bisher einzelne Modificationen erlitten vird vielleicht deren noch einige in der Folge er- , wenn man erst über die nothwendigen Gränzen, alb welcher ein solches Buch sich für unsere Zei- bewegen hat, um für die gelehrten Schulen brauch- bleiben, einverstanden sein wird. Hiebei wird Rücksicht zu nehmen sein auf den jetzigen Zustand exicographie, die in mancher Hinsicht dem Gram- er sein Geschäft erleichtern könnte, wenn sie eine gröfsere Last als sie bisher trug, zu übernehmen chte, wie es allerdings sehr gewünscht werden

---

um Schlusse bitte ich hier um Erlaubnifs für das hrend hart bedrängte *expetibilis* eine Vorstellung chen. Kritiker und Lexicographen behaupten ge- ch, dafs es sich nur bei *Tac. Ann.* 16, 21. finde. be kommt aber aufserdem noch bei *Sen. ep.* 117, *Boeth. Cons. Philos. Lib. II. pros.* 6 vor.

Gahbler, in Conitz.

LXXVIII.

Ueber Predigerseminarien. Mit Berücksichtigung der zu Herborn, Loccum und Wittenberg vorhandenen und in Bezug auf die Errichtung eines solchem im Grofsherzogthum Baden. Von Th. M. Dittenberger, Licentiaten und Privatdocenten der Theologie an der Universität zu Heidelberg. Heidelberg 1835. 8.

Die auf dem Titel genannte Veranlassung dieser Schrift, das Vorhaben, ein Predigerseminar zu Bretten zu errichten und die Verhandlung darüber, ausführlich und lebhaft erzählt, bewog den Hrn. Vf., sich mit den Instituten dieser Art in anderen Ländern specieller und durch eigene Anschauung bekannt zu machen. Diese verschiedenen Anstalten sind von ihm ausführlich beschrieben und in ihren Vortheilen und Nachtheilen gründlich betrachtet worden. Von grofsen Nachtheilen begleitet ist besonders das Heraustreten solcher Einrichtungen aus dem Connex der allgemeinen Bildung und der theologischwissenschaftlichen besonders, was aus der Absonderung derselben von den Universitäten folgt und wogegen auch die Forderung des zuvor absolvirten Trienniums gar nicht genugsam schützt. Den nothwendigen Unterricht in der geistlichen Praxis, für welchen allerdings besser, als bisher, zu sorgen wäre, verwechselt man nur zu leicht mit der Nothwendigkeit eines förmlichen von der Universität gesonderten Predigerseminars. Eine Mittelstufe zwischen dem Abgang von der Universität und dem Uebergang in das geistliche Amt ist allerdings dem künftigen Amtsgeistlichen unentbehrlich. Diefs hat auch der Hr. Vf. mehrfach anerkannt. In der Wissenschaft der praktischen Theologie auf der Universität wird der Studierende wohl mit den Gegenständen seiner künftigen Amtsthätigkeit vollständig bekannt gemacht; er lernt sie auch aus dem normalen Gesichtspunkt der Idee der Kirche, wie sie die christliche und evangelische ist, kennen. Er wird auf dem Wege mit dem lebendigen Interesse an seinem künftigen Amt und einer Liebe erfüllt, die ihn für dasselbe begeistern kann. Aber er mufs auch noch zu der wirklichen Praxis angeleitet werden. Hierin hat schon die Universität die gröfsesten Schwierigkeiten zu überwinden, selbst in eigends dazu angelegten Seminarien; sie können ihre Zwecke nur höchst unvollkommen und ungenügend erreichen, wenn es dabei allein bleiben soll. Dies hat der Hr. Vf. selbst unpartheiisch dargethan. Hat man nun einerseits oft nicht mit Unrecht wichtige Ausstellungen daran gemacht, so hat man andrerseits durch förmliche von der Universität abgesonderte Predigerseminarien helfen wollen, aber nicht bedacht, dafs die obigen Schwierigkeiten da nicht geringer, ja zum Theil noch viel gröfser sind. Sie liegen mit einem Worte in der Natur solcher Anstalten selbst. Sie liegen alle in der unrichtigen Unterscheidung des Theoretischen und Praktischen. Das Wissen der Wahrheit in der Wissenschaft ist nothwendig weder ein theoretisches, noch ein praktisches, sondern stets beides zugleich. Es ist das Wissen der Wahrheit, welchem es überhaupt allein zukommt, praktisch zu sein: aber weder tritt dieses immer daran sogleich hervor, noch ist es darum theoretisch; wäre es dieses und eben

damit nicht praktisch, so wäre es unvollkommen und mangelhaft. Selbst die praktische Theologie führt diesen Namen nicht deshalb, weil man darin aus dem Wissen herauskäme, sondern nur, weil sie die Praxis zum Gegenstande des Wissens hat und die Beziehung alles theologischen (historischen, speculativen) Wissens ist auf das Leben und Amt. Mit dem Gegensatz vom Theoretischen und Praktischen befindet man sich daher stets schon auf einem der Wissenschaft untergeordneten Felde, wo man, wie der abstrakte Verstand überhaupt, das Entgegengesetzte sagt von demjenigen, was man eigentlich wollte. Der wissenschaftlichtheologischen Bildung auf der Universität wirft man vor, dafs sie zu theoretisch, nicht praktisch genug sei; man kann dasselbe von allen Seminarien sagen, welche nur wollen praktische sein; aus der Theologie, die ein Wissen ist, kommen sie doch nicht ganz heraus und auf die geistliche Praxis allein beschränken sie sich nicht. Mit Gedanken und Lehren, sie mögen einen Inhalt haben, welchen sie wollen, bleibt man im Theoretischen; Gedanken und Lehren sind und bleiben die Media, durch welche alle Seminarien wirken können und die Bedingungen, an welche aller Unterricht, habe er selbst die unmittelbare Praxis zum Gegenstand, gebunden ist. Nun erhebt sich eben an dieser Seite ein vielköpfiges Vorurtheil, worin dem Bestehen auf das Praktische selbst zuletzt alle Gedanken ausgehen. Der Ausdruck: praktisch wird selbst zu einem ganz gedankenlosen Wort. Sehr Wenige wissen, was sie damit sagen wollen. Brächten sie sich zum Bewufstsein, was sie eigentlich damit müfsten sagen wollen, sie würden sich nicht dazu bekennen. Einerseits entdeckt sich da, dafs der damit ausgesagte Gegensatz gegen das Theoretische an und für sich etwas enthält, was der durch die Wissenschaft Gebildete nicht gern an sich kommen läfst, das Bestreben, davon möglichst wieder loszukommen und nichts ferner mehr davon an sich kommen zu lassen, alles mühsam Erlernte sich wieder aus dem Sinn zu schlagen; weiter das Vorurtheil, dafs das Wissen in der Wissenschaft schädlich, dem Leben und der Praxis hinderlich sei; nicht weniger das Mifstrauen gegen alle, welche ihr Leben der Wissenschaft nur als solcher widmen und das Verschreien derselben als Theoretiker und unpraktische Grübler, zuletzt der geringe Respect, ja der entschiedene Despect vor der gesammten Theologie, wenigstens vor demjenigen, was sie selbst ist im engern und eigentlichen Sinn, der wissenschaftlichen Moral und Dogmatik. Es ist so gekommen, dafs, wenn man etwas als das praktische rühmen konnte, dieses so viel heifsen konnte, als: es sei das vortreffliche, es sei das wahre und vollkommen genügende; eben so auch, dafs man mit dem Urtheil, etwas sei theoretisch und nicht praktisch, auf einmal sehr viel sagen konnte, nämlich: es sei unwahr, unklar, leeres Hirngespinst, vergebliches Bemühen, das Unerkennbare erkennen und der Idee die Erfahrung aufopfern zu wollen. Wer kann leugnen, dafs Unzählige den Sinn des Praktischen nicht anders verstehen und sich so (um mit Kant zu reden) in einem ganzen Nest voll Irrthümer befinden. Ein so bequemes Wort, oft gebraucht und stets wiederhohlt, überhebt der Mühe langen Beweises, dafs es mit demjenigen, was in der Wissenschaft das wahrhaftige Wissen ist, nichts sei. Der ganze Unglaube an die Wahrheit und derselben Erkennbarkeit legt sich zuletzt in dies unschuldige Wort hinein. Dieser Gegensatz des Theoretischen und Praktischen ist noch ein hartnäkiger Rest und Schaden der Kantischen Philosophie, deren ganzes Erkennen in diesem Gegensatz wurzelt und durch die er auch überhaupt so zu Ehren gekommen, und bei allen Partheien beliebt geworden ist. — Andrerseits, wenn man nun dieses Praktische sich entwickeln sieht, ist nicht zu verkennen, dafs es an allen Seiten auf theoretischen Voraussetzungen, Meinungen, Grundlagen und Grundsätzen beruht und in allen seinen Bewegungen die fortwährende Widerlegung seiner selbst ist. Es kommt, sich auf einen wenn gleich nur *praktisch*-theologischen Gegenstand einlassend, aus der Theologie, wie sie ihm nur Theorie ist, nicht heraus, und weil es, wo nicht den Abscheu, doch die Scheu vor jeder Gedankentiefe hat und vor jedem mehr als nur theoretischen Wissen, so ist es verurtheilt, sich mit der Oberflächlichkeit, als allein praktisch, zu begnügen. Es gebraucht fortwährend in seinen Behauptungen und Urtheilen Kategorien, die an die Wissenschaft erinnern (wie theoretisch und praktisch u. d. gl.), weil es weder ihren logischen, noch theologischen Werth erkannt hat, wozu es ja, nach seiner Theorie, sich in die Theorie einlassen müfste, so ist und bleibt es ein ungebildetes Denken, welches kein Recht hat, praktisch zu sein. Selbst in das, was man praktische Theologie genannt hat, ist diese Verkümmerung der Wahrheit längst eingedrungen; Theologie soll sie dabei immer noch sein; aber sie ist, so weit sie dies ist, nur Theorie und kennt die Idee nur von ihrer theoretischen Seite, oder als leeres Ideal und rein subjectiven Gedanken. Im fleifsigen Studium des Theoretischen der Theologie wird selbst in den praktischen Seminarien fortgetrieben; aber fragt man dort vorzugsweise stets: was ist praktisch! so fragt man nachrangsweise nur und untergeordnet oder vielleicht gar nicht: was ist wahr? Durch den angestrebten Vorzug des Praktischen will man sich über das Theoretische erheben, kommt aber in die fatale Lage und Alternative, dafs man entweder, nur mit geringern theoretischen Kräften und Erfolgen, darin stecken bleibt, oder dafs in eben dem Maafs, als man vom Theoretischen sich entfernt, dies übrigbleibende Praktische zu einem gedankenlosen Mechanismus, zu einem leeren Spiel und Zeitvertreib, zu einem geistlosen Manieriren und Manövriren wird, welches, wie aller Irrthum und Mifsgriff, obgleich er an sich auch sehr praktisch ist, doch kein Recht hat, in die Praxis überzugehen. Solche Betrachtungen sind es ohne Zweifel gewesen, welche den Regierungen gerechten Verdacht eingeflöfst haben gegen das neu erneuerte Dringen aufs Praktische und die allgemeine Einführung praktischer Seminarien; sie haben es wohl erkannt, dafs solche Seminarien nur zu leicht zu Pflanzschulen eben dessen werden, was nicht das Interesse einer freiern und tiefern Geistesbildung der Geistlichen sein kann und der Hr. Vf. hat genügend gezeigt, wie eine gründliche und allseitige Durchbildung des Geistes auf der Universität selbst den Mangel an Predigerseminarien in vielen Provinzen Deutschlands hinreichend ersetzen kann. Bei den unklaren, gemeinhin herrschenden Vorstellungen vom Praktischen und Theoretischen, deren Gränzen und Verhältnifs nicht erkannt und nachgewiesen wird, ist man selbst durch die Voraussetzung, dafs ein Universitätstriennium vorausgegangen sein soll, nicht dagegen gesichert, dafs man in einer solchen protestantischen Institution sich in die römisch-katholische Ansicht verirre, in der die Meinung, dafs das Praktische die Bedeutung des geringen, beschränkten Wissens hat, ehrlich ausgesprochen ist. Das allerdings höchstwichtige Bedürfnifs einer Anleitung der Kandidaten zur geistlichen Praxis, verbunden mit der Aufsicht auf ihren Wandel, mufs sich, wenn es einmal rechter Ernst damit werden sollte, durch eine wohl organisirte Vertheilung der Kandidaten an die Superintendenten (Decane) und Prediger des Landes weit besser und sicherer, als durch abgesonderte Predigerseminarien befriedigen lassen. Der Hr. Vf. thut zuletzt Vorschläge, welche die aufmerksamste Beachtung verdienen und um so schätzbarer sind, als sie das wissenschaftliche Interesse und Fundament nicht unberücksichtiget lassen.

D. Marheineke.

№ 101.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.
December 1835.

LXXIX.

mlung von Chorälen aus dem 16ten u. 17ten ahrhundert u. s. w. Herausgegeben von C. Becker u. G. Billroth. Leipzig, 1831.
stliches Gesangbuch für öffentlichen Gottesenst und häusliche Erbauung. Ein neues ioralwerk von H. G. Nägeli. Zürich. I. 28. *II.* 1829.

Zwei Werke ganz entgegengesetzter Art liegen uns n den beiden oben genannten. Nägeli, für Volksıg bisher unermüdet thätig, hat die Ueberzeugung nnen: der Choralgesang der Evangelischen sei ein hin mißbildender, unerbaulicher, verwerflicher, in , seit der Reformation auf uns gekommenen Ge- Wenn nicht eine *Abschaffung*, doch eine *Erung* sei zeitgemäfs, bis der *Figuralgesang*, bisher Kirche nur *geduldet* neben dem Choralgesange, ufe der Zeit ganz an dessen Stelle treten könne. Erneuerung — eine nur *einstweilige* also — soll fs. Werk gewähren.

lie Herausgeber der Choralsammlung sprechen nicht r lebhaft die Ueberzeugung aus: der Choralgestehe in entarteter Gestalt unter uns, er bedürfe Erneuung. Sie soll ihm aber werden durch neu rte Kenntnifs *der* Gestalt, in welcher er bestanhe um die Zeit der Begeisterung, die ihn in das gerufen. Diese Gestalt, eine an sich würdige errliche, müsse von willkürlichen Entstellungen igt werden, damit sie in ursprünglicher Schönheit, er Frische, unter uns trete, unsre Liebe wieder ne, an heiliger Stätte dereinst uns erquicke und .

numwunden wird *dort* das Streben kund, jene allmälig von innen heraus umzubilden, sie einer , *allein* kunstgemäfsen, bildenden, erbaulichen, allgemach zu nähern, bis sie, in jene völlig verschmolzen, ihrem bisherigen Wesen nach *vernichtet* sei. *Hier* dagegen das Trachten, eine frühere, durch Unbilden der Zeit und tadelnswerthe Vernachläfsigung herbeigeführte *Entstellung* zu tilgen, jene Form herzustellen, neu zu *beleben*.

Und dennoch — so auffallend die Behauptung scheinen mag — will es das Ansehn gewinnen, als erstrebten die Urheber beider Werke ein *Gleiches*. Der Unterschied des Choral- und Figuralgesanges steht Beiden deutlich vor Augen, an ihn knüpfen sich ihre Ansichten, ihre Bestrebungen. Nun besteht jener Unterschied, wie er jetzt gemeinhin gefafst wird, darin: dafs dem ersten Zeitfreiheit, Gleichheit seiner rhythmischen Glieder beigemessen wird, dafs Einförmigkeit in dem Fortschritte seiner Liederweisen als deren Bezeichnendes gilt. Denn von Abwesenheit des Taktes und Rhythmus kann bei ihm so wenig, als bei aller Tonkunst überhaupt die Rede sein, sofern sie ein *Gestaltetes* bleiben soll. Durch Zeitgemessenheit, Zeitgebundenheit, Mannigfaltigkeit rhythmischer Gliederung dagegen soll jener zweite sich von ihm unterscheiden.

Nun tadeln aber die Herausgeber unserer Sammlung das Abschwächen der Kernhaftigkeit der Urmelodieen zu fader Gleichmäfsigkeit und Einförmigkeit; und in der That, wem jene alten Weisen in ihrer Sammlung zum erstenmale entgegentreten, der wird durch ihre gröfsere rhythmische, in angemessener Zeitgebundenheit, bei einer lebendigeren Bewegung als die hergebrachte, erst darstellbare Mannigfaltigkeit überrascht werden. Dieser zufolge aber gehören sie wiederum dem *Figuralgesange* an, sofern obige Begriffsbestimmungen anders richtig gefafst waren. Auch das Bestreben unserer Sammler also geht auf Vernichtung einer mangelhaften, Herstellung einer vollkommneren Gesangsform. Auch *sie* wollen damit nicht unmittelbar einschreiten, nicht das Frühere sofort an die Stelle des jetzt

Bestehenden setzen, weil sie überzeugt sind, dafs in den Kirchen dadurch die störendste Verwirrung entstehen müsse. Allein wenn nicht jetzt, so soll doch künftig, nachdem das Ursprüngliche wieder bekannt, geliebt, wirksam geworden, der rechte Weg, den es uns zeigt, aufs neue gewandelt werden. Im *Kerne* ihres Strebens scheint hienach zwischen den Urhebern beider Werke Uebereinstimmung vorhanden zu sein.

Aber zweifellos *empfinden* wir Beide als entgegengesetzt, einander widersprechend: die Einen offenbar einer Erneuung auf *historischem* Wege vorarbeitend, den Anderen davon sich lossagend, die Vergangenheit nur soweit achtend, als sie uns Stufe gewesen, zu der Vollkommenheit zu gelangen, der wir uns nun erfreuen dürfen, sie anerkennend, sofern ihre Leistungen die der Gegenwart möglich gemacht haben, nicht um der unmittelbaren Früchte dieser Leistungen willen. *Ihm* sollen diese als unnützer Wust beseitigt werden, dem Besseren, bei reifender Einsicht in das Wesen der Kunstmittel immer besser Werdenden Platz zu machen; *Jene* wollen, was von Wust angehäuft worden um diese an sich herrlichen, belebenden Erzeugnisse, weggeräumt wissen, damit neues Leben von ihnen aus sich verbreite. Beide Werke führen demnach endlich, wie sie auch die Entwicklung der Gesangsformen ansehen mögen, uns immer auf diese zurück, und veranlassen uns, bei der Betrachtung zu verweilen, wie der *Choralgesang* allgemach sich gestaltet habe.

In einer Zeit allgemeiner, religiöser Aufregung trat er hervor. Das neu erwachte, erfrischte, fromme Gefühl hauchte sich aus — weil einer allgemeinen, volksmäfsigen Begeisterung erblüht — in *volksmäfsigen* Tönen, denen des *Liedes*. Die Verschränkung längerer und kürzerer, gemessener, durch Reime enger noch verketteter Zeilen, bildet einzelne Absätze, Strophen, in denen ein übereinstimmendes Gesetz der Gestaltung waltet, sie zu gleichgegliederten Theilen eines, durch ein vorherrschendes Grundgefühl zusammengehaltenen Ganzen bildet, das wir eben *Lied* nennen. Es war aber auch nicht jene, durch mannigfache, fromme Anregung des *Gefühls* erweckte Begeisterung allein, die jener Form sich bemächtigte. Auch die *Lehre*, die *neue* — oder vielmehr die in ursprünglicher Reinheit hergestellte, von verderbenden Satzungen gereinigte *alte* — wählte dieselbe. Lehre und Gebot sollten dadurch eindringlicher werden, dem Gedächtnisse zunächst auf anmuthige

Weise sich einprägen, aber auch den Weg finden in die Tiefe des Innern, es erleuchten, wiedergebären. So dürfen wir denn mit Recht den eben damals bildenden, evangelischen Choralgesang eine Heil... des Volksgesanges nennen. Jedes fromme Gefühl, ... mals sofort in die Form des Liedes sich gestaltend, ... körpernd, sucht nach einem entsprechenden Tone ... bekannten Volksweisen. War ein solches Lied ... glanz, Wiederklang, alter, aus den frühesten Zeiten ... Kirche stammender Hymnen, so schliefst es auch ... den alten Tönen derselben sich an; aber die aus ... Zeit fremd herüberklingende, alte Weise gestaltet ... nun allgemach in volksmäfsige, immer aber das ... liche Gepräge noch tragende Form. Und wie ... jemals unverkündet, unvorgebildet geblieben, das ... der Fülle und Reife der Zeit hervortretend, schöpferisch gewirkt hat; so finden wir, wenn auch Anfangs wenig ... nur, doch gegen die Zeit der Kirchenverbesserung ... mehrende und verbreitende ältere, schon volksmäfsig gefafste geistliche Lieder vor dem 16ten Jahrhundert mit *eigenen Melodieen*. Aus diesen Bestandtheilen, dem alten, überlieferten, lateinischen Kirchengesange, dem vorahnend sich bildenden geistlich-volksmäfsigen Gesange, dem Volksliede in engerem Sinne endlich ... der musikalische Theil unseres evangelischen Choralgesanges sich gebildet, und in ihm ein wahrhaft ... Styl der Melodie für das evangelische *Kirchenlied*. ... in den alten, kirchlichen Tonarten schlummernde ... wurde durch dasselbe zu hellem, lebendigem Bewußtsein erweckt: jetzt erst, in Folge einer tiefen, frommen Begeisterung, trat in dem Vereine mehrer, mit einander zugleich erklingender Stimmen, die *Harmonie* in ... Leben, mit ihr die wahre Bedeutsamkeit eines ... Schrittes der Gesangsweise, also auch ihre ... Eigenthümlichkeit, zuvor durch die Fülle mit ihr ... wohlstimmender, sie indefs nur *überbauender*, ... *faltender* Stimmen verdunkelt. Dafs es zu einer ... chen Entfaltung kommen mufste, lag allerdings ... naturgemäfsen Bildungsgange der Kunst: wohl aber ... chen Zeiten, wo ein warmer Frühlingshauch die ... nur schwellende Knospe zu heilsamer, fruchtbarer ... the in das Leben ruft! Unsern Sammlern haben wir zu danken, dafs sie die Anschauung einer so bedeutenden Entwicklung uns zu erneuen bemüht gewesen sind: ... möchten wir etwas vermissen bei ihrer Auswahl, so ... es eine genügende Anzahl bezeichnender, einfacher ...

ıischer Behandlungen *aller* kirchlichen Tonarten, von
en eine der feierlichsten und erhebendsten, die *mi-
ıdische*, in ihrer Sammlung gar keinen Platz gefun-
hat, wie ihn doch Weisen, wie: Gelobet sei'st du,
ı Christ; komm Gott Schöpfer, heil'ger Geist; Gott
gelobet und gebenedeiet, u. a. ihres Alterthums, ih-
seltenen Kraft wegen, wohl verdient hätten. Hier
ch konnten *Seth Calvisius* und *Schein*, deren Werke
größesten Theil unserer Sammlung einnehmen, nicht
eichen. Jener, wenn auch im Style untadelig, doch
gründlicher Tonforscher und Mathematiker, als
reicher Tonkünstler: dieser, blühend schon in ei-
Zeit, wo die Richtung auf das Kirchliche bereits
ktrat vor dem Streben nach Darstellung mannig-
er Bewegungen des Gemüthes durch die Tonkunst.
ı *Leo Hafsler*, *Michael Prätorius*, hätten hier genü-
ere Muster geliefert, so wie für Choräle mit leb-
bewegten Mittelstimmen die beiden, 1597 zu Kö-
erg erschienenen Theile geistlicher Lieder des
chen und geistreichen *Johann Eckard*, in denen
kirchliche Tonart, anscheinend frei, doch mit wahr-
Entfaltung ihrer vollen Eigenthümlichkeit behan-
st. Dagegen reicht unsere Sammlung bei ihrem,
ltnifsmäfsig nur geringem Umfange, schon aus, die
igsten Urbestandtheile unseres evangelischen Kir-
esanges kennen zu lernen. Wir finden hier alte
sche Hymnen und Sequenzen, mehr oder minder
näfsig umgestaltet *); ältere, schon vor der Refor-
ı übliche Melodieen geistlicher deutscher Ge-
**); Volksmelodieen, dem geistlichen Liede später
gnet ***); endlich lutherische Kernweisen, die er-
Blüthen geistlichen Gesanges in der Reformations-
**); wie es denn auch nicht an Melodieen der
nährischen Brüder, und der französisch Reformir-
ılt; einige Nachweisungen darüber findet man am
se des Vorwortes. So können wir denn an die-
erthen Gabe uns einigermafsen den lebendigen
ıritt der Entwicklung eines, uns hochtheuren Thei-
ıerer Gottesverehrung vergegenwärtigen, uns für
nere Forschung angeregt finden, und dürfen es
ı Sammlern danken, uns auf einen Weg geleitet
en, auf dem wir die Mängel der Gegenwart er-

. 15. 21. 28 etc.
ı. 3 5. 12. etc.
o. 20. 30. 37. etc.
No. 8. 19. 40 etc.

kennen, vielleicht dereinst uns befähigt finden werden, auch in der entarteten Gestalt unseres Kirchengesanges noch vorhandenen Lebenskeimen die rechte Pflege angedeihen zu lassen, damit sie für neue Entfaltung erstarken.

Sind wir nun hienach geneigt, mit unseren Sammlern *dieses* Weges zu wandeln: so werden wir freilich dem Urheber des neben ihrer Gabe hier uns vorliegenden, christlichen Gesangbuches, nicht ohne einiges Mifstrauen entgegentreten. Aber auch uns scheint *er* nicht recht zu trauen. Schlimm steht es, ihm zufolge, mit unserer Kunstansicht, unserem Kunstsinne; der Sinn für das Aechte, Wahre und Schöne im Gesange schlummert noch bei uns, wird aber fortwährend durch unsere Choralmusik getrübt. Von *uns* war zunächst für sein Unternehmen nichts zu hoffen, darum hat er uns Deutsche auch nicht erst zur Unterzeichnung auf sein Werk aufgefordert. Nun möchten wir freilich wohl wissen, weshalb dasjenige, woran wir zu unserem eignen Schaden so fest hangen, uns so unheilvoll werden müsse; denn — wie wir auch sein mögen — ohne Vorurtheil und Anmafsung, die er unseren Geistlichen zumal schuld geben will, wünschen wir doch das *Wahre* zu finden, mit Verleugnung aller unächten Liebe: sind wir auch nicht geneigt, durch den Wind jeder Lehre uns hin und her wehen zu lassen, gleich einem Rohre. Wir fragen unsern Verf. nicht vergebens; hören und erwägen wir seine Anschuldigungen des Choralgesanges.

Zunächst ist es *unpassende Textbetonung*, die er ihm vorwirft. Man singt die französischen Psalmweisen, sagt er, man singt die Choräle der lutherischen Kirche in der Schweiz. Haben nun auch die Psalmen der französisch Reformirten (wenige ausgenommen) jeder seine eigene Weise, so werden sie doch mit unterlegten, deutschen Texten gesungen; *wie* aber hat Lobwasser, deren Urheber, unterlegt? Und nun gar die Choräle der lutherischen Kirche! Dort waltet das Unwesen *stehender* Melodieen, nach deren jeder wohl hundert Lieder gesungen werden, ohne auch nur das abweichende Grundgefühl, den verschiedenen Ton der ihnen angeeigneten Lieder zu beachten, geschweige denn das Textgemäfse, den *Wortausdruck*, die *Hauptsache* bei allem Gesange.

Sodann soll unserem Choralgesange seine *Schwierigkeit* zum Vorwurfe gereichen, die seine Ausführung im hundert-, geschweige denn tausendstimmigen Gesange

unmöglich mache. Voller Mollchöre (!) sind die gebräuchlichen Choräle, voller Mollstellen, sie bewegen sich in vielen Tonarten: ein ächter Volksgesang kann mit der Chromatik, den zufälligen Versetzungen, dem Modulationswesen nicht bestehen, die in ihnen vorherrschen. Allein, wäre dieser unächte Kirchengesang auch ausführbar, so bleibt er doch *mifsbildend*; denn er bewegt sich in zu engem Tonumfange, und dadurch werden die ausgezeichneten Organe (die von Natur vorzüglich in die Höhe oder die Tiefe gehenden, einen reichen Tonkreis beherrschenden) verwahrlos't. Bei dem Choralgesange gedeiht in der Jugend keine vorzügliche Stimme, da sie von ihren besten Tönen einige (die höchsten und tiefsten) *gar nie*, die übrigen *nicht oft genug* zu singen bekommt.

Dieses wären die vornehmsten Anklagepunkte, mit denen unser Verf. sich hier vernehmen läfst. In dem Bewufstsein, dafs wir eine gute und gerechte Sache gegen ihn zu vertheidigen haben, wollen wir denn auch gleich von Anbeginn gerecht sein gegen ihren Widersacher, und bereitwillig zugeben, dafs unser Choralgesang, wie er gegenwärtig unter uns besteht, an vielen, und bedeutenden Mängeln krankt. Ob irgendwo in Deutschland noch die Lobwasserschen Psalmen ausschliefsend angewendet werden in der Kirche, wissen wir nicht, doch ist uns bekannt, dafs sie in solcher Ausschliefslichkeit an den meisten Orten, wo sie eingeführt gewesen, sich nicht lange erhalten haben. Wie hätte auch einer strebenden Zeit ein *stehender* Kirchengesang, zumal eine meist breite Umschreibung der Psalmen, deren Zweckmäfsigkeit als alleiniger Lieder in der evangelischen Kirche an sich ohnehin oft in Frage gestellt worden ist, genügen können! Auch ist wohl einzugestehen, jene Umschreibung sei mehr wäfsrig denn löblich, als Unterlegung zumeist tadelhaft. *Stehende* Melodieen, wie sie dem lutherischen Choralgesange vorgeworfen werden, können allerdings in gewissem Sinne ein *Unwesen* genannt werden: ein Mifsstand, der dann hervortritt, wenn bei gesunkener Gesangsbildung nur wenige Weisen im Ohre und Munde des Volkes erhalten sind, und nun die Nothwendigkeit vorhanden ist, diese spärlichen Ueberreste Liedern anzueignen, die in Maafs und Rhythmus ihnen übereinstimmen, so verschieden auch der in ihnen vorherrschende Grundton [...] Gefühls sein möge. — Was aber hier eingestanden worden ist als wirkliches Gebrechen, darf darum doch nicht als *Grundfehler* der *Sache selbst* gelten. Leider ist es ein Mangel der ersten kirchlichen Einrichtung das Vertauschen *eines* stehenden Kirchengesanges [...] einem *anderen* gleicher Art, einem zwar volksmäßigeren, oder doch an allen Mängeln krankenden [...] mit einem von Anbeginn als geschlossen festgestellten [...] lebendige Entwicklung ausschliefsendem Zustande [...]wendig zusammenhangen. Oder es war ein, durch [...]artung herbeigeführtes Gebrechen: die Frucht einer [...] wo Lauheit gegen alles Kirchliche und Verwahrlosung dessen, was nicht durch seinen Bezug auf das leibliche Wohlsein der Menschen unmittelbar als nützlich [...]zeichnet werden konnte, auch den Verfall, wie der [...]sangsbildung überhaupt, so zumal des Kirchengesanges herbeiführte. Kann nun abgestellt, verbessert, [...] werden, kann das Verwahrlos'te zu neuem, frischem [...]ben hergestellt, und dieses zu fernerer Entwicklung [...]fähigt werden, so sind damit auch jene Vorwürfe [...]gleich beseitigt.

Freilich, wenn wir bedenken, dafs die eben [...]genen nicht die einzigen sind, dafs noch schwerere, [...] Sache selber treffende, erledigt werden müssen, [...] es mit dem eben Gesagten nicht gethan. Ja, [...] wir unserm Verf. auch nur zugeben, der *Wortau[sdruck]* sei die Hauptsache bei allem Gesange, so wäre [...] mit Viel eingeräumt, und es würde uns schwer [...] den daraus nothwendig hervorgehenden Folgerungen siegreich zu begegnen. Denn es ist von selber [...] dafs Wortausdruck — vollkommen richtige, redegemäße Betonung jedes *einzelnen* Wortes, *sanggemäfse* [...]lung seines Sinnes — im strengsten Sinne da ganz [...]möglich ist, wo mehre Strophen eines Liedes, [...] folgende in ihren einzelnen Versen und deren [...]gung doch nicht der ersten durchhin übereinstimmen können, nach derselben Weise gesungen werden [...]schweige denn da, wo *eine* Melodie für zwei [...] gleichen Strophenbaues angewendet werden soll. [...]ser Choralgesang würde hienach von Anbeginn [...] an einem unheilbaren Gebrechen gelitten, der [...] nothwendigsten Anforderung nicht haben genügen [...]

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 102.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1835.

mlung von Chorälen aus dem 16ten u. 17ten ihrhundert u. s. w. Herausgegeben von C. ecker und G. Billroth.

stliches Gesangbuch für öffentlichen Gottes- rnst und häusliche Erbauung. Ein neues oralwerk von H. G. Nägeli.

(Fortsetzung.)

)enn weil ein *liedermäfsiger*, ist er auch ein durch- *trophischer*; und schon innerhalb des ersten Jahr- rts der Reformation hat man nicht selten zwei, ja, re Lieder nach *einer*, besonders beliebten, ein es Grundgefühl ausdrückenden Melodie gesungen. man hat damit gegen *kein* Gesetz des Gesanges fsen. Denn wie es in der Natur des Liedes be- dafs es sich *strophisch* gestalte, so nicht minder, lie Entwicklung der einzelnen Strophen ein *typi-* Gepräge darbiete. Ist doch ein Lied, wie wir es Anfangs beschrieben, in der Verschränkung von en und kürzeren, gemessenen, durch Reime enger verketteten Zeilen, die sich in seinen Absätzen strophen wiederholt, nur die mannigfache Entfal- ines und desselben Gedankens oder Gefühles, des- *rundgestalt*, wie sie in dem Ganzen lebt und vor- , in den einzelnen Strophen wiederum in beson- Beziehungen hervortritt. Die Melodie ist nun nichts anders, als die *Verklärung* jener Grundge- n Tönen: sie wird *in* den Tönen, diese *durch* sie ig, keineswegs aber ist sie eine kümmerliche fung einzelner Wortbetonungen, einzelnen Wort- cks *neben einander*. Darum ist bei aller, dem nge zu empfehlenden Rücksicht auf Wortausdruck, doch *nicht* das Höchste, das Hauptsächlichste im ge, am wenigsten im liedermäfsigen, im Volksge- Was eine Liederweise erst wahrhaft zu einer n macht, was in ihr die Grundgestalt des Ganzen rt, ist nicht nach Regeln zu schaffen, nach Be- rechnungen mühsam zu erklügeln, aus Einzelnem sinnreich zusammenzufügen. *Schöpferisch* entsteht sie ihrem Urheber kraft der ihm verliehenen Gabe: der Lehrer kann ihn nur befähigen, dieses Geschenk Gottes recht zu gebrauchen, er vermag nicht, es ihm mitzutheilen. Schöpferisch gestaltet sich jenes *typische* Gepräge, wodurch allein es möglich wird, wie alle verschiedenen Strophen *desselben* Liedes, so *mehrere* Lieder gleichen Grundgedankens, gleichen Grundgefühles, nach derselben Weise zu singen. Unbestritten geschahe dieses schon in dem ersten Jahrhunderte der Glaubenserneuung: eine Thatsache, welche zugleich dienen kann, so manche, damals schon hervortretende, um den Anfang des 17ten Jahrhunderts bereits zu beträchtlicher Ausdehnung gediehene, *örtliche Abweichungen* bei vielen Liederweisen zu erklären. In einer, unseren Tagen nahe vorhergehenden Zeit haben Unkenntnifs, Bequemlichkeit, Rohheit, mindestens Vernachläfsigung, verunstaltend, verderbend gewirkt auf unseren Kirchengesang, und er krankt noch gegenwärtig an den Folgen dieser störenden Einflüsse; nicht von ihnen aber hatte er damals zu leiden. Eine *belebende* Thätigkeit war in jenen begeisterten Tagen der Entstehung unseres evangelischen Kirchengesanges wirksam, eine erschaffende, umbildende, aneignende. Eine *schöpferische;* denn eben damals entstanden so viele Kernmelodieen, von denen hundert Jahre später noch ein damals hochberühmter Tonmeister, Heinrich Schütz, sagen durfte, sie seien weniger als von Menschen erfunden, denn von den himmlischen Seraphinen gesungen anzusehen. Eine *umbildende;* denn die Volks-, die alte Kirchenweise, die man aufnahm, mufsten umgeschaffen werden: volksmäfsig sollte *diese*, heilig und kirchlich *jene* werden, in der Gemeine der Gläubigen erst ihre wahre Heimath finden. Eine *aneignende:* denn man fand schon ältere geistlich-volksmäfsige Gesänge vor, und als die lutherische, die reformirte Kirche sich von einander trennten, trat eben in

jener eine solche Thätigkeit hervor: die schönsten, ausdruckvollsten Psalmweisen der ihr gegenüberstehenden nahm sie auf in den Kreis ihrer heiligen Gesänge, und sie fanden dort erst ihre rechte Bedeutsamkeit, während die reformirte in herber, ausschliefsender Strenge an dem Gesange der umschriebenen Psalmen *allein* festhielt. Wie die umbildende Hand zumal bei den alten Weisen der *Hymnen* an verschiedenen Orten verschieden verfuhr, und doch immer mit gleicher Berechtigung, immer ohne den Kern der Weise anzutasten, zeigen unverkennbar die im Laufe des 16ten Jahrhunderts erschienenen geistlichen Liedersammlungen; die Thätigkeit dieser Hand bei den aufgenommenen *Volksweisen* ist schwerer schon, und nur durch eine besondere Forschung, doch sicher zu erkennen. Und wahrlich! wir dürfen sie auch *da* nicht als ruhend annehmen, wo man verschiedenen Liedern dieselbe Melodie aneignete, denn sicher hat sie auch da noch auf zarte Weise das Eigenthümliche auszugestalten gestrebt, bei dem, in allen Grundzügen sonst Uebereinstimmenden. Ueberall, wohin wir nur blicken mögen, sehen wir eine frische Lebensregung walten, ein rechtes Aufblühen und Gedeihen erfreut uns, und keineswegs huldigt man — wie unser Verf. an einem anderen Orte sich ausdrückt — einem rohen, plumpen Götzen, keineswegs bringt man etwas von Anfange schon innerlich morsches, von Grund aus Krankhaftes hervor. Was von dem Vorwurfe der Vernachläfsigung des *Wortausdrucks* zu sagen war, sei hiemit geschlossen; weniges wird genügen, den Ausstellungen zu begegnen, die unser Verf. gegen einzelne Stellen vorzüglich beliebter Kirchenweisen ausspricht. Die Betonung der Worte: Halleluja, Hosianna, in ihrer unter uns allgemeinen Bedeutung, richtet sich augenscheinlich nach dem gesammten Gepräge der einzelnen Lieder, in denen sie vorkommen: ein Tadel dagegen ist also nicht (mit Nägeli) auf *allgemeine* Voraussetzungen, sondern die jedesmaligen, *besonderen* Verhältnisse zu gründen. Wird der letzten Zeile der bekannten Weise: „Wie schön leuchtet der Morgenstern" vorgeworfen: die niedersteigende diatonische Leiter schliefse sich den Worten „hoch und hehr prächtig erhaben" wenig an: so steht dieser Schlufs mit allem Vorhergehenden doch in vollkommnem Einklange, und wenn wir nicht blofse *Wort*betonung verlangen, werden wir nichts Störendes dabei empfinden. Wollten wir aber mit unserem Verf. diese als unbedingte Hauptsache ansehen, und also auch das von *ihm* Geleistete nach diesem seinem allgemeinen Mafsstabe richten: so dürften wir ihn billig fragen warum in dem 2ten Liede seines Gesangbuches „... Wort Gottes" überschrieben, der Schlufs der Weise, ... seinem Niedersteigen den Worten der *ersten* Strophe „*vom Aufgang bis zum Niedergang*" wohl angemessen zu denen der *vorletzten* Strophe: „*und leucht*, und ... *uns himmelan*" doch so wenig passe, ja, ihnen gerade hin widerspreche?

Nächst dem mangelhaften Wortausdrucke, ... *Schwierigkeit*, *Unausführbarkeit*, unserem Choralgesang vorgeworfen. Diese soll in den vielen *Mollchören* ... wohl die in der *weichen* Tonart überhaupt gesetzten Lieder sind damit gemeint —, den *Mollstellen*, den ... nigfachen Modulationen, liegen. Blofs *verkünstelnde* ... monische Bearbeitungen der Choräle, wodurch ... chungen ihnen aufgezwungen werden, die aus ... Weisen sich nicht lebendig entwickeln, sind gewifs ... von *mehrstimmigem Gemeinegesange* die Rede ist, ... nicht *überall*, verwerflich. Dahin gehört indefs nicht ... eigenthümliche Wechsel, die lebendige Beziehung ... harten und weichen Tonart, wie wir Beides in ... Kirchenweisen antreffen: hierin entfaltet sich und ... blüht das Wesen der Kirchentöne, das an einem ... ren Orte der Urheber dieser Blätter ausführlicher ... zulegen gesucht, auf das er zu Anfange dieses ... satzes hingedeutet hat. Diese Entgegnung indefs ... unserm Verf. wohl nicht genügen. Denn, wie es sc... gilt ihm die *weiche* Tonart *überhaupt* als ... *unächt*, dem Volksgesange zuwider. Allein weshalb ... Die natürliche Folge der Töne stellt allerdings den ... *ten*, nicht den *weichen* Dreiklang dar: wollten ... sen aber deshalb für naturwidrig, für erkünstelt ... ren, so würde man uns die Thatsache entgegen... dürfen, dafs der Gesang vieler Völker durchaus ... *chen* Tonarten sich bewegt, dafs diese auch unserem ... teren Volksgesange keineswegs fremd sind, ja ... harten in fast gleichem Mafse dort vorherrschen ... sie in dem römischen Kirchengesange zumeist über... gen, von dessen acht geistlichen Tönen, deren ... die kleine, und *dreien* nur die grofse Terz eigen ... nun zu glauben, dafs in Zeiten, wo der ... Kunsttrieb, von inwohnenden Naturgesetzen geleitet, ... dend wirkt, er das *Naturwidrige* schaffen werde, ... wo ein innerer Drang in Wort und Ton sich ... freien, zu gestalten strebt, er willkürlich in ...

, *Unausführbarem* sich verkörpern werde? Derglei-
 begegnet erst übersättigten, erschöpften, nicht aus
m, innerem Triebe mehr bildenden Zeiten, wo der
stler, durch Neuheit zu reizen bestrebt, nach selt-
en und fremden Tonverbindungen hascht. Eine jede
heinung, die wir innerhalb der Menschennatur in
Maſse hervortreten sehen, wie die zuerst erwähnte,
rcht nicht minder einem Naturgesetze, als dasjenige,
mit der schwingenden Saite, dem tönenden Holze
Metalle sich begiebt: die Vergleichung *beiderlei*
 der Erscheinungen erst vermag uns das *allge-
ere Gesetz* aufzuschlieſsen.

Allein auch *miſsbildend* auf alle Fälle wird unser Kir-
gesang genannt, selbst wenn es gelingen möchte, alle
en, ihm gemachten Vorwürfe zu beseitigen, wie
offen gethan zu haben. In zu engem Kreise von
n soll er sich bewegen, vorzügliche, mit besonders
m Tonumfange begabte Stimmen, sollen durch ihn
hrlos't, verdorben werden, weil sie von ihren be-
önen einige *gar nie*, die übrigen *nicht oft genug*
ngen bekommen. Auffallend erscheint uns hier,
wir ein Erzeugniſs unbewuſsten, schöpferischen
triebes, die Blüthe einer begeisterten Zeit, deshalb
heilt und verworfen sehen müssen, weil sie nicht
n tüchtiger *Elementar-Bildungsstoff* gelten könne.
ebildetes ist sie, und wahrlich! auch ein Bilden-
wenn gleich in anderem Sinne, als von unserem
gefordert wird, und nicht gefordert sein sollte.
gliche Stimmen aber — wenn wir die mit groſsem
nfange begabten vor allen anderen so nennen wol-
gehören immer zu den auſserordentlichen, einen
leren Bildungsgang, besondere Bildungsmittel er-
enden Erscheinungen. Ein Choralgesang, eben für
gerichtet, die ganze Fülle der *ihnen* zu Gebote
den Töne in sich begreifend, würde um deswillen
nicht ein *allgemeiner*, den Kräften der *Meisten*
essener sein können. Der unsrige, wie er da-
hat sich durch *die* Mittel gebildet, die in *allge-
*n Besitze waren, durch diese hat ein Inneres le-
entfaltet, nicht ein bloſs zweckdienlich geordne-
dungsstoff hervorgebracht werden sollen. Unser
für Jugend-, für Volksbildung seit Jahren uner-
hätig, hat durch sein dahin gerichtetes, edles Stre-
fenbar eine Richtung gewonnen, die ihn das, was
bekämpft, aus dem Gesichtspunkte der Zweck-
eit für den Beruf seines Lebens ausschlieſsend
ansehen, und dessen wahre Stelle verkennen läſst, ja
ihn mit sich selber in Widerspruch setzt. In höchstem
Sinne kann das Stimmorgan uns nur gelten als *Mittel*
zur Darstellung eines innerlich Geschauten, zur Wieder-
erzeugung eines auf diesem Wege bereits Gebildeten.
Ob der schaffende Künstler *alle* Kräfte seines, oder ei-
nes fremden Organes für seine Bildungen in Anspruch
nehmen könne oder wolle, hängt allein von dem Wesen
der Aufgaben ab, die er sich stellt, und er hat von Nie-
mandem deshalb Vorschrift anzunehmen, noch sich dar-
über meistern zu lassen, daſs er es nicht in seinem gan-
zen Umfange beschäftige: es ist ihm nicht *Zweck*, son-
dern nur *Mittel*. Das Begünstigen eines besonders
begabten Organs, damit es in seinem vollem Reichthume,
seiner ganzen Frische und Schönheit sich entfalte, liegt
auf einem ganz anderen Gebiete: das in *diesem* Sinne
Gebildete (wenn es überhaupt der Kunst in strengem
Verstande noch angehört) hat nur in sofern einen Werth,
als es durch jenes Organ wiedererzeugt wird, ja, die-
sem als Rahmen dient, innerhalb dessen es seine schnell
vergänglichen Schöpfungen entstehen läſst. Fordert aber
unser Verf. von dem Choralgesange, daſs er ein *hundert-*,
ja *tausendstimmiger* sei, so kann er ihn doch nur durch
Mittel dargestellt denken, die Hunderten, ja, Tausenden
zu Gebote stehen, und er widerspricht sich selbst, wenn
er von ihm verlangt, daſs er als Bildungsmittel für *be-
sonders begabte* Organe diene.

Was endlich bietet unser Verf. uns als Ersatz für
unsern Choralgesang, wenn wir uns entschlieſsen dürf-
ten, ihn aufzugeben, als einen wortwidrigen, zu schwie-
rigen und verkünstelten, ja unausführbaren und miſsbil-
denden? Einen geistlichen Gesang, wie er versichert,
von genauem Wortausdrucke, von groſser Leichtigkeit,
von durchgängiger Reinheit, einen solchen, der die
Möglichkeit gewähre, auch als Mensuralgesang ausge-
führt zu werden, und so den Uebergang zum figuralen
anbahne, und praktisch erleichtere. Zuletzt versichert
er uns, ein jeder Christ werde in den Liedern, die er
darbiete: *den Kern* des Evangelii finden.

Was den genauen Wortausdruck anlangt, so ist
nicht zu bezweifeln, daſs unser Verf. danach ernstlich
gestrebt habe, allein es ist schon zuvor bemerkt, daſs
ihm nicht immer gelungen sei, ihn zu erreichen, daſs er
ihm aber auch nicht durchgängig höchster Zweck habe
sein sollen. Als ein durch jene seine Richtung veran-
laſster Uebelstand darf es daher wohl bezeichnet wer-

den, dafs, zwei Lieder (No. 26. und 42.) ausgenommen, alle übrigen nur einzelne Einschnitte in ihren Strophen, nicht aber einen ersten und zweiten Theils zeigen, von denen jener unverändert wiederholt wird: dadurch werden ihre Weisen weniger fafslich, minder geeignet, sich dem Gedächtnisse leicht einzuprägen, wie ein geistlicher Volksgesang es doch soll.

(Der Beschlufs folgt.)

LXXX.

Kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt und die Fortschritte der nautischen Astronomie in dem 15. und 16. Jahrh. von Alexander v. Humboldt. Aus dem Franz. übersetzt von Dr. Jul. Ludw. Ideler. Erster Band. Erste Liefer. Berlin, 1835. In der Nicolaischen Buchhandlung. 192 S. 8.

Das Original der vorliegenden Uebersetzung ist bereits in diesen Blättern *) von dem Uebersetzer selbst so hinreichend gewürdigt worden, dafs es überflüssig sein dürfte, noch einmal darauf zurückzukommen. Wir wollen uns daher, indem wir es hier einzig und allein mit der Uebersetzung zu thun zu haben meinen, auf die Bemerkung beschränken, dafs des grofsen Natur- und Menschenforschers neuestes Werk für den ersten Augenblick auf gewöhnliche Leser nothwendig einen niederschlagenden Eindruck hervorbringen mufs, wenn sie nämlich erwägen, dafs ein so bewegtes, von den ausgedehntesten Reisen und von den mannichfaltigsten und weitschichtigsten Arbeiten in Anspruch genommenes Leben ausreichend war, auch noch ein solches allerwärts von überschwenglicher Gelehrsamkeit zeugendes Werk zu Tage zu fördern. Die Gaben des Geistes sind indessen nicht anders vertheilt, als die der Natur, und daher verhält sich auch das Leben eines gewöhnlichen Menschen mit seinen Produktionen zu dem eines Humboldt, wie sich jene fruchtbaren Landstriche der warmen Zone, wo in Jahresfrist zwei und dreimal überreich geerndtet wird, verhalten zu den dürftigen Aeckern des Nordens, wo in gleichem Zeitraume kaum eine einzige Erndte mühsam zur Reife gedeiht. Das nun jenes Werk durch Uebertragung in's Deutsche allgemein zugänglicher gemacht würde, war jedenfalls wünschenswerth, nicht minder aber, dafs sich ein Uebersetzer finden möchte, welcher durch Gelehrsamkeit und stylistische Gewandtheit zugleich der Arbeit vollkommen gewachsen wäre. Beide Wünsche sind jetzt erfüllt, und so liegt uns denn hier eine Uebertragung vor, welche sich eben so sehr durch Treue, als durch leichten und natürlichen Flufs der Sprache empfiehlt, und hinter welcher das französische Original nur höchst selten hervorblickt. Diese Uebersetzung ist aber zugleich mit einer Vorrede, mit Bemerkungen und Zusätzen des Herausgebers versehen, welche so bescheiden dieser auch selbst darüber urtheilt, doch einer kurzen Beleuchtung nicht entgehen können. Die Vorrede zunächst wird vielen Lesern angenehm sein, weil sie eine vollständige Uebersicht sämmtlicher Humboldtischen Werke giebt und zugleich die Stelle bezeichnet, welche das vorliegende in der Reihe der übrigen einnimmt, indem es, nach Humboldt's eigener Andeutung, als Text zu dem *Atlas geographique et physique* zu betrachten ist, der schon im Jahr 1814 zu Paris zu erscheinen begann. Nachdem die Vorrede auf solche Weise zur Orientirung des Lesers wesentlich beigetragen hat, nähert sich derselbe nichts desto weniger mit einem gewissen Mifstrauen den Bemerkungen und Zusätzen, denn jener umfassenden Gelehrsamkeit, welche Humboldt hier darlegt, noch neue Gelehrsamkeit hinzuzufügen, heifse, meint man, den Rheinstrom durch Ausgiefsung eines Glases Wasser vergröfsern wollen. [illegible] die genauere Durchsicht hat uns belehrt, dafs des Uebersetzers Beiträge vom Leser mit Dank aufzunehmen [illegible] denn wer sollte es nicht gern sehen, dafs diejenigen von Humboldt citirten Stellen, zu deren Nachschlagen der Leser sich [illegible] drungen fühlen möchte, hier gleich in der Ursprache vollständig abgedruckt sind? Von noch gröfserem Nutzen sind die [illegible] chen Anmerkungen aber offenbar da, wo Humboldt an [illegible] Masse des ihm zuströmenden Stoffes irgend einen wenig [illegible] kannten Gegenstand, wie z. B. das Denkmal von Adule [illegible] nur leichthin berührt, ohne dem uneingeweihten Leser [illegible] Hinweisung auf eine erläuternde Schrift zum völligen Verständnifs den Weg zu bahnen. In solchem Falle hat der Uebersetzer sehr zweckmäfsig durch einen leichten Fingerzeig die [illegible] angedeutet, welche der Wifsbegierige weiter zu verfolgen [illegible] Ferner sind aber, und wer möchte das leugnen, auch diejenigen Bemerkungen, welche als wirkliche Zusätze erscheinen, [illegible] Dank anzunehmen, da dieselben ohne alle Anmafsung [illegible] bracht werden, und der Beitragende, wie leider oft [illegible] sich nicht dadurch berechtigt glaubt, dem nun auf das [illegible] zu treten, der ihn selbst erst aufrecht stehen lehrte. [illegible] Uebersetzer, welcher, wie wir von sonst her wissen, das [illegible] sche Alterthum und namentlich den Aristoteles zum Gegenstande seines Studiums gemacht hat, ist hierdurch die Gelegenheit geworden, auf jenem Gebiete einige Materialien zu [illegible] meln, welchen er dadurch, dafs er sie an gehöriger Stelle [illegible] Noten beifügte, Werth und Bedeutung zu geben gewufst. Dahin gehört z. B. die Nachricht, dafs Aristoteles [illegible] *südliche* gemäfsigte und bewohnbare Zone angenommen [illegible] (S. 66), desgl. die Nachricht von der Bekanntschaft der [illegible] mit der Schwere der Luft (S. 120) und einige andere [illegible] (vergl. S. 159, 164 u. s. w.) Endlich finden sich [illegible] niger wesentliche Bemerkungen rein-philologischer [illegible] oder in blofsen Citaten bestehend, welche sich dem [illegible] men Leser an verschiedenen Stellen von selbst darbieten [illegible] den, unter denen uns indessen gleichfalls kaum eine [illegible] vorgekommen ist, welche wir als überflüssig bezeichnen [illegible] ten. Was die Uebersetzung selbst betrifft, so haben wir [illegible] oben über dieselbe unser Urtheil ausgesprochen und [illegible] hier nur als ein günstiges Zeugnifs für den Werth [illegible] die Bemerkung hinzufügen, dafs sich selbst in dieser [illegible] tragung Humboldt's Schreibart noch deutlich abspiegelt, [illegible] dafs die Verstöfse gegen die deutsche Sprache zu [illegible] sind, um eine speziellere Darlegung zu verdienen.

Weitzel

*) Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, Septbr. 1834, Nr. 54 u. 55.

№ 103.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1835.

mmlung von Chorälen aus dem 16ten u. 17ten ahrhundert u. s. w. Herausgegeben von C. : Becker und G. Billroth.

istliches Gesangbuch für öffentlichen Gottes- ienst und häusliche Erbauung. Ein neues horalwerk von H. G. Nägeli.

(Schlufs.)

In unserem Choralgesange dagegen findet die von rm Verf. verschmähte Einrichtung durchgehend statt, sie fehlt nur bei kürzeren Liedern, welche sie oh- n nicht zulassen. *Leichtigkeit* des neuen Chorals zugestanden werden, freilich nur als ein *negativer* .ug, als ein solcher, der dann allein gelten kann, ı diese Art geistlichen Gesanges überhaupt nur als *cl* angesehen wird. Aber auch *durchgängige Rein-* wird ihm nachgerühmt; sie soll in Abwesenheit aller Mängel bestehen, die unsern Choral angeblich un- ihrbar machen, wäre also auch wiederum ein *Ne- :es.* Ausgeschlossen ist die *weiche* Tonart überall, zweimal kömmt eine Mollstelle vor, nur zweimal Ausweichung in die Unterquinte des Grundtones: damit nichts Naturwidriges beseitigt, ächt Naturge- 's nicht hergestellt sei, haben wir schon bemerkt. auch *Positives* soll uns doch entschädigen für die Bedacht von unserm Verf. gewählte Nüchternheit, .ir gern Keuschheit nennen möchten, wenn wir zu Jeberzeugung gelangen könnten, es sei hier wirk- n höchster Einfalt ein neues, wahres, allen falschen : ablehnendes Leben offenbart. Worin nun besteht ı Positive? Wir reden nicht davon, dafs die allein ltende, *harte* Tonart hier in abwechselnder Ton- erscheint, von *C* bis *E* hinauf, von *C* bis *As dur* , wogegen der ältere Choral in seinen harten kirch- ı Tonarten nur *C*, *G*, *F* als Grundtöne zeigt: denn hierauf weis't unser Verf. hin — wie denn auch iterer Zeit jede unserer Kirchenweisen in mannig- fache Tonhöhe versetzt worden ist — sondern auf ein Anderes. Jedes Lied soll auch als *Mensuralgesang* aus- geführt werden können; so finden wir in der That (wenn auch nicht durch vorgesetzte Zeichen angedeutet) Wech- sel graden und ungraden Taktes; erweiterte Rhythmen, um gewichtige Worte nachdrücklich auszuzeichnen; Auf- schlag und Niederschlag im Beginne der Lieder. Dafs es an diesen Vorzügen unserem Chorale in seiner Blü- thezeit nicht gemangelt habe, dafs sie viel reicher und mannigfaltiger in ihm sich entwickeln, wird uns schon ein flüchtiger Blick auf die zuvor betrachtete Becker- und Billrothsche Sammlung zeigen, ohne dafs es erst bedürfte, einiges davon besonders auszuzeichnen. Aber Anderes verschmähte dieser *alte*, von unserm Verf. ver- worfene Choral mit Recht, womit sein *neuer*, als seien es Vorzüge, prunkt. Dreifach wechselnde Bewegung, — langsam, minder langsam, geschwinder — Einhergehen der begleitenden Stimmen in Octaven und Einklängen mit der Hauptstimme, Wechsel der Stärke und Schwä- che bei dem Vortrage, sollen besondere Wirkungen her- vorbringen. Soll nun ein Künstler überhaupt nach kei- nem besonderen Verhältnisse seines Werkes zu dessen Hörern und Beschauern trachten, sondern, ohne Rück- sicht auf Beide, nur das in seinem Innern lebende Bild durch dasselbe zu gestalten streben — wie erst ziemt dem Urheber eines neuen Choralgesanges ein solches Trachten? Es setzt doch immer voraus, dafs Hörer, dafs Beschauer *aufserhalb* des Werkes vorhanden seien, zu denen ein solches Verhältnifs eintreten, auf die *gewirkt* werden *könne*. Dergleichen aber sind bei einem ächten Choralgesange nicht denkbar, der ein Opfer des Lobes und Dankes ist, des Gebetes, ein Zeugnifs von dem durch den Glauben im Innern Gewirkten, ein lautes Be- kenntnifs desselben im Hause des Herrn, ein von *Allen* dargebrachtes, ausgesprochenes. Ein *Hörer* würde *au- fserhalb* der Gemeine stehen, und auch der nicht Singfähige, der schweigend Hörende, darf als ein Sol-

cher nicht angesehen werden, er mufs nothwendig erscheinen als in seinem Herzen singend und spielend *mit* der Gemeine. Nicht eine *Wirkung* gilt es da, wo nur eine *Offenbarung* des inneren Lebens statt findet, wo auch das Werk des *Einzelnen*, das im Gesange wiedergegeben wird, nur Gültigkeit hat, sofern jener Einzelne ein wahrhafter *Vertreter* der Gemeine, deren Gesang eine lebendige *Wiedererzeugung* ist. Darum auch kann ein ächter Choralgesang nicht *gemacht*, namentlich *mit* seiner harmonischen Begleitung nicht zur Einführung sofort *fertig gemacht* werden. Das um die Zeit der grofsen Glaubensreinigung gedichtete geistliche Lied, wenn auch anscheinend nur durch einen Einzelnen geschaffen, kündete doch nur durch dessen Stimme, als die des Begabteren, der Rede Gewachsneren, das in *Allen* lebendig waltende, durch ihn entbundene, gestaltete Gefühl, den *Allen* gemeinsamen, durch ihn erweckten, in das Bewufstsein gerufenen Glauben. Aus dem Vorrathe seiner Liederweisen griff das Volk diejenige heraus, in der ein solches Lied ihm am frischesten anklang; kundige Männer standen ihm zur Seite, *lenkten* seine Wahl, ohne sie unbedingt zu *bestimmen*, oder zu beschränken. Frei übte sie ihr Recht an dem Dargebotenen, und nicht stets *die* Weise, mit der ein Lied zuerst durch einen, dem Dichter gesellten Tonkünstler ausgestattet worden — wäre sie in Ausdruck und Betonung auch vortrefflich gewesen — wurde deshalb *kirchlich;* denn oft fand eine andere Eingang, weil volksmäfsiger, dem allgemeinen Sinne mehr zusagend, wenn auch weniger eigenthümlich ausgebildet im Einzelnen; oft wurde die bereits gewählte vertauscht mit einer anderen, mehr anmuthenden. So war bei der Gründung unseres Kirchengesanges die *Gemeine* wesentlich thätig, liehe ihr auch der fromme Dichter das Wort, leitete sie auch der Tonkünstler, der Kunstverständige. Die *harmonische Entfaltung* aber des so gewonnenen Schatzes an Liederweisen, die Offenbarung der *Seele* des neu erblühenden Kirchengesanges, seine Zusammenstellung als ein grofses, geordnetes Ganze, gehörte der heiligen Kunst an, deren Ein- und Rückwirkung bei solchen Verhältnissen eine lebendige, eine belebende war; wie denn in diesem gesammten Bildungsgange ein wahres Wachsen, eine rechte Blüthe, eine erquickende Frucht sich uns darstellt, eine *gemeinsame*, dennoch aber die *besonderste* nicht ausschliefsende Wirksamkeit. Und ein *einzelner* Mann, in seinem besonderen Sinne beschneidend und säubernd, in

dem Machwerke seiner rüstigen Hände während [illegible] vollendet zu haben, was nur das Werk der Zeiten [illegible] kann, er sollte es wagen, das *so* Gefertigte an die Stel[le] eines solchen Werkes zu setzen? Wohl dürfen wir [illegible] Beginnen ein *verwegenes* nennen, wenn wir ihm [illegible] auch nicht den Vorwurf des *Vorurtheils* und der [illegible] *mafsung* vergelten wollen, mit denen er *uns* entgegen[illegible] Doch, wir vergafsen bisher noch das Versprechen [illegible] res Verfs.: dafs in seinem Liederbuche ein *jeder* [illegible] auch den *Kern* des Evangelii wiederfinden solle: [illegible] in der That rühren, den Unterschriften zufolge, die ge[illegible] lichen Gesänge, die er bietet, von katholischen, lut[illegible] rischen, reformirten Christen her. Dadurch wird [illegible] zugleich die Vermuthung rege in uns: es möge [illegible] diesen Liedern eben dasjenige ausgeschieden wor[den] sein, was dem besonderen, kirchlichen Bekenntnisse [illegible] rer Urheber angehöre, dieses möge unser Sammler [illegible] die *Schale* angesehen haben, das Zurückgebliebene [illegible] ihm der ächte, christliche *Kern* gewesen. Nun si[nd] wir nicht im Stande, diese unsere Vermuthung [illegible] Dargebotenen zu prüfen. Das Rigaer Gesangbuch [illegible] dem in jeden Theil zwei Lieder aufgenommen [illegible] das Triersche, aus dem der zweite Theil eines [illegible] sind uns nicht näher bekannt, die übrigen Lieder [illegible] Sammlung gehören zumeist neueren Liederdichtern [illegible] von deren Dichtungen entweder die Urform uns [illegible] zur Hand, oder genugsam im Gedächtnisse ist, die [illegible] auch wohl zum Theil hier das erstemal entgegen[illegible] Wir dürfen daher nicht wagen, darüber zu urthei[len] ob sie verändert, ob sie glücklich umgebildet sind. [illegible] lein von den wenigen Liedern älterer Dichter, [illegible] aufgenommen sind, möchten wir behaupten, dafs [illegible] einer von ihren Verfassern sie in der Gestalt, [illegible] hier erscheinen, noch als die seinigen erkennen [illegible] Damit soll keineswegs gesagt sein, dafs Unebenheiten [illegible] Unrichtigkeiten im Ausdrucke in alten geistlichen Li[e]dern, mit ihnen durch alle Zeiten der Kirche sich [illegible] pflanzen sollen, eben weil sie *alt* sind. Sie sollen [illegible] getilgt werden, weil wir den geistlichen Liedergesang in Wort und Ton zu steter Fortbildung berufen [illegible] ben; aber nur mit zarter, schonender Hand sollen [illegible] an sie gehen, der dichterische Inhalt, die Form des [illegible] liedes soll dabei nicht verloren gehen, am wenigs[ten] dürfen solche Stellen verwischt werden, in denen [illegible] Geheimnisse des Glaubens ausgesprochen sind in [illegible] *schen* Gleichnissen und Bildern, nur deshalb, weil [illegible]

verwöhnten Sinne etwas zu herbe scheinen möch-
Prüfen wir danach die aufgenommenen alten Lie-
Der erste Theil enthält eines von *Paul Gerhard*
29), eines von *Johann Angelus* (No. 45.), eines von
lingshausen (No. 47.). Das erste ist eine Umbil-
des Pfingstliedes: „Zeuch ein zu deinen Thoren,"
aus den dreizehn Strophen des Urliedes nur deren
die erste, siebente, zehnte und letzte, mannigfach
ndernd, ausgewählt hat: in diesen Strophen soll der
ge Geist erscheinen als Geist des Trostes, der Liebe,
Ordnung, als Helfer im Sterben. Nun vermissen
ber, was die fehlenden Strophen preisen, den Geist
Reinigung, der den wilden Reben gut macht, den
, der durch das Blut des Herrn den Tod vernich-
der das Leben durchdrang, den Geist der Freu-
it und Stärke im Glaubenskampfe, ja — was wir
em Sänger des neuen Chorals kaum vermuthet hät-
- den Geist der das rechte Beten lehret, dessen
erhört wird, dessen Singen wohl klinget, — wie
romme Gerhard ihn so salbungvoll besungen hat:
ben in *diesen* Theilen doch scheint uns der rechte
liche Kern des Liedes zu liegen. Das zweite un-
Lieder ist das schöne von der Liebe Gottes, von
n Angelus: „Liebe, die du mich zum Bilde" u.
Unverändert sind die drei ersten Strophen, um-
ffen die fünf letzten. Anstatt:

Liebe, die du Kraft und Leben,
Licht und Wahrheit, Geist und Wort,
Liebe, die sich blofs ergeben
Mir zum Heil und Seelenhort

wir:

Liebe, die du Licht und Leben
Und mein Weg zum Himmel bist,
Liebe, die du mir gegeben
Was zum Heil mir nöthig ist.

äftigen, kernhaften, biblischen Anklänge sind ver-
üchterne Worte sind zurückgeblieben: und hören
der nächsten Strophe an der Stelle von:

Liebe, die mich hat gebunden
An ihr Joch mit Leib und Sinn —

eser Andeutung des liebevollen Rufes dessen, der
ihseelige und Beladene zu sich gerufen, dafs er
uicke, dafs sie sein sanftes Joch, seine leichte
f sich nähmen — die Worte:

Liebe, die du überwunden
Was der Menschheit schrecklich schien

cht zu leugnen, *dieses* Singen *klinge nicht wohl.* —
Das dritte der aufgenommenen Lieder enthält in seinem
ersten, zweiten, vierten, sechsten, siebenten Verse schwa-
che Anklänge des ersten, siebenten, zehnten, zwölften,
dreizehnten Verses von dem *Freilingshausen*'schen Liede:
„Wer ist wohl wie du, Jesu, süfse Ruh:" der letzte
Vers dieses *neuen* Liedes stimmt dem letzten Verse des
alten überein, der dritte und fünfte von jenem sind
ganz neu gemacht. Wir gedenken hier nur der Um-
bildung zweier Verse. *Freilingshausen* singt Vers 12, 13:

Wenn der Wellen Macht
In der finstern Nacht
Will des Herzens Schifflein decken,
Wollst du deine Hand ausstrecken!
Habe auf mich Acht,
Hüter in der Nacht!

Einen Heldenmuth,
Der da Gut und Blut,
Gern um deinetwillen lasse,
Und des Fleisches Lüste hasse,
Gieb mir, höchstes Gut!
Durch dein theures Blut.

Werden wir erinnert hier an Petri Schifflein, an die
Macht des Herrn, der das Meer und den Wind bedräuet,
auf den zürnenden Wellen daherwandelnd, an sein ver-
söhnendes Opfer: so ist alles dieses bei unserem neuen
Sänger nicht mehr zu finden: wahrlich, der dichterische
Schwung ist dahin mit dem christlichen Kerne, wenn
wir vernehmen:

Will der Trübsal Nacht
Und der Menschen Macht
Meine bange Seele schrecken,
Müsse mich dein Schild bedecken!
Hab' in düstrer Nacht,
Huldreich mich in Acht!

Einen Heldenmuth,
Der da Gut und Blut
Gern um deinetwillen lasse,
Sich in schwerster Prüfung fasse,
Solchen hohen Muth
Gieb mir, höchstes Gut!

Endlich gedenken wir noch des schönen Liedes von *Paul Gerhard* „Sollt' ich meinem Gott nicht singen"; und ohne
uns auf Einzelnes einzulassen, erwähnen wir nur, dafs
unser Verf. einen wesentlichen Theil seiner Form zer-
stört hat, die so bedeutsame Wiederkehr der zwei Zei-
len am Schlusse jeder Strophe:

Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit!

Dieses geistige, durch das ganze Lied geschlungene

Band ist zerrissen, und mit ihm die Bedeutsamkeit des Schlusses abgeschwächt,

Bis ich dich nach dieser Zeit,
Lob' und Lieb' in Ewigkeit.

Man richte hienach, ob unser neuer Liturg sein Versprechen gehalten, den *Kern* des Evangelii unangetastet zu lassen, ob er Inhalt und Form der von ihm aufgenommenen Lieder unversehrt erhalten, ob er als Dichter einen Beruf bewährt habe, der ihn hätte berechtigen können, zur Umbildung alter geistlicher Lieder Hand anzulegen!

Wahrlich, Mängel zu erkennen ist leicht, zu bessern nur das Geschäft der Berufenen, eine neue Schöpfung nur das Werk Erwählter. Wir sollen nicht in träger Ruhe und stumpfer Gleichgültigkeit angeerbte Mängel fortschleppen, einer neuen geistigen Entwicklung aus engherzigem Verdachte Hindernisse entgegenstellen, aber auch jenem Geiste der Neuerung uns nicht hingeben, der die tiefe, geistige Wurzel des Bestehenden verkennt, in dem Hergebrachten nur den Moder vergangener Zeiten sieht, und wie er die Gedanken der Menschen verwirrt, die Reiche verwüstet, die Zwietracht entfesselt, so auch die Keime jeder wahrhaft neuen Entwicklung zerknickt, die gehoffte Blüthe derselben zerstört. Darum thut uns noth, auf das schöpferische Walten einer vergangenen, begeisterten Zeit unser Auge zu richten, dafs unser Geist daran erstarke, damit wir zu rechter Stunde bessern ohne Zerstörung, der neuen Schöpfung harrend, die nur ausgehet von dem, der da wirket Alles in Allem, und von dem, den er als sein Werkzeug zu erwählen würdigt.

v. Winterfeld.

LXXXI.

Leo der Grofse und seine Zeit. Von Wilhelm Amadeus Arendt, Prof. an der Universität zu Mecheln. Mainz, 1835. Druck und Verlag von Flor. Kupferberg. VIII. 487 S. gr. 8.

Nach dem Vorwort soll vorstehendes Buch eine Einleitung in die Geschichte des Mittelalters bilden, welche Hr. Arendt zu geben beabsichtigt und zwar in der Weise, dafs in möglichster Vollständigkeit die politische, kirchliche und Kultur-Entwickelung der mittlern Zeit dargestellt werde. Dem Vorwurf, welcher von Vielen dem Verf. wegen der Unbestimmtheit der Auffassung des Ganzen, ob das Buch zur allgemeinen oder Kirchengeschichte gehöre, gemacht werden könnte, sucht derselbe S. VI zu begegnen: „da „der Grundsatz bei der Darstellung irgend einer „gröfseren historischen Erscheinung besonders fest„halten werden müsse, dafs sie so, wie sie war, „zu geben sei. Nun war aber jene Zeit vorherrschend „ja ausschliefslich (?) fast mit der Ausbildung „Entwickelung christlich-kirchlicher Zustände beschäf„tigt, und daher müssen diese den hauptsächlichen „Platz in der Schilderung jener einnehmen. Ihnen „untergeordnete Stelle anweisen, heifst die Zeit nicht „in ihrem wahren Wesen erscheinen lassen. Die poli„tischen Entwickelungen und Bewegungen derselben „sind fast null (?!), durften aber nicht übergangen „werden, wenn das Bild nicht hätte des Rahmens ent„behren sollen." Dafs grade Leo der Grofse als Mittelpunkt der Darstellung genommen, dafür giebt Hr. Arendt den doppelten Grund an, einmal um eine Uebersicht aller der Entwickelungen des Christenthums, aus welchen sich die mittelalterlichen Erscheinungen heraus gebildet, dann aber auch die ausführliche Darstellung der Zeit zu geben, welche Leo dem Grofsen unmittelbar vorangeht und zu deren Mittelpunkt derselbe darum genommen worden, da er sie beherrscht und und als Oberhaupt der Kirche die Keime ihrer späteren folgenden Entwickelungen gelegt und in seinem Leben und Wirken die Erscheinungen späterer Jahrhunderte vorgebildet habe.

In der von dem Verf. ausgesprochenen Ansicht liegt offenbar ein doppelter Irrthum. Constantins Staats-Einrichtungen im römischen Kaiserreich, die grofsentheils ganz politischer Art sind, und nicht nur auf das Kaiserreich in der Folge vom gröfsten Einflufs waren, sondern auch auf mehrere germanische Staaten, sind ebenso mit Stillschweigen übergangen, wie die Bedeutung der Gründung und die kräftige Entwickelung mehrerer deutschen Königreiche im Römerreiche, welche doch auch der Zeit angehören, die Leo dem Grofsen unmittelbar vorausgegangen ist oder in der er lebte.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 104.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1835.

der Grofse und seine Zeit. Von Wilhelm nadeus Arendt.

(Schlufs.)

Wie konnte Herr Arendt sagen, dafs die politi- Entwicklungen und Bewegungen in jener Zeit ull gewesen? wie konnte er dieselben unerwähnt , und doch sein Buch als eine Einleitung in die ichte des Mittelalters auch in politischer Entwicke- ansehen? Der zweite Irrthum des Hrn. Arendt lafs er Leo den Grofsen gewissermafsen als den , die Vollendung der Entwicklungen des Chri- ums, aus welchen sich die mittelalterlichen Er- ungen herausgebildet, betrachtet: dafs er ihn als lann nimmt, der seine Zeit beherrscht und gelei- ibe. Leo der Grofse stand recht mitten in den cklungen, die damals noch nicht ihre Lösung das päbstliche Ansehen erhalten konnten, weil weströmische Reich noch bestand und bei den lichen germanischen Nationen der Arianismus der herrschende Glaube war. Sollen die von dem ausgesprochenen Ansichten von der Bedeutung des Grofsen wenn auch nur zum Theil richtig n Namen eines Papstes im frühern Mittelalter ge- werden, so müfste man ein Jahrhundert weiter und den Papst Gregor I. den Grofsen nennen, em mit mehr Recht gesagt werden kann, er sei Mittelpunkt seiner Zeit gewesen, habe sie be- ht und geleitet und gewissermafsen zu der päpst- Hierarchie späterer Zeit das vollständige Funda- gelegt: indem er die Romanisch-germanische im Katholicismus vereinigte.

'as die Eintheilung und den Inhalt des Buches betrifft, so zerfällt dasselbe in zwei Abtheilungen, die eine die Zeit von Constantin dem Grofsen ıeodosius den Grofsen umfafst: die andere von heilung des Römischen Kaiserreiches bis zum Untergang des weströmischen Reiches oder in kirchlicher Hinsicht bis zum Tode Leo's des Grofsen. Das erste Kapitel einer jeden Abtheilung bildet die politische Geschichte, das zweite führt die Aufschrift: allgemein religiöses Verhältnifs der Zeit, und das dritte: Geschichte des Christenthums. Nur der zweiten Abtheilung ist noch ein viertes Kapitel über den geistigen Zustand der Zeit beigefügt. Obwohl hie und da auch Noten unter dem Text vorkommen, so sind doch noch besonders die Noten, jedoch nicht in grofser Zahl, hauptsächlich auf Kirchengeschichte bezügliche, am Schlusse jeder Abtheilung beigefügt.

Was die Darstellung der politischen Geschichte angeht, so ist dieselbe bei weitem weniger ausführlich als die Kirchengeschichte oder die Geschichte des Christenthums. Die Erzählung ist aber lebendig und anziehend: hie und da mit etwas zu vielem rhetorischen Schmuck ausgestattet. Auch ist die Behandlung des historischen Stoffes ungleich; weniger wichtige Ereignisse sind nicht selten mit gröfserer Ausführlichkeit dargestellt als die bedeutendsten Vorfälle. Dafs der Hr. Verf. nicht wie bei der Kirchengeschichte unmittelbar aus Quellen seine Darstellung giebt, sondern aus den bessern Hülfsschriften ist ziemlich sichtlich: in Bezug auf die germanischen Völkerschaften nennt er auch ausdrücklich Luden als seinen Führer. Warum sich Hr. Arendt anstatt des Ausdruckes *Germanen* gewöhnlich des Wortes *Barbaren* bedient, ist nicht einzusehen. Wenn er auch die Hunnen so nennt, so kann dieses nicht auffallen, da diese auf einer solchen niederen Stufe der Cultur standen, wo sie diese Benennung noch verdienten: die meisten deutschen Völkerschaften waren aber selbst nach dem Zeugnisse Römischer Schriftsteller und Kirchenväter wenn auch nicht in Künsten und Wissenschaften so gebildet als die Römer, doch nicht ohne Cultur und von so sittlicher Reinheit, dafs Salvianus ihre Tugenden den Römern

als Muster aufstellt. Auch zeigte sich der König Alarich, der ebenfalls ein Barbar genannt wird (S. 156), viel weniger roh, zerstörungssüchtig und nach Mord begierig als die römischen Feldherrn der gebildetsten Zeit. Orosius machte schon darauf aufmerksam, daſs die Milde der Gothen und ihre Sittigung dem Christenthume zugeschrieben werden müſste. Kriegerischer Sinn eines Volkes berechtigt noch nicht es unter die Barbaren zu zählen. In dem Sinne aber wie die Römer und Griechen das Wort Barbaren gebrauchen, können deutsche Schriftsteller sich desselben nicht bedienen, am wenigsten wenn sie von deutschen Völkerschaften sprechen. Wenn von dem Odoaker gesagt wird, daſs er ein kühner und kräftiger Barbarenführer gewesen, so ist nicht einmal deutlich, nach der Sprachweise des Verf., ob diese Barbaren Hunnen oder Germanen gewesen. Auch war es nicht überflüssig anzugeben, von welchen germanischen Völkerschaften die Kriegsvölker Odoaker's waren, welche dem weströmischen Reiche ein Ende machten. In der Schreibung der eigenen Namen ist Hr. Arendt nicht genau: er schreibt bald Bonifacius, bald Bonifazius, bald Bonifaz, Eudokia und Eudoxia, Jordanes und Jornandes, Chalcedon und Chalzedon, Constantin und Konstantinus etc. Ja manche Namen sind ganz falsch angegeben, wie z. B. S. 160 Fawitta statt Fravita, Konstantin anstatt Constantius, S. 326 Theodomir anstatt Thorismund etc. Was von der politischen Geschichte in die Geschichte Leo's des Groſsen verflochten werden konnte, ist freilich nicht ganz passend in die Geschichte des Christenthums aufgenommen worden. Dahin gehört denn auch Attila's Geschichte und Einfall in Italien, wie auch die Plünderung Roms durch Geiserich. Wenn auch Attila in der groſsen Schlacht bei Chalons an der Marne nicht eine gänzliche Niederlage erlitt, so ist es ungeachtet der Angabe Prosper's Chronik, daſs kein Theil gesiegt habe, nach allen übrigen Quellen gewiſs, daſs er durch die Kriegsgeschicklichkeit des römischen Feldherrn Aetius und die Tapferkeit der Westgothen überwunden worden ist: warum Hr. Arendt die Angabe *einer* Chronik dem Berichte aller übrigen vorzog, darüber hätte er wenigstens in einer Note etwas bemerken müssen. Den Rückzug Attila's aus Italien schreibt er dem Eindrucke zu, welchen Papst Leo durch seine geistige Ueberlegenheit auf den (Heiden) Attila gemacht zu haben scheine, nicht der bedenklichen Lage der Hunnen, in welche sie durch des tapfern oströmischen [illegible] sers Marcian herbeigeführte Kriegsvölker, durch [illegible] gel an Lebensmitteln und durch Krankheiten [illegible] wurden nach dem Berichte des Bischofs Idatius [illegible] Jornandes giebt an, daſs Attila nur Italien [illegible] habe, um es von neuem mächtiger mit Krieg zu [illegible] ziehen, wenn man die ihm gemachten Versprechungen nicht halte. Es kam übrigens schon früher vor, [illegible] bei wichtigen Gesandtschaften, die das Wohl von [illegible] betrafen, die Päpste sich an die Spitze derselben [illegible] ten. So ward wie wir aus dem fünften Buche des [illegible] simus ersehen, Papst Innocenz I. im J. 409. von [illegible] Römern an den Kaiser Honorius nach Ravenna [illegible] schickt, um ihn zu bewegen zur Rettung Roms [illegible] mit Alarich zu schlieſsen. Ueber Geiserich's Plünderung der Stadt Rom giebt Hr. Arendt S. 363 [illegible] des an, welches wir im Zusammenhang mittheilen, [illegible] eine Probe der Darstellung des Verf. zu geben: [illegible] König der Länder und der Meere (Geiserich [illegible] sich so) zieht, ohne Widerstand zu finden, gegen [illegible] zitternde Stadt, Brand und Verwüstung ihr drohend [illegible] Mord ihren Bürgern. Da tritt auch hier wieder [illegible] groſse und heilige Papst dem Barbaren entgegen [illegible] beugt durch seiner Rede Kraft, der Attila schon [illegible] wichen war, auch den Geiserich, daſs er Schonung [illegible] Lebens verheiſst und mit der Beute, die [illegible] noch reiche Stadt ihm bietet, zufrieden zu sein [illegible] spricht. Darauf ziehen die Vandalen ein und die [illegible] derung beginnt. Alles, was die öffentlichen Gebäude oder die Wohnungen der Bürger an Kostbarkeiten [illegible] überhaupt nur Werthvollem besitzen, fällt den Barbaren anheim, die dem Worte ihres Königs getreu, [illegible] ben schonen, aber den unglücklichen Römern [illegible] das lassen."

Für gelungener als die Erzählung der politischen Geschichte halten wir die Darstellung des [illegible] religiösen Verhältnisses der Zeit: was S. 21 [illegible] Constantin den Groſsen gesagt ist, giebt eine rechte [illegible] und wahre Einsicht von dem religiösen Zustande [illegible] Zeit: doch dürfte hier die Erwähnung der [illegible] einer neuen Hauptstadt des Reiches, worin [illegible] innerungen an das Heidenthum sich vorfanden, [illegible] fehlen. Auch das Meiste, was über den vom Christenthum abgefallenen Kaiser Julian ausgesprochen [illegible] (S. 32 fll.), zeigt eine richtige Auffassung der damaligen Zustände, doch möchte Hr. Arendt zu weit gehen, [illegible]

den Kaiser Constantius fast einzig und allein als eber des Hasses Julians gegen das Christenthum iebt. Obwohl Theodosius der Große durch sein t (im J. 383.) das Heidenthum im Römerreiche po- h vernichtet hatte, so hielt sich dasselbe trotz die- Verordnung im Abendland im Bewußtsein beson- der höhern Stände, vor allen aber in Rom bis der Mitte des fünften Jahrhunderts. Dieses ent- elt kurz, aber treffend der Hr. Verf. S. 174 fll. Die Hauptaufgabe, welche sich Hr. Arendt in die- Buche gesetzt hat, die Entwicklung des Christen- s und der katholischen Lehre im Kampfe gegen verschiedenen christlichen Glaubensspaltungen bis en Tod des Papstes Leo des Großen, enthält das Capitel sowohl der ersten als auch der zweiten eilung. In jenem (S. 43—118) werden die beiden ungen des Christenthums, des Arianismus und der ischen Glaubenslehre verfolgt. Die Lehrsätze des und seiner Anhänger werden nicht nur ihrem In- und ihren historischen Schicksalen nach angege- sondern auch von Hrn. Arendt widerlegt, obwohl lich weniger subjective als vielmehr historische rlegungen in die Geschichtsdarstellung gehören. m Anfange des dritten Capitels der zweiten Ab- ng bildet die Entwicklung der Nestorianischen im Oriente und des Pelagianismus im Occidente 183 fll. den Hauptinhalt. Erst von S. 199 an eo der Große in die Geschichte ein. Von da an politische und Kirchengeschichte verschmolzen, so ie äußere Form der Darstellung eine veränderte nt werden muſs. Eine ziemlich fühlbare Lücke er Kirchengeschichte ist es aber, daſs obwohl S. n der Entstehung des Primats des römischen Bi- als auch von seiner Entwickelung unter Leo I. legenheit der Streitigkeit unter Gallischen Bischö- . 210) gehandelt wird, doch die Papstgeschichte ihern Zeit ganz ausgeschlossen ist. Was den u dieser Auslassung bewogen hat, ist nicht klar, aber nicht stattfinden durfte, wenn eine mög- Vollständigkeit der kirchlichen Entwickelung, wie endt in dem Vorworte S. VII zu geben ver- geliefert werden sollte, darüber kann kein Zwei- t. Mit sehr sorgfältiger Benutzung der Reden iefe Leo's des Großen und genauer Kenntniſs chlichen Verhältnisse der Zeit hat der Verf. das Wirken, Streben des Papstes dargestellt und als Resultat besonders das gewonnen (S. 409): „Durchdrungen wie er war von dem Berufe, der ihm, als dem Nachfolger dessen oblag, dem der Stifter der Kirche ihre irdische Leitung übertragen, war sein Wirken immer und zu jeder Zeit ein allgemeines, die Gesammtheit der Kirche umfassendes. Seine Bemühungen richteten sich zuerst auf das, was ihm am nächsten lag, die Bekämpfung des Irrthums, wie er sich bei Manichäern, Priszillianern, Pelagianern und Andern zeigte. Er bekämpfte ihn, indem er ihm die Wahrheit entgegenstellte, jene widerlegte, indem er diese entwickelte. Er selbst sagt, wo er seine Entscheidungen über die streitige Lehre geschöpft, in der heiligen Schrift und in der Tradition. — Dadurch, daſs er einen der wichtigsten Punkte der Lehre, recht eigentlich ihren Mittelpunkt, in einer Weise festsetzte, die eben so sehr dem wahren Bewuſstsein der Kirche über die Person ihres Stifters entsprach, wie sie die häretischen Auffassungen derselben widerlegte, indem sie ihre Engheit, Einseitigkeit und Beschränktheit darstellte und die kirchliche Lehre in ihrer glücklichen Mitte zwischen den Extremen entwickelte." Was die Schriften betrifft, welche man dem Papste Leo dem Großen zuschreibt, so erklärt sich Hr. Arendt für die Aechtheit der Sermonen, indem alles was dagegen vorgebracht, zu unbedeutend sei, als daſs es einen Zweifel an derselben hervorrufen oder unterstützen könnte. Man wird auch mit des Verfs. Ansichten im Allgemeinen übereinstimmen, daſs die Briefe dieses Papstes, welche für die Geschichte der Zeit und die nähere Kenntniſs des Charakters, des Wirkens und der Principien des Papstes von der gröſsten Wichtigkeit sind, nicht alle von ihm selbst verfaſst, sondern viele nur nach seiner Angabe und auf seinen Befehl geschrieben worden sind. Selbst mehrere, freilich unwichtigeren Inhalts, dürften vielleicht als unächte ganz ausgeschieden werden. Ungeachtet der kritischen Herausgabe dieser Briefe durch die Ballermi bleibt immer noch viel für die Reinheit des Textes und die richtige Ordnung der Briefe der Zeitfolge nach zu thun übrig. Die Aechtheit der übrigen Schriften, welche man diesem Papste zuschreibt, wagt Hr. Arendt nicht unbedingt auszusprechen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daſs Leo's des Großen Freund Prosper von Aquitanien, den Antelmi sogar für den Verf. der Sermonen halten möchte, die eine oder die andere Schrift, welche jetzt unter Leo's Namen in der Ausgabe von Quesnell vorkommt,

verfafst hat. Der *Codex Sacramentorum, ritus romanae ecclesiae* mufs nach den gelehrten Untersuchungen der Ballermi, wie Hr. Arendt angiebt, später unter Papst Gelasius (483—193) abgefafst worden sein, kann demnach nicht von Leo dem Grofsen herrühren.

Am wenigsten befriedigt das vierte Capitel des zweiten Buches, welches v. S. 424—478 den geistigen Zustand der Zeit darstellt. Nach den vortrefflichen Vorarbeiten, welche man in den letzten Jahren grade über diesen Gegenstand in der deutschen Literatur aufzuweisen hat, hätte eine vollendetere, mehr in sich geschlossene Darstellung gegeben werden können.

Aschbach.

LXXXII.

Vedánta-Sára, elements of theology according to the Vedas by Sadánanda Parivrájakacháryya with a commentary by Ráma-Krishna-Tirtha — published under the authority of the general committee of public instruction — printed at the education prefs. Calcutta 1829.

Wie dankbar wir auch dem Calcutta'schen *Education Committee* für die rasch auf einander folgenden Ausgaben indischer Originalschriften verpflichtet sind, so bedauern wir doch, dafs auf die philosophische Litteratur dabei weniger Rücksicht genommen wird, und uns bis jetzt nur zwei Werke der Art, das vorliegende und die Nyaya-Sutra's des Gotama zu Gebote stehen; denn die älteren Abdrücke der Brahma-Sutra's des Badarayana, so wie die 4 Upanishaden, deren Herausgabe Ram-Mohun-Roy besorgte, sind schon unzugängliche Seltenheiten geworden. Von Indien gilt, was von Griechenland gesagt worden ist, im eminentesten Mafse: dafs Kern und Blüthe seiner ganzen Bildung die Philosophie ist. Kein Land, in dem die Spuren speculativer Forschung in höheres Alterthum zurückgehen, keines, wo der Gedanke mächtiger über die Gemüther geherrscht und gröfsere Bewegungen hervorgebracht hätte; nirgends eine so umfassende, unübersehbare Reihe philosophischer Bücher, von frühen Zeiten beginnend, bis zum heutigen Tage noch nicht geschlossen. Und grade wegen dieser grofsartigen Einwirkung der Speculation auf alle Zweige des indischen Lebens sind es nicht etwa blofs die Bewunderer der Theosophie und Mystik, die reichlicheres Bekanntwerden von philosophischen und theologischen Schriften lebhaft wünschen müssen, so[illegible] dern auch der Erklärer der epischen Gedichte, welche in denselben jenen Urgedanken des indischen Be[illegible] seins überall, oft selbst in philosophischer Form ausge[illegible] sprochen, begegnet, der Freund der indischen Dramatik [illegible] der mystische Allegorie bekanntlich nicht fremd [illegible] endlich der Erforscher der Sanskritsprache und ihrer mannigfaltigen Gebilde, in denen der Einflufs der philosophischen Richtung des Volkes sein Staunen erregt. Dringt die hier geäufserte Klage über verhältnifsmäfsige Vernachläfsigung der philosophischen Litteratur auch wohl nicht bis nach Calcutta hinüber, so erreicht [illegible] doch vielleicht die trefflichen englischen und deutschen Forscher, denen die Londoner Schätze geöffnet [illegible] und wir dürfen von ihnen bei der jetzt in der [illegible] schen Philologie herrschenden Regsamkeit die Erfüllung unserer gerechten Wünsche hoffen; einstweilen ist eine neue Ausgabe der Denkverse des Isvara-Krishna versprochen, welche Wilson mit neuen handschriftlichen Hülfsmitteln besorgen wird.

Doch zu unserm Werke. Die erste Bekanntschaft mit dem Vedanta-sara verdanken wir Ward, der in einer unkritischen und nachläfsigen Weise eine Uebersetzung desselben seinem gröfseren Werke eingereiht hat, meist paraphrasirend und über die eigentlichen Schwierigkeiten hinweggehend. Colebrooke, [illegible] ten der englischen Missionare überhaupt nicht [illegible] weist von dieser Ward'schen Uebertragung [illegible] sie nicht aus dem Originaltext, sondern höchst wahrscheinlich aus einer bengalischen Version geflossen; indessen gewährt sie doch hie und da einigen Aufschlufs und verdient als erster Versuch unsern [illegible] In der Abhandlung über den Vedanta, welche der [illegible] Meister indischer Philologie: Colebrooke, [illegible] nach ältern Quellen bearbeitet hat, ist des Vedanta-sara nur beiläufig als eines jüngeren Werkes gedacht [illegible] schon manche Abweichungen von der ältern Lehre [illegible] halte; seinem Beispiele folgend hat Ref. sich in [illegible] stellung des vedantistischen Systems desselben nur [illegible] sam und mit Vorsicht bedient; doch ist die Auffassung des idealen Pantheismus hier so eigenthümlich [illegible] würdig, dafs eine wortgetreue Uebersetzung und Erläuterung der wichtigsten Stellen des Vedanta-sara [illegible] „Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte" [illegible] theilung) gewifs nicht als überflüssig erscheinen [illegible]

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 105.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1835.

nta-Sâra, elements of theology according the Vedas by Sadânanda Parivrajakâchâ- ıa with a commentary by Rama-Krishna- rtha.

(Fortsetzung.)

on den Lebensumständen des Verfs. Sadananda weiter nichts bekannt; jedoch schon sein Name: iende und Glückselige, so wie der seines Lehrers ananda: der Einzige, Glückselige — Bezeichnun- lie in dem Vedanta vom höchsten Brahma allein — und der Titel: Parivrajaka verrathen deut- afs er zu den ascetischen Mystikern gehörte. Die vann er gelebt, läfst sich nur sehr allgemein be- n. Gleich im Anfang des Buches erwähnt er den Upanishaden die Sariraka-Sutra's des Ba- na, von denen sich nicht ohne Wahrscheinlichkeit hen läfst, dafs sie in die ersten Jahrhunderte nach Geburt fallen; auch den Commentar Sankara's ene Sutra's hat unser Verf. sichtlich benutzt (man che z. B. die Aufzählung der Vollkommenheiten Vedanta-sar. p. 2 mit Sankara zu den Brahma- , 1. p. 3; noch deutlicher compilirt diesen der ntator Rama-Tirtha); somit mufs er nach dem ahrhunderte unserer Zeitrechnung geblüht haben. utliches Kennzeichen späteren Datums ist die fige Ausbildung der Lehre der Maya oder Täu- — jener Unwissenheit, in der ein Theil Brah- h selbst verdunkelt und so creatürlich wird — allerdings schon bei Sankara findet, aber weit er und begrifflicher aufgefafst; auch in dem sonst tischen und allegorischen „Aufgang des Monds enntnifs" zeigt sich das Dogma von der Täu- im Ganzen noch alterthümlicher. Wir werden h der Wahrheit ziemlich nahe kommen, wenn lananda für einen Zeitgenossen unserer grofsen tiker halten. Wunderbar ist es in der That, dafs dieselbe Erscheinung einer mystischen, aber nichts destoweniger scharf dialectischen Philosophie sich ganz zu derselben Zeit völlig unabhängig in zwei weitgetrennten Regionen des Erdballs wiederhohlt — ein Beweis, dafs es geistige Constellationen giebt, unter denen sich der Mensch, er sei wo er wolle, consequent so und nicht anders fortentwickeln mufs. Dort wie bei uns eine schriftliche Offenbarung, aus der das dogmatische System entwickelt wird; auch dort eine Art *magister sententiarum* (die Sutra's des Badarayana), an dessen Erklärung, Erweiterung und Berichtigung eine ganze Reihe der scharfsinnigsten Commentatoren arbeitete; auch dort kürzere systematische Auszüge aus den unübersehbaren Werken — wovon uns als Muster unser Vedantasara (eigentlich *medulla*, *epitome* oder *summa*) des Sadananda dienen mag *). Die Freunde des historischen Synkretismus, die überall, wo analoge Entwicklungen erscheinen, nur von litterarischem Diebstahl und serviler Nachahmung träumen und am liebsten ein Originalvolk stempeln möchten, von dem die übrigen Feuer- und Grönländer sich Geist und Bildung erbettelt haben, werden sicherlich nicht ermangeln, solche Züge schlagender Aehnlichkeit als eben so viel Beweise geltend zu machen, dafs die Indier nach Alexander sich etwas griechische Weisheit geborgt hätten und später durch die Thomaschristen mit der christlichen Theologie bekannt geworden seien; gegen solche kritische Gründlichkeit etwa geltend zu machen, dafs sich in indischen Schriften bis jetzt keine Spur der christlichen Ansiedlungen gefunden und also das Christenthum von den Brahmanen sehr ignorirt worden ist, würde nicht viel fruchten. Die kräftigste Abwehr von derlei Angriffen auf die indische Originalität liegt in der Eigenthümlich-

*) Ref. behält es sich vor, diesen Parallelismus der philosophischen Entwicklung Indiens und Europas während des Mittelalters anderswo weitläufiger darzuthun.

keit der Lehre selbst, die eben nur in diesem reizbaren, seltsam afficirten Volke zu solcher Gröfse wachsen konnte. Wie der Buddhismus aus dem Princip der persönlichen Gegenwart und Einwirkung des Gottes die Hierarchie nothwendig entwickeln mufste, ohne dafs wir die flache und unzureichende Hypothese von christlichem Einflusse nöthig haben, so leitete der Vedanta aus der Annahme einer schriftlichen Offenbarung jenes künstliche System exegetischer und dialectischer Dogmatik ganz consequent ab, das der Scholastik äufserlich nicht minder frappant ähnlich sieht, als buddhistisches Priesterthum und Mönchswesen den entsprechenden Formen der christlichen Kirche. Jene innere Nothwendigkeit der Entfaltung zu begreifen, ist die Aufgabe der Philosophie der Geschichte, nicht einer äufserlichen mechanischen Combination.

Wir bezeichneten oben Sadananda als einen Epitomator gröfserer Werke und nannten als die Hauptquelle desselben den Commentar des Sankara zu den Sariraka-Sutra's. Allein woher nahm er die eigenthümliche Auffassung des Dogma's von der Täuschung? Zwei Kräfte, heifst es (s. Philos. im Fortg. der Weltgesch. p. 1782) p. 6, hat die Unwissenheit: die Verhüllung und Verwechslung, d. h. die Unwissenheit, nachdem sie das ewige Brahma bedeckt, negirt hat, bringt nun anstatt seiner durch eine Verwechslung den Schein der Natur hervor; diese ist der Wechselbalg, den der Kobold Unwissenheit mit dem reinen Brahma vertauscht und welchen der Indier durch alle ersinnliche Anstrengung wieder loszuwerden sucht. Zur Bekräftigung dieser Lehre führt Sadananda folgenden Vers an:

Nur der Verwechslung Kraft ist es, so das Weltall erschaffen kann,
Welches vom Urleib anhebend sich mit dem Eie (ovo) Brahma's schliefst.

Ein glücklicher Zufall hat uns das Gedicht erhalten, woraus dieser Sloka entlehnt ist; es ist der 13. des kleinen Lehrgedichtes Balabodhani, welches Ref. herausgegeben hat; es wird in der Handschrift Sankara zugeschrieben; allein da es grade jene spätere Form der Vedantalehre enthält, so mufs diese Notiz verdächtig erscheinen (*cf. Sancar. p. 47 sq.*) Wir finden diesen Verdacht dadurch bestätigt, dafs Rama-Tirtha in seinen Scholien zum Vedantasara p. 56 bei jenem Citate Sadananda's aus der Balabodhani bemerkt: „hier führt er die Meinung eines andern Lehrers an"; einige Zeilen vorher hat Sadananda sich eines andern Verses [illegible] bedient. — Rama-Tirtha glossirt dazu: „er erwähnt hier die Meinung Hastamalaka's". Hätte der Scholiast gewufst oder geglaubt, dafs die Balabodhani ein Werk Sankara's sei, er würde nicht verfehlt haben, [illegible] berühmten Namen hinzuzufügen, besonders da Hastamalaka, den er namentlich aufführt, einer der [illegible] züglichsten Schüler Sankara's war; s. Wilson [illegible] *XVII, p.* 181. Dies indirecte Zeugnifs Rama-Tirtha's darf uns um so gewichtiger erscheinen, da der [illegible] name Tirtha (auf dem Titel der Calcutter Ausgabe heifst der Scholiast Rama-Krishna-Tirtha; am [illegible] seines Kommentar's aber nennt er sich selbst: [illegible] Biene am Füfselotus des Sri-Krishna-Tirtha", [illegible] also Krishna-Tirtha der Name seines Lehrers, [illegible] Tirtha sein eigner ist) vermuthen läfst, dafs [illegible] Tirtha ein Dasnami oder Anhänger der Schule Sankara's gewesen (s. *Wilson l. c.*), mag er auch [illegible] zu den Verehrern Rama's gehört haben, wie aus [illegible] fang und Ende seiner Scholien hervorgeht. [illegible] Schule Sankara's angehörig, mufste er aber [illegible] Werke des grofsen Lehrers kennen, wenn [illegible] ihn selbst für relativ modern halten. — Wir [illegible] also ein äufseres Zeugnifs für unsere Meinung [illegible] nen, dafs Balabodhani nicht von Sankara herrühre [illegible] doch ist es sehr wahrscheinlich, dafs sie in den [illegible] Kreis seiner Schule gehört und defswegen ihm [illegible] berühmteren zugeschrieben wurde. Fällt also [illegible] kleine Fragment in die ersten Zeiten nach Sankara [illegible] mufste es schon geraume Zeit bekannt und [illegible] sein, um von Sadananda ohne Beifügung des [illegible] als Autorität angeführt werden zu können, [illegible] dadurch die oben aus inneren Gründen gegebene [illegible] bestimmung für den Vedantasara einen erwünschten Belag, sowie nicht minder durch die schon [illegible] Notiz, dafs Sadananda eine Strophe Hastamalaka's [illegible] eines Scholars Sankara's, seiner Prosa einflicht. [illegible] könnte einwenden, ob denn nicht vielleicht der [illegible] der Balabodhani jenen Vers selbst aus einem [illegible] Gedichte oder gar aus dem Vedantasara entlehnt [illegible] und somit für die Priorität derselben nichts [illegible] Allein der Vedantasara congruirt zu oft in Gedanken und Ausdrücken mit dem kleinen Lehrgedichte [illegible] *car. p.* 13; *p.* 24), und eine seltsame Grille wäre [illegible] wenn der Verf. der Balabodhani in dem ohnedies kurzen Schriftchen nur mit Fremdem sich [illegible]

e. Wir glauben auf jeden Fall der Balabodhani die
ginalität vindiciren zu müssen. Gleich die einlei-
en Verse des Vedantasara, welche an den höchsten
t gerichtet sind, tragen durchaus das Gepräge der
ıahmung. Sadananda nennt hier Brahma: „den
etheilten, Seienden, Denkenden und Glückseligen,"
ichnungen, die grade das Charakteristische und
eigentlichen Inhalt der Balabodhani bilden, wo je-
nerkwürdige dreifache Prädicat Gottes (der Seiende,
:ende, Glückselige) sich öfters auf die bedeutsam-
Veise wiederholt und v. 20 folgende Wendung er-
„*es ist, es leuchtet, es ist freudig* (selig) — *diese
heit ist Brahmagestaltig*". Hat man in der Tri-
: Brahma, Siva und Vischnu eine Art Trinität
n wollen, die jedoch nach dem inneren Wesen
r Götter wenig Analogie mit der christlichen hat,
ird man in diesem speculativen Fassungsversuch
nneren Lebens Gottes mit Staunen die Annäherung
ner philosophischen Construction der Trinität wie-
kennen. Das erste Prädicat Brahma's: *der Seiende*
von Rama-Tirtha (*Schol. p.* 2) näher so bestimmt:
von Unwahrheit und Leere entfernte, dessen Natur
ichtsein der Privation ist." So tief fafst der Indier
legriff des Seins, dafs ihm *seiend* = *wahr* ist,
selbst das Wort satya wahr (etymologisch dem
ı. ἐτεός entsprechend) nur eine Ableitung des *verbi
nt.* ist. In der christlichen Theologie wird das
n des Vaters in das Sein *per eminentiam* als Prin-
:r beiden andern Personen gesetzt; er ist der aus-
sende, herrschende, das volle göttliche Sein (die
udo fontalis wie sich Bonaventura ausdrückt),
ein durch sich. — Das zweite Prädicat: chit der
nde, entspricht dem Sohne, dem λόγος; es wird
ieses Moment des Denkens von den Indiern auch
ıchten bezeichnet, was an das φῶς ἐκ φωτὸς und
chtlehre im Evangelio Johannis erinnert. Auch
ıthwendige dialectische Uebergang ist hier von
edantisten gefühlt worden. Rama-Tirtha sagt in
Scholien: „ist auch Brahma untheilbar und
so könnte er doch starr sein wie die Finster-
d daher mufs das zweite Prädicat: *der Denkende*
" Um also keinen todten, sondern einen lebendi-
innerer Bewegung begriffenen Gott zu haben,
ne zweite Relation, des Denkens gesetzt. Der
st geht hier so weit zu sagen: „Brahma ist
twa denkend, wie es heifst: das Tuch ist weifs,
sondern er ist das Denken, die Erkenntnifs selbst, da
die Schrift (der Veda) lehrt, dafs er ohne Qualitäten
sei." — Das dritte Moment im Leben Gottes: die
Glückseligkei oder Freude (priyam; auch Liebe) ent-
steht durch die Liebe; er ist glückselig, nicht durch
anderes, sondern durch sich, weil er sich selbst als
höchstes Object liebt. Durch die Liebe aber geht nach
der christlichen Theologie der heil. Geist hervor, wie
durch das Erkennen der Sohn gezeugt wird. Wir fin-
den demnach bei den Indiern das Leben Gottes ebenso
kurz in dem Worte *sachchidânanda* geschildert, wie
bei Augustinus durch: *esse, intelligere, velle**). Also ha-
ben die Indier diesen Gedanken erborgt — so falscher
Consequenz mufsten wir schon oben vorbeugen. Denn
wir sind theils überzeugt, dafs es der hohen Würde der
christlichen Lehre angemessener ist, sie eben als eine
dem menschlichen Geist eingeprägte, selbst in den Re-
sultaten der tiefsten Speculationen des Heidenthums ge-
ahndete nachzuweisen, theils mufs auch bei dieser täu-
schenden Aehnlichkeit der charakteristische Unterschied
zwischen beiden Auffassungsweisen in die Augen fallen.
Der Vedantist, welcher jene drei Momente in Gott
setzt, würde es gemäfs seiner mifsverstandenen Einheits-
lehre verabscheuen von drei Persönlichkeiten zu reden —
es fehlt ihnen also die Vorstellung nicht, sondern das
Mysterium der Einheit des Wesens, in welcher die
Dreiheit der Hypostasen verschlungen ist, und somit
grade das, was die Offenbarung durch den fleischge-
wordenen Gott geben mufste. Auf ähnliche Weise sehen
wir Philo in der Lehre vom göttlichen Logos scheinbar
ganz nahe an den christlichen Begriff streifen, aber da
er die Persönlichkeit der göttlichen Weisheit nicht
kennt, bleibt er in der That noch himmelweit davon
entfernt. Solche approximative Lehren der vorchrist-
lichen Zeit verhalten sich zu der Offenbarung etwa so,
wie höchst entwickelte, menschenähnliche Thierraçen
zum Menschen; alle äufsere Uebereinstimmung des Or-
ganismus wird ihnen den Geist nicht ersetzen können,
ohne den sie vom Menschen durch eine unübersteig-
liche Kluft getrennt bleiben. Der Geist Gottes und die
freie Persönlichkeit ist es, welche diesem dreifachen

*) Auch der Buddhismus endigt mit einer Trinitätsvorstellung, die aber weit äufserlicher gehalten, gewissermafsen die Trinität in ihrem Wirken nach aufsen darstellt; es ist Buddha, Dharma, Sanga; *cf. Abel Remusat sur les noms de la triade supréme chez les differens peuples Bouddhistes.*

indischen Brahma fehlt — und darum bleibt er ein idealer Götze. Wir glaubten uns bei dieser merkwürdigen Lehre länger aufhalten zu dürfen, da sie die Grundlage des ganzen späteren Vedanta bildet; des späteren, sage ich; denn in den ältern Schriften und noch bei Sankara findet sich das Wort sach-chidânanda nicht; dagegen schon im Prabodhachandrodaya sadânanda und von da an bei allen folgenden; so z. B. bei Sridharasvamin zur Bhagavadg. XIII, 28. u. s. w. Aber es ist nur dieses *Compositum*, welches sich die Aelteren noch nicht zu bilden erlaubt hatten; dagegen sind die einzelnen Theile desselben: Sein, Denken, Glückseligkeit als Bezeichnungen Brahma's uralt. Als der Seiende κατ᾽ ἐξοχήν wird er in den Upanishaden sehr oft gepriesen; in einer Stelle des Veda heifst es: „glückseliges Erkennen ist Brahma"; an einer andern: „wahre (wesenhafte), unendliche Erkenntnifs ist Brahma." Hier ist also das Zusammenfassen der schon früher im Bewufstsein vorhandenen Einzelbegriffe in *ein* dreitheiliges Wort ein blofs formeller Fortschritt, etwa wie Theophilus zuerst das Wort (nicht das Dogma) *τριάς* gebraucht. Nachdem Sadananda durch den Eingangsvers seiner Schrift ihr Ziel: den einzigen, seligen Geist kurz vor Augen gestellt hat, setzt er auseinander, wie derjenige beschaffen sein müsse, welcher jenes höchste dreigestaltige Brahma erkennen, d. h. sich selbst als solches wiederfinden und so zur höchsten Stufe der Seligkeit erhoben werden wolle. Hier erscheint als erste Bedingung jener Quietismus, der allem äufseren Werke entsagt; doch erkennt der Vedanta die Werke als Durchgangsstufe an, die aber nicht bleibend sein darf, sondern blofs eine gewisse Schuld abtragen soll. „Der geborne Brahmane," heifst es in der Schrift (bei Rama-Tirtha Schol. p. 11; cf. Visvanatha zu Gotama IV, 59, p. 193.) „wird als ein Schuldner von dreien geboren; den Rischi's ist er zum Brahmacharisein (durch Studium bei einem Lehrer und damit verbundene Keuschheit), den Göttern zum Opfer, den Vätern zur Nachkommenschaft verschuldet; schuldenlos ist, wer einen Sohn gezeugt, die Opfer verrichtet hat und Brahmachari war." Jene Schuld selbst aber und das Eintreten in dieselbe ist das letzte Räthsel, welches der Indier nicht lösen kann und deshalb durch einen *progressus in infinitum* seinen Augen zu entrücken sucht. Gott, der durch die Täuschung, jedoch nicht unfreiwillig, in der Welt sich manifestirt, mu[ß] das einmal Begonnene durchführen; er kann sich [nicht] eigenmächtig aus jeder Stufe seines Gewordenseins [in das] ewige, wahrhaftige Sein zurückkehren, sondern [er] unterwirft sich den Gesetzen jenes Gewordenseins [und] zahlt seine Schuld bis zum letzten Heller. Der [Brahmane], selbst jener gewordene Gott, hat demnach [auch] einen gewissen Kreis zu durchwandern; allein er [wird] zuletzt jenes äufseren Zwanges, des guten, wie [des bösen] Werkes Meister werden; er darf *beide* verrichten, aber so als ob er sie nicht verrichte und ihren [Früchten] gänzlich entsagend; auf diese Weise allein kann er [sich] ganz in die Betrachtung des Höchsten versenken. Von der Schilderung dieses Befähigten geht Sadananda zu der Lehre selbst über, durch die er befreit werden soll. Sie ist in kurzem folgende: Ding d. h. Reales ist allein das seiende, denkende, selige Brahma; [Unding] ist das durch die Unwissenheit zum Schein des [Seins] Erhobene, die Welt. Die Unwissenheit aber ist [weder] seiend, noch nichtseiend, sondern eben jener [leidenschaftliche] schaftliche Wunsch Brahma's ein Vielfaches zu [werden]. Rama-Tirtha schärft in seinen Scholien ein, da[ß] diese Unwissenheit durchaus nicht blofs als [Negation] des Wissens, noch auch als falsches Wissen [gefaßt werden] nen dürfe; sie sei vielmehr das Hindernde des W[issens], ein Mittleres zwischen Sein und Nichtsein, ein [Zu]stand (*bhava*), ein Werden (wie es ja auch das [Neu]trum zwischen dem Masculinum und Femininum [steht]); sie habe deswegen keine eigentliche Realität, [sondern] stehe blofs in der Vorstellung; die Täuschung Brahma's und die Unwissenheit des einzelnen [Lebendi]gen sei dieselbe, wie Brahma und der Lebendige [iden]tisch. Diese Unwissenheit aber hat doppelte [Kraft]; [sie] bringt durch sie die Welt hervor, und zwar in [doppel]ter, mikro- und makrokosmischer Reihe. Es ist [näm]lich eine dreifache Stufe der Weltentwicklung [anzuneh]men, wie im Kleinen (im Menschen und des [einzelnen] Wesen), je nachdem jene Unwissenheit als [ein Allge]meines oder als ein Besonderes gedacht wird. [Gott] durch die allgemeine, *eine* grofse Täuschung [bedingt] wird Weltschöpfer, Herr der Welt (*Isvara*), der [inner]halb des Kreises der Täuschung allwissend und [allmäch]tig ist; im Einzelwesen ist es der vernünftige Geist, [das] pneumatische Princip, das von der Täuschung [bedingt] eben das Einzelwesen zur egoistischen Existenz [bringt].

(Der Beschlufs folgt.)

№ 106.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1835.

inta-Sára, elements of theology according the Vedas by Sadánanda Paricrájakácháya with a commentary by Ráma-Krishnairtha.

(Schlufs.)

Jedoch ist auf dieser ersten Stufe der Täuschung Velt und das Einzelwesen gewissermafsen noch in r, embryonischer Ruhe befangen; darum heifst Phase des verhüllten Geistes der ursächliche Leib, ückselige Scheide oder Hülle, in welcher die künf-Entwicklung nur im Keime liegt. Diesem Täugszustand entspricht im Grofsen das Moment der :erstörung (*pralaya*), der ruhigen Versunkenheit na's, welcher aus der Mythologie genugsam beist, und aus dem erwacht der Gott erst seine Welhafft; im Menschen ist es der Zustand des tiefen es, wo er ganz seiner selbst vergifst und in die it mit Brahma eingeht; allein noch nicht vollkomnd dauernd, denn sonst würde auch sein Leib verden und eine Rückkehr unmöglich sein. Diese erste Stufe der Täuschung wird noch vom Satter Qualität des Seins, des Lichtes und der Wahrbeherrscht; es ist gewissermafsen die erste Anng des Geistes Körper zu werden, wodurch er n den Zustand der Bewufstlosigkeit versinkt. Jeler Vedantist vergifst die ursprüngliche Einheit des der Welt und des vernünftigen Geistes nicht — re Geist, in dem beide aufgehen, ist das höchste nifs seiner Lehre; er ist der Selige, Ewige — spricht dem Zustande der Entzückung und des schen Genusses; er ist der durch die ganze Täudes Schaffens ungetrübte Kern der Gottheit, die lle Qualität erhaben ist. — In jener ersten Verheit bleibt aber der Geist nicht stehen; es tritt te, feinste Materialisirung in einem dem psychi-Momente entsprechenden Leibe ein; für das All ist Hiranyagarbha (der Goldembryo, der Complex der feinen Elemente) für die Einzelwesen der Glänzende (*Taijasa*), der feine Leib (*sukshmasarira*), den wir etwa ätherischen Nervenleib nennen würden, jene erste Einkörperung. Aber Alles ist noch in einem unbestimmten, zwischen Geist und Materie schwankenden Dasein begriffen; daher diese zweite Entwicklung von den Vedantisten die Traumwelt genannt wird; d. h. im Grofsen ist es jener Augenblick, wo zwar der Geist von Illusion befangen sich fein bekörpert, wo aber noch nicht die Erstarrung in todte Materie Statt gefunden hat; im Kleinen ist es der Traumschlaf, in welchem der Mensch ein psychisches, inneres Leben führt und dem äufseren Sinnlichen ganz entfremdet wird. — Endlich erscheint die dritte und niederste Stufe des sich umwandelnden Geistes; jene feinen Elemente gehen über in grobe, der feine Leib in den handgreiflichen; der von der Täuschung umstrickte Geist sinkt zum belebenden, erwärmenden Naturgeist, zur Weltseele (*vaisvanara*) im Einzelwesen zum Vitalprincip (*visva*) herab; es entsteht die sichtbare äufsere Schöpfung, der sichtbare äufsere Mensch; es ist der Zustand des Wachseins, der sinnlichen Wahrnehmung und Empfindung und hiemit ist das Fallen des Geistes beschlossen; durch Erkenntnifs macht er sich aus den schweren Banden der Materie los und erreicht in der Entzückung vorübergehend, durch den Tod für immer jene ursprüngliche, selige Geistigkeit wieder. Nirgends ist wohl ein kühnerer Idealismus gelehrt worden, als hier von Sadananda; nur annähernd kann man das gnostische βυθός vergleichen, aus welchem sich die dreifache pneumatische, psychische und sarkische Natur entwickelt; allein wie unendlich viel tiefsinniger und feiner ist die indische Darstellungsweise, die vielleicht den Gnostikern nicht ganz unbekannt geblieben sein mag. — Wenn gefragt wird, wie alt diese Lehre Sadananda's von der Weltentwicklung sein möge, so läfst sich wohl mit allem Fuge behaupten, dafs sie ihrer Grundlage nach

schon in den ältesten Denkmälern, den Upanishaden, vorkommt. Die Namen Jsvara der Herr, Prajna der vernünftige Geist, Hiranyagarbha und Vaisvanara sind in der Weise, wie sie hier gedeutet werden, dort häufig gebraucht; die beiden andern Bezeichnungen *visva* und *taijasa* sind Ref. in diesem Sinne noch nicht vorgekommen. Man könnte also annehmen, Sadananda oder sein Vorgänger, hätte jene vorhandenen Elemente erst in systematische Ordnung gebracht und dem Systematischen zu Liebe ein Paar neue Namen erfunden. Doch liegt auch zu dieser Anordnung die Veranlassung schon in dem älteren Vedanta, wo jene drei Zustände (Wachen, Traumschlaf, tiefer Schlaf) und die eigentliche Ekstase vielfach vorkommen und auch die Parallele mit den drei Qualitäten (Guna's) nicht ganz ungewöhnlich ist, obgleich die Lehre von den Qualitäten in ihrer weiteren Ausbildung mehr das Eigenthum einiger von den Vedantisten nicht sanctionirten Upanishaden und der Sankhya zu sein scheint. Was aber die Nebeneinanderstellung der grofsen Welt und ihres kleineren Abbildes, des Menschen betrifft, so geht dieselbe durch alle indische Schriften hindurch; sie findet sich in Andeutungen bei Manus, weiter ausgemahlt in der Bhagavadgita; beide schöpfen aus den Upanishaden, wo sich diese nicht blofs spielende, sondern sehr ernstlich gemeinte Vergleichung oft wiederholt. So heifst's im dritten Capitel der Chhandogya: „jenes Brahma ist viertheilig: die Rede ein Theil, der Hauch ein Theil, das Auge ein Theil, das Ohr ein Theil; so in dem Menschen; unter den Göttern aber (d. h. bei den grofsen Naturpotenzen) ist das Feuer ein Theil, der Wind ein Theil, die Sonne ein Theil, die Weltgegenden ein Theil." Diese Vergleichung wird nur noch weiter entwickelt; die Parallele von Rede und Feuer ist eine sehr häufig vorkommliche und in der Sprache selbst begründete; denn viele Wurzeln, welche im Sanskrit *reden* bedeuten, heifsen zugleich leuchten. — Nicht immer bleiben sich jedoch in diesen Zusammenstellungen die Upanishaden consequent; so wird dem Gemüthe (*manas*) des Menschen einmal der Mond gegenübergenannt, ein andermal der Regen und das Wasser überhaupt (wir erinnern an die von Grimm schon nachgewiesene Verwandtschaft von See und Seele). Doch machen solche einzelne Abweichungen in den Augen der indischen Ausleger noch keinen förmlichen Widerspruch aus — genug, dafs der Mensch als Inbegriff und Quintessenz der ganzen Natur anerkannt wird, wie z. B. in der erhabenen Stelle der Chhandogya (8tes Capit.): „So [illegible] auf sich beruhend (im Weltall) dort der Aether, [illegible] ist hier im Herzen auch der Aether; beides ist [illegible] Aether des menschlichen Herzens) niedergelegt: [illegible] mel und die Erde; beide: das Feuer und der [illegible] beide: die Sonne und der Mond, der Blitz und [illegible] stirne." — So baut also Sadananda in der [illegible] Makro- und Mikrokosmus ganz auf die alte [illegible] allein er hat einzelnes Eigenthümliche und Neu[illegible] giebt er p. 13 folgende Parallele: „Jene beiden [illegible] der Visva und Vaisvanara geniefsen durch die Fünf[illegible] der mit dem Gehör anfangenden Sinne (Ohr, Haut, [illegible] Zunge, Nase), welche von den Himmelsgegenden [illegible] Wind, der Sonne, Varuna und den Asvina's der [illegible] nach beherrscht sind, der Reihe nach Ton, Gefühl, [illegible] stalt, Geschmack und Geruch; durch die Fünfheit [illegible] mit der Rede anfangenden Sinne (Redewerkzeuge, [illegible] Fufs, Anus und Geschlechtstheile), welche der Reihe [illegible] von Agnis, Indra, Upendra, Yama und Praja[illegible] herrscht sind, der Reihe nach das Reden, das [illegible] das Gehen, die Ausleerung und die Geschlechts[illegible] durch die Vierheit der innern Sinne: das Manas [illegible] müth), die Buddhi (Vernunft), den Ahankara [illegible] Selbstbewufstsein) und das Chitta (das Denken), [illegible] der Reihe nach von Chandra, Brahma, Siva und [illegible] beherrscht sind, der Reihe nach Entschlufs, [illegible] Selbstbewufstsein und Gedanken." In dieser Aufz[illegible] der menschlichen Functionen, die von den entsp[illegible] den Naturpotenzen oder Göttern beherrscht werden [illegible] Manches alt; so haben wir oben schon die Zusammen[illegible] stellung des Gehörs mit den Weltgegenden, des [illegible] mit der Sonne, der Rede mit dem Feuer, des Gem[illegible] mit dem Monde als alterthümlich kennen gelernt [illegible] übrigen Bezeichnungen aber, die aus der My[illegible] nicht ohne Glück entlehnt sind, möchten sich [illegible] aus den Veda's nachweisen lassen; doch ist Manus [illegible] theilweise vorangegangen, der V, 96. und VII. [illegible] König aus Partikeln der acht Welthüter zusamme[illegible] setzt sein läfst. Auch hier hat Sadananda um der [illegible] matischen Aufzählung willen einige Lücken [illegible] müssen, was ihm jedoch ganz im Sinne des ältern [illegible] danta gelungen ist.

Indem wir andere Eigenthümlichkeiten Sadananda[illegible] übergehen (z. B. die seltsame Lehre vom Fünf[illegible] chen der Elemente), sei es erlaubt auf eine [illegible] Seite seiner Anthropologie aufmerksam zu machen. [illegible]

indischen Schulen nehmen fünf Erkenntnifs- und fünf
ksinne an (s. oben die Aufzählung), zu denen die
ınctionen des inneren Sinnes (Gemüth und Ver-
t, in denen Selbstbewufstsein und Denken begriffen
kommen, sammt den fünf Lebensgeistern oder
:hen. Diese siebzehn Glieder bilden den sogenann-
einen, ätherischen Leib, die erste Ueberkleidung
Pneuma, mit welcher es in die Seelenwanderung
iht. Diese allgemeine indische Lehre fafst aber
nanda so, dafs er drei verschiedene Scheiden (Ge-
, oder, wie wir etwa sagen würden, Hüllen) die-
etherleibes annimmt. Die Buddhi (Vernunft) sammt
fünf Erkenntnifssinnen entspringt aus den lichten
ischen) Theilen des Aethers und der übrigen 4
ente, jedoch so, dafs sie selbst als der Inbegriff
Sinnenwahrnehmung auch aus den reinen Licht-
n der Gesammtheit der feinen Elemente hervor-
während die einzelnen Sinne in den einzelnen
echenden Elementen ihre Wurzel haben. Die Ver-
ng der Vernunft aber mit den Erkenntnifssinnen
die erkenntnifsartige Scheide oder Hülle. Das
s oder Gemüth und die Werksinne formiren zu-
en die gemüthartige Hülle des Geistes und sind
phäre der Leidenschaft und des Begehrens. Die
sinne entspringen daher auch aus den Rajas-
e- oder Leidenschafts-) Theilen der einzelnen Ele-
. Aus den gebundenen Rajastheilen der Elemente
die Fünfheit der Lebenshauche hervor oder viel-
der *eine* Lebenshauch, der nur fünf verschiedene
ionen hat. Insofern nun die Werksinne nicht blofs
erkzeuge des Willens erscheinen, sondern auch
ufserungen der Lebendigkeit, werden sie auch
m Lebenshauch verbunden gedacht und sind mit
ie hauchartige oder vitale Hülle. So sind also
phären oder Hüllen des einen Geistes nach seinen
rscheinungen des Erkennens (die erkenntnifsar-
ülle), des Wollens (die gemüthartige Hülle) und
bens (die hauchartige Hülle); sie machen verei-
inen feinen Leib aus, im Gegensatze zu dem
ichen Leibe oder der glückseligen Hülle, die wir
rwähnten. Wodurch Sadananda zu der seltsamen
hnung: Scheide (*kosa*) veranlafst worden sei, ist
eicht zu ermitteln; auch hier sind es Ausdrücke
hematismus, welche seiner Darstellung eine ei-
arbe geben; die Begriffe *karana-sarira* (ursäch-
licher Leib) und *linga-sarira* (feiner, organischer Ae-
therleib) sind keineswegs modern.

Nachdem Sadananda auf diese Weise die Lehre von Gott und seiner Welt- und Menschwerdung aus-einandergesetzt und mit dem idealistischen Satze: Alles ist Brahma und trägt nur den Schein des Andersseins — der zugleich der Schlüssel zur Befreiung ist, geschlossen hat, geht er zu einer kurzen Betrachtung der neben dem Vedanta bestehenden Irrthümer über — ein Abschnitt, welcher hier nicht fehlen durfte, da es allgemeine Sitte der indischen Philosophen ist, ihr System zuerst selbstständig zu entwickeln und dann die möglichen oder historisch-wirklichen Widersprüche abzuhandeln. So hat das gröfsere Lehrbuch der Sankhya seine polemische Partie; so bekämpft Sankara in mehreren grofsen Sectionen seines Commentars die Meinungen der übrigen Schulen. Unser Verf. läfst sich auf die noch für orthodox geltenden Lehren der Sankhya, Yoga u. s. w. nicht ein, sondern führt blofs eine Reihe von eigentlichen Häretikern auf, deren gemeinschaftlicher Irrthum es ist, dafs sie eben nicht den Geist für das allein Wesentliche erkennen, sondern dieses oder jenes Vergängliche für das Reale und somit auch für ihr eignes Selbst halten. So nennt Sadananda zuerst Irrlehrer von der allerschlechtesten Art, welche wahrscheinlich die zahlreichen Stellen bei Manus und in den Veda's über die Nothwendigkeit, einen Sohn zu haben, mifsverstehend und im buchstäblichen Sinne fassend, den Sohn für das Selbst ausgäben, etwa wie es auch bei uns materialistische Theorien giebt, welche die Fortdauer nach dem Tode allein auf das fleischliche Fortleben in den Kindern beschränken und so einen sich immer selbst wieder auffressenden *progressus in infinitum* statuiren. Dann zählt Sadananda die eigentlich philosophischen Materialisten: die Charvaka's in ihren verschiedenen Nüancen auf, wovon einige den Leib, andere die Sinne, andere den Lebenshauch, andere das psychische Element für das reale Selbst halten. Es folgen endlich die mannigfaltigen buddhistischen Ansichten und zwar zuerst diejenige, nach welcher Alles Buddhi (momentane Vernunft oder Erkenntnifs) ist; es sind die Yogachara's, eine eigene buddhistische Schule, welche diesen Satz vertheidigen (s. Colebrooke in seiner Abhandlung über die philos. Secten). Eben so ist die andere buddhistische Fraction der Madhyamika's er-

wähnt, die den Buddhismus auf seinen äufsersten Gipfel: die gänzliche Leere hinaustreiben. Die aufserdem berührten Meinungen scheinen nicht der Buddhalehre, sondern einzelnen vom vedantistischen Princip ausgehenden Separatisten anzugehören. — Bemerkenswerth ist es, dafs Sadananda die Buddhisten genau von den Charvaka's unterscheidet, was anderswo nicht immer in der Strenge geschieht. So findet sich in einem höchst interessanten philosophischen Gespräch (*MS.*) Namens *Vidvan-moda-tarangini*, dessen Bekanntschaft Ref. der gütigen Mittheilung seines hochverehrten Lehrers A. W. v. Schlegel verdankt, folgende Rede eines Charvaka: „So höre denn *unsere* Meinung — es giebt die Behauptung der Leerheit bei den Madhyamika's, die Behauptung einer momentanen Erkenntnifs bei den Yogachara's; die Behauptung eines in der Gestalt der Erkenntnifs nicht zu erreichenden Momentanen bei den Sautrantika's, die Behauptung von momentanen äufseren Gegenständen bei den Vaibhasika's, die Behauptung einer vom Körper verschiedenen Verwandlung des Körpers bei den Digambara's — dieses sind die sechs verschiedenen Schulen, deren gemeinsamer Lehrsatz es ist: es giebt keinen Himmel, keine andere Geburt, keine Hölle, kein Recht und kein Unrecht; es existirt kein Schöpfer, Erhalter und Zerstörer der Welt; ein anderer Beweis, als die sinnliche Wahrnehmung ist nicht statthaft; es ist kein vom Körper verschiedener Geniefser der Früchte." — Hier ist ganz deutlich der Materialismus und Buddhismus, so wie die Lehre der Jaina's auf eine Stufe gestellt. —

Indem wir die mehr exegetisch interessanten Erörterungen Sadananda's über die beiden Hauptsprüche der Upanishaden: *das* (das reine, reale Brahma) *bist Du* und: *ich bin Brahma* übergehen, und in Betreff der Lehre vom Lebendigbefreiten auf die Phil. im Fortg. der Weltgesch. verweisen, diene uns zum Schlufs eine allgemeine Würdigung unsres Schriftstellers. Er hatte sich die Aufgabe vorgesetzt, einen Abrifs der vedantistischen Lehre zu geben und war deshalb u[illegible] Benutzung früherer Quellen natürlich hingewiesen [illegible] lein er liefs sich nicht sclavisch von ihnen leiten, [illegible] dern es geben sich, wie wir sahen, manche Züge [illegible] gineller Auffassung zu erkennen. Vor Allem [illegible] ihm darauf an, einen klaren, systematischen [illegible] tismus vor Augen zu stellen; zu dem Behufe [illegible] sich mancherlei weitere Ausführung und Be[illegible] des vorhandenen Stoffes erlaubt, besonders [illegible] mehr moderne Form mancher Lehren aufgen[illegible] Seine Sprache verbindet mit einer musterhaften [illegible] und Schärfe doch hinlängliche Deutlichkeit, [illegible] sie beurkundet, dafs er nicht zu den spätesten [illegible] stellern gehörte, die oft an weitschweifiger [illegible] keit leiden. Auch der Commentator, den Sada[illegible] gefunden, zeichnet sich durch Scharfsinn und Be[illegible] heit aus, obgleich seine Anmerkungen häufig den [illegible] an Schwierigkeit übertreffen, doch sind sie [illegible] gleichlich besser als die geschraubten Scholien [illegible] natha's zu Gotama. So eignen sich denn Te[illegible] Commentar zu einem tüchtigen Unterricht in [illegible] dantalehre, deren Wichtigkeit auch der eifrige [illegible] wunderer antiker Philosophie anerkennen [illegible] einem Werke des Mittelalters, aus einer wichtigen [illegible] che der philosophischen Entwicklung Indiens. [illegible] also von nun an dem Vedanta-sara ein Platz [illegible] Geschichte der Philosophie gegönnt sein.

Die Sorgfalt der Calcuttaer Herausgeber [illegible] Ganzen lobenswerth, und es zeichnet sich [illegible] auf Correctheit dieser Abdruck vor andern [illegible] Offizin aus; doch mangelt es nicht an kleineren [illegible] fehlern; ein entstellender Irrthum ist es, wenn [illegible] l. 11 heifst: *vixepa'saktis tu yathâ rajj*[illegible] Sinn erfordert nothwendig: *rajjvajnânam*. Die [illegible] punction könnte hie und da dem Zusamme[illegible] gemessener sein.

Friedrich Windisch[illegible]

№ 107.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1835.

LXXXIII.

stiones Horatianae. Scripsit C. Kirchner, 3olae prov. Portensis Rector. Lipsiae, 1834. *gel.* 60 *S.* 4.

)er erste und bei weitem gröfste Theil dieser sehr rten und interessanten Schrift ist gegen Bentleys ht über Abfassung, Bekanntmachung und Zeitfolge Iorazischen Gedichte gerichtet (S. 1—41), welche ht obschon von vielen Gelehrten im Einzelnen oder weniger angefochten, doch noch bisher ein ss Ansehn behauptet hat. Hr. Kirchner greift sie :n fast allen ihren Theilen an, und strebt mit gro- Aufwande von Erudition und Scharfsinn sowohl Nichtigkeit zu erweisen, als auch seine eigene An- an ihre Stelle zu setzen. Und dafs der verehrte einen Zweck in der Hauptsache vollkommen er- : hat, glaubt Rec. versichern zu können. Um aber n Lesern einen genügenden Bericht von diesem :ten Streite abzustatten, wollen wir den Behaup- n Bentleys die hauptsächlichsten Gegenbeweise des gegenüber stellen.

3entley leugnete, dafs Horaz zu einer und dersel- :eit sich mit mehr als einer Gattung von Gedich- eschäftigt habe, und behauptete, er habe zuerst als Satiren, dann nichts als Epoden, später nichts den u. s. w. gedichtet. Hr. K. behauptet dagegen –6, Horaz habe die Satiren, Epoden und mehrere den gleichzeitig in seinen jüngern Jahren, in den n Jahren dagegen den gröfsten Theil der Oden lle Episteln ebenfalls gleichzeitig geschrieben. Nur rn stimmt also Hr. K. mit Bentley überein, dafs er den Beginn der Episteln erst nach der Beendi- der Satiren und Epoden setzt. Rec. tritt der An- des Verfassers ganz bei, bemerkt jedoch, dafs die Beweisführung ihm zwar bündig und genügend, aber bei einer so wichtigen Sache zu gedrängt zu sein scheint.

Bentley leugnete ferner, dafs Horaz seine Gedichte einzeln herausgegeben habe: Quippe omnibus, qui eius- modi poemata scripserunt, id in more erat, ut non spar- sas eclogas, sed integros libellos semel simulque in lu- cem ederent. Hr. K. räumt nun zwar ein (S. 6 u. 7), dafs Horaz Sammlungen seiner Gedichte veranstaltet, und diese in den Buchhandel gegeben habe, aber er behauptet zugleich, dafs Horaz schon vorher die ein- zelnen Gedichte nicht blofs einem engeren Kreise von Freunden durch Vorlesen und Zusenden, sondern auch dem grofsen Publicum bekannt gemacht habe. Allein in diesem Punkte mufs Rec. bei Bentleys Ansicht ver- harren, da mehrere Stellen unsers Dichters sie als rich- tig beweisen. Dafs die Satiren nicht einzeln bekannt gemacht wurden, geht aus Sat. I. 4, 22 flg. 71–78 klar hervor. Dasselbe beweisen rücksichtlich der Epoden und Oden die Stellen Sat. I. 4, 39—44. I. 10, 46 flg. (Hr. K. folgert selbst S. 6 §. 11. aus diesen zwei Stel- len, Horaz habe bis zum Jahr 723 die Epoden und Oden nicht einzeln herausgegeben, sed domi pressisse, aut cum amicis modo communicasse). Rücksichtlich der Episteln endlich liegt der Beweis im Anfang der letz- ten Epistel des ersten Buchs. Hierbei können wir nicht umbin zu bemerken, dafs bei Hrn. K. ein gewisses Schwanken in der Erklärung wie denn und durch wen eigentlich die Gedichte ins grofse Publicum gekommen seien, sich findet. Man vergl. S. 6 §. 12—14. und S. 40 §. 71. Horaz las seine Gedichte nur vor einem klei- nen und ausgewählten Kreise, und schickte sie einzeln an Niemand, aufser an die Person, an welche das jedes- malige Gedicht gerichtet war. Nun ist es allerdings wahrscheinlich, dafs manche derselben durch seine Freunde und Gönner allgemeiner bekannt wurden, aber

dafs Horaz seine Gedichte einzeln selbst herausgegeben, dafs er sie öffentlich vorgelesen habe, und viele gleich mit dem Gedanken an schnelle Bekanntmachung geschrieben habe, wie Hr. K. behauptet, glaubt Rec. leugnen zu müssen. Nur das *carmen seculare* gelangte aus Gründen, die leicht einzusehen sind, zu einer schnellern Publicität.

Bentley behauptet aufserdem, Horaz habe jedes seiner Bücher einzeln, nicht mehre zusammen herausgegeben. Hr. K. giebt zwar zu, dafs das Buch der Epoden, das vierte Buch der Oden und das erste und zweite Buch der Episteln einzeln herausgekommen seien, behauptet aber, dafs die beiden Bücher der Satiren und auch die drei ersten Bücher der Oden zusammen erschienen seien S. 7—14. In Betreff der Oden hegten schon Jani, Döring und Zumpt (Jahrb. f. wiss. Krit. 1833. n. 83) dieselbe Meinung, und nach Hrn. K's. ausführlicher Auseinandersetzung möchte wohl kein Zweifel mehr darüber obwalten. Rücksichtlich der Satiren tragen wir mehr Bedenken dem Hrn. Vf. beizutreten. Denn obschon zwei Satiren des zweiten Buchs früher fallen als die jüngste des ersten Buches (das Hauptargument des Vfs. für die Gesammtausgabe der Satiren), so fallen doch sechs später. Es ist möglich, dafs dies zufällig ist, aber andrerseits läfst sich auch sagen: was die beiden älteren Satiren anlangt, so konnte es wohl einen Grund geben, warum sie in das erste Buch nicht aufgenommen wurden, wenn wir auch nicht mehr im Stande sind, ihn aufzufinden.

Bentley bestimmt auch, innerhalb welcher Jahre die einzelnen Bücher der Horazischen Gedichte abgefafst sein sollen. Hiergegen spricht Hr. K. S. 14—41 ebenso ausführlich als gelehrt und scharfsinnig. Zunächst hebt er den auch schon von Andern bemerkten seltsamen Umstand hervor, dafs Bentley den Dichter mehre und sogar zweijährige Pausen, gleichsam Ferien machen läfst, in denen Horaz gar keine Gedichte geliefert haben soll. Nach Rec. Urtheil hätten diese Pausen allein schon die Gelehrten abhalten sollen, den Zeitbestimmungen Bentley's beizutreten. Doch wir wollen letztere nun etwas näher betrachten, da sie den eigentlichen Kern von Bentley's Hypothese bilden.

Das *erste Buch der Satiren* setzt Bentley in das 26ste bis 28ste Lebensjahr unsers Dichters, d. h. in die Jahre 714—716 p. u. c., da Bentley durchweg den Horaz ein Jahr älter macht, als er wirklich ist *); Hr. K. dagegen in die Jahre 713—723. Für die älteste Sat[illegible] erklärt er mit Masson die siebente *Proscripti Regi[s] Rupili*, und auch Rec. ist geneigt sie ins Jahr 71[illegible] zu setzen. Mit mehr Gewifsheit läfst sich jedoch die [illegible] *Ambubaiarum collegia* ins Jahr 714 setzen, worüber Hr. K. in einem der folgenden Abschnitte S. 49 flg. so [ge]nügend gesprochen hat, dafs Rec. die Sache für ausge[macht] hält. Wollten wir uns nun aber auch, was [den] Beginn der Satiren anlangt, mit Bentley vereinigen, so können wir es jedoch rücksichtlich des Schlu[sses] auf keine Weise. Denn es giebt nicht weniger als [sie]ben Satiren im ersten Buch, die nach dem Jahr [illegible] geschrieben sind. Hr. K. bezeichnet als die jüngste [von] allen die zehnte: *Nempe incomposito*, weil v. 61 [der] Tod des Cassius Etruscus erwähnt wird, der mit [dem] Cassius Parmensis eine und dieselbe Person sein [soll]. Aber Rec. kann nicht glauben, dafs Horaz Parma [nach] Etrurien versetzt hat, anderer Gründe nicht zu ge[den]ken, die dieser Identificirung entgegenstehen. Vgl. [illegible]dorf z. d. St. Jedoch will Rec. hiermit nicht leugnen, dafs die genannte Satire nach 716 geschrieben [ist]. Für die jüngste aber unter den genauer bestimmbaren [Sati]ren hält Rec. die achte: *Olim truncus eram*, und [setzt] sie ins Jahr 722. Den Beweis giebt v. 7 flg., wo [die] Anlage des Esquilinischen Gartens als *vollendet* [bezeich]net wird, verglichen mit den Stellen Sat. II. 3 [illegible] 185, von denen die erste Stelle den Bau jenes Gar[tens] als *im Werden* bezeichnet, die letzte aber deutlich [be]weist, dafs die dritte Satire des zweiten Buches im J. 721 geschrieben ist. Wie aber Hr. K. die Sache [um]kehren, und diese dritte Satire für jünger ansehen [kann] als die achte des ersten Buches, gesteht Rec. nicht [zu] begreifen.

Das *zweite Buch der Satiren* setzt Bentley [illegible]

*) Dies geht aus mehren Angaben Bentley's sehr [illegible] hervor. Man vergleiche seine Bestimmungen der [illegible]lung des Namens Augustus, der Schlacht bei Actium, [bei] Philippi, des carmen seculare, der Ackervertheilung [illegible] panien nach Lebensjahren unsers Dichters. Auch [Hr. K.] macht auf diesen Irrthum aufmerksam S. 14 u. 15 [illegible] noch reducirt er selbst Bentley's Angaben [illegible] ein Jahr zu spät auf Jahre Roms, und sagt hier [illegible] rarum librum primum trium annorum spatio a. u. c. [illegible] 717 Bentleius inclusit.

e 719—721, Hr. K. dagegen mit vollem Recht in Jahre 717—726. Die älteste Satire ist die zweite: *e virtus et quanta*, von der S. 60 bewiesen wird, sie im Jahre 717 geschrieben ist. Die jüngste Satist die erste: *Sunt quibus in satira*, geschrieben im 726, wie dies Hr. K. aus v. 10 flg. richtig dar-

Der Vf. deckt ferner S. 19 die mannigfachen Irrer Bentley's auf in Betreff der sechsten Satire: *Hoc in votis*, und zeigt, dafs diese Satire im Jahre 723 rieben ist. Von der dritten aber bemerkten wir oben, dafs sie ins Jahr 721 gehört.

Die *Epoden* setzt Bentley in die Jahre 722 und Hr. K. dagegen in die Jahre 713—724. Die ehnte Epode: *Altera iam teritur* ist die früheste, hre 713 geschrieben. Dies beweist der Vf. sehr sinnig gegen die bisherige Annahme, welche diese ins Jahr 723 setzt. Die jüngste Epode ist die : *Beatus ille*, im Jahr 724 geschrieben. Vergl. §. 54. Der Vf. giebt in diesem Abschnitt zu chronologische Bestimmungen von fast allen übripoden; auf die wir uns jedoch hier nicht weiter sen können. Besonders ausführlich wird über die n und anderen Gedichte gesprochen, die an die *'ia* gerichtet sind, oder in denen sie beiläufig erwird. Vgl. S. 25 §. 47. flg. Auch über die Perkeit der genannten Dame, die, wie die Scholisagen, eigentlich Gratidia hiefs, findet sich hier men gestellt, was sich aus dem Dichter und den Auslegern entnehmen läfst. Die Herausgabe der n setzt Hr. K. ins Jahr 734 aus einem Grunde, ie Rec. unten zeigen wird, nicht annehmbar ist. Epoden mit dem Jahre 724 enden, so scheinen h bald nachher herausgegeben zu sein.

s *erste Buch der Oden* setzt Bentley in die 724—726, Hr. K. dagegen mit Recht in die 17—736. Zwar wird die achtundzwanzigste Ode: *is et terrae* nur nach Wahrscheinlichkeit ins 7 gesetzt (vgl. S. 59 §. 13.), aber mit grofser heinlichkeit, und es läfst sich auch noch von Oden nachweisen, dafs sie vor das Jahr 724 Ins Jahr 735 aber fällt die dritte Ode: *Sic te tens Cypri*, wie bekannt, die zwanzigste Ode: *abis* fällt frühstens in ebendasselbe, wenn nicht olgende Jahr, wie Hr. K. S. 9 §. 20. beweist. e Ode aber setzt Hr. K. ins Jahr 736 (S. 10 §. 22.), geschrieben als Proömium bei der Herausgabe der drei ersten Bücher der Oden.

Das *zweite Buch der Oden* setzt Bentley in die Jahre 728 u. 729, Hr. K. in die Jahre 715—734 und zwar mit Recht. Die älteste Ode ist die siebente: *O saepe mecum*, von der Niemand, aufser Bentley, zweifelt, dafs sie im Jahre 715 gedichtet ist. Die jüngste ist die neunte: *Non semper imbres*, die frühstens im Jahre 734 gedichtet ist. Mitscherlich setzt sie ins Jahr 735.

Das *dritte Buch der Oden* setzt Bentley in die Jahre 730 u. 731, Hr. K. in die Jahre 717—736. Als die frühste Ode wird die dreizehnte: *O fons Bandusiae* mit grofser Wahrscheinlichkeit angenommen. Vgl. S. 60 §. 17. Aufserdem fallen vor das Jahr 730 eine grofse Anzahl Oden dieses Buchs, namentlich die sechste: *Delicta maiorum*, wie bekannt ins Jahr 726. Die fünfte dagegen: *Coelo tonantem* gehört anerkanntermafsen ins Jahr 735. Die erste und dreifsigste Ode werden S. 10 u. 12 ins Jahr 736 gesetzt, als gedichtet bei Veranlassung der Herausgabe aller drei Bücher.

Das *vierte Buch der Oden* setzt Bentley in die Jahre 737—739, Hr. K. in die Jahre 736—744, und erklärt S. 38 §. 67. die neunte: *Ne forte credas* nicht ohne Wahrscheinlichkeit für die älteste. Später als das Jahr 739 fallen mehre Oden, am spätesten, nemlich ins Jahr 744, anerkanntermafsen die funfzehnte: *Phoebus volentem.*

Das *erste Buch der Episteln* setzt Bentley in die Jahre 734 u. 735, Hr. K. aber in die Jahre 727—739. Gewifs ist, dafs die zweite: *Troiani belli scriptorem* vor dem Jahre 729, also vielleicht, wie Hr. K. annimmt, im Jahre 727 geschrieben ist. Dafs aber die Episteln bis zum Jahre 739 reichen, ist nicht zu erweisen. Die historischen Beziehungen reichen nicht über das Jahr 734 hinaus, und am schlagendsten beweist die zwanzigste Epistel, der Epilog dieses Buchs, selbst im Jahre 734 geschrieben, dafs dies Buch in dem genannten Jahre beendigt und herausgegeben ist *). Rec. bittet

*) Irrig ist die gewöhnliche Meinung, der Schlufs dieser Epistel nöthige sie ins Jahr 733 zu setzen. Die Worte: Me quater undenos sciat *implevisse Decembres*, collegam Lepidum quo duxit Lollius anno, beweisen vielmehr für das Jahr 734. Denn wie hätte Horaz sagen können, er habe

den verehrten Vf. dieser Untersuchungen diese Umstände noch einmal in Erwägung zu ziehen, und hofft, derselbe werde dann die zwanzigste Epistel nicht länger für den Epilog zu den Epoden ansehen.

Das *zweite Buch der Episteln*, und die *Ars poetica* sind die Produkte der letztern Lebensjahre unsers Dichters. Bentley setzt für sie keine bestimmten Jahre an. Hr. K. setzt die erste Epistel mit Masson und Andern ins Jahr 744, die zweite im Widerspruch mit Andern ins Jahr 743, und uns scheint der Vf. Recht zu haben. Von der Ars poetica glaubt Hr. K. dafs sie im Jahr 745 oder 746 geschrieben sei, und verspricht dies künftig ausführlich zu erörtern.

Soweit die allgemeine gegen Bentley gerichtete Untersuchung. Die folgenden Abschnitte sind mehr specieller Art. Der *zweite* S. 42—49 handelt *De utroque Tigellio*. Ob bei Horaz ein oder zwei Tigellii vorkommen, ist bekanntlich ein alter Streit. Hr. K. beweist jetzt sonnenklar, dafs man zwei Männer dieses Namens annehmen müsse. Der ältere ist Tigellius Sardus, der schon in Ciceros Briefen vorkommt, und von Horaz im Anfang der zweiten und dritten Satire des ersten Buchs charakterisirt wird. Dieser ist der Freund und Günstling Caesars und Octavians. Der jüngere heifst Hermogenes Tigellius (So nemlich nennt ihn Horaz, nicht Tigellius Hermogenes, wie Hr. K. ihn nennt, auch nicht M. Tigellius Hermogenes, wie die Scholiasten ihn benennen, welche beide Tigellii für Eine Person halten). Beide waren berühmte Sänger, beide schön von Gestalt. Im Uebrigen aber, besonders in ihrer Lebensart fand Verschiedenheit statt. Der ältere scheint spätestens im Jahre 714 gestorben, der jüngere dagegen mit Horaz von gleichem Alter gewesen zu sein.

---

den December des Jahres 733 (in dem Lollius und Lepidus Consuln waren) schon *durchlebt*, wenn er im Jahre 733 diese Epistel schrieb? Die Höflichkeit gegen den Lollius, welche Hr. *Schmid* (Horaz Episteln I. S. 451) in diesen Worten findet, scheint der Dichter nicht beabsichtigt zu haben.

Im *dritten Abschnitt* S. 49—53 wird unters[illegible] in welcher Zeit die *zweite* und *dritte Satire* des ers[illegible] *Buchs* geschrieben sind. Rücksichtlich der zweiten ha[illegible]ben wir schon oben erklärt, dafs sie in Folge dieser Un[illegible]tersuchung ins Jahr 714 zu setzen ist. Die dritte Sa[illegible]tire gehört ins Jahr 716 oder 717 und scheint [illegible] Fälle vor dem Iter Brundisinum geschrieben zu [illegible]

Der *vierte und letzte Abschnitt* S. 54—60 handelt *De itinere Brundisino*. Hr. K. verficht Massons Meinung dafs diese Reise im Jahr 717 unternommen worden, [illegible]gen Wesseling, der sie ins Jahr 716 setzt, und bestimmt hiernach auch das Alter einiger anderer Gedichte [illegible] I. 28 *Te maris et terrae.* III. 13 *O fons Bandusiae* Sat. II. 2 *Quae virtus et quanta*, welche bei Gelegen[illegible]heit dieser Reise (auf der Rückreise) gedichtet [illegible] seien. Rec. bedauert, dafs es der Raum nicht mehr [illegible]stattet, die Gründe zu entwickeln, wodurch diese [illegible]stimmungen fast zur Gewifsheit erhoben werden.

Die dieser Schrift vorangeschickte aus einem [illegible]liner Codex abgedruckte *Vita Horatii* ist von [illegible]sonderlichen Bedeutung; schätzenswerth dagegen die [illegible]*bula chronologica*, worin der Vf. von jedem [illegible] das Jahr der Entstehung nach seinen Berechnungen [illegible]zeichnet hat.

Zum Schlufs der gegenwärtigen Anzeige [illegible] kann Rec. nicht umhin, dem Hrn. Vf. für die [illegible]lehrungen zu danken, die ihm aus diesem Buche [illegible]den sind. Hieran reiht sich der Wunsch, dafs [illegible]gonnenen Untersuchungen bald in derselben Art [illegible]setzt werden mögen, worüber Hr. K. an einigen [illegible] schon Versprechungen gegeben hat. Wenn übrigens [illegible] über einige Punkte eine abweichende Meinung [illegible] hat, so darf er bei Hrn. K's. Sachkenntnifs und [illegible]nität voraussetzen, dafs es demselben nicht [illegible] werde, wie bei einem so schwierigen und [illegible] Gegenstande völlige Übereinstimmung der [illegible]den fast unter die unmöglichen Dinge gehört.

Lange.

№ 108.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1835.

LXXXIV.

tsche Geschichte mit besonderer Rücksicht f Religion, Recht und Staatsverfassung von George Phillips. Zweiter Band. (S. X. 7). Berlin, 1834. bei Ferd. Dümmler. 8.

)hne Zweifel gehört es zu den gröfsten Freuden, e das Leben in der Wissenschaft bietet, wenn nach langem Herumschleppen mit dem Gefühl, in Gegenstand, so wie er bisher behandelt ist, eioch nicht in klaren Umrissen erschienen ist — ch auf eine Behandlung desselben stöfst, die, wenn noch nicht alle dunkle Seiten aufhellt, wenn auch nicht alle vernachläfsigten Particen durcharbeitet, den richtigen Grundrifs des Ganzen und Schutz 'ertheidigung aller Hauptpunkte desselben enthält. hat sich eine lange Zeit durch die verwickelten en einer halbfremden Stadt gewunden, hat sich für igliche Bedürfnifs, hat sich für alle Lieblingsgänge irt, aber das Ganze macht noch durchaus den Eindes Unübersichtlichen — da besteigt man den des heiligen Marcus und klar liegt unter einem idt in ihrem Grundrifs, und man gewinnt den n für alles Detail, mit dem man sich bisher, ohne ch einen solchen zusammen zu halten, herumgehat; erscheinen dann auch die ferneren Inseln einseitigen Profilen, nicht mehr in übersichtlicher erspective, wie das Näherliegende, so sind sie irs Erste leicht mit dem Compafs ihrer Lage im einen noch in das Bild einzutragen, und man hat eigne weitere Forschung Ausgangs- und Anhale in Menge gefunden.

es etwa ist das Gefühl, mit welchem Referent zweiten Band der deutschen Geschichte von Phil- der Hand legt; denn wenn auch nach der Seite chts und nach der Seite des Ereignisses, des ien, manches Treffliche für die karolingische Zeit schon zu finden war, so hatte doch noch kein Jurist den Inhalt der Rechtsquellen zu einer Totaldarstellung des Lebens dieser Zeit benutzt; die meisten anderen haben die Capitularien, Formelsammlungen und Urkunden, die sich auf einzelne Fälle beziehen, so wie andere weitschichtige Quellen nur flüchtig durchgelesen, oft sichtbarlich nur stückweise überblättert, wie etwa Leute, die eine Dissertation über die Insel Samos und dergleichen schreiben, sich vornämlich an die Register der Quellen halten, die sie zu lesen die Aufgabe hätten. Nun haben wir in vorliegendem Bande eine Darstellung der karolingischen Zeit, in welcher ein Mann, der seiner Hauptrichtung und Thätigkeit nach Jurist ist, über den Bereich des Rechts hinaus greift, und mit Sinn das ganze Leben darstellt. Auch gegen die Auffassung der kirchlichen Verhältnisse in diesem Bande wüfsten wir nichts zu sagen, denn dafs sie von einem römisch-katholischen Standpunkte statt gefunden, kann der Darstellung einer Zeit, in welcher selbst dieser Standpunkt der einzig geltende und der einzig richtige war, nur förderlich sein. Dafs hie und da gegen manches, was in Folge protestantischer Einseitigkeit in Beziehung auf jene Zeit Falsches ausgesprochen worden ist, von dem Vf. Protest eingelegt wurde, können wir nur billigen; denn es ist in historischer Hinsicht, wie wir auch hier wiederholen, Seitens der Protestanten viel Unrecht gut zu machen — und nur bei *Einem*, unten weitläuftiger zu besprechendem Punkte möchten wir glauben, dafs die kirchliche Haltung des Vfs. — und zwar ohne, dafs es nothwendig gewesen wäre — einen die Wahrheit des Factischen verhüllenden Einflufs geübt habe. Im Ganzen ist das Erscheinen dieses Bandes reiner Gewinn für die Wissenschaft, und mit Sehnsucht sieht Ref. der Fortsetzung entgegen. Im Einzelnen sei vergönnt, Folgendes zu bemerken:

S. 49 findet sich folgende Stelle: „Im Frühlinge des kommenden Jahres (775) trug Karl wiederum den

Krieg in des Feindes eignes Land. Hohseburg oder Sigiburg an der Ruhr, der *Ostphalen Hauptfeste*, ward genommen, und die Häuptlinge der drei grofsen Sachsenstämme stellten Geiseln für die Bewahrung des Friedens." — In der Note dazu heifst es: „Nicht etwa Sigiburg an der Sieg; diese lag im ripuarischen Lande. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, dafs die im Texte angeführte Sigiburg mit Afseburg bei Wolfenbüttel identisch ist. S. v. Ledebur a. a. O. S. 15 u. f. S. Wedekind Noten zu einigen Geschichtschreibern des Mittelalters Bd. I. S. 39. 394 Bd. II. S. 169." — Hier hat sich der Vf. offenbar ein wenig übereilt, und wird das selbst finden, wenn er die von ihm citirten Hülfswerke näher ansieht. *Das* Sigiburg oder Hohensigburg, welches 775 vorkömmt, liegt dem Einflufs der Lenne in die Ruhr gegenüber in *Westphalen*, und ist nichts weniger als die Hauptfeste der Ostphalen. Als die letztere mag man ein anderes Hochsigburg, oder besser und gewöhnlicher Hohseburg ansehen, welches zu den Jahren 743, 745 und 748 erwähnt wird, und wahrscheinlich die Afseburg ist ohnweit Wolfenbüttel, also in Ostphalen. Es ist ein pures Versehen, wie es jedem Schriftsteller, selbst dem sorgsamsten, begegnet. Verzählt sich doch auch einmal ein Geldwechsler!

S. 58 Note 29. heifst es: „Es ist eine sehr verbreitete Meinung, dafs i. J. 803 ein feierlicher Friede zwischen den Franken und Sachsen zu Selz abgeschlossen worden sei. — — Ganz besonders ist es Luden (Geschichte des deutschen Volkes B. V. B. 11. Kap. 2. Anm. 37.) gelungen, diese Ansicht zu widerlegen" u. s. w. Ref. hat aufser den ersten beiden Bänden nichts von der Geschichte des teutschen Volkes des Hrn. G. H. R. Luden gelesen, will sie also auch gern so hoch stellen lassen als es jemand beliebt; was aber den Selzer oder vielmehr Salzer Frieden anlangt, so hat dieselbe Widerlegung der bisherigen unrichtigen Meinung, dafs es ein Friede mit den Sachsen gewesen, und ganz mit denselben Argumenten, die der Verf. anführt, bereits Hr. G. H. R. Schlofser gegeben (Weltgeschichte II. 418. in der Note).

Zu S. 62 ist zu bemerken, dafs der Vf. ein ganz vortreffliches, obwohl nicht sehr bekannt gewordenes, Buch über die Wohnsitze der Wendenvölker zwischen Elbe und Oder nicht gekannt zu haben scheint, was ihm gleichwohl mannigfach gute Dienste geleistet haben würde: *Ueber die älteste Geschichte und Verfassung der Churmark Brandenburg insbesondere der Alt- und Mittelmark.* Zerbst, 1830. 8. Es bezieht sich dieses Buch zwar auf Verhältnisse späterer Zeit, inzwischen hat doch unter den Wenden zwischen Elbe und Oder von Karl dem Grofsen bis zu ihrer Unterwerfung schwerlich ein bedeutender Wechsel der Wohnsitze mehr Statt gefunden.

S. 73 ist offenbar nur durch einen Schreibfehler die *fränkische* Saale statt der *thüringischen* genannt.

S. 81 not. 10. „Der Biograph Karls des Gr. (*Einhardi vita Karol. M. c.* 28.) erwähnt, dafs K. bald nach dem Empfange der kaiserlichen Würde geäufsert habe, hätte er es gewufst, dafs der Pabst ihn krönen würde, so würde er trotz des hohen Festes an jenem Tage nicht in die Kirche gekommen sein. Da eine Lüge dem Charakter Karls des Grofsen ganz zuwider ist, so beweiset diese Stelle zunächst gegen diejenigen, welche behaupten, die Erneuerung der Kaiserwürde sei eine zwischen dem Pabste und Karl dem Grofsen schon zuvor abgemachte Sache gewesen."

Schon die Bibel sagt: Alle Menschen sind Lügner. Sollte Karl der Grofse eine so totale Ausnahme machen, dafs von ihm gar nicht zu denken wäre, er hätte einmal aus einem politischen Grunde zu diesem oder jenem seiner Umgebung ein unwahres Wort gesprochen? Und konnten nicht überhaupt die Hofleute, konnte nicht Einhard diese Aeufserung dem Kaiser zu irgend einem politischen Effect unterlegen! Liefse sich nicht auf zehnerlei Weise die Aeufserung Einhards erklären, denken, ohne dafs man den Kaiser geradezu bloser Heuchelei und ohne dafs man Einhard geradezu [illegible] tiger Lügerei zu beschuldigen brauchte, und so dennoch annehmen könnte, die Krönung sei vorher verabredet gewesen *)! Diese Annahme nämlich läfst sich abweisen, da wir einen Brief Alcuins besitzen, der dem Kaiser zum Weihnachtsgeschenk eben zu Weihnachten, wo derselbe die Krone vom Pabst er[illegible]

*) Das dem Richtigen am nächsten kommende hat [illegible] Fall ohne Zweifel Eichhorn D. St. u. R. G. B. I. [illegible] not. g, wo zuerst die Stelle aus Einhard angeführt, sodann hinzugefügt ist: „Ich verstehe diese Stelle [illegible] dafs Karl d. Gr. zwar ohne Zweifel von dem Plane der Herstellung des abendländischen Kaiserthumes unterrichtet, aber bis zu jenem öffentlichen Schritte Leos III. sich nicht entschlossen hatte, dem Wunsche des Pabstes zu entsprechen.

mmtes Manuscript der heiligen Schrift begleitete, n welchem sich ein Glückwunsch findet: *ad splen- s imperialis potentiae.* Brief und Buch sollte gis, wie wir aus einem Briefe Alcuins an diesen n, gerade am Weihnachtstage dem Kaiser überge- — folglich wufste Alcuin ziemlich lange vorher, Carl in Rom die Kaiserkrone an diesem Tage er- würde. Es ist undenkbar, dafs Alcuin dies ge- haben sollte, und Karl der Grofse selbst nicht. hieher gehörige hat Lorentz in seiner Lebensbe- bung Alcuins S. 232 u. ff. vollständig erörtert, t die Erneuerung der weströmischen Kaiserwürde Karl den Grofsen eben jener oben bezeichnete Punkt, wo wir der Meinung sind, dafs die kirch- lichtung — und wie wir nochmals wiederholen — ioth, auf den Verf. die Wahrheit trübend einge- hat. Sind denn Gottes Fügungen, ist denn der und Einflufs, der in jener Zeit den römischen mgab, etwa weniger deutlich zu sehen, wenn ch Karl der Grofse diesen Schritt *mit* überlegte? ladurch das Ereignifs zu einem Menschenwerk? ht es nicht vielmehr eben so fest auf von Gott ten Prämissen, wenn Karl die letzte Entschlie- eilte? Und wird der Antheil, den Gott dem *da-* Vertreter seiner heiligen Kirche im Abendlande *em* Ereignifs zutheilte, herabgesetzt durch Karls hme? — Wir denken es bleibt Alles; — und ne unübersehbare, von keinem einzelnen Men- erechenbare, Leitung der menschlichen Dinge arl fruchtlos die Erneuerung des Kaiserthums haben! Der Satz, dafs Karl *durch* den Pabst geworden, dafs Karl den Act der Krönung gar ders ansah und angesehen wissen wollte, bleibt Fall. — Wie schön hat der Verf. S. 265 und eigenthümliche Wechselverhältnifs in den Ge- es Pabstes und Kaisers beschrieben, und wie t diesem Verhältnifs schon der ganze Ursprung , wenn dieser zwar durch den Pabst aber nicht l eintrat?

r den späteren Partieen des Buches machen wir aufmerksam auf das über die *pseudoisidori- cretalen* gesagte S. 302 bis 306, in welcher lersetzung überall der Nagel auf den Kopf ge- . Ferner auf das, was sich S 350 ff. über e, wahrhaftig unsrer Zeit wieder noththuende, Institut der *Sendgerichte* findet, so wie vor allen Dingen auf das, was S. 359 u. ff. über Karls des Grofsen Verhältnifs zur Fortbildung der fränkischen Reichsverfassung ausgesprochen ist. Es ist die zuletzt bezeichnete Stelle zumal sowohl der Sache nach richtig, als der Tendenz nach durchaus tüchtig und schön. Die Darstellung des Instituts der *missi dominici vor* Karl dem Grofsen und zu merowingischer Zeit, dürfte ziemlich allgemein zum Nachsehen empfehlenswerth sein, denn fast überall erscheinen die *missi dominici* als eine *neue* Einrichtung Karls des Grofsen, während er dieses Institut doch schon vorfand, und ihm nur eine höhere allgemeinere Bedeutung gab.

Endlich sei es uns vergönnt noch einen ganz speciellen Punkt hervorzuheben, weil er dazu dient zu zeigen, mit wie viel natürlichem Tact und richtigem menschlichen Gefühl die karolingische Zeit manche Verhältnisse ordnete, die sobald man sie mit einer endlichen, alle Setzefälle bedenkenden, Reflexion behandelt, Unsinn über Unsinn entstehen lassen und gerade dem, welchem Schutz gewährt werden sollte, zur höchsten Plage und Gefahr, dem Niederträchtigen aber zur Schutzwehr werden.

Es ist bekannt, welche Noth den neueren Strafrechtslehrern die Verhältnisse eintretender Nothwehr machen — während einige hier soweit die Bedingungen und Eigenthümlichkeiten des natürlichen Fortganges eines gewaltsamen Ereignisses verkennen, dafs sie bei einer Sache, wo die Entscheidung ganz allein Sache augenblicklicher Apperception ist, gewissermafsen der Entschlufs des Fechters, der, ehe noch der Gegner die gedrohte Bewegung, die den Tod bringen würde, vollkommen ausführt, die Absicht dazu an der Richtung des Blickes wahrnimmt, und durch einen Vorstofs für immer abwehrt, verlangen, es solle der groben *sinnlichen* Wahrnehmung überall deutlich die Nothwendigkeit einer blutigen Abwehr nachgewiesen werden, die doch zu spät käme oder unnöthig wäre, wenn diese Nachweisung möglich sein könnte, plagen sich die anderen in Sphären, die diesem Extrem wenigstens sehr nahe liegen, herum. Hören wir über denselben Gegenstand die karolingische Zeit, und überzeugen uns, wie man hier höchst zweckmäfsig an die Stelle eines groben, armseligen, *sinnlichen* Beweises einen *moralischen* von weit höherem Gewicht zu stellen gewufst hat:

„Ein Anderes aber war es, wenn jemand auf der Landstrafse überfallen wurde, sich zur Wehre setzte und seinen Gegner tödtete. Dann begab sich (nach der Beschreibung wie sie eine Formel darbietet) der Richter an Ort und Stelle, wo die Leiche lag, und zog bei den Leuten, die auf den Wehr- oder Waffenruf, der Gewohnheit gemäfs, zusammengelaufen waren, Erkundigungen über den Vorfall ein; wenn diese ergaben, dafs der Erschlagene der angreifende Theil gewesen sei, so beschwur der Thäter mit zwölf Eidhelfern seine Unschuld; zugleich aber wurde ihm auferlegt, dafs er nach Verlauf von 40 Nächten abermals einen Eid mit 36 Eidhelfern in einer bestimmten Kirche ablegen solle. Wenn er dieses konnte, so war er für immer vor allen Ansprüchen der Verwandten des Erschlagenen sicher."

Hier entschied also in einer Sache, die einen eigentlich sinnlichen Beweis fast nie zuläfst, und wo, sobald alles doch auf einen solchen gestellt ist, ein Mann in das Dilemma kommen kann, sich oder die Seinigen pflichtruhigst abschlachten zu lassen oder sich eine lebenverderbende juridische Last durch den Tod des oder des Angreifenden aufzuladen, die moralische Zuversicht der achtbaren Bewohner der Gegend, welcher der Thäter und die That angehörte.

H. Leo.

LXXXV.

Frandsen, Dr. P. S., über die Politik des M. Agrippa. Abhandlung im Progr. v. Altona, 1835.

Unter den Monographien, welche dieses Jahr uns brachte, zeichnet sich die vorliegende durch die Vereinigung von Eigenschaften aus, welche so wünschenswerth und dabei so selten verbunden sind: durch geistvolle Auffassung des Gegenstandes und besonnene Begründung der Ansichten. Agrippa wird hier gegen die vulgäre Ansicht, die ihn zu einem Republikaner macht, als Anhänger des monarchischen Princips dargestellt und dabei sein Verhältnifs zum August und seine Stellung in der neuen Monarchie so klar auseinandergesetzt, dafs diese Klarheit sich über den ganzen Zustand der Monarchie unter Augustus verbreitet. Die Hauptpunkte sind erstlich der Beweis, wie für die Aechtheit der Rede des Agrippa bei Dio C. 52, 2—13, der einzigen wirklichen Beweisstelle für Agrippa's republikanische Gesinnung gar keine äufsern oder innern Gründe vorhanden seien; im Gegentheil wichtige Gründe beiderlei Art dagegen, [illegible] einmal die Rede selbst offenbar nur als Folie zu der [illegible] lichern des Mäcenas dienen soll; dann aber auch kein [illegible] steller diese wichtige Berathung erwähnt, was besonders [illegible] wenn man annehmen will, dafs Dio wirklich eine [illegible] Rede des Agrippa vor Augen gehabt habe. Die ungewöhnl[illegible] sonnene *vita Virgilii* aber erwähnt derselben in einer [illegible] man nicht zweifeln kann, ihr Autor habe das Ganze [illegible] flüchtigen, halbverstandenen Lektüre des Dio geschöpft [illegible] aber Agrippa's Grundsätze von Anfang an keine republikanisch[illegible] waren, wird erst aus seiner gemeinschaftlichen Erziehung [illegible] dem jungen Erben des Dictators Cäsar wahrscheinlich [illegible] dann aber aus seinem Rathe, den er dem Octavian [illegible] gab und vor Allem daraus unzweifelhaft nachgewiesen, [illegible] selbe ihn zum Ankläger des Cassius anordnet: so [illegible] sein ganzes Leben nur der Feststellung der Monarchie [illegible] war. Aus den zerstreuten Nachrichten über die spätern [illegible] helligkeiten zwischen Augustus und Agrippa wird [illegible] gewiesen, wie dieselben allein darin ihren Grund [illegible] Agrippa dem Augustus zu mächtig, zu bedeutend [illegible] dieser ihm seinen Schwiegersohn Marcellus nicht [illegible] durfte, ohne Gefahr zu laufen in Agrippa einen [illegible] Nebenbuhler seiner Herrschaft zu bekommen, da [illegible] seine Thätigkeit für Augustus nicht eine Stellung [illegible] sondern neben demselben erstrebt hatte (Dio C. [illegible] 54, 6). Zum Glück für die Ruhe des römischen [illegible] Marcellus, ehe es zu einem thätlichen Ausbruch dieser [illegible] gen Gesinnungen kam, und Augustus that von da [illegible] den Agrippa zu versöhnen, indem er ihn durch die [illegible] mit der Julia und Ertheilung der tribunicischen Gewalt [illegible] jetzige Bedeutung gut erläutert wird) als seinen Nach[illegible] zeichnete, so deutlich als die Umstände es damals [illegible] räthlich machten (Tac. Ann. 3, 56. Hist. 1, 15), [illegible] die Sache auch schon damals allgemein so ansah, [illegible] von Dio C. 54, 15 besprochenen Verschwörungen gegen [illegible] und Agrippa zugleich, hervor. Ja, um solche Verschwör[illegible] ganz nutzlos zu machen, adoptirte Augustus [illegible] Sohne des Agrippa, wie selbst Tacitus Ann. 1, 3 [illegible] klar erkannt. Die Unmündigkeit der beiden Knaben [illegible] unerwartet frühen Tod des Vaters nöthigte aber [illegible] statt ihrer den Tiberius, wieder als Gemahl der Julia [illegible] legen im Tribunat, zum Gehülfen und Nachfolger [illegible] Zum Schlufs wird noch Servius zu Virg. Aen. 1, 296 [illegible] der unter Remus den Agrippa versteht, und aus [illegible] 23 gezeigt, dafs man den Agrippa sogar zu den Cäsaren [illegible]

Möge der Verfasser sein Versprechen halten [illegible] Leben des Agrippa zu geben und uns in seinem [illegible] Ausdruck die gleiche Klarheit und Gewandtheit wieder [illegible] lassen.

v. Gruber, in Stralsund.

№ 109.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1835.

LXXXVI.

Tragödien des Sophokles. Erster Theil: nig Oedipus. Uebersetzt von Wolfgang Ro- t Griepenkerl. Berlin, 1835. bei Mittler.

ler Verf. der vorliegenden Uebersetzung hat es für gut gefunden, eine Andeutung über die Grund- zu geben, die ihn bei seiner Arbeit geleitet ha- wir müssen sie uns daher aus dem Geleisteten zusammenstellen. Er scheint eine wörtliche, dem nale sich so eng als möglich anschmiegende Ueber- g darum noch nicht für eine treue zu halten, son- etwas Höheres dadurch erreichen zu wollen, dafs gewandter ansprechender Form ohne Eckigkeit Ungelenkheit den Inhalt geschmackvoll darstellt; eint mehr gesucht haben, den Eindruck, als die e des alten Kunstwerks wiederzugeben. Dies Be- n ist ohne Zweifel ein sehr lobenswerthes; es ist ie Frage, ob nicht gerade durch eine gewissen- Beachtung wörtlicher Treue eine geschmackvolle erreicht, und so die Uebersetzung in jeder Bezie- lem Original angepafst werden kann. Dies möchte die höchste Aufgabe für den Uebersetzer sein, der rst dann, wenn sich seine philologische Thätig- uf die genaueste Erwägung und sorgfältigste Nach- g der Einzelheiten des Textes gerichtet hat, mit cher Freiheit das mühsam zusammengeführte Ma- zu verarbeiten erlauben darf, doch so, dafs er etwa Eigenthümliches an die Stelle des Fremden sondern das Fremde seiner Eigenthümlichkeit ein-

Nur eine harmonische Vereinigung und Durch- ung der beiden Richtungen, die bisjetzt von so gen erreicht ist, wird eine wahrhaft genügende setzung hervorbringen, von der man rühmen kann, Aeschylus beim Aristophanes in anderer Beziehung ich selbst sagt, „sie habe von dem Schönen in chöne übertragen."

Man kann nicht leugnen, dafs der Verf. in vieler Beziehung Tüchtiges geleistet hat; seine Uebersetzung ist klar, fliefsend, geschmackvoll; sie läfst sich bequem lesen, und ist frei von jenen Härten, die, wie es scheint, unsere meisten Uebersetzer nicht vermeiden zu dürfen glauben, damit sie in dem Leser nicht durch die Leichtigkeit der Darstellung ein Vorurtheil gegen ihre Gewissenhaftigkeit erwecken; sie hat den Sinn des Originals meistens richtig wiedergegeben, sie ist in der Versbildung gewandt und ohne Hindernisse, und doch möchten wir, eben dieser guten Eigenschaften willen, noch mehr fordern, worüber wir um so weniger schweigen können, da, nach dem Titelblatt zu urtheilen, der Verf. alle sophokleïschen Tragödien zu übersetzen bezweckt.

Es ist vielleicht eine der schwierigsten Aufgaben, den Sophokles in seiner ganzen Eigenthümlichkeit wiederzugeben, seinen Charakter ohne Uebertreibung und Verzerrung durch die Uebersetzung hindurchschimmern zu lassen; da er in der Anordnung des Stoffes und in der Weise des Ausdrucks das Uebermächtige, Gigantische, mit gewaltigen Schlägen Erschütternde seines grofsen Vorgängers durch Maafs, Würde, Lieblichkeit, und eine Glätte, gleich der des ruhenden Meeres, ersetzt, so wird der Uebersetzer leicht verführt, durch Abstumpfung der Töne eine Farblosigkeit zu bewirken, die dem Sophokles eben so fremd ist, als dem Aeschylus ein übermäfsiges, an die Caricatur gränzendes Auftragen von Effecten. In dieser Beziehung hat nach unserer Meinung der Verf. nicht etwa zu viel, sondern nicht genug gethan; er hat nicht immer scheinbar geringe Einzelheiten herausgefunden, die, geschickt benutzt, der Darstellung Farbe und Leben gewähren; wir merken der Uebersetzung nicht mit entschiedener Sicherheit an, dafs sie eine sophokleïsche sei. Einige Beispiele mögen zur Erläuterung des Gesagten dienen. Wenn Aeschylus, wie der neueste Uebersetzer dieses Dichters bemerkbar

gemacht, in vielen Fällen durch eine charakteristische Gegeneinanderstellung der Laute, und durch ein sehr bezeichnendes Wirken einzelner Worte auf einander einen eigenthümlichen Eindruck hervorbringt, so finden wir beim Sophokles oft mit Vorliebe theils dieselben Worte in verschiedener grammaticalischer Verbindung, theils von demselben Stamm hergeleitete zusammengefügt; diese eigenthümliche Wendung hat sich der Vf. mehrmals entgehen lassen, und dadurch der Uebersetzung ein sehr wirksames Mittel der Färbung entzogen. An folgenden Stellen stimmt in dieser Beziehung die Uebersetzung mit dem Text überein: v. 666. *κακοῖς κακά* „reihet ihr an Leiden Leid;" vs. 1365. *κακὸν κακοῦ* „Alle die schrecklichsten der Schrecken;" vs. 479. *μέλεος μελέῳ ποδί* „dem Bergstier gleich, schleicht der Verirrte mit irrendem Fufstritt hin." Diese ganze Stelle ist überhaupt sehr gut übertragen, namentlich ist das Mahlerische, das sich im Original findet, mit guter Wirkung nachgebildet. vs. 216. ist schon nicht so gut übersetzt, indem, wenn es heifst: „Du flehst; es kann dir eben werden, was du flehst," beide Male das inhaltreiche Wort nicht mit so kräftigem Effect wiederholt ist, als in *αἰτεῖς, ἃ δ' αἰτεῖς*. Ebenso sind vs. 248. *κακὸν κακῶς* und 1230. *ἑκόντα κοὐκ ἄκοντα* nicht ganz entsprechend wiedergegeben. An mehreren Stellen, wo diese Wendung mit grofsem Nachdruck nachgeahmt werden mufste, ist sie ganz übergangen vs. 284. *ἄνακτ' ἄνακτι*: „Es hat vom Herrscher Phöbos vor den Sterblichen Tiresias, so glaub' ich, wahre Kunde;" 465. *ἄρρητ' ἀρρήτων* „Wer verübt uns, blutig befleckt, der Frevelthaten grimmste?" 503. *σοφίᾳ δ' ἂν σοφίαν* „Denn es siegt wechselnd der Mensch in der Weisheit vor dem Andern;" 1214. *ἄγαμον γάμον* „Sie richtet längst den unheiligen Bund." Vergl. vs. 878. *ποδὶ χρησίμῳ χρῆται*, und vs. 889. *κέρδος κερδανεῖ*. Eine andere Ausstellung ähnlicher Art bezieht sich darauf, dafs an vielen Stellen der Eindruck, den in rhythmischer Weise die Auflösung und Veränderung des Jambus hervorbringt, nicht nachgeahmt ist. Beim Sophokles ist der Trimeter noch viel zu ernst und regelrecht gehalten, als dafs nicht die verhältnifsmäfsig seltenen Auflösungen meistens mit bestimmter Absicht angebracht sein sollten; es läfst sich nachweisen, dafs sie, aufser etwa bei Eigennamen, wie *Λάϊος, Πόλυβος* u. dergl., fast immer zur Aufregung des Gemüths, oder um eine lebhafte Steigerung des Affects zu bezeichnen gewählt sind. Dies kann man schon daraus schliefsen, dafs die Mehrzahl dieser Veränderungen des Jambus sich in der zweiten Hä[lfte] des Drama befindet, in welcher durch den Verlauf [der] Handlung die Personen in eine gesteigerte S[timmung] versetzt sind. Hier einige Beispiele: den 41. [Vers be-]ginnt ein Anapaest (*ἱκετεύομεν*), um das dringende F[lehen] zu bezeichnen; in der Uebers. heifst es: „Zu [illegible] wendet, König, flehen alle wir." vs. 741. *τίν' [illegible] τίνα δ' ἀκμὴν ἥβης ἔχων*, zeigt das wiederholte [illegible] der Tribrachys die ängstlich ausgestofsene Frage [illegible] Uebers. „Und sage schnell, in welcher Alterszeit [illegible] stand." vs. 768. ist durch die Auflösung *δι' ἃ [illegible] θέλω* die Heftigkeit des Wunsches angedeutet; [illegible] „Drum wünsch' ich jenen Diener hier zu sehn." [illegible] steht gleich zu Anfang der Tribrachys *ἀγαθὰ* [illegible] Bote mit Lebhaftigkeit den Grund seines Komm[ens] geben und einer jeden Besorgnifs vorbeugen will; [illegible] darauf ist in der eifrigen Frage Jokaste's eine [illegible] sung, die sich aus ähnlichen Gründen vs. 936. [illegible] 9. 60. vorfindet, ohne in der Uebers. beachtet [illegible] Am auffallendsten ist die so sehr deutlich hervor[tretende] Absicht des Dichters v. 967. (*κτανεῖν ἔμελλον [illegible] ἐμόν; ὁ δὲ θανών*) unbeachtet gelassen, wo ohne [illegible] Bewegung des Rhythmus übersetzt ist: „Den V[ater] [illegible] ich morden? Dieser liegt nun todt." Aehnliche [illegible] finden sich unter Anderen vs. 1073. 1285. 9[illegible] 91. 1196. 1505. Ueberhaupt wäre in Hinsicht [illegible] meters zu wünschen gewesen, dafs Hr. Gr. [illegible] mehr die Würde und Feierlichkeit, mit welcher [illegible] im Original auftritt, wiedergegeben hätte; z. B. [illegible] Vers hat etwas sehr Ernstes und Gediegenes [illegible] dafs er nur aus 3 längeren Worten besteht. [illegible] *κλάδοισιν ἐξεστεμμένοι*; dies findet sich in der Ue[berset]zung nicht: „Geschmückt mit Zweigen, wie die [illegible] suchenden." Wenn man auch billiger Weise [illegible] langen kann, dafs dergleichen immer nachgeahmt [illegible] so ist es doch wünschenswerth, an manchen Stellen [illegible] auf Rücksicht genommen zu sehen, die gerade [illegible] eine solche Eigenthümlichkeit einen, vom Dichter [illegible] wifs bezweckten Eindruck hervorbringen, indem [illegible] Einförmigkeit des Verses durch lebhafte Färbung [illegible] brochen wird.

Mehrere Stellen finden sich, die theils durch [illegible] zu freie und zu leichte Uebersetzung den Sinn des [illegible] tes ungenau wiedergeben, theils aber ein nicht [illegible] richtiges Verständnifs des Originals bekunden. [illegible] (*ἃ σ' ἐξισώσει σοί τε καὶ τοῖς σοῖς τέκνοις*) „Der [illegible]

ecken Menge, du erkennst sie nicht, die deine Kin-
reffen, König, wie dich selbst." Vorher hat Tire-
nur das Verhältnifs des Oedipus zu Vater und Mut-
ngedeutet, jetzt berührt er auch das, in welchem er
inen Kindern steht, denen sein Unglück ihn gleich,
zu ihrem Bruder machen wird, ein Gedanke, der
iders in den späteren Klagen des Oedipus weiter
sponnen wird. Von diesem Gleichmachen findet
aber nichts in der Uebersetzung. Vs. 543. ist die
nte Wendung *οἶσθ' ὡς ποίησον* nicht gut durch
wisse denn und handle!" übersetzt. Warum findet
vs. 7. der Gräcismus *παρ' ἀγγέλων ἄλλων* auch im
schen, „von anderen Boten"? Vs. 1003. ist *τί οὐχ
ἀμην* ohne Beachtung des *τί* durch das Perfect
etzt: „Und hab' ich dich von dieser Sorge nicht
t, o König, da ich treuen Sinnes dir genaht;" dies
nicht; Erfurdt sagt, der Aorist nach *τί* stehe oft
les Präsens; der Sinn ist: warum habe ich dich
(schon längst, möge man sich hinzudenken) von
Sorge befreit? (vgl. Bernhardy wissensch. Synt.
l); worauf dann Oedipus sagt: „Thätest du es, so
st du Lohn von mir;" (man beachte den Optat.
, der in der Uebers. nicht zu bemerken ist). Vs.
4. ist im Text der Witz höchster Verzweiflung weit
ger ausgedrückt, als in der Uebersetzung; dort
es, die (geblendeten) Augen sollten im Dunkel
icht schauen, die sie nicht schauen dürften (*οὓς
δει*), in der Uebers. läfst der Diener den Oedipus
ger energisch von sich selbst sagen: „Er wolle die
chtet schaun, die Fluch zu schaun." — Warum
Vs. 1374. „denen beiden ich mehr Leides that, als
Schling' es abgebüfst!" Der Text berechtigt zu ei-
lchen Uebersetzung nicht, die leicht voraussetzen
es sei jene Schlinge, mit der Jokaste sich selbst
zt habe, gemeint, während Oedipus sagt, das Leid,
seinen Eltern zugefügt, sei gröfser, als dafs es
die Schlinge (durch Erhängen) abgebüfst werden
e; *ἀγχόνης κρείσσονα* ist eine nicht ungewöhnliche
ung. Charakteristisch für viele Uebersetzer hat
folgendes geschienen. Die nicht-epischen alten
r sind vorsichtiger und gemessener in der Anwen-
von Bildern, als die neuen; sie führen sie nicht
it aus, wie diese, es genügt ihnen oft, nur eine
beziehung des Gedankens sich in einem Bilde ab-
ln zu lassen, und dadurch dies mehr anzudeuten
szumahlen. Das letztere hat Hr. Gr. vs. 22 u. ff.
gethan, und dadurch etwas Schiefes hervorgebracht.
„Das *Schiff* der Stadt — taumelt schon; — stirbt hin
mit allen Keimen erdgeborgner Frucht." Es ist nicht zu
leugnen, dafs der Dichter an ein schwankendes versin-
kendes Schiff denkt, besonders vs. 24., aber zugleich
stellt er sehr vorsichtig die Worte so, dafs er allein von
der im Unglück schwankenden sinkenden Stadt zu spre-
chen scheinen kann; indem Hr. Gr. aber, was im Ori-
ginal vermieden ist, das Wort *Schiff* hinzusetzt, giebt
er dem Bilde zu grofse Bestimmtheit, und bewirkt den
Uebelstand, dafs er uns glauben macht, das Schiff sterbe
hin mit allen Keimen erdgeborgner Frucht. Zwar hat
er sich zu helfen gesucht, indem er blofs schreibt „stirbt
hin", nicht „sie stirbt hin," aber diese Hülfe ist nicht
ausreichend.

Was das Metrische und Rhythmische betrifft, so hät-
ten wir für die Chöre eine richtigere Constituirung des
Textes gewünscht, als sie die gewöhnlichen Ausgaben,
denen Hr. Gr. meistens gefolgt ist, geben; es würde zu
weit führen, wenn wir die einzelnen Chorstellen des-
halb durchgehen wollten; von der Richtigkeit des Ge-
sagten werden sich die sehr bald überzeugen, denen die
kurz abgetheilten und abgebrochenen Verse, die ver-
schobenen Füfse, die ohne Bedeutung gemessenen Ein-
zelsylben, und alle jene anderen Hülfsmittel nichts gel-
ten, deren eine den Chorbau im Grofsen und Ganzen
zu überschauen unvermögende Metrik nicht entbehren
kann. Bei der Nachbildung des Dochmius müssen wir
im Deutschen ein für alle Mal statt des Jambus den Dacty-
lus vermeiden, der uns allen dochmischen Eindruck ver-
tilgt, da wir nicht nach der Quantität, sondern nach dem
Accent messen, und die Länge dieses Fufses, nicht, wie
im Griechischen, die Kürze betonen; in Versen, wie
656. 7. „Stofse mit dunklem Grund nicht in enteh-
rende Klage den nahen Freund — der Eid heiligt ihn"
(Vgl. vs. 685. 6.) klingen die 3 ersten Dochmien durch-
aus wie logaödische Dactylen. Wir würden an der
Stelle des Jambus lieber den im Griechischen unge-
bräuchlichen Anapäst vertragen, als den Dactylus oder
Tribrachys, da durch jenen doch wenigstens das An-
prallende, das im Dochmius liegt, hervorgebracht würde.

Diese Ausstellungen haben wir nicht verschweigen
zu dürfen geglaubt, weil wir in der Uebersetzung viel
Werthvolles und Dankenswerthes erblickt haben und
überzeugt sind, das Hr. Gr. Bedeutenderes leisten kann,
wenn er sich überall von dem Eindruck des Originals

Rechenschaft gegeben haben wird, um so einen ähnlichen auf den deutschen Leser hervorzubringen, wenn auch, wie dies bei allen Uebersetzungen der Fall sein mufs, nur Annäherungsweise. Aber auch so hat diese Uebersetzung ihre lobenswürdige Eigenthümlichkeit, indem sie von dem Bestreben ausgeht, die starre Form, worin die meisten Uebersetzungen antiker Kunstwerke eingezwängt sind, zu zerbrechen, und uns den alten Dichter in einem zierlicheren, geschmackvolleren und bequemeren Gewande darzustellen. Freilich darf bei einem solchen Bestreben nicht vs. 348. „Wenn auch nicht *eigenfäustig* würgend" stehen bleiben. Wir bedauern, wegen Mangels an Raum nicht in eine Vergleichung der vorliegenden Arbeit mit den Leistungen früherer Uebersetzer eingehen zu können, um ihre Eigenthümlichkeit und ihre mannigfachen Vorzüge anzugeben; es genügt zu bemerken, dafs die von uns näher bezeichnete Richtung, die der Vf. in seiner Uebersetzung genommen hat, durchaus mit den Anforderungen übereinstimmt, die bei dem gesteigerten Interesse an die antiken Kunstwerke und bei dem Verlangen der Nicht-Gelehrten, jene alten Herrlichkeiten, ohne durch Schwerfälligkeit und Fremdartigkeit der Form gestört zu werden, in einem so viel als möglich treuen Bilde zu beschauen, an den Uebersetzer gemacht werden können. Die Art und Weise, in der der Vf. diese Richtung verfolgt, ist ihm vor anderen Uebersetzern eigenthümlich, und wir wünschen deshalb, dafs er recht bald die anderen Tragödien des Sophokles folgen lassen möge, ohne auf den Tadel derer allzusehr zu achten, die etwa ein verdammendes Urtheil auszusprechen meinen, wenn sie seine Uebersetzung als eine elegante bezeichnen; wir glauben, er kann auf den Beifall gebildeter vorurtheilsfreier Leser rechnen, die wegen einiger Mängel das Gelungene nicht werden übersehen oder gar verkleinern wollen.

Albert Heydemann.

LXXXVII.

Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet von David Friedrich Straufs, Dr. der Phil. und Repet. am evangelisch theol. Seminar zu Tübingen. Erster Band. Tübingen, 1835. *XVI.* 731 *S.*

Zu ihrer eigenen Beurtheilung konnte die Bildung, welche die moderne Welt hat durchlaufen müssen, keine angemessenere Stimmung des Geistes mit sich bringen, als die Sicherheit und Ruhe, mit der er der schwierigsten, turbulentesten, im Grunde aber einfachsten und nothwendigen Bewegung des Selbstbewufstseins, auch des historischen Selbstbewufstseins zuzusehen gelernt hat. Sollte diese Sicherheit auch nur aus der historischen Bemerkung hervorgehen, dafs heutzutage sich Niemand der Macht des Selbstbewufstseins im Unterschied von dem objectiven und absoluten Inhalt des Bewufstseins, also der Macht der Kritik entziehen kann und auch sich Einer entzogen hat, so ist doch diese Thatsache schon zwingend genug, um nicht weniger als dieselbe Schuld einzuschliefsen, als auch die allgemeine Anerkennung immer dringender in Anspruch zu nehmen.

Dennoch ist seit dem Kampfe des Glaubens mit der Aufklärung jenes Faktum, in dem das Selbstbewufstsein sein unendliches Recht vertheidigte, für die Theologie stärker gewesen, als das Bewufstsein darüber und seine Anerkennung oder Würdigung. Sein Kern und seine innere Nothwendigkeit blieb unbeachtet, aber auch unversehrt, während man auf seine Aufsenwerke und einzelne Aeufserungen seines Princips die Aufmerksamkeit richtete. Der Glaube fiel daher unversehens und ohne eigne Schuld immer tiefer der Macht anheim, die er in ihrem innersten Grunde nicht bekämpfen konnte, weil er nicht seine eigne sinkende Gestalt bekämpfen wollte, und als die Wolfenbüttler Fragmente sich gegen die Fundamente des Glaubens richteten, war es soweit gekommen, dafs der Feind die von aufsen bedrohten Festungswerke längst schon selbst in Besitz genommen hatte. Der Glauben hatte seine unbefangne Zuversicht verloren und mochte sich immerhin die grofse Majorität der deutschen Theologen gegen den Fragmentisten erklären, sie bewies nur, dafs dieser Recht hatte, dafs während sonst das fromme Selbstbewufstsein im Inhalt des Glaubens und in der heiligen Geschichte seine wesentliche Gestalt anschaute, jetzt Offenbarung und Selbstbewufstsein auch für den Glauben sich entfremdet waren, während der Glaube früher in der Schrift den Geist und den Buchstaben in ungestörter Harmonie vernahm, jetzt nur dem Buchstaben zeugende Kraft zugeschrieben wurde. Die Saiten, welche die Aufklärung anschlug, tönten zugleich des Glaubens wieder, aber der Glaube merkte nicht, dafs die Aussagen der Aufklärung das Echo seiner inneren Gedanken waren und dafs er selber in die Aufklärung übergegangen sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 110.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1835.

Leben Jesu, kritisch bearbeitet von David riedrich Straufs. Erster Band.

(Fortsetzung.)

Dieselbe göttliche Komödie und Ironie des Wider-chs führte sich auf Seiten der Aufklärung aus. Hier nn der Widerspruch damit, dafs man gegen einen ben stritt, der sich auf das Zeugnifs des Buchsta-gründete, und nun auch auf die Evangelien zurück-, um die Quellen des „Urchristenthums" zu unter-en; vollendet wurde der Widerspruch dadurch, dafs Aufklärung sich nur im Gegensatz gegen den Glau-fühlte, nur mit der Bestimmtheit dieses Gegensatzes, ihn gar nicht existirte und so unvermeidlich mit n Gegentheile verwuchs. Der Glaube drang in die lärung ein, wie diese in jenen eingedrungen war. aus solcher Vermischung hervorgehende natürliche ärung der evangelischen Geschichte wollte mit ihrer icht in die ewigen Gesetze der Natur und des Gei-im gegebenen Bericht das zu Grunde liegende Fak-und das Urtheil des Berichterstatters sondern, dem ren wollte sie dasjenige lassen, was der Einsicht ne Gesetze widerspräche und im ersteren die ver-ige *causa efficiens* möglichst treu herausconstrui-Sie hatte aber kaum zum Behuf dieser Construk-die verschiedensten Daten zusammengehäuft und den Blitz des Zufalls verschmelzen lassen, als sie dem Berichterstatter dieselbe Einsicht unterlegte; llte alles so vernünftig sein, wie sie selbst, und laube lehnte sich dagegen auf, der Einsicht des hterstatters etwas aufzubürden, was der modernen unft widerspräche. Wie hier in der Aufklärung r der Glaube gegen die Kritik reagirte, mit der die ectivität der heiligen Scribenten beurtheilt werden , so in den Anfängen der mythischen Erklärung die Kritik der objectiven Geschichte. Vom Stand-t der mythischen Erklärung aus sollte die heilige Geschichte als That des dichterischen Geistes in der ersten Gemeinde begriffen werden, doch unwillkürlich substituirte auch diese Methode der Mythe noch ein reiches Feld reeller Geschichte. Man wollte die Entfremdung, die zwischen den Inhalt des Glaubens und das vernünftige Selbstbewufstsein eingetreten war, auflösen; durch die unbemerkte Intervention des Glaubens verlief sich die Ausführung dieser Absicht in der gläubigen Anerkennung einer Geschichte, die mit dem Selbstbewufstsein nicht das Geringste zu schaffen hatte.

Statt durch die in unsern Tagen schärfer gefafste mythische Ansicht gelöst zu werden, wurde der Widerspruch der Aufklärung und des Glaubens nicht geringer, aber während er vorher in Gestalten sich umherwarf, die die chaotische Vermengung von beiden repräsentiren, sonderte er sich wenigstens mechanisch in zwei verschiedene Domänen. Die Kritik nahm freien Besitz von den synoptischen Evangelien, um in gröfserem oder beschränkterem Umfange die reinmythische Ansicht durchzuführen, das Ganze aber als durch die Tradition hindurchgegangen darzustellen, doch den rechten Haltpunkt für diese Operationen glaubte sie sich erst durch das verdienstliche Werk ihres guten Glaubens an die Aechtheit des vierten Evangelii erworben zu haben. Hier trat das merkwürdige ein, dafs die Kritik sich flissentlich auf den Glauben stützte, aber ohne zu wissen, dafs mit demselben Maafs und Gewicht, mit dem die synoptischen Evangelien gemessen wurden, auch die Grundlage jenes Glaubens das vierte Evangelium bedroht sei. Die Kritik und der Glaube waren nicht versöhnt, auch nicht auseinandergesetzt, sondern nur getrennt und auseinandergehalten.

Bei einer solchen Lage der Dinge kann wohl Niemand Hrn. Straufs widersprechen, wenn er die Erscheinung seiner Kritik der evangelischen Geschichte, darin besteht seine Bearbeitung des Lebens Jesu, gerechtfertigt und nothwendig nennt. Denn das Getrennte mufs

Rechenschaft gegeben haben wird, um so einen ähnlichen auf den deutschen Leser hervorzubringen, wenn auch, wie dies bei allen Uebersetzungen der Fall sein mufs, nur Annäherungsweise. Aber auch so hat diese Uebersetzung ihre lobenswürdige Eigenthümlichkeit, indem sie von dem Bestreben ausgeht, die starre Form, worin die meisten Uebersetzungen antiker Kunstwerke eingezwängt sind, zu zerbrechen, und uns den alten Dichter in einem zierlicheren, geschmackvolleren und bequemeren Gewande darzustellen. Freilich darf bei einem solchen Bestreben nicht vs. 348. „Wenn auch nicht *eigenfäustig* würgend" stehen bleiben. Wir bedauern, wegen Mangels an Raum nicht in eine Vergleichung der vorliegenden Arbeit mit den Leistungen früherer Uebersetzer eingehen zu können, um ihre Eigenthümlichkeit und ihre mannigfachen Vorzüge anzugeben; es genügt zu bemerken, dafs die von uns näher bezeichnete Richtung, die der Vf. in seiner Uebersetzung genommen hat, durchaus mit den Anforderungen übereinstimmt, die bei dem gesteigerten Interesse an die antiken Kunstwerke und bei dem Verlangen der Nicht-Gelehrten, jene alten Herrlichkeiten, ohne durch Schwerfälligkeit und Fremdartigkeit der Form gestört zu werden, in einem so viel als möglich treuen Bilde zu beschauen, an den Uebersetzer gemacht werden können. Die Art und Weise, in der der Vf. diese Richtung verfolgt, ist ihm vor anderen Uebersetzern eigenthümlich, und wir wünschen deshalb, dafs er recht bald die anderen Tragödien des Sophokles folgen lassen möge, ohne auf den Tadel derer allzusehr zu achten, die etwa ein verdammendes Urtheil auszusprechen meinen, wenn sie seine Uebersetzung als eine elegante bezeichnen; wir glauben, er kann auf den Beifall gebildeter vorurtheilsfreier Leser rechnen, die wegen einiger Mängel das Gelungene nicht werden übersehen oder gar verkleinern wollen.

Albert Heydemann.

LXXXVII.

Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet von David Friedrich Straufs, Dr. der Phil. und Repet. am evangelisch theol. Seminar zu Tübingen. Erster Band. Tübingen, 1835. XVI. 731 S.

Zu ihrer eigenen Beurtheilung konnte die Bildung, welche die moderne Welt hat durchlaufen müssen, keine angemessenere Stimmung des Geistes mit sich bringen, als die Sicherheit und Ruhe, mit der er der schein[illegible] turbulentesten, im Grunde aber einfachsten und noth[illegible]digen Bewegung des Selbstbewufstseins, auch des k[illegible]schen Selbstbewufstseins zuzusehen gelernt hat. [illegible] diese Sicherheit auch nur aus der historischen [illegible]kung hervorgehen, dafs heutzutage sich Niemand [illegible] Macht des Selbstbewufstseins im Unterschied von [illegible] objectiven und absoluten Inhalt des Bewufstseins [illegible] der Macht der Kritik entziehen kann und auch [illegible] Einer entzogen hat, so ist doch diese Thatsache [illegible] sich schon zwingend genug, um nicht weniger [illegible] dieselbe Schuld einzuschliefsen, als auch die allge[illegible] Anerkennung immer dringender in Anspruch zu nehmen.

Dennoch ist seit dem Kampfe des Glaubens [illegible] Aufklärung jenes Faktum, in dem das Selbstbewu[illegible] sein unendliches Recht vertheidigte, für die The[illegible] stärker gewesen, als das Bewufstsein darüber [illegible] Anerkennung oder Würdigung. Sein Kern und [illegible] innere Nothwendigkeit blieb unbeachtet, aber [illegible] versehrt, während man auf seine Aufsenwerke und [illegible]zelne Aeufserungen seines Princips die Aufmerksamkeit richtete. Der Glaube fiel daher unversehens und [illegible] eigne Schuld immer tiefer der Macht anheim, [illegible] ihrem innersten Grunde nicht bekämpfen konnte, [illegible] er nicht seine eigne sinkende Gestalt bekämpfen [illegible] und als die Wolfenbüttler Fragmente sich gegen [illegible]damente des Glaubens richteten, war es soweit ge[illegible]men, dafs der Feind die von aufsen bedrohten Fest[illegible]werke längst schon selbst in Besitz genommen [illegible] Der Glauben hatte seine unbefangne Zuversicht [illegible]ren und mochte sich immerhin die grofse Majorität [illegible] deutschen Theologen gegen den Fragmentisten [illegible] sie bewies nur, dafs dieser Recht hatte, dafs [illegible] sonst das fromme Selbstbewufstsein im Inhalt des [illegible]bens und in der heiligen Geschichte seine [illegible] Gestalt anschaute, jetzt Offenbarung und Selbstbewu[illegible]sein auch für den Glauben sich entfremdet waren, [illegible]rend der Glaube früher in der Schrift den Geist [illegible] Buchstaben in ungestörter Harmonie vernahm, [illegible] Buchstaben zeugende Kraft zugeschrieben wurde, [illegible] Saiten, welche die Aufklärung anschlug, tönten [illegible] des Glaubens wieder, aber der Glaube merkte nicht, [illegible] die Aussagen der Aufklärung das Echo seiner [illegible] Gedanken waren und dafs er selber in die Aufklärung übergegangen sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 110.

Jahrbücher

für

issenschaftliche Kritik.

December 1835.

Leben Jesu, kritisch bearbeitet von David ·iedrich Straufs. Erster Band.

(Fortsetzung.)

)ieselbe göttliche Komödie und Ironie des Widerhs führte sich auf Seiten der Aufklärung aus. Hier in der Widerspruch damit, dafs man gegen einen ıen stritt, der sich auf das Zeugnifs des Buchstagründete, und nun auch auf die Evangelien zurückum die Quellen des „Urchristenthums" zu unter:n; vollendet wurde der Widerspruch dadurch, dafs ufklärung sich nur im Gegensatz gegen den Glaufühlte, nur mit der Bestimmtheit dieses Gegensatzes, ihn gar nicht existirte und so unvermeidlich mit Gegentheile verwuchs. Der Glaube drang in die lärung ein, wie diese in jenen eingedrungen war. aus solcher Vermischung hervorgehende natürliche irung der evangelischen Geschichte wollte mit ihrer cht in die ewigen Gesetze der Natur und des Geiim gegebenen Bericht das zu Grunde liegende Fakund das Urtheil des Berichterstatters sondern, dem ren wollte sie dasjenige lassen, was der Einsicht ne Gesetze widerspräche und im ersteren die verige *causa efficiens* möglichst treu herausconstrui-Sie hatte aber kaum zum Behuf dieser Construkdie verschiedensten Daten zusammengehäuft und den Blitz des Zufalls verschmelzen lassen, als sie dem Berichterstatter dieselbe Einsicht unterlegte; llte alles so vernünftig sein, wie sie selbst, und laube lehnte sich dagegen auf, der Einsicht des hterstatters etwas aufzubürden, was der modernen unft widerspräche. Wie hier in der Aufklärung r der Glaube gegen die Kritik reagirte, mit der die ectivität der heiligen Scribenten beurtheilt werden ', so in den Anfängen der mythischen Erklärung n die Kritik der objectiven Geschichte. Vom Standt der mythischen Erklärung aus sollte die heilige Geschichte als That des dichterischen Geistes in der ersten Gemeinde begriffen werden, doch unwillkürlich substituirte auch diese Methode der Mythe noch ein reiches Feld reeller Geschichte. Man wollte die Entfremdung, die zwischen den Inhalt des Glaubens und das vernünftige Selbstbewufstsein eingetreten war, auflösen; durch die unbemerkte Intervention des Glaubens verlief sich die Ausführung dieser Absicht in der gläubigen Anerkennung einer Geschichte, die mit dem Selbstbewufstsein nicht das Geringste zu schaffen hatte.

Statt durch die in unsern Tagen schärfer gefafste mythische Ansicht gelöst zu werden, wurde der Widerspruch der Aufklärung und des Glaubens nicht geringer, aber während er vorher in Gestalten sich umherwarf, die die chaotische Vermengung von beiden repräsentiren, sonderte er sich wenigstens mechanisch in zwei verschiedene Domänen. Die Kritik nahm freien Besitz von den synoptischen Evangelien, um in gröfserem oder beschränkterem Umfange die reinmythische Ansicht durchzuführen, das Ganze aber als durch die Tradition hindurchgegangen darzustellen, doch den rechten Haltpunkt für diese Operationen glaubte sie sich erst durch das verdienstliche Werk ihres guten Glaubens an die Aechtheit des vierten Evangelii erworben zu haben. Hier trat das merkwürdige ein, dafs die Kritik sich [illegible]lich auf den Glauben stützte, aber ohne zu wissen, dafs mit demselben Maafs und Gewicht, mit dem die synoptischen Evangelien gemessen wurden, auch die Grundlage jenes Glaubens das vierte Evangelium [illegible]. Die Kritik und der Glaube waren nicht [illegible], nicht auseinandergesetzt, sondern nur getrennt und auseinandergehalten.

Bei einer solchen Lage der Dinge [illegible] mand Hrn. Straufs widersprechen, wenn er [illegible] seiner Kritik der evangelischen Geschichte [illegible] Bearbeitung des Lebens Jesu [illegible] nennt. Denn das [illegible]

gemacht, in vielen Fällen durch eine charakteristische Gegeneinanderstellung der Laute, und durch ein sehr bezeichnendes Wirken einzelner Worte auf einander einen eigenthümlichen Eindruck hervorbringt, so finden wir beim Sophokles oft mit Vorliebe theils dieselben Worte in verschiedener grammaticalischer Verbindung, theils von demselben Stamm hergeleitete zusammengefügt; diese eigenthümliche Wendung hat sich der Vf. mehrmals entgehen lassen, und dadurch der Uebersetzung ein sehr wirksames Mittel der Färbung entzogen. An folgenden Stellen stimmt in dieser Beziehung die Uebersetzung mit dem Text überein: v. 666. *κακοῖς κακά* „reihet ihr an Leiden Leid;" vs. 1365. *κακὸν κακοῦ* „Alle die schrecklichsten der Schrecken;" vs. 479. *μέλεος μελέῳ ποδί* „dem Bergstier gleich, schleicht der Verirrte mit irrendem Fufstritt hin." Diese ganze Stelle ist überhaupt sehr gut übertragen, namentlich ist das Mahlerische, das sich im Original findet, mit guter Wirkung nachgebildet. vs. 216. ist schon nicht so gut übersetzt, indem, wenn es heifst: „Du flehst; es kann dir eben werden, was du flehst," beide Male das inhaltreiche Wort nicht mit so kräftigem Effect wiederholt ist, als in *αἰτεῖς, ἃ δ' αἰτεῖς*. Ebenso sind vs. 248. *κακὸν κακῶς* und 1230. *ἑκόντα κοὐκ ἄκοντα* nicht ganz entsprechend wiedergegeben. An mehreren Stellen, wo diese Wendung mit grofsem Nachdruck nachgeahmt werden mufste, ist sie ganz übergangen vs. 284. *ἄνακτ' ἄνακτι*: „Es hat vom Herrscher Phöbos vor den Sterblichen Tiresias, so glaub' ich, wahre Kunde;" 465. *ἄρρητ' ἀρρήτων* „Wer verübt uns, blutig befleckt, der Frevelthaten grimmste?" 503. *σοφίᾳ δ' ἂν σοφίαν* „Denn es siegt wechselnd der Mensch in der Weisheit vor dem Andern;" 1214. *ἄγαμον γάμον* „Sie richtet längst den unheiligen Bund." Vergl. vs. 878. *ποδὶ χρησίμῳ χρῆται*, und vs. 889. *κέρδος κερδανεῖ*. Eine andere Ausstellung ähnlicher Art bezieht sich darauf, dafs an vielen Stellen der Eindruck, den in rhythmischer Weise die Auflösung und Veränderung des Jambus hervorbringt, nicht nachgeahmt ist. Beim Sophokles ist der Trimeter noch viel zu ernst und regelrecht gehalten, als dafs nicht die verhältnifsmäfsig seltenen Auflösungen meistens mit bestimmter Absicht angebracht sein sollten; es läfst sich nachweisen, dafs sie, aufser etwa bei Eigennamen, wie *Λάϊος, Πόλυβος* u. dergl., fast immer zur Aufregung des Gemüths, oder um eine lebhafte Steigerung des Affects zu bezeichnen gewählt sind. Dies kann man schon daraus schliefsen, dafs die Mehrzahl dieser Veränderungen des Jambus sich in der zweiten Hälfte des Drama befindet, in welcher durch den Verlauf der Handlung die Personen in eine gesteigerte Stimmung versetzt sind. Hier einige Beispiele: den 41. Vers beginnt ein Anapaest (*ἱκετεύομεν*), um das dringende Flehen zu bezeichnen; in der Uebers. heifst es: „Zu dir gewendet, König, flehen alle wir." vs. 741. *τίν' ...* *τίνα δ' ἀκμὴν ἥβης ἔχων*, zeigt das wiederholte ... der Tribrachys die ängstlich ausgestofsene Frage ... Uebers. „Und sage schnell, in welcher Altersblüt' er stand." vs. 768. ist durch die Auflösung *δι' ἃ ... θέλω* die Heftigkeit des Wunsches angedeutet; Uebers. „Drum wünsch' ich jenen Diener hier zu sehn." ... steht gleich zu Anfang der Tribrachys *ἀγαθά*, weil ... Bote mit Lebhaftigkeit den Grund seines Kommens angeben und einer jeden Besorgnifs vorbeugen will. ... darauf ist in der eifrigen Frage Jokaste's eine ... sung, die sich aus ähnlichen Gründen vs. 936. ... 9. 60. vorfindet, ohne in der Uebers. beachtet ... Am auffallendsten ist die so sehr deutlich hervortretende Absicht des Dichters v. 967. (*κτανεῖν ἔμελλον ...* *ἐμόν; ὁ δὲ θανών*) unbeachtet gelassen, wo ohne ... Bewegung des Rhythmus übersetzt ist: „Den Vater ... ich morden! Dieser liegt nun todt." Aehnliche Fälle finden sich unter Anderen vs. 1073. 1285. 9. ... 91. 1496. 1505. Ueberhaupt wäre in Hinsicht des ... meters zu wünschen gewesen, dafs Hr. Gr. bei ... mehr die Würde und Feierlichkeit, mit welcher ... im Original auftritt, wiedergegeben hätte; z. B. der ... Vers hat etwas sehr Ernstes und Gediegenes ... dafs er nur aus 3 längeren Worten besteht. ... *κλάδοισιν ἐξεστεμμένοι*; dies findet sich in der Uebersetzung nicht: „Geschmückt mit Zweigen, wie die ... suchenden." Wenn man auch billiger Weise nicht ... langen kann, dafs dergleichen immer nachgeahmt ... so ist es doch wünschenswerth, an manchen Stellen ... auf Rücksicht genommen zu sehen, die gerade ... eine solche Eigenthümlichkeit einen, vom Dichter ... wifs bezweckten Eindruck hervorbringen, indem ... Einförmigkeit des Verses durch lebhafte Färbung ... brochen wird.

Mehrere Stellen finden sich, die theils durch ... zu freie und zu leichte Uebersetzung den Sinn des Textes ungenau wiedergeben, theils aber ein nicht ... richtiges Verständnifs des Originals bekunden. V. ... (*ἅ σ' ἐξιώσαι σοί τε καὶ τοῖς σοῖς τέκνοις*) „Der ...

›ecken Menge, du erkennst sie nicht, die deine Kin-
reffen, König, wie dich selbst." Vorher hat Tire-
nur das Verhältnifs des Oedipus zu Vater und Mut-
ngedeutet, jetzt berührt er auch das, in welchem er
inen Kindern steht, denen sein Unglück ihn gleich,
zu ihrem Bruder machen wird, ein Gedanke, der
ders in den späteren Klagen des Oedipus weiter
sponnen wird. Von diesem Gleichmachen findet
aber nichts in der Uebersetzung. Vs. 543. ist die
inte Wendung οἶσθ' ὡς ποίησον nicht gut durch
visse denn und handle!" übersetzt. Warum findet
s. 7. der Gräcismus παρ' ἀγγέλων ἄλλων auch im
chen, „von anderen Boten"? Vs. 1003. ist τί οὐχ
ἀμην ohne Beachtung des τί durch das Perfect
etzt: „Und hab' ich dich von dieser Sorge nicht
t, o König, da ich treuen Sinnes dir genaht;" dies
nicht; Erfurdt sagt, der Aorist nach τί stehe oft
les Präsens; der Sinn ist: warum habe ich dich
(schon längst, möge man sich hinzudenken) von
Sorge befreit? (vgl. Bernhardy wissensch. Synt.
i); worauf dann Oedipus sagt: „Thätest du es, so
st du Lohn von mir;" (man beachte den Optat.
, der in der Uebers. nicht zu bemerken ist). Vs.
4. ist im Text der Witz höchster Verzweiflung weit
ger ausgedrückt, als in der Uebersetzung; dort
es, die (geblendeten) Augen sollten im Dunkel
icht schauen, die sie nicht schauen dürften (οὐς
δει), in der Uebers. läfst der Diener den Oedipus
er energisch von sich selbst sagen: „Er wolle die
chtet schaun, die Fluch zu schaun." — Warum
Vs. 1374. „denen beiden ich mehr Leides that, als
Schling' es abgebüfst?" Der Text berechtigt zu ei-
olchen Uebersetzung nicht, die leicht voraussetzen
es sei jene Schlinge, mit der Jokaste sich selbst
gt habe, gemeint, während Oedipus sagt, das Leid,
seinen Eltern zugefügt, sei gröfser, als dafs es
die Schlinge (durch Erhängen) abgebüfst werden
n; ἀγχόνης κρείσσονα ist eine nicht ungewöhnliche
ung. Charakteristisch für viele Uebersetzer hat
Folgendes geschienen. Die nicht-epischen alten
er sind vorsichtiger und gemessener in der Anwen-
von Bildern, als die neuen; sie führen sie nicht
it aus, wie diese, es genügt ihnen oft, nur eine
beziehung des Gedankens sich in einem Bilde ab-
ln zu lassen, und dadurch dies mehr anzudeuten
szumahlen. Das letztere hat Hr. Gr. vs. 22 u. ff.
gethan, und dadurch etwas Schiefes hervorgebracht.
„Das *Schiff* der Stadt — taumelt schon; — stirbt hin
mit allen Keimen erdgeborgner Frucht." Es ist nicht zu
leugnen, dafs der Dichter an ein schwankendes versin-
kendes Schiff denkt, besonders vs. 24., aber zugleich
stellt er sehr vorsichtig die Worte so, dafs er allein von
der im Unglück schwankenden sinkenden Stadt zu spre-
chen scheinen kann; indem Hr. Gr. aber, was im Ori-
ginal vermieden ist, das Wort *Schiff* hinzusetzt, giebt
er dem Bilde zu grofse Bestimmtheit, und bewirkt den
Uebelstand, dafs er uns glauben macht, das Schiff sterbe
hin mit allen Keimen erdgeborgner Frucht. Zwar hat
er sich zu helfen gesucht, indem er blofs schreibt „stirbt
hin", nicht „sie stirbt hin," aber diese Hülfe ist nicht
ausreichend.

Was das Metrische und Rhythmische betrifft, so hät-
ten wir für die Chöre eine richtigere Constituirung des
Textes gewünscht, als sie die gewöhnlichen Ausgaben,
denen Hr. Gr. meistens gefolgt ist, geben; es würde zu
weit führen, wenn wir die einzelnen Chorstellen des-
halb durchgehen wollten; von der Richtigkeit des Ge-
sagten werden sich die sehr bald überzeugen, denen die
kurz abgetheilten und abgebrochenen Verse, die ver-
schobenen Füfse, die ohne Bedeutung gemessenen Ein-
zelsylben, und alle jene anderen Hülfsmittel nichts gel-
ten, deren eine den Chorbau im Grofsen und Ganzen
zu überschauen unvermögende Metrik nicht entbehren
kann. Bei der Nachbildung des Dochmius müssen wir
im Deutschen ein für alle Mal statt des Jambus den Dacty-
lus vermeiden, der uns allen dochmischen Eindruck ver-
tilgt, da wir nicht nach der Quantität, sondern nach dem
Accent messen, und die Länge dieses Fufses, nicht, wie
im Griechischen, die Kürze betonen; in Versen, wie
656. 7. „Stofse mit dunklem Grund nicht in enteh-
rende Klage den nahen Freund — der Eid heiligt ihn"
(Vgl. vs. 685. 6.) klingen die 3 ersten Dochmien durch-
aus wie logaödische Dactylen. Wir würden an der
Stelle des Jambus lieber den im Griechischen unge-
bräuchlichen Anapäst vertragen, als den Dactylus oder
Tribrachys, da durch jenen doch wenigstens das An-
prallende, das im Dochmius liegt, hervorgebracht würde.

Diese Ausstellungen haben wir nicht verschweigen
zu dürfen geglaubt, weil wir in der Uebersetzung viel
Werthvolles und Dankenswerthes erblickt haben und
überzeugt sind, das Hr. Gr. Bedeutenderes leisten kann,
wenn er sich überall von dem Eindruck des Originals

Rechenschaft gegeben haben wird, um so einen ähnlichen auf den deutschen Leser hervorzubringen, wenn auch, wie dies bei allen Uebersetzungen der Fall sein mufs, nur Annäherungsweise. Aber auch so hat diese Uebersetzung ihre lobenswürdige Eigenthümlichkeit, indem sie von dem Bestreben ausgeht, die starre Form, worin die meisten Uebersetzungen antiker Kunstwerke eingezwängt sind, zu zerbrechen, und uns den alten Dichter in einem zierlicheren, geschmackvolleren und bequemeren Gewande darzustellen. Freilich darf bei einem solchen Bestreben nicht vs. 348. „Wenn auch nicht *eigenfäustig* würgend" stehen bleiben. Wir bedauern, wegen Mangels an Raum nicht in eine Vergleichung der vorliegenden Arbeit mit den Leistungen früherer Uebersetzer eingehen zu können, um ihre Eigenthümlichkeit und ihre mannigfachen Vorzüge anzugeben; es genügt zu bemerken, dafs die von uns näher bezeichnete Richtung, die der Vf. in seiner Uebersetzung genommen hat, durchaus mit den Anforderungen übereinstimmt, die bei dem gesteigerten Interesse an die antiken Kunstwerke und bei dem Verlangen der Nicht-Gelehrten, jene alten Herrlichkeiten, ohne durch Schwerfälligkeit und Fremdartigkeit der Form gestört zu werden, in einem so viel als möglich treuen Bilde zu beschauen, an den Uebersetzer gemacht werden können. Die Art und Weise, in der der Vf. diese Richtung verfolgt, ist ihm vor anderen Uebersetzern eigenthümlich, und wir wünschen deshalb, dafs er recht bald die anderen Tragödien des Sophokles folgen lassen möge, ohne auf den Tadel derer allzusehr zu achten, die etwa ein verdammendes Urtheil auszusprechen meinen, wenn sie seine Uebersetzung als eine elegante bezeichnen; wir glauben, er kann auf den Beifall gebildeter vorurtheilsfreier Leser rechnen, die wegen einiger Mängel das Gelungene nicht werden übersehen oder gar verkleinern wollen.

Albert Heydemann.

LXXXVII.

Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet von David Friedrich Straufs, Dr. der Phil. und Repet. am evangelisch theol. Seminar zu Tübingen. Erster Band. Tübingen, 1835. XVI. 731 S.

Zu ihrer eigenen Beurtheilung konnte die Bildung, welche die moderne Welt hat durchlaufen müssen, keine angemessenere Stimmung des Geistes mit sich bringen, als die Sicherheit und Ruhe, mit der er der schein-turbulentesten, im Grunde aber einfachsten und nothwendigen Bewegung des Selbstbewufstseins, auch des [illegible] schen Selbstbewufstseins zuzusehen gelernt hat. Kann diese Sicherheit auch nur aus der historischen Bemerkung hervorgehen, dafs heutzutage sich Niemand der Macht des Selbstbewufstseins im Unterschied von dem objectiven und absoluten Inhalt des Bewufstseins und der Macht der Kritik entziehen kann und auch noch Einer entzogen hat, so ist doch diese Thatsache an sich schon zwingend genug, um nicht weniger [illegible] dieselbe Schuld einzuschliefsen, als auch die allgemeine Anerkennung immer dringender in Anspruch zu nehmen.

Dennoch ist seit dem Kampfe des Glaubens mit der Aufklärung jenes Faktum, in dem das Selbstbewufstsein sein unendliches Recht vertheidigte, für die Theologie stärker gewesen, als das Bewufstsein darüber und die Anerkennung oder Würdigung. Sein Kern und seine innere Nothwendigkeit blieb unbeachtet, aber noch unversehrt, während man auf seine Aufsenwerke und einzelne Aeufserungen seines Princips die Aufmerksamkeit richtete. Der Glaube fiel daher unversehens und ohne eigne Schuld immer tiefer der Macht anheim, die er in ihrem innersten Grunde nicht bekämpfen konnte, weil er nicht seine eigne sinkende Gestalt bekämpfen wollte, und als die Wolfenbüttler Fragmente sich gegen die Fundamente des Glaubens richteten, war es soweit gekommen, dafs der Feind die von aufsen bedrohten Festungswerke längst schon selbst in Besitz genommen hatte. Der Glauben hatte seine unbefangne Zuversicht verloren und mochte sich immerhin die grofse Majorität der deutschen Theologen gegen den Fragmentisten erklären, sie bewies nur, dafs dieser Recht hatte, dafs wenn sonst das fromme Selbstbewufstsein im Inhalt des Glaubens und in der heiligen Geschichte seine wesentliche Gestalt anschaute, jetzt Offenbarung und Selbstbewufstsein auch für den Glauben sich entfremdet waren, und während der Glaube früher in der Schrift den Geist und den Buchstaben in ungestörter Harmonie vernahm, jetzt dem Buchstaben zeugende Kraft zugeschrieben wurde. Die Saiten, welche die Aufklärung anschlug, tönten [illegible] des Glaubens wieder, aber der Glaube merkte nicht, dafs die Aussagen der Aufklärung das Echo seiner innersten Gedanken waren und dafs er selber in die Aufklärung übergegangen sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 110.

Jahrbücher

für

issenschaftliche Kritik.

December 1835.

s Leben Jesu, *kritisch bearbeitet von David* *riedrich Straufs. Erster Band.*

(Fortsetzung.)

Dieselbe göttliche Komödie und Ironie des Widerchs führte sich auf Seiten der Aufklärung aus. Hier nn der Widerspruch damit, dafs man gegen einen ben stritt, der sich auf das Zeugnifs des Buchstagründete, und nun auch auf die Evangelien zurück-, um die Quellen des „Urchristenthums" zu unteren; vollendet wurde der Widerspruch dadurch, dafs Aufklärung sich nur im Gegensatz gegen den Glaufühlte, nur mit der Bestimmtheit dieses Gegensatzes, ihn gar nicht existirte und so unvermeidlich mit n Gegentheile verwuchs. Der Glaube drang in die lärung ein, wie diese in jenen eingedrungen war. aus solcher Vermischung hervorgehende natürliche ärung der evangelischen Geschichte wollte mit ihrer icht in die ewigen Gesetze der Natur und des Geiim gegebenen Bericht das zu Grunde liegende Fakund das Urtheil des Berichterstatters sondern, dem ren wollte sie dasjenige lassen, was der Einsicht ne Gesetze widerspräche und im ersteren die verige *causa efficiens* möglichst treu herausconstrui-Sie hatte aber kaum zum Behuf dieser Construkdie verschiedensten Daten zusammengehäuft und den Blitz des Zufalls verschmelzen lassen, als sie dem Berichterstatter dieselbe Einsicht unterlegte; llte alles so vernünftig sein, wie sie selbst, und laube lehnte sich dagegen auf, der Einsicht des sterstatters etwas aufzubürden, was der modernen unft widerspräche. Wie hier in der Aufklärung der Glaube gegen die Kritik reagirte, mit der die ectivität der heiligen Scribenten beurtheilt werden so in den Anfängen der mythischen Erklärung die Kritik der objectiven Geschichte. Vom Standder mythischen Erklärung aus sollte die heilige Geschichte als That des dichterischen Geistes in der ersten Gemeinde begriffen werden, doch unwillkürlich substituirte auch diese Methode der Mythe noch ein reiches Feld reeller Geschichte. Man wollte die Entfremdung, die zwischen den Inhalt des Glaubens und das vernünftige Selbstbewufstsein eingetreten war, auflösen; durch die unbemerkte Intervention des Glaubens verlief sich die Ausführung dieser Absicht in der gläubigen Anerkennung einer Geschichte, die mit dem Selbstbewufstsein nicht das Geringste zu schaffen hatte.

Statt durch die in unsern Tagen schärfer gefafste mythische Ansicht gelöst zu werden, wurde der Widerspruch der Aufklärung und des Glaubens nicht geringer, aber während er vorher in Gestalten sich umherwarf, die die chaotische Vermengung von beiden repräsentiren, sonderte er sich wenigstens mechanisch in zwei verschiedene Domänen. Die Kritik nahm freien Besitz von den synoptischen Evangelien, um in gröfserem oder beschränkterem Umfange die reinmythische Ansicht durchzuführen, das Ganze aber als durch die Tradition hindurchgegangen darzustellen, doch den rechten Haltpunkt für diese Operationen glaubte sie sich erst durch das verdienstliche Werk ihres guten Glaubens an die Aechtheit des vierten Evangelii erworben zu haben. Hier trat das merkwürdige ein, dafs die Kritik sich flissentlich auf den Glauben stützte, aber ohne zu wissen, dafs mit demselben Maafs und Gewicht, mit dem die synoptischen Evangelien gemessen wurden, auch die Grundlage jenes Glaubens das vierte Evangelium bedroht sei. Die Kritik und der Glaube waren nicht versöhnt, auch nicht auseinandergesetzt, sondern nur getrennt und auseinandergehalten.

Bei einer solchen Lage der Dinge kann wohl Niemand Hrn. Straufs widersprechen, wenn er die Erscheinung seiner Kritik der evangelischen Geschichte, darin besteht seine Bearbeitung des Lebens Jesu, gerechtfertigt und nothwendig nennt. Denn das Getrennte mufs

nothwendig wieder vom Geiste vereinigt werden. Indem Hr. Straufs die kritischen Principien zur Universalität entwickelt hat, ist sein Werk zu einer eben so universellen Krisis über alle bisherigen Gestalten des kritischen Bewufstseins geworden, ja insofern kann es ein erschütterndes Strafgericht über dieselben genannt werden, als ihnen nun zum Bewufstsein gebracht ist, dafs der Glaube, auf dem sie noch fufsten, durch ihre eigene Schuld gefallen ist. Und gegen die Gerechtigkeit dieses universellen Gerichts wird deshalb keine Einwendung stattfinden können, da Hr. Straufs allen Weisen der Kritik nachweisen kann, dafs er ihr eigenes Maafs gebraucht und damit nur dasjenige, wofür man ein anderes Maafs gebraucht hatte, gemessen hat. So brauchte er nur der jetzigen auf die Aechtheit des vierten Evangelii basirten Kritik das Maafs, welches sie für die Synoptiker führt, aus der Hand zu nehmen und auf das Johannesevangelium anzuwenden, damit dieses den Glanz seiner Aechtheit einbüfse. Die natürliche Erklärung aber, die das dem Bericht zu Grunde liegende Faktum nach dem Gewicht des Zufalls rektifizirt, den Bericht nach dem Maafs orientalischer Phantasie beurtheilt, brauchte nur darüber aufgeklärt zu werden, dafs sie sich selbst schon auf das eine Maafs reduzirt, indem sie der Meinung des Erzählers oft genug occidentalischen Rationalismus suggerirt; was kann sie dagegen haben, wenn der ganze untheilbare Bericht, wie er ist, aus orientalischer Phantasie deduzirt wird?

Wenn die bisher nur halb durchgeführte Kritik den Verlust des Glaubens als auch durch ihren Theil verschuldet betrachten mufs, so könnte es wohl sein, dafs der Supranaturalismus sich von aller Schuld an der Gefahr, die seinem Glauben droht, freispreche, ja dafs er über das Werk des Hrn. Straufs zürne, wie über etwas, das nur aufser ihm bestehe und woran er nicht den geringsten Theil habe. Es ist wenigstens seine hartherzige Gewohnheit, sich in der Meinung seiner Identität mit dem christlichen Glauben zu befestigen und alles, was gegen diesen geschieht, als eine Geschichte zu betrachten, die aufserhalb seines supranaturalistischen Bewufstseins vorgehe. Er sieht aber nicht, dafs die wissenschaftliche Bewegung, die er zu bekämpfen wähnt, ihn durch und durch infizirt hat, dafs seine Aussagen, fern davon Aussagen des reinen Glaubens zu sein, nur entwickelt zu werden brauchen, um auf ein ganz anderes Gebiet auszumünden und zu einem Angriff gegen den Glauben auszuschlagen. Wenn Olshausen in seinem biblischen Commentar II. p. 12. den Unterschied zwischen der synoptischen und der johanneischen Darstellung des Lebens Jesu zu einem Gegensatze steigert, über den er selbst in „Staunen" geräth, wenn er nicht selten daran verzweifelt, die evangelische Geschichte nach den vorliegenden Daten als eine heilige zu [illegible]fen und zur Erfindung von Zwischenursachen flüch[illegible] so ist er selbst dem Gebiet der Kritik und der natürlichen Erklärung und damit der Kritik verfallen, [illegible] Hr. Straufs über jene Gebiete ausgeübt hat. Wenn [illegible] Supranaturalismus im Gefühl seines Unterganges [illegible] Spekulation bei allem Schauder davor einzelne [illegible] lichter in sein System werfen läfst und Olshausen [illegible] die historische Annahme der Engelserscheinungen [illegible] die Immanenz Gottes in der Welt vertheidigen [illegible] konnte Hr. Straufs nicht sagen, dafs die Immanenz Gottes in der Welt sich im Gegentheil im Selbstbewufstsein, nicht aufserhalb desselben offenbare, und wenn [illegible] Kritik mit jenen einzelnen spekulativen Lichtern [illegible] Ganze des supranaturalistischen Gebäudes beleuchtet, mufs diese Beleuchtung nicht um so gefährlicher [illegible]den, da dann der Widerspruch an den Tag kommt, [illegible] dem die theilweise spekulative Bildung des Supranaturalismus mit seiner Meinuug und mit den übrigen Theilen seines Systems steht?

Die Nothwendigkeit, die Hr. Straufs seiner [illegible] vindizirt, ist in den Formen des wissenschaftlichen Bewufstseins begründet, die er voraussetzt und [illegible]det. Es ist dies sein menschliches unverkürzbares [illegible] ehe aber sein göttliches in der Sache selber begründetes Recht untersucht wird, ist noch das Verhältnifs [illegible]tischen Bearbeitung des Lebens Jesu zur Spekulation zu berühren, in deren Religionsphilosophie sich das absolute Verständnifs der Geschichte Christi aus der Gesammtentwicklung der neuern Zeit concentrirt hat. [illegible] ist wirklich an dem, dafs Gott als dieser einzelne Mensch unmittelbar daseiend gesehen, gefühlt, gehört [illegible] Wenn Hr. Straufs im Gegensatz gegen diese Bestimmung der Religionsphilosophie, nachdem er die evangelische Geschichte an ihren Widersprüchen sich hat zersetzen lassen, die Berichte als historisch negirt, die Idee aber als die absolute Wahrheit bestehen läfst, wie verhält sich, ist dann die Frage, seine Arbeit zur Religionsphilosophie, aus der er selbst die Idee als die ewige Wahrheit erfahren hat? „Nun das ist endlich [illegible]

die nothwendige Enthüllung der innersten Gedan- der Spekulation," werden alle Partheien sagen, die Bewegung der spekulativen Idee bisher von aufsen ien und ihr die Auflösung des historischen Chri- hums vorwarfen. Gut! Dieses Prädikat der Noth- igkeit wird der kritischen Bearbeitung des Lebens auch hier nicht zu entziehen sein. Sie selbst ist als ein Fortschritt innerhalb der Spekulation zu chnen, wenn eben jener Vorwurf von solchen ver- ıen wird, die mit gründlichem Ernste in die neuere ionsphilosophie eingegangen sind und die Anklage ıehr Scheu auf die negative Aussage beschränken, pekulation spreche sich nicht „bestimmter" darüber welchen „objectiven Anknüpfungspunkt" der Glaube ler zum Wissen entwickelte Glaube „in der wirk- ı Erscheinung" Christi zur Voraussetzung hatte (cfr. die christliche Gnosis p. 717). Der schon öfter ıste Fortschritt zum „Ausdrücklichen," zum „Be- ıten" und zur letztlichen Auseinandersetzung mit eiligen Geschichte ist nun geschehen, und so mufs Seiten der Spekulation Hrn. Straufs Dank gewufst ın, dafs er den Weg zu dieser Auseinandersetzung ıet hat.

Nur auf philosophischem Gebiete war die Kritik vangelischen Geschichte, wie sie jetzt vorliegt und die frühere gefährlichere Unvollkommenheit sich ıen mufste, möglich. Die Voraussetzungslosigkeit, ıe allen bisherigen Gestalten der Kritik fehlte und Verk zu einem „halb unbewufsten" machte, konnte von der spekulativen Gewifsheit, dafs die ewigen heiten der offenbaren Religion unerschütterlich be- ı, mitgetheilt werden. Durch diese Gewifsheit llein der universelle Ueberblick, überhaupt das ıeine Bewufstsein über die Sache gegeben. Die n ihrer absoluten Form konnte so erst mit ihrer ichtlichen Form sich auseinandersetzen, wenn diese heilt und ohne den Vorbehalt einer theilweisen ıssetzung der Kritik und der Macht des Selbstbe- ıeins ausgesetzt wird. Dieser Prozefs mufste aber erst eintreten, weil er schon vorhanden war und das moderne Bewufstsein als eine übermächtige lt sich hindurchzieht. Er ist schlechterdings nicht ıeben und nur in seiner wissenschaftlichen Vollen- kann er sein Ziel und seine Beruhigung erreichen. llerwenigsten ist der Supranaturalismus irgendwie ıtigt, sich gegen diesen Prozefs aufzulehnen, da er selbst in ihn hat eingehen müssen, ja, man kann sagen, in ihm untergegangen ist. Die Aufklärung setzte doch nur das moderne moralische Bewufstsein in Gegensatz zu dem historischen Glauben, der Supranaturalismus hat aber selber den Gegensatz in die historischen Urkunden des Christenthums verpflanzt und der biblische Commentar von Olshausen hat sich endlich in die kritische Scheidung des Inhalts und der Form, des Geistes und des Buchstabens hineinziehen lassen. Wo ist aber die Gränzscheide beider Glieder des Gegensatzes?

Zu unterbrechen ist also weder jener Prozefs, noch kann ihn irgend eine Parthei zurückweisen oder ihre Theilnahme an der allgemeinen Schuld des modernen Bewufstseins mit sündlicher Selbstgerechtigkeit läugnen. Der Geist der Menschheit mufste ihn vielmehr mit unwiderstehlichem Triebe zum höchsten Gegensatze führen. Erst dann, wenn der innre Gegensatz der Schrift und der Unterschied des Selbstbewufstseins und seines historischen Bewufstseins zu der äufsersten Schärfe sich vollendet hat, dann kann auch erst das Ziel des Prozesses, die bewufstlose Einheit, aus der er hervorgegangen, zur bewufsten hinzuführen, erreicht werden. Jenes ist geschehen, indem, was endlich erfolgen mufste, der Gegensatz in die Klarheit und Bestimmtheit des philosophischen Gebietes getrieben ist, aber auch das Ziel mufs hier erreicht werden und die Lösung eintreten. Hat der Buchstabe durch die Kritik im Bereich der Philosophie den Tod erlitten, so wird er auch hier auferstehen. Der Leidenswoche des Buchstabens wird hier sein Ostern folgen, an dem er leiblich wieder aufersteht.

Die Schuld, welche keine Parthei tragen will, nimmt die Philosophie auf sich, um sie mit allen ihren Leiden und Qualen zu durchleben und gut zu machen. Da aber alles Leiden nur auf einem Widerstand und *innerem Gegensatze* beruht, so könnte dies dem zu widersprechen scheinen, dafs die Spekulation sich als die siegende Macht unsrer Zeit betrachtet und durch das allgemeine Interesse aller Partheien für oder gegen sie als solche anerkannt ist. Denn wie kann das siegen, was einen Gegensatz in sich trägt? Aber darin gerade beweist sich jetzt der offenbare Sieg der Spekulation. Noch ein Feind stand ihr bisher gegenüber, die historische Kritik. Sie selbst mufste sich nach aufsen wenden, um den nachtheiligen Folgerungen derselben gegen den Inhalt der heiligen Geschichte entgegenzutreten. Jetzt aber beweist es sich wieder einmal in

geschichtlicher Form vor aller Welt Augen, dafs es nicht nur ein leeres Wort ist, wenn die Spekulation die Gegensätze, die sie bekämpft, in sich aufzunehmen und zu überwinden behauptet. Jetzt hat sie nichts mehr aufser sich, wogegen sie kämpfen müfste, sie hat den letzten Gegensatz in sich selbst zu einer höheren Form erhoben und indem sie sich mit ihm mit ungetheiltem Interesse beschäftigt, beschäftigt sie sich mit sich selbst und auf eigenem Gebiete.

Ref. hielt es für nothwendig, auf das Verhältnifs und die Stellung des Hrn. Straufs zu den gegenwärtigen Formen des theologischen Bewufstseins genauer einzugehen, da er selbst in der Einleitung p. 1—76 seinen kritischen Standpunkt nur aus den noch unvollkommnen frühern Anfängen desselben resultiren läfst, die Auseinandersetzung seiner Grundsätze und Kriterien gegen die ihm entgegengesetzten Auffassungsweisen der evangelischen Geschichte aber in den Verlauf der Untersuchung selber einflicht. Um so mehr mufste sich Ref. dazu gedrungen fühlen, da der Hr. Vf. die Voraussetzungslosigkeit seiner kritischen Operationen philosophischen Studien zu verdanken bekennt und p. 52 mit Aufopferung der historischen Wirklichkeit des Erzählten seine „absolute Wahrheit" festzuhalten gesonnen ist und doch nicht, was ja so wichtig gewesen wäre, seine Berechtigung durch diese Wahrheit der absoluten Idee und sein Verhältnifs zu ihr begründet hat.

Es gehört vielmehr zur Strategie dieses kühnen Feldzuges gegen den evangelischen Erzählungskreis, dafs die Aufmerksamkeit von den Angriffen auf die innere Möglichkeit und Nothwendigkeit der geschichtlichen Realität des heiligen Inhalts abgelenkt und überwiegend durch die Widersprüche, die in den Evangelien sich aufdecken, beschäftigt werden soll. Die Competenz zur Läugnung der heiligen Geschichte als solcher wird auf die historisch exegetischen Schwierigkeiten sie als Geschichte überhaupt zu begreifen begründet; die Unmöglichkeit hingegen, den heiligen Inhalt, die „Idee," die „absolute und ewige Wahrheit" als geschichtlich zu begreifen, nur im Vorbeigehen berührt. Und geschieht dies besonders in der Weise, dafs unvollkommne Versuche, die historische Erscheinung der Idee zu begreifen als unfähig dies zu leisten dargestellt [...] geschieht es in der Meinung des Hrn. Vfs. als [...] *supererogatorium.* Der Frage, ob nicht in [...] selber dennoch die Nothwendigkeit ihrer [...] Erscheinung liege, glaubt er sich überhoben [...] Schwierigkeiten, die den evangelischen [...] haften und mit ihnen zugleich die Möglichkeit [...] ligen Geschichte vernichten.

Jede Vertheidigung der evangelischen [...] als heiliger Geschichte, die die historisch-[...] Schwierigkeiten zu beseitigen meinte, würde [...] folglos sein, wenn sie sich nur auf die [...] dieses Gebietes beschränkte. Denn hinter der [...] reihe dieser Gründe des Hrn. Vfs. ist das [...] terium postirt, dafs ungeachtet einer versuchten [...] menreimung der Berichte die Idee rein unmöglich [...] Geschichte gehabt haben könne und um so [...] überfällt es diejenigen, die mit der Anerkennung [...] Geschichte zugleich ihre Realität als heiliger [...] zu haben glauben. Es kann nur eine [...] scheinung genannt werden, dafs eine so [...] tik, wie die vom Hrn. Straufs geführte, den [...] ter das Panier der Idee conzentrirt, sie ist als [...] Schrei an diejenigen zu betrachten, die der [...] der Idee widerstrebten oder ihrem Zuge durch [...] tionen zu folgen noch Scheu trugen.

Freilich ist die Sache eben so wenig zu [...] führt, wenn der Phalanx der historisch-[...] Gründe, die sich auf die Widersprüche des [...] basiren, gewaltsam durchbrochen und der [...] durch die Kraft der Wahlverwandtschaft zu [...] geführt wird, die im Hintergrund der Kritik [...] lichkeit ihrer geschichtlichen Erscheinung [...] das ist die gröfste Wohlthat, die der [...] logie aus der kritischen Bearbeitung des [...] erwächst. Denn alle Versuche eines solchen [...] Kampfes weist die Kritik zu den evangelischen [...] ten mit der Frage, ob sie, wenn die Idee eine [...] liche Erscheinung haben müsse, nun gerade [...] sie vorliegt und geschrieben steht, anzuerkennen [...] neigt sein möchten, ja ob sie es überhaupt [...]

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 111.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1835.

ı Leben Jesu, kritisch bearbeitet von David 'riedrich Straufs. Erster Band.

(Fortsetzung.)

Da auch der gröfste Raum, den die Jahrbücher die-Anzeige zu gestatten vermöchten, dem Umfang der egenden Frage nicht entsprechen kann, so mufs sich begnügen, die Stellung des Hrn. Vfs. im Allgemei-umschrieben zu haben und nur noch die Haupt-:te zu berühren, an denen sein Verfahren zu spe-iiren und zu beurtheilen ist. Bei dem Gewicht, hes die Kritik auf den Widerspruch legt, glaubt das Meiste, wenn nicht Alles zu gewinnen, wenn ıchweist, wie die Kritik zu gröfsern Widersprüchen eben wird, als die sind, denen sie entgehen will, wie das wahrhafte Verhältnifs zur evangelischen hichte die Widersprüche derselben anzuerkennen auch zurechtzulegen und zu überwinden hat. —

1. Ganz besonders zu erwarten ist es, dafs auf Berichte von der Geburt Jesu die Bemühungen auch r von denen sich richten werden, die durch die my-he Erklärung wenigstens der ersten beiden Capitel ersten und dritten Evangelii allen Schwierigkeiten ntgehen meinten. Hätte Hr. Straufs nichts weiter igt, als dafs die mythische Ansicht, wenn sie nur ınem Punkte Platz gewonnen hat, die ganze evan-che Erzählung umspinnen und zerfressen mufs, so dies schon Verdienst genug. Demselben Canon, lie Kritik an diesen Anfang hält, unterliegt Ende Mitte.

Alle Gründe, von denen manche sonst latent wir-oder nur im äufsersten Nothfall beigebracht wer-sind gegen die übernatürliche Geburt Jesu ange-. Zuerst das physiologische Gesetz der Zeugung es beim Cerinthischen *impossibile* sein Bewenden n. Die theologische Betrachtungsweise sodann werde schon beim Lukas in der Verkündigung, die sich auf die göttliche Allmacht beruft, welcher kein Ding unmöglich sei, eingeschlagen. Allein die Kritik verlangt einen zureichenden Grund und einen gotteswürdigen Zweck für jene Abweichung vom Naturgesetz, weil die göttliche Allmacht vermöge ihrer Einheit mit der göttlichen Weisheit nie ohne die Zweckbestimmung wirke. Da nun der Supranaturalismus diesen Zweck in die Erlösung setzt, zur Erfüllung derselben die Unsündlichkeit Jesu fodert und die Möglichkeit von dieser, die Befreiung Christi aus dem Zusammenhang der Erbsünde, durch die Entfernung des Antheils eines sündhaften Vaters verwirklicht werden läfst, so schliefst die Kritik, dafs dann auch der mütterliche gleichfalls Sünde fortpflanzende Antheil hätte entfernt werden müssen oder sei dieser durch eine göttliche Thätigkeit gereinigt worden, so hätte es näher gelegen, dasselbe auch mit dem männlichen zu thun. Demjenigen aber, der sich kraft des Supranaturalismus für Vernunftgründe und Naturgesetze unzugänglich gemacht habe, werden dann die exegetisch-historischen Schwierigkeiten entgegengehalten. In keiner anderen Stelle des neuen Testaments nämlich aufser den beiden Kindheitsevangelien bei Matthäus und Lucas werde von einem solchen übernatürlichen Ursprung Jesu gesprochen oder auch nur deutlich auf denselben hingewiesen. Die entscheidendste exegetische Instanz gegen die Wirklichkeit einer übernatürlichen Erzeugung Jesu liege in den beiden Genealogien, welche Jesum durch Joseph von David abstammen lassen. Nachdem dann der Vf. die natürliche Erklärung der Empfängnifsgeschichte in ihrer empörenden Frazzenhaftigkeit und kritischen Unhaltbarkeit dargestellt hat, schliefst er wie in allen übrigen Fällen mit dem Resultat: alle Schwierigkeiten der übernatürlichen und natürlichen Erklärung werden durch die Annahme eines Mythus vermieden.

In der Einleitung §. 1. und auch sonst fafst Herr Straufs die verschiedenen Beziehungen der Kritik zur

heiligen Geschichte der Religionsurkunden als die Bildung zusammen, deren Wesen Vermittlung ist und die daher der Vermittlungen immer deutlicher bewufst wird, welche die Idee zu ihrer Verwirklichung bedarf. Darf es Ref. mit bestimmteren Worten ausdrücken, so will die Bildung den Zusammenhang, in dem die Idee sich bewegt und zur Wirklichkeit bringt, durch nichts aufser ihr und nur durch sie bestimmt wissen. Die gebildete Reflexion, wie der Hr. Vf. diese Bildung auch bezeichnet, will also dem überlieferten Bericht sich nicht blindlings unterwerfen, sondern die Genesis der heiligen Geschichte als durch die innere Vernunft derselben d. h. in ihrer Nothwendigkeit erkennen. Und wird die gebildete Reflexion in ihrer Vollendung als das absolute Wissen von der Wahrheit gefafst, wie denn der Hr. Vf. in der Vorrede auf der Gewifsheit von den ewigen Wahrheiten des christlichen Glaubens zu fufsen bekennt, so will das absolute Wissen in der heiligen Geschichte sich selbst und seine eigne Genesis erkennen.

Beruht die Kritik auf diesem entschiedenen Willen, und so verhält es sich, so hat sie göttliches Recht, so ist sie nothwendig, unumgänglich nothwendig, und alle früheren Gestalten der Kritik wurden vom Gefühl dieser Nothwendigkeit getrieben, aber es fragt sich, ob die neueste Gestalt der Kritik ihrem Vorsatz treuer geblieben ist, als ihre Vorgänger.

Es bedarf jedoch wohl nur der einfachsten Reflexion auf den Prozefs, in dem die Kritik den Gegenstand des Glaubens und den geschichtlichen Inhalt der Schrift mit dem Selbstbewufstsein zu vermitteln sucht, um zu sehen, wie sie, sofern sie Erkennen sein will, sogleich beim ersten Ansatz ihrer Ausübung von ihrem Vorhaben abfällt, sich selbst verläugnet und ihr göttliches Recht aufgiebt. Sie will als die unüberwindliche und alles überwindende Macht des Selbstbewufstseins über das Gegenständliche zur Einsicht kommen, nichts will sie als undurchdringliches Object sich gegenüberstehen lassen, vielmehr das starre Gegenständliche am Object negiren und sich selbst darin erkennen. So wie sie aber zum Gegenstande hinzutritt, so stöfst sie sich an seiner Undurchdringlichkeit oder an seiner „Schwierigkeit," um derentwillen sie ihn für unwirklich und unmöglich erklärt. Die Schwierigkeit, welche im Gegenstand für das kritische Selbstbewufstsein die Schranke war, dafs es sich in ihm selbst erkenne, bewirkt aber nicht nur als Resultat, dafs er für die Einsicht des Subjects ein Fremdes, Entgegengesetztes [illegible] ein diskret Anderes wird, sondern alles das ist nur [illegible] Ausdruck dafür, was schon im ersten Anfange des Verhältnisses vorhanden war. Denn die Kritik setzt [illegible] gleich im Voraus oder *a priori* den Gegenstand [illegible] etwas Anderes als sie ist, sie bleibt auf der Einen [illegible] bei sich stehen und ohne in ihn einzugehn, bestimmt sie ihn nur. Den Versuch ihn zu erkennen unternimmt sie nicht einmal. Sie begiebt sich gleich im [illegible] ihrer überwindenden Macht.

Diese Auskunft, das Object wegen seiner Schwierigkeit für unmöglich zu erklären, sieht zu sehr einer Flucht ähnlich, als dafs die Kritik sich damit hätte [illegible] gnügen sollen. Da sich Hr. Straufs p. 153 nur beiläufig terweise auf Schleiermachers Kritik des Dogma von der übernatürlichen Geburt Christi als auf eine [illegible] fsende berufen konnte, warum ging er nicht den [illegible] ren Momenten dieser Kritik nach, die nur [illegible] wahren Sinn fortgeführt zu werden brauchten, [illegible] Vertheidigung des Dogma umzuschlagen! Obgleich [illegible] lich Schleiermacher gleichfalls das physiologische [illegible] nicht weniger für ein absolutes erklärt, so weifs er [illegible] recht wohl, dafs „jede Entstehung eines menschlichen Lebens auf eine zwiefache Weise erklärt werden [illegible] als ein Ergebnifs in dem kleinen Kreise von [illegible] mung und Geselligkeit, dem es unmittelbar angehört, und als eine Thatsache der menschlichen Natur im [illegible] gemeinen." Freilich sind auch diese beiden [illegible] in der That und Erscheinung nur Eine, denn die [illegible] stehung des einzelnen Lebens im Kreise der [illegible] eines Geschlechtes, Stammes oder Volks ist nich. [illegible] ger eine Thatsache der menschlichen Natur im [illegible] meinen, die sich in den Einzelnen verwirklicht [illegible] Produkt dieser beiden Faktoren erscheint aber [illegible] wieder nicht der angemessene und erschöpfende [illegible] druck der menschlichen Natur im Allgemeinen [illegible] ihrem allgemeinen Begriff, sondern er ist beschränkt durch die natürliche Geburtsstätte, aus der er [illegible] gegangen ist, und durch diese mit der Natur [illegible] Beschränktheit auf unmittelbare Weise in den allgemeinen Zusammenhang der Sündhaftigkeit aller [illegible] setzt. Hr. Straufs spricht daher p. 374 als eine [illegible] wendige Consequenz aus: „Christus mag sich unter [illegible] trefflichsten in Israel mit Recht haben zählen [illegible] ohne sich jedoch von dem, was Hiob 4, 18; 15, 15 [illegible] sagt ist, auszuschliefsen."

Indem man dergestalt die Erzeugung Christi durch Geschlechtsthätigkeit eines beschränkten Familien-ises vermittelt sein läfst, fällt sein Lebensanfang der llkür und Zufälligkeit, die in einem vereinzelten An-; liegt, anheim. Man kann bei dieser Annahme wohl noch von einer Nothwendigkeit reden, die den Her-gang Christi bestimmt habe, allein diese bleibt immer ein nebenhergehendes und äufserlich bedingtes, n die Geburt Christi nicht in sich selbst der voll-mne Ausdruck dieser Nothwendigkeit selber ist.

Gelingt es nicht, zu dieser Darstellung der Noth-digkeit zu gelangen, wenn die Geburt als Resultat s beschränkten Gebietes betrachtet wird, und wird so nothwendig zu den Aussagen der Kritik getrie-so ist, was diese unterläfst, auf die Geburt als That-e der menschlichen Natur im Allgemeinen zu re-iren.

Nach dieser Seite hin war es selbst vor dem Her-ange Christi eingetreten, dafs die natürlichen Be-ntheiten der menschlichen Natur getilgt und zu einer hförmigen Allgemeinheit erhoben waren. Die bor-n Geister der Geschlechter, Stämme, Völker, hatten durch die Natur bestimmte unmittelbare Beschränkt-aufgegeben und sich in die Form der Allgemein-versenkt. Aber diese Allgemeinheit mufste der schlichen Natur alle producirende und zeugende Kraft hmen, da sie in sich inhaltslos und ohne Fülle war; der Beschränktheit der Formen, in denen sich bis der Geist dargestellt hatte, war auch der wesent-Inhalt derselben hingeopfert. Aus sich selbst konnte Allgemeinheit nichts weder erzeugen noch gebä-da sie in sich selber geistlos, wenn sie Gegenstand Bewufstseins wurde nur Gefühl des Verlustes, des erzes, aber als solches Gefühl die reine Empfäng-eit war. Soll also die Erzeugung Christi als That-der menschlichen Natur im Allgemeinen begrif-verden, so ist es in dieser Form unmöglich, denn bstraktion der menschlichen Natur von jeder inne-Bestimmtheit ist ohne producirende Kraft und in Reinheit nur vollendete Empfänglichkeit.

st das letzte und höchste Resultat des Heiden-s dieser Schmerz über die Unfähigkeit der mensch-Natur in ihrer abstrakten Allgemeinheit sich zur n Erscheinung ihrer Idee zu bringen, so hat das thum die Abstraktion der menschlichen Natur zu vinden gewufst. Der unendliche Unterschied des Selbstbewufstseins und seines absoluten Wesens dieser Ausgangspunkt des A. T. hatte den subjektiven Geist eben so sehr über seine Endlichkeit belehrt, als auch über die Wahrheit der menschlichen Natur, die in ihrer Einheit mit der göttlichen besteht. Die Religion des A. T. hat die Anschauung von dieser Wahrheit der menschlichen Natur in der Anschauung des Messias erreicht; aber indem sie die Person des Messias als eine Thatsache der menschlichen Natur in ihrer wahren Allgemeinheit weifs, weifs sie dieselbe unerreichbar für die Produktivität der menschlichen Natur in den einzelnen Individuen. Obwohl daher das Judenthum nicht nur in der reinen Empfänglichkeit wie das Heidenthum die höchste Staffel seiner Ausbildung erreicht, sondern zugleich das Bewufstsein vom Ziel der Weltgeschichte und von der Fülle hat, die seiner Empfänglichkeit bereitet ist, so weifs es doch, dafs seine Bewegung nur bis zum Hervorgang der Wahrheit reicht, ohne diesen mit eigner Macht herbeiführen zu können. Das Heidenthum endet mit dem reinen negativen Prozefs, in dem das Selbstbewufstsein seine natürliche Bestimmtheit abstreift, das Judenthum weifs, dafs sein Werden und seine Ausbildung das Werden der absoluten Wahrheit ist; aber obgleich auf seiner Seite der Inhalt ist, so ist es wie das Heidenthum noch ein Werden, das es in sich selber nicht zur gegenwärtigen Erscheinung bringt. Ist somit weder die individuelle Geschlechtsthätigkeit im Stande, die Persönlichkeit hervorzubringen, in der die menschliche Natur in ihrer wahren Allgemeinheit d. h. in der Einheit mit ihrem absoluten Wesen sei, noch die menschliche Natur in ihrer reinen Abstraktion, kann auch das Werden jener Persönlichkeit in der Religion des A. T. als dieses Werden durch sich selber es nie zur Gegenwart des Daseins bringen, kann also die menschliche Natur weder für sich, noch in der reinen Bewegung zu ihrem absoluten Wesen die Einheit mit diesem bewirken, so konnte der Begriff, dessen Nothwendigkeit für das Selbstbewufstsein in jener Bewegung lag, den reellen, existirenden Ausdruck dieser Nothwendigkeit nur durch sich selber setzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXXXVIII.

Handbuch der Arzneiverordnungslehre. Von Dr. Philipp ***Phoebus****, Privatdocenten an der Universität und prakt. Arzt in Berlin. Als zweite, gänzlich um-*

gearbeitete Ausgabe der 1831 *erschienenen Receptirkunst des Verfs. Erster Theil. Allgemeine Arzneiverordnungslehre. Berlin,* 1835. *XVI. u.* 408 *S.* 8.

Das Recept ist in der medizinischen Praxis eine äufserst wichtige Sache; es enthält das gesammte Resultat der Heilidee des Arztes für einen bestimmten Krankheitsfall, und am Ende beruht der ganze Hebel, mit welchem der Lauf der Krankheit regiert werden soll, fast allein auf dem Recept. Es ist also kein Wunder, dafs Werke über Receptirkunst zu den gesuchtesten in der praktischen medizinischen Litteratur gehören, weil bis auf einen gewissen Grad der Arzt nicht minder als der Kranke seine Hoffnung auf den Werth des Recepts setzt, und bei den vielen verzweifelten Krankheitsfällen, wo die Heilideen oft dem eigensinnigen Gang des Krankheitsprocesses nicht ganz entsprechend und den Arzt zu verlassen scheinen, bemächtigt sich der vertrauungsvolle Glaube an die Bewährtheit des Recepts nicht selten auch des besseren Arztes in der Erwartung, dafs eine unbekannte Hülfe in demselben verborgen liegen konne. Man kann nun freilich nicht sagen, dafs die ganze wissenschaftliche Einsicht und Bedeutung des Recepts allein aus der Receptirkunst zu entnehmen sei; denn alle medizinischen Disciplinen müssen sich vereinigen, um in einem bestimmten Krankheitsfall gründlich das Recept schreiben zu können, und es selbst ist die blofse Form, in welcher sich die Heilidee und der Kurplan verwirklicht; aber eben diese Form ist wieder dem Wesen der Kur unzertrennlich eingewachsen, und durch diese Form wird wieder das Wesen der Kur auf das Mannigfaltigste bedingt. Daher ist es denn von besonderer Wichtigkeit die Receptirkunst als Form mit dem Wesen der übrigen medizinischen Disciplinen in Verbindung und Uebereinstimmung zu bringen, die Formen des Recepts nicht als leere Formen, sondern in Beziehung auf ihre Bedeutung und ihren Zweck zu behandeln, und diese Idee hat dem Verf. bei Abfassung obigen Handbuchs vorgeschwebt. Der Verf. rechnet aufser den Regeln für die Abfassung der Recepte, welche den Inhalt der Receptirkunst im engeren Sinn ausmachen, auch noch die allgemeinen Gesichtspunkte über die Art und Weise, wie die Arzneiverordnungen jedesmal der Individualität des Krankheitsfalles anzupassen seien, und wie das ganze naturwissenschaftlich medizinische Wissen des Arztes Behufs der Arzneiverordnungen zu concentriren sei, auch wie die auf Verordnung aus der Apotheke erhaltenen Arzneien bei dem Kranken anzuwenden seien. Der Verf. handelt also aufser der eigentlich pharmaceutischen Receptirkunst und den damit zusammenhängenden chemischen und physikalischen Regeln für die Abfassung der Recepte, auch zugleich die therapeutischen Regeln über die Applikationsorgane, die Dosenlehre, und die sich auf die Individualität des Kranken beziehenden Regeln für die Arzneiformen in diesem allgemeinen Theil unter folgenden Ueberschriften ab: 1) Therapeutisch-pharmacologische Regeln. 2) Chemisch pharmaceutische Regeln. 3) Regeln, welche sich auf die Individualität des Kranken beziehen. 4) Regeln über die Wahl und Benutzung des Applikations... 5) Dosenlehre. 6) Anleitung zum schriftlichen Verordnen. 7) Pharmaceutische Operationen. 8) Pharmaceutische oder Arzneiformen. 9) Applikation der Arzneien. Man sieht also, dafs der Verf. Manches aus dem Inhalt der allgemeinen Arzneimittellehre und der allgemeinen Therapie mit herüber genommen hat, um durch die Darstellung der therapeutischen Beziehung der Arzneiformen das Formulare gleichsam zu ergänzen und zu ... tern, und zugleich Einsicht und Gründlichkeit in die Lehre der Abfassung nicht fehlen zu lassen. Wenn gleich das ... liche Formulare oder die Receptirkunst hierdurch über ... wahre Sphäre, nämlich Formenlehre für die Arzneien ... hinausgeht, und auf der anderen Seite den Kreis der ... schen Wissenschaften, welche zur Bestimmung der Arznei... men führen, doch nicht erschöpfend in sich fafst, so mufs ... doch der gegenwärtigen Darstellung zugestehen, dafs ... Sorgfalt und Zweckmäfsigkeit ihren Inhalt ausgewählt, ... nothwendigste passend zusammengestellt hat, was ... von pharmaceutischer und therapeutischer Seite bei der ... sung der Arzneiformen zu beobachten ist. Auch hat der ... mit Hülfe einiger kenntnifsreichen Pharmaceuten manche ... genthümliche und Praktische in Betreff der zweckmäfsigen pharmaceutischen Composition vieler Recepte nach ... darüber angestellten Versuchen hinzugefügt, und die ... Verhältnisse der Ingredienzien in zusammengesetzten Form... tabellarischer Uebersicht zusammengestellt. So ist ... die Menge von rohem und destillirtem Weinessig, von Wein... säure und Weinstein, welche zur Sättigung der verschie... officinellen Alkalien in fester und flüchtiger Form ge... geben. S. 179 findet man Bestimmungen über die Men... hältnisse von arabischem Gummi und Eidotter, welche ... bindung gegebener Mengen von Fetten und ätherischen ... mit Wasser zu einer Emulsion gehören, S. 201 sind ... gen von Kräuterspecies angegeben, welche zu Kr... verschiedener Gröfsen erforderlich sind. Ferner findet ... naue Bestimmungen über die nöthige Quantität des Zu... Verhältnifs zur Pulvermasse in den Trochisken, über die ... von gepulverten Substanzen, welche den verschiedenen ... Pflasterformen zugemengt werden können; über die ... hältnisse von Oel, Fett und Wachs zu magistraten Sa... ferner allgemeine Regeln über die Mengenverhältnisse ... nigen und Syrupen, um ihnen durch Vermengung mit ... denen Pulvern, Latwergenconsistenz zu geben, mehrere ... achtungen über die Verhältnisse verschiedener Extracte ... Pulver, welche zu guten Pillenmassen gehören u. s. w. ... gemeinen ist es vorzüglich der pharmaceutische Theil ... welcher durch sorgfältige Bemerkungen bereichert ist. ... dabei die therapeutischen Gesichtspunkte nicht überall ... dargestellt sind, so kann dieses damit entschuldigt werden ... sie eine Zugabe des Verfs. sind, die streng genommen ... dem eigentlichen Inhalt des Werks gehört. Die äufsere ... stattung des Werks ist recht ansprechend.

№ 112.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1835.

: Leben Jesu, kritisch bearbeitet von David
'riedrich Straufs. Erster Band.

(Fortsetzung.)

Die That, in der er seine Erscheinung setzt, ge-
daher ursprünglich ihm an und ist selbst eine ur-
ngliche, d. h. eine Schöpfung. Die menschliche
:r in ihrer Absonderung und in der Beziehung auf
Wahrheit konnte zu dieser Schöpfung nicht posi-
ıeitragen, als nur durch ihre Empfänglichkeit. Und
ı dem Weibe oder bestimmter in der Jungfrau diese
fänglichkeit auf unmittelbare Weise vorhanden und
Thun des Mannes immer eine Thätigkeit ist, die
Beschränktheit des Resultats zur Folge hat, so hat
Mensch, in dem die Einheit der göttlichen und
ıchlichen Natur erschienen ist, zur Mutter die Jung-
zum Vater den Geist, der die absolute Nothwen-
eit von der Einheit der göttlichen und menschlichen
ır ist. Sein Dasein ist das Resultat von dem Zu-
mentreffen der Empfänglichkeit und schaffenden Noth-
digkeit und alle physiologischen Fragen sind in die-
Zusammentreffen beseitigt. Sie haben keinen Platz
', nicht weil sie in einem dunkelen, unbegriffnen
:erium verstummen sollen, sondern im Gegentheil
in dem Offenbarwerden des Mysterium, auch ihre
ichkeit offenbar geworden ist. Die physiologische
ıchtungsweise hebt sich in die theologische auf.

Da die Kritik sich der Vermittlungen bewufst wer-
will, deren die Idee zu ihrer Verwirklichung be-
so sollte man erwarten, dafs sie sich ganz beson-
zur theologischen Betrachtungsweise hinwenden
e, und wenn ihr die Berufung auf die göttliche All-
ıt Luc. 1, 37. nicht genügen kann, weil hiemit nur
ımittelbare Macht bezeichnet ist, mit der die Idee
verwirklicht, so sollte sie sich doch zusammenraffen
mit der Erkenntnifs der Vermittlung Ernst machen.
n in der Erkenntnifs würde sie sich aufgeben müs-
sen, so übersieht sie denn, dafs die Evangelien selbst
schon einen Weg der theologischen Vermittlung ein-
schlagen, indem sie den Zweck der Geburt Christi in
die nothwendige Erfüllung der alttestamentlichen Ver-
heifsung setzen. Aber auch diesen Weg will die Kri-
tik nicht verfolgen, denn würde sie die Bedingung des
Hervorgangs Christi in dem Werden des Selbstbewufst-
seins zu seinem wahrhaften Begriff und so eine innre
Vermittlung erkennen, so wäre sie als Erkennen nicht
mehr die Kritik, die ihren Gegenstand als das Andre
sich gegenüber hätte. So kommt es, dafs sie sich in
theologischer Hinsicht nur gegen die Aussage des Su-
pranaturalismus wendet, der Jesum durch einen göttli-
chen Einflufs auf seine Erzeugung aus dem Zusammen-
hang der Erbsünde herausgenommen wissen will. Hier
ist es nicht zu läugnen, dafs die Kritik einen Boden
findet, auf dem sie Fufs fassen kann. Denn jener Grund
des Supranaturalismus ist nur ein einzelner, als solcher
äufserlich und fällt mit Recht der Gewalt der Kritik an-
heim. Ein göttlicher Einflufs auf die Erzeugung Christi
ist noch dazu weder der evangelischen Geschichte an-
gemessen, noch fordert er nothwendig seine Beschrän-
kung allein auf den mütterlichen Antheil der Erzeugung.
Hat aber die Kritik damit, dafs sie eine einzelne Apo-
logie mit Recht widerlegt, ein Recht gegen die Sache
erhalten? Ist es nicht, wenn sie auf Erkenntnifs und
Vermittlung dringt, ihre Pflicht, zu der Totalität des
Begriffes fortzugehen, von der jener Beweis nur ein
abgerissenes und dadurch geschwächtes Moment in An-
spruch genommen hat! Auch das will die Kritik nicht,
sondern sie geht sogleich, wenn sie mit dem suprana-
turalistischen Gegner zugleich mit der Sache fertig zu
sein meint, zu den historisch exegetischen Schwierig-
keiten über.

Die Meinung der Kritik in diesem Uebergange zu
den evangelischen Berichten, in denen Joseph der Va-
ter Jesu genannt wird, ist die, dafs, wenn man sich auch

in Betreff der übernatürlichen Geburt gegen Vernunftgründe und gegen das Naturgesetz verschliefsen wolle, d. h., wenn sich auch die Nothwendigkeit derselben einsehen lasse, dafs alles das dann an jenen Schwierigkeiten scheitern müsse. Das giebt zwar Hr. Straufs theilweise zu, wenn Jesus vom Volk zuweilen verächtlich Sohn Josephs genannt wurde, so hätte hierin keine entschiedne Veranlassung für ihn gelegen, sich auf seine wunderbare Erzeugung zu berufen, denn auf so äufserliche Weise durfte er weder, noch konnte er auch, von seiner Gottheit überzeugen. Etwas Anderes hingegen sei es gewesen, wenn ihn seine Jünger neben seiner Gottsohnschaft für den wirklichen Sohn Josephs hielten, wie ihn denn als solchen Philippus dem Nathanael vorstelle, Joh. 1, 46. Aber abgesehen davon, dafs Hr. Straufs p. 482 selber sagt, dafs in der Anrede Nathanaels *ibid.* vs. 50. der Ausdruck Sohn Gottes noch nicht dem Begriff entspreche, in dem ihn Christus selber im Verlauf des Evangelii auf sich anwende, so weist ja Jesus selbst *ibid.* vs. 51—52. die Jünger auf das Wachsthum der Erfahrung in seiner Gemeinschaft hin. Und was das betrifft, dafs sich besonders in den Briefen des N. T. nichts zur ausdrücklichen Bestätigung der Ansicht von einer übernatürlichen Erzeugung Jesu finde, so bietet sich dazu das Evangelium Marci als eine passende Analogie dar. Hat dieser nämlich sein Werk aus Matthäus und Lucas componirt, so hat er ja auch die Berichte von der Geburt vor sich gehabt. Aus welchem anderen Grunde konnte er sie in seiner Composition übergehen, als weil die junge Kirche in der wundervollen Anschauung der Lebensanfänge Christi unmittelbar lebte? Nicht weniger setzten auch die Briefe der Apostel die Thätigkeit der Evangelisten voraus, da sie nicht an solche gerichtet sind, die erst zu Christo zu bekehren wären, sondern die es schon sind. Da überhaupt die Briefe den Complex des Lebens Jesu mehr in Beziehung auf das gläubige Subject der Gemeinde betrachten, so ist es sein Leiden, Tod und Auferstehung, worin sie jene Beziehung darstellen, die Geburt Jesu fiel für die erst noch aufserhalb des Kreises dieser Beziehung.

Dafs die Genealogien endlich bei Matthäus und Lucas beide auf Joseph hinführen, ist nicht zu läugnen. Das Interesse für sie brauchte aber nicht in einem anderen Kreise zu herrschen, als der war, in welchem sich die Erzählungen von der Geburt Jesu bildeten, sondern als der bürgerliche Vater nahm Joseph für die jüdische Anschauung ein hinlängliches Interesse in Anspr[uch]. Allerdings sind es nur Hypothesen, die bei dieser [An]nahme die Differenz beider Geschlechtstafeln lösen [kön]nen, aber wenn sie auch unwahrscheinlich sind, [...] die Verkettung von Dingen, in denen der Zufall [...] Recht behauptet, so sind sie doch nicht unmöglich.

2. Man würde fehltreffen, wenn man glauben [wollte], gegen die Kritik irgend einen Erfolg erreicht zu haben, indem man ihr den Widerspruch aufdeckt, dafs sie [die Ver]mittlung des gebildeten Selbstbewufstseins und der [Re]ligion in ihrer geschichtlichen Erscheinung sein will [und] diese Vermittlung gleich im Anfang abschneidet. Da[fs] sie in diesen Widerspruch fällt, rechnet die Kr[itik] nicht sich zu, sondern die Schuld mifst sie dem [...] bei und seiner von vorn herein sich aufdringenden [Un]angemessenheit zu den Forderungen und Bestimmung[en] des Selbstbewufstseins. Zumal läfst sie auch den [Ge]genstand nicht völlig undurchdringlich; sie will [...] auf das Erkennen nicht vollständig Verzicht leisten, [d.] h., insofern die Kritik wesentlich die Thätigkeit [des] Selbstbewufstseins ist, will sie auf den Gegenstand [nicht] nur ihre Repulsionskraft ausüben, sondern auch der [At]traktionskraft nachgeben, die die That des Selbst[be]wufstseins ursprünglich in ihn hineingelegt hat. [...] geht, wenn sie das erste negative Geschäft ausgeführt [...] so weit, dafs sie in dem gröfsten Theil der evang[eli]schen Geschichte die Produktivität des dichtenden [Selbst]bewufstseins der christlichen Gemeinde nachweist. [...] aber, wo sich die Kritik an das Erkennen begiebt, [tritt] ihr innrer Widerspruch vollständig an den Tag [...] sie ihn nicht selber löst, die Endlichkeit und Zufällig[keit], die ihr anhaftet.

Alles Zweideutige, was der Bezeichnung einer [evan]gelischen Erzählung oder Gruppe von Erzählungen [als] mythischer anklebe, soll durch die Erklärung des [Hrn.] Verfs. p. 75 schwinden, „welcher zufolge unter [neu]testamentlichen Mythen nichts anderes, als geschicht[sar]tige Einkleidungen urchristlicher Ideen, gebildet [in] absichtslos dichtenden Sage, zu verstehen sind." [Man] sieht sogleich, dafs der apologetische Accent dieser [Er]klärung auf die „Absichtslosigkeit" der evangelischen Mythenbildung gelegt ist. Im Werke selbst aber [wird] dieser Accent fast durchgängig wieder bei Seite gelegt, da der Hr. Verf. für jede mythische Parthie sehr [...] und gegründete Absichten aufzufinden weifs. Ueberall nämlich war die Verherrlichung Jesu die durchgängige

icht, und zwar vollbrachte sie sich, wie in der Kindageschichte p. 174 durch den Gedanken, in Christo fs, was im A. T. als messianisch betrachtet wurde, illt sein und durch den Schlufs, dafs es also wirkerfüllt sei. Vermittelter wird die Absicht dieses ogismus, wenn es der jungen Gemeinde darauf an-, die Ideen, die ihr p. 507 „durch die allmählige wicklung der Verhältnisse" zum Bewufstsein kamen, als solche darzustellen, die auch im Sinne Jesu gen hätten. Diese Absicht habe sich besonders n durchgeführt, dafs die Universalität des Christenis und seine Gleichgültigkeit gegen περιτομή und θυσία, als ein Befehl, den Jesu schon gegeben , objectivirt wurde. Dieselbe „Tendenz" in Bezug die Samariter zeige sich im vierten Capitel des vier-Evangelii und überhaupt liege in diesem die gehtige Absicht, Christum zu verherrlichen, ganz beers am Tage, indem dem Täufer die tiefste Einin die messianische Würde Jesu geliehen würde in der Gruppirung des Nicodemus unter die Aner Jesu durch eine freie Fiktion die Wirksamkeit sti auch auf manchen ἐκ τῶν ἀρχόντων ausgedehnt e.

Die Absichtlichkeit der christlichen Mythenbildung also in sich selbst ein progressives Verhältnifs, desäufserstes Glied im vierten Evangelio sich vorfin-Der Widerspruch, den solches Schliefsen, Comen und endlich freies Fingiren gegen den absichts-Charakter des Mythus bildet, konnte der Kritik Hrn. Straufs nicht entgehen, wenigstens scheint er Einwürfen, die an diesen starken Antheil des Beseins an dem Mythus anknüpfen könnten, wenn nur — in einer Anmerkung entgegentreten zu wol-Geht nämlich das dichtende Subject von einer ihm bekannten Idee, wie z. B. der alttestamentlichen les Messias oder von dem Gedanken des Univerus des Christenthums aus und schliefst es von der endigkeit derselben auf ihre Wirklichkeit in der einung Christi, so scheint im Subject selbst eine ion vorausgesetzt zu werden, für welche die Idee ir angenommenes geschichtliches Substrat, wenn ur im Anfang des Schlusses unterschieden sind. gen sagt nun der Hr. Vf. in jener kurzen Anmerp. 52 „der mythischen Ansicht zufolge wird sich richterstatter, der in seiner Erzählung verkörperte nicht rein als solcher, sondern nur in der Form jener Erzählung bewufst." Wird sich also die Gemeinde z. B. des Universalismus ihres Princips bewufst, so geschieht dies nicht in Form des reinen Gedankens, im Begriff, auch trägt sie die Bestimmtheit ihres Selbstbewufstseins nicht erst in die geschichtliche Person Christi hinein, sondern spricht sie sogleich als ein von ihm ausgesprochnes Gebot aus. Findet also die Form eines Schlusses von der Nothwendigkeit der Idee auf ihre Erscheinung in Christo statt, so ist dieser Schlufs nach der mythischen Ansicht ein unmittelbarer oder für das Bewufstsein der ersten Gemeinde eine Tautologie, ihr Bewufstsein von der Wahrheit und deren geschichtlicher Existenz fällt ihr unmittelbar zusammen. Nach einer Seite hin ist diese mythische Ansicht richtig und dieser ihr Antheil an der Wahrheit giebt ihr einen so lockenden Schein. Allerdings wurde sich die christliche Gemeinde, so lange sie im unmittelbaren Glauben stand, ihrer Wahrheit nur in Form der Geschichte bewufst, ihr Wesen schaute sie als geschichtliches Dasein an. Diese unmittelbare Einheit wird aber von der mythischen Ansicht des Hrn. Vfs. immer wieder unterbrochen und das ist der Widerspruch, in den die mythische Ansicht mit sich selbst und mit dem christlichen Glauben fällt. Die Kritik löst nämlich jene Einheit soweit auf, dafs sie selbst ein Bewufstsein über den Unterschied der Idee und der Geschichte statuirt. Und wenn im Interesse der Synoptiker Christum z. B. durch die Stellung des Täufers zu ihm zu verherrlichen die Absicht möglicherweise für eine solche erklärt werden kann, die sich nicht deutlich ihr Verhältnifs zum geschichtlichen Substrat zum Bewufstsein brachte, so tritt nach der Erklärung des Hrn. Straufs dies Bewufstsein im vierten Evangelio in bestimmter Form auf und droht von hieraus auch auf die mythische Erklärung des synoptischen Geschichtskreises ein zweideutiges Licht zu werfen. Aus dem drückenden Gefühl eines Mangels der Berührung Christi mit den Obern Israels läfst Hr. Straufs die mythische Person des Nikodemus fingirt werden; aus dem Interesse, die Johannesjünger zur christlichen Gemeinde zu führen, soll die freie Composition der christologischen Reden des Täufers entstanden sein. Und bedenkt man dazu, dafs die Abfassung des vierten Evangelii nach der mythischen Ansicht die „Composition und Fiktion" eines Einzelnen ist, der als Einzelner also auch um so mehr das bestimmte Bewufstsein der Differenz seiner Auffassung Christi und der sonst ihm bekannten Er-

scheinung Christi gehabt haben mufs, so mufs der absichtslose Charakter der Mythe, damit aber auch die mythische Ansicht selbst, wenn sie sich nur darauf stützen kann, fallen.

Die Gefahr, die von hieraus über die synoptischen Evangelien einbrechen mufs, scheint zwar durch die Behauptung vermieden zu werden, dafs ihr Inhalt in der Tradition sich geformt habe und so im Volksleben und in der gemeinsamen Thätigkeit der Gemeinde die bewufste Absichtlichkeit nicht vorhanden gewesen sei. Denn in der Theilung der Arbeit gleichsam sei jedem, der einen Beitrag zum allgemeinen Schatze gab, der Ueberblick über das Ganze und die Vergleichung mit dem ursprünglichen Anfange verborgen gewesen. Aber immer sind es doch Einzelne, von welchen das Einzelne seinen ersten Ursprung nehmen mufste, wie ist es möglich, dafs bei allen dieselbe Bewufstlosigkeit über ihr Thun, also dieselbe Absichtslosigkeit stattgefunden habe? Wird nicht das Ganze der Tradition nur eine Summe von mehreren freien d. h. bewufsten Fiktionen, wie das vierte Evangelium noch als die Reliquie der freien Fiktion eines Einzelnen dastehen soll?

Kann nun zwar bei soviel Uebereinstimmendem der Evangelien nicht gesagt werden, dafs Einzelnes von Einzelnen seinen Ursprung erhalten und so zum allgemeinen Bewufstsein sich erweitert und ausgebreitet habe, sondern lag der dichterische Schlufs von der Idee auf die Wirklichkeit so nahe als Hr. Straufs behauptet und mufs so mancher Zug der evangelischen Geschichte an manchen Orten sich zu gleicher Zeit für die Anschauung dargeboten haben, wie kann dann die Kritik die Inspiration selber für eine mythische Vorstellung halten? Streift es nicht schon an diese Vorstellung, wenn Hr. Straufs zur Erklärung der Mythenbildung auf den entschiedenen Eindruck der Messianität Jesu zurückgeht? Und wenn nun gar dieser Eindruck so stark war, dafs er, über der Produktivität der christlichen Gemeinde schwebend, das allgemeine Bewufstsein zur Erfindung und Gestaltung von so viel Uebereinstimmenden befruchten konnte, ist das nicht die Vorstellung von der Inspiration in der härtesten Form ihrer Einwirkung auf das Selbstbewufstsein?

Zu den „ewigen Wahrheiten" des Christenthums rechnet daher Hr. Straufs auch die Idee der Inspiration, da er die Kirche als „Stiftung des Geistes" ja [illegible] „vom Geiste die neutestamentlichen Urkunden [illegible] läfst. Aber hier deckt sich noch weiter der innere Widerspruch der Kritik auf. Das gegenwärtige [illegible] Bewufstsein rechnet es zum höchsten Ruhm seines [illegible]punkts, den Geist in der Erscheinung begriffen zu haben. Die Kritik verbindet den Geist und die [illegible]liche Erscheinung wohl auch, aber eben nur durch ein lockeres nachträgliches „auch." Erst werden zur [illegible]rung der geschichtlichen Erscheinung, hier der Mythenbildung, die verschiedensten Gründe herbeigebracht, [illegible]dische Zeitvorstellungen werden als Canon der [illegible]schen Erklärung zu Hilfe gerufen und dann [illegible] Geist auch die Sagenbildung ohne ihr Bewufstsein [illegible]nutzt haben, um seine „ewige Wahrheit" in sie [illegible]zulegen. Diese Trennung und dieses auch [illegible] nur für den entschiedensten Mangel der Arbeit [illegible] Straufs erklären. Wie oben die Absichtlichkeit [illegible] Begriff des Mythus eindrang, so hat hier der[illegible]griff insofern noch eine unreine Fassung erhalten, [illegible] sein absoluter Inhalt nicht als die treibende [illegible] seiner Produktion aufgefafst ist. Hätte der Hr. Vf. [illegible] schöpferische Kraft des Geistes schon in der [illegible] Entwicklung nachgewiesen, statt auf eine [illegible] Abhandlung zu verweisen, sein Werk wäre [illegible] die vollendete Durchführung der mythischen Ansicht [illegible] das Werk des Mannes, den Lessing noch [illegible] er die Aufsätze des Fragmentisten herausgab, [illegible] nes, der die Religion so bestreitet, als es die [illegible]keit und Würde des Gegenstandes erfordert.

Wollte der Hr. Vf. diese Würde immer [illegible] behalten, so hätte er durchaus nicht die rabbinische [illegible]teratur citiren dürfen, um aus deren analogen [illegible]len übereinstimmenden mythischen Inhalt die [illegible] neuen T. erklärlich zu machen. Dadurch hat er [illegible] nachträgliche Provokation auf die Thätigkeit [illegible] in seiner Gemeinde abgeschnitten und damit [illegible] der evangelischen Geschichte immer noch der [illegible] einer Profanation ausgesetzt. Denn auch das [illegible] Zeugnifs dafür fehlt, dafs wir in der rabbinischen [illegible]tur eine Christologie hätten, die mit der Abfassung [illegible] Evangelien gleichzeitig wäre, und was in der [illegible] verlafsnen Synagoge gedichtet wurde, das bedurfte [illegible]stes nicht, um von Christen Jesu angedichtet zu [illegible]

(Der Beschlufs folgt.)

№ 113.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1835.

s Leben Jesu, kritisch bearbeitet von David 'riedrich Straufs. Erster Band.

(Schlufs.)

Oder lebte die rabbinische Christologie schon lange er im Volke, nun so bedurfte es des Geistes noch ger, um die urchristlichen Ideen zu erzeugen. Da nehr gewifs viele Züge der rabbinischen Träumereien entstellte Züge sind, die aus der Polemik mit Chri- aufgerafft waren, so bedurfte es anderer und kräf- er Hilfsmittel für die mythische Erklärung als die inische Analogie. Diese ganze von Wetstein und tfoot u. a. so sehr zur Erklärung des N. T. zur Herr- 't gebrachte Methode wird bei dem zunehmenden tändnifs des A. T. immer mehr sich als untauglich eisen, wenn man nicht das Leben aus einer er- ten Leiche erklären will.

Das ist der Kritik schon öfter eingewandt worden wird jetzt wieder geschehen, dafs für viele Züge der gelischen Geschichte, wie die Flucht nach Aegypten, Stern der Weisen, wohl Vorbilder im A T. sich n konnten, dafs es aber unbegreiflich sei, wie um- hrt z. B. Hos. 11, 1. zu dem Mythus der Flucht Aegypten Anlafs geben konnte. Dieser Einwurf icht ungegründet; Ref. hält es aber noch mehr für Pflicht, die Kritik dessen anzuklagen, dafs sie den t des A. T. verkümmert und nun wenn die N. T.- ı Schriftsteller auf jenes sich beziehn, diese Bezie- auf einem Mifsverständnifs beruhen läfst. Der Be- vom Sohne Gottes ist nach Hrn. Straufs ein bild- ;, p. 176 und verdankt sein christliches Verständ- der mifsverstehenden sinnlichen Auffassung, die sich den späteren Juden bildete. Der Hr. Vf. hat ja :fflich p. 151 den Paralogismus der rationalistischen ftauslegung aufgedeckt, wonach die N. T.lichen ftsteller nicht so ausgelegt werden dürfen, als ob twas unvernünftiges (nämlich gegen die rationalisti- sche Vernunftbildung gehalten) sagten, warum fällt er in denselben Paralogismus in Betreff des A. T.? An ande- ren Orten weifs er doch der Schleiermacherschen Kritik den gegründeten Vorwurf zu machen, dafs sie zu ihrem grofsen Schaden die Rücksicht auf das A. T. vernach- läfsige, warum geht er selbst in dieser Rücksicht nur so weit, als ihm Hr. Dr. Paulus vorangegangen ist? p. 179. Aber auch das ist ein Punkt, wo die List des Verstan- des, eben da sie sich am stärksten meinte, weder die Wahrheit, noch auch die kräftigste Form der Negation erreicht. Hätte der Hr. Vf. die Gestalt des Messias, der starker Gott genannt wird Jes. 9, 6. nicht nur für eine Summe von Bildern erklärt, sondern als das Resultat der ernsthaftesten Anstrengung des A. T., den Gegensatz Gottes und des Menschen aufzuheben, eben so, hätte er die Weissagung von der Jungfrau, die den Immanuel ge- bären solle Jes. 7, 14. sich nicht durch die rationalisti- sche Auslegung entziehen lassen, wahrlich über den Schlufs der Mythe von der Verheifsung auf ihre Erfül- lung wäre ein einladenderes Licht gefallen, statt dafs er jetzt auf einem sinnlosen und weithergeholten Mifsver- ständnisse beruhen soll. Hätte Hr. Straufs bedacht, dafs für die prophetische Anschauung wegen ihrer Unmittel- barkeit die Differenz der Zeit nicht existirte, er hätte die Vermengung der Zeiten in dem kirchlichen Verständnifs jener Weissagung nicht abenteuerlich nennen dürfen und für die Mythe einen doch irgendwie noch concreten An- knüpfungspunkt behaupten können.

Je mehr aber die Genesis des alttestamentlichen re- ligiösen Bewufstseins in ihrem innern Zusammenhange bis zur Anschauung des Messias von der Wissen- schaft speculativ reproduzirt sein wird, ein um so stär- keres Gegengewicht wird gegen die mythische Auffas- sung des Lebens Jesu gewonnen sein. Und zwar wird dieses Gegengewicht sich nicht nur in Form des Postu- lats auszusprechen haben, dafs die Wahrheit, die im A. T. in vereinzelte Momente getrennt und als Gegenstand

der Verheifsung gegeben war, zur „wirklichen Gewifsheit des unmittelbaren Daseins" werden und als „wirklicher einzelner Mensch" angeschaut werden mufste, sondern vielmehr, weil diese Gegenwart der Wahrheit als wirklicher einzelner Mensch der Inhalt der offenbaren Religion ist, wurde diese Wahrheit in ihren einzelnen Momenten dem A. T.lichen Bewufstsein geoffenbart. Die mythische Auffassung des N. T. hat sich bisher und auch diesmal nicht anders aufführen können, als wenn sie den Zusammenhang des A. u. N. T. nur zu einer auf jüdischen Mifsverständnissen des A. T. beruhenden Verbindung herabsetzte und so wird es eine nothwendige und unausbleibliche Folge des jetzigen Streites sein, dafs die wissenschaftlichen Bemühungen der Gegenwart aus allen Kräften der Religion des A. T. sich zuwenden werden.

Auch der mit Unrecht selbst vom Supranaturalismus bis zum spannendsten Gegensatz getriebene Unterschied der Synoptiker und des Evangelium Johannis wird sich dann unendlich mildern und herabspannen. Während man bisher in den Synoptikern die Beziehung auf das A. T. als vorherrschend ansah, wird man im Johannes bei einer durch das wahrhafte Verständnifs des A. T. gekräftigten Exegese die noch continuirlicher hindurchgehende immanente Beziehung auf das A. T. herauserkennen. Dem Pragmatismus, mit dem das vierte Evangelium die Collision Jesu mit dem Volk und der Hierarchie darstellt, entspricht vollkommen die innre Dialektik, mit der Christus sich selbst als reelle Erfüllung des A. T. dem Mifsverständnifs entgegensetzt, mit welchem das Volk die Religion des A. T. aus ihrer Bewegung zur Einheit des Menschen mit Gott zu einem abstrakten und einseitigen Monotheismus verkehrt hatte. Selbst die Logoslehre des Johannes ist himmelweit davon entfernt, durch hellenistische Theorieen, wie die des Philo, erklärt zu werden, sie läfst sich im Gegentheil rein und allein aus dem christlichen Verständnifs des A. T. erklären, indessen Philo im Widerspruch mit dem Zweck und Ziel seiner väterlichen Religion den λόγος im ὄν der unerkennbaren Substanz untergehen läfst.

Die Widersprüche der Ausführung gegen ihre reine Absicht anzuerkennen, dagegen sträubt sich die Kritik, den Balken in ihrem Auge sieht sie nicht, sondern ihre Aufmerksamkeit ist nur auf den Splitter des Bibelwortes gerichtet, nämlich auf die „Widersprüche," die sie aus den Differenzen der evangelischen Geschichte herauszuziehen bemüht ist. Aber hier endlich zeigt sich die widerspruchsvolle subjective Einseitigkeit der Kritik [illegible] ihrem vollsten Licht. Die sterbliche Beschaffenheit [illegible] Bibelworts thut sich nach ihrer Meinung am [illegible]baren an seinem historischen Theile kund, weil [illegible] „in die Region der sinnlichen und verständigen [illegible] und Geschichtsbeobachtung eingetreten, durch [illegible] eben so bestimmte als bekannte Gesetze controllirt [illegible] Das Recht zu dieser Controlle darf der Kritik [illegible] nommen werden, aber wenn sie dies Recht auf [illegible] schaffenheit des Buchstabens gründet, warum [illegible] sie es, auf den Grund dieser Beschaffenheit [illegible] rückzugehen? Warum sagt sie nicht, die endliche [illegible] schaffenheit des Bibelwortes sei dadurch hereingekom[illegible] men, dafs sein Inhalt wie in der Person Christi [illegible] Bedingungen des Raums und der Zeit, so in der [illegible] jectiven Auffassung der Jünger und Evangelisten [illegible] Schranken der räumlichen und zeitlichen Anschau[illegible] eingegangen sei? Warum reflektirt sie nicht [illegible] diese in der Sache selbst liegende Beschaffenheit [illegible] sie sich nur an ihre Gesetze der verständigen Gesch[illegible] beachtung? Das heifst nichts Anderes, als sich in [illegible] jectiven Kriterien verfesten, als ob diese dem Bibel[illegible] etwas schlechthin feindliches und entgegengesetz[illegible] ren und als ob wir den Inhalt des Bibelworts nicht [illegible] nur wie er durch die Bedingungen räumlicher [illegible] licher Anschauung hindurchgegangen ist, besitzt [illegible] Gesetz, welches die Kritik an den Inhalt heran[illegible] meint, trägt der Inhalt, wie er in der Form des [illegible] worts vor uns liegt, in sich selber. Weil es aber [illegible] unmöglich ist, dafs die evangelische Geschichte [illegible] Zufälligkeit, die in der räumlichen und zeitlichen [illegible] schauung liegt, freigeblieben sei, ist deshalb der [illegible] unmöglich, ist deshalb der Schlufs auf seinen myth[illegible] Charakter nothwendig und der einzige Ausgang, der [illegible] übrig bleibt? Will die Kritik die evangelische Ges[illegible] nur darauf ansehen, ob sie Geschichte sei, so [illegible] auch dem Gesetz, das in jede Geschichtserzählung [illegible] sie zumal durch die Auffassung von mehreren hindur[illegible] geht, eindringt, nämlich dafs die lokale und [illegible] Gruppirung und Composition einen Wechsel [illegible] Kann doch dasselbe Individuum ein mit eignen Au[illegible] verfolgtes Faktum schwerlich mehreremal erzählen [illegible] der Gewalt jenes Gesetzes zu entgehen. Fügt man [illegible] zu dieser in der Sache liegenden Gewalt des Zw[illegible] dem die Erzählung des Lebens Jesu in der ersten [illegible] meinde diente, der mit dem historischen Interesse [illegible]

-kere dogmatische und apologetische verband, so ver-
en die Differenzen der Evangelien eben so ihr auf-
ındes und anstöfsiges. Vor allem die Gruppen von
en im ersten Evangelium finden unter diesem Ge-
tspunkte ihre volle Erklärung, sie verrathen den Ein-
; der Tradition, indem gewifs zu verschiedenen Zei-
gesprochenes zusammengefafst ist, ohne deshalb
en den Ursprung von einem unmittelbaren Jünger
zu sprechen. Als Matthäus sein Evangelium com-
rte, mochte er immerhin seiner Meinung und Absicht
ein chronologisch und topologisch geordnetes Ganze
n wollen. Aber so zu sagen eingeübt oder einge-
ısen in die frühere mündliche Verkündigungsweise
erkte er nicht, dafs er manches anders zusammen-
, als es in der Wirklichkeit gewesen war. Und was
öfteren Festreisen Jesu nach Jerusalem betrifft, so
hten diese sowohl wegen der Wichtigkeit der letz-
zurücktreten, als auch, weil sie für die, welche in
jüdischen Anschauung lebten, als sich von selbst
tehend, kein Interesse hatten. Ueberhaupt mufste
bewufste historische Interesse für die mündliche Ue-
eferung erst mit dem Aufbruch Jesu zu dem letzten
hafeste beginnen, da das apologetische Interesse, al-
Anstöfsige der letzten Katastrophe durch ihre sorg-
ge Auseinandersetzung zu entfernen, an diesem Punkte
ihm genau zusammenfiel. Hier beginnt daher bei
Synoptikern chronologische Genauigkeit, womit frei-
die Möglichkeit vielfacher Differenzen nur noch zu-
ien mufste.

Die genetische Erklärung der Synoptiker aus der
ition reicht nur dann aus, wenn im ersten Evange-
das Werk eines Apostels erkannt wird, der sich
schriftlichen Abfassung desselben begab, nachdem
lbst in der mündlichen Verkündigung thätig gewe-
var und von der Form derselben abhängig blieb.
Eigenthümlichkeit des vierten Evangelii hingegen
rt sich daraus, dafs es die freie Reproduktion eines
nzeugen ist, der durch die ursprüngliche Selbststän-
it seines Geistes sich von der Form der mündli-
Tradition frei zu erhalten wufste. Das chronolo-
e, topologische Augenmerk, welches in dieser bis
eidensgeschichte hin durchaus keinen Werth noch
hatte, mufste daher bei ihm hervortreten. Der
natismus aber, der das Verhältnifs Jesu zu Volk
Hierarchie verfolgt, konnte in der Tradition in ein-
n Fakten oder Gruppen wohl hindurchscheinen und
insofern fehlt er auch bei den Synoptikern nicht, in
seinem ganzen geordneten Umfange konnte ihn die
mündliche Verkündigung nicht aufnehmen, aber wohl
konnte er in einer selbstständigen Reproduktion statt-
finden. Endlich die differente Darstellung Christi bei
den Synoptikern und im Johannesevangelio wird von
der Kritik schon insofern ausgeglichen, da sie Elemente
von jener auch in dieser und umgekehrt Momente von
dieser in jener anerkennt, sie wird sich aber vollends
für das Verständnifs ausgleichen, wenn in der Erklä-
rung der Synoptiker die Beziehung auf das A. T. im
ideellen Zusammenhang des A. und N. T. ihren Grund
erhält, im Johannesevangelium aber dieselbe Beziehung
mehr als bisher geschehen ist, herausgestellt wird. —

3. Als historisches Residuum seiner Kritik der
evangelischen Geschichte stellt Hr. Straufs p. 361 fol-
gendes auf, dafs Jesus von Nazareth, durch den Ruf der
Taufe des Johannes angezogen, sich derselben unter-
warf, und nachdem er einige Zeit vielleicht im Gefolge
des Täufers gewesen und durch ihn mit der Idee des
nahenden Messiasreiches vertraut geworden war, nach
der Verhaftung des Johannes dessen Wirksamkeit in
modifizirter Weise fortsetzte. Und zwar besteht diese
Modifikation darin p. 477, dafs Jesus, der als Schüler
des Johannes, nach dessen Verhaftung in seine Fufs-
tapfen trat, Anfangs, ob zwar in liberalerem und grofsar-
tigerem Geist, doch nur dieselbe Stellung zum Messias-
reiche wie der Täufer sich gegeben und erst allmählig
zu dem Gedanken, selbst der Messias zu sein, sich er-
hoben habe. Dies positive Resultat ist kühn und auf-
fallend, der Glaube, der hierin seine Annahme einer
unmittelbaren Gewifsheit Christi von seiner messiani-
schen Würde bedroht sieht, wird es anstöfsig nennen,
eine Reflexion auf den Nerv seines Beweises wird es
nicht anders, als übereilt erschlossen und unhaltbar be-
zeichnen.

In Betreff der Frage, wie bald Jesus angefangen
habe, sich selbst für den Messias zu erklären und von
Anderen für denselben gehalten zu werden, basirt sich
jene Behauptung auf den Widerspruch, dafs Jesus nach
sämmtlichen Evangelisten von seiner Taufe an jene
Rolle übernommen habe und dafs im vierten Evangelio
die ersten Jünger ihn gleich beim ersten Zusammentref-
fen in dieser Würde anerkennen. Nun aber gehe bei
den Synoptikern (Matth. 16, 16. parallel) nach langem
Zusammensein mit ihm und kurz vor seinem Leiden dem

den übrigen voraneilenden Petrus die Einsicht auf, dafs Jesus *ὁ χριστός, ὁ υἱὸς τοῦ θεοῦ τοῦ ζῶντος* sei. Unmöglich, schliefst nun Hr. Straufs, konnte durch dies Bekenntnifs Jesus so überrascht werden, dafs er nach Matthäus den Petrus um dessentwillen selig pries und seine Einsicht als göttliche Offenbarung darstellte, wenn diese Ueberzeugung eine im Kreise seiner Jünger längst gehegte Ansicht und nicht vielmehr ein neues dem Petrus jetzt eben aufgegangenes Licht war. Und Jesus selbst, wenn er die vom Petrus geäufserte Ueberzeugung einer Offenbarung des himmlischen Vaters zuschreibt, kann nicht selbst schon früher den Jüngern, wie das vierte Evangelium berichtet und selbst die Bergrede bei Matthäus thut, diese Eröffnung gemacht haben. Dieser Widerspruch ist vollkommen anzuerkennen, aber er besteht in nichts anderem, als in dem successiven Verhältnifs, in welchem die Erkenntnifs der Jünger zunahm. Wenn aber in deren Bewufstsein ein Fortschritt stattfand, mufste er auch im Selbstbewufstsein Christi liegen? wenn das Verständnifs der Jünger wuchs, ist hieraus eine Folgerung gegen die Stätigkeit des messianischen Selbstbewufstseins Christi nothwendig? Hr. Str. sagt selbst, dafs die anfängliche Vorstellung der Jünger von Christo und ihre erste Auffassung vom Begriff des *υἱὸς τοῦ θεοῦ* noch stark von der damaligen theokratischen Auffassung des Messiasbegriffs tingirt sei. Wenn nun Petrus die Einsicht von einem mehr immanenten Verhältnifs Christi zum „lebendigen Gotte" aufgeht, so konnte Jesus sehr wohl diese Erhöhung des messianischen Verständnisses als göttliche Offenbarung, als den Zug des Vaters bezeichnen, ohne dafs die Stätigkeit seiner Selbstverkündigung dadurch unterbrochen würde.

Aehnlicher Art ist der Widerspruch, auf welchen Hr. Straufs die Behauptung gründet, Johannes der Täufer habe Christum nie als Messias anerkannt. Nämlich wenn der Täufer jene zweifelnde Frage aus dem Gefängnifs an Jesum richtete, so könne er unmöglich früher so fest von der Messianität Jesu gezeugt haben, und wenn dies, dann jenes nicht. Die Kritik geht nun zwar von diesem Widerspruch aus weiter und schliefst beide Seiten aus dem Reich der Möglichkeit aus. Der Täufer habe weder Anfangs bestimmt von der messianischen Würde Jesu gezeugt, noch habe er jene zweifelnde Frage an Christum aus dem Gefängnifs richten können, allein die Hauptsache bleibt immer jener Widerspruch, dessen negatives Resultat endlich auf die Unmöglichkeit gegründet wird, dafs ein „solcher beschränkterer Standpunkt, wie ihn der Täufer einnahm, den höhern, wie Jesus auf einem solchen stand, niemals begreifen werde" p. 347.

Wird die Lösung gegen die Kritik in der Art versucht, dafs der Widerspruch geläugnet wird, wie von denen, die die zweifelnde Frage des Täufers für eine blofse Aufforderung an Jesum, entschieden aufzutreten erklären, so behält die Kritik vollkommen Recht, wenn sie den Widerspruch sich nicht entreifsen lassen will. Dennoch fodert sie beständig, man solle ihn doch lösen, wenn sie nicht die Sache selbst als sich widersprechend d. h. nach ihrer Meinung als unmöglich aufgeben will. Dagegen, wie in allen übrigen Fällen, ist fest zu behaupten, dafs ein Widerspruch nicht gelöst wird, wenn seine Glieder zur Indifferenz herabgesetzt werden, sondern wenn er als Widerspruch begriffen und als nothwendig eintretend gewufst wird. Er wird dann anerkannt, aber gelöst, indem die Wurzel, aus der er zu beiden Seiten sich verzweigen und auseinandergehen, aufgedeckt wird. Diese Wurzel des vorliegenden Widerspruch ist allerdings die „Beschränktheit, welche dem niedrigeren Standpunkte im Verhältnisse zum höheren eigen ist." Nur ist die Schwierigkeit nicht zu lösen, dafs aus jener Beschränktheit geschlossen wird, der Täufer habe Jesum nie freiwillig über sich stellen können. Denn wenn Johannes zum kommenden Messiasreich einlud, so sprach er ja selbst seine untergeordnete Stellung gegen den nahenden Messias aus. Darin vielmehr besteht der Widerspruch, dafs der Täufer in der Hinweisung auf den Messias seinen Beruf erkannte und von der treibenden Macht dieses Berufs sich auf keine Weise lossagen zu dürfen glaubte. Darum ist er noch wesentlich Prophet und steht er auch am äufsersten Ende doch noch wesentlich im Umkreis des A. T. Er bildet auf diesem äufsersten Punkt den oscillirenden Uebergang vom A. zum N. T. Aus dieser Beschränktheit seines Pathos, dafs er nur die hinweisende Thätigkeit für seinen Beruf hielt, erklärt es sich, dafs er auch nach seiner Anerkennung Christi noch fortfuhr, auf ihn hinzuweisen. Aus der noch prophetischen und jüdischen Form seiner Wirksamkeit erklärt sich die Möglichkeit des Zweifels, der wirkliche Eintritt desselben, mit dem er der Geschichte unterging. —

Ref. kann seiner Anzeige noch keinen Schlufs geben, um das Urtheil über die kritische Bearbeitung des Lebens Jesu zusammenzufassen, da der zweite Band desselben hoffentlich für bald zu erwarten ist. Nur so viel hat er hier zu bemerken, dafs bei den Mängeln, mit denen die mythische Ansicht selber als solche jetzt noch aufgetreten ist, der Prozefs unaufhaltsam fortgehen mufs, bis sie die würdigste, reinste Form immanenter Nothwendigkeit, die die Geburtsstätte der christlichen Mythe beherrscht habe, erreicht hat. Ref. hat also bei dieser Krisis keinen höheren Wunsch, als dafs Hr. Straufs die unreine Auffassung des Mythus, die er sich hat zu Schulden kommen lassen, in dem Schlufstheile seines Werkes total abstreife, damit die gewaltige Erschütterung, die er in die Theologie gebracht hat, nicht noch auf eine gewaltigere zu warten habe, und damit er selber, was die Gröfse seines Ansatzes verdient, wenigstens den Ruhm erhalte, das Vollendete geleistet zu haben. Vor allem aber liegt es im Interesse der Wissenschaft, die Form der äufsersten Vollendung für die Negation zu verlangen, denn erst die tiefste Concentration der Verneinung bildet den abschliefsenden Uebergang zur Bejahung.

B. Bauer, Lic.

№ 114.

Jahrbücher für issenschaftliche Kritik.

December 1835.

LXXXIX.

Wissenschaft der Metaphysik im Grundrisse. Zum Gebrauche für seine Vorlesungen von Dr. Carl Phil. **Fischer**, *Privatdocent der Philophie an der Universität zu Tübingen. Stuttart*, 1834.

Der Verf. erkennt das Hegelsche System „formell das vollendetste an" (Vorrede S. XX), findet sich in materieller Hinsicht „nicht vollkommen befrie-" Er sah sich durch die Vorträge, besonders südscher Denker „in das System eines reelleren Wiseingeführt" (S. XXI). Dennoch genügten ihm die enen Vorträgen dargestellten Systeme weder ein-, noch alle zusammen, sondern er hält „die speculen Systeme unserer Zeit für Momente Einer Philoie," und will nun diese Eine Philosophie in seiner aphysik darstellen. „Ich folgte, sagt er, einer aus Begriffe des Vernunftwissens sich ergebenden Mele, wenn ich die Metaphysik in dem Geiste der Phiphie darzustellen suchte, deren Form sich am meifür die Entwickelung allgemeiner Ideen eignet." glaubt nun durch seine Darstellung der Metaphysik esen zu haben, dafs „die dialektische Philosophie er Idee der Speculation mit der sogenannten Natursophie und ihren besondern Formen identisch sei." er Einleitung (S. 88) sagt er noch bestimmter, dafs ne Darstellung der Metaphysik formell eben so sehr Hegelsche Dialektik zu ihrer Voraussetzung habe, ihr (der Metaphysik) Inhalt das Wesen und den t der in der Wahrheit ihrer Idee zu begreifenden rphilosophie enthalten wird." „Wer sich eine sol-Zurückführung der dialektischen Philosophie auf die der sogenannten Alleinheitslehre, welche in der Beaung einer wissenschaftlich hervorzubringenden Einein organisches Ganze bildet, nicht anders, denn einen Synkretismus denken kann, der mag auch hier die geistlosen Vorstellungen, die er sich von der Einheit der Idee macht, in Anwendung bringen." Zuletzt fügt der Verf. noch hinzu: „Eine andere Frage ist, ob denn auch der Charakter der sogenannten Naturphilosophie und der dialektischen Philosophie eine solche an sich nicht verwerfliche Vereinigung gestalte, und ob nicht jene ihren Inhalt und diese ihre Form an sich selbst habe? Das Letztere wird niemand leugnen, wer die betreffenden Werke kennt; ich habe aber auch nicht die Absicht, die Formen des einen Systemes auf die Resultate des andern anzuwenden, vielmehr soll Form und Inhalt zugleich erneuert werden."

Der Verf. hat die vollkommen richtige Ansicht, dafs in der speculativen Philosophie jeder Fortschritt nur durch die Erneuerung von Form und Inhalt *zugleich* geschehen könne, oder lieber, wie wir sagen wollen, durch die Schöpfung einer neuen Form mit ihrem neuen Inhalte, oder eines neuen Inhaltes mit seiner neuen Form. Ob es ihm aber gelungen sei, dieses wirklich Neue zu schaffen und somit die Speculation weiterzuführen, dies hat die Kritik nachzuweisen. Gerechte Besorgnisse mufste schon vorher die Erklärung erregen, dafs seine Metaphysik einerseits die Hegelsche Dialektik, als Form, andererseits die Naturphilosophie zur Voraussetzung haben solle. Das wahrhaft Neue hat nichts zur Voraussetzung, als sich selbst, und hat das Alte so mit sich durchdrungen, dafs das Alte als solches gealtert ist und antiquirt bleibt, oder, will es in der neugebornen Wissenschaft Platz finden, zum blofsen Moment herabsinkt. Noch gröfsere Besorgnifs flöfste demnächst die grundfalsche Ansicht ein, welche der Verf. durch verfehlte Polemik gegen Hegels objective Logik, mit völliger Uebergehung der subjectiven und, was zu dem schlimmsten Resultate für seine Einsicht führen mufste, der Natur- und Geistesphilosophie, bekommen hat, nach welcher er die Hegelsche Dialektik für nichts mehr, als blofse Form hält, und für durchaus inhaltslos, zweitens

der eben so grofse Irrthum, in welchem er der Identitätsphilosophie den Inhalt vindizirt, den er für formlos ausgeben mufs, wenn er mit Hegelscher Dialektik ihm zu Hülfe kommen will. Ref. fand seine Erwartung dann wirklich bestätigt, die ihm aus den ersten Hundert Seiten der Vorrede und Einleitung entstehen mufste, und wird es dem Verf. nachweisen, dafs seine Metaphysik im Ganzen — unbeschadet manches Trefflichen im Einzelnen — wirklich der Synkretismus ist, welchen er als unwissenschaftlich verwarf, und dafs er nicht die speculative Dialektik und die Identitätsphilosophie vereinigt hat, und nicht zu Einem lebendigen Leibe organisiren konnte.

Was hat nun vorliegende Metaphysik von dem Identitätssystem entnommen, was aus der Hegelschen Philosophie? Von der Hegelschen Philosophie hat sie das Ende, die letzte Errungenschaft des Systemes, das absolute Subject, als Princip an ihre Spitze gestellt. Wie aber im Hegelschen Systeme das absolute Subject nur am Ende erschien, war es die absolute Fülle, das concrete Subject und das System das des concreten Monotheismus. Es war die allseitige Reflexion in sich selbst, und deshalb der absolute Wille und absolute Providenz zugleich, jedoch nicht in ihrer Abstraction von der Macht und Realität, sondern in und mit beiden concret. Es war die unendliche Position, die deshalb alles in sich enthielt, weil es alle Endlichkeiten überdauert und in sich aufgehoben hatte. Dieses τέλος, dieser absolute Zweck, von dem Ende des bis zu seiner Spitze gekommenen Systemes entrückt und an den Anfang eines andern gesetzt, was konnte es werden, wie mufste es erscheinen? Zum dünnen Anfang verkehrt konnte dieses göttliche Subject nicht mehr die absolute Fülle sein, sondern die absolute Leere, es konnte nicht die absolute Realität sein, die alles geworden ist und über alles hinaus sich am Ende als das machtvollste Subject erweist, sondern als die Macht, die noch nichts ist, und erst alles werden *will*, als das Subject, was noch nichts aus sich gemacht hat, was noch nichts geworden, sondern erst alles werden *soll*. Mit einem Worte, es ist das abstracte Wollen und Sollen, was in vorliegender Metaphysik an die Spitze tritt, ein sublimirtes Fichtisches Ich, sublimirt, weil es alle Gestaltungen der Natur- und Geistesphilosophie hinter sich, überhaupt den ganzen Verlauf des Hegelschen Systemes als Voraussetzung hinter sich hat, aber nicht als concreter absoluter Geist, sondern als alles verschlingende Dürftigkeit, als lee[illegible] Raum, der sich allmählig mit dem erfüllen will und [illegible] was er hinter sich gelassen hat. Durch diese letzte [illegible]genthümlichkeit wird das Princip dem der Identitäts[illegible]lehre, der absoluten Identität des Subjectes und Objectes in so weit völlig gleich, als diese mit derselben Präten[illegible]sion, alles selbst d. h. Identität des Subjectes und Ob[illegible]jectes zu werden, und alles nur in dieser Weise als jene Identität zu setzen, und zwar in sich selbst, als den [illegible]soluten Behälter zu setzen, voraus und voran trat. [illegible] absolute Identität des Subjectes und Objectes wollte [illegible]les sein, und alles *sollte* jene Identität sein. Das [illegible] der erste Synkretismus, die Aufnahme des Endresu[illegible]tes Hegelscher Philosophie, des absoluten Subjectes [illegible] Umstempelung desselben zum alles als sich selbst [illegible]lenden und schaffenden Principe.

Welchen Fortgang gewinnt nun das System [illegible] diesem Anfang, aus diesem Principe? Die Hegelsche Dialektik begann mit dem Dürftigsten und bewegte sich in der ihr durchaus eigenthümlichen Immanenz von einem Kreise der Endlichkeit zu dem andern [illegible] dem Maafse, dafs es ihr gelang, nicht blofs den [illegible]mal nächsten und den weniger umschliefsenden [illegible]ner organischen Heranbildung zu treffen, sondern sämmtliche Stationen des sich immer mehr und [illegible] erfüllenden und erweiternden Endlichen zurück[illegible]gen, bis sie da anlangt, wo die absolute Idee [illegible]lute Persönlichkeit siegreich hervorbrach. Indem [illegible] diese Idee alles in göttlicher Glorie umstrahlte [illegible] in seiner unendlichen Beziehung erblicken liefs, [illegible] sie nicht blofs in allem, was sie war, das alles [illegible]dringende Absolute, sondern sie schwebte zugleich [illegible] allem als göttliche Persönlichkeit mit absoluter [illegible]denz. Das Ursubject mufste von dem unscheinbaren Beginn an, in welchem es als dem unbedeutendsten Keime, unter einem andern Namen verborgen lag, [illegible] dem langen Wege, den es für den denkenden [illegible] zu seiner Entwickelung brauchte, in dem Maafse [illegible] verinnern, als es sich entäusserte, oder seine E[illegible]rung, seine Emergenz, war die stetige Aufhebung [illegible] Verinnerung alles dessen in ihm selbst, was die [illegible]nente Bewegung nach und nach hervortrieb. Wird [illegible]ses Ursubjekt, gleichviel unter welchem Namen, [illegible] dem Namen Gottes, oder eines andern, an die Spitze eines philosophischen Systemes gestellt, so ver[illegible] sich für dieses absolute Subject, in sofern es [illegible]

fang heraus *will*, in sofern es etwas *werden* will, die
olute Verinnerung in blofse Erinnerung, in die ab-
kte Erinnerung an dasjenige, was es vorher in dia-
ischer Immanenz geworden war. Was es früher
h organische Entwickelung geworden, will es und
es zum zweiten male werden. Allein was es ge-
den, war für die Reflexion in höhere oder niedere
en, kleinere oder gröfsere Kreise der Endlichkeit
inandergefallen, die immanenten Beziehungen auf
Unendliche, die Bänder mit dem absolut Persönli-
waren zerrissen, oder vielmehr unsichtbar gewor-
der Geist, der Gedanke war entwichen, nur das
nken geblieben. Freilich kann nun das allgemein-
ber darum leerste Subject, dieser absolute, aber
seiner Absolutheit absolut-dürftige Wille alles
einmal werden, was er geworden ist, zumal er
weifs, was er gewesen. Aber wie? nicht durch
göttlich nothwendigen Trieb, das für sich zu sein,
as er wahrhaft in seiner göttlichen Natur an sich
vorgebildet war, überhaupt nicht auf dem Wege
mmanenz, und um uns eines von Bader ernstlich,
uns in halber Ironie gebrauchten Wortspieles zu
nen, der Emanenz, sondern *nur durch transscen-*
Caussalität. Weil ich will, sagt das absolute
kt, so *will* ich, und will blofs mich selbst. Weil
ber auch etwas *werden* will, so *will* ich mich, und
me mich, oder *setze* mich demnach z. B. in kos-
gischer Rücksicht als Sein u. s. w.; und so *will*
nd *bestimmt* es sich, und *setzt* es sich durch die
mehr und mehr sich erweiternden und erhöhen-
phären erst der nationalen Kosmologie, dann der
sychologie, dann der nat. Pneumatologie, dann am
der nat. Theologie als alles, was es werden will,
o lange, bis es sich selbst adäquat geworden.
das Ursubjekt in unendlichen sich ins Blaue ver-
len Umrissen einer entschwundenen Fülle als
zwar absolut energisch ist, als Realität aber
us arm und nichts als Sollen, so ist die erste Po-
die des blofsen Seins, zu welchem es sich be-
, die schlechteste und unzufrieden mit ihr und
upt im Gefühl des Contrastes zwischen dem, was
n zu sein es sich erinnert, und dem, wozu es
erst und anfänglich bestimmt, setzt es sich in
nzen Bahn metaphysischer Wissenschaft in immer
n Bestimmungen, bis es sich zum zweitenmale als
das wieder gefunden hat, was es gewesen ist, und jene
unendlichen Umrisse ihren göttlichen Inhalt wieder
erlangt haben. Und hier sehn wir wiederum, wie
vorher im Principe, so jetzt in der Methode den Syn-
kretismus des Identitätssystemes und der Hegelschen
Dialektik. Wie das Identitätssystem seine Wissenschaft
nur so fortbildete, dafs es die absolute Identität des
Subjektes und Objektes immer nur näher bestimmte,
und indem es lemmatisch einzelne endliche Sphären,
namentlich in der engern Naturphilosophie, *verstand*,
diese als Identität des Subjectiven und Objectiven
setzte, so bestimmt in vorliegender Metaphysik das ab-
solute Subject seine leere Allgemeinheit zum Besondern
dadurch, dafs es sich als das Besondere verwirklicht,
schafft, erzeugt, dafs es sich in seiner Machtvollkom-
menheit und absoluten Freiheit als das Besondere po-
nirt. Das absolute Subject besondert sich lemmatisch,
nicht in immanenter Evolution, es ponirt sich, und diefs
hat die metaphysische Methode Fischers mit der des
Identitätssystemes gemein. Fragen wir aber, in welcher
Ordnung diese Selbsterzeugungen des Subjectes erfol-
gen, diese absolut freien Positionen! so ist die Ant-
wort, im allgemeinen grade so, wie die Hegelsche Dia-
lektik in der Philosophie der Natur und des Geistes
die gröfseren Sphären immanent d. h. *denkend* hervor-
gearbeitet hatte. Die Hegelsche Dialektik übt eine sol-
che Gewalt auf die freien Schöpfungen des Ursubjectes,
dafs sie sich im allgemeinen dem Leitbande derselben
schmiegsam fügen, und die freien Satzungen geschehn
in einer Ordnung, in welcher sie in eine methodische
Reihenfolge treten. Kurz die absolute Freiheit des Sub-
jectes geht den Evolutionen des denkenden Begriffes
nach, und fügt sich willig seinen nothwendigen Schöp-
fungen, um von der hin und her vagirenden despoti-
schen Willkühr befreit zu bleiben. Und dieser Synkre-
tismus des absolut freien Subjectes mit der denkenden
Vernunft, wodurch das erstere unter die Zucht des letz-
teren genommen wird, ist es, welcher der Metaphysik
des Verf. Werth verleiht. Konnte dieser Synkretis-
mus aber nicht das Innere und Einzelne durchdringen,
so ist das die Schuld jedes Synkretismus und des Ver-
fassers, in sofern er, ungeachtet seines Widerstrebens
gegen denselben, ungeachtet er sich gegen ihn verwahrt
glaubt, ihm nicht hat entgehn können.

(Der Beschlufs folgt.)

XC.

Manuel du Bibliothécaire par M. P. Namur. Bruxelles, 1834. *IV.* 368 S. 8.

Funfzehn Jahre sind verflossen, seitdem der treffliche Ebert ein in nur acht und dreifsig Exemplaren abgezogenes Büchlein: Die Bildung des Bibliothekars, als Gelegenheitsschrift veröffentlichte, noch in demselben Jahre erfolgte die zweite erweiterte Auflage. Einfach, anspruchlos, bescheiden traten jene wenigen Bogen an das Licht; hervorgegangen aus begeisterter Liebe für den gewählten Beruf, niedergeschrieben mit umsichtiger Sachkenntnifs mehrjähriger Geschäftsgewandheit — war ihr einziger Zweck lediglich der einer *Methodik*, nicht ein Lehrbuch der Bibliothekwissenschaft sollten sie sein, (alles Specielle ist geflissentlich übergangen) nicht eine klingende Theorie etwa, sondern die Summe des Wesentlichsten wollten sie bieten von dem, was die Erfahrung gelehrt, die Praxis bestätiget hatte. Diesen Zweck aber haben sie, wie nicht leicht eine andere Erscheinung auf diesem Gebiete der Wissenschaft, erreicht, denn freudig bekennt sich das jüngere Geschlecht, dem derselbe ehrenwerthe Beruf geworden, zum dankbaren Schuldner für umsichtigste Führung und gründlichste Belehrung, und erklärt ohne Rücksicht offen und frei, mit jedem neuen Jahre zu erneuerter Lectüre des Büchleins zurückgekehrt zu sein, um zu grofser einhelliger Freude, die eigene geringe Geschäfts- und Wissenschaftserfahrung hier bestätigt, gekräftigt, geheiliget gleichsam zu finden. Denn wohl uns, immer mehr schwinden von unseren Bibliotheken „jene Miethlinge, die nur den eigenen Vortheil, den eigenen Genufs suchen," um denen zu weichen, die ausgerüstet mit den *Vorkenntnissen* der Sprachen, der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften, der Litteratur- und Kunstgeschichte, der Bibliographie, Typographie und dem Ganzen einer gründlich encyklopädischen Bildung, begabt mit den *Fähigkeiten* des Gedächtnisses, mannigfacher Technik und Gewandheit, jene hingebende Liebe für ihren Beruf verbinden — uneigennützig und selbstverläugnend nur diesem zu leben, aufzugehen in dem litterarischen Dienste Anderer, um als treue Knechte im Weinberge der Wissenschaft, freilich oft verkannt und hintangesetzt, die süfseste Belohnung in redlichster Pflichterfüllung zu finden, in einer solchen aber auch, die die Würdigkeit dieser Institute begriffen, wie sie nicht dem vorübergehenden Dienste des Tages gewidmet, sondern wissenschaftliche Archive geworden sind für künftige Geschlechter. Wenn aber so das Büchlein einerseits in der Bildung dankbarer Schüler des praktischen Nutzens reichen Seegen getragen, so hat es andererseits nicht minder Nachfolger erweckt in unserem Vaterlande und in Dänemark, wie nun auch im benachbarten Belgien.

Allerdings gebührt den Franzosen unbestreitbar das Verdienst, die Bibliographie, als solche zuerst zum Gegenstande ausschliefsender Studien gemacht zu haben, wenigstens gilt dies von der angewandten, (s. Jahrb. f. wiss. Kritik 1834 p. 574),
allerdings betraten Britten mit glänzendem Erfolge nach ih[illegible]
diese Bahn — allein jene wie diese blieben der reinen Bib[illegible]
graphie fern, und wir nehmen keinen Anstand zu erklären, [illegible]
selbst Rive's, Peignot's und Psaume's Definitionen von Biblio[illegible]
phie und Bibliothek z. B. keinesweges genügen. — Deu[illegible]
erst lieferte die ersten Handbücher der Bibliothekwissenschaft
im Grofsen und Ganzen, so Schrettinger, dem, fehlt es [illegible]
gleich an wissenschaftlicher Begründung, dennoch alle [illegible]
bar bekennen für manche praktische Winke und [illegible]
so Budik, dessen gewifs redlich gemeinte Arbeit, [illegible]
eilig zusammengestellt ist; so endlich Molbech, dessen [illegible]
lich anerkanntes lobenswerthes Buch durch des trefflichen [illegible]
jen Bearbeitung zugänglicher und nützlicher geworden ist*). [illegible]
diese schliefst sich Hr. Namur. Gelehrter und wissenschaftl[illegible]
cher Bibliothekar fühlt auch er das Bedürfnifs, Jüngeren [illegible]
sich seinem Berufe widmen, einen Leitfaden für ihre [illegible]
und ihre Thätigkeit in die Hand zu geben und gewifs [illegible]
chen wird er den begründetsten Dank einärndten, dann [illegible]
wenn seine *Bibliographie generale* bald ergänzend [illegible]
Was er hier bietet, erlauben wir uns zu wiederholen [illegible]
Ztg. 1835. nr. 15.) ist dem deutschen Amtsgenossen [illegible]
deshalb interessant, weil er sieht, wie die ihm geläufigen [illegible]
sich bei dem Nachbar, den Interessen und Eigenthümlichkeiten
seines Landes gemäfs, gestalten, wie er die Ergebnisse [illegible]
Forschungen nicht kennt oder ignorirt, wie er die [illegible]
Fragen in der Geschichte der Typographie leicht [illegible]
in der Litteratur seiner Wissenschaft keinesweges [illegible]
genug ist, um als Lehrer zu sprechen. Was Hr. N[illegible]
reitungsstudien verlangt, scheint uns nicht erschöpfend. [illegible]
finition des Wortes *Bibliotheque* schliefst sich eine [illegible]
von Anforderungen an den Bibliothekar im Dienste [illegible]
Nutzen wir in der That nicht einsehen, da dergleichen [illegible]
sen der Sache nach, nicht im entferntesten vollständig [illegible]
Das zehnte Capitel: *Systeme bibliographique*, der [illegible]
beit, bot die beste Gelegenheit, die Ergebnisse eigenen [illegible]
denkens wie eigener Forschung an den Tag zu legen [illegible]
gleich dieselben keinesweges fehlen) oder wenigstens [illegible]
Kritik der gangbarsten Systeme der namhaftesten [illegible]
schen und deutschen Bibliographen zu arbeiten, [illegible]
genes anschliefsen durfte. Allgemeine Regeln zur [illegible]
haltung der Ordnung in jeder Beziehung führen zu [illegible]
sicht gearbeiteten Abschnitten von den Catalogen, des [illegible]
wort und den Titelcopien. Die Lehre vom [illegible]
über, ist als solche gar nicht zu statuiren, sondern [illegible]
die Verwaltung. Der zweite Theil fertigt die [illegible]
kunde und die Geschichte der Typographie auf [illegible]
tern ab und bricht alle betreffende Controverse [illegible]
tableaux der Druckstätten mufsten entweder mit [illegible]
Beschränkung oder in weitester Vollständigkeit [illegible]
den; in den Litteraturen z. B. der Diplomatik fehlen die [illegible]
sten Werke, wie Joachim, Schmidt-Phiseldek, Sch[illegible]
den Catalogen sind Montfaucon, Iriarte, Pasini und [illegible]
schen nicht genannt, bei den Bibliotheksgeschichten [illegible]
besten nicht wie die Arbeiten von Wilken und Ebert [illegible]
noch, wie ungünstig sich selbst aus diesen oberflächlichen [illegible]
deutungen das Urtheil über das vorliegende Buch [illegible]
dennoch ist es ein erfreuliches Zeichen einer immer [illegible]
werdenden Regsamkeit nach dieser Seite hin, einer [illegible]
deren schönes Ziel dereinst ein Lehrbuch der Biblio[illegible]
den wird, welches, wenn auch anfangs nur die [illegible]
Wissenschaft verzeichnend, die Ergebnisse umfassend [illegible]
auf den Gebieten der reinen und angewandten [illegible]
enthalten mufs. Möge uns Deutschen die Ehre dieser [illegible]
dung zu Theil werden!

G. Friedla[illegible]

---

*) Ueber Chr. Friedrich's so eben erschienenes sehr [illegible]
ner Zeit ein Mehreres.

№ 115.
Jahrbücher
für
[w]issenschaftliche Kritik.

December 1835.

[Di]e Wissenschaft der Metaphysik im Grundrisse. [Z]um Gebrauche für seine Vorlesungen von Dr. [C]arl Phil. **Fischer.**

(Schlufs.)

[Der] Synkretismus überhaupt, auch wenn er sich unter [dem] mildern Namen Eklekticismus anbietet, ist ein Her[aus]reissen speculativer Organismen, die unter ihren [eige]nen Bedingungen das geworden sind, was sie sind, [aus] dem Boden, aus dem Klima, in welchem sie aufge[wach]sen. Mögen sie noch so geschickt aneinander ge[brac]ht werden, das Leben ist in ihnen erstorben und [die] Verbindung ist eine mechanische, durch welche [dem] einen zugesetzt wird, was dem andern genommen [wor]den, und beide so lange bearbeitet werden, bis sie [für] das äussere Auge aneinander passen. Synkretismus [ist] ausserhalb des Gebietes aller wahrhaft speculati[ven] Entwickelung, fördert die Philosophie an sich nicht [, sondern] hält sie vielmehr, wenn er überhand nimmt, auf län[gere] oder kürzere Zeit auf. Er verbreitet den Schein [des] Philosophirens, ohne es selbst zu sein. Er kann [nu]r ausgezeichnetere Köpfe anfangs ansprechen, wenn [sie s]ich etwas rasch in diesen Dingen bewegen, und [mehr] die Resultate betrachten, als die Art und Weise, [wie] sich jedes gebildet. Solche Studien sehn sie selbst [dann] bei weiterem Denken als Vorstudien an, von de[nen] sie dann sich in die eigentliche Sphäre des Specu[lativ]en erheben. Die synkretistische Verschmelzung des [Sche]llingschen, wir meinen das, was in gedruckten Ak[ten] vorliegt, und des Hegelschen Systemes ist ein durch[aus] unstatthafter Versuch. Schelling bleibt das unbe[strit]tene Verdienst, die Philosophie aus dem Subjecti[vism]us und dem Egoismus befreit zu haben. Das He[gelsc]he System ist jedoch in Princip und Methode un[glei]ch vollkommner und wirklich zu Ende gekommen. [Es] hat es von dem realen Theile, von der Schelling[sche]n Naturphilosophie im engern Sinne alles mit so viel Selbständigkeit benutzt, dafs man alles in ihm und zwar in einem tiefern Zusammenhange wieder findet. „Die dialektische Philosophie (das Hegelsche System) auf die Idee der Alleinheitslehre zurückführen", heifst demnach nichts anders, als sie aus einem vollkommneren Rhythmus in die ersten Taktversuche des objectiven Philosophirens zurückversetzen. Das objective Princip der Schellingschen Philosophie hatte sich durch seinen Absolutismus in absolute Unfreiheit umgeschlagen und es ist ganz umsonst, es jetzt wieder unter einem neuen Namen, dem der absoluten Freiheit, in die Philosophie zurückführen zu wollen. Frei dünkte es sich nur in der Weise, als es ungeachtet des Strebens seine objective Methode noch nicht finden konnte und sich deshalb in zum Theil willkürlichen Satzungen setzte und nur wieder setzte. Die Unrichtigkeit der Methode hatte in dem Principe selbst ihren Ursprung, wie denn in der Philosophie Princip und Methode sich immer gegenseitig bedingen. Absolut frei ist schlechterdings kein Princip, was sich gleich anfangs so setzt, wie es zu werden gedenkt, wie es werden will. Und wenn sich die personificirte Freiheit selbst als Chorag an die Spitze stellt, und wenn sie sich noch so absolut setzt, gerade darin und gerade dadurch, dafs sie sich absolutirt, erliegt sie der eigenen Knechtschaft, und zieht den ganzen Chor mit herein, dessen sie sich in ihrem Systeme zu bemächtigen im Stande ist.

Dafs das Denken, so lang es synkretistisch ist, seiner selbst noch nicht mächtig geworden, erweist sich vielfach in dieser Metaphysik. Wir heben nur ein Paar Stellen aus und zwar da, wo es sich von den höchsten Problemen der Speculation handelt. Ueber die Begreiflichkeit Gottes läfst sich der Verf. so vernehmen. „Die Beantwortung der Frage, ob der menschliche Geist den göttlichen begreifen könne, mufs verneint werden, wenn Gott nur unendliches d. h. nur allgemeines Wesen, der Mensch aber nur endlich d. h. etwas besonderes, ein

Theil oder Moment des Universums sei. Allein das Endliche ist nicht der Gegensatz des Unendlichen, sondern seine Bestimmung in dem Sinne, in welchem das Besondere die Bestimmung des Allgemeinen ist, welches in seiner Bestimmtheit concretes Wesen ist. Zweitens ist es unrichtig zu glauben, dafs der Geist selbst in seiner individuellen Existenz nur endlich sei, und nicht vielmehr in sich reflektirte Totalität. Drittens ist es unerwiesene Voraussetzung, dafs der Schöpfer von solchen Geschöpfen nicht erkannt werde, in welchen er sich ebenbildlich offenbart. Die zeitliche Erscheinung ist nicht absolutes Gegentheil ihrer Idee; deshalb kann die Wahrheit durch die Erscheinung nicht nur in ihrem Gegensatz oder ihrer Verkehrung, sondern auch in ihrer Wirklichkeit erkannt werden."

Hätten sich diese Gedanken wirklich in ihrer Wahrheit erfafst, so wären sie aus gründlicher Speculation entsprossen. Allein dem ist nicht so. Sogleich darauf sagt der Verf. „Bevor durch die Krisis der Welt, die ihrer Wahrheit widersprechende Erscheinung aufgehoben ist, kann Gott nicht von Angesicht zu Angesicht, sondern nur im Spiegel geschaut werden." Hierauf führt der Verf. den in der Philosophie überlebten Unterschied von Begreifen, Denken, auf der einen Seite, und vom Erkennen auf der andern wieder zurück und sagt kurz darauf. „Wenn Gott als Gott gewufst werden soll, so kann er nur in der Einheit seiner selbst oder in seiner Ganzheit gewufst werden, wie jede Persönlichkeit geistig nur in Einer denkenden Anschauung erkannt werden kann. Dafs aber die göttliche Idee in ihrer ganzen Tiefe und in ihrem ganzen Umfang erkannt werden solle, *dies kann nicht einmal Aufgabe sein*, indem uns in diesem Sinne Gott *zum Object* wurde, während wir die Unendlichkeit jeder Subjectivität dadurch anerkennen, dafs wir eine erschöpfende, durchdringende Erkenntnifs derselben nicht einmal wünschen. Denn jeder Gegenstand, den wir *durchaus begriffen zu haben glauben, verliert unser Interesse und unsere Bewunderung*." Darum heifst es an andern Stellen: „Gott offenbart sich in Beziehung auf die Welt erst nach ihrer letzten Vollendung in der vollkommnen Wahrheit seiner Idee." „Erst nach der Vollendung seiner Schöpfung ist Gott alles in allem." „Wie im Zeitleben oder während des successiven Fortschrittes zu der Wahrheit und Totalität der Zeit d. h. zu der Ewigkeit, die Vollendung der Zeit nur geglaubt, d. h. nur als eine zukünftige, nicht aber gegenwärtige oder wirkliche geschaut werden kann, so kann auch der Geist des Schöpfers in zeitlich fortschreitenden Geistern nicht vor der Vollendung seiner Manifestation in seiner ewigen Reflexion erkannt werden." Und dennoch kann dieselbe Metaphysik an einer andern Stelle wieder lehren: „Da Gott in seiner persönlichen Existenz das Ideal der Welt, in seiner absoluten Allgemeinheit der concreteste Geist ist, so ist das Gottesbewufstsein durch alle Momente des Weltbewufstseins vermittelt und die Welt ist nur die Schöpfung Gottes, weil sich die göttliche Idee in allen ihren Sphären reflectirt."

Eben so wenig, wie der Verf. Denken und Erkennen, Begreifen und Schauen zusammenbringen kann, sondern das Eine dem Zeitleben überweist, das andere seiner Ewigkeit, die nichts denn eine Totalität der Zeit sein soll, am Ende der Weltentwickelungen, am Ende der Schöpfung, eben so wenig vermag er Zeit und Ewigkeit, Erscheinung und Idee selbst zusammenzubringen. Wir heben von vielen Stellen nur die Eine aus. „Es ist anzunehmen, dafs der successive Naturprocefs nicht umsonst gewesen ist; dafs vielmehr das Resultat der Aufhebung der materiellen Welt nicht ein rein negatives, sondern ein neuer Himmel und eine neue Erde sein wird, im Verhältnifs zu welcher verklärten Natur die geistigen Individuen persönlich existiren. Ja es ist wahrscheinlich, dafs die ungeheure Mannigfaltigkeit der Arten, in welche die Gattungen zerfallen, indem die einfachen Gestaltungen der Naturwesen, welche dem sich in die verkehrtesten Gebilde [illegible] den Naturprocesse vorauszusetzen sind, *in Einem wieder hergestellt werden*, welche sich zu den [illegible] tanen Erscheinungen des Werdens *wie die Urbilder verhalten*." — „Die zeitlich erscheinenden Individuen, welche nur Individuen sind, weil sich durch [illegible] Wesen ihrer Allgemeinheit, ihrer Gattungen nicht [illegible] vidualisirt, können als verschwindende Momente [illegible] als vorübergehende Aktionen des allgemeinen Lebens betrachtet werden, aber weil nichts ohne Zweck geschaffen wird, so haben sie die Bestimmung als aufgehobene Erscheinungen in der geistigen Erinnerung der Persönlichkeiten, für welche sich der Plan der Schöpfung entfaltet, die um so bestimmtere Erkenntnifs der existirenden Ideen per contrarium *als Ideale* zu vermitteln. Ich spreche diese Ansicht nur als wahrscheinlich aus, doch weifs ich keine andere Lösung des [illegible]

, warum jene Ideale geschaffen sind." — „Nichts
o weniger wird selbst nach der letzten Vollendung
Geisterreichs, nach welcher alle Personen zu der
enntnifs der göttlichen Idee und ihres Reflexes im
tem der Schöpfung befreit sind, der Unterschied de-
welche die Möglichkeiten des Bösen, so weit sie
nten, als Versuchungen überwunden haben, und de-
welche sich in das Mysterium der Bosheit einge-
t haben, der höchst mögliche sein, indem sich der
alt des geistigen Lebens nur nach dem Antheil be-
men kann, welchen die einzelnen an der Thätig-
des Welterlösers nehmen" u. s. w. u. s. w.

Möge der Verf., in welchem wir den speculativen
usiasmus, der jeden Philosophirenden durchglühen
mit Freuden anerkennen, nicht die Elemente der
sophie aus den verschiedensten Productionen sei-
Zeit zusammensuchen und blofs geistreich zusam-
tellen, möge er mit speculativem Blick die Philo-
e erkennen, wo sie schon in ihrem innern Zusam-
ange und in gegenseitiger Durchdrungenheit vor-
en sind, und möge er dann, wenn er sich zum
erforschen berufen fühlt, nicht durch eine blofs
ive Kritik, sondern durch positive Umgestal-
der Philosophie in Form und Inhalt sich und
n die Sphäre eröffnen, zu welcher die philosophi-
Forschung fortgehn soll. Auch Ref. kann den
n derjenigen, welche „die Philosophie als für alle
vollendet ansehen," nur belächeln und er weifs es,
diese Beschränktheit gerade deshalb aufserhalb
Philosophie steht, weil sie dieselbe für vollendet
kann.

Schmidt, in Erfurth.

XCI.

*hichte Macedoniens und der Reiche, welche
s macedonischen Königen beherrscht wur-
, von Ludwig Flathe. Theil II. Vom Un-
gange des Persisch-macedonischen Reiches
zum Ausgange des Reiches der Ptolemäer.
pzig, 1834. VIII. u. 706 S. 8.*

nstreitig hat sich der Verf. vorliegender Schrift,
weiten und letzten Bandes der Geschichte Mace-
s, in sofern ein grofses Verdienst um die histori-
Litteratur erworben, als derselbe die verschiedenen aus dem grofsen Alexandrinischen Weltreiche hervorgegangenen Staaten einer besondern Darstellung gewürdigt und dieselbe in einer Gesammtmasse nach ihrem historischen Verlaufe geschildert hat, was schon deshalb anerkannt werden mufs, weil wir nur von wenigen dieser Staaten und grade von dem in vielfacher Beziehung so merkwürdigen und wichtigen Seleuciden-Reiche noch gar keine besondere Darstellung erhalten haben. Auch läfst sich nicht verkennen, dafs der Verf. mit Fleifs und Sorgfalt alles dasjenige gesammelt und verarbeitet hat, was uns aus dem Alterthum gröfstentheils nur in Bruchstücken und zerstreuten Angaben über diese verschiedenen Staaten aufbewahrt worden ist. Um nun diese Arbeit einer kurzen Kritik zu unterwerfen, wollen wir nach vorläufiger Inhaltsangabe uns auf folgende zwei Hauptpunkte beschränken, einmal auf den Standpunkt, von dem aus die Geschichte dieser Staaten aufgefasst ist, und zweitens auf welche Art und Weise der Verf. die vorgesteckte Aufgabe zu lösen gesucht hat. Es beginnt diese Geschichte mit der Zeit nach der Schlacht bei Ipsus, also nach der grofsen Verwirrung unmittelbar nach dem Tode Alexanders, wo sich wieder festere politische Massen zu bilden begionen, und geht fort bis zum völligen Verschwinden der Selbstständigkeit der Reiche von den Geschlechtern der Seleuciden und Ptolemäer kurz vor Christi Geburt. Die ganze Masse ist in vier dem Umfange und Inhalt nach sehr ungleiche Parthieen zerlegt, nehmlich 1) das Neu-Macedonische Reich unter den Demetriern oder Antigoniden nebst Griechenland und dem Syrischen Reiche der Seleuciden bis auf die Zeit des siegreichen Eingreifens der Römer in ihre Staatsverhältnifse. 2) Die Blüthezeit des Reiches der Ptolemäer. 3) Der Untergang des Antigoniden Reiches. 4) Der Untergang der letzten Seleuciden und Ptolemäer. Nun hat der Verf. zwar zunächst sein Werk genannt eine Geschichte Macedoniens und der von Macedonischen Königen beherrschten Reiche, aber offenbar hat sich derselbe dadurch den Standpunkt in der Behandlung der Geschichte in diesem zweiten Theile etwas verrückt, wofern man nicht zugeben will, dafs hier etwas zufällig herausgegriffenes behandelt werden sollte und behandelt worden ist. Denn das grofse von Alexander gegründete Weltreich, das in der Verknüpfung des bisher in der Welt geltenden Occidents (Griechenland) und des Orients (die Perser Despotie) bestand von dem Adria Meere und

dem Ister bis zum Indus und Oxus bildet ein wesentlich zusammenhängendes Ganze, die hellenistisch orientalische Welt, wo, sobald man nicht die Darstellung eines besondern Theiles beabsichtigt, sondern von Macedonien als dem das Ganze verknüpfenden Bande ausgeht, jeder einzelne Theil auf eine gleiche Behandlung mit dem andern Ansprüche macht und durch die Wechselwirkung der innern und äufsern staatsrechtlichen Verhältnifse sein gehöriges Licht erhält. Auch haben ja alle politischen Verhältnifse dieser Welt einen so gleichmäfsigen und auch zu gleicher Zeit endigenden Verlauf, mit wenigen Ausnahmen, dafs in dieser Beziehung der ausgesprochenen Anforderung wohl hätte genügt werden können. Dann aber ist auch nicht zu verkennen, dafs diese ganze Welt bei aller Einheit wesentlich aus einer Doppelheit besteht, nehmlich noch immer aus dem Gegensatz der hellenischen Welt (Griechenland und Macedonien) und der orientalischen Welt (Aegypten und Syrien mit den aus ihm hervorgegangenen Staaten). Diese Doppelheit ist nun aber nicht etwas dieser Welt äufserliches, sondern zeigt sich als innere Gebrochenheit, als ein allen diesen Staaten Immanentes, wie sich dies aus der Stellung dieser Welt in dem Verlauf der Weltgeschichte von selbst ergiebt. Es liegt nehmlich diese ganze Welt mitten inne zwischen der klassisch hellenischen und römischen Welt und hat im wesentlichen dasselbe Princip mit der sicilisch-karthagischen Welt. Die in sich ungetrübte und nur als Substanz erscheinende politische Idee der altorientalischen Welt hatte sich in Griechenland aufgeschlossen und das Auseinandergehen beider Seiten der Idee in der politischen Substanz und in der in ihr ruhenden Individualität gezeigt; die harmonische Verknüpfung beider hatte sich schon gelöst, als Alexander im Sinne der modernen Zeit die Welt der griechischen Individualität mit der Welt der orientalischen Substantialität gewaltsam mit einander vereinigte, an eine Versöhnung beider Seiten der Idee des Staates war aber um so weniger zu denken, als beide sich noch völlig fremd einander gegenüber standen, und es noch gar nicht zu einer wahrhaften Entzweiung und Kampf gekommen war, da bekanntermafsen dieses Schauspiel erst in dem römischen Volksgeiste der Welt dargeboten worden ist. Aber das substantielle Leben des Orients war doch in sich getrübt und aus seiner rechten [illegible] gebracht worden durch den Conflikt mit dem abendlän[illegible] dischen Geiste, durch die Beherrschung des Morgenlandes durch Abendländer, so sehr letztere auch in das abendlän[illegible] dische Leben versanken, sich der Denk- und Anschau[illegible] ungsweise des orientalischen Lebens hingaben und [illegible] Prinzip des abendländischen Geistes aufgaben. [illegible] und morsch und gebrochen in sich sind daher [illegible] Reiche dieser Welt, mögen sie nun einen abendländi[illegible] schen oder echt morgenländischen Herrscherstamm [illegible] ben, da das Prinzip das dominirende ist, welches [illegible] erst in Rom in seiner Art vollendete, weshalb auch [illegible] ses mit eben demselben aber fest und consequent [illegible] zum äufsersten durchgeführten Prinzip den Sieg [illegible] alle diese Scheingestalten des politischen Lebens [illegible] Orient davon trug. Ist doch selbst das Arsaciden-[illegible] welches von dem Verf. auch mit Recht als die [illegible] ste Reaktion des orientalischen Geistes gegen [illegible] abendländischen Geist im Oriente aufgefafst wird [illegible] frei zu sprechen von dieser Gebrochenheit und [illegible] so dafs erst das nach ihm auftretende Geschlecht [illegible] Sassaniden berufen werden mufste, um dieser [illegible] ein Ende zu machen, noch einmal die alte Herrlich[illegible] des substantiellen Lebens der frühern Zeit des [illegible] unter den Persern herzustellen, um sodann zu [illegible] hern Stufe des Daseins in dem durch die [illegible] ducirten orientalischen Geiste verklärt zu werden. [illegible] Verf. ist nun zwar diese Gebrochenheit der [illegible] hellenistisch-orientalischen Welt nicht entgangen, [illegible] hat derselbe sie mehr im Aeufsern als im Innern [illegible] kennen gesucht, während ersteres doch nur die Er[illegible] nungsform des letztern sein kann. Es ist diese [illegible] Gebrochenheit aber wieder von doppelter Art, [illegible] dem abendländischen Theile dieser Welt zeigt [illegible] in dem Ansetzen eines aristokratischen Charakters [illegible] dem Hervortreten von grofsen Individualitäten, [illegible] sich die ganze Substanz des politischen Lebens [illegible] so dafs wir hier den unmittelbaren Uebergang in die [illegible] lich abendländische oder römische Welt haben, [illegible] andern Seite aber zeigt sich dieselbe in den eigent[illegible] orientalischen Reichen, in dem Seleuciden- und Lagi[illegible] reiche, als Dualismus, dem Charakter der altorientali[illegible] Welt in religiöser Beziehung vollkommen angemessen [illegible]

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 116.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1835.

schichte Macedoniens und der Reiche, welche on macedonischen Königen beherrscht wur- len, von Ludwig Flathe.

(Fortsetzung.)

Hier stehen sich die verschiedenen Nationalitäten Griechen und Macedonier auf der einen Seite und verschiedenen orientalischen Völker nach Sprache, n, Gebräuchen, Denkweise und religiöser Anschau- auf der andern Seite immer völlig fremd gegenüber, afs es nirgends zur Ausgleichung kam und überall, auch mehr oder minder hervortretend, Reaktionen verschiedenen Elemente gegen einander eintraten. nun die herrschenden Könige aus macedonischem hlechte den gesammten Orient nach allen seinen igen Verhältnissen umwandelten und die orientali- n Völker dem griechischen Geiste assimilirten, wie lie Römer im Abenlande mit dem ausgebreiteten schen Volksstamme gethan haben, ging nicht wohl wenn schon Griechen und Macedonier sich gewifs in zu geringer Masse über den Orient verbreitet n, es liegt dies wesentlich in der Natur des orien- hen Geistes, der sich zwar trüben, aber nie aus ndifferenz des substantiellen Lebens herausbringen Noch nie hat der orientalische Geist aus seiner und Natürlichkeit sich stören lassen, alles fremd- und selbst das mächtige geistige Leben der Eu- r ist in ihm immer zu Grunde gegangen oder völ- gestofsen, und wenn das abendländische oder dem äischen Erdtheil verwandte Westasien eben in der des hellenistischen Orientes eine Ausnahme davon achen scheint, so beweiset das Emporkommen der igen Sassaniden-Herrschaft und vornehmlich die rungen der Araber, dafs der altorientalische Geist in seiner Reinheit und Wesenheit trotz der tau- ährigen Umkehrung aller Verhältnisse von Alexan- is auf die Heraclier immer erhalten hat. Eben so wenig konnten aber auch die in Asien herrschenden macedonischen Könige durchaus zu Orientalen werden, wie es der Verf. verlangt, obschon sie sich genugsam dem altorientalischen Geiste accommodirt haben, da sie unmöglich des Bewufstseins von der höhern Stufe der politischen und intellektuellen Entwickelung, wie es sich in dem griechisch-macedonischen Leben zeigte, sich so entschlagen konnten, um alle natürlich gegebenen Verhältnisse völlig zu verläugnen. Den Rückblick auf Griechenland und Macedonien kann man ihnen nicht verargen, sie bedurften der abendländischen Hülfe und Kraft, um sich in der ganz fremden Welt, die doch nie die ihrige werden konnte, aufrecht zu erhalten. Dann aber kommt noch ein Hauptpunkt hierbei in Betracht, den der Verf. bei der Charakteristik und Würdigung dieser Welt mehr hätte berücksichtigen sollen. Diese hellenistisch-orientalische Welt der Doppelheit und innern Gebrochenheit hat eine gar grofse Bedeutung für die gesammte spätere Weltgeschichte gleich wie die römische Welt. So wie nämlich der Orient und besonders der westliche Theil desselben die Wiege und das Stammland aller welthistorisch wichtiger Religionsformen ist, so ist Westasien auch die Wiege der christlichen Religion gewesen, die freilich nur auf einem ganz eigenthümlichen Boden entstehen und sich ausbreiten konnte. Die Substantialität des geistigen Lebens als die Grundform aller religiösen Entwickelung hatte sich hier immer erhalten, jedoch so, dafs sie zuletzt ganz erstarrte und leblos geworden war, und darum wurde sie aufs neue zum Leben angeregt und befruchtet durch das abendländische Princip der Individualität. Erst aus dem Gährungsprocefs dieser beiden Elemente mit einander konnten sich neue höhere Religionsformen entwickeln, orientalisch-pantheistisch und dualistische, hellenisch-polytheistische und jüdisch-monotheistische Religionsanschauungen verschmolzen mit einander zu mannigfachen Amalgamationen und dieser geistige, religiöse Gährungs-

procefs war es nicht wenig, der das Innere der Staaten der hellenistisch-orientalischen Welt zerfrafs und sie der Verwesung entgegenführte, damit die in der Individualität verklärte Wesenheit frei und siegreich daraus hervorgehen konnte. Gleich vielen andern gnostischen und theosophischen Religionssystemen, die besonders in Aegypten, Syrien und Kleinasien, den Berührungsländern des Orients mit dem Occident, aufblüheten, erhob sich auch die christliche Religion, die von der Substantialität des religiösen Geistes ausgehend in der Individualität des Gottmenschen ihre vollendetste Entfaltung fand und beide Elemente ein für allemal an sich versöhnt hat. Grade deshalb wäre es auch nothwendig gewesen, dafs der Verf. mehr, als es geschehen ist, auf die Geschichte des jüdischen Volkes unter der Herrschaft der Seleuciden und zum Theil auch unter den Römern eingegangen wäre.

Wenden wir uns nun zur Behandlungsweise des Verfs. rücksichtlich der Gruppirung der ganzen Masse, so ist da zunächst das Geographische zu berühren. So wie der Verf. den durchaus nicht ganz zu billigenden Plan befolgt hat, keine frühere Vorarbeiten zu benutzen, sondern nur die Resultate des eigenen Studiums zu geben, so hat sich derselbe auch alles Geographischen entschlagen, obschon es nun da sehr rathsam gewesen wäre, den trefflichen Leistungen der neuern Zeit auch in diesem Werke einen angemessenen Platz zu gönnen. In der altorientalischen Welt oder der Welt der Natürlichkeit des geistig sittlichen und religiösen Lebens hängt das Geographische und Historische auf eine untrennbare Weise zusammen und ist fast ganz ineinander gewachsen, und wenn man schon von der Geschichte Alexanders in dem ersten Theile dieses Werkes behaupten mufs, dafs sie gänzlich in der Luft hänge und bei allen sonstigen Vorzügen der Darstellung durchaus nicht fruchtbar für die Wissenschaft sein könne, so trifft dieser Vorwurf in demselben Maafse die Geschichte der Staaten der hellenistisch-orientalischen Welt. Jeder der zahlreichen auf den Trümmern des alexandrinischen Reiches emporkommenden Staaten hat durch seine besondere Natur- und Völkerverhältnisse bei aller Uebereinstimmung des geistigen Lebens doch immer ein ganz eigenthümliches Gepräge, wovon hier nun natürlich gar nicht die Rede ist. Schon zwei Decennien nach Alexanders Tode theilte sich das Reich, abgesehen von dem ephemeren lysimachischen Staate in Thracien und Kleinasien, in seine vier Hauptbestandtheile, das Reich des Ostens der Seleuciden in Asien, das Reich des Süden der Ptolemäer in Africa, das Reich des Nordens ganz unter den Antigoniden in Europa, welches diesen Namen durch seine besondere Berührung mit den nordischen keltischen Völkern am Ister wohl verdient, und [illegible] Hellas. Offenbar ist nun der Würde und Bedeutung des Staates des Ostens Eintrag geschehen, dafs er nicht [illegible] dem ersten Jahrhundert seiner Existenz und bis zur Zeit vom Ende des zweiten punischen Krieges eine besondere und oben anstehende Darstellung erhalten hat, um so mehr als ja Macedonien, welches immer [illegible] Mittelpunkt von allem betrachtet werden soll, [illegible] durch seine Geschichte in der Zeit gleich nach Alexander zeigt, dafs es nach dem allgemeinen historischen Standpunkte, dem sich jeder Besondere unterwerfen mufs, diesen Mittelpunkt gar nicht abgiebt, sondern unter wilden Revolutionen, die durch die nordischen Völker noch mehr geschürt wurden, gänzlich sich auflöste, so dafs das politische Leben, das sich von ihm aus über den ganzen Orient ergossen hat, in ihm selbst verschwand, und erst durch den Antigoniden-Stamm wieder erneuert werden mufste. Dagegen hat der Verf. die macedonische Satrapie, wie man Macedonien nach Alexanders Tode am richtigsten nennen kann, an die Spitze der Entwickelung gestellt, zugleich aber auch die Geschichte der Griechen in dem neuauflebenden politischen Geiste in den Bündnissen der Achäer und Aetolier, so wie von Athen und Sparta und die Geschichte des Seleuciden-Reiches darin verflochten und zwar auf eine zerstückelte und zerhackte Weise, dafs man weder von dem einen noch von dem andern ein ganz klares anschauliches Gemählde erhält. Das geht dann so ein durcheinandergeworfen fort, bis das Schwerd der Römer bei Magnesia diese Verwirrung löste. Das Seleuciden-Reich ist aber das grofse Weltreich, in welchem der Verwesungsprocefs in dem Kampf der sich feindselig berührenden Elemente am besten erkannt wird und welches fast wie das alte Achämeniden-Reich das gesammte Asien bis zu den Grenzmarken am Indus und Oxus umfafst. Der Hauptfehler der Seleuciden nun, der durch das Gefühl des Bedürfnisses dem Abendlande näher zu sein, gröfstentheils hervorgerufen war, bestand darin, dafs sie den Mittelpunkt des Reiches von der gemeinsamen, erhabenen Mitte des iranischen Hochlandes nach dem äufsersten Westen am innersten Winkel des

schen Meeres verlegten, von wo aus es völlig un-
glich war, das Hochland und damit ganz Asien zu
errschen. Die nächste Folge davon in Verbindung
dem üblen Satrapensystem, wie der Verf. mit Recht
tellt, war, dafs sich das asiatische Hauptreich zu-
ist in dieselben grofsen Hauptbestandtheile auflöste,
welchen nach den verschiedenen Naturformen Asiens
alte Perserreich unter Cyrus aufgebaut worden war,
onderte sich das iranische Hochland von dem semi-
en Tieflande und dem zu Europa führenden Brücken-
Kleinasiens, das Land der thracisch-phrygischen
erstämme, und auf der entgegengesetzten Seite die
n Tiefländer Indiens am Indusflusse und Bactriens
Oxus und Jaxartes, und dieser Auflösungsprocefs
auch in diesen Gebieten noch weiter fort. Schon
Seleucus Nicator mufste das Seleucidenreich den
elcharakter eines semitisch-hellenichen Reiches er-
n, und hat denselben bis zu seiner gänzlichen Ver-
ng auch immer behauptet. Nun wäre es aber für
Verf. besonders nöthig gewesen, nicht blofs auf die
ehung, sondern auch auf die Ausbildung des bak-
en Reiches in dem baktrisch-indischen Tieflande
auf dem östlichen hohen Ariana, so wie des parthi-
Reiches der Arsaciden in dem westlichen Iran
sicht zu nehmen, um so mehr als sie zu den merk-
igsten Gestalten gehören, die aus dem alexandrini-
Reiche hervorgegangen sind, und wir über sie
rbeiten besitzen von dem gelehrten Bayer und Foy-
nt, die der Verf. gar nicht hätte Anstand nehmen
zu benutzen, wenn solche Sachen nicht ganz un-
vorgearbeitet sein sollen. Das baktrische Reich
erdies so wichtig für die Charakteristik dessen,
Alexander gethan hat, insofern durch dasselbe das
le Asien mehr als es jetzt selbst der Fall ist, der
äischen Kultur und Herrschaft aufgeschlossen wor-
st, und dann konnte eine genauere Darstellung
olitischen Verhältnisse dieses Reiches nach den
enen Denkmalen um so weniger vermifst werden,
Herrscher dieses Reiches, wie die Namen aller
e zeigen, dem macedonischen Stamme angehören.
hier, wo es auf eine richtige Erkenntnifs der
ürdigen Naturverhältnisse des centralen Asiens
um den indischen Caucasus ankam, an dessen
das wichtige Stufenland des Kabul (Kophen) liegt,
r nicht blofs die Kommunikation zwischen Per-
nd Indien, sondern auch zwischen Bactrien und
Indien nebst Persien darbietet, also den Osten und
Westen, so wie den Norden und Süden von Asien ver-
bindet, — grade hier zeigt sich die mangelhafte Kennt-
nifs dieser Verhältnisse bei dem Verf. am klarsten, wo
unter andern auch ausgesprochen wird, dafs die baktri-
schen Könige das indische Deltaland beherrscht hätten,
ohne im Besitz des indischen Pentschab (*Pentapotamia
Indica*) zu sein. Ferner verdiente die bedeutendste,
wenn auch nur einseitige Reaktion des orientalischen
Geistes gegen die abendländische Herrschaft in dem
Arsaciden-Reiche nicht diese stiefmütterliche einseitige
Behandlung, blofs um den den Seleuciden-Königen zuge-
messenen Raum auszufüllen; mindestens mufste doch die
Ausbreitung dieser Herrschaft über das gesammte Hoch-
land von Iran nach dem Untergange des baktrisch-indi-
schen Reiches vom Tigris an bis zu den grofsen Grenz-
barrieren des alten Asiens und die innere Organisation
dieses Reiches, über die uns doch so manches von den
Alten überliefert ist, bis auf die Zeit, wo die Parther
mit den Römern nach der völligen Unterwerfung der
westlichen Länder Asiens am Pontus und syrischen
Meere in Kollision geriethen, dargestellt werden. Auf
jeden Fall ist es interessanter, das allmählige Verschwin-
den des griechischen Lebens in Oberasien mit dem Er-
starken der parthischen Herrschaft kennen zu lernen,
als den Untergang der letzten kläglichen Fürsten in Sy-
rien und Aegypten in der letzten Hälfte des zweiten
und im ersten Jahrhundert vor Chr. Geb. Nicht min-
der ist sehr unbefriedigend, was über Armenien und das
armenische Reich beigebracht wird, obschon einer der
spätern Könige dieses Landes sogar König von Syrien
geworden ist, aber ganz plötzlich wie vom Himmel ge-
fallen in der Geschichte auftritt und eben so verschwin-
det. Grade da konnte das Verhältnifs der Natur und
Geschichte zu einander in diesem merkwürdigen Cen-
tralhochlande von Westasien auseinander gesetzt wer-
den, wenn dergleichen nicht ganz unberücksichtigt ge-
blieben wäre. Dasselbe ist der Fall bei den kleinasia-
tischen Reichen und besonders bei dem bithynischen
Staate, wo der Schutz, den die bithynischen Dynasten
von den Gebirgspässen des mysobithynischen Olympus
erhielten, in dem von der Natur begünstigten Küstenge-
biete des Propontis mancherlei in dem Emporkommen
dieses kleinen Staates erläutern. Waren es doch diese
Gebirgspässe, welche das Byzantiner-Reich so lange er-
hielten, bis es den klugen und tapfern Osmanen gelang,

procefs war es nicht wenig, der das Innere der Staaten der hellenistisch-orientalischen Welt zerfrafs und sie der Verwesung entgegenführte, damit die in der Individualität verklärte Wesenheit frei und siegreich daraus hervorgehen konnte. Gleich vielen andern gnostischen und theosophischen Religionssystemen, die besonders in Aegypten, Syrien und Kleinasien, den Berührungsländern des Orients mit dem Occident, aufblüheten, erhob sich auch die christliche Religion, die von der Substantialität des religiösen Geistes ausgehend in der Individualität des Gottmenschen ihre vollendetste Entfaltung fand und beide Elemente ein für allemal an sich versöhnt hat. Grade deshalb wäre es auch nothwendig gewesen, dafs der Verf. mehr, als es geschehen ist, auf die Geschichte des jüdischen Volkes unter der Herrschaft der Seleuciden und zum Theil auch unter den Römern eingegangen wäre.

Wenden wir uns nun zur Behandlungsweise des Verfs. rücksichtlich der Gruppirung der ganzen Masse, so ist da zunächst das Geographische zu berühren. So wie der Verf. den durchaus nicht ganz zu billigenden Plan befolgt hat, keine frühere Vorarbeiten zu benutzen, sondern nur die Resultate des eigenen Studiums zu geben, so hat sich derselbe auch alles Geographischen entschlagen, obschon es nun da sehr rathsam gewesen wäre, den trefflichen Leistungen der neuern Zeit auch in diesem Werke einen angemessenen Platz zu gönnen. In der altorientalischen Welt oder der Welt der Natürlichkeit des geistig sittlichen und religiösen Lebens hängt das Geographische und Historische auf eine untrennbare Weise zusammen und ist fast ganz ineinander gewachsen, und wenn man schon von der Geschichte Alexanders in dem ersten Theile dieses Werkes behaupten mufs, dafs sie gänzlich in der Luft hänge und bei allen sonstigen Vorzügen der Darstellung durchaus nicht fruchtbar für die Wissenschaft sein könne, so trifft dieser Vorwurf in demselben Maafse die Geschichte der Staaten der hellenistisch-orientalischen Welt. Jeder der zahlreichen auf den Trümmern des alexandrinischen Reiches emporkommenden Staaten hat durch seine besondere Natur- und Völkerverhältnisse bei aller Uebereinstimmung des geistigen Lebens doch immer ein ganz eigenthümliches Gepräge, wovon hier nun natürlich gar nicht die Rede ist. Schon zwei Decennien nach Alexanders Tode theilte sich das Reich, abgesehen von dem ephemeren lysimachischen Staate in Thracien und Kleinasien, in seine vier Hauptbestandtheile, das Reich des Ostens der Seleuciden in Asien, das Reich des Süden der Ptolemäer in Africa, das Reich des Nordens unter den Antigoniden in Europa, welches diesen Namen durch seine besondere Berührung mit den keltischen Völkern am Ister wohl verdient, und Hellas. Offenbar ist nun der Würde und Bedeutung des Staates des Ostens Eintrag geschehen, dafs er nur dem ersten Jahrhundert seiner Existenz und bis zur Zeit vom Ende des zweiten punischen Krieges eine besondere und oben anstehende Darstellung erhalten, um so mehr als ja Macedonien, welches immer als Mittelpunkt von allem betrachtet werden soll, durch seine Geschichte in der Zeit gleich nach Alexander zeigt, dafs es nach dem allgemeinen historischen Standpunkte, dem sich jeder Besondere unterordnen mufs, diesen Mittelpunkt gar nicht abgiebt, sondern unter wilden Revolutionen, die durch die nordischen Völker noch mehr geschürt wurden, gänzlich sich auflöste, so dafs das politische Leben, das sich von ihm aus über den ganzen Orient ergossen hat, in ihm selbst, verschwand, und erst durch den Antigoniden-Stamm erneuert werden mufste. Dagegen hat der Verf. die macedonische Satrapie, wie man Macedonien nach Alexanders Tode am richtigsten nennen kann, an die Spitze der Entwickelung gestellt, zugleich aber auch die Geschichte der Griechen in dem neuauflebenden Geiste in den Bündnissen der Achäer und Aetolier wie von Athen und Sparta und die Geschichte des Seleuciden-Reiches darin verflochten und zwar auf eine zerstückelte und zerhackte Weise, dafs man weder von dem einen noch von dem andern ein ganz klares anschauliches Gemählde erhält. Das geht dann so durcheinandergeworfen fort, bis das Schwerd der Römer bei Magnesia diese Verwirrung löste. Das Seleuciden-Reich ist aber das grofse Weltreich, in welchem der Verwesungsprocefs in dem Kampf der sich feindselig berührenden Elemente am besten erkannt wird und welches fast wie das alte Achämeniden-Reich das gesammte Asien bis zu den Grenzmarken am Indus und Oxus umfafst. Der Hauptfehler der Seleuciden nun, der durch das Gefühl des Bedürfnisses dem Abendlande näher zu sein, gröfstentheils hervorgerufen war, bestand darin, dafs sie den Mittelpunkt des Reiches von der gemeinsamen, erhabenen Mitte des iranischen Hochlandes nach dem äufsersten Westen am innersten Winkel

ıchen Meeres verlegten, von wo aus es völlig unlich war, das Hochland und damit ganz Asien zu ırrschen. Die nächste Folge davon in Verbindung dem üblen Satrapensystem, wie der Verf. mit Recht tellt, war, dafs sich das asiatische Hauptreich zust in dieselben grofsen Hauptbestandtheile auflöste, welchen nach den verschiedenen Naturformen Asiens alte Perserreich unter Cyrus aufgebaut worden war, onderte sich das iranische Hochland von dem semien Tieflande und dem zu Europa führenden Brücken- Kleinasiens, das Land der thracisch-phrygischen erstämme, und auf der entgegengesetzten Seite die n Tiefländer Indiens am Indusflusse und Bactriens Oxus und Jaxartes, und dieser Auflösungsprocefs auch in diesen Gebieten noch weiter fort. Schon Seleucus Nicator mufste das Seleucidenreich den ıelcharakter eines semitisch-hellenichen Reiches ern, und hat denselben bis zu seiner gänzlichen Verng auch immer behauptet. Nun wäre es aber für Verf. besonders nöthig gewesen, nicht blofs auf die ehung, sondern auch auf die Ausbildung des bakıen Reiches in dem baktrisch-indischen Tieflande auf dem östlichen hohen Ariana, so wie des parthi- Reiches der Arsaciden in dem westlichen Iran sicht zu nehmen, um so mehr als sie zu den merkigsten Gestalten gehören, die aus dem alexandrini- Reiche hervorgegangen sind, und wir über sie rbeiten besitzen von dem gelehrten Bayer und Foynt, die der Verf. gar nicht hätte Anstand nehmen zu benutzen, wenn solche Sachen nicht ganz unvorgearbeitet sein sollen. Das baktrische Reich ıerdies so wichtig für die Charakteristik dessen, Alexander gethan hat, insofern durch dasselbe das ıle Asien mehr als es jetzt selbst der Fall ist, der äischen Kultur und Herrschaft aufgeschlossen worst, und dann konnte eine genauere Darstellung olitischen Verhältnisse dieses Reiches nach den enen Denkmalen um so weniger vermifst werden, Herrscher dieses Reiches, wie die Namen aller e zeigen, dem macedonischen Stamme angehören. hier, wo es auf eine richtige Erkenntnifs der ürdigen Naturverhältnisse des centralen Asiens um den indischen Caucasus ankam, an dessen das wichtige Stufenland des Kabul (Kophen) liegt, r nicht blofs die Kommunikation zwischen Pernd Indien, sondern auch zwischen Bactrien und Indien nebst Persien darbietet, also den Osten und Westen, so wie den Norden und Süden von Asien verbindet, — grade hier zeigt sich die mangelhafte Kenntnifs dieser Verhältnisse bei dem Verf. am klarsten, wo unter andern auch ausgesprochen wird, dafs die baktrischen Könige das indische Deltaland beherrscht hätten, ohne im Besitz des indischen Pentschab (*Pentapotamia Indica*) zu sein. Ferner verdiente die bedeutendste, wenn auch nur einseitige Reaktion des orientalischen Geistes gegen die abendländische Herrschaft in dem Arsaciden-Reiche nicht diese stiefmütterliche einseitige Behandlung, blofs um den den Seleuciden-Königen zugemessenen Raum auszufüllen; mindestens mufste doch die Ausbreitung dieser Herrschaft über das gesammte Hochland von Iran nach dem Untergange des baktrisch-indischen Reiches vom Tigris an bis zu den grofsen Grenzbarrieren des alten Asiens und die innere Organisation dieses Reiches, über die uns doch so manches von den Alten überliefert ist, bis auf die Zeit, wo die Parther mit den Römern nach der völligen Unterwerfung der westlichen Länder Asiens am Pontus und syrischen Meere in Kollision geriethen, dargestellt werden. Auf jeden Fall ist es interessanter, das allmählige Verschwinden des griechischen Lebens in Oberasien mit dem Erstarken der parthischen Herrschaft kennen zu lernen, als den Untergang der letzten kläglichen Fürsten in Syrien und Aegypten in der letzten Hälfte des zweiten und im ersten Jahrhundert vor Chr. Geb. Nicht minder ist sehr unbefriedigend, was über Armenien und das armenische Reich beigebracht wird, obschon einer der spätern Könige dieses Landes sogar König von Syrien geworden ist, aber ganz plötzlich wie vom Himmel gefallen in der Geschichte auftritt und eben so verschwindet. Grade da konnte das Verhältnifs der Natur und Geschichte zu einander in diesem merkwürdigen Centralhochlande von Westasien auseinander gesetzt werden, wenn dergleichen nicht ganz unberücksichtigt geblieben wäre. Dasselbe ist der Fall bei den kleinasiatischen Reichen und besonders bei dem bithynischen Staate, wo der Schutz, den die bithynischen Dynasten von den Gebirgspässen des mysobithynischen Olympus erhielten, in dem von der Natur begünstigten Küstengebiete des Propontis mancherlei in dem Emporkommen dieses kleinen Staates erläutern. Waren es doch diese Gebirgspässe, welche das Byzantiner-Reich so lange erhielten, bis es den klugen und tapfern Osmanen gelang,

dem Ister bis zum Indus und Oxus bildet ein wesentlich zusammenhängendes Ganze, die hellenistisch orientalische Welt, wo, sobald man nicht die Darstellung eines besondern Theiles beabsichtigt, sondern von Macedonien als dem das Ganze verknüpfenden Bande ausgeht, jeder einzelne Theil auf eine gleiche Behandlung mit dem andern Ansprüche macht und durch die Wechselwirkung der innern und äufsern staatsrechtlichen Verhältnifse sein gehöriges Licht erhält. Auch haben ja alle politischen Verhältnifse dieser Welt einen so gleichmäfsigen und auch zu gleicher Zeit endigenden Verlauf, mit wenigen Ausnahmen, dafs in dieser Beziehung der ausgesprochenen Anforderung wohl hätte genügt werden können. Dann aber ist auch nicht zu verkennen, dafs diese ganze Welt bei aller Einheit wesentlich aus einer Doppelheit besteht, nehmlich noch immer aus dem Gegensatz der hellenischen Welt (Griechenland und Macedonien) und der orientalischen Welt (Aegypten und Syrien mit den aus ihm hervorgegangenen Staaten). Diese Doppelheit ist nun aber nicht etwas dieser Welt äufserliches, sondern zeigt sich als innere Gebrochenheit, als ein allen diesen Staaten Immanentes, wie sich dies aus der Stellung dieser Welt in dem Verlauf der Weltgeschichte von selbst ergiebt. Es liegt nehmlich diese ganze Welt mitten inne zwischen der klassisch hellenischen und römischen Welt und hat im wesentlichen dasselbe Princip mit der sicilisch-karthagischen Welt. Die in sich ungetrübte und nur als Substanz erscheinende politische Idee der altorientalischen Welt hatte sich in Griechenland aufgeschlossen und das Auseinandergehen beider Seiten der Idee in der politischen Substanz und in der in ihr ruhenden Individualität gezeigt; die harmonische Verknüpfung beider hatte sich schon gelöst, als Alexander im Sinne der modernen Zeit die Welt der griechischen Individualität mit der Welt der orientalischen Substantialität gewaltsam mit einander vereinigte, an eine Versöhnung beider Seiten der Idee des Staates war aber um so weniger zu denken, als beide sich noch völlig fremd einander gegenüber standen, und es noch gar nicht zu einer wahrhaften Entzweiung und Kampf gekommen war, da bekanntermafsen dieses Schauspiel erst in dem römischen Volksgeiste der Welt dargeboten worden ist. Aber das substantielle Leben des Orients war doch in sich getrübt und aus seiner rechten Bahn gebracht worden durch den Conflikt mit dem abendländischen Geiste, durch die Beherrschung des Morgenlandes durch Abendländer, so sehr letztere auch in das abendländische Leben versanken, sich der Denk- und Anschauungsweise des orientalischen Lebens hingaben und ihr Prinzip des abendländischen Geistes aufgaben. Beide und morsch und gebrochen in sich sind daher alle Reiche dieser Welt, mögen sie nun einen abendländischen oder echt morgenländischen Herrscherstamm haben, da das Prinzip das dominirende ist, welches erst in Rom in seiner Art vollendete, weshalb auch in ses mit eben demselben aber fest und consequent bis zum äufsersten durchgeführten Prinzip den Sieg über alle diese Scheingestalten des politischen Lebens im Orient davon trug. Ist doch selbst das Arsaciden-Reich, welches von dem Verf. auch mit Recht als die mächtigste Reaktion des orientalischen Geistes gegen den abendländischen Geist im Oriente aufgefafst wird, nicht frei zu sprechen von dieser Gebrochenheit und Halbheit, so dafs erst das nach ihm auftretende Geschlecht der Sassaniden berufen werden mufste, um dieser Halbheit ein Ende zu machen, noch einmal die alte Herrlichkeit des substantiellen Lebens der frühern Zeit des Orients unter den Persern herzustellen, um sodann zu einer höhern Stufe des Daseins in dem durch die Araber producirten orientalischen Geiste verklärt zu werden. Dem Verf. ist nun zwar diese Gebrochenheit der Staaten der hellenistisch-orientalischen Welt nicht entgangen, doch hat derselbe sie mehr im Aeufsern als im Innern zu erkennen gesucht, während ersteres doch nur die Erscheinungsform des letztern sein kann. Es ist diese innere Gebrochenheit aber wieder von doppelter Art, denn in dem abendländischen Theile dieser Welt zeigt sie sich in dem Ansetzen eines aristokratischen Charakters, in dem Hervortreten von grofsen Individualitäten, in denen sich die ganze Substanz des politischen Lebens offenbart, so dafs wir hier den unmittelbaren Uebergang in die eigentlich abendländische oder römische Welt haben, auf der andern Seite aber zeigt sich dieselbe in den eigentlichen orientalischen Reichen, in dem Seleuciden- und Lagidenreiche, als Dualismus, dem Charakter der altorientalischen Welt in religiöser Beziehung vollkommen angemessen

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 116.
Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1835.

chichte Macedoniens und der Reiche, welche m macedonischen Königen beherrscht wuren, von Ludwig Flathe.

(Fortsetzung.)

Hier stehen sich die verschiedenen Nationalitäten Griechen und Macedonier auf der einen Seite und verschiedenen orientalischen Völker nach Sprache, n, Gebräuchen, Denkweise und religiöser Anschau- auf der andern Seite immer völlig fremd gegenüber, afs es nirgends zur Ausgleichung kam und überall, n auch mehr oder minder hervortretend, Reaktionen verschiedenen Elemente gegen einander eintraten. nun die herrschenden Könige aus macedonischem hlechte den gesammten Orient nach allen seinen tigen Verhältnissen umwandelten und die orientali- n Völker dem griechischen Geiste assimilirten, wie die Römer im Abenlande mit dem ausgebreiteten ischen Volksstamme gethan haben, ging nicht wohl wenn schon Griechen und Macedonier sich gewifs t in zu geringer Masse über den Orient verbreitet n, es liegt dies wesentlich in der Natur des orien- chen Geistes, der sich zwar trüben, aber nie aus Indifferenz des substantiellen Lebens herausbringen . Noch nie hat der orientalische Geist aus seiner e und Natürlichkeit sich stören lassen, alles fremd- e und selbst das mächtige geistige Leben der Eu- er ist in ihm immer zu Grunde gegangen oder völ- bgestofsen, und wenn das abendländische oder dem päischen Erdtheil verwandte Westasien eben in der des hellenistischen Orientes eine Ausnahme davon achen scheint, so beweiset das Emporkommen der nigen Sassaniden-Herrschaft und vornehmlich die erungen der Araber, dafs der altorientalische Geist in seiner Reinheit und Wesenheit trotz der tau- jährigen Umkehrung aller Verhältnisse von Alexan- bis auf die Heraclier immer erhalten hat. Eben so wenig konnten aber auch die in Asien herrschenden macedonischen Könige durchaus zu Orientalen werden, wie es der Verf. verlangt, obschon sie sich genugsam dem altorientalischen Geiste accommodirt haben, da sie unmöglich des Bewufstseins von der höhern Stufe der politischen und intellectuellen Entwickelung, wie es sich in dem griechisch-macedonischen Leben zeigte, sich so entschlagen konnten, um alle natürlich gegebenen Verhältnisse völlig zu verläugnen. Den Rückblick auf Griechenland und Macedonien kann man ihnen nicht verargen, sie bedurften der abendländischen Hülfe und Kraft, um sich in der ganz fremden Welt, die doch nie die ihrige werden konnte, aufrecht zu erhalten. Dann aber kommt noch ein Hauptpunkt hierbei in Betracht, den der Verf. bei der Charakteristik und Würdigung dieser Welt mehr hätte berücksichtigen sollen. Diese hellenistisch-orientalische Welt der Doppelheit und innern Gebrochenheit hat eine gar grofse Bedeutung für die gesammte spätere Weltgeschichte gleich wie die römische Welt. So wie nämlich der Orient und besonders der westliche Theil desselben die Wiege und das Stammland aller welthistorisch wichtiger Religionsformen ist, so ist Westasien auch die Wiege der christlichen Religion gewesen, die freilich nur auf einem ganz eigenthümlichen Boden entstehen und sich ausbreiten konnte. Die Substantialität des geistigen Lebens als die Grundform aller religiösen Entwickelung hatte sich hier immer erhalten, jedoch so, dafs sie zuletzt ganz erstarrte und leblos geworden war, und darum wurde sie aufs neue zum Leben angeregt und befruchtet durch das abendländische Princip der Individualität. Erst aus dem Gährungsprocefs dieser beiden Elemente mit einander konnten sich neue höhere Religionsformen entwickeln, orientalisch-pantheistische und dualistische, hellenisch-polytheistische und jüdisch-monotheistische Religionsanschauungen verschmolzen mit einander zu mannigfachen Amalgamationen und dieser geistige, religiöse Gährungs-

procefs war es nicht wenig, der das Innere der Staaten der hellenistisch-orientalischen Welt zerfrafs und sie der Verwesung entgegenführte, damit die in der Individualität verklärte Wesenheit frei und siegreich daraus hervorgehen konnte. Gleich vielen andern gnostischen und theosophischen Religionssystemen, die besonders in Aegypten, Syrien und Kleinasien, den Berührungsländern des Orients mit dem Occident, aufblüheten, erhob sich auch die christliche Religion, die von der Substantialität des religiösen Geistes ausgehend in der Individualität des Gottmenschen ihre vollendetste Entfaltung fand und beide Elemente ein für allemal an sich versöhnt hat. Grade deshalb wäre es auch nothwendig gewesen, dafs der Verf. mehr, als es geschehen ist, auf die Geschichte des jüdischen Volkes unter der Herrschaft der Seleuciden und zum Theil auch unter den Römern eingegangen wäre.

Wenden wir uns nun zur Behandlungsweise des Verfs. rücksichtlich der Gruppirung der ganzen Masse, so ist da zunächst das Geographische zu berühren. So wie der Verf. den durchaus nicht ganz zu billigenden Plan befolgt hat, keine frühere Vorarbeiten zu benutzen, sondern nur die Resultate des eigenen Studiums zu geben, so hat sich derselbe auch alles Geographischen entschlagen, obschon es nun da sehr rathsam gewesen wäre, den trefflichen Leistungen der neuern Zeit auch in diesem Werke einen angemessenen Platz zu gönnen. In der altorientalischen Welt oder der Welt der Natürlichkeit des geistig sittlichen und religiösen Lebens hängt das Geographische und Historische auf eine untrennbare Weise zusammen und ist fast ganz ineinander gewachsen, und wenn man schon von der Geschichte Alexanders in dem ersten Theile dieses Werkes behaupten mufs, dafs sie gänzlich in der Luft hänge und bei allen sonstigen Vorzügen der Darstellung durchaus nicht fruchtbar für die Wissenschaft sein könne, so trifft dieser Vorwurf in demselben Maafse die Geschichte der Staaten der hellenistisch-orientalischen Welt. Jeder der zahlreichen auf den Trümmern des alexandrinischen Reiches emporkommenden Staaten hat durch seine besondere Natur- und Völkerverhältnisse bei aller Uebereinstimmung des geistigen Lebens doch immer ein ganz eigenthümliches Gepräge, wovon hier nun natürlich gar nicht die Rede ist. Schon zwei Decennien nach Alexanders Tode theilte sich das Reich, abgesehen von dem ephemeren lysimachischen Staate in Thracien und Kleinasien, in seine vier Hauptbestandtheile, das Reich des Ostens der Seleuciden in Asien, das Reich des Südens der Ptolemäer in Africa, das Reich des Nordens später unter den Antigoniden in Europa, welches diesen Namen durch seine besondere Berührung mit den nordisch-keltischen Völkern am Ister wohl verdient, und das alte Hellas. Offenbar ist nun der Würde und Bedeutung des Staates des Ostens Eintrag geschehen, dafs er nicht in dem ersten Jahrhundert seiner Existenz und bis zu der Zeit vom Ende des zweiten punischen Krieges eine besondere und oben anstehende Darstellung erhalten hat, um so mehr als ja Macedonien, welches immer als der Mittelpunkt von allem betrachtet werden soll, schon durch seine Geschichte in der Zeit gleich nach Alexander zeigt, dafs es nach dem allgemeinen historischen Standpunkte, dem sich jeder Besondere unterordnen mufs, diesen Mittelpunkt gar nicht abgiebt, sondern unter wilden Revolutionen, die durch die nordischen Völker noch mehr geschürt wurden, gänzlich sich auflöste, so dafs das politische Leben, das sich von ihm aus über den ganzen Orient ergossen hat, in ihm selbst, rein verschwand, und erst durch den Antigoniden-Stamm wieder erneuert werden mufste. Dagegen hat der Verf. diese macedonische Satrapie, wie man Macedonien nach Alexanders Tode am richtigsten nennen kann, an die Spitze der Entwickelung gestellt, zugleich aber auch die Geschichte der Griechen in dem neuauflebenden politischen Geiste in den Bündnissen der Achäer und Aetoler so wie von Athen und Sparta und die Geschichte des Seleuciden-Reiches darin verflochten und zwar auf eine so zerstückelte und zerhackte Weise, dafs man weder von dem einen noch von dem andern ein ganz klares anschauliches Gemählde erhält. Das geht dann so durcheinandergeworfen fort, bis das Schwerd der Römer bei Magnesia diese Verwirrung löste. Das Seleuciden-Reich ist aber das grofse Weltreich, in welchem der Verwesungsprocefs in dem Kampf der sich feindselig berührenden Elemente am besten erkannt wird und welches fast wie das alte Achämeniden-Reich das gesammte alte Asien bis zu den Grenzmarken am Indus und Oxus umfafst. Der Hauptfehler der Seleuciden nun, der aber durch das Gefühl des Bedürfnisses dem Abendlande näher zu sein, gröfstentheils hervorgerufen war, bestand darin, dafs sie den Mittelpunkt des Reiches von der gemeinsamen, erhabenen Mitte des iranischen Hochlandes nach dem äufsersten Westen am innersten Winkel des

ichen Meeres verlegten, von wo aus es völlig unlich war, das Hochland und damit ganz Asien zu rrschen. Die nächste Folge davon in Verbindung dem üblen Satrapensystem, wie der Verf. mit Recht tellt, war, dafs sich das asiatische Hauptreich zust in dieselben grofsen Hauptbestandtheile auflöste, welchen nach den verschiedenen Naturformen Asiens alte Perserreich unter Cyrus aufgebaut worden war, onderte sich das iranische Hochland von dem semien Tieflande und dem zu Europa führenden Brücken- Kleinasiens, das Land der thracisch-phrygischen :erstämme, und auf der entgegengesetzten Seite die en Tiefländer Indiens am Indusflusse und Bactriens Oxus und Jaxartes, und dieser Auflösungsprocefs auch in diesen Gebieten noch weiter fort. Schon h Seleucus Nicator mufste das Seleucidenreich den pelcharakter eines semitisch-hellenichen Reiches ern, und hat denselben bis zu seiner gänzlichen Verng auch immer behauptet. Nun wäre es aber für Verf. besonders nöthig gewesen, nicht blofs auf die tehung, sondern auch auf die Ausbildung des bakten Reiches in dem baktrisch-indischen Tieflande auf dem östlichen hohen Ariana, so wie des parthin Reiches der Arsaciden in dem westlichen Iran tsicht zu nehmen, um so mehr als sie zu den merkligsten Gestalten gehören, die aus dem alexandrinin Reiche hervorgegangen sind, und wir über sie arbeiten besitzen von dem gelehrten Bayer und Foyant, die der Verf. gar nicht hätte Anstand nehmen n zu benutzen, wenn solche Sachen nicht ganz unvorgearbeitet sein sollen. Das baktrische Reich berdies so wichtig für die Charakteristik dessen, Alexander gethan hat, insofern durch dasselbe das ale Asien mehr als es jetzt selbst der Fall ist, der päischen Kultur und Herrschaft aufgeschlossen worist, und dann konnte eine genauere Darstellung politischen Verhältnisse dieses Reiches nach den tenen Denkmalen um so weniger vermifst werden, e Herrscher dieses Reiches, wie die Namen aller ge zeigen, dem macedonischen Stamme angehören. hier, wo es auf eine richtige Erkenntnifs der würdigen Naturverhältnisse des centralen Asiens um den indischen Caucasus ankam, an dessen das wichtige Stufenland des Kabul (Kophen) liegt, er nicht blofs die Kommunikation zwischen Per- und Indien, sondern auch zwischen Bactrien und Indien nebst Persien darbietet, also den Osten und Westen, so wie den Norden und Süden von Asien verbindet, — grade hier zeigt sich die mangelhafte Kenntnifs dieser Verhältnisse bei dem Verf. am klarsten, wo unter andern auch ausgesprochen wird, dafs die baktrischen Könige das indische Deltaland beherrscht hätten, ohne im Besitz des indischen Pentschab (*Pentapotamia Indica*) zu sein. Ferner verdiente die bedeutendste, wenn auch nur einseitige Reaktion des orientalischen Geistes gegen die abendländische Herrschaft in dem Arsaciden-Reiche nicht diese stiefmütterliche einseitige Behandlung, blofs um den den Seleuciden-Königen zugemessenen Raum auszufüllen; mindestens mufste doch die Ausbreitung dieser Herrschaft über das gesammte Hochland von Iran nach dem Untergange des baktrisch-indischen Reiches vom Tigris an bis zu den grofsen Grenzbarrieren des alten Asiens und die innere Organisation dieses Reiches, über die uns doch so manches von den Alten überliefert ist, bis auf die Zeit, wo die Parther mit den Römern nach der völligen Unterwerfung der westlichen Länder Asiens am Pontus und syrischen Meere in Kollision geriethen, dargestellt werden. Auf jeden Fall ist es interessanter, das allmählige Verschwinden des griechischen Lebens in Oberasien mit dem Erstarken der parthischen Herrschaft kennen zu lernen, als den Untergang der letzten kläglichen Fürsten in Syrien und Aegypten in der letzten Hälfte des zweiten und im ersten Jahrhundert vor Chr. Geb. Nicht minder ist sehr unbefriedigend, was über Armenien und das armenische Reich beigebracht wird, obschon einer der spätern Könige dieses Landes sogar König von Syrien geworden ist, aber ganz plötzlich wie vom Himmel gefallen in der Geschichte auftritt und eben so verschwindet. Grade da konnte das Verhältnifs der Natur und Geschichte zu einander in diesem merkwürdigen Centralhochlande von Westasien auseinander gesetzt werden, wenn dergleichen nicht ganz unberücksichtigt geblieben wäre. Dasselbe ist der Fall bei den kleinasiatischen Reichen und besonders bei dem bithynischen Staate, wo der Schutz, den die bithynischen Dynasten von den Gebirgspässen des mysobithynischen Olympus erhielten, in dem von der Natur begünstigten Küstengebiete des Propontis mancherlei in dem Emporkommen dieses kleinen Staates erläutern. Waren es doch diese Gebirgspässe, welche das Byzantiner-Reich so lange erhielten, bis es den klugen und tapfern Osmanen gelang,

sich derselben zu bemeistern und dadurch das Schicksal des griechischen Kaiserthums zu entscheiden. J. v. Hammers lehrreicher Reisebericht nach diesem Olympus konnte da von grofsem Nutzen sein. Dafs die Gründung und der Zustand des galatischen Reiches in Kleinasien nicht mehr berücksichtigt ist, obschon die gallischen Heerschaaren für das macedonische Reich nach Alexander und für den Seleuciden-Staat von solcher Bedeutung sind, ist auch zu den Mängeln dieses Werkes zu zählen. Zahlreiche Herrschaften lösten sich also von dem Seleuciden-Reiche ab, doch gewissermafsen nur als Dynastien oder Accidenzen innerhalb der Substanz des Reiches, zu vergleichen mit den Dynastien, welche sich innerhalb des spätern Abbassiden-Reiches auf demselben Gebiet erhoben, und man kann sagen, dafs die Substanz des syrischen Reiches davon nicht unmittelbar afficirt wurde, was auch aus dem schwankenden eigenthümlichen Verhältnisse dieser kleinen Staaten dem syrischen Reiche gegenüber erhellt, bis erst diese Substanz selbst durch das Eingreifen der Römer unter dem dritten, dem sogenannten grofsen Antiochus einen tödlichen Stofs erhielt, wodurch nun jene accidentellen Erscheinungen des politischen Lebens auf längere oder kürzere Zeit sich eines selbstständigen Lebens zu erfreuen begannen. Bei der Regierungsgeschichte dieses Fürsten, durch den der gesammte Orient bis zu seinen äufsersten Grenzmarken noch einmal zusammengenommen wurde, ein Jahrhundert nach Alexander, mufste auch das neu begründete macedonische Staatsleben und auf das der Griechen zurückgegangen und die gemeinsame Verwickelung dieser Welt mit den Römern zur Zeit des zweiten punischen Krieges, der so auch im Orient geführt wurde, dargestellt werden. Auffallend ist dabei, wie der Verf., der sonst diese verwickelten Verhältnisse so sehr ausführlich darstellt, doch die grofse und für den gesammten Orient so wichtige Entscheidungsschlacht bei Magnesia so kurz abfertigt, ohne sich auf das Lokale näher einzulassen und selbst ohne einmal den Namen der Schlacht zu nennen, während doch manche andere und zum Theil weit minder wichtige Sachen so überaus weitläuftig berichtet werden, und auch Livius uns so interessante Berichte über das Lokale dieses Kampfes und über die Schlacht selbst mittheilt (*Antiochus transgressus Phrygium amnem, circa Magnesiam, quae ad Sipylum est, posuit castra. Liv. XXXVII*, 37.).

Wenden wir uns nun zum Reiche des Südens, so tritt hier in dem ägyptisch-hellenischen Staate der Dualismus, der in jeder Beziehung die Grundlage des Lagiden-Reiches bildet, äufserlich nicht so bestimmt hervor, theils wegen des Ueberwiegens des hellenischen Elementes vornehmlich in Alexandrien, dem eigentlichen Repräsentanten des gesammten Staatslebens am Nil, theils wegen des eigenthümlichen Charakters des ägyptischen Volkes, in welchem sich der afrikanische Völkergeist klar erkennen läfst, der entweder wild und ganz maßlos aus sich herausstürmt und alle Schranken und Gegensätze durchbricht, oder in sich zurückgezogen dort gährt und sich in sich verzehrt. Von den beiden Hauptrichtungen des ägyptischen Staatslebens unter den Lagiden, dem merkantilischen und litterärischen, hat der Verf. das erstere, weil das letztere aus dem Kreise dieser Untersuchung ausgeschlossen war, sehr sorgfältig dargestellt und den Gang des indischen Welthandels durch die vorderasiatischen Länder und besonders Aegypten gut entwickelt, so wie die Unternehmungen der Ptolemäer das Mittelmeer mit dem rothen Meere in Wasserkommunication zu setzen, wie es fast von jeder Dynastie versucht worden ist, die jemals ihren Thron in dem untern Nilthale aufgeschlagen hat. Wünschenswerth wäre es allerdings um der gröfsern Klarheit willen gewesen, wenn der Verf. auf die Untersuchungen in Carl Ritter's Erdkunde mehr Rücksicht genommen hätte, wo diese Verhältnisse von einem allgemeinen Standpunkte aus meisterhaft entwickelt sind. Dabei kommt zugleich ein wichtiger Punkt zur Sprache, der von dem Verf. dem Ptolemäischen Herrschergeschlechte sehr zur Last gelegt ist und mit als ein Grund zur Verzehrung ihrer Staatskräfte angegeben wird. Dies ist das Streben der Ptolemäer nach dem Besitz der sogenannten cölesyrischen Landschaften oder der Gegend am Libanon und am Jordanthale. Zwar sind wegen dieses Gebiete mit den Seleuciden endlose und erschöpfende Kriege geführt worden, aber wir glauben nicht Anstand nehmen zu dürfen zu behaupten, dafs das Streben der Ptolemäer in dieser Beziehung völlig gerechtfertigt ist.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 117.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1835.

Geschichte Macedoniens und der Reiche, welche von macedonischen Königen beherrscht wurden, von Ludwig **Flathe.**

(Schlufs.)

Sobald nämlich ein im untern Nilthale aufblühen-
er Staat daran denkt, eine für die allgemeine Weltent-
ickelung wichtige Rolle zu spielen und eine grofse
taatsmacht zu bilden, so bedarf er einer Seemacht,
elche nur durch jene Landschaften gebildet und auf-
cht erhalten werden kann, so wie ja dies auch das
ufblühen der phönizischen Marine in der Urzeit der
eschichte erklärt, und dazu kommt noch, dafs Aegyp-
n erst durch diese Landschaften von Asien her, von
oher stets seine Feinde und Besieger gekommen sind
on Cambyses an bis auf den Osmanen Selim, gleich-
am ein festes Bollwerk bekommt, um sich in seiner
elbstständigkeit zu erhalten. Der Besitz der Insel Cy-
ern, die immer eine Zugabe zu dem ägyptischen Staate
ewesen ist, konnte, wie der Verf. meint, den genügen-
en Ersatz keineswegs geben, und der ganze Gang der
eschichte von den Bestrebungen der alten Pharaonen
n bis auf die Zeit der Fatimiten, der Mamlucken und
es Mehemed Aly in der neuesten Zeit spricht für un-
ere Behauptung. Offenbar mufs diesem Plan aller
gyptischen Dynastien etwas wesentliches zum Grunde
egen, was sie gewifs noch besser erkannten als wir,
enen jene Naturverhältnisse minder klar vor Augen
egen, wofern man nicht in diesem stetigen Gange der
eschichte ein sonderbares Spiel des Zufalls erkennen
ill. Aegyptens Blüthezeit dauerte so lange, als es im
esitz dieser Länder war, ohne dafs wir damit behaup-
n wollen, der Verlust derselben durch die Seleuciden
abe allein den Fall der Ptolemäer verschuldet. Für
ie Seleuciden konnte der Gewinn dieser Landschaften
arum nicht von Vortheil sein, weil ihr Reich selbst
chon den Todesstofs erhalten hatte, und durch seinen
crassen Hellenismus auch hier eine Reaktion des morgenländischen Lebens gegen das abendländische hervorrief. Zu bemerken wäre noch bei der Geschichte Aegyptens, dafs der innere Zustand und die eigenthümliche Verfassung Alexandriens, des Concentrationspunktes des merkantilisch-politischen Lebens im Nilthale, nicht so hervorgehoben und auseinandergesetzt ist, als es wohl die Sache nothwendig erfordert hätte.

Die Geschichte des Reiches des Nordens oder des neumacedonischen Reiches, das durch das Geschlecht der Demetrier oder Antigoniden erst wieder ins Dasein gerufen wurde, steht seitdem in der engsten Verbindung mit dem hellenischen Leben, welches in der Zeit der halbhundertjährigen Verwirrung und Auflösung aller politischen Verhältnisse nach Alexanders Tode in dem weiten Gebiete des Halbinsellandes im Süden des Ister bis zum Peloponnes verschwinden zu wollen schien. Mit Recht hebt der Verf. hier den Gang hervor, den die gesammte Politik der Antigoniden nahm, Macedonien zu heben durch die Herrschaft in Griechenland wie zur Zeit des ältern Philippus, wie aber ein grausames Verhängnifs alle Bemühungen dieses edelsten unter allen macedonischen Königshäusern verspottete, indem sie immer, wenn sie ihrem Ziele nahe zu sein glaubten, durch plötzliche Umstände weit davon zurückgeschleudert wurden, und wie unter dem jüngern Philippus, als er endlich daran dachte, den Schlufsstein zu diesem Gebäude zu legen, die eiserne Hand der Römer dazwischengriff und ihn selbst nebst den Griechen ins Verderben stürzte. Wenn irgend sonst wo tritt nun in des Königs Philippus Charakter die Halbheit und Gebrochenheit dieser Welt am klarsten hervor, und seine politische Haltungslosigkeit in der Verwickelung zweier Welten mit einander, der abendländisch-karthagischen und der morgenländisch-hellenistischen, denen beiden während seiner langen Regierung durch die Römer ihr Recht widerfuhr, ist von dem Verf. in treffenden Zügen geschildert

worden. Nur müssen wir hinzufügen, dafs auch grade in dieser Parthie die eigenthümliche Manier des Verfs., die nicht ganz zu loben sein möchte, am meisten sich bemerkbar macht. Wir meinen die besondere verendlichende und alles, um so zu sagen, versubjektivirende Behandlungsweise der Geschichte, wo alle einzelnen Begebenheiten nach der Art des sogenannten Pragmatismus in einen endlichen Causalnexus gebracht werden, und alle möglichen Meinungen und Ansichten aus den Schriftstellern herausgesucht werden, wovon sie meistens gar nichts sagen, und welche dann wieder den in der Geschichte handelnden Personen untergelegt werden. Darüber geht offenbar alle Objectivität der Geschichte verloren, und indem dieselben Meinungen und Ansichten von Seiten aller verschiedenen Partheien dargestellt und auseinandergelegt werden, entstehen aufser dem oben angeführten Uebelstande auch die häufigen Wiederholungen und die grofse Breite der Darstellung, die um so unangenehmer ist, als die Darstellung häufig nicht die letzte Feile erhalten zu haben scheint. Manchmal weifs man auch in der That nicht, ob man mit Druckfehlern oder mit in der Eile hingeworfenen Wörtern zu thun hat, wie wenn an einer Stelle beständig von politischen Fraktionen die Rede ist. Das Einschreiten der Römer in die macedonisch-griechischen Angelegenheiten zur Zeit des zweiten punischen Krieges hat dem Verf. mannigfache Veranlassung gegeben, sich über die Politik dieses Volkes im Verhältnifs zu den andern Völkern der damaligen Welt auszusprechen, und es wird eben kein erfreuliches Urtheil über sie gefällt. Indessen ist doch noch sehr zu bezweifeln, ob die Römer und ihr Senat zu jener Zeit am Ende des zweiten Sec. a. Ch. schon die Entartung gezeigt haben sollten, die sich allerdings im Verlauf des folgenden Jahrhunderts nicht verkennen läfst. Schon damals wird der Senat als ein Corps der verschmitztesten Staatsmänner dargestellt, die nach der Art moderner Politiker durch List und Ränke den Hader und Unfrieden in der Welt angeschürt und im Trüben dabei für sich und ihren Staat zu fischen gesucht hätten, aber dafs die Römer allein alle Kriege angeschürt und durch solche Mittel die übrigen Fürsten jener Zeit erst immer zum Kriege gegen sich gebracht hätten, möchte sich doch schwer rechtfertigen und beweisen lassen. Man kann wohl zugeben, dafs der zweite punische Krieg einen Wendepunkt in dem Entwickelungsgange des sittlich-politischen Lebens des römischen Volksgeistes bildet, aber auch zugleich nur, dafs die innere Verkehrung desselben sich zuerst in dem Charakter eines Quinctius Flaminus offenbare, und dafs die übrigen Staaten jener Zeit mehr oder minder mittelbar oder unmittelbar auch Veranlassung zu den Kriegen mit den Römern gaben. Kann ist es aber auch zu verwundern, wenn die Römer, nachdem sie einen Kampf wie die punischen Kriege so glückreich bestanden hatten, die Völker und Staaten des Orients weniger respektirten und bald in ihnen nur Werkzeuge zur Verherrlichung Roms erkannten, da sie ja in einem Decennium nach der Schlacht bei Zama durch zwei glanzvolle Siege die Kraft von Alexanders Erben brachen und in kurzer Frist die Herrschaft in drei Erdtheilen auf Jahrhunderte begründeten, und die meisten orientalischen Fürsten durch ihr Benehmen erst dazu beitrugen diese Gesinnung in den Römern hervorzurufen. Ja selbst noch zur Zeit des Krieges mit dem Perseus, welchen König der Verf. übrigens gegen die Verunglimpfung späterer römischen Geschichtschreiber mit Recht in Schutz genommen hat, [illegible] noch die alte *virtus* in manchen edlen Römern [illegible] fen die Gebrechen einiger nicht der Gesammtheit [illegible] messen. Gewifs aber das schwierigste war es [illegible] Verlockung zu widerstehen, sich als das Höchste [illegible] Unbedingte in der Welt anzusehen, und alles [illegible] dienstbares Mittel für die Gröfse Roms zu betrachten, da die Römer in einer langen sauern Arbeit, die [illegible] die Vorsehung auferlegt hatte, als die Werkzeuge [illegible] Vollziehung des grofsen Gerichtes über die Völker [illegible] gesammten alten Welt dienen mufsten. Der böse Dämon, welchen die Römer aus dem Oriente mitgebracht hatten, begann erst um die Mitte des zweiten Jahrhunderts in Rom zu wirken, und zeigte sich plötzlich [illegible] verhüllt am Ende jener zweihundertjährigen Arbeit [illegible] der völligen Zertretung des karthagischen und [illegible] schen Lebens.

Indem wir zum Schlufs nach dem Lande [illegible] kehren, von welchem aus die gesammte hellenische Welt sich eigentlich gebildet hatte, nach Griechenland, wollen wir kürzlich noch das Verhältnifs berühren, [illegible] welchem der achäische Bund auf der einen und [illegible] ätolische Bund nebst Sparta auf der andern Seite [illegible] einander stehen, und in wie fern sie Ansprüche [illegible] machen können, als diejenigen betrachtet zu werden, von welchen aus die hellenische Freiheit aufs neue [illegible]

ndet und am längsten aufrecht erhalten worden ist. rbei kommen nun Aratus, der Begründer des achäi- en Bundes, und Polybius, der Geschichtschreiber des- en, sehr übel weg. Schon im Allgemeinen erhellt il, dafs Griechenland nach Alexander das Land ist, wie in der römischen Welt fortan grofse Indivi- litäten auftreten, die, indem sie sich durch ihre Be- derheit von der Substanz des allgemeinen Lebens eifsen, durch die Thatkraft ihres Geistes sich zu- ch als alle Wesenheit des politischen Lebens erfas- und dasselbe durch ihre Thatkraft bestimmen wol- wie ein Aratus, Cleomenes, Philopoemen u. a. Un- itig liegt in allen diesen Männern etwas grofsarti- , das man bei allen ihren sonstigen Mängeln und wächen anerkennen mufs. In so fern verdient auch tus unsere Hochachtung, als von ihm aus und mit erst das welthistorische Leben des achäischen Bun- beginnt, und wenn gleich er auch als Feldherr we- ausgezeichnet sein mochte, und vornehmlich den tischen und diplomatischen Künsten sich hingab, so n man dies doch nicht unbedingt tadeln, und ihn halb in dem Maafse herabsetzen, als es von dem rf. geschehen ist. Nur dürfen wir freilich dem Verf. nt entgegenstellen, dafs die letzte Abendröthe des lenischen Staatslebens in dem Bunde der Achäer ihm t recht sein Dasein verdankt, denn der Verf. ist weit von entfernt dies zuzugeben und anzuerkennen. Man chte es indessen wohl eine Paradoxiensucht nennen, nn von demselben dargethan werden soll, dafs wenn hre Freiheit in Griechenland wieder erweckt werden lte, dieselbe nur von den Aetolern ausgehen konnte, l dafs diese immer als die echten hellenischen Frei- tshelden gepriesen werden. Gewöhnlich hat man die- ben immer nur als ein rohes barbarisches Räuber- k betrachtet, welches gar nicht zu den echt-helleni- en Stämmen gehört und durch seine Rohheit und ildheit Griechenland vornehmlich ins Verderben ge- rzt habe, und im Allgemeinen möchte die Wahrheit ser Auffassung, wenn auch etwas modificirt, sich werlich bestreiten lassen. Die Achäer besafsen frei- 1 nicht mehr die Tugenden der ältern Hellenen, das gemeine Verderben, welches wir das der vorrömi- ien Welt nennen können, machte sich auch bei ihnen vollen Umfange geltend, zeigte auch sie in ihrer lbheit, Verderbtheit und politischen Kläglichkeit, aber es was in Hellas noch Gutes, Edles und Tüchtiges war, die letzten grofsen Charaktere der Hellenen gehö- ren doch dem Bunde der Achäer an. Auch hat die Geschichte beredt genug gesprochen, denn kein einzi- ger grofser Name ist es, der uns aus der Schaar der Aetoler entgegentritt, während doch so manche in dem Achäerbunde bemerkenswerth sind. Die Aetoler waren es, welche die Römer bald nach Griechenland brachten, aber auch sehr bald den Lohn ihrer Verrätherei an Griechenlands Freiheit von ihnen erhielten, ihr Fall war schmählig. Der Achäerbund hat sich doch geraume Zeit länger erhalten, und wenn auch kein grofsartiges selbst- ständiges Leben da war, so hatten die Römer vor ihm doch noch immer eine gewisse Scheu, sei es aus wel- chen Ursachen es sein mochte, wie sie dieselbe vor den Aetolern nie hatten, und ihr Fall und Untergang war doch edler und ehrenvoller. Der spartanische Staat hat offenbar in dieser Zeit denselben Charakter wie der Aetolerbund, und verdient gewifs eben so wenig die Hochachtung, die ihm der Verf. zollt. Dafs Sparta ge- wissermafsen seit der alexandrinischen Zeit eine Räu- berhöhle war, wo von einem echt-politischen Leben gar nicht mehr die Rede sein konnte, lehrt doch der letzte fürchterliche Zustand dieses sogenannten Staates am besten. Cleomenes, welcher durch seine Leidenschaft und Anmafsung eben so gut wie die Aetoler zur Stö- rung der Ruhe in Griechenland am meisten beigetragen, und das Vaterland ins Verderben gestürzt hat, mufs auch in Sparta selbst trotz aller seiner sonstigen Tüchtigkeit und Energie als ein phantastischer Schwärmer angese- hen werden, der längst verschollene Einrichtungen unter wesentlich verschiedenen Umständen auf einem ganz un- angemessenen Boden wieder erneuern und ins Leben rufen wollte. Sein trauriges Ende in Alexandrien läfst auch dort das Verfehlte seines ganzen Lebenszweckes erkennen. Polybius, der Achäer, welcher nun seine Ge- schichte nicht ganz nach den Grundsätzen unsers Vfs. geschrieben hat, mufs daher auch, weil er alle diese Ver- hältnisse in einem ganz andern Lichte erscheinen läfst, oftmals dem Tadel des Vfs. unterliegen. Es wird ihm zum Vorwurf gemacht, dafs er die Geschichte des grie- chischen Lebens entstellt und alles zum Vortheil der Rö- mer dargestellt habe, so dafs selbst die schändlichste Po- litik derselben mit Unterdrückung alles Mitgefühls für das Leiden seines unglücklichen und untergehenden Va- terlandes von ihm gerechtfertigt werde. Indessen möchte sich dieser schwere Vorwurf nach allem dem, was wir

vom Polybius wissen, wohl kaum billigen lassen, und ohne ihn für einen feilen verworfenen Knecht der Römer zu halten, ist es doch sehr wohl möglich und am wahrscheinlichsten, dafs er sich über die Schranken der Nationalität erhoben und auf einen allgemein historischen Standpunkt gestellt habe, so dafs er ergriffen von der Hoheit, geistigen Würde und Ueberlegenheit der Römer im Verhältnifs zu allen übrigen Völkern und Staaten der damaligen Welt nicht umhin konnte die Schwächen und Mängel des politischen Lebens seines eigenen Volkes anzuerkennen und ohne Rückhalt darzustellen, wie Rom durch seine Kraft die Hohlheit seiner Gegner nachwies und sich als das das grofse Weltgericht über die damalige Welt ausübende Volk offenbarte.

Ferdinand Müller.

XCII.

1) *Deducirter Plan zu Vorträgen über die Hodegetik, und zu einem damit zu verbindenden hodegetischen Leseverein. Von Dr. Karl Hermann Scheidler. Jena,* 1835. 8.

2) *Ueber die deutschen Universitäten. Ein Gespräch von Dr. Franz Theremin. Berlin,* 1836. 8.

Zwei wohldenkende bewährte Männer nehmen sich hier der in neuerer Zeit so vielfach gefährdeten und verunglimpften Studirenden treulich an. Der eine, durch werthvolle Schriften und Vorträge schon längst als trefflicher Universitätslehrer bekannt, greift unmittelbar praktisch ein, und eröffnet den Studirenden neue, fortwirkende Hülfsmittel, ihren Studien- und Lebensplan zweckmäfsig einzurichten, die guten Wege zu wählen, die Abwege zu vermeiden. Der andre, durch hohe Berufs- und Geistesstellung nicht minder aufgefordert, seine Sorgfalt diesen Gegenständen fruchtbar zuzuwenden, schlägt neue Gestaltungen vor, die sich in der Lehrweise selber entwickeln sollen, und deren Wirkung nach und nach alle Richtungen des akademischen Lebens verbessern mufs. Beide Männer stimmen in der Achtung und Anerkennung, welche sie der bisherigen Einrichtung unsrer Universitäten widmen, in dem Wunsche der Beibehaltung aller wesentlichen Grundlagen dieser uralten und doch lebensfrischen Anstalten, so wie in der Liebe und Billigkeit für die studirende Jugend, deren Stellung und Bedürfnisse sie mit Einsicht würdigen, völlig überein; sie hegen, mit ächtem Freisinn, die Interessen der Jünglinge, denen eine edle Selbstständigkeit nicht genommen werden soll, und wahren doch nicht minder die Rechte des Staates, dessen Sorgfalt und Leitung hier niemals ausgeschlossen werden kann. Sehr verschieden aber sind die von beiden Seiten angeregten Mafsregeln. Die hodegetischen Vorträge des Hrn. Prof. Scheidler sind mit so gutem Mafs und Takt entworfen, dafs, wenn sie den hier gegebenen Andeutungen gemäfs wirklich gehalten werden, die segensreichsten Früchte nicht ausbleiben können, und die meisten Uebelstände, an welchen dergleichen Vorlesungen fast immer leiden und durch welche sie mehrentheils ganz nutzlos bleiben, hier wegfallen müssen; besonders dünkt uns der damit in Verbindung gesetzte Leseverein ein sehr glücklicher Gedanke, der überall Empfehlung und Nachahmung verdient. Herr Oberconsistorialrath Theremin dagegen schlägt die Einführung sokratischer Lehrweise vor, und entwickelt deutlich und überzeugt, von welchen heilsamen Folgen eine solche sein würde, sowohl für den wissenschaftlichen Eifer, als auch für den Lebenswandel der Studirenden. Es ist eines erleuchteten und tiefsinnigen Geistes würdig, die äufseren Mängel und Verirrungen, welche das akademische Leben zeigt, durch eine veränderte Behandlung der Wissenschaften selbst, also gründlich und so von innen heraus, heilen zu wollen, und auch dieser Vorschlag, in manchem Betracht nicht einmal Neuerung, wird die herrlichsten Früchte nicht fehlen lassen, sobald die Ausführung nur auch in dem Geiste geschieht, welchen der Urheber ihr giebt. Beiderlei Hülfsmittel, wie verschieden sonst auch sie sein mögen, widersprechen einander keineswegs, sondern können sehr wohl nebeneinander bestehen; ja wir sehen kein Hindernifs, dafs nicht hodegetische Vorträge, wie sie Scheidler will und leistet, gleich zuerst auch den Versuch machen, dialogische zu werden, wie Theremin sie wünscht und empfiehlt! Wiefern Talent und Energie sich auf diesem Wege versuchen werden, müssen wir erwarten; denn dafs hier erst blofse Vorschrift von oben der Zweck nicht zu erreichen sei, wird in der zweiten Schrift vollständig eingeräumt.

Beide kleine Schriften sind ihrem Zwecke gemäfs in allgemein und leicht zugänglicher Verständlichkeit gehalten, und vermeiden Ausdrucksarten und Hindeutungen, mit welchen bei solchen Gelegenheiten nur allzu oft ein unnutzer Prunk getrieben wird. Wie in der ersten die schlichte Gestalt des Lehrvortrags, so ist in der zweiten die des Dialogs in bestem Sinne durchgeführt, und obwohl der Verfasser, welchem die Kunst lebendiger und schöner Darstellung in allen seinen Werken von jeher eignet, auch hier seine künstlerische Fertigkeit und selbst Laune nicht ganz verläugnen mochte, so will er doch nie dem Gegenstande sich anspruchsvoll vordrängen.

Varnhagen v. Ense.

№ 118.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1835.

XCIII.

L'Histoire de **Palanus**, *Comte de Lyon, mise en lumière, jouxte le manuscrit de la Bibliothèque de l'Arsenal, par Alfred de Terrebasse. Lyon,* 1833. *chez Louis Perrin.* 8. 14 *Pp. et XLVIII f. (avec un double titre goth. lithogr. Tiré à* 120 *exemplaires).*

Dieser hier zum *erstenmal* herausgegebene Roman ird durch Conjectur einem gewissen Guillaume Rameze, er in der ersten Hälfte des 16ten Jahrh. Professor der lassischen Literatur zu Lyon war, zugeschrieben; denn, leichsam als Einleitung zu demselben, steht eine französische Uebersetzung der, nicht minder fabelhaften Abandlung: „De origine civitatis Lugdunensis" des beannten Arztes und Geschichtschreibers Symphorien Champier in der Handschrift voran, als deren Verf. ich in der Dedication an Champier eben dieser Rameze ennt, die aber hier, als ganz uninteressant, weggelasen ist. Hingegen glaubt der Herausgeber nicht, dafs ieser Roman ebenfalls eine Uebersetzung aus dem Lateinischen des Champier sei, wie eine, von ganz neuer Hand beigeschriebene Note angiebt, da sich unter desen Werken kein ähnliches findet, und überdies der einiche, naive Styl des Romans dem gezierten, mit gehrten Citaten und Vergleichungen überladenen Champier's ganz entgegengesetzt ist. Wohl aber hält auch er Herausgeber ihn für eine Uebertragung oder Nachhmung eines älteren, *lateinischen* Originals, was er orzüglich daraus schliefst, dafs dieselbe Geschichte, rem Grundstoffe nach, in den „Histoires tragiques" on Boaistuau und Belleforest (Lyon, Rigaud. 1596. 'om. I, p. 107 sqq. Sixième Histoire), nach Bandello's Novellen (Parte 2da. Nov. 44.), vorkömmt, und der französischen Bearbeitung des Boaistuau folgendes „Aduerssement au Lecteur" vorausgeschickt ist:

„Valentinus Barruchius natif de Tollette en Espagne, a faict on gros Tome *Latin*, escrit purement et en bons termes, de nostre presente histoire, duquel j'ay voulu faire mention, par ce que je l'ay ensuiuy plus volontiers, que les autheurs Italiens, qui l'ont semblablement escrite."

Dafs übrigens unser Roman keine Nachahmung der Novelle des Bandello sein könne, erhellt, abgesehen von den inneren Gegengründen, auch daraus, dafs dessen Novellen zuerst i. J. 1554 erschienen, das vorliegende Werk aber, wie gesagt, dem Symph. Champier gewidmet ist, der bekanntlich schon i. J. 1539 starb. Offenbar flossen jedoch beide aus *derselben* Quelle, wofür der Herausgeber eben diesen Valent. Barruchius zu halten scheint; von dem er aber nichts Näheres mittheilt, wahrscheinlich weil er, eben so wenig wie wir, irgend eine Auskunft über ihn auffinden konnte.

Doch wir wollen vor allen den Inhalt unseres Romans kurz angeben, und dann erst daran die Untersuchung über die muthmafslichen Quellen desselben knüpfen.

Der junge Graf Palanus von Lyon *) begiebt sich, nur von wenigen Dienern begleitet, um unerkannt zu bleiben, nach England, weil er sich in diesem durch adliche Sitten von Alters her berühmten Land am besten in der Ritterschaft auszubilden hofft. Durch einen normannischen Ritter wird er bei Hof eingeführt und tritt als Vorschneider („escuyer trenchant") in die Dienste des Königs von England, dessen Gunst er sich bald so sehr zu erwerben weifs, dafs dieser ihn zum Vorschneider der Königin ernennt. Der König war aber schon sehr alt; die Königin dagegen noch sehr jung, und dabei so schön und liebenswürdig **), dafs Palanus ihren

*) Offenbar eine ganz fabelhafte Person; wir wenigstens konnten keine, noch so entfernte Spur von diesem Palanus unter den „Comtes de Lyonnais et de Forez" finden. —

**) Sie war nämlich seine zweite Gemahlin. Als dessen er-

Reizen nicht zu widerstehen vermag. Zwar bekämpft er, als treuer Diener, diese verbrecherische Leidenschaft; sie ist aber schon so mächtig geworden, dafs er über diesem Kampfe schwer erkrankt. Der König, tief betrübt über die gefahrvolle und unerklärliche Krankheit seines Lieblingsknappen, sendet selbst die Königin zu Palanus, um die Ursache dieser Gemüthskrankheit (wofür sie die Aerzte erklärt hatten) von ihm zu erfahren, da er sie Niemanden gestehen wollte. Erst nach vielem Zureden wagt er es, der Königin den Grund seines Uebels zu entdecken, und ihr seine Liebe, die er umsonst zu bekämpfen gesucht habe, zu gestehen. Welche Frau verzeiht nicht ein solches, noch dazu abgenöthigtes Geständnifs einem schönen, vor Liebe zu ihr todtkranken Jüngling?! Die Königin, die auch kein Herz von Eisen hatte, wurde dadurch tief gerührt; forderte aber von Palanus, dafs er sich zu zerstreuen suche, und tröstete ihn mit dem Versprechen: „qu'elle feroit tant pour luy que bien sen deuroit contenter." Diese gütige Behandlung giebt ihm neue Kraft, und bald ist er wieder so weit hergestellt, dafs er seine vorigen Dienste bei ihr anzutreten im Stande ist. Allein als er sieht, dafs die Königin sich nicht geneigter gegen ihn bezeige, wie früher, so verfällt er von neuem in Melancholie, der Gram unbefriedigter Sehnsucht raubt ihm alle Ruhe und droht, sein Leben abermals zu gefährden. Da wagt er es, als er sich einmal allein mit der Königin befindet, ihr seine trostlose Lage zu schildern, und sie an ihr Versprechen zu erinnern. Die Königin, zum Mitleiden bewogen, giebt ihm ein Stelldichein, „pour parler ensemble a loysir." Voll von süfsen Hoffnungen stellt er sich ein und findet die Königin, ihn erwartend, im reizendsten Negligee; „car elle estoit si fresche comme si jamais ne fust bougee dung cloistre." Der Graf wird daher ganz Feuer und Flamme; als er aber, nach vielem zärtlichen Minnegekos, „vouloit parfaire la chose que par si long temps il desiroit," legt ihm die Königin so eindringlich die Pflichten der Dankbarkeit und Treue gegen ihren Gemahl ans Herz, und ruft, ihre Liebe zu ihm nicht verhehlend, sein Ehrgefühl, dem sie vertraut habe, so nachdrücklich gegen ihre beiderseitige Schwäche zu Hülfe, dafs seine „amour de conuoitise et desordonnee" sich in eine „amour amiable et fraternelle" verwandelt, indem er ihr gelobt, ihre Liebe gegen sich selbst und gegen Jedermann zu verbergen. Die Königin nimmt ihn mit freudigem Danke zu ihrem Ritter an, und ermuntert ihn selbst, von nun an alles Preiswürdige in ihrem Namen und zu ihrer Ehre zu unternehmen, so dafs sein Ruhm zugleich der ihrige würde. Von dieser ehrbaren, ritterlichen Liebe zur Königin beseelt, zeichnet sich Palanus bei Turnieren und anderen Gelegenheiten aus, und es ist ihm vergönnt sich noch oft seiner Dame im traulichen, aber züchtigen Verkehr erfreuen zu dürfen. Während er nun so in den glücklichsten Verhältnissen lebt, bekömmt er plötzlich von Hause die Nachricht, dafs der Herzog von Savoyen in sein Land eingefallen sei, es furchtbar verwüste, und selbst schon Lyon belagere. Mit schwerem Herzen mufs er daher sich entschliefsen, vom König und der Königin Urlaub zu begehren. Nur ungern wird er ihm gegeben, auch dringt der König in ihn so viel Leute und Geld von ihm zu nehmen, als er brauche, um sein Land zu vertheidigen. Palanus wählt nur hundert Lanzen; aber unter der Blüthe der englischen Ritterschaft, die ihm auch freudig folgen. Die Königin schenkt ihm beim Abschied einen Ring von grofsem Werthe, wovon er, im Falle der Noth, zweihundert Gewappnete ein ganzes Jahr lang unterhalten kann. Nach dreitägiger Ueberfahrt landet er mit seinen Leuten in Bordeaux, und langt eben zu rechter Zeit an, um seine hart bedrängte Stadt Lyon zu befreien. Die Bürger, von seiner Ankunft unterrichtet und dadurch ermuthiget, machen einen Ausfall, während er den Feind aus einem Hinterhalt angreift, so dafs dieser gänzlich in die Flucht geschlagen wird. Der Graf zieht siegreich in seine Stadt ein, und belohnt die Engländer durch die reiche Beute des feindlichen Lagers, die, nach hergestelltem Frieden, heimkehren, und von der Tapferkeit und Freigebigkeit des Grafen und seinen schönen und reichen Ländern dem Könige und der Königin nicht genug erzählen können, die nun erst erfahren, dafs es der Graf von Lyon gewesen sei, den sie in ihren Diensten hatten, und bereuen, ihn nicht der Würde seines Standes gemäfs geehrt zu haben.

Nicht lange darnach wird aber auch der König von

---

ste wird „Anne d'Espaigne" genannt, mit der er keine Kinder erzeugte; daher heirathete er, auf Anliegen seiner Barone, die junge und schöne Schwester des „Duc de Romon (Ramon?) et de lignee non brehaigne mais faconde et ayant voulentiers generation." Wir müssen es dem Scharfsinne der Genealogen überlassen, den hier gemeinten König von England und dessen Gemahlinnen herauszubringen! —

England durch die Nachricht überrascht, dafs der König von Schottland in sein Land eingefallen sei und es verheere. Er rüstet sich daher sogleich, ihn zu bekämpfen, und zieht selbst an der Spitze eines mächtigen Heeres gegen ihn, indem er seinen Seneschal, der sein Vetter war und sein ganzes Vertrauen besafs, zum Lieutenant général einsetzt, und ihm die Obhuth über sein Reich, vor allem aber über seine innigst geliebte Gemahlin empfiehlt. Dieser Seneschal war aber ein treuloser Verräther, der die vornehmsten Hofbeamten der Königin zu überreden weifs, dafs diese sich eines schändlichen Verbrechens (aulcun villain cas) gegen ihren Gemahl schuldig gemacht habe, und einen von ihm selbst und den angesehensten Männern des Hofes unterfertigten Brief mit dieser Anklage an den König absendet. Dieser wird von der unerwarteten Nachricht so sehr ergriffen, dafs er sogleich Frieden mit den Schotten schliefst, und nach London eilt. Der Seneschal, der ihm entgegengezogen war, weifs ihn nun ganz gegen die Königin einzunehmen, so dafs er die Reichsbarone und Gesetzgelehrten zusammenberuft, die auf die Anklage des Seneschals folgendes Urtheil fällen: die Königin solle auf freiem Feld aufser der Stadt verbrannt werden, wenn sich nicht binnen Jahresfrist ein Ritter finde, und mit Leib und Leben ihre Ehre im Gottesgerichtskampf gegen den Ankläger siegreich vertheidige.

Die tief betrübte Königin fordert ihre Verwandten und alle Ritter Englands auf, die Vertheidigung ihrer Unschuld zu übernehmen; aber keiner wagt es, gegen den gefürchteten, und als überaus tapfer und kampfgeübt bekannten Seneschal aufzutreten. Nur noch zwei Monate fehlen an der ihr gegebenen Frist. Da erinnert sie sich, in der Verzweiflung über ihr unverschuldetes Unglück, des Grafen von Lyon. Eigenhändig schreibt sie ihm, betheuert ihm ihre Unschuld, schildert ihm ihre trostlose Lage und die dringende Gefahr, fordert ihn auf, für sie in die Schranken zu treten, mit der Bitte, ihr jedenfalls ungesäumt seinen Entschlufs wissen zu lassen, und sendet alsogleich einen verläfslichen Boten mit diesem Schreiben an ihn ab. Nach achttägiger Reise kömmt der Bote auch zum Grafen, und händigt ihm den Brief ein. Der Graf wird tief gerührt von dem Unglück der Königin, und nach kurzer Ueberlegung übergiebt er dem Boten seine Antwort, der damit zur Königin eilt.

Unterdefs rüstet sich der Graf insgeheim; und nur von ein paar treuen Dienern begleitet, eilt auch er, den Zweck seiner Reise allen verbergend, nach England.

Die Königin empfängt, der besten Hoffnungen voll, die Antwort des Grafen; aber wer beschreibt ihren Schmerz, als sie daraus ersieht, dafs auch Palanus von ihrer Unschuld nicht ganz überzeugt zu sein scheine, sie Gott empfiehlt, der, wenn sie wirklich unschuldig, sie gewifs nicht verlassen werde; sich aber damit entschuldigt, dafs er, von dem allgemeinen, gegen sie zeugenden Gerüchte befangen, einem Kampfe sich nicht unterziehen könne, von dessen Gerechtigkeit er nicht vollkommen überzeugt sei.

Die Königin, dieser letzten Hoffnung beraubt, stellt ihre gerechte Sache nun ganz dem Himmel anheim, und erbittet sich nur noch zwei Franciskaner (deux beaulx peres cordeliers de Lobseruance), um ihre Beichte abzulegen und sich zum Tode zu bereiten.

Der Graf von Lyon war aber unterdefs schon in London angelangt; steigt, um unerkannt zu bleiben, in einer wenig besuchten Herberge ab, und erfährt von seinem Wirthe, dafs schon nächsten Donnerstag die Königin verbrannt werden solle. Doch läfst er seine Theilnahme nicht merken, und hält sich verborgen in der Herberge.

Schon ist der letzte Tag der bestimmten Frist angebrochen. Der Seneschal begiebt sich daher mit den Gerichtspersonen zu der Königin, um ihr das Urtheil nochmals verkünden zu lassen. Mit Ergebenheit in Gottes Willen hört es die Königin an. Aber auch der Graf hatte, unerkannt, es mitangehört. Er eilt in seine Herberge und wirft eine Franciskaner-Kutte um, die er zu diesem Zwecke mitgenomme hatte. Als er nun zurück eilt, begegnet er der Königin schon auf dem Wege zum Richtplatz. Er drängt sich zu ihr, und unter dem Vorgeben, dafs er sie noch wegen einer wichtigen Gewissensangelegenheit Beichte hören müfse, erhält er von den beiden, sie begleitenden Franciskanern die Erlaubnifs dazu. Er wendet sich nun an die Königin, und spricht ihr in salbungsreichen Worten Trost zu. Während dem sind sie auf dem Richtplatz angelangt. Die Königin will ihm beichten. Er ermahnt sie zur unbedingtesten Aufrichtigkeit. Sie bekennt ihm ihre Sünden; da sie sich aber des Verbrechens, wegen dessen sie hingerichtet werden soll, nicht schuldig bekennt, so macht er sie darauf aufmerksam, und ermahnt sie nochmals, um ihres Seelenheils willen

ihm nichts zu verschweigen. Sie betheuert aber, Angesichts des nahen Todes, ihre Unschuld. Da spricht er ihr nochmals Trost zu; bevor er sich jedoch von ihr entfernt, bittet er sie um eine milde Gabe für seinen Orden. Die Königin beklagt, dafs sie nichts mehr besitze; da fällt ihr Blick auf einen Demantring, den sie an ihrer linken Hand trägt. Den reicht sie ihm. Alsogleich verläfst er sie nun, und begiebt sich eilends an den Ort, wohin er seine Leute mit seinem Pferd und seinen Waffen bestellt hatte, und läfst sich schnell waffnen. Wohl gerüstet sprengt er im Galopp, mit eingelegter Lanze, auf den Seneschal zu, der auf dem bezeichneten Kampfplatze sich wohl eingefunden, aber keinen Gegner mehr erwartet hatte. Als das Volk nun plötzlich einen Kämpfer für die Königin heransprengen sieht, überläfst es sich dem lautesten Jubel und eilt, die Aermste aus den Händen des Scharfrichters zu befreien, der schon Anstalt machte, sie dem Feuertode zu übergeben. Nach hartem, und lange zweifelhaftem Kampfe besiegt Palanus den Seneschal, und zwingt ihn, seine Verläumdung zu bekennen. Dieser wird daher, anstatt der unschuldig Angeklagten, in die Flammen geworfen; die Königin aber unter dem Jubel des Volkes im Triumphe nach der Kirche, und dann in den Pallast des Königs geführt, der sie hocherfreut empfängt. Unterdefs hatte sich der Graf eilig und insgeheim entfernt, und sich schnell wieder entwaffnen lassen. Umsonst lassen der König und die Königin, als sie sich von ihrer ersten Freude erhohlt hatten, den tapfern Vertheidiger ihrer Unschuld überall suchen, um ihm zu danken und zu lohnen. Kein Mensch weifs, wo er hingekommen ist.

Wegen der Befreiung der Königin werden grofse Feste veranstaltet, und acht Tage lang hält der König offnen Hof. Da findet sich auch der Graf von Lyon dabei ein, und wird von dem Könige mit Ehren empfangen, der ihm die Begebenheit mit der Königin erzählt, und nur bedauert, dafs sich ihr Retter seinen Nachforschungen entzogen habe. Hierauf begiebt sich der Graf auch zu der Königin, die ihn zwar ebenfalls freundlich empfängt; ihm aber nicht verbirgt, dafs sie sich arg in dem Vertrauen zu ihm, der sich zu ihrem Ritter gelobt, getäuscht gesehen habe, und, um ihm alle Möglichkeit zu rauben, sich durch Unkenntnifs ihres Unglücks zu entschuldigen, zeigt sie ihm seine eigene Antwort auf ihr Bittschreiben. Der Graf sucht sich dennoch damit zu entschuldigen, dafs er ihr ja geschrieben habe, er müsse vor allem von ihrem Rechte überzeugt sein, und stellt sich über ihre Vorwürfe sehr betrübt. Die Königin bereut, ihn dadurch gekränkt zu haben, und, indem sie ihm verzeihend die Hand reicht, sieht sie an der seinigen den Demantring, den sie dem Franciskaner, der sie zuletzt Beichte gehört hatte, zum Geschenke gegeben hat. Sie errath nun den wahren Hergang, und zwingt ihn, trotz aller Ausflüchte, ihr zu gestehen, dafs *er* ihr Befreier gewesen sei. Da führt sie hocherfreut ihn zum Könige, der, umgeben von seinen Reichsbaronen, sie erwartet, und stellt den Grafen von Lyon allen als ihren Befreier vor. Alle überhäufen ihn mit Lob und Ehren, und der Ruf von der Klugheit und Tapferkeit des Grafen von Lyon verbreitete sich bald nicht nur über ganz England, sondern über die ganze Christenheit, und er ward seitdem für den „plus preudhomme du monde" gehalten.

Dieser Roman, den wir, gleich den meisten Prosaromanen des 16. Jahrh., für die Auflösung eines älteren Gedichtes halten, ist nicht nur durch den interessanten Stoff anziehend, sondern, abgesehen von der gewöhnlichen Breite und Umständlichkeit seiner Sprache, auch durch die treuherzige Naivetät der Darstellung, durch einige ebenso zart, als anmuthig geschilderte Situationen und mehrere Stellen, voll einfach rührender Beredsamkeit; so dafs er in der That verdiente, gedruckt zu werden.

Wir ziehen ihn unbedenklich der Eingangs angeführten, bekannten Novelle des Bandello vor, in der zwar die hier gar nicht motivirte verläumderische Anklage des Seneschals durch den nahe genug liegenden Grund einer verschmähten Liebe erklärt wird; aber sowohl die übrige Einkleidung ganz nach Art der sinnlichen, intriguen- und rachsüchtigen italienischen Novellisten, als auch der Schlufs höchst trivial ist. Selbs die frazösische Bearbeitung des Boaistuau ist viel zarter gehalten.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 119.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1835.

histoire de Palanus, Comte de Lyon, mise en lumière, jouxte le manuscrit de la Bibliothèque de l'Arsenal, par Alfred de Terrebasse.

(Schlufs.)

Blofs eine wörtliche Modernisirung dieser letzteren die „Histoire de la Comtesse de Savoie" von Marie-uise- Charlotte de Pelard de Givry, comtesse de Fonnes, die 1713 erschien, und worüber der galante Vole, der übrigens die älteren Bearbeitungen nicht gent zu haben scheint, der Verfasserin einen Brief l Schmeicheleien und Lobsprüchen schrieb. Um westens nicht umsonst gelobt zu haben, entnahm Vole aus dieser Erzählung den Stoff zu zweien seiner gödien, der „*Artémire*," die 1720 ohne grofsen Bei- aufgeführt wurde und von der sich nur Fragmente, seinen sämmtlichen Werken abgedruckt, erhalten en, und dem „*Tancrède*," der für eines seiner Meistücke gilt, und wozu er nur noch die Episode aus fünften Gesang von Ariosto's Orlando furioso: nevra ed Ariodante" einigermafsen benutzt hat.

Dem Herausgeber des „Grafen Palanus" gebührt Verdienst, *zuerst* auf die Quelle aller dieser Nachungen aufmerksam gemacht zu haben, die sowohl Kommentatoren Voltaire's, als den Herausgebern Mad. de Fontaines unbekannt geblieben ist. Aber er wollte seine Untersuchungen nicht über den erwähnten Juden Barruchius zurückverfolgen, aus :ht, „von Plagiat zu Plagiat bis auf die Zeiten des en Salomo selbst zurückgehen zu müfsen!" —

Wir wollen uns zwar keineswegs soweit zurückvergen; doch scheint es uns, der Mühe zu lohnen, die en so weit zurückzuverfolgen, als sie noch auf den egen der Sage für uns einigermafsen erkennbar geien sind. Bevor wir jedoch diese Reise antreten, en wir nochmals das Signalement des Flüchtlings, der sich uns durch stets neue Verkleidungen unkenntlich zu machen sucht, in kurzem zusammenfassen; die Grundzüge der Sage sind nämlich: eine des Ehebruchs verläumderisch angeklagte, und defshalb zum Feuertode verurtheilte Fürstin, die nur durch den Gottesgerichtskampf davon befreit werden kann, und die, als ihre Noth am gröfsten ist, durch einen (unbekannten) Ritter unerwartet gerettet wird; alles übrige ist zufällige oder willkührliche (durch Verpflanzung der Sage entstandene, oder durch die Bearbeiter hinzugedichtete) Einkleidung.

Da finden wir denn zunächst dieselbe Geschichte, selbst mit Beibehaltung vieler Nebenumstände, in den *provenzalischen* Chronisten, z. B. in *Caesar Nostradamus* (Histoire et Chronique de Provence. Lyon, Rigaud. 1614. fol. p. 119—120) von der Gemahlin Kaiser Heinrich's V, Mathilde, der Tochter König Heinrich's I. von England, erzählt, die durch den Grafen Raimund Berengar (I. als Grafen von Provence; III. als Grafen von Barcelona) gerettet wird, der sie aber früher ebenfalls, als Mönch verkleidet, Beichte hört, und, nach Einigen, ihr selbst unbekannt bleibt, nach Anderen, wie in unserem Roman, an dem Demantring erkannt wird, den sie ihm bei der Beichte geschenkt hat *).

Dieselbe Geschichte wird ferner, mit einigen eigenthümlichen Zusätzen, von den *catalonischen* Chronisten erzählt, die sogar die Belehnung der Grafen von Barcelona mit der Provence durch Kaiser Friedrich I. daran knüpfen; nur sind die späteren (so z. B. *Carbonell*, Chroniques de Espanya. Barcelona. Carles Amoros. 1547. Fol. fol. XXXXIIIr°.—XXXXVr°.; — *Beuter*, Coronica general de toda España y especialmente del reyno de Valencia. Valencia, 1604. Fol. Lib. II, cap. 17; fol.

*) Diese letztere Version soll sich in den „Chroniques d'Arles" finden, die wir aber nicht zur Hand hatten (S. die Anzeige unseres Romans von Amédée Pichot in der „*Revue de Paris*"; 1834. 20. Avril. p. 168—169.).

85 sq.; — *Diago*, Historia de los antiguos Condes de Barcelona. Barcelona, 1603. Fol. Lib. II, cap. 175—180; fol. 260v°.—267v°.; — und *Pujades*, Crónica universal del Principado de Cataluña, escrita á principios del siglo XVII. Barcelona, 1832. 4°. Tom. VIII, Lib. XVII, cap. 37—38; p. 222—231) verschiedener Meinung darüber, ob Raimund Berengar III oder IV (von Barcelona) „el de la hazaña", und was für eine Kaiserin zu verstehen sei (*Diago*; l. c. will gar „Richilda", die Kaiserin von Spanien, Gemahlin Alfon's VII. von Leon und Castilien, darunter verstehen); während der älteste (der *zuerst* davon Erwähnung thut), *Bernardo Desclot* (° Aclot, fl. c. 1300, Historia de Cataluña. Barcelona, 1616. 4°. fol. 18r°.—24r°) den Kaiser gar nicht, seine Gemahlin aber eine Tochter des „Rey de Bohemia" nennt. Alle aber berufen sich auf eine „tradicion antigua" und „anales antiguos". Dafs diese Geschichte als Volkssage in Spanien fortlebte, beweist die auf uns gekommene Romanze: „El Conde de Barcelona y la Emperatriz de Alemania" (in *Duran's* Romancero de Romances caball. é hist. ant. al siglo XVIII. Madrid, 1832. 8°. Parte I, p. 213—217; aus der „Silva de varios Romances". Barcelona, 1696. 16°.). Doch schon *Zurita* (Anales de Aragon. Zaragoza, 1610. Fol. Tom. I.; Lib. II, cap. 19, fol. 71r°. y v°.) verwirft die ganze Geschichte als fabelhaft, und hält für den Grund ihrer Entstehung die in K. Friedrich's I. Lehenbrief ganz allgemein erwähnten Verdienste Raimund Berengar's IV. um seine Nichte, die Kaiserin Richilde von Spanien *).

Schon die von Pichot angeführten „Chroniques d'Arles" beziehen diese Sage auf die Gemahlin Kaiser Heinrich's III, wodurch wir denn auch in der That bei den *letzten*, uns bekannten Spuren anlangen; denn von *dieser* erzählt uns, nach *normannischen Balladen*, Wilhelm von Malmesbury folgende Sage (ap. *Savile*, Scriptt. rer. anglicar. Francofurti, 1601. Fol. — Wilh. Malmesbur. Lib. II. cap. XII, p. 77):

„Caeterum, ut dicere coeperam, *Hardecnutus Gunhildam* sororem, filiam *Cnutonis* ex *Emma*, spectatissimae speciei puellam, a multis procis tempore patris suspiratam, nec impetratam, *Henrico* (III.) Imperatori Alemannorum nuptum misit. Celebris illa pompa nuptialis fuit, et *nostro adhuc seculo etiam in triviis cantata:* dum tanti nominis virgo ad navem induceretur, stipantibus omnibus Angliae proceribus, et in expensas conferentibus, quicquid absconderet vel marsupium publicum, vel aerarium Regium. Ita ad sponsum perveniens, multo tempore foedus conjugale fovit. Postremo adulterii accusata, puerulum quendam fratris sui alumnum, quem secum ex Anglia duxerat, delatori giganteae molis homini ad monomachiam opposuit, ceteris clientibus inerti timore refugientibus. Itaque conserto duello per miraculum Dei insimulator succiso poplite enervatur. Gunhildis insperato triumpho tripudians, viro repudium dedit; nec ultra minis aut delinimentis adduci potuit, ut thalamo illius consentiret, sed velum sanctimonialium accipiens in Dei servitio placido consenuit otio."

Ebenso Johannes Bromton (ap. Twysden, Hist. angl. Scriptt. X. Londini; 1652. Fol. col. 933), der den Kernen Neffen und Retter der Kaiserin „Municon" (Munike) und den Ankläger „Roddyngar" (Röding) nennt (vgl. Lappenberg, Gesch. von England. Hamburg, 18.. Bd. I, S. 482 Anm.).

So haben wir denn die Keime von Voltaire's „Incrède" in normannischen Volksballaden aus der Zeit Wilhelm's von Malmesbury gefunden, und sahen die ursprünglich einfache Sage, durch immer neue Zusätze und Ausschmückungen lavinenartig wachsend, in jedem Lande, wo sie hinkam, Einheimisches mit sich reifsend, über ganz Westeuropa sich verbreiten! — Uebrigens gehört sie, ihrem mythischen Gehalte nach, zu jenem reichen Sagenkreise, der „den Sieg weiblicher Treue und Ergebenheit über den Mifsbrauch der männlichen Obgewalt" zu verherrlichen, zur epischen Grundlage hat (vgl. „Bibliothek der Novellen, Märchen und Sagen." Hgg. v. Echtermeyer, Henschel und Simrock. Berlin, 1831. Thl. III, S. 210 ff.).

Ferdinand Wolf.

---

*) Wahrscheinlich lag dem, Eingangs erwähnten „gros Tome Latin" des spanischen Juden Valentinus Barruchius eben diese catalonische Volkssage zu Grunde! — Noch wollen wir aufmerksam machen auf die, mit unserer Sage in manchen Zügen ähnliche Erzählung von der Anklage und Befreiung, durch die vier castilianischen Ritter, der schönen Königin von Granada, in der bekannten „Historia de las guerras civiles de Granada" (Parte I, Cap. 14 y 15).

XCIV.

Das Christliche im Plato und in der platonischen Philosophie, entwickelt und hervorgehoben von

C. Ackermann. Hamburg, 1835. *bei Perthes*. XX. 353 S. *gr*. 8.

Unter den zahlreichen Monographien, die in den letzten Jahren über einzelne Theile oder Seiten platonischer Philosophie (über Platons Politik, Erziehungslehre, Dialektik, Ideenlehre, Aesthetik u. s. w.) erschienen sind, nimmt die vorliegende eine nicht unrühmliche Stelle ein. Ihr Verf. zeigt nicht nur eine umfassende Belesenheit zunächst zwar in den eigenen Werken seines Autors, sodann aber auch in der philosophisch-theologischen Literatur aller, insbesondere aber der neueren Zeit, sondern er ist auch mit Verstand und Geist in den Sinn des grofsen Denkers eingedrungen, und besitzt für diesen Sinn einen eben so gründlichen als lebendigen Mafsstab an seiner ächt christlichen Einsicht und Ueberzeugung; eine Ueberzeugung, die bei ihm nicht etwa das Gepräge eines beengenden Dogmatismus trägt, sondern der Aufnahme und dem Verständnisse des Schönen, Guten und Grofsen, in welcher Gestalt sich dieses auch darbiete, freien Raum läfst. — Mit dem Materiellen, mit dem thatsächlichen Inhalte seiner Ausführung können wir uns so gut wie in allen Stücken einverstanden erklären. Nicht nur ist dem Vf. so leicht keine Einzelheit in Platons Schriften entgangen, welche mit dem Christenthum in Beziehung gebracht oder mit der Lehre oder dem sonstigen Inhalte des Christenthums parallelisirt werden kann; nicht nur giebt er über die Beschäftigung mit diesen Einzelheiten hinausgehend, eine allgemeine Charakteristik der platonischen Philosophie, eine Uebersicht ihres Inhalts, welche wir, wenn wir von der bisjetzt überhaupt noch ungelöst gebliebenen Forderung einer Ergründung des eigentlich wissenchaftlichen, esoterischen Zusammenhanges jener Philosophie (der nach Platons eigener Aussage in seinen Dialogen nicht niedergelegt, und nach dem Zeugnisse des Aristoteles in mündlicher Lehre allerdings gegeben war) absehen, wenn wir dem Vf. (der zwar solches Zugeständniss nicht ausdrücklich verlangt, vielmehr sich im Ganzen mit den herrschenden Ansichten begnügt zeigt) zugeben wollen, dafs, *diesen* Zusammenhang zu erforschen, in der von ihm gestellten Aufgabe nicht seines Amtes war, — recht wohl gutheifsen, ja uns, in Betracht der vorhin gerühmten Eigenschaften des Hrn. Verfs., daran erfreuen können; sondern es kommt die Abhandlung auch zu einem Endresultate, und zwar zu einem vollkommen wahren und richtigen, welches zu deutlicherem Bewufstsein gebracht zu haben, unserm Verf. allerdings als ein Verdienst anzurechnen ist. Dieses Resultat, um es kürzer noch, als es mit den eigenen Worten des Verfs. möglich sein würde, anzugeben, besteht darin: die Philosophie Platons concentrire sich in einem nicht abstract wissenschaftlichen, sondern wesentlich *ethischen* Principe und dieses Princip sei das *sittliche Heil* des Menschen, seine Reinigung, seine Erlösung von dem seinem sinnlichem Dasein anklebenden Erbübel, — demselben, welches das Christenthum die *Sünde* nennt — kurz, seine *geistige Wiedergeburt*, die Wiedergeburt zum ewigen Leben, zur Seligkeit in der Idee, im Geiste Gottes. Hierin bestehe ihre Verwandtschaft zum Christenthum, sie sei eine Art idealer, speculativer Anticipation des Heiles, welches erst durch Christus in absolut geistiger Realität und Wirklichkeit den Menschen zu Theil geworden. Wenn der Verf. in der Vorrede einer Entschuldigung darüber zu bedürfen glaubt, dafs dieses sein Endergebnifs nicht aus den eigentlichen Tiefen platonischer Speculation geschöpft erscheine, so sind wir an unserm Theile gern bereit, ihm zuzugestehn, dafs schon in dieser Aeufserlichkeit gefafst, das Resultat ein wahres und wichtiges, ein die darauf gewandte Mühe der Forschung lohnendes ist.

Unbeschadet der aufrichtigen Hochachtung aber, welche uns der Fleifs, der redliche und eifrige, durchaus dem Guten und Edlen zugewandte Wille des Hrn. Verfs., und sein über die Oberfläche zu dem Tieferen hindurchdringender und dabei stets klar und von Vorurtheilen ungetrübt bleibender, philosophisch-religiöser Sinn eingeflöfst haben, glauben wir ihm denn doch das Bekenntnifs nicht zurückhalten zu dürfen, dafs es unsere Ueberzeugung ist, dasjenige in seiner Schrift, was wir von dem Standpunkte der Wissenschaft aus allein für baaren Gewinn auszusprechen vermögen, hätte mit einem geringeren Aufwande von Mitteln erreicht werden können, oder auch, die wirklich aufgewandten Mittel hätten, wenn der Hr. Verf. von vorn herein besser hätte damit haushalten wollen, zu noch reicheren und erspriefslicheren Resultaten führen müssen. Was wir unter diesem „besser Haushalten" verstehen, hoffen wir durch folgende Bemerkungen ins Klare zu bringen. — Vor Allem hätte sich der Verf. die Frage vorlegen sollen, ob er für Kenner oder für Nichtkenner Platons schreibe. Dafs er im ersten Falle sich bei weitem kürzer hätte fassen können, dafs den Kennern sein Werk

willkommener gewesen sein würde, wenn das Studium desselben für sie nicht mit der lästigen Mühe verbunden wäre, sich durch viele Seiten, ja Bogen hindurcharbeiten zu müssen, die nur mit ihnen Bekanntem und mit Citaten, die sie *hier* nicht suchen oder erwarten, angefüllt sind, ehe sie auf die dem Verf. eigenthümlichen Wendungen und Ansichten stofsen; dies wird er bei einigem Nachdenken über seine Arbeit unstreitig selbst sagen. Sollte er vielleicht in der Meinung gestanden haben, vor den Kennern, um von ihnen gehört und beachtet zu werden, auf so weitläuftigem Wege erst seine eigene Kennerschaft bewähren zu müssen: so wollen wir nicht untersuchen, inwiefern der noch jetzt in der gelehrten Welt herrschende Ton die Meinung veranlassen kann, dafs es solcher specimina eruditionis bedürfe, um sich das Recht, über einen Gegenstand der Wissenschaft mitzusprechen, zu erwerben. Jedenfalls wäre es billig, den Kennern als solchen die Fähigkeit zuzutrauen, die minder zur Schau getragne Gelehrsamkeit auch in einem anspruchslos auftretenden Werke herauszufinden und zu würdigen. Die wahre Gelehrsamkeit zeigt sich nicht in der Masse der Thatsachen oder der Citate, sondern in der richtigen Auswahl des an jeder Stelle Gehörigen; denn das Gehörige trifft im einzelnen Falle nur, wer den Ueberblick über das Ganze besitzt.

Für das Verfahren unsers Vfs. bietet sich jedoch eine Erklärung dar, nach welcher dasselbe in einem minder ungünstigen Lichte erscheint, und wir sind gern bereit, diese gelten zu lassen und anzunehmen; nämlich diese, dafs sein Buch vielmehr für Nichtkenner oder Halbkenner der platonischen Philosophie, als für ihre Kenner, bestimmt sei. In diesem Falle nämlich würden wir weder seine Expositionen der platonischen Lehre, noch auch, zum Theil wenigstens, seine literarischen Anführungen, unzweckmäfsig oder übel angebracht finden; denn ein wesentlich didaktischer Zweck bringt allenthalben eine gewisse Ausführlichkeit mit sich. Nur aber bleibt auch für diesen Fall, und für ihn vorzugsweise, der Wunsch zurück, der Hr. Vf. möchte sich von vorn herein diesen mehr didaktischen, als der eigentlichen wissenschaftlichen Forschung angehörenden Zweck seines Buches deutlicher vor Augen gestellt, und mit diesem Bewufstsein den Plan zu demselben entworfen haben. War es ihm klar und entschieden darum zu thun, wie wir unserseits glauben, dafs er, halb unbewufst, allerdings dies beabsichtigte, eine Darstellung der platonischen Philosophie von dem Standpunkte ihrer Verwandtschaft zu dem Christenthume aus für Solche zu geben, die, ohne gelehrte Kenner des classischen Alterthums zu sein, über die Art und Weise, wie innerhalb dieses Alterthums das Christenthum sich vorbereitete, etwas ausführlicher unterrichtet zu sein wünschen; war, eine solche Ergänzung der christlichen Religionsgeschichte so zu sagen nach rückwärts zu liefern sein Zweck: so hätte er getrost das, was bei ihm das Endergebnifs ist, voranstellen und seine übrige Betrachtung nicht als den Weg, um zu diesem Ziele zu gelangen, sondern als die von dem schon gewonnenen Standpunkte aus sich eröffnende Aussicht geben können. Unstreitig hätte dadurch sein Werk an Präcision und belehrender Uebersichtlichkeit gewonnen; insbesondere wäre der Uebelstand beseitigt worden, welcher bei der jetzigen Gestalt desselben in dem Mifsverhältnisse der Mittel zu dem Zweck des Weges, der fast nur als ein Umweg erscheint, zu dem Endziele liegt. Die Methode, welche der Hr. Verf. befolgt hat, die Methode des Fortgangs von dem Aeufserlichen zu dem Innerlichen, von dem Vielfachen und Zerstreuten zu dem Einfachen und dem gediegenen Zusammenhange, von der Erscheinung zu ihrem Grund und Wesen, von der Peripherie zum Centrum, ist trefflich, wo es gilt, ein tief verborgenes und schwer verständliches, kurz, ein Resultat zu gewinnen, welches ohne solche Zurüstungen nicht gewonnen werden *kann*. Aber sie wird zu einer überflüssigen Weitläuftigkeit, wo, wie uns bedünken will, dafs hier der Fall ist, das Resultat nicht erst durch die Prämissen vermittelt wird, sondern unmittelbar schon in den Prämissen enthalten ist. Der Hr. Verf. verrückt durch dieses sein Verfahren für diejenigen Leser, für die wir, wie bemerkt, sein Buch hauptsächlich bestimmt glauben, und denen auch wir es von Seiten seines Inhalts und seines Sinnes aufrichtig und von ganzem Herzen empfehlen können, in Etwas den richtigen Augenpunkt, indem er sie verleitet, voreilig nach dem Abschlusse der Untersuchung hinzublicken, und, wenn sie finden, dafs dieser Abschlufs auch ohne den vorangehenden Verlauf der Untersuchung verständlich ist, dieses Vorangehende entweder ungelesen zu lassen, oder mit minderer Aufmerksamkeit, als billig, zu überlesen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 120.

Jahrbücher
für
rissenschaftliche Kritik.

December 1835.

as Christliche im Plato und in der platonischen Philosophie, entwickelt und hervorgehoben von C. Ackermann.

(Schlufs.)

Noch können wir nicht umhin, mit einigem Be- tern die Vernachlässigung eines Gesichtspunktes zu nerken, dessen Beachtung dem Werke sowohl für eigentlichen Forscher, als auch für das gröfsere Pu- :um einen bedeutenden Zuwachs an Interesse gege- haben würde. Wir meinen den geschichtlichen sichtspunkt; nicht sowohl den particulären der un- telbaren historischen Beziehungen, in denen Platon der übrigen griechischen Philosophie steht, — die- hat der Vf. nicht ganz unerörtert gelassen, — als mehr den allgemeineren, welthistorischen. Es ist eine tsache von *weltgeschichtlicher* Bedeutung, dafs — it in Platon selbst, sondern in *Sokrates* — die sittliche :, die Idee des Guten und des auf das sittlich Gute begründenden ewigen Heiles für den Menschen- t, in Gestalt der Allgemeinheit, in Gestalt des einen riffs unter dem Volke der Griechen zum Durch- h kam. Die Hindeutung auf das Christenthum, die er Thatsache dieses Durchbruchs liegt, ist nicht nur iculär-zufällige Erscheinung, auch nicht eine solche, sich auf Eigenschaften, welche die sokratisch-plato- ie Philosophie mit andern Philosophien oder mit :rn geschichtlichen Gestaltungen des Geistes über- it gemein hätte, zurückführen läfst, sondern sie ist durchaus individuelle, aber in ihrer Individualität wendige, von der erhabenen Gesetzmäfsigkeit des tes in seiner geschichtlichen Entwickelung zeugende heinung. Der Gegensatz, den diese Thatsache zu übrigen Gestaltung des hellenischen Geisteslebens taat und Religion, in Kunst und Wissenschaft bil- ist eben so der aufmerksamsten Betrachtung, der fältigsten Durchforschung aller seiner Beziehungen würdig, wie anderseits die Art und Weise, der Gang der Entfaltung jenes neu aufgegangenen sittlich-religiö- sen Bewufstseins in der Schule des Sokrates, und hier allerdings vor allen andern in Platon. Die höchste und letzte Aufgabe des geschichtlich-philosophischen Forschers bleibt hier so vollständig als nur immer möglich, zur lebendigen Anschauung zu bringen, wie die in den Geist des griechischen Volkes gelegten Bildungskeime sich genau nur bis zu dieser *theoretischen* Erfassung der höchsten Idee, aber nicht weiter, nicht auch zu ihrer *realen, objectiven* Ausgebärung, welche dem Christenthum vorbehalten blieb, entfalten konnten. Das Bestreben, in ihrem ganzen Umfange diese Aufgabe zu lösen, würde freilich über die Grenzen, welche der Hr. Verf. seiner Abhandlung gesteckt hatte, hinausgeführt haben. Aber auch innerhalb dieser Grenzen würde ein deutlicheres Bewufstsein dieses Problems manche fruchtbare Gesichtspunkte eröffnet haben, die dem Verf. leider entgangen sind. Eine in dem hier angedeuteten Sinne *geschichtliche* Auffassung seines Gegenstandes würde zu einer klaren und entschiedeneren Hervorhebung des Gegensatzes vermocht haben, in welchem sich Platon durch das sittlich-religiöse Princip seiner Philosophie zu dem, mit nichten zwar unsittlichen oder irreligiösen, aber in der Besonderheit der Gestaltung, in der Bewufstlosigkeit über das Allgemeine befangen bleibenden Principien des griechischen Volkslebens setzt. Hierdurch würde nicht nur auf die sittliche Gröfse und Kraft seiner Philosophie ein helleres Licht gefallen, sondern auf manche Schroffheit derselben, z. B. das feindliche Verhältnifs, in welches sie sich zur Kunst und Poesie setzt, die Paradoxien in der Staats- und Gesetzgebungslehre u. s. w. befriedigender, als auf anderem Wege, erklärt worden sein. Es ist nämlich nicht zu übersehen, dafs Platon, wo er in Einseitigkeiten und Vorurtheilen, solchen, die mit der Eigenthümlichkeit der griechischen Bildung unläugbar in Zusammenhang stehen, befangen

scheint, nirgends doch diese Eigenthümlichkeit unmittelbar, d. h. ohne Gegensatz, an sich erscheinen läfst, vielmehr die eigenthümlichen Züge des griechischen Geisteslebens, deren er sich, weil er innerhalb und nicht aufserhalb dieses Lebens steht, nicht entäufsern kann, eben dadurch erst, was sie in der Wirklichkeit nicht waren, zu schroffen macht, dafs er sie in das ihnen von Haus aus fremde Element der Allgemeinheit erhebt. So das Princip des Aufgehens der Persönlichkeit und ihrer Rechte und Interessen im Staatsleben, welches, obgleich allerdings in dem griechischen Volksgeiste wurzelnd, doch erst in Platon die strenge Gestalt annahm, die uns in seiner Republik so sehr zurückstöfst. Nicht dadurch, dafs sie, was wirklich Princip des griechischen Staatslebens war, unmittelbar wissenschaftlich erfafst und ausgesprochen hätte, ist Platons Republik zu einem das Recht der freien Subjectivität so schonungslos darniederwerfenden Ideale geworden, sondern dadurch, dafs sie eine Idee höherer Abkunft, eine solche, welche in ihrer Wahrheit jenes Princip vielmehr aufgehoben und mit seinem Gegensatze in Eins gebildet in sich trägt, in ausdrücklichem Gegensatze gegen dieses Princip ausführen wollte. Sie ist eben durch die Ausdrücklichkeit des Gegensatzes dem Princip verfallen, *zu* dem sie sich in Gegensatz, *mit* dem sie sich daher auf gleichen Boden stellte; das vom Platon bekämpfte Princip des Hellenismus hat sich ihm, statt, wie später im Christenthum, zum lebendig inwohnenden Momente eines höhern Totalorganismus, unwillkürlich zu einem Gewande der Abstraction gestaltet, in welches sich die höhere, aber noch nicht zur realen Ausgebärung gereifte Idee hüllen mufste. — Der Hr. Verf. hätte die völlig unchristliche, ja widerchristliche, — bei weitem widerchristlichere, als je die Wirklichkeit eines hellenischen Staates war — Gestalt der platonischen Staatslehre, die hieraus hervorging, sich offen eingestehen, und ihr keck ins Auge blicken, aber nicht, wie er gethan, sie geflissentlich vertuschen oder in den Hintergrund zurückdrängen sollen. Erst durch die Dialektik dieses Widerspruchs würde seine Darstellung einen lebendigen Puls des Fortschritts, das trotz dieses Widerspruchs aber dennoch in Platon vorhandene und in andern Theilen seiner Lehre (vor allen vielleicht in seiner Unsterblichkeitslehre) sich ausprägende Princip, welches man mit dem Namen des christlichen bezeichnen mag, die Folie erhalten haben, durch die es allein in seinem rechten Lichte erscheinen kann.

C. H. Weifse.

XCV.

Skandinavisk Fauna, af Sv. **Nilsson.** *Foglarne, första och andra Bandet; ny, omarbetad upplaga. Lund, tryckt uti Berlingska boktryckeriet,* 1835. *op.* 8. *LII u.* 456 *u.* 534 S.

Nilsson's Name gehört unter die Namen von ausgezeichnet gutem Klange im Bereiche der Zoologie, diese rein als Wissenschaft genommen; und die wiederholten Auflagen seines hier genannten Hauptwerkes zeugen zugleich von dem grofsen Einflusse, welchen seine Arbeiten auch für die Verallgemeinerung wissenschaftlicher Kenntnisse in solchen Kreisen gehabt haben, wo die Beschäftigung mit Naturgeschichte entweder nicht ex professo getrieben wird, sondern mehr als geistiges Erholungs- und universelles Bildungsmittel geschätzt ist, oder wo sie, wie beim Forst- und Jagdwesen, als vorbildender Theil eines Fachstudiums der Regel nach wenigstens nicht in ihrer wissenschaftlichen Strenge gefordert wird. Diese Fauna Skandinaviens ist oder wird nämlich, nachdem sie bereits früher sehr viel zur Förderung einer regen forschenden Thätigkeit unter den Forstmännern und den zahlreichen, zum grofsen Theile ausgezeichnet gebildeten Jagdfreunden Schwedens und Norwegens beigetragen hat, in ihrer gegenwärtigen Gestalt die dritte Ausgabe von Nilsson's Werk über die Vögel, und die zweite Ausgabe seines Buches über die Säugethiere. Zuerst erschien der ornithologische Theil für sich in lateinischer Sprache und in zwei Bänden, unter dem Titel Ornithologia Suecica. Einige Jahre später wurde derselbe, gänzlich umgearbeitet und sehr erweitert, die zweite Abtheilung eines Werkes in schwedischer Sprache unter ähnlichem Titel, wie jetzt (Skandinavisk Fauna), doch mit dem Zusatze en handbok för Jägare och Ziologer, während der erste Theil die Säugethiere umfafste, welche der Vf. damals zum ersten Male bearbeitete. Der eben erwähnte Beisatz ist auf dem Titel der gegenwärtigen Auflage weggeblieben; auch erscheint die zweite Abtheilung des Ganzen, die Vögel, in dieser Edition wieder zuerst: einmal, weil es, wie das kurze Vorwort besagt, für den Augenblick an einem vollständigen Werke

über die Vögel der skandinavischen Halbinsel in der Hauptsprache des Landes fehlte; anderer Seits, weil in Skandinavien, wie überall, die Säugethier-Fauna, obgleich der Zahl nach weit ärmer, als die Vögelwelt, noch ungleich mehr Fragen zu lösen, Zweifel zu heben und Irrthümer zu verbessern giebt, als letztere, da die kleinen Säugethiere sich ungleich mehr dem Bereiche des Sammlers und dem Blicke des Beobachters entziehen. Deshalb schien es Hrn. N. für jetzt noch nicht an der Zeit, eine neue Beschreibung der Säugethiere zu veranstalten. Beide Abtheilungen werden daher auch, obschon nach gleichem Plane gearbeitet, gegenwärtig nicht in so nothwendigen Zusammenhang mit einander gesetzt, dafs sie später, namentlich im Buchhandel, ebenso wie früher zusammen Ein Ganzes bilden müfsten. Schon der Titel zeigt in dieser Hinsicht das Gegentheil.

Daraus, dafs auf diesem jetzt auch der Beisatz „ein Handbuch für Jäger und Zoologen" fehlt, mufs man übrigens durchaus nicht schliefsen, als möchte und sollte das Buch diese seine ehemals ausdrücklich genannte Bestimmung und die mit derselben verbundenen Ansprüche jetzt weniger erfüllen, als früher. Im Gegentheile sind Plan, Ausdehnung und die ganze Einrichtung völlig dieselben geblieben; wogegen, in Uebereinstimmung mit der Beziehung „umgearbeitet," im Einzelnen sehr Vieles geändert, gebessert, berichtigt, zugesetzt, oder mit Einem Worte den Fortschritten der Zeit gemäfs verfahren worden ist. Und die Zeit schreitet in der That, eben was die vaterländische Thierwelt der höheren Klassen betrifft, bei dem in Schweden dort seit länger als einem Jahrzehend vorzugsweise herrschenden und immer wachsenden Eifer (der, wie schon erwähnt, theils direct, theils mittelbar durch unser Werk selbst und seine guten Folgen angeregt war), allem Anscheine nach noch rascher fort, als vielleicht irgend anderswo. Nicht blofs die Aufklärungen über die Fauna, auch die wirklichen Bereicherungen derselben, nehmen daher schnell zu; so während des Jahres, welches mit dem Drucke der beiden in Rede stehenden Bände verging, sind wieder zwei für die Thierverzeichnisse der Halbinsel noch neue Vogelarten (Strix flammea und Sterna leucoptera) dort entdeckt worden, daher von Nilsson nachträglich beigefügt. Dies als beiläufige Andeutung in Bezug auf die inneren Vorzüge der gegenwärtigen Ausgabe vor der früheren, da natürlich der Raum nicht erlaubt, die einzelnen Veränderungen, die fast sämmtlich Verbesserungen sind, namhaft zu machen. Zu dem Ausdrucke *„fast"* zwingt uns aber die Wahrnehmung einer Veränderung, die man nicht anders als bedauern kann, zumal da nicht einzusehen ist, warum der Verf. sie gemacht hat; dafern sie nicht etwa (was allerdings möglich wäre) ein zufälliger Defect in dem Exemplare des Recensenten ist; worüber man aus der Seitenzahl nicht ins Klare kommen kann. Es mangelt nämlich ein systematisches Verzeichnifs, und dadurch wird natürlich die Uebersicht des Ganzen gar sehr erschwert. In der früheren Ausgabe ist es vorhanden. Ein alphabetisches Register der schwedischen und deutschen Namen fehlt dagegen auch jetzt nicht.

Man vermifst in dem Buche Nichts, was man in einem wirklichen, weder zu kurzen, noch zu ausführlichen Handbuche zu finden gewohnt oder zu suchen berechtigt ist. Vorangeht als Einleitung eine kurze allgemeine Naturgeschichte der Vögel, welche der Vf. später in einem besonderen Theile ausführlicher zu behandeln vorhat. Den gröfseren, letzten Theil derselben bildet als historischer Excurs der Entwurf zu einer Geschichte der Jagd und Fischerei in Skandinavien. In dem eigentlichen Texte stehen zuerst die Diagnosen, das Wichtigste von Synonymie und Literatur; dann ausführliche und doch nicht zu lange Beschreibungen, einzelne literar-historische Bemerkungen und Auseinandersetzungen, wo solche von besonderem Interesse sind; hierauf die Angaben über Verbreitung, vorzüglich in Skandinavien, über Lebensart, Sitten, Stimme, Nahrung, Fortpflanzung, Nutzen und Schaden; meist auch noch Anweisungen zu Jagd und Fang. In allen Schilderungen dieser Art nimmt man neben der eigentlichen oder sogenannten Büchergelehrsamkeit, wie man sie bei dem Manne von wissenschaftlichem Fache erwartet, überall auch die reiche practische Erfahrung des Beobachters und reisenden zoologischen Jägers wahr, die sich Nilsson in einem seltenen Grade gesammelt hat. Jeder dieser Artikel enthielt daher, zumal bei solchen Arten, welche den nördlichen Regionen eigenthümlich sind, schon früher, bald da, bald dort, vielfache neue Beobachtungen, die gegenwärtig noch sehr bedeutend zugenommen haben. Ein hochwichtiger Punkt, die Kenntnifs von der geographischen Verbreitung im Norden, besonders auf der skandinavischen Halbinsel, hatte, vorzugsweise in Betreff der Vögel, durch diese Fauna in der That schon bei ihrer ersten Ausgabe eine ganz an-

dere Gestalt gewonnen. Nicht blofs, dafs unser Wissen davon überhaupt in einem Grade erweitert und befestigt worden ist, welcher das, was man vor Nilsson wufste, als unbedeutend erscheinen läfst, kamen dadurch auch eine sehr ansehnliche Zahl unerwarteter, von den gewöhnlichen Meinungen abweichender oder den früheren Voraussetzungen gerade entgegengesetzter Thatsachen zum Vorscheine, welche auf ganz neue Ansichten und Erklärungen über die ihnen zum Grunde liegenden Ursachen führen müssen und uns allmählig immer mehr Einsicht in die klimatische Begründung der Verbreitung gewähren. Der Recensent insbesondere, welcher sich die nach Möglichkeit genaue Erforschung und Darstellung der gesammten geographischen Verbreitung der europäischen befiederten Thierwelt längst zu einem Hauptaugenmerk und Lieblingsgegenstande gemacht hatte, fühlt sich gedrungen, hier vorzugsweise dankbar der Beihülfe zu erwähnen, welche schon jene erste schwedische Ausgabe von Nilsson's Ornithologie ihm so reichlich gewährt hat, während die hier besprochene neue allerdings auch in dieser Beziehung des Wichtigen wieder noch Viel nachbringt. Zwar haben sich die Leistungen dieser Art in neuerer Zeit überhaupt sehr vermehrt, weil man ihre Wichtigkeit immer mehr begriff; aber denen von N. gebührt das Lob, zu den besten zu gehören, obgleich sie bereits mit unter die frühesten gehörten. Ausgelassen sind in unserer neuen Ausgabe manche Artikel polemischer Natur, namentlich gegen Temminck und sein Manuel d'Ornithologie, von Seiten dessen sich der damals noch junge Nilsson mit Recht über mehrfache, bedeutende und gewöhnlich mit dem vornehmen Muthwillen einer allerwärts geschmeichelten Eigenliebe des Aelteren ausgesprochene Ungerechtigkeiten zu beklagen hatte, die in der Regel auf blofsen Mifsverständnissen oder selbst auf ärgerlichen Verdrehungen des Hrn. T. beruhten. Es ist mit diesem Hinweglassen allerdings nichts für die Sache verloren; obwohl die Vertheidigung und Zurechtweisungen von Nilsson gegen Temminck eben so schlagend, als angemessen ausgesprochen waren und mitunter (wie namentlich in Bezug auf die Aeufserungen über den rothbraunen Kuckuk) so kurz, einfach und beschämend das Rechte trafen, dafs sie recht wohl als Muster einer nothgedrungenen Abwehr gegen unliebsame Ansichtlichkeiten dienen konnten. Mit Recht kann sich aber N. über Invectiven *der* Art hinwegsetzen.

Wir zählen, obgleich aus dem schon erwähnten Grunde nicht ohne Mühe: 30 Arten Raubvögel; 105 sogenannte Sperlingsvögel; 3 Tauben; 7 Hühner, mit Ausschlufs der hier mit abgehandelten zahmen Gattungen und Arten, welche aus andern Welttheilen eingeführt sind; 49 Wader; 68 Schwimmvögel: also 145 Land- und 117 Wasservögel, d. h. zusammen 262. Auf S. 44—45 ist provisorisch und mit aufrichtigem Zweifel des Verf. ein Falco chrysaëtos als anscheinend von F. fulvus verschiedener Art aufgestellt, von welcher Referent nicht zweifelt, dafs sie nur Varietät ist; dagegen S. 45—47 unter dem Namen grofser Seeadler (stora Hafs. Oern, F. ossifragus Nilss.) eine zweite als ganz bestimmt von F. albicilla verschieden. Eine Ansicht, welche Recensent ohne sie entschieden verwerfen zu können, doch auch noch lange nicht theilen kann. Hr. Nilsson findet es wahrscheinlich, ohne darüber schon gewifs zu sein, dafs F. cineraceus Mont. gleichfalls in Schweden vorkomme. Rec. möchte vermuthen, dafs die Weibchen und Jungen desselben bei N. schon (S. 71—72) mit unter der Beschreibung der Weibchen und Jungen von F. cyaneus (pygargus) stecken. N. scheint auf Temmincks von der verhältnifsmäfsigen Länge der Schwungfedern zu einander entnommene Kennzeichen zu viel Gewicht gelegt zu haben, wie diefs eine Zeit lang überhaupt allgemein geschah. Aber es läfst sich hierauf selten ein stichhaltender Unterschied begründen.

Wegen der anziehenden, aber zierlich-einfachen und ausgezeichnet klaren Schreibart N.'s hat das Werk noch den Vortheil, dafs es nebenbei Anfängern im Schwedischen, dessen Erlernung ja für Naturforscher immer nothwendiger wird, als ein sehr geeignetes Uebungsbuch dienen kann. Referent spricht hierin gleichfalls aus Erfahrung, und will das Buch auch von dieser Seite allen seinen Landsleuten angelegentlichst empfohlen haben.

Ungemein gewonnen hat in gegenwärtiger Ausgabe die Ausstattung. Schönes, weifses und feines Papier, und ein eben so hübscher, als correcter Druck lassen das Aeufsere in der That als vorzüglich erscheinen und stehen im Einklange mit dem inneren Werthe, wobei auch der Preis, auf unseren Münzfufs reducirt, nur billig genannt werden kann. Gloger

---

Systematischer Index

zum

Jahrgang 1835 der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

I. *Philosophie.*

1. Carus, Vorlesungen über Psychologie, gehalten im Winter 1829—30 zu Dresden. — Jan. S. 62. — Weisse.
2. Daub, Darstellung und Beurtheilung der Hypothesen in Betreff der Willensfreiheit. Herausgegeben und mit einigen Zusätzen über die Lehre vom Gewissen, von der Todesstrafe u. s. w. begleitet von Kröger. - Jan. S. 1. — Rosenkranz
3. Schaller, de Leibnitii philosophia, dissertatio. — Jan. S. 13. — Erdmann.
4. Carové, der Messianismus, die neuen Templer und einige andere Erscheinungen auf dem Gebiete der Religion und Philosophie in Frankreich; nebst einer Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Philosophie in Italien. — Febr. S. 203
5. Cousin, über französische und deutsche Philosophie. Aus dem Französischen von Dr. Beckers Nebst einer beurtheilenden Vorrede des Herrn Geh. Rath v. Schelling. — — Febr. S 273. — Hinrichs.
6. Branifs, System der Metaphysik. — März. S. 469. — Rosenkranz
7. Groos, die geistige Natur des Menschen. Bruchstück zu einer psychischen Anthropologie. Mannheim 1834. — März S. 488. — Damerow.
8. Cramer, Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in welthistorischer Entwickelung. Bd. 1. Geschichte der Erziehung und des Unterrichts im Alterthume. — April. S. 607. — H. Wendt.
9. Rosenkranz, Hegel. Sendschreiben an den Hrn. Dr. C. F. Bachmann. — April. 521. — Feuerbach.
10. Sengler, über das Wesen der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit, mit besondrer Rücksicht auf die Religionsphilosophie. Allgemeine Einleitung in die speculative Philosophie und Theologie — April. S. 588. — Erdmann.
1. J. H. Fichte, über Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie. 2ter Theil. 1te Abtheil. — Mai. S. 785. — Hinrichs.
2. J. Kuhn, Jacobi und die Philosophie seiner Zeit. — Mai. S. 729. — L. Feuerbach.
3. F. G. Starke, Aristotelis de intelligentia s mente sententia, exposita. — Mai. 700. — Pansch.
4. Gruppe, Wendepunkt der Philosophie im neunzehnten Jahrhundert. — Juni S. 897. — Rosenkranz.
5. Kapp, Platos Erziehungslehre — Juni S. 924. — Gladisch.
6. R. v. L., über Sein, Werden und Nichts. — Juni. S. 877. — K. R.
7. Snethlage, über das ethische Princip der Platonischen Erziehung. — Juni. S. 924. — Aug. Gladisch.
18. Stahl, die Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht. Erster und zweit. Band 1te Abtheil. 1833. — Juli. S. 1. — Ludw. Feuerbach.
19. Drobisch, Beiträge zur Orientirung über Herbarts System der Philosophie. — August S 169. — C. H. Weisse.
20. Griepenkerl, Briefe an einen jüngeren Freund über Philosophie und besonders über Herbarts Lehren. — Aug. S. 169. — C. H. Weisse.
21. Herbart, Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie. 3te verbesserte Ausg. — Aug. S. 169. — Weisse.
22. Herbart, Lehrbuch zur Psychologie. Zweite verb. Aufl. — Aug. S. 169 — C. H. Weisse.
23. Röer, über Herbarts Methode der Beziehungen. Ein Beitrag zur Revision der Metaphysik. — Aug. S. 169. — C. H. Weisse.
24. Hegels Werke. Vollständige Ausgabe XIII. und XIV. Bd. Hegels Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. Herausgegeben von Dr. C. L. Michelet, 1. und 2ter Band. — Sept. S. 369. — Ludw. Feuerbach.
25. Mehring, der Formalismus in der Lehre vom Staate. Ein rechtsphilosophischer Versuch — Oct. S. 500. — G. Binder.
26. Schelling, Philosophie de la mythologie. Article premier. — In der revue du nord. Paris 1835. Tom. II. Juin. — Oct. S. 529. — Gabler.
27. Dähne, geschichtliche Darstellung der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie In zwei Abtheilungen. — Nov. S. 737. — Baur.
28. Passavant, von der Freiheit des Willens und dem Entwickelungsgesetze des Menschen. Eine Untersuchung. 1835. — Nov. S. 669. — Göschel.
29. Ackermann, das Christliche in Plato und in der Platonischen Philosophie — Dec. S. 956. — C. H. Weisse.
30. Fischer, die Wissenschaft der Metaphysik im Grundrisse. Zum Gebrauch für seine Vorlesungen. — Decemb. S. 913. — Schmidt.
31. Scheidler, deducirter Plan zu Vorträgen über die Hodegetik, und zu einem damit zu verbindenden hodegetischen Leseverein. Jena 1835. — Dec. S. 943. — Varnhagen v. Ense.
32. Theremin, über die deutschen Universitäten. — Dec. S. 943. — Varnhagen v. Ense.

II. *Theologie.*

1. (Hamann), Ueber das Wesen und die Form der christlichen Predigt. Für gebildete Nichttheologen. — Febr. S. 229. — Pelt.
2. Usteri, Entwickelung des Paulinischen Lehrbegriffs in sei-

nem Verhältnisse zur biblischen Dogmatik des neuen Testaments. Ein exegetisch-dogmatischer Versuch. Vierte Ausg. 1832. Fünfte Ausg. 1834. — Febr. S. 177. — Matthies.
3. Lange, die Kindertaufe in der evangelischen Kirche aus dem Standpunkte der symbolischen Bücher, der heiligen Schrift und der menschlichen Vernunft. — März. S. 397.
4. Engelhardt, Handbuch der Kirchengeschichte. 3 Bde. — April S. 537. — Hasse.
5. Glöckler, die Evangelien des Matthäus, Marcus und Lucas, in Uebereinstimmung gebracht und erklärt. 1834. — Apr. S. 644. — J. F. v. Meyer.
6. Guerike, Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte. 2 Bde — April S. 537. — Hasse.
7. Mynster, Betrachtungen über die christlichen Glaubenslehren, erster Band. — Mai. S. 725. — Marheineke.
8. Sundwall, Specimen academicum sistens praenotiones problematis, quo potuerit modo homo a Deo desciscere, ipsamque problematis solutionem — Mai. S. 707. — Göschel.
9. De Felice, Betrachtungen über die Verhältnisse der christlichen Religion zur gegenwärtigen Lage Frankreichs u. s. w. — Juni. S. 911.
10. Neander, allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche, 2ter Bd. in 3 Abtheil. — Erster Artikel. Juni. S. 817. — Zweiter Artikel. Juli. S. 49. — Bauer.
11. Böhmer, theologische Auslegung des Paulinischen Sendschreibens an die Kolosser. — Juli S. 37. — Straufs.
12. Günther, der letzte Symboliker. Eine durch die symbolischen Werke Dr. A. Möhler's und Dr. F. C. Baur's veranlafste Schrift, in Briefen. — Aug. S. 241. — Matthies.
13. Mayerhoff, historisch-kritische Einleitung in die petrinischen Schriften. Nebst einer Abhandlung über den Verfasser der Apostelgeschichte. — Aug. S. 301 — Straufs.
14. Staudenmaier, Encyklopädie der theologischen Wissenschaften als System der gesammten Theologie. — Oct. S. 489. — Rosenkranz.
15. Dittenberger, über Predigerseminarien. — Nov. S. 806. — Marheineke.
16. Nägeli, christliches Gesangbuch für öffentlichen Gottesdienst und häusliche Erbauung. — Dec. S. 809. — v. Winterfeld.
17. Straufs, das Leben Jesu. Erster Bd. — Dec. S. 879. — Bauer.

III. Jurisprudenz.

1. Mittermaier, das deutsche Strafverfahren in der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und Partikulargesetzbücher und in genauer Vergleichung mit dem Englischen und Französischen Strafprocesse. 2te Aufl. Erste Abtheil. 1832. Zweite Abtheil. 1833. — Febr. S. 225. — Abegg.
2. Mittermaier, die Lehre vom Beweise im deutschen Strafprocesse nach der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und deutsche Gesetzbücher in Vergleichung mit den Ansichten des Engl. und Franz. Strafverfahrens. 1834. — Febr. 225. — Abegg.
3. Klüber, Abhandlungen und Beobachtungen für Geschichtskunde, Staats- und Rechtswissenschaft. Bd. 1. 1830. Bd. 2. 1834. — April. S. 563. — Heffter.
4. Krug, die Lehre von der Compensation. — Juli. S. 23. — Hunger.
5. Büchel, civilrechtliche Erörterungen. 1. Ueber die Natur des Pfandrechts. Marburg 1833 — Aug. S. 181. — Hunger.
6. Abegg, die verschiedenen Strafrechtstheorieen in ihrem Verhältnisse zu einander und zu dem positiven Rechte und dessen Geschichte. Eine kriminalistische Abhandlung. — Sept. S. 389. — Fr. Gärtner.
7. Gaupp, das alte Gesetz der Thüringer oder die lex Angliorum et Werinorum in ihrer Verwandschaft mit der lex Salica oder der lex Ripuariorum dargestellt und mit erklärenden Anmerkungen herausgegeben. — Nov. S. 649. — Wilda.

IV. Staats- und Kameralwissenschaften.

1. Flury, de la richesse, sa définition et sa génération ou notion primordiale de l'économie politique. — Jan. S. 18. — Schön.
2. Story, commentaries on the constitution of the United States. — Juli S. 142. — Kufahl.
3. Huerne de Pommeuse, des colonies agricoles et de leurs avantages etc., avec des recherches comparatives sur les divers modes de secours publics etc — Aug. S. 287. — Bened. Herrmann.
4. De Morogues, du paupérisme, de la mendicité et des moyens d'en prévenir les funestes effets. — Aug. S. 287. — Bened. Herrmann.
5. De Villeneuve-Bargemont, économie politique chrétienne ou recherches sur la nature et les causes du paupérisme en France et en Europe, et sur les moyens de le soulager et de le prévenir. 3 Bde. — Aug. S. 287. — Bened. Herrmann
6. Bülau, der Staat und der Ackerbau. — Sept. S. 463.
7. Derselbe, der Staat und die Industrie. — Sept. S. 463.
8. Hepp, essai sur la theorie de la vie sociale et du gouvernement representatif, pour servir d'introduction à l'étude de la science sociale, ou du droit et des sciences politiques. — Sept. S. 342. — Rauter.

V. Geschichte und Kriegswissenschaft.

1. Faustus, des Byzantiners Geschichte der Armenier. Armenisch. Venedig 1832. — Jan. S. 172. — Wilmans.
2. Halling, 1. Geschichte der Deutschen von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart, aus den Quellen bearbeitet. Th. 1. (Geschichte der Skythen in Asien.) Heft 1. und 2.
2. de flave gente Budinorum dissertatio. — Aug. S. [illegible]. — Ferd. Müller.
3. Letronne, matériaux pour l'histoire du christianisme en Egypte, en Nubie et en Abyssinie, contenus dans trois mémoires académiques sur des inscriptions grecques des V et VI siècles — Jan. S. 17. — Kosegarten.
4. Michelsen, 1) Archiv für Staats- und Kirchengeschichte der Herzogthümer Schlefswig, Holstein, Lauenburg und der angrenzenden Länder und Städte. Herausgegeben von Dr. A. L. J. Michelsen und J. Asmussen. Ersten Bandes erstes Heft.
2) Archiv u. s. w. Namens der S. H. L. Gesellschaft für vaterländische Geschichte redigirt von Michelsen und Asmussen. Erster Band. — Jan. S. 145. — Beseler.
5. v. Hormayr, Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. 4ter und 5ter Jahrg. — Febr. S. 196. — Barthold.
6. v. Mosel, Geschichte der K. K. Hofbibliothek zu Wien. Mit 2 Lithographien. — Febr. S. 265. — Wilken.
7. Fiedler, Geschichte des römischen Staats und Volkes, für die oberen Klassen in Gelehrtenschulen dargestellt. Zweite Aufl. — März. S. 382.
8. Warnkönig, Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahr 1305. Bd 1. Tübingen 1835. — März. S. 449. — Leo.
9. Gachard, collection de documens inédits concernant l'histoire de la Belgique. Tom 1. et 2. — März. S. 449. — Leo.
10. Montgomery Martin, history of the british colonies. Vol. II. Possessions in the Westindies. — März. S. 350. — Meinecke.
11. Taron, 1) Geschichte Tarons von Zenob dem Syrer. Armenisch
2) Johannes des Bischofs von Mamikonich Geschichte Tarons. Armenisch. — März S. 461. — Wilmanns.
12. Wilken, die drei Perioden der Königl. Preufs. Akademie der Wissenschaften und König Friedrich der Zweite als Geschichtschreiber. — März. S. 414. — Varnhagen v. Ense
13. Cortez, drei Berichte des General-Kapitains von Neuspanien, Don Fernando Cortez an Kaiser Karl V. Aus dem

Spanischen übersetzt, mit einem Vorwort und erläuternden Anmerkungen von Dr. Koppe. — Apr. S. 497. — Rehfues.

14. Gansauge, Veranlassung und Geschichte des Krieges in der Mark Brandenburg im Jahr 1675. Nach Archivalien des Geh. Staatsarchivs zu Berlin u. s. w. bearbeitet. — April. S. 581. — Varnhagen v. Ense.

15. Mirkhond, history of the early Kings of Persia from Kaiomars the first of the Peshdadian dynasty to the conquest of Iran by Alexander the Great, translated from the original Persian, with notes and illustrations by D. Shea. — Apr. S. 510. — F. Müller.

16. Ranke, die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16ten und 17ten Jahrh. Erster Band. — April. S. 628. — Aschbach.

17. Rudhart, über die Behandlung der Baierschen Geschichte. — April. S. 598. — Phillips.

18. Vehse, Tafeln der Geschichte. Die Hauptmomente der äufsern politischen Verhältnisse und des inneren geistigen Entwickelungsganges der Völker und Staaten alter und neuer Welt, in chronologischer und ethnographischer Ordnung. 60 Tafeln auf Doppelfol. — April. S. 641. — Rühle v. Lilienstern.

19. Lappenberg, Geschichte von England. Erster Band. — Mai. S. 657. — Phillips.

20. Niemann, Geschichte des Grafen v. Mansfeld. — Mai. S. 721. — Lehmann.

21. J. A. Pischon, Lehrbuch der allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten Erster Theil. — Mai. S. 777. — Zumpt.

22. E. A. Schmidt, Grundrifs der allgem. Weltgeschichte. In drei Abtheil., alte, mittlere und neue Geschichte. — Mai. S. 777. — Zumpt.

23. Bauch, Epaminondas und Thebens Kampf um die Hegemonie — Juni S. 894. — Zumpt.

24. Kutzen, Perikles als Staatsmann. — Juni. S. 951. — Zumpt.

25. Droysen, Geschichte Alexanders des Grofsen. — Juli. S. 119. — Pafs.

26. Wittich, de reipublicae romanae ea forma, qua L. Corn. Sulla dictator totam rem romanam ordinibus, magistratibus, comitiis commutavit. — Juli. S. 148 — A. W. Z.

27. Kefsler, Leben des Geh. Rathes und Doctors der Arzeneiwissenschaft Ernst Ludw. Heim. 2 Theile. — Aug. S. 262. — Varnhagen v. Ense.

28. Mailath, Geschichte von Oesterreich. 1ter Band. — Juli. S. 204. — Böttiger.

29. Thom. Kantzows, Chronik von Pommern in niederdeutscher Mundart. Nach des Verfs. eigner Handschrift herausgegeben und mit Einleitung, Glossar und einigen anderen Zugaben versehen durch W. Böhmer. — Sept. S. 348. — Lappenberg.

30. v. Raumer, historisches Taschenbuch. Sechster Jahrgang. — Sept S 421. — B. Bauer.

31. C. Taylor, the history of Mohammedanism and its sects, derived chiefly from oriental sources. — Sept. S. 356. — L. Kosegarten.

32. Ullmann, Joh. Wessel, ein Vorgänger Luthers. — Sept. S. 364. — B. Bauer.

33. *Δοκίμιον ἱστορικὸν περὶ τῆς φιλικῆς ἑταιρίας ὑπὸ Ἰωάννου Φιλήμονος* — Oct. S. 597. — Kind.

34. Dunmore Lang, an historical and statistical account of Newsouthwales both as a penal settlement and as a british colony. 2 Voll. — Oct. S. 542. — Meinicke.

35. v. Rotteck, allgem. Geschichte vom Anfang der historischen Kenntnifs bis auf unsere Zeiten für denkende Geschichtsfreunde. 9 Bände. 10te Aufl. — Oct. S. 593. — G. Binder.

36. Aperçu des entreprises des Mongoles en Géorgie et en Arménie dans le XIIIe siècle, traduit de l'Arménien, publié et accompagné de notes par M. Klaproth. — Nov. S. 688. — Petermann.

37. Kosegarten, Pommersche und Rügische Geschichtsdenkmäler oder alte historische Berichte und Urkunden, welche die Geschichte Pommens und Rügens betreffen. 1ter Bd. — Nov. S. 711. — Lappenberg.

38. Kosegarten, de Gryphiswaldia, hansae teutonicae socia. — Nov. S. 711. — Lappenberg.

39. Arendt, Leo der Grofse und seine Zeit. — Dec. S 831. — Aschbach.

40. Flathe, Geschichte Macedoniens und der Reiche, welche von Macedonischen Königen beherrscht wurden. Th. II. Vom Untergang des Persich-Macedonischen Reiches bis zum Ausgang des Reiches der Ptolemäer. — Dec. S. 925. — Müller.

41. Frandsen, über die Politik des M. Agrippa. — Dec. S. 871. — v. Gruber.

42. Phillips, deutsche Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung. 2ter Band. — Dec. S. 865. — Leo.

VI. *Philologie.*

a) *Allgemeines.*

1. Herrmannus, Regii seminarii philologici instaurationem indicit Director Godofr. Herrmannus. Inest dissertatio de officio interpretis. — Jan. S. 81. — Boeckh.

2. Salgo, Vergangenheit und Zukunft der Philologie. — Oct. S. 641. — Joh. v. Gruber.

b) *Orientalische Philologie.*

1. v. Hammer, Samachscharis goldene Halsbänder. Arabisch und Deutsch. — Jan. S. 166. — Wilken.

2. v. Bohlen, Bartriharis sententiae et carmen, quod Chauri nomine circumfertur eroticum. Ad codicum Mscpt. fidem ed., latine vertit et comment. instruxit P. a Bohlen. — Febr. S. 249. — Stenzler.

3. Flügel, Textum arabicum Corani ad fidem librorum msptorum et impressorum et ad praecipuorum interpretum lectiones et auctoritatem recensuit indicesque triginta sectionum et suratarum addidit Flügel. — Febr S. 319. — Wilken.

4. Vullers, Fragmente über die Religion Zoroasters, aus dem Persischen übersetzt. — April S. 510. — Müller.

5. Freitag, chrestomathia arabica grammatica, historica. — Mai S. 692. — Johannsen.

6. Vedânta-Sâra, elements of theology according to the Vedas by Sadananda Parivrâjakacharyya with a commentary by Rama-Krishna-Tirtha — Dec. S. 839. — Windischmann.

c) *Griechische Philologie.*

1. Ritschelii, professoris Vratislaviensis, de Oro et Orione commentatio. Specimen historiae criticae grammaticorum graecorum. — Jan. S 57. — F. Ranke.

2. Munk, die Metrik der Griechen und Römer. — S. 366. — Sachs.

3. Angelus Majus, classicorum auctorum e Vaticanis codicibus editorum Tomus IV. et V. — Juni. S. 941. — Bernhardy.

4. Cramer, anecdota Graeca e codicibus manuscriptis bibliothecarum Oxoniensium descripta. Vol. I. — Juli. S. 108. — Bernhardy.

5. Ast, lexicon Platonicum, Vol. I. Fasc. 1 et 2. — Aug. S. 275. — Bernhardy.

6. Ellendt, lexicon Sophocleum, Vol. I. — Aug. S. 275. — Bernhardy.

7. Salomon, de Platonis quae feruntur epistolis. — Sept. S. 449. — Boumann.

8. Thucydidis, de bello Peloponnesiaco libri octo. Ed. Poppo. Pars I — III. — Sept. S. 409. — Franz.

9. Fritzsche, de sortitione judicum apud Athenienses commentatio. — Oct. S 509. — Schömann.

Dasselbe S. 609. — Böckh.

10. Petersen, Handbuch der Griechischen Litteraturgeschichte. — Oct. S. 576. — Bernhardy.

11. Freese, de mscpts Neapolitanis Pindari. — Nov. S. 702. — Böckh.
12. Griepenkerl, die Tragödien des Sophokles übersetzt. Erster Theil. — Dec. S. 873. — Heidemann.

d) Römische Philologie.

1. Stürenberg, Ciceronis de officiis libri III. — April. S. 549. — A. W. Z.
2. Hofmann Peerlkamp, Horatii Flacci carmina. — Mai. S. 737. — Bernhardy.
3. W. Lindau, die Partikeln dafs, ut, quod und die Konstruction des Accus. mit dem Infinit., aus dem Gesichtspunkte der philosophischen Grammatik betrachtet — Mai. S. 685. — Haase.
4. Zumpt, latein. Grammatik. 7te Aufl. — Nov. S. 793. — Gabbler.
5. Kirchner, Quaestiones Horationae. — Dec. S. 857. — Lange.

e) Moderne Philologie.

1. Dobrowsky, Entwurf zu einem allgemeinen Etymologikon der Slawischen Sprachen. 2te verm. und verb. Aufl. von W. Hanka. — Jan. S. 27. — Glückselig.
2. Dobrowsky's Slawin. Botschaft aus Böhmen an alle Slawische Völker, oder Beiträge zu ihrer Charakteristik, zur Kenntnifs ihrer Mythologie, ihrer Geschichte und Alterthümer, ihrer Litteratur und ihrer Sprachkunde nach allen Mundarten. 2te Aufl. von W. Hanka. — Febr. S. 212. — Glückselig.
3. Graff, Althochdeut. Sprachschatz oder Wörterbuch der althochdeutschen Sprache, etymologisch und grammatisch u. s. w. 1te und 2te Lief. — Febr. S. 316. — Bopp
4. Hanka, Zbjrka nydawnegsjch Slownjku latinsko-ceskych. Vetustissima vocabularia latino-boëmica etc. W. Hanka. — Febr. S. 279. — Glückselig
5. Miauli, Ὑπομνημα περι της νησους Ὑδρας. — Febr. S. 199. — v. Karajan.
6. Heyse, Handwörterbuch der deutschen Sprache angelegt von J. C. A. Heyse, ausgeführt von K. W. L. Heyse 1ter Theil A. bis K. — März. S. 390. — Lisch.
7. Possart, neugriechische Grammatik nebst Chrestomathie. — Juni. S. 965. — v. Karajan.
8. Wenzel von Oleska, polnische und russische Lieder des gallicischen Volkes, mit den dazu gehörigen Melodien, instrumentirt von K. Lipinsky. — Juli. S. 103. — Purkinje.
9. Skeireins, Aivaggêljôns thairh Jôhannên. Auslegung des Evangelium Johannis in Gothischer Sprache. — Sept. S. 459. — Mafsmann.
10. *Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος ἢ συλλογὴ ποικίλων ποιημάτων ὑπὸ Ἀλεξάνδρου Σούτσου.* Mit grammat. Erklärungen und einem Wörterbuche, herausgegeben von Th. Kind. Vol. I. — Oct. S. 636. — Mullach.
11. Saavedra, El moro exposito, ò Cordoba y Burgos en el siglo Xmo. — Oct. S. 563. — Wolf.
12. Neugriechische Chrestomathie mit grammat. Erläuterungen und einem Wörterbuche herausgegeben von Th. Kind. — Nov. S. 743. — Mullach.
13. De Terrebasse, l'histoire de Polanus, comte de Lyon. — Dec. S. 945. — Wolf.

VII. Kunstkritik und Archäologie.

1. Deycks, Göthes Faust. Andeutungen über Sinn und Zusammenhang des 1ten und 2ten Theiles der Tragödie. — Jan. S. 70. — V. v. E.
2. Hock, Novellen und Erzählungen. — Jan. S. 38. — Mundt.
3. Vasari, Leben der Maler, Bildhauer und Baumeister von Cimabue bis zum J. 1567, aus dem Italienischen. Mit den wichtigsten Anmerkungen der früheren Herausgeber, so wie mit neueren Berichtigungen begleitet und herausgegeben von Ludw. Schorn. 1ter Bd. — Jan. S. 163. — v. Rumohr
4. Kretschmer, Ideen zu einer Theorie der Musik. — Febr. S. 297. — v. Winterfeld.
5. Morgenstern, Joh Wolfgang Göthe. Vortrag gehalten in der feierlichen Versammlung der kaiserl. Universität Dorpat. — Febr. S. 214. —
6. Döring, Nachlese zu Fr. v. Schillers sämmtlichen Werken. — März. S. 431. —
7. v. Eichendorf, Dichter und ihre Gesellen. Novelle. — März. S. 440. — Scholl.
8. Rückert, gesammelte Gedichte. — März S. 423. — Weifse.
9. Schefer, die Gräfin Ulfeld Historischer Roman. 2 Bde. — März. S. 494. — Kuhne
10. Seyffarth, Beiträge zur Kenntnifs der Litteratur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegyptens. Heft 2, 3, 4, 5 und 6. — März. S. 337. — L. Ideler.
11. Krech, Erinnerungen an Winckelmann. Abhandlung. — April. S. 655. — V. v. E.
12. Dorpater Jahrbücher für Litteratur und Kunst, besonders Rufslands, herausgegeben vom Prof. Blum u. s. w. 2r Bd. — Mai S. 773. — Erdmann.
13. Dulaurier, examen d'un passage des stromates de St. Clément d'Alexandrie relatif aux ecritures egyptiennes. — Mai. S. 761. — Kosegarten
14. Goulianof, Bemerkungen über den Thierkreis zu Denderah; aus dem Russischen übersetzt von Goldbach. — Mai. S. 761. — Kosegarten.
15. Klaproth, examen critique des travaux de feu M. Champollion sur les Hieroglyphes. — März. S. 761. — Kosegarten.
16. Schneider, biblisch-geschichtliche Darstellung der hebräischen Musik. — Mai S. 678. —
17. E. Weber, die Aesthetik aus dem Gesichtspunkt gebildeter Freunde des Schönen. 1te Abtheilung. — Mai. S. [illegible] — Weifse.
18. De Custine, le monde comme il est. 2 Vol. — Juni. S. 849. — Varnhagen v. Ense.
19. Catalogue of manuscripts in the british Museum Vol. I. — Juni. — S. 862. — Wilken
20. Göthes und Zelters Briefwechsel. Th. 4. 5 und 6. — Juni. S. 953. — Kühne.
21. Nicolo Maggiore, due opuscoli archeologici. — Juni. S. 856. — C. G. Z.
22. Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. — Juni. S. 905. — Th. Mundt
23. Duca di Serradifalco, le antichità della Sicilia esposte ed illustrate. Vol. II. — Juni S. 857. — Zumpt.
24. Eméric-David, Jupiter. Recherches sur ce Dieu, sur son culte et sur les monumens, qui le représentent. Ouvrage précédé d'un Essai sur l'esprit de la religion grecque. — Juli. S. 20. — Schöll.
25. Rosellini, i Monumenti dell'Egitto et della Nubia disegnati dalla spedizione scientifico-letteraria Toscana in Egitto. Parte II. Monumenti civili. Tomo I. — Aug. S. 275. — L. Ideler.
26. Schnaase, Niederländische Briefe. — Aug. S. [illegible] — Rosenkranz.
27. Wilkinson, Topography of Thebes and general view of Egypt. — Aug. S. 278. — L. Ideler.
28. Holmboe, descriptio ornamentorum partim aureorum et nummorum saeculi octavi et noni in praedio Hoen, in parochia Eger repertorum. — Sept. S. 40[illegible] — G. Friedländer.
29. Vita di Benvenuto Cellini orefice e scultore fiorentino scritta da lui medesimo. Vol. 1 — 3. Sept. S. 381. — G. Friedländer.
30. Wienbarg, ästhetische Feldzüge dem jungen Deutschland gewidmet. — Sept. S. 441. — C. Weifse.
31. Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde. 3 Thle. — Nov. S. 673. — C. H. Weifse.
32. v. Knebels litterarischer Nachlafs und Briefwechsel. Her-

ausgegeben von Varnhagen von Ense und Th. Mundt, Erster Band. — Nov. 721 — Abeken.
33. Marmier, Etudes sur Göthe — Nov. 705 — Hotho.
34. Marsand, I Manoscritti italiani della regia biblioteca Parigina. — Nov. S. 705 — Friedländer.
35. Becker und Billroth, Sammlung von Chorälen aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert u. s. w. — Dec. S. 809. — v. Winterfeld.
36. Namur, manuel du bibliothecaire. — Dec. S. 919. — Friedländer.

VIII. Geographie, Physik und Chemie.

1. Murray, an encyclopediae of Geography. — Jan. S. 78. — Reinganum.
2. Madox, Excursions in the holy land, Egypt., Nubia, Syria etc. including a visit to the unfrequented district of Haouran 2 Vols. — Febr. S. 327. — Meinicke.
3. Eichwald, Reise auf dem Kaspischen Meere und in den Kaukasus im Jahre 1825. Erster Theil. — April. S. 525. — Meinicke.
4. Hainhofer's Reisetagebuch, enthaltend Schilderungen aus Franken, Sachsen, der Mark Brandenburg und Pommern im Jahre 1617. — April. S. 631. — Lisch.
5. D. Lang, view of the origin and migrations of the polynesian nation. — Juni. S. 830. — Meinicke.
6. Arundell, Discoveries in Asia minor. — Juli. S. 79. — Meinicke.
7. Gobat, Journal of a three years residence in Abyssinia in furtherance of the objects of the church missionary society. — Juli. S. 7.
8. Agren, allgemeines Lehrbuch. 1te Abtheilung. Physische Erdbeschreibung. — Aug. S. 265. — v. Roon.
9. Bulletin de la société de la géographie. 2 Voll. — Oct. S. 647. — Reinganum.
10. v. Humboldt, kritische Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt und die Fortschritte der nautischen Astronomie im 15ten und 16ten Jahrhundert. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. L. Ideler. Erster Bd. 1te Lieferung. — Dec. S. 823. — Walter.

IX. Mineralogie, Botanik und Zoologie.

1. Burmeister, Handbuch der Entomologie Bd. 1. Allgemeine Entomologie. — Jan. S. 33. — Ratzeburg.
2. Carus, Lehrbuch der vergleichenden Zootomie. Der zweiten Auflage 1ter und 2ter Theil. — Febr. S. 334.
3. Holl, Wörterbuch deutscher Pflanzennamen. — Febr. S. 246. — Ratzeburg.
4. De Martius, Flora Brasiliensis. Vol. I. pars prior. — Febr. S. 181. — Nees v. Esenbeck.
5. Nees v. Esenbeck, Hymenopterorum Ichneumonibus affinium monographiae, genera europaea et spec. illustrantes. Vol. I. — Febr. S. 303. — Burmeister.
6. Brandt und Ratzeburg, medicinische Zoologie oder getreue Darstellung und Beschreibung der Thiere, die in der Arzneimittellehre in Betracht kommen, in systematischer Folge herausgegeben. 2 Bde in 4to. — März. S. 405. — Wiegmann.
7. Endlicher, Prodromus Florae Norfolkicae. — März. S. 479. — Nees v. Esenbeck.
8. Schott, Rutaceae. Fragmenta botanica. — April. S. 535. — Nees v. Esenbeck.
9. Schott, Genera Filicum. Lieferung 1 und 2. April. S. 535. — Nees v. Esenbeck.
10. Tidskrift för Jägare och Naturforskare, utgiffen af Jägare Förbundet i Stockholm. I. II. och III. Årgången — April. S. 577. — Gloger.
11. P. F. Bouché, Naturgeschichte der Inseckten. 1te Lieferung. — Mai. S. 798. — Burmeister.
12. Brehm, Handbuch für Liebhaber der Stuben- und Hausvögel. — Mai. S. 742. — Gloger.
13. Endlicher, Atakta botanica. 1 — 4te Lieferung. — Mai. S. 803. — Nees v. Esenbeck.
14. Hübener, Muscologia Germanica. — Aug. S. 675. — Nees v. Esenbeck.
15. Derselbe, Hepaticologia Germanica. — Aug. S. 675.
16. Just, meine Beobachtungen über die am Eisleber Salzsee vorkommenden Vögel. — Mai S. 784 — Gloger.
17. Menetries, catalogue raisonné des objets de Zoologie. — Mai. 715. — Gloger.
18. Schott und Endlicher, Meletemata botanica. — Mai. S. 803. — Nees v. Esenbeck.
19. Jac. Sturm's, Deutschlands Fauna in Abbildungen nach der Natur. IIte Abtheilung, die Vögel. Bearbeitet von J. H. F. und J. W. Sturm. 3 Hefte. — Mai. S. 662. — Gloger.
20. Sigismund Kunth, Anleitung zur Kenntnifs sämmtlicher in der Pharmacopaea Borussica aufgeführten officinellen Gewächse nach natürlichen Familien. — Mai. S. 972. — Nees v. Esenbeck.
21. L. Nees v. Esenbeck und H. Ebermayer, Handbuch der medicinisch-pharmaceutischen Botanik. 1ter und 2ter Bd. — Juni. S. 972. — Nees v. Esenbeck.
22. Pückler-Muskau, Andeutungen über Landschaftsgärtnerei. — Juni. S. 889. — Carus.
23. Purkinje et Valentin, de phaenomeno generali motus vibratorii continui in membranis animalium plurimorum obvii. Juni. S. 934. — C. H. Schultz.
24. Mantell, the Geology of the South-East of England. — Juli. S. 126. — Herm. v. Meyer.
25. Wiegmann, Archiv für Naturgeschichte. — Juli. S. 94. — Burmeister.
26. Hawkins, Memoirs of Ichthyosauri and Plesiosauri, extinct Monsters of the ancient Earth. — Aug. S. 325. — Herm. v. Meyer.
27. Pieper, das wechselnde Farbenverhältnifs in den verschiedenen Lebensperioden des Blattes nach seinen Erscheinungen und Ursachen. — Aug. S. 238.
28. Wikström, Jahresbericht der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften über die Fortschritte der Botanik. Uebersetzt und mit Zusätzen von Beilschmidt. — Aug. S. 222. — Nees v. Esenbeck.
29. Bischoff, die Lehre von den chemischen Heilmitteln oder Handbuch der Arzneimittellehre. 1 — 3ter Bd. — Sept. S. 329. — Friedr. Hufeland.
30. Klug, Jahrbücher der Insektenkunde mit besondrer Rücksicht auf die Sammlung im Königl. Museum zu Berlin. 1ter Bd. — Sept. S. 448. — Burmeister.
31. Joh. Andr. Naumann's Naturgeschichte der Vögel Deutschlands. — Durchaus umgearbeitet, systematisch geordnet, vervollständigt, herausgegeben von dessen Sohne Joh. Friedr. Naumann. VI und VIIter Theil. — Sept. S. 430. — Gloger.
32. Wight and Walker-Arnott, Prodromus Florae Peninsulae Indiae orientalis. Vol. I. — Sept. S. 438. — Nees v. Esenbeck.
33. Reichenbach, Flora Germanica excursoria ex affinitate regni vegetabilis naturali disposita. — Oct. S. 585. — Fr. Wimmer.
34. Nilsson, Skandinavisk Fauna. — Dec. S. 964. — Gloger.

X. Physiologie und Medicin.

1. Rust, Aufsätze und Abhandlungen aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Staatsarzneikunde. 1ter Bd. — Jan. S. 157. — Fricke.
2. Seiler, Beobachtungen ursprünglicher Bildungsfehler und gänzlichen Mangels der Augen bei Menschen und Thieren. — Jan. S. 55. —

3. Beaumont, Experiments and Observations of the Gastric Juice and the Physiology of the Digestion Aus dem Englischen übersetzt von Bernh. Luden. — Febr. S. 204. — Schultz.
4. Schultz, Grundrifs der Physiologie. — Febr. S. 241. — Carus.
5. Schultz, De alimentorum concoctione experimenta nova instituit. Accedit oratio de Physiologia veterum et recentiorum, comparatis deque methodo physiologiae ipsius organismi substantiae congrua. — Febr. S. 241. — Carus.
6. Boehm, de glandularum intestinalium structura penitiori dissert anatomica — April. S. 613. — Schultz
7. Velpeau, Ovologie humaine. — April. S. 601. — Purkinje.
8. Schultz, de alimentorum concoctione experimenta nova. — Mai S. 756. — Schultz.
9. Schlemm, observationes neurologicae. — Mai. S. 815. — Schultz.
10. C. W. Hufeland, neue Auswahl kleiner medicinischer Schriften, 1ter Bd. — Juni. S. 869. — H. Schultz.
11. Eisenmann, die Krankheitsfamilie Pyra. — 1ter und 2ter Bd. — Juli. S. 129. — L. Matthaei.
12. Ferd v. Graefe, Jahresbericht über das klinisch-chirurgisch-augenärztliche Institut der Königl. Universität zu Berlin. 17te Folge. — Juli. S. 168. —
13. Hoffmann, Vergleichende Idealpathologie. Ein Versuch die Krankheiten als Rückfälle der Idee des Lebens auf untere normale Lebensstufen darzustellen. — Juli S. 8. — Leupoldt.
14. Stark, Commentatio anatomico-physiologica de venae azygos natura vi atque munere. — Juli S. 62. — Schultz
15 Panizza, Osservazioni antropo-zootomico-fisiologiche — Aug. S. 215. — Carus.
16. Phöbus, Handbuch der Arzneiverordnungslehre. 1ter Theil Allgemeine Arzneiverordnungslehre. — Dec. S. 894. — W.



